


SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
18 Sept. 1876.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Achtzehnter Jahrgang.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1845.

Alphabetisches
Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1845.

A.

F.

G.

H.

J.

K.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Z.

Nr. 1.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Januar 1845.

Bilder aus Hindostan.

(Nach Lt. Col. Sleemans: Rambles and Recolections of an Indian Official.)

1. Jährliche Marktfeste an den Ufern der heiligen Ströme.

Ehe wir unsere Reise nach dem Himalaya begannen, machten wir noch einmal einen Ausflug nach den Marmorfelsen am Nerbudda zu Beraghat. Es war am Ende des Katik, wo die Hindus ihre Marktfeste an allen heiligen Strömen feiern, in den Orten, welche durch Dichtung und Sage als der Schauplatz irgend einer That oder Machtäußerung der Götter bezeichnet sind. Diese Märkte haben zugleich Belustigung und religiöse Feier zum Zweck, denn jeder geht nach Möglichkeit der Freude nach und sucht zugleich sich von allen frühern Sünden zu reinigen, indem er betet, in der heiligen Fluth sich badet und lobenswerthe Entschlüsse künftiger Besserung faßt. Die religiösen Festlichkeiten dauern fünf Tage, sie finden an allen heiligen Strömen Indiens zu gleicher Zeit statt, und ich glaube der größere Theil der gesammten Hindubevölkerung vom Himalaya bis zum Cap Comorin ist in diesen fünf Tagen an solchen Märkten versammelt. Wenn man den Ganges hinabfährt, so kann man an Einem Tage ein halbes Duzend solcher Märkte sehen, jeden mit einer Menschenmasse so groß wie in einer volkreichen Stadt, und ungemein malerisch durch die Pracht und Mannichfaltigkeit der Zelte. Der Bewahrer des Weltalls (Bagbwan) Wischnu steigt nach dem Glauben des Volks am 26 Assar (Junius) nach der Unterwelt (Putal) hinab, um Radschah Ball gegen die Angriffe Indras zu schützen, vier Monate bei ihm zu bleiben und am 26 Katik wieder heraufzukommen. Während seiner Abwesenheit hört aller Gottesdienst und alle Festlichkeiten auf, und sie beginnen erst wieder an diesen Märkten, wo das Volk sich versammelt, um seine Wiederauferstehung zu begrüßen.

Unsere Zelte waren auf einem Rasenplatz an einem kleinen, in den Nerbudda fallenden Bache aufgeschlagen, dessen anderes Ufer die versammelte Menge einnahm. Nachts waren alle Zelte und Buden beleuchtet, und die Scene kaum minder belebt, als am Tage; was aber einem Europäer am meisten auffällt, das ist die allenthalben herrschende Ruhe: man sieht keine Störung, und fühlt sich überzeugt, daß auch keine eintreten wird; unbesorgt läßt man Weib und Kind unter einer Masse von 100,000 fremden Menschen mit fremder Sprache und fremder Religion und geht auf die Jagd in die fernen Wälder. Es ist ein eigenthümlicher Umstand, daß während des großen Aufstandes der Sipahis zu Barrakpur im J. 1824 die Rädelsführer sich durch einen feierlichen Eid verpflichteten, keine Frau und kein Kind eines Europäers antasten zu lassen, möge aus ihrem Streit mit der Regierung und den Officieren auch entstehen was da wolle. Capitän Reid vom Generalstab aber ließ seine fünf Kinder in die Linien gehen und mit den Soldaten der aufrührerischen Regimenter spielen bis zu dem Tage, wo die Artillerie gegen sie aufgeführt wurde, und von mehr als 30 europäischen Damen, die sich in der Garnison befanden, fiel nicht einer bei, den Ort zu verlassen, bis sie die Kanonen donnern hörten. Die Frau des Obersten Faithful reiste mit ihrer Tochter und einer andern jungen Dame, die eben aus England angekommen war, von Calcutta nach Ludiana am Setledsch, mehr als 1200 Meilen weit, in Palankins mit stets abgelösten Trägern, ohne auch nur einen Bedienten bei sich zu haben. Die Reise dauerte 14 Tage und Nächte ohne Unterbrechung fort, und ohne daß ihnen die mindeste Unbild zugefügt worden wäre. Aehnliche Fälle kommen tagtäglich vor, und legen gewiß ein günstiges Zeugniß ab für den Charakter unserer Herrschaft. Würden die Männer ihre Frauen und Töchter so unbeschützt unter eine Menge lassen, welche Haß gegen sie und ihre Herrschaft hegte? Wir wissen daß das Volk allenthalben uns achtet, trotz unserer Fehler, und wir lassen es gerne fühlen, daß wir ihm Vertrauen schenken.

Die Volksmasse an diesem Markt war wie gewöhnlich ungeheuer, aber viele, die keine Zelte sich anschaffen konnten, wurden vor der Zeit durch schwere Regenschauer fortgetrieben. Bei dieser, wie bei allen ähnlichen Gelegenheiten badet das Volk im Nerbudda, ohne Beihülfe der Priester, aber eine Menge armer Braminen findet sich ein, um Almosen zu sammeln,

doch nicht um bei den Ceremonien hülfreiche Hand zu leisten. Wer es vermochte, gab diesen Männern, wenn sie aus dem Wasser kamen, eine Kleinigkeit, aber niemals ward etwas gefordert, nicht einmal mit irgend einem Anschein von Zudringlichkeit begehrt, wie dieß auf den Marktplätzen und heiligen Orten am Ganges gewöhnlich ist. Am ersten Tage badet das Volk unterhalb der Schnelle, über welche der Fluß herabfällt nach dem Heraustreten aus seiner friedlichen Behausung zwischen den Marmorfelsen, am zweiten Tage gerade oberhalb dieser Schnelle, und am dritten Tag etwa eine Stunde noch weiter oben, wo der ganze in ein schmales Rinnsal zusammengedrängte klare Nerbudda wild sich hinabstürzt in einen tiefen Schlund von Marmorfelsen. Diesen Fall des heiligen Stroms nennt das Volk Dovandhar oder den rauchenden Fall, von dem dicken Dampf, den man jeden Morgen daraus aufsteigen sieht. Aus dem Schlunde heraus gleitet der Fluß ruhig und unmerklich eine halbe Stunde weit in einem 30 bis 150 Fuß breiten, ziemlich tiefen, nach dem Volksglauben bodenlosen Rinnsal fort, an dessen beiden Seiten schneeweiße Marmorfelsen 100 Fuß hoch senkrecht aufsteigen. In den Spalten der weißen Felsen sind zahlreiche große schwarze Hornißnester, stets bereit über den Unglücklichen herzufallen, der ihre Ruhe stört. Hier ruhen auch nach der Volkssage die Panduas, die Helden des großen homerischen Gedichts, des Mahabharata, deren Namen ins Nerbuddathal übergetragen worden. Jeder phantastisch geformte Fels wird der göttergleichen Kraft dieser großen Helden der indischen Sage zugeschrieben, und verknüpft sich mit dem Andenken an die Ereignisse, in denen sie eine Rolle gespielt haben sollen.

Die Schichten der Sandsteinkette von Keimor, welche das Nerbuddathal quer durchsetzt, erheben sich an einigen Stellen fast senkrecht mehrere hundert Fuß über die Ebene, während anderswo ihre Gipfel meilenweit kaum sichtbar sind. Das sind eben so viele Ochsenpaare, welche von den Pfeilen Ardschans in Stein verwandelt wurden, und mancher Bach, der jetzt das Thal bewässert, entsprang, wenn dessen Krieger Durst litten, durch die Berührung seiner Lanze aus dem Boden. Die Götterbilder früherer Tage, die jetzt unter den Ruinen alter Städte zerstreut umherliegen, vergraben in der Tiefe des Waldes, sind nichts anderes, als die Leichen der Erdkönige, die in Stein verwandelt wurden, weil sie es wagten mit diesen Halbgöttern in Kampf zu gehen. Die Teiche zwischen den Felsen am Nerbudda tragen noch die Namen der fünf Brüder, der Helden dieses großen Gedichts, und werden jährlich von Hunderttausenden besucht, welche fest glauben, daß ihre Gewässer einst die müden Glieder dieser Helden erfrischten. Was ist das Leben ohne den Reiz der Einbildungskraft, ohne die Unterhaltung, welche durch diese heiligen Sagen denen zu Theil wird, die zu ihrem Unterhalt nichts besitzen, als ihrer Hände Arbeit! Das Volk hier glaubt, daß der Ganges nur noch 60 Jahre lang der heilige Strom bleiben könne und daß dann der Nerbudda an seine Stelle treten werde. Das Wasser des Nerbudda ist bereits um so viel heiliger, als das des Ganges, daß sein Anblick schon Menschen von ihren Sünden heilt, während man den Ganges berühren muß, ehe er diese Wirkung haben kann.

In dem auf einem kegelförmigen Felsen erbauten Hügel, zu Beraghat, von wo aus man den Fluß überschaut, ist das Bild eines Stiers, welcher Siwa, den Gott der Zerstörung, und seine hinter ihm sitzende Gattin Parbatti trägt; beide haben Schlangen in den Händen, und Siwa trägt noch eine große Schlange als Gürtel um die Lenden. Mehrere Dämonen in Menschengestalt liegen unter dem Bauche des Stiers am Boden, und das Ganze ist aus einer harten Basaltmasse, die einem Gang in dem unten liegenden Marmorfelsen entnommen ist, vortrefflich ausgehauen. Man nennt die ganze Gruppe Gori Sankar, und ich fand auf dem Markte ein Modell von Erz, das einer ähnlichen Gruppe in Dscheipur nachgebildet ist, zum Verkaufe ausgestellt. Die Verhältnisse sind aber weit minder richtig beobachtet, und als ich dieß bemerkte, entgegnete man mir, das sey natürlich, denn das Erzbild sey von Menschen gemacht, während der Gori Sankar im Tempel ein wirkliches Pei-Chan, d. h. eine Umwandlung lebender Wesen in Stein durch die Götter sey. Gori, die Schöne, ist der Name Parbatti's oder Davi's, wenn sie mit ihrem Gemahl erscheint. Sankar ist ein anderer Name Siwa's oder Mahadeos. Als wir in den Tempel hinein sahen und das Bild betrachteten, drückte eine Dame ihr Erstaunen über die gute Erhaltung und die Vortrefflichkeit der Figuren aus, während doch alles andere umher von den Mohammedanern so sehr verstümmelt sey. „Sie sind auch von den andern sehr verschieden," sagte ein ehrwürdiger alter Bauer, „sie sind eine Verwandlung von wirklichem Fleisch und Blut in Stein, und keine Menschenhand kann sie nachahmen oder verletzen!" Die Dame lächelte ungläubig, während der Bauer sehr ernst blickte und die ganze versammelte Menge aufrief, welche auch sämmtlich die Wahrheit dessen, was er gesagt, bezeugte und hinzufügte: „in nicht ferner Zeit werden die Gestalten wieder ins Leben gerufen werden, die Götter werden zweifelsohne zurückkehren und ihre alten Leiber wieder beleben."

Wer zu dem Marktfest kommt, um zu baden, bringt Kränze von gelbem Jasmin und hängt sie um den Hals des Gottes und seiner Gemahlin; zugleich bringen sie jedem der zahlreichen Bilder, die in demselben Gemach stehen, kleine Opfer von Reis dar, eben so denen, die unter einem Steindach auf Steinpfeilern ruhen längs der innern Seite der Mauer, welche den freien Platz einschließt, in dessen Mitte der Tempel steht. Im Innern des Tempels stehen die Bilder der drei großen Götter, Brahma, Wischnu und Siwa, mit ihren ursprünglichen Gattinnen; die welche auf dem äußern Platze stehen, sind die Abbildungen der Gemahlinnen der verschiedenen Incarnationen dieser drei Götter, und diese Gemahlinnen sind selbst die Incarnationen der ursprünglichen Frauen, welche ihren Gatten auf allen ihren irdischen Wanderungen folgten. Sie sind alle in weiblicher Gestalt, ungefähr von der Größe gewöhnlicher Frauen und sehr gut aus dem schönen weißen und grünen Sandstein gehauen; ihre Köpfe aber sind die der Thiere, in welche sich ihre Gatten verwan-

delten, wie Löwen, Elephanten u. s. w., oder die der Bahans, d. h. der Thiere, auf denen sie ritten, wie Stier, Schwan, Adler u. dgl. Das sind aber vermuthlich nur Capriccios des Gründers dieses Tempels. Die Figuren sind 64 an der Zahl, alle auf ihren verschiedenen Bahans, aber arg verstümmelt durch die frommen Mohammedaner.

Der alte Mahant oder Oberpriester sagte uns, Mahadeo und seine Gattin seyen in Wahrheit unser Adam und Eva; „sie kamen," sagte er, „mit einander hieher von dem Berge Kailas, und da man sie dringend bat, ein Andenken ihres Besuchs zurückzulassen, so verwandelten sie sich in Steine." Der Volksglaube ist, daß ein sehr heiliger Mann, der einige tausend Jahre lang in strengen Andachtsübungen auf der Spitze des Berges zubrachte, wo der Tempel jetzt steht, endlich mit einem Besuch von Siwa und seiner Gattin beehrt wurde, die ihn fragten, was sie für ihn thun könnten. Er bat sie zu warten, bis er ihnen einige Blumen aus dem Walde als angemessenes Opfer bringe; sie versprachen es, er eilte hinab, stürzte sich in den Nerbudda und ertränkte sich, damit die Götter zur Ehre seiner Wohnung und seines Namens für immer hier bleiben möchten. Sie ließen jedoch nur ihre sterbliche Hülle da, werden aber eines Tages zurückkehren und sie wieder annehmen.

Reisen in Südamerika.

Reise von der deutschen Colonie St. Leopoldo zu dem Wasserfall des Parana und Aufenthalt unter den Guarani.

1. Reise an den Uruguay.

Nach einem dreimonatlichen Aufenthalt auf der deutschen Colonie Sao Leopoldo schickte ich mich endlich zur Abreise an. Ich hatte inzwischen insofern meinen Reiseplan geändert, daß ich nicht direct nach Buenos-Ayres reiste, sondern zuvor die von Europäern so selten besuchten Gegenden am Uruguay und Parana kennen lernen wollte, zu welchem Zweck ich eine rückgängige Bewegung von etwa 150 Meilen machen mußte.

Außer meinem Wilden hatte ich noch einen deutschen Zimmermann, dem das Leben auf der Colonie nicht recht gefallen wollte, in Dienst genommen. Ich gab nur ungern den Bitten des letztern, mich auf meinen Wanderungen zu begleiten, nach, da ich aus Erfahrung wußte, daß die mit einer solchen Reise verbundenen Beschwerden und Gefahren nur zu bald den gethanen Schritt bereuen lassen. In der That sind die letztern abschreckend genug, und es gehören der ganze Drang einer unwiderstehlichen Wißbegierde und ein hoher Grad von Enthusiasmus dazu, um ihnen Trotz zu bieten. Hier sind ein abgehärteter, an Hunger und Durst und alle Entbehrungen gewohnter Körper und ein Muth, der vor keiner Gefahr zurückbebt, unerläßliche Erfordernisse. Ich hatte meinem neuen Gefährten dieß mit starken Farben entworfen, um ihn von seinem Vorsatze, mich zu begleiten, abzubringen; allein da er dessen ungeachtet dabei beharrte, so ließ ich ihn mitreisen.

Unsere kleine Karawane setzte sich eines Morgens, eine westliche Richtung einschlagend, in Marsch. In S. Amaro sollte ein der Gegend kundiger Mann zu uns stoßen, der mir von einem Freunde in Porto Allegre zum Führer empfohlen worden war. Wir waren sämmtlich wohl beritten, bis an die Zähne bewaffnet und nach der Landessitte gekleidet. Ein breitkrempiger Hut beschattete das Gesicht, ein viereckiges, in der Mitte mit einem Loch zur Durchlassung des Kopfes versehenes Stück Tuch von hellblauer Farbe, Poncho genannt, vertrat die Stelle des Mantels, Jacke und Beinkleider waren von leichtem Sommerzeuge und große bis über die Knie reichende Wasserstiefeln vollendeten unsern Anzug. Vier Packpferde, welche ein leichtes Zelt, Lebensmittel, Instrumente u. s. w. trugen, trieben wir vor uns her.

Wir folgten dem Laufe des Flusses dos Sinos, kamen an einigen Wohnungen deutscher Colonisten vorüber und gelangten dann in eine freie Ebene, worin einige brasilische Landhäuser, die wir nach und nach erreichten, zerstreut lagen. Einzelne kleine Gehölze bringen dann und wann einige Abwechslung in die Monotonie der Gegend.

Das Wetter war sehr schön und der sonnenhelle Tag, welcher der ganzen Natur ein festfreundliches Gewand umlegte, war ganz dazu geeignet, unsere kleine Reisegesellschaft in eine heitere Stimmung zu versetzen. Mein Tupinamba schien besonders aufgeräumt zu seyn und er tummelte seinen Klepper nach Herzenslust. Da ich am Morgen bemerkt hatte, wie die Füllung zweier Fäßchen mit Wein und Rum, die wir mit auf die Reise nehmen wollten, ganz besonders seine Geschäftigkeit in Anspruch nahm, so lag der Schluß zur Hand, daß dieses Geschäft und seine gute Laune wie Ursache und Wirkung zusammenhingen. Ich hielt diese Zeit für passend, eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen, denn wenn nicht der Wein das Band seiner Zunge entfesselte, so war er gewöhnlich düster und wortkarg. Ich will dieses Gespräch hier wiedergeben, da es theils über die intellectuellen Fähigkeiten des Wilden, theils über die religiösen Ansichten seiner Stammgenossen einiges Licht verbreitet.

„Gut, Antonio," hub ich an, indem ich ihn an meine Seite winkte, „es freut mich, dich so wohlgelaunt und munter zu sehen, denn nichts ist verdrießlicher, als einen Kopfhänger zum Gesellschafter auf Reisen zu haben."

„Ja, Senhor, da hast du vollkommen recht. Mir geht jedesmal das Herz über vor Lust, wenn die Reise weiter geht, die Pferde der frischen Morgenluft muthig entgegenschnauben und der Himmel sich über uns wölbt unermeßlich. In euren Städten und Dörfern und in den engen, dumpfen Wohnungen der Menschen wird mir die Brust beklommen und ich freue mich, wenn ich wieder in die freie Natur komme. Freilich haben wir hier nicht die schönen Berge mit ihren die Wolken berührenden Bäumen und den klaren Wasserfällen und Bächen, wie dort hinter dem großen Wasser, das wir durchschifft haben, und diese weite Ebene scheint mir ziemlich langweilig; jedoch hat man hinlänglich zu essen."

„Nun, Antonio," unterbrach ich seinen Redefluß, „es scheint dir auch eben nicht an Trinken gefehlt zu haben."

„Das ist wahr, Senhor," versetzte mein Reisegefährte, der diesen Wink vollkommen verstand, „und ich will es nur offen gestehen, daß ich die Einladung unseres Wirths in Sao Leopoldo, eine Flasche auf eine glückliche Reise mit ihm auszustechen, nicht ausgeschlagen habe: wir beide sind immer gute Freunde gewesen."

„Gut, wenn es nur bei einer Flasche geblieben ist. Und was deine Freundschaft mit unserem Wirth in Sao Leopoldo betrifft, so habe ich wohl mitunter bemerkt, daß ihr den Bund derselben auf

meine Rechnung bei der Flasche gelegentlich zu besiegeln pflegtet. Doch Scherz bei Seite: wir stehen jetzt im Begriff, eine weite Reise zu machen, auf welcher Ereignisse stattfinden können, die es wünschenswerth machen, einen treuen Freund zur Seite zu haben. Da du nun ein Christ geworden bist, so hoffe ich, auf deine Treue mich verlassen zu können."

Antonio versetzte nicht ohne Gereiztheit: „Auch nach der Religion der rothen Menschen ist die Treue gegen den Freund eine unerläßliche Pflicht und eine der ersten Tugenden."

„Bravo, Antonio!" Aber da wir gerade darauf kommen: hatten die Tupinambas denn auch irgend eine Religion?

„Ja, Senhor, und — gegen dich darf ich schon offenherzig seyn — wenn ich die Sache so recht bei Licht beschaue, so weiß ich wahrlich nicht, ob ich bei dem Eintausch der neuen Religion gegen den alten Glauben meiner Väter viel gewonnen habe."

„Ei, Antonio, so raisonnire du und der Teufel! Du möchtest mich am Ende bereden, dein alter heidnischer Aberglaube sey vernünftiger gewesen, als unsere christliche Religion?! Du kannst dir nur Glück wünschen, daß du in diesem Jahrhundert lebst, denn wenn das heilige Gericht noch im Schwunge wäre, so könnte dir deine Zweifelsucht leicht theuer zu stehen kommen. Doch um wieder auf deine frühere Religion zu kommen: glaubten die Tupinambas an ein höheres Wesen und an ein Leben jenseits des Grabes?"

„Allerdings, Senhor! Sie glaubten an eine gute und an eine böse Macht. Was der Gott der Christen ist war ihr Arguassu oder der große Geist, dessen Vollkommenheiten in Vergleich mit denen anderer Wesen so lauter waren, wie das Feuer der Sonne sich zu dem gewöhnlichen Elementarfeuer verhält. Er hatte durch seinen Willen alles erschaffen und eine Menge dienstbarer Geister unter sich, die auf sein Geheiß die Schönheiten des Weltalls bilden mußten. Der Mensch war jedoch seiner eigenen Hände Werk. Die böse Macht, oder den Teufel der Christen, nannten sie Arbomoku. Außerdem war nach ihrer Meinung die Luft voll von Geistern schlimmer Natur, von denen sie auf mancherlei Weise gequält wurden, und deren Gebieter so bösartig war, daß ihn der große Geist einkerkern mußte. Seit dieser Zeit verübten diese Luftgeister nicht mehr so viel Böses als früher, besonders wenn sie deßhalb angefleht wurden. Sie wurden um schönes Wetter oder Regen angerufen."

„Und welche Nachricht gaben deine Voreltern von der Erschaffung der Erde, oder schweigen sie davon?"

„Die Erde wurde, der Ueberlieferung meiner Stammgenossen nach, aus einem Sandkorn gebildet, den der große Geist vom Grunde des großen Wassers herauf holte, und nachdem er Thäler und Berge darauf erschaffen und sie mit Pflanzen bekleidet und mit Thieren bevölkert hatte, schuf er den Menschen. Dieß letztere soll so zugegangen seyn: im Anfange formte Gott ein kleines Männchen aus Thon, hauchte dasselbe an, worauf es Leben und Athem erhielt, herumwandelte, aufwuchs und ein vollkommener Mann wurde."

„Und wie ging die Erschaffung des Weibes zu, Antonio?"

„Davon geben die Sagen der Tupinambas keine Nachricht," entgegnete mein Reisegefährte nach einer Pause, „doch wird dieselbe wohl eben so wie die Erschaffung des Mannes zugegangen seyn. Als aber die Menschen sich vermehrt hatten, da verschworen sich der böse Geist Arbomoku und der Gebieter der Luftgeister zur Vertilgung derselben. Jener öffnete alle Quellen der Erde und dieser die Schläuche der Wolken, so daß das feste Land überschwemmt wurde und nur die Spitze eines Berges noch hervorragte, auf welche sich allein zwei Menschen, Bruder und Schwester, retteten. Von diesem allein übrig gebliebenen Paar stammen alle Menschen der Erde ab."

„Und welche Begriffe hatten oder haben deine Stammgenossen von einem künftigen Leben, Antonio?"

„Der Schatten oder was den Körper überlebt gelangt nach einer langen Wanderung gegen Westen in die Gefilde, wo der große Geist wohnt. Auf dieser Wanderung hat er mit großen Schwierigkeiten und Hindernissen, die ihm namentlich der böse Geist und seine untergeordneten Dämonen entgegenstellen, zu kämpfen. Man gab dem Abgeschiedenen deßhalb seine Waffen und Lebensmittel, deren er auf dieser Reise bedurfte, mit in das Grab. Endlich erreichte der Schatten des Gerechten die seligen Gefilde, wo er seine Freunde wiedersah und alle Arten von Glückseligkeit genoß. Diesen Aufenthalt des großen Geistes und der Seligen stellten meine Stammgenossen sich als ein herrliches, mit einem ewigen Frühling gesegnetes Land vor, dessen Wälder von Wild und dessen Flüsse von Fischen wimmeln, und wo ihnen ohne Arbeit und Mühe ein unerschöpflicher Ueberfluß an allen Genüssen zu Theil wird. Die Schatten der Bösen kommen zwar auch zu Arguassu, allein er befiehlt ihnen, sich aus seiner Gegenwart fortzubegeben und fortan in Finsterniß zu wandeln. Sie kommen dann in ein unfruchtbares, mit Felsen bedecktes Land, wo Hunger und Durst ihrer warten und sie verdammt sind, aus der Mitte ihrer Qualen die gerechten Brüder in dem seligen Gefilde zu schauen, wie sie das Wild jagen oder mit den Ihrigen sich der Ruhe überlassen, und unter Schmausen, Singen und Tanzen ihre Zeit verbringen. Inzwischen hat ihre Strafe ein Ziel, die sich in Ansehung der Dauer nach dem Grade ihrer Schuld richtet und nach deren Abkürzung sie ebenfalls Bewohner des Indianerparadieses werden."

(Fortsetzung folgt.)

Mischung des Volks in Großbritannien. Die Shipp. Gaz. vom 12 Dec. theilt nachstehende Uebersicht des Aufenthalts von Engländern, Schotten und Iren in andern Theilen des Reichs als in ihren eigenen Provinzen mit. Iren finden sich in England und Wales 289,404, in Schottland 126,321, in den Canalinseln 3531, im Ganzen 419,256 Seelen, oder die Bevölkerung Irlands in runder Summe zu 8 Millionen angeschlagen mehr als der zwanzigste Theil. Schotten finden sich in England 103,238, in Irland 8585, auf den Canalinseln 1099, zusammen 112,922, oder die Bevölkerung Schottlands zu 3 Mill. angeschlagen etwas mehr als der 26ste Theil. Engländer und Walliser finden sich in Schottland 37,796, in Irland 21,552, auf den Canalinseln 18,006, im Ganzen 77,345, oder die Bevölkerung zu 16 Mill. angeschlagen nicht einmal ganz der 200ste Theil. Die bedeutendste Zahl von Irländern befindet sich in einigen wenigen Städten, nämlich in London und seinen Vorstädten 73,133, in Liverpool 49,639, in Manchester und Salford 34,300, in Glasgow 44,300, also in diesen fünf Städten zusammengenommen 201,372, oder beinahe die Hälfte aller außerhalb Irland wohnenden Irländer. In andern Städten Englands und Schottlands müssen sie ungemein verbreitet seyn, denn in keiner finden sich über 6000; nimmt man als Mittelzahl 4000 an, so müssen über 50 Städte noch immer eine ziemlich bedeutende Anzahl Irländer beherbergen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 2.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Januar 1845.

Chios und seine Quarantäne.

(Von Dr. S.)

An einem schwülen Juli-Abend des Jahres 1841 kam ich, von Hitze und Strapazen aller Art erschöpft, in dem freundlichen kleinasiatischen Hafenorte Scalanuova, der Insel Samos gegenüber, an. Ich hatte von Smyrna aus die Ruinen von Ephesus besucht, und einen Abstecher in das trümmerreiche Mäander-Thal glücklich beendet. Die Wittwe des holländischen Vice-Consuls in Scalanuova, eine sehr hübsche Armenierin, nahm mich überaus freundlich auf, denn der einflußreiche, von Türken und Christen gleichmäßig geschätzte Herr van Lennep in Smyrna hatte mich empfohlen. Nach dem Tode ihres Mannes verwaltete sie das Vice-Consulat — im Orient gibt es Consuln und Viceconsuln, wie bei uns Doctoren und Barbiere — unter der Assistenz eines erfahrenen und bejahrten Juden; an ihrer Seite, auf schwellendem Divan verzehrte ich ein schmackhaftes Abendessen; trefflicher Muskat-Wein aus Chios, Rosenconserven aus Adrianopel und kleine in Zucker eingekochte Orangen aus Samos, welche letztere meine Nachbarin nach ächt-orientalischer Galanterie mit ihren eigenen Fingern mir in den Mund stopfte, verscheuchten natürlich sehr bald meine Schläfrigkeit. Mein Reisegefährte, Herr G., Sanitätsbeamter aus Constantinopel, von fränkischer Abkunft, machte den Dolmetscher, d. h. er übersetzte meine zärtlichen Redensarten sehr gewandt ins Armenische und richtete dieselben dann als die Originalsprache seines Herzens an meine schöne Nachbarin. Wir waren recht froh, und schliefen vortrefflich, alte Geschichte und Alterthümer auf einige Stunden selbst aus den Träumen verbannend. Am andern Morgen in aller Frühe wurden Pferde und Führer verabschiedet, dagegen ein Boot zur Ueberfahrt nach Vathy, dem Haupthafenorte von Samos, gemiethet, dann ein erquickendes Meerbad genommen, ein herrlicher Spaziergang in den anmuthigen Umgebungen der Stadt gemacht und endlich in der Vorhalle des halb türkisch, halb armenisch gebauten gastfreundlichen Hauses gefrühstückt. Ein Grieche präsentirte uns sehr werthvolle griechische und römische Gold- und Silbermünzen, doch waren seine Forderungen so übermäßig, und sein Mißtrauen beim Vorzeigen seiner Schätze so verletzend, daß wir ihn alsobald entschieden abwiesen. Eine viel liebenswürdigere Erscheinung war ein junger Franzose, Arzt der türkischen Quarantäne von Scalanuova; er kannte die Umgegend vollkommen, war mit der ganzen Bevölkerung auf 50 Meilen im Umkreise eng befreundet, erzählte uns Wunderdinge von seinen archäologischen Entdeckungen und den Ruinen von Ephesus, mit denen er das Pariser Museum gegen irgend einen Orden beglücken wollte, war entzückt, nach längerer Zeit wieder Europäer umarmen zu können, stellte uns seiner jungen Frau, einer Griechin, vor, die er von Constantinopel hieher geführt hatte, zeigte uns seinen hoffnungsvollen halbjährigen Erbprinzen, seine Pfeifen und seine aus circa 50 Kupfermünzen bestehende Münzsammlung, bewirthete uns mit Kaffee, Tabak und Süßigkeiten aller Art, und erklärte endlich, — daß er die herrliche Gelegenheit benutzen und mit uns nach Samos segeln werde, da zufällig nur ein griechisches Schiff in Quarantäne läge, und es nicht darauf ankäme, ob diese Leute ein Paar Tage früher oder später erlöst würden.

In einem kleinen, mit drei Türken bemannten Kaik segelten wir endlich mit gutem Winde bald nach Mittag ab und hofften Abends auf Samos im Hafen von Vathy zu landen. Auf halbem Wege jedoch änderten sich Wind und Wetter. Die herrlichen Gebirgsformen von Samos und der mit dieser Insel bei dem Cap Mycale fast zusammenlaufenden Küste Kleinasiens bedeckte sich mit einem blaugrauen Schleier, während die Bergkette hinter Ephesus, der erhabene Tmolus, der den Caystrus entsendet, immer näher zu rücken schien, je mehr wir uns von ihr entfernten. Bald blies der Wind aus Süd-West, der Abend war da und zugleich die Unmöglichkeit, die nordöstliche Ecke des herrlichen Golfs zu gewinnen, an dessen Ende Vathy sicher und geschützt daliegt. Das Meer begann in höheren Wellen zu schlagen, und wir waren gezwungen, an dem steilen Felsgestade, Scalanuova gegenüber, eine schützende Bucht und einen Landungsplatz zu suchen. Erst nach Verlauf einer Stunde fanden wir einen solchen; er war rings von schroffen Klippen umgeben, an welche unsere Barke mit Stricken be-

festigt werden mußte. Da wir ohne alle Nahrungsmittel uns befanden, beschlossen wir in der Dunkelheit das steile Ufer zu erklimmen und eine menschliche Wohnung zu erspähen. Wir kletterten auf Händen und Füßen eine halbe Stunde lang vergebens, und mußten uns bequemen, zu unserer Barke zurückzukehren. Die Türken hatten ebenfalls vergeblich nach einigen brennbaren Stoffen gesucht, um ein Feuer anzuzünden. Hunger und Durst in der Finsterniß fingen an uns zu belästigen und wir kamen überein, ein Kästchen konstantinopolitanischer Süßigkeiten, welches dem Herrn G. für den Quarantäne-Arzt auf Chios, den Doctor Rosetti, anvertraut war, zu plündern; allein dieser Schatz war nirgends zu finden, und wahrscheinlich — wenn die Griechen die unser Gepäck zur Barke gebracht, ihn nicht gestohlen, in der Satteltasche eines der Pferde stecken geblieben, welche wir nach Smyrna zurückgeschickt. Da am Strande und in der schräg gestellten Barke kein Platz zum Schlafen vorhanden, so suchten wir einige Vertiefungen in den Klippen und legten uns daselbst zur Ruhe, nicht ohne die wehmüthigsten Betrachtungen über den Wechsel im menschlichen Leben, und mit tiefgefühltem Verlangen nach dem üppigen Nachtlager in dem Hause der schönen Consulatswittwe. Der Duft des wilden Thymians und das einförmige Zirpen der Cikaden versenkte uns bald in den festesten Schlummer, aus welchem uns vor Tagesanbruch unsere Türken erweckten, um bei ruhigem Meer um das Vorgebirge des Golfs herum nach Vathy zu rudern. Die schöne Gegend und der frische Morgen erquickten uns sehr und gegen 8 Uhr befanden wir uns bei gastfreundlichen Samioten, welche unsere Gesundheitspässe besichtigten und Kaffee und Pfeifen herbeischleppten. Der Fürst Vogorides war abwesend: sein Stellvertreter, eine athletische kühne Palikarengestalt, empfing uns sehr artig und ließ sogleich das Gepäck in seine Wohnung bringen. Wir brachten anderthalb sehr frohe Tage unter diesen wackern Leuten zu, besichtigten einen kleinen Theil der Insel und die schwachen Ueberreste des Alterthums, deren Schilderung bereits anderswo geliefert wurde. Die damaligen politischen Bewegungen auf Candia beschäftigten die Bevölkerung der ganzen Insel Samos auf eine solche Weise, daß an einer Theilnahme nicht zu zweifeln war: ein zufällig aus Candia anlangender Bote wurde stundenlang von den Aeltesten und Bewährtesten abgehört und ausgefragt. In einem Kiosk, der mitten in einem bis ans Meer sich erstreckenden Orangenwäldchen lag, übernachteten wir, und ruderten alle drei — denn der liebenswürdige Franzose hatte für gut befunden seine Griechen in Scalanuova noch länger in Quarantäne zu lassen — mit guten Sanitätspapieren und Proviant für zwei Tage versehen aus dem Hafen von Vathy auf die Insel Chios zu. Das Meer war vollkommen ruhig und unsere Stimmung die heiterste von der Welt. Derselbe günstige Wind, der uns vor drei Tagen auf den halben Weg nach Samos geführt, erhob sich um Mittag und trieb uns in der Richtung nach Chios weiter, sprang aber Nachmittags abermals um, wurde von Minute zu Minute heftiger und warf uns endlich gegen den Theil der asiatischen Küste, der sich als langes und schmales Vorgebirge nach Westen hin erstreckt. In einer schönen, geräumigen Bucht fanden wir Schutz vor dem Winde. Wir stiegen sogleich ans Land und bereiteten ein anmuthiges Plätzchen unter wilden Granaten und Feigen zu einem Nachtlager: unsere Türken widersetzten sich jedoch aufs entschiedenste diesen Vorbereitungen; sie ließen uns kaum Zeit unser Abendbrod aus herrlichen Muskatellertrauben, Brod, Käse und Wein bestehend auf festem Lande zu verzehren, so groß war ihre übrigens nicht ungegründete Furcht vor der zahlreichen Räuberbande, welche die ganze Halbinsel, die von der über Smyrna, Ephesus und Scalanuova gezogenen Linie westlich begränzt wird, beunruhigte. Hatten wir doch selbst zehn Tage früher ein paar Stunden vor Trianda (15 Miglien von Smyrna) die deutlichsten Spuren eines frisch begangenen Mordes und nachher in Trianda die zwei Leichen selbst angetroffen. Wir durften unsern braven Schiffern wirklich für ihre Vorsicht danken, denn uns hätte am Strande dieser Bucht sehr leicht ein ähnliches Geschick wie jene beiden armenischen Kaufleute, welche von Aidin nach Smyrna wollten, ereilen können, denn in der Nähe unsers Landungsplatzes lag der Ort Hypsili, dessen Bevölkerung keines ganz unbescholtenen Rufes sich erfreut.*) Wir erblickten nirgends eine Wohnung, einen Menschen, eine Barke, zogen uns aber dennoch auf Flintenschußweite vom Lande zurück, und freuten uns, daß der kleine Anker, den wir aus Vorsicht von Samos mitgenommen, Grund faßte. Um Mitternacht erwachte ich, und bemühte mich die Türken, da das Meer vollkommen ruhig geworden war, zur Weiterreise zu bewegen: Hr. G. war so gefällig mich zu unterstützen, und erklärte den Türken, es sey bereits 3 Uhr Morgens; diese aber lächelten, zeigten auf die Sternbilder am schönen, dunkelblauen Himmel und legten sich ohne allen Wortwechsel wiederum schlafen.

Gegen 4 Uhr brachen wir auf. Wir ruderten aus der Bucht von Hypsili heraus, ohne uns um die Trümmer der alten, einst an diesem Gestade blühenden Städte Teos, Gerae, Lebedus u. s. w. zu bekümmern. Ein schroffes Vorgebirge schützt nach Westen die Bucht; die Türken nannten es Karaka (Kara, schwarz! dieß Vorgebirge ist nicht mit dem Cap Karaburun am Golf von Smyrna zu verwechseln). Als wir dasselbe umschifft, erblickten wir in voller Pracht die Gebirge von Samos, die Bergkette zwischen Ephesus und Priene, die nach Westen hin ins trogilische Vorgebirge ausläuft (Boghaz) und hinter der Ebene von Ephesus, die der Caystros heutzutage versumpft und ungesund macht, die Prachtformen des Tmolus. Um 8 Uhr war es schon erstickend heiß, und wir halfen treulich den Türken mitrudern, auf den Mittagswind hoffend, der uns Abends nach Chios bringen sollte. Wir waren ziemlich weit ins offene Meer hinausgekommen, als der Wind zu unserm Schrecken aus Westen zu wehen begann,

*) Anderthalb Jahre später traf ich in Neapel einen Reisenden, der aus Kleinasien kam und hörte, daß dieselbe (nur aus Griechen bestehende) Räuberbande — Dank der trefflichen türkischen Polizei — den ganzen Strich von Tschesme über Vourla nach Smyrna und Ephesus fortdauernd beunruhige.

und es uns sehr bald unmöglich machte, gegen die immer höher werdenden Wellen anzukämpfen. Wir mußten die Richtung ändern und das Chios gegenüberliegende Vorgebirge, Cap Blanco, bei den Alten „Argennum“ genannt, zu erreichen streben. Aber auch dieser Plan scheiterte. Der Wind wurde bald zum Sturm, furchtbare Wellen mißhandelten unsere kleine Barke, wir wurden bis auf die Haut von dem über uns hereinspritzenden Seewasser durchnäßt, alle Decken, Kleider, Bücher und Karten theilten mit uns das unerwünschte Meerbad, die Seekrankheit bemächtigte sich unseres Franzosen im höchsten Grade, und wir dankten Gott endlich gegen Abend nicht das Cap Blanco, sondern die Bucht von Halonesus, jetzt Latzata genannt, erreicht zu haben. Wie die ersten Menschen im Paradiese wanderten wir hier alle sechs, ganz behaglich unsere Pfeifen rauchend, während unsere Kleider am Strande trockneten, einher, und neckten uns mit dem glänzenden Resultate unserer Lustreise zwischen den Sporaden und Cycladen, in der Nähe des vielfach gefürchteten und besungenen ikarischen Meers, des Ikarus nicht weniger als des Evangelisten Johannes auf Patmos gedenkend, welches nicht allzuweit entfernt lag. Um eine Quelle trinkbaren Wassers zu entdecken, dehnten wir unsern Spaziergang nach allen Richtungen aus — aber die Götter schienen uns eine neue Odyssee zugedacht zu haben: wir stießen nach langem Suchen auf eine furchtbar stinkende Schwefelquelle. Einer unserer Schiffer mußte endlich nach einem Dorfe, welches wir in der Ferne erblickt, aufbrechen: er machte dort eine poetische Beschreibung von der zahlreichen, schwer bewaffneten Mannschaft, die so eben gelandet, und es gelang ihm Brod, Käse, Eier und zwei große Krüge guten Wassers mit heimzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Militärcolonisirung in Algier.

Die Algérie vom 16 Dec. enthält eine interessante Aufforderung Militärcolonien zu gründen, die in folgerechter Weise motivirt ist. Die Türken hatten ihre Machsen von Kuluglis und Arabern, und diese Machsen waren nicht bloß eine Kriegstruppe, sondern hatten auch eine coloniale Einrichtung, so daß sie sich durch den Anbau des Bodens selbst erhielten. So sollte es auch jetzt Militärcolonien von Franzosen und Eingebornen geben; erstere sind bereits vorhanden, aber die letztern fehlen noch, und hierüber äußert sich das genannte Blatt in folgender Weise: „Wenn man gegenwärtig daran denkt, französische Militärcolonien zu bilden, d. h. einen Theil unserer Armee zum Landbau zu verwenden, so wünschten wir, daß man zugleich auch einen Theil unserer seit einigen Jahren stets wachsenden einheimischen Armen zum Anbau des Bodens zurückführe. Man hat aus den Spahi-Escadronen drei Regimenter gebildet; wir halten dieß für einen Rückschritt; das heißt bei den Eingebornen ihre kriegerischen Neigungen entwickeln; das heißt sie den Krieg noch etwas besser lehren; das heißt für gewisse mögliche und selbst wahrscheinliche Fälle uns geschickte und furchtbare Feinde erschaffen. Einheimische und französische Machsen zu bilden aber heißt die wahrhaft nützlichen Waffen schmieden, um sie in die Hände unserer Regenten, d. h. der vervollkommneten arabischen Bureaus, zu legen. Diese arabischen Bureaus sind der wahre Keim der Regierung des Landes, bis jetzt aber ist ihr Einfluß noch nicht unmittelbar, weil sie mit dem Boden und der Bevölkerung nicht in directem Verkehr stehen.“

Reisen in Südamerika.

Reise von der deutschen Colonie St. Leopoldo zu dem Wasserfall des Parana und Aufenthalt unter den Guarani.

1. Reise an den Uruguay.

(Fortsetzung.)

Wenn ich die nothdürftigen Lehren vom Christenthum und die dicke Masse von Aberglauben, womit wahrscheinlich ein unwissender brasilischer Priester bei dem Bekehrungswerke meinen Reisegefährten beschenkt hatte, in Erwägung zog, so konnte ich es dem letztern allerdings nicht verdenken, wenn er eben nicht sonderlich von dem Austausch seines alten Heidenthums gegen sein sogenanntes jetziges Christenthum erbaut war. Ich beschloß indessen, ihm vernünftigere Begriffe von der einfachen und schönen Christuslehre beizubringen, und dieses gelang mir bei einem für seinen halbcivilisirten Wilden ausgezeichneten Verstandeskräften nach und nach auch so ziemlich.

Unter diesen Gesprächen war der Mittag herangekommen und da der Tag sehr warm war und wir eben eine Venda erreicht hatten, so machten wir einige Stunden Rast. Wir quartierten uns in ein kleines Nebengebäude, eine Art Scheune, ein, denn in einem brasilischen Wirthshause im Lande sieht man sich vergebens nach einem Zimmer zur Aufnahme von Fremden um. Unser Essen bereiteten wir uns selbst von unserem mitgenommenen Vorrath an Lebensmitteln. Es bestand aus gedörrtem Fleisch (carne secca), schwarzen Bohnen und Reis. Der Wirth überließ uns noch ein Huhn und einige Eier, und so konnten wir eine glänzende Mahlzeit halten. Unsern Durst stillten wir mit einem Getränk, das aus einer Mischung von Wein, Wasser, Zucker und Limonen besteht und hier zu Lande Sangria genannt wird.

Als wir uns nach Tisch in den Schatten einer Gruppe von Bäumen gelagert hatten, machte mich Antonio auf mehrere Vögel aufmerksam, die man in der Ferne über dem Flusse mit wagerecht gehaltenem Kopfe und Halse schweben sah. Einige andere dieser Vögel entdeckte er auf den dürren Aesten eines Baumes am Ufer, weßhalb ich ihm den Auftrag ertheilte, ein Exemplar davon zu erlegen. Ich erkannte diese Vögel bald für eine Familie von Anhingas, und da ich wußte, daß diese Thiere sehr scheu und wild sind und ihnen deßhalb schwer beizukommen ist, so empfahl ich ihm die größte Vorsicht. Er schlich sich hierauf mit großer Gelenkigkeit durch das am Ufer stehende Gebüsch bis in den Schußbereich und es dauerte nicht lange, so kehrte er mit einem erlegten Thier zurück. Dieser pelikanartige Schwimmvogel mit Schlangenhalse ist tiefschwarz, nur am Oberhalse, an der Kehle und Schwanzspitze braun, mit einzelnen kleinen weißen Federn schattirt, auf den Flügeldeckfedern und auf den Schultern weißgefleckt und gestreift. Seine Länge betrug 3 Fuß 11 Zoll. Er ist ein sehr geschickter Schwimmtaucher, der lange unter dem Wasser aushalten kann. Seine Nahrung besteht in Fischen, welche er, wenn sie klein sind, ganz verschluckt; größere trägt er auf Bäume, wo er sie mit den Füßen hält und stückweise verzehrt.

Gegen 3 Uhr, als die Gluth der Sonne milder zu werden begann, setzten wir unsere Reise weiter fort. Wir passirten ohne Unfall an einer seichten Stelle den vor uns liegenden Fluß, und nachdem wir ein kleines Gehölz durchritten hatten, gelangten wir abermals in eine freie Ebene, in welcher man hin und wieder einige Landhäuser erblickte. Ueberhaupt ist die Physiognomie der Gegend sehr einförmig, und obgleich der Boden fast überall culturfähig und fruchtbar ist, so ist er doch nur äußerst sparsam bebaut und man gewahrt nur eine sehr dünne Bevölkerung. In der Nähe der Landhäuser befinden sich einige Mais- und Maniocafelder und zu Hülsenfrüchten bearbeitetes Land, allein große, unabsehbare Strecken sind den hirtenlos umher wandernden Heerden zum freien Gebrauch überlassen. Die Viehzucht ist überhaupt in diesen Gegenden die wichtigste Nahrungsquelle der Bewohner. Es gibt viele Fazendeiros, welche mehrere tausend Stück Hornvieh und Hunderte von Pferden besitzen. Die Pferde sind von einer guten und dauerhaften Race und man kann für wenige Piaster ein ansehnliches Thier erstehen. Eben so wenig Werth hat das Hornvieh, das in frühern Zeiten oft nur der Hörner und Häute wegen geschlachtet wurde und von dem man weiter nichts als die Bruststücke benutzte. Das übrige ließ man meistens den wilden Thieren und Raubvögeln zur Beute. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, eine verständigere Oekonomie zu beobachten: man trocknet nämlich das Fleisch an der Sonne, in welchem Zustande es sich, der Wärme unbeschadet, sehr lange aufbewahren läßt, und versendet ganze Schiffsladungen davon nach Rio und den nördlichen Provinzen. Das Fett der geschlachteten Thiere wird geschmolzen und in Blasen aufbewahrt. Die Ausfuhr an Häuten, Hörnern, gedörrtem Fleisch und Blasenfett ist daher sehr bedeutend, und es gibt einzelne Fazendeiros, welche jährlich vielleicht tausend Thiere schlachten lassen und dafür bedeutende Summen einziehen. Aber trotz dieses großen Wohlstandes sind diese Heerdenbesitzer, besonders die weiter im Innern wohnenden, nichts weiter als Halbbarbaren und ihre häusliche Einrichtung ist im höchsten Grade armselig. Ihr Leben dreht sich in einem ewig gleichmäßigen, ermüdenden Kreise, in dessen Gränzen nichts liegt, was den gebildeten Mann mit den Mühen und Arbeiten des Daseyns aussöhnen könnte. Die äußerst einfache Behausung enthält nichts, was auf Bequemlichkeit und Comfort hinweist. Selbst Tische und Stühle werden schon als Luxusartikel betrachtet, und gewöhnlich behilft man sich mit Matten, welche auf den Fußboden ausgebreitet werden und worauf die Familie Platz nimmt. Eben so einfach ist ihre Lebensweise, und wenn derjenige, der die wenigsten Bedürfnisse hat, der glücklichste Mensch ist, so haben diese Bewohner der südamerikanischen Steppen allerdings den gerechtesten Anspruch auf dieses Prädicat. Ihr Tisch ist äußerst frugal und bietet keine Gerichte dar, die den an eine deutsche Küche gewöhnten Gaumen auch nur einigermaßen zufrieden stellen könnten. Alle Erzeugnisse einer verfeinerten Kochkunst sind ihnen gänzlich unbekannt. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht in gedörrtem Rindfleisch, schwarzen Bohnen, dem Mehl der Maniocawurzel statt des Brodes, Kürbissen, Melonen u. s. w., und obgleich ihnen der Boden eine so große Mannichfaltigkeit an Producten aus dem Thier- und Pflanzenreich bei einiger Arbeit und Pflege liefern würde, so sind sie doch zu indolent, um von diesen Vortheilen Nutzen zu ziehen. Eine Abwechselung in den Speisen oder in der Zubereitung derselben findet deßhalb äußerst selten statt. Noch weiter im Innern des Landes, wo der Ackerbau gänzlich vernachlässigt wird, ist Fleisch fast die einzige Nahrung der Bewohner. Statt Kaffee und dergleichen genießen sie Paraguay-Thee (cha do matto, Ilex paraguensis), welches sie mittelst einer Röhre aus einer Kürbisflasche schlürfen. Mit dieser Einfachheit ihrer Lebensweise steht ihre Garderobe im vollkommenen Einklang, und ein Europäer, wenn er auch kein Dandy ist, würde es für kaum glaublich halten, daß ein civilisirter Mensch mit so wenigen Kleidungsstücken sich behelfen könne. Ein Poncho, ein paar Beinkleider, ein Hut und ein Hemde würde das ganze Inventarium ihres Kleiderschrankes ausmachen, wenn sie einen solchen besäßen. Selten besitzen sie mehr als ein Hemde, und als ich einst meinen Mantelsack in Gegenwart der Frau eines Hirten öffnete und sie bei dieser Gelegenheit meine Hemden sah, fragte sie mich in allem Ernste, ob ich mit diesem Artikel Handel triebe. Als ich ihr erwiederte, diese Hemden (ungefähr ein Dutzend) wären zu meinem eigenen Gebrauch, schien sie höchlich verwundert. Ich fragte sie nun, wie viel sie deren besäße und sie antwortete: ein einziges. Auf meine Bemerkung, daß sie ja dann niemals mit ihrem Leinenzeuge wechseln könnte, gab sie die naive Antwort: daß wenn ihr Hemde schmutzig sey, sie an einem sonnigen Tage an den Fluß gehe, es dort wasche, in die Sonne lege und so lange warte, bis es wieder trocken sey.

Diese Viehhirten sind abwechselnd die faulsten und thätigsten Menschen. Ganze Tage kann sich ein solcher auf seinem Lager von Ochsenhäuten recken, um abwechselnd seine von einem Maisblatt gefertigte Cigarre zu rauchen oder dem Schlummer sich zu überlassen. In diesem dolce far niente läßt er sich durch nichts irre machen, und nur die allerdringendsten Geschäfte können ihn aus diesem Zustande der Lethargie wecken und zum Aufstehen vermögen. Dahingegen sieht man ihn zu andern Zeiten von Tagesanbruch bis spät in die Nacht auf dem wildesten Renner ventre à terre sich herumtummeln, die Heerden zusammentreiben oder wilde Pferde und Stiere mit dem Lasso einfangen. Dieser Lasso, eine aus Riemen geflochtene Schlinge, von der Dicke eines Mannesdaumen, ist sein beständiger Gefährte, hängt an der linken Seite seines Pferdes und macht seine Hauptangriffs- und Vertheidigungswaffe aus. Sie wissen ihn meisterhaft zu handhaben und verfehlen auf eine Entfernung von sechzig bis achtzig Schritte niemals ihr Ziel. In der That wird diese Schlinge in ihrer Hand eine furchtbare und höchst gefährliche Waffe, sowohl gegen Menschen als wilde Thiere, da sie in einem weiten Bereich ihren Feind mit Sicherheit erreichen und in ihre Gewalt bekommen können. Da sie von der zartesten Jugend auf fast immer zu Pferde sitzen und auch den kleinsten Weg auf dem Rücken dieses Thieres zurücklegen, so gibt es vielleicht keine kühnern und gewandtern Reiter auf der ganzen Erde als die Bewohner dieses Theils von Südamerika.

(Fortsetzung folgt.)

Die Canalinseln Guernsey, Jersey u. s. w. sind gegenwärtig in einiger Aufregung; es handelt sich um eine Aenderung ihrer alten, noch völlig mittelalterlichen Gesetze, an denen sie, wie die Engländer ihnen schuld geben, mit unbegreiflicher Hartnäckigkeit hängen. Das Unbegreifliche verliert sich aber, wenn man hört, daß es sich darum handelt, die Rechtsverwaltung künftig in englischer Sprache zu führen. Die Gesetze der Inseln sind sehr streng, namentlich gegen Fremde, und als solche werden auch Engländer angesehen. Die Naval and Military Gazette vom 21 Dec. meint, es sey hohe Zeit hier mit Ernst durchzugreifen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 3.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Januar 1845.

Bilder aus Hindostan.

(Nach Lt. Col. Sleemans: Rambles and Recollections of an Indian Official.)

2. Das Religionssystem der Hindus.

Nach den Ansichten der Hindus durchweht ein großer, göttlicher Geist, Brim, das Weltall, und die Seele jedes menschlichen Wesens ist ein Tropfen dieses großen Oceans, mit dem sie, wenn sie vollständig gereinigt ist, wieder verbunden werden soll. Diese Wiedervereinigung ist die ewige Seligkeit, auf welche alle mit Hoffnung blicken, und die Seele des Braminen ist ihr am nächsten. War er ein guter Mann, so wird seine Seele aufgenommen in Brim; war er schlimm, so geht sie nach Narok, der Hölle, und nach Ablauf seiner dortigen beschränkten Höllenstrafe kehrt sie zur Erde zurück, und nimmt den Körper irgend eines andern Thiers ein. Schritt um Schritt nähert sie sich wieder dem Körper eines Braminen, und geht von da, wenn sie geeignet ist, in den großen Brim über. *) Aus diesem großen ewigen Wesen strömt Brimha (Brama) der Erschaffer mit seiner Gattin Saraswati aus, Wischnu, der Erhalter, mit seiner Gattin Lakschmi, und Siwa, auch Mahadeo, der Zerstörer, mit seiner Gattin Parbatti. Nach dem Volksglauben ist Dschemradsch die richtende Gottheit, welche von den großen Mächten aufgestellt wurde, um das Endurtheil über das Leben der Menschen nach dem Berichte seines Schreibers Tschattergopat zu fällen. Waren die Handlungen der Menschen gut, so rücken ihre Seelen in der nächsten Stufe einen Schritt vorwärts zu dem großen Wesen Brim; waren sie schlecht, so werden sie zurückgewiesen und müssen, je nachdem die Wage gegen sie fällt, die Körper von Thieren oder Leuten niederer Kaste einnehmen. Die eine Mittelstufe ist die schon oben erwähnte Hölle Narok für die Bösen und Baikant für die Guten; diese finden in letzterer ihr Glück darin, demjenigen der drei Götter zu dienen, dem sie sich auf der Erde besonders gewidmet haben. Aber von dieser Stufe gehen sie nach Ablauf ihres Urtheilsspruchs zurück auf die Erde, um nochmals ihre Pilgerfahrt zu beginnen.

Es gibt zahlreiche Deos oder gute Geister, deren Haupt Indor ist, und Deits oder böse Geister, so wie eine große Menge Incarnationen der drei großen Götter und ihrer Gemahlinnen, welche auf der Erde erschienen, wenn besondere Zwecke ihre Anwesenheit erforderten. Alle diese Incarnationen heißen Autars *) oder Herabsteigungen. Wischnu war unter verschiedenen Gestalten eilfmal auf der Erde, Siwa siebenmal. Die Autars von Wischnu sind in zahlreichen populären Gedichten gepriesen, worin die Kriege und Liebschaften des Gottes geschildert werden, und nach dem Volksglauben sind alle diese Bücher entweder von der Hand oder durch Eingebung des Gottes selbst 1000 Jahre ehe die Ereignisse eintraten, geschrieben; zum mindesten bin ich überzeugt, daß neun Zehntheile oder 99 Hunderttheile der Hindubevölkerung dieß glauben. Es ist jetzt ziemlich erwiesen, daß alle diese Werke von vergleichsweise neuem Datum sind, daß das große Gedicht Mahabharata nicht vor dem J. 786 der christlichen Zeitrechnung geschrieben seyn kann, und wahrscheinlich erst im J. 1157 geschrieben wurde, daß Krischna, wenn er überhaupt lebte, am 7 August des Jahres 600 geboren seyn muß, daß er aber wahrscheinlich ein Geschöpf der Einbildungskraft ist, um die Zwecke seiner Erfinder, der Braminen von Udschain, zu fördern; daß die andern Incarnationen um dieselbe Zeit und zu demselben Zweck erfunden wurden, obgleich die andern als Incarnationen geschilderten Personen wirkliche Fürsten waren, Pursaram 1167 v. Ch. und Rama, geb. 961 v. Ch. In dem Mahabharata ist von Krischna die Rede, als habe er in dem-

*) Manchmal haben die Menschen nicht nöthig, erst Braminen zu werden. Wenn Leute niederer Kaste an besondern Orten sterben, wohin die Braminen es in ihrem Interesse finden, reiche Leute einzuladen, um daselbst zu sterben, so verspricht man ihnen alsbaldige Aufnahme in den großen Brim. Reiche Leute gehen jährlich in ungeheurer Zahl nach Benares, um daselbst zu sterben, wobei sie große Geldsummen unter den Braminen austheilen. Dadurch erhält sich diese zweite Stadt Indiens.

*) Outar; Sleeman bedient sich augenscheinlich der jetzt gewöhnlichen Ausdrücke, im Sanskrit heißt das Wort bekanntlich Avatar.

selben Heere mit Dschadister und seinen vier Brüdern gekämpft. Dschadister ist aber eine wirkliche Person, welche den Thron von Delhi 575 vor Chr. oder 1175 vor Krischna's Geburt bestieg.

Bentley vermuthet, die Incarnationen, namentlich die Krischnas, seyen von den Braminen Udschains erfunden worden, um den Fortschritten des Christenthums in diesem Theile der Welt Einhalt zu thun. Daß kein bekannter Schriftsteller hievon etwas meldet, ist noch kein Beweis dagegen. Als Hr. Thievenot im J. 1666 zu Agra sich befand, war dort eine christliche Bevölkerung, die er auf etwa 25,000 Familien schätzte, und als im Anfang unsers Jahrhunderts die Engländer diesen Ort zu einer ihrer Stationen machten, war nichts mehr von ihnen zu sehen. Ein einziger wohlgesinnter Fürst, welcher Christen schützt und ermuntert, könnte in wenigen Jahren eine gleiche Anzahl um seine Hauptstadt sammeln, und es ist wahrscheinlich, daß die ältern Christen in Indien hie und da solche Fürsten fanden, und die Braminen, die damals in der Kindheit ihrer despotischen Macht waren, beunruhigten. Im nepalesischen Krieg, 1814—1815, fanden wir im District Tirhut eine christliche Gemeinde von etwa 2000 Familien, die ein geborener Venetianer etwa 50 Jahr zuvor gegründet hatte. Er lebte noch als Bischof unter ihnen, war aber nahezu kindisch geworden, und starb bald darauf; mit ihm ist wahrscheinlich seine Heerde wieder verschwunden. Katholiken sind in Indien mit der Bekehrung glücklicher als Protestanten, da in der Form ihrer Gottesverehrung so vieles durch die Einbildungskraft auf die Menschen einwirkt.

Chios und seine Quarantäne.

(Fortsetzung.)

Wir waren froh und guter Dinge, aßen mit gewaltigem Appetit, leerten die letzten Flaschen des trefflichen Weins von Samos, denn wir konnten ja am andern Morgen Chios erreichen, und legten uns abermals auf Flintenschußweite vom Lande in unserer Barke schlafen. Das Schicksal wollte es anders. Der Sturm, der sich gegen Mitternacht etwas gelegt, erhob sich gegen Morgen aufs neue und machte unsere Abreise bis Mittag unmöglich. Mit aller Anstrengung gelang es uns, gegen die bewegten Wellen ankämpfend, die erste der kleinen Felseninseln zu erreichen, welche in der Meerenge liegen, die Chios vom Festlande trennt. Hier wurden die letzten Lebensmittel redlich vertheilt, dann ruderten wir weiter gegen Wind und Wellenschlag, die herrlichen Orangenwälder von Chios, die lieblichen Mastirdörfer und die freundlichen, weißen Landhäuser am höhern Saum der großartigen Bergkette, welche die Insel der Länge nach durchschneidet, deutlich vor uns erblickend. Dennoch kamen wir erst eine Stunde nach Sonnenuntergang im Hafen der Stadt Chios an. Zwei sogenannte Leuchtthürme mit Nachtlichtern, deren Schimmer man, der schmierigen Fenster wegen, selbst in der nächsten Nähe nicht wahrnehmen kann, beleuchten den Eingang in den tiefen und trefflichen Hafen für alle diejenigen, welche in der stürmischen und klippenreichen Meerenge ein sicheres Unterkommen suchen. In der Dunkelheit gelang es uns nicht sogleich den Landungsplatz bei der Quarantäne zu finden; einige türkische Wachposten welche am Ufer patrouillirten, drohten uns niederzuschießen, als wir Miene machten ans Land zu gehen. Das hätte ihnen allerdings weniger Mühe und mehr Vergnügen gemacht, als die Gefälligkeit, uns die Quarantäne zu zeigen. Diese Bitte schlugen sie uns ab. Endlich fanden wir den gesetzmäßigen Landungsplatz, und ersuchten nun einen der hier postirten, ebenfalls schwer bewaffneten Wächter gegen ein Trinkgeld den Dr. Rosetti, *) den Quarantänearzt, herbeizurufen. Er zeigte sich bereitwillig, steckte das Trinkgeld ohne Reinigungsproceduren ein, bewegte sich aber nicht von seinem Posten. Wir riefen nun einen zweiten Türken herbei und versprachen ihm das doppelte Trinkgeld, wenn er den Doctor, an welchen wir ein Billet in der Dunkelheit verfertigten, herbeigeschafft haben würde. Er erklärte jedoch nichts für uns thun zu können, den Brief nicht annehmen und seinen Posten nicht verlassen zu dürfen; übrigens meinte er, sollten wir ihn in Ruhe lassen und uns in der Barke schlafen legen. Hunger, Durst und Aerger waren jedoch so mächtig in uns, daß dieser Vorschlag nicht angenommen wurde. Wir verlangten Brod und Wasser, welches die Quarantäne dem Gesetze nach liefern mußte, erhielten aber keines von beiden. Es entspann sich nun ein heftiger Streit, der damit endete, daß man uns die Wahl ließ, niedergeschossen zu werden oder uns hungernd schlafen zu legen. Da sich noch 5 bis 6 andere bewaffnete Türken zu unsern Feinden gesellt hatten, und keine Möglichkeit vorhanden war durchzubrechen, so wählten wir das letztere und erfreuten uns auch eines sehr erquickenden Schlafes, nachdem wir uns von der Quarantäne, in deren Nähe ein fürchterlicher Schwefelwasserstoff-Gestank vorherrschte, auf circa 20 Ruderschläge entfernt hatten. Wir schliefen bis eine Stunde nach Sonnenaufgang; vor uns lag in herrlicher Beleuchtung die Stadt Chios mit ihren Orangenwäldern, die sich tief in die Schluchten des hinter der Stadt emporsteigenden Gebirges hineindrängen, mit ihren Frucht- und Weingärten rechts und links, aus welchen überall schimmernde weiße Landhäuser emportauchten. Die weithin zerstreuten Trümmer der einst so mächtigen Genueser-Stadt bildeten mit dem Grau der kühn emporsteigenden Berge, die Limonen- und Pomeranzengärten, die Kiosks mit dem schönen Meer, das sich wie ein rasch in blauen Fluthen dahinwogender Strom ausnahm, der das jenseitige (asiatische) Ufer noch in Nebel gehüllt hielt, ein schönes zusammenhängendes Ganzes. Wir erhoben uns froh und guter Dinge, glaubten nun alles Ungemach überstanden zu haben und machten Plane, wie wir den herrlichen Tag am würdigsten und genußreichsten verleben wollten. So sprangen wir auf den langen und schmalen Weg hinaus, der zu den Holzgittern der Quarantäne führte. Hier war aber Alles noch verriegelt und verschlossen. Die gähnenden türkischen Wächter wiesen uns barsch zurück und befahlen

*) Italienischer Flüchtling, früher Jurist, später Arzt auf Chios.

Schuld. Ein Gefäß mit stinkendem Wasser wurde uns, um dem Gesetz in aller Form zu huldigen, hingestellt. Wir kehrten in unser Boot zurück und berathschlagten, was zu thun, ob zu warten, ob außerhalb der Stadt zu landen, ob mit Gewalt die Holzgitter zu zertrümmern und in die Stadt hineinzudringen. Hunger und Durst redeten bei dieser Berathung ein gewichtiges Wort mit; es kam noch der Umstand hinzu, daß das Gesetz, welches in allen sogenannten Quarantäne-Anstalten der ganzen Türkei den Beamten anbefiehlt, bei Sonnenaufgang auf ihren Posten zu seyn, freventlich mit Füßen getreten war. Meine beiden Reisegefährten, beide in türkischem Sanitätsdienst, kannten das Alles genau, es wurde beschlossen, gemeinschaftlich die Gitter niederzureißen, alsdann sollte ich in die Stadt und in das Haus des Dr. Rosetti vorzudringen suchen und die formelle Befreiung meiner beiden Reisegefährten bewirken. Mir war, wie man sieht, der schwierigste Theil der Expedition geworden, doch konnte ich als gänzlich unabhängig von der Pforte viel mehr wagen, als der Sanitätsbeamte aus Konstantinopel und der Quarantäne-Arzt aus Scala-nuova, welche übrigens die thätigste Hülfe zugesichert hatten für den Fall, daß mich irgend eine Unannehmlichkeit treffen sollte. Nun befahlen wir den Türken die Gitter zu öffnen und einen der drei Beamten, den Director, den Secretär oder den Arzt, herbeizuholen. Der Director jedoch wohnte eine Stunde entfernt auf dem Lande, der Secretär war krank, und der Doctor pflegte, nach italienischer Sitte, sein Lager vor 10 Uhr Morgens nicht zu verlassen; es war 8 Uhr geworden, bis Mittag hatten wir nicht Lust zu warten, und so wurde denn rasch und kräftig das Gitter mit den Händen niedergerissen, ein hölzerner Verschlag mit einem Beil zertrümmert, und nach wenigen Secunden standen wir alle drei vor den erstaunten Türken, denen Hr. G. mit Stentorstimme gebot, mich, während er in die Barke zurückkehren wollte, in das Haus des Arztes zu bringen. Mit raschen Schritten, gefolgt von zwei Türken, eilte ich in die Stadt. Ein fränkisch gekleideter Mann gab mir in italienischer Sprache Auskunft über die Wohnung des Arztes und bot mir seine Begleitung an; als er jedoch von den beiden, mir in gehöriger Entfernung folgenden Türken vernahm, daß ich aus der Quarantäneanstalt gewaltsam losgebrochen und wahrscheinlich noch ein Pestkranker sey, wich er schen zurück. Aus dem ersten Brodladen nahm ich, der Hunger fing an immer heftiger zu werden, ein großes Brod, ohne erst nach dem Preise zu fragen und warf dafür ein türkisches Fünfpiasterstück auf den Tisch. Mittlerweile hatte sich mein Gefolge sehr vermehrt, und ich merkte sehr deutlich, daß Stimmen und Gebärden des Unwillens über mich laut wurden, daß andere jedoch mich in Schutz nahmen. Durch ein paar enge Gassen und durch einen armseligen Bazar, wo ich glücklicherweise einen gefüllten Wasserkrug fand, der mich unendlich erquickte und mir neuen Muth gab, gelangte ich auf einen freien Platz, den rechts die türkische Citadelle, links ein kolossaler Haufe halbzertrümmerter Häuser einschloß. Hier wurde das Geschrei der mich verfolgenden Menschenmenge bedenklicher, und einige türkische Buben fingen bereits an mich zum Ziel ihrer Wurfübungen zu machen, als ich vor einem allerliebst restaurirten Hause einen sehr anständig in fränkischer Tracht gekleideten und gravitätisch, mit der Cigarre im Munde einherschreitenden Mann erblickte. Ich drehte mich herum und bemerkte meinen Italiener unter der Menge; ich fragte ihn laut nach dem Namen jenes Mannes, und erfuhr, daß es der englische Consul auf Chios, Hr. B. sey. Da schoß mir bei dem Anblick der schreienden, schimpfenden Masse der Gedanke durch die Seele, mich auf ein Stündchen für einen Engländer auszugeben und mich ohne weiteres unter den Schutz des englischen Consuls zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen in Südamerika.

Reise von der deutschen Colonie St. Leopoldo zu dem Wasserfall des Parana und Aufenthalt unter den Guarani.

1. Reise an den Uruguay.

(Fortsetzung.)

Diese Menschen sind von einer zähen, abgehärteten Natur und ertragen große Strapatzen und Entbehrungen mit Leichtigkeit. Ihre äußere Erscheinung bildet gegen das kränkliche Aussehen des entnervten, im Schlamme der gröbsten Sinnlichkeit versunkenen Städtebewohners in den nördlichen Provinzen einen auffallenden Contrast. Sie sind breitschulterig, starkknochig und von nicht sehr fleischigem, aber musculösem Körperbau. Von dem beständigen Reiten haben sie meistens krumme Beine. Ihre Hautfarbe ist dunkel und sonnenverbrannt. Sie sind portugiesischen und spanischen Ursprungs, doch das reine Geblüt trifft man nur selten unter ihnen, und die meisten haben ihre Abkunft einer Vermischung mit Indianern und Negern zu verdanken. Neger und Mulatten gibt es verhältnißmäßig viel weniger hier zu Lande als in den nördlichen Provinzen Brasiliens. Die Menschen sind hier weniger leidenschaftlich als die in den heißern Gegenden. Nur wenn sie gereizt werden, zeigt sich ihr Charakter grausam und blutdürstig, und da sie durch das häufige Niedermetzeln und Schlachten des Viehes an den Anblick des Blutvergießens gewöhnt sind, so morden sie mit derselben Kaltblütigkeit, womit sie ein Thier erlegen, auch einen Menschen.

Da die geringe Bevölkerung dieser weiten Gegenden nur in wenigen kleinen Städten und Dörfern, meistens aber in vereinzelt liegenden Landhöfen lebt, so sind die Menschen größtentheils nur auf den engen Kreis ihrer Familien beschränkt und das gesellige Leben bietet die größten Lücken dar. Man kennt hier nicht die mancherlei kleinen Volksfeste, wie Schützenfeste, Jahrmärkte und derartige Lustbarkeiten, worin die Bewohner des platten Landes in Europa Erholung von ihren Arbeiten und Mühen suchen. Höchstens ergötzt man sich an dem Schauspiel eines Pferderennen und stellt Hahnenkämpfe an, wobei meistens um nicht geringe Summen gewettet wird. Bei der engen Verbindung, die seit Jahrhunderten zwischen England und Portugal stattgefunden hat, scheinen diese Sitten von dem erstern in das letztere Land und von diesem wieder in die südamerikanischen Ebenen verpflanzt worden zu seyn. Die Pferderennen besonders mußten den lebhaftesten Anklang bei Leuten finden, denen das Pferd ein fast immerwährender Gefährte und mit dessen Existenz die ihrige auf das engste verknüpft ist.

Wir ließen Porto Allegre zur Seite liegen und kamen an den Jacui, einen ziemlich bedeutenden Fluß, welcher aus Westen kommt und sich in den Lagoa dos Patos, einen durch den Rio Grande mit dem Ocean in Verbindung stehenden Binnensee, mündet. Wir reisten an seinem linken Ufer aufwärts und nachdem wir an einigen Fazendas und Vendas, welche letztere ihr Daseyn der genannten, nicht ganz unwichtigen Handelsstadt verdanken, da der Verkehr derselben auch auf die Umgegend Einfluß hat, vorüber gekommen waren, erreichten wir in der Dämmerung eine einzelne Venda, in welcher wir übernachten wollten. Der Wirth schien ein sentimentaler Mann zu seyn, denn als ich eintrat klimperte er, wahrscheinlich in Ermanglung eines würdigern Gegenstandes, einer dickmauligen Negerin, deren Pferd vor der Thüre stand, auf der Guitarre vor und improvisirte dazu einige Stanzen, deren erotischer Inhalt sich eben mit den körperlichen Reizen der schwarzen Schönen beschäftigte. Bei meinem Eintritt besang er, in malerisch nachlässiger Attitude daliegend, eben den Mund der dunkeln Eva's-tochter, den er in seiner Begeisterung als „frisch und lieblich und mit Elfenbein geziert" schilderte. Da aber Elfenbein im Portugiesischen Elephantenzahn (dente do Elephante) heißt, so hätte man unsern Stegreifsdichter auch so übersetzen können: „Dein frischer und lieblicher Mund, mit (einem) Elephantenzahn ist er geziert." Diese Vorstellung wirkte auf mein Zwergfell ziemlich erschütternd und ich konnte mich des Lachens nicht erwehren. Der brasilische Minnesänger aber nahm in seiner Unschuld meine Heiterkeit für einen schuldigen Tribut, den ich seiner Kunstfertigkeit zollte, in welchem Glauben ich ihn denn auch gern bestärkte. Diese vermeintliche Anerkennung seiner Verdienste hatte überdem noch die gute Folge, daß er uns ein Local zum Nachtlager in seinem Hause anwies und beim Abpacken der Pferde hülfreiche Hand leistete, was sonst schwerlich der Fall gewesen wäre, da diese Leute meistens so verdrossen und ungeschlacht sind, daß sie sich wenig um ihre Gäste bekümmern, und diese für ihre Einrichtung und Bedürfnisse allein sorgen lassen.

Am folgenden Tage gegen Mittag, nachdem wir den Tebicuary, einen aus Norden kommenden Fluß, der sich in den Jacui ergießt, überschritten hatten, erreichten wir Sao Amaro. Dieser Ort ist ziemlich lebhaft und es herrscht Handel und Verkehr daselbst, wozu seine günstige Lage am schiffbaren Jacui und die Nähe von Porto Allegre das ihrige beitragen. Uebrigens ist nichts Merkwürdiges vorhanden, und neben einigem Wohlstande sieht man auch große Armuth, und an allerlei nichtsnutzigem Gesindel, an Müßiggängern, Bettlern und wahrscheinlich noch schlimmern Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft scheint ein gesegneter Ueberfluß vorhanden zu seyn. Bei meinem Einzuge bemerkte ich vor den Thüren einige im Schatten gelagerte Menschengruppen von beiden Geschlechtern, welche sich gegenseitig den Dienst leisteten, sich einander die Köpfe abzusäubern. Wir brachen nach kurzer Rast wieder auf und erreichten in einer Stunde die vereinzelt liegende Behausung unseres Wegweisers, der einen berühmten, in Portugal und Brasilien aber häufig vorkommenden Familiennamen führte: er hieß Jozé Matheo de Magelhaes. Ueber seinen Stammbaum konnte er zwar nur nothdürftige Nachrichten mittheilen, und es war ihm gänzlich unbekannt, daß er einen so gefeierten Namensvetter, als den ersten Weltumsegler, hatte; doch schien er, trotz seiner Unwissenheit im Gebiete der Genealogie und Geschichte, vielen natürlichen Verstand und Verschlagenheit zu besitzen. Er wollte uns bis an den Uruguay begleiten, da ihm die Gegend jenseits dieses Flusses nicht weiter bekannt war. Matheo kann man als den Repräsentanten einer Menge Leute und ihrer Verhältnisse betrachten, wie man deren so häufig hier zu Lande antrifft. Sein ganzes Besitzthum besteht aus einer Wohnung, die, von ihm casa (Haus) genannt, eigentlich aber nichts als ein Hundestall in vergrößertem Maaßstabe ist, durch dessen Dach und Seitenwände an vielen Stellen der schöne blaue Himmel liebäugelt und der ihm, selbst bei der Milde des Klima's, nur äußerst wenig Schutz gegen ungünstige Witterung bietet. Statt nun Hand ans Werk zu legen und seine Hütte in wohnlichen Stand zu setzen, setzt er sich lieber der Gefahr aus, daß ihm dieselbe bei erster Gelegenheit über dem Kopfe zusammenstürzt, und es kümmert ihn wenig, daß ihm der Regen durch das Dach hereinfällt. Außer einem Kessel zum Bereiten des Paraguaythees und einigen Ochsenhäuten, letztere höchst wahrscheinlich meistens die Erzeugnisse seiner nächtlichen Industrie, wenn er die Viehheerden seiner Nachbarn bei Mondenschein mit seinem Besuche überrascht, und die ihm des Nachts und auch bei Tage in seinen Mußestunden, deren er nicht wenige hat, zum Lager dienen, gewahrt man keine Meubeln darin. Seine Frau, das lebendige Abbild der Nachlässigkeit und Trägheit, hat kaum so viel Kleidung, um sich mit genauer Noth die Blößen zu bedecken, und zwei Kinder laufen vollkommen nackt herum, in welchem paradiesischen Zustande der Unschuld sie bis zum Eintritt der hier zu Lande sehr frühzeitig erfolgenden Mannbarkeit verbleiben. Sein Hauptreichthum machen sein Pferd und sein Lasso aus, und von beiden hängt auch die Subsistenz der Familie ab. Er pflegt nämlich bei den großen Heerdenbesitzern von Zeit zu Zeit die Stelle eines Hirten zu versehen, hilft das Vieh zusammentreiben, verirrte und verlaufene Thiere aufsuchen, wilde Stiere und Pferde einfangen und die letztern zähmen, was in der That keine leichte Arbeit ist und einen kühnen und gewandten Reiter voraussetzt. Hat er es sich in dieser Beschäftigung eine Zeitlang sauer werden lassen, so hat er auch genug erübrigt, um auf einige Monate die einfachen Bedürfnisse seines Haushalts befriedigen und seinem Körper wiederum reichliche Ruhe gönnen zu können. Sein Pferd nährt sich ohne weitere Pflege zu allen Jahreszeiten in den grasreichen Ebenen, in denen es sich nach Belieben die fettesten Weideplätze aufsuchen kann. Der morgende Tag macht Matheo keine Sorgen, und geht sein Vorrath an Lebensmitteln dann und wann auch etwas zu früh auf, so besitzt unser Held auch Stoicismus genug, dem Hunger einige Tage Trotz zu bieten, und es rührt ihn wenig, wenn er Frau und Kinder in dieser edeln Tugend der Selbstbeherrschung und Entsagung mitunter sich üben sieht. Wird aber die Noth noch größer, so findet er bald seine gewohnte Energie wieder, und mit keinem allzu zarten Gewissen gegen fremdes Eigenthum begabt, besteigt er in einer schönen Sommernacht sein treues Roß und holt irgend einem reichen Viehbesitzer einen tüchtigen Stier weg, der unter Matheo's Messer bald das Zeitliche segnet. Er hat jetzt wieder vollauf zu leben und schwelgt im Ueberfluß, denn mehr als Fleisch bedarf er nicht, um seinen Hunger zu stillen. Für die Haut des erlegten Thieres tauscht er Paraguaythee ein und auf diese Weise sind alle seine Bedürfnisse befriedigt. Dem Ackerbau, welcher unter diesem glücklichen Himmel und bei dem fruchtbaren Boden jede Arbeit mit reichlichen Ernten lohnen würde, kann Matheo keinen Reiz abgewinnen, und er zieht es vor, bei seiner gewohnten Lebensweise, von der Hand zum Munde lebend, zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Januar 1845.

Die chinesischen Opiumschmuggler.

(Revue de l'Orient. Nov. 1844.)

Das Opium muß bekanntlich in China eingeschmuggelt werden, und dieß geschieht durch ausgezeichnete englische Segelschiffe, Clippers genannt; da nach den Colonialgesetzen diese Waare nicht auf dem Lande in Magazine gebracht werden darf, so werden hiezu besondere Schiffe (store ships) ausersehen. Vor dem letzten Kriege lagen diese Magazin-Schiffe gewöhnlich an der Insel Lintin (in der Mündung des Cantonflusses) oder in den zahlreichen Durchfahrten zwischen den Inseln dieser Küste vor Anker. Nach Eröffnung der Feindseligkeiten stellten sie sich in der Bay von Teipa bei Macao oder auf der Rhede von Hong-kong auf. Der Absatz des hier aufgespeicherten Opiums geschieht auf zweierlei Weise: entweder werden die Opiumkisten auf sehr kleine europäische Fahrzeuge gebracht, die längs der Küste hinfahren und in bestimmten Buchten anhalten, um ihre Waare abzusetzen, oder chinesische Schmuggelschiffe holen das Opium auf den Magazinschiffen, um es ins Innere des Landes zu bringen. Diese Schiffe, von den Chinesen Tscheong-long-tim genannt, setzen das Opium namentlich in den zahlreichen Armen des Cantonflusses ab. Der Handel geschieht stets nur gegen baares Geld, seyen es nun Silberbarren (seisi) oder spanische Piaster. Das Geld wird durch den an Bord befindlichen Wechsler gewogen, und erst wenn die Zahlung vollständig und das Silber als rein anerkannt ist, geschieht die Auslieferung des Opiums.

Die niedern Mandarinen, deren Schweigen und Nachsicht meistens durch sehr bedeutende Geschenke, manchmal auch durch gewisse Procente erkauft ist, lassen den Handel ziemlich ungestört. Uebrigens wissen sie, daß die Schmuggler nöthigenfalls den Behörden hitzigen Widerstand leisten, daß sie stets wohl bewaffnet sind und einander gegenseitig Hülfe gewähren. Der Krieg hatte den öffentlichen Dienst so sehr in Verwirrung gebracht, daß Whampoa, der Ankerplatz der großen europäischen Schiffe, auch der Sammelplatz nicht bloß der chinesischen, sondern auch der europäischen Schmuggler geworden war; seit dem Vertrag von Nanking aber ist dieß anders geworden, und die Opiumschiffe haben Whampoa wieder verlassen und sich nach ihren ehemaligen Plätzen zurückziehen müssen.

Sie fürchten die Mandarinenschiffe nicht, vermeiden sie aber doch sorgfältig, da sie nicht wissen, wie die darin befindlichen Commandanten gestimmt sind; können sie nicht schnell genug entwischen, so lassen sie sich in eine Unterhandlung ein, und versprechen dem Mandarin und seiner Mannschaft ein Cumscha (Geschenk), damit sie ihre Fahrt fortsetzen können; nur in der äußersten Noth, wenn die Forderungen des Mandarinen zu unmäßig sind, oder er sich, was selten geschieht, nicht bestechen läßt, lassen sie sich in ein Gefecht ein, das stets sehr hitzig ist; unterliegen sie, so suchen sie das Land, da sie sich nie weit davon entfernen, schwimmend zu erreichen, und überlassen dem Sieger Schiff und Ladung. Die Schmuggler fahren theils den Cantonfluß bis Fo-schan-fu 15 Seemeilen oberhalb Canton hinauf, oder längs der Ostküste hin bis nach Fokien, wo die zahlreichen Buchten ihnen stets eine Zuflucht gewähren. Bei der Rückkehr bringen sie Thee und Seide nach Macao oder Hong-kong, die, wenn auch etwas schlechter als die in Canton gelieferten, doch guten Absatz finden, da Engländer und Amerikaner auf diese Weise den hohen Zöllen entgehen.

Ein solches Fahrzeug, das gewöhnlich 70 Ellen (fast 26 Metres) lang, 13 breit und 5 tief ist, hat 72 Mann Besatzung, nämlich 1 Capitän, 1 Steuermann, 60 Ruderer und 10 Matrosen. Die meisten haben ihre Wohnung in Whampoa, und viele sind verheurathet, dürfen aber nie ihre Frauen mitnehmen, aus Furcht, sie möchten dadurch im Augenblick der Gefahr den Kopf verlieren. Ein solches Fahrzeug führt 350 Centner Opium oder 400 Centner Thee. Von dem reinen Gewinn zieht man zuerst die Nahrung ab, welche für die gesammte Mannschaft nur 6 Fr. täglich ausmacht, dann nimmt der Eigenthümer des Schiffes die Hälfte und die andere Hälfte wird gleich vertheilt, nur daß der Capitän doppelt und der Steuermann anderthalbmal so viel als ein Matrose erhält. Ihre Bewaffnung besteht gewöhnlich in 1 Zwölfpfünder, 1 Sechspfünder, 12 Dschindschals (Wallflinten), 1 englischem Gewehr, 20 Doppelsäbeln, 30 Bambusschilden und 200 Lanzen.

So bewaffnet trotzen die Schmuggler allen Hindernissen, und sind bis jetzt noch die Hauptagenten eines geheimen Handels, der jährlich auf 180 Mill. Fr. steigt.

Chios und seine Quarantäne.

(Fortsetzung.)

Da ich das unschätzbare Glück genieße, einer politischen Nullität des Nordens anzugehören, wo jedoch viel geschachert und viel englisch geredet wird, so versuchte ich mein Heil in einer englischen Anrede an den Hrn. V., und entdeckte zu meiner größten Freude, daß er noch schlechter englisch redete als ich. Er hörte mich geduldig an, erklärte mir darauf, daß ich sehr Unrecht gethan so gewaltsam aus der Quarantäne hervorzubrechen, daß ich dabei leicht das Leben hätte einbüßen können, daß man mich jedoch glücklicherweise wegen meiner weißen Jacke ganz richtig für einen Engländer gehalten und respectirt, und daß ich als solcher mich seines Schutzes zu erfreuen habe. Er redete nun mit der versammelten Menge, welche schweigend bis auf zehn oder zwölf ihm befreundete Individuen auseinanderging; dann führte er mich zu dem ganz in der Nähe wohnenden Rosetti, und versprach in einer halben Stunde mich wiederum abzuholen. Der Doctor Rosetti hatte bereits von dem Vorfalle gehört und sich deßhalb eine halbe Stunde früher aus dem Bette begeben. Mit ernster Miene, in Unterhose und Pantoffeln empfing er mich, und hielt mir in den impertinentesten Aeußerungen — ohne mir einen Sitz auf dem Divan anzubieten — eine lange Strafpredigt. Als er geendet, hatte ich hinlänglich die Materie und den Geist seiner Person aufgefaßt: ich setzte mich ohne Einladung zu ihm auf die weichen Divanpolster und bat ihn ruhig und freundlich, nun doch auch mir ein paar Worte zuzuwenden, da er die so eben von sich gegebene Rede höchst wahrscheinlich für eine andere mir jedoch unsichtbar gebliebene Person bestimmt habe. Ich zeigte ihm zugleich ein paar Empfehlungsschreiben für Smyrna und Konstantinopel, und hatte die Freude nach einer fünfminutenlangen Pause den Doctor in eine stattliche weiße Hose schlüpfen zu sehen und zu hören, wie er seiner Frau Befehle ertheilte, Kaffee und Rosenconserven herbeizuschaffen. Das schmeckte ganz anders, und meine gute Laune war somit wieder da. Nun erschien der wackere Herr V., wir rauchten aus langen, schönen Pfeifen köstlichen Latakiatabak, und wendeten uns darauf unter gegenseitigen Kratzfüßen und Complimenten der Quarantäne zu, um den beiden Gefährten die heißersehnte Freiheit zu geben. In den Straßen der Stadt grüßte uns alles freundlich und ehrerbietig. Ich kaufte Wein, Brod und Früchte für meine Reisegenossen, und war nicht wenig erstaunt, dieselben in ihrer Barke bereits mit allem Nöthigen versehen zu finden. Hr. V. hatte dazu geheimen Befehl gegeben. Ich ging nun wieder in die Quarantäne zurück und ließ es ruhig geschehen, daß unter allen möglichen Formalitäten unsere Pässe — mit Zangen — uns abgenommen, die Gesundheitspapiere von Samos untersucht und wir endlich lege artis in den Zustand der Freiheit, der libera pratica versetzt wurden. Auf den Trümmern des Quarantäne-Gitters umarmten sich die beiden Collegen aus Chios und Scalanuova, und Hr. G., den Verlust der Kiste mit Süßigkeiten für den erstern, nach den gemachten gastfreundschaftlichen Erfahrungen, nicht allzusehr bedauernd, überreichte seine konstantinopolitanischen Accreditive mit philosophischer Ruhe. In der hölzernen Barake, Quarantäne-Bureau genannt, bewirthete man uns darauf abermals mit Kaffee und Pfeifen; wir erzählten unsere überstandenen Leiden und fingen eben an aufrichtig bedauert zu werden, als plötzlich zwei bewaffnete Türken ins Gemach drangen und im Namen des Directors, ebenfalls eines Türken, meine Auslieferung verlangten. Der kranke Secretär erschien in Person und schilderte die Wuth des so eben von seinem Landgute auf einem raschen Pferde eingetroffenen Chefs der Anstalt in sehr lebhaften Farben und Gebärden, es handelte sich um nichts weniger als um eine Bastonnade für meinen Uebermuth, den ein Eilbote ihm gemeldet. Herr V. mußte also abermals den Vermittler machen, und ich gestehe ganz aufrichtig, daß ohne dieß glückliche Zusammentreffen unfehlbar die niederträchtigste Behandlung mein Loos gewesen seyn würde, denn der Dr. R. würde nimmermehr auf meine Seite getreten seyn. Nun wurde in optima forma ein Quarantäne-Kriegsgericht über mich gehalten.

Mein Advocat war Hr. V. und ich verfügte mich mittlerweile auf den Ausgang, wie sich begreifen läßt, übermäßig gespannt, in die Wohnung des Dr. R., wo die Frau Doctorin sehr geschmackvoll Toilette à la grecque gemacht und Alles zu unserem Empfang vorbereitet hatte. Mehrere Stunden dauerte das Kriegsgericht; endlich wurde ich sammt meinen Freunden in das Haus des englischen Consuls beschieden um mein Urtheil zu empfangen. Versammelt waren die Herren V., der türkische Director, ein schöner junger Mann von 30 Jahren mit sehr intelligenten, leider aber von einem starken türkischen Bart übermäßig schattirten Zügen, ferner der Secretär, der Doctor, die zwei türkischen Haupt-Guardiane und ich. Hr. V. legte nun folgenden Vergleich vor, der mich nicht wenig überraschte. Mit würdevollem Ernste forderte er mich auf, ihn alsbald zu acceptiren und zu bekräftigen: 1) Ich sollte mich auf Ehrenwort verpflichten, die Dienstmängel und sonstigen Fehler, welche ich zufällig auf Chios angetroffen, nicht officiell bei der höchsten Sanitätsbehörde in Konstantinopel zur Klage zu bringen und meine beiden Reisegefährten zu demselben Versprechen bewegen. 2) Sollte uns dreien für die Dauer unseres Aufenthalts jedweder Schutz und alle mögliche Aufmerksamkeit in Chios gewährt werden. 3) Sollten die beiden Guardiane, welche uns am gestrigen Abend Brod und Wasser verweigert, eine tüchtige Bastonnade erhalten. 4) Sollte im Landhause des türkischen Directors zur Besiegelung einer ewigen Freundschaft am selbigen Abend ein großes Souper für uns veranstaltet werden.

Ich schaute natürlich voll Verwunderung zum Hrn. V. empor, unterzeichnete diesen Tractat, den dritten Artikel jedoch streichend und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo mir

das Räthsel gelöst werden würde. Mehrere Stunden dauerten jedoch die Freundschaftsergießungen des beruhigten, türkischen Directors, und endlich löste mir Hr. V. das Räthsel. Der Chef der Quarantäne hatte die beste Absicht mich köpfen, spießen oder zu Tode peitschen zu lassen. So wollte er's im ersten Grade seiner Wuth. Man beschwichtigte ihn in der Versammlung nicht allzu leicht, selbst Englands Einfluß im türkischen Reich wollte ihm bei dieser Angelegenheit nicht einleuchten. Endlich entschied er sich dafür mich 14 Tage in die Kerker der Citadelle einsperren zu lassen. Diese Hartnäckigkeit empörte Hrn. V., und er drehte nun das Ding um, gab dem Hrn. Director zu verstehen, daß mein Reisegefährte Hr. G. kein gewöhnlicher Sanitätsbeamter, sondern mit geheimen Inspectionsaufträgen für die kürzlich erst organisirten Quarantänen des Reichs versehen und dieß der Zweck seiner Reise sey, daß die bereits erfahrene Behandlung ihm Kopf und Amt kosten könne, und daß er nun thun möge was er wolle. Das änderte die Sache und bewirkte den so eben eingeführten Vergleich. Der türkische Director ward die Artigkeit und Liebenswürdigkeit selbst, und entschuldigte sich und eine Leute damit, daß man uns für schiffbrüchige Griechen gehalten, mit denen man, wie sich von selbst verstehe, nicht viele Umstände mache u. s. w. Meine beiden Gefährten fanden gleich mir das Abenteuer allerliebst; wir hielten auf köstlichen, weichen Polstern und seidenen Matratzen unsere Siesta, und ritten, nachdem Hr. V. mir die Versicherung gegeben, daß die Speisen des Quarantäne-Chefs ohne Gift zubereitet seyn würden, auf muntern Eseln durch Orangen- und Limonengärten an allerliebsten kleinen, weißen, mit wohlriechendem, ächtem orientalischem Jasmin umrankten Landhäusern und an unzähligen Trümmern großer, massiver Prachtgebäude vorüber in die freundlich gelegene Villa unseres Gastgebers, der uns mit offenen Armen empfing. Ein paar griechische und türkische Diener und Sklaven brachten die Pfeifen und die Süßigkeiten herbei, welche uns jedoch nicht allzu lang fesselten, weil es uns drängte, vor Untergang der Sonne einen nahe gelegenen Hügel zu erreichen, der als Aussichtspunkt im südöstlichen Theile der Insel berühmt ist. Den Namen des Hügels vergaß ich, den Eindruck dieser Stunde jedoch nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Straße von Blida nach Medeah in Algerien.

(Algérie vom 16 Dec.)

Dieß ist gewiß die riesenhafteste Arbeit, die bis jetzt von dem Ingenieurcorps unternommen wurde, die, welche am meisten die Bewunderung der Eingebornen erregt, und ihnen den Unterschied zwischen französischer Thätigkeit und türkischer Trägheit am stärksten zeigt. Noch vor vier Jahren hatte kaum ein Kabyle den Weg längs der Schiffa zu Fuße zu machen sich getraut, nie aber zu Pferde, denn der Weg hätte größtentheils im Bett der Schiffa gemacht werden müssen, und auf einer Strecke von 6000 Metres ist die mittlere Thalbreite kaum 20 Metres. Seit zwei Jahren fahren hier Wagen, und die Araber haben den Weg über den Tenia (Gebirgspaß) von Muzaia völlig aufgegeben, um nun den durch das Schiffathal einzuschlagen. Die Straße ist 20 Kilometres lang, der größte Theil der Arbeiten ist bereits ausgeführt und hoffentlich wird die Ruhe des Landes die Vollendung der Straße gestatten. Ein großer Theil des Weges muß durch den Felsen gesprengt werden und geraume Zeit hat man täglich 2 bis 300 Kilogramme Pulver gebraucht; 1800 Soldaten, 100 zur Kugel verurtheilte Leute und 40 Civilarbeiter sind fortwährend daran beschäftigt.

Reisen in Südamerika.

Reise von der deutschen Colonie St. Leopoldo zu dem Wasserfall des Parana und Aufenthalt unter den Guarani.

1. Reise an den Uruguay.

(Fortsetzung.)

Wirft man nun einen Blick in das geistige Leben unseres Helden, so findet man darin nur wenig angebaute und lichte Stellen, von wo aus einige Lichtblicke sich durch die dicke Masse von Geistesfinsterniß und Aberglauben verirren könnten. Eine Schule hat Matheo nie gesehen, und etwas Geschriebenes oder Gedrucktes würde ihm eben so seltsam vorkommen, als einem deutschen Landmann ägyptische Hieroglyphen. Matheo hat in frühern Zeiten weite Reisen in das Innere des Landes gemacht, aber anstatt daß andere Leute durch Reisen ihre Kenntnisse zu vermehren und ihre Ansichten zu berichtigen pflegen, scheinen dieselben auf Matheo eine entgegengesetzte Wirkung gehabt und bloß seinen Vorrath an grobem Aberglauben vermehrt zu haben. In diesen weiten Regionen gibt es nämlich einige wüstenartige Ebenen, denen die interessante Naturerscheinung der Luftspiegelung eigen ist. Matheo wurde auf seinen Reisen von dieser Fata Morgana häufig geäfft, indem sie ihm entweder die lockendsten Bilder oder furchtbar monströse Gestalten vorzauberte. Der gebildete Reisende weiß sich solche Erscheinungen zu erklären, aber die wilde und leichtgläubige Phantasie unseres Matheo und seiner eben so rohen Landsleute verleiht diesen grotesken Bildern der Luftspiegelung Leben und Individualität und bevölkert solche Landstriche mit wirklichen Wesen. Matheo schwört steif und fest darauf, daß diese Phänomene Blendwerk der Hölle seyen, und läßt es sich nicht aus dem Kopfe bringen, daß der leibhafte Satan und böse Geister an solchen Plätzen ihr Wesen treiben.

So war der Mann, der mir als Führer bis an die Ufer des Uruguay dienen sollte, und der jetzt bei unserem Eintritt auf einem Ochsenschädel am Feuer saß und ganz gemüthlich sein Mittagsmahl verspeiste. Der Himmel schien ihn mit einem sehr gesunden Appetit gesegnet zu haben, denn das an einem hölzernen Spieße gebratene mächtige Stück Fleisch wurde zusehends kleiner und verschwand endlich ganz unter seinen Händen, ohne daß er dazu einer Gabel, Schüssel, Teller oder dergleichen Tischgeräths eines civilisirten Menschen bedurft hätte. Der hölzerne Spieß, den er in der linken Hand hielt, vertrat die Stelle aller dieser Dinge, und von dem daran befindlichen Fleische schnitt sich die mit einem Messer bewaffnete Rechte nach Bedürfniß ansehnliche Portionen herunter. Als einziges Zugemüse warf er sich dann und wann eine Handvoll Maniocamehl in den Mund. Unsere Ankunft störte ihn in seiner Beschäftigung nicht weiter, als daß er uns zur Theilnahme an seinem Imbiß einlud. Endlich wischte er sich mit der flachen Klinge des Messers seinen Mund, und dieß war das

Zeichen, daß er für diesesmal den Anforderungen seines Magens genügt hatte.

Matheo war bald reisefertig, da er sich mit lästigem Reisegepäck nicht zu beschweren brauchte. Ein breitrandiger Hut und ein grober wollener Mantel, Poncho genannt, schützen ihn gegen alle Elemente. Wohin er kommt wird er gastlich aufgenommen, oder Wurzeln und Früchte stillen seinen Hunger, sein Pferd führt ihn an eine Quelle und die Sonne ist sein Wegweiser. Bietet ihm der Boden auch nicht einmal Wurzeln, so fängt er einen wilden Stier, erlegt diesen mit dem Messer und schneidet sich nach Bedürfniß ein Stück Fleisch aus, das er eine kurze Zeit über das Feuer hält und verzehrt.

Unter Matheo's Führung setzten wir in nördlicher Richtung durch ein von Sümpfen und Morästen durchschnittenes Terrain unsere Reise weiter fort, indem wir bald wieder an das Ufer des Tebicuary kamen und dem Laufe dieses Flusses aufwärts folgten. Als der Tag sich zu Ende neigte und wir gerade am Saume eines kleinen Gehölzes hinzogen, bemerkte Antonio einen Aguti (Dasyprocta aguti) und erlegte ihn mit dem Pfeil. Die Länge dieses Thieres betrug 9 Zoll, die Kreuzhöhe 11 Zoll und die Schulterhöhe ist um fast 1½ Zoll geringer. Die Hinterbeine sind länger als die Vorderbeine, der Schwanz ist ein einfacher Höcker und die Füße sind mit starken Nägeln versehen. Die Ohren sind von Haaren entblößt, die Augen groß und vorspringend. An den Vorderbeinen hat es vier Zehen und einen Höcker statt des Daumen, an den Hinterfüßen drei Zehen und nackte, schwielige Sohlen. Es hat allerwärts vier Backenzähne. Sein Pelz ist olivengrün, die Haare sind grob, borstig und schwarzbraun mit gelben Ringen. Hals, Brust, Bauch und Beine sind gelb und am Kreuze verliert sich die gelbe Farbe in ein lebhaftes Rothbraun. Die Füße sind schwarz. Gewöhnlich lebt dieses Thier in Wäldern, wo es sich in hohlen Bäumen und unter umgefallenen Baumstämmen verbirgt. Nur des Nachts geht es seinen Geschäften nach. Es läßt sich, jung eingefangen, leicht zähmen und läuft dann frei im Hause umher. Es nährt sich besonders von Wurzeln, Gras und Früchten, welche Nahrung es mit den Vorderfüßen hält und zum Munde führt. Meine Reisegefährten, Antonio und Matheo, ließen sich Abends das Fleisch ganz gut schmecken, mir aber kam es vor, als ob es einen starken und wilden Geschmack hätte.

Bei Einbruch der Nacht kamen wir nach der Aldea, einem ziemlich großen Dorfe. Die Einwohner, wie mich Matheo belehrte, stehen in der Umgegend eben nicht im besten Rufe, da sie in dem edeln Handwerke der Viehdieberei eine besondere Virtuosität erlangt haben. Da in diesem weiten Lande fast gar keine polizeiliche Anstalten vorhanden sind, so werden Verbrechen dieser Art nur in flagranti geahndet, in welchem Fall es zwischen den Eigenthümern und Viehdieben blutige Händel gibt. Bei solchen Gelegenheiten ist der Lasso die Hauptangriffs- und Vertheidigungswaffe, indem jeder seinen Gegner damit zu fangen, vom Pferde zu reißen und alsdann am Erdboden hinzuschleifen und zu erwürgen sucht. Im Handgemenge fehlt es auch an Messerstichen nicht. Das Gerücht von Matheo's Ankunft zog bald einige Bewohner des Ortes zu unserem Absteigequartier, und die Herzlichkeit, womit sie meinen Führer bewillkommten, ließ mich vermuthen, daß der letztere ihren nächtlichen Expeditionen gegen fremde Viehheerden eine mehr als bloß passive Theilnahme widmete. Ich mischte mich in ihr Gespräch und fand auch hier vielen natürlichen Verstand, und mancher Funken von Witz belebte ihre Unterhaltung. Viele Fähigkeiten scheinen in den Bewohnern dieses Landes zu schlummern, und wenn eine kräftige Regierung einen äußern Anstoß gäbe und Bildungsanstalten unter ihnen ins Leben riefe, so würden sie ihrer jetzigen Apathie leicht entrissen und ihre Entwicklung schnell gefördert werden können. Meine Unterredung, die ich spät in den Abend hinein mit ihnen fortspann, gewährte ihnen Vergnügen und sie erkannten das Uebergewicht eines gebildeten Mannes an. Sie schienen nicht ganz unempfänglich für die Annehmlichkeiten eines verfeinerten Lebens zu seyn, wovon ich ihnen mit wenigen Zügen eine Schilderung entwarf, und es leuchtete selbst diesen rohen Viehdieben ein, daß nur der Ackerbau, welchen das Klima und der Boden ihres Landes so sehr begünstigen, sie zu Fortschritten auf der Bahn der Gesittung führen könnte.

Am andern Morgen brachen wir frühzeitig auf und gelangten bald in einen ziemlich ansehnlichen Wald, in welchem wir mehrere Stunden weiter reisten. Die Waldungen zeichnen sich zwar hier nicht in gleichem Maaße, wie in den nördlichen Gegenden Brasiliens, durch die ungemeine Ueppigkeit der Vegetation und durch das undurchdringliche Gewirre der mancherlei Schling- und Schmarotzerpflanzen aus, die durch die wunderbare Gestalt und den blendenden Farbenschmelz ihrer Blüthen den Fremdling überraschen; dessen ungeachtet findet man aber auch hier einzelne Bäume von majestätischem Wuchse. Eine Gesellschaft von Affen floh bei unserer Annäherung in das Dickicht und Tukane schienen sehr gemein hier zu seyn. Wir erlegten mehrere Exemplare verschiedener Gattungen dieser Vögel, welche, wie mir Matheo sagte, von den Einwohnern Carpenteiro (der Zimmermann) genannt werden, weil sie mit ihren riesigen Schnäbeln die Bäume anbohren und aushöhlen.

Mittag machten wir unter freiem Himmel am Ufer eines kleinen Flusses, der in den Tebicuary fließt, und zogen nach kurzer Rast in einer freien Ebene weiter. Die Eintönigkeit derselben wird hier und dort durch vereinzelt darin zerstreut liegende kleine Gehölze unterbrochen; auch bemerkt man auf den Weiden zahlreiche Viehheerden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Expedition zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt. Noch immer scheinen einige Zweifel zu bestehen, ob die HH. Dease und Simpson auch wirklich die Entdeckung der Durchfahrt gemacht haben, jedenfalls aber hat man die Durchfahrt selbst noch nicht in Einem Zuge gemacht, und für die Geographie und den Erdmagnetismus sind in diesen Gegenden noch mehr Entdeckungen zu machen. Deßhalb ist Sir James Roß, der kürzlich erst seine Tüchtigkeit in den antarktischen Meeren erprobt, ausersehen, mit seinen nicht minder erprobten Schiffen Terror und Erebus die Fahrt neuerdings zu unternehmen. Nach dem Athenäum vom 21 Dec. hat auch der Rath der königlichen Gesellschaft lebhaft auf die Unternehmung gedrungen.

*

Die europäische Bevölkerung der Uferstädte Algeriens betrug am 30 Sept. 1844 68,517 S., die in den Städten des innern Landes nur 2232, die gesammte europäische Bevölkerung ist also 70,749 S. (Algérie vom 22 Dec.)

*

Die Abolitionistenpartei in den Vereinigten Staaten ist bei der eben vorgenommenen Präsidentenwahl unter ihrer eigenen Fahne aufgetreten und hat einem Hrn. Birney 50,000 Stimmen, freilich nicht viel über 1½ Proc. der ganzen Stimmenzahl, gegeben. (Journal des Débats vom 26 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Januar 1845.

Die Stadt Fez.

(Nach ältern, im Depot des Marineministeriums niedergelegten handschriftlichen Mittheilungen. Nouv. Annal. des Voyages. Août.)

Fez, die Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs, wurde am Ende des achten Jahrhunderts von Idris, dem Sohne eines berühmten Mannes aus der Familie Ali, gegründet, welcher nach Afrika fliehen mußte, um sich den Verfolgungen des Chalifen in Syrien zu entziehen. Die Völker Mauretaniens empfingen einen Abkömmling des Propheten mit Ehrfurcht, und erkannten ihn als ihr Oberhaupt an. Fez wurde bald ein Mittelpunkt arabischer Gelehrsamkeit; es gab hier Schulen der Arzneiwissenschaft und der Astronomie, aber auch die geheimen Künste, wie Nekromantie, wurden hier gelehrt. Ferner brachten die spanischen Mauren den Betrieb der Gewerbe dahin, namentlich die Lederbereitung aus Cordova, und die in der Türkei so vielfach bekannten Mützen tragen nicht mit Unrecht den Namen Fez, denn hier wurden sie zuerst verfertigt. Eben so werden verschiedene Seidenstoffe hier gemacht, und wäre die Regierung nicht so drückend, so würde sich wohl hier noch jetzt eine ziemliche Industrie entfalten.

Noch immer spricht man in Fez besser arabisch, als im übrigen Marocco, eine Folge des Geschmacks für die Studien, der sich erhalten hat; noch heutigen Tages schicken viele Leute ihre Kinder in die Schulen von Fez, aus denen sie einige unvollkommene Kenntnisse der Geschichte, und einen gewissen Geschmack für Musik und Poesie mit sich bringen. Seit den Zeiten von Sidi Idris ist Fez eine Art heiliger Stadt durch die große Anzahl seiner Moscheen, Schulen und Spitäler, und ward in den Kriegen von den afrikanischen Königen und Eroberern meist respektirt. Es ist daher kein Wunder, wenn die Fremden aus allen Theilen Afrika's herbeiströmten, und wenn sich hier Gasthöfe fanden, in denen man vielleicht jetzt noch zum Theil ein besseres Unterkommen findet, als in einigen Ländern Europa's. Die Masse Fremder, die nach Fez strömte, erzeugte den Sinn für Vergnügungen, die den Fremden besonders anziehen; die Ausschweifung folgte auf dem Fuße, und da sie in warmen Ländern überhaupt ärger ist als anderswo, so wurde Fez, die Schule der Wissenschaften, unmerklich auch der Sitz aller Laster; die Bäder, welche durch die Gesundheit und Reinlichkeit geboten sind und überall wie Heiligthümer geachtet werden, wurden Rendezvous, wo Männer in Frauenkleidern sich hinbegaben, und junge Leute in gleicher Verhüllung durchliefen die Spindel in der Hand bei Einbruch der Nacht die Straßen, um die Fremden in die Gasthöfe zu locken, die wahre Bordelle geworden waren.

Die Eroberer, die sich so lange um Mauretanien stritten, duldeten anfangs diese Mißbräuche, und man zwang bloß die Inhaber der Gasthöfe, den Heeren eine gewisse Anzahl Köche zu liefern. Vielleicht dankt Fez einen großen Theil seiner Reichthümer diesem Geist der Ausschweifung. Da die Race hier schön war, kamen die Afrikaner in Menge herbei, und das Laster selbst ward zu einem politischen Hülfsmittel. Derselbe Geist, dieselben verdorbenen Sitten herrschen noch jetzt bei allen Mauren, aber die Ausschweifung darf nicht mehr so öffentlich zur Schau getragen werden.

Die Stadt Fez liegt 20 Lieues von Sale und neun von Mekinez in einem runden, ziemlich tiefen und nicht eben sehr gesunden Thale. Auf den umliegenden Höhen finden sich Gärten voll Orangen- und Fruchtbäumen aller Art; ein Fluß durchschlängelt das Thal, treibt eine ungeheure Menge Mühlen, versorgt alle Häuser der Stadt und selbst die einzelnen Stockwerke mit Wasser, und dient zahlreichen Gärten zur Bewässerung; kurz die Vertheilung des Wassers ist ungemein erleichtert, aber eben damit auch die Veranlassung gegeben, daß die Luft ziemlich ungesund ist. Darum baute schon im 13ten Jahrhundert Jacub-ben-Abdallah auf den Höhen von Alt-Fez die neue Stadt, die durch ihre Lage die alte beherrscht. Hier wohnen meist Juden, die nicht nach Alt-Fez gehen können, wenn sie sich nicht allen Arten von Mißhandlungen aussetzen wollen. Die Lage von Neu-Fez ist sehr gesund, und deßhalb finden sich hier auch mehrere Paläste kaiserlicher Prinzen, und der Kaiser selbst hält sich zuweilen hier auf.

Chios und seine Quarantäne.

(Fortsetzung.)

Nach den Stürmen der vorhergegangenen Tage und Stunden fühlte ich mich hier unbeschreiblich wohl. Vor mir breitete sich ein grüner Teppich aus: Wein-, Orangen- und Limonenbäume und das Laub unzähliger Fruchtsorten bildeten das Gewebe; einzelne Schluchten, das Bett winterlicher Gebirgsbäche, durchschnitten die sanft ans schöne blaue Meer hinabsinkende Ebene. Schlingpflanzen aller Art umkleideten das Gestein, hervorquellende Hügel mit weißen Landhäusern und üppigen Kiosks, hin und wieder eine ernste Ruine an Genua's Macht und Einfluß, so wie an türkischen Fanatismus mahnend. Rechts das Vorgebirge Phonae, jetzt Capobianco genannt, ein Felskegel, der auf mächtigem Unterbau ruht, davor die schroffe Klippe Venetico, dann die herrliche Meerenge, gleichsam ein majestätischer Strom, der sich links wie in einen großen Landsee verliert, aus welchem Felsenriffe wie die Pfeiler einer Riesenbrücke, welche Chios mit Natolien verbindet, emporragen. Darüber die Gebirge Lydiens, die westlichsten Ausläufer des Tmolus, eine Bergspitze über die andere hervorschiebend und endlich die buchtenreiche Küste des erhabenen Festlandes, mit dunklen Wäldern, schwarzen Klippen und grau herüberwinkenden Schlössern und Ruinen. In östlicher Richtung der Golf von Scalanuova, in welchem auch wir so manchen Seufzer ausgestoßen, rechts das ikarische Meer mit Samos, Ikaria und Patmos. Das schöne Eiland Samos, welches Lamartine an die Berge erinnerte, die aus dem Vierwaldstädter-See emportauchen, lag wie in zwei Hälften getheilt, eine hohe und eine niedrige in schönster Beleuchtung der untergehenden Sonne vor uns. Götter, Heroen und Menschen, Juno und die Sibylle, Homer, Pythagoras und Polykrates wandelten vor meinem geistigen Auge vorüber, und träumend vergaß ich fast die harrenden Freunde: ein kühlender Luftstrom weckte mich aus meinen Phantasien. Nikaria (Ikaria) hatte den lang hinstreifenden Bergrücken in neblig grauen Schleier gehüllt, und Patmos, welches ich vorher in weiter Ferne wie einen abgestumpften Kegel zu erblicken geglaubt, war bereits meinen Augen versunken. Ich ging in die türkische Villa zurück, und fand hier alles in voller Heiterkeit; der Director sang ein türkisches Lied, zu welchem der Franzose auf einer Mandoline die Begleitung klimperte. Auf dem Marmortische stand eine dampfende Schüssel, in der Ecke der anmuthigen Veranda, welche der köstlich duftende orientalische Jasmin in schwellender Ueppigkeit umrankte, lagerten mehrere Flaschen des hochgepriesenen Muskatweins von Chios. Allah mußte die Augen zudrücken: wir aßen und tranken nach Herzenslust, sangen deutsche, französische, griechische und türkische Lieder, und brachten Toaste auf Ludwig Philipp, Abdul-Meschid, den Kaiser von Oesterreich und die Königin von England aus. Fette Hühner mit Reis, das bekannte Pillau, bildeten das Hauptgericht, dann kamen die beliebten Baimys, ein Gemüse, welches sehr viel Schleimstoff enthält, ein gebratenes Lamm, eingemachte und rohe Früchte in reicher Fülle, und endlich als Friedensgericht, so nannte es der Gastgeber, ein aus allen möglichen orientalischen Süßigkeiten componirter Kuchen, der uns allen den Magen verdarb, obschon er das gefürchtete Gift gewiß nicht enthielt. Tabak und Kaffee machten wie immer den Beschluß. Ein paar griechische Mädchen, welche uns mit Tanz und Tanzgebärden aller Art belustigten sollten, waren von den schönen Damen im Harem unsers freundlichen Wirthes zurückgehalten worden. Diese Damen blieben uns leider unsichtbar, obschon sie hinter einem dichten Gitter, welches die Veranda vom Hause schied, unserm Thun und Treiben lauschten und eifrig bemüht waren, Jasminblüthen auf uns herabzuwerfen. Gegen Mitternacht zogen wir heim. Die goldenen Sterne funkelten am dunkelblauen Himmel, kein Lüftchen bewegte das üppige Laub der vollen Orangen- und Limonenbäume; Grillen zirpten und Nachtschmetterlinge flatterten um die Flammen unserer Fackeln. Wir kamen ans Meer, welches in langen Zwischenräumen zaghafte Wellen vor unsere Füße rollte. Riesige Aloeblüthen streckten wie vielarmige Wegweiser ihre Zweige uns entgegen. In der Stadt schlief alles, nur im Hause des Dr. Rosetti harrte die geschäftige Hausfrau auf uns, und begleitete uns bis an die Thür des Schlafgemachs, wo ein schwellendes Lager uns den süßesten Schlummer gewährte.

Am andern Morgen verabschiedeten wir unsere Leute aus Scalanuova, da am nächstfolgenden Tage das österreichische Dampfschiff in Chios landen mußte, um uns als Passagiere nach Smyrna mitzunehmen. Unser französischer Quarantänearzt konnte sich nicht mehr von uns trennen; er beschloß mit uns nach Smyrna zu gehen, und von dort zu Lande nach Scalanuova zurückzukehren. Ein kurzer Brief an seine griechische Gemahlin endete diesen trostreichen Entschluß; ein zweites Schreiben sollte die griechischen Seefahrer aus der Quarantäne erlösen. Ich verfügte mich zum englischen Consul und theilte ihm nicht ohne Schamgefühl das Geheimniß von meiner Geburt und Vaterstadt mit. Er lachte aus Herzensgrunde über meine List, fand sie unter den verhängnißvollen Umständen sehr natürlich, meinte, daß ich als Hamburger eine starke Bastonnade empfangen haben würde, und ließ sich — er war ein geborner Chiote und nie weiter als bis Smyrna, Athen und Konstantinopel gekommen — einiges von den Thaten der 24 Paschas erzählen, welche in meiner nordischen Heimath nach mehr oder weniger türkischen Principien das Recht ausüben, was ihnen das passende Recht scheint. Dann stellte mich der freundliche, wackere Mann dem Capitän L. vor, der mit seiner wohlbekannten und oft beschriebenen Taucher-Goelette zwischen Tschesme und Chios (wie früher bei Navarin) nach den in jener fürchterlichen Katastrophe hier untergegangenen Schätzen des türkischen Admiralschiffs forschte. Auch dieser nahm uns sehr freundlich auf, bewirthete uns an Bord seines Schiffs mit gutem Porterbier, und entwickelte uns den Mechanismus seines Tauchapparats, der mir damals verständlich ward, den ich aber jetzt nicht mehr genügend zu schildern vermöchte. Wir lachten und scherzten über den glücklichen Ausgang meines Abenteuers, besonders über die Furcht

des türkischen Quarantäne-Chefs. Hr. L. gab mir jedoch den guten Rath, auf englischem Grund und Boden, namentlich auf Malta, nicht aus der Quarantäne zu brechen. Dergleichen fiel mir übrigens späterhin, als ich auf Malta, aus Nubien nach Europa heimkehrend, vier Wochen in Quarantäne zubrachte, durchaus nicht ein, denn dieses Institut verhält sich zu denjenigen in Chios und Syra wie ein Gasthof am Rhein zu den Wirthshäusern Calabriens. Mit großem Interesse sahen wir die Taucher auf den Meeresgrund hinabgleiten, sie brachten die Kunde von dem Daliegen einer großen Kanone zu uns herauf, welche Hr. L. in den nächsten Tagen emporzuheben gedachte.

In einer nahen griechischen Restauration nahmen wir ein ziemlich gutes Mittagessen ein und beschlossen nach gehaltener Sieste einen Ritt nach der berühmten sogenannten Schule des Homer. Gute Pferde brachten uns dahin. Die Gegend ist auf diesem Wege lange nicht so reizend wie die, welche wir gestern sahen. Man reitet in einem schmalen Thal das zwischen Meer und Felsen nach Norden zu hinläuft; die Aussicht ist häufig durch Mauern verschlossen. Ueberall Trümmer großer Landhäuser, verwilderte Gärten, Massen mächtiger Steine, welche einst als Mauern und Thürme den Landbesitz reicher Genuesen schützten. Die Vegetation prangte jedoch auch hier in üppigem Glanze. Unzählige Kapernstauden mit Blüthen und Früchten, Weinranken, Terebinthen, Orangen, Oliven, Pinien und Cypressen bedecken den Boden; nackte Felsengipfel überragen zur Linken die fruchtbare, aber schmale Ebene; Gras und Getreide sieht man wenig; ein Labyrinth von Reit- und Fußwegen, die wahrscheinlich in glücklicheren Zeiten alle zu den stattlichen Casinos der reichen Stadtbewohner führten, durchschneidet das ganze Terrain. Nach einiger Zeit gelangt man zu einer Felsschlucht, deren eine Wand bis in das Meer hinausläuft und mit der äußersten Spitze die Schule Homers bildet. Die Gegend trägt hier einen rauheren Charakter; es ist nicht mehr der Garten von Chios. Felsblöcke, vom höhern Gebirge losgerissen, liegen überall umher und thürmen sich aufeinander; die Wände der Schluchten sind steil, und ihre graue, mit rothgelben Flecken durchwirkte Farbe paßt zu dem Ganzen. Die „Quelle Homers", welche hier in der Nähe aus dem Felsen entspringen soll und welche auf der ganzen Insel den Ruf des klarsten und leichtesten Wassers hat, schien in diesen heißen Juliustagen fast versiegt, nur tief unter den Steinblöcken rieselten einzelne Wassertropfen herab.

(Fortsetzung folgt.)

Die Juden und die Miliz in Algier.

(Algérie vom 22 Dec.)

Im Jahre 1837, als die meisten Truppen für den Zug nach Constantine verwendet wurden, meldeten sich auch die Juden, um in die Miliz zu treten. Innerhalb drei Tagen stellten sich 208, die sämmtlich der Handelsclasse angehörten, und etwa 150 wurden eingeübt, um den Kern eines israelitischen Bataillons zu bilden, worin sämmtliche Officiere Europäer und nur die Unterofficiere eingeborne Juden seyn sollten. Der Obrist und der Stab waren über die Regelmäßigkeit ihrer Uebungen und ihren Eifer erstaunt. Indeß hatte die Sache damals keine weitern Folgen; die Bemühungen, ein besonderes israelitisches Bataillon zu bilden, erneuern sich aber jetzt, und ihr Zweck geht augenscheinlich dahin, ein sichtbares, deutliches Zeichen ihrer wieder gewonnenen Rechte und ihrer Ueberlegenheit über die Mauren zu erlangen. Die im Jahre 1837 besprochene Uniform sollte den weißen Turban und die Stiefel in sich schließen, aus keinem andern Grunde, als weil unter der türkischen Herrschaft ihnen der weiße Turban und jede Fußbekleidung außer den Pantoffeln ohne Absatz bei Todesstrafe verboten war. Es fragt sich deßhalb sehr, ob die Regierung auf das Begehren der Israeliten, ein besonderes Bataillon zu bilden, eingehen wird. Die einflußreichsten Juden hatten schon im Jahre 1837 diese Bewegung hervorgerufen, und scheinen auch jetzt wieder thätig, es fragt sich aber sehr, ob die Regierung auf ein solches Ansinnen eingehen und ob sie nicht die Juden unter der übrigen Miliz einreihen wird, da sie den ohnehin gedemüthigten und ergrimmten Mauren nicht einen solchen offenen Schimpf anthun und neue Streitigkeiten wird hervorrufen wollen.

Reisen in Südamerika.

Reise von der deutschen Colonie St. Leopoldo zu dem Wasserfall des Parana und Aufenthalt unter den Guarani.

1. Reise an den Uruguay.

(Fortsetzung.)

Der Abend war schon etwas vorgerückt, als wir eine Fazenda erreichten. Da Matheo den Eigenthümer kannte, so schickte ich ihn voraus, um ein Nachtquartier für uns in Anspruch zu nehmen. Die Gebäude hatten ein etwas stattlicheres Aussehen, als man sie hier zu Lande gewöhnlich sieht, und da uns der Besitzer an der Hausthüre empfing und uns auf diese Weise eine Artigkeit bezeigte, die ein gewöhnlicher Hirte oder Pflanzer dieser Gegend schwerlich einem Fremden zu Theil werden läßt, so schloß ich, daß derselbe ein Mann von einiger Bildung und Erziehung seyn müßte. Er nöthigte mich in das Wohnhaus, während meinen übrigen Reisegefährten ihr Quartier in einem Nebengebäude angewiesen wurde. Mein Wirth hatte einen guten Theil von der portugiesischen Zungengeläufigkeit und südlichen Lebendigkeit, weßhalb unsere Unterhaltung auch nicht ins Stocken gerieth. Es gibt keinen größern Schwätzer, als einen Portugiesen, wenn er einmal auf ein Lieblingscapitel gekommen ist. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich bald von ihm, daß er als Officier in der Linie gedient, in mehrern der größern Städte Brasiliens in Garnison gestanden und den Krieg gegen Buenos-Ayres mitgemacht hatte. Von diesem Kriege entwarf er eine drollige, durch Humor und Satyre gewürzte Schilderung. „Es war," meinte er, „als wenn die Generale beider sich gegenüber stehenden Armeen sich das Wort gegeben hätten, das kostbare Menschenblut nach Kräften zu sparen; denn wenn der eine Miene machte den andern anzugreifen, so hatte dieser die Gefälligkeit sich zurückzuziehen, und bot der andere am Abend seinem Gegner eine Schlacht an, so konnte man mit Zuverlässigkeit darauf rechnen, am folgenden Tage keinen Feind im Schußbereiche zu treffen. Da es aber zu viel verlangt seyn würde, einen Krieg ohne Opfer an Menschenleben zu führen, so konnte man es den Feldherren eben nicht übel nehmen, wenn sie die Ersparnisse ihrer weisen Pulverökonomie auf andere Weise wieder auszugleichen

suchten und die Feldmagazine, Lazarethe u. s. w. im kläglichsten Stande ließen. Auf diese Weise wurde der Krieg verwüstend genug, und Hunger, Krankheit und Desertionen decimirten die Truppen. Besonders litten die aus den heißen, nördlichen Gegenden Brasiliens stammenden Soldaten, weniger die Truppen von Buenos-Ayres, welche größtentheils aus abgehärteten, an alle Strapazen gewöhnten Gauchos bestanden. Die vom Staate aufgewandten Gelder flossen meistens in die Taschen der Generale und der Quartiermeister, weßhalb alle Augenblicke die Oberbefehlshaber abberufen und durch neue ersetzt wurden. Erst kam der Nestor der brasilischen Armee, der General Lecor, dann der General Curado, dann folgte der Marquis von Barbacena und dieser wurde endlich vom Feldmarschall Braun abgelöst, welche aber alle, um nicht gar zu viel Lorbeern zu sammeln und nachdem sie der Welt gezeigt hatten, wie eine Armee, wenn sie siegreich seyn solle, nicht geführt werden müsse, nach kurzem Regiment wieder vom Kriegsschauplatz abtraten. Trotz der bedeutenden Verluste an Menschen hätte man glauben sollen, wenn man die Löhnungslisten der Armee nachsah, daß unser Corps keinen Mann eingebüßt hätte, denn auf diesen Listen figurirten noch Leute, die schon längst in die Reihen des Feindes übergegangen waren oder deren Gebeine bereits Jahre lang im Grabe moderten, aber dessen ungeachtet vor wie nach ihren Sold bezogen. Erst als der Krieg zu Ende ging und die Regimenter in ihre Garnisonen zurückkehren sollten, mithin sich der Betrug nicht länger verdecken ließ, sahen die gewissenhaften Quartiermeister ein, daß die Todten keinen Sold mehr gebrauchten. Jetzt ging es an ein Sterben, daß man hätte glauben sollen, Pest, Cholera und Seuchen hätten sich zum Untergange der brasilischen Armee verschworen: von meiner Compagnie starben in wenigen Augenblicken über dreißig Mann, die freilich schon längst eine Beute des Todes geworden waren. — Den größten Ruhm," fuhr mein satyrischer Wirth fort, „welchen Brasilien in diesem Kriege eingeerntet haben mag, verdankt es eigentlich Ihren Landsleuten, dem 28sten aus Deutschen bestehenden Jägerbataillon. Die feindliche Armee wollte am 24 Februar 1829 angreifen und die Brasilier waren bereits im völligen Rückzuge, als das genannte Corps sich in Quarré formirte, das chargirende feindliche Reiterregiment mit voller Ladung begrüßte und mit blutigen Köpfen heimschickte. Durch diesen unerwarteten und siegreichen Widerstand kam auch die brasilische Armee wieder zur Besinnung: sie machte Fronte und es entspann sich ein Gefecht, das für unsere Waffen glänzend endigte. Das Resultat dieses Krieges ist übrigens bekannt: nach wiederholten Unfällen im Felde mußte Brasilien die Banda oriental mit der Hauptstadt Montevideo als unabhängigen Freistaat anerkennen."

Auf diese Weise verplauderte ich den Abend mit meinem Wirth, der während seines Aufenthalts in mehrern der größern Städte sich die Sitten einer mehr verfeinerten Lebensweise angeeignet hatte, als dieses bei seinen Nachbarn der Fall war, und obgleich seine häusliche Einrichtung ebenfalls nur sehr einfach erschien, so bot sie doch dem diese Gegenden durchwandernden und deßhalb an alle Entbehrungen gewöhnten Reisenden hinlängliche Bequemlichkeiten dar. Unser Abendessen, dessen wesentlichste Bestandtheile Fleischspeisen ausmachten, schmeckte mir vortrefflich, und zum Nachtlager wurde mir eine Matratze angewiesen, da man Betten, welche auch der Gesundheit in diesem warmen Klima nicht zuträglich seyn würden, hier zu Lande nicht kennt.

Mein Wirth schien an meiner Gesellschaft Gefallen zu finden, da er der Classe von Leuten angehörte, bei denen man sich sehr leicht dadurch den Ruhm eines angenehmen Gesellschafters erwirbt, wenn man den Ergießungen ihrer Geschwätzigkeit ein williges Ohr leiht. Er lud mich am folgenden Morgen ein, noch einige Tage bei ihm zu verweilen, um einer Hetzjagd beizuwohnen, zu welcher er einige seiner Nachbarn einladen wollte. Diese Jagd sollte den folgenden Tag stattfinden. Ich nahm den Zeitvertreib an, da eine solche Jagd, auf welcher die Rehe und Hirsche mit dem Lasso eingefangen werden, für den Neuling ein interessantes Schauspiel seyn mußte.

Nach dem Frühstück ritt ich mit Senhor Francisco Ignacio de Souza, so hieß mein Wirth, und seinem Stiefsohn (er, mein Wirth, hatte die Wittwe geheurathet) ins Feld und er zeigte mir bei dieser Gelegenheit seinen Grundbesitz, der so weit das Auge sehen konnte reichte und vielleicht manches der deutschen Duodezfürstenthümer an Flächeninhalt übertraf. In Deutschland würde in dem Besitz eines so ausgedehnten und fruchtbaren Landstrichs ein unermeßliches Capital gesteckt haben, allein hier zu Lande hat derselbe fast gar keinen Werth, da es an Menschen fehlt, um diese weiten und ergiebigen, jetzt nutzlos daliegenden Gefilde zu bebauen und zu bevölkern. Nur ein sehr geringer Theil des Landes befand sich in Cultur, alles übrige war in seinem ursprünglichen Zustande verblieben, und nirgends der Natur durch Kunst oder menschliche Pflege und Arbeit zu Hülfe gekommen. Die Landwirthschaft befindet sich noch in ihrer ersten Kindheit und man kennt kaum die ersten Grundsätze derselben. Die Anwendung des Pfluges habe ich, außer bei deutschen Colonisten, nirgends in Brasilien gesehen.

Erst am Mittagstische lernte ich die Frau vom Hause und ihre beiden Töchter, vierzehn- bis sechzehnjährige Naturkinder, kennen. Welch ein himmelweiter Unterschied findet sich zwischen einer deutschen Hausfrau in ihrem reinlichen Anzuge mit dem gewichtigen Schlüsselbunde an der Seite, und immer und überall, bald in der Küche, bald im Keller beschäftigt, alle Angelegenheiten des Haushalts rastlos selbst leitend und der nachlässig gekleideten, Tage lang auf der Matte sitzenden Brasilierin, welche zum Aufstehen zu träge ist und zu den geringsten Diensten der Hülfsleistung einer schwarzen Sklavin bedarf! — Das älteste der beiden Mädchen besaß eine interessante Gesichtsbildung und viel natürliche Anmuth. Die schwarzen lebhaften Augen und die regelmäßigen und feinen Züge verriethen Geist und natürlichen Verstand. Das Loos der Schönen dieses Landes ist in der That nicht beneidenswerth, da die gänzliche Vernachlässigung ihrer Erziehung jeden höhern Aufschwung zu Boden hält, und ihr einförmiges und abgeschlossenes Leben aller jener Vorzüge und Blüthen des Geistes entkleidet, wodurch die gebildete Frau in den europäischen Gesellschaftskreisen zur Zierde ihrer Umgebung wird und einen so mächtigen Einfluß auf die Bildung und den Charakter des Mannes erringt. Keine Musik, keine Lectüre und keine Genüsse, wie sie der verfeinerte und abgeschliffene Gesellschaftsverkehr von Personen beiderlei Geschlechts gewährt, verschönern jemals die in trauriger und ermüdender Gleichförmigkeit hinschleichenden Stunden der auf dem flachen Lande wohnenden brasilischen Frauen. Der gebildete Europäer kommt diesen Schönen gegenüber in einige Verlegenheit, da er nicht recht weiß, welche Saiten er anschlagen darf, um Anklang bei ihnen zu finden, und er würde übel fahren, wenn er sich nicht in den engen Gränzlinien des gewöhnlichen Wissens halten und über diesen Kreis hinaus schweifen würde.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 6.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Januar 1845.

Englische Colonien.

Neuseeland.

Seit kurzem ist nicht bloß der Bericht der parlamentarischen Committee über die Verhältnisse der Colonisation in Neuseeland, sondern auch die Zeugenaussagen und einige Correspondenz im Druck erschienen. Es ist dieß ein Fortschritt in dieser höchst interessanten Sache, was auch die Vorsprecher der Church Missionary Society nicht verkennen, denn sie haben sich alsbald auf die Hinterbeine gesetzt, und man darf interessanten Debatten in der nächsten Parlamentssession entgegen sehen, falls nicht die Missionäre, um nicht öffentlich ihre Niederlage und noch schlimmere Dinge eingestehen zu müssen, vorziehen die erhaltene Schlappe geduldig einzustecken. Wir haben früher schon erwähnt, um was es sich handelt. Die Church Missionary Society suchte aus Neuseeland ein zweites Taheiti zu machen, eine Regierung von Eingebornen zu begründen, aber diese durch die überwiegende Einsicht der Missionäre zu beherrschen. Zu diesem Ende wurde der Vertrag von Waitangi abgeschlossen, worin die versammelten Häuptlinge der nördlichen Insel als die Oberhäupter und Besitzer des Landes erklärt wurden. Die Laieneinwanderung machte einen Strich durch diesen Plan, und daher die unablässige Feindseligkeit, womit die Neuseeland-Compagnie von der Church Missionary Society verfolgt wurde. Alle sonstigen Streitigkeiten über die Verwaltung der Colonie sind vorerst ganz unbedeutend, und können nur die Sache verwirren, denn vor allem muß der Streit mit den Missionären geschlichtet werden, und dazu schickt sich endlich das Ministerium an.

Der Bericht der Parlaments-Committee erwähnt, ehe er auf die Hauptsache kommt, zuerst des Umstandes, daß die englische Regierung einer Ausdehnung ihres Colonialreichs abgeneigt gewesen sey, und Neuseeland nicht unter die Zahl der brittischen Colonien habe aufnehmen wollen, daß aber dieser Schritt zum Schutz der Neuseeländer selbst durch das Einströmen englischer Ansiedler (und wohl auch durch die Plane der Franzosen, welche hier gegen die Missionäre dasselbe Spiel, wie in Taheiti gespielt haben würden) unerläßlich geworden sey; dann fährt derselbe fort: „Der Resident, Capitän Hobson, schloß im Anfang des J. 1840 mit einer großen Anzahl der Häuptlinge der nördlichen Insel einen Vertrag, bekannt unter dem Namen des Vertrags von Waitangi, wodurch man ihnen gegen die Anerkennung der brittischen Souveränetät Schutz versprach und ihnen den Besitz alles Landes, das sie theils einzeln, theils als Stämme besaßen, garantirte. Die der Committee vorliegenden Zeugenaussagen führen zu dem Schluß, daß dieser Schritt, obgleich eine natürliche Folge früherer Irrthümer, doch wesentlich falsch war. Es wäre viel besser gewesen, wenn kein formeller Vertrag geschlossen worden wäre, da die Eingebornen augenscheinlich nicht im Stande sind, die wahre Bedeutung desselben zu begreifen, und derselbe deßhalb nicht viel mehr als eine legale Fiction ist, obgleich er in der Praxis sich schon als sehr nachtheilig bewährt hat, und wahrscheinlich noch mehr bewähren wird. Man hätte die Souveränetät über die nördliche Insel ohne diesen bloß nominellen Vertrag übernehmen können, bloß auf den Grund der frühern Entdeckung hin und wegen der Nothwendigkeit, die Gewalt der brittischen Krone zum Schutz der Eingebornen selbst zu begründen, da eine große Anzahl brittischer Unterthanen sich ganz unregelmäßig auf diesen Inseln niedergelassen hatte und es unerläßlich machte, gute Ordnung unter ihnen zu handhaben. Dieser Weg wurde hinsichtlich der mittlern und südlichen Insel eingeschlagen, und hätte ohne alle Schwierigkeit auch in Bezug auf die nördliche eingeschlagen werden können." Aus diesem Vertrag flossen bekanntlich alle bisherigen Streitigkeiten, da alles Landeigenthum dadurch unsicher wurde; das hatte aber die Church Missionary Society eben beabsichtigt, und als die Parlaments-Committe sich mit großer Milde, aber doch sehr entschieden gegen den Vertrag von Waitangi aussprach, warf sich die Church Missionary Society alsbald als die Vertheidigerin der Eingebornen auf, und erklärte durch den Mund ihres Secretärs, Hrn. Coates, daß „der Bericht die Missionsverwaltung mit Erstaunen und Unruhe erfüllt habe, da seine Vorschläge auf Grundsätzen beruhen, welche gegen die Eingebornen ungerecht sind, und den im Jahre 1840 feierlich mit ihnen ab-

geschlossenen und nachher von dem Mutterland bestätigten Vertrag geradezu verletzen."

Die Church Missionary Society hat also ihre Plane noch keineswegs aufgegeben, merkt aber, daß die Regierung denselben jetzt nothgedrungen hindernd in den Weg treten muß. Der lange unter der Asche fort glimmende Streit muß jetzt heraus ans Tageslicht, das dem geistlichen Streben nach weltlicher Macht und weltlichem Besitz nicht günstig ist, und die Frage wird öffentlich verhandelt werden, ob England ein anglicanisch-bischöfliches Paraguay oder eine Laienansiedlung haben will, ob wie die Gegner der Missionäre sich ausdrücken, das Colonialamt oder Exeter Hall (wo die Missionäre ihre Versammlungen halten) in den Colonien herrschen soll. Wohin die Regierung jetzt neigt, ist aus der Bekanntmachung der Correspondenz zur Genüge ersichtlich.

Chios und seine Quarantäne.

(Fortsetzung.)

Wir traten nun auf den Punkt hinaus, der die „Schule (scuola) des Homer", genannt wird, jedoch ohne allen Zweifel nichts anderes war, als ein Felsen-Belvedere, (scoglio Fels) welches der gewaltige Dichter liebte, wo er in der Einsamkeit dichtete und mit seinen Freunden über Land und Meer hinausschaute. Gewiß verhält es sich auch nicht anders mit der sogenannten Schule des Virgil am Endpunkte der vulcanischen Erdzunge, die zwischen Neapel und Pozzuoli ins Mittelmeer vorspringt, ich meine den von seinen seligen leidstillenden Reizen benannten Posilipp. Erst später, zur Feier der Erinnerung an den Vater der Dichter, errichtete man hier auf Chios, an seinem Lieblingssitze einen Altar in der Mitte eines Kreises, den man aus dem Felsen künstlich herausschnitt; den Altar zierte man mit Löwen und Sphinxen, den würdigsten Emblemen der wunderbaren Kraft die seine Verse belebt. Von nah und fern zogen wahrscheinlich die Wanderer herbei, opferten auf dem Altar und tranken aus der Quelle ihm zu Ehren, dessen Gesänge auf dem Meere und auf dem Lande wiederhallten. Der heutige Fels des Homer zeigt von Löwen und Sphinxen und von dem Altar, den sie schmückten, aus welchem man lächerlicherweise einen Katheder oder eine Kanzel (so wie aus dem Kreise einen akademischen Hörsal) gemacht, — überaus geringe Spuren. Nur das Nebengebäude des göttlichen Homer prangte nicht allzufern noch in alter Kraft und Fülle; dahin sandten wir unsern Wegweiser, er kehrte mit Wein und Trauben und einem anmuthigen sciotischen Mädchen zurück, einer Griechin, die uns wie eine Hebe den Wein credenzte; wir lauschten lange ihrem Geplauder mit den uns begleitenden Griechen, konnten aber die jonischen Worte und Ausdrücke Homers, welche sich vorzugsweise unter den neugriechisch redenden Bewohnern der Nord-Ostküste von Chios noch erhalten haben sollen, nicht herausfinden. Homer gilt ihnen, wie so manchen Bewohnern von Bajä, Pozzuoli, Bagnoli, der Dichter Virgil gleichbedeutend mit einem Zauberer; er war es, der den ersten Weinstock auf Chios pflanzte und den herrlichen Muscat-Wein erfand, er war es der Quellen aus dem Felsen hervorrief, er war es der von Chios über die Spalmadoren-Riffe (bei den Alten Oenussä genannt) zum Festlande Asiens hinüber eine Brücke schlug, die den hohen asiatischen Mimas mit seinem Felsenschlosse auf Chios verband. Wir weilten lange an diesem reizenden Punkte, ergötzten uns an dem fabelhaften Geplapper und kehrten, nachdem die Sonne bereits hinter dem Doppelgipfel des Berges Elia hinabgestiegen war, nach Chios heim, das von Gärten umgeben, im Grunde seiner mächtigen und schützenden Bucht, ein liebliches — aber je näher man kam, in seinen Trümmern überaus ernstes Bild darbot. Vor der Stadt lagerten auf einer kleinen felsigen, durchaus kahlen Anhöhe, mehrere Griechen, Männer, Frauen und Kinder; man sang, spielte und unterhielt sich in ernsten Berathungen. Aehnliches fand ich auf allen griechischen Inseln, auf dem Festlande Griechenlands und Klein-Asiens, in Sicilien und namentlich an der Küste des adriatischen Meeres und des Golfs von Taranto, wo Griechenstämme ansässig. Es drängte sich uns zu wiederholtenmalen die Frage auf, weßhalb — ganz im Gegensatz zum Geschmacke der Türken und Orientalen — die Griechen solche rauhe, nackte, felsige Punkte mit der Aussicht auf das Meer den stillen, milden und schattigen Ruheplätzen vorziehen? Bei allen griechischen Schriftstellern des Alterthums finden wir Stellen, die auf diese Sitte sich beziehen, ja manches wird bei ihnen erst klar, wenn man die Schilderungen von der eben berührten Seite auffaßt. Ich werde nie den Eindruck vergessen, den eine Schaar glänzend im g chischen Costüm herausgeputzter Frauen, Männer und K' auf mich machte, die ich im italienischen Gargano-Gebirg der Nähe der Stadt Monte Sant Angelo, an einem Sonntag-Nachmittage auf kahlen nackten Felsen, ins Meer nach Griechenland hinüberblickend, antraf. Wie mit einem Zauberschlage fühlte ich mich nach dem wirklichen Griechenland versetzt; dasselbe geschah mir an den Küsten zwischen Brindisi und Otranto, Gallipoli und Taranto. Ich fühlte, daß große berühmte Männer im Norden und Süden, Ossian, Homer und Virgil auf solchen Felsenspitzen gedacht und gedichtet, daß ihre Freunde und Verehrer hier ihren Gesängen gelauscht, — aber ich empfand auch das Thörichte und Pedantische der Ansicht, daß auf solchen Plätzen Schulen (scuole) und Lehrstühle im Alterthum errichtet gewesen, und bitte die Alterthumsforscher von nun an statt scuola stets scoglio zu lesen und zu schreiben.

Den Abend brachten wir in höchst angenehmer Gesellschaft hin; ein Consul aus Tschesme war mit seiner liebenswürdigen Familie auf Besuch nach Chios in das Haus des Dr. R. gekommen. Gesang, Spiel und Tanz bildeten die Unterhaltung; ein paar junge Armenierinnen führten Nationaltänze auf, die anfänglich ernst und steif waren, endlich jedoch in den bekannten orientalischen üppigen Charakter übergingen. Ich schlief diese Nacht im Freien in einer Hängematte, welche mir Capitän L. borgte und zwischen zwei Orangenbäumen im Garten befestigte.

Am andern Morgen machten wir einen Gang durch die Trümmer der einst so blühenden Stadt, besuchten die Ueber-

reste der von den Griechen vertheidigten Castelle und die andern Localitäten, die in jenen Gräuelscenen von 1822 eine Rolle spielten. Ein damals in Gefangenschaft gerathener, als Sklave verkaufter, tief ins Innere Afrika's hineingeschleppter, und nach unsäglichen Drangsalen endlich losgekaufter Sciote war unser Führer. Es würde hier zu weit führen, alle geschichtlichen Momente hervorzuheben. Hr. von Prokesch, welcher bald nach jenem Blutbade Chios besuchte, liefert in seinen „Denkwürdigkeiten aus dem Orient" die trefflichsten, hieher gehörigen Skizzen. Von dem verwüsteten Chios wendet er mit Trauer seine Blicke und läßt über das, was diese Insel früher war, die HH. von Hammer, Tournefort und Chandler reden. Der ernste Chandler spricht mit begeisterten Worten von ihr: er erhebt sich an ihren Rebenhügeln, Citronen- und Orangenwäldern, die mit dem Blüthendufte den Geruch entzücken, während sie mit ihren goldenen Früchten das Auge erfreuen; er rühmt wie Myrthen und Jasminen, Oliven, Palmen und Cypressen sich schmiegen, zwischen denen zierliche Minarets und Wohngebäude durchblicken, deren glänzendes Weiß das Auge des Wanderers blendet. Er vergleicht die Ansicht der Stadt jener von Genua und erschöpft sich im Lobe der Anmuth und Reize chiotischer Mädchen. Noch aus den heutigen, mit unzähligen Kapernstauden überwachsenen Trümmern tritt die Aehnlichkeit mit der Mutterstadt hervor, mächtige Portale, Treppen, geräumige Höfe, gewölbte Zimmer und Hallen erinnern an Genua, la Superba. Große Trümmerplätze mit halberhaltenen Häusern kann man für wenige Säulen-Piaster (Colonnaten) kaufen. Wer es versteht mit den Türken umzugehen, wie z. B. die meisten Armenier, der siele sich getrost hier an, namentlich lade ich Brustkranke aus m Norden ein, statt Italien, Sicilien und Malta, — Chios und Samos zu ihrem Curorte zu wählen; sie werden sich in ihren Hoffnungen nicht getäuscht fühlen. Wir schlenderten ziemlich lange durch die andere Stadt, besuchten hier und dort einen Kranken und gingen auch in die sogenannte Festung, worin natürlich nur Türken ihr Wesen trieben. Ich ließ mir die Gefängnisse zeigen, welche der türkische Quarantäne-Chef mir als Wohnung zugedacht; unfreundlich genug waren sie, aber lange nicht so fürchterlich, wie venetianische und neapolitanische Staatsgefängnisse. Ein treffliches Frühstück nahmen wir in einem Gartenhäuschen ein bei einer Griechin, welche es in der Kunst, chiotische Früchte in Zucker einzukochen, am weitesten gebracht hatte. Salami, Käse, Oliven, frische Feigen, köstliche Trauben und ein noch köstlicherer Muscatwein in langhalsigen Flaschen, die mit Stroh umwickelt und mit einem Weinblatte geschlossen waren, bildeten nebst sehr gut gebackenem Brod die Hauptbestandtheile. Die größte Heiterkeit belebte uns alle, denn Recht hatte Virgil*) wenn er ruft:

„Vina novum fundam calathis Arvisia nectar."

Chiotische Weine hatten hohen Ruf bei den Alten; sie galten für die besten Griechenlands. Die Römer mischten ihren Falerner, wenn er etwas zu herbe gerathen war, mit süßem Chios. Horaz (Sat. 1,10,24) vergleicht diese Mischung mit derjenigen, welcher sich der Dichter Lucilius bediente, wenn er griechische Worte mit lateinischen zusammenschmolz. Strabo, Plinius, Mela, Ptolemäus und Pausanias reden von Chios, das seinen Namen von einem Sohne des Neptun empfangen haben soll, jedoch auch Etalia, Macris und Pitiusa genannt wurde.

(Schluß folgt.)

*) Virg. Ecl. 5,71. Arvise ist ein Vorgebirge auf Chios, wo zu Virgils Zeiten der beste Wein wuchs.

Reisen in Südamerika.

Reise von der deutschen Colonie St. Leopoldo zu dem Wasserfall des Parana und Aufenthalt unter den Guarani.

1. Reise an den Uruguay.

(Fortsetzung.)

Gegen Abend kamen bereits einige der entfernter wohnenden Jagdtheilnehmer und am folgenden Morgen die übrigen, sämmtlich auf ihren besten Rennern an, worauf sich bald der Zug in Bewegung setzte. Es hatten sich einige dreißig Jagdliebhaber eingefunden und der Jagdzug nahm sich in der malerischen Tracht der Eingebornen, mit ihren Mänteln von hellen Farben und den breitränderigen Hüten auf den bärtigen und sonnenverbrannten Gesichtern ganz stattlich aus. Die nur mit der Schlinge (Lasso) gewaffneten Jäger stellten sich in einer freien Ebene in weitem Halbkreise auf, dessen Durchmesser ein Wald bildete, durch den die Hunde getrieben wurden, um das Wild hinaus zu jagen. Es dauerte auch nicht lange, bis mehrere Rehe und ein stattlicher Hirsch zum Vorschein kamen, worauf die Hetze losging und ich, als stummer Zuschauer, Gelegenheit hatte die unglaubliche Gewandtheit dieser verwegenen Reiter zu bewundern. Weder Sümpfe noch Flüsse halten sie vom Verfolgen ihrer Beute ab, und es kümmert sie wenig, wenn das Pferd mit ihnen stürzt oder einen Purzelbaum schlägt; sie bleiben fest im Sattel und ohne abzusteigen bringen sie ihr Thier wieder auf die Beine. Was mich am meisten wunderte, war, daß nicht der eine oder andere den Hals oder wenigstens Arm und Beine gebrochen; alles lief glücklich ab. Die Rehe waren bald in der Lasso gefangen und nur der Hirsch machte ihnen mehr zu schaffen. Endlich wurde auch ihm die Schlinge über den Kopf geworfen, allein das edle Thier sträubte sich aus allen Kräften gegen seine Gefangennehmung, und da der Sattelgurt seines Verfolgers nicht im besten Stande oder aufgesprungen seyn mochte, so riß der gefangene Hirsch mit dem am Sattel befestigten Lasso den Reiter mit Sattel und Zeug vom Pferde und floh verwildert über die weite Ebene, das eine Ende der Schlinge um dem Kopfe und mit dem andern Ende den Sattel nach sich schleifend. Durch diesen Anblick wurde das schon durch den Sturz des Jägers vom Pferde hervorgerufene Gelächter zum allgemeinen Jubel gesteigert, und die ganze Gesellschaft brach zur Verfolgung des geängstigten Thieres auf, das auch bald eine Beute seiner Verfolger wurde.

Ich hatte auf einer kleinen Anhöhe in der Nähe des Waldes haltend dem Schauspiel zugesehen, und war eben im Begriff, der in der fröhlichsten Stimmung befindlichen Jagdgesellschaft mich wieder anzuschließen, als ich in nicht sehr weiter Entfernung einen wahrscheinlich durch den Jagdlärm aufgescheuchten Fuchs dem Gehölz zueilen

sah. Da ich mein Gewehr mitgenommen hatte, so schoß ich das Thier, in welchem ich zu meiner nicht geringen Verwunderung den dreifarbigen Fuchs (canis cinereoargenteus) erkannte. Ich hätte nie geglaubt, daß dieses Thier, dessen eigentliche Heimath Nordamerika ist, auch ein Bewohner dieser Gegenden wäre, und hatte die Angaben, daß es auch in Paraguay und Buenos-Ayres lebte, als auf einem Irrthum beruhend angesehen. Die Länge des Körpers betrug 2 Fuß 1 Zoll, die des Schwanzes 15 Zoll. Am Kopfe ist er graufalb und an den obern Theilen des Körpers grauschwarz. Die Stelle zwischen den Augen ist weißlich und mit einer schwarzen Linie bezeichnet, welche auf der Stirn sich ausbreitet. Unter den Augen befindet sich ein dunkler Fleck, der auf Hals und Backen ausläuft. Die Ohren, inwendig weiß, haben einen grauen Rand, auswärts sind sie lebhaft rostfarbig, welche letztere Farbe auch die Seiten des Körpers und Halses haben. Kehle und Backen sind weiß gezeichnet, der untere Kinnbacken schwarz und am Bauche falb. Die Vorderbeine sind äußerlich rostfarbig, innerlich heller, die Hinterbeine äußerlich rothbraun, innerlich rostfarbig mit einer weißen Linie. Der langbehaarte Schwanz ist oben schwarz, an den Seiten falb und unten weiß, die Spitze ist sammetschwarz. Das Thier schien übrigens in dieser Gegend sehr selten zu seyn, da sich nur wenige aus der Jagdgesellschaft erinnerten, ein ähnliches gesehen zu haben.

Am andern Morgen nahm ich von meinem gastfreundlichen Wirth Abschied und setzte meine Reise weiter fort. Bisher war die letztere vom heitersten Wetter begünstigt gewesen, allein gegen Abend des heutigen Tages thürmten sich am nordwestlichen Himmel dicke Wolkenhaufen auf und als wir eben eine weite, keinen Schutz bietende Ebene durchzogen, überraschte uns eines jener furchtbaren Gewitter, welche diese Gegenden so häufig heimsuchen. Der Dunstkreis dieses Theils der Erde ist mit einer größern Masse elektrischer Flüssigkeiten als in Europa geschwängert, wovon diese häufigen und furchtbaren Naturerscheinungen fürchterliche Beweise liefern durch die merkwürdige Lebhaftigkeit des Blitzes und die Heftigkeit der Donnerschläge. Berge und Wälder scheinen auf diesen meteorologischen Umstand keinen Einfluß zu haben, denn man erlebt die fürchterlichsten Gewitter oft in Ebenen, wo man in einem Umkreise von 100 Stunden kaum einen Hügel oder Baum antrifft.

Der Regen fiel dabei in Strömen herab, und da sich die Nacht hinzu gesellte und wir keine Aussicht hatten eine menschliche Behausung zu erreichen, so schlugen wir unser Zelt, das inzwischen gegen das Unwetter nur sehr wenig Schutz bot, im Freien auf. Unsere Lage war nichts weniger als behaglich, doch fügten wir uns mit großer Resignation darein. Es fiel uns schwer ein kleines Feuer anzumachen und zu unterhalten, und wir mußten uns mit kalter Küche begnügen, was uns um so weniger zusagte, als wir unser Mittagsessen auf den Abend ausgesetzt hatten. Da sich der Wind später nach Südosten umlegte, so stellte sich eine heftige Kälte ein und wir brachten die Nacht zähneklappernd und durch und durch verfroren hin.

Ueberhaupt gehört das Vorherrschen einer größern Kälte durch die ganze Ausdehnung der amerikanischen Erdfeste unter die auffallendsten Verschiedenheiten, welche zwischen der alten und neuen Welt bestehen. Obgleich man den Wärmegrad nicht allein nach dem Abstande eines Ortes von dem Aequator bestimmen kann, indem andere Umstände, als Gebirge, Niederungen, Beschaffenheit des Bodens u. s. w., einen mächtigen Einfluß auf das Klima haben, so ist dennoch die Hitze in der alten Welt in Ansehung des gleichen Abstandes vom Aequator bei weitem größer, als in irgend einem Theil von Amerika. Hier herrscht die Strenge der kalten Zone über die Hälfte eines Erdstrichs, welcher seiner Lage nach gemäßigt seyn sollte. Selbst unter solchen Breiten, wo man kaum den Winter in der alten Welt kennt, herrscht er mit großer Strenge, wenn auch nur auf kurze Zeit, in Amerika. Diese in der westlichen Hemisphäre vorwaltende Kälte beschränkt sich auch nicht nur auf die gemäßigte Zone, sondern äußert ihren Einfluß selbst auf den heißen Erdgürtel dieser Region, wodurch die sonst übermäßige Hitze derselben in nicht geringem Grade abgekühlt wird. Das Klima längs der östlichen Küste Amerika's zwischen den Wendekreisen, also der heißen Zone angehörend, ist bei weitem gemäßigter und weniger heiß, als in denjenigen Ländern Asiens und Afrika's, welche unter denselben Breiten liegen.

Am andern Morgen standen wir mit halb erstarrten Gliedmaßen auf und wir suchten unser Blut dadurch wieder in raschern Umlauf zu setzen, daß wir statt Kaffee jeder ein Glas starken und heißen Punsches zu uns nahmen. Dieß Mittel hatte den gewünschten Erfolg, und als nach einigen Stunden die Sonne in voller Klarheit die Wolken durchbrach, erhielten auch unsere Körper bald ihre natürliche Geschmeidigkeit wieder. Es war ein Sonntag, und, indem wir unsere Reise fortsetzten, stießen mehrere Eingeborne mit Frauen und Kindern, sämmtlich beritten, zu uns, welche die Messe in der einige Stunden entfernten Capelle S. Luzia hören wollten. Ich schloß mich ihnen an und eilte meiner kleinen Karawane voraus.

S. Luzia ist eigentlich weiter nichts als eine Capelle mit der Wohnung des Pfarrers, einer Venda und vier oder fünf andern Wohngebäuden. Heute, am Sonntag, bot der Ort aber einen recht belebten Schauplatz dar, da viele der umwohnenden Hirten und Fazendeiros mit ihren Familien, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, sämmtlich beritten, aus einem weiten Umkreise hieher gekommen waren, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Eine Glocke war noch nicht vorhanden, und den Gläubigen wurde mit einem disharmonischen Ochsenhorn das Signal zum Anfang der Messe gegeben. Die meisten blieben vor der zu diesem Zweck offen stehenden Kirchenthüre auf ihren Pferden haltend und hörten mit entblößtem Haupte die Messe. Das beständige Sitzen zu Pferde ist diesen Leuten so zur andern Natur geworden, daß sie alle Verrichtungen, selbst die geringfügigsten, auf dem Rücken dieses Thieres abzumachen pflegen. Das Gehen, Stehen und Sitzen ist ihnen unbequem und nur in einer liegenden Stellung können sie es längere Zeit aushalten; da die letztere sich aber in einem Gotteshause nicht schicken würde, so ziehen sie es vor, auf dem Pferde sitzend ihre Andacht zu verrichten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Inschriften der Achämeniden. Der Däne Westergaard, welcher zur Erforschung der alten Verbindungen Asiens und Europa's nach dem Orient geschickt worden war, hat die Inschriften der Achämenidendynastie zum Gegenstand seiner besondern Forschungen gemacht, und will aus denselben die Gewißheit geschöpft haben, daß die Herrschaft der Achämeniden sich nicht bloß über die Gebirge der Tatarei im Osten erstreckte, sondern daß sie auch im Westen vordrangen und Europa zu unterjochen suchten. (Athenäum vom 21 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 7.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Januar 1845.

Das Tavoliere di Puglia.

(Von Dr. W. Nitzsch.)

Der Schicksale des Tavoliere von Apulien gehören ohne Zweifel zu den interessantesten Partien in der so reichen und zum Theil so trüben Geschichte der italienischen Agrarverfassung und Agricultur.

Die italienischen Schriftsteller, welche die Geschichte des Tavoliere zum Gegenstand ihrer Untersuchung gemacht, beginnen diese alle durchaus mit dem Mittelalter. Es kann daher auch hier nur bis dahin zurückgegangen werden, da es allein unsere Absicht ist, aus dem reichen Schatz jener Untersuchungen ein kurzes und übersichtliches Bild von der Geschichte des Tavoliere und den Verhältnissen der angränzenden Districte zu liefern. Daß die Hauptzüge dieser Verhältnisse schon aus dem Alterthum überliefert sind, wird sich leicht herausstellen. Longano in seiner Reise durch Capitanata *) theilt die gesammte Provinz nach dem Bodenertrage in vier Regionen, die erste von Cerce maggiore bis Fojano gibt das 4te—6te, die zweite, bei Casacalenda, Bonifero u. s. w. das 5te—8te, die dritte um Larino, Serra Capriola, Troja, Bovino das 7te—10te, die vierte von Cerignola bis Ascoli, die ganze Ebene von Foggia und Lucera das 8te—12te Korn. Jene weniger fruchtbaren Strecken des gebirgigen Westen sind reich an Baumfrüchten aller Art, während die Ebene zwischen ihren reichen Kornfeldern nur selten Wignen- und Baumpflanzungen hat. Die Frauen, bemerkte Longano, arbeiten nicht, ein fremder Arbeiter verdient nicht mehr als 30 Ducati im Jahr bei schlechter Kost, denn der Pflüger in der Ebene lebt von Brod, Wasser und Oel, während im Gebirg bei der Bestellung mit der Hacke es an guter und fester Kost nicht fehlt. In der furchtbaren Sommerhitze liegt die baumlose Ebene in tiefen Furchen und nur neun Monate im Jahr ist die Bestellung möglich. Unter diesen Verhältnissen, bei diesem Arbeitsmangel pflügt man nur zweimal und schlecht. Dennoch trug zu Longano's Zeit auf kleineren Besitzungen die Versura 100 Tomoli, auf solchen, die mehr als 100 Versuren umfaßten, eine nicht mehr denn 50.

*) J. L. Viaggio per la Capitanata Napoli 1790.

Diese reiche Ebene nun, von Civitate bis Adria 70 Miglien lang, begreift man unter dem Namen des Tavoliere di Puglia, dessen Winterweiden schon unter König Ruggiero in Schutz genommen wurden. Er war es, der es den herabziehenden Heerden gestattete, einen Tag und eine Nacht auf Privatbesitz zu übernachten. Friedrich II erneuerte dieses Gesetz, und im Jahre 1254 brachten die Weiden dem Fiscus bei der Dogana in Foggia 5200 Unzen.

Alfons I war es aber erst, der 1444 diesem ganzen Verkehr für die kommenden Jahrhunderte seine Form gab. Die vorhergehenden Kriege hatten wie überall, so auch in Apulien den Ackerbau beschränkt, das Weideland vermehrt. Durch Erbpachtcontracte wurden nun diese Privatweiden zu den fiscalischen geschlagen. Die ganze Masse wurde in Locationen und diese wurden in Poste oder Hürden mit ihrer Weide getheilt, deren jede auf eine bestimmte Summe Vieh veranschlagt ward. Der König bestimmte zugleich drei Straßen für die Heerden. *) Zu Lanciano, im heutigen Abruzzo citeriore, auf dem Septembermarkt wurde die Zugordnung festgesetzt. Die Aufsicht des ganzen Betriebes wurde von den früheren Ballivi auf einen Zollbeamten übertragen, für den Verkauf und Transport aller Producte der Heerden gänzliche Zollfreiheit bewilligt und die Heerdenbesitzer mit ihrem sämmtlichen Betriebspersonal von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit der Barone eximirt. König Alfons, dem es gelang die Seidenzucht in Neapel einzuführen, war überhaupt ernstlichst bedacht, auch die Wollproduction nach Kräften zu heben, und die Verhältnisse Apuliens wurden allein darnach geordnet. Er befahl den Massari di Campo alles Korn auf den Markt von Foggia zu bringen, und verbot die Aufspeicherung in den Seeplätzen, um die Ausfuhr zu verhindern. Und wirklich wurde so der Verkehr in Abruzzo und Molise neu belebt, ja

*) S. Aehnliches über die noch bestehenden Heerdenzüge in Sicilien in meinen „Bemerkungen auf einer Reise in Sicilien, Sommer 1843," Ausland 1844 Nr. 178 u. ff., wo leider mit vielen andern Namen auch meine Chiffre in W. N. verdruckt ist.

1457 war es schon nothwendig, den Ackerbau gegen die um sich greifende Viehzucht zu sichern. Im Monat Mai, wenn die Heerden ins Gebirg zurückkehrten, wurde die Abgabe bezahlt, für 100 Stück klein Vieh 8, für eben so viel groß Vieh 25 Scudi Venetianisch. Dieß geschah auf dem Markte zu Foggia im April und Mai, wo die Producte der Heerden ganz zollfrei waren und zu welchem von den Beamten die Gränznachbarn eingeladen wurden. So zählte man 1474 im Ganzen 1,700,000 Stück Vieh, die auf der Dogana zu Foggia verzollt wurden. Das ganze Gemeindeland dieser Stadt wurde Weide, in Capitanata, Terra di Lavoro, Otranto, Basilicata entstanden ebenfalls große Privatweiden, und diese große Ausdehnung der Viehzucht ward für den Staat und die Verfassung von höchster Bedeutung. In dem bekannten Kriege der Barone verlegten die aufrührerischen Großen zunächst die Pässe, die vom Gebirg in die apulische Ebene führten, um dem König hier seine reichste Geldquelle abzuschneiden. Andrerseits war aber auch die Gerichtsbarkeit der Dogana von Foggia gegen die Macht des hohen Adels eine den Königen sehr erwünschte Beschränkung. Dieses wichtige Tribunal der Dogana zu Foggia bestand aus dem Doganiere, zweien Credenzieri, einem Uditore und einem Cassiere. Es ward 1447 förmlich eingerichtet und eine spätere Verordnung setzte fest, daß jeder dieser Beamten nur auf ein Jahr installirt werden solle. Die Gerichtsbarkeit erstreckte sich auf alle bei diesem Verkehr betheiligten, von den Heerdebesitzern (den locati) bis zu den Schafscheerern, während der ganzen Weidezeit vom September bis zum Mai.

Und so finden wir denn hier gerade Ackerbau und Viehzucht, völlig im umgekehrten Verhältniß, als wie es zur Zeit der römischen Republik hier bestand. Denn während zur Zeit der Gracchen die großen Grundbesitzer mit ihrer ungeheuren Viehzucht den kleinen Bauern erdrückten und die Kräfte des Staats an sich rissen, bildet hier die Viehzucht und ihre unverhältnißmäßige Ausdehnung für die Könige Neapels ein Mittel zur Beschränkung der großen Grundeigenthümer.

Daher trat auch wohl mit der vollständigen Besiegung der aristokratischen Opposition der Verfall dieses großen Betriebes ein. Die Regierung scheint ihn mehr aus den Augen verloren zu haben, während zu gleicher Zeit um den Anfang des 16ten Jahrhunderts der Weltverkehr auf neuen Bahnen sich veränderte.

(Fortsetzung folgt.)

Chios und seine Quarantäne.

(Schluß.)

Spät am Abend rauschte das österreichische Dampfschiff von Syra kommend heran; die halbe Stadt war auf den Beinen. Wir nahmen den herzlichsten Abschied von den freundlichen, gastfreien Chioten, und wurden noch reichlich mit duftendem Jasmin beschenkt. Der türkische Quarantäne-Chef begleitete uns an Bord und wir versicherten ihn noch einmal unserer aufrichtigen Freundschaft. Als der Morgen heraufdämmerte, hatten wir bereits das Kap Karaburun, die Akra Meläna der Alten, umschifft und waren in den Golf von Smyrna eingetreten. Links lag Mytilene und darüber hinaus ragten die hohen Bergspitzen des asiatischen Festlandes. Rechts begleiteten uns die waldigen Massen des Mimas. An der Bucht von Clazomenä (jetzt Bucht von Vurla genannt) vorüber, steuerten wir auf das Coraxgebirge gen Osten weiter. Links blieb der Busen von Cumä und das bethürmte Hafenschloß von Phocäa. In der Nähe von Smyrna wird die Vegetation unbeschreiblich üppig. Die Ausläufer des Corax sind rissig, bewaldet und tragen durchaus vulcanisches Gepräge. Ein Garten oder vielmehr Wald von Feigen, Orangen, Oliven, Pappeln und Cypressen zieht sich bis in die Nähe Smyrna's. Die Bergketten des Sipylus und Pagus in der Richtung von Magnesia und Sardes strecken ihre Häupter empor. Gegen Mittag ankerten wir vor der Stadt und das reinliche wohlgebaute Hôtel des Herrn Rolland nahm mich wiederum auf. Unsere Freunde waren sehr besorgt um uns gewesen; wir erzählten ihnen alle unsere Abenteuer und die ausgestandenen Leiden erschienen uns genossene Freuden. Herr Rolland hatte mir das ruhigste Zimmer seines Gasthofs gegeben und ich schlief bis in den lichten Morgen hinein. Als ich nach meinem Frühstück ein paarmal vergebens gerufen hatte, erschien Hr. Rolland mit verstörtem Gesicht und wunderte sich, daß ich, während halb Smyrna in Flammen stehe und Jedermann seine Habe zu bergen suche, mich behaglich zum Frühstück niederlassen wolle. Er führte mich auf die Terrasse seines Hauses und löste mir das Räthsel. Nach Mitternacht war Feuer in einer Goldschmiedsbude des Bazars ausgebrochen, hatte bereits mehrere Straßen und zwei Moscheen eingeäschert, und drohte der ganzen aus Holz gebauten Türkenstadt, die sich amphitheatralisch den Schloßberg hinaufzog, Verderben. Eine ungeheure weißgraue Rauchwolke, aus welcher hin und wieder gelbe Blitze hervorzuckten und in welcher es in unregelmäßigen Zwischenräumen laut donnerte und krachte, das war alles was wir sahen und hörten. Ich eilte zu meinen im armenischen Quartier wohnenden Freunden, und fand sie in der größten Bestürzung. Der Wind wehte stark aus Westen und das Feuer wälzte sich mit riesiger Gewalt auf das armenische und jüdische Quartier heran. Das Franken- und Griechenquartier wimmelte von Rettenden und Flüchtenden. Man fürchtete, daß der Wind sich um Mittag drehen und von der Landseite wehen würde, dann würden auch die beiden letztgenannten Stadttheile eingeäschert worden seyn. Wir halfen unsern Freunden nach besten Kräften und schleppten alles nach der Meerseite hin, die werthvollsten Gegenstände im Hôtel Rolland bergend. Glücklicherweise änderte sich der Wind nicht, dagegen stand am Nachmittag die ganze Türkenstadt in Flammen. Schaaren von Männern, Frauen, Kindern und Sklaven mit ihren Pferden, Kamelen und der geretteten Habe lagerten in den Cypressenkirchhöfen, welche die Stadt umgaben. Die aufopferndsten Bemühungen der vereinten Mannschaft englischer und österreichischer Kriegsschiffe scheiterten an der Gewalt der Flammen. Auch der Fanatismus der Türken, welche ihre noch stehenden Häuser nicht von Ungläubigen niederreißen

lassen wollten, damit dem Feuer die Nahrung entzogen werden möchte, hinderte das Löschen. Die Stimmung der Abgebrannten wurde von Stunde zu Stunde aufgeregter und Angst und Schrecken bemächtigte sich hauptsächlich der griechischen Bevölkerung, die höchst wahrscheinlich auch das schlechteste Gewissen hatte; der griechische Consul hatte bereits, nicht mehr aus Furcht vor dem Feuer, wohl aber aus Furcht vor wüthenden, rachedürstenden Türken seine Familie und seine Habe auf Schiffe bringen lassen. Der wackere Hr. van Lennep hingegen, den Christ und Muselmann gleichmäßig verehren, belächelte die Angst seines Collegen: er öffnete alle seine Magazine, Hofräume und Wohnungen den zu ihm eilenden Abgebrannten, welche denn auch bald ein buntscheckiges Lager ganz eigenthümlicher Art bei ihm aufschlugen und von ihm und andern wackern Franken mit Speise und Trank versehen wurden. Dennoch ertönte mehreremal der Ruf „Rebellion" durch die Straßen des Frankenquartiers, wo denn in einem Nu alles von der Straße verschwand und nur das Gerassel der Riegel an den schweren Hausthüren noch gehört wurde. Einige neugierige Franken und Griechen, welche die schönen Bewohnerinnen des Harems bei dieser Gelegenheit unverschleiert und in der Nähe zu sehen hofften, mußten ihre Frechheit mit ernsten Verwundungen und Mißhandlungen büßen. Dennoch blieb alles ruhig.

Als der Abend heranbrach, verfügte ich mich auf die Terrasse des Hauses meiner Freunde im armenischen Quartier, und hatte ein Bild vor mir, das sich niemals in meiner Seele verwischen wird. An unzähligen Punkten glühten Feuergarben aus dahingestürzten Mauern wie kolossale Wachtfeuer aus einem Soldatenlager empor; dann blies der Wind in geraden Linien und in Schlangenkrümmungen die Flammen durch die Straßen, plötzlich leckten dieselben an ein hohes Minaret empor und rissen es wüthend in ihren Umarmungen mit lautem Geprassel zu Boden; wie auf einen Zauberschlag standen ganze Cypressenkirchhöfe in Feuer: knisternd loderten die Flammen bis zum Gipfel empor und wogten wie ein Meer in einander, das plötzlich in Nacht und Abgrund versank; dazwischen ertönte das Jammergeschrei der Flüchtenden und das Klagegestöhn sterbender Kamele und Pferde. In mehrern Richtungen trieb der Westwind die Flammen zum uralten Castell empor, und gegen 9 Uhr Abends lag fast die ganze Türkenstadt in Asche. Ich gedachte bei diesem Anblicke des wilden Tamerlan, der im Jahre 1402 das schöne Smyrna mit Feuer und Schwert verheerte und sich aus den Gebeinen der Ermordeten eine würdige Trophäe erbaute. Hoch oben am Castell wogten Menschenmassen hin und her; über 30,000 geflüchtete türkische Bewohner brachten diese Nacht ohne Obdach zu. Ernst bewegt schlich ich spät Abends durch die stillen Gassen des gänzlich verschont gebliebenen fränkischen Quartiers, und fand endlich meine beiden Reisegefährten wieder, welche früher als ich vom Feuerlärm geweckt, schon vor Tagesanbruch ihren Freunden und andern Nothleidenden Beistand geleistet hatten. Der französische Arzt war besonders thätig gewesen: seine Kleider waren halb verbrannt und der türkische Gouverneur hatte seinen Eifer rühmend anerkannt. An Schlaf war nicht viel zu denken; nach Mitternacht fielen in der Nähe mehrere Schüsse und erneuerten die Furcht vor einem Ueberfall der Türken, welche griechischen Brandstiftern das ganze große Unglück zuschrieben. Noch mehrere Tage dauerte diese Besorgniß fort, bis endlich der Schwager Abdul Meschids aus Konstantinopel herbeikam und mit freigebiger Hand Gaben an die Abgebrannten vertheilte, worin ihm übrigens alle in Smyrna wohnenden Europäer eben so wie die anwesenden Fremden schon zuvorgekommen waren. Das Detail des Unglücks wurde natürlich nun erst recht bekannt: so flüchteten z. B. 30 Türken, Männer, Weiber und Kinder in eine Moschee und verschlossen Fenster und Thüren; das Feuer verschonte die Moschee, aber die Geflüchteten fand man erstickt als Leichen wieder; unter den Ruinen fanden sich nicht wenige Leichname, und der Verstümmelten und Halbverbrannten gab es eine große Zahl. Ein Gang durch die Brandstätte war gefährlich und schauerlich; wir wagten ihn nach einigen Tagen, wurden aber an mehrern Stellen mit Murren und Schimpfreden empfangen.

Ich blieb noch ungefähr acht Tage in Smyrna, trennte mich darauf von meinen in Wasser und Feuer erprobten Reisegefährten, wünschte besonders dem Franzosen viel Glück zum Erklimmen der geträumten Ehrenstufen im türkischen Reich, und trat eine andere Reise über Pergamos, Adramytti, den Ida und Troja zu den Dardanellenschlössern an. Davon ein andermal.

Abrichtung der Fischottern und der Seeraben zum Fischfang in China.

Die Chinesen haben die Fischotter und den Seeraben, die man bei uns nur im wilden Zustande findet, zum Fischfang abgerichtet, und es ist merkwürdig, wie folgsam diese Thiere auf alle Befehle des Fischers hören und wie geschickt sie den Fisch zurückbringen. Die Fischotter ist von zweierlei Art, und die gesuchteste ist die, welche eine viereckige Schnauze hat. Man hält sie stets am Halsband und einer Kette fest, weil sie sonst durch ihre Jagdlust sich zu weit von ihrem Herrn fortreißen ließe; sobald sie den Fisch unter dem Wasser sieht, taucht sie unter und bringt ihn ihrem Herrn zurück. Eine abgerichtete Fischotter wird in China bis zu 500 Fr., ein Seerabe mit 20 bis 25 Fr. bezahlt, eine ziemlich hohe Summe, wenn man erwägt, daß das Geld in China durchschnittlich in vierfach höherem Werth steht, als z. B. in Frankreich. (Revue de l'Orient. Nov. 1844.)

Reisen in Südamerika.

Reise von der deutschen Colonie St. Leopoldo zu dem Wasserfall des Parana und Aufenthalt unter den Guarani.

1. Reise an den Uruguay.

(Fortsetzung.)

An diesem Orte trieb auch ein Wunderdoctor sein Quacksalberhandwerk, und es schien, daß er vielen Zuspruch hatte. Die ächten

Söhne Aesculaps sind äußerst selten in Brasilien und auf dem flachen Lande mangelt es durchaus an Aerzten. Ein Mann vom Fach müßte hier reichlichen Verdienst finden. Genannter Wurmdoctor trieb nun sein Wesen also: er ließ sich den Urin der Kranken, meistens in einer Bambusröhre, bringen und untersuchte denselben genau oder stellte sich wenigstens so, um glauben zu machen, daß er dadurch die Krankheit und das Mittel dagegen ausfindig machen könnte. Er goß sich die Flüssigkeit in die Hand, beroch sie, warf sie in die Höhe und gab Acht, ob sich beim Niederfallen derselben Blasen bildeten oder nicht. Nach diesen Experimenten verabreichte er seine Wundermittel, die jedoch sehr einfach waren, und entweder aus einem Kräuterabsud oder aus Pillen bestanden. Jener hatte eine schweißtreibende, diese eine abführende Wirkung. Es versteht sich von selbst, daß er sich sein Arcanum sehr theuer bezahlen ließ. Des Spaßes halber und um mich von seiner Kunstfertigkeit zu überzeugen, sandte ich Matheo mit einem Glase zu ihm, dessen flüssiger Inhalt von einem unserer sehr gesunden Pferde herrührte. Nach seinen gewöhnlichen Grimassen und Untersuchungen sandte unser Marktschreier dem vermeintlichen Patienten Pillen, und verordnete daneben, daß derselbe auf seiner Matratze sehr warm gehalten und zur Stärkung des Appetits fleißig Bouillon trinken müßte. Matheo war boshaft genug, dem Aftersohne Aesculaps zu versichern, daß der Patient bei allem Uebelbefinden doch eine sehr starke Eßlust bezeige und noch so eben eine halbe Alqueira (ein Maaß, etwa von der Größe einer Metze) Wälschkorn mit großem Appetit verzehrt habe — eine Versicherung, die bei den umstehenden, für einen derben Witz nicht unempfänglichen Eingebornen eine allgemeine Heiterkeit erregte.

Der Pfarrer war auch zugleich Eigenthümer der Venda. Als er seine heiligen Functionen wieder gegen die weltlichen vertauscht und der Knäuel der Gläubigen sich allmählich entwickelt und verloren hatte, wurde ich bekannter mit ihm. Von einem brasilischen Landgeistlichen darf man sich kein Bild entwerfen, das einem deutschen Gottesgelehrten auch nur im entferntesten gliche. Seine ganze Gelehrsamkeit beschränkt sich auf ein nothdürftiges Latein und seine Bibliothek auf einige Legenden- und Gebetbücher und das Missale, aus welchem er mit starkem portugiesischem Accent die Messe liest. Uebrigens war der Pater Joao ein ziemlich umgänglicher Mann, mit dem ich mich einige Stunden unterhielt, auch zeigte er sich, als ich ihm einige Bedürfnisse für meine Reise abkaufte, eben nicht von einer sehr eigennützigen Seite, wie man dieses bei andern Vendawirthen dieses Landes nicht selten erlebt.

Von S. Luzia schlugen wir eine nordwestlichere Richtung ein. Die Gegend behält fast überall ihre einförmige Physiognomie und bietet dem Reisenden wenige Materialien zu Schilderungen dar, da weder das Pflanzen- noch das Thierreich jene mannichfaltigen und wunderbaren Erzeugnisse entfaltet, welche den Fremdling in den wälderreichen nördlichen Gegenden Brasiliens überraschen. Städte und merkwürdige Orte, deren Sehenswürdigkeiten der Feder des Reisenden in einem civilisirten Lande so reichen Stoff zu Bearbeitungen liefern, sind in diesen weiten Einöden nicht vorhanden und höchstens sieht man dann und wann einzelne zerstreut liegende Höfe und kleine Povoaçoes (Ansiedlung einiger Pflanzer), welche nicht den Namen von Dörfern oder Flecken verdienen. Die malerischen und romantischen Berge mit ihrer üppigen Vegetation, welche der Umgegend von Rio eine so reiche Mannichfaltigkeit der Scenerie und ein so feenhaftes Colorit verleihen, fehlen hier gänzlich, und nur hin und wieder unterbrechen kleine Hügelketten die Monotonie der Ebene. Natürliche Weiden wechseln mit Sümpfen und an den Ufern der kleinen Flüsse, welche hie und da die Ebenen bewässern, mit kleinen Gehölzen ab. Je weiter man in das Innere des Landes vordringt, je seltener werden die Wohnungen der Menschen, und in den ungeheuern Umrissen dieser weiten Landschaften fühlt sich der Wanderer fast eben so vereinsamt, als der die Wasserwüste des Oceans durchsteuernde Schiffer. Die Wege hören oft ganz auf, und da man über diese großen Landstriche entweder gar keine oder höchst ungenaue Karten besitzt, so müssen die Sonne und der Compaß nicht selten zu alleinigen Wegweisern dienen. Gewöhnlich brachten wir die Nächte im Freien zu, und ich fand nach und nach Geschmack an diesem Bivouakiren, da das große Buch des mit unzähligen Sternen besäeten Nachthimmels der südlichen Hemisphäre auf alle Fälle eine angenehmere Unterhaltung als das Nachtlager in der elenden Hütte eines so wenig Bedürfnisse kennenden brasilischen Hirten oder Pflanzers gewährte. Unter diesem milden Himmel war das Campiren unter einem Zelt im Freien auch eben keine Beschwerde, da die Tage heiter und schön blieben und wir uns gegen die oft lästige und empfindliche Kälte der Nacht durch ein wohlunterhaltenes Feuer schützten. Antonio hatte das Geschäft übernommen, für den nöthigen Vorrath an trockenem Brennholze Sorge zu tragen, welchen er den Tag über sammelte und, da er eben so gern zu Fuß ging, sein Pferd damit bepackte.

Nur ein einzigesmal erhielten wir in unserem nächtlichen Bivouacq einen unerwarteten Besuch von einigen in der Gegend wohnenden Hirten, welche unser Feuer in der Entfernung gesehen und, da sie sich die Erscheinung desselben nicht zu erklären wußten, ihre Pferde bestiegen hatten, um an Ort und Stelle selbst nachzusehen. Sie waren nicht wenig verwundert, mich am Feuer in einem Buche lesend zu finden, und schienen anfangs geneigt, ein ihnen so ungewöhnliches Schauspiel, als unsere Gruppe und Nachtlager darboten, eher für das Werk der Zauberei oder ihrer Einbildung als für Wirklichkeit zu halten, wenigstens so lange, bis ich sie höflich in unser Leinwandhaus lud und mit einigen Cigarren bewirthete. Sie nahmen ohne Umstände Platz am Feuer und wir verplauderten noch eine Stunde zusammen, da ich dieses Zusammentreffen benutzte, um über die Gegend, Wege u. dgl. nähere Erkundigungen von ihnen einzuziehen, worauf sie sich in guter Laune wieder entfernten.

Die Jagd brachte häufig Abwechselung in unsere sonst so einförmige Küche und war daneben unsere hauptsächlichste Unterhaltung auf der Reise. Den Tapeti oder brasilischen Hasen, der über ganz Südamerika verbreitet ist, dem wilden Kaninchen gleicht und ein schmackhaftes Fleisch hat, schossen wir sehr häufig. Auch Rebhühner waren in Menge vorhanden, aber weniger fett als in Europa. Außerdem erlegten und verzehrten wir verschiedene Arten Gürtelthiere, Affen, die große Eidechse (Lacerta Teguixin Linn.), Tauben und mancherlei schmackhafte Sumpfvögel.

(Schluß folgt.)

Nesseltücher in China. Seidengewebe und Nanking stammen ursprünglich aus China, aber die Chinesen bereiten auch einen sehr schönen Zeug aus Nesseln (urtica nivea), welcher sehr dauerhaft ist und das Eigenthümliche hat, daß er, auch wenn er sehr abgetragen ist, doch auf den Kleidern keine Flocken zurückläßt, wie hänfenes oder flächsenes Tuch. (Revue de l'Orient. Nov. 1844.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 8.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Januar 1845.

Bilder aus Hindostan.

(Nach Lt. Col. Sleemans: Rambles and Recollections of an Indian Official.)

3. Die Sage vom Nerbuddastrom.

Die Nerbudda, welche westlich in den Golf von Cambay fällt, ward in gewöhnlicher Weise gefreit von dem Flusse Sohan, der auf demselben Tafelland von Omerkantak entspringt und in den Ganges und die Bay von Bengalen sich ergießt. Alle vorläufigen Ceremonien waren schon vollzogen, und der Sohan kam mit gehörigen Pomp seine Braut zu holen; vor diesem Brautzug, Barraet, nimmt man an, daß Braut und Bräutigam sich nicht gesehen haben, außer allenfalls in der Kindheit. Ihre Majestät die Nerbudda wurde außerordentlich ungeduldig zu erfahren, mit was für einem Mann ihr Geschick verflochten werden solle; während nun Se. Majestät der Sohan langsamen, feierlichen Schrittes heranzog, sandte die Königin die Tochter des Barbiers, Jola voraus, um ihn genauer zu betrachten und dann einen getreuen Bericht über ihn abzustatten. Seine Majestät ward von der kleinen Barbierstochter auf den ersten Anblick eingenommen, und sie ergab sich alsbald seinen Liebkosungen. Einige behaupten, sie habe sich selbst für die Königin ausgegeben, und Se. Majestät habe keinen andern Fehler begangen, als die geringe Dienerin für ihre edle Herrin zu nehmen. Doch dem sey wie ihm wolle, Ihre Majestät hatte nicht so bald von dem guten Einverständniß zwischen beiden gehört, als sie vorwärts eilte, mit einem Fußstoß den Sohan rückwärts gegen Osten stieß, und mit dem andern die kleine Jola ihm nachschickte, „denn," sagte der Hohepriester, der uns die Sache erzählte, „du siehst, in welcher Leidenschaft sie in Folge einer so unwürdigen Behandlung gewesen seyn muß, da sie so wüthend ihren Weg durch die Marmorfelsen unter uns bricht und in ihrem Laufe ungeheure Massen links und rechts wirft, als wären es Cocosnüsse." — „Sie hätte also," fragte ich, „ostwärts fließen sollen, oder er mit ihr westwärts." — „Sie hätte ihn ostwärts begleiten sollen," sagte der Hohepriester, „aber Ihre Majestät erklärte nach der erfahrenen Beleidigung, sie würde nicht einen Schritt mit solchen Elenden in der gleichen Richtung gehen und westlich fließen, wenn auch alle andern Flüsse Indiens ostwärts fließen, und westwärts floß sie, eine jungfräuliche Königin." Ich fragte einige der umstehenden Hindus, warum sie den Strom Mutter Nerbudda nannten, da sie doch nie verheurathet gewesen. „Ihre Majestät," sagten sie höchst achtungsvoll, „wollten allerdings nach der von ihrem angetrauten Bräutigam erfahrenen Unbild sich nicht mehr verehelichen, aber wir nennen sie Mutter, weil sie uns alle segnet, und wir sie mit dem Namen nennen wollen, den wir als den verehrungswürdigsten und theuersten betrachten." Man muß nach Indien kommen, um zu sehen, wie ein ganzes Volk einen Strom wie ein lebendes Wesen betrachtet, wie eine Fürstin, die alles hört, eine Art Oberaufsicht über alle Angelegenheiten ausübt, ohne daß in einem einzigen Tempel ihr Bildniß verehrt würde oder ein einziger Priester aus der Täuschung Gewinn zöge. Wie beim Ganges ist es hier der Strom selbst, an den sie sich wenden, nicht irgend eine darin wohnende Gottheit.

Der Sohanfluß, der nahe an der Quelle der Nerbudda auf dem Tafelland von Omerkantak entspringt, fließt eine kurze Strecke weit westlich, dann wendet er sich plötzlich gegen Osten, und nimmt die kleine Jola auf, noch vor seinem großen Fall; daher die Sage der Dichter, welche von der großen Masse der Bevölkerung als göttliche Offenbarung angenommen wird. Die steinerne Bildsäule der kleinen Jola steht gefesselt im Tempel der Göttin Nerbudda zu Omerkantak. Hier ist zu bemerken, daß die ersten Eröffnungen zu einem Ehebündniß in Indien durch den Barbier gemacht werden müssen von Seite des Fürsten wie des Bauers, sonst sind sie nicht in gehöriger Form angebracht und die Zeichen nicht günstig. Ein Fürst sendet natürlich zugleich einen Verwandten oder hohen Beamten ab, aber in allen Beglaubigungsschreiben muß der Barbier zuerst genannt werden. Daher schickte die Fürstin Nerbudda des Barbiers Tochter ihrem Bräutigam entgegen.

Die Mahatum, d. h. die Größe und Heiligkeit des Ganges ist im Abnehmen, und soll, wie schon erwähnt, nur noch 60 Jahre dauern; die der Nerbudda ist im Zunehmen und soll

nach 60 Jahren die Heiligkeit des Ganges ganz verdrängen. Wenn das Nerbudda-Thal noch 60 Jahre unter der englischen Regierung bleibt, wird es unendlich reicher, bevölkerter und schöner werden, als das Nilthal je war, und wenn, wie zu erwarten, die Hindus fortwährend an Reichthum und Ansehen zunehmen, so kann die Prophezeyung sich erwähren, was die der Nerbudda gezollte Verehrung anbelangt. Ich glaube aber kaum, daß der Ganges darum abnehmen wird, sofern nicht Bildung und Concentration des Reichthums durch Manufacturen eine große Veränderung in den religiösen Ansichten und Gefühlen des Volkes bewirken; dieß ist allerdings bei weitem mehr von den Ufern des Ganges als der Nerbudda zu erwarten, die weder jetzt schiffbar ist, noch kaum je schiffbar werden wird.

Das Tavoliere di Puglia.

(Fortsetzung.)

Galanti, dessen vortrefflicher Darstellung wir bis jetzt im Ganzen gefolgt sind,*) fand von 1478 bis 1548 keine weiteren Maaßregeln der Regierung verzeichnet, als wiederholte Verordnungen zum Schutze der Locati gegen den dennoch vordringenden Ackerbau. Erst 1550 suchte man dem zunehmenden Verfall des Tavoliere mit Nachdruck entgegenzutreten. Es wurde festgesetzt, was zu Kornbau und Weide, was zu Weinland und Gärten den Städten des Tavoliere verbleiben sollte.**) Das Saatland sollte vorn eine Miglie, an der Seite eine halbe von den Poste oder Hürden entfernt seyn. Der Bauer durfte jährlich die Hälfte seines Landes säen, ein Viertel nach dem 17ten Januar umpflügen. Das nach der Saat zur Weide brachliegende Land ward im ersten Jahr restoppie, im zweiten nocchiariche genannt. Daneben aber bestand, so zu sagen, der Kern der großen Weide aus der eingepflügten terra salda, deren Güte im Verhältniß zu nocchiariche = 3 : 1 tarirt wurde. Auf 1000 Stück Vieh zählte man 10 carri terra salda und 11 — 14 carri schlechtere Weide. Bei dieser Regulirung ward das ganze Weideland auf 1000 carri gesetzt. Einige theuere Jahre zwangen aber sehr bald bedeutende Stücke der terra salda zum Ackerland zu schlagen, andere der Beweidung ganz zu entziehen.

Man hatte schon früher um die Benutzung des Tavoliere zu steigern, auf die Heerden einiger Provinzen, die im Winter nicht nach Apulien kommen, eine Abgabe gelegt, und diese fida delle pecori rimaste wurde 1569 auf fast alle Provinzen des Reichs ausgedehnt.

Dieses Zwangssystem bildete sich bis über die Mitte des 17ten Jahrhunderts nur immer drückender aus, und während die Einkünfte der Dogana di Foggia, sowie die einer neu gegründeten Doganella di Puglia (namentlich für den Küstenstrich zwichen Tronto und Trigno) an fremde Fürsten verschenkt wurden, nahmen die Unordnungen in der Verwaltung nur zu.

In der ersten Zeit nach der Erneuerung durch Alfons wurde das Vieh gezählt, und nach dieser Zählung die Abgaben entrichtet. Eine große Veränderung war es, daß allmählich die freiwillige Angabe (professazione volontaria) an die Stelle jener Zählun tra t. Da für eine bestimmte Viehzahl ein bestimmtes Weidemaaß galt, so lag die Versuchung nahe, mehr Vieh als vorhanden, anzugeben, um für den wirklichen Bestand reichlichere und bessere Weide zu erhalten. Dieser Uebelstand wuchs aber ins Unerträgliche, seitdem man diese Angabe nicht mehr öffentlich, sondern einzeln (in secreto) vor dem Doganiere ablegte. Das Tavoliere gab nach allgemeinem Anschlag für 1,200,000 Stück Futter, doch schon 1577 wurden 2 Millionen und nach Einführung der „geheimen Angabe" 1592 3½, und 1611 sogar 5½ Millionen angegeben.

Zuerst im Jahre 1666 erschien die Schrift von M Antonio Coda: Breve discorso del principio, privilegii et struttioni della regia dohana della mena delle pecore di Pugl Wir entlehnen aus diesem noch jetzt geschätzten Werke e Züge zu dem Bilde dieses großen Betriebs, wie sie noch jetzt zum Theil bestehen. Es gab damals 30 Cavallari, d. h. berittene und bewaffnete Diener der Dogana von Foggia. Das weite Territorium, das sie im Dienst des Gerichts „con armi con fuoco e senza fuoco" zu durchstreifen hatten, umfaßte an gemeiner Weide (erbaggj ordinarie) 23 Locationi Ordinarie und 20 Locationi Aggiunte. Auf diesen Weiden war wirklich Raum für circa 740,500 Stück Vieh, zu deren Schutz sich 400 Poste fanden, alle gegen Süden gelegen, gegen Norden durch einen Rohrverschlag geschützt. Einige derselben dienten den Hirten als Obdach, in die übrigen werden Mutterschafe und Lämmer, werfende und trächtige abgesondert; die Hämmel und Schöpse dagegen hielt man außerhalb der Locationi Ordinarie in den sogenannten Restori, weil sie die Kälte besser vertragen. Von diesen Restori lagen die bedeutendsten am Monte Gargano, zwischen Trigno und Fortore. Als die Hauptpässe, wodurch die Heerden damals herabstiegen, nennt Coda die von Guglionisi, Civitate, Monte Negro, Torre della Gramegna.

Hundert und zwanzig Jahre später entwarf Galanti seine Schilderung, mehrere schwere Seuchen hatten den Viehbestand bedeutend geschwächt. Trotz dieser und mancher anderer Ein-

*) In dem bekannten classischen Werke: Descrizione storica e geografica delle Sicilie, namentlich tom. 3 l. 5. Der vierte Theil dieses vortrefflichen Buchs, der in Neapel verboten, enthält den Anfang der Beschreibung einzelner Provinzen, worin übrigens die der Heimath des Verf., Samnium, am besten gelungen. Diese Beschreibung erschien schon früher einzeln: Descrizione dello stato antico ed attuale del contado di Molise. Nap. 1781. 2 Bände.

**) König Karl II, als er den Saracenen Lucera entrissen, theilte das Stadtgebiet von 600 Carri so ein, daß der Adelige je 150 Versure, der Bürgerliche 125, die Doctoren und Notaren 75 u. s. w. erhielten. Damals ward nur das Weinland volles Eigenthum. Pflugland war wenigstens bis auf Longano's Zeit nur Erbpacht, die auf den Erstgebornen überging und mit dem Aussterben des Hauses an die Kammern zurückfällt. So sind auch z. B. in dem District von Vasto (Abruzzo cit.) die Oelländereien volles Eigenthum, während alles Uebrige der Commune gehört. Durini Stato agronomico dei circondarj di Vasto etc. Annali civ. del regno di Nap. VII. p. 230. ff.

*) Die erste Ausgabe zu Neapel, eine zweite Trani 1698.

schränkungen lagen doch noch, wie zu Coda's Zeit, über 9000 carri in terra salda, vom Pflug unberührt. Wer über seine Gränzen bestellt, bezahlt eine Ordnungsstrafe, wie dagegen die Heerdenbesitzer verpflichtet sind, das vom Bauer aufgegebene Saatland zu beweiden. Für die besten Poste galten die von Foggia, Ascoli, Cerignola, für die schlechtesten die von Andria und Canosa. Die geheime Angabe dauerte fort. Jeder Locato oder Heerdenbesitzer hatte eine bestimmte Anzahl Schafe, die er angeben muß, wie es heißt, das Possedibile der Locazion, wofür also die jährliche Abgabe unabänderlich von ihm eingetrieben wird, dafür muß er erst bei der jährlichen Professazion das hinreichende Land zu erlangen suchen. Da aber auf die höchste Angabe auch die größte Masse Weideland fällt, so muß jeder suchen, gegen die übrigen Locati mit seiner Angabe nicht zurückzustehen. Da die Angaben aber geheim, so kommt es darauf an, auf alle Fälle nach möglichen Vermuthungen nicht zurückzubleiben. Und so ward die Professazione, vom 29 Sept. bis 25 Nov., ein wahres Glücksspiel für die Betheiligten, die nach Verlauf jener Tage erst sahen, wer das nöthige Land leichtesten Kaufs erhalten.

Auf diese Weise war die ganze Bewirthschaftung Gegenstand der heillosesten Speculationen; 1792 besaß Foggia 800 Carra, wovon 442 Saatland. Der Ackerbau, der fortwährend mit der Viehzucht an den Gränzen des Tavoliere gestritten, wurde auch hier durch eben jene Bewegung vorwärts gedrängt, welche namentlich im Anfang dieses Jahrhunderts ungeheure Waldstrecken des Apennin zu duftigen Getreidefeldern umwandelte. Die französische Occupation versuchte auch hier durch eine Verordnung vom 21 Mai 1807 durchzugreifen. Das ganze Tavoliere sollte abgeschätzt werden; wer kein Vieh aufweisen konnte oder in dem angränzenden Territor mehr als vierzig Carri besaß, ward ausgeschlossen. Damals ergab sich, daß von den 15,600 Carri des Tavoliere 12,341 in der Provinz Capitanata gelegen. Die gesammte Bodenfläche der Provinz zu 2359 Quadrat-Miglien = 32,763 carri gerechnet, gibt außer dem Tavoliere 20,422 carri = 1,225,320 Moggia*) Durch weitere Berechnungen ergibt sich, daß bei diesem Bestand des Tavoliere und der geringen Bevölkerung von Capitanata (1820: 260,000) auf den Kopf 5,6 Moggia kommen, in Basilicata 6,3 Moggia, während man in Terra di Lavoro nur 2,8 Moggia auf den Kopf zählt. Zeigt sich so, daß für die bestehende Bevölkerung der Capitanata und Basilicata die Urbarmachung des Tavoliere noch keineswegs nothwendig ist, so war überhaupt die von den Franzosen angeordnete Censuation mit vielen Schwierigkeiten verbunden. Es wurden auf beiden Seiten so viele verschiedene Ansprachen laut, daß die wiederhergestellte neapolitanische Regierung durch Gesetz vom 13 Januar 1817 auch hier eine Restauration versuchte, die doch die allmähliche Cultivirung des ganzen Gebiets nicht ausschloß.

(Schluß folgt.)

*) Dieß alles nach Luca di Samuele Cagnazzi: Sul tavoliere di Puglia. Neapel 1820.

Einführung der Latschong (coccus ceriferus) in Frankreich.

Die Revue de l'Orient (Nov. 1844) erwähnt neuerdings des von Insecten in China erzeugten Baumwachses. Diese Insecten, La-tschong genannt, leben auf Rainweiden (ligustrum) und gehören der Gattung Coccus an. Hr. Virey hat der Akademie der Wissenschaften die Nachricht mitgetheilt, daß dieß Insect nicht das ausschließliche Eigenthum des chinesischen Reichs sey, es findet sich auch in Indien. Ein englischer Botaniker, James Anderson, hat es in einer zu Madras schon im Jahre 1790 herausgekommenen Monographie geschildert und abgebildet; ebenso hat es ein deutscher Naturforscher in einem bereits im Jahre 1803 erschienenen Werk genau beschrieben. Ein Wachs, ähnlich dem La-tschong, wird von einem Coccus erzeugt, der auf einem noch unbekannten Buschwerk in Madagascar sich findet. Es ist jetzt Aussicht vorhanden, daß der wachserzeugende Coccus demnächst in Frankreich eingeführt wird. Rainweiden finden sich in Frankreich in Menge; alle die dürren, zu keinem andern Anbau sich eignenden Hügel könnten sich mit diesem Buschwerk, das keine Pflege erfordert, bedecken. Die Fortpflanzung des Insects selbst scheint durchaus keine besondern Schwierigkeiten darzubieten. Vielleicht kann sich Frankreich dadurch von dem Tribut befreien, den es für Wachs an das Ausland bezahlt.

Reisen in Südamerika.

Reise von der deutschen Colonie St. Leopoldo zu dem Wasserfall des Parana und Aufenthalt unter den Guarani.

1. Reise an den Uruguay.

(Schluß.)

Am fünfundzwanzigsten Tage nach unserer Abreise von der Colonie Sao Leopoldo erblickten wir nach manchen überstandenen Mühseligkeiten und vielen durch unwegsame Gegenden veranlaßten Hin- und Herzügen endlich den Uruguay. Das Flußsystem in Südamerika hat, freilich mit vielen Modificationen, auf den ersten Blick einige Aehnlichkeit mit dem in Nordamerika, und wenn man den Paraguay und Parana eine gleiche Hauptrichtung, nämlich von Norden nach Süden, wie den Missouri und Mississippi verfolgen sieht, so nimmt der Uruguay wenigstens in seinem obern Laufe eine gleiche Richtung wie der Ohio, nämlich von Osten nach Westen, welche sich jedoch bald, nachdem er dem Paranastrom sehr nahe gekommen ist, in eine südwestliche verändert. In Ansehung des Laufes sind sich auch der Amazonenstrom und St. Lorenz ähnlich, indem beide von Westen nach Osten ziehen. Dem letztern fehlen freilich die riesigen Arme des erstern, z. B. den Pupura, Negro, Carapanatu, Yutay, Purus, Madeira, Topayoso, Xingu und andere, sämmtlich Flüsse, welche ihres langen Laufes und ihrer Wassermenge wegen in andern Continenten den Strömen ersten Ranges beigezählt werden würden.

Der Uruguay, welcher von dem östlichen Küstengebirge herabkommt, wovon ein Zweig zwischen diesem Flusse und dem weiter nördlich fließenden Yguazu hinstreicht, ist ein sehr bedeutender Fluß und hat vielleicht eine größere Wassermasse als irgend ein Fluß in Europa. Seine Breite, die hier in seinem obern Laufe zwar noch nicht sehr beträchtlich ist, nimmt von Stunde zu Stunde zu, da er von

beiden Seiten durch zahlreiche und ansehnliche Arme, unter denen der Ybicuy, Mirinay und Rio Negro die vorzüglichsten sind, bedeutende Wasserzuflüsse erhält. In seinem obern und untern Laufe sind seine Ufer größtentheils von freien Ebenen begränzt, und nur da, wo er dem Parana am nächsten kommt, zieht sich sein Bette durch dichte Waldungen hin, in denen Horden von Guayana, Tupi und Guarani wohnen. In künftigen Zeiten, wenn diese Gegenden statt ihrer heutigen Verödung der Schauplatz großer Städte und bevölkerter Landstriche seyn werden, muß dieser Fluß für den Binnenhandel von großer Wichtigkeit werden, denn die wenigen der freien Schifffahrt entgegentretenden Hindernisse sind leicht zu beseitigen.

Am Nachmittag erreichten wir den Passo oder die Stelle am Flusse, wo sich eine Fähre befindet. Es wird nämlich aus diesen Gegenden vieles Vieh nach den Minas, Rio de Janeiro u. s. w. getrieben und dieses pflegt zum Theil hier auf der Reise, die oft jahrelang dauert, den Fluß zu passiren. Es befindet sich hier ein Wirthshaus, und als ich eintrat, war ich nicht wenig durch die überall herrschende Ordnung und Nettigkeit überrascht, wodurch sich die innere Einrichtung so vortheilhaft in Vergleich mit andern ähnlichen Etablissements in diesem Lande auszeichnete. Das Räthsel löste sich jedoch bald. Der Eigenthümer war ein Franzose, ein Greis von 80 Jahren, den aber weder die Last der Jahre, noch eine Laufbahn voll der merkwürdigsten Schicksale niedergedrückt hatten. Da wir hier einige Tage ausruhen und Vorkehrungen zu unserm weitern Vordringen treffen wollten, so theilte er mir einiges aus seiner Lebensgeschichte mit, wobei es ihm große Freude zu machen schien, sich einmal wieder in seiner Muttersprache unterhalten zu können. Er war aus der Vendée gebürtig. In seiner Jugend liebte er ein junges, schönes Mädchen mit der ganzen Leidenschaft eines feurigen Temperaments. Seine Geliebte wurde ihm ungetreu oder vielmehr das Opfer der Verführung des Edelmanns seines Dorfes. Dieses Ereigniß erfüllte ihn mit solcher Erbitterung und steigerte seinen Haß gegen alles, was Aristokratie hieß, zu einem solchen Grade, daß er, als das große und blutige Drama der französischen Revolution begann, statt sich mit seinen Landsleuten um die royalistischen Fahnen zu schaaren, seiner Heimath für immer den Rücken kehrte und in die Reihen ihrer erbittertsten Feinde, der Republicaner, überging. Er machte die Feldzüge am Rhein, in den Niederlanden und Italien mit. Er nahm im Jahre 1798 Theil an der Expedition nach Aegypten und wurde bei der Einnahme von Jaffa lebensgefährlich verwundet. Als Napoleon Consul geworden und später sich die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, war er diesem erfahrenen und ehrgeizigen Kriegsmeister auf allen seinen Feldzügen in Italien, Deutschland und bis in die beeisten Schneefelder Rußlands gefolgt, wo der großen Armee ein so trauriges Schicksal wartete. Dem Tode oder der Gefangenschaft auf eine wunderbare Weise entgangen erreichte er Deutschland, wo er, nach einigen Sonnenblicken des Glücks, den Stern seines Kaisers immer mehr erbleichen und in der Schlacht von Leipzig ganz untergehen sah. Nach der Einnahme von Paris durch die Alliirten wurde das Corps, bei welchem er stand, aufgelöst. Als Napoleon seinen abenteuerlichen Zug von Elba antrat, eilte er von neuem unter die Adler seines Landes. In der Schlacht bei Waterloo, welche dem Reiche der hundert Tage ein Ende machte, wurde er verwundet und von den Preußen gefangen. Nach dem Frieden kehrte er nach Frankreich zurück, und da er aus guten Gründen seine Heimath nicht wieder besuchen mochte, so ging er nach Havre de Grace, wo er als Taglöhner von der Hand zum Munde lebte. Hier trifft er zufällig eines Tages mit seinem frühern Capitän zusammen, und dieser macht ihm den Vorschlag, mit ihm nach Südamerika zu gehen — ein Vorschlag, der um so weniger von unserem Veteranen abgelehnt wird, da er hört, daß dort Krieg und Rebellion an der Tagesordnung seyen. Sie erreichen Buenos-Ayres und treten in die Reihen der Insurgenten. Sein Capitän fällt in einem der ersten Gefechte und er selbst wird von den Spaniern gefangen und soll, da er als Rebell mit den Waffen in der Hand ergriffen, einige Tage nachher erschossen werden. Der Nachlässigkeit seiner Wächter und der Baufälligkeit seines Gefängnisses verdankt er seine Flucht, und nach einer höchst abenteuerlichen, auf das Gerathewohl unternommenen Fußreise mitten durch die Einöden von Paraguay stößt er auf einen Trupp Guana-Indianer, welche Mitleiden mit dem halbverhungerten Wanderer haben und ihn mit sich nehmen. Er lebt nun mehrere Jahre unter diesen Wilden, heurathet eine Indianerin und wird Vater mehrerer Kinder. Des Lebens in der Wildniß herzlich überdrüssig, verläßt er eines Tages mit Frau und Kinder diese Indianer und tritt eine beschwerliche Reise gegen Osten an. Er überschifft den Parana und kommt endlich an die Ufer des Uruguay. Auf dieser Reise macht er Bekanntschaft mit einer Gesellschaft brasilischer Schleichhändler, die den ungeheuern Umweg von den Minas gerade durch diese Gegenden nehmen, um Diamanten und Gold an die Küste und nach Gegenden zu schmuggeln, wo sie diese Producte mit Sicherheit und Vortheil veräußern können. Er nimmt an einigen ihrer Unternehmungen Antheil und verdient sich dabei ein so artiges Sümmchen, daß er sich an seinem jetzigen Wohnorte niederlassen kann. Seine Frau war gestorben, allein drei Söhne und eine Tochter, welche sie ihm schenkte, sind bei ihm und stehen ihm in der Betreibung der Viehzucht und des Ackerbaues zur Seite.

Miscellen.

Araucaria excelsa. Hodgkinson berichtet in seinem Werk, daß ein Arzt auf der Norfolkinsel einen solchen Baum gemessen habe, welcher am Boden einen Durchmesser von 12 Fuß, in einer Höhe von 80 Fuß noch einen Durchmesser von 9 Fuß hatte und 267 Fuß hoch war.

Elementarschulen in der Lombardei. Die Zahl der Kinder von 6 bis 12 Jahren, welche die Schulen besuchen sollen, betrug im Schuljahre 1842/43 350,255, nämlich 177,125 Knaben und 170,130 Mädchen, 3779 Kinder mehr als das Jahr zuvor. Für diese 350,255 Kinder in 2227 Gemeinden waren 2239 Schulen für Knaben und 1628 für Mädchen eröffnet, so daß nur 22 unbedeutende Gemeinden keine Knabenschulen und 660 keine Mädchenschulen hatten. Für die Knaben gab es außerdem noch 2230 Repititionsschulen für diejenigen, welche sich weiter fortbilden wollten. Außerdem erhielten die 9 Provinzialhauptorte eine höhere Schule, die auf Staatskosten gegründet wurde. Religiöse Erziehungshäuser bestanden für Knaben 60 mit 2109 Schülern, für Mädchen 103 mit 4497 Schülerinnen; Privatelementarschulen für Knaben 212 mit 5881, für Mädchen 419 mit 11,148 Kindern. Hiezu kommen noch bei den Knaben besondere theils weltliche, theils geistliche Schulen für Bildung von Lehrern. (Monit. univ. vom 26 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 9.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Januar 1845.

Die heiligen Schriften der Parsen und die europäische Wissenschaft.

(Von Dr. Fr. Spiegel.)

Die literarische Expedition, die vor noch nicht hundert Jahren der Franzose Anquetil du Perron nach Indien unternahm, ohne einen andern Beweggrund, als die heiligen Schriften der Feueranbeter an Ort und Stelle zu studiren, wird seinem Namen immer ein ehrendes Andenken in den Annalen der Wissenschaft sichern. Mit größter Ausdauer und Begeisterung verfolgte er seinen Zweck, und kehrte endlich nach vielfachem Mißgeschick mit literarischen Schätzen beladen in seine Heimath zurück. Seine Absicht, die Gelehrten Europa's mit einer Uebersetzung der heiligen Schriften der Parsen und Inder zu beschenken, erreichte er in Bezug auf die erstern fast ganz, auf die letztern wenigstens zum Theil. Zwar ließ man Anquetil seinen erworbenen Ruhm, die Welt mit der Kenntniß der Religionssysteme zweier wichtiger Culturvölker zuerst bereichert zu haben, nicht unangefochten genießen, vornehmlich die Engländer Richardson und Jones, durch einige Aeußerungen des Franzosen in ihrer Nationaleitelkeit verletzt, dann ein Deutscher, Meiners, bestritten die Authenticität dieser Schriften, aber sowohl Anquetil als sein begeisterter deutscher Uebersetzer, Kleuker, und später Rhode vertheidigten die Aechtheit derselben nicht ohne Glück, weniger mit sprachlichen Gründen, als indem sie, auf Stellen der Classiker gestützt, durch diese die Identität der Religion, wie sie im Zendavesta sich darstellt, mit der, welche uns die alten Griechen schilderten, zu beweisen suchten. Auch darf man annehmen, daß sie ihren Zweck für Deutschland wenigstens erreicht haben.*) Anquetils Zendavesta wird noch heute von jedem gebraucht, der sich für diese Studien interessirt, während die Angriffe von Meiners und Richardson (die Abhandlung des letztern wurde auch ins Deutsche übersetzt) längst vergessen sind.

Lange Zeit schon begnügte man sich mit der Anquetil'schen Uebersetzung, als der dänische Sprachforscher Rask seine Reise nach Indien antrat. Dieser Gelehrte, den man mit Wilhelm von Humboldt den umfassendsten der neueren Sprachforscher nennen kann, war einer der ersten von denen, welche die alte heilige Sprache Indiens, die Sanskrita, erlernte, und seinem Scharfblicke und seiner Gelehrsamkeit konnte es nicht entgehen, wie sehr dieselbe geeignet war, ein neues Licht über die Sprachverhältnisse Europa's und Asiens zu verbreiten. Mit nicht weniger Ausdauer als Anquetil, aber mit ungleich größerer Klarheit über das was er zu erreichen hoffte, unternahm auch dieser Gelehrte eine Reise nach Indien und auch er kehrte mit reichen Schätzen beladen nach Hause zurück. Anderweitige Arbeiten hinderten ihn jedoch, sofort das Studium dieser Schriften zu beginnen, und sein frühzeitiger Tod vernichtete die Hoffnungen, welche man von dieser Reise gehegt hatte und hegen durfte. Nur mit Einer Abhandlung ist Rask in dieser Angelegenheit aufgetreten, die aber ein entschiedener Fortschritt zu nennen ist. Sie handelt über das Alter und die Aechtheit des Zendavesta, und bewies zum erstenmale aus philologischen Gründen gegen die Zweifel des Engländers Erskine die Aechtheit der Sprache dieser Urkunden und ihre Verwandtschaft mit dem Sanskrit. Die Abhandlung war ursprünglich englisch geschrieben und erschien auch zuerst in einer englischen Zeitschrift, später wurde sie ins Deutsche übertragen, und eine dänische Uebersetzung steht in Rasks nachgelassenen Schriften.

Zwei der ausgezeichnetsten jetzigen Orientalisten, Burnouf in Paris und Olshausen in Kiel, haben in neuerer Zeit unternommen, das Zendavesta zu bearbeiten, jener lieferte einen Commentar über das Ritual der Parsen, den Yaçna, dieser die ersten Capitel ihres Gesetzbuches, des Vendidad, nebst kritischen Bemerkungen. Beide Bücher wurden von den Gelehrten mit dem verdienten Danke und Interesse aufgenommen, wie eine Menge Bemerkungen über dieselben von Bopp, Bohlen und Lassen, besonders in sprachlicher Hinsicht beweisen. Bei aller Gerechtigkeit und Anerkennung, welche diese neueren

*) In England freilich ist dieß anders. Noch nach den neuesten Arbeiten in diesem Gebiete hat es vor wenigen Jahren ein Engländer, Romer, noch unternommen, die Unächtheit der Bücher und ihrer Sprache von neuem darzuthun. Auf dem Continente ist der Versuch verdientermaßen ganz unbeachtet geblieben.

Forscher den Arbeiten Anquetils wiederfahren ließen, zeigten doch ihre Arbeiten deutlich, daß Anquetils Uebersetzung nicht mehr genügen könne, nicht bloß für das sprachgelehrte, sondern auch für das größere Publicum. Anquetils Uebersetzung erwies sich unkritisch, seine Kenntniß der dazu gehörigen alten Sprachen bis auf die Buchstaben mangelhaft, der Sinn daher oftmals als gänzlich mißverstanden und selbst von der Tradition der Parsen abweichend.

Wir haben in dem Bisherigen bloß von den Arbeiten über einen Theil des Zendavesta gesprochen, über den nämlich, der die Bücher, die in Zendsprache geschrieben sind, umfaßt. Es gibt aber noch eine andere Sprache im Zendavesta, welche später zu setzen ist, — wir wissen aus Inschriften, daß sie in der Zeit der ersten Sasaniden gesprochen wurde. Von den in dieser Sprache geschriebenen Büchern, — wir nennen sie gewöhnlich Pehlevi — ist vor allem der Bundehesch zu nennen, der nicht genau sich an die Zendbücher anschließt, sondern vielmehr eine Fortbildung des alten Systems ist. Die Zeit, in welche man dieß Buch gewöhnlich setzt, ist das siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung, eine Zeit, deren geistiges Leben in Persien wenig bekannt und doch aus vielen Gründen so sehr interessant ist. Auf diesem Felde verdanken wir einem gründlichen Gelehrten, Herrn Professor J. Müller in München, bereits sehr schätzenswerthe Abhandlungen und haben noch bei weitem mehr von ihm zu erwarten.

Dieß ist der Stand der Studien über das Zendavesta. So groß die Fortschritte einerseits sind, so ungenügend ist der Stand andrerseits, da er die Anquetil'sche Uebersetzung als unsicher erwiesen, aber noch nicht vollständig durch gründlichere Arbeiten ersetzt hat. Die Fortschritte ins Einzelne zu verfolgen, ist hier nicht der Ort und würde nur für Sprachforscher von Interesse seyn. Nur ein Punkt ist auch für den Historiker von Wichtigkeit, der nämlich, daß diese sprachlichen Untersucher die enge Verwandtschaft zwischen altpersischer Religion und Sprache und den Vedas darthun. Die Vedas sind zwar gleichfalls noch nicht vollständig bekannt, aber schon das was wir haben, zeigt der Berührungen genug. Manche Wörter sind ganz identisch, andere stellen sich vermöge der Lautgesetze als identisch dar. Nur ein einziges Beispiel will ich mir erlauben hier anzuführen. Im ersten Capitel des Vendidad, wo Ormuzd die Orte aufzählt, die er geschaffen hat, findet sich auch ein Ort, der H a p t a H e n d u genannt wird. Daß Hendu nichts anderes sey, als Indien und Hapta das indische sapta, sieben, war den Sprachforschern auf den ersten Blick klar, aber was ist Siebenindien? Manche Vermuthungen wurden darüber aufgestellt, bei welchen wir uns jedoch nicht weiter aufhalten wollen, da jetzt das Richtige gefunden ist. In den Vedas nämlich werden häufig die sapta sindhavas oder sieben Flüsse, als der Wohnort der Indier bezeichnet und die Commentatoren belehren uns, daß diese sieben Flüsse in dem heutigen Pendschab gelegen sind, und eine indische Sage im Mahabharata berichtet gleichfalls, daß die Indier 1000 Jahre am Indus geherrscht hatten, ehe sie in das Innere des Landes vordrangen. So kann es sprachlich und historisch keinem Zweifel unterliegen, daß im Vendidad von jenem Reiche der sanskritredenden Indier am Indus die Rede sey. Andere geographische Berührungen, die gleichfalls daselbst sich finden, übergehen wir hier um so eher, da, wenn wir nicht sehr irren, schon Ritter in seiner trefflichen Geographie dieselben erwähnt hat. Daß auch die Schriften der späteren Periode interessante Aufklärungen gewähren können, haben Müllers bisherige Forschungen bereits zur Genüge gezeigt. So hat Müller verschiedene bei den Byzantinern vorkommende Namen aus dem Pehlewi erklärt. Eines der wichtigsten Ergebnisse seiner bisherigen Forschungen ist aber die Vernichtung des Vorurtheils, als ob das Zervane akerene als oberste Gottheit in den Schriften der Perser vorkomme. Müller hat nämlich gezeigt, daß die meisten Stellen, die sich darauf beziehen, von Anquetil falsch übersetzt seyen, und hält sich zu dem Schlusse berechtigt, Zervan sey bloß der Gott einer Secte gewesen. Möchten wir auch das letztere bezweifeln und Zervan vielmehr für eine Gottheit ähnlicher Art halten, wie das griechische Fatum oder den nordischen Fimbultyr, die erst durch spätere Speculation geschaffen, störend in das frühere System eindrang, so bleibt doch immer gewiß, daß diese Gottheit erst eine spätere Zuthat sey, während ursprünglich Ormuzd der höchste Gott ist, dem sich alles, auch der nach einer gewissen Zeit untergehende Ahriman unterordnet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tavoliere di Puglia.

(Schluß.)

Die Hungersnoth von 1764 hatte zu voreiliger Cultur verleitet, und indem sich seit jenem Jahr namentlich die Bergwälder lichteten und Kornfeldern Platz machten, hatte diese Veränderung in den Quellgebieten für die Flüsse der apulischen Ebene und die Ebene selbst nachtheilige Folgen. Der Ofanto, dessen Bett sich namentlich seit 1803 und gar seit 1816 immer mehr verflachte, hat seit 1827 an Tiefe wieder zugenommen, *) und dieser Umstand erscheint für die Verbesserung des Küstenklima's höchst günstig. Es haben sich nämlich zu beiden Seiten des Monte Gargano vor den tiefen Buchten der apulischen Ebene hohe Dämme gebildet, wodurch große Binnenwasser entstanden, im Norden des Gargano die Seen von Lesina und Varemo, südlich von ihm unter andern kleinern Küstenseen der Salpi. Alle diese Wasser waren mit den Flüssen und Bergwassern zugleich ausgeseichtet worden, und jetzt, da man von neuem daran denkt, mit den übrigen Uebelständen auch der Versumpfung und Verpestung dieser Küstenstriche abzuhelfen, sind der häufige Regen und die meist frischen Sommer seit 1827 dieser Absicht sehr günstig. Man berechnet das Land, was sich durch eine Entwässerung des Sees von Salpi gewinnen ließe, auf 12,000 Moggia; aber hier treten allerdings noch mancherlei Fischereiprivilegien den Absichten der Regierung hindernd in den Weg.

---

*) De Rivera: Memoria sui mozzi di ritrarre il massimo profitto dal lago Salpi. Nap. 1838.

Es würde nun interessant seyn, die angränzenden Berglandschaften zu überblicken, und hier jene armen Arbeiter kennen zu lernen, die, nachdem sie ihr Maisfeld kümmerlich bestellt, entweder in die römische Campagna und nach Apulien zur Weizenernte und zur Aussaat niedersteigen, oder sich auch in den Oelgärten von Apruzzo cit. verdingen. Galanti erzählt, daß in der Provinz Otranto die Oelernte wegen Arbeitermangel zu Grunde ging, weil von hier wie aus Samnium die Arbeiter nach Apulien gehen. Und so findet denn hier eine beständige Wanderung statt, um Wintersanfang, wo die Abruzzesen mit den Heerden in der Ebene erscheinen, um April und Mai, wenn sie in die Berge zurückkehren. Die Gipfel des Apennin sind von October bis Junius, die Abhänge des Gebirgs November bis April voll Schnee. Die Bauern des höhern Gebirgs erscheinen, nachdem die Hirten und Heerden zu ihnen zurückgekehrt, zur Ernte im Junius in den jetzt ausgedörrten und verpesteten Küstenebenen. Die römischen und apulischen Fieber beginnen unter ihnen zu wüthen, während sie schneiden, worauf in größter Hast gedroschen wird. Auf den weiten Tennen Apuliens drischt man in 10 Stunden 360 Tomoli mit 120 Thieren, deren je 30 sich immer ablösen. *) Aber trotz dieser Eile werden unter dem freien Himmel, auf nackter Erde, bei glühender Tageshitze und kühlen Nächten viele hingerafft oder auf immer geschwächt, ehe sie noch, nachdem die letzten auch die Aussaat besorgt, ins Gebirg zurückkehren. Auch hier, zu Haus, will die Aussaat wieder früh gethan seyn, damit die frühe Kälte die jungen Halmen nicht zu zart finde und vernichte. **) Die Uebelstände dieser Wanderungen sind durchaus einleuchtend, die Berglandschaften sehen den sämmtlichen Vertrieb ihrer Viehproduction in Apulien geschehen, und müssen trotz ihres Heerdenreichthums die Wolle erst von dort einführen. ***) Man berechnet, daß bei künstlicher Bewässerung und Wiesencultur ein Drittel der Oberfläche von Abruzzo ulteriore sec. genügen würde, die Heerden der Provinz in Ställen zu überwintern, während noch die Heerden in den römischen und apulischen Ebenen Wind und Wetter ausgesetzt werden und dabei noch von den 384,000 Moggia Saatland die Hälfte jährlich brach liegt. †)

Wir bleiben hier stehen, denn eine Reihe von Fragen liegt vor uns, welche von den verschiedenen Agriculturgesellschaften des Königreichs Neapel in den betreffenden Journalen schon lange eifrig verhandelt werden. Eine durchgreifende Veränderung der mannichfachen Culturen ††), der Fruchtfolge wird von allen Seiten verlangt, an Vorschlägen fehlt es nicht. Als Hauptschaden liegt aber doch das Verhältniß des Bauern selbst überall zu Grunde.

In Basilicata sind freilich die Besitzungen meist größer als z. B. in den drei Abruzzi, *) aber die kurzen Pachten von drei bis sechs Jahr machen eine umsichtigere und größer angelegte Bewirthschaftung noch auf lange unmöglich.

*) G. Rosati: Della trebbiatura Pugliese in den Annali civ. I.

**) Grandinetti: Sull'epoca da seminare il grano sugli Apennini in den Annali civ. 3.

***) Isid. Carli: Sul modo di moltiplicare nel Abruzzo ulteriore sec. l'industria delle pecore pugliarole, Ann. civ. 2.

†) S. auch Romano: Sulla necessita dei prati artificiosi a secca nella provincia di terra di Otranto Ann. Civ. 2.

††) S. z. B. Cornacchia: Sulle cagioni della decadenza dell' agricultura nel Abruzzo ult. I. Ann. civ. 3. oder Durini Della coltivazione dell'ulivo nel Abr. cit., ebend. oder dem Bericht der Società agronom del' Abr. cit. von 1818 Ann. 1.

*) S. Giuseppe del Re: Copiose notizie su lo stato etc. della provincia di Basilicata in dem Calendaro per 1824 und desselben Verfassers großes Werk, Descrizione dé reali dominj al di qua del Faro nel regno delle due Sicilie. Nap. 1830. 1835 u. f. über die Abruzzi tom. 2.

Eine Löwenjagd auf dem Cap der guten Hoffnung.

(Aus den Erinnerungen eines Blinden, **) oder die Reise um die Welt von Jacque Arago.)

Ich wohnte auf dem Cap bei einem Uhrmacher Namens Rouvière. Dieser hatte einen Bruder, dessen Leben voll Gefahren alle die einschließt, welche die Boutins, die Mongo Park, die Lander und die unerschrockensten europäischen Reisenden in den wildesten Ländern bestanden haben. Wenn Hr. Rouvière, der Bruder, hier über die Straße geht, so bleibt jedermann stehen und grüßt ihn achtungsvoll; betritt er einen Salon, so stehen alle Anwesenden ehrfurchtsvoll auf, die meisten wohl aus Erkenntlichkeit, denn er hat fast allen schon große Dienste erwiesen. Kaum weiß man ein Beispiel am Cap, daß an dessen Küsten ein Schiff gescheitert wäre, von welchem Hr. Rouvière nicht einige nützliche Trümmer, nicht einige Menschenleben mit Lebensgefahr aus den brausenden Brandungen gerettet hätte. Was man mir von ihm erzählte klang so wunderbar, daß ich beschloß die Wahrheit zu erforschen. Bald überzeugte ich mich, daß diese Erzählungen nicht übertrieben waren.

Eines Tages führte mich der Zufall in einem Salon in seine Gesellschaft und an seine Seite, und ich benutzte diese erwünschte Gelegenheit seine nähere Bekanntschaft zu machen.

„Mein Herr, sagte ich zu ihm nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen, glauben Sie an die Großmuth des Löwen?"

„Ja," lautete die Antwort, „der Löwe ist großmüthig, aber nur gegen die Europäer."

Diese Antwort entlockte mir ein Lächeln, er bemerkte es und fuhr fort:

„Dieß ist kein Scherz, sondern eine Thatsache, die jedoch einer Erklärung bedarf. Die Europäer sind bekleidet, die Sklaven sind es in der Regel nicht, diese bieten dem Löwen ihre Nacktheit zum Zerfleischen dar, jene haben fast gar keine Blößen. Was ich hier unter Großmuth verstehe ist eigentlich nichts anderes als ein Verschmähen, Mangel an Appetit, und ein Löwe, der keinen Hunger hat, mordet nicht. Der Löwe hat weit mehr Kaffern oder Hottentotten gefressen als Europäer; die Erinnerung an seine letzte Mahlzeit reizt ihn; er sieht im Bereich seiner Klauen und seiner Zähne eine nackte Brust — und sie ist zermalmt."

„Ah, ich begreife."

Indessen glaube ich, daß in diesen Worten des braven Rouvière

**) Der Verfasser erblindete an den Folgen eines Augenübels, das er sich auf seiner Reise um die Welt in den Wüsten Afrika's zugezogen hatte.

einige Erkenntlichkeit liegt, die durch folgende Begebenheit entstanden seyn mag.

Eines Morgens begab er sich von Tafel-Bay nach False-Bay, den Krümmungen der Küste folgend, und, wie es seine Gewohnheit war, allein mit einem guten Commißgewehr bewaffnet, das mit zwei eisernen Kugeln geladen war. Außerdem war er mit zwei Pistolen im Gürtel und einem eisernen Dreistachel, der an einem Riemen auf seinem Rücken hing, versehen. So bewaffnet hätte Rouvière ohne Schwierigkeit die Reise um die Welt gemacht. Schon hatte er einige Stunden zurückgelegt als er ein dumpfes, anhaltendes Brummen hörte, das seine Aufmerksamkeit rege machte; in den Augenblicken der Gefahr waren immer Rouvière's erste Worte:

„Paß auf, mein Junge, und Gott möge sich neutral verhalten!"....

Der Lärm kam näher, es war der Löwe; wenn dieser seinen auf der Lauer stehenden Feind irre machen will, so bohrt er mit seinen gewaltigen Krallen ein Loch in die Erde, steckt seinen Rachen in dasselbe und brüllt hinein. Dieses Geräusch prallt von Echo zu Echo zurück, und der Reisende weiß nicht, auf welcher Seite sich sein Feind befindet. — Nachdem Rouvière sein Zündpulver untersucht hatte, ging er mit aufmerksamen Augen und Ohren weiter, überzeugt, daß er bald einen Kampf zu bestehen haben würde.

In der That ertönten die längs der Küste liegenden Felsen bald von den Sprüngen des furchtbaren Königs dieser Gegenden, und ein furchtbarer Löwe stellte sich dem Rouvière entgegen, ihn so zu sagen zum Kampf herausfordernd.

„Zum Henker, sagte sich leise unser Mann, das ist ein tüchtiger Kerl . . . die Aufgabe ist nicht leicht . . ." und in Gegenwart eines solchen Kämpen geht er zurück.

Der Löwe folgt ihm Schritt vor Schritt. Rouvière bleibt stehen, der Löwe auch. Auf einmal brüllt das Thier fürchterlich, schüttelt sich, springt davon und verliert sich in den Krümmungen der Felsen.

„Er ist gutmüthiger, als ich hoffte, murmelte Rouvière; aber ich will doch sehen, daß ich die Fähre erreiche, das wird am klügsten seyn."

Kaum hatte er dieß gesagt, als der Löwe vor ihm steht und ihm den Weg versperrt.

„Aha, wir spielen das Fangspiel, fuhr Rouvière fort, das wird schlimm werden."

Er tritt zurück, aber das ungeduldige Thier nähert sich ihm und scheint ihn zum Kampf herauszufordern, gerade wie ein kleiner Hund, der mit seinem Herrn spielen will. Rouvière, den dieses Spiel reizt, macht sich zum Kampf bereit, schon hat er den Riemen des Dreistachels losgeschnallt, er will aber nicht der angreifende Theil seyn. Der Löwe brüllt zum drittenmal, rennt noch einmal durch die rauhen Umgebungen und stellt sich zum drittenmal vor den Ansiedler.

„Dießmal wird es zum Kampf kommen!"

Rouvière lehnt sich mit dem Rücken an einen etwas schief stehenden Felsen, läßt sich auf ein Knie nieder, legt eine Pistole zu seinen Füßen, den Finger an den Drücker des Gewehrs und scheint so seinen furchtbaren Gegner herauszufordern.

Dieser sträubt seine Mähne empor, öffnet einen schnaubenden Rachen, bewegt sich, legt sich nieder, richtet sich wieder auf und scheint dem Mann sagen zu wollen: schlage zu, schieße. Rouvière's Auge scheint sich so zu sagen in das Feuerauge des Löwens zu tauchen; beide sind nur noch durch eine Entfernung von fünf bis sechs Schritte getrennt, und einen Augenblick hätte man gesagt, daß hier zwei Freunde ruhen.

„Oh mache, was du willst, brummte Rouvière, ich werde nicht anfangen."

Wer mag sagen, welches Gefühl jetzt den Löwen beseelte? Nach einem Ringen mit der Geduld der Ungewißheit und des Muths, aber ohne Kampf, brüllt das furchtbare Thier noch einmal und donnernder als je, springt davon wie ein Pfeil und verschwindet in den Tiefen der Einöde.

„Sie mußten glauben, daß Ihre letzte Stunde gekommen sey?" sagte ich zu Hrn. Rouvière.

„Ich glaubte dieß so wenig, antwortete er mir, daß als ich den bis zu mir dringenden Athem des Löwen spürte, ich zu mir selbst sagte: meine Freunde werden sich wundern, wenn ich Ihnen dieses Abenteuer mittheile."

Die Wahrheit von dem, was Hr. Rouvière sagt, kann man hier nicht in Zweifel setzen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, gesteinigt oder verachtet zu werden.

„Er hinkt ein wenig," sagte ich eines Tages zu einem Bürger der Capstadt.

„Ein kleiner Tiger, mit dem er einen Kampf bestand, hat ihm den Schenkel verstümmelt."

„Und diese schiefe Schulter?"

„Eine brausende Welle warf ihn ans Ufer, in dem Augenblick, als er einer jungen Frau das Leben rettete."

„Und diese zerrissene Wange?"

„Trägt er von dem Horn eines wüthenden Büffels, der den ganzen Markt in Schrecken setzte, und den er mit Gefahr seines Lebens bezähmte."

„Und die zwei Finger, die an seiner linken Hand fehlen?"

„Diese schnitt er, von einem wüthenden Hund gebissen, dessen Opfer schon mehrere Personen geworden waren, sich selbst ab. Doch sehen Sie, er will weggehen."

Hr. Rouvière stand auf und grüßte; die ganze Gesellschaft erhob sich und richtete die wohlwollendsten Worte an ihn, jeder lud ihn auf die folgenden Tage zu sich ein, und nicht einer wollte ihn fortgehen lassen, ohne ihm die Hand gedrückt zu haben. Der Bäcker Rouvière ist der bravste Mann, den ich in meinem Leben sah.

(Fortsetzung folgt.)

Lage von Neusüdwales. Die pecuniäre Lage dieser Colonie scheint immer noch keineswegs gebessert. Der Examiner vom 21 December meldet folgendes: Der Kauffahrer Ganges langte kürzlich aus Sydney mit einer Ladung Häute, Wolle, Oel, Eisenerz und mehreren hundert Fässern Talg an; auch hat er Luxuswagen und Pianofortes an Bord, ein Beweis der in der Colonie herrschenden Noth. Der Talg ist von Schafen, die man völlig zusammenkocht; die Fleischreste, vermischt mit Pflanzenstoffen, braucht man zum Schweinemästen. Ochsen- und Schaffleisch kann man jetzt in Sydney zu einem Penny das Pfund haben. Mehrere Schiffe kamen kürzlich in Sydney mit Waaren aus London an, und kehrten wieder um, ohne einen einzigen Pack abzugeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 10.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Januar 1845.

Hong-kong.

Die Engländer scheinen allmählich die Entdeckung zu machen, daß sie an Hong-kong eine verzweifelt schlechte Erwerbung gemacht haben, und daß sie in jeder Beziehung besser gethan hätten sich Tschusan abtreten zu lassen, das sie für den Augenblick noch inne haben, aber mit der vollen Bezahlung der Kriegssteuer wieder an die Chinesen abtreten müssen. Die Ungesundheit Hong-kongs kommt hier nur in zweiter Linie in Betracht, denn da diese Ungesundheit nur einen Theil des Jahres hindurch anhält, nämlich während des Südwestmonsuns, so weiß man am Ende sich zu schützen; allein ein politisch-commercieller Irrthum in der Wahl Hong-kongs tritt allmählich zu Tage. Der vielgefeierte Pottinger scheint hier einen nicht unwichtigen Punkt übersehen zu haben, den nämlich, daß Canton nach Eröffnung der andern vier Häfen seine Wichtigkeit nicht behaupten kann. Pottinger und mit ihm die meisten und einsichtsvollsten Fremden in China gingen von der Ansicht aus, daß Canton doch immer der Hauptsitz des chinesischen Handels bleiben werde. Wäre dieß der Fall, so wäre auch die Wahl von Hong-kong ganz richtig, aber gerade das wird bezweifelt, daß Canton das große Emporium bleibe, und darüber haben die neuern Ruhestörungen in Canton vielen die Augen geöffnet. Diese Unruhen sind nichts anders als der Ausdruck der Unzufriedenheit über die drohende und wahrscheinlich schon begonnene Abnahme des Handels. Nur die eifersüchtige Politik der chinesischen Regierung hat den fremden Handel so lange in diesen entlegenen Theil des Reichs gebannt; im Laufe der Zeit haben sich die reichsten Kaufleute des Landes in dieser Stadt niedergelassen, haben Verbindungen mit den Thee- und Seidehändlern im Innern angeknüpft, sie haben ihr Vermögen in großen Magazinen und andern Handelsgebäuden in oder um Canton stecken, und sich darum aus allen Kräften und zwar schon seit sehr langer Zeit einer Ausdehnung des Handels nach andern Theilen des chinesischen Gebiets widersetzt. Die eigentliche Handelsprovinz China's ist Fokien; China's große Flüsse strömen alle östlich, und der leichteste und bequemste Handel geht diesen Flüssen nach ostwärts und von diesen aus ins Meer, nicht aber aus den Flußgebieten über schwer zugängliche Gebirge nach dem südlich gelegenen Canton. Aus dieser Erkenntniß entspringt die gereizte Stimmung des Cantoner Volks gegen die Fremden, und diese Stimmung, die schon zu Thätlichkeiten geführt hat, trägt immer mehr zur Vertreibung des Handels bei. Bereits haben mehrere große chinesische Handelshäuser Commanditen in Schang-hai und Fu-tscheu-fu errichtet, und aus den Commanditen dürften bald die Haupthäuser werden; ist aber einmal der Handel aus Canton vertrieben, so wird ihn nichts mehr dahin zurückführen, denn wie schon bemerkt, die Richtung der chinesischen Handelsthätigkeit geht von Westen nach Osten den Flüssen nach. Darum wäre Tschusan so wohl gelegen, denn von hier aus ist die Verbindung mit den mächtigen Handelsstädten Ningpo, Schanghai, Fu-tscheu-fu und Amoy sehr leicht, und was gleichfalls nicht zu übersehen ist, von hier aus würde sich ein thätiger Handel mit Japan wie von selbst finden. Tschusan liegt unter 30° N. B., so ziemlich in der Mitte zwischen denjenigen Theilen des chinesischen Reichs, welche für den Fremden die wichtigsten sind; ferner ist es gut angebaut, gesund, und seine Bevölkerung enthält keinen solchen Auswurf, wie Canton und die Inseln im Tigerfluß. Hiezu kommt, daß im Falle eines europäischen Kriegs Tschusan den besten Schutz gewähren würde denn von hier aus könnte England die ganze Küste um so mehr beherrschen, als während der Monsuns eine feindliche Flotte nur in Manilla oder in der Mündung des Cantonflusses eine Zuflucht fände.

Alle diese Vortheile verschwinden, so wie England den Besitz von Tschusan wieder aufgibt; selbst die Eröffnung der vier Häfen wird den erwarteten Vortheil nicht gewähren. Ja, wenn die chinesischen Mandarinen darauf eingegangen wären, die Ausfuhrzölle auf alle nach Hong-kong geführten Waaren aufzuheben, so hätte letzteres das Emporium für den ganzen chinesischen Handel werden müssen, aber selbst dann wäre es nur eine künstliche Schöpfung gewesen. Tschusan würde den Engländern ohne ein solches Vorrecht nahezu dieselben Vortheile gewähren, denn diese Insel würde in den Händen

der Engländer der Mittelpunkt des ganzen chinesischen und bald auch des japanischen Handels. Zweifelsohne werden Schritte geschehen, um Tschusan zu behalten, die Chinesen scheinen aber doch den Werth dieser Insel allzu wohl zu kennen, um nicht eine Abtretung zu verweigern, falls diese nicht durch Gewalt in Anspruch genommen wird.

Die heiligen Schriften der Parsen und die europäische Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Daß diese Ergebnisse anspornen müssen, diese Studien weiter zu verfolgen, ist natürlich und es handelt sich nur um den einzuschlagenden Weg. Zwei Dinge sind vor allem nöthig, Textesausgaben mit den hauptsächlichsten Varianten, und eine neue getreue Uebersetzung nach den Anforderungen der Kritik und wo möglich auf die Tradition der Parsen basirt. Textesausgaben müssen, wie billig, den Anfang machen, da erst der Text kritisch gereinigt und gesichtet seyn muß, ehe man zum Verständniß oder gar zu einer Uebersetzung kommen kann; dieser ist aber so verdorben, daß man nur wenig correcte Handschriften findet.

Die Hauptmasse der in Zend vorhandenen Schriften bilden der Yaçna, Vispered, Vendidad und die Yeshts; an diese schließen sich mehrere weniger bedeutende Stücke an. Die drei erstgenannten Schriften finden sich zusammengestellt zu liturgischen Zwecken in einem Bande, dem Vendidad Sade, d. i. der einfache Vendidad, entgegengesetzt dem zusammengesetzten oder mit Uebersetzung versehenen. Dieser Text ist der am meisten verdorbene, und es bedarf vieler Handschriften, um nur einigermaßen denselben herzustellen. Nach der eigenen Angabe der Parsen stammen alle vorhandenen Handschriften, die sich in Indien vorfinden, von einer einzigen Handschrift ab, mit jeder neuen Abschrift vermehren sich nur die Fehler.

Vispered und Yaçna, welche beide Anrufungen der Götter enthalten, werden im Vendidad Sade zu liturgischen Zwecken unter einander gemischt, eine Form die auch Anquetil in seiner Uebersetzung beibehalten hat. Jedes der genannten Werke findet sich auch besonders, wenn ihm die Pehlwiübersetzung beigegeben wird. Vom Vispered liegen mir durch die Güte des Hrn. Professor Olshausen in Kiel Abschriften zweier Pariser Handschriften mit Pehlwiübersetzung vor. Während der Zendtext von Unrichtigkeiten wimmelt, ist die paraphrasirende und sehr interessante Pehlwiübersetzung ziemlich correct geblieben. Sie gibt auch mehrere schätzbare mythologische Aufklärungen. Eine andere Gattung Handschriften ist mir von diesem Buche nicht bekannt geworden. Anders ist dieses mit dem andern der genannten Bücher, dem Yaçna. Dieses Werk wird auf verschiedene Art geschrieben, und die verschiedenen Classen, die dadurch entstehen, haben für den Kritiker alle Wichtigkeit, theils durch die jeder Classe eigenthümlichen Varianten, theils durch besondere Zusätze oder Auslassungen. Hieher gehört also: 1) der Yaçna im Vendidad Sade, der, wie gesagt, mit dem Vispered gemischt und ohne Pehlwiübersetzung ist; 2) der Izeschne sade, der vom Vendidad Sade bloß dadurch abweicht, daß darin eben nur Yaçna und Vispered nicht auch noch zum Schlusse der Vendidad enthalten ist; 3) Yaçna mit Sanskritübersetzung ist viel kürzer als die vorigen, unvollständig, dagegen aber auch mit mehrern eigenthümlichen Zusätzen versehen. Für die Interpretation ist er sehr wichtig. Endlich 4) Yaçna mit der Pehlwiübersetzung. Diese gleichfalls hochwichtige Interpretationsquelle ist uns nur sehr sparsam, aber trefflich erhalten. Anquetil konnte trotz aller Mühe diese Uebersetzung, die nach Versicherung der Parsen nur in einer einzigen Handschrift noch existirte, nicht einmal zu sehen bekommen, der angebliche Besitzer der Handschrift versicherte ihm, daß er sie nicht habe. Aus Anquetils Papieren sehe ich jedoch, daß es ihm gelungen ist, sich für einzelne Capitel des Yaçna diese Uebersetzung aus dem Munde seiner parsischen Lehrer zu erwerben. Auch Rask versichert in seinen, aus Indien geschriebenen Briefen, daß es ihm unglaubliche Mühe gemacht habe, zur Quelle zu gelangen, seine Mühe wurde aber zuletzt mit Erfolg gekrönt: er erwarb diesen Coder, der sich nun mit seinen anderen Zendhandschriften auf der Universitätsbibliothek zu Copenhagen befindet. Eine getreue Durchzeichnung dieser für die Kritik des Yaçna so wichtigen Handschrift findet sich in meinem Besitze. Der Codex ist nach einer am Ende beigefügten Notiz im Jahre 1322 unsrer Zeitrechnung vollendet und von einer für Zendhandschriften seltener Correctheit. Einige wenige Blätter sind durch Alter und schlechte Behandlung unbrauchbar geworden, und zwar, wie es scheint, bereits vor längerer Zeit. Sie finden sich nämlich dem Codex nochmals in Abschrift von einer andern Hand beigegeben, diese Abschrift steht aber freilich in Hinsicht auf Correctheit dem ursprünglichen Codex bei weitem nach.

Nicht in so vielfacher aber doch auch in mehrfacher Gestalt treten uns die Handschriften des Vendidad entgegen. Der Vendidad findet sich 1) im Vendidad Sade, wie sich versteht ohne Uebersetzung und incorrect, aber vollständig; am Schlusse der Capitel finden sich immer eine Menge Gebetsformeln; 2) allein mit Pehlwiübersetzung, welcher zuweilen noch eine andere im Parsidialekte, aber bloß in den ersten Capiteln untergeschrieben ist. Diese zweite Abtheilung läßt sich in zwei Unterabtheilungen zerlegen, nämlich a) der Vendidad mit der ursprünglichen Uebersetzung, wie sie sich in einer der Anquetil'schen Handschriften, die er gewöhnlich Handschrift des Destur Darab nennt, ferner in dem alten, von Rask mitgebrachten Codex sich findet. Die Uebersetzung ist ziemlich genau, zuweilen finden sich Glossen beigegeben, die oft, besonders am Anfange, Seiten füllen. Die werthvollste Handschrift dieser Art ist gleichfalls eine von Rask aus Indien mitgebrachte, die aber leider durch Alter und schlechte Behandlung sehr beschädigt ist. Der Anfang der Handschrift bis in die Mitte des fünften Capitels (die ersten 90 Blätter) fehlt gänzlich. *) Verstehe ich die am Ende der Handschrift beigefügte

*) In London dagegen soll sich nach dem Kataloge eine Handschrift auf dem East India house finden, deren Anfang sehr alt, der

Notiz in Pehlwi richtig, so ist die Handschrift noch um einige Jahrzehnte älter als die oben angeführte des Yaçna. Von der Mitte des achten Capitels bis in die Mitte des achtzehnten ist die Handschrift so beschädigt, daß sie nur mit Schwierigkeiten gebraucht werden kann, doch ist es mir gelungen, auch diesen Codex durchzuzeichnen. Nicht so schlimm ist der oben gennante Pariser-Codex vom Zahne der Zeit mitgenommen, doch fehlt in ihm auffallender Weise, wie auch in dem Copenhagner-Codex, das zwölfte Capitel. Da in der letztgenannten Handschrift das dreizehnte auf der Mitte der Seite beginnt, so muß man die Auslassung für absichtlich halten. Etwas modificirt, jedoch im Ganzen dieselbe, ist die Uebersetzung, die sich in dem andern von Anquetil mitgebrachten Codex befindet; auch in diesem fehlt das zwölfte Capitel. — b) Der Vendidad mit einer neueren Uebersetzung ist in einem jungen, von Rask aus Indien mitgebrachten Codex enthalten, als dessen Schreiber Destur Darab genannt wird. Häufig hat derselbe entweder Worte zugesetzt, die die alte Uebersetzung nicht hat, oder solche ausgelassen, welche sie hat; bisweilen sind die Abweichungen nicht unbedeutend. Da wir von Anquetil wissen, daß sich zu seiner Zeit Destur Darab mit Verbesserungen des Vendidad beschäftigte, so nehme ich keinen Anstand, ihm diese Recension zuzuschreiben. Dieser Codex ist ganz vollständig, er enthält auch das zwölfte Capitel mit Pehlwiübersetzung, aber auf etwas anderem Papier, und wie es scheint auch von anderer Hand; es scheint später hinzugefügt zu seyn. Nachträglich muß ich noch bemerken, daß Verschiedenheiten im Zendtexte zwar auch vorkommen, daß diese aber nicht so bedeutend sind, als die der Uebersetzung. Auffallende Aehnlichkeiten des Zendtextes existiren in der Handschrift des Destur Darab bei Anquetil und der zuletzt erwähnten Kopenhagener. Diese Aehnlichkeit läßt sich übrigens leicht genug erklären.

Die letzte Abtheilung, die der Yeshts, ist weniger verwickelt. Es sind Anrufungen verschiedener, im Zendavesta vorkommender Götter; dieser Theil der Zendliteratur ist der jüngere, aber noch immer interessant genug, um von neuem bearbeitet zu werden. Uebersetzungen der Yesht's in Pehlwi oder Sanskrit finden sich zwar von einzelnen, aber nicht von allen. Dieser Theil der Zendliteratur ist durch Rasks Reise vornehmlich in quantitativer Hinsicht erweitert worden, die Sammlung Rasks enthält fünf neue Yesht's, die Anquetil'n entweder gar nicht oder nur dem Namen nach bekannt waren, darunter ziemlich umfangreiche, wie den Vistaçpa-yesht, der acht Capitel umfaßt. Sonst sind diese Handschriften neu und stehen hinter der Pariser Handschrift zurück. Sämmtliche Yeshts nebst den kleineren Gebeten, den einzigen Vistaçpa-yesht ausgenommen, stehen in einem umfangreichen Codex der mir zum Theil abschriftlich vorliegt. Eine am Eingang stehende Notiz in persischer Sprache gibt genau den Monat, den Tag und die Tageszeit an, in welcher der Codex begonnen worden, vergißt aber das Jahr hinzusetzen. Ueber die Neuheit der Handschrift kann aber kein Zweifel seyn, auch ist sie ziemlich incorrect. Der Vistaçpa-yesht aber steht in einem aus Persien gekommenen Izeschne-sade und ist auf dieselbe Weise wie das Vispered mit dem Yaçna gemischt. — Die den Yeshts sich anschließenden Gebete Vaj's Aferin's genannt, sind der unbedeutendste Theil der Zendliteratur.

In dem Vorhergehenden haben wir die Zendliteratur mit ihren Pehlwi- und Sanskritübersetzungen behandelt, wir wollen nun noch einen Blick auf die Bücher werfen, welche bloß im Pehlwi existiren. Das bedeutendste ist das Bundehesch, von welchem wir schon oben gesprochen haben. Von diesem hat Anquetil eine vollständige Handschrift mit nach Europa gebracht, Rask hat deren zwei erworben, eine sehr alte, wenn wir nicht irren, aus dem Jahre 1326 unsrer Zeitrechnung, und eine neuere. Beide sind aber unvollständig, es fehlt beiden der Anfang, der nach Rasks Angabe in allen Handschriften die in Indien vorhanden sind, fehlt. Eine Londoner Handschrift, im Besitze des Herrn Romer, ist von J. Müller benützt worden. Außer dem Bundehesch findet man in Pehlwi noch eine Anzahl theologischer Schriften, wie das Viraf-name, eine Beschreibung des parsischen Himmels und der Hölle, von welchem Buche wir auch eine englische Uebersetzung haben. Ferner den Shiken-gumani oder Zweifelspalter, und das Pendname, ein kleiner parsischer Katechismus mit persischer Interlinearversion. Letzteres Buch, von welchem Rask das einzige bekannte Exemplar mit nach Europa gebracht hat, befindet sich abschriftlich in meinem Besitze. Ein Siruzi in Pehlwi, das nicht mit dem von Anquetil übersetzten zu verwechseln ist, ist vor einigen Jahren von dem englischen Missionäre J. Wilson in das Englische übertragen worden. Auch von diesem Werke finden sich mehrere Handschriften in Copenhagen.

(Schluß folgt.)

spätere Theil aber durch eine neuere Hand ersetzt ist. Vielleicht wäre es gar ein Theil der erwähnten copenhagner Handschrift.— Die Sammlung der Zendmanuscripte auf dem East India house stammt übrigens von einem Franzosen, de Guise, der zur nämlichen Zeit als Anquetil in Indien war. Dieser Theil des Vendidad wäre also, falls sich meine Vermuthung bestätigte, schon vor Rasks Ankunft verkauft gewesen.

Ueber Schiffe mit unterseeischer Triebkraft.

Die Naval and Military Gazette vom 21 December berichtet, daß die französische Regierung, deren Aufmerksamkeit kürzlich durch Capitän Aug. Bonet auf die überwiegenden Vortheile einer unterseeischen Triebkraft für Kriegsschiffe gelenkt worden sey, sich an mehrere wissenschaftliche Männer gewendet habe mit bedeutenden Versprechungen, wenn sie diese Verbesserung in der Art vervollkommneten, daß die Schwierigkeiten, welche der Anwendung auf langen Reisen entgegenständen, überwunden würden. Capitän Aug. Bonet soll zugleich in einem Memoire an das Ministerium Thiers alle Vortheile dieser Erfindung auseinandergesetzt haben, und aus diesem Memoire gehe hervor, daß sich im Jahre 1840 unter den großen Kaufleuten Frankreichs eine Compagnie gebildet hatte, um 400 Caper in solcher Weise mit unterseeischer Triebkraft auszurüsten und zu gleicher Zeit gegen den englischen Handel loszulassen. Die französische Regierung soll noch jetzt insgeheim zu Brest Versuche mit Sprengkugeln angeordnet haben, und mehrere französische Chemiker, von zu solidem Rufe, als daß sie

nicht am Ende die Schwierigkeiten überwinden sollten, sind mit Nachforschungen über ähnliche, wo nicht über dieselben Kräfte, wie die Capitän Warners beschäftigt.

Eine Löwenjagd auf dem Cap der guten Hoffnung.

(Fortsetzung.)

Den andern Tag nach dieser Unterhaltung und nach dieser Abendgesellschaft fand ich ihn, diesen Bäcker ohne Vermögen, bei dem französischen Consul, wo er mit der höchsten Auszeichnung empfangen wurde. Ich bat ihn um neue Mittheilungen seines an seltenen Begebenheiten so reichen Lebens.

„Später antwortete er, ich habe Ihnen jetzt nur noch Kleinigkeiten, die ich meine Zerstreuungen nenne, erzählt. Meine Kämpfe mit den Elementen sind von einer ganz andern Art, als die, welche ich mit den wilden Thieren dieser Gegend zu bestehen hatte. — Ich mag mich gern auf die Vergangenheit stützen, um mir Kräfte für die Gegenwart und Trost für die Zukunft zu geben. Ich werde Ihnen, ich versichere Sie, merkwürdige Dinge mittheilen.“

„Ist es wahr, unterbrach ich ihn, daß Sie in dem Innern Ihrer Wohnungen die Gegenwart eines Tigers mehr als die eines Löwen fürchten?“

„Welch ein Irrthum, ein Löwe ist mehr zu fürchten als drei Tiger. Hier geht jedermann ohne große Vorbereitungen auf die Jagd des Tigers, während die des Löwen von einer ganz andern Wichtigkeit ist, und, Morbleu! da Sie so neugierig sind, sollen Sie einem solchen Schauspiel beiwohnen. Es ist dieß ein Drama in voller Handlung und ein blutiges Drama. — Wenn man weit gereist ist, muß man auch etwas Neues bei der Rückkehr zu erzählen wissen; wohnen Sie also einer Jagd auf den König der Thiere bei. — Die Vorbereitungen dazu sind keine Kleinigkeit, und der Anführer und Leiter einer solchen muß vor allen Dingen unerschrockene und ergebene Sklaven zu wählen verstehen; sodann nimmt er kräftige Büffel und einen mit Mordschlägen versehenen Wagen, aus dem man zu feuern gezwungen ist, wenn sich unglücklicherweise statt einem einzigen mehrere dieser gefährlichen Feinde einfinden.“

Rouvière hatte eine glückliche Hand, er übernahm es auch für den Mundvorrath zu sorgen, und eines Morgens, noch vor Tagesanbruch, setzte sich die aus vierzehn Europäern und Pflanzern und aus vierzehn Kaffern und Hottentotten bestehende Karawane auf fast ganz verschütteten Wegen in Marsch. Der Kaffer, der den Zug anführte, war als einer der gewandtesten der ganzen Colonie bekannt, auch waren wir sehr ruhig und heiter.

Gegen Mittag kamen wir ohne einen besondern Vorfall in der Wohnung des Hrn. Clark an, wo man sehr gut empfangen wird. Um drei Uhr zogen wir weiter und befanden uns bald inmitten dichter Haiden in einem ganz wilden Land. Der Elephantenfluß war zu unserer Linken, und von Zeit zu Zeit fuhren wir an dessen Ufern hin, indem wir die Flußpferde, die ihn bevölkern, vor uns her jagten. Den Abend kamen wir bei einer reichen Pflanzung an, welche einem Hrn. Andrew gehörte, der Rouvière wie seinen besten Freund empfing, und der uns sagte, daß er seit mehrern Wochen weder etwas von Tigern, Rhinocerossen noch von Löwen gehört habe.

„Wir werden also noch weiter gehen, sagte unser Anführer, denn ich muß ein Opfer haben, und sollte es auch ein Löwe so sanft wie ein Lamm seyn.“

Unser Halt war von kurzer Dauer und die Büffel waren bald wieder in ihrem raschen und geräuschvollen Gang. Bald hatte das Land ein anderes Ansehen und wurde sandig; die Hitze war erstickend, und wir brachten ganze Stunden auf unsere Matratzen ausgestreckt liegend hin.

„Schlaft, schlaft, sagte Rouvière zu uns, ich werde Sie schon wecken, wenn es Zeit ist, und dann werden Sie keinen Schlaf mehr haben.“

Wir lagerten diese Nacht an einem Sumpf von stehendem Wasser, ruhig die Wiederkehr des Tages erwartend. Den Morgen wurden wir alle durch ein Warnungszeichen wachsam erhalten, aber Hr. Rouvière warf einen prüfenden Blick auf die Büffel und beruhigte uns.

„Es ist weder Tiger noch Löwe in der Nähe, sagte er; die Büffel wissen es wohl; das Geräusch, das Sie hörten, kam entweder von dem Einstürzen eines Felsenblocks, oder dem Umfallen eines Baumes im nahen Wald, oder einem zerplatzten Meteor . . . machen wir uns auf den Weg!“

Den dritten Tag, wir waren eben bei Hrn. Anderson zu Tisch, kam ein hottentottischer Sklave gesprungen, um uns zu benachrichtigen, daß man eben das Gebrüll eines Löwen vernommen habe.

„Er sey willkommen, sagte Rouvière lächelnd. Zu den Waffen, meine Freunde, man spanne an und befolge meine Befehle auf das pünktlichste.“

Noch andere Sklaven eilten erschrocken herbei und bestätigten die Aussage des erstern, und ungeachtet der Bitten des Hrn. Anderson, der es ausgeschlagen hatte uns zu begleiten, machten wir uns gegen einen Wald auf den Weg, in welchem Hr. Rouvière glaubte, daß sich das wilde Thier befinde. Mehrere Sklaven des Pflanzers hatten sich freiwillig unserer kleinen Karawane beigesellt, und da sie die Umgegend kannten, so wurden sie beauftragt das Gehölz zu umgehen, um wo möglich den Feind auf das flache Land zu treiben. Wir machten an einer lichten Stelle, die von der einen Seite von dem Wald begränzt war und auf der andern rauhe Unebenen hatte, Halt, so daß wir uns wie in einem Kreis befanden.

„Es versteht sich, meine Freunde, sagte Hr. Rouvière, daß ich allein anordne und mir allein gehorcht werden muß, sonst könnte vielleicht kein einziger von uns das Cap je wieder zu Gesicht bekommen;“ dabei biß er sich von Zeit zu Zeit in die Lippen, indem er sich die Haare strich. — „Der Feind ist nicht mehr weit; hieher die Büffel und den Wagen, und Sie formiren hier ein Glied; die Hottentotten mit den geladenen Reservegewehren zum Austauschen und der Munition zum Laden stellen sich hinter Sie. Ich an Ihrer Spitze, zwei Schritte vor Ihnen allen. Aber ums Himmelswillen kommen Sie mir nicht zu Hülfe, wenn Sie mich in Gefahr sehen; bleiben Sie eng beisammen, Arm an Arm, oder Sie sind des Todes . . . Stille . . . so eben hörte ich ihn! . . . ach sehen Sie nur unsere armen Büffel!“

In der That vernahm man so eben ein entferntes Geräusch und die Zugthiere hatten sich so zu sagen eines in das andere verkrochen, doch so, daß die Köpfe alle in der Mitte waren, um die Gefahr nicht zu sehen, die sie zu suchen schien.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 11.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Januar 1845.

Südslawische Literatur.

(Aus einem Schreiben in dem Casop. oesk. Museum. 1844, IV. Heft.)

Im südlichen Slawenland haben wir jetzt fünf Hauptbrennpunkte, aus denen sich die Funken einer nationalen Literatur zu den Zweigen des slawischen Stammes einen Weg bahnen, nämlich Agram, Zara, Laibach, Belgrad und Pesth. Auch in Neusatz und dem steyermärkischen Grätz werden viele nationale Bücher gedruckt, aber das sind bis jetzt bloß Filiale von Pesth und Laibach. Ob in Montenegro ein literarisches Leben ist, weiß ich nicht. In Ragusa haben die furchtbaren und unaufhörlichen Erdstöße alle Thätigkeit in dieser Hinsicht unterbrochen. In Kroatien druckt man Bücher in nationaler Sprache und Schrift, außer in Agram, auch in Karlstadt und Warazdin (auch in Essek in Slavonien). Ueberhaupt haben die Croaten und Slavonier sechs Druckereien, zwei in Agram, eine in Karlstadt, eine in Warazdin, Fiume (Rjeka) und Essek. In Dalmatien finden sich Druckereien meines Wissens in Zara, Ragusa und Spoleto. — Doch wir kehren zu unserem literarischen Mittelpunkt zurück. In Pesth erscheinen viele Bücher für die ungarischen Serben, darunter drei Zeitschriften: eine politische Zeitung mit einem literarischen Beiblatt, eine Literaturzeitung, der Schnellläufer (Sooroteca) und die serbische Chronik, jährlich vier Hefte. Es ist ein rühmliches Beginnen der ungarischen Serben, daß sie sich bemühen, auf literarischem Wege ihre Nationalität aufrecht zu erhalten. Möchte aber nur jeder ihrer Schriftsteller die Wahrzeichen unserer Zeit sich zu Herzen nehmen und es sich ins Gedächtniß einprägen, daß Zersplitterung zum Verderben, enge Vereinigung aber, unablässige Arbeit und Anstrengung aller Kräfte zum Heile führen. Bei ihnen aber sehen wir leider nur Dilettantismus, Zerrissenheit und Abtrennung von dem gemeinsamen kroatisch-slavonischen Stamm, ja sogar Streit und Zwietracht aller der kleinen Landstriche unter einander. Zeitungen und Zeitschriften sollten die Fahne eines schönen, guten Gesichtspunkts aufrichten, aber was beginnen diese Zeitungen? in aufgereizter Leidenschaftlichkeit stoßen sie bald links bald rechts den Nachbar in die Seite. Wie weit der Geist der Aufklärung in neuester Zeit in Europa vorgeschritten ist, wie er sich kund gibt in den romanischen und in den übrigen slawischen Literaturen, davon wissen die serbischen Schriftsteller bis jetzt nichts; sie übersetzen nur aus dem Deutschen und Ungarischen ohne alle Auswahl. Die Gedichte, welche wir in ihren periodischen Schriften lesen, sind jetzt noch die Oden in alkäischen und sapphischen Versmaaßen, wie sie niemand mehr in Europa macht; es gibt jetzt keinen serbischen Dichter, der sich auf einen technischen Versbau verstände, der regelmäßige und reine Reime zu wählen wüßte.*) Das ist das traurige Bild der serbischen Literatur in Ungarn. — Einen bessern Geist zeigen die literarischen Früchte in Belgrad. Der verstorbene Redacteur der Belgrader Zeitung, Petrowitsch, hat sie in gutem Geiste geführt, und der jetzige Redacteur, Milosch Popowic, hat sie noch verbessert, indem er die Nationalsprache noch reiner schrieb und einen gesunden, der Zeit angemessenen Geschmack kund gab. Daß die streitsüchtigen Pesther Blätter dieß nicht aus den Augen lassen und ihre Pfeile auf ihn abschießen, versteht sich von selbst, aber Gottlob kennt sich Popowic auf dem Kampfplatz aus. Die **Podunawka**, eine Beilage zur Belgrader Zeitung, bringt schöne und kräftige Mittheilungen. Popowic ist ein Mann, der Ausgezeichnetes für das Slawen-

---

*) Die besten serbischen Dichter sind jetzt Borojewic und D. J. Subotic. Letzterer gab im vorigen Jahre eine Sammlung seiner Lieder: Bosilje (Myrthen) heraus. Man ersieht aus denselben, daß S. dichterischen Geist hat, aber seine Lieder sind öfters kalt, er mischt russische Formen und Worte in die einheimischen, und hinsichtlich des Reims hat er ein keineswegs zartes Gewissen. Borojewic trat in der Dennica in den Jahren 1839 und 1840 mit einigen hübschen Gedichten auf, und man hoffte von ihm, daß er sich zu einem ächten Dichter in europäischem Sinne ausbilden werde; als er aber später in den engen Kreis des Serbenthums trat, kleidete er sich in den weiten, bequemen, bei den serbischen Dichtern so beliebten Schlafrock, und machte entsetzliche Reime. Die serbischen Dichter lesen zum Theil die ältern russischen Dichter, das ist jetzt bei ihnen Mode; sie lesen sie aber ohne alle eigene Beurtheilung, ziehen und zerren ihre Rhythmik nach dem Muster der russischen, ohne zu bedenken, daß die Grundlage der russischen Metrik von der der serbischen gänzlich verschieden ist.

thum leistet, und dessen in der That niemand mehr bedarf, als die Serben selbst. Gut wäre es, wenn sich in Belgrad auch eine Literaturgesellschaft *) bildete, denn es ließe sich von ihr mehr erwarten, als von der in Pesth, welche jetzt bereits, wenn ich nicht irre, 18 Jahre dauert, und noch wenig gute Werke (jährlich drei bis vier Hefte mittelmäßiger Chroniken) herausgegeben hat. Der Grund, daß sie nicht besser und wohlthätiger wirkte, liegt in der Unfähigkeit der Leiter. Hier sind große Verbesserungen nöthig. — So viel über die Literatur der östlichen Serben.

(Schluß folgt.)

*) Matice, Mutter, nannte sich die erste Gesellschaft dieser Art in Böhmen, und ihrem Beispiele zufolge gründeten sich ähnliche Gesellschaften in Agram und Pesth.

Die heiligen Schriften der Parsen und die europäische Wissenschaft.

(Schluß.)

Man sieht, daß der Sammlerfleiß des dänischen und französischen Gelehrten einem Herausgeber des Zendavesta ein bedeutendes Material zugeführt hat. Wer ausführlichere Nachrichten über die von beiden gesammelten Handschriften wünscht, den verweise ich für die französische Sammlung auf das Verzeichniß in Anquetil's Zendavesta, für die dänische auf Rask's Katalog, der im dritten Bande seiner hinterlassenen Schriften abgedruckt ist. Es ist aber meine Pflicht, hier die großartige Liberalität mit innigstem Danke zu erwähnen, mit der mich der gelehrte Vorstand der Copenhagner Universitätsbibliothek, Herr Professor Madvig, alle, selbst die kostbarsten Handschriften benützen ließ. Sie wird nur auf wenig Bibliotheken ihres Gleichen finden. — Welche Ausbeute endlich die englischen Sammlungen gewähren werden, zu deren Benützung sich der Schreiber dieser Zeilen eben anschickt, muß die Zeit lehren. Es finden sich auch in England mehrere Sammlungen: wir nennen die von Guise auf dem East India house, die von Ouseley auf dem British Museum, die von Fraser in Oxford. Wir wenden uns aber nun von diesen Mitteln für Textesausgaben zu den Hülfsmitteln zur Erklärung und Verständniß dieser Werke.

Sind wir nun auch in dieser Hinsicht nicht so bequem und sicher gestellt, als wie die Erforscher der Vedas, welchen früh niedergeschriebene Originalinterpretationen und grammatische Analysen gelehrter Indier zur Seite stehen, und zwar in einer klaren und verständlichen Sprache geschrieben, so sind och die Hülfsmittel für Erklärung des Zendavesta bedeutend genug, um gleichfalls ein Gelingen des Unternehmens in Aussicht zu stellen. Unter den Hülfsmitteln nehmen die Uebersetzungen einzelner Bücher von den Parsen selbst die erste Stelle ein und unter diesen wieder die schon öfter erwähnten Pehlwiübersetzungen. Sie sind die ältesten und aus verhältnißmäßig früher Zeit, auch wie es scheint, noch mit lebendiger Kenntniß der Zendsprache gemacht. Ihre Genauigkeit wird kaum angefochten werden, und wo die Sachkenntniß uns verläßt, werden sie immer unsere Führer bleiben müssen. Nur macht sie ihr knechtisches Anschließen an das Original oft eben so dunkel als dieses. Weniger ist dieß mit den Sanskritübersetzungen der Fall, die von einem zum Parsismus übergetretenen Brahmanen, Neriosengh, herrühren sollen. Sie umfassen den größten Theil des Yaçna, einige Yesht's und, wie Anquetil versichert, auch noch die sechs ersten Capitel des Vendidad. Letztere Uebersetzung hat sich jedoch bis jetzt, so viel mir bekannt, noch nirgends vorfinden wollen.*) Für einzelne Theile, wie für das neunte Capitel des Yaçna, die drei ersten Capitel des Vendidad geben manche Handschriften auch persische Interlinearversionen. An diese reiht sich eine andere schätzbare Quelle an, welche ich, wie den ganzen Schatz der Pariser Handschriften, der Güte des Herrn Professor Olshausen verdanke. Es sind dieß die ursprünglichen Arbeiten Anquetils, die er mit seinen Manuscripten auf der königlichen Bibliothek zu Paris niedergelegt hat. Anquetil hat selbst in seiner Reisebeschreibung berichtet, auf welche Weise er seine Uebersetzung angefertigt ha[illegible] Der parsische Priester mußte ihm die zu übersetzende Stelle zuerst in Zend, dann im Pehlwi vorlesen, Anquetil schrieb sich dieß mit lateinischen Buchstaben bei. Dann folgte die wörtliche Uebersetzung ins Neupersische, von welcher sich Anquetil gleichfalls die ihm fehlenden Worte bemerkte. Auf diese Weise hat man eine sehr schätzbare persische Interlinearversion fast zum ganzen Zendavesta und kann zugleich die französische Uebersetzung controliren. Uebrigens weicht Anquetil's handschriftliche Uebersetzung noch ziemlich von der gedruckten ab, sonst hätte es kein so abgerundetes Ganze gegeben. Dafür sieht man auch der handschriftlichen Uebersetzung ihre Unsicherheit schneller an, als der gedruckten und oft erhebt schon die bloße Vergleichung mit der neupersischen dieß zur Gewißheit. Oft stehen zwei gänzlich verschiedene Uebersetzungen als möglich neben einander, die gar nichts Gemeinsames haben als die von den Parsen gegebenen persischen Worte in verschiedenen Gruppirungen. Bisweilen hat Anquetil den Sinn verfehlt, selbst wo ihn die Parsen richtig angegeben haben. Auch sind die Parsen seit Anquetil's Zeit noch mehrfach thätig gewesen, ihre heiligen Bücher in das Guzerati zu übersetzen. Sind diese Schriften auch bis jetzt nicht sonderlich nach Europa gekommen, so darf man sich dieß doch wohl in Zukunft versprechen, da sich ein Theil der Parsen dafür zu interessiren scheint, Europa über ihre Religion zu belehren. So darf man also von dieser Seite noch weiteren Hülfsmitteln entgegensehen.

Daß aber Kritik und europäische Wissenschaftlichkeit über diesen erworbenen Hülfsmitteln stehen müssen, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden. Durch europäische Wissenschaft, insbesondere die Wissenschaft der Sprachvergleichung, welche in den letzten Jahrzehnten an die Stelle des vagen Etymologisi-

*) Aus welcher Sprache Neriosengh ins Sanskrit übersetzt habe, ist schwer zu sagen. Burnouf glaubt aus dem Pehlwi, was ich aber bezweifle. Wenigstens ist sie nicht nach der Pehlwiübersetzung gemacht, die ich vor mir habe; sie stimmt zwar bisweilen mit ihr zusammen, weicht aber zum wenigsten eben so häufig ab. Die Eigennamen, die im Pehlwi sich sehr eigenthümlich gestaltet haben, erinnern bei Neriosengh durchgängig nicht an dasselbe.

rens getreten ist, und die Namen wie Wilhelm von Humboldt, Grimm, Bopp zu ihren Gründern zählt, lernen wir erst den Stoff verarbeiten und die Sprachen grammatisch und lexikalisch wieder aufzubauen. Sie führt uns auch noch neue Kenntnisse zu und bereichert uns oft auf unerwartete Weise. Durch sie ist erwiesen worden, daß das Litthauische eine der nächsten Anverwandten der Zendsprache ist. Wem man zu folgen habe, wenn Wissenschaft und Tradition auseinander gehen, darüber kann man gleichfalls nicht zweifelhaft seyn, in den meisten Fällen aber werden sie sich gewiß einigen lassen.

Sind einmal weitere Arbeiten über das Zendavesta ganz oder theilweise geendigt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sich daran eine Menge anderer interessanter Fragen knüpfen und zum Theil ihre Lösung erhalten werden. Wir haben oben schon ein wichtiges Verhältniß angedeutet, die Verwandtschaft der Vedas und Zendavesta; sie erstreckt sich nicht bloß auf sprachliche und geographische Beziehungen, sondern auch auf mythologische. Und zwar sieht man deutlich daß das persische System eine Opposition gegen das indische bildet, indem es die Götter der Indier zu bösen Geistern macht. Es wird dann auch in mythologischer Beziehung eine richtigere Würdigung eines in Deutschland schon längst gekannten Werkes entstehen, des Schâh-nâme von Firdosi. Während besonders deutsche und englische Gelehrte mehrmals und auf verschiedene Weise, aber nie mit Glück, versucht haben die persische Sage mit der persischen Geschichte der Griechen in Einklang zu bringen, löst das Zendavesta die Schwierigkeit, indem es die Keime der späteren Sage in sich trägt und zeigt daß die persischen Helden des Schâh-nâme mythologische Personen sind, welche mit den historischen Herrschern Persiens nichts zu thun haben. Schon seit längerer Zeit sind Sagenanfänge und Namen wie Kaiomârts, Dschemschid, Siawekſch u. a. nachgewiesen und es werden sich mit der Zeit noch mehr nachweisen lassen. Hoffentlich wird dadurch auch die Lust erwachen, eben so die übrigen persischen Heldensagen die nicht im Schâh-nâme enthalten sind, wie das Guerschasp-Sâm-Barsu- und Bahmân-nâme, welche sämmtlich noch unbekannt in den Bibliotheken liegen, der Welt zugänglich zu machen. Daß eine Menge anderer theologischer Fragen der Parsen und mit ihnen ihre Revaiets oder theologische Tractate erst dann Interesse erregen können, wann das System bekannt ist, ist leicht zu vermuthen.

Ob aber die eben angeregten Fragen die wichtigsten bleiben, ob uns nicht andere, ungeahnte Aufschlüsse über den alten Orient dadurch gegeben werden, muß die Zukunft lehren. Haben diese jungen Studien doch schon zu überraschenden Resultaten geführt, die man nicht voraus sehen konnte! So hat kurz nach dem Erscheinen der Anquetil'schen Arbeit, de Sacy die Inschriften der Sâsaniden lesen können, indem er sich auf Anquetil stützte, und Burnouf's Arbeit über den Yaçna ist Lassen nach seinem Geständnisse eine Hauptquelle gewesen bei seiner schönen Erklärung der Inschriften der Achämeniden, durch welche für die Treue griechischer Berichterstatter, insbesondere Herodots, ein so glänzendes Zeugniß abgelegt wird. Und gestützt auf diese Arbeit wird es wahrscheinlich möglich werden, die räthselhaften Inschriften der Ruinen von Babylon und Ninive zu entziffern und dadurch die alte Geschichte mit neuen Aufklärungen zu bereichern.

Kohlenerzeugung und Kohlenverbrauch in Frankreich.

Nach einem Gesetz vom 23 April 1833 muß die Administration der Brücken und Straßen, so wie der Minen jedes Jahr einen Bericht abstatten, wegen der Mannichfaltigkeit der Documente aber erscheint dieser Bericht gewöhnlich erst im zweiten Jahre. Der letzte Bericht erschien im März vorigen Jahres und betraf das Jahr 1842. Der Moniteur vom 25 December v. J. theilt daraus über die Kohlenerzeugung und den Kohlenverbrauch in Frankreich interessante Data mit. Es wurden in Frankreich selbst an Kohlen

	gegraben. Metr. Ctr.	eingeführt. Metr. Ctr.	verbraucht. Metr. Ctr.
1787	2,150,000	2,173,784	4,035,919 *)
1802	8,441,800	1,160,000	9,351,800
1811	7,736,941	1,200,000	8,636,941
1821	11,347,111	3,210,640	13,818,397
1831	17,603,857	5,448,943	22,982,118
1836	28,419,466	9,994,517	38,145,558
1841	34,101,996	16,191,594	49,798,921
1842	35,920,843	16,691,837	52,034,156

Im Jahre 1842 zählte man in Frankreich 258 in Ausbeutung befindliche Minen mit 681 Gruben. Das einheimische Erzeugniß nimmt, wie man aus der obigen Tabelle sieht, fortwährend zu, aber namentlich seit 1832 hat es einen großen Aufschwung genommen, d. h. seit der Bearbeitung der Kohlengruben von Valenciennes und an der Loire, welche durch die Verbindungsstraßen sehr begünstigt sind. Was die Einfuhr betrifft, so war die aus Belgien seit 1814 immer im Steigen und betrug im Jahre 1842 9,779,349 metrische Centner. Die von England, bis 1834 stationär, da der Tarif den belgischen Kohlen einen bedeutenden Vorzug auf dem ganzen Littoral einräumte, ist seitdem bedeutend gestiegen; im Jahre 1832 machte sie nur 6 Hunderttheile der Gesammteinfuhr aus, im Jahre 1842 schon 29 Hunderttheile und betrug 4,907,382 metrische Centner. Dieß erklärt, wie die Kohlenconsumtion in Frankreich noch viel schneller zunimmt als die Kohlenerzeugung, da die fremden Kohlen jedes Jahr in den Fabriken und Seearsenalen in stärkere Anwendung kommen. Dieß führt uns auf die Dampfmaschinen, deren Frankreich im Jahre 1842 5911 besaß, von denen 5272 in Frankreich gefertigt waren. Die Dampfschifffahrt, welche erst seit dem Jahre 1832 nennenswerth ist, betrug damals 75 Fahrzeuge mit 90 Maschinen von 2631 Pferdekraft; sie ist fortwährend gestiegen, und betrug im Jahre 1842 229 Fahrzeuge mit 337 Maschinen und 11,794 Pferdekraft. Die Zahl der durch Dampfschiffe beförderten Passagiere ist von 1 Million auf dritthalb, und von 38,140 Tonnen Waaren auf beinahe 1 Million Tonnen im Jahre 1842 gestiegen.

Eine Löwenjagd auf dem Cap der guten Hoffnung.

(Schluß.)

„Aha, sagte Rouvière, sich die Hände reibend, der Besuch naht, wir müssen ihn als guten Nachbar empfangen . . .“

*) Der Unterschied zwischen dem Verbrauch und der Summe der eingeführten und selbstgewonnenen Kohlen wird ausgeführt.

Bald ließ sich ein zweites Brüllen mehr in der Nähe vernehmen.

„Zum Henker, fuhr unser unerschrockener Anführer fort, er hat Eile, er ist stark, bald wird er da seyn . . . Ich sagte es Ihnen . . . Glück auf!"

Hr. Rouvière hatte einen bewundernswürdigen Scharfsinn mit Energie verbunden. Der Löwe trat aus dem Wald, bei unserem Anblick stand er still, dann näherte er sich mit langsamen Tritten, schien zu überlegen und legte sich nieder.

„Er versteht sein Handwerk, fuhr der brave Bäcker fort; er hat schon mehr als einmal einen Kampf bestanden; gehen wir ihm entgegen, um ihn zum Aufstehen zu zwingen; folgen Sie mir, aber dicht geschlossen."

Jetzt erhob sich der Löwe und ging uns einige Schritte entgegen.

„Zielen Sie gut, meine Herren Cameraden, sagte Rouvière zu uns, sich mit einem Knie auf die Erde niederlassend, und bei dem Commando: drei, geben Sie Feuer. Achtung . . . eins, zwei, drei! . . ."

Wir befolgten genau die Befehle unseres Anführers. Eine allgemeine Ladung wurde gegeben, und wir vertauschten die abgeschossenen Gewehre gegen die geladenen unserer Sklaven. Der Löwe hatte einen ungeheuern Satz in die Luft gemacht, war aber so ziemlich auf derselben Stelle geblieben, Flocken von seinen Haaren flogen in der Luft herum.

„Er ist schwer zu tödten! sagte Rouvière zu uns, sehen Sie, er will nicht fallen der Landstreicher!"

Aber das wilde Thier stieß ein kurzes und von langen Seufzern unterbrochenes Geheul aus, mit seinem Schweif schlug er mit außerordentlicher Heftigkeit an seine Seiten, seine rothe Zunge beleckte das Haar seines faltigen Gesichts, und seine beiden röthlich glühenden Augäpfel rollten in ihren Höhlen. Keiner von uns lispelte ein Wort, aber keiner verlor den fürchterlichen Feind, der mit fünfundzwanzig zu kämpfen hatte, aus den Augen.

„Nicht wahr," sagte ganz leise Hr. Rouvière, indem er rasch den Kopf gegen uns wandte, um über unsere Bewegung urtheilen zu können, „nicht wahr, das Herz klopft schneller? Muth und wir werden zum Ziel gelangen."

Das Blut des Löwen strömte im Uebermaaß und färbte die Erde rund um ihn herum.

„Auf, meine Freunde! fuhr der unerschrockene Rouvière ganz leise fort, noch eine Ladung, und wo möglich alle Schüsse nach des Löwen Kopf gerichtet oder doch so nah an demselben wie möglich."

Wir wollten eben Feuer geben, als einem von uns das Gewehr entfiel. Dieser bückte sich, um es wieder aufzuheben, wodurch die nackte Brust des hinter ihm stehenden Hottentotten sichtbar wurde. Bei diesem Anblick richtet sich der Löwe wie vom Schwindel ergriffen plötzlich auf, seine Nasenlöcher öffnen und schließen sich hastig, er dehnt sich, krümmt sich und wirft den ungeheuern Kopf rechts und links, um sich noch nach dem Raub umzusehen, den er haben will, haben muß und haben wird.

„Es ist einer unter uns verloren," murmelte Rouvière.

„Ich — todt" — sagte der Hottentott.

In der That nahm der Löwe in demselben Augenblick einen Anlauf und stürzte sich wie ein Pfeil, über den niedergekauerten Rouvière springend, sieben bis acht Jäger niederwerfend, auf den unglücklichen Hottentotten, den er packt und zehn Schritte weit fortträgt, ihn dann unter seiner gewaltigen Tatze hält und noch zu überlegen scheint, ob er ihm Gnade schenken oder ihn zermalmen soll.

Wir hatten uns abgewandt.

„Sind Sie bereit," sagte Rouvière, der wieder seinen Posten vor dem Zug genommen hatte.

„Ja."

„Feuer, meine Freunde!"

Der Löwe fiel, erhob sich aber in demselben Augenblick wieder, sprang über den Hottentotten hinüber und herüber, mit ihm wie die Katze mit der Maus spielend. Rouvière näherte sich nun ganz allein und sagte zu dem unglücklichen Schlachtopfer: rühre dich nicht.

Und er schoß seine beiden Pistolen auf einmal und so dicht vor dem Löwen auf dessen Kopf ab, daß er ihn fast mit der Hand erreichen konnte. Dieser stieß noch einmal ein fürchterliches Gebrüll aus, riß seinen blutigen Rachen auf und des Hottentotten Brust krachte unter seinen Zähnen . . . Einige Minuten darauf lagen zwei Leichen eine über der andern.

„Sie scheinen mir nicht sehr beruhigt, sagte Rouvière zu uns mit einem ungezwungenen Ton, ich begreife das. Es ist keine leichte Sache mit solchen Gegnern fertig zu werden. Ich schätze mich glücklich, daß wir nur den Verlust eines einzigen Menschen zu bedauern haben."

Es ist mit den Kämpfen mit einem Löwen, wie mit denen der Stürme: man würde verzweifeln nicht einmal Zeuge derselben gewesen zu seyn, aber man überlegt lange bevor man sich ihnen von neuem aussetzt.

Unsere Rückkehr zum Cap fand statt, ohne daß uns etwas Besonderes zugestoßen wäre, und Rouvière war den andern Morgen, noch ehe der Tag anbrach, schon wieder auf dem Hafendamm, sich fragend, wo er Posten fassen müsse. Er hatte die Nacht nicht geschlafen, denn sein Barometer hatte ihm einen Sturm angezeigt. Indessen gab es kein Unglück zu beklagen, der Windstoß ging rasch vorüber und der edle Rouvière konnte die folgende Nacht ruhen.

Man stößt hie und da auf Menschen, welche so sehr privilegirt sind, daß es scheint, als sey alles hienieden nur geschaffen, um ihnen zur Erholung, zur Beschäftigung oder zum Spielzeug zu dienen. Nichts ist im Stand sie aufzuhalten, nichts hemmt sie in ihrem Adlerflug, und die schwierigsten und ernstesten Begebenheiten ihres Lebens erscheinen ihnen als die einfachsten und natürlichsten Dinge von der Welt, die ihnen ausschließlich zukommen. Was die Massen hoch bewegt, läßt sie kalt und rührt sie nicht, und sie würden sich entehrt glauben, wenn sie bei den höchsten Gefahren nicht die erste Rolle spielen würden. Rouvière war einer von diesen außerordentlichen Menschen.

Erklärung des Namens Texas. Man hat schon wiederholt nach dem Ursprung dieses Namens gefragt, und Mistreß Houston hat in demselben ein indianisches Wort finden wollen, das Jagdgrund bedeute. Wir wissen nicht, wer der wanderlustigen Dame den Bären aufgebunden, denn das Wort ist gut spanisch und bedeutet „hohler Dachziegel," so benannt von den das Land zuerst besuchenden Spaniern, weil die weit und breit den Ueberschwemmungen des Mississippi preisgegebenen Ufer den Anblick einer Texada (Hohlziegelbrennerei) boten, da in der trockenen Jahreszeit der aufgeschwemmte Thon in Hohlziegelform berstet; dieß war also el pays de las Texas, weil das Land wie mit Hohlziegeln ausgelegt aussah.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 12.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Januar 1845.

Bilder aus Hindostan.

(Nach Lt. Col. Sleemans: Rambles and Recollections of an Indian Official.)

4. Eine Satti an der Nerbudda.

Wir machten eines Abends einen Ausflug nach Gopalpur, einem kleinen Dorfe am Ufer der Nerbudda. Hier sind mehrere sehr hübsche Tempel, meistens zum Andenken von Wittwen, die sich mit den Ueberresten ihrer Ehemänner verbrannt haben, und zwar auf der Stelle, wo sie sich den Flammen überlieferten. Ein solcher Tempel hat sich erst ganz kürzlich über der Asche einer der merkwürdigsten alten Frauen, die ich je gesehen und welche sich in meiner Gegenwart im Jahre 1829 verbrannte, erhoben. Ich verhinderte die Errichtung eines Tempels, aber während meiner Abwesenheit kam er dennoch zu Stande. Da Sattis gegenwärtig im englischen Gebiet verboten sind, und Europäer überhaupt selten Gelegenheit haben, solche zu sehen, so will ich die nähern Umstände hier anführen, und der Leser kann sich auf die Wahrheit der Erzählung völlig verlassen.

Am 29 Nov. 1829 mischte diese alte, damals 65jährige Frau ihre Asche mit der ihres vier Tage zuvor allein verbrannten Mannes. Als ich im J. 1828 die Civilverwaltung des Districts Dschebbelpur übernahm, hatte ich strengen Befehl gegeben, daß niemand der Selbstverbrennung einer Wittwe Vorschub leisten solle; selbst das Herbeitragen von Holz solle als solcher Beistand angesehen werden. Am 24 Nov. 1829 wandten sich die Oberhäupter der angesehensten und verbreitetsten Braminenfamilien des Districts mit der Bitte an mich, dieser alten Wittwe zu gestatten, sich mit den Ueberresten ihres Gemahls Omed Sing Opaddia, der diesen Morgen an den Ufern der Nerbudda gestorben sey, zu verbrennen. Ich drohte meinen Befehl in Ausführung zu bringen und jeden, der Beistand leisten würde, streng zu bestrafen; zu dem Ende stellte ich eine Polizeiwache in der Nähe auf, die alte Frau blieb aber ohne zu essen oder zu trinken am Rande des Wassers sitzen. Am nächsten Tage wurde die Leiche ihres Gemahls in einer kleinen, nur etwa acht Quadratfuß weiten und 3 bis 4 Fuß tiefen Grube in Anwesenheit von mehreren Tausend Zuschauern, welche die Satti hatten sehen wollen, verbrannt. Alle Fremden zerstreuten sich vor Abend, da keine Aussicht vorhanden schien, daß ich dem dringenden Begehren ihrer Anverwandten nachgeben würde, die keine Speise zu sich zu nehmen wagten, als bis die Wittwe sich verbrannt oder bereit erklärt hatte, mit ihnen nach Hause zurückzukehren. Ihre Söhne, Enkel und einige andere Anverwandte blieben bei ihr, während die übrigen mein Haus umringten, um in mich zu dringen, daß sie sich verbrennen dürfe. Sie widerstand allen Bitten, verweigerte alle Nahrung und blieb auf dem nackten Fels im Bette der Nerbudda sitzen, der sengenden Sonnenhitze bei Tag und der strengen Kälte der Nacht ausgesetzt, nur mit einem dünnen Stück Zeug über der Schulter. Am Tage nach der Beerdigung setzte sie, um alle Hoffnung, daß man sie von ihrem Vorhaben abbringen werde, abzuschneiden, die Dhadscha oder den groben rothen Turban auf und brach ihre Armbänder in Stücke, wodurch sie gesetzlich todt und für immer von ihrer Kaste ausgeschlossen wurde. Hätte sie jetzt noch das Leben erwählen wollen, so konnte sie nie mehr zu ihrer Familie zurückkehren. Ihre Kinder und Enkel waren immer noch bei ihr, aber alle Bitten waren umsonst, und ich überzeugte mich, daß sie sich zu Tode hungern würde, wenn ich nicht gestattete, daß sie sich verbrenne; dadurch wäre ihre Familie beschimpft, ihre Qual vermehrt worden und ich selbst hätte mich der Beschuldigung ausgesetzt, meine Gewalt muthwillig mißbraucht zu haben, denn noch hatte die Regierung nicht formell das Verbrennen der Wittwen verboten.

Am vierten Tage nach dem Tode des Mannes ritt ich Morgens zur Stelle und fand die arme alte Wittwe dasitzen, mit dem Dhadscha auf dem Kopf, eine Kupferplatte mit ungekochtem Reis und Blumen vor sich und eine Cokosnuß in jeder Hand. Sie sprach sehr gesammelt und sagte mir, sie sey entschlossen, ihre Asche mit der ihres verstorbenen Gemahls zu mischen, und würde geduldig meine Erlaubniß dazu abwarten, überzeugt, Gott werde ihr Kraft geben, das Leben aufrecht zu erhalten, bis diese Erlaubniß erfolge, obgleich sie nicht essen und nicht trinken werde. Sie blickte nach der Sonne,

die eben über der Nerbudda aufging und sagte ruhig: „meine Seele war fünf Tage lang bei der meines Gatten in der Nähe dieser Sonne, nur meine irdische Hülle ist noch übrig, und ich weiß, du wirst bald gestatten, daß sie sich mit seiner Asche in jener Grube vermische, weil es nicht in deinem Wesen und deinem Brauche ist, die Qual einer armen alten Frau muthwillig zu verlängern." — „Gewiß nicht, entgegnete ich, mein Zweck und meine Pflicht ist es, zu retten und zu erhalten, und ich komme, dich von dieser thörichten Absicht abzubringen, dich zu bitten, daß du lebest und deine Familie vor der Schmach bewahrest, als Mörder angesehen zu werden. — „Ich fürchte nicht, daß man sie je dafür halten wird; sie haben, wie gute Kinder, alles mögliche gethan, um mich zu bewegen unter ihnen zu leben, und hätte ich eingewilligt, so würden sie mich geliebt und geehrt haben. Ich übergebe sie alle deiner Obhut, und gehe zu meinem Gatten Omed Sing Opaddia, mit dessen Asche die meinige schon dreimal auf dem Scheiterhaufen sich vermischte."*)

Dieß war das erstemal in ihrem langen Leben, daß sie den Namen ihres Gatten nannte, denn in Indien spricht keine Frau, weder hoch noch nieder, je den Namen ihres Gatten aus, und es ist oft lustig, ihre Verlegenheit zu sehen, wenn ein Europäer sie darum fragt; sie sehen sich rechts und links um nach jemand, der sie aus der Verlegenheit ziehe, weil sie weder gegen den Frager noch gegen den abwesenden Ehemann Mißachtung zeigen wollen. Sie wissen, daß wenige Europäer die ihnen in dieser Beziehung obliegenden Pflichten kennen, und wenn Frauen in Gerichtshöfe oder an andere Orte hingehen, wo sie leicht nach dem Namen ihres Mannes gefragt werden können, nehmen sie gewöhnlich eines ihrer Kinder oder sonst einen Verwandten mit, der die Worte für sie ausspreche. Als die alte Dame ihren Mann nannte, was sie mit starkem Nachdruck und in überlegter Weise that, waren alle Anwesenden überzeugt, daß sie entschlossen sey zu sterben. „Ich habe sagte sie, die Güte der Regierung in reichem Maaße erfahren, da ich mit meiner ganzen großen Familie in Wohlstand und Gemächlichkeit auf unsern abgabenfreien Ländereien lebte, und ich bin gewiß, daß man meine Kinder nicht Hunger leiden lassen wird; mit ihnen aber habe ich es nicht mehr zu thun, mein Verkehr und meine Gemeinschaft mit ihnen sind zu Ende. Meine Seele (prau) ist bei Omed Sing Oppadia, und meine Asche muß sich hier mit der seinigen mischen." Dann blickte sie wieder nach der Sonne, und sagte mit einem Ton und einer Miene, die mich ungemein ergriffen: „ich sehe sie bei einander unter dem bräutlichen Baldachin!" Ich bin überzeugt daß sie in diesem Augenblick wirklich glaubte, sie sehe ihren Geist und den ihres Gatten unter dem bräutlichen Baldachin im Paradiese.

Ich versuchte auf ihren Stolz und auf ihre Furcht einzuwirken, und sagte ihr, die Regierung würde wahrscheinlich die abgabenfreien Güter, von denen ihre Familie so lange gelebt habe, einziehen als ein Zeichen ihres Mißfalls darüber, daß die Kinder sie nicht von der Vollziehung des Opfers abgebracht hätten; die Tempel über der Asche ihrer Voreltern würden dem Erdboden gleich gemacht werden, damit sie nicht in Zukunft andere zu ähnlichen Opferungen verleiteten, und endlich würde nicht ein einziger Stein den Platz bezeichnen, wo sie sterbe, im Fall sie auf ihrem Entschluß beharre. Wolle sie aber am Leben bleiben, so solle eine glänzende Wohnung für sie unter diesen Tempeln gebaut, eine schöne Summe solle zu ihrem Unterhalt aus den abgabenfreien Ländereien ausgeschieden werden, ihre Kinder sollten täglich kommen und sie besuchen, und ich würde häufig dasselbe thun. Sie lächelte, streckte den Arm aus, und sagte: „mein Puls hat lange aufgehört zu schlagen, mein Geist ist entwichen, und ich habe nichts mehr übrig, als ein wenig Erde, das ich mit der Asche meines Gatten zu vermischen wünsche, ich werde bei dem Verbrennen nicht leiden, und wenn Du einen Beweis willst, so lasse Feuer bringen, und ich will diesen Arm verzehren lassen, ohne daß er mir Schmerz verursacht." Ich wollte ihren Puls nicht fühlen, aber einige meiner Leute thaten es, und erklärten, er sey in der That ganz unbemerklich geworden. Um diese Zeit glaubten alle Anwesenden, es sey durchaus nicht wahrscheinlich, daß sie noch Schmerz empfinden werde, und ihr Ende bestätigte sie auch in dieser Ansicht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß bezieht sich auf die Seelenwanderung, wie man später sehen wird. A. d. U.

Südslawische Literatur.

(Schluß.)

Besser entwickelt sich das literarische Leben bei den Croatiern und Slowenen; hier sind, wie schon bemerkt, drei Brennpunkte, von denen aus sich namentlich durch Zeitungen das Licht nationaler Bildung über das ganze westliche Illyrien verbreitet. Diese Brennpunkte sind Agram, Zara und Laybach. Agram war die erste Stadt, welche die Fahne der allgemeinen Eintracht der südlichen Slawen im Geist und in der Sprache aufpflanzte. Auf der slowenischen (wendischen) Ebene stehend, eröffnete es sich den Weg auch nach den wendischen Bergen, während es zugleich politisch mit den untern Gegenden verbunden war, mit denen es sich vollständig vereinigt hätte, wenn es zur Grundlage der Schriftsprache die Mundart des Niederlandes (die kroatische) gewählt hätte; so aber stieß es auf Zweifel und Hindernisse, die aus dem verschiedenen Glaubensbekenntniß und aus der Rechtschreibung entsprangen; aber Gottlob geht es auch hier besser, denn was gut, gerecht, naturgemäß und wohlthätig ist, muß sich nach geistigen Gesetzen seinen Weg bahnen, wenn auch alle Eulen und Fledermäuse der Welt vor Bosheit bersten sollten. Von Agram verbreiten sich nach allen Seiten des südlichen Slawenlandes Zeitungen in der Volkssprache: zwei literarische Blätter, eine belehrend unterhaltende Zeitschrift und ein Almanach. Die Beilage zu der Nationalzeitung „Dennica" seit einigen Jahren mit spanischer Grandezza „die kroatisch-slawonisch-dalmatinische" genannt, *) trägt nichtsdestoweniger noch ihr altes Gesicht.

*) Wegen des Verbots, sie die „illyrische" zu nennen.

Allerdings zeigt sie in mancher Nummer nicht jenes frisch Leben, wie in den ersten Jahren, davon liegt aber der Grund nur darin, daß weniger Zuschriften aus den verschiedenen Gegenden des Vaterlandes und der übrigen slawischen Welt eingehen. Außer der Dennica kommt durch die Sorgfalt der ökonomischen Gesellschaft jetzt schon im dritten Jahre ein Monatsblatt in der Volkssprache heraus, eine im allgemeinen gute Zeitschrift, namentlich in Betreff der Sprache, um aber allgemein beliebt zu werden, müßte sie in der Auswahl der Artikel etwas strenger seyn. Die Zeitschrift Kolo, von welcher dieses Jahr drei Hefte erschienen sind, zeichnet sich rühmlich aus durch innern Werth, hat aber den Fehler, daß sie zu selten heraus kommt.*) Außer diesen Zeitschriften erschienen in Agram mehrere andere gute Schriften, unter denen wir nur die „Ungarisch-kroatische Vergangenheit“ von Vukotinovic nennen wollen, deren erster Band eine historische Novelle, die beste in der ganzen südslawischen Literatur, enthält. n Wien gibt Graf Orsat Pocic, ein Ragusaner, eine „slawische Anthologie aus handschriftlichen ragusanischen Dichtern“ heraus, von welchem Unternehmen man sich viel Gutes verspricht.

Wir kommen jetzt auf Dalmatien, welches Uferland von Cetinje bis Triest bis auf die neueste Zeit der slawischen Wila und dem reinen slawischen Ritus treu geblieben ist. Unter dem Schild der kroatischen und ungarischen Könige, wie unter der Herrschaft des Löwen von St. Marcus behauptete sich die Nationalsprache in Tempeln und Palästen, in Höfen und Bauernhütten. Während hier unsere größten Dichter und andere Schriftsteller ihre schönen Werke in die Welt ausgehen ließen, war das Volk in den östlichen Ländern in geistigem Schlafe und mußte mit dem Schwert in der Hand seine Wohnungen und seine Heimath schützen. Zum Beweise nenne ich nur Ragusa, unser altes Athen, Zara, Hwar (Arbo?**) mit den übrigen Inseln des slawischen (adriatischen) Meeres und die berühmten Namen Gundulic, Palmotic, Barakovic u. s. w. Merkwürdig ist es dagegen, daß Dalmatien und Istrien in neuerer Zeit, während die östlichen Länder zu einem neuen literarischen Leben erwachten, mit wenigen Ausnahmen zurückgeblieben sind. Der frische Geist des Slawenthums aber, der in unserer Zeit allen Slawen neues Leben einhaucht, und sie zur Erkenntniß ihres Erbtheils aufmuntert, ist Gott sey Dank durchgedrungen, und hat auch in Dalmatien sein Organ in der Zora Dalmatinska gefunden, ein literarisches Blatt, das in diesem Jahre (1844) zuerst ans Licht trat. Das Verdienst davon gebührt dem Professor Kusmanic in Zara und den Herausgebern, den Brüdern Battara, den Besitzern einer Druckerei und eines Buchhandels in Zara. Die Redaction übernahm Kusmanic selbst, ein Mann, der unsere Sprache sehr gut kennt, aber aus den bisher erschienenen Nummern der Zora ergibt sich, daß er den Geist des jetzigen Zustandes des Journalwesens überhaupt, so wie die Bedürfnisse unsers slawischen Jahrhunderts nicht versteht. Dazu zeigte er sich auch gleich im Anfang feindselig gegen die Bemühungen unserer jungen slawischen Schule, welche auf Eintracht und literarische Vereinigung der Südslawen abzweckt; er behielt starrsinnig die alte, unpassende dalmatische Rechtschreibung bei. Aber auch hier zeigt sich der Geist der Zeit stärker als alle menschlichen Gegenstrebungen, und Hr. Kusmanic, dem es mehr darum zu thun war, daß die Sache vorwärts gehe, als daß er bei seiner Ansicht verharre, zeigte sich als ein redlicher Mann und strich seine Flagge vor dem jüngern, stärkern Geiste, indem er in seinem Blatt erklärte, daß auch er sich der neu angenommenen Rechtschreibung fügen wolle. Seit dieser Zeit sind einige junge Leute in dem Blatte aufgetreten, das von Tag zu Tag mehr Leser in Krain, Kärnthen, Steyermark und Kroatien findet. Außer dem Redacteur treten in der Zora als die eifrigsten Schriftsteller auf St. Ivicevic, J. Danilo, Graf Orsat Pocic, J. Stazic u. a., als Dichter aber nimmt den ersten Rang Preradowic ein, der wohl mit der Zeit den Gipfel des slawischen Parnasses ersteigen kann. Unter den übrigen Volksschriften, welche in Dalmatien herauskommen, sind die Geschichte Dalmatiens von Major Ivan Katilinic, und die geistlichen Lieder von Vicic besonders bemerkenswerth. In Ragusa wird Gundulics Uebersetzung von Tasso's befreitem Jerusalem gedruckt, und der Bosnier Jukic bearbeitet die „Volkslieder und Sagen der Bosnier,“ welche in Spoleto gedruckt werden sollen.

Jetzt wende ich mich noch zu dem Oberlande. Der Nationalgeist ist hier seit tausend Jahren, wenige kurze Zwischenräume abgerechnet, noch nicht ans Licht vorgedrungen; daran ist aber das Volk nicht schuld, sondern seine unglücklichen Verhältnisse und die unnationale Erziehung, welche bisher seine besten geistigen Kräfte auf fremdes Feld ableitere. Daß es aber unter den Slowenen, namentlich unter seinen Priestern auch Köpfe gab, die sich darum bemühten, daß das nationale Leben öffentlich hervortrete, davon legt die Geschichte der Literatur das beste Zeugniß ab; namentlich im Anfang dieses Jahrhunderts standen solche Männer auf, unter denen ich nur Kopitar nennen will, und doch war diese Zeit allzu kalt und trübte den Blick zu sehr, als daß eine so zarte Blüthe hätte darin gedeihen können. Daß aber der slawische Geist doch keineswegs verschwand, davon ist die „Dennica“ ein Beispiel.

*) Das dritte Heft ist besonders durch die Auswahl der Artikel ausgezeichnet. Das wichtigste Stück darin ist das „Gesetzbuch von Winodola,“ dessen ganzer Text hier abgedruckt und mit einem historisch-philologischen Commentar begleitet ist, von dem Agramer Professor Ant. Mazuranic. Dieß Gesetzbuch, nach der Prawda ruska das älteste Denkmal des national-slawischen Rechts, datirt aus dem Jahre 1280, wo es die vereinigten winodolischen Lande zwischen Zengg und Fiume am kroatischen Ufer nach der damals herrschenden Einrichtung und nach den Ueberlieferungen ihrer Väter und Vorväter abfaßten. Es ist mit glagolitischer Schrift in kroatischer Mundart, jedoch mit Beimischung einiger kirchenslawischen und italienischen Worte geschrieben. Dieß Document verdient die Aufmerksamkeit aller Forscher des slawischen Alterthums in hohem Grade.

**) Die neu wieder aufkommenden slawischen Namen machen die Identification der Orte mit den jetzt bekannten Namen oft schwer; bald wird für dieß ganze Gebiet bis nach Steyermark hinein eine eigene Karte mit slawischen, deutschen und italienischen Namen nöthig werden, wenn man sich aus dem Wirrwarr herausfinden soll. A. d. U.

Es ist jetzt wenigstens fünf Jahre her, daß die Slowenen in Krain um eine besondere Zeitung baten, die Erlaubniß aber erfolgte erst im vorigen Jahre (1843), da doch die Carniolia, ein deutsches Blatt, das zur selben Zeit um Erlaubniß einkam, schon seit vier Jahren erscheint. Unsere „Bauernzeitung" beweist, daß das slowenische Oberland für das Slawenthum nicht verloren ist. Diese Zeitung erscheint in ächtem slowenischem und slawischem Geist; ein Theil seiner Artikel ist nach der alten, ein Theil nach der neuen Rechtschreibung geschrieben; die Zahl dieser letztern mehrt sich aber so, daß jetzt jede Nummer drei bis vier Abhandlungen in der neuern Rechtschreibung bringt, und der Oberredacteur, Dr. Bleiweis, at bereits erklärt, daß mit der Zeit die ganze Zeitung in der neuern Rechtschreibung erscheinen werde, *) daß diese aber erst sich den Weg bahnen müsse, weßhalb er die Artikel in derjenigen Rechtschreibung aufnehme, wie man sie ihm einsende. Daß diese Zeitung sich halten wird, dafür bürgt die große Anzahl der Abnehmer, selbst unter dem Landvolk. Außerdem kommen viele Werke in der Nationalsprache für die geistlichen Bedürfnisse des Volkes heraus, und daß die Slowenen an der literarischen Einigung im höhern Sinne Theil nehmen, das beweisen die zahlreichen Arbeiten für die Agramer Zeitungen, welche ihrerseits bis nach Grätz hinauf Eingang finden.

Zum Schluß noch einiges über die kroatisch-slowenische Matice: ihre aus freiwilligen Gaben bestehende Einnahme betrug im vorvorigen Jahre (1842) 3329 Gulden, im vorigen 7007 bloß von Croaten und Slowenen, denn die Serben trugen wenig bei; auch aus Böhmen kamen uns sehr erfreuliche, aufmunternde Geschenke zu. Vermittelst dieser Beisteuern sind die Werke des Dichters Gundulic herausgegeben worden, und man gedenkt eine Zeitschrift zu veranstalten, worin nicht bloß belletristische Gegenstände berücksichtigt werden, sondern auch allgemeine Geschichte, Naturwissenschaften, Erdbeschreibung u. s. w., wie in der Zeitschrift des böhmischen Museums.

*) Dadurch wird allmählich die ganze slawische Steyermark, die bisher ihre eigene Schreibart hatte, welche dieselbe ungefähr mit der in Kärnthen, Krain und Westungarn war, mit dem eigentlichen Illyrien und Slawonien sprachlich verbunden. Murko, der noch vor 12 Jahren eine slowenische Grammatik und Wörterbuch mit besonderer, von der in Agram angenommenen stark abweichender Rechtsschreibung verfaßt hatte, ist jetzt gleichfalls zur letztern übergegangen, wie die zweite Ausgabe seines Wörterbuchs beweist. A. d. U.

Miscellen.

Das Kuk-bari-Spiel bei den Turkomanen. Chanikoff berichtet in seinem Werk über Buchara folgendes: „Zu diesem Spiel vereinigen sich hundert oder mehr Reiter, und einer von ihnen wird abgeschickt, um ein Lamm aus der Heerde desjenigen zu holen, dessen Gäste sie gerade sind. Dieser Bote schneidet nach Vollziehung des Auftrags dem Lamm die Kehle ab, faßt es dann mit der rechten Hand fest an den zwei Hinterbeinen und eilt zur Gesellschaft zurück. Sobald diese ihn in der Ferne kommen sieht, eilt ihm alles entgegen und sucht ihm das geschlachtete Thier zu entreißen. Wenn irgend einer das seltene Glück hat, das ganze Thier oder auch nur ein Stück davon an sich zu reißen, so wendet er seinerseits um und wird von den Gefährten verfolgt, um einen Theil an der Beute zu gewinnen. Das Spiel dauert so lange, bis es einem gelingt ein bedeutendes Stück des getödteten Thieres nach Hause zu bringen und sich dadurch vor weiterer Verfolgung zu schützen. Das Spiel regt dermaßen auf, daß nicht selten Mordthaten dabei begangen werden, und die Sitte, welche in diesem Fall Gesetzeskraft erlangt hat, verbietet den Verwandten des Ermordeten, den Tod desselben an dem Mörder zu rächen, wenn es bewiesen werden kann, daß der Mord bei dem Kuk-bari-Spiel begangen wurde. Man erzählte mir, daß der Amir selbst, wenn er im Herbst nach Samarkand kommt, an dem Spiel Theil nehme, und sich nicht beleidigt finde, wenn er von dem einen zur Seite gestoßen wird oder einen Hieb mit der Peitsche erhält, was bei dem ersten Zerren um das geschlachtete Lamm kaum zu vermeiden ist, weil alle Reiter in einen dichten Knäuel zusammengerathen und dann jeder mit seinem Kamtschik (Peitsche) rechts und links Hiebe austheilt, um seinem Pferde Raum zu verschaffen."

•

Ueber das Schlangenessen bei den Australiern. Hodgkinson erzählt in seinem Werk „Australia from Port Macquarie to Moreton-Bay" hierüber nachstehende interessante Einzelnheiten. „Alle größern Schlangenarten werden von den Eingebornen gegessen, aber niemals rühren sie ein solches Thier an, wenn es von einem Weißen getödtet wurde. Guanas und eine kurze dicke Art von Eidechsen sind gleichfalls eine Lieblingsspeise. So widerlich uns der Gedanke ist, kriechende Thiere zu essen, so ist doch das Verzehren von Schlangen bei den Australiern keineswegs eine Folge von Mangel an anderer Nahrung, sondern sie finden das Fleisch vortrefflich, denn ich habe bei mehrern Fällen, wenn ich sie beim Zusammentreiben des Viehes oder bei der Maislese beschäftigte und mit Brod und Rindfleisch hinreichend nährte, gesehen, daß sie jede Schlange, die sie gelegentlich tödteten, sorgfältig aufbewahrten und beim nächsten Feuer kochten und verzehrten. Aus Neugierde habe ich mehrmals das Fleisch eines dieser Reptilien gekostet, und wenn gleich nur der ärgste Hunger meinen Abscheu so weit hätte überwinden können, daß ich mich daran satt gegessen hätte, so muß ich doch gestehen, daß nicht eines dieser Reptilien einen unangenehmen Geschmack hatte. Das Fleisch der schwarzen Schlange war besonders wohlschmeckend und saftig, und glich einigermaßen dem Geschmack eines Spanferkels, während das Guanafleisch weißer und trockener war, und sich mehr dem Geflügel näherte. Uebrigens sind diese Wilden nicht die einzigen Leute, welche Reptilien essen, denn die gewöhnliche englische Wasserschlange wird in mehrern Gegenden des Continents verzehrt, und jedermann weiß, daß das Guana Westindiens — gelegentlich bemerkt, ein weit häßlicheres Thier als das australische Guana — von den Pflanzern auf einigen Inseln als ein Leckerbissen betrachtet wird."

•

Vorhandenseyn von Quecksilber in vulcanischen Felsen. Hr. Malcolmson soll die Entdeckung gemacht haben, daß sich gediegenes Quecksilber in den Lavafelsen von Aden findet. Das Metall ist in Form von Kügelchen in einer Tiefe von 15 Fuß unter der Oberfläche zerstreut und füllt kleine Höhlungen im Innern des Felsens aus. (Athenäum vom 28 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 13.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Januar 1845.

Geistige Bewegungen in Italien.

Ein Schreiben im Londoner Athenäum vom 2 November enthält Bemerkungen und Nachrichten über Italien, welche wohl eine kurze Mittheilung verdienen, da sie vieles zur gerechten Würdigung Italiens beitragen können. „Jedes edlere Gemüth muß dahin wirken, dieß wunderschöne Land mit seinen classischen Erinnerungen und, ich muß hinzusetzen, mit seinen glänzenden Aussichten auf die Zukunft aus der Erniedrigung zu heben, in welche die übereilten Ansichten gewisser Besucher es gestürzt haben. Viele Reisende, namentlich Engländer, deren Landeskenntniß sich auf die Heerstraßen und deren Verkehr mit den Einwohnern derjenigen Classe beschränkt, welche entweder ihre Bedürfnisse befriedigen oder ihren Vergnügungen dienen, setzen Italien und die Italiener herab, und schildern das Land als einen Abgrund des Lasters. Ich bin nicht gemeint, den irrenden Ritter der „bella Italia“ zu spielen, ihre Fahnen aufzupflanzen und ihre Schlachten zu schlagen, denn vieles läßt sich nicht vertheidigen. Italien hat viele Fehler, politische, gesellschaftliche und moralische, aber es hat auch seine Verdienste und gibt tägliche Andeutungen einer bessern Zukunft. Neue Zeitschriften liegen vor mir, welche den geistigen und sittlichen Zustand des Landes abspiegeln, und ich schreibe die nachfolgenden Bemerkungen nieder, da sie vielleicht hinreichend sind, um zu zeigen, daß La bella Italia nicht gerade eine schlafende Schönheit ist, obgleich politischer und kirchlicher Druck es nöthig machen, manchmal sich schlafend zu stellen.

Die neu herausgekommenen oder angekündigten Werke umfassen eine Menge verschiedener Zweige des Wissens. Gioberti und Rosmini, obwohl der erstere als Verbannter mehr Brüssel als seiner Heimath angehört, gewinnen zahlreiche Anhänger in Piemont. Gioberti kann in der That als das Haupt einer neuen philosophischen Schule in Italien angesehen werden, und vielleicht hat kein Schriftsteller jetziger Zeit in diesem Lande einen gleichen Einfluß geübt. Er hat außer seiner bekannten Schrift „dell Primato morale e civile degl' Italiani“ auch eine „Einleitung in das Studium der Philosophie,“ dann zwei kleinere Werke „über das Gute“ und „über das Schöne“ herausgegeben. Letzteres französisch geschriebene Werk wurde in Neapel von Monzani übersetzt, und, wiewohl nicht ohne große Schwierigkeiten, herausgegeben; auch hat Gioberti in einem Privatschreiben an den Herausgeber das baldige Erscheinen eines andern Werks angekündigt. Rosmini, der fortdauernd in Piemont lebt, ist der Gründer eines neuen Mönchsordens, der „Brüder von der christlichen Liebe,“ gewöhnlich aber die „Rosminiani“ genannt.

In Neapel geschieht wenig für die Wissenschaften, doch gab es einige ehrenwerthe Ausnahmen während der letzten Monate. Das erste ist ein nationalökonomisches Werk von Cosimo Assante, der die Errichtung von Sparcassen anempfiehlt und ihr Wesen näher auseinandersetzt; das zweite Werk von Signor Ricotti kündigt die Entdeckung zahlreicher Kohlenminen in der Nähe von Cancellara an. Das literarische Feld, welches gegenwärtig am häufigsten angebaut wird, ist das der Geschichte und Biographie, und es ist ein besonders gutes Zeichen, daß diese Werke mit großer Sorgfalt geschrieben sind und auf der Erforschung von Archiven beruhen, die jetzt in allen Richtungen untersucht werden. Unter diese Classe von Werken gehören die „Biografia Italiana,“ von Vitt. Cagnoli in Verona; „historische Bemerkungen über die Ankunft der Albanesen in dem Königreich beider Sicilien, der Waldenser in Calabria Citra,“ „die griechischen Colonien in Calabrien“ von Morelli; die „Geschichte der beiden Sicilien,“ von Nic. Corcia, das „Archivo storico italiano,“ das zu Florenz herauskommt und unter seinen Mitarbeitern Leute von ausgezeichnetem Verdienst zählt; es hat bereits den 7ten Band erreicht, und enthält einige Chroniken von Florenz, Siena, Mailand, die Lebensbeschreibungen einiger ausgezeichneter Italiener, die geheime Geschichte der Dogen Marco Foscarini, die Geschichte von Pisa und einige venetianische Annalen. Das vollendete Werk wird ein außerordentliches Interesse darbieten.

Auch der Journalismus, diese Ursache und Wirkung geistiger Fortschritte, zeigt ein reges Leben. Selbst die Abruzzen und die beiden Calabrien, diese alten Herbergen der Banditen, haben jetzt ihre periodische Literatur, deren Bedeutung durch

die Beiträge von Dragonetti, De'Virgili Borelli, Colecchi, Nicolini u. a. verbürgt ist. Die „Abruzzi" von De'Virgilii herausgegeben, erschienen zuerst im J. 1836 zu Chieti; „il gran Sasso d'Italia," so genannt nach einer der merkwürdigsten Höhen der Apenninen, erschien zuerst in Aquila im Jahre 1838, und hat seinen Charakter behauptet, indem er sich hauptsächlich den Abruzzen widmete. Auch in Sicilien regt sich der Journalismus, und mehrere neue, namentlich literarische Journale sind zu Messina und Catania angekündigt. Es ist ein eigenthümlicher und hoffnungsreicher Zug in diesen Ländern, daß die Aristokratie, welche geraume Zeit Stolz und Unwissenheit zu ihrem Monopol zu machen schien, allmählich tüchtige Arbeiter auf das Feld der Literatur sendet; so hat, der antiquarischen Arbeiten des Herzogs von Serradifalco nicht zu gedenken, der Marchese di Villarena, einer der besten Schriftsteller Siciliens, das „Giornale delle Scienze, Lettere ed Arti" in Palermo redigirt.

Bilder aus Hindostan.

1. Eine Satti an der Nerbudda.

(Fortsetzung.)

Ueberzeugt, daß alle Versuche ihr Leben zu retten, fruchtlos seyn würden, schickte ich endlich nach den vornehmsten Mitgliedern ihrer Familie, und willigte ein, daß sie sich verbrennen dürfe, wenn sie sich dagegen verpflichteten, daß kein Mitglied ihrer Familie je wieder dasselbe thue. Hierein willigten sie, gegen Mittag waren die Urkunden gefertigt, und ich ließ es nun der alten Frau anzeigen, welche sich darüber sehr erfreut und dankbar zeigte. Vor 3 Uhr waren die Ceremonien des Badens vorüber und inzwischen das nöthige Holz und andere brennbare Stoffe, um ein starkes Feuer zu machen, gesammelt worden. Nach dem Bad verlangte sie ein Betelblatt und aß es; dann stand sie auf, und den einen Arm auf die Schulter ihres ältesten Sohns, den andern auf die ihres Neffen gestützt, näherte sie sich dem Feuer. Ich hatte Wachen umher aufgestellt und niemand durfte sich auf fün Schritte nähern. Als sie sich erhob, wurde der Holzstoß angezündet, und stand alsbald in lichten Flammen. Die Entfernung betrug etwa 200 Schritte; sie kam mit ruhigem, freudevollem Gesicht herbei, hielt einmal an, schaute aufwärts und sagte: „warum haben sie mich fünf Tage von dir, mein Gatte, entfernt gehalten?" Als sie an die Wachen kam, blieben ihre Begleiter stehen, sie schritt einmal um die Grube her, hielt einen Augenblick inne, und während sie ein Gebet murmelte, warf sie einige Blumen ins Feuer. Dann schritt sie ruhig und standhaft bis an den Rand, trat mitten in die Flamme, setzte sich nieder und lehnte sich zurück, als ruhte sie auf einem Lager aus; ohne einen Schrei zu thun oder ein Zeichen von Schmerz von sich geben, ward sie vom Feuer verzehrt. Einige Musikinstrumente spielten wie gewöhnlich, als sie sich dem Feuer näherte, nicht, wie man gemeinhin glaubt, um ihr Geschrei zu ersticken, sondern um zu verhüten, daß nicht die letzten Worte des Opfers gehört würden, denn diese gelten für prophetisch und könnten eine Quelle von Unruhe und Streit für die Lebenden werden.

Man hatte nicht geglaubt, daß ich nachgeben würde, und nur wenige Leute hatten sich versammelt, um dem Opfer anzuwohnen, so daß wenig oder nichts in den äußern Umständen lag, das sie zu einer außerordentlichen Anstrengung hätte reizen können, und ich bin überzeugt, daß nur der Wunsch, in der nächsten Welt wieder mit ihrem Gatten vereinigt zu werden, und die sichere Zuversicht, daß dem so seyn werde wenn sie sich selbst verbrenne, sie aufrecht erhielt. Vor dem Morgen des Tages, wo er starb (Dienstag) bis Mittwoch Abends aß sie Betelblätter, aber sonst nichts anders, und von Mittwoch Abend an hörte sie ganz auf zu essen; von Dienstag an hatte sie kein Wasser mehr getrunken. Sie trat in das Feuer mit demselben Tuch angethan, das sie im Bett des Flusses getragen hatte, aber es war genetzt worden in der Ansicht, daß selbst der Schatten von etwas Unreinem, der beim Gang nach dem Scheiterhaufen auf sie falle, das Weib verunreinige, wenn nicht das im heiligen Strom genetzte Kleidungsstück entgegenwirke. Ich muß der Familie die Gerechtigkeit erzeigen, daß sie alles that, um die Wittwe von ihrem Vorhaben abzubringen, und wäre sie am Leben geblieben, sie wäre geliebt und verehrt worden, als das erste weibliche Glied der Familie, denn bei keinem Volk unter der Erde werden Eltern so geehrt und geliebt und finden solchen Gehorsam, wie bei den Hindus: die Großmutter wird immer noch mehr geehrt als die Mutter. Keiner Königin auf dem Thron können sich ihre Unterthanen mit mehr Ehrfurcht nähern, als alle Glieder der Familie dieser alten Frau, während sie da saß auf dem nackten Fels im Bette des Flusses, nur mit einem rothen Fetzen um den Kopf und einem einfachen weißen Zeug um die Schultern. Allerdings fühlt sich eine Familie, in der eine Wittwe sich verbrennt, durch dieß Opfer sehr in ihrer eigenen und in der Achtung der Welt gehoben. Die Schwester des Radscha von Rewa war eine von den vier oder fünf Frauen, die sich mit den Ueberresten des Radschah von Udipur verbrannten, und ihr Bruder erinnerte sich in seinem ganzen Leben an nichts mit so viel Stolz und Freude, besonders da der Radschah von Udipur das Haupt der Radschputenstämme ist.

Ich fragte die alte Frau, wann sie sich zuerst entschlossen hätte, eine Satti zu werden, und sie sagte mir: etwa vor 13 Jahren, als sie im Nerbudda mit vielen andern Frauen ihrer Familie badete, habe der Entschluß sich in ihrem Sinne festgesetzt, als sie die glänzenden Tempel am Ufer des Flusses sah, welche sich über der Asche ihrer Verwandten erhoben, die zu verschiedenen Zeiten Sattis geworden waren. Es waren hübsche Gebäude, die mit großen Kosten aufgeführt und in gutem Stand erhalten wurden. Sie sagte mir, daß sie ihren Entschluß niemals irgend jemand mitgetheilt, noch auch je eine Sylbe darüber gesprochen habe, bis sie „sath! sath! sath!" ausrief, als ihr Gatte mit dem Kopf in ihrem Schooße verschied am Ufer der Nerbudda, wohin er sich, als alle Hoffnung auf Wiedergenesung verschwunden war, hatte bringen lassen.

Nachstehende Unterredung fand eines Morgens zwischen

mir und einem Eingebornen von Dschebbelpur statt, bald nachdem die Sattis von der Regierung verboten waren. „Welches sind die Kasten, bei denen es den Frauen nicht gestattet ist, nach dem Tode ihrer Ehemänner wieder zu heurathen?"

„Es sind die Braminen, Radschputen, Banias (Kaufleute) und Kait's (Schreiber)."

„Warum gestattet man ihnen denn aber nicht, sich wieder zu verheurathen, jetzt wo man ihnen nicht erlaubt, sich mit den Leichen ihrer Ehemänner zu verbrennen?"

„Da sie wissen, daß sie sich mit keinem zweiten Mann verbinden können, ohne ihre Kaste zu verlieren, so trägt dieß wesentlich dazu bei, ihre Treue gegen den ersten zu sichern. Uebrigens wenn man allen Wittwen erlauben wollte, sich wieder zu verheurathen, welcher Unterschied bliebe dann noch zwischen uns und Leuten niederer Kaste? Wir würden bald zu den niedersten herabsinken."

„Und so wollt ihr eure Kaste aufrecht erhalten auf Kosten eurer armen Wittwen?"

„Nein, sie sind selbst so stolz auf die Auszeichnung, wie ihre Männer."

„Und glaubt ihr, daß sie die gute alte Sitte sich selbst zu verbrennen, wieder hergestellt sehen möchten?"

„Einige darunter gewiß." — „Warum?" —

„Weil sie im Paradies mit ihren Ehemännern wieder vereint werden und glücklich sind, frei von allen Bedrängnissen des Lebens."

„Aber ihr solltet sie als Wittwen von allen Bedrängnissen frei halten."

„Wenn sie sich gut betragen, sind sie die geehrtesten Mitglieder der Familie ihres verstorbenen Mannes; nichts geschieht in solchen Familien ohne sie um Rath zu fragen, weil alle darauf stolz sind, daß das Andenken ihrer verstorbenen Söhne, Brüder und Väter so von ihren Wittwen geehrt werde. Aber Weiber fühlen, daß sie schwach sind, und würden oft lieber auf einmal sich verbrennen, als ihr ganzes Leben lang der Versuchung und dem Verdacht ausgesetzt seyn."

„Und warum verbrennen sich die Männer nicht, um sich die Bedrängnisse des Lebens zu ersparen?"

„Weil sie nicht vom Himmel berufen sind, wie die Weiber."

„Und ihr glaubt wirklich, daß die Weiber von Gott berufen sind sich zu verbrennen?"

„Allerdings; wir alle glauben, daß sie von Gott berufen und unterstützt werden, und daß zarte Wesen wie die Frauen sonst nicht freiwillig solche Qualen erdulden könnten, — sie werden von einer übernatürlichen Stärke beseelt. Als Dhuli Sukal, der Vater des Bankiers von Sehora starb, erklärte die Frau eines Lodhi, eines Landbauers aus dem District, sie sey schon sechsmal mit ihm eine Satti gewesen, und sie wolle jetzt zum siebentenmal mit ihm ins Paradies gehen. Nichts konnte sie davon abbringen sich mit ihm zu verbrennen; sie war zwischen 50 und 60 Jahre alt und hatte Enkel; ihre ganze Familie suchte ihr die Sache auszureden, es müsse ein Irrthum seyn, aber alles umsonst. Sie wurde eine Satti und verbrannte sich einen Tag nach der Bestattung des Bankiers."

„Suchte Dhuli Sukals Familie, welche Braminen waren, sie davon abzubringen, weil sie eine Lodhi, eine sehr niedere Kaste, war?"

„Allerdings, aber sie erklärte, bei Gott sey alles möglich, und man glaubte allgemein, dieß sey ein Ruf vom Himmel."

„Und was wurde aus der Wittwe des Bankiers?"

„Diese sagte, sie fühle keinen göttlichen Beruf sich zu verbrennen. Dieß geschah vor 20 Jahren, der Bankier war damals etwa 30 Jahre alt.

„So hat er also im Paradies eine ziemlich alte Frau gehabt?"

„Keineswegs; wenn sie durch die irdischen Flammen gegangen sind, werden beide jung im Paradiese."

„Ihr seyd ein Radschpute?" — „Ja."

„Tödten Radschuten jetzt noch in diesem Theile Indiens ihre weiblichen Kinder?"

„Nein; dieser Gebrauch hat in diesen Gegenden allenthalben aufgehört, und kommt auch in Bundelkund ab, wo die Radschahs auf Verlangen der englischen Regierung ihren Unterthanen den Kindermord verboten haben. Man sieht jetzt Mädchen in den Dörfern spielen, wo man sonst kein Mädchengesicht sah, und keine Mädchenstimme hörte."

„Doch murren noch diejenigen, welche Mädchen haben, und sagen, die Regierung, welche für ihre Erhaltung sorgte, solle nun auch für ihre Verheurathung sorgen; nicht wahr?"

„Anfangs murrten sie allerdings ein wenig, aber wie die Kinder heranwuchsen und ihnen lieb wurden, dachten sie nicht mehr daran."

(Schluß folgt.)

Eine Woche in Nordwales.

(Von H. Gomont. Monit. univ. vom 4 December.)

Wales bleibt den französischen Touristen, die sich in der Regel mehr nach dem Norden von Großbritannien hingezogen fühlen, ein ziemlich unbekanntes Land. Diese Hintansetzung ist wohl in starkem Maaße dem großen Romanendichter Walter Scott zuzurechnen, dessen Werke auch bei uns mit Recht so sehr berühmt und beliebt geworden und der sich mit dem Vaterlande der alten Welschen nur wenig abgegeben hat. Ein einziger, nur mittelmäßig ausgeführter Band dieses Schriftstellers hat sich diese Provinz zum Gegenstand genommen. Und dennoch ist Cambria, als ein wildes Gebirgsland, keine unwürdige Nebenbuhlerin von Schottland, und besitzt eine, wenn auch weniger umfassende und wichtige, doch an mannichfachen Interessen höchst reiche Geschichte. Sechshundert Jahre eines heldenmüthigen Kampfes gegen die Sachsen und Normannen bieten hinreichende Erinnerungen dar, dieses Land in das edelste Licht zu stellen. Aus dem Umstande, daß der Verfasser des Waverley diesen Gegenden so wenig Aufmerksamkeit geschenkt, würde man daher nur mit Unrecht den Schluß ziehen, daß es sich in natürlicher sowohl als historischer Beziehung vor Schottland völlig verbergen müsse. Dieß verbürgt uns insbesondere das Beispiel und Zeugniß der Engländer, welche eine Tour in diese Gebirge unter die Reisen zählen, die jedem Mann von Geschmack und höherer Bildung beinahe zur Verpflichtung geworden sind.

Unter den vielen Beweggründen, die uns zu diesem Ausfluge ermunterten, steht der geringe Zeitaufwand, welchen er erfordert, oben an. Ist nicht für die große Anzahl von Personen, denen ihre Geschäfte nur kurze Augenblicke der Freiheit gewähren, ein solches Land, wo nach dem Ausdruck eines englischen Reisenden „so viele Wunder auf einem einzigen Punkt zusammengedrängt sind," ein wahrer Fund? In einem Umkreise von kaum fünfzig Stunden welch eine Menge von majestätischen Bergen, romantischen Thälern, Seen, Wasserfällen, Wäldern! und mit diesen Schönheiten der Natur vermengen sich die Werke von Menschenhand auf die malerischste Weise. Münster, Abteien, feste Burgen begegnen uns auf jedem Schritte. Conway und Carnarvon bieten zwei herrliche Muster mittelalterlicher Städte dar. Die Insel Anglesey schließt eine reiche Sammlung druidischer Denkmäler und römischer Alterthümer ein. Powys-Castle versetzt uns in die fernsten Zeiten welscher Unabhängigkeit zurück. Die Kirchen von Glocester, Worcester, Herefort und das Schloß Kilgaran sind Meisterstücke alterthümlicher Baukunst. Endlich fehlt es keineswegs an Denkmälern moderner Kunst und Gewerbfleißes. Zu Bangor hat man neben dem schönen gothischen Dom die berühmte hängende Eisenbrücke zu bewundern, die über den Meeresarm geschlagen ist, welcher die Grafschaft Anglesey zur Insel macht. Im Süden entfalten zahlreiche Kupferminen alle Hülfsmittel und Triebfedern der bewundernswürdigen englischen Metallkunde.

Und um so vieles zu sehen bedarf es bloß zwei oder drei Wochen. Auch nur für wenige Tage der Muße bietet sich noch eine höchst interessante Reise dar, wenn man sich auf die Grafschaft Carnarvon beschränkt, einen Bezirk von ungefähr fünfzehn Stunden im Durchmesser. Diese Gegend ist eigentlich der von London entfernteste Punkt; aber die Entfernung kommt wenig in Betracht in einem Lande, wo die Verbindungsmittel eine in Frankreich noch unbekannte Leichtigkeit zum Reisen darbieten.

In neun Stunden bringt die Eisenbahn den Reisenden von Liverpool, über eine Strecke von mehr als achtzig Stunden, nach Chester. Diese Schnelligkeit erhöht noch den Reiz der Reise. Des Morgens befand man sich noch inmitten der unendlichen wirbelnden Bevölkerung von London; am Mittag athmete man die Dämpfe ein, welche den tausend Feueröfen Birminghams entströmen, dieser Höllenstadt, wie sie die Engländer heißen, und noch vor Einbruch der Nacht findet man sich in einer ächten Provincialstadt, mit engen Straßen und in einer Atmosphäre, die mit allen Wohlgerüchen der Landluft geschwängert ist. Dieser Wechsel wirkt höchst wohlthuend und beruhigend, nachdem man mehrere Tage im Gewühle der Hauptstadt Britanniens zugebracht hatte. Uebrigens ist es nicht die einzige Veränderung, welche uns die Entfernung von dem Mittelpunkt des Geschäftlebens und die Nähe eines Landes bemerklich macht, das noch in so vielen andern Beziehungen sich von England unterscheidet. Schon der sächsische Typus ist verwandelt, die Bauart der Häuser, das Hausgeräthe und selbst die Speisen sind verschiedenartig, und wehe dem Reisenden, welcher sich einbildet, das Französische hier so allgemein verbreitet als in London zu finden, und hieher kommt ohne eine andere Sprache zu verstehen als seine eigene; es wird lange dauern bis er einen Dolmetscher findet.

Ungeachtet des bescheidenen Ranges, welchen sie gegenwärtig unter den englischen Städten einnimmt, verdient die Stadt Chester wohl einige Stunden näherer Untersuchung. Der Alterthumsfreund sowohl als der Künstler werden sie mit Nutzen studiren. Als das Hauptquartier der zur Bewachung von Großbritannien unter römischer Herrschaft bestimmten Legionen, bietet sie interessante Trümmer im Ueberfluß dar, und man will selbst in der Anordnung der Straßen und Häuser noch die Spuren römischer Gebräuche auffinden. Eine andere Classe von Alterthümern aus einer jüngern Zeit, aber von nicht geringerem Interesse, stellt sich uns in den gothischen Denkmälern vor Augen. Die im 12ten Jahrhundert erbaute Kathedrale dürfte durch die edle Schönheit und Eigenthümlichkeit ihrer Architektur neben den schönsten Kirchen Englands glänzen. Doch muß dieses herrliche Gebäude in den Hintergrund treten vor dem Kloster, einer reizenden Ruine, welche wie die ins Leben verwirklichte Schilderung aus einem Roman oder Gedicht vor uns dasteht. Eben so wenig sollte man das feste Schloß und die Ringmauer der Stadt übergehen, beides köstliche Ueberbleibsel alter Befestigungskunst. An diese knüpft sich eine rührende Erinnerung an die Kriege der englischen Revolution. Von den Fenstern des Schlosses sah Karl I, der in Chester von einem Heere des Parlaments belagert wurde, die getreuen Freunde, die herbeigeeilt waren, um ihn aus den Händen seiner empörten Unterthanen zu retten, geschlagen und zerstreut.

Aber alle diese Gegenstände verlieren ihre Anzugskraft, wenn man von einem der Vorsprünge des Walles eine Kette scharfgezeichneter blauer Berggipfel am Horizont entdeckt. Bei diesem Anblick erwacht auf einmal jenes eigenthümlich freudige Gefühl, womit uns das unerwartete Schauspiel einer großartigen Natur jederzeit überrascht. Man denkt zugleich daran, daß man nur noch wenige Stunden Weges von dem alten Lande Wales entfernt ist. Man träumt sich in die Jahrhunderte zurück, wo diese Gebirge ein wildes Volk einschlossen, ein Volk immer in Waffen, immer drohend auf die unrechtmäßigen Eroberer ihres Bodens herunter blickend. Wie viele Schlachten wurden nicht auf der von diesen Mauern überherrschten Ebene geliefert, von der Zeit an, wo Cheshire von den Eroberern Britanniens als eine Gränzmark besetzt war, bis auf den Tag, wo die welsche Unabhängigkeit endlich und völlig unterlag! Wie oft mag diese jetzt so ruhige, so friedliche Stadt vom Getöse der Waffen in Verwirrung gesetzt worden seyn!

(Fortsetzung folgt.)

Die römische Wasserleitung im Gard-Departement. Die Arbeiten zur Untersuchung dieser Wasserleitung erstrecken sich jetzt auf eine Länge von 7000 Metres, aber bis jetzt ist man nur auf 5654 Metres des Ganges dieser Wasserleitung gewiß. Bis jetzt hat man beinahe an 150 Stellen Aufgrabungen gemacht, die gewöhnlich nur in Einschnitten von 1 Metre Breite auf 3 bis 4 Metres Länge und 2 bis 3 Metres Tiefe bestehen. Diese Nachgrabungen waren so glücklich geleitet, daß alle Einschnitte, mit Ausnahme von 7 oder 8, die Wasserleitung bloßgelegt haben und somit ein günstiges Resultat lieferten. Die Länge der vollständig aufgefundenen Strecke zerfällt in folgende Theile: Wasserleitung in völlig erhaltenem Zustande 2000 Metres, mit Sohle und Wänden, aber ohne Gewölb, 2505, mit Sohle, aber ohne Seitenwände und Gewölb, 1148 Metres. Dieß mag einen ungefähren und ziemlich richtigen Blick auf das Ganze geben. Die Römer suchten ihre Wasserleitung stets 2 bis 3 Metres tief zu legen, theils um sie gegen die Zerstörung durch die Zeit und Menschen zu schützen, theils um das Wasser kühl zu erhalten, so daß die Wasserleitung in der Ebene, wo hinreichend Boden war, gewöhnlich erhalten ist, nicht so gut aber an Abhängen oder wo der Boden felsig ist. (Echo du Monde Savant vom 29 Dec.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Januar 1845.

Polnische Literatur.

Warschau, Krakau und Wilna.

Es ist nichts zufälliges, wenn die Literatur in Polen zu heutiger Zeit ebenso, wie in andern Ländern ihren Wohnsitz in den Städten aufschlägt. Vielmehr hängt dieses Zusammenrücken in engere Kreise genau mit den geselligen Verhältnissen der Gegenwart zusammen. Ehemals, als die Bildung und deren Verbreitung durch die Literatur noch ein Privilegium und ein Verdienst der Reichen war, siedelte sich die polnische Muse an allen Magnatenhöfen an, wo die Gaben Apollo's höher galten, als die Waffe des Mars. Aus den schönen, der Kunst und Wissenschaft gewidmeten Denkmalen jener Zeit ragen in die unsrige nur noch wenige Reste herüber, und Namen, wie die der Fürstensitze Pulawy und Horodez, wo noch vor einem Jahrhundert Wissenschaft und Geschmack alle Zeichen damaliger europäischer Entwicklung in sich trugen, haben aus den Stürmen der letzten Zeit nichts gerettet, als ihren historischen Klang. Nur einzelne wenige ländliche Orte, welche früher die Residenzen der Gelehrten, Künstler und Dichter bildeten, haben mehr vermocht, als die Producte der Vergangenheit der gegenwärtigen Zeit zu überliefern, welche jedoch theilweise unbekümmert an ihnen vorübergeht und das neue Heil in dem lebendigen Treiben der Städte sucht. Wenn durch diesen Instinct die alte patriarchalische Reinheit und die höhere Weihe der schriftstellerischen Erzeugnisse auf einer Seite empfindlich leidet; so befreunden sich dieselben auf der anderen Seite wieder mehr mit dem wirklichen Leben und werden unter dem regeren Getriebe von Tausenden eher in die umgebende Gegenwart und deren Bedürfnisse hineingezogen, als in der Stille des idyllischen Landsitzes. Hier unter den trüben Wäldern und inmitten der dürftigen Hütten des Dorfs, wo die Armuth und das Elend keinen Gegensatz mehr haben und den Gedanken kaum zulassen, daß es noch ein Glück und ein Wohlleben gäbe, hier sang die polnische Muse ihre ersten Lieder, und ihr Wort war der natürliche Ausdruck eines reinen, dem Weltverkehr und feiner Leidenschaft fremden, sinnigen und edlen Gemüths. Seitdem aber die Literatur sich in die engern Kreise der Städte vereinigt hat, mußte sie nothwendig zum Ersatz ihrer früheren Vorzüge eine mehr praktische, man könnte sagen, zeitgemäße Richtung verfolgen. Und dieses Praktische hat für Polen, wo die Theorie ewig ihre Triumphe über die Erfahrung feierte, und bis in die neueste Zeit her ihre Herrschaft in der Kraft der Auflösung bewies, so daß es sprüchwörtlich heißt: „Polska nierządem stoi" (Polen besteht durch die Anarchie), einen hohen Werth. Wenn wir außerdem, von der unbestrittenen Thatsache ausgehend, daß die polnische Literatur erst mit dem Anfange des 19ten Jahrhunderts ihren wahrhaft nationalen Aufschwung erhalten habe, bemerken, daß zu derselben Zeit die Städte die eigentlichen Inhaber des Lichts zu werden begannen, so können wir einen Theil des Verdienstes um das neue Leben der Literatur auch aus dieser Rücksicht den Städten zurechnen. Hiernach gelangen wir zu dem Resultat, daß es zwar schmerzlich seyn muß, den früheren Eifer der Großen für Wissenschaft und Kunst in materiellen Interessen untergegangen zu sehen, daß es jedoch ein großer Gewinn für die Literatur sey, sich in den Städten angesiedelt zu haben, indem sie dadurch aus ihrer mehr exclusiven Stellung heraustreten und sich leichter zum Eigenthum Aller machen könne.

Bei diesem Uebergange ist Eine Voraussetzung, welche man dabei machen könnte, nicht bestätigt. Man könnte glauben, die polnische Literatur sey, als Pflanze des rauhen ländlichen Bodens in ihrem Naturzustande, diesem gemäß das grobgeformte ungeschmückte Product gewesen, das erst nach seiner Ansiedelung in die Städte einen moderneren Schnitt, äußere Glätte und gefälligere Färbung erhalten habe; doch verhält sich dieß anders. Kochanowski dichtete unter seiner Eiche im schwarzen Walde, Karpinski auf seinem Brodacker kunst- und formvollendete Verse, während Goszczynski mitten in dem geformten Leben von Paris klagt, daß es ihm an Form für seine dichterischen Schöpfungen fehle. Diese Erscheinung erklärt sich jedoch leicht aus der Ruhe und Harmlosigkeit der alten und aus der unruhigen Leidenschaft der heutigen Dichter. Auch bedingt schon die größere Allgemeinheit der Wissenschaft das Verdrängen der Form durch den Inhalt. Ehemals war der

Adel Repräsentant der Form, heut wird das Bürgerthum Herr des Gedankens. In der Epoche des Königs Stanislaus August wurde dieser Uebergang vorbereitet. Dieser Regent, welcher eben so sehr die Wissenschaft als den sinnlichen Genuß liebte, aber so herablassend als eitel war, bildete sich ein Hoflager von Gelehrten und Dichtern, und man vernahm in seiner Zeit die ersten Sehnsuchtsseufzer der in den Provinzen vergessenen Poeten nach dem heitern Hof- und Stadtleben. Es enthielt daher Stanislaus' Zeitalter die großen Ursachen, welche das wissenschaftliche Leben in den Städten concentrirten. Die Hauptsitze desselben, welche zunächst Städte, wie Krzemieniec d. h. solche wurden, wo die Errichtung von höhern Lehranstalten den Wissenschaften einen vorzüglichen Impuls gab, sind auch bis jetzt fast ausschließlich die Orte geblieben, wo dem wissenschaftlichen Eifer durch besondere Anstalten Nahrung und höhere Anregung entweder gegeben wurde, oder noch gegeben wird. Also die Städte, in denen entweder Universitäten bestanden, oder noch bestehen, sind die Sammelpunkte der bevorzugten Geister der Nation, und die Fruchtbeete, worin die Keime der Wissenschaft und Kunst zur Reife kommen. Es sind deßhalb wenig erwähnenswerthe Erzeugnisse vorhanden, welche nicht entweder in Wilna oder Warschau, in Krakau, Lemberg oder Posen ihren Geburtsort hätten.

Was zunächst Warschau anlangt, so ist es die fruchtbarste aller literarischen Pflanzstädte. Die dortige Presse ist in lebhafter Thätigkeit, und versorgt das Land fast allmonatlich mit einer großen Zahl literarischer Raritäten. Die Stadt hat eine Anzahl von Zeitschriften, deren sich selbst viele an Umfang größere Städte Europa's nicht rühmen können; aber die Zahl kann hier nicht das Entscheidende seyn, und doch kann die Warschauer Literatur nur nach ihrer quantitativen Seite hin einige Bedeutung haben. Im übrigen steht sie in sehr unvortheilhaftem Rufe. Betrachtet man unter ihren Zeitschriften zunächst die sogenannten politischen, so erhält man ein sehr abschreckendes Bild von der Geistlosigkeit und Gleichgültigkeit, womit diese, freilich manchen äußerlichen Beschränkungen unterworfenen Blätter der Oeffentlichkeit angeboten werden. Abgesehen davon, daß sie reine Uebersetzungen der auswärtigen Zeitungen sind, herrscht in ihnen eine Unordnung und Nachlässigkeit, welche, da dieselbe nirgends durch örtliche Verhältnisse bedingt seyn kann, lediglich den Redactionen zur Last fällt. Der Warschauer Courier, die verbreitetste der hiesigen Zeitungen, ist ein treffendes Bild der Verworrenheit. Das unsaubere Aeußere, die Vermengung sogenannter Intelligenznachrichten mit Ukasen, Localverordnungen, politischen und wissenschaftlichen Mittheilungen wirken so störend auf den Leser, daß derselbe gewiß nur in Ermangelung alles andern zu solchem Blatte seine Zuflucht nehmen kann. Dasselbe läßt sich von den Genossen des Courier behaupten, auf welche das Ausland, wenn sie denselben zugänglich wären, unbedenklich das beliebte Prädicat „polnische Wirthschaft" anwenden würde. Aber so entschieden wir uns gegen das Wort selbst in seiner angenommenen Bedeutung erklären müssen, indem es gerade dasjenige ist, womit polnische Dinge und Zustände gewöhnlich ohne Prüfung leichtfertig abgewiesen werden, so daß der eine dem andern ohne Bewußtseyn diesen, dem gewöhnlich damit verbundenen Sinne unangemessenen Ausdruck nachspricht, so unumwunden müssen wir darein stimmen, daß die Zeitungsschriftstellerei in Polen sehr im Argen liegt. Der nächste, dieses Uebel erklärende Umstand ist der Mangel an politischem Leben, der diejenigen, welche dasselbe vorzubereiten und zu unterhalten haben, stumpf und gleichgültig und zu Maschinen macht, welche ihre bestimmten Nummern abarbeiten. Dagegen nahmen die wissenschaftlichen Journale Warschau's einen viel höheren Standpunkt ein. Dieses Verdienst gebührt jedoch nicht den dortigen Literaten allein, sondern auch den außerhalb arbeitenden Kräften. Von Posen und Wilna fließen die wissenschaftlichen Artikel in den zu Warschau erscheinenden Sammlungen zusammen. Nur durch fremde Kräfte sind die Monatsschriften „przeglad" (revue) und die „Bibliotheka warszawska" zu der Gediegenheit gelangt, welche sie vor allen anderen Zeitschriften auszeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Hindostan.

4. Eine Satti an der Nerbudda.

(Schluß.)

Gurtscharu Baban, der Vorstand des Collegiums in Dschebbelpur, kam bald nach dieser Unterredung eines Vormittags zu mir; er war im Calcutta-Collegium erzogen worden, und spricht und schreibt englisch vortrefflich, ist in englischer Literatur ziemlich gut belesen und ganz entschieden ein denkender Mann. Nachdem die Sache, weßhalb er zu mir gekommen, besprochen war, erzählte ich ihm die Geschichte von der Verbrennung der Lodhifrau mit dem braminischen Banquier zu Sehora, und fragte ihn, was er davon halte. Seine Antwort lautete dahin: „Aller Wahrscheinlichkeit nach sey die Frau in einem früheren Leben die Gattin eines Braminen gewesen, von einer solchen Versetzung sey in seiner eigenen Familie ein merkwürdiger Fall vorgekommen. Sein Urgroßvater hatte drei Frauen, welche sich alle drei mit seiner Leiche verbrannten. Während dieß vorging, kam eine große Schlange herbei, stieg den Scheiterhaufen hinan, und ward mit verbrannt; bald nachher kam eine zweite und that dasselbe. Die ganze anwesende Menge war überzeugt, daß diese Schlangen die Frauen seines Urgroßvaters in einem früheren Leben gewesen seyen und nach diesem Opfer wiederum werden würden. Als die Suradh oder die Leichenceremonien nach dem vorgeschriebenen Zeitverlaufe stattfanden, wurden die Opfergaben und Gebete regelmäßig für sechs Seelen statt für vier dargebracht, und noch heutigen Tages glaubt jedes Mitglied seiner Familie, so wie jeder Hindu, der die Geschichte hört, daß diese beiden Schlangen ein volles Recht hätten, unter seine Ahnen gezählt und in allen Suradh mitgenannt zu werden."

Einige Tage nach dieser Unterredung mit dem Vorstand des Collegiums von Dschebbelpur hatte ich einen Besuch von

Baoli Sukal, dem jetzigen Haupt der Bankierfamilie von Sehora und dem jüngsten Bruder des Braminen, mit dessen Asche die Lodhifrau sich verbrannt hatte. Ich bat ihn, mir alles zu erzählen, was er sich von dieser eigenthümlichen Satti erinnere, und er that dieß wie folgt: „Als mein ältester Bruder, der Vater des verstorbenen Dhuli Sukal, der so lange Zeit Steuereinnehmer in diesem District war, vor etwa 20 Jahren zu Sehora starb, erklärte eine Lodhifrau, welche eine Stunde davon in dem unserer Familie seit mehreren Generationen gehörigen Dorfe Khittoli wohnte, daß sie sich mit ihm auf dem Scheiterhaufen verbrennen wolle, sie sey schon dreimal im früheren Leben seine Gattin gewesen, habe sich bereits dreimal mit ihm verbrannt und müsse sich noch einmal mit ihm verbrennen. Sie war etwa 60 Jahre alt, und ihr eben so alter Ehemann lebte noch. Wir waren alle erstaunt, als sie mit dieser Geschichte auftrat, es müßte dieß ein Irrthum seyn, da er ein Bramine und sie eine Lodhi sey. Aber sie ließ sich die Sache durchaus nicht ausreden und erklärte, in ihrem letzten Leben habe sie mit meinem Bruder in der heiligen Stadt Benares gewohnt, und eines Tages einem heiligen Mann, der sie um ein Almosen bat, aus Versehen Salz statt Zucker zu seiner Nahrung gereicht. In Folge dessen habe er ihr erklärt, sie solle in ihrem nächsten Leben von ihrem Gatten geschieden werden und von geringerer Kaste seyn; wenn sie aber in diesem Zustande ihre Pflicht thue, so werde sie im darauf folgenden Leben wieder mit ihm vereinigt werden. Wir sagten ihr, alles dieß müsse ein Traum seyn, und die Wittwe meines Bruders bestand darauf, wenn man ihr nicht gestatte sich zu verbrennen, so solle man auch der andern nicht erlauben ihre Stelle einzunehmen. Wir hinderten die Wittwe an der Besteigung des Scheiterhaufens, und sie starb in einem hohen Alter erst vor zwei Jahren zu Sehora. Meines Bruders Leiche ward an diesem letztern Orte verbrannt, die arme Lodhifrau kam und stahl eine Handvoll von der Asche, die sie in ihrem Kleide barg und mit sich nach Khittoli nahm. Hier bewog sie ihren Mann und seinen Bruder ihr in der Rückkehr zu ihrem frühern Gatten und ihrer frühern Kaste beizustehen. Keine Seele wollte ihnen helfen, da wir den damaligen eingebornen Fürsten dahin gebracht hatten, die Sache zu verbieten, aber die drei Leute trugen den Scheiterhaufen auf ihren eigenen Köpfen zusammen, sie setzte sich darauf mit der Asche an ihrer Brust, ihr Mann und ihr Bruder setzten den Holzstoß in Brand und sie ward von den Flammen verzehrt."

„Und was ist jetzt nach Verlauf von zwanzig Jahren Eure Meinung?"

„Daß sie wirklich die Frau meines Bruders gewesen war; denn am Scheiterhaufen prophezeite sie, daß mein Neffe werden würde, was sein Großvater war, ein angesehener Diener der Regierung; wie Ihr wißt, wurde er es auch bald hernach."

„Und was glaubte Euer Vater?"

„Er war so überzeugt, daß sie die Gattin seines ältesten Sohnes in einem frühern Leben gewesen sey, daß er alle Kosten der Leichenceremonien bestritt, und sie alle mit gleicher Pracht, wie bei jedem andern Glied der Familie, beobachten ließ. Ihr Grab ist noch zu Khittoli zu sehen, und das meines Bruders zu Sehora."

Ich ging kurze Zeit darauf mit Bhali Sukal selbst zu diesen Gräbern, und fand, daß die gesammte Bevölkerung von Sehora und Khittoli wirklich glaubte, die alte Lodhi-Frau sey meines Bruders Gattin in einem frühern Leben gewesen, und habe sich jetzt als seine Wittwe zum viertenmal mit ihm verbrannt.

Ethnographische Bemerkungen über das Oregongebiet.

In der Versammlung der Londoner ethnologischen Gesellschaft trug Hr. Letham eine Mittheilung über die Sprache des Oregongebiets vor, die wir namentlich deßhalb ausheben, weil seine Behauptungen von den bisherigen Annahmen einigermaßen abweichen. Früher wurde als besondere Merkwürdigkeit hervorgehoben, daß die Sprachen dieses Gebiets nicht die mindeste Verwandtschaft zu einander hätten. Letham zählt in dem Gebiet von Russisch-Amerika bis herab nach Neucalifornien neunzehn Sprachen, und die Stämme verstehen sich allerdings gegenseitig nicht, aber Prof. Letham sagt, daß die Verschiedenheiten der Athabasensprachen und denen im Naltka-Sund nicht größer seyen, als zwischen Wälsch und Gälisch, zwischen Deutsch und Isländisch, keineswegs aber so verschieden, wie z. B. Deutsch und Russisch. Außer diesen beiden Gruppen gibt es noch eine dritte, die des russischen Amerika. Hr Letham hat 45 Vocabularien dieser Sprache und Dialekte durchforscht und seine Schlüsse daraus gezogen. (Lit. Gaz. vom 21 Dec.)

Eine Woche in Nordwales.

(Fortsetzung.)

In Chester hört das Netz von Eisenbahnen auf, womit die englische Thätigkeit den größten Theil der drei Königreiche bedeckt hat. Um nach Conway, dem Eingangsthor von Carnarvonshire, zu gelangen, muß man sich mit der königlichen Postkutsche begnügen, einem Fuhrwerk, das völlig so unbequem ist als die Coaches im allgemeinen. Man steigt um zehn Uhr des Nachts ein und kommt erst nach vier Stunden ziemlich langsamen Fahrens an, nachdem man oft bis auf die Haut durchnäßt worden ist, was man dem bei den Engländern so beliebten Gebrauche zu verdanken hat, die Menschen dahin zu setzen, wo man bei uns das Gepäck unterbringt. Aber diese Unannehmlichkeiten vergessen sich schnell, sobald der Tag die Gegend vor uns enthüllt, in der wir während der Nacht angekommen sind. Gestern hieß es, man sey schon weit von der Themse entfernt; heute fühlt man, daß man in ein ganz anderes Land gekommen ist. Statt der rauchgeschwärzten Backsteinwohnungen, welche die englischen Dörfer so düster machen, zeigen sich steinerne oder übertünchte Häuser, nicht sehr regelmäßig zwar oder elegant, aber malerisch und originell. Sodann verkündigen die bald aufsteigenden, bald absteigenden Straßen, daß man von dem ebenen Grunde des grünen Englands Abschied genommen hat. Um den Hügel her, auf welchem Conway liegt, stufen sich Höhen auf, welche bereits die Tinten und den Umfang von Bergen haben, malerisch umrahmt und veredelt durch die Aussicht auf die nahe See. Hiezu kommt noch ein Mauergürtel von grauem Gestein mit Zinnen und Thürmen gekrönt

und eine Festung, deren imponirende Masse die Mündung der Dee beherrscht. Dieses Fort ist das Werk Eduards I, des Eroberers von Wales und Waffengefährten des heiligen Ludwig auf dem letzten Kreuzzuge. Die Alterthumsforscher erkennen daran den saracenischen Baustyl, und Conway soll in der zwiefachen Beziehung der Baudenkmahle und seiner Lage auf eine überraschende Art an die von den Kreuzfahrern in Syrien und Palästina erbauten Städte erinnern. Es steht nicht in jedermanns Bereich, diese Aehnlichkeit zu würdigen; aber niemanden werden diese prächtigen Ruinen kalt lassen, dieses glückliche Zusammentreffen von allen Elementen des Malerischen, vom Meer, Strömen und Gebirgen.

Von Conway begeben sich viele Reisende unmittelbar nach Capel-Curig, einem Dorfe in gleicher Entfernung von den schönsten Situationen des Landes Wales, zu welchem man auf einem Wege längs der kühn geschnittenen, stromdurchfurchten und, wo der zu Grund liegende Schiefer die Vegetation zuläßt, schön umwaldeten Gebirgsketten hingelangt. Wir beschlossen eine Variante von der gewöhnlichen Tour zu machen und sogleich nach Llanrwst zu gehen. Dieß ist ein etwas von der Straße abgelegenes Städtchen am rechten Ufer der Dee. Monumente hat dieser Platz keine aufzuweisen, aber da er weder ein Handelsort ist, noch an einer stark besuchten Straße liegt, so hat er das große Verdienst, eine Bevölkerung aufzuweisen, die selten mit Fremden in Berührung kommt. Auch ist die locale Färbung, um mich eines Lieblingsworts des Tages zu bedienen, sehr reich. Man findet hier das ächte welsche Blut, die Kinder des Bodens, das reine mit den Sachsen, wie man hier alle Engländer nennt, niemals vermischte Gebirgsvolk. Die welsche Sprache wird hier, wenn nicht reiner, doch ausschließlicher gesprochen als im übrigen Lande. Die Gebräuche haben ihre Eigenthümlichkeit besser erhalten; mit Einem Wort, der bretonische Volksstamm zeigt sich hier vollständiger und kann besser studirt werden.

Wir besuchten diese Stadt an einem Markttage, wodurch sich für unsere Beobachtungen ein ausgedehnteres Feld eröffnete. Physiognomien und Trachten zeigten sich in größter Menge und bildeten ein höchst merkwürdiges, wiewohl nicht sehr liebliches Gemälde. Die Tracht dieser welschen Landleute hat außerordentlich wenig Anziehendes: Hosen oder große bis über das Knie hinaufreichende Gamaschen von Leder, ein kleiner gerundeter Hut von grauem Filze, dem unserer alten Ligueurs ähnlich, zeichnet die Tracht der Männer aus. Die Weiber sind noch grotesker angezogen: ihre Röcke, alle von gleicher dunkler Farbe, sehen wie Mannsüberröcke aus, und ihr Kopfputz besteht in einem, den unsrigen in Form ähnlichen, schwarzen Filzhut über einer Haube. Diese Trachten sind, wie man sieht, mehr bizarr als malerisch; die Gestalten, welche sie tragen, erscheinen noch befremdender, besonders nachdem man einige Tage lang mitten unter englischen, vollen, weiß und rothen Gesichtern mit blauen Augen und blonden Haaren gelebt hat. Die Männer und Weiber von Wales haben große magere Körper, hohle Wangen, vorspringende Knochen und eine gelbliche Hautfarbe. Ihre Augen und Haare sind in der Regel braun. Beim ersten Anblick scheint diese im Ganzen genommene häßliche Bildung mit dem enthusiastischen und poetischen Geist, welchen die englischen Schriftsteller den Abkömmlingen der Bretonen beilegen, im Widerspruche zu stehen, aber nach wenigen Augenblicken näherer Prüfung ändert man seine Meinung. Auf diesen so wenig anziehenden Gesichtern athmet der Ausdruck eines intelligenten Ernstes, einer zurückgehaltenen Lebendigkeit des Geistes. Der Hang zum Nachdenken, dieser Quell der Poesie und des wahren Enthusiasmus, spricht sich auffallend darinnen aus, und oft gewahrt man unter dem burleskesten Anzuge Stellungen voll tiefen Sinnens und einen Adel der Haltung, den man vergeblich unter dem Landvolke von Frankreich oder England suchen würde.

Auf dem Wege von Llanrwst nach Capel-Curig findet sich der schönste der Wasserfälle im Lande Wales, der Bergstrom Swallow. Man muß ihn bewundern, selbst nachdem man den Rheinfall bei Schaffhausen gesehen hat. Man stelle sich einen ungeheuern Abhang vor, dessen Wände mit Wäldern bekleidet sind. Die schroffen Höhen, von welchen sie beherrscht ist, erheben ihre Tannenkronen bis in die Wolken, und in dem Hintergrunde dieses Schlundes stürzt sich in blendendem Schaume, lange Zeit von Fels zu Fels springend, eine unermeßliche Wassermasse in den Abgrund und verliert sich brüllend in der windungsreichen Kluft. Eine Stunde Wegs höher hinauf kommen bläuliche Bergspitzen zum Vorschein und vermischen sich mit dem Nebeldunste des Himmels. Noch ehe man dahin gelangt, spaltet sich der Weg und man sieht die vier oder fünf Häuser, welche Capel-Curig ausmachen. Hier ist der Anblick der Gegend wie durch einen Zauberschlag verwandelt. Bis jetzt hatte man bloß meist mit Wald überwachsene Berge zu sehen bekommen, an deren Fuße Wiesen ihre grünen Teppiche ausdehnten; von nun an stellt sich eine unfruchtbare, aber erhabene und strenge Naturform dar. Je tiefer man in das Land eindringt, desto rauher und großartiger wird die Scene.

Zu Capel-Curig wird dem Reisenden die Wahl schwer, welchen von so vielen einladenden Ausflügen er zuerst einschlagen soll. Hier ist das Thal von Bangor vor ihm. Man kann nichts majestätisch Wilderes sehen, als den Eingang zu dieser, zwischen ungeheuern phantastischen Felsenmassen eingeschlossenen Schlucht. Dort liegt an zwei Flüssen und am Vereinigungspunkt dreier mit herrlichen Wäldern bekleideter Thäler, Bedd Gelert. In einer andern Richtung findet man Llamberis zur Seite eines schönen Sees und am Ausgange eines Schlundes, der sich zwei Stunden lang cirkelförmig herumwindet und zwischen zwei Bergketten absenkt, deren scharfe Spitzen und Kämme den Himmel zu spalten drohen. Ein wenig weiterhin liegt Carnarvon, die Hauptstadt des nördlichen Cambriens, reich an Denkmalen und historischen Erinnerungen, so wie an Naturschönheiten. Zuletzt im Mittelpunkt dieser erhabenen Scenen, deren jede eine lange Schilderung erfordern würde, erhebt sich der heilige Berg der alten Bretonen, der Snowdon, der allein eine Reise nach Wales werth seyn würde.

Zu diesem berühmten Pic, dem Culminationspunkt der ganzen Provinz, führen mehrere Wege. In den Reisebüchern ist der gerade Pfad von Capel-Curig am seltensten erwähnt. Ist er vielleicht weniger malerisch als die andern oder schwieriger zum Steigen? Wir neigen uns zu der letzterem Annahme hin.

(Schluß folgt.)

Amerikanische Bücher in Canada. Zwei Drittheile aller Bücher, die in Canada verkauft werden, sind amerikanische Ausgaben trotz eines Zolls von 33 Proc. auf alle Bücher. Die Canadier haben so wenig Lust, wie die Amerikaner, die theuern englischen Bücher zu zahlen, wenn sie die unglaublich wohlfeilen Nachdrücke der amerikanischen Presse sich verschaffen können. (Views of Canada and the Colonists.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.)

№ 1.
Intelligenz - Blatt zum Ausland.
Dienstag 14 Januar 1845.

Monatblätter
zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung.

Unter diesem Titel erscheint mit dem Jahr 1845 in Monatsheften eine Zeitschrift, die vorzugsweise getragen seyn wird durch die überfließenden Mittel der Allgemeinen Zeitung zu Augsburg, zunächst aber bestimmt ist für diejenigen Gegenstände eine Besprechung zu eröffnen, die eine Behandlung von erschöpfenderem Inhalt, somit größerer räumlichen Ausdehnung erheischen, als daß sie sich in die Spalten eines Tagblattes einfügen ließe. Die Allgemeine Zeitung ist während ihres bald fünfzigjährigen Bestands schon öfter im Fall gewesen Plan und Umfang zu erweitern. Nach Maaßgabe der Zeitforderungen wurde dem räsonnirenden oder wissenschaftlichen Theil, den Discussionen des öffentlichen Rechts, den Völker- und Länderschilderungen, der National-Oekonomie und der Litteratur nach und nach ein größerer Platz eingeräumt. Derselbe genügt aber immer noch nicht, da mit der Ausdehnung des Blattes auch die ihm aus fast allen Weltgegenden zufließenden Mittheilungen in einer Weise zugenommen haben daß, wenn nicht sehr werthvolle Arbeiten unbenützt bleiben sollen, der Zeitung ein Ergänzungsblatt an die Seite gestellt werden muß. Ohnedieß verlangt man in Zeiten ungestörten Friedens, wie es die unsrigen sind, neben der Tagsdebatte noch eine tiefere wissenschaftliche Erörterung der wichtigsten Fragen, welche die Geister bewegen. Für eine solche soll die neue Monatsschrift Raum schaffen.

In demselben conservativen Geist, der seinen Standpunkt außerhalb der Parteien sucht, werden auch diese Ergänzungsblätter der Allgemeinen Zeitung, unter besonderer Leitung und Verantwortlichkeit, einestheils auf der positiven Ordnung fußen, anderntheils nicht weniger beflissen seyn dem gesetzlichen Fortschritt zu dienen, den mannichfaltigen Strebnissen der materiellen Interessen wie des geistigen Lebens im Vaterland ein förderliches Organ zu bieten.

Wie die Allgemeine Zeitung ohne eigentliche örtliche Grundlage, wenden sie sich unmittelbar an das deutsche Gesammtpublicum. Die Gegenstände die sie in ihren Kreis ziehen werden, speciell aufzuzählen dürfte nicht nöthig erscheinen: das weite Gebiet auf dem sich die Beilage der Allg. Zeitung bewegt, wird auch das ihre seyn, nur mit einer Ausdehnung desselben etwa in der Art der ehemaligen Posselt'schen Annalen, der Zschokke'schen Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, oder des Edinburgh-Review und der Revue des deux Mondes, so daß außer den Lebens- und Charakterskizzen bedeutender Persönlichkeiten der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit auch die wissenschaftlich socialen Zustände, die parlamentarischen Verhältnisse und Entwickelungen, die in Staat und Kirche gepflogenen Controversen ꝛc. eine fortlaufende Aufgabe umfassender kritischer Berichterstattungen seyn werden. In gleicher Weise wird auch die litterarische Rubrik, unter besonderer Berücksichtigung des historisch-politischen und ethnographischen Faches, eine entsprechende Ausstattung erhalten, und neben der Kritik der bedeutenderen deutschen Werke auch die ausländische Litteratur nicht vergessen werden, um sie je nach der Bedeutsamkeit der neuen Erscheinungen bald in kurzen Anzeigen, bald in erweiterten Beurtheilungen in der deutschen Lesewelt einzuführen. Endlich werden werthvolle Originalmittheilungen von deutschen und fremden Reisenden, wie sie in der Allgemeinen Zeitung eine stehende Rubrik bilden, einen nicht unbedeutenden Raum auch in der neuen Zeitschrift einnehmen.

Da viele der bedeutendsten Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung und eine große Zahl anderer Gelehrter dem Unternehmen ihre Mitwirkung schon zugesagt haben, so darf dasselbe von der Erwartung begleitet auftreten, daß es vielleicht

beitrage der Redaction und der Verlagshandlung der Allgemeinen Zeitung ihre moralische Verantwortlichkeit vor dem Publicum zu erleichtern, das in demselben da und dort die Ergänzungen einzelner Lücken finden wird, welche ein Tagblatt wie die Allgemeine Zeitung unendlich schwer vermeiden kann, mögen auch diejenigen welche bei derselben vorzugsweise thätig sind, den nach gar manchen, zum Theil ganz entgegengesetzten Seiten zu führenden Kampf sie auszufüllen redlich fortkämpfen, und in ihrem Bemühen sie verschwinden zu machen nicht ablassen. Eine Monatsschrift wird nicht mit dem Maaßstabe des Tagseindruckes gemessen, und so werden ihre umfassenderen Betrachtungen auch ruhigere, vielleicht von mehr als einer Seite billigere Beurtheilung finden.

Die Monatblätter erscheinen im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung vom Jahr 1845 an, in der Regel spätestens den letzten jedes Monats, im Laufe der drei ersten Monate Januar, Februar und März schon frühzeitiger.

Das einzelne Heft wird nach Maaßgabe des Stoffes 6 — 8 Bogen im Format der Allgemeinen Zeitung umfassen, und der Jahrgang von 12 Heften im Wege des Buchhandels 8 fl. oder 4 Thaler 16 gr. kosten.

Auch durch die Post können dieselben von dem Oberpostamt Stuttgart bezogen werden, in welchem Falle der Preis sich von uns nicht für jeden Verkaufsort, sondern nur durch die betreffenden Postämter bestimmen läßt.

Stuttgart, im December 1844.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[1]

Vierteljahrsschrift 1845, erstes Heft.

Heute versenden wir:

Das erste Heft der

Deutschen Vierteljahrs-Schrift

für 1845.

Januar bis März.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 12 fl. od 7 Rthlr. 8 gGr.

Inhalt:

Die fortschreitende Entwickelung des deutschen Eisenbahnnetzes und was dabei ganz besondere Beachtung verdient. — Theorie und Praxis zur Bewältigung des Pauperismus. — Der deutsche Strafproceß auf seiner neuen Entwickelungsstufe. — Zur deutschen Einigung. — Der Wahnsinn im Kerker in besonderer Beziehung zur vereinzelten Haft. — Die Ratification von Staatsverträgen. — Sprachreinigung. — Ein Wort über die Gewerbeausstellungen des Zollvereines. — Der deutsche Schifffahrts- und Handelsbund, seine Nothwendigkeit und die Weise seiner Verwirklichung. — Das deutsche Volk und das Theater. — Kurze Notizen.

Stuttgart u. Tübingen, 1 Januar 1845. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[2] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Wörterbuch der Mnemotechnik,

nach eignem Systeme.

Von

Karl Otto Reventlow,

Candidaten der Philologie.

8. Velinpapier brosch. Preis 4 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Nach der vom Verfasser in seinem Lehrbuch der Mnemotechnik aufgestellten Theorie werden die bis in die neueste Zeit fortgepflanzten materialen Ansichten der scholastischen Philosophen von der Natur des Gedächtnisses und dessen Func-

tionen gänzlich verworfen und das Gedächtniss nicht als besonderes Geistesvermögen, sondern als eine *blofse Form des Denkens* betrachtet. — Der vergleichende Verstand, der Scharfsinn, der Witz u. s. w. sind die Hebel, die hier beim Behalten in Contribution gesetzt werden. An die Stelle der todten, mechanischen, auf bloss äusserer Anschauung beruhenden Gedächtnissoperationen tritt das lebendige, allein durch die Reflexion vermittelte Auffassen, *so dass die Gedächtnissübungen in Denkübungen verwandelt werden.* — Dass das Princip dieser Theorie in seiner Anwendung zu Resultaten zu führen vermag, welche, mit denen verglichen die auf gewöhnlichem Wege erzielt werden, unglaublich scheinen, dafür hat der Verfasser bereits die unwiderleglichsten Beweise geliefert. — Das gegenwärtige Wörterbuch aber fördert die Uebertragbarkeit und die schnelle praktische Anwendung des Verfahrens dergestalt dass selbst die übertriebensten Erwartungen werden übertroffen werden. — Denn durch Hülfe dieses Wörterbuchs wird man z. B. im Stande seyn, wenn die Substitutionen gesucht sind, *in Zeit von einem Tage sich tausend chronologische Daten* anzueignen. Und statt dass ein solches Studium die Kraft und Energie des Geistes schwäche, trägt es vielmehr dazu bei die Volubilität aller Geistesvermögen auf eine auffallende Weise zu steigern. (Vrgl. Preussische Staatszeitung 11 November 1843.)

Das Wörterbuch enthält mehr als 120,000 *numerische Substitutionen.*

Stuttgart und *Tübingen.* **J. G. Cotta**'scher Verlag.

---

[3]

Rückert's Makamen des Hariri.

Dritte Auflage.

In Unterzeichnetem sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Verwandlungen
des
Abu Seid von Serug
oder die
Makamen des Hariri.

In freier Nachbildung
von **Friedrich Rückert.**

Dritte Auflage.

2 Theile. gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr.

Dieses Werk des als Orientalist und Dichter gleich großen Verfassers, das schon bei seiner ersten Erscheinung vor achtzehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier zum drittenmale in erneuter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größern Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch mehr und mehr den verdienten allgemeinen Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen. J. G. **Cotta**'scher Verlag.

---

[4]

Zedlitz Waldfräulein.

Zweite unveränderte Auflage.

In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Waldfräulein.

Ein Mährchen in 18 Abenteuern
von **Zedlitz.**

Zweite, unveränderte Auflage.

8. Velinpapier. Brosch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gGr.

Die erste Auflage wurde in dem kurzen Zeitraum von 6 Monaten vergriffen und rasch mußte dieser zweite unveränderte Abdruck veranstaltet werden.

Ein Gedicht von Zedlitz, dem Sänger der berühmten Todtenkränze, dem trefflichen Dolmetscher von Byrons Childe Harold, bedarf der Empfehlung einer Buchhandlung nicht; nur darauf sey hinzudeuten erlaubt, daß der Dichter hier auf einem ganz andern Gebiete der Poesie als früher und in einem von dem der feierlich ernsten Todtenkränze sehr verschiedenen Tone, aber mit gleicher vollendeter Meisterschaft und vielleicht noch erhöhter Jugendfrische mit der heitersten Schöpfung hervortritt.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

[5] In Unterzeichtem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alte hoch- und niederdeutsche

Volkslieder

mit Abhandlung und Anmerkungen

herausgegeben von

Ludwig Uhland.

Erster Band.

Die Liedersammlung in fünf Büchern.

Erste Abtheilung.

Gr. 8. Velinpapier broschirt. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gGr.

Mit Dank und Freude wird Deutschland aus der Hand eines seiner geliebtesten Dichter und gründlichsten Forscher diese seit vielen Jahren vorbereitete Sammlung deutscher Volkslieder „einen Beitrag zur Geschichte des deutschen Volkslebens" empfangen. Mit der zweiten Abtheilung schließt der für sich bestehende Text ab, an dessen Schlusse die Angabe der Quellen für jedes einzelne Lied und ein alphabetisches Verzeichniß der Liederanfänge beigefügt werden soll. Nach der Vorrede beabsichtigt aber der Verfasser zwei kleinere Bände folgen zu lassen, welche eine Abhandlung über die deutschen Volkslieder und kritisch-historische Anmerkungen umfassen werden. Die Verlagshandlung war bemüht für die würdigste Ausstattung eines Werkes zu sorgen, das eine Zierde der deutschen National-Litteratur bilden wird.

Stuttgart und Tübingen, 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[6] In meinem Verlag erscheint so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Noch etwas über Rußland

in Beziehung auf Custine und dessen Widerleger.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1844. F. A. Brockhaus.

---

[7] Handbuch für Auswanderer nach Amerika.

In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Handbuch und Wegweiser

für Auswanderer

nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika,

enthaltend

die für sie wissenswerthesten Gesetze, Sitten und Gebräuche. Rathschläge und Warnungen gegen Uebervortheilung. Beschreibung der für sie geeignetsten Landstriche. Rathschläge in Bezug auf Gesundheit, Klima und Boden. Reiserouten. Entfernungen der vorzüglichsten Plätze von den Hauptstädten der Staaten und von Washington. Straßen, Canäle und Eisenbahnen. Bevölkerung, Producte, Klima und Boden einzelner Staaten, nebst einer umständlichen Beschreibung aller in den Staaten Ohio, Michigan, Indiana, Illinois und Missouri und in den Territorien Wisconsin und Jowa gelegenen Grafschaften, einem statistischen Anhang und einer illuminirten Karte.

Von Francis J. Grund.

8. Velinpap. brosch. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Das Bedürfniß eines Buches, welches den Auswanderern ausführliche Belehrung über jene Dinge und Verhältnisse von Amerika gibt, welche sie vor allem zu wissen nöthig haben und die sie zugleich gegen Uebervortheilung, Fehlgriffe im Ankauf von Ländereien und Verluste aus Unkenntniß der Gesetze, Sitten und Gebräuche sicher stellen, ist schon lange in Deutschland gefühlt worden. Obige Schrift soll diesem Mangel abhelfen. Der Hr. Verfasser hat während eines siebenzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten und in den verschiedensten Stellungen, die ihn mit allen Classen der Gesellschaft in die intimste Berührung brachten, vielleicht mehr wie jeder andere Einheimische oder Fremde Gelegenheit gehabt die amerikanischen Zustände und die Stellung der eingewanderten Deutschen nach allen Richtungen hin kennen zu lernen, und hält es daher für seine Pflicht, das Ergebniß seiner Erfahrungen seinen Brüdern im deutschen Vaterlande mitzutheilen.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[8] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch

der

philosophischen Rechtswissenschaft

oder des

Naturrechts

von

Dr. Karl Heinrich v. Gros,

k. württ. Geheimen Rathe (vormal. Prof. des Rechts zu Erlangen).

Sechste, unveränderte, nach dem Tode des Verf. erschienene Ausgabe.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 Gr.

Obgleich dieses mit seltener Klarheit geschriebene Werk ursprünglich ein Handbuch zum Gebrauch für akademische Vorlesungen ist, so kann doch eben so jeder Gebildete über die wichtigsten Fragen der Rechtslehre auf die einfachste Weise darin Belehrung finden.

Der Verfasser geht nicht vom göttlichen Recht, sondern vom Gesellschaftsvertrage aus. Er leitet die Staatsgewalt aus dem Willen und Interesse der Staatsmitglieder her; er glaubt, daß sie vernünftigerweise nie etwas Anderes seyn könne, als der Ausdruck des Gesammtwillens, und daß sie keinen andern Zweck haben könne, als das allgemeine Beste.

In der Durchführung dieses Grundgedankens bewährt der Verfasser großen Scharfsinn. Immer hält er den Begriff des allgemeinen Besten fest und weist alle weiteren einseitigen Anforderungen an das Naturrecht, so wie alle möglichen Verwechslungen und Täuschungen zurück. Indem er aber unter dem allgemeinen Besten immer nur den wohlverstandenen, überlegten, allen zum Bewußtseyn gekommenen Gesammtwillen versteht, und sogar die Ausübung dieses Willens unter Controle stellt, weist er die einseitige Lehre ab, nach welcher das allgemeine Beste etwas den Menschen Aufgedrungenes seyn soll, vielmehr entspreche nur derjenige Staat der Idee des Rechts, in welchem das Volk durch Personen aus seiner Mitte bei der Ausübung der Staatsgewalt mitwirke.

J. G Cotta'scher Verlag.



Nr. 15.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Januar 1845.

Ueber den Zustand des Ackerbaues in Griechenland.

Durch die Vertreibung der Türken aus dem jetzigen Königreich Griechenland fielen sämmtliche, früher jenen gehörige Besitzungen dem Staate als Eigenthum anheim, mithin beinahe alles Ackerland, Gärten, Oliven-, Maulbeer- und Feigenwälder rc. im Peloponnes und Festgriechenland; nur die Bewohner der meisten Inseln, welche von der unmittelbaren Nähe und Herrschaft der Türken so ziemlich frei geblieben waren, oder von diesen (namentlich von der Sultanin) begünstigt wurden, behielten auch ferner das wenige cultivirbare Land, das sich auf ihren Inseln vorfindet, als unbestrittenes Eigenthum. In Morea und auf dem Festlande jedoch möchte wohl höchstens ein Zehntel des ganzen Terrains als unbestrittenes Eigenthum von Privatleuten anzusehen seyn, obwohl theils durch Fahrlässigkeit oder unverzeihlichen Eigennutz der betreffenden Behörden, im strafwürdigsten Einverständnisse mit hochgestellten Mitgliedern sämmtlicher bisherigen Regierungen, theils durch die unverschämteste Frechheit der Einwohner bereits wenigstens noch einmal so viel dem Staate entrissen worden ist, und obgleich, wenn, wie nicht anders zu erwarten ist, die jetzige Regierung auf dem Systeme der Indifferenz bezüglich der innern Verwaltung des Landes verharrt, die schönste Hoffnung vorhanden ist, daß dem Staate im Laufe der Zeit die Hälfte seiner Besitzungen entzogen werden wird, nicht zu gedenken des ungeheuren Nachtheils, welcher ihm alljährlich durch das größtentheils absichtliche Verwüsten (namentlich durch Brandlegung) des ihm bleibenden Theiles erwächst. Schreiber dieses war während seines eilfjährigen Aufenthalts in Griechenland sieben Jahre hindurch in verschiedenen Kreisen Morea's sowohl als Rumeliens mit einem Amte betraut, welches, nebst seiner völligen Kenntniß der Landessprache, es ihm möglich machte die genauesten Notizen über die innern Zustände jenes merkwürdigen Landes zu sammeln.

Obwohl Griechenland — wenigstens in seinen jetzigen Gränzen, an deren Erweiterung wohl fürs erste noch nicht zu denken ist — auch bei völliger innerer Ruhe und Ungestörtheit nie durch den Ackerbau allein reich werden wird — wiewohl fast sämmtliches cultivirbare Land Weizenboden ist, und trotz des dort üblichen ganz oberflächlichen Umwühlens in Ermangelung alles Düngers, trotz der Steine und Steinchen, welche, obwohl leicht zu sammeln, dasselbe zum größten Theile bedecken, die Aussaat im Durchschnitt sehr vielfältig wiedergibt — so wird dieser doch noch für sehr lange Zeit der Hauptnahrungszweig des größten Theils der Einwohner bleiben müssen, indem der Handel noch immer tief darnieder liegt und auch die allergewöhnlichsten Gewerbe nur erst in wenigen Städten betrieben werden.

Fragen wir nun, was seit Vertreibung der Türken aus Griechenland von den zeitherigen Regierungen für Hebung des Ackerbaues gethan ist, so erhalten wir zur Antwort, daß es leider nur zu wahr ist, daß auf den völligen Untergang desselben beständig hingearbeitet worden ist und noch wird, da es doch im Interesse der Regierung gelegen hätte, der ackerbauenden Classe jede mögliche Art von Erleichterung zu verschaffen. Gar nicht zu gedenken des Umstandes, daß es keiner der bisherigen Regierungen in den Sinn gekommen ist, in den verschiedenen Eparchien des Reiches Musterlandwirthschaften zu errichten, um so den Leuten richtigere Begriffe von Ackerbau und Viehzucht beizubringen und in ihnen die Lust zum Nachahmen rege zu machen, hat man mit nur wenigen Ausnahmen das dort in seiner ganzen Fürchterlichkeit ausgebildete System der Zehntverpachtung bisher beibehalten. Jeder, wer nur immer will, darf von den unbebaut liegenden ärarialischen Ländereien anbauen so viel er mag, und entrichtet dafür an den Zehntpächter gesetzlich 25 Procent des Gesammtertrags, wogegen der Privateigenthümer nur 10 Proc. bezahlt. Nun muß man aber wissen, daß der griechische Bauer, welcher allein sich mit der Ackerbestellung beschäftigt, und so zu sagen der einzige in Griechenland ist, der es sich recht sauer werden läßt, indem er sich unverdrossen den ganzen Tag über den versengenden Sonnenstrahlen aussetzt, zugleich so unwissend ist, daß schon ein Kind, welches etwas lesen und schreiben kann, ihn auf die leichteste Manier hinters Licht führt. Wie sollte dieses nicht noch viel leichter den Zehntpächtern

gelingen, welche, im höchsten Grade verschmitzt und durchaus gewissenlos, kein Mittel unversucht lassen, um von den armen Leuten so viel wie möglich zu erpressen, damit sie so die durchgehends übermäßig hohen Pachten erschwingen und auch ihren sonstigen Verbindlichkeiten nachkommen können? Denn Neid und Mißgunst, zwei den meisten Griechen angeborene Laster, finden bei solchen alljährlich statthabenden Verpachtungen um so freiern Spielraum, wenn, was gewöhnlich der Fall ist, die Concurrenten den verschiedenen politischen Parteien angehören; diese halten sich dann eo ipso verpflichtet, selbst wenn sie ihren Ruin dabei klar vor Augen sehen, ihren Rivalen das Spiel zu verderben und die Pachtsumme auf eine gesetzmäßig nie zu erreichende Höhe zu treiben. So kann es denn nicht fehlen, daß die armen Landleute auf die gewissenloseste Weise geschunden werden und statt der gesetzmäßigen 25 Proc. häufig das Doppelte entrichten müssen; andere 25 Proc. darf man für Aussaat und Bestellungskosten rechnen, so daß den Unglücklichen dann gerade noch 25 Proc. bleiben, um davon ein ganzes Jahr lang zu leben.

(Schluß folgt.)

Polnische Literatur.

Warschau, Krakau und Wilna.

(Fortsetzung.)

Die schönwissenschaftlichen Blätter haben wenig Werth, weil dieselben sich meistens in den Händen solcher Redact ure finden, welche nicht die Fähigkeit haben aus ihrem eigenen Inhalt zu schöpfen, sondern die auswärtigen Erzeugnisse fremder Sprachen ohne richtigen Tact in der Auswahl in die Muttersprache übersetzen. Ueberhaupt könnte man die Warschauer die polnische Uebersetzungsliteratur nennen. Sie eignet sich die neuesten französischen Producte mit derselben Schnelligkeit an, wie die deutsche Literatur; sie besaß die „Geheimnisse von Paris" eben so schnell in der polnischen Uebersetzung, wie diejenigen, welche die deutsche aus dem französischen Manuscript besorgten. Sie hat die Anfänge des „ewigen Juden" in der gedruckten Uebersetzung vorgelegt; es ist jedoch schwer zu glauben, daß die katholische Geistlichkeit weitere Veröffentlichungen zugeben werde. Im Gleichen sind Schriften Lamartine's, Victor Hugo's, Scribe's, Paul de Kocks, der Dudevant, nicht minder deutsche, namentlich die Schriften Schillers, Goethe's und Herders größtentheils in polnischen Uebertragungen vorhanden. Eine sehr gelungene Uebersetzung Shakspeare's liegt gleichfalls vor, dieselbe gehört jedoch nach Wilna.

Einer der eifrigsten Uebersetzer ist der Graf Bruno Kicinski. Auch der Graf Przezdziecki hat mehrfaches im Gebiet der Uebersetzungsliteratur geleistet, scheint sich jedoch gegenwärtig mehr der Kritik und wissenschaftlichen, sowie dramatischen Selbstschöpfungen hinzugeben, was um so wünschenswerther ist, da der gelehrte Magnat seiner ansehnlichen Familienverbindungen wegen ausgezeichnete Gelegenheit hat, die alten, in den zerstreuten Bibliotheken der Großen verborgenen Schätze der Wissenschaft ans Licht zu fördern. Przezdziecki hat hiemit bereits einen rühmlichen Anfang gemacht, indem er in seinen Reisebildern aus Podolien, Litthauen, Volhynien die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt Polens auf viele Denkmale der Vorzeit gerichtet hat, welche sich in den Bibliotheken und Kunstsälen der Magnaten zusammengehäuft finden. Neben Przezdziecki hat die Gräfin Nakwaska angefangen die Warschauer Literatur zu vertreten. Ihre Arbeiten gehören zu den bessern unter denen, welche hier ans Licht kommen, namentlich ist eine von ihr verfaßte Charakteristik der Warschauer Gesellschaft nicht ohne Geist und würde insonderlich demjenigen nützlich zu lesen seyn, welcher sich durch Schriften in fremden Sprachen, wie: „Warschau eine russische Hauptstadt" eine Unzahl von Uebertreibungen und Unwahrheiten hat vorbringen lassen. Eleonore Ziemiecka fährt fort ihre Zeitschrift den „Pilger," welcher seiner katholischen Richtung treu bleibt, zu redigiren, und veröffentlicht hin und wieder Erziehungsschriftchen für ihr Geschlecht, woran bisher ein sehr empfundener Mangel herrschte. — Im übrigen ist die Warschauer Taschenbücherliteratur bemerkenswerth, von der ein angesehener polnischer Schriftsteller behauptet, daß sie, wenn auch nicht der äußern Form doch ihrem innern Gehalt nach, sich vor den Taschenbüchern der meisten auswärtigen Literaturen vortheilhaft hervorthue. Wenn auch eingewandt werden muß, daß die Liebe für das Eigene hier etwas parteiisch geurtheilt habe, so muß doch zugegeben werden, daß die polnischen Taschenbücher sich durch eine besondere Gediegenheit empfehlen, weil nur namhafte Schriftsteller deren Herausgabe bewerkstelligen.

Hiemit endet aber auch die Productivität der Warschauer literarischen Welt, und es ist kaum erklärbar, daß dieselbe im Allgemeinen so wenig Energie und Selbstständigkeit hat, wenn man in Anschlag bringt, daß hier noch vor ein paar Jahrzehnten „die Gesellschaft der wissenschaftlichen Freunde" ihren Sitz hatte, welche Männer mit europäischem Ruhme zu ihren Mitgliedern zählte, ferner daß bis zum Jahre 1831 die dortige Universität existirte, welche gleichfalls ausgezeichnete Elemente einschloß. Die ehemaligen Professoren Krzyzanowski, Frankiewicz, Bolza, Bentkowski, Szweidnic Arminski, Szubert, Oczapowski (gegenwärtig Director des agronomischen Instituts in Marymont), Radawanski, Waga, der Zoologe Jarocki, Prof. Bandtkie, Kenzycki, Labenski, Balinski sind die letzten Reste der Hochschule, entziehen sich jedoch dem öffentlichen Leben gegenwärtig so weit, als dieß ihr sonstiger Beruf gestattet, lassen indessen für jeden Fall noch eine Bereicherung des Gebiets der Wissenschaften ihrerseits nach ihrem Tode hoffen. Oczapowski allein hat damit nicht zurückgehalten, und ein ebenso gediegenes als umfassendes Werk über Agronomie schon jetzt veröffentlicht, das, wie verlautet, auch binnen Kurzem den deutschen Agronomen durch eine Uebertragung zugänglich gemacht werden soll. — So weit gegenwärtig ein wissenschaftliches Interesse in der mit keinen Hülfsmitteln versehenen Stadt herrschend ist, umfaßt dasselbe vorzugsweise die praktischen Wissenschaften, als Mathematik, sodann aber mit besonderer Hingebung die Astronomie. Es hat den Anschein, als wolle man am Himmel suchen, was man auf der Erde verloren hat.

Krakau hat in seiner Universität den Herd erhalten, worin sich die Geistesthätigkeit seiner Bewohner sammeln kann. Doch die Universität der Jagellonen selbst ist zum Schattenbilde ihrer früheren Größe und Bedeutenheit herabgesunken, und käme ihr nicht die aus ihrer Vergangenheit erworbene Ehrfurcht vor diesem würdigen Institut, woraus die erleuchtesten Köpfe des 16ten Jahrhunderts hervorgingen, noch heute zu statten, so hätte sie alle Bedeutung für die Bildung der Nation verloren. Sie zählt gegenwärtig etwa 200 Studirende, welche meistens aus solchen bestehen, die für die Folge kein öffentliches Amt zu bekleiden gedenken, und deßhalb auch in den wenigsten Fällen mit wahrem Ernste und Nutzen sich ihrer Studienzeit bedienen. Indessen geschieht für die Wissenschaft von Krakau aus ungleich mehr, als von Warschau. Dagegen tritt das schönwissenschaftliche Moment hier fast ganz in den Hintergrund. Erklären läßt sich diese Erscheinung daraus, daß fast ausschließlich die Docenten der Universitat für literarische Zwecke thätig sind. Dieselben haben zu diesem Behufe eine mit der Universität in engem Zusammenhange stehende „literarische Gesellschaft" begründet, welche seit ihrem vieljährigen Bestehen durch Veröffentlichung geprüfter Abhandlungen der Wissenschaft manchen Dienst erwiesen hat. Nichtsdestoweniger hat die Gesellschaft in letzter Zeit aus ihrer unmittelbaren Nähe bittere Angriffe über die Art ihrer Wirksamkeit erfahren müssen. Sie schien sich jedoch damit zu trösten, daß die polnische Opposition auch gegen die besten und heilsamsten Dinge ihre Angriffe nicht spart, und es eine Unmöglichkeit ist denselben zu entgehen. Der auch in Deutschland bekannt gewordene Lexikograph Trojanski bildet den zeitigen Vorstand jener gelehrten Gesellschaft, die nach ihren mehrfachen, kurz auf einander gefolgten Reformen unter der sichern Leitung des verdienstvollen Mannes sich auch in ihren Grundsätzen unbedenklich genugsam befestigt haben wird.

Unter den wissenschaftlichen Werken, welche in neuester Zeit von den Krakauer Gelehrten veröffentlicht sind, können hier nur zwei besonders hervorgehoben werden, welche für die polnische Literatur eine vorzügliche Bedeutung haben: „Polens Literaturgeschichte von Wiszniewski und die Aesthetik Kremers (listy z Krakowa). Die erstgenannte Schrift, worauf der Verfasser die Zeit seiner ganzen wissenschaftlichen Laufbahn, also mehrere Jahrzehnte, verwandt hat, ist, obwohl noch unvollendet, schon bis jetzt sehr voluminös geworden. Sie enthält einen früher nie geahnten Reichthum literärhistorischen Materials, in dessen Zusammenstellung auch zugleich das Hauptverdienst des Werkes zu liegen scheint, da der ordnende, sichtende, reflectirende Gedanke wegen Mangels an Vorarbeiten und der Schwierigkeit der Behandlung so mannichfachen Stoffes unter dem letztern noch fast gänzlich begraben liegt. Es steht zu erwarten, daß der Privatdocent der slawischen Literatur, Dr. Cybulski in Berlin, in seiner binnen kurzem zu veröffentlichenden Literärgeschichte das durch Wiszniewski herbeigeschaffte Material zu einer tiefen betrachtenden Darstellung benutzt haben wird. In jedem Fall ist Wiszniewski's Arbeit ein Verdienst um die Literatur, welches dieselbe mit Ausnahme sehr weniger Publicisten allgemein vollkommen zu ehren sucht. Kremers Aesthetik in Briefen aus Krakau (1. Theil) ist mit einem wahrhaften Enthusiasmus aufgenommen worden, und ein Blatt, worin die Kritik gewohntermaßen sehr gründlich gehandhabt wird, ließ sich zu der etwas gascognisch klingenden Aeußerung hinreißen, daß es wohl keine Sprache gäbe, die ein besseres ästhetisches Werk aufzuweisen habe, als das Kremer'sche. Dem Verfasser ist das Verdienst nicht abzusprechen, daß er einen Gegenstand, der bisher noch fast gar nicht einer ernsten Betrachtung unterworfen worden war, in gelungener Weise zur Darstellung gebracht hat. Indessen fehlt es noch immer an einem System. Schon die Form der Darstellung, in Briefen, läßt auf den Mangel des Systems schließen. Kremer wird also noch einen Schritt weiter gehen müssen, ehe derselbe das hohe Lob verdient, welches ihm seine Landsleute bringen.

Was die in Krakau erscheinenden Zeitschriften anlangt, so ist unter denselben die dortige politische Zeitung, obwohl sie von inländischem Stoffe nichts als etwa amtliche Verfügungen enthält und vor dem Warschauer Courier nur den Vorzug hat, daß sie in angemessenerer Form als jener erscheint, am meisten gelesen. Seit kurzem erscheint eine neue Ephemeride, der „Dwutygodnik" allmonatlich zweimal. Das Blatt ist der Belletristik gewidmet, jedoch in den bisher ausgegebenen Nummern keineswegs gehaltvoll. Die dortigen Censurverhältnisse, auch der Einfluß der katholischen Geistlichkeit wirken störend auf das Leben der Presse, und es kommt deßhalb vieles in Krakau Erzeugte erst in Posener Zeitschriften ans Licht. Indem man noch immer gewohnt ist, Krakau als orthodoxe Stadt zu betrachten, ist der Clerus fortwährend bemüht, den Kirchenglauben aufrecht zu erhalten und alles abzuwenden, was demselben gefährlich werden könnte. Es ist daher auch die Literatur gezwungen, mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen, da die Vermuthung an sich schon gegen dieselbe spricht. In letzter Zeit hat das Thema über Einsegnung gemischter Ehen den Stoff zu einer Debatte zwischen der profanen Presse und dem Clerus abgegeben, welche von dem letztern auch ohne ausschreitenden Eifer geführt worden ist. Die Frage über Ehescheidungen hat die klerikalische Presse gleichfalls zu ihren Gunsten zu entscheiden gewußt.

(Schluß folgt.)

Eine Woche in Nordwales.

(Schluß.)

Von Capel-Curig beträgt der Weg zum Fuße des Snowdon ungefähr zwei Stunden. Man folgt dem Laufe eines weiten, geraden Thales, durch welches ein Fluß strömt, der mehrere kleine Seen bildet. Auf beiden Seiten desselben erhebt sich ein langer, nicht sehr steiler Gebirgszug von beinahe überall gleicher Höhe, hie und da einige magere Triften, kaum hinreichend einige grüne Töne in die überall vorherrschende Bleifarbe zu mischen. Auf allen diesen Höhen kein einziger Baum. Man sieht nichts als Blöcke von Schiefer, über welche die Bergströme hinwegschäumen. Einige ausgebeutete Torfgruben,

einiges zerstreute Vieh ist alles, was auf die Gegenwart von Menschen in dieser Einöde hindeutet, deren Gesammteindruck jedoch ein Großes hat. Im Horizont erheben sich die Gipfel des Snowdon, nur zu häufig in die Dünste eines Ossianischen Himmels eingehüllt.

Sobald man den Fuß desselben hinanzusteigen anfängt, erweitert sich die Aussicht aufs entzückendste. Unter sich sieht man zur Linken ein tiefes vom Berge halbverstecktes Thal sich öffnen, dessen tausend eigensinnige Wendungen und Terrainwechsel mannichfache Veränderungen in die Ansicht bringen. Tief unten liegt ein See, dem die Entfernung den Glanz und die Unbeweglichkeit eines Spiegels gibt. Ein wenig zur Rechten hin kommt man vor dem Schlunde an, der nach Llamberis führt. Diese Scene ist eine der schönsten im Lande Wales. Man kann sich, der endlosen Perspective von gigantischen reich wechselnden Berghörnern gegenüber, zwischen welchen sich die Straße hinuntersenkt und verschwindet, der Begeisterung nicht erwehren. Am Eingange zu diesem Defilé fängt der Fußpfad an, welcher auf den Gipfel des Snowdon führt, bald sich längs den Abgründen hinziehend, bald sich zwischen den braunen oder röthlichen Schieferblöcken durchschlängelnd, mit denen der Berg vom Fuße bis zum Gipfel übersäet ist.

Die innere Structur des Snowdon ist seltsam genug; sie stellt drei stufenweise übereinandergelegene und von einem Gürtel unzugänglicher Felsen umgebene Krater dar. Auf dem Grunde eines jeden Kraters befindet sich ein See, der seinen Windungen folgt und seine Schatten abspiegelt. Ueber allem diesem erhebt sich ein ungeheurer ringförmiger Kegel, der die ganze Scene beherrscht. So oft die Wolken diesen luftigen Pic verlassen und die Krater überziehen, bieten die matte Fläche der Wasser, die düstern und dräuenden Felsen und der Baldachin der in der Luft wogenden Dünste das abenteuerlichste Schauspiel dar, und man begreift leicht, wie die alten Welschen den Wohnsitz jenes geheimnißvollen Schlafes, welcher prophetische Begeisterung verleiht, hieher verlegen konnten. Auf Menschen von überspannter Einbildungskraft mußten diese imposanten Einöden dieselbe Wirkung hervorbringen, wie die schwarzen Schatten von Albunea auf den Geist der Lateiner zur Zeit des Aeneas. Gegenwärtig ist dieses Heiligthum bretonischen Aberglaubens das Eigenthum englischer Industrie geworden; eine Colonie von Bergleuten hat sich desselben bemächtigt, und neben dem höchstgelegenen der drei Seen ist ein Kupferbergwerk angelegt.

Das Besteigen des Berges auf dem Wege von Capel-Curig dauert in höchst mühseliger Weise zwei Stunden lang. Oefters muß man dabei dem Nebel und Regen Trotz bieten, denn der Himmel entwölkt sich selten vor der Stunde, wo die Sonne dem Horizont zueilt. Als wir diese Reise machten, war der Nebel so dicht, daß man kaum einige Schritte weit sehen konnte, und es herrschte eine durchdringende Kälte, der wir bei aller Bewegung nicht Meister werden konnten. Daher begrüßten wir mit nicht geringer Freude die zur Sicherheit der Reisenden auf die spitzigste Kante des Berges erbaute hölzerne Hütte. In dieser Strohhütte, wo ein welscher Landmann ein Feuer von Steinkohlen unterhielt, waren bereits mehrere englische Touristen versammelt, die mit ächt brittische Geduld auf den Augenblick warteten, wo die Atmosphäre sich aufhellen und die Reichthümer zu ihren Füßen entschleiern würde. Eine geraume Zeit schien nichts auch nur auf die Möglichkeit einer solchen Luftrevolution hinzudeuten. Zwar ließ sich die Sonne einigemal verstohlenerweise bleich und ohne Strahlen sehen, zu Zeiten konnte man auch wohl durch den zerreißenden Nebel eine Ecke des Sees, einen Pic oder ein Thal erblicken, aber es war nur ein vorübergehender Schimmer; bald war die Dunkelheit wieder vollständig und allgemein, und man mußte sich aufs neue einer unthätigen Erwartung hingeben. Endlich, ungefähr zwei Stunden vor dem Schlusse des Tages, erfolgte eine Art von Umwälzung in dem Reiche des Himmels; dunklere Wolken häuften sich zusammen, und in dem Augenblick, wo sie wie ein schwarzer Mantel alles einzuhüllen drohten, begann der Berg sich loszuringen. Alsdann stellte sich ein wahres Zauberspiel den Augen dar, in dieser Menge von unbestimmt wogenden oder scharf begränzten Formen, in den bald erscheinenden, bald ausgelöschten und dann wieder aufs neue zum Vorschein kommenden Gesichtskreisen, in diesen wechselnden Tinten, welche die durchbrechende Sonne und das umdunkelnde Gewölk auf Berggipfel, Thäler und Seen warfen. Manchmal nahmen die alten Kessel des Snowdon die Farben einer unheilschwangern Nacht an, und die Seen wurden zu einem lividen Grau; manchmal dagegen erleuchteten sich die Gebirgskämme, die Oberfläche der Seen glänzte wie polirtes Kupfer, und die Schlünde zeigten ihre finstersten Tiefen.

Dieser Kampf zwischen Licht und Finsterniß dauerte beinahe eine halbe Stunde fort und gab uns das Bild eines sich entnebelnden Chaos. Endlich triumphirte die Sonne völlig über die Nebel, und unsere Blicke konnten ungehindert auf allem umherschweifen, was um uns her lag. Wir begriffen dann leicht den Enthusiasmus, zu welchem der Snowdon alle Verehrer der Schönheiten der Natur begeistert. Wenn es in der That nicht schwer ist einen höher gelegenen Standpunkt für Beobachtungen zu finden, so kann man sich kaum einen herrlichern Ort vorstellen. Alles Land von Wales überherrschend, läßt er das Ganze und die Einzelnheiten auf einmal überschauen. Fünfundzwanzig Seen, die Insel Anglesey und der Canal, der sie von England scheidet, eine Menge von Bergen, deren Andrang an die Wogen des Meeres vor einem Sturme erinnert, endlich als letzter Horizont der Ocean — diese Bestandtheile bilden das Panorama, das der Snowdon vor uns ausbreitet.

Mit solchen Wundern der Natur vor uns, fühlt sich der Geist nicht geneigt zu den menschlichen Ereignissen hinabzusteigen, deren Schauplatz sie waren; doch kann man nicht vergessen, daß am Fuße dieser Gebirge die welsche Unabhängigkeit und Volksthümlichkeit in ihrem Todeskampfe unterging. Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts wälzte sich ein Vertilgungskrieg bis in diese malerischen Thäler. Normänner und Sachsen vereinigten ihre Angriffe auf die alten Besitzer des bretonischen Bodens. Die barbarischen Waffen und der trotzige Muth der letztern und die disciplinirte Tapferkeit und Kriegskunde der Engländer begegneten sich zum letztenmal im Kampfe. Leolyn, der letzte welsche Fürst, fiel an der Spitze seines Volks in der gegen Edward I verlorenen Schlacht von Snowdon, und der Sieger ließ, um seine Eroberung zu sichern, alle Barden tödten, deren Heldengesänge das besiegte Volk begeisterten. Seit jener Zeit behielten die Bretonen, nach den Worten eines ihrer krigerischen Dichter, nichts mehr übrig als ihren Namen, ihre Sprache und ihren Gott.

Die Akklimatisirung der Batate (Convolvulus batatas), deren Knollen bekanntlich in Tropenländern wie bei uns die Kartoffeln benützt werden, macht nach Sageret in Frankreich Fortschritte und sie kann bis zur Breite von Paris gebaut werden. Einige Pflanzen gaben fünf bis sechs, eine neun Kilogramme (19 Pfund) Knollen. (Echo du Monde Savant vom 2 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 16.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Januar 1845.

Die Botschaft des Präsidenten Tyler.

Die englischen Blätter brachten zu gleicher Zeit drei wichtige Documente, die Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten, die Rede des Generalgouverneurs der vereinigten canadischen Provinzen und die Proclamation des neuen Präsidenten von Texas; alle drei stehen in einem geheimen Zusammenhange unter einander, den Niemand verkennen kann, welcher den Angelegenheiten Nordamerika's seit Jahren gefolgt ist. Tyler trägt ohne alle Umschweife auf Erneuerung der Bemühungen an, um Texas in den Bund der Vereinigten Staaten aufzunehmen; Anson Jones, der Präsident von Texas, schleudert eine Kriegsdrohung gegen Mexico, falls dieses nicht von seinen Kriegsgelüsten ablasse und Texas unaufhörlich bedrohe, in welchem Falle letzteres *fremde* Hülfe herbeizurufen berechtigt sey, und Sir Ch. Metcalfe weist durchaus nur auf innere Verbesserungen hin, denn seine Absicht muß seyn, das canadische Volk mit seiner jetzigen Lage und seiner Verbindung mit England zu versöhnen; letzterer hat einen großen Schritt gethan, indem er eine Mehrheit für seine Verwaltung in der Assembly zusammenbrachte, aber diese Mehrheit ist, nach der Wahl des Sprechers zu schließen, äußerst klein, denn sie beträgt nur 3 Stimmen (55 gegen 52); soll also die aufgewendete Mühe nicht umsonst seyn, und die Verbindung mit England neuerdings in Frage gestellt werden, so muß er im Verlauf der Sitzung noch manche Anhänger erwerben. In den Vereinigten Staaten hat die demokratische Partei völlig gesiegt, und arbeitet offen auf die Einverleibung von Texas hin, aus welchen Gründen, das haben wir früher schon mehrfach aus einander gesetzt. Der Präsident findet es indeß für nöthig, neuerdings auf die mögliche fremde, d. h. englische Einmischung in Texas hinzuweisen, um seinen Landsleuten die Dringlichkeit der Sache ans Herz zu legen. Für die Vereinigten Staaten ist, was die äußern Beziehungen anbelangt, die Richtung entschieden, und es kann keine Aenderung mehr in derselben eintreten.

Aber die innern Verhältnisse verlangen große Berücksichtigung, und der Präsident hat, so vorsichtig er sich auch ausdrückt, diese Fragen nicht übersehen. Es handelt sich vor allem um die immer wiederkehrende, nie zu beseitigende Sklavenfrage. Daß diese wiederum auf dem Tapet ist, und vielleicht schneller als man glaubt sich einer wenigstens theilweisen Lösung naht, ist schon daraus ersichtlich, daß gleich nach Beginn des Congresses der Antrag durchging, das Gesetz, welches die Einbringung von Petitionen gegen die Sklaverei verbietet, aufzuheben. Andere Zeichen, z. B. ein Streit zwischen Massachusetts und Südkarolina über das Aufenthaltsrecht freier Neger, sind gleichfalls nicht aus der Acht zu lassen. Tyler behandelt diese Frage mit all der Zurückhaltung, welche einerseits die Häßlichkeit der Sache, andererseits der Umstand gebietet, daß sie nicht eigentlich dem Congreß vorliegt, sondern nur in Aussicht steht. Er spricht von der möglichen Theilung von Texas in mehrere Staaten, augenscheinlich in der Absicht, um zu zeigen, daß wenn auch Texas in die Union aufgenommen werde, darum nicht nothwendig ein Uebergewicht der Sklavenstaaten erfolge, indem die nördlichen Theile von Texas zum Anbau keiner Sklaven bedürfen, somit hier Staaten entstehen würden, welche nicht zu den sklavenhaltenden gehören. Während er so die Frage über Texas von dem Streit über die Sklavenfrage zu trennen sucht, geht er auch dieser selbst zu Leibe, und seine Andeutungen sind allzu merkwürdig, als daß wir sie nicht mit seinen eigenen Worten wiedergeben sollten. „Einer der stärksten Einwürfe, den politische Schriftsteller gegen Staatenbünde (confederacies) erhoben haben, ist die Möglichkeit, daß fremde Regierungen oder Leute aus fremden Staaten sich in ihre Localangelegenheiten oder in solche einmischen, welche den Frieden anderer bedrohen oder die Sicherheit des ganzen Bundes gefährden. Wir können nicht hoffen, von solchen Versuchen gegen unsern Frieden und unsere Sicherheit ganz frei zu bleiben. Die Vereinigten Staaten werden durch ihre Bevölkerung und ihre Hülfsquellen allzu mächtig, um nicht die Aufmerksamkeit anderer Nationen auf sich zu ziehen. Es kann darum im Verlauf der Zeit geschehen, daß Meinungen, die in den Staaten, wo sie herrschend seyn mögen, ganz abstract sind und keineswegs ihre heimischen Institutionen berühren, auf eine schlaue aber geheime Weise auf-

gemuntert werden, um den Bund zu untergraben. Solche Meinungen können die Grundlagen politischer Parteien werden, bis endlich der Meinungsstreit eine Entfremdung unter den Bewohnern der verschiedenen Bundesstaaten erzeugt, und die glücklichen Institutionen, unter denen wir leben, in einen allgemeinen Ruin hineingerissen werden. Man sollte stets sich erinnern daß, was in Bezug auf Individuen wahr ist, es auch in Bezug auf Staaten ist. Die Einmischung in fremde Angelegenheiten ist die reiche Quelle von Familien- und Nachbarzwisten, und dieselbe Ursache kann auch den Frieden, das Glück und die Wohlfahrt von Staaten stören. Es ist in hohem Grade zu wünschen, daß der gesunde Sinn des amerikanischen Volkes stets alle solche Versuche, wenn sie je gemacht werden sollten, zurückweisen möge." Deutlicher konnte Tyler nicht das Bestreben Englands bezeichnen, den Frieden der Vereinigten Staaten durch die Aufregung über die Sklavenfrage zu untergraben, und dieser männlichen Erklärung gegenüber wird wohl auch bald ein Schritt, wo nicht des Congresses, doch einer großen Anzahl Congreßmitglieder erfolgen, um allen solchen Bestrebungen auf jede Weise entgegen zu wirken.

Die englischen Blätter haben es dem Präsidenten verdacht, daß er nichts über die Repudiation, nichts über die Unruhen in Philadelphia gesagt habe, allein er kann sich in seiner Stellung nicht in die Angelegenheiten der einzelnen Staaten mischen, und seine Hinweisung auf die strenge Erfüllung der Verbindlichkeiten von Seite der Union so wie auf die Wiederbelebung des Handels sind stark genug, um in Amerika wohl verstanden zu werden. Was die Unruhen in Philadelphia betrifft, so hat er allerdings, den Grundsätzen seiner Partei getreu, kein Urtheil über Vorfälle in einzelnen Staaten sich erlaubt, doch aber sich hinreichend verständlich ausgesprochen durch seine Hinweisung auf die Religions- und Gewissensfreiheit, der man keinen Bürger der Vereinigten Staaten berauben dürfe, und durch seine Einladung zu ferneren Einwanderungen, — Andeutungen, welche die Nativistenpartei gewiß nicht ermangeln wird, auf sich zu beziehen, und welche beweisen, daß die demokratische Partei keinen partiellen, eigennützigen Bestrebungen je Vorschub leisten wird.

Ueber den Zustand des Ackerbaues in Griechenland.

(Schluß.)

Mancher wird hier nicht begreifen können, wie es möglich sey, daß die Pächter den Leuten das Doppelte der gesetzmäßigen Abgabe abnehmen können, und doch ist nichts leichter als dieses. Sobald nämlich das Getreide geschnitten ist, wird es auf die in den Feldern unter freiem Himmel befindlichen Tennen, deren jedes Dorf zwei, drei, vier oder mehr hat, auf Pferden oder Maulthieren zusammengebracht, dort unter steter Aufsicht der Zehntpächter oder deren Helfershelfer sogleich ausgedroschen, resp. mit Pferden ausgeritten, auf eine sehr oberflächliche Art gereinigt und abgemessen, worauf dann Pächter und Zehntpflichtige sich über das zu entrichtende Quantum einigen. Dieses wird hierauf vom Pächter — welcher der einzige des Schreibens Kundige ist — in ein Buch eingetragen, der dem Zehntpflichtigen treffende Abschnitt ihm eingehändigt mit dem Bedeuten, das zu entrichtende in seinem Zettel bemerkte Quantum an den und den Tagen in das von dem Zehntpächter bereits gehaltene Magazin, welches vier Stunden von dem Wohnorte des Zehntpflichtigen entfernt seyn darf (oft aber 7 bis 8 Stunden entfernt ist), ohne alle Vergütung der Transportkosten abzuliefern. Der Bauer, wie schon oben erwähnt, kann weder schreiben noch lesen, findet auch in seiner Nachbarschaft keine Leute, welche dessen kundig wären, muß also den vom Zehntpächter ihm eingehändigten Zettel auf guten Glauben annehmen, und da zeigt sich's dann gewöhnlich bei der Ablieferung, daß ihm jener noch einmal so viel abverlangt, als worüber sie mündlich übereingekommen sind, und um den armen Bauer von seinem Irrthum zu überzeugen, wird dann gewöhnlich ein des Lesens kundiger Mann herbeigeholt, der dann allerdings wirklich dasjenige Quantum eingetragen findet, welches der Zehntpächter verlangt. Da erkennt dann jener leider zu spät, daß er zwar schändlich betrogen worden ist, sich aber unweigerlich fügen muß, weil er in dem dem Pächter ausgestellten Gegenscheine durch drei Kreuze (anstatt der Namensunterschrift) dessen Forderung als richtig anerkannt hat. Weigert er sich am Ende doch dieses zu thun, so muß er, bei der bekannten Gewissenlosigkeit der griechischen Richter, gewärtig seyn durch Bezahlung der Kosten des Processes, welchen ihm jener an den Hals hängt, diesen ungeheuren Frevel zu büßen.

Ist es nun auch nicht gerade immer das Doppelte des gesetzmäßigen Zehntens, welches er dem Pächter auf diese Weise entrichten muß, so stehen diesem noch andere Mittel zu Gebote, um zu seinem schändlichen Zwecke zu gelangen. Der arme Bauer nämlich, um sich einen gütigen und gerechten Herrn zu gewinnen und die oben beschriebenen Uebel von sich abzuwenden, opfert ihm und seinen Helfershelfern während der Tage des Einerntens und Ausdreschens des Getreides alles dasjenige, was er selbst das ganze Jahr hindurch seinem armen Leibe nicht gönnt. Was nun an zartem Geflügel, fetten Lämmern und guten Weinen im elenden Dorfe aufzutreiben ist, das verschlingen die nimmersatten Mägen seiner gefürchteten Peiniger in wenigen Tagen (oft haben diese auch ihre Familien bei sich, welche dann die Haushaltungen ihrer Wirthe noch besonders zehnten), nicht zu gedenken der Hafer- und Gerstenbunde, welche deren Pferde Tag und Nacht gierig hineinschlingen, gleichsam als wüßten sie, daß ihnen zu Hause solche Leckerbissen nicht geboten werden.

Eine andere nicht minder häufige und eben so schändliche Bedrückung von Seiten der Pächter besteht darin, daß sie sich bei Uebernahme des mit dem Zehntpflichtigen abgemachten Quantums eines weit größern Maaßes bedienen, als das, welches vorgeschrieben ist und welches sie bei der ersten Abmessung des Getreides auf der Tenne angewendet haben. Der arme Landmann wundert sich dann vergebens, daß das Getreide, welches er zu Hause richtig eingemessen zu haben glaubt, jetzt bei der Ablieferung nicht mehr das richtige Maaß hat:

er muß es ohne Widerrede nachträglich einliefern. Solcher oder ähnlicher Spitzbübereien gibt es noch unzählige, und nur durch deren Anwendung wird es den Pächtern möglich, die Pachtsumme, welche Mißgunst und Parteihaß auf eine gesetzmäßig nie zu erreichende Höhe gesteigert haben, zu erschwingen.

Aber, wird der mit den dortigen Verhältnissen nicht vertraute Leser fragen, was sagen denn die Ortsbehörden dazu, welche solchen Unfug jedenfalls gewahr werden müssen? Aber die Demarchen und deren Adjuncten sind entweder eben so dumm und ungebildet als ihre Schutzbefohlenen, oder eben so verworfen als die Zehntpächter, und machen dann mit diesen im Geheimen gemeinsame Sache, da es ihnen seit einigen Jahren von der Regierung untersagt ist, direct Theil an solchen Pachtungen zu nehmen. Von der Unwissenheit der Demarchen jedoch kann man sich dann einen Begriff machen, wenn man weiß, daß die meisten nur ihren Namen schreiben, viele jedoch auch nicht einmal dieses können, sondern in ihren, von ungeschickten Schreibern angefertigten Erlassen ꝛc. die Signatur mittelst eigens dazu angefertigter Stempel jedesmal abdrucken.

Ist nun, was sich bei der Armuth der Bewohner häufig ereignet, der arme Bauer nicht im Stande, den bedungenen Zehnten einzuliefern — weil er, wenn die Zeit der Einlieferung da ist, oft schon die ganze Ernte verzehrt hat — und muß er es auf gerichtliche Execution ankommen lassen, so wird ihm gewöhnlich seine einzige werthvolle Habe, bestehend in einem oder höchstens zwei kupfernen Kesseln, im günstigen Falle auch noch in einem Stücke grober Leinwand und vielleicht noch in einem alten Gewehre aus dem Freiheitskampfe, weggenommen und meistbietend verkauft; er mag dann sehen, wie er sich behilft.

Bevor dieser letzte Fall noch eintritt, sieht man ganze Schaaren von Warthoten (ποινήτωρ) im Auftrage der Pächter und mit Genehmigung der Bezirksgouverneurs die elenden Dörfer durchziehen und die Rückständigen zur Einlieferung ihrer Schuld antreiben; was ihre Herren noch an genießbaren Sachen übrig gelassen haben, damit räumen nun die Vollstrecker ihrer Befehle vollends auf (sie haben das Recht, sich acht Tage bei dem Schuldner einzuquartieren), obwohl sie außerdem noch theuer von den Leuten bezahlt werden müssen (täglich 1/2 Thlr.); das Gesetz untersagt ihnen zwar, andere Speisen zu verlangen, als die von denen ihre Wirthe selbst genießen, aber wer in Griechenland kehrt sich denn an solche Gesetze? wer hält es dort nicht für erlaubt, sich auf Kosten des Schwachen und Unwissenden zu bereichern und gütlich zu thun?

Die meisten Landleute haben, wenn die Zeit der Ackerbestellung herannaht, das nöthige Saatkorn entweder selbst schon verzehrt oder wegen Geldmangel verkaufen müssen, und sind nun gezwungen, zu den Pächtern oder andern Bewohnern der Städte ihre Zuflucht zu nehmen, um von diesen das zum Ankauf des erforderlichen Saatkorns nöthige Geld zu entlehnen. Allerdings helfen ihnen jene aus der Noth, aber unter welchen Bedingungen? — Sie lassen sich für den Zeitraum von acht Monaten, nämlich vom Monat October, wo die Aussaat, bis zum kommenden April oder Mai, wo die Ernte vor sich geht, für je 3 Thlr. 2 Thlr., mithin circa 66 Proc. bezahlen, steigern diese auch wohl auf 70 bis 80 Proc., weil sie, anstatt in baarem Gelde, sich die Schuld nebst Zinsen in Weizen zurückgeben lassen, diesen aber dann zu weit geringeren Preisen annehmen, als die laufenden sind. — Beiläufig verdient hier erwähnt zu werden, daß auch diejenigen, welche größere Summen gegen Zinsen ausleihen, den schändlichsten, unerhörtesten Wucher treiben, indem sie 40, 50 bis 60 Proc. nehmen, dabei aber dennoch öffentlich als die ehrbarsten Menschen erscheinen, weil sie in den ihnen auszustellenden Schuldscheinen nie Procente erwähnen, diese jedoch nach vorheriger heimlicher Uebereinkunft mit dem Schuldner sogleich zum Capital schreiben lassen, mithin z. B. sich 750 Drachmen quittiren lassen, während sie in der That nur 500 ausbezahlen.

Polnische Literatur.

Warschau, Krakau und Wilna.

(Schluß.)

In Wilna offenbart die katholische Geistlichkeit, als Theilhaberin an den dortigen literarischen Erscheinungen eine bei weitem gediegenere Richtung ihrer Wirksamkeit. Die dortige vortreffliche Zeitschrift „wizerunki“ (lit. Bilder) befindet sich vorzugsweise in den Händen der Geistlichkeit. Es wohnt ein tiefer, gesunder, kräftiger Sinn in Wilna. Man erkennt, daß hier noch vor kurzem eine Hochschule blühte, daß von hier ein Zan und Mickiewicz eine hohe Begeisterung über das ganze Volk ausbreiteten. Die Literatur präsentirt sich hier in ihrem würdigsten Charakter. Sie will nicht für den flüchtigen Augenblick da seyn, ignorirt das alltägliche Leben, und hält sich frei von allen Einmischungen der Politik und nationalklingender Gemeinplätze. Dagegen strebt sie auf der einen Seite nach ernster Wissenschaft, auf der andern nach kerniger Unterhaltung. Für die erstere arbeiten Männer wie Narbutt durch Herausgabe einer Geschichte Litthauens und Grabowski durch Handhabung der allgemeinern Literaturkritik, für die letztere ist eine Zahl der tüchtigsten Romanschriftsteller thätig, als Kraszewski, ein anderer Grabowski, John of Dycalp und Andere.

Kraszewski, der fruchtbarste aller polnischen Schriftsteller, hat seit langer Zeit große Popularität erlangt. Einer seiner letzten Romane, die Zauberlampe (laternia czarowna) erhält gleichwie ein früherer: „Welt und Dichter“ (swiat i poeta) das ungetheilte Lob der Kritik.*) Der neueste seiner Romane „Maleparta“ führt in heiterer und anziehender Sprache dem Leser die naturgetreuen Bilder des polnischen geselligen Lebens in der gewohnten, geschickten und unterhaltenden Manier des

*) Beide Romane sollen in die zu Berlin bei C. G. von Puttkammer erscheinende Uebersetzungs-Bibliothek ausgewählter Schriften lebender polnischer Schriftsteller, welche mit einer Uebersetzung des Romans vom Grafen Skarbek: „Faustus Felix Dodoschinski von Dodosche“ begonnen hat, aufgenommen werden.

Verfassers vor's Auge. Kraszewski hat sich in fast allen Gattungen der Schriftstellerei, jedoch in keiner mit solchem Erfolge, wie im Roman und in der Erzählung versucht. Nächstdem sind seine historischen Skizzen und Reisebilder am meisten gelungen.

John of Dycalp ersetzt sein geringeres Maaß von Gediegenheit durch die Gabe eines seltenen Witzes, und seine belletristischen Arbeiten sprechen vorzüglich durch die sogenannten „proverbes dramatiques" an, die ihm mit einer großen Leichtigkeit gelingen. Sein neuestes Product ist eine mit Kraszewski gemeinschaftlich in Briefen herausgegebene Erzählung (powiesc skladana), welche sich zwar durch ihren Gedankeninhalt empfiehlt, aber als Erzählung betrachtet, gegen die früheren Producte in den Hintergrund gestellt werden muß. Es scheint dieser aus Briefen der beiden literarischen Freunde zusammengesetzten Erzählung mehr ein Privatvergnügen derselben zu Grunde gelegen zu haben, und die Veröffentlichung auf einem bloßen Zufalle oder dem Drange der Buchhändler, mit Kraszewski in Beziehung zu treten, zu beruhen. Jedenfalls geht daraus hervor, daß der Eifer der polnischen Lesewelt, die Schriften fremder Sprachen durch die der eignen zu ersetzen, woran dieselbe weder die Höhe der Preise polnischer Schriften noch das Ungenügende der letztern zu hindern vermag, sehr im Wachsthum begriffen ist. Man hat der Wilnaer Literatur von manchen Seiten her den Vorwurf gemacht, daß sie aristokratische Tendenzen verfolge, und hat namentlich Grabowski und Kraszewski derselben angeschuldigt. Der erstere hatte als Magnat das Vorurtheil von vornherein gegen sich, Kraszewski überkam den Antheil an dem vermeintlichen Vergehen Grabowski's durch das gegenseitige Freundschaftsverhältniß.

Vorwürfe bezeichneter Art lassen sich gegen die Wilnaer Literatur, von der wir vorhin erwähnten, daß sie die Politik als solche aus dem Spiele lasse, wohl nur sehr schwer, aber am wenigsten gegen Kraszewski begründen. Vielmehr muß jeder Unbefangene eingestehen daß, so weit aus Kraszewski's Schriften sich auf eine politische Richtung schließen läßt, dieselbe ein gesundes, mäßiges, den Zeitverhältnissen angemessenes Princip verfolge. Was Grabowski anlangt, so hat derselbe erst in der letzten Zeit durch eine unbesonnene Schrift seine Popularität verloren. Er erfaßte den von fast allen verlachten und verworfenen Gedanken des Panslawismus, und setzte sich, um demselben eine größere Verbreitung zu verschaffen, mit russischen Gelehrten in Verbindung. Sein Plan ging zunächst auf Begründung eines öffentlichen Organs, welches zugleich den panslawistischen und katholischen Tendenzen dienen sollte. Die Opposition gegen diesen Gedanken war jedoch so allgemein, daß derselbe gegenwärtig aufgegeben zu seyn scheint. Wenn der Vorwurf aristokratischer Grundsätze gegen die Wilnaer Literatur irgendwo Platz greifen könnte, so wäre es gegen den Grafen Rzewuski, welcher unter dem Namen Bejla als Publicist aufgetreten ist, um das Ansehen des Adels zu retten. Gegen den Sturm der durchweg demokratischen Literatur vermag jedoch der Einzelne nichts, und auch Rzewuski ist, nachdem, wie eine unverbürgte Jahrmarktshistorie meldet, er wegen seiner Grundsätze von seinen eigenen Untergebenen zu einer peinlichen Rechenschaft gezogen worden, mit jenen gänzlich verstummt.

Miscellen.

Thätigkeit auf den canadischen Seen. In der Schrift eines Ungenannten, Views of Canada and the Colonists, heißt es über diesen Gegenstand: „Die Fischereien auf den canadischen Seen versprechen von ungemeiner Wichtigkeit zu werden. Ich habe von einem dabei sehr betheiligten und unternehmenden Mann erfahren, daß gegenwärtig auf dem Erie- und den andern westlich gelegenen Seen von den Bewohnern der Vereinigten Staaten allein jährlich über 30,000 Fässer Weißfische, Forellen und Hechte eingesalzen werden. Auf dem obern See unterhalten drei amerikanische Compagnien fünf, die englische Hudsonsbay-Compagnie ein Schiff, hauptsächlich zum Fischfang. Man weiß auswärts wenig von dem wachsenden Handel auf diesen großen Gewässern. Im Jahre 1841 hatten die Amerikaner auf dem Erie-See und den weiter westwärts gelegenen Seen über 50 Dampfboote, zum Theil von 6 bis 800 Tonnen. Man schätzte den Werth derselben auf 2 bis 3 Millionen Dollars, und das Einkommen dieser Dampfboote und Segelschiffe wurde auf 1½ bis 2 Millionen angeschlagen. Dieß gründet sich nicht bloß auf Hörensagen, sondern auf genaue Quellenangaben. Erwägt man hiebei, daß der obere See noch gar nicht mit Dampfbooten befahren wird, so erkennt man, welcher ungeheuern Ausdehnung die Thätigkeit auf diesen großen Gewässern des Westens noch fähig ist."

Schlangen in Australien. Hodgkinson gibt in seinem Werk Australia from Port Macquarie to Moreton-Bay eine Uebersicht der dort jetzt bekannten Schlangen, die sehr zahlreich scheinen und manche Merkwürdigkeit, namentlich durch ihre ungewöhnliche Länge, darbieten. Von zehn Schlangen, die durch Naturforscher untersucht wurden, sind zehn sehr giftig. Die Diamantschlange, so genannt von ihren schönen schwarzen und gelben rhombusförmigen Flecken, wird gewöhnlich 8 bis 10 Fuß, häufig aber 14 bis 16 Fuß lang. Ueber ihre Giftigkeit sind die Ansichten noch getheilt. Die braune Schlange, die gelbe Schlange sind beide sehr giftig; die Peitschenschlange, ausnehmend lang im Verhältniß zu ihrer Dicke, — daher der Name, — ist die einzige Schlange in der Colonie, welche Bäume erklettert. Dagegen ist die sogenannte Todnatter (death adder) im Verhältniß zu ihrer Länge, 2½ Fuß, ungeheuer dick, und darum auch sehr langsam und träge; ihr Gift ist außerordentlich stark; ein Hund stirbt in wenigen Minuten. Im Gegensatz gegen sie ist die schwarze Schlange sehr lebendig, kühn und rachsüchtig, gewöhnlich 4 bis 5, manchmal aber auch 8 Fuß lang. Ueber das Gift der australischen Schlangen macht Hr. Hodgkinson nachfolgende eigenthümliche Bemerkung: „Das Gift der australischen Schlangen im allgemeinen scheint anders zu wirken, als der amerikanischen Klapperschlange oder der europäischen Viper, denn während das Gift der letztern augenblicklich eine merkliche Wirkung auf die Wunde äußert, heftiges Anschwellen, starken Schmerz erzeugt und eine gelbe oder dunkelblaue Farbe verursacht, fühlt man auf den Biß der australischen Schlangen wenig Schmerz der Entzündung in der Wunde selbst, sondern der Biß scheint unmittelbar das ganze Nervensystem zu ergreifen und macht, daß der Gebissene in Schlafsucht verfällt. In dieser Hinsicht gleicht das Gift dem der ägyptischen Natter."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 17.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Januar 1845.

Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien.

(Nach dem Englischen des Archibald Champbell.)

Yembo.

Nachdem wir in einer der Buden auf dem Bazar von Zafra etwas Kaffee zu uns genommen hatten, setzte unsere aus 57 Kamelen bestehende Karawane ihren Weg in westlicher Richtung fort. Dichte Dattelbaumpflanzungen bildeten eine ununterbrochene Reihe auf beiden Seiten des engen Thales, in welchem wir uns langsam fortbewegten. Gegen Mittag kamen wir durch das Dorf El Waset, das unter Dattelwäldern erbaut ist und ausgedehnte Obstgärten in seiner Nachbarschaft hat. Dieser ganze Bezirk ist bei den arabischen Historikern und Dichtern mit Recht gepriesen und gefeiert, denn bei jedem Schritt findet man duftende Bäume, treffliches Futter für die Kamele und Wasser in zahlreichen Brunnen und Quellen. Bald aber sahen wir uns aus diesen lachenden Gefilden in eine triste, farblose Steppe versetzt. Wir kamen durch das Dörflein Dschedid, wo in etwa 30 Hütten feldbauende Araber hausen; etwas Gerste, Durra, Gurken und Melonen werden von ihnen in der Niederung gebaut. Dschedid liegt auf einer Ebene, durch welche die Regenbäche kommen, wenn sie die obern Pflanzungen des Thales bewässert haben. Wir zogen über eine Meile lang über diese von zwei Araberstämmen beherrschte Ebene, dann gelangten wir in eine westlich sich ausdehnende Bergkette.

Nach einem sehr ermüdenden Marsche kamen wir nach der kleinen, von einem wasserreichen Flüßchen bewässerten, in der Geschichte der Araber vielgenannten Stadt Beder Honein. Die alte Stadtmauer ist an vielen Stellen zerstört, aber ziemlich erhalten ist noch der von El Guri erbaute, große Wasserbehälter, ein Ort der Erquickung für die frommen Pilger, die nach Mekka und Medina wandern. Der Fluß von Beder entspringt in der Bergreihe, von der wir eben gekommen waren, und ist in einen steinernen Canal gefaßt; er bewässert ausgedehnte Dattelwälder mit Gärten und Feldern an der Südwestseite des Ortes. Beder liegt in einer nach Norden und Osten durch steile Berge, im Süden durch steinige Hügel und im Westen durch Hügel von Flugsand begränzten Ebene. Die Pilgerkarawane macht es gewöhnlich zu einer Station, und wir fanden den Platz vor dem Thore, wo sie vor drei Monaten gelagert hatte, noch immer mit Kamelgerippen, zerbrochenen Geschirren und andern Geräthschaften bedeckt. Wir gelangten an ein einsames Beduinenzelt, das im Schatten einiger Dattelbäume aufgeschlagen war, und man reichte uns alsbald einige Erfrischungen, lud uns auch zu einem Beschneidungsfeste ein, denn dem Herrn des Zeltes war zu seiner nicht geringen Freude ein Knäblein geboren worden.

Beder ist in der arabischen Geschichte wegen einer hier von Mohammed im zweiten Jahre der Hedschra einer größern Heeresmacht der Koreischiten gelieferten Schlacht berühmt. Obgleich unwohl, ging ich doch mit meinen Reisegefährten aus, um das Schlachtfeld zu sehen, wohin wir von einem Manne aus Beder geführt wurden. Südlich von der Stadt, etwa eine Meile entfernt, sind am Fuße der Hügel die Gräber von 13 Anhängern und Freunden des Propheten, welche an seiner Seite fielen. Es sind bloße Erdhügel mit einer Reihe von Steinen umgeben und nahe bei einander. Die Koreischiten standen auf dem Hügel hinter den Gräbern, während Mohammed seine geringe Macht in zwei Theile sonderte, mit dem einen selbst über die Ebene gegen den Feind marschirte, und die Reserve dem Abu Taleb mit dem Befehle anvertraute, seine Stellung auf dem Sandhügel an der Westseite zu nehmen. Die Schlacht konnte ohne die Intervention des Himmels nicht gewonnen werden, und 3000 Engel mit Gabriel an ihrer Spitze wurden zu Mohammeds Hülfe geschickt. Die erwähnten 13 Freunde wurden bei dem ersten Angriff erschlagen. Der hart bedrängte Prophet verbarg sich hinter einem großen Felsen, welcher sich wunderbarlich öffnete ihn aufzunehmen, und ihn so seine Reserve erreichen ließ. Er machte darauf einen zweiten Angriff und siegte mit den himmlischen Hülfstruppen, indem er keinen andern Mann mehr verlor; 70 seiner Feinde wurden auf der Stelle getödtet, eine Handvoll Staub, welche er gegen seine Feinde warf, brachte sie zur Flucht. Nachdem er sie aus ihrer Stellung vertrieben hatte,

ruhete er ein wenig auf einem Steine, welcher, die Ehre fühlend, sogleich die Form eines Stuhles annahm. Der Felsen und der Stein werden gezeigt und entsprechen wenigstens dem guten Zwecke, der darin besteht, die Besuchenden zur Barmherzigkeit gegen die Armen von Beder zu bewegen, die sich bei denselben versammeln, so oft eine Karawane anlangt. Einige kleine Gebäude, welche hier errichtet waren, wurden von den Wahabiten zerstört. Bei unserer Rückkehr in den Ort gingen wir in die an seiner Südseite gelegene Moschee, die auf der Stelle erbaut ist, wo Mohammed eines Tages den Sonnenstrahlen ausgesetzt saß und Gott um eine Wolke bat, die ihn beschatten möchte; dieß wurde ihm alsbald gewährt, und die Moschee führt ihren Namen von dieser Wolke; sie ist besser und geräumiger gebaut, als man an einem so kleinen, armen Orte erwarten möchte.

Der Markt zu Beder ist mit denselben Artikeln versehen, wie der zu Zafra. Gurken, Wassermelonen, Nüsse, Aepfel, Birnen, Feigen werden zum Kauf feilgeboten, auch Dattelkuchen und Confituren. Ein Kaufmann von Maskat, der mit uns reiste, kaufte fünf Pfund Balsam, der noch auf dem Markte vorräthig war; er hatte ihn zum Geschenk bestimmt für den Imam von Maskat.

Die Einwohner von Beder sind meistens Beduinen vom Stamme Sobh, der zu dem der Beni Harb (Kinder des Schwertes) gehört, und einige von ihnen haben sich hier angesiedelt; andere haben bloß ihre Buden hier und gehen jeden Abend zu den Zelten ihrer Familien in den benachbarten Bergen. Da Beder von Beduinen und Reisenden sehr besucht wird, so sind die Häuser in großem Werth, und eine kleine Bude auf dem Markte zahlt jährlich 30 Thaler Miethe. Einige Scheriffamilien sind hier angesiedelt, welchen die Pilger bei ihrer Durchreise beträchtliche Abgaben zahlen.

Am Abend wurden einige hundert den Beduinen gehörige Kamele an dem Flusse getränkt, sie wurden hauptsächlich von Weibern geführt, die sich mit uns in eine freie Unterhaltung einließen. Die Beni Harb, welche zu Dschedid, Zafra und Beder wohnen, geben ihre Töchter Fremden, und auch solchen, die sich niederlassen wollen, zur Ehe, und einige türkische Soldaten haben sich, angezogen von der Schönheit einiger Beduinenmädchen, hier niedergelassen und verheurathet; einer von ihnen, ein Arnaute, der gut arabisch sprach und von Jugend auf an das Leben eines kriegerischen Bergbewohners gewöhnt war, hatte die Absicht seinem jungen Weibe, Namens Fatime, in das Gebirg zu folgen. In diesen Bergen hausen zahllose Adler, Geier und andere Raubvögel; Hunderte von ihnen schwebten beständig über unsern Häuptern, und einige stürzten sich herab und holten das Fleisch aus unsern Schüsseln.

Einige Einwohner von Beder bewachten des Nachts unsere Karawane, wofür sie eine kleine Belohnung erhielten. Nachdem wir den Ort verlassen hatten, nahmen wir unsere Richtung nach Nordwesten, und gelangten an die erwähnten Sandhügel, deren höchste Spitze zum Andenken der während der Schlacht von Ali Abu Taleb eingenommenen Stellung Gaz-Ali genannt wird. Wir zogen eine halbe Stunde lang quer über diese Hügel, und der Weg war wegen des sehr tiefen Sandes beschwerlich; dann kamen wir auf die große westliche Ebene, welche sich bis zur See hin erstreckt, die von Beder aus in einem Nachtmarsche bei einem kleinen Hafen südlich von Yembo, Namens Bereika, der von Schiffen sehr besucht ist, erreicht wird. Die Ebene, über welche wir zogen, war mit Gesträuch überwachsen. Während des Nachtmarsches sahen wir die Feuer verschiedener Beduinenlager. Wir begegneten zwei Negerpilgern, welche allein von Yembo abgereist und wegen Wassermangel in großer Noth waren; wir gaben ihnen zu essen und zu trinken und zeigten ihnen die Richtung nach den Beduinenlagern; sie dankten herzlich für die gute Bewirthung und überschütteten uns mit frommen Gebeten und Segenssprüchen. Diese unternehmenden Reisenden finden ohne Compaß ihren Weg durch die Wüsten; die Richtung der Straße wird ihnen bei der Abreise gezeigt, und sie verfolgen sie bei Nacht und bei Tag in einer geraden Linie, bis sie bei dem bestimmten Orte ankommen. Nach einem zehnstündigen Ritt von Beder hielten wir bei Tagesanbruch zu Abheiba, wo niedere Akazienbäume wachsen. Zu unserer Rechten dehnte sich eine hohe Bergkette nach der See hin; wo wir lagerten, war die Ebene sandig und mit kleinen Kieseln bedeckt. Mittags brachen wir auf und bald sahen wir keine Bäume und Gesträuche mehr; bloß einige salzhaltige Gewächse verkünden die Nähe der See, weiter hin ist der Boden von einer Salzkruste bedeckt und die Luft stark mit Salzdünsten geschwängert. Nachdem wir die ganze Nacht hindurch unsern Marsch fortgesetzt hatten, erblickten wir bei Sonnenaufgang Yembo und erreichten nach einem langsamen Ritt das Thor der Stadt.

Nur mit einiger Schwierigkeit konnte ich ein Zimmer in einem der Okales oder Khans der Stadt finden, weil sie mit Reisenden angefüllt waren, besonders mit Hadschis, die nach ihrer Rückkehr von Mekka und Medina nach Suez oder Cosseir sich einzuschiffen beabsichtigten. Nachdem ich mein Gepäck in einem luftigen Zimmer auf der Terrasse des Okales abgelegt hatte, ging ich nach dem Hafen, um einige Transportschiffe absegeln zu sehen. Als ich in einem Kaffeehause nahe am Hafen saß, gingen in kurzer Zeit drei Leichenzüge vorüber, und als ich mein Erstaunen ausdrückte, erfuhr ich, daß in wenigen Tagen sehr viele Leute an fieberhaften Anfällen gestorben seyen. Ich hatte zu Beder gehört, daß zu Yembo ein böses Fieber herrsche, aber damals dieser Nachricht wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Während des übrigen Tages sah ich noch mehrere andere Leichenbegängnisse, hatte aber nicht den geringsten Gedanken, welcher Ursache so viele Todesfälle zuzuschreiben seyen, bis ich in der Nacht zu meinem Zimmer heraufstieg, das einen ziemlichen Theil der Stadt beherrschte; da hörte ich nach jeder Richtung hin unzählbare Stimmen in das herzbrechende Geschrei ausbrechen, welches im ganzen Orient den Sarg eines Freundes oder Verwandten begleitet. In diesem Augenblick erwachte in mir der Gedanke, daß es die Pest seyn möchte; ich versuchte umsonst meine Furcht zu bekämpfen oder wenigstens in Schlaf zu kommen; das schauerliche Geschrei erhielt mich die ganze Nacht wach. Mit dem

frühesten Morgen stieg ich in das Okale herab, wo viele Araber ihren Kaffee tranken, und theilte ihnen meine Furcht mit, aber kaum erwähnte ich das Wort Pest, als sie in den stärksten Ausdrücken es mir verwiesen, indem sie mich fragten, ob ich nicht wisse, daß der Allmächtige dieses Uebel aus dem heiligen Gebiete von Hedschas für immer verbannt habe? Auf ein solches Argument kann man unter Moslems nichts erwiedern, ich ging darum aus, um einige griechische Christen, von denen ich mehrere am Tage vorher in der Straße gesehen hatte, aufzusuchen und von ihnen wurde meine Furcht vollkommen bestätiget. Die Pest war vor zehn Tagen ausgebrochen; sie hatte in Cairo einige Monate lang mit der größten Heftigkeit gewüthet; zu Suez war ein großer Theil der Bevölkerung gestorben; von diesem Hafen brachten sie zwei mit Baumwollenwaaren beladene Schiffe nach Dschidda und von da wurde sie Yembo mitgetheilt. Man kannte in Hedschas kein Beispiel von der Pest, wenigstens bei Menschengedenken nicht und die Einwohner konnten nur schwer von der Wahrheit der Sache sich überzeugen. Der Verkehr mit Aegypten war zu keiner Zeit größer als jetzt, und es war daher kein Wunder, daß diese Plage auch nach Hedschas gebracht wurde. So lange täglich nur zehn oder fünfzehn Menschen starben, konnten die Araber der Stadt nicht glauben, daß diese Krankheit die Pest sey, obgleich die gewöhnliche Erscheinung der Beulen an den Körpern der Angesteckten und die reißend schnellen Fortschritte der Krankheit, welche selten länger als drei oder vier Tage dauerte, überzeugende Beweise hätten seyn können. Sechs Tage nach meiner Ankunft nahm die Sterblichkeit zu; über vierzig Personen starben an einem Tage, was bei einer Bevölkerung von etwa sechstausend Menschen eine furchtbare Sterblichkeit war. Ein panischer Schrecken überfiel nun die Einwohner; wenig geneigt, wie die Türken, sich der Gefahr geduldig zu unterwerfen, floh der größte Theil auf das platte Land und die Stadt wurde verödet, aber das Uebel folgte den Flüchtigen, die sich nahe bei einander gelagert hatten, und da sie kein Mittel gegen dasselbe fanden, kehrten viele wieder in die Stadt zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Buga und seine Umgebungen.*)

Das vom Caucaflusse durchströmte Thal gehört zu den schönsten und genußvollsten Partien in Columbien. Auf den Hügeln, an den Bergabhängen wachsen majestätische Palmen und andere durch herrlichen Blätterschmuck und eigenthümliche Gestaltung der Blüthen ausgezeichnete Bäume, umduftet von Valerianen, Rosen, Veilchen und Salbey. Man gewahrt dichte Haine von Bäumen, deren Staubfäden eine ganz besondere Bildung haben und in ihrer Gesammtheit den fünf Fingern der menschlichen Hand gleichen. Die baumartigen Farrnkräuter gewähren dem Europäer einen bewunderswürdigen Anblick. Er staunt, wenn er diese in unsern Klimaten so bescheidenen und versteckten Pflanzen in aller Pracht und Majestät der Fichten und Palmen vor sich sieht.

*) Hamiltons Erinnerungen an Columbien.

Die Landleute im Caucathal sind treffliche Soldaten, tapfer, ihren Vorgesetzten ergeben und ausdauernd in Beschwerden. Das aus den Bewohnern dieses Thals gebildete Bataillon Patrioten focht im Freiheitskriege mit Erbitterung gegen die Spanier, die wegen der Grausamkeiten, Räubereien und Plünderungen, welche sie in dieser schönen Gegend, die mit Recht der Garten Columbia's heißt, verübt hatten, allgemein verhaßt waren. Die Landleute dieses Thals zeichnen sich auch durch Fleiß und Arbeitsamkeit aus, und haben hierin bei weitem den Vorzug vor ihren östlich, auf der andern Seite der Cordilleras, in der Provinz Neyva wohnenden Nachbarn.

Llano Grande ist ein nettes Städtchen, das, wie schon sein Name andeutet, in einer großen Ebene, ziemlich in der Mitte des Caucathales liegt und ein herrlicher Weideplatz für zahlreiche Viehheerden ist, welche den Hauptreichthum der hiesigen Einwohner ausmachen. Es hat mit seinen Umgebungen eine Bevölkerung von etwa 8000 Seelen. Während des Kriegs, wo es längere Zeit bald den columbischen, bald den spanischen Heeren zum Hauptquartier diente, hat es viel gelitten. Zu einem Hauptquartier eignete es sich wegen seiner centralen Lage besonders gut, und in der Ebene, in der es liegt, hat die Reiterei freien Spielraum mit geringer Macht diesen Posten zu vertheidigen. Die Spanier führten, als sie, von Morillo und Morales befehligt, zum erstenmal hier einrückten, dreitausend Stück Rindvieh und fünfhundert Maulthiere mit fort, und es beweist für den großen Reichthum des Landes an Vieh, daß man nach solchen Contributionen gleichwohl auf den Weiden überall Heerden in Menge erblickt.

Je mehr wir uns der Stadt Buga näherten, um so mehr nahm die Zahl der Landhäuser zu, die wir zur rechten und linken Seite unseres Weges in geringer Entfernung von einander erblickten, und die Gegend umher schien gut bevölkert zu seyn. Hin und wieder sahen wir in großen Umzäunungen von Bambusrohr herrliche Baumpflanzungen, die zur Verschönerung der Gegend angelegt sind und das Ansehen eines englischen Parks haben. Auch kamen wir durch einen schönen Wald, in welchem mehrere Bäume von außerordentlicher Größe, die mit ihren sich weit umher ausbreitenden Aesten einen gewaltigen Raum einnahmen, unsere Bewunderung erregten. Durch denselben flossen mehrere helle Bäche, unter denen man uns besonders auf einen, den Hinatura, aufmerksam machte, an dessen Ufern Goldstaub gewaschen wird.

Als wir zwei Meilen vor Buga den Gipfel eines Hügels erreicht hatten, sahen wir zu unserem großen Erstaunen den ganzen Stadtrath, mit Musikern an der Spitze und unter Begleitung einer großen Volksmenge, auf uns zu kommen. Als wir uns einander genähert hatten, bewillkommte uns einer aus ihrer Mitte in einer Anrede, die ich kurz erwiederte; dann ritten wir unter dem Frohlocken und dem wiederholten Ausrufe des Volks: „es lebe England, es lebe Columbia!" nach Buga. Uns hatte nämlich der unvergeßliche Canning als bevollmächtigte Commissäre abgeordnet, um dem jungen Freistaat Großbritanniens Anerkennung zu melden und einen Freundschafts- und Handelstractat mit dem Präsidenten der Republik abzuschließen. Unser ehrenvoller Empfang in Bogota veranlaßte auch andere columbische Städte und Ortschaften, die wir besuchten, uns eine ähnliche ausgezeichnete Aufnahme zu bereiten.

Als wir in Buga einzogen, spielten die Musiker und überall wurden Raketen und andere Kunstfeuer losgebrannt. Dieser ehrenvolle

Empfang war für mich und meinen Secretär eben so überraschend als angenehm, und selbst unsere Bedienten schienen sich sehr wohl dabei zu gefallen. Der Stadtrath begleitete uns hierauf in ein großes Haus, wo wir alles zu unserem Empfange vorbereitet und Wein, Kuchen und Confect aufgetragen fanden. Nachdem er uns ersucht, ihm die Ehre zu erweisen, um vier Uhr bei ihm zum Mittagsmahl zu erscheinen und uns eine Aufwärterin und sechs Sklaven zu unserer Bedienung überlassen hatte, begab er sich weg, um uns einige Zeit zum Ausruhen zu vergönnen. Größere Aufmerksamkeit kann man Fremden in der That nicht leicht erzeigen, und wenn uns überall die Bewohner des Thales Cauca mit so viel Gastfreundschaft entgegengekommen wären, so hätten sie mich wegen meiner Rückkehr nach Bogota in Verlegenheit setzen können.

In der Hacienda, wo wir zuletzt über Nacht geblieben waren, hatten wir eine Gesandtschaft von den Einwohnern der Stadt Calli erhalten, die sich beschwerten, daß wir, ohne sie zu besuchen, vor ihnen vorbeigereist seyen. Ich versicherte den Abgeordneten, daß ich die freundschaftlichen Gesinnungen der guten Bürgerschaft von Calli zu schätzen wisse, daß es mir aber wegen der Kürze der Zeit unmöglich gewesen sey den Umweg über ihre Stadt zu machen.

Zwischen Calli und dem Hafen von Buenaventura am stillen Ocean findet ein starker Handelsverkehr statt. Man reist von Calli aus zwei Tage zu Lande und fährt dann in kleinen Canoes auf dem Flusse Aqua in abermals zwei Tagen nach Buenaventura, welches dazumal nur ein elendes Dorf war, in welchem ein Hauptmann mit einer kleinen Besatzung lag. Die Fahrt auf dem Aqua ist wegen des reißenden Laufs seiner Gewässer und seines felsigen Flußbettes gefährlich. Die Indianer wissen aber, ungeachtet dieser Schwierigkeiten, das Canoe mit großer Geschicklichkeit zu regieren. Der Hafen von Buenaventura ist gut und geräumig genug, um viele Schiffe fassen zu können. Vielleicht kann durch ihn, wenn der Verkehr im Innern des Landes erst zugenommen hat, das arme Dorf Buenaventura einmal eine beträchtliche Handelsstadt werden.

Um vier Uhr stellte sich der ganze Stadtrath mit einigen Officieren wieder ein und wir begaben uns in den Speisesaal, wo Anstalten zu einem kostbaren Mittagessen getroffen worden waren. Nach spanischer Sitte mußte ich bei Tische den obersten Platz einnehmen, indessen der Bürgermeister und ein columbischer Obrist sich mir zur Seite setzten. Alles war hier im Ueberflusse vorhanden, und der Bürgermeister trug mit großer Aufmerksamkeit Sorge, daß ich immer einen reichbeladenen Teller vor mir hatte. Nach der Mahlzeit wurden eine große Menge von Gesundheiten ausgebracht, und wir wurden so vertraut zusammen, als hätten wir uns schon Jahre lang gekannt. Solche Wirkungen brachten einige Flaschen Champagner hervor, die so oft Leben und Geist in eine Tischgesellschaft bringen. Häufig habe ich neben Damen gesessen, die in der ersten Viertelstunde alle Fragen nur mit Ja und Nein beantworteten, aber ein paar Gläser Champagner verwandelten auf einmal die spröde Schöne in eine sehr gesprächige Gesellschafterin.

Am folgenden Morgen um zehn Uhr machten uns der Oberrichter und der Gemeinderath von Buga ihre förmliche Aufwartung, und führten uns hierauf bis zur Zeit des Mittagessens in der Stadt umher. Sie ist im Ganzen gut gebaut und hat einen schönen Markt. Um vier Uhr begaben wir uns in das Haus des Oberrichters Varela zum Mittagessen, zu dem sich eine Gesellschaft von fünfundzwanzig Personen einfand. Hr. Varela stellte uns seine Gemahlin und seine beiden Töchter, ein Paar hübsche, muntere Brunetten, vor. Es that mir leid, daß sie uns bei Tische nicht Gesellschaft leisten konnten, da es gegen die hiesige Landessitte ist, daß Damen bei öffentlichen Gelegenheiten mit den Herren speisen. Wie am Tage zuvor wurde mir auch jetzt wieder der erste Platz am Tische angewiesen, der abermals so reichlich besetzt war, als wäre es absichtlich darauf angelegt, uns zu beweisen, daß die Einwohner von Buga zu leben verstünden. Zu den Ehrenbezeigungen, durch welche ich vor der übrigen Gesellschaft ausgezeichnet wurde, gehörte auch, daß während der Mahlzeit einer der Alcalden zur Aufwartung hinter meinem Stuhle stand; alle meine Gegenvorstellungen konnten ihn nicht bewegen, sein Dienstgeschäft aufzugeben. Nachdem wir gespeist hatten, ging er in ein Nebenzimmer, verzehrte daselbst eilig sein Mittagessen und kehrte dann wieder zur Gesellschaft zurück. Diese Gewohnheit ist noch ein Ueberrest der steifen spanischen Etikette, die sich für den Bürger eines Freistaates durchaus nicht paßt und je eher je lieber abgeschafft werden sollte.

Des Abends besuchten wir in Gesellschaft unserer hiesigen Freunde einige Damen in der Stadt. Ueberall waren wir willkommen und ernteten die huldreichen Blicke und das bezaubernde Lächeln der schönen Welt. Die Frauen sind hier klein von Wuchs, aber dabei proportionirt gebaut, haben regelmäßige Gesichtszüge, gewöhnlich schwarze Augen, aber eine noch dunklere Hautfarbe als die Frauen in Popayan und Bogota.

Um neun Uhr gingen wir auf den Markt, wo man uns zu Ehren einen kleinen Luftballon steigen ließ und ein Feuerwerk abbrannte.

(Schluß folgt.)

Birmanische Cigarrenmädchen. Fast in jeder großen Stadt in Birma gibt es Mädchen, die einen bedeutenden Gewinn durch den Verkauf von Cigarren an die Vorübergehenden machen, und fast eben so sicher sich Liebhaber und vielleicht Ehemänner erwerben. Sie beginnen ihr Geschäft mit 12 bis 13 Jahren, und setzen es fort, bis sie sich verheurathet haben, oft auch noch länger. Den Tag über fabriciren sie ihre Waare, die aus grünen Bananenblättern besteht, in welche sie eine Mischung von geschnittenem Tabak und Holz füllen, und sie haben in der Verfertigung dieser Waare eine solche Geschicklichkeit, daß selbst die Trägsten sich mehr verdienen, als sie ohne Verschwendung brauchen können. Abends, wenn die Sonne untergegangen ist, beginnt das Cigarrenmädchen ihre Toilette zu machen, beschmiert ihr Gesicht und überhaupt jeden bloßen Theil des Körpers mit dem duftenden Thanaka, hängt ihr Halsband um und zieht ihren seidenen Ueberrock und ihren sammetnen Kopfputz an; so angezogen geht sie hinaus auf den öffentlichen Platz mit ihrer Schüssel voll Cigarren, und zündet eine Fackel an, die freilich bei weitem mehr sie als die Cigarren beleuchtet, auf was denn auch das Ganze abgesehen ist. Sie will hier ihre Liebhaber und Freunde sehen, welche die Cigarren ihr um gutes Geld abkaufen und zugleich dann ihr Liebesworte ins Ohr raunen. Das Gewerbe ist nicht gerade auf Preisgeben ihrer Person abgesehen, und die öffentliche Meinung verbindet auch durchaus keinen schlimmen Begriff mit demselben. (Asiatic Journal. Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 18.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Januar 1845.

Bilder aus Hindostan.

(Nach Lt. Col. Sleeman's: Rambles and Recollections of an Indian Official.)

5. Heurathen der Bäume.

Ehe ich Dschebbelpur verließ, wohin ich niemals zurückzukehren gedachte, besuchte ich die Baumgruppen in der Nachbarschaft, die während meiner Verwaltung des Districts von verschiedenen Eingebornen auf den ihnen zu dem Ende abgabenfrei überlassenen Ländern angepflanzt worden waren, denn sie hatten die Ländereien unter der Bedingung erhalten, daß sie 25 Bäume auf den Acre pflanzen und unterhalten, und bei jeder Gruppe einen ausgemauerten Brunnen bauen und zur Bewässerung der Bäume für die Bedürfnisse der Reisenden in Stand halten sollten. Einige dieser Baumgruppen hatten bereits angefangen Früchte zu tragen, und alle waren verheurathet. Unter den Hindus kann weder der Mann, der eine Baumgruppe pflanzt, noch seine Frau etwas von den Früchten genießen, bis einer der Mangobäume mit einem andern, gewöhnlich einem Tamarindenbaume, vermählt ist, der in derselben Gruppe wächst. Der Eigenthümer einer dieser Baumgruppen, der alte Verdschori Singh, hatte mit dem Anpflanzen und Bewässern des Wäldchens, mit dem Bau von Mauern und Brunnen so viel Geld ausgegeben, daß er die Kosten der Vermählungsceremonien nicht zu bestreiten vermochte, als schon einer der früher gepflanzten Bäume im Jahre 1833 Früchte zu tragen begann; der arme alte Verdschori und seine nicht minder alte Frau waren schon sehr darüber bekümmert, daß sie die Früchte nicht kosten durften, deren Wohlgeschmack von ihren Kindern sehr gepriesen wurde. Sie begannen zu glauben, daß sie eine ernste Pflicht versäumt hätten, und aus diesem Leben abgerufen werden würden, ehe die Bäume das nächste Jahr trügen. Sie verkauften deßhalb all ihren Silber- und Goldschmuck, entlehnten noch dazu, was sie konnten, und vor der nächsten Früchtezeitigung war die Baumgruppe zur großen Freude des alten Paares, welche die Frucht im Junius 1834 kostete, mit allem gebührenden Pomp und Ceremonien eingeweiht.

Je mehr Braminen bei Gelegenheit eines solchen Festes gespeist und getränkt werden, desto größer ist der Ruhm des Eigenthümers des Wäldchens, und als ich bei meinem Besuch den alten Verdschori Singh fragte, wie viel Braminen er bewirthet habe, antwortete er mir mit einem tiefen Seufzer, daß er nur 150 hätte einladen können. Er zeigte mir den Mangobaum, der die Rolle des Bräutigams bei der Gelegenheit gespielt hatte, aber die Braut war von seiner Seite verschwunden. „Wo ist die Braut, der Tamarindenbaum?" — „Die einzige Tamarinde, die ich in der Gruppe hatte, ist gestorben," sagte der alte Mann, „ehe wir die Trauung vollziehen lassen konnten, und ich mußte eine Jasminstaude als Frau für meinen Mangobaum setzen. Ich pflanzte ihn hier, so daß wir nöthigenfalls Braut und Bräutigam mit Einem Baldachin während der Ceremonie decken konnten; aber als die Hochzeit vorüber war, vernachlässigte sie der Gärtner, sie siechte hin und starb." — „Und warum zoget Ihr die Jasminstaude nach der Tamarinde allen andern Bäumen vor." — „Weil sie der berühmteste unter allen Bäumen nach der Rose ist." — „Und warum wähltet Ihr nicht die Rose zur Frau?" — „Weil niemand je von einer Heurath zwischen einer Rose und dem Mangobaum hörte, während sie zwischen dem Mango und der Tschumbailee (Jasminstaude) täglich stattfindet."

Nach der Rückkehr von dem Wäldchen erhielt ich einen Besuch von einem gelehrten Moslem, dem Vormund des jungen Radschah von Utscheireh, welcher damals zu Dschebbelpur wohnte. Ich erwähnte meines Besuches bei dem Wäldchen und der merkwürdigen Ansicht der Hindus über die Nothwendigkeit die Bäume zu verheurathen; er bemerkte mir, daß unter den Hindus ein Mann, der eine Cisterne baute, kein Wasser daraus zu trinken wage, bis er seine Cisterne mit einigen zu dem Ende am Rande derselben gepflanzten Bananenbäumen vermählt habe. „Was ist aber," fuhr er lächelnd fort, „von Leuten zu erwarten, welche glauben, daß Indor der Gott ist, welcher die Himmel unmittelbar über der Erde beherrscht; daß er acht Monate im Jahr schläft, und die übrigen vier Monate hindurch theils Regen auf die Erde herabgießt, theils mit seinen Pfeilen Radschah Ball zurückweist, der durch seine

strenge Frömmigkeit von den obern Göttern das Versprechen erlangt hat, daß Indors Herrschaft an ihn fallen soll. Die Blitze halten sie für nichts anders als das Schimmern der Pfeile, die von Indors Bogen auf Radschah Ball abgeschossen werden."

„Aber mein guter Freund, Molla Sahib, viele gute Moslems glauben, daß die Meteore, die wir Sternschnuppen nennen, wirkliche Sterne sind, welche die Schutzengel der Menschen vom Himmel reißen und nach dem Teufel werfen, wenn sie ihn durch die Luft fliegen sehen. Ist es nicht so?"

„Ja, aber wir haben den Ausspruch unsers heiligen Propheten zu Gunsten dieses Glaubens, und sind verpflichtet denselben anzunehmen. Als unser heiliger Prophet auf die Erde kam, fand er daselbst ein Heer von Zauberern, die durch ihre abscheulichen Gebräuche und Beschwörungsformeln gewisse böse Geister für sich gewonnen hatten, daß sie in den Himmel flogen um die Befehle zu hören, welche die Engel von Gott hinsichtlich der Welt und der Menschen empfingen. Diese Befehle theilten sie dann den Magiern mit, welche dadurch in den Stand gesetzt wurden, die Ereignisse, welche die Engel herbeiführen sollten, voraus zu sagen. In dieser Weise hatten sie oft die Befehle an den Engel Gabriel gehört und den Magiern mitgetheilt, noch ehe Gabriel sie dem Propheten hinterbringen konnte. Frohlockend über die auf so teuflische Weise erhaltene Kenntniß hätten sie dann Mohammeds Prophezeyungen lächerlich zu machen gesucht. Der Prophet hat jedoch Gott gebeten, diesem Uebel Einhalt zu thun, und von dieser Zeit an sind Schutzengel in verschiedenen Theilen des Himmels aufgestellt worden, um die Teufel abzuhalten; sobald nun einer der Engel einen Teufel dem Himmel allzu nahe heranschleichen sieht, faßt er den nächsten Stern und wirft ihn nach demselben." Dieß, fuhr er fort, ist es, was alle ächten Moslems über die Sternschnuppen glauben müssen. Er habe in den Werken von Plato, Aristoteles, Hippokrates und Galen, die er alle sorgfältig studirt, nichts darüber gefunden, und wünschte zu wissen, was die neuern Philosophen in Europa davon dächten.

Ich setzte ihm die Sache möglichst auseinander und schloß mit der Bemerkung, die Ansicht, daß die mächtigen Sonnen, die Mittelpunkte ungeheurer Planetensysteme bloß dazu da seyen, um den Teufeln an die Nase geschleudert zu werden, sey gerade eben so unbegreiflich, als die der Hindus über Indors Pfeile. „Aber," sagte er, „diese dummen Hindus glauben noch viel ärgere Abgeschmacktheiten; sie meinen der Regenbogen sey nichts anders als der Dampf einer großen, unter der Erde verborgenen Schlange, die ihn aus irgend einem Loch der Erde hervorschieße, und wenn man sie fragt, wie es komme, daß der Regenbogen im Osten sey, wenn die Sonne im Westen stehe, und umgekehrt, so wissen sie nicht, was sie antworten sollen." — „Freund Mollah Sahib," entgegnete ich, „die Ursache ist, daß die Hindus, wie ein sehr großer Theil jedes andern Volks, geneigt sind, das was die Klugen aus natürlichen Ursachen erklären, einer übernatürlichen zuzuschreiben."

Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien.

Yembo.

(Fortsetzung.)

Wäre ich selbst bei vollen Kräften gewesen, ich würde ohne Zweifel ihrem Beispiel gefolgt und in die Wüste gegangen seyn; aber ich fühlte mich außerordentlich krank und jeder Anstrengung unfähig. Ich glaubte also der Pest zu entgehen, wenn ich mich in mein isolirtes Zimmer einschlösse, und nährte überdieß die Hoffnung einer baldigen Abreise nach Aegypten. Es war vielleicht mein eigener schlechter Gesundheitszustand und das beinahe ununterbrochene Fieber, an dem ich litt, was mich rettete; denn aller meiner Sorge ungeachtet war ich manchmal der Ansteckung ausgesetzt. Die große Straße von Yembo war mit Kranken bedeckt, die selbst mit dem Tode ringend noch um Almosen baten; in dem Hofe des Okale, wo ich wohnte, starb ein Araber; der Herr des Okale verlor eine Schwester und einen Sohn, und erzählte mir auf meinem Teppich sitzend, wie in der vergangenen Nacht sein geliebtes Kind in seinen Armen verschieden sey. Die Unklugheit meines Sklaven vernichtete alle meine Vorsichtsmaaßregeln. Da ich ihn mehrere Tage früh des Morgens vermißte und ihn nach der Ursache seiner Abwesenheit fragte, erzählte er mir, daß er geholfen habe, die Leichen zu waschen. Der Arme, der in der Nacht starb, wurde am Morgen auf einer Bahre am Seeufer ausgestellt, um gewaschen zu werden, bevor er zum Gebet in die Moschee gebracht ward, und mein Sklave hielt es für verdienstlich, in diesem Geschäfte, welches auf einige Negerpilger, die zufällig in Yembo anwesend waren, gewälzt worden, zu helfen. Ich verlangte von ihm, daß er in Zukunft zu dieser Stunde zu Hause bleibe um mein Frühstück zu bereiten, aber ich konnte ihn eben so wenig am Ausgehen zu einer andern Zeit verhindern, als ich selbst mich von dieser Nothwendigkeit befreien konnte, und kaum konnte jemand durch den Bazar gehen, ohne angesteckte Leute oder wenigstens solche, die mit ihnen in genauem Verkehr waren, zu berühren.

Das Gefühl der Gefahr, welche mir damals drohte, ist jetzt, da ich weit davon entfernt bin, größer als zu jener Zeit. Nach den vier oder fünf ersten Tagen wurde ich mit dem Gedanken an die Pest ziemlich vertraut, und verglich die geringe Anzahl derer, welche täglich starben, mit der großen Masse der übrig gebliebenen Einwohner. Die sehr zahlreichen Fälle, daß Personen, ungeachtet sie mit den Kranken in genauester Verbindung waren, ganz gesund blieben, entfernte die Furcht, daß die Krankheit durch Berührung mitgetheilt werde, beträchtlich, und das Beispiel wirkt so mächtig auf das Gemüth, daß ich, als eine Menge Fremder ganz gleichgültig in der Stadt blieb, mich zu schämen anfing, daß ich weniger Muth als diese hatte. Die Seuche schien jedoch sehr bösartig zu seyn, sehr wenige, die von ihr ergriffen wurden, kamen davon, und das nämliche wurde zu Dschidda beobachtet. Die Araber brauchten keine Arznei; ich hörte von einigen, denen man zur Ader gelassen habe, und von andern, daß sie durch ein Zugpflaster im Nacken geheilt worden, aber dieß

waren seltene Fälle und wurden von der großen Masse nicht nachgeahmt.

Da es Brauch ist, die Todten nach einigen Stunden ihres Verscheidens zu beerdigen, so fielen während meines Aufenthalts zu Yembo zwei Fälle vor, wo Personen lebendig begraben wurden. Die Erstarrung, in welche sie fielen, wenn die Krankheit in ihrer Krisis war, wurde irrig für den Tod selbst gehalten. Einer von ihnen gab Lebenszeichen, als er ins Grab gelegt wurde, und wurde noch gerettet. Die Leiche des andern wurde, als sein Grab einige Tage nach der Beerdigung wieder geöffnet wurde, um den Körper eines nahen Verwandten aufzunehmen, mit blutigen Händen und blutigem Angesicht gefunden und das Sterbehemd war bei den fruchtlosen Versuchen aufzustehen, zerrissen. Als die Leute dieß sahen, sagten sie, daß der Teufel, da er seine Seele nicht hätte wegführen können, seinen Körper so zugerichtet habe.

Der Statthalter von Yembo trug große Sorge dafür, daß man in der Stadt den genauen Betrag der Sterblichkeit nicht kennen sollte; aber die feierlichen Ausrufungen von „La illaha il Allah," welche ein muselmännisches Begräbniß anzeigen, betäubten das Ohr von jeder Seite her, und ich selbst zählte an einem Tage zweiundvierzig. Für die Armen wurde die Pest ein wahres Fest; jede Familie schlachtet, wenn sie es erschwingen kann, bei dem Tode eines ihrer Angehörigen ein Schaf, und am folgenden Tage werden Männer und Frauen der ganzen Nachbarschaft in dem Hause bewirthet. Die Weiber treten in die Zimmer, umarmen und trösten die Frauen der Familie, und setzen sich so jeden Augenblick der Ansteckung aus. Mehr als irgend einer andern Ursache muß die reißend schnelle Verbreitung der Pest in den mohammedanischen Städten diesem Gebrauch zugeschrieben werden, denn wenn die Seuche einmal in einer Familie ausbricht, so wird sie stets auf die ganze Nachbarschaft verpflanzt.

Es herrscht unter den Europäern und selbst unter den orientalischen Christen der allgemeine Glaube, daß die mohammedanische Religion jede Vorsichtsmaaßregel gegen die Pest verbiete, allein dieß ist ein Irrthum. Diese Religion verbietet ihren Anhängern, eine Stadt oder Gegend, in welcher die Seuche sich verbreitet hat, zu verlassen, aber sie warnt sie zugleich, keinen Ort zu betreten, wo die Pest wüthet; damit übereinstimmend, verbietet sie den Personen, sich selbst in ihren Häusern einzuschließen und alle Verbindungen mit der angesteckten Stadt abzubrechen, weil dieß mit der Flucht vor der Pest dasselbe ist; aber sie begünstigt Quarantänen, um das Einschleppen der Seuche zu verhindern. Der Glaube an Prädestination indessen ist so tief und allgemein in den Gemüthern der orientalischen Nationen gewurzelt, daß nicht die geringste Sicherheitsmaaßregel irgendwo getroffen wird. Die zahllosen außerordentlichen Fälle, daß die Seuche diejenigen, welche mit ihr in die genaueste Berührung gekommen sind, verschonte, bestärkt sie in ihrer Meinung, daß sie nicht ansteckend sey, und ihr Prophet hat ihnen erklärt, daß die Pest durch feindliche Dämonen verursacht würde, um das Menschengeschlecht anzugreifen und daß diejenigen, welche an ihr sterben, Märtyrer seyen. Es herrscht unter den Moslems die allgemeine Meinung, daß ein unsichtbarer, mit einer Lanze bewaffneter Todesengel die für die Pest bestimmten Opfer, welche er in den verborgensten Schlupfwinkeln finde, berühre. In einer der Straßen von Yembo lag der Stamm eines Palmbaumes, und es wurde bemerkt, daß viele, welche darüber weggingen, bald darauf von der Pest ergriffen wurden; man glaubte darum, daß der Dämon hier seinen Lieblingsplatz habe, um die Vorübergehenden zu verwunden, und aus dieser Ursache machten viele Araber, um ihren Feind zu vermeiden, einen Umweg, obgleich sie überzeugt waren, daß er leichtfüßig sey und sie überall einholen könne.

Als die Pest zu Yembo ihre Höhe erreicht hatte, führten die arabischen Einwohner eine Kamelstute mit Bändern, Schellen und allen Arten von Zierrathen bedeckt, in Procession durch die Stadt; als sie auf dem Begräbnißplatze angelangt waren, tödteten sie das Thier und warfen sein Fleisch den Geiern und Hunden vor. Sie hofften, daß die über die Stadt verbreitete Pest eilig in den Körper des Kamels sich flüchten und daß sie durch das Schlachten des Opfers vertrieben werde. Manche aufgeklärte Araber lachten darüber, aber es war dieser religiöse Brauch insofern von einigem Nutzen, als die untern Volksclassen mit Muth erfüllt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesisches Verfahren um Enteneier künstlich auszubrüten.

Das englische Athenäum vom 4 Januar theilt ein Schreiben aus Tschusan mit, worin der Verfasser diese künstliche Ausbrütung folgendermaßen beschreibt: „Eine der größten Merkwürdigkeiten in Tschusan ist ein alter Chinese, der jedes Frühjahr Enteneier zu Tausenden künstlich ausbrüten läßt. Eine dieser Anstalten, — denn es gibt ihrer mehrere, — liegt in dem Thal nördlich von Tinghai und wird von Fremden vielfach besucht. An einem schönen Maimorgen begab ich mich auf den Weg dahin, und ein Gang von fünf Minuten brachte mich nach dem Häuschen. Der Mann empfing mich mit chinesischer Höflichkeit, und bot mir Thee und seine Pfeife an, die ein Chinese stets bei der Hand hat. Ich lehnte sein Anerbieten höflich ab, und bat ihn um Erlaubniß, seine Wohnung und seine Brüteanstalt zu sehen. Die chinesischen Bauernhäuschen sind aus Lehm und Steinen schlecht aufgeführt, die Thüren schließen schlecht und sind spaltig, die Papierfenster schmutzig und zerrissen, Enten, Gänse, Hühner, Hunde, Schweine befinden sich in dem Haus und um das Haus, und scheinen gleiche Rechte mit den Herren zu haben; ferner bildeten Kinder, Enkel und so viel ich bemerken konnte, Urenkel alle zusammen eine äußerst buntscheckige Gruppe mit ihren rasirten Köpfen, langen Zöpfen und ihrer wunderlichen Tracht. Das Brütehaus ist an der Seite des Wohnhauses und besteht aus Lehmmauern mit dickem Strohdach. Längs der Quer- und einer Langseite stehen Strohkörbe, die dicht mit Lehm verschmiert sind, daß sie nicht Feuer fangen können, und unten einen Ziegel haben, auf welchen das Feuer wirkt; in diesen auch mit Strohdecken versehenen Körben befinden sich die Eier bei einer Hitze von 95 bis 102° F. (28 bis 31° R.),

die der Chinese freilich nur durchs Gefühl bestimmt, vier bis fünf Tage lang, nach welcher Zeit sie herausgenommen und eines nach dem andern in eine Thüre eingesetzt werden, welche eine Menge genau eiergroßer Löcher hat. Der Chinese schaut sie durch das Licht an und vermag zu sagen, ob sie Junge haben oder nicht; im erstern Fall werden sie entfernt, im letztern bleiben sie noch neun oder zehn Tage im Korbe, worauf sie auf breite an der Wand angebrachte Bretter gelegt und mit Baumwolle und einem Tuche zugedeckt werden. Hier bleiben sie etwa vierzehn Tage liegen, worauf die jungen Entchen ihre Schalen brechen. Die umwohnenden Landleute wissen schon, wenn dieser Zeitpunkt eintritt, und kommen dann herbei, um die Entchen zu kaufen, was in wenigen Tagen geschehen ist."

Buga und seine Umgebungen.

(Schluß.)

Buga's Einwohnerzahl wird auf sechstausend geschätzt; vor dem Bürgerkriege war sie weit beträchtlicher; die Bevölkerung des ganzen Kantons beläuft sich auf 24,000 Seelen. Viele der schönsten Häuser in der Stadt gehören Herren, die in der Nähe Landgüter (Haciendas) besitzen, auf welchen sie sich neun Monate des Jahres aufhalten und die übrigen drei Monate in der Stadt zubringen, ganz auf ähnliche Weise wie die vornehmen Engländer. Weihnachten ist die Zeit, wo gewöhnlich alle Gutsbesitzer in die Stadt kommen, um den kirchlichen Feierlichkeiten beizuwohnen, und bis nach dem Carneval zu bleiben.

Buga liegt an einem hübschen Flusse, der auf den östlichen Cordilleren entspringt; in seinem reinen kühlenden Wasser pflegen sich zur Sommerzeit die Damen von Stand gegen fünf und sechs Uhr des Morgens zu baden. Als Hr. Cade und ich am ersten Morgen nach unserer Ankunft ausgingen, um uns zu baden, hatten wir, soll ich sagen das Glück oder Unglück, eine Gruppe dieser columbischen Najaden im Wasser anzutreffen. Die Bestürzung, in welche sie über unser unerwartetes Erscheinen geriethen, machte die Frage überflüssig: kommen wir Ihnen ungelegen? und war uns das Zeichen zur schleunigen Rückkehr. Doch wenn uns auch die Strafe Peeping Toms von Coventry angedroht worden wäre, wir würden dem Verlangen nicht haben widerstehen können uns umzusehen, um des Anblicks dieser schöngelockten Göttinnen im hellblauen Badeanzuge noch einmal theilhaftig zu werden. Das Baden wird von den hiesigen Einwohnern als ein vorzüglich wirksames Mittel zur Erhaltung der Gesundheit betrachtet.

An die Häuser, die in der Regel nicht höher als ein Stockwerk sind, stößt gewöhnlich ein Garten, wo Orangenbäume, Tamarinden und Palmen ihre balsamischen Düfte verbreiten. Buga hat vier Kirchen; die Klöster wurden seit der neuen Verfassung aufgehoben, und die Regierung hat zum Besten des öffentlichen Unterrichts ihre Besitzungen eingezogen.

Die Pferde, welche man in dieser Gegend des Caucathales zieht, werden ihrer Güte wegen besonders geschätzt und in großer Menge nach Bogota und in die Provinzen verkauft. Der Fluß, welcher durch Buga fließt, soll viele Goldtheile mit sich führen, aber alles Suchen und Waschen des Goldes ist hier verboten, damit das Wasser nicht verunreinigt wird. Aus dieser sehr weisen Verordnung ersieht man, daß Buga's Bewohner der Meinung sind, reines Wasser sey noch mehr werth als reines Gold.

Buga wird von Catana, der Hauptstadt der Provinz Choco, mit Weinen, gebrannten Wassern, Leinwand, Ketten und andern englischen Waaren versehen. Der Transport geschieht größtentheils zu Wasser auf kleinen Flüssen, die mit Canoes befahren werden. Auf den dazwischen liegenden kleinern Landwegen werden die Waaren durch Menschen und über die Gebirge durch Maulthiere weiter geschafft. Buga verschickt auch viel geräuchertes Rindfleisch in die Provinzen Buenaventura und Choco, wo es die gewöhnliche Speise der Sklaven ist, die in den dortigen Bergwerken arbeiten.

In der hiesigen Gegend findet man die Caya, eine ziemlich große Spinne, die sich in Löchern und unter Steinen aufhält, und einen so giftigen Saft bei sich führt, daß Menschen und Maulthiere, an denen sie ihn ausgelassen, in wenigen Stunden gestorben sind. An einem großen See nicht weit von der Stadt hält sich das Guaga auf, ein Thier, das im Wasser eben so gut als auf dem Lande ausdauert. Es ist braun und an den Seiten weiß gefleckt, hat die Größe eines halb ausgewachsenen Schweines und eben so borstenähnliche Haare. Es lebt in Höhlen am Ufer des Sees, in welchen es sich ein Lager von Blättern zurecht macht. Merkwürdig ist es, daß man in diesen Höhlen auch die giftige Aquesschlange findet und beide Thiere aufs friedlichste zusammenleben. Das Guaga nährt sich von Fischen und Wurzeln und wird seines Fleisches wegen von den Bonvivants in Buga sehr geschätzt. Ein anderes Thier, das Guatin, gewährt den hiesigen Einwohnern eine angenehme Jagd; es hat die Größe eines Hasen, starke Haare von hellgrüner Farbe und läuft sehr schnell. Biber und Fischottern halten sich an den Ufern des Caucaflusses in großer Menge auf; von den letztern verschaffte ich mir mehrere Felle, die äußerst weich waren und eine schöne braune Farbe hatten.

Buga's Umgebungen bieten wunderschöne Partien; allenthalben erblickt man Felder voll Zuckerrohr, Mais, Cacaobäume und Pisang, zwischen welchen zahlreiche Hütten von Bambusrohr; dann wieder gewahrt man schönes Weideland, auf welchem Rinderheerden grasen; ferner gelangt man in Thäler mit Blumenauen und in Haine, aus denen hohe Bäume majestätisch emporragen. Das hohe Bambusrohr, das hier in dichten Haufen beisammen wächst und lange Blätter hat, die wie die Zweige der Trauerweide herabhängen, ist eine wahre Zierde dieser Gegend. Man denke sich ein Büschel Straußenfedern in vergrößertem Maaßstabe, so hat man das treueste Bild von diesen kleinen Rohrwäldern. Ich sah hier zum erstenmal den großen dunkelgrauen Ara mit scharlachrothem Kopfe im Zustande der Wildheit umherflattern; er ist beträchtlich größer als der rothe Ara und hat eine tiefere Stimme; ich brachte einen dieser Vögel mit nach England.

Der See von Buga ist ungeachtet seiner großen herrlichen Wasserfläche nicht mit einigen der Cienegas zu vergleichen, durch die wir auf unserer Reise von Santa Marta nach dem Magdalenenfluß geschifft waren. Einige Stellen des Sees sind mit hohem Schilf bedeckt, und es hausen daselbst Löffelreiher, wilde Gänse, wilde Enten und andere Wasservögel, die dem Waldmann nach dem Vergnügen der Jagd einen trefflichen Braten liefern. Das Siankraut, welches ungefähr einen Fuß hoch wird und purpurrothe Blüthen hat, wächst hier sehr häufig und ist ein Lieblingsfutter der Schafe. Am Seeufer erblickte ich auch den sogenannten Cotamicha, einen wunderschönen Papagai; um denselben Baum, auf welchem er saß, schwirrte auch ein Colibri, dessen Farben über alle Beschreibung schön glänzten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 19.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Januar 1845.

Eisenbahnplane in den Pyrenäen.

Ein Schreiben von Michel Chevalier in dem Journal des Débats vom 27 November vorigen Jahrs verbreitet sich über die in den Pyrenäenbädern anzubringenden Verbesserungen, um dieselben auf eine gleiche Höhe mit den vielbesuchten deutschen Bädern zu bringen, und spricht dann von einigen andern Unternehmungen, wodurch das Land nicht wenig gewinnen würde. „Der Geist der Verbesserung," sagt der wohlbekannte Verfasser, macht seinen wohlthätigen Einfluß in den Pyrenäen fühlbar. Die großen Arbeiten, durch welche er sich kundgibt, regen das Volk freudig auf und stacheln seine Wünsche. Zuerst waren es schöne, kühn angelegte Straßen, jetzt aber sind es riesenhaftere Projecte, die, wenn der Friede fortdauert, bald für das Pyrenäenland eine neue Aera eröffnen werden. Einer dieser Plane ist nichts geringeres als eine Eisenbahn, welche die Pyrenäenkette durchschnitte, ohne sich durch die hohen Gipfel, die Gletscher und die Lawinen aufhalten zu lassen; der zweite ist ein Bewässerungsunternehmen, gegen das der See Möris verschwände.

„Eine Eisenbahn durchs Herz der Kette scheint unmöglich. Wie könnte man mit Abhängen von 6—7 Millimetern auf den Meter eine Kette von 3000 Meters Höhe übersteigen? Gegen solche Höhen gibt es zwei Mittel, die man zugleich anwenden kann: ein Tunnel, der in einem französischen Thal beginnt und in einem spanischen ausmündet, würde die Mühe, bis auf die Höhe hinanzusteigen, und somit die Kosten, um auf 500 bis 1000 Metres sich zu erheben, ersparen; man bliebe dadurch unterhalb der Zone, wo der Winter in all seiner Strenge mit Schneewirbeln und Lawinen wüthet. Ferner gestattet das atmosphärische System ohne Gefahr die Steigung auf 3, 4 und selbst auf 5 Centimetres zu erhöhen, das heißt auf dieselbe Steigung, wie die gewöhnlichen Straßen. Das atmosphärische System ist gegenwärtig der Baukunst gewonnen, wird allerdings noch Veränderungen erfahren, aber wird sich halten. Ist man vermittelst desselben einmal in den höhern Theil der Thäler gelangt, so führt eine gewöhnliche Eisenbahn bis an den Fuß der Kette, wo sich ein Tunnel öffnet und die Kette durchschneidet. Aus den angestellten Untersuchungen hat sich ergeben, daß auf einer einzigen der überhaupt möglichen Bahnen die Länge des Tunnels 6½ Kilometer (oder 20,000 Fuß), in allen anderen weniger als die Hälfte betrüge. Dieß würde somit höchstens 6½ Mill. kosten. Das Thal der Gave von Pau aus gewährt die Möglichkeit, den Tunnel tiefer als in irgend einem der andern Thäler anzulegen, nämlich nur in einer Höhe von 1440 Metres. Man hätte sehr sanfte Abhänge für die atmosphärische Bahn und diese dürften zwischen den beiden Punkten, wo in Spanien und Frankreich eine gewöhnliche Eisenbahn beginnen könnte, nur 76 Kilometer lang seyn. Der Tunnel wäre allerdings hier am längsten, nämlich 6½ Kilometers, und würde zehn Jahre erfordern, aber diese Länge ist nicht ohne Beispiel, und hier ist die einzige Stelle der Kette, wo der Tunnel durch den Kalkstein gegraben würde, der minder schwer zu durchbrechen ist, als der Granit. Wenn Spanien einmal die alte Starrsucht abschüttelt, so wird bald eine Eisenbahn bis in die Mitte der Kette angelegt seyn. Dann gibt es für die Reisenden keine Pyrenäen mehr. Welches günstige Geschick für Spanien und welche Ehre für Frankreich! Dann kann die große europäische Arterie, an der man auf zehn verschiedenen Punkten arbeitet, nämlich eine Eisenbahn von Cadix nach Petersburg über Paris und Berlin zu Stande kommen — eine Arterie, die, wenn der Friede erhalten bleibt, von Toulouse bis Warschau in sechs bis acht Jahren vollendet seyn kann."

Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien.

Yembo.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Yembo ist auf der Nordseite einer tiefen Bay erbaut, welche den Schiffen einen guten Ankerplatz gewährt und vor der Heftigkeit des Windes durch eine Insel bei ihrem Eingange geschützt wird. Die Schiffe liegen nahe am Ufer und der Hafen ist geräumig genug, die größte Flotte aufzunehmen. Die Stadt ist durch einen Einschnitt von der Bay aus in zwei

Theile getheilt; die größere Abtheilung heißt ausschließlich Yembo; die andere an der Westseite führt den Namen Elkos und ist hauptsächlich von Seeleuten bewohnt. Beide Theile haben die See in der Fronte und sind auf den anderen Seiten von einer gemeinsamen Mauer von beträchtlicher Stärke umgeben. Diese Mauer ist mit vielen Thürmen versehen und wurde durch die gemeinschaftliche Anstrengung der Einwohner selbst zur Vertheidigung gegen die Wahabiten erbaut, da die alte Mauer zerstört war und nur einen Theil der Stadt einschloß. Die neue Mauer umfaßt beinahe doppelt den Raum, welchen die Wohnungen einnehmen, indem zwischen diesen und der letzteren große freie Plätze sind, welche entweder zu Begräbnissen, zu Lagerplätzen für die Karawanen benutzt werden, oder als wüster Grund liegen bleiben. Die Ausdehnung der Mauer würde eine starke Besatzung erfordern, um sie auf allen Punkten zu vertheidigen. Zwei Thore hat Yembo, eines östlich, eines nördlich, Bab el Medina und Bab el Mesri. Die meisten Häuser der Stadt sind schlechter gebaut, als die irgend einer andern Stadt in Hedschas; ihre Bauart ist so plump, daß nur wenige Steine eine glattbehauene Oberfläche haben, es sind Kalksteine von glänzend weißer Farbe, die den Anblick der Stadt für die Augen sehr beschwerlich macht. Die meisten Häuser haben nur ein Erdgeschoß. Drei schlechtgebaute Moscheen, einige halbzerstörte öffentliche Khans und das Haus des Statthalters an der Seeseite ausgenommen, gibt es an diesem Orte kein ansehnliches, imposantes Gebäude.

Yembo ist eine vollkommen arabische Stadt, und sehr wenige Fremde haben sich hier niedergelassen; von Indiern, die so zahlreiche Colonien zu Mekka, Dschidda und Medina haben, werden nur fünf als Budenbesitzer hier gefunden, alle Kaufleute sind Araber. Die meisten Einwohner gehören zu dem Beduinenstamm Dschehehne, von dem in der ganzen Gegend zahlreiche Ansiedler getroffen werden, und einige angesehene Scheriffamilien haben sich mit ihnen vermischt. Die in der Stadt Angesiedelten, oder die Yembawis, wie sie genannt werden, fahren fort wie Beduinen zu leben und sich so zu kleiden. Sie tragen das Kefi oder grün und gelb gestreifte Tuch um den Kopf, den weißen Abba über die Schulter mit einem Leibrock von blauer Leinwand oder gefärbtem Kattun oder Seide unter demselben, den sie mit einem ledernen Gürtel knapp zusammenhalten. Ihr Essen, ihre ganze Lebensweise, ihre Sitten und Bräuche sind die der Beduinen. Die verschiedenen Zweige des Dschehehnestammes, welche hier wohnen, haben jede ihren eigenen Scheikh; sie streiten mit einander eben so oft, als sie thun könnten, wenn sie auf freiem Felde neben einander lagerten, und beobachten bei ihren Fehden und der Blutrache dieselben Gesetze, wie die Kinder der Wüste.

Die Hauptbeschäftigung der Yembawis ist Handel und Schifffahrt; die Stadt besitzt etwa fünfzig Schiffe, die in allen Handelszweigen des rothen Meeres beschäftigt und mit Eingebornen der Stadt oder mit Sklaven bemannt sind. Der Verkehr zwischen Yembo und Aegypten ist sehr stark, viele Yembawis haben sich zu Suez und Cosseir und einige zu Kairo und Kenne in Oberägypten niedergelassen, von wo sie mit ihrem Geburtsorte Handel treiben. Andere handeln in vielfachen Artikeln mit den Beduinen des Hedschas und an den Küsten des rothen Meeres bis nach Monile und tauschen in ihren Lagern die von Aegypten nach Yembo gebrachten Lebensmittel für Vieh, Butter und Honig aus, was sie nach ihrer Rückkehr in die Stadt mit großem Gewinn wieder verkaufen.

Die Sitten der Yembawis sind besser als die der Einwohner von Dschidda und Mekka, auch erfreuen sie sich im allgemeinen in ganz Hedschas eines sehr guten Rufes. Obgleich keine Personen von großem Vermögen in der Stadt Yembo wohnen, so scheint doch hier Jedermann sich einer größeren Ruhe und Ueberflusses als selbst zu Mekka zu erfreuen. Beinahe alle angesehenen Familien von Yembo haben Landhäuser in dem fruchtbaren Thale Yembo el Nakhel, etwa drei Meilen von der Stadt, am Fuße des Gebirges, in nordöstlicher Richtung. Es ist den Thälern von Dschedeida und Zafra, wo Dattelbäume wachsen und Felder angebaut werden, ähnlich, etwa sieben Stunden lang und hat über zwölf Dörfchen, die an der Seite des Berges zerstreut liegen; das vorzüglichste unter diesen ist Sonneika, der Marktplatz, wo der Großscheikh des Dschehehnestammes residirt, der sowohl von den Beduinen dieses Stammes als den Einwohnern von Yembo anerkannt ist.

An Trauben ist in den Bergen Ueberfluß; Rosinen bilden einen gewöhnlichen Nahrungsartikel der Araber und werden nach den Städten der Seeküste und nach Mekka ausgeführt, wo aus ihnen eine Art Wein gemacht wird. Die Rosinen werden in irdene, mit Wasser angefüllte Krüge gethan, in die Erde vergraben und so einen ganzen Monat lang gelassen, während welcher Zeit die Gährung stattfindet. Die meisten andern Früchte werden in den Bergen, wo Wasser im Ueberfluß und das Klima gemäßigt ist, angebaut. Die meisten Stämme südlich von Zoran gehören zur Secte Zeyd; sie leben in Dörfern als Ansiedler; aber da sie große Viehherden besitzen, mit welchen sie Handel treiben bis gen Yembo und Dschidda, ziehen sie zur Zeit des Regens in die östliche Ebene, welche für die Kühe, Kamele und Schafe eine reichliche Weide darbietet. Sie handeln auch mit getrockneten Früchten, Datteln, Honig, Butter, Kaffee und Gewürzen.

Das Thal von Yembo wird ausschließlich von den Dschehehne bebaut, die entweder Ansiedler geworden sind und das ganze Jahr hier bleiben, oder in ihren Pflanzungen einige Arbeiter halten, während sie selbst im Gebirge lagern und nur zur Zeit der Dattelernte in dem Thale wohnen, wo dann auch alle Yembawis, die dort Gärten besitzen, ebenfalls für einige Monate nach demselben Orte hinkommen. Alle Arten Früchte werden hier gebaut und der Markt von Yembo damit versehen. Dieses schöne, von einem krystallhellen Bache bewässerte Thal betrachten die Bewohner von Yembo als ihren ursprünglichen Wohnsitz, zu welchem Stadt und Hafen als eine Colonie gehören. Die Route der ägyptischen Pilger führt durch Yembo el Nakhel, von wo es eine Nachtreise bis nach Beder ist; diese Karawane berührt darum niemals den Hafen

von Yembo, obgleich viele Personen von ihr auf der Rückkehr von Mekka von Mastura aus den Weg nach Yembo, um in der Stadt einige Geschäfte abzumachen, einschlagen, und sich dann eine Tagreise nördlich von Yembo wieder mit der Karawane verbinden.

Yembo's Handel besteht hauptsächlich in Lebensmitteln; man findet hier keine großen Waarenmagazine, aber in den Buden einige indische und ägyptische Kleidungsartikel zum Verkauf ausgelegt. Die Schiffseigenthümer sind nicht wie zu Dschidda Kaufleute, sondern nur Rheder; doch verwenden sie ihren Gewinn immer zu einigen kleinen kaufmännischen Speculationen. Der Speditionshandel nach Medina beschäftigt viele, und alle Kaufleute dieser Stadt halten ihre Agenten unter den Arabern von Yembo; in Friedenszeiten geht alle vierzehn Tage eine Karawane nach Medina; öfters gehen Transporte zu Lande nach Dschidda und Mekka, und manchmal nach Wodje und Monile, den befestigten Stationen der ägyptischen Karawane an dem rothen Meere. Die Bewohner von Yembo sind sehr kühne Schmuggler, und keines ihrer Schiffe kommt in einen Hafen, ohne daß ein beträchtlicher Theil der Ladung heimlich an das Ufer gebracht wird, um die schweren Zölle zu umgehen. Zu diesem Zweck begeben sich in der Nacht Partien von 20 bis 30 wohlbewaffneten Männern in den Hafen, und wenn sie entdeckt werden, leisten sie oft den Zollbeamten mit offener Gewalt Widerstand.

Die nächsten Umgebungen der Stadt sind ganz unfruchtbar; man sieht weder innerhalb noch außerhalb der Mauern Bäume oder sonst etwas Grünes; jenseits des Salzbodens in der Nähe des Meeres ist die Ebene bis zu dem Gebirge hin mit Sand bedeckt. Nordöstlich sieht man einen hohen Berg, Radua genannt, dessen die arabischen Geographen öfters erwähnen; Samhudi, der Historiker, setzt ihn eine Tagreise von Yembo und vier von Medina. Eine Stunde östlich von der Stadt sind mehrere Quellen süßen Wassers, Aseilia genannt, die zur Bewässerung einiger Melonenfelder benutzt werden. Vormals lagerten Beduinen hier; in neuerer Zeit hatte die ägyptische Reiterei bei diesen Quellen ihre Zelte aufgeschlagen, dieselben Truppen, welche Mehemed Ali unter den Befehlen seines Sohnes gegen die Wahabiten entsandt hatte.

In der Stadt sind einige Brunnen mit salzigem Wasser. Aus einigen großen Cisternen, etwa fünf Minuten weit von dem Medinathor, wo sich das Regenwasser sammelt, erhalten Yembo's Bewohner ihren Wasservorrath. Enge Canäle sind durch die benachbarte Ebene geführt, um das Regenwasser in diese Cisterne zu leiten. Es sind geräumige, gut ausgelegte unterirdische Wasserbehälter und einige derselben groß genug, die ganze Stadt mehrere Wochen lang mit Wasser zu versehen. Sie sind das Eigenthum einiger Familien, deren Vorfahren sie erbaut haben; sie verkaufen das Wasser zu einem gewissen, von dem Statthalter, der von jeder Cisterne eine Abgabe erhebt, bestimmten Preise. Das Wasser ist vortrefflich und weit besser als in irgend einer andern Stadt von Hedschas, wo die Einwohner nicht thätig genug sind, ähnliche Cisternen anzulegen. Wenn die Herbstregen fehlen, leiden die Einwohner von Yembo viel und müssen dann ihre Wasserschläuche bei den entfernten Quellen von Aseilia füllen.

(Schluß folgt.)

Zustände von Hayti und sein Verhältniß zu Frankreich.

Paris, Ende November.

Unter allen Ländern Europa's ist keines in so vielfacher und ununterbrochener Berührung mit Hayti als Frankreich, zu dessen schönsten Colonien diese Insel gehört hatte, und deren Verlust noch lange nicht verschmerzt seyn wird. Obgleich aber erst wenig über 40 Jahre seit der Losreißung dieser Insel verflossen sind und trotz des fortdauernden Verkehrs mit derselben herrscht doch wohl nirgends eine größere Unbekanntschaft mit den dortigen Zuständen, als gerade in Frankreich, wo es böswilligen oder eigennützigen Leuten stets leicht geworden ist, selbst den abgeschmacktesten Angaben über Hayti Glauben zu verschaffen. Zwei Hauptursachen sind es, welche zusammenwirken, diese Unwissenheit zu unterhalten oder irrigen Meinungen Bestand zu geben, nämlich: vor allem das Bestreben der noch vorhandenen Ueberreste der ehemaligen Pflanzer oder ihrer Erben, so wie aller derjenigen überhaupt, die auf die eine oder andere Weise bei Aufrechthaltung und Fortbestand der Sklaverei interessirt sind, die Meinung zu begründen, die schwarze Menschenrace sey schon von vornherein der Civilisation unfähig, und werde sich daher niemals auf eine Culturstufe emporschwingen, welche sie des Genusses der Freiheit wirklich würdig machte; die zweite Ursache aber liegt in dem Verhalten fast der ganzen französischen Presse Hayti gegenüber, das eben nicht sehr glänzenden Beweis von dem Freimuthe, von der Unabhängigkeit der Gesinnung und dem aufrichtigen Streben nach Erforschung der Wahrheit gibt, auf welche diese Presse doch bei jedem Anlaß so gern sich beruft. Die französischen Blätter ohne Unterschied der Parteifarbe, das Journal des Débats wie der National, der Constitutionnel wie die Gazette de France oder Quotidienne, befolgen alle in Bezug auf Hayti dieselbe verdammenswerthe Taktik, so oft es gilt etwas über die dortigen Zustände zu berichten oder ein Urtheil darüber zu fällen. Man mag es vielleicht auffallend finden, daß fast nie ein Haytier selbst in einem französischen Blatt die Stimme erhoben hat, um falsche Angaben über sein Vaterland zu widerlegen und die Wahrheit ans Tageslicht zu bringen. Der Grund liegt aber ganz einfach in der Unmöglichkeit dieß zu thun, da die Pariser Blätter namentlich, — wir wollen die Lauterkeit ihrer Gründe nicht untersuchen, — ein förmliches Versperrungssystem gegen die Aufnahme von dergleichen von Haytiern ausgehenden Berichtigungen beobachten. Sie geben wohl der Anklage, aber nicht der Vertheidigung Raum, und wenn einzelne Haytier um der letztern willen an die Blätter sich wendeten, antworteten die einen, dergleichen Artikel seyen für sie und ihr Publicum ohne alles Interesse, die andern nahmen sie an, aber nur unter der Bedingung, daraus wegzulassen, was sie nicht sagen oder zur Kenntniß des großen Publicums gebracht wissen wollten; einige Haytier haben mit dergleichen eiteln Versuchen die Runde bei so ziemlich allen Blättern der französischen Hauptstadt gemacht, und sahen sich jedesmal am Ende zum Schweigen verurtheilt. Man könnte Blätter anführen, die, sich nicht mit solcher Taktik begnügend, selbst in der Mittheilung bloßer Thatsachen die Schamlosigkeit so weit trieben, die officiellen Berichte und Neuigkeiten ganz bei Seite zu schieben und

an deren Stelle andere durchaus wahrheitswidrige zu setzen. Andrerseits gibt es auch hier Journalisten, welche sich auf ihre Kenntniß von Hayti mit Selbstgefälligkeit etwas zu gute thun, ohne auch nur zu wissen, welche Sprache das Volk dort spricht. Eine rühmliche, und eben weil sie so vereinzelt dasteht, um so ehrenwerthere Ausnahme von den übrigen Organen der Presse hier macht in dieser Beziehung die auch sonst alle Beachtung verdienende Halbmonatsschrift „der Correspondent," der mit anerkennenswerther Unparteilichkeit schon mehr als einmal den Gegenreden der Haytier Raum gegeben hat.

Wenn der Zustand von Land und Volk auf Hayti nicht nur noch viel zu wünschen übrig läßt, wenn häufig gerechter, wohlverdienter Tadel über Regierende und Regierte dieser Insel ausgesprochen worden ist, wenn traurige Schilderungen über herrschende Mängel und Gebrechen in der Verwaltung, über den unter einem Theil der Bevölkerung vorwaltenden Geist der Unordnung, ihren Hang zur Trägheit und die daraus nothwendig entspringenden verderblichen Folgen u. s. w. nur zu oft nicht hinter der Wahrheit zurückgeblieben sind, so sind jedoch auch die Fälle von offenbarer Uebertreibung des Uebels nicht selten gewesen, und theils den Mittheilungen unabhängiger, ohne vorgefaßte Meinungen und eigennützige Zwecke nach Hayti gekommener Reisenden, theils den Aufschlüssen, welche von Haytiern selbst über ihre heimathlichen Zustände gegeben worden sind, entnehmen wir die Gewißheit, daß neben vielen Schattenseiten doch auch die Lichtpartien, daß neben dem wuchernden Unkraute auch bessere Früchte nicht fehlen. Diejenigen, welche so bereitwillig über die Schwarzen auf Hayti den Stab brechen, sollten doch bedenken, wie ungerecht es ist zu verlangen, daß ein Volk, das Jahrhunderte bis auf die neueste Zeit herein unter der Herrschaft barbarischer Gesetze nicht viel besser, wo nicht schlimmer als eine Heerde Vieh behandelt worden, nach vierzigjähriger Freiheit und Unabhängigkeit schon zu einem Grade von Civilisation gelangt sey, zu dessen Erringung die Nationen Europa's selbst so vieler Jahrhunderte bedurften.

Als das haytische Volk sich unabhängig erklärt und auf den Ruinen des gebrochenen Colonialverhältnisses seine eigene Nationalität errichtet hatte, war darum durch den Schlag, welcher die frühern Herren abgeschüttelt hatte, noch keineswegs auch die moralische Lage desselben anders geworden. Die Sinnes- und Denkweise, die es von seinen frühern Zwingherren überkommen hatte, mußte natürlich auch nach der Entfernung derselben noch lange und mächtig ihren Einfluß auf die ganze Organisation und die Sitten des neu auftretenden Volks ausüben. Mit dem geistigen und sittlichen Zustande der Pflanzer auf Hayti oder wenigstens ihrer auf der Insel selbst sich aufhaltenden Vertreter stand es eben nicht sehr erfreulich, und namentlich in sittlicher Beziehung ließen sie sich die unter allen Sklavenhaltern überall mehr oder weniger vorherrschenden Unordnungen und Ausschweifungen zu Schulden kommen: es gab unter ihnen manche, die an Unwissenheit und Rohheit der arbeitenden Classe jener Zeit durchaus nicht nachstanden. Die Schwarzen aber, die mit dem Begriff von Freiheit in ihrer beschränkten Denkweise vor allem den Gedanken der Möglichkeit, sich an die Stelle ihrer bisherigen Herren zu setzen und ein solches Leben wie diese zu führen, verbinden mußten, konnten daher, indem sie sich nach solchen Beispielen und Mustern bildeten, auch ihrerseits in geistiger und sittlicher Veredlung nach ihrer Freiwerdung nicht sehr hoch sich emporschwingen. Auch waren die Ereignisse, welche die Revolution auf Hayti begleiteten und unmittelbar auf sie folgten, sicherlich nicht der Art, diesen Zustand der Dinge zu verbessern. Die von der Unabhängigkeitserklärung bis zum Tode Christophe's 1820 fast ununterbrochen fortdauernden Bürgerkriege waren nicht geeignet den Fortschritt der Civilisation zu befördern; diese mußte während dieser langen Periode nothwendig zurückbleiben, und besonders litten die Sitten sehr darunter. Wie früher die Pflanzer in fluchwürdiger Berechnung die Leuchte des Christenthums von den Schwarzen fern gehalten hatten, weil sie mit Recht fürchteten, daß dessen Geist und Tendenz mit dem Fortbestande der Sklaverei nicht vereinbar sey; wie sie in dem Zusammenleben der beiden Geschlechter unter den Schwarzen gewissermaßen nur eine Vervielfältigungsanstalt, ein Mittel zur Vermehrung ihres Reichthums durch Erzeugung einer immer größern Zahl von arbeitenden Armen erblickt, und daher das ungeregelte Leben der Schwarzen in wilder Ehe ja selbst in einem noch weit unter dieser stehenden Zustande nach allen Kräften begünstigten, so mußten natürlich diese von jener Zeit her ererbten Uebel und Krebsschäden noch lange auch unter den materiell Freigewordenen ihre verderblichen Wirkungen fortüben. Man darf unter solchen Umständen sich nicht wundern, wenn der allgemeine Sittenzustand auf Hayti noch heute sehr viel zu wünschen übrig läßt; man muß vielmehr staunen, daß ungeachtet so vieler mißlichen Umstände derselbe doch schon unverkennbar und bedeutend sich gebessert hat. Namentlich in den Städten des Landes ist dieß der Fall, und ein sprechender Beweis davon liegt in der mit jedem Jahre zunehmenden Zahl rechtmäßiger Ehen, die in denselben geschlossen werden. Auf dem platten Lande freilich sieht es in dieser Hinsicht noch sehr schlimm aus, da dort die Wohlthaten einer bessern Erziehung noch wenig oder gar nicht gekannt sind, und daher auch die von der Zeit der frühern Sklaverei her angewohnte, von den Pflanzern selbst eingeführte und begünstigte unmoralische Lebensweise noch so ziemlich ungeschwächt fortdauert.

Aber abgesehen von dieser allerdings eben so ernsten als traurigen Thatsache, werden an den Landbewohnern auf Hayti von unbefangenen Beobachtern auch mancherlei natürliche Vorzüge und ehrenwerthe Eigenschaften gerühmt. Daß sie solche sich zu bewahren und namentlich von einem großen Theil der Laster, welche die gewöhnliche Folge der Unwissenheit sind, sich frei zu erhalten vermochten, verdient um so mehr Anerkennung den systematischen Bemühungen ihrer ehemaligen Machthaber gegenüber, die nur darauf gerichtet waren, sie als gedanken- und willenlose Werkzeuge für ihre Zwecke sich zu erhalten und auszubeuten. Die Vereinzelung, die durch Erstickung jedes Wetteifers überall der Barbarei den Weg anbahnt, vermochte doch nicht die bessern Triebe und Neigungen in den Haytiern zu unterdrücken. Zwei charakteristische Züge, namentlich der Landleute, sind ihre Liebe zum Frieden und ihre Gastlichkeit, und man erzählt Fälle als nicht selten, wo arme Bauern sich durch Anerbieten von Geldbelohnungen für geleistete Dienste verletzt fühlten.

(Fortsetzung folgt.)

Sterblichkeit in London. Die letzte Woche des Jahres 1844 zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Sterblichkeit aus; der Jahresdurchschnitt war 946 wöchentlich, in der letzten Woche aber starben 1249. Darunter waren Lungenkrankheiten allein 415, über 100 mehr als seit einem fünfjährigen Durchschnitt. (Shipping Gazette vom 2 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 20.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Januar 1845.

Polnische Literatur.

Lemberg, Posen und Paris.

In dem vorangegangenen Artikel haben wir den Charakter der polnischen Literatur, wie derselbe sich in den drei Hauptstädten des Inlandes darstellt, nachzuweisen versucht, und gefunden, daß die Warschauer Literatur als die leichtfertige, die Krakauer als die wissenschaftliche und die Wilnaer als die conservative bezeichnet werden könne; es werden sich zwischen den literarischen Erzeugnissen der Städte Lemberg, Posen und Paris, welche mehr oder weniger fremden Einflüssen unterliegen und insofern zu den drei erst genannten Städten im Gegensatz treten, ähnliche Unterschiede darthun lassen. Hiebei ist nicht zu läugnen, daß, wo es sich um Ermittlung eines bestimmten Charakters handelt, die Lemberger Literatur nur eine sehr abgeleitete Rolle spielt, da ihre Kräfte sich bisher noch zu wenig consolidirt haben, um einer bestimmten Richtung das Uebergewicht zu verschaffen. Das erste Hinderniß einer Gemeinsamkeit und Festigkeit der Richtung sind locale und durchaus äußere Verhältnisse. Durch deren Einfluß ist es geschehen, daß die früher bestandene Zerrissenheit geselliger und politischer Principien sich erweitert hat, anstatt aufgehoben zu werden. Die verschiedenen Classen der Gesellschaft treten einander schroff gegenüber, die Nationalität bildet kein Mittel, dieselben zu vereinigen, da sie nur im Wortlaute existirt, und die bis zur Feindseligkeit ausgedehnte Disharmonie zwischen Groß-, Kleinadel und Bürgerthum findet ihr Echo auch in der Literatur. Am deutlichsten spricht sich der Sinn der verschiedenen Gesellschaftsclassen gegen einander in der, dem Vermuthen nach, von dem Grafen Dunin-Borkowski herrührenden, in Breslau erschienenen Schrift: „Galizische Kleinstädterei" (parafianszczyzna) aus, welche von einem Theile der Bevölkerung Galiziens eben so viel Anfechtungen erfahren, als sie bei dem andern Interesse erweckt hat.

Die Presse, welche das Unbequeme des herrschenden Zustandes fühlt und zu dessen Abhülfe geneigt ist, kann noch nicht zu dem Ansehen gelangen, um eine Aenderung der Dinge herbeizuführen. Ihr selbst stehen namenlose Hindernisse entgegen. Unter letzteren steht der Einfluß des eindringenden deutschen Elements und die damit Hand in Hand gehende Organisation des Erziehungs- und Bildungswesens im Vordergrunde. Wenn gleich, wie der deutsche Reisende Kohl behauptet hat, sich Galizien mit dem deutsch katholischen Elemente Oesterreichs eher versöhnt, als das Großherzogthum Posen mit dem deutschprotestantischen der preußischen Monarchie, so liegt hierin doch nur ein Beweis für die Ansicht, daß der Geist Galiziens sich eher unter den deutschen Einfluß gebeugt hat, als die bei weitem mehr polnischnationale Richtung des Großherzogthums Posen. Es läßt sich aus jenem Umstande daher kein Vortheil für die polnische Literatur Galiziens an sich ableiten.

Lemberg, der Sitz der höchsten Behörden, zählt unter seiner Bevölkerung eine Zahl von 7000 Deutschen, in deren Händen die Intelligenz vorzugsweise ruht. Die Universität, welche etwa von 1000 Studirenden bezogen ist, hat das Ansehen einer deutschen Lehranstalt, indem der reichere Adel seine Bildung im Auslande sucht, der ärmere und die nichtadelige Jugend von den Bildungsanstalten sich entweder freiwillig ausschließt, oder ohne Mittel für höhere Studien dieselben in den Seminarien vollendet. Außerdem befindet sich ein Theil der studirenden Jugend in den Bildungsanstalten der Jesuiten, welche seit mehrern Jahren in Lemberg das Collegium Nobilium errichtet haben, und es dringt auf diese Weise ein drittes Element in das galizische Bildungssystem, wovon die Literatur ebenfalls keine Früchte zieht.

Durch diese Vermischung der geistigen Antheile ist der Zusammenhang zwischen Galizien und dem übrigen Polen sehr locker, und die Interessen werden von einzelnen so wenig als gemeinschaftliche angesehen, daß ein galizischer Magnat äußern konnte: „Es ist kein Wunder, daß wir an der polnischen Revolution Theil nahmen; daß aber Litthauen, Samogitien und Wolhynien es thaten, war eine Verkennung des eigenen Interesse, da dort der Adel seine Bauern verkaufen und in den Karten verspielen konnte, und daher alle Ursache hatte, mit dem Zustande der Dinge zufrieden zu seyn."

Diese Aenderung ist ein Zeichen, welche verkehrte Ansichten

über Nationalität und Menschenrechte in Galizien, namentlich in der sogenannten „großen Welt" heute noch herrschend sind. Es liegt am Tage, daß sich die Literatur trotz ihres im allgemeinen bessern Strebens von jener Verwirrung der Begriffe nicht ganz frei erhalten kann. Man macht ihr den Vorwurf der Käuflichkeit, und schließt daraus auf ihre Unselbstständigkeit. Bleibt auch jener Vorwurf dahin gestellt, so ist doch dieser nicht abzulehnen, zugleich aber ist gewiß, daß außer der Käuflichkeit andere Umstände ihn bestätigen helfen.

Die werthvollsten Erzeugnisse liegen in Manuscripten, einige der bessern sind im Auslande zur Oeffentlichkeit gelangt, die Lemberger Presse bringt nur Compilationen und wenig selbstständige Originalien ans Licht. Nur das Drama hat in letzter Zeit von Lemberg aus einen Aufschwung erhalten, und für dieses scheint die dortige Temperatur stets günstig gewesen zu seyn. Graf Fredro hat hier eine Reihe seiner, namentlich im Dialog schöner Schau- und Lustspiele gedichtet, und denselben durch die Lemberger Bühne Ruf zu verschaffen gewußt. Ein Gleiches ist dem dramatischen Dichter Magnuszowski gelungen. Beide sind jedoch gegenwärtig verstummt, und an ihre Stelle ist Korzeniowski getreten, dessen letztes dramatisches Product „Zydzi" (die Juden) mit namenlosem Beifall über die Bühnen Polens gegangen ist. Außer ihm sind Chledowski, Pol, Libawski, Adam z Zatora, Gorczynski, Zegota Pauli, Przylecki und Podolecki mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Das Hauptverdienst gebührt den von ihnen veranstalteten Sammlungen des vorhandenen ältern Stoffes. Der größte Theil neuer Schriften erscheint anonym, weil die persönlichen Verhältnisse der polnischen Schriftsteller den Landsleuten in der Regel hinlänglich bekannt und in Betreff derselben mithin besondere Rücksichten zu nehmen sind. Diese Anonymität kann in keinem Falle durch die einseitigen Vortheile, welche sie dem Schriftsteller bringt, alle die Nachtheile aufheben, welche das Publicum daraus zieht, denn in vielen Fällen führt sie zu den Anfeindungen und Verstimmungen, wovon die Beispiele ganz gewöhnlich sind. Die meisten der in Lemberg verfaßten anonymen Schriften sind in Posen erschienen, wo die Pseudo- und Anonymität ebenfalls nicht die besten Früchte getragen hat. Sie hat wiederholt zu Zänkereien geführt, welche der hier im allgemeinen ehrenhaft repräsentirten Schriftstellerei durchaus unwürdig waren.

(Schluß folgt.)

Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien.

Yembo.

(Schluß.)

Yembo gehörte früher unter die Regierung des Scherifs von Mekka, der die Zolleinnahme daselbst mit dem türkischen Pascha von Dschidda theilen sollte. Allein der Scherif eignete diese seinem eigenen Schatze zu und hält hier einen Statthalter mit einer Leibwache von sechzig Mann. Er scheint wenig andere Macht außer der Zolleinnahme zu haben, da die freien Araber der Stadt unter der Regierung und Verwaltung der von ihnen gewählten Scheikhs gelassen werden. Der mächtige Stamm der Dscheheyne durfte von dem Scherif nicht gering geachtet werden, und so oft ein Mann von Yembo ungerecht verfolgt wird, flieht er zu seinen Verwandten in die Wüste, welche gegen einige von des Scherifs Leuten oder Karawanen Retorsionsmaaßregeln ausüben, bis die Sache beigelegt ist. Der jetzige Scherif von Mekka, Ibn Aun, das Muster eines freien, ächten Arabers, steht mit den Dschehеyne und den Yembawis insbesondere im besten Vernehmen.

Als im Herbste des Jahres 1811 die türkisch-ägyptische Armee unter Tusun Pascha ihre erste Landung nahe bei der Stadt bewirkte, waren die Yembawis sehr geneigt, die Regierung des Scherif und der Wahabiten abzuschütteln; Ghalebs und Sauds Beamte, welche sich damals in der Stadt aufhielten, entflohen, und nach einem geringen Schein von Widerstand in den zwei ersten Tagen öffnete die Stadt ihre Thore und erfuhr einige Unbilden von den zügellosen türkischen Soldaten; Yembo wurde von ihnen besetzt und zu einem Depot der türkischen Armee gemacht, welche in der Nachbarschaft gegen den Feind kämpfte, gegen die Puritaner des Islam, die Wahabiten. Die Soldaten, von dem Pascha weit entfernt, benahmen sich zuchtlos und verübten Schandthaten aller Art. Jeder Bimbaschi, der mit seinen Soldaten hier landete, maßte sich während seines Aufenthalts das Regiment der Stadt an, während Selim Aga, der wirkliche Statthalter, der nur wenige Soldaten unter sich hatte, öfters eine bloße Null war. Es kam zu blutigen Schlägereien zwischen den Yembawis und den türkischen Truppen, gegen welche die bedenklichste Erbitterung herrschte. Ein türkischer Officier erschoß mit seiner Pistole auf der offenen Straße am hellen Tage einen jungen Araber, dem er einige Tage vorher schändliche Vorschläge gemacht hatte: er verübte diesen Mord mit Vorbedacht und mit der größten Ueberlegung aus Rache wegen der abschlägigen Antwort, und entfloh dann in das Quartier des Bimbaschi, dessen Soldaten aufgerufen wurden, ihn gegen die Wuth des Volkes zu schützen. Die Verwandten des getödteten Arabers eilten zu Tusun Pascha, um den Tod des Thäters zu verlangen, der auch wirklich hingerichtet wurde.

Die Dschehеyne, welche zu Yembo el Nakhel angesiedelt sind, gelten in ganz Arabien als wackere, ehrenfeste, tüchtige Männer. Sie haben sehr gute Racen von Nedschdpferden, die auf den Märkten von Hedschas sehr gesucht sind, auch Esel werden von jeder Familie gehalten, um das Wasser in die Stadt zu bringen, denn der Mangel an Dienern und Taglöhnern wird hier mehr als in einer andern Stadt Arabiens gefühlt. Kein Yembawi wird irgend eine Handarbeit verrichten, wenn er die geringste Aussicht hat, auf eine andere Weise für seine Existenz zu sorgen. Aegyptische Landleute, welche auf ihrer Wallfahrt an dieser Küste bleiben und das Geld für ihre Heimreise verdienen müssen, vermiethen sich als Lastträger und Arbeiter, tragen Holz, Wasser, machen die

Aufwärter und Ausläufer. Ich sah, wie einem Manne anderthalb Piaster bezahlt wurden, um eine Last etwa 500 Schritte weit von der Küste bis in ein Privathaus zu tragen.

Yembo ist in Hedschas hinsichtlich der Lebensmittel der Hauptort, und da es gutes Wasser besitzt und seine Lage gesünder zu seyn scheint, als die von Dschidda, so möchte es erträglich seyn hier zu wohnen, wenn nicht die unglaubliche Menge Fliegen wäre, welche diese Küsten heimsuchen. Niemand geht deßhalb ohne Strohfächer in der Hand aus, und es ist ganz unmöglich zu essen, ohne einige derselben, welche augenblicklich in den Mund kommen so wie man ihn öffnet, zu verschlucken. Man sieht Wolken von ihnen über die Stadt ziehen; sie setzen sich auch auf die Schiffe, die aus dem Hafen absegeln, und bleiben an Bord während der ganzen Reise.

Zu Yembo sah ich einen schönen Mann von dem Beduinenstamme Elmerkeda, welcher Honig und Butter zum Verkauf ausgestellt hatte. Diese Beduinen beobachten einen uralten Brauch ihrer Vorfahren, indem sie dem Fremden, der in ihren Zelten einkehrt, ein weibliches Glied der Familie zu seiner Gefährtin während der Nacht geben, sehr gewöhnlich des Wirthes eigenes Weib; ganz junge Mädchen werden niemals diesem barbarischen System der Gastfreundschaft geopfert. Wenn der Fremde sich seiner schönen Genossin angenehm gemacht hat, wird er am nächsten Morgen von seinem Wirthe mit der größten Aufmerksamkeit behandelt und bei dem Abschiede mit für die übrige Reise hinreichenden Lebensmitteln versehen; aber wenn er unglücklicherweise der Frau mißfiel, fand man am andern Morgen, daß seinem Mantel ein Stück fehlte, das sie als Zeichen der Verachtung abgeschnitten. Wurde dieser Umstand bemerkt, so ward der unglückliche Reisende von allen Frauen und Kindern des Lagers oder Dorfes verhöhnt und fortgejagt. Nur mit großer Schwierigkeit konnten die Wahabiten diese seltsamen Leute vom Stamme Elmerkeda zwingen, diesen Gebrauch aufzugeben, und als zwei Jahre hernach Mangel an Regen war, betrachteten sie dieses Unglück als eine Strafe dafür, daß sie die löblichen Bräuche ihrer ehrsamen Vorfahren verlassen.

Daß dieser merkwürdige Brauch unter dem Stamm Elmerkeda herrscht, hatte ich öfters während meiner Züge durch die verschiedenen Beduinenlager vernommen, ich konnte jedoch eine Erzählung, die mit unsern herrschenden Begriffen von der Achtung, in welcher die weibliche Ehre von den Arabern gehalten wird, so widersprechend ist, nicht leicht glauben; allein ich kann nunmehr keinen Zweifel mehr über diesen Gegenstand hegen, indem ich zu Tayf, Mekka und Medina von verschiedenen Personen, welche die Sache wirklich und gründlich in eigener Person erfahren hatten, den unzweideutigsten Beweis von der Wahrheit dieser Thatsache erhielt. Eben so bestätigt es sich, daß diese Beduinen ihre heurathsfähigen Töchter in ihren besten Kleidern auf den Markt bringen und vor ihnen hergehend ausrufen: Wer will die Jungfrau kaufen? die zuweilen vorher schon bestimmte Heurath wurde stets auf dem Markte geschlossen, was bis auf den heutigen Tag der Fall ist. Das Verlöbniß wird öffentlich verkündet und sämmtliche Verwandte werden alsdann zu einem Festschmaus geladen.

In den nordöstlich von Yembo sich hinziehenden Bergen sind Löwen, Panther und Wölfe keine Seltenheit und in den Felsschluchten horsten Adler, Geier und andere Raubvögel, die dem jungen Vieh der Beduinen sehr gefährlich sind. Die Leute vom Stamme Atyr sind als kecke, glückliche Jäger und Wildschützen in ganz Arabien berühmt. Ihre Nachbarn, die Beduinen des Stammes Sandura, verlegen sich mit Erfolg auf Mauleselzucht, handeln auch mit hölzernen und irdenen Geräthschaften, mit getrockneten Früchten, Datteln, Pistazien, Honig und Butter. Der spanische Dollar ist unter ihnen gangbar, aber auf ihren heimathlichen Märkten werden alle Artikel nach Kornmaaßen geschätzt. Die Gewänder dieser Beduinen bestehen aus Kattun und Leder. Bevor die Wahabiten ihnen die wahren mohammedanischen Lehrsätze beibrachten, wußten sie von ihrer Religion nicht mehr als das Feldgeschrei: Es ist kein Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet! Sie verrichteten keinen der vorgeschriebenen religiösen Bräuche und Saud, der glorreiche Wahabitenhäuptling, sandte zwei fromme Moslems zu ihnen, welche als Vorbeter und Religionslehrer Tag und Nacht zu fungiren hatten; Saud machte sich ein Verdienst daraus, diese verwilderten Kinder der Wüste in den Schooß des Islam zurückzuführen.

Ich lernte zu Yembo einen armen, aber dennoch muntern und fröhlichen Hadschi kennen, der mit seinem Weibe die Wallfahrt nach Mekka gemacht hatte. Als harmloser Pilger wurde er fast allenthalben, wie er mir erzählte, mit Gastfreundschaft beehrt. Bei seiner Ankunft in einem Städtlein oder Dorfe ging er zur Moschee und sagte einige Capitel aus dem Koran her. Die arabischen Einwohner fragten ihn dann, wer er sey und woher er komme, und versahen ihn als einen Mann Gottes reichlich mit Mehl, Milch, Rosinen und Hammelfleisch. Er wurde während seiner dreimonatlichen Pilgerschaft nie von Räubern angehalten. Er konnte nicht genau jede Tagereise bezeichnen, weil er von einem Beduinenlager zum andern zog und oft mehrere Tage auf Reisegefährten wartete. In der hochheiligen Stadt Mekka erhielt er sich dadurch, daß er während der Nacht vor den Häusern reicher Hadschis oder Wallfahrer Lieder zur Ehre des Propheten sang. Dieser arme Teufel von Hadschi gemahnte mich lebhaft an die vormaligen fahrenden Schüler und Klosterbrüder des Abendlandes, die sich gleichfalls mit Singen und Beten ihr Brod verdienten.

Oeffentliche warme Bäder in China.

(Athenäum vom 4 Januar.)

In der Stadt Schanghai, so wie in vielen andern großen Städten China's gibt es eine Menge Anstalten zu warmen Bädern, welche für die Gesundheit und Bequemlichkeit der Eingebornen von großer Wichtigkeit seyn müssen. Das Bad ist ein gemeinsames, für jeden einzelnen ist aber eine kleine Loge da, wo er sich aus- und ankleiden kann; außerhalb dieser Logen läuft dann noch ein schmaler Gang herum, von dem aus man ins Wasser hinabsteigt. Nachmittags und Abends sind

die Bäder gedrängtvoll, und wenn man in das Badezimmer tritt, ist der erste Eindruck fast unerträglich; der heiße Dampf füllt Augen und Ohren und macht, daß einem alsbald der Schweiß am Körper hinabrinnt. Der Ort wird durch den Dampf ganz dunkel, und es ist für einen Fremden ein äußerst komischer Anblick, die Chinesen mit ihrer braunen Haut und ihren langen Zöpfen in dem Wasser herumplätschern zu sehen. Die Gäste, welche in das gewöhnliche Zimmer gehen, zahlen nur 6 Kupferstück, die vornehmere Classe, welche ein besonderes Zimmer erhält, zahlt 18, bekommt dann aber noch eine Tasse Thee und eine Pfeife Tabak. Der Preis ist unglaublich nieder, denn 100 Kupferstück gelten nur etwa 14½ kr.

Zustände von Hayti und sein Verhältniß zu Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wollten wir hier in eine genauere Betrachtung der gesellschaftlichen Verhältnisse auf Hayti eingehen, so würden wir daselbst so manche Einrichtungen finden, die wohl unter der Herrschaft der Sklaverei vollkommen ihrem Zweck entsprochen haben mögen, sicherlich aber einem freien Volke nicht mehr anstehen. Als ein Beispiel sey nur das System der Wohnungen genannt. Ehemals war jede durch Sklaven angebaute Besitzung der Sitz einer Regierung im Kleinen, deren Oberhaupt unumschränkter Gebieter war. Die Sklaven waren ganz und gar seiner Willkür preisgegeben, und die öffentliche Macht, deren Wirken fast nur auf die Städte sich beschränkte, hatte sich mit den Verhältnissen des platten Landes beinahe gar nicht zu befassen.

Der Gebieter, der die Zügel dieser kleinen Autokratie in Händen hatte, ist jetzt mit der Sklaverei verschwunden, das alte System der Wohnungen besteht aber dessen ungeachtet an manchen Orten noch fort. Zu verwundern ist, daß dennoch nicht leicht ein Land zu finden seyn dürfte, wo eine so vollkommene Sicherheit der großen Straßen und öffentlichen Wege herrschte. Täglich macht man Geldsendungen auf allen Punkten der Insel, ohne daß man je von einem so kecken Diebstahl gehört hätte, wovon nur allzu häufige Beispiele in Europa vorkommen. Die Waaren- und Geldversendungen über See sind in der Regel nicht wie anderwärts von Frachtbriefen oder Empfangscheinen begleitet, dessen ungeachtet kommen nur höchst selten und in kaum erwähnenswerthem Maaßstabe Irrthümer oder Veruntreuungen vor.

Was die Tugend der Gastfreundlichkeit anlangt, so ist z. B. ein Fremder, sobald er auch nur einen Empfehlungsbrief an ein gutes Haus mitbringt, überall der besten Aufnahme sicher, und er kann das ganze Land durchreisen, ohne auch nur einen Heller für Kost und Wohnung auszugeben. Will er in einer Stadt sich einige Tage aufhalten und die Umgegend besuchen, so stellt ihm sein Wirth ein Pferd und alles sonst Nöthige zur Verfügung, und nicht selten begleitet er ihn persönlich. Diese gastfreundlichen Sitten sind eben, weil sie allgemein auf der Insel sind, auch Ursache, daß die wenigen Gasthäuser, die in den bedeutendsten Städten bestehen, nur mit größter Mühe sich zu erhalten vermögen.

Nicht wenig hat zur Unterhaltung des beunruhigten Zustandes von Hayti einerseits der — nach fünfundzwanzigjähriger Dauer endlich abgeschüttelte — Despotismus Boyers und andrerseits die stete Besorgniß vor einem Angriff von außen, namentlich von Seite Frankreichs, beigetragen. Erst seit 1838 haben die Haytier angefangen gegen einen solchen Angriff sich gesichert zu glauben, und von da an war es vorauszusehen, daß sie nicht lange mehr das Joch einer unterdrückenden und selbstsüchtigen Regierung tragen würden, die, statt die im Volk herrschende Begierde nach Aufklärung und Unterricht zu befriedigen, derselben vielmehr beharrlich entgegen arbeitete. Von diesem selbst die Landleute beseelenden Wissenstriebe gibt die Thatsache Zeugniß, daß dieselben sehr gern ihre Kinder in die Stadt gehen lassen, um dort einzig dafür, daß man sie lesen lehre, häusliche Dienste zu verrichten.

Auch die Behauptung der Vertheidiger der Sklaverei, als habe die Bevölkerung von Hayti seit der Unabhängigkeitserklärung abgenommen, ist durchaus falsch. Sie haben sich dabei auf eine Volkszählung vom Jahre 1827 stützen wollen, die vorgenommen wurde, um die Zahl der Einwohner zu bestimmen, die zur Bezahlung der durch die Ordonnanz von 1825 stipulirten Entschädigung an Frankreich beisteuern sollten. Es erscheint leicht begreiflich, daß bei einer Bevölkerung von 935,000 Seelen damals nur 423,032 Einwohner sich fanden, die im Stande waren, diese Auflage zu bezahlen. Dieß hinderte aber die beträchtliche Vermehrung der Bevölkerung durchaus nicht. Im Jahre 1789 betrug die Bevölkerung des französischen Antheils 523,803 Seelen, worunter etwa 40,000 Europäer sich befanden; die des spanischen Antheils 152,640, beide zusammen hatten also 676,443 Einwohner. Die Zahl der Sklaven im spanischen Antheil betrug 30,000.

Der Stand der Bevölkerung nach der Volkszählung von 1824 aber war folgender:

Departement	des Westens	351,205
—	des Südens	242,180
—	des Nordens	178,207
—	des Artibonite	108,544
—	von Cibao	29,428 *)
—	des Ozama	25,321 *)
		934,885

Leider stehen uns die Geburten- und Todesfälle-Register der ganzen Republik nicht zu Gebote, wohl aber die der Gemeinde Cap Hayti während der Jahre von 1821 bis 1826. Diese liefern folgende Resultate:

Jahre.	Geburten.	Sterbefälle.
1821	399	467
1822	468	334
1823	391	287
1824	404	230
1825	351	405
1826	501	342
	2514	2065

Der Zuwachs hat also in 6 Jahren 449 Seelen betragen. Zu bemerken ist noch, daß im Jahre 1821 eine Epidemie, im Lande Sarampion genannt, eine Art Scharlachfriesel herrschte, welche besonders viele Kinder wegraffte. Daraus erklärt sich die in jenem Jahre bemerkliche Mehrzahl der Todesfälle gegen die Geburten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man darf nicht vergessen, daß bei der Vereinigung des Ostens mit der Republik Hayti die Bevölkerung dieses Theils durch Auswanderungen bedeutend geschwächt wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 21.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Januar 1845.

Mexico.

Dieß Land ist am Vorabend einer Revolution, welcher wir, wenn es einer der gewöhnlichen Aufstände in spanisch-amerikanischen Staaten wäre, gewiß nur eine sehr geringe Aufmerksamkeit schenken würden; allein es handelt sich bei diesem Aufstand keineswegs darum, ob Santa Anna die Zügel behält, oder ob Paredes, welcher die Waffen gegen ihn ergriffen haben soll, sie an sich reißen kann, sondern hier ist der versteckte Kampf zwischen England und den Vereinigten Staaten um Texas und vielleicht um Cuba, mit andern Worten, es handelt sich um die Herrschaft im mexicanischen Golf. Seit mehrern Jahren hat Santa Anna Gelüste gezeigt, sich der unumschränkten Gewalt zu bemächtigen, er hat seinen Launen freien Lauf gelassen und seine Stellung auf eine niederträchtige Weise benützt, um durch die jeden Augenblick veränderten Zölle sich und seinen Anhängern die Taschen zu füllen; auch lassen einzelne hingeworfene Artikel sein Streben nach der Dictatur, nach souveräner Macht, ohne Mühe erkennen. Indeß hat es nicht an Gegnern gefehlt, der Congreß hat nur mit großer Mühe bewogen werden können, die vier Millionen Dollars, welche zur Bekämpfung von Texas bestimmt seyn sollten, zu bewilligen, augenscheinlich weil man überzeugt war, daß sie zu diesem nutzlosen und unfruchtbaren Kriege nicht verwendet werden würden. Santa Anna hat sich, voll Zorn über den von mehrern Seiten gefundenen Widerstand auf sein Landgut zurückgezogen, umgeben von einem Theil des ihm noch ziemlich ergebenen Heeres. Jetzt ist Paredes gegen ihn aufgestanden, wie manche behaupten wollen, auf Anstiften Santa Anna's selbst, um den Congreß zu nöthigen, ihn mit außerordentlicher Macht zu bekleiden. Dem sey jedoch wie ihm wolle, wir sind außer Stand, den Fäden der zahllosen hier gesponnenen Intriguen zu folgen, welche die Abtretung von Californien an England und von Texas an die Vereinigten Staaten zum Zweck hatten; gewiß ist nur, daß England für das erstere, Nordamerika für das zweite bedeutende Summen geboten haben, daß aber ein Rest von spanischem Stolz alle diese Anträge zurückwies.

Jetzt macht Nordamerika Miene, Texas mit oder gegen den Willen Mexico's sich einzuverleiben; es muß also zu einer Entscheidung kommen. Santa Anna hat sich als der entschiedenste Gegner der Nordamerikaner hingestellt, und seine Niederlage bei San Jacinto, so wie seine unfreiwillige Reise nach Washington lassen annehmen, daß die Amerikaner in der That seinen Stolz auf das Empfindlichste gekränkt haben, und darum bieten ihm jetzt die Engländer ihre Hand, um ihn zu ihrem dienstbaren Werkzeug zu machen. Leute, welche in Mexico einen bedeutenden Handel treiben, haben ihm drei Millionen Dollars versprochen, wenn er zu ihren Gunsten den von ihm aufgestellten Tarif ermäßige, sie haben ihm, falls er einwillige, ein Anlehen in London von 12 Mill. zu 5 Proc. unter Garantie der englischen Regierung zugesagt, und der englische Gesandte hat, damit man ja nicht verkenne, woher diese Anerbietungen kommen, den englischen Kaufleuten angekündigt, daß wenn einer von ihnen den geringsten Zoll an Paredes oder einen andern Gegner Santa Anna's zahle, derselbe von der englischen Gesandtschaft keine Unterstützung zu gewärtigen habe, wenn er von Santa Anna nochmals zur Bezahlung des Zolls angehalten werde. England konnte nicht wirksamer für Santa Anna Partei ergreifen und scheint entschlossen denselben mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln, schwerlich aber ohne sich ein Pfand geben zu lassen, zu unterstützen, damit er doch mit einiger Aussicht einen Krieg gegen Texas, d. h. gegen die Vereinigten Staaten unternehmen könne. Die von Mexico ausgestellten Caperbriefe würden dann schon von englischen Freibeutern benützt werden und England einen Krieg gegen Nordamerika führen, ohne in eigener Person aufzutreten.

Da es indeß nicht zu erwarten ist, daß Nordamerika einem solchen Spiel ruhig zusehen würde, und eben so wenig, daß Santa Anna Texas wirklich wieder erobere, diese kostbare Besitzung also, wo England mit vielem Gelde sich Anhänger zu erwerben gesucht zu haben scheint und welche die Herrschaft im mexicanischen Golf sichern würde, ihm entgehen wird, so scheinen die alten Plane Englands auf Cuba wieder aufzutauchen, und es ist stark davon die Rede, daß England sich

Cuba's bemächtigen werde, sobald die Vereinigten Staaten Texas besetzen. Den Vorwand zu einer Besetzung Cuba's würde der dort betriebene Sklavenhandel liefern. Espartero hatte in Voraussicht der zwischen Nordamerika und England sich ergebenden Schwierigkeit diesen Vorwand aus dem Wege zu räumen gesucht, und sein Gouverneur Valdez verfuhr ziemlich strenge gegen den Sklavenhandel, aber O'Donnell, den die jetzige spanische Regierung zum Generalgouverneur ernannt hat, benützte nach altem gutem Brauch den Sklavenhandel, um sich zu bereichern. In Folge hievon wurden die Drohungen Englands lebhafter, und da jetzt die texanische Angelegenheit eine Entscheidung herbeizuführen droht, hat auch die jetzige spanische Regierung sich veranlaßt gefunden, den Engländern jeden Vorwand zu benehmen: nicht nur hat sie ein sehr strenges Gesetz gegen den Sklavenhandel durch die Cortes annehmen lassen, sondern O'Donnell hat auch alsbald befohlen, daß vom 1 Januar 1845 an kein Sklavenschiff mehr in einen cubanischen Hafen einlaufen dürfe. Ob diese späten Maaßregeln den gewünschten Zweck erreichen, das steht dahin. Cuba soll den Engländern als Gegengewicht gegen Texas dienen, Spanien scheint aber nicht die mindeste Lust zu haben Cuba abzutreten, und wird in diesem Fall von Frankreich wohl aufs kräftigste unterstützt werden. Den Commentar zu diesen Verhältnissen bilden die gegenwärtigen Declamationen der englischen Blätter gegen die Botschaft des Präsidenten Tyler, den man wie einen Schulknaben hofmeistert, und allerlei von Puffendorf und Vatel zu sagen weiß, während es nicht an Seitenhieben gegen Frankreich fehlt, welches Texas gleichfalls anerkannt habe und moralisch verpflichtet sey, mit England gemeinsame Sache zu machen, daß Texas nicht in die Hände der Nordamerikaner falle. Indeß scheint man in England mit ängstlicher Spannung neuern Nachrichten aus Mexico über die dortige Wendung der Dinge entgegen zu sehen: ist die Schilderhebung von Paredes ernstlich gemeint, und siegt derselbe, so ist ein gütliches Auskommen Mexico's mit den Vereinigten Staaten wahrscheinlich; ist aber der Aufstand nur eine Maske oder siegt Santa Anna, so wird er Dictator und beginnt vielleicht den Krieg gegen Texas und die Vereinigten Staaten.

Polnische Literatur.

Lemberg, Posen und Paris.

(Schluß.)

Der Einfluß, welchen sich die bessere Partei des Großherzogthums Posen allmählich erworben hat, weicht den reactionären Bestrebungen der einzelnen Befangenen nicht, mit welchen Mitteln dieselben ihn auch zu brechen versuchen mögen. Die Wahrheit scheint hier vollkommen gesiegt zu haben. Ihren Triumph verdankt sie dem freieren Leben der Presse, und dem Wohlwollen, womit die Intelligenz auch von außen her gepflegt wird. Letztere findet hier bereite Gelegenheit, sich einen Mittelpunkt zu schaffen, und dieser ruht in dem Vereinswesen, welches hier besser gedeiht, als in irgend einem Landestheile, wo die polnische Sprache gesprochen wird. Die bereitwillige Ertheilung von Concessionen für Zeitschriften hat die Wirkung gehabt, daß deren seit wenigen Jahren in dem früher sogenannten polnischen Böotien eine beträchtliche Anzahl begründet worden ist. Die so in wenigen Jahren ins Leben getretenen Zeitschriften sind: rok (das Jahr), tygodnik liter. (literarisches Wochenblatt), oredownik (gelehrter Anzeiger), przyjaciel ludu (Volksfreund), und eine katholische Kirchenzeitung. Ohne Bedenken ist die in monatlichen Lieferungen erscheinende Schrift „Rok" allen andern Ephemeriden Großpolens vorauszusetzen, da sie den bestimmtesten Charakter hat und diesen in würdiger Art repräsentirt. Sie ist rein wissenschaftlichen Inhalts, während die andern Journale, als „oredownik" und „tygodnik" zwei verschiedene Elemente, das belletristische und wissenschaftliche zugleich einschließen, ihre Kräfte daher sich theilen müssen. Diese Theilung und Vermengung rechtfertigt sich jedoch durch die Beschaffenheit des lesenden Publicums, das dem größern Theile nach eben so viel Empfänglichkeit für die Unterhaltung, als für die Belehrung hat. Dagegen ist das Bedürfniß einer rein wissenschaftlichen Schrift für einen andern Theil des Publicums gleichfalls vollkommen darin bewiesen, daß die Zeitschrift „Rok" sich seit ihrem kurzen Bestehen eine weite Verbreitung errungen hat. Mitarbeiter derselben sind Moraczewski, Libelt, Wolowski, Cybulski, Trentowski, Cieszkowski, deren Namen den Nachbarn größtentheils bekannt seyn dürften.

Durch die theilweise Gediegenheit der Tagespresse ist eigentlich das jetzt herrschende Leben in den Literaturzustand des Großherzogthums Posen gedrungen, und der Journalismus hat deßhalb gerade für diese Provinz eine hohe Bedeutung. Er hat dieselbe um so mehr, da er durchaus nach einem festen Princip strebt, und in diesem, wenn gleich lange noch nicht einigen Streben wenigstens aller Lauheit Feind geworden ist. Aus der hiedurch gemehrten gegenseitigen Spannung hat sich eine reinere und gesundere Kritik entwickelt, die auf das wissenschaftliche Element von ausgezeichneter Wirkung gewesen ist. Als dessen Momente sind hauptsächlich die Geschichte und Philosophie hervorgetreten; in der ersteren haben vorzugsweise Graf Raczynski, Lukaszewicz, Moraczewski und von Warschau her Maciejowski lebhafte Thätigkeit geäußert, in der letzteren haben sich Trentowski in Freiburg, dessen polnische Werke sämmtlich in Posen erscheinen, sodann Libelt und Cieszkowski in den Vordergrund gestellt. Den wesentlichsten Fortschritt hat die Geschichte durch Sammlung und Veröffentlichung der Memoiren ehemals hochgestellter Personen, die Philosophie durch Trentowski's umfassende, nun fast die gesammte philosophische Disciplin enthaltende Schriften gemacht.

Dagegen ist die Belletristik seit kurzem von der schon erreichten Höhe herabgestiegen; denn es gab eine kurze Zeit, wo die schönsten belletristischen Werke von Wilna und Paris sich in Posen concentrirten, und damals hatte es den Anschein, als ob sich die gesammte Thätigkeit der polnischen Schriftsteller für immer nach diesem geistigen Mittelpunkte des Nationallebens hinziehen wollte. Der Drang hat jedoch nachgelassen,

und das Großherzogthum, d. h. die Stadt Posen, ist gegenwärtig fast lediglich auf seine eigenen, jedoch immer noch ansehnlichen Kräfte zurückgeführt.

Die Geistlichkeit hat ebenfalls begonnen an dem wissenschaftlichen Leben einen größeren Antheil zu nehmen, jedoch läßt sich über die Richtung und den Erfolg ihrer Thätigkeit noch kein sicheres Resultat aufstellen, nur das ist zur Freude der Bewohner des Großherzogthums gewiß, daß auch die Geistlichkeit mit den Laien ihre Sorgfalt für das Wohl der dem Wissen entfremdeten Volksclasse lebhaft vereint. Sie beginnt deßhalb vorzugsweise die Bearbeitung von Volksschriften, und ein neugebildeter Verein populärer Männer hat es übernommen, auch die niedere Classe hinlänglich mit nützlichen und angemessenen Schriften zu versehen, um daraus auf dem platten Lande Volksbibliotheken zu begründen und die Bildung mehr in die Masse dringen zu lassen.

Wir würden uns freuen erklären zu können, daß dieser selbe würdige Literaturcharakter auch unter den im Auslande wohnenden polnischen Schriftstellern herrsche. Unbedenklich ist dieses Ausland Paris, wo die Emigration und daher das literarische Leben fast seinen ausschließlichen Sitz hat. Die Pariser Literatur ist jedoch dem Parteigeiste zu sehr unterworfen, als daß man ihrem Charakter eine besonders hohe Stellung einräumen könnte. Es ist nicht zu läugnen, daß in der Emigration herrliche Elemente vorhanden waren und sind, daß sie in mancher Art Ausgezeichnetes hervorgebracht hat, — doch steht das Bessere unter der unendlichen literarischen Fruchtbarkeit der Emigration ziemlich vereinzelt da.

Als der auswandernde Theil der Polen in fremden Ländern seinen festen Sitz genommen hatte, da vereinigte Paris die Blüthe des polnischen Geistes. Joachim Lelewel, Ursin Niemcewicz, Adam Mickiewicz, Krasinski, Goszczynski, Bohdan Zalewski, Lucian Siemienski, Julius Slowacki, Garczynski und Michael Czajkowski bildeten damals einen engen Kreis. Diese Männer gedachten unter dem mildern Druck der Pariser Atmosphäre dem Vaterlande die Leuchte aufzuhängen und von dort die ganze Heimath mit ihrem Hauch zu durchdringen. Die Dichter griffen heftig, vielleicht zu gewaltsam, in die Saiten und glaubten, ihre Töne würden im Vaterlande vernommen und nachgesungen. Doch für den zurückgebliebenen Theil des Volks war alles ein Traum, was der Dichter der Emigration für Wirklichkeit ansah. Die Kluft zwischen der Hoffnung und der Gegenwart war zu groß, um durch die darübergeworfenen Lauten der Sänger unsichtbar zu werden. Unbedenklich konnte man an der Seine freundlicher träumen und hoffen, als an der Weichsel. Die Begeisterung fand hier kein Echo — und die nothwendige Folge war, daß sie selbst erstarb. Krasinski, Slowacki, Siemienski, Goszczynski und Garczynski hielten mitten in dem schon begonnenen poetischen Wettlauf inne, Zalewski verstummte, sobald ihn eine andere Luft, als die seiner Ukraine umgab, Mickiewicz stieg vom Musenrosse auf den Lehrstuhl, Niemcewicz und Montmorency ins Grab. Der Rest der Kräfte schwand durch den hereinbrechenden Mysticismus hin.

Als die Hauptcharaktere sich aus dem öffentlichen Leben mehr und mehr zurückzuziehen begannen, wurden für sie mittelmäßige Ersatzmänner nachgeschoben, und als man sah, daß auch die Mittelmäßigkeit vor der Publicität eine Rolle spielen könne, verbreitete sich eine ungefesselte Schreibwuth durch die ganze Schaar der Emigranten. Männer, die ehedem allem wissenschaftlichen Verkehr völlig fremd gewesen, griffen jetzt zur Feder, entweder aus Hoffnung auf äußern Gewinn, oder um sich als Mitglied einer der vielen entstandenen Parteien zu bekunden. Es bildete sich daher ein umfangreicher Journalismus, welcher den verschiedenen Parteien diente und die Debatte über politische und religiöse Dinge allgemein machte. Doch die Wissenschaft hatte daraus nur einen negativen Nutzen gezogen, da der Sinn der Verneinung in der Emigration, was auch im Wesen des Ideenstreits lag, durchaus vorherrschend war. Ein tieferes Studium und ein objectives Wissen konnte nicht aufkommen an der Unruhe des ungewohnten hoffnungs- und verzweiflungsvollen Lebenszustandes. Man sieht der ganzen Presse das Ephemere an; der Gedanke dehnt sich selten über den Raum einer Broschüre aus, aber dafür gibt's desto mehr einzelne Gedanken, Broschüren und Zeitschriften. Die Poesie hat in den ersten Jahren der Emigration ihre schönsten Früchte getragen, außer ihnen hat nichts den literarischen Ruf der Blüthe des polnischen Volkes erhöhen helfen.

Es hat den Anschein, als habe auch die Theilnahme an den Schriftwerkrn der Emigranten in Polen selbst schon nachgelassen. Man sehnt sich nicht mehr nach Czajkowski's Romanen, weil man ihrer rauschenden Sprache und ihrer Inhaltslosigkeit müde geworden; man hat den Steppensänger Zalewski vergessen, nachdem man gesehen, daß seine Grundsätze in der Lehre des Messianismus untergegangen, und kümmert sich nicht mehr um Slowacki, nachdem es klar geworden, daß er aus der dunklen Mystik seiner Dramen nicht zum lichtvollen Gedanken hindurchzudringen im Stande ist. Die Freundschaft Mickiewiczs hat den lebensvollen Mann vollends zur Schwärmerei hinübergezogen. Die poetische Epoche der Emigration ist ohne Zweifel vorüber, und es ist von ihr für die Literatur nichts Erhebliches mehr zu hoffen.

Zustände von Hayti und sein Verhältniß zu Frankreich.

(Fortsetzung.)

Was den Handel der Republik betrifft, so hat derselbe in den letzten Jahren eine beträchtliche Abnahme erlitten. Aber um zu zeigen, wie man daraus keineswegs auf eine Verminderung der Arbeit schließen darf, die nicht stattgefunden hat, seyen hier die zwei wirklichen Ursachen des Verfalls des haytischen Handels angedeutet.

Die erste liegt in dem beträchtlichen Sinken der Preise aller Erzeugnisse von Hayti, unter denen nur das hauptsächlichste, der Kaffee, hier erwähnt werden soll, der jetzt nicht die Hälfte des Ertrags vor 10 Jahren mehr liefert.

In den Jahren 1835 und 1836 wurden die 50 Kilogramme Kaffee im Lagerhause zu 65 bis 72 Franken verkauft, wovon ungefähr 10 Fr. an Kosten abzuziehen waren. 50 Kilogramme Kaffee zu 70 Fr. verkauft

gaben also damals einen Reinertrag von 60 Fr., die in Einfuhrwaaren umgesetzt wurden. In den Jahren 1843 und 1844 aber sind die Preise von 50 Kilogramme bis auf 32 und 40 Fr. gefallen. Da die Kosten beiläufig dieselben blieben wie früher, so blieben dem Erzeuger, der die 50 Kilogramme zu 36 Fr. verkaufte, nur etwa 26 Fr. 50 Cent. Reinertrag. Der Unterschied zwischen den beiden Epochen springt sonach klar in die Augen.

Die zweite Ursache liegt darin: das Gesetz erheischt, daß die Einfuhrzölle in ausländischer Münze bezahlt werden, die zur Zahlung der für Frankreich stipulirten Entschädigung bestimmt ist. Der Handel hat sich dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, baares Geld aus dem Auslande einzuführen, und mußte daher nothwendigerweise seine Einfuhren an Waaren um den gleichen Betrag vermindern. Ein Kaufmann also, der gewöhnlich für 100,000 Fr. Geschäfte machte, mußte nun dieselben auf 80,000 Fr. in Waaren herabsetzen, weil er sich mit etwa 20,000 Fr. an Geld versehen mußte. Es ist klar, daß wenn der Handel auch ferner dieselbe Quantität von Waaren eingeführt hätte, wodurch eine Einfuhr baaren Geldes von ungefähr 25 Proc. nothwendig geworden wäre, die Folge nicht hätte ausbleiben können, daß die ausführbaren Producte, die zur Bezahlung beträchtlicherer Werthe hätten dienen müssen, auch die Concurrenz zu ihren Gunsten gehabt hätten, eben deßhalb also im Preise gestiegen wären. So geschah es auch, wenn durch den Schmuggelverkehr die Einfuhren eine beträchtliche Zunahme erfuhren; die Kaffeepreise stiegen dann nicht unbedeutend.

Einerseits also das Sinken der Preise der Erzeugnisse Hayti's in Europa, welches nothwendig auch eine Verminderung der europäischen Einfuhren in Hayti und sonach auch der von dem Schatze davon erhobenen Einfuhrzölle zur Folge hatte; andrerseits die Verbindlichkeit, in Baargeld einzuführen, was man viel lieber in Waaren eingeführt hätte, und wodurch eine neue Verminderung der Einfuhren und der Einkünfte Hayti's verursacht wurde, das sind die wahren Ursachen des Verfalls seines Handels.

Die Arbeit aber hat auf Hayti nicht, wie seine Gegner sagen, ab-, sondern zugenommen. Dieß ergibt sich am unwiderleglichsten aus der zunehmenden Quantität der Ausfuhren. Betrachten wir die vier Hauptausfuhrartikel der Insel, und zwar zuerst in den Jahren von 1822 bis 1826, dann im Jahre 1843.

Es wurden aus Hayti ausgeführt:

	Pf. Kaffee.	Pf. Baumwolle.	Pf. Campecheholz.	Fuß Acajouholz.
1822	24,235,372	592,868	8,295,080	2,622,277
1823	33,802,837	332,256	6,607,300	2,369,047
1824	44,269,084	1,028,045	3,858,150	2,181,747
1825	36,034,300	815,700	3,948,190	2,986,469
1826	32,189,784	620,972	5,307,740	2,136,984
	170,531,377	3,389,341	28,016,460	12,296,524

Dieß ergibt in runden Zahlen durchschnittlich 34 Mill. Pf. Kaffee, 678,000 Pf. Baumwolle, 5,600,000 Pf. Campecheholz und 2,460,000 Fuß Acajouholz.

1843 aber wurden ausgeführt in runden Zahlen: 35 Mill. Pf. Kaffee, 2 Mill. Pf. Baumwolle, 30 Mill. Pf. Campecheholz, 6 Mill. Fuß Acajou.

Aus der Vergleichung beider Uebersichten ergibt sich, daß die Erzeugung von Kaffee wenig sich geändert, die von Baumwolle sich verdreifacht, die des Acajouholzes sich mehr als verdoppelt und die des Campecheholzes sich verfünffacht hat. Gerade diese Ziffern zu Stützpunkten nehmend wollen nun die Gegner von Hayti die Abnahme der Ernten daselbst beweisen, und verfahren dabei in folgender Weise. Sie sagen:

34,000,000	Pf. Kaffee zu 60 Fr. die 50 Kilogr. geben	20,400,000
678,000	Pf. Baumwolle zu 100 Fr. — —	678,000
5,600,000	Pf. Campecheholz zu 11 Fr. — —	616,000
2,460,000	Fuß Acajouholz oder 12,300,000 Pf. zu 13 Fr. die 50 Kilogr. geben	15,990,000
		23,293,000

Demnach, sagen sie weiter, ergaben die vier Hauptausfuhrartikel der Republik auf den Märkten vor 10 Jahren eine durchschnittliche Summe von 23 Mill. Fr., während 1843 die Ausfuhr der nämlichen Artikel sich nur auf 19 Mill. Fr. belief, und sie fragen nun, ob darin nicht ein offenbarer Beweis von der Abnahme der Ernten auf Hayti liege? — Um aber zu einem derartigen Schlusse zu kommen, verschweigen sie wohlweislich das obenerwähnte enorme Sinken der Preise und die ihnen nicht minder bekannten oben angeführten Ziffern für 1843, die wir in der folgenden Uebersicht noch einmal aufführen, aber mit dem niedrigen Preise, den die Waaren in der That hatten:

35,000,000	Pf. Kaffee zu 35 Fr. die 50 Kilogr.	12,250,000
2,000,000	Pf. Baumwolle zu 65 Fr. —	1,300,000
6,000,000	Fuß Acajouholz = 3,000,000 Pf. zu 10 Fr. die 50 Kilogr.	3,000,000
30,000,000	Pf. Färbehölzer zu 8 Fr. die 50 Kilogr.	2,400,000
		18,950,000

Es wurde hier absichtlich das Jahr 1843, in welchem Hayti von Unglück aller Art heimgesucht wurde, zur Vergleichung als Grundlage genommen. Wollte man weiter zurückgehen, so würde man z. B. finden, daß die Ausfuhren an Campecheholz betragen haben 1840 im Ganzen 39,283,205 Pf., 1841 sogar 45,071,391 Pf.

Unter den Artikeln, deren Erzeugung sich vorzugsweise vermehrt hat, ist auch der Tabak. Es wurden davon ausgeführt:

1822	588,957 Pf.	1838	1,995,049 Pf.
1823	387,014 —	1839	2,102,791 —
1824	718,679 —	1840	1,725,389 —
1825	503,425 —	1841	3,209,690 —
1826	340,588 —	Durchschnittlich	2,258,229 —
Im Durchschnitt	507,533 —		

(Fortsetzung folgt.)

Ein proceßsüchtiger Fürst. Am 14 December vor. J. starb zu Rom 71 Jahre alt der Fürst Francesco di Massimo, der im Augenblick seines Todes über 700 Processe bei den verschiedenen Gerichtshöfen der römischen Staaten anhängig hatte. Er hatte die Processe alle selbst angefangen, meistens um Bagatelle, und führte einen großen Theil derselben selbst schriftlich. Ein bedeutendes Vermögen war durch Gerichtskosten bereits nahezu aufgegangen, und seine Erben, sämmtlich Seitenverwandte, beeilten sich die Processe aufzugeben, da sie ihre ohnehin sehr mäßige Erbschaft nicht durch Gerichtskosten vollends aufopfern wollten, und zwar in Processen, die beim glücklichsten Ausgange Verlust gebracht hätten. (Voleur vom 5 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 22.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Januar 1845.

Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien.

(Nach dem Englischen des Archibald Campbell.)

Medina.

Unsere Karawane hielt in einem großen Hofe in der Vorstadt, wo die Ladungen abgepackt wurden, und alle die Reisenden, welche mit ihr angekommen waren, zerstreuten sich gleich darauf, um Wohnungen zu suchen. Mit Hülfe eines Mezowar, eine Europa's Eckenstehern ähnliche Menschenclasse, erhielt ich nach einiger Mühe ein gutes Zimmer in der Hauptmarktgasse der Stadt, etwa 50 Schritte von der großen Moschee. Mein Mezowar, dessen guter Kunde ich nun geworden war, half mir auch bei dem Einkauf aller nöthigen Lebensmittel.

Medina liegt am Saume der großen arabischen Wüste, nahe an der Bergkette, welche das Land von Norden nach Süden durchzieht. Diese ansehnliche Bergkette läuft herab bis gen Akaba östlich vom rothen Meere, von wo sie sich bis nach Yemen hin ausdehnt. Medina ist in die innere Stadt und die Vorstädte getheilt; erstere bildet ein Oval, welches in eine Spitze endigt, das Castell ist an dieser Spitze auf einer kleinen felsigen Erhöhung erbaut, und das Ganze von einer dicken steinernen 35 bis 40 Fuß hohen Mauer umschlossen, die von 30 Thürmen beschützt und von einem Graben umgeben ist. Die Mauer ist in vollkommen gutem Zustande und bildet in Arabien ein sehr respectables Vertheidigungsmittel, so daß Medina immer als die Hauptfestung von Hedschas betrachtet wurde. Während des Mittelalters war die Stadt ganz offen und täglich den Einfällen der benachbarten Beduinen ausgesetzt. Nach dem arabischen Historiker Asami wurde sie, wie sie jetzt steht, gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erbaut. Drei schöne Thore führen in die Stadt: Bab-es-Schami an der Nordseite, Bab-el-Dschema an der Ostseite und Bab-el-Mesri an der Südseite,*) welches nächst dem Bab-el-Fatu zu Kairo das schönste Stadtthor ist, welches ich im Orient gesehen habe. Nahe bei dem Bab-es-Schami und dem Castell ist eine Nische in der Stadtmauer, wo nach der Sage ehedem eine kleine Capelle war, von wo aus die kriegerischen Anhänger Mohammeds bei ihren Uebungen im Wettlaufen den Cursus zu beginnen pflegten.

Medina ist gut und ganz aus Steinen gebaut, die Häuser sind gewöhnlich zwei Stock hoch mit einem flachen Dache; da sie nicht weiß getüncht sind und die Steine eine dunkle Farbe haben, so sehen die Straßen düster aus und sind meistentheils sehr eng, da sie oft nur zwei oder drei Schritte breit sind; einige der Hauptstraßen sind gut gepflastert — eine Bequemlichkeit, welche ein Reisender in Arabien kaum zu finden erwartet. Es ist im Ganzen eine der bestgebauten Städte, die ich im Orient sah, und kommt in dieser Beziehung zunächst nach Aleppo. Gegenwärtig sieht die Prophetenstadt etwas verödet aus und viele Häuser beginnen zu verfallen; ihre Eigenthümer, die früher großen Gewinn von der Menge der Reisenden bezogen, die hier zu allen Zeiten des Jahres ankamen, finden jetzt ihr Einkommen vermindert und scheuen die großen Kosten des Bauens, da sie wissen, daß sie ihnen durch das Vermiethen der Zimmer nicht wieder ersetzt werden. In jedem Theil der Stadt sieht man verfallene Häuser und Mauern, die der Wiederherstellung bedürfen, und Medina bietet denselben Anblick dar, wie die meisten Städte des Orients, welche jetzt nur noch ein schwaches Bild ihres alten Glanzes sind.

Medina's Hauptstraße ist auch die breiteste und führt vom Kairothore zur großen Moschee; in dieser Straße sind die meisten Buden. Eine andere beträchtliche Straße, El-Belat genannt, läuft von der Moschee nach dem syrischen Thor, aber viele ihrer Häuser sind verfallen; diese hat auch einige Buden, aber in den andern Theilen der Stadt werden keine gefunden, und darin unterscheidet sie sich von Mekka, welches ein fortlaufender Markt ist. Im allgemeinen gleicht letzteres mehr einer arabischen Stadt als Medina, welches einer syrischen Stadt ähnlicher sieht.

Eine schöne, öffentliche Schule, Medrese-el-Hamdye genannt, befindet sich in der Straße El Belat, eine ähnliche in der

*) Ersteres bedeutet das syrische Thor, das zweite das Moscheethor, das dritte das ägyptische Thor.

A. d. R.

Nachbarschaft der Moschee, wo der Scheikh el Haram oder der Aufseher derselben wohnt. Ein großes Kornmagazin mit einem geräumigen Hofe erblickt man in dem südlichen Quartier der Stadt; ein öffentliches, mit bedeutsamen Inschriften und Sculpturen geschmücktes Bad, nicht weit vor dem Kornmagazin, wurde von dem Wesir eines Kalifen erbaut. Für den Mangel anderer öffentlichen Anstalten entschädigen die zahlreichen hübschen Privatwohnungen, die kleine Gärten mit Brunnen haben, deren Wasser zur Bewässerung gebraucht und in Marmorbecken gefaßt wird. Im Sommer bringen hier die Eigenthümer unter lustigen Lauben die Mittagszeit zu.

Die Stadt selbst ist auf dem niedrigsten Theil der Ebene erbaut, denn sie empfängt die Regenbäche von den westlichen Bergen sowohl als die Bäche von den südlichen und südöstlichen Quartieren, und diese erzeugen in der Regenzeit zahlreiche Tümpel stehenden Wassers, welches nach und nach verdünsten muß, indem die Gärten, Bäume und Mauern, von welchen die Ebene voll ist, den freien Luftzug unterbrechen. Die Gärten und Dattelbaumpflanzungen mit dazwischen liegenden Feldern umschließen die Stadt von drei Seiten und lassen bloß den Theil der Ebene dem Blick offen, welcher auf der Seite der Straße nach Mekka ist, wo die steinige Natur des Bodens den Anbau unmöglich macht.

Das Castell ist von einer sehr festen Mauer und einigen hohen und starken Thürmen umgeben. Es wurde mir nicht gestattet in dasselbe zu treten, als ich zu dem Thore kam. Es enthält für 800 Mann Raum genug, hat viele gewölbte, bombenfeste Gemächer, und wenn es gut besetzt und mit Lebensmitteln versorgt ist, kann es von einer arabischen Armee für unüberwindlich gehalten werden, da es auf einem Felsen erbaut ist und daher nicht unterminirt werden kann. Einer europäischen Artillerie jedoch würde es als eine unbedeutende Festung erscheinen; es hat einen tiefen Brunnen mit gutem Wasser. Gegenwärtig sind nur vier Kanonen auf seinen Thürmen aufgepflanzt.

Im Westen und Süden der Stadt sind die Vorstädte, welche mehr Grund und Boden einnehmen, als die Stadt selbst. Sie sind von ihr durch einen offenen Raum getrennt, welcher vor dem Thore von Kairo einen öffentlichen Platz, Monak genannt, bildet — ein Name der anzeigt, daß hier die Karawanen halten, was auch wirklich der Fall ist, da er jederzeit von Kamelen und Beduinen gedrängt voll ist. Einige Reihen kleiner Hütten und Läden sind hier errichtet, in welchen Lebensmittel, namentlich Korn, Datteln, Vegetabilien und Butter verkauft werden, und einige Kaffeebuden, die den ganzen Tag von Gästen besetzt sind. Vier Thore führen aus den Vorstädten in das offene Land, sie haben kleine hölzerne Thüren ohne sonderliche Festigkeit. Der größere Theil der Vorstädte besteht aus großen Höfen mit niedern Wohnungen, die rings um dieselben im Erdgeschoß angebracht und von einander durch Gärten und Pflanzungen getrennt sind. In einem solchen großen Hofe hausen gewöhnlich dreißig bis vierzig Familien und sie bilden in dieser Weise eben so viele kleine Dörfer, welche in Zeiten einer wankenden Regierung öfters unter einander in verzweifelte Fehden verwickelt waren. Das Vieh wird mitten in dem Hofe gehalten und in jedem derselben ist ein großer Brunnen; der einzige Eingang wird regelmäßig des Nachts verschlossen. Auf der Süd- und Nordwestseite der Stadt, innerhalb des Umfangs der Mauer, bestehen die Vorstädte gänzlich aus solchen Höfen mit ausgedehnten Gärten zwischen und hinter ihnen. Auf der Westseite besteht die Vorstadt aus regelmäßigen und gutgebauten Straßen mit Häusern, die denen im Innern der Stadt ähnlich sind. Eine breite Straße, El Ambarye genannt, geht durch diesen Theil der Vorstadt und hat zu beiden Seiten gute Gebäude. In ihrer Nachbarschaft wohnte eine Zeit lang Tusun Pascha, ehe er gegen die Wahabiten zu Felde zog, in einer angenehmen Privatwohnung und nahe dabei in dem besten Hause der Stadt, des Pascha Mutter, Mehemed Ali's Gattin, und seine eigenen Frauen, welche zum Besuch gekommen waren.

Die Vorstädte zerfallen in zwölf Quartiere und viele Bewohner der innern Stadt haben hier ihre Sommerhäuser, wo sie während der Dattelernte einen Monat zubringen. Jeder Garten ist von einer Mauer eingeschlossen, und einige enge Gäßchen, eben breit genug für ein beladenes Kamel, durchkreuzen die Vorstädte nach allen Richtungen.

Auf dem Monak sind zwei Moscheen; die eine heißt Mesdsched Ali und ihr Alter soll in die Zeiten Mohammeds hinaufreichen. Sehr oft soll Mohammed hier gebetet haben und zur Bequemlichkeit der Bewohner der Vorstädte, welche von der großen Moschee entfernt sind, wird das Kotbe oder Freitagsgebet gleichfalls hier verrichtet. Die andere Moschee heißt Mesdsched Omar, und es gehört zu ihr eine öffentliche Schule (Medrese). In den frühern Zeiten des Islam waren in Medina über vierzig Moscheen. In dem Quartier El Ambarye wird das Haus, wo Mohammed lebte, noch immer gezeigt, viele jedoch bezweifeln diese Tradition und die Stelle wird nicht als einer der heiligen Orte besucht.

Die Stadt wird mit süßem Wasser durch einen schönen unterirdischen Canal versehen, welcher auf Kosten des Sultan Soliman, des Sohnes Selim des Ersten, von dem in südlicher Richtung etwa ¾ Stunden entfernten Dorfe Koba hieher geführt wurde. Das Wasser ist reichlich vorhanden, und in mehreren Theilen der Stadt führen Stufen zu dem Canal hinab, wo die Einwohner ihren Wasservorrath holen, aber nicht wie in Mekka, dafür bezahlen müssen. In dem Umfang des Monak ist ein großes, mit Steinen ausgelegtes Wasserbecken, welches gleiche Tiefe mit dem Canal hat und beständig voll Wasser steht. In einer Tiefe von zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß fließt das Wasser in den Canal; es entspringt aus mehreren Quellen zu Koba; wenn es eine halbe Stunde in einem Geschirre stehen gelassen wird, bedeckt es die Seiten desselben mit einer weißen, salpetrigen Kruste, und alle Fremden, welche nicht von frühester Jugend an daran gewöhnt sind, beklagen sich, daß es ihnen Indigestionen verursache. Es ist bei seiner Quelle in Koba laulich und hat auch diese Temperatur noch zu Medina. Brunnen sind in der ganzen Stadt zerstreut; jeder Garten hat einen, durch den er bewässert wird

und wo man immer 25 bis 30 Fuß tief in die Erde bohrt, findet man Wasser in Menge. Das Wasser einiger Quellen ist süß genug zum Trinken, das andere ganz salzig. Die Fruchtbarkeit der Felder und Gärten steht im Verhältnisse zu der Eigenschaft des Brunnenwassers; die mit Salzwasser bewässerten lohnen kaum die Arbeit des Eigenthümers, nur die Dattelbäume treiben an jedem Orte gleich gut.

Nebst dem Wasser der Brunnen und der Wasserleitung empfängt die Stadt im Winter einen Vorrath durch den beträchtlichen Regenbach, der von Süden nach Norden durch die Vorstädte fließt und in einem steinigen Thale sich verliert. Ein starker Regen füllt in einer Nacht sein Bett, obgleich er gewöhnlich eben so schnell abnimmt als er anschwillt. In dem Theile der Vorstadt, welcher El Ambarye genannt wird, findet man eine gut gewölbte steinerne Brücke über sein Bett, wo es etwa 40 Fuß breit ist. Die benachbarte Gegend ist voll ähnlicher Regenbäche, welche viele Teiche und niedere Gründe anfüllen, in denen das Wasser oft bis zu den Sommermonaten stehen bleibt. Diese zusammen mit den Brunnen tragen dazu bei, die Umgebungen dieser gebenedeiten Stadt wegen ihres Ueberflusses an Wasser berühmt zu machen, indem sie in dieser Beziehung vielleicht jeden andern Ort des nördlichen Arabiens übertrifft. Medina war deßhalb in den frühesten Zeiten eine sehr bedeutende Niederlassung der Araber, lange bevor es durch die Flucht, den Aufenthalt und den Tod Mohammeds unter den Moslems zu großer Heiligkeit gelangte.

Der große Ueberfluß an Wasser macht in dieser Stadt die Cisternen unnöthig. Während eines starken Regens wird der Monak zwischen den Vorstädten und der Stadt ein vollkommener See, und die südlichen und südöstlichen Umgebungen sind mit Wasser bedeckt. Die Einwohner halten diese Ueberschwemmungen für ein sicheres Zeichen von Ueberfluß, weil sie nicht nur ihre Dattelbäume gut bewässern, sondern auch über die entferntesten, von Beduinen bewohnten Ebenen gedeihliches Wachsthum verbreiten; die Einfuhren von Vieh und Butter, wovon Medina's Bedarf abhängt, besorgen jene Beduinen. (Fortsetzung folgt.)

Weizenbau in Frankreich.

Der Weizenbau in Frankreich nimmt über 5,500,000 Hektaren oder mehr als zwei Fünftheile des angebauten Landes in Frankreich ein. Kein Land Europa's hat eine gleiche Ausdehnung Ackerbodens zum Anbau des Weizens bestimmt. Die Aussaat beträgt für diese 5½ Mill. Hektaren Landes über 12 Mill. Hektolitres und das jährliche Erzeugniß 70 Mill. Hektolitres, also verhält sich die Ernte zur Aussaat wie 6¼ : 1, ein Beweis der Unvollkommenheit, in welcher sich der Ackerbau noch befindet, denn da 6¼ eine Mittelzahl ist, so ist also an vielen Orten der Ertrag noch bedeutend weniger als das sechste Korn. Der Gesammtwerth dieser 70 Mill. Hektolitres Weizen ist 1100 Mill. Fr. Der Werth und somit auch der Preis des Weizens ist in verschiedenen Theilen Frankreichs sehr verschieden; im Norden ist der Weizen viel weniger theuer als im Süden, und diese Ungleichheit des innern Werthes und des Preises erzeugt Mangel an dem einen und Ueberfluß an dem andern Ende des Landes. Seit 80 Jahren hat sich trotz aller Unvollkommenheit des Ackerbaues die Weizenerzeugung fast verdoppelt. (Echo du Monde Savant vom 5 Dec.)

Zustände von Hayti und sein Verhältniß zu Frankreich.

(Schluß.)

Es wäre sicherlich überflüssig, solchen Ziffern noch einen Commentar beizufügen. Nur noch eine Behauptung einiger Reisenden, die thatsächlich richtig ist, bedarf einer Aufklärung, um nicht zu einer irrigen Ansicht Anlaß zu geben. „Viele große Pflanzungen, sagen dieselben, liegen in Ruinen, und viele andere liefern kaum den zehnten Theil des Ertrags, den sie vor 10 Jahren ergaben.“ Wie gesagt, diese Thatsache ist vollkommen richtig, aber man vergißt dabei nur, daß die Leute, welche dieselben früher anbauten und also deren Wohlstand begründeten, sich unabhängig gemacht haben und nun selbst Grundeigenthümer geworden sind. Um dahin zu gelangen, war verdoppelte Arbeit nöthig, und der kleine Fleck Landes, dessen Ertrag jetzt die Ernte der Familie ausmacht, hat unsägliche Mühen und Anstrengungen gekostet. Dagegen ist aber auch der Wohlstand der ehemaligen Eigenthümer auf die neuen übergegangen, und wenn der Reichthum der großen Pflanzungen einerseits zerstört ist, so hat dagegen jener der kleinen Grundbesitzer auf dem Lande zugenommen. Und dabei ist noch wohl ein Umstand nicht zu übersehen: die Zunahme der Arbeit ist eingetreten trotz des gänzlichen Mangels an jeder Polizei und der häufigen Störungen der Landleute, die zugleich Soldatendienste thun, oft ihre Ernten im Stiche lassen und in ihre Garnisonen einrücken müssen.

Nachdem wir so die von den Vertheidigern der Sklaverei vorgebrachten Vorwürfe gegen Hayti in ihrem wahren Lichte gezeigt haben, müssen wir noch einige Beispiele der vielfachen diplomatischen Plackereien anführen, die, ohne Bedeutung an sich, doch das Aufblühen Hayti's sehr gehemmt und ihm die Erfüllung seiner Verpflichtung gegen Frankreich vorzugsweise erschwert haben. Zwei oder drei Fälle dieser Art werden zur Charakterisirung der Sache hinreichen.

Eines Tages gab der französische Consul seinen Landsleuten ein Fest, als ein der Hefe des Volkes angehörendes Individuum, das ein verworfenes Gewerbe trieb, auf dem Balcon des Consularhauses einen Herrn bemerkte, der ihm angeblich noch die Gebühren für eine Commission schuldete; der Elende ruft demselben zu, sogleich hinabzukommen, wo nicht, werde er hinaufkommen. Einer der andern Gäste, der sein Ansehen gegen diesen Menschen geltend machen zu können glaubte, geht ihm entgegen und trifft ihn auf der Galerie am Eingangsthor. Er sucht ihn nun in Güte zu überreden weiter zu gehen und legt dabei die Hand auf dessen Schulter. Aber in demselben Augenblick beginnt der Elende zu schreien, man habe ihn geschlagen, und stürzt sich auf den Herrn, der vermitteln wollte. Um weiterem Scandal vorzubeugen, ließ die Behörde dieses Individuum unverzüglich festnehmen, und bald erfolgte die durch gerichtliches Urtheil ausgesprochene Bestrafung desselben. Dieser an sich so einfache Vorfall nahm aber bald einen politischen Charakter an; der Consul erklärte sich mit der dem Schuldigen widerfahrenen Bestrafung noch nicht befriedigt: er verlangte eine exemplarischere Züchtigung, und ließ es selbst nicht an Drohungen fehlen, um sie zu erlangen. Auf ganz Hayti entstand darüber große Beunruhigung, die erst sich legte, als man die Gewißheit erlangt hatte, daß die französische Regierung die ganze Sache nach ihrer wahren Bedeutung beurtheilte.

Ein zweiter Grund zu Besorgnissen lag in folgendem Umstande. Der Agent der haytischen Regierung bei der französischen Regierung unter der Restauration schloß zu Paris Verträge ab, welchen zu Port au Prince die Ratification versagt ward, weil sie der bestehenden Gesetzgebung zuwiderliefen. Nach der Juliusrevolution glaubte dieser Agent sich auch enthalten zu müssen, seine Vollmachten erneuern zu lassen: alsbald brach der französische Consul jeden Verkehr mit der haytischen Regierung ab und schiffte sich nach Frankreich ein, nachdem er die Besorgniß vor einem nahen Angriffe auf die Insel rege gemacht hatte. Die erwähnte Verweigerung der Ratification des zu Paris abgeschlossenen Vertrags hat man von französischer Seite als eine Hintansetzung aller Frankreich gebührenden Rücksicht und Achtung, ja als eine ernstliche Beleidigung betrachten wollen: indeß ist es wohl unbestreitbar, daß wenn eine Regierung in den ihrem Agenten gegebenen Instructionen das Ratificationsrecht sich vorbehalten hat, jedenfalls eine Beleidigung, eine Verletzung gegen die den Vertrag unterzeichnende Nation in der Ausübung dieses Rechtes nicht liegen kann, am allerwenigsten wenn der Nachweis geliefert wird, daß derselbe Agent seine Vollmachten überschritten hat.

Endlich, dritter Fall, ein Franzose wurde gefangen gesetzt unter der Beschuldigung, falsche Schatzcassenscheine ins Land eingeführt zu haben; der französische Consul verlangte auf der Stelle seine Freilassung, und die haytische Regierung war schwach genug, auf diese Forderung einzugehen. Dieser Vorgang erregte große Aufregung, die auf einen noch höhern Grad stieg, als man sah, daß der Angeklagte zu gleicher Zeit der Jurisdiction der haytischen Gerichte, wie jener der französischen entrückt worden war. Ein zu Port au Prince erscheinendes Blatt machte sich nun zum Organ der herrschenden öffentlichen Stimmung, aber der energische Ausdruck des allgemeinen Unwillens erregte das Mißfallen des französischen Consuls; er brachte alsbald eine Klage gegen das betreffende Blatt an und reichte kurz darauf der Regierung sein Ultimatum ein. Als er nicht auf der Stelle die verlangte Genugthuung erhielt, ließ er seine Flagge einziehen und zog sich an Bord eines Kriegsschiffes zurück, wo er blieb bis zur Ankunft eines Admirals. Zum Glück war dieser ein ruhiger und ohne vorgefaßte Meinung urtheilender Officier, der die Sache nicht durch die Brillen der Leidenschaft und eines übelangewendeten Selbstgefühls betrachtete. Nach einer kurzen Besprechung mit dem damaligen Präsidenten Boyer, bei welcher er die Ueberzeugung erlangt hatte, daß derselbe der Rückkehr des Consuls durchaus nicht entgegen sey, gab er diesem die Weisung, sich wieder auf seinen Posten zu begeben. Jeder Unbefangene mag beurtheilen, ob es sich der Mühe verlohnte, um solcher Bagatelle willen so großen Lärm zu schlagen und das ganze Land in Unruhe zu setzen!

Wir könnten auch noch von den letzten Ereignissen sprechen, bei denen die Intriguen des französischen Viceconsuls zu Santo Domingo, Hrn. Juchereau de St. Denis, eine Hauptrolle gespielt, einigen hundert Haytiern das Leben gekostet, so wie den Verlust eines guten Theils der Ernte des Landes verursacht haben. Einzelnes darüber ist bereits zur Oeffentlichkeit gelangt, die volle Wahrheit wird aber auch noch zu Tage kommen.

Die letzte Sendung des Hrn. Adolphe Barrot von Seite der französischen Regierung nach Hayti hatte dort die Hoffnung auf die Herstellung eines freundlichern Verhältnisses zur französischen Regierung erregt. Die letzten Unterhandlungen, die mit Bezahlung des 1843 verfallenen Ziels der Entschädigung endeten, waren geeignet, Frankreich die Märkte von Hayti für den Absatz seiner Industrie- und Bodenerzeugnisse wieder zu öffnen. Als die von der haytischen Regierung ernannten Commissäre von Hrn. A. Barrot einen Aufschub im Vollzug des Vertrags von 1838 ohne Gegenleistung nicht zu erlangen vermochten, machten sie dem Vernehmen nach das Anerbieten: entweder einer Herabsetzung der Zölle auf die Waaren von französischer Herkunft, wie Weine, Oele, Branntwein, Essig, Pariser Modeartikel u. s. w., oder fünf Jahre hindurch Abschlagszahlungen zu leisten und nach Ablauf dieser Frist die rückständigen Summen auf die andern Ziele überzutragen, so daß die für die vollständige Abtragung der Schuld festgesetzte Epoche nicht hinausgeschoben wurde. Hr. Barrot fand die beiden Vorschläge, abgesondert von einander, nicht annehmbar; da vereinigten sie die haytischen Commissäre, um Frankreich einen Beweis des guten Willens ihrer Regierung zu geben, in einen einzigen. Aber der französische Bevollmächtigte erachtete auch diesen letzten Vorschlag noch nicht für genügend und brach die Unterhandlungen ab.

Wie gering man aber auch die Vortheile anschlagen mag, welche die haytische Regierung dem französischen Handel zugestehen wollte, so ist doch nicht anzunehmen, daß sie von geringerem Belang gewesen wären als der Werth der angehäuften Interessen einer einige Jahre hindurch fortdauernden Jahreszahlung von 1,600,000 Fr.

Wenn die Vorschläge der haytischen Regierung aber solcher Art waren, so hat entweder der französische Bevollmächtigte die Interessen Frankreichs schlecht begriffen, oder aber seine Instructionen zeichneten ihm Schranken vor, die er nicht überschreiten konnte. Die letztere Annahme ist die wahrscheinlichere.

Das Mißlingen dieser Unterhandlungen hat in Frankreich von neuem die noch stets unterhaltene Hoffnung belebt, von Hayti eines Tages wieder Besitz ergreifen zu können, und unter den Pariser Blättern ist es vor allen „la Presse,“ bei welcher diese Hoffnung zur fixen Idee geworden zu seyn scheint. Eine eitle Selbsttäuschung! Die Haytier werden niemanden ein Protectorat über sie zugestehen, Frankreich, das noch die Sklaverei in seinen Colonien aufrecht hält, so wenig als England, das sie abgeschafft hat. Schon 1814 hat der haytische Abgesandte Daurion-Lavaisse in der bestimmtesten Weise sich in dieser Hinsicht ausgesprochen, und die Antwort des Präsidenten Petion an Hrn. Esmangart 1836 mußte Europa davon überzeugen.

Diejenigen aber, welche die Idee eines französischen Protectorates über Hayti angeregt haben und deren Wünsche und Bestrebungen, wenn auch nicht offen eingestanden, auf Erreichung dieses Zieles gehen, weil sie darin das Mittel zur Ausführung ihrer weitern Plane gefunden zu haben glauben, sind vorzugsweise ehemalige Sklavenhalter, in deren Augen die Frage der Unabhängigkeit von Hayti allerdings mit der Humanitätsfrage wenig zu schaffen hat. Ob aber das christliche Europa diese letztere um der Befriedigung der eigennützigen Absichten solcher Leute willen ebenfalls bei Seite setzen wird, möchten wir sehr bezweifeln.

Kohle aus Torf. Vermittelst eines chemischen Verfahrens soll es gelungen seyn, binnen sehr kurzer Zeit Kohle aus Torf zu gewinnen. Wenn die Arbeit, welche die große Werkstätte der Natur nur in Jahrhunderten vollbringt, durch die Kunst in wenigen Wochen geliefert werden kann, so wird eine große sociale und nationale Umwälzung sicherlich die Folge seyn. (Lit. Gaz. vom 4 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. - Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 23.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Januar 1845.

Die Lage Brasiliens.

Vor kurzem ist der neapolitanische Prinz, Graf von Aquila, mit seiner Gemahlin, der brasilianischen Prinzessin Januaria, auf dem französischen Kriegsschiff Reine Blanche in Frankreich angekommen. Bei dieser Gelegenheit theilt der Constitutionnel vom 5 Januar d. J. nachstehende Bemerkungen über die innere Lage Brasiliens mit, welche unter den gegenwärtigen Umständen, wo man von großen „Protectionssystemen" europäischer Mächte über die Staaten Mittel- und Südamerika's spricht, ein besonderes Interesse haben.

„Bekanntlich mußte die königliche Familie von Portugal, als sie durch die kaiserlichen Armeen aus Europa verjagt wurde, sich nach Brasilien flüchten und nahm eine bedeutende Anzahl Portugiesen mit, welche sich daselbst niederließen und durch ihre bedeutenden Erfolge den Neid der alten Colonisten erregten. Wie alle Staaten Südamerika's, ist Brasilien ein sehr demoralisirtes Land, und Ordnung, Industrie, Kraft und Consequenz findet man unwidersprechlich nur noch unter den in neuerer Zeit aus Portugal angelangten Colonisten. Durch ihre überlegenen Kenntnisse und ihre größere Charakterstärke gewinnen die Portugiesen ohne Mühe das Uebergewicht, sowohl im Privatleben als in der öffentlichen Laufbahn, und die Brasilianer, denen sie dadurch den Weg zu Reichthümern und Aemtern versperren, haben deßhalb einen Haß gegen sie gefaßt, welcher auf die Revolutionen Brasiliens bereits einen mächtigen Einfluß geäußert hat, und von einem Tag zum andern einen Bürgerkrieg erregen kann. Die Portugiesen, ziemlich zahlreich in Rio Janeiro und in den Seeprovinzen, bilden im Innern eine sehr kleine Minorität, und haben unaufhörlich das Schicksal zu fürchten, was die „alten Spanier" in Mexico zu befahren hatten, nämlich eine mehr oder minder nahe Austreibung. Sie müssen herrschen oder sie gehen unter: während nun die Provinzen, namentlich im Innern unablässig auf eine Trennung und auf eine Zerreißung des Reichs losarbeiten, schließen sich die Portugiesen, welche den Kaiser umgeben und die öffentlichen Stellen füllen, immer enger an einander, arbeiten an der Befestigung der Einheit und Centralisation des Reichs, um sich selbst zu retten, und greifen dabei zu Intriguen und Handlungen, welche natürlicherweise die brasilianische Partei erbittern müssen.

„Als die Nachricht der Revolution von 1820 nach Brasilien gelangte, arbeitete diese Partei daran, nicht bloß die Bande, welche Brasilien von Portugal, sondern auch die, welche die einzelnen Provinzen unter einander verbinden, zu zerreißen, und König Joao VI sagte bei seinem Abgang schmerzvoll, in zehn Jahren werde Brasilien ein halbes Duzend kleiner Staaten bilden, welche ihren spanischen Nachbarn an innerer Zerrüttung nichts nachgeben würden. Seit dieser Zeit sind 24 Jahre verflossen, und die Auflösung des Reichs ist wie durch ein Wunder verhindert worden, weil Brasilien im Gegensatz gegen die spanischen Colonien dem monarchischen Princip treu blieb; aber diese Auflösung droht nichtsdestoweniger fortwährend, und den neuesten Nachrichten zufolge ist der Augenblick, wo sie eintreten wird, vielleicht nicht fern. Die Mittel sie zu hindern sind längst verschwunden. Ein ausgezeichneter Diplomat sagte eines Tages zu Don Pedro, Rio Janeiro müsse sich wie Athen auf seine Flotten verlassen, um die Provinzen im Zaume zu halten. Don Pedro ließ sich dieß gesagt seyn und befolgte den Rath. Eine wohl organisirte Flotte ist allerdings das einzige Mittel, um schnell Truppen nach einer Seeprovinz zu bringen, und hier einen Aufstand niederzuschlagen, von der Unterwerfung der Seeprovinzen aber hängt die der andern ab. Die innern Provinzen können nur durch die Seeprovinzen mit Europa Handel treiben, sowohl um ihre Erzeugnisse abzusetzen, als um die europäischen Waaren zu erhalten. Don Pedro widmete der Marine große Aufmerksamkeit: er nahm mit schwerem Gelde Engländer und Amerikaner in Dienst, deren Energie und praktische Gewandtheit aus der schwachen Mannschaft Brasiliens immer noch einen Vortheil zu ziehen wußte; aber als die unkluge Bevorzugung, welche Don Pedro den Portugiesen angedeihen ließ, seinen Fall herbeigeführt hatte, wurden die fremden Officiere verabschiedet, und die brasilianische Marine verfiel in denselben Zustand, wie die Landtruppen, d. h. es gibt weder eine Armee noch eine Flotte mehr. Trotz dieser Entblößung

soll der jetzige Kaiser, der weder den Geist, noch die Kraft seines Vaters besitzt, zwei gleich erbitterte und kampfbereite Parteien im Zaume halten.

„Hätte der Kaiser mehr persönliches Gewicht, so könnte er allerdings auf den Gang dieses Kampfes einen großen Einfluß äußern, aber es ist ein kränklicher, talentloser junger Mensch, dem man einen großen Eigensinn, aber keine Festigkeit eingeflößt hat. Er hört nur auf die Rathschläge seiner Umgebung, und obgleich er große Unparteilichkeit affectirt, so neigt er sich doch, namentlich durch den Einfluß seines Beichtvaters, des Paters Fray Antonio, sichtlich zur portugiesischen Partei, welche ihren Hauptsitz am Hofe hat. Die brasilianische Partei stützt sich hauptsächlich auf die Prinzessin Januaria, die wahrscheinliche Thronerbin, und bedient sich ihrer als einer Drohung gegen den Kaiser; die Exaltirtesten hegten sogar die Absicht, sie an die Stelle ihres Bruders zu setzen, wie Don Pedro durch seinen Sohn ersetzt worden war. Der Graf von Aquila hatte gleichfalls durch sein offenes, einfaches Benehmen und durch seine Leutseligkeit einen Anhang im Lande erworben. Dieß war hinreichend, um die Eifersucht des Kaisers zu wecken, und der portugiesischen Partei ernste Besorgnisse einzuflößen. Der Kaiser betrieb hierauf in nicht sehr höflicher Weise die Abreise seines Schwagers, und dieß hat unter der brasilianischen Partei eine lebhafte Aufregung zur Folge gehabt, da ihre Plane dadurch gestört wurden. Wird diese Aufregung sich beschwichtigen oder zu Unruhen führen? Das ist nicht leicht vorauszusagen. Ein glücklicher Umstand hat die Hoffnungen der portugiesischen Partei gehoben: die Kaiserin soll sich, was man nicht erwartete, in gesegneten Leibesumständen befinden; die Geburt eines Thronerben ist möglicher Weise eine Garantie für die Erhaltung des monarchischen Princips, wird aber darum doch vielleicht Don Pedro nicht von einer Absetzung retten. Beide Parteien bedienen sich bloß seines Namens, und die gleiche Stärke derselben macht den nahen Ausbruch des Kampfes nur um so wahrscheinlicher. Die brasilianische Presse zeigt eine Heftigkeit, wie man sie in Europa bei weitem nicht kennt, selbst der Name des Kaisers ist keine Schranke für sie und er ist der Gegenstand der wüthendsten Angriffe. Der Sturz eines so schlecht berathenen und vom ganzen Lande übel angesehenen Fürsten ist keineswegs sehr unwahrscheinlich und der Prinz von Joinville ist vielleicht eines Tages berufen, diesen schwankenden Thron zu retten, von welchem ihn eine so schwache Schranke trennt. Glücklich noch, wenn im Sturm die Monarchie nicht untergeht, welche bisher allein noch das Reich vor der Auflösung bewahrt hat."

Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien.

M e d i n a.

(Fortsetzung.)

Hedschas wird von den arabischen Beduinen nicht in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes gebraucht. Sie nennen Hedschas ausdrücklich die Gebirgsgegend, welche südlich von Tayf viele fruchtbare Thäler bis zu den Wohnplätzen der Araber vom Stamme Asir hat, wo der Kaffeebaum häufiger gepflanzt wird. Dieß ist die allgemeine Bedeutung des Wortes unter allen Beduinen dieser Gegenden, und die Bewohner von Mekka und Dschidda selbst gebrauchen es unter einander auch in diesem Sinne. Aber wenn sie mit Fremden verkehren, deren Meinungen sie höflich annehmen, geben sie den Namen Hedschas dem Lande zwischen Tayf, Mekka, Medina, Yembo und Dschidda. Die Beduinen nennen El Ghor oder Niederung die ganze Provinz westlich von dem Gebirge, von Mekka bis Beder und Yembo, während das Gebirge selbst nördlich von Tayf von ihnen Hedschas-es-Scham genannt wird. Man schätzt die Bevölkerung der Provinz, welche gewöhnlich Hedschas genannt wird und das ganze Gebiet des Scherifs von Mekka umfaßt, mit Medina sammt allen Beduinenstämmen auf etwa 285,000 Seelen, eine Anzahl die eher zu hoch, als zu niedrig ist; den größern Theil bilden die Beduinenbewohner der Gebirge und vorzüglich die starken Geschlechter des großen berühmten Stammes Beni Harb. Die Sitten und Bräuche der Hedschas-Araber sind von der Zeit Salomo's bis jetzt die nämlichen geblieben.

Das köstliche Juwel Medina's, welches diese Stat fast auf dieselbe Stufe mit Mekka erhebt und macht, daß sie der letztern von manchen arabischen Schriftstellern vorgezogen wird, ist die große Moschee, in welcher sich Mohammeds Grab befindet. Die Secte der Malekiten behauptet, daß Medina mehr geehrt werden müsse als Mekka; ähnliche Ansichten finden sich in den mystischen Büchern der Mohammedaner ausgesprochen. Wie die Moschee zu Mekka, führt auch die von Medina den Namen El Haram (templum sacrosanctum) zum Zeichen ihrer Unverletzbarkeit — ein Name, der ihr von Medina's Bewohnern immer gegeben wird, während sie in entfernten Gegenden gewöhnlicher unter der Benennung Mesdsched en Nebi, die Moschee des Propheten, ihres ursprünglichen Stifters, bekannt ist. Ihr Umfang ist viel kleiner als der der Moschee zu Mekka; aber sie ist in demselben Styl erbaut, indem sie ein offenes Viereck bildet, auf allen Seiten mit bedeckten Colonnaden umgeben ist und in der Mitte des Vierecks ein kleines Gebäude hat. Diese Colonnaden sind unregelmäßiger als die zu Mekka, wo die Säulenreihen auf allen Seiten in derselben Tiefe stehen. Auf der Südseite dieser Moschee besteht die Colonnade aus zehn Reihen von Säulen hinter einander; auf der Westseite sind vier Reihen, auf der Nord- und einem Theil der Ostseite bloß drei; die Säulen selbst sind von verschiedener Größe; auf der Südseite, wo das Grab des Propheten ist, und welche den heiligsten Theil des Gebäudes bildet, sind sie von einem größern Maaß als in den andern Theilen, und über zwei und einen halben Fuß im Durchmesser. Sie haben keine Sockel, sondern die Schäfte berühren den Boden; dieselbe Verschiedenheit und derselbe Geschmack herrschen hier wie in Mekka, denn nicht zwei sind sich gleich. Die Säulen sind alle von Stein, aber da sie weiß übertüncht sind, ist es schwer zu entscheiden, von welchen Arten. Etwa sechs Fuß hoch vom Boden sind sie mit Blumen und Arabesken in einem

etwas plumpen Styl bemalt, durch welches Mittel man wahrscheinlich den Mangel der Sockel ersetzen wollte. Diejenigen welche auf der südlichen Seite zunächst an dem Orte stehen, welcher Rosa heißt, sind bis zur Hälfte ihrer Höhe mit glasirten grünen Ziegeln bedeckt, die mit verschiedenfarbigen Arabesken geziert sind.

Das Dach der Colonnaden besteht aus einer Menge kleiner Kuppeln, ganz im Geiste der eigentlichen Architekten des Islam. Die innern Mauern anlangend, machen die Inschriftenreihen mit den großen goldenen Buchstaben einen sehr brillanten Effect auf dem glänzend weißen Marmor. An der Südseite, wo der Erbauer der Moschee alle seine Ornamente und Verzierungen verschwendete, ist der Boden der ganzen Colonnade mit schönem Marmor ausgelegt und auf dieser Seite ist das Pflaster zunächst an dem Grabe Mohammeds Mosaik von der trefflichsten Arbeit, eine der besten unter den künstlerischen Productionen des Orients. Weite und hohe Fenster mit Glasscheiben spenden Licht durch die südliche Mauer; einige sind schön gemaltes Glas und Geschenke eines Pascha von Damaskus. Die Kunst, das Glas mit dauerhaften Farben zu malen, scheint im Orient nie verloren gegangen zu seyn.

Nahe an der südöstlichen Ecke steht das berühmte Grab, so weit von den Mauern der Moschee entfernt, daß zwischen demselben und der südlichen Mauer ein Raum von etwa 25 Fuß und zwischen demselben und der östlichen Mauer von 15 Fuß ist. Die Einfassung, welche das Grab gegen allzu große Annäherung der Besucher schützt, bildet mitten in den Colonnaden ein unregelmäßiges Viereck und schließt einige ihrer Säulen ein; es ist ein eisernes, grün bemaltes Gitter, etwa zwei Drittel so hoch als die Säulen. Das Gitter ist von ganz guter Arbeit, mit Inschriften von gelber Bronze durchflochten und von so engem Gewebe, daß man nicht in das Innere blicken kann, ausgenommen durch einige Fensterchen, welche an den vier Seiten des Gitters, etwa fünf Fuß von dem Boden angebracht sind. An der Südseite des Gitters, wo die zwei Hauptfenster sind, vor welchen die, welche das Grab besuchen, während des Gebetes stehen, ist das Gitter schwach mit Silber belegt und die oft wiederholte Inschrift: „Es ist kein Gott außer Gott," ist mit silbernen Buchstaben über das Gitter um alle seine Fenster geführt. Diese Einfassung hat vier Thüren, drei davon bleiben beständig geschlossen und eine wird bloß jeden Morgen und Abend geöffnet, um die Verschnittenen hereinzulassen, deren Pflicht es ist, den Boden zu reinigen und die Lichter anzuzünden. Jede dieser Thüren hat ihren eigenen Namen: Bab-en-Nebi, Bab-Errama, Bab-Tuba, Bab-Setna-Fatma. Die Erlaubniß, in diese Einfassung zu treten, erhalten Personen von Rang, wie Paschas oder die Häupter von Pilgerkarawanen, gratis; von andern kann sie von den vornehmsten Eunuchen um den Preis von 12 Dollars, die sie unter sich vertheilen, erkauft werden; nur wenige Fremde benutzen dieses Vorrecht, wohl wissend daß, wenn sie auch eingetreten sind in die Einfassung, sie doch nicht mehr sehen als was sie wahrnehmen und bemerken, wenn sie durch die beständig offenen Fenster des Gitters schauen. Was man von dem Innern sieht, ist ein Vorhang, der rund herum geht und fast den ganzen Raum einnimmt, indem zwischen ihm und dem Gitter ein offener, nur einige Fuß breiter Gang ist; der Vorhang ist mit dem Gitter von gleicher Höhe. Es ist daselbst, wie die Verschnittenen versichern, eine Decke aus demselben Stoff, aus welchem der Vorhang gemacht ist; dieß ist ein reicher Seidenbrocat von verschiedenen Farben, mit Silberblumen und Arabesken durchwebt, mit einem Band Inschriften mit goldenen Buchstaben; dieser Vorhang ist 30 Fuß hoch, und hat nach Norden eine kleine Thüre, die jederzeit geschlossen ist; niemanden ist es gestattet, jemals seinen heiligen Umfang zu betreten, ausgenommen den vornehmsten Verschnittenen, welche ihn besorgen und während der Nacht den neuen Vorhang, der von Konstantinopel geschickt wird, wenn der alte zu Grunde geht oder ein neuer Sultan den Thron besteigt, festmachen. Die alten Vorhänge werden nach Konstantinopel geschickt und dienen dazu, die Gräber der Sultane und Prinzen zu decken. Ein arabischer Geschichtschreiber sagt, daß er zu seiner Zeit alle sechs Jahre gewechselt worden sey, und daß das Einkommen von einigen Dörfern in Aegypten dazu ausgesetzt gewesen, um diese Vorhänge zu Kairo zu verfertigen. Nach dem Historiker von Medina bedeckt der Vorhang einen viereckigen Bau von schwarzen Steinen, der von zwei Säulen getragen wird, in dessen Innern das Grab Mohammeds und seiner zwei frühesten Freunde und unmittelbaren Nachfolger, Abu Bekr und Omar sind. Auch diese Gräber sind mit köstlichen Stoffen bedeckt und in der Form von Katafalken. Der Historiker von Medina sagt, daß diese Gräber tiefe Höhlen seyen und daß der Sarg, welcher den Staub Mohammeds enthalte, mit Silber ausgelegt sey und oben eine Marmorplatte habe, auf welcher geschrieben stehe: Bismillahi Allahuma Salla aleihi d. i.: Im Namen Gottes, verleihe ihm deine Gnade. Die ehemals in Europa herrschende Sage, daß des Propheten Grabmal in der Luft aufgehängt sey, war in Hedschas unbekannt; auch in andern Theilen des Orients weiß man nichts davon, obschon die übertriebensten Erzählungen von den Wundern und Reichthümern dieses Grabes von denjenigen, welche Medina besuchten, verbreitet wurden, um ihre eigene Wichtigkeit durch Erzählung fabelhafter Geschichten zu vermehren. Um diese Gräber herum wurden früher die Schätze von Hedschas aufbewahrt, indem sie entweder an seidenen Schnüren hingen oder in Kisten auf dem Boden standen. Unter diesen verdient ein Exemplar des Koran mit kufischen Buchstaben vorzügliche Erwähnung; es wurde hier mit Recht als eine höchst kostbare Reliquie aufbewahrt, indem dieser Koran dem Kalifen Othman gehört hatte. Während der Belagerung Medina's durch die Wahabiten wurde ein beträchtlicher Theil der Schätze, insbesondere alle goldenen Geschirre, von den Häuptern der Stadt unter dem Vorwande sie unter die Armen zu vertheilen, weggenommen und unter ihnen selbst vertheilt. Als Saud die Stadt einnahm, ging er selbst in das Allerheiligste bis hinter den Vorhang, und nahm alles, was er von Werth fand; einen Theil davon verkaufte er an den Scherif von Mekka und das übrige nahm er

mit sich nach Derayeh. Unter den Kostbarkeiten, welche er wegnahm, soll die werthvollste ein brillantner mit Diamanten und Perlen besetzter Stern gewesen seyn, der unmittelbar über dem Grabe des Propheten hing. Es ist öfters bei den Arabern, welche ihn Kokab-ed-Durri nennen, davon die Rede. Hier waren alle Arten von mit Juwelen besetztem Geschirr, Ohrringe, Armbänder, Halsbänder und anderer Schmuck niedergelegt, die als Geschenke aus allen Theilen der muselmännischen Welt hieher geschickt, vorzüglich aber von vornehmen Hadschis, welche durch Medina kamen, dargebracht worden waren. Ohne Zweifel bildete das Ganze eine Sammlung von beträchtlichem Werthe, aber keineswegs unschätzbar, wie das Volk zu glauben geneigt ist. Scherif Ghaleb schätzte den Theil desselben, welchen er gekauft hatte, auf hunderttausend Dollars. Die Häupter der Stadt sollen etwa einen Centner goldene Geschirre weggenommen haben und dieß war gewiß nicht mehr werth, als was Ghaleb kaufte. Der ganze Werth möchte sich also auf 300,000 Dollars belaufen haben. Geld scheint niemals hier niedergelegt worden zu seyn, denn alle Geschenke, die man der Moschee in baarem Gelde macht, werden alsbald unter ihre Diener vertheilt. Man hat jedoch gute Gründe zu glauben, daß die Geschenke der Gläubigen, welche vor Zeiten hier aufgehäuft wurden, auf eine größere Summe sich belaufen haben, als die oben angegebene ist; aber es würde befremden, wenn die Statthalter von Medina, die oft unabhängig waren, oder die Wächter des Grabes selbst nicht gelegentlich von diesen Schätzen sollten genommen haben, auf die nämliche Weise, wie vor dreihundert Jahren die Ulemas zu Mekka die goldenen Lampen der Kaba gestohlen und sie, wie der Geschichtschreiber Kotbeddin erzählt, unter ihren weiten Aermeln aus dem Tempel fortgetragen haben.

Als Tusun Pascha zu Medina anlangte, ließ er die goldenen Gefäße, welche von den Häuptern der Stadt an einige andere Einwohner verkauft und noch nicht eingeschmolzen worden waren, aufsuchen. Er fand mehrere davon, kaufte sie den Eigenthümern um etwa zehntausend Dollars ab und brachte sie wieder an ihren ursprünglichen Ort.

(Fortsetzung folgt.)

Der St. Johannistag in Lima

ist ein sehr großes Fest für die niedern Classen des Volks, für Cholos, eingeborne Peruaner, Zambos und Schwarze, denn St. Johannes ist der Schutzpatron von Lima. Die Festlichkeiten finden statt im Thal von Amancaes, etwa eine starke Stunde im Norden von der Stadt. Vor dem festlichen Tage werden in dem etwa 1000 Schritt langen und 700 Schritt breiten Thal eine Menge Zelte und Buden aufgeschlagen, die mit Flaggen und Fahnen geziert und zum Einnehmen von Speisen, geistigen Getränken, Tanzen und Spielen eingerichtet sind. Auf dem Wege dahin sind Standbilder des Heiligen aufgestellt, an denen man erwartet, daß jeder Vorübergehende seinen Beitrag zahlt. An diesem Tag ist jedes Pferd und jeder Wagen in Lima gemiethet und zwar zu unmäßigen Preisen. Der ganze Weg nach dem Thal ist vom frühen Morgen an gedrängtvoll: die höhern Classen gehen frühzeitig dahin und kehren bald zurück, während die mittlern und niedern Classen bis zu einer sehr späten Stunde dort verweilen. Jedermann ist mit einer eigenthümlichen Art Pancratium (P. Amancaes), welches in großer Fülle hier wächst, geschmückt, und dieser Schmuck erstreckt sich selbst auf Pferde und Maulthiere, so wie auf Buden und Wagen. Das Gedränge und Getobe wird gegen Abend immer größer. Tanz ist die Hauptbelustigung, und der beliebteste ist der Samacueca, den sie von den alten Peruanern überkommen zu haben scheinen und der ausnehmend obscön ist, und zwar mit der steigenden Trunkenheit immer mehr. Italia oder vielmehr Pisco wird allenthalben geboten, und manche sieht man mit Bouteille und Glas umhergehen und jedem Glück und Wohlfahrt wünschen in der Hoffnung, eine kleine Belohnung zu erhalten. Die Musik, zu der sie tanzen, besteht aus einer kleinen Guitarre, die mit der Stimme und mit Tactschlagen begleitet ist. Der Tact ist aber sehr monoton und gleicht einigermaßen der spanischen Seguedilla. Das Gedränge und die Verwirrung ist groß, man singt, man lacht, flucht, bettelt und zankt, alles durcheinander. So geht es wenigstens unter den Cholos, Zambos und Negern in der Mitte des Haufens zu; an dem äußern Rande sieht man Gruppen aus den bessern Classen bei ihren Pikniks sitzen, selbst der Präsident hatte sich mit seinem Stabe eingefunden, um sich dem Volk gefällig zu machen, man schien sich aber sehr wenig um ihn zu kümmern. Gegen Abend, wenn die trunkene Masse umkehrt, beginnt der beste Spaß. Die Cholofrauen, welche rittlings auf dem Pferde sitzen, sind vortreffliche Reiterinnen. Ihr Anzug ist eigenthümlich: ein großer breitrandiger Hut mit fliegenden bunten Bändern, ein kurzer seidener Spencer, ein bunter Rock von gedrucktem Baumwollenzeug oder gemaltem Musselin, seidene Strümpfe, blaue, blaßrothe oder weiße seidene Schuhe, und über das Ganze häufig ein weißer Poncho. Große hölzerne, mit Silber gestickte Steigbügel, zahlreiche Kissen, eine Satteldecke und ein reich verzierter Zügel, alles mit Amancaes-Blumen bedeckt, machen die Ausrüstung des Pferdes aus. Die Verwirrung dieses dicht gedrängten Rückzuges über einen staubigen Weg, das Schreien und Rennen hat nicht leicht seines Gleichen. Die Cholofrauen sind immer voran und emsig besorgt um ihre betrunkene Ehehälfte, die man häufig hinter ihnen sitzen sieht, wobei ihr vom Pisco geröthetes Gesicht einen wunderlichen Contrast bildet gegen die gelben Blumen, mit denen sie geschmückt sind. Das große Bestreben der Frauen, die allein reiten, geht dahin ihre Begleiter vom Pferde fallen zu machen, was ihnen häufig zur großen Belustigung der Fußgeher und zum Verdruß ihrer männlichen Begleiter gelingt; oft sieht man sie im vollen Galopp plötzlich anhalten, zwei- oder dreimal sich im Kreise drehen und dann wieder in vollem Rennen fortrasen, wobei sie sich und die Umstehenden mit Staub bedecken. Gerade, ehe sie nach der Stadt kommen, ist der Weg mit Wagen ähnlich den Cabriolets besetzt, wo die Damen in vollem Staate sitzen. Die Alameda, so wie die Straßen nach derselben sind bei dieser Gelegenheit von der ganzen Modewelt der Stadt gedrängtvoll. Nach der Masse, die aus dem Amancaes-Thal herkommt, sollte man glauben, die ganze Stadt sey ausgezogen, aber Thüren und Fenster sind mit Köpfen angefüllt, die alle mehr oder minder mit Amancaes geschmückt sind. Es ist dieß ein Fest, das an Trunkenheit und Tumult seines Gleichen sucht. (Narrative of the United States Exploring Expedition.)

Der Verbrauch von Branntwein in Algier, namentlich von Extrait absynthe, ist so unmäßig, daß die Behörden aller Sorge ungeachtet demselben nicht zu steuern vermögen. Kürzlich brachte man vier Officiere nach Frankreich zurück, die durch das Uebermaaß desselben wahnsinnig geworden waren. (Voleur vom 10 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 24.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für


Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Januar 1845.

Der Flecken Iwanowo.

(Aus den Wladimirischen Gouvernementsnachrichten in der Nordischen Biene vom 23 December.)

Dieser von der Stadt Schuja dreißig Werste entfernte Flecken bietet mit seinen Sloboden das Bild einer großen Manufacturstadt dar. Nachdem er vor nicht gar langer Zeit abgebrannt war, ist er sehr regelmäßig wieder aufgebaut worden mit breiten, reinlichen Straßen, in denen sich schöne, steinerne Häuser und zahlreiche Fabrikgebäude erheben. Der Flecken gehört dem Grafen Scheremetjeff. Die Zahl der Kirchen ist sieben, darunter nur Eine hölzerne, die der Fabrikgebäude, der Wohngebäude für die Arbeiter und der Magazine über 300, die der steinernen und hölzernen Gebäude zusammen gegen 1600. Die Einwohner mögen sich auf 6000 belaufen, darunter über 60 Kaufleute, vier erster, vier zweiter Gilde und 35 dritter Gilde.*) Deutsche, Engländer und Franzosen, die als Arbeitsvorsteher sich hier aufhalten, zählt man fünfundzwanzig.

Die industrielle Bedeutung des Fleckens beginnt mit dem 18ten Jahrhundert; in der ersten Hälfte desselben beschäftigten sich die Einwohner meist mit Schlosser- und Schmiedarbeiten, mit Wollschlagen und Ackerbau, sehr wenige nur mit dem Druck von Leinwand vermittelst Oelfarben. Seit 1751 errichtete man Webereien, und die Bauern Gratscheff und Garelin gaben zuerst das Beispiel. Diese Fabriken dienten nach Verlauf von 25 Jahren, im J. 1776, als Grundlagen für die Zitzfabrication. Einige Bauern von Iwanowo, die in Schlüsselburg in einer Fabrik gearbeitet hatten, lernten das Geheimniß der Farbenbereitung und die Behandlung der Zitze, und fingen nach ihrer Rückkehr in die Heimath zuerst an Leinwand zu drucken, dann auch Baumwollenzeuge, die in Iwanowo selbst aus bucharischem Gespinnst gewoben worden waren; später erst druckten sie englische rohe Baumwollenwaaren. Seit dem J. 1803 begannen sie aus feinem englischem Twist Baumwollenzeuge zu weben und Zitze zu fabriciren. Die Verheerung Moskau's durch die Franzosen im J. 1812 und der Fall der dortigen Zitzfabrication gaben dem Flecken Iwanowo neues Leben. Von dieser großen Epoche an beginnt das rasche Aufstreben dieses Orts. Jetzt finden sich hier 20 große, 40 mittlere und 70 kleinere Zitzfabriken, im Ganzen 130, in denen an Zitz und Halstüchern jährlich gegen eine Million Stück gefertigt werden. Von der ganzen Zahl der Kattunfabriken sind 63 im Besitz von Bauern, die besten aber sind das Eigenthum von Kaufleuten, die früher gleichfalls Bauern des Grafen Scheremetjeff gewesen waren. Die Fabrik des jüngern Garelin, die erst neuerlich gebaut wurde, ist die erste in ihrer Art und liefert jährlich gegen 100,000 Stücke; sie arbeitet mit einer vortrefflichen, aus England verschriebenen Dampfmaschine. Außer den Kattundruckereien finden sich hier noch verschiedene andere Gewerbe: eine chemische Fabrik, welche Vitriolöl, verschiedene Salze und Säuren liefert; Eisen- und Kupfergießereien, in denen die verschiedenen, für die Fabriken nöthigen Dinge gegossen werden; eine Anstalt zum Graviren der kupfernen Cylinder, eine Maschinenfabrik u. dgl.

Einige dieser Fabriken finden sich in dem Flecken Iwanowo selbst oder in der Umgegend auf den Ländereien der Gutsbesitzer, andere in den benachbarten Sloboden, die von Kaufleuten als ewiges Eigenthum erworben wurden. Diese Sloboden bilden gleichsam die Vorstadt von Iwanowo, sind nur eine halbe bis eine Werst entfernt, und bilden eine fortlaufende Reihe von Fabrikgebäuden, in denen vom Morgen bis zum Abend Bewegung und Thätigkeit herrscht. Nicht ganz ohne Grund nennen die Einwohner ihren Flecken (selo) das russische Manchester. Hier werden jährlich nach einer mäßigen Berechnung der Kaufleute selbst für acht Millionen Silberrubel (etwa 15 Mill. Gulden) Waaren gefertigt.

Der erste Zweig der Kattunfabrication, d. h. die Weberei, beschäftigt im Flecken selbst jetzt nur noch sehr wenig Leute, sondern man gibt die Zettel auf die Dörfer hinaus an die Bauern, die dafür einen Lohn erhalten, daß sie ihre Familien gut ernähren können und wohl gedeihen. Man kann zuversichtlich behaupten, daß der Flecken Iwanowo über 50,000 Men-

*) Die Kaufleute erster Gilde müssen über 100,00 R. Capital aufweisen.

schen ernährt, und selbst Kinder von 8 — 12 Jahren erhalten in den Fabriken bedeutenden Lohn. Die Erzeugnisse von Iwanowo gehen auf alle grossen Jahrmärkte, namentlich nach Nischneinowgorod und Irbiti; auch nach Moskau. Am 14 August ist im Orte selbst ein Jahrmarkt, der eine Woche dauert, am wichtigsten aber sind die wöchentlich zweimal stattfindenden Bazare, an denen namentlich in den Wintermonaten October bis April für bedeutende Summen Baumwollenwaaren abgesetzt werden.

Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien.

Medina.

(Fortsetzung.)

Der Boden zwischen dem Vorhang und Gitter und an diesem ganzen Theile der Moschee ist mit Mosaik von verschiedenfarbigem Marmor ausgelegt. Rund um den Vorhang sind Glaslampen aufgehängt, welche jeden Abend angezündet werden und die Nacht hindurch leuchten. Diese ganze Einfriedigung ist mit einer schönen Kuppel bedeckt, welche weit über die Kuppeln, welche das Dach der Colonnaden bilden, emporragt und in einer grossen Entfernung von der Stadt sichtbar ist. Die Reisenden, welche Medina besuchen, verrichten gewisse Gebete, sobald sie die Kuppel erblicken. Das Dach ist von Blei und auf dessen Spitze eine Kugel von beträchtlicher Grösse und ein Halbmond, die beide von Gold glänzen. Der Halbmond wurde von Konstantinopel geschickt von dem Sultan Soliman ibn Selim. Die Kuppel und der ganze Tempel, wie er jetzt steht, wurde von Kaid Beg, dem Sultane von Aegypten, im Jahre der Hedschra 881 bis 892 gebaut. Die Wahabiten, von dem Aussehen der Kuppel gelockt und nach ihrer unveränderlichen Gewohnheit handelnd, alle über den Gräbern der Sterblichen, zu denen sie auch Mohammed zählen, errichteten Dome oder Kuppeln zu zerstören, versuchten die Kuppel herabzuwerfen und die Kugel und den Halbmond wegzunehmen; aber ihr fester Bau und ihr Bleidach machte dieß zu einem schwierigen Unternehmen: zwei der Arbeiter glitten von dem glatten Dache, stürzten herab und brachen die Hälse, worauf das Zerstörungswerk unterlassen wurde — ein Umstand, der jetzt als ein sichtbares Wunder des Propheten zu Gunsten seines Grabes angeführt wird.

Nahe an dem Vorhang der Einfriedigung, aber von ihm geschieden, obgleich innerhalb des Gitters, welches hier von seiner viereckigen Form etwas abweicht, ist das Grab der Setna Fatma, der Tochter Mohammeds und Gattin Ali's, den die Moslims den Löwen Gottes nennen; es besteht aus einem Katafalk, der einen Würfel bildet und ohne andere Verzierung mit einem reichgestickten schwarzen Brocat bedeckt ist. Aber es existiren verschiedene Meinungen, ob ihre wirklichen Ueberbleibsel hier oder auf dem Begräbnißplatze Bakia neben der Stadt ruhen. Bis die Controverse beendigt ist, werden die Pilger an beide Orte hingeführt und müssen doppelte Gebühren zahlen. In der östlichen Mauer, beinahe diesem Grabmal gegenüber, wird ein kleines Fenster gezeigt, wo der Erzengel Gabriel oft mit Botschaften an Mohammed vom Himmel gestiegen seyn soll. Es heißt Mabas Djibrail, Gabriels Fenster.

Die mohammedanische Ueberlieferung sagt, daß wenn der letzte Trompetenschall ertöne, Jesus Christus vom Himmel zur Erde herabsteigen und ihren Bewohnern den großen Tag des Gerichts verkündigen werde; alsdann werde er sterben und an Mohammeds Seite beerdigt werden. Wenn die Todten aus ihren Gräbern erstehen, würden auch sie zusammen auferstehen, gen Himmel fahren und Jesus Christus würde an diesem Tage von dem Allmächtigen beauftragt, die Gläubigen von den Ungläubigen zu sondern. In Uebereinstimmung mit dieser Ueberlieferung ist die Stelle durch den Vorhang der Einfriedigung bezeichnet, wo das Grab Christi angebracht seyn wird.

Außerhalb des Gitters, an der Nordseite, nahe bei dem Grabe der Fatma, ist eine viereckige Bank in der Moschee, etwa vier Fuß hoch, El Meida, d i. die Tafel genannt. Hier sitzen die Eunuchen, die Wächter der Moschee, und die Primaten versammeln sich hier in wichtigen Angelegenheiten zu gemeinsamen Berathungen.

Wie die Mekkaner, sind auch die Bewohner Medina's größtentheils Fremde, welche des Propheten Grab und der Gewinn, der dessen Nachbarn daraus erwächst, nach diesem Orte gezogen haben. Nur wenige ursprüngliche Araber, Abkömmlinge jener Familien die in Medina lebten, als Mohammed von Mekka kam, sind jetzt noch in der Stadt; dagegen findet man in ihr Colonien aus beinahe allen Theilen des muselmännischen Gebietes, von Osten und Westen. Von den ursprünglich arabischen Einwohnern, welchen die mohammedanischen Schriftsteller den Namen El Ansar geben, und die bei Mohammeds Ankunft hauptsächlich aus den Stämmen der Aus und Kezredi bestanden, sind dermalen etwa noch zehn Familien übrig, die ihre Abkunft durch Stammbäume oder beglaubigte Ueberlieferungen beweisen können; es sind arme Leute, welche als Bauern in den Vorstädten und Gärten leben. Die Zahl der Scherifs, welche von Hossein, dem Enkel Mohammeds, abstammen, ist beträchtlich, und ihre Vorfahren kamen von Mekka hieher, sie gehören fast alle zur Classe der Ulemas; sie sollen in frühern Zeiten sehr viel Macht in Medina gehabt haben, und waren auch die bevorrechteten Wächter des Prophetengrabes; gegenwärtig sind sie auf etwa zwölf Familien reducirt, die immer noch zu den Vornehmsten der Stadt und ihren reichsten Einwohnern gehören. Sie nehmen allein ein Quartier ein und ziehen großen Gewinn, vorzüglich von den persischen Pilgern, welche hier durchkommen. Es wird allgemein von ihnen behauptet, daß sie Ketzer der persischen Secte des Ali seyen und insgeheim die Gebräuche dieses Glaubens verrichten, obschon sie sich öffentlich zu den Lehren der Sunniten bekennen. Diese Nachricht ist zu verbreitet und wird von zu vielen achtungswerthen Personen bestätigt, als daß sie bezweifelt werden dürfte; es haben aber diese Beni Hossein und Scherifsenkel großen Einfluß in der

Stadt und befolgen dem Scheine nach genau die orthodoxen Lehrsätze und werden deßhalb in der Stadt nicht belästigt.

Es wird öffentlich behauptet, daß die Reste der Ansars und eine große Anzahl der arabischen Landleute, welche die Gärten und Felder in der Nachbarschaft der Stadt bebauen, der nämlichen Ketzerei anhängen. Die letztern, Nowakhele genannt, — ein Name, der bedeutet, daß sie unter Dattelbäumen leben, — sind zahlreich und sehr kriegerisch; sie leisteten den Wahabiten entschiedenen Widerstand, und in bürgerlichen Streitigkeiten zeigten sie sich immer den Städtern überlegen. Sie sollen Abkömmlinge der Parteigänger Yesids, des Sohnes des Moawia seyn, welcher die Stadt im sechzigsten Jahre nach der Hedschra einnahm und plünderte. Sie heurathen nur unter sich und entwickeln bei allen Gelegenheiten einen großen Gemeingeist; viele von ihnen bekennen sich in ihren Dattelbaumpflanzungen öffentlich zu dem Glauben des Ali, aber so oft sie nach der Stadt kommen, sind sie Sunniten. Einige von ihnen sind in den Vorstädten angesiedelt und haben das Fleischerhandwerk zu ihrem Monopol gemacht. In der östlichen Wüste, drei Tagreisen von Medina, lebt ein ganzer Beduinenstamm, der ganz schiitischen Glaubens ist, und man muß sich billig verwundern, die zwei heiligsten Stellen der orthodoxen muselmännischen Religion, die eine von Anhängern der Secte des Zeyd, die andere von denen des Ali umgeben zu finden, ohne daß ein Versuch gemacht wurde, sie zu vertreiben.

Unter den alten Familien Medina's sind auch einige wenige Abkömmlinge der Abbassiden, die sich jetzt in großer Armuth befinden. Die meisten Einwohner sind fremden Ursprungs und stellen eine eben so bunte Race dar, als die von Mekka. Kein Jahr verfließt, ohne daß einige neue Ansiedler ihre Zahl vermehren; keine Pilgerkarawane zieht durch die Stadt, ohne daß sie einige Reisende zurückläßt, welche zuerst bloß ein oder zwei Jahre bleiben wollen, und dann gewöhnlich für immer sich hier niederlassen. Abkömmlinge von Bewohnern der nördlichen Türkei sind sehr zahlreich; aber der größere Theil leitet seinen Ursprung von Bewohnern der Länder des südlichen Arabiens, von Yemen und Hadramaut, von Syrien, Aegypten und dem Maghreb her. Auch Indier findet man, aber in geringerer Anzahl als zu Mekka. Wie an diesem Orte, sind sie auch zu Medina Droguisten und Inhaber kleiner Buden. Sie alle behalten ihre Nationalkleidung und ihre Sitten bei, bilden eine kleine Colonie und verheurathen sich selten mit andern Einwohnern.

Die Individuen der verschiedenen Nationen, welche sich hier niedergelassen haben, werden in der zweiten oder dritten Generation sowohl den Gesichtszügen als dem Charakter nach Araber; aber nichtsdestoweniger sind sie von den Mekkaern unterschieden, sie sind nicht so braun wie die letzteren und bilden so das Mittelglied zwischen den Einwohnern des Hedschas und den nördlichen Syriern. Ihre Gesichtszüge sind etwas rauher, ihre Bärte dicker, und ihre Gestalten gedrungener als die der Mekkaer; aber das arabische Gesicht, der Ausdruck und die Form der Züge sind an beiden Orten dieselben.

Die Bewohner Medina's gleichen in ihren Kleidungen mehr den Türken als ihren südlichen Nachbarn; sehr wenige von ihnen tragen das Beder oder den arabischen Nationalrock ohne Aermel, selbst das ärmere Volk kleidet sich in lange Gewänder mit einem Dschobbe oder Ueberrock, oder statt dessen mit einem Abba von braun- und weißgestreiftem Zeuge, wie er in Syrien und in der ganzen Wüste gewöhnlich ist. Rothe Tunismützen und türkische Schuhe sind hier gebräuchlicher als zu Mekka, wo die untern Classen weiße Mützen und Sandalen tragen. Leute von einigem Vermögen kleiden sich gut, indem sie feine Tuchmäntel, feine Hemden und Leibröcke und im Winter gute Pelze, die von Konstantinopel über Kairo gebracht werden, tragen; letztere sind im Januar und Februar, einer Jahreszeit, wo es hier kälter ist als viele Europäer von der arabischen Wüste erwarten möchten, ein sehr gewöhnlicher Kleidungsartikel. Im allgemeinen kann man sagen, daß sich die Medinaer besser kleiden als die Mekkaer. Die Reichen machen großen Staat und überbieten einander im Putz. Wie zu Mekka, tragen die Scherifs keine grünen, sondern einfache weiße musselinene Turbans, ausgenommen die aus dem nördlichen Theil der Türkei, welche sich später hier niederließen und fortfahren das Kennzeichen ihrer edlen Abkunft zu tragen.

Vor der Eroberung der Wahabiten, wo die Einwohner häufig blutigen Zwisten unter einander selbst ausgesetzt waren, gingen sie immer mit dem Dschombi, dem krummen arabischen Messer, bewaffnet; gegenwärtig sieht man dieses selten, aber jedermann, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, trägt einen langen dicken Stock. Die Stöcke der Reichen sind mit Silber beschlagen, andere befestigen eiserne Stacheln daran und machen ihn so zu einer furchtbaren Waffe, die der Araber mit großer Geschicklichkeit zu handhaben versteht. Die Frauen kleiden sich wie die zu Mekka; blaue Röcke werden von den untern Classen getragen und seidene Mellanien von den höhern. Die Beduinen, welche in und nahe bei den Vorstädten angesiedelt sind, haben ganz dieselbe Tracht, wie die in der syrischen Wüste. Bei keinem fehlt der lederne Gürtel, in welchem das Messer steckt. Sie leben in ihren Häusern, wie unter den Zelten der Wüste. Unter allen orientalischen Nationen sind die arabischen Beduinen diejenigen, welche ihre Nationalsitten mit größtem Widerstreben verlassen.

Medina versieht die benachbarten Beduinen mit Kleidern und Lebensmitteln; diese erhält man über Yembo und sie kommen fast ausschließlich von Aegypten. Keine großen Kaufleute wohnen in Medina, der Handel ist bloß Kleinhandel, und die welche Capitalien besitzen, stecken sie gewöhnlich in Waaren, wie dieß in ganz Syrien und Aegypten gebräuchlich ist, da es in diesen Ländern weder öffentliche Institute, wie Banken, noch Handelsgesellschaften, noch Staatsfonds gibt, von welchen der Capitalist Zinsen von seinem Gelde beziehen könnte. Das türkische Gesetz verbietet strenge, Zinsen zu nehmen, und wenn dieß auch nicht wäre, so gibt es doch weder eine Regierung, noch eine Classe Menschen, welchen das Volk eine beträchtliche Summe Geldes anvertrauen würde. Capitalien zum Ankauf von Landeigenthum zu verwenden, ist ebenfalls gefährlich. Die

gewöhnliche Methode ist, mit verschiedenen kleinen Kaufleuten in Gemeinschaft zu treten und einen Theil ihres Gewinnes zu erhalten; aber sie ist fast mit eben so vieler Sorge verknüpft als ein eigener Handel, weil es nothwendig ist, mit den Theilhabern beständig Rechnung zu führen und sie unaufhörlich zu bewachen. Zu Kairo wird Geldwucher getrieben, und es werden jährlich dreissig bis fünfzig Procent bezahlt; aber nur wenige türkische Kaufleute erniedrigen sich zu diesem für ehrlos gehaltenen Gewerbe. Der Wucher ist ganz in den Händen der Juden und der Christen, des Auswurfs von Europa. Es hat vielleicht bei dem gegenwärtigen beklagenswerthen Zustand der orientalischen Gesellschaft nichts einen verderblichern Einfluß auf die Gemüther und die Wohlfahrt des Volkes, als die Nothwendigkeit, ihr ganzes Leben in Geschäften voll Intriguen und Gefährde zuzubringen. Die lächelnden Hoffnungen, welche den Europäer ermuthigen, die Aussicht, im Alter den Gewinn der frühern Bemühungen zu genießen, sind dem eingeborenen Orientalen unbekannt, dessen Zurückziehung von Geschäften ihm nur gefährlich seyn würde, indem er sich dadurch in den Augen der habsüchtigen Statthalter als reich bezeichnete.

(Fortsetzung folgt.)

Chantibond.

(Nach dem Englischen des F. Morrison.)

Dem großen Menamfluß entlang ist Siam sehr cultivirt und bevölkert; jenseits dieses Striches ist es trotz der herrlichsten Natur nur eine weite, gefürchtete Wildniß, wo Tiger, Nashörner und weiße Elephanten hausen. Die Siamesen besitzen viel technisches Geschick, auch Neigung zur Poesie und Tonkunst. Der bürgerliche Zustand ist weit schlimmer als die Leibeigenschaft; es gibt dort nur zwei Classen, Sklaven des Königs, die bloß für Se. Majestät arbeiten, und sogenannte Freie, die aber auch sechs Monate für den König arbeiten müssen. Der härteste Despotismus drückt alles nieder, und dennoch heißt Siam bei den Eingebornen Menam Thai, d. i. Land der freien Leute — eine köstliche Ironie! Der König kann sich vermählen mit wem er will, selbst mit seinen Schwestern und Töchtern. Die bürgerlichen Gesetze sind streng und grausam. Vornehme Personen werden zur Auszeichnung mit scharlachrothen Tüchern erstickt und mit Keulen von wohlriechendem Holze erschlagen. Wenn Se. Majestät mit der Mimik oder Declamation höchstihrer Hofschauspieler nicht zufrieden sind, werden dieselben in Gegenwart des ganzen Hofes mit Bambusröhren durchgeprügelt.

Chantibond ist ein schönes Bergland und bildet die östliche Gränze des siamesischen Reichs; wenn man über die Berge ist, kommt man nach Cambodscha, dessen Inneres noch nicht genügend erforscht ist. Chantibond ist eine der reichsten und schätzbarsten Provinzen des Königreichs Siam; die Thäler und Ebenen sind ungemein fruchtbar, und im Hintergrunde ragen hohe Gebirge empor, die mit großen herrlichen Wäldern bedeckt sind; Chantibond ist das siamesische Asturien; die wunderschönen, herrlich bewässerten, pittoresken Landschaften versetzen den Reisenden in Entzücken. In den Gebirgen sind Buddhatempel und Talapoinenklöster. Die Straße von da nach Cambodscha ist kurz, indem nur eine Gebirgsreihe beide Landschaften trennt. Chantibond liegt an der Spitze des Meerbusens von Siam und hat einen guten, von vielen kleinen Fahrzeugen und Booten besuchten Hafen. Früher fand hier ein ausgedehnter und vortheilhafter Handel statt, der aber seit der siamesischen Besitzergreifung sehr gesunken ist, denn ehedem gehörte Chantibond zu Cambodscha.

Die Hauptproducte sind Pfeffer, dessen Anbau bis ins Unendliche vermehrt werden kann, Gummi, Elfenbein, Agilaholz, Rhinoceroshörner, Büffelhäute, die stark nach Bankok und in die benachbarte Gegend versandt werden. Die Wälder haben Ueberfluß an vortrefflichem Zimmtholz und liefern gutes Material zum Schiffbau, weßhalb auch viele Dschunken in Chantibond gebaut werden. Einige von den Inseln, die vor dem Hafen sich befinden, erzeugen Edelsteine.

Die Bevölkerung besteht aus Chinesen, Cochinchinesen, Cambodschanern, Siamesen; aller Reichthum und die besten Landesproducte befinden sich in den Händen der Chinesen. Auch gibt es einige hundert Christen, welche, wie überhaupt in ganz Siam, unter dem Bischof von Metellopolis stehen. Manche christliche Handelsleute haben sich durch schwunghafte Geschäfte mit Pfeffer und Cardamomen ein schönes Vermögen erworben.

Die zu Chantibond gehörige Insel Bangaka hat einen sichern und vortrefflichen Hafen, in welchem zweimal des Jahres zahlreiche chinesische Handelsschiffe einlaufen. Von dem Gipfel des hohen Berges Bombala, der unweit der Küste sich erhebt, übersieht man ganz Chantibond und Cambodscha. Der gegenwärtige Statthalter von Chantibond ist ein verschmitzter Chinese, einer der ersten Günstlinge des Beherrschers von Siam, einer seiner geheimen Räthe. Die Würde des Staatsdienstes hält ihn nicht ab mit Pfeffer und Büffelhäuten zu handeln.

Das Agilaholz von Chantibond wird sehr gesucht; der Verbrauch dieser wohlriechenden Substanz ist schon in Siam sehr groß, aber das meiste wird nach China ausgeführt. Der Gebrauch dieses Holzes geht bis ins höchste Alterthum und ist vorzüglich für heilige Zwecke, für den Tempeldienst und die feierlichen Ceremonien bei Leichenbegängnissen allgemein; besonders viel wird bei der Verbrennung vornehmer Leichname verbraucht; die Chinesen insbesondere machen häufigen Gebrauch davon in ihren öffentlichen Tempeln und Privatcapellen; ganz außerordentlich groß ist bei ihnen der Verbrauch dieses Holzes, da jede chinesische Wohnung mit einer kleinen Capelle zur Aufnahme der Hausgötter versehen ist. Diese Agilakerzen werden in kleine Bündel gebunden, in hübsches Papier gewickelt und sind in jedem Kaufladen zu haben.

Die bis jetzt noch nicht durchforschten Wälder von Chantibond enthalten zahlreiche botanische und zoologische Schätze. In diesen prachtvollen Wäldern haust der Königstiger, auf den die Eingebornen häufig Jagd machen; Knochen und Häute werden nach China versendet und bilden einen sehr gesuchten Handelsartikel; die Knochen werden bei den Chinesen als Arzneimittel gebraucht. Auch schwarze Tiger, Leoparden, Hyänen und Schakale durchstreifen die Wälder von Chantibond. Auf dem Bazar von Bankok sind in einigen Buden herrliche Leopardenfelle zu haben.

Ehemalige Wälder in Rußland. Die Nordische Biene vom 22 December enthält ein mordwinisches, augenscheinlich sehr altes Lied, denn es ist darin auf die alte Götterverehrung angespielt. Man ersieht aus demselben, daß ihr Gebiet, d. h. die jetzt fast waldleeren Gouvernements Pensa, Nishneinowgorod, Kasan und zum Theil Tambow, großentheils mit Wald bedeckt gewesen seyn müssen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 25.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Januar 1845.

Franzosen und Engländer in Polynesien.

Man hört über das Missionswesen in Polynesien gewöhnlich nur Engländer, weil sie die ersten waren, die das Christenthum dort ausbreiteten, und ist je nach vorgefaßten Meinungen für oder gegen das Missionswesen eingenommen, ohne richtig zu erwägen, welchen Einfluß dasselbe unter den vorwaltenden politischen Verhältnissen Polynesiens spielt; man betrachtete es mehr von der Seite der Civilisirung roher Stämme, statt daß man erwogen hätte, ob es nicht diesen rohen Stämmen auch nur wiederum als Mittel in ihren politischen Streitigkeiten diente. Wir entlehnen darum aus dem Constitutionnel (13 Jan.) eine Darstellung dieser politischen Seite, um so mehr als daraus hervorgeht, wie weitgreifend der Streit zwischen Katholicismus und Protestantismus, zwischen Engländern und Franzosen, aus politischen Gründen in Polynesien zu werden droht.

„Die methodistischen Missionäre, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sich auf dem Archipel der Gesellschaftsinseln niederließen, machten längere Zeit keine Fortschritte. Das Blatt wandte sich, als Pomare I, Urgroßvater der jetzigen Königin, in einem Kriege mit den vornehmsten Häuptlingen besiegt wurde und sich nach Eimeo flüchten mußte. Die Missionäre folgten ihm dahin, halfen ihm seine Macht wieder zu erlangen und erreichten dadurch seine Bekehrung. Seit diesem Augenblick vermischten sich hier religiöse und politische Ursachen, und wenn man einen europäischen Ausdruck auf diese rohen Verhältnisse anwenden will, so kann man sagen: die Missionäre begünstigten eine monarchische Revolution, so wie die Vernichtung der Feudalität, welche die Gesellschaftsverfassung von Taheiti, wie von den andern Südseeinseln ausmacht. Die Missionäre, welche sich auf die englische Macht stützten, flößten den aus ihrer Gewalt und ihrem Besitz vertriebenen Dorfhäuptlingen allzu große Furcht ein, als daß diese mehr als zu murren gewagt hätten, bis zu dem Augenblick, wo die Ankunft französischer Missionäre und französischer Kriegsschiffe ihnen zeigte, daß es unter den Europaern noch eine andere Religion und eine andere mächtige Nation gab. Jetzt entwickelten sich die Keime der innern Spaltung, und als Admiral Dupetit-Thouars feindlich gegen die Königin Pomare auftrat, welche französische Missionäre mißhandelt hatte, bat ein Theil der Häuptlinge eifrig um den Schutz Frankreichs. Die Königin Pomare unterzeichnete gleichfalls den Schutzvertrag, aber nur weil sie sich zu schwach zum Widerstand fühlte und die Missionäre ihr den spätern Beistand Englands versprachen. Für sie war das Protectorat Frankreichs ein Zeichen des Siegs ihrer taheitischen Feinde, wie für die englischen Missionäre die Demüthigung der Königin Pomare ein Schlag gegen den Protestantismus war.

„Dieser tiefgehende Streit kann sich nur auf zweierlei Art endigen, durch die gänzliche Räumung Taheiti's oder mit der vollständigen Herrschaft; es ist kein Mittelweg möglich. Unter verschiedener Form und mit einiger Verschiedenheit der Umstände werden die Ereignisse auf Taheiti sich auf allen großen Archipelen Oceaniens wiederholen. Die protestantischen Missionäre, obwohl hier minder zahlreich als auf Taheiti, haben damit angefangen, einige Häuptlinge für sich zu gewinnen, sie versprechen ihnen zum Dank für ihre Bekehrung die Obergewalt, und helfen ihnen materiell und geistig ihre Nachbarn zu unterjochen. Auf allen diesen Archipelen haben sich in Folge dieser Intriguen zwei Parteien gebildet, die eine protestantisch, die andere götzendienerisch; unaufhörlich gerathen sie sich in die Haare, das Blut fließt in Strömen, und die Zerstörungsmittel der Civilisation in den Händen dieser Wilden vermehren noch die Schrecken des Kriegs. Der Haß, den ihnen die von ihren Feinden und Unterdrückern bekannte Religion einflößt, führt die Götzendiener den katholischen Missionären entgegen; hinter diesen sehen sie die französische Fahne, wie die Protestanten die englische hinter den Methodisten. Der Kampf droht allenthalben in diesen Meeren auszubrechen; er hat zu Taheiti begonnen, und wird auch auf Tonga, Samoe und Witi beginnen." *)

*) Pritchard ist bekanntlich als Consul nach den Schifffahrtsinseln (Samoe) abgegangen und die Ausbreitung des französischen Protectorats über Wallis und Fortuna, welche zusammen freilich nur 3000 Einwohner haben, wird nur die Folge haben den Kampf noch weiter auszudehnen.

Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien.

Medina.

(Fortsetzung.)

Nächst dem Handel mit Lebensmitteln, der sehr lucrativ ist und mit dem sich auch die Honoratioren von Medina befassen, ist der Handel mit den benachbarten Beduinen der beträchtlichste. Sie versehen die Stadt mit Brennmaterial, mit Schafen, Ochsen, Butter und Honig, wofür sie Getreide und Kleidungsstücke eintauschen. Ihre Ankunft in Medina ist sehr unregelmäßig, und wenn zufällig zwei Stämme unter einander in Krieg verwickelt sind, hängt die Stadt Monate lang von der Gnade einiger Kaufleute ab, die zufällig einen Vorrath dieser Artikel in Händen haben. Der Ertrag der Felder, welche die Stadt umgeben, soll kaum vier Monate lang für die Consumtion hinreichend seyn, hinsichtlich des Uebrigen hängt die Stadt von Yembo oder von der ägyptischen Einfuhr ab. In Friedenszeiten ist Ueberfluß, denn alsdann kommen auch aus Nedschd, vorzüglich aus dem Distriet Kasim, Kornkarawanen.

Das Hauptnahrungsmittel sind zu Medina die Datteln. Während der zwei oder drei Monate der Dattelernte — denn diese Früchte sind nicht alle zu gleicher Zeit reif, jede Art hat ihre eigene Zeit — vom Julius bis September essen die untern Volksclassen nichts anderes, und auch in dem übrigen Theil des Jahres bleiben getrocknete Datteln ihre Hauptnahrung. Von derselben Wichtigkeit ist hier die Dattelernte, wie bei uns in Europa die Weizenernte, und ihr Mißrathen verursacht große Besorgnisse. „Was kosten die Datteln zu Mekka oder Medina?" ist immer die erste Frage welche der Beduine thut, wenn er auf der Straße Reisenden begegnet. Ein beträchtlicher Theil der Datteln wird aus entfernten Bezirken nach Medina gebracht, namentlich von Fera, einem sehr fruchtbaren Thale im Besitze des Stammes Beni Samer, wo zahlreiche Dattelwäldchen sind; es ist vier Tagreisen von Medina entfernt und eben so weit von Rabag im Gebirge. Die Datteln werden von daher in großen Körben gebracht, in welchen sie zu einer Masse zusammengepreßt sind.

Die meisten Medinaer sind entweder Bauern oder in den höhern Classen Landeigenthümer und Diener der Moschee. Nach dem Besitz von Feldern und Gärten wird sehr gestrebt; ein Landeigenthümer zu seyn wird für ehrenvoll gehalten und die Renten von den Feldern, wenn die Dattelernte gut ist, sind bedeutend. Landeigenthümer sind diejenigen, welche durch den Handel oder durch ihr Einkommen bei der Moschee und von den Hadschis bereits bedeutenden Reichthum erlangt haben. Den Hauptgewinn bezieht Medina von der Moschee und den Pilgern; eine Menge Leute sind bei der Moschee angestellt, deren Dienste bloße Sinecuren sind und die sich in das Tempeleinkommen theilen. Zu diesen gehört noch ein ganzer Troß von Ciceroni oder Mezowars und fast jeder Hausbesitzer, der an Pilger Zimmer vermiethet. Außerdem daß sie sich in die Tempeleinkünfte theilen, haben die bei der großen Moschee angestellten Diener jeder Classe ihre Surra oder Jahrgelder, welche von Konstantinopel und Kairo gesandt werden, und überdieß erfreuen sich alle Einwohner ähnlicher jährlicher Gaben, die auch unter dem Namen Surra gehen. Es ist wahr, diese Stipendien werden nicht immer regelmäßig vertheilt, und viele der ärmsten Classe, für die sie ursprünglich bestimmt waren, werden derselben beraubt; indessen kommen Summen in die Stadt und werden in Umlauf gesetzt. Viele Familien werden auf diese Weise ganz durch die Surra erhalten und empfangen jährlich mehr als 100 und 200 Pf. St. nach unserm Gelde gerechnet, ohne daß sie irgend etwas dafür thun. Die Medinaer sagen, daß ohne diese Surras die Stadt von den Landeigenthümern und den Landbauern bald verlassen seyn würde, und diese Rücksicht war gewiß der ursprüngliche Beweggrund, sie und die zahlreichen frommen Stiftungen zu gründen, welche in allen Theilen des osmanischen Reiches der Stadt und der Moschee gehören. Gegenwärtig wird die Surra mißbraucht und dient nur dazu, einen Schwarm Menschen in vollkommener Trägheit zu erhalten, während die wirklich Armen und Bedürftigen manchmal verlassen bleiben und nicht das Geringste zur Aufmunterung der Industrie geschieht.

Der Mangel an Gewerbfleiß ist in Medina noch merkwürdiger als in Mekka; selbst die unentbehrlichsten Handwerker fehlen, und die wenigen, welche hier leben, sind Fremde und nur auf einige Zeit angesiedelt. Es ist nur ein Tischler und ein Schlosser in der Stadt; Zimmerleute und Maurer sind so selten, daß man sie zur Ausbesserung eines Hauses von Yembo holen muß. So oft die Moschee Arbeiter bedarf, werden sie von Kairo oder Konstantinopel geschickt. Alle Bedürfnisse der Stadt, bis auf die unbedeutendsten Artikel, werden von Aegypten gebracht. Nicht einmal irdene Wasserkrüge werden verfertigt. Vor einigen Jahren hatte ein Eingeborner von Damascus hier eine Manufactur dieses unentbehrlichen Artikels angelegt: aber er verließ die Stadt wieder und die Einwohner waren genöthigt, aus den halbzerbrochenen Krügen die sie noch hatten, zu trinken, oder mit großen Kosten andere von Mekka einzuführen. Man sieht weder Färbereien noch Webstühle, noch Gerbereien; selbst Nägel und Hufeisen werden von Aegypten und Yembo gebracht. Man muß den Mangel der Handwerker der geringen Achtung, in welchen sie bei den Arabern stehen, zuschreiben, indem der arabische Stolz manchmal größer ist als ihre Geldgierde, und den Vater abhält, seinen Sohn zu einem Handwerk zu erziehen. Diese Abneigung hat sich wahrscheinlich von den alten Einwohnern, den Beduinen, fortgepflanzt, welche bis auf die heutige Stunde alle Handwerker aus ihren Stämmen ausstoßen, und diejenigen, welche in ihren Lagern angesiedelt sind, als Leute einer geringern Kaste betrachten, mit denen sie sich niemals verbinden oder verheurathen. Anders werden die Gewerbsleute in andern Theilen des Orients behandelt, namentlich in Syrien und Aegypten, wo die Zünfte der Handwerker fast eben so hoch als im Mittelalter in Frankreich und Deutschland geachtet werden. Dort hat ein Handwerksmeister ganz denselben Rang und dasselbe Ansehen wie ein Kaufmann zweiter Classe; er kann sich in angesehenen Familien der Stadt verheurathen und ist gewöhnlich in seinem Quartier ein Mann von größerem Einflusse als ein Kaufmann, der dreimal reicher ist als

er selbst. Die ersten türkischen Kaiser thaten alles, was in ihrer Macht stand, die Industrie zu begünstigen, welche in vielen Städten der europäischen und asiatischen Türkei bis jetzt noch blüht. Namentlich waren Damaskus und Haleb von jeher wegen ihres regsamen Gewerbfleißes berühmt.

Die einzigen arbeitsamen Leute in Medina sind die hülflosen Pilger, namentlich die aus Syrien, welche hier zahlreich sind und sich bestreben, durch strenge Arbeit in einigen Monaten Geld genug für die Kosten ihrer Heimreise zu verdienen. Sie arbeiten nur zu gewissen Zeiten, und nach ihrer Abreise ist die Stadt oft ziemlich lange ohne Handwerker. Während ich zu Medina war, fand sich nur Ein Mann, der Linnen wusch; als er fortging, mußten die fremden Hadschis, da die arabischen Frauen sich selten zu einem solchen Dienste erniedrigen, selbst waschen. Unter solchen Umständen darf ein Reisender nicht erwarten, hier die geringste Bequemlichkeit zu finden und selbst Geld hilft dem Mangel nicht ab. Die Negerpilger von Sudan sind gleichfalls sehr fleißige und tüchtige Arbeiter; wenige Neger kommen nach Mekka, ohne auch Medina zu besuchen, das in ihren Augen verehrungswürdiger ist als Mekka. Die orthodoxe Secte der Malekiten, zu der sie gehören, zollt dem Propheten größere Hochachtung als eine der andern Secten, und man kann sagen, daß die Neger, so wenig unterrichtet als sie gewöhnlich sind, den Propheten vollkommen anbeten, indem sie ihn mit der Gottheit auf gleicher Stufe oder doch wenig unter ihr betrachten. Sie nähern sich dem Grabe Mohammeds mit zerknirschtem Gemüthe und mit stärkern Gefühlen, als wenn sie die Kaba besuchen, und sie sind vollkommen überzeugt, daß die Gebete, welche sie vor den Fenstern des Grabmales verrichten, früher oder später erhört werden. Diese frommen schwarzen Pilger versehen Medina mit Brennholz, welches sie in den benachbarten Bergen sammeln und mit Gewinn verkaufen. Wenn keine oder nur wenige von ihnen in Medina sind, kann man selbst für Geld kein Holz erhalten. Sie dienen gleichfalls als Lastträger, und die welche für strenge Arbeiten nicht stark genug sind, verfertigen kleine Matten und Körbe von Dattelblättern. Sie leben gewöhnlich in kleinen Hütten auf den öffentlichen Plätzen und bleiben bis sie Geld genug für ihre Heimreise verdient haben. Sehr wenige von ihnen sind Bettler: von den 50 oder 60, die ich hier sah, nahmen nur zwei oder drei, die zu jedem andern Berufe untauglich waren, ihre Zuflucht zum Betteln; im allgemeinen sind viel weniger Bettler in Medina als in Mekka. Wenige Hadschis kommen hieher, welche nicht das nothwendige Geld mit sich bringen oder gewiß sind, ihren Unterhalt durch Arbeit zu verdienen, da die Entfernung Medina's von der See viel größer ist als die Mekka's und die Straße durch die Wüste von ganz Armen gefürchtet wird. Medina hat Pilger während des ganzen Jahres, indem keine bestimmte Zeit für den Besuch des Grabes vorgeschrieben ist.

Die Medinaer ersetzen die geringe Menge der Bettler in ihrer eigenen Stadt, indem sie selbst an andere Orte gehen, um zu betteln. Es ist unter den Einwohnern der Stadt, welche einige Erziehung erhalten haben und lesen und schreiben können, Sitte, daß sie einmal, auch zweimal, in ihrem Leben eine Reise nach der Türkei machen. Sie gehen gewöhnlich nach Konstantinopel, wo sie durch die türkischen Hadschis, welche sie in ihrer eigenen Stadt kennen lernten, bei den Großen sich einführen lassen, Armuth vorschützen und beträchtliche Geschenke an Kleidern und Geld empfangen, indem sie als Eingeborne von Medina und als Nachbarn des Prophetengrabes geachtet sind. Einige dieser Bettler dienen als Imams in den Häusern der Großen. Nachdem sie sich einige Jahre aufgehalten, setzen sie das eingesammelte Almosen in allerlei Kaufmannswaaren um, und kehren mit einem beträchtlichen Capital zurück. Es gibt sehr wenige Personen von den oben erwähnten Eigenschaften in Medina, welche nicht wenigstens einmal die große Reise durch die Türkei gemacht hätten; ich sah einige von ihnen zu Kairo, die sich bei Leuten einquartiert hatten, mit denen sie in Medina nur wenig bekannt waren und durch ihre unaufhörlichen unverschämten Forderungen außerordentlich lästig wurden. Es gibt wenig große Städte in Syrien, Anatolien und der europäischen Türkei, wo nicht einige von diesen Bettlern sich finden. Viele derselben lernen etwas türkisch, theils wegen ihrer Reisen ins osmanische Reich, theils wegen ihrer Pflichten als Ciceroni oder Mezowars in Medina. Das Leben dieser Menschen ist nicht selten reich an bunten Abenteuern. (Schluß folgt.)

Reisebriefe aus Spanien.

V.

Alhambra, den 16 October 1844.

Seit Michaelis bin ich wieder in Granada, nachdem ich die Alpujarras, die wegen der vorgerückten Jahreszeit, wo alles durch die glühende Sonnenhitze verbrannt war, eine weniger reiche Ausbeute lieferten, durchwandert habe. Im Dorfe Guejar, wohin ich am 10 September aus der Sierra zurückgekehrt war, mit der Absicht, am folgenden Tage nach dem auf der Südseite des Gebirgszuges gelegenen Orte Trevelez zu reisen, hatte ich einen Landmann kennen gelernt, der eine große Menge Ziegenheerden im Gebirge besaß und mich sehr liebgewonnen hatte. Ich hatte bereits mehrere Nächte bei meinen Excursionen in den ihm zugehörigen Sennhütten unter seinen ihm untergebenen Hirten zugebracht und war immer sehr gastfrei aufgenommen worden. Dieser kam Abends zu mir und bat mich, den folgenden Tag nicht auf dem beabsichtigten Wege nach oben genanntem Dorfe zu gehen, indem er unterrichtet sey, daß sich daselbst bei Gelegenheit des nahe bevorstehenden Jahrmarktes von Ujijar, Hauptstadt der östlichen Alpujarras, eine Räuberbande organisirt habe. Ich sollte lieber noch einen Tag warten, dann wolle er mich auf einem andern Wege nach dem Passe von Vacares führen. Ich nahm natürlich dieß Anerbieten dankbar an, wohl wissend, daß man sich auf diese Gebirgssöhne unbedingt verlassen könne.

Den 12 September begab ich mich mit meinem Diener und meinem mit sämmtlichem Gepäck beladenen Pferde nach der bereits hoch im Gebirge gelegenen Sennhütte Cabaña vieja, wo ich die Nacht zubrachte. Den folgenden Morgen kam José (so heißt der erwähnte Bauer) mit vier Hirten, alle mit Jagdflinten wohl bewaffnet, und brachte mich bis auf die entgegengesetzte Thalwand des tiefen Barranco de Gualnon am

Fuße des Picacho de Veleta. Hier frühstückten wir noch gemeinschaftlich, worauf ich von diesen gutmüthigen Menschen Abschied nahm, der mir wirklich schwer wurde. José gab mir noch einen Hirten als Führer bis auf die Wiesen von Vacares mit, von wo ich den Weg nach dem gleichnamigen Passe bereits kannte. Aber was war dieß für ein Weg! Nichts als steile Abhänge und Gerölle, auf denen der bloß aus einzelnen Fußstapfen bestehende Pfad alle Augenblicke verschwand. Mir bangte vor meinem mit 2 Centnern beladenen Pferde, das aber glücklich diesen schauerlichen Weg zurücklegte, ohne ein einzigesmal auszugleiten, während ich jede Secunde erwartete, es werde in die Tiefe hinabstürzen. — Am Eingange des Höllenthales, eines am Fuße des Mulahacen gelegenen Barranco, trafen wir einen politischen Flüchtling, einen jungen Mann, der bei der letzten Revolution betheiligt gewesen war und zum Tode verurtheilt sich in diese Wildniß geflüchtet hatte, wo er bereits seit vielen Monaten, hier allerdings ganz sicher, lebte. Dieser führte uns bis auf oben genannte Wiesen, da der uns mitgegebene Hirte den Weg nicht weiter kannte. Von hier aus stiegen wir allein weiter aufwärts, nachdem ich dem Pferde eine halbe Stunde Zeit zum Ausruhen gegeben hatte. Nach mehrstündigem Emporklettern kamen wir auf dem höchsten etwa 10,000' hohen Punkt des Passes an und stiegen nun in einem Thal der Südseite wieder hinab, wo wir bald den Weg verloren und uns genöthigt sahen, einer Wasserleitung zu folgen. Es war schon 5 Uhr, als wir eine Sennhütte erreichten, bei der eine große Anzahl Arbeiter mit Ausdreschen von Roggen beschäftigt waren. Wir erkundigten uns nach dem Wege und erfuhren, daß Trevelez noch drei Stunden abwärts im Thal liege. Ein junger Mann, der sich durch bessere Kleidung vor den andern auszeichnete und sich als den Regidor de justicia (Dorfrichter) zu erkennen gab, Namens Francisco Garcia, bot mir sein Haus als Wohnung während meines Aufenthalts in Trevelez an, was ich dankbar annahm. Der Weg führte uns nun in einem herrlichen Felsenthal, das ein brausender Alpenbach durchströmte, nach dem von prächtigen Kastanien- und Nußbäumen umgebenen Trevelez, wo wir um 8 Uhr ankamen und in dem stattlichen Hause des Regidor gut aufgenommen wurden. Das Dorf liegt am rechten Uferabhange des Baches, hat schmutzige Gassen und zwei Kirchen. Hier sah ich zum erstenmal völlig platte Dächer, auf denen man den Mais ausdrosch und die Schweine herumlaufen ließ! — Am folgenden Morgen schickte ich meinen Paß zum Alcalde, der mir sogleich einen Besuch abstattete und in dem ich wider Erwarten einen sehr gebildeten Mann kennen lernte. Er hieß Don Antonio Lopez, war gebürtig aus Malaga und hatte früher Medicin studirt, wie er denn in der gesammten medicinischen Literatur Spaniens und des Auslandes sehr wohl bewandert war und eine ausgewählte Bibliothek besaß, worunter er mir eine Geschichte der Reformation mit den Bildnissen Luthers und Calvins zu zeigen nicht vergaß.

Sonntags darauf, den 15 September, unternahm ich die Besteigung des 11,600' hohen Mulahacen, des höchsten Punktes der pyrenäischen Halbinsel. Es war ein so reizender Tag, wie ich keinen zweiten in der Sierra erlebt habe, die Luft ganz ruhig und durchsichtig klar, dabei sehr warm. Die Besteigung dieses Bergriesen hat von Trevelez aus keine Gefahr, ist aber beschwerlich, indem man über 5 Stunden fortwährend ziemlich steil und ohne allen Weg emporklimmen muß. Es war gegen Mittag, als wir auf dem höchsten Felsen des Gipfels anlangten, und mit einer so prachtvollen und großartigen Aussicht belohnt wurden, wie es deren schwerlich viele geben wird. Zu unsern Füßen gegen Süden lag das Gebirgsland der Alpujarras, links die Sierra de Gador bis Almeria, rechts die Sierra de Lujar und de Almijarras, und über alle diese Gebirge hoch in den Himmel ragend das mittelländische Meer in einer Ausdehnung von wenigstens 25 Meilen. Längs der spanischen Küste tief unter uns lagerten Wolken und jenseits Europa's bezeichnete eine zweite Wolkenschicht die Küste von Afrika; dazwischen zog sich die See hellglänzend hin und funkelte und sprühte in den Strahlen der Sonne. Ein höchst eigenthümlicher Anblick war es, als nach 12 Uhr die Wolken von Afrika herüberkamen und nun plötzlich die ganze Küste von Marocco erschien, deren in scharfen Umrissen sich erhebende Gebirge im hellsten Sonnenschein ganz klar und deutlich am Horizont lagen. Innerhalb einer Stunde hatten die afrikanischen Wolken das Meer überschritten und traten in Spanien ein, wo sie bald die Sierra de Gador bedeckten. Nicht minder großartig war die Aussicht gegen Norden. Hier überblickte ich den ganzen wildromantischen Nordabhang der Sierra Nevada, Granada, umgeben von seiner immergrünen Vega, die Ebenen von Sevilla und Cordova, das Adlernest Gibraltar auf hohem steilem Felsen zum Greifen nahe, die Gebirge von Cadiz, die ganze ungeheuer lange Sierra Morena, im Osten sich mit den Gebirgen von Murcia einend und darüber die Ebenen der Mancha, am fernsten Horizont begränzt von der Sierra de Guadarama hinter Madrid. Die Luft war selbst in dieser außerordentlichen Höhe völlig still, und die Sonne schien auch hier noch so warm, daß uns die Kleider zu heiß wurden. Wir blieben bis halb 3 Uhr oben, mit Sammeln und Beobachten beschäftigt, und kamen um 6 Uhr nach Trevelez zurück.

Die beiden folgenden Tage machte ich eine zweite Excursion nach dem sehr entfernten am östlichen Ende der Sierra gelegenen Wolfspaß, und Donnerstags, den 19 September, begab ich mich zu Pferde nach dem Städtchen Orgiva, dem Hauptort der westlichen Alpujarras, wohin ich mein Gepäck auf einem Esel vorausgeschickt hatte. Orgiva, 5 Leguas unterhalb Trevelez gelegen, ist ein nettes Städtchen mit einer schönen zweithürmigen Kirche, in einem weiten herrlichen Gebirgsthal, umgeben von üppigen Olivenwäldern. Ich stieg in der ersten Posada der Stadt ab und bekam das erste, mithin beste Zimmer. Dieses, nach hinten hinaus gelegen, mit prächtiger Aussicht, bildete ein unregelmäßiges Fünfeck, der Boden bestand aus bloßem Estrich, die Decke aus spanischem Rohr, hinten niedriger als vorn; das Meublement aus einem niedrigen aus rohen Brettern zusammengenagelten Tisch und an die zehn halbzerbrochenen Stühlen von verschiedenen Formen und, wie es schien, aus verschiedenen Jahrhunderten. Das Bett war gut und reinlich — eine Seltenheit in Andalusien — aber, was mir auch noch nicht vorgekommen ist und was ich erst am folgenden Morgen entdeckte, voller — Ameisen, so daß ich die ganze Nacht kein Auge geschlossen habe. Dieß war, wie gesagt, das erste Zimmer im ersten Gasthof von Orgiva! Wie mag nun das schlechteste im schlechtesten Gasthofe beschaffen seyn? — Die Uncultur hinsichtlich der Bequemlichkeiten auf Reisen geht in Spanien wirklich über alle Begriffe.

(Schluß folgt.)

Guanoeinfuhr in England. Wie bedeutend diese ist, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn die Liverpool Mail vom 11 Januar berichtet, daß im Laufe von wenigen Tagen über 8000 Tonnen eingeführt wurden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 26.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Januar 1845.

Lateinische Volksdichtungen vor dem zwölften Jahrhundert.

Ein Hr. Du Meril hat eine eigenthümliche, aber in manchen Beziehungen fruchtbringende Idee gehabt, welche zugleich ein vortheilhaftes Licht auf den Gang der historischen und philosophischen Studien in Frankreich wirft; er hat eine Anzahl lateinischer Volkslieder herausgegeben, welche ein besonderes Licht auf die herrschenden Zeitansichten werfen können. Der Versuch ist um so dankenswerther, je weniger der Herausgeber in weitern Kreisen Dank damit ernten wird, da die Idee den literarischen Bestrebungen unserer Zeit zu ferne liegt. Den Anfang machen einige Volkslieder noch aus der Zeit der römischen Kaiser, bittere Epigramme, in denen sich der Volksgeist für den erlittenen Druck rächte. Einige kurze Strophen aus Triumphliedern römischer Legionen mahnen an die letzten Ruhmesklänge der römischen Waffen. Den Schluß dieser noch eigentlich römischen und heidnischen Lieder macht ein Gesang an die Venus, wie ihn junge Leute vor den Thüren ihrer Geliebten zu singen pflegten. Dieß Lied ist wohl nicht unabsichtlich das letzte der heidnischen, denn es steht in grellem Widerspruch mit dem ersten christlichen, welches eine Hymne an Jesus ist. Der Herausgeber wollte den Unterschied zwischen der alten, im Materialismus untergegangenen Zeit und der neuern Ordnung der Dinge hervorheben; man verläßt mit einemmale die alte sinnliche Heidenwelt, um in eine mystische, in dunkler Sehnsucht nach dem Höhern strebenden überzutreten, und eine Hymne des heiligen Augustin gegen die Ketzerei der Donatisten zeichnet den Widerspruch des einfachen, innigen Christenglaubens mit der zur Thorheit gewordenen Weisheit der alten Welt, die sich nur noch in Phrasen erschöpfte, noch einleuchtender.

Die Formen der alten Welt sind vollends untergegangen, aber ihre Verderbniß ist noch vielfach geblieben, die neuen Völker im Römerreiche werden, wie vom neuern Glauben, so von der alten Verderbniß erfaßt, und daher entspringen Gedichte, wie die „über den Schmerz der Sünde," „der reuige Sünder" u. dgl., worin die von Furcht und Niedergeschlagenheit durchdrungenen Seelen ihre Gefühle aushauchen. Aber auf die Entmuthigung, auf die Zerknirschung der Reue folgt eine maaßlose Hoffnung, und ein Drang zu ungeheuren Thaten, der sich endlich in den Kreuzzügen Luft macht; ein Lied, das mit den Worten beginnt: Jerusalem admirabilis, spricht diese Sinnesart in merkwürdiger Weise aus. Aber zu derselben Zeit auch machte der Verstand sein Recht geltend, und Du Meril citirt schon aus dem Anfang des 11ten Jahrhunderts eine „Satyre gegen Rom", und eine dem heiligen Fulbert zugeschriebene Legende fängt an das Nutzlose der Klösterbüßungen hervorzuheben. Du Meril findet in dieser Legende bereits die Anlage zu dem spätern Spottgeist der Franzosen. Selbst der früher eisenfeste Glaube an Erscheinungen Gottes und der Heiligen fängt an erschüttert zu werden, und man beginnt zwischen wahren und falschen Visionen zu unterscheiden.

Diese Andeutungen, die meistens der Vorrede des Werkes entnommen sind, werden hinreichen, um den Geist und die Tendenz desselben zu bezeichnen. Die Sprache dieser Lieder ist, wie man nicht anders erwarten kann, roh und barbarisch; die alte kraftvolle schöne Römersprache ist entsetzlich entstellt, aber wir können nicht gut urtheilen über den Eindruck, den die Form der Sprache auf die damalige Zeit machte, denn diese Lieder wurden gesungen, und manche Rauhigkeit, welche in dem geschriebenen Text vortritt, mochte sich bei dem Singen verwischen; auch hat der Verfasser auf diesen Punkt aufmerksam gemacht, indem er die Anfänge der modernen Versification in diesen Liedern nachwies.

Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien.

Medina.

(Schluß.)

Die Medinaer sind im allgemeinen nicht von so fröhlicher und lebhafter Natur wie die Mekkaer. Sie zeigen mehr Ernst und Strenge in ihren Sitten und erscheinen äußerlich religiöser als ihre südlichen Nachbarn. Sie sind eifriger in der Beobachtung der heiligen Gebräuche, und der öffentliche Anstand wird in Medina mehr als in Mekka beobachtet; die eigent-

liche Moralität der Einwohner scheint jedoch auf derselben Stufe, wie die der Mekkaer zu stehen. Die jungen Männer genießen häufig berauschende Getränke und sind verschwenderisch; die meisten, welche bei der Moschee angestellt sind, oder ihren Unterhalt von den Stipendien und den Pilgern haben, verbrauchen ihr jährliches Einkommen bis auf den letzten Heller. Sie erscheinen äußerlich reicher als die Mekkaer, weil sie sich besser kleiden; aber die Masse des Vermögens in dieser Stadt und in Mekka läßt sich durchaus nicht vergleichen.

In ihren gut meublirten Häusern sollen die Mediner hinsichtlich der Kost ärmlich leben. Die Sklaven sind hier nicht so zahlreich wie in Mekka; indessen werden doch manche Abyssinier hier gefunden, und einige weibliche sind als verheurathete Frauen angesiedelt. Die Weiber der Bauern und der Bewohner der Vorstädte dienen in den Familien der Stadtbewohner als Gesinde, vorzüglich um das Korn in Handmühlen zu mahlen. Die Weiber von Medina stehen im Rufe, viel tugendhafter zu seyn als die von Mekka und Dschidda. Die Familien, welche Gärten besitzen, werden zu großen Ausgaben veranlaßt, indem sie abwechselnd ihre Freunde in ihre Landhäuser einladen, wo alle Glieder der geladenen Familien, Männer und Frauen sich zugleich versammeln. Einige Familien bringen das ganze Jahr in ihren Gärten zu; unter diesen war die große Familie eines Heiligen, der in einem anmuthigen kleinen Garten, südlich von der Stadt, wohnt. Dieser Mann ist wegen seiner Heiligkeit so berühmt, daß ihm selbst Tusun Pascha einmal die Hand küßte. Ich machte ihm in den ersten Tagen nach meiner Ankunft einen Besuch, und fand ihn in einer großen an das Haus stoßenden Nische, die er niemals verläßt. Er war höflicher als irgend ein Heiliger, den ich vorher gesehen, und nicht abgeneigt, von weltlichen Dingen zu sprechen. Ich hatte gehört, daß er einige historische Bücher besitze und sie vielleicht verkaufe; auf meine Nachfrage aber erfuhr ich von ihm, daß er sich mit keiner Wissenschaft beschäftige, ausgenommen mit dem Gesetz, dem Koran und seiner Sprache. Er gab mir ein Nargile zum Rauchen und bewirthete mich mit einem Gericht Datteln, dem Product seines eigenen Gartens. Nachdem ich bei dem Abschied einen Dollar unter den Teppich, auf dem ich saß, gesteckt hatte, was, wie mir gesagt wurde, bei dieser Gelegenheit gewöhnlich geschieht, begleitete er mich bis zur Gartenthür und bat mich, meinen Besuch zu wiederholen.

Das Rauchen der Nargiles oder persischen Pfeife ist hier so allgemein als zu Mekka. Der Genuß des Kaffee's ist unmäßig und in den Gärten kann man Früchte eben so gut mit Kaffeebohnen als mit Geld kaufen; die Liebe zum Thee in England und Holland ist nicht mit der der Araber zum Kaffee zu vergleichen.

Die Bewohner Medina's halten keine Pferde. Die des Scheikh el Haram und einiger seines Gefolges ausgenommen, glaube ich nicht, daß ein Pferd in der Stadt gehalten wird. Im allgemeinen sind diese Theile Arabiens arm an Pferden, weil es hier keine schönen Weiden für sie gibt; die Beduinen im Norden und Osten der Stadt haben dagegen in ihrer Wüste große Pferdezucht. Die Gärten von Medina könnten Weiden geben, und früher, als kriegerische Männer in der Stadt wohnten, wurden Pferde gehalten und Expeditionen gegen die Beduinen, mit denen man zufällig im Kriege war, unternommen. Gegenwärtig ist der Geist der Medinaer friedlicher und die wenigen Pferde, welche noch gehalten wurden als die Wahabiten die Stadt einnahmen, wurden von ihren Eigenthümern alsbald verkauft, um der Militärconscription, welcher unter der wahabitischen Herrschaft vorzüglich die Reiter unterworfen waren, zu entgehen. Einige der reicheren Familien halten Maulthiere und Dromedare. Esel sind sehr gewöhnlich namentlich unter den Landleuten, welche auf ihnen die Producte ihrer Felder nach der Stadt bringen. Sie sind von einer kleinern Gattung als die von Mekka.

Es ist bemerkenswerth, daß Medina die einzige Stadt im Orient ist, aus welcher die Hunde ausgeschlossen sind; sie dürfen niemals durch die Thore in das Innere der Stadt kommen, sondern müssen in den Vorstädten bleiben. Einmal des Jahres versammeln sich die Wächter der verschiedenen Quartiere, um, wenn sich etwa eines dieser Thiere unbemerkt in die Stadt möchte geschlichen haben, es herauszutreiben. Wahrscheinlich hat die Furcht, daß ein Hund in die Moschee kommen und dieses Heiligthum entweihen möchte, Veranlassung zu ihrer Ausschließung gegeben.

Unter den Schafen in der Nachbarschaft Medina's ist eine kleine Art mit braun und weißgeflecktem Felle berühmt, und man kennt die nämliche Art auch um Mekka herum; sie sind ganz klein, werden von den Fremden aufgekauft und als eine Seltenheit aus dem heiligen Lande Hedschas nach Hause gebracht. Zu Kairo werden sie in den Häusern der Großen gehalten, welche sie mit Henna roth färben und ihnen ein Halsband mit kleinen Schellen um den Nacken hängen, die Kinder dadurch zu ergötzen.

Des Propheten Geburtstag (Mouled en Nebi) am 12ten Tage des Monats Rabia el Tsani, wird für ein Nationalfest gehalten. Alle Buden sind an diesem Tage geschlossen, und jeder erscheint in seinen besten Kleidern. Früh des Morgens versammeln sich die Ulemas und eine Menge wohlgekleideter Leute in der Moschee, wo einer der Katibs nach einer kurzen Predigt eine Erzählung aller Thaten Mohammeds von seiner Geburt bis zu seinem Tode abliest. Hierauf wird die Versammlung, wenigstens die vornehmsten anwesenden Personen, mit Confituren, mit Limonade und Süßholzwasser bewirthet; die eifrigen Muselmänner bringen die Nacht vorher im Gebete zu. Die Gemahlin Mehemed Ali Pascha's, welche von der Wallfahrt nach Mekka hieher kam, das Grab zu besuchen und ihren Sohn Tusun zu sehen, brachte den größten Theil der Nacht in andächtigen Gebeten in der Moschee zu. Nachdem sie nach dem Hause, welches sie zu diesem Zwecke nahe bei dem Thor der Moschee gewählt hatte, zurückgekehrt war, machte ihr der Sohn einen kurzen Besuch und verließ sie dann, damit sie ausruhen konnte, während er selbst mitten in der Straße Teppiche ausbreiten ließ und an der Schwelle der Wohnung seiner Mutter schlief, indem er so einen Beweis

seiner Achtung und Demuth geben wollte, welcher den Sohn eben so sehr ehrt, als den Charakter der Mutter, die ihn zu solchen Gesinnungen begeistern konnte. Diese Gattin Mehemed Ali's war eine sehr achtungswerthe Frau und wahrhaft barmherzig, ohne damit zu prunken. Ihr Sohn Tusun war der einzige der Familie, in dessen Brust edle Gefühle wohnten; die übrigen Söhne des Pascha waren durch zahllose Verbrechen, die von dem Hofe eines türkischen Großen unzertrennlich sind, verdorben; Tusun aber hat in vielen Fällen Beweise erhabener Grundsätze gegeben und selbst seine Feinde konnten ihm Tapferkeit, Edelmuth, kindliche Liebe und Gutmüthigkeit nicht absprechen. In moralischer Hinsicht übertraf er weit seinen Vater und seinen Bruder Ibrahim. Seine Mutter erschien hier in Medina, wie mir mehrfach erzählt wurde, ganz in der Pracht einer orientalischen Königin; wegen ihrer Geschenke an die Moschee und die Armen wurde sie von dem Volke als ein vom Himmel gesandter Engel betrachtet.

Bei Begräbnissen wird hier in Medina eine alte Nationalsitte beobachtet. Die Bahre wird von dem Hause des Verschiedenen an auf den Schultern einiger seiner Verwandten oder Freunde getragen, die übrigen folgen nach; aber wenn der Zug in der Straße vorrückt, so eilt jeder der Umstehenden oder Vorübergehenden die Träger einige Zeit abzulösen, einige machen andern Platz, welche sich vorwärts drängen, um ihren Theil an der Last zu nehmen, was ohne anzuhalten geschieht. So geht die Bahre unaufhörlich von Schulter zu Schulter, bis sie nahe am Grabe niedergesetzt wird. Wenn wir bedenken, daß dieser einfache und rührende Gebrauch aus wahrem Gefühl entspringt, so möchte er mehr Empfindung beweisen, als das Leichengepränge, mit welchem die Europäer ihre Todten zu Grabe geleiten. Aber im Orient geschieht alles nach altem Brauch, und der oben erwähnte verdankt seinen Ursprung ohne Zweifel einem innern Antriebe. Bei den Juden aller Gegenden, die ja auch Abkömmlinge eines Beduinenstammes sind, findet sich dieselbe löbliche Sitte; bei den Juden auf dem Lande geht bei einem Leichenbegängniß der Sarg, in welchem der verblichene Glaubensgenosse liegt, von Schulter zu Schulter; die in den Städten haben sich meistentheils europäisch-christlichen Leichenordnungen bequemt.

Die Medinaer gelten für gebildetere Ulemas oder Schriftgelehrte als die von Mekka. Einige derselben haben zu Damaskus und Kairo, wo von jeher die moslemitischen Wissenschaften blühten, studirt, zu welchem Zwecke in beiden Städten fromme Stiftungen sind. In dem Hause eines Scheikh von Medina sah ich eine Bibliothek von etwa 3000 Bänden. Es kommt im Orient häufig vor, daß solche Bibliotheken irgend einer Moschee oder einzelnen Familien geschenkt werden, so daß kein Buch veräußert werden kann. In solchen Fällen sind die Bücher lediglich zum Gebrauch der Ulemas, die aus ihnen Trost und Stärkung im Glauben schöpfen sollen.

Die Sprache der Medinaer ist nicht so rein als die der Mekkaner; sie nähert sich mehr der ägyptischen, und die Syrier, welche seit mehrern Generationen hier angesiedelt sind, haben immer noch den ganz eigenthümlichen Accent ihrer Landesmundart. Daß man Eingeborene von Medina Türkisch sprechen hört, ist nichts Ungewöhnliches; sie verkehren häufig mit Türken, machen auch, wie bereits erwähnt wurde, zuweilen Reisen ins osmanische Reich. Die Gärtner und Landwirthe in der Nachbarschaft haben einen Dialekt und gewisse eigenthümliche Phrasen, welche von den Stadtbewohnern oft belacht werden. Das reinste Arabisch sprechen die östlich von Medina hausenden Beduinen.

Die Sipahi-Armee in Indien und die Peitsche.

Wir haben bei einer frühern Gelegenheit schon erwähnt, daß die Peitschenstrafe in der angloindischen Armee wieder eingeführt werden soll. Bekanntlich wurde sie von Lord William Bentinck, der sich dadurch Popularität zu erwerben suchte, abgeschafft, und viele waren damals einer solchen Maaßregel entschieden entgegen, nicht sowohl aus Vorliebe für die Peitschenstrafe selbst, als weil dieselbe nicht auch zugleich in den englischen Regimentern abgeschafft wurde oder werden konnte, so daß sich daraus eine höchst nachtheilige Vergleichung für die europäischen Truppen ergab. Es ist aus der neuern Geschichte Indiens zur Genüge bekannt, daß wiederholte und sehr ernstliche Meutereien unter den Truppen ausgebrochen sind, und erfahrene Officiere, welche keineswegs verkannten, daß die Regierung gegen die Truppen nicht billig gehandelt und dadurch selbst die Unruhen hervorgerufen habe, haben doch zuversichtlich behauptet, daß diese Meutereien gewiß nicht die Höhe erreicht hätten, wenn die Furcht vor der Peitsche über den Häuptern der Schuldigen geschwebt hätte. Jetzt tritt dagegen wiederum ein „indischer Officier" mit einem Pamphlet auf, welches den Titel führt: „Kurze Skizze der sichern Gefahr bei Wiedereinführung der Körperstrafe in der angloindischen Armee nebst Charakterzügen der Sipahis." Aus diesem ganzen Streite geht nur das mit Sicherheit hervor, daß die angloindische Armee auf einer gefährlichen Stufe angelangt ist, wo man von oben herab nicht mehr recht weiß, ob man Milde oder Strenge üben soll.

Reisebriefe aus Spanien.

(Schluß.)

Am folgenden Nachmittag ging ich zu Fuße, da das Pferd die Bagage trug, nach der bloß zwei gute Stunden entfernten Stadt Lanjaron. Der Weg führt theils durch uralte Oliven- und zwischen Aloëhecken hin, theils über kahle Kalkhügel, bis er sich plötzlich rechts wendet und man den am Abhange der Sierra Nevada in einem üppigen Orangen- und Kastanienwald gelegenen Badeort Lanjaron erblickt, der in eine lange Gasse, wie Schmiedeberg in Schlesien, gebaut ist. Die Herberge daselbst war etwas leidlicher, aber unverschämt theuer, da es der berühmten Mineralquellen wegen viele Badegäste gab. Aber, lieber Himmel, was nennt man in Spanien Bäder! Nichts als steinerne Baracken mit Rohr gedeckt, die eine aus rohen Steinen erbaute gemeinsame Schwemme für die Männer und eine für die Frauen enthalten. Die unbedingt sehr starken Quellen, von denen bloß eine einzige gefaßt ist, liegen in einem Thal, westlich von der Stadt, und kaum führt ein gangbarer Saumpfad dahin. Trotz dem, daß die reiche Natur alles darbietet, um diesen romantisch gelegenen Ort in ein Paradies zu verwandeln, gibt es doch keine einzige Promenade nach irgend einem

Vergnügungsort. — Nahe dabei auf steilem Felsen liegt ein wohl erhaltenes Castell aus der Maurenzeit, allein es führt kein Weg hinauf. Wie anders sieht gegen solch einen spanischen Badeort das palastreiche Teplitz aus!

Die Nähe des Meeres, von dem man ein Stück von Lanjaron aus erblickt, lockte mich unwiderstehlich an, und ich beschloß daher, am nächsten Tage nach der an der Küste gelegenen 5 Leguas entfernten Stadt Motril zu reisen, um der See einen Besuch abzustatten. Ich ließ all mein Gepäck in Lanjaron und ritt am 20 September nach Motril. Der Weg führt durch das Thal des Rio grande, der bei Motril mündet und alles Wasser aus der Südseite der Sierra Nevada dem Meere zuführt, ein prächtiger Weg! Das Flußbett ist sehr breit und sandig, und längs der Ufer mit spanischem Rohr, Zwergpalmen, Tamarisken und blühendem Oleandergebüsch bedeckt. Unzähligemale muß man den Fluß kreuzen, was aber keine Gefahr hat, da er sehr seicht ist. Am romantischsten wird dieser zauberische Weg da, wo der Fluß zwischen der Sierra de Almijarras und Sierra de Lujar durchbricht. Hier tritt man in einen über eine Stunde langen Felsenpaß ein, der die Ufer des Flusses auf beiden Seiten mit senkrechten, mehrere hundert Fuß hohen Felswänden umschließt, die so glatt sind, als wären sie von Menschenhand behauen und polirt. Sobald man diesen Paß zurückgelegt hat, verflacht sich das Thal, und man erblickt vor sich eine niedrige Hügelreihe und zur Rechten das auf steilem Hügel an der Küste gelegene Dorf Salobreñas nebst schöner Burg.

War ich durch José's Fürsorge den Räubern glücklich in der Sierra Nevada entgangen, so war ich hier nahe daran, Gaunern in die Hände zu fallen. Da wir den Weg weiter nicht kannten, so fragten wir vier Landleute, die am Ufer standen, nach demselben. Sie waren gut gekleidet und bloß mit ihren Bewässerungshacken bewaffnet, hatten aber verdächtige Gesichter. Sie gaben Auskunft, und wir schlugen nun einen Weg ein, der sich an einem steilen Abhange der letzten Hügelreihe emporwand, bedeckt fast ganz mit mehrern Klafter hohem spanischem Rohr. Mein Diener winkte mir verstohlen und bedeutete mich zu eilen, ich aber hörte ganz deutlich einen der Kerls sagen: „Das ist ein Reicher, sehen wir, was dieser Mensch besitzt!" Ich trieb mein Pferd zur Eile an, welches aber ermüdet nicht Lust hatte auf dem schlechten Wege bergan zu laufen. Dennoch gewann ich einen Vorsprung, merkte aber, daß zwei der Männer mir im Laufe nacheilten und auf kürzern Wegen mir zuvorzukommen suchten. Sie schrien mir mehrmals zu, ich solle warten, und da dieß nicht geschah, fingen sie an mit Steinen nach mir zu werfen. Jetzt von ihrer Absicht völlig überzeugt, griff ich nach meinen Pistolen und rief ihnen zu, sich zu entfernen. Lachend antworteten sie mit neuen Steinwürfen, worauf ich ohne weiteres auf sie feuerte, ohne jedoch einen zu treffen. Als sie sahen, daß ich bewaffnet sey, stutzten sie, mein Pferd aber wurde von dem Schusse scheu, ging durch und jagte jetzt im Galopp den Abhang hinauf, wodurch ich glücklich dieser Gefahr entging. — Auf der Höhe angekommen, eröffnete sich eine prächtige Aussicht. Hinter uns lag zur Linken die wildromantische Sierra de Almijarras, rechts die einen kolossalen Wall darstellende Sierra de Lujar, dazwischen das tiefe dunkle Flußthal, im Norden die Sierra Nevada; vor uns am Fuße der Hügelkette die freundliche Stadt Motril am Anfange einer weiten grünen Ebene, begränzt vom Meere, dessen unermeßlicher Spiegel in den Strahlen der untergehenden Sonne rosenroth leuchtete und auf dem die Segel der Fischerbarken gleich weißgefiederten Möven erglänzten. Eine Viertelstunde später kam ich in Motril an, wo ich eine gute Posada traf und zwei Tage blieb. Motril ist eine ziemlich große, gut gebaute reinliche Stadt mit mehrern Kirchen und blendendweiß gekalkten Häusern mit platten Dächern. Täglich war ich mehrmals am Strande, obwohl das Wetter kühl und stürmisch war und die See sehr hoch ging. Die Stadt liegt eine halbe Stunde von der Küste entfernt und der Weg bis zu dem Castillo de Barradero, einem unbedeutenden von zwei Kanonen vertheidigten Fort, führt durch die reizende Ebene, ganz bedeckt mit den üppigsten Feldern von Baumwolle, Zuckerrohr, Bataten und Mais. Die Baumwolle zierte mit ihren großen gelben Blumen den größten Theil der Ebene, das Zuckerrohr war noch sehr klein. — Die Küste bei Motril ist ganz flach und sandig und die Brandung daher furchtbar. Die ganze Küste war mit großen, weißen, wohlriechenden Narcissen bedeckt. Gelockt von dem herrlichen Wellenschlage, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich in der See zu baden. Gefahr hat es keine, denn es ist ganz unmöglich durch die Brandung zu kommen. Ich versuchte es achtmal und wurde jedesmal von den heranrollenden Wellen auf den Strand geworfen, daß mir alle Glieder schmerzten! — Außer Pflanzen sammelte ich an der Seeküste drei sehr große lebendige Seesterne, wahrscheinlich von der afrikanischen Küste. Zwei davon zerbrachen unterwegs, der größte aber, eine halbe Elle im Durchmesser, hat sich wohl erhalten.

Montags, den 23 September, ritt ich auf einem andern Wege nach Lanjaron zurück. Die Gipfel der Sierra Nevada erschienen zum erstenmal mit frisch gefallenem Schnee bedeckt. Dienstags blieb ich in Lanjaron und kehrte Mittwochs nach Granada zurück. — Montags darauf machte ich die letzte Excursion in die Sierra Nevada, um Sämereien zu sammeln, und blieb zwei Nächte in dem sechs Viertelstunden unterhalb S. Geronimo gelegenen Cortijo la Mimbre, dessen Bewohner mich überaus freundlich aufnahmen und sehr gegen die von S. Geronimo abstachen. Der Cortijero, ein alter Landmann, der mir viel von Boissier erzählte, ließ mir zu Ehren sogleich einen jungen Bock schlachten und die Hausfrau schickte einen Hirtenknaben nach dem über eine Stunde weit entfernten Dorfe Monachil, um Weintrauben und Melonen zu holen, und als ich später bezahlen wollte, nahmen sie durchaus kein Geld an. Tags darauf bestieg ich zum drittenmal den 7000' hohen Domajo, wobei uns ein heftiges Gewitter überfiel. Eine Excursion in die Schneeregion zu machen, um Sämereien zu sammeln, vereitelte der frisch gefallene Schnee, der nach den Aussagen der Hirten schon eine Viertelelle hoch lag. Mittwochs begab ich mich durch den Barranco de Hoyanida nach Guejar und ritt von da nach Granada.

Die Zeit des Endes. Die Indian News vom 6 Jan. d. J. berichten, daß in London eine Zeitschrift unter diesem Titel erscheine, welche zu beweisen sucht, daß die Engländer von den Juden abstammen, und deßhalb nichts eiligeres zu thun haben, als sich ihres rechtmäßigen Erbes, des Landes Israel, zu bemächtigen. Dieß Land sey die verbindende Kette zwischen den zwei großen Theilen des englischen Reichs, Indien und England, und wenn letztres nicht zugreife, so werde eine feindliche Macht es thun. Wir erinnern uns schon vor zehn Jahren einen Artikel in dem United Service Journal gelesen zu haben, worin die Nothwendigkeit, in der England sich befinde, Aegypten und Syrien zu besetzen, aus militärischen und politischen Gründen nachgewiesen wird, daß man aber auch noch den Engländern als Nachkommen von Juden ein Erbrecht an Palästina schöpfen werde, das ist doch wohl bis jetzt noch keinem vernünftigen Menschen eingefallen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 27.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Januar 1845.

Ein Ausflug nach Rothrußland.

(Nordische Biene 18 — 21 Dec.)

Rothrußland nenne ich die drei südöstlichen Kreise des Gouvernements Lublin, diesen Rest des eigentlichen Rothrußlands oder der russischen Woiwodschaft, die jetzt unter dem Namen Galizien bekannt ist. Dieß ist russisches Land, die Einwohner Rusinen, unsere wolhynischen und poltawischen Kleinrussen, sämmtlich Griechisch-Unirte. Selten und nur in einzelnen Dörfern trifft man unter ihnen Polen an, welche von den polnischen Gutsbesitzern hieher verpflanzt wurden. Schon längst hätte ich gern dieß Land besucht. Hier ist Cholm, (poln. Chelm), die Hauptstadt des russischen Königs Daniel; hier sind die Ueberreste von Städten, die man nur noch aus den Erzählungen der Chroniken kennt; man darf nur an Wolhyn und Tscherwen (die rothe) erinnern, die dem ganzen Lande den Namen gaben. Geschichtliche Nachrichten hat man über dieß Land sehr wenig; in den Beschreibungen Alt-Polens findet sich einiges, aber die polnischen Geschichtschreiber ziehen vorzugsweise nur die Denkmale des polnischen Lebens aus der Vergessenheit, und so fängt für sie die Geschichte dieses Landes erst mit den Zeiten Kasimir des Großen an; von dem was früher da war, sind die Spuren schwach und werden bald vollends verschwunden seyn. Ich hatte Gelegenheit in Sachen des Unterrichtswesens das Gouvernement Lublin zu besuchen, und benützte dieß, um wenn auch nur im Vorübergehen einen Blick auf die noch erhaltenen Reste des russischen Alterthums zu werfen.

Ich reiste nicht geradenwegs nach Lublin, sondern über Radom und Pulawy, indem ich einen Umweg von 50 Wersten machte, dadurch aber auch dem zur Anlage einer Chaussee aufgeworfenen Nebenweg auf der ersten Station auswich. Unter der Regierung des Kaisers Alexander hat man hier Chausseen zu bauen angefangen, unter der jetzigen Regierung aber sind seit kaum zehn Jahren gegen 1000 Werste in verschiedenen Richtungen angelegt worden. Hiezu kommt noch die Eisenbahn von Warschau nach Krakau, wo sie sich an die Wiener anschließen wird. Ein Theil davon ist fertig, und man hat kürzlich eine Probefahrt darauf gemacht. *) Wenn man durch den jerusalemischen Schlagbaum die Stadt verläßt, und in der Allee hinfährt, wo die Eisenbahn beginnt, so bemerkt man bald die Bewegung, welche den sonst so öden Theil der Stadt belebt. Es war Sonntag, die Fußgänger drängten sich in der Allee, und Equipagen folgten auf Equipagen. Was wird es erst dann seyn, wenn die Eisenbahn fertig ist! Um den prachtvollen Bau her, von dem die Züge abgehen, wird sich mit der Zeit eine neue Stadt erheben.

Eines ist sehr unerfreulich für den, der auf der Chaussee fortfährt, nämlich die Seltenheit der Dörfer und Menschen, mit einem Wort, der Mangel an Leben. Mit der Anlegung gerader Straßen sind die Dörfer größtentheils zur Seite geblieben. Daher ist der Weg nach Radom langweilig, einförmig, man sieht vor sich nur das weißliche, unendlich ausgedehnte Band der Chaussee, und selten nur kommt man an kleinen Dörfchen von sehr ärmlichem Aeußern vorüber, welche während meiner Reise dem festlichen Anzug der Einwohner keineswegs entsprachen. Blaue und grüne Kaftans bei den Bauern und die Haube mit den vielfarbigen Bändern bei den Bäuerinnen stimmten keineswegs zu den Hütten, welche, der Himmel weiß wie gebaut, fast vom Winde hin und her geschaukelt werden. Allerdings befinden sich die Stationen in den Städten, aber dieß sind schmutzige Judennester, denen man den pomphaften Stadtnamen beilegt. Der Anblick ist unerträglich, aber bei der raschen Fahrt glücklicherweise nicht lang. Die Posten sind hier vortrefflich und zeichnen sich vor den russischen hauptsächlich dadurch aus, daß man gebeten wird die Pferde auszuwählen, während man sie in Rußland von den Stationsaufsehern erbitten muß; allerdings sind sie auch doppelt so theuer.

Ich kam Nachts nach Radom und setzte bei Tagesanbruch über die Weichsel. Im Morgenroth stellte sich mir Pulawy herrlich dar auf dem hohen Ufer mit dem aus den Bäumen des einschließenden Gartens hervorragenden Schlosse. Ich hielt

*) Diese Reise nach Rothrußland fand im October vorigen Jahres statt.

zu Pulawy an, da ich am Vorabend einer Feierlichkeit des Alexander-Instituts eintraf. Pulawy, ein kleines, trotz der hebräischen Bevölkerung ziemlich reinliches Städtchen, liegt auf dem hohen Weichselufer. Mit dem Namen verbinden sich zahlreiche Erinnerungen. Es befand sich im Besitz der Tentschinski, Senäwski und Tschartoryski; Freunde und Feinde setzten hier über die Weichsel in den Kriegen des unruhigen Polens. Jetzt befindet sich in dem Schlosse, oder Palast, wie man hier die Herrschaftshäuser häufig nicht mit Unrecht nennt, das seit vorigem Jahre aus Warschau hieher versetzte kaiserliche Alexanders-Institut zur Erziehung von Mädchen. Die Einrichtung ist prächtig; von dem vorigen Bau sind hier nur die Mauern geblieben, alles ist unter der Leitung des Thronfolgers selbst umgebaut und den Bedürfnissen des Instituts angepaßt worden. Das Schloß ist von einem schönen Garten und weitläufigen Park umgeben.

Ich befand mich bei der öffentlichen Prüfung; der ungeheure Saal war angefüllt mit den Verwandten der Mädchen und andern Besuchern. Die Antworten auf die vorgelegten Fragen geschahen frei, von vielen in französischer, deutscher oder russischer Sprache. Aber die Krone der Prüfung war Musik und Gesang; Concerte von den neuesten Compositeuren, Bruchstücke aus den besten Opern, Solos und Chöre wurden meisterhaft ausgeführt. Auch ist die Zahl derjenigen, welche Aufnahme begehren, größer als man irgend unterbringen kann; nicht viele werden in der Welt alle Bequemlichkeiten finden, mit denen sie hier umgeben sind. Die Mädchen katholischer Confession waren dießmal Zeugen einer seltenen Feier, nämlich der Einweihung einer für die rechtgläubigen (griechisch-russischen) Mädchen im Schlosse selbst eingerichteten Kirche. Sie sahen die freundlich großartigen Ceremonien, hörten den wohltönenden Gesang eines vollen Chors unserer Sänger, und viele endlich konnten die beredten Worte verstehen, welche unser erster Hirte, der Erzbischof von Warschau, Nikanor, zur Erbauung seiner jungen rechtgläubigen Heerde vortrug.

Mit einem Gefühl von Ehrfurcht vor Allem, was ich hier gesehen, trennte ich mich von dem Institut. In Erwartung meines Wagens trat ich in den Garten, und blieb unwillkürlich vor einem gothischen Häuschen stehen, dessen Mauern bunt ausgeschmückt waren mit eingesetzten Bruchstücken von Gebäuden, Tempeln und Grabmälern verschiedener Völker und Zeitalter von dem alten Rom angefangen. Jede Mauer hat ihren Namen, von Rom, von Dlugosch, von Litthauen u. s. w.; es sind ihrer acht. Leider ist manches geraubt. Mich interessirten zwei Ueberreste des russischen Alterthums mit Inschriften, ein Backstein aus dem von Daniel im Jahre 1244 in Lublin errichteten Thurm, und fünf andern Backsteinen von dem „goldenen Thore von Kiew." An der Aechtheit der letztern zweifelte ich stark, denn das Thor von Kiew soll aus Steinen erbaut gewesen seyn, wiewohl ein Theil davon doch mit Backsteinen gedeckt gewesen seyn könnte. Aber wie kamen diese hieher?

Das Horn des Postillons mahnte mich an die Abreise. Aber in Pulawy gewesen seyn und Kasimierz nicht gesehen haben, das ging nicht an. Ich begab mich dahin auf dem niedern Ufer der Weichsel, und fand zu meinem Vergnügen auf einer Strecke von zehn Werst drei von Fruchtbäumen umgebene Dörfer. In Wolchotniza sahen aus dem Wäldchen, welches das hohe Ufer der Weichsel deckt, die Reste von Mauern eines Schlosses heraus, das die Volkssage zum Wohnort der jüdischen Geliebten Kasimirs Esther stempelt. Jetzt fängt man an es das Schloß Roberts des Teufels zu nennen. Ueber alles übt die Mode ihre Gewalt aus.

Bald erreichte ich Kasimierz, ein Städtchen mit einer Menge steinerner, halbverfallener Magazine, die von seinem ehemaligen umfangreichen Getreidehandel zeugen. Noch jetzt geht Getreide von hier nach Danzig. Links am Abhang des Berges stehen die Ruinen des Schlosses. Die Mauern sind von weißem Sandstein, der in der Umgegend sich in Menge findet; einige Theile von den Gewölben und Fenstern bestehen aus Backsteinen. Unterirdische Gänge sollen in die unterhalb stehende Kirche führen, aber sie sind verschüttet. Besser erhalten ist der runde Wachtthurm, welcher sich in einiger Entfernung über dem Schlosse erhebt; er ist ohne Thor, und man gelangte wahrscheinlich an einer vom Fenster herabgelassenen Leiter hinauf. Man versicherte mich, in der Gründungsacte des Klosters (um 1600) seyen Andeutungen, daß nicht nur die Stadt, sondern auch das Schloß selbst von Kasimir erbaut seyen, aber nicht von Kasimir dem Großen, sondern dem Gerechten, also am Ende des 2ten Jahrhunderts. Von der Stadt ist es wahrscheinlich, vom Schloß aber sehr zweifelhaft. Die Kirche hat eine sehr große Orgel mit einem hölzernen Kasten von kunstvoller Schnitzarbeit und mit der Inschrift „Jahr 1620." Das Haus, in welchem die Rathsherren sich versammelten, ist gleichfalls mit künstlicher, der an der Orgel gleichzeitiger Schnitzarbeit ausgeschmückt.

Die Aussicht von dem Wachtthurm auf das jenseitige Ufer der Weichsel ist reizend. Links auf einem Bergvorsprung ist das Schloß Janowez gleichfalls von Kasimir dem Großen erbaut. Es ist, wie man sagt, bis auf die Wandmalerei hinaus erhalten, ich besuchte es aber nicht, theils aus Mangel an Zeit, theils weil ich kein Boot bekommen konnte, nämlich kein zweiruderiges, wie die unsrigen, denn es gibt nur kleine Nachen; der Fährmann rudert stehend, deßhalb schwankt das Fahrzeug von einer Seite auf die andere, und wer es nicht gewohnt ist, dem schwindelt der Kopf. Selbst in Warschau gibt es keine Boote.

Ich kam bald wieder auf die Chaussee und schon am Abend war ich in Lublin.

Diese Stadt stellt sich schon in einer Entfernung von fün Werst sehr hübsch dar mit ihren weißsteinigen Kirchen und Klöstern. Seiner Bevölkerung nach nimmt es den zweiten Rang nach Warschau ein, *) aber seine Gründung verliert sich ins tiefe Alterthum. Es gelang mir in die Kathedralkirche zu

*) Den ersten Rang nach Warschau hat unserer Ansicht nach Lodz, das aus einem Dorfe zu einer Manufacturstadt von 20,000 S. wurde. Lublin hat etwa 14,000 Einwohner, und somit zehnmal weniger als Warschau.

kommen, ein prächtiges Gebäude aus dem 16ten Jahrhundert, das im Innern eine spätere Frescomalerei von einem italienischen Künstler hat. Der Reliquienschrein mit einem akustischen Gewölbe, in dem jedes Wort, das man in der einen Ecke spricht in der andern gehört wird, ist ein Kunstgriff der Jesuiten, der frühern Besitzer der Kirche. Sie wurde vor kurzem erst wieder hergestellt, da sie zur Zeit der preußischen Regierung ein Proviantmagazin gewesen war.

Aus der Kathedrale ging ich nach der von Kasimir dem Großen erbauten Dominicanerkirche und betrachtete dort den Reliquienschrein, der durch ein daselbst aufbewahrtes Stück vom wahren Kreuze bemerkenswerth ist. Der Legende nach ist es dasselbe, welches die Gemahlin Wladimirs des Großen, Anna, aus Konstantinopel mitbrachte. Der Erzbischof von Kiew erbat sich das Heiligthum von dem Fürsten Iwan, in dessen Besitze es war, und ließ es nach Krakau abführen, aber auf dem Wege hielten die Pferde mit dem Wagen, worin das Holz lag, in Lublin vor der Dominicanerkirche an, und wollten durchaus nicht mehr von der Stelle, weßhalb jetzt auch das Stück Holz den Dominicanern gehört. Dieß geschah der Legende zufolge im J. 1420. Wenn die Chronologie richtig ist, so kann Fürst Iwan ein Sohn Wladimir Olgerdowitschs aus Kiew seyn, der das Fürstenthum Bjelsk besaß. Die Klosterbibliothek, die aus 6000 theologischen Werken bestehen soll, sah ich nicht; sie soll in Unordnung seyn.

Ich wäre gerne in die griechisch-unirte, oder, wie man hier sagt, wassiljewitsche, d. h. basilianische Kirche gegangen, aber man hätte über ein solches Kothmeer setzen müssen, daß ich, um demselben auszuweichen, mich nach dem Schlosse wandte, und im Vorübergehen die Phara (Pfarre) d. h. die Kathedralkirche aus den Zeiten Leschels des Schwarzen besichtigte. Die Kirche ist großartig, aber dem Einsturz nahe und jetzt verschlossen; sie ist ganz aus Steinen erbaut.

Das Schloß auf dem Berge, wo jetzt das städtische Gefängniß nebst dem Polizeigericht ist, stammt aus ganz neuer Zeit und ist in gothischem Styl gebaut; aber der runde hohe Thurm und die Kirche der heiligen Dreifaltigkeit gehört zu den Ueberresten des Alterthums. Der Thurm muß derselbe seyn, von dem ich in Pulawy einen Backstein mit einer Inschrift sah, nämlich der Thurm Daniels, erneuert durch den unermüdlichen Baurivalen Daniels, Kasimir den Großen. Daniel erbaute ihn im J. 1244, als er sich Lublins bemächtigt hatte und dasselbe mit Wall und Gräben befestigte; so schreibt wenigstens Dlugosch, dem wir auch die Nachrichten über die russische Herrschaft im Lubliner Lande verdanken. Davon steht in unsern Chroniken nichts, und seltsam genug auch nichts in der wolhynischen Chronik. Aber dieß Schweigen ist noch kein Beweis dagegen, denn wahrscheinlich ging Lublin unaufhörlich von einer Hand in die andere. Wie dem nun auch seyn mag, Lublin schließt manche Erinnerungen an die alte russische Herrschaft in sich. An der Stelle der Dreifaltigkeitskirche soll einst eine von Daniel erbaute russische Kirche gestanden haben. Die älteste Kirche der Stadt, die des h. Nicolaus im Czwartek — dieß ist der Name einer Vorstadt — gehörte einige Zeit den griechischen Unirten, war also doch wohl früher eine russische Kirche. An ihr führt die russische Straße vorüber, und hier ist auch die basilianische Kirche. Aber die Spuren der alten Zeit verwischen sich, und die russische Straße ist jetzt von Juden bewohnt. Eine pyramidenförmige Säule auf dem Marktplatz vor dem Gouvernementspalast mahnt an die Vereinigung Litthauens mit Polen. Fürst Dolgoruki unterhandelte hier mit den Polen den später in Warschau unterzeichneten Vertrag, und hier war auch zu den Zeiten der Conföderation von Bar drei Jahre lang das Hauptquartier Suworows.

(Fortsetzung folgt.)

Reise nach China. *)

Erster Brief.

(Geschrieben von Rio de Janeiro, den 5 Februar 1844.)

Teneriffa, Januar 1844.

Wenn man eine Zeitlang das Elend und die Entbehrungen des Lebens an Bord eines Schiffes ertragen hat, so gewährt das Land, welcher Art es auch sey, immer einen bezaubernden Anblick. So dürre und verlassen auch in den Augen anderer Menschen dieser in der Mitte des Oceans verlorene Felsen erscheinen mag, in den Augen des Seemannes wird er mit tausend Reizen geschmückt sich darstellen, welche vielleicht er allein zu schätzen weiß. Für die andern ist das Land der Kampfplatz, auf welchem sich die Leidenschaften immerwährende Schlachten liefern, der Wohnort des Kummers und der Sorgen; für ihn ist es der Ort der Sicherheit, der Ruhe und besonders auch der Freiheit. Daher kommen die unverdienten Lobsprüche, die man so vielen fernen Küsten macht, deren reizendste nicht verdienen, mit den vernachlässigtsten Punkten unseres Vaterlandes verglichen zu werden, und dieß erklärt auch, wie man vor alten Zeiten und noch später den Archipel der canarischen Inseln mit dem glänzenden Namen der glücklichen Inseln hat schmücken können. Zu den Zeiten, wo noch die Säulen des Hercules als die Gränze der bewohnten Welt angesehen wurden, wo die Einbildung der Völker mit der Vorstellung angefüllt war, daß jenseits dieser gefürchteten Schranken sich ein Feuermeer ausdehne, mit schrecklichen Ungeheuern bevölkert; in dieser Epoche des Aberglaubens und der Kindheit der Kunst mag irgend ein Seefahrer von einem der heftigen Stöße des Nordwindes, die oft in diesen Gewässern wüthen, ergriffen nach Süden verschlagen worden seyn und dann nach mehrern Tagen der Verzweiflung und vielleicht des Hungers dieses Rettungsland in der Uebertreibung seines Dankgefühls mit dem Namen der glücklichen Inseln begrüßt haben. So denke ich mir den wahrscheinlichen Ursprung dieses Namens, der mir sehr anmaßend, ich hätte beinahe gesagt betrüglich vorkam.

Teneriffa, wo wir einige Tage zur Erholung zubrachten, ist in jeder Beziehung die wichtigste der canarischen Inseln. Ihr Flächengehalt ist mehr als das Viertheil von dem der ganzen Gruppe, dreiundsiebzig Quadratmeilen auf zweihundert und siebzig. Ihre Bevölkerung beträgt beinahe die Hälfte der Anzahl auf dem ganzen Archipel, achtzig- oder neunzigtausend Seelen von kaum zweimalhunderttausend. Diese Zahlen müssen einen vortheilhaften Begriff von ihrem Reichthum und ihrer verhältnißmäßigen Fruchtbarkeit geben, und in der That übersteigt auch ihre Production die aller andern. So z. B., ohne einige Erzeugnisse

*) Bericht eines Mitgliedes der französischen Gesandtschaft, mitgetheilt im Journal des Débats.

zu rechnen, die ihr ganz eigenthümlich sind, wie z. B. die Cochenille, und um bloß den Wein anzuführen, welcher der Hauptreichthum der Inseln ist, so erntet Teneriffa in guten Jahren bis zu 25,000 Pipen Wein, das ist sechsmal mehr als die ganze übrige Gruppe zusammen, oder mehr als die beiden Gruppen der Canarien und Azoren miteinander, selbst wenn man noch Madeira dazu rechnet, welches allein jährlich 15,000 Pipen hervorbringt. Ueberdieß centralisirt Teneriffa beinahe ausschließlich den ganzen Handel der Gruppe mit dem Auslande, Einfuhr sowohl als Ausfuhr, und ist in politischer Beziehung der Sitz der Verwaltungsbehörden, der militärischen, geistlichen, gerichtlichen u. s. w. Endlich ist es, beziehungsweise gesprochen, der Focus der Aufklärung, denn man findet in Laguna eine Universität.

Bei allem dem ist Teneriffa aller Wahrscheinlichkeit nach und wird es noch lange bleiben nichts weiter als ein ziemlich uninteressanter Punkt. Es verdankt seine Entstehung einer Reihe von vulcanischen Ausbrüchen, die es zu hundertmalen verwüstet haben, sein zerrissener Boden bietet im allgemeinen nichts dar, als beinahe ganz nackte konische Hügel, Höhen von dürrer Lava, hie und da mit Moos und stachlichen Pflanzen übersäet, und kleine Thäler, in denen man kaum einige sparsame und kümmerliche Vegetation antrifft. Ich habe die Insel ihrer größten Länge nach beinahe ganz durchlaufen, und mit Ausnahme des berühmten Pics, der ihren Namen trägt, habe ich nirgends in der Landschaft jenen großartigen Eindruck gefunden, den gewöhnlich große Naturerschütterungen geben, noch habe ich in irgend einem der Thäler, die ich durchstrich, besondere Anmuth oder Frische gefunden. Umsonst gestattet die Natur dem Klima der Canarien, die Früchte beinahe aller Theile der Erde hervorzubringen, der Mangel an Wasser steht fast überall der wohlthätigen Wirkung des Klima im Wege. Auf dem ganzen Eilande gibt es keinen einzigen Bach, der dem Anbau behülflich wäre; Quellen sind selten und das Cisternenwasser versieht beinahe allein die Bedürfnisse der Einwohner. Santa Cruz, die Hauptstadt, wird durch eine Wasserleitung versorgt, die über eine Stunde Wegs einen dünnen Wasserstrahl von Brackwasser aufzufangen hat, und dieß Wasser ist von einer so schlechten Beschaffenheit, daß es schon zwei Tage nach der Einschiffung ungenießbar wird; Laguna, die zweite Stadt der Insel, hat ihren Namen von einer Lache, die nicht so groß ist, als die Hälfte des Gartens des Palais Royal, und dennoch für ein Wunder in einem Lande gilt, wo das Wasser so selten ist. Der Pflanzenwuchs hat natürlicherweise die Folgen eines so traurigen Mangels zu tragen, kein Theil desselben ist voll und üppig und alle Erzeugnisse desselben erscheinen dürftig; unsere europäischen Bäume erreichen in den canarischen Inseln bei weitem nicht ihren natürlichen Wuchs und Stärke; der Bananenbaum wächst da, aber kaum sah ich einen einzigen, der zwölf Fuß hoch war; das Zuckerrohr kommt fort, wird aber holzig und saftlos; auch mehrere Palmen habe ich getroffen, aber wer könnte sie mit den schlanken und zierlichen Bäumen vergleichen, die man in derselben Breite im Nilthal sieht? Und jener angebliche Myrtenwald, der unsern Pferden nicht an die Brust reichte, was ist er, wenn man an die Myrten und Lorbeerrosen von Attika und Böotien denkt. Auch konnte ich mir beim Durchwandern dieser, der gehegten Erwartung so wenig entsprechenden Striche die Frage nicht beantworten, was den canarischen Eilanden den Namen der „glücklichen" jemals erworben haben könne, und was denn an dem Garten der Hesperiden sey, deren goldene Aepfel ein bloß von Hercules überwundener Drache bewachte? Gelehrte, welche ohne Zweifel niemals ihr Studierzimmer verlassen hatten, haben behauptet, daß die Bäume mit goldenen Aepfeln weiter nichts als Orangenbäume gewesen wären: aber wer je den griechischen Archipel und seine Zauberinseln besucht hat, kann der glauben, daß die Seefahrer vom milden Ionien die herrlichen Orangenwälder von Anatolien, Lesbos, von Chios, Milos u. s. w. vergessen und die kümmerlichen Gesträuche der Canarien bewundern konnten?

Es gibt jedoch einen Punkt auf Teneriffa, der sich in der reisenden Welt einer gewissen Berühmtheit erfreut; dieß ist der sie beherrschende Vulcan, dessen Ausbrüche so oft schreckliche Katastrophen herbeiführten. Man wird nie in diesem Lande die von 1705 vergessen, die eine ganze Stadt wie Herculanum und Pompeji in Strömen von Lava und Asche verschwinden ließ. Noch heutzutage raucht der Berg, hat aber seit fünfzig Jahren keine Flammen mehr ausgespien, und zu seiner Besteigung braucht es bloß einigen Entschlusses und der Ergebung in zwei Tage voll Ermüdung. Dieß wenigstens haben wir erfahren, obgleich die Jahreszeit — wir hatten den 29 December — uns die Unternehmung weniger mühselig als gewöhnlich machen mußte.

Der Pic von Teneriffa hat nach der gewöhnlichen Schätzung 3710 Metres (11,130 Fuß) Höhe; nach der Berechnung des Hrn. Vincendon Dumoulin, hydrographischen Ingenieurs bei der letzten Expedition des Hrn. Dumont d'Urville, nur 3705. Er besteht in einer ungeheuern Zusammenhäufung von Bergen, die durch eine lange Aufeinanderfolge von Ausbrüchen entstanden sind. So viel wir bei unserer schwachen, leider so wenig gelehrten Kenntniß zu beurtheilen vermochten, schien es, als ob der Berg zuerst durch Auswürfe entstanden sey, die, ohne seine Höhe zu vermehren, denselben in der Breite dergestalt entwickelt haben, daß dadurch ein abgestumpfter, beinahe regelmäßiger Kegel von 8000 Fuß mittlerer Höhe entstand, auf Basen von sehr beträchtlichem Durchschnitt. Erst einer verhältnißmäßig weit spätern Periode würde es zuzuschreiben seyn, daß auf der obern, von ausgelöschten Kratern bedeckten Fläche dieses Kegels, die sich zu einem Plateau von geringer Neigung und von wenigstens vier oder fünf Lieues Durchmesser gebildet hatte, ein letzter Ausbruch einen neuen zuckerhutförmigen Berg hervorhob, von sehr steiler Böschung und spitzigem Gipfel, der einen jetzt noch rauchenden Krater enthält: dieß ist der eigentliche Pic.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen aus Algier.

Es besteht bereits eine Telegraphenlinie zwischen Algier und Miliana, man beabsichtigt jetzt sie weiter fortzuführen, von Miliana nach Tlemsan, so daß künftig Befehle von Algier nach letzterem Ort in 45 Minuten gelangen können. (Algérie vom 2 Jan.)

Das Echo d'Oran meldet, daß die warmen Quellen von Sidi Debujop zwischen Oran und Mers el kebir den Pyrenäenbädern und dem Bade in Töplitz gleich zu achten seyen. (ibid.)

Die französische Armee erhält jetzt in Bezug auf Afrika ihre feste Organisation; der Aufenthalt wird wenigstens vorerst für die Reiterregimenter bestimmt; sie sollen künftig je fünf Jahre in Algier bleiben und ihre Pferde dort lassen, worauf sie nach ihrer Rückkehr in den Besitz der Pferde desjenigen Regiments eintreten, das an ihre Stelle nach Afrika kommt. So werden bald auch alle Cavallerieregimenter in Afrika gewesen seyn. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 28.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Januar 1845.

Bilder aus Hindostan.

(Nach Lt. Col. Sleemans: Rambles and Recollections of an Indian Official.)

6. Hindu-Heurathen.

Kein Hindu wird in seiner Familie während der viermonatlichen Regenzeit eine Heurath dulden, denn unter 80 Millionen Seelen zweifelt auch nicht eine, daß der große Erhalter des Weltalls während dieser vier Monate hinabgestiegen ist zu einem Besuch bei Radschah Ball, und daß er somit das Ehebündniß durch seine Gegenwart nicht segnen kann. Verehelichung ist eine heilige Pflicht bei den Hindus, eine Pflicht, die jeder Vater vollziehen muß, denn sonst sind seine Kinder ihm keine Ehrfurcht schuldig. Eine Familie, die eine mannbare, noch unverehelichte Tochter hat, gilt als übel angesehen von den Göttern, und kein Mann hält sich für achtenswerth, so lange er nicht sich verheurathet hat. Es ist die Pflicht seines Vaters oder ältern Bruders ihn angemessen zu verheurathen, und wenn sie es nicht thun, wirft er ihnen seine Erniedrigung vor. Dasselbe Gefühl durchdringt, wenn auch in geringerem Grade, die indischen Mohammedaner, und nichts erscheint ihnen so seltsam als die augenscheinliche Gleichgültigkeit alter englischer Hagestoltze über ihre traurige Lage. Die Ehe mit allen ihren Ceremonien, ihren Rechten und Pflichten erfüllt die Einbildungskraft von ihrer Kindheit an, und es gibt wohl kein Land auf Erden, wo so viel Geld auf die Ceremonien verwandt, wo die Rechte der Eheleute besser gesichert, und die Pflichten strenger beobachtet werden, trotz aller Nachtheile der Gesetze über Vielweiberei. Nicht Einer unter zehn kann mehr als Eine Frau erhalten, and nicht Einer unter zehn, die es können, wird sich allen den Unannehmlichkeiten einer zweiten Heurath aussetzen, wenn er von der ersten Frau ein Kind hat.

Ein Uebel, das schwer auf der indischen Gesellschaft lastet, ist die durch langes Herkommen begründete Nothwendigkeit, auf Heurathsceremonien große Summen zu verschwenden. Statt ihren Kindern zu geben, was sie vermögen, um einen Hausstand zu gründen, für ihre Familie zu sorgen und ihren Weg in der Welt zu machen, fühlen die Eltern sich verpflichtet, alles was sie haben und was sie entlehnen können, auf die Festlichkeiten der Heurath zu verwenden. In Indien unter despotischen Regierungen, den einzigen, welche sie kannten und hoffen konnten, fühlte man sich nie seines Eigenthums sicher, und viel Geld, was sonst zur Begründung solider Anlagen verwendet worden wäre, um sich oder seinen Kindern in späterer Zeit ein Einkommen zu sichern, wurde zu Gräbern, Tempeln, frommen Stiftungen, Cisternen, Waldanlagen u. dgl. ausgegeben, was allerdings schöne und nützliche Werke sind, von denen aber weder sie noch ihre Kinder je ein Einkommen hoffen konnten. Dasselbe Gefühl der Unsicherheit veranlaßte ohne Zweifel auch den thörichten Gebrauch, der so sehr dazu beiträgt, die große Masse des indischen Volks auf der niedern Stufe zu halten, in der sie geboren wurde, und wo sie nichts hat, als ihrer Hände Arbeit, um sich zu nähren. Jeder fühlt sich verpflichtet all sein Vermögen auszugeben und all seinen Credit zu erschöpfen, um Müßiggänger bei der Heurath seiner Kinder zu füttern, weil seine Vorfahren ähnliche Summen ausgegeben haben, und er in der Achtung der Gesellschaft sinken würde, wenn er seine Kinder mit minderem Gepränge verheurathen wollte.

Unter Regierungen, wie sie seit Jahrhunderten in Indien waren, konnte ein Mann nicht einmal des ausschließlichen Besitzes seines Weibes sicher seyn, so lang sie ihm bloß durch die Bande der Religion zugesprochen war, und die Ausgabe, der er sich unterzog, um seine Familie, seinen Stamm und seine Nachbarschaft während der Hochzeitfeierlichkeiten zu bewirthen, scheint als eine Art Sicherheitspfand betrachtet worden zu seyn, wodurch er sich die stillschweigende Versicherung erwarb, daß die ganze Nachbarschaft ihn im Besitze schützen werde. Mann und Frau erinnern sich in ihrem ganzen Leben an nichts mit so viel Stolz und Freude, als an die Kosten ihrer Heurath, wenn diese für ihre Verhältnisse bedeutend waren, es ist ihr Amoka oder Adelstitel, und die Eltern halten es für ihre Pflicht ihn so groß zu machen wie möglich. Der Stolz der Familien und der Stämme, so wie der Wunsch der Menge an solchen Ceremonien Theil zu nehmen, erhalten

die Sitte aufrecht, nachdem die Ursache ihrer Entstehung verschwunden ist, sie wird aber wohl mit der wachsenden Sicherheit des Besitzes unter englischer Herrschaft abnehmen.

Ein Ausflug nach Rothrußland.

(Fortsetzung.)

Zwanzig Werste von Lublin ist auch die alte russische Gränze, die jetzt etwas verändert ist; sie ging ehemals oberhalb Leczna über den Wieprz, so daß Leczna, zwischen dem russischen Dorf Wilanow und Melejew gelegen, noch zum Lubliner Kreise gehörte, und ich vermuthe, daß bei Leczna der polnische und russische Stamm zusammenflossen; der Ort ist auch jetzt noch zum Theil von Russen bewohnt. Zwar bemerkt man beim Uebergang über die Gränze keinen scharfen Unterschied von einem Stamm zum andern, das äußere Aussehen der Bewohner und Dörfer ist ziemlich dasselbe, aber man trifft schon mehr Häuschen aus Balken statt aus Brettern, die oben mit einem Balkenkranz zusammengefaßt sind, mit Fenstern auf die Straße und mit den kleinrussischen Nebenhäuschen; man sieht die kleinrussischen Schaffellmützen bei den polnischen Bauern, und endlich erklingt auch die südrussische Mundart. Bei Chelm ist das polnische Element sichtlich bloß eingeimpft und übergesiedelt.

Ich kam früh Morgens nach Chelm, und begab mich sogleich zu dem griechisch-unirten Bischof, der die ganze unirte Heerde in Polen unter sich hat. Bischof Felician Philipp Szumborski, ein 70jähriger Greis, nahm mich so freundlich auf, daß ich es nicht abschlagen konnte, bei ihm über Nacht zu bleiben. Nach einem freitäglichen Fastenfrühstück, das aber ganz schmackhaft war, nahm ich Postpferde und fuhr zurück gegen Lublin zu zehn Werste weit nach dem Thurm, den man die Danielssäule (stolp) nennt. Der Thurm steht linker Hand von Chelm aus, hart an der Chaussee in dem russischen Dorfe Stolpa, in einem schmalen, von einem kleinen Bach bewässerten Thale. Er ist von außen viereckig, innen aber rund; die Breite jeder Mauer ist etwa 10, die Dicke zwei Ellen. Der obere Theil ist in Trümmern; die Höhe der noch erhaltenen Mauern mag 22 Ellen betragen, aber nur auf der Ostseite, denn die übrigen Seiten sind durch eine Aufschüttung von Erde befestigt, und auf der Südseite ist ein steinerne Contreforce angebracht mit dem Eingang in den Thurm. Er ist aus einem in der Nähe gebrochenen weißen Sandstein aufgeführt. Die am besten erhaltene Seite ist die östliche, die anderen haben lange Spalten. In den Mauern sind schießschartenartige Oeffnungen, die aber nicht symmetrisch angebracht sind, die fünf größern ausgenommen, welche regelmäßig und nach allen Seiten in einerlei Höhe, 15 Ellen vom Boden sich befinden. Die innere Mauer bildet einen regelmäßigen Kreis, doch mit einigen Vorsprüngen und Vertiefungen.

Wann und von wem der Thurm gebaut wurde, darüber weiß die Geschichte nichts. Im Volk ist er unter dem Namen der „Säule" (stolp) bekannt, manchmal mit dem Zusatz, daß sie von Daniel herrühre. Daniel errichtete allerdings solche Thürme, allein hier ist sein Name wohl von irgend einem Alterthumsfreunde ohne triftige Gründe in Umlauf gesetzt worden. Meine Nachforschungen bei alten Leuten waren von keinem Erfolg, zum Glück aber haben sich Volkssagen bewahrt, welche vor 200 Jahren ein Bischof von Chelm, Jakob Suscha, ein großer Freund der vaterländischen Geschichte, sammelte. Nach der einen Sage sollen es vier solcher Thürme gewesen seyn, und über denselben ein Schloß gestanden haben, welches später durch einen Feind zerstört wurde, der an dem Berge zwischen Wereschtsche und den Thürmen Wälle aufwarf. Diese Wälle, an denen sich auch eine Quelle befand, sah noch Suscha selbst, aber ein dichter Fichtenwald bedeckte sie, und im Innern derselben grub man vermoderte Stöcke jahrhunderte alter Eichen aus. Nach einer andern Sage ist dieß der Ueberrest eines alten heidnischen Tempels, eben so wie der Thurm bei Chelm; dieß ist jedoch wohl nur eine Vermuthung Suscha's selbst. Die dritte Sage ist interessant. Bei der Theilung von Rußland unter die drei Brüder Ki, Schtschek und Chariw fiel das hiesige Land an Schtschek, der die Jagd leidenschaftlich liebte und solche Thürme in der Nähe von Quellen baute, die das Wild anlockten. Auch erbaute er bei den Brunnen unterhalb des Berges in der Nähe des Dorfes Stolpa einen steinernen Tempel, welchen in der Folge die Christen in eine Kirche des Heilands umwandelten. Die Kirche verschwand, aber ihr Name blieb in der Benennung des Maierhofs Spaß (der Heiland). Suscha sagt, die Stelle habe das Kloster geheißen, gleichsam als wollte man auf die Spur des ehemals hier gestandenen Gebäudes hinweisen: der Wald und die Berge um Spaß aber sey Schtschekot oder Schtschekawiza genannt worden.

Auf dem Rückweg von den Thürmen sah ich die Kathedralkirche erst in der Entfernung von fünf Wersten, während ich sie von der andern Seite her auf 20 Werste gesehen hatte. Sie steht auf dem Gipfel des Berges, an dessen Abhang Chelm hingebreitet liegt. Jetzt hat die Stadt etwa 13,000 Einwohner, darunter zwei Drittheile Juden, das gewöhnliche Erbtheil der polnischen Städte (miasto). Bedeutend ist die Stadt als Sitz des griechisch-unirten Bischofs mit einem Kloster und Seminar. Es gibt hier zwei unirte und zwei katholische Kirchen. Unter den Fenstern des Posthauses bemerkte ich einen Rest von steinerner Mauer, und erfuhr, sie habe einst den ganzen Berg umgeben, auf dem neben der Kathedrale, aber höher, auf einem aufgeworfenen Hügel, das Gorod oder Schloß Daniels, weiter unten später das des Starosten stand. Hier muß noch vor Daniel, welcher Chelm baute, eine alte Festung gestanden haben, denn dieser Berg (chelm) war schon damals kahl, während alle umliegenden Höhen noch jetzt mit Wald bedeckt sind.

Ich hätte gern von dieser Höhe aus die Stadt und ihre Umgebungen mit aller Bequemlichkeit betrachtet, aber der Wind würde ohne alle Uebertreibung mir nicht gestattet haben, auf den Füßen stehen zu bleiben, und ich mußte mich je eher je lieber in dem Hause des Bischofs verbergen, nachdem ich unter anderm den Bürgermeister gebeten hatte, die Trümmer der alten Mauer doch ja nicht zerstören zu lassen. Die Wohnung

des Bischofs steht fast auf gleicher Höhe; unter seinem Fenster ist sein Garten am Abhang des Berges, und über den Garten hinweg, an dessen Mauer die Chaussee nach Ustilug hin führt, erblickt man das Dorf Pokrowka. Die Lage Chelms ist äußerst malerisch.

Ich wünschte die Klosterbibliothek zu sehen, aber leider war der Bibliothekar auf einige Tage abgereist. Zur Entschädigung zeigte mir der Bischof seine eigene Bibliothek, die in einigen alten Druck- und Handschriften Merkwürdiges darbietet; es findet sich hier die in Derman gedruckte Ostrogische Bibel, ein Evangelium mit cyrillischer Schrift und die erste Ausgabe der lateinischen Bibel. Unter den Manuscripten sind einige Evangelien, das merkwürdigste aber ist die Kosmographie oder allgemeine Chronik von Bjelski in russischer Uebersetzung mit Cursivschrift des 17ten Jahrhunderts geschrieben. Sie ist sehr selten und sollte wohl herausgegeben werden. Bei dem Bischof sah ich auch eine Handschrift, die, wenn ich mich nicht irre, mit einem Chronograph anfängt und mit einer nicht ganz vollständigen Abschrift Nestors endigt; sie gehörte einst dem Bischof Suscha.

Die Kathedrale zur Geburt Maria ist ein ganz neues Gebäude, in lateinischem Styl aufgeführt nach dem Brande von 1802, welcher die alte zerstört hatte; diese war nach der wolhynischen Chronik von Daniel, nach Suscha's Zeugniß von Wladimir dem Großen erbaut worden. Suscha behauptet ganz zuversichtlich, daß beim Umbau der Kirche durch seinen Vorgänger Method Terlecki (1627—49) auf einem bemalten Gewölbe sich eine Inschrift in griechischen Buchstaben erhalten habe, die das Jahr 1001 bezeichnet hätte, das Bild der Mutter Gottes sey ein Geschenk Wladimirs; zur Zeit Terlecki (1640) habe man auf dem alten Kirchhof die Grundmauern der Kirche entdeckt, welche im Munde des Volks die Basiliuskirche geheißen habe. Nach einer mir mitgetheilten Liste lebte der erste Bischof von Chelm, Johann, im J. 1070 und Chelm bestand also vor Daniel, was mit der wolhynischen Chronik nicht wohl zu vereinigen ist.

(Schluß folgt.)

Antiquarische Forschungen über Afghanistan.

Es ist jedem Freund historischer Forschungen bekannt, welche Einblicke in die Geschichte Ostpersiens und Indiens die Zutageförderung der baktrischen Münzen gewährt habe. Unter den Namen, welche als Forscher vor allen genannt werden müssen, wenn er gleich den Schauplatz nicht selbst betrat, gehört James Prinsep, leider durch einen frühen Tod den antiquarischen Wissenschaften entrissen, für welche er durch Entdeckung der Aehnlichkeit der Schrift alter buddhistischer Denkmäler in Indien mit manchen baktrischen Münzen und durch allmähliche Dechifferirung derselben ungemein viel geleistet hat. Ein Hr. H. T. Prinsep, — wir wissen nicht, ob ein Bruder oder sonstiger Verwandter des obigen, — glaubte dem Andenken der Verstorbenen keinen bessern Dienst leisten zu können, als indem er einige „Bemerkungen über die historischen Resultate, welche sich aus den neuern Entdeckungen in Afghanistan ableiten lassen" (Notes on the historical Results deducible from recent Discoveries in Afghanistan) herausgab. Er verschmolz hier die Resultate der Forschungen Hrn. J. Prinseps mit den Entdeckungen, welche Hr. Masson in der baktrischen Münzenkunde gemacht und mit Unterstützung der ostindischen Compagnie herausgegeben hat. Die Schrift ist von zahlreichen Abbildungen begleitet, welche das Werk auch für den Mann vom Fach wichtig machen.

Reise nach China.

Erster Brief.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir um acht Uhr des Morgens von dem am Fuße des Berges gelegenen Städtchen Orotava aufgebrochen, hatten wir die ersten Abhänge um ein Uhr des Nachmittags erstiegen. Auf diesem ganzen Theil ist, wie schon gesagt, die Abdachung sehr mäßig; die Landschaft ist düster, farblos und ohne charakteristische Form. Auf einer ziemlich dicken, auf der Oberfläche durch die Einwirkung des Regens und der Sonnenstrahlen verwitterten Lava lebt eine verkrüppelte Vegetation von Lorbeersträuchern, Myrten, Steineichen, welche den ganzen Fuß des Berges mit einem eintönigen, hie und da von Felsen und unfruchtbaren Schlünden unterbrochenen Grün bekleidet. Aber gleich auf dem Gipfel dieses Abhanges und des Plateau's darüber ändert sich die Scene plötzlich und ohne Uebergang. Statt des festen Bodens und den ungeheuern Güssen grauer Lava besteht der Grund aus vulcanischem Tuffstein und zerbrochenen beinahe gepülverten Bimsstücken, in welche der Fuß unserer Maulthiere sehr tief einsank. Der ganze Pflanzenwuchs der untern Gegend hatte einem dürren Ginster Platz gemacht, der mehr in die Breite als Höhe wächst, dessen Zweige mehr auf der Erde umherkriechen, als sich in die Luft erheben, und dessen Laub aus Büscheln von kleinen Nadeln von einem matten, blassen Grün gebildet wird; es ist das spartium supranubium der Naturforscher und der einzige Bewohner dieser öden Gegenden. Es kam uns da kein Insect oder Vogel zu Gesicht, selbst die Adler, die sich am Fuße der Berge zahlreich aufhalten, scheinen diese hochgelegenen Einöden verlassen zu haben. Man hat ein vollkommenes Bild einer Wüste oder vielmehr die Wüste selbst. Einigen, die dieselbe gesehen hatten, rief sie die Wüste Aegyptens ins Gedächtniß, ihren röthlichen Boden, ihren düstern Anblick, ihre traurige Vegetation. Der einzige ausgezeichnete Zug auf diesem Plateau waren große basaltische Hebungen von beinahe regelmäßig runder Gestalt, deren Umrisse alte Vulcane bezeichneten. Hie und da sieht man senkrecht abgeschnittene Mauern von den sonderbarsten Formen: alte gothische, von Thürmen oder Obelisken flankirte Schlösser, Glockenthürme u. s. w. Mehrere dieser alten Krater sind concentrisch, aber ich habe keinen einzigen getroffen, dessen Bildung vollständig gewesen wäre; es sind immer Lücken darinnen. Es war jedoch einer darunter, der mir durch seine große Regelmäßigkeit auffiel. Von der Entfernung angesehen bedurfte es keiner großen Einbildungskraft, um eines jener Amphitheater zu erblicken, worin die Römer den blutigen Fechterspielen zusahen. Da waren jene hohen Mauern, an welche inwendig eine gigantische Stufenfolge von Sitzen sich lehnt; die Arena selbst fest und eben, so daß der Fuß der Kämpfenden auf kein Hinderniß stoßen konnte.

Dieses verlassene Plateau ist das schönste, was ich auf Teneriffa gesehen habe; in seiner traurigen Nacktheit hatte diese ungeheure, in

die Wolken verlorene und nur von dem schwarzen aus ihrem Innern aufgestiegenen Vulcan beherrschte Einöde etwas Imponirendes, Großartiges und Feierliches, das sich nicht leicht vergißt. Wir brauchten drei Stunden sie zu überschreiten, indem wir uns in gerader Linie an den Fuß des Pic zur Estancia de los Ingleses (Station der Engländer) hinbegaben, um dort die Nacht zuzubringen. In allen Ländern der Erde, in der Schweiz, wie in Aegypten und hier in Teneriffa, rühren alle Vorbereitungen zur Reise und Transportmittel für touristische Ausflüge von den Engländern her und tragen meistens ihren Namen. Was man hier die englische Station nennt, besteht einfach aus drei oder vier ungeheuer großen Basaltblöcken, zwischen denen man sich ein Nachtlager einrichtet und die hauptsächlich das Verdienst haben, die Reisenden gegen den Wind zu schützen; das ist aber auch alles. Würde man von einem Gewitter überrascht werden, wie es dem Gefolge des Lord Macartney begegnete, welches die Besteigung des Pics versuchte, so würde es ohne Zweifel das klügste seyn, zu thun was sie thaten, d. h. seinen Weg so geschwind als möglich zurückzumachen. Wir dagegen, begünstigt vom schönsten Wetter, benützten die letzten Strahlen der eilends in den Ocean sinkenden Sonne und hatten, da die Nacht kam, unsere Einrichtung getroffen; ein gutes Feuer von Ginster brannte vor uns; unser Vorrath an Holz war gesammelt, unser Abendessen bereits angefangen. Nach diesem kam die Reihe an die Unterhaltung und Erzählung von Geschichten, und nachdem auch diese sich erschöpft hatten, suchten wir in unsere Mäntel und die mitgebrachten Decken gehüllt und auf den harten Boden ausgestreckt, vom Schlafe einige Augenblicke der von der Ermüdung des Tages und besonders für die Anstrengung des morgenden nöthigen Erholung. Es war umsonst. Unsere Führer gaben uns bei dieser Gelegenheit eine wunderbare Probe der unbeugsamen Energie, welche der indolente Spanier zuweilen zeigt. Nach einem Tagmarsch, wie der heutige, saßen sie alle neun auf ihren Fersen gekauert da, vor einem dürftigen Feuer, gefühllos gegen eine Kälte, welche streng genug war, um das mitgebrachte Wasser (man findet keines auf dem Berge) neben uns gefrieren zu machen, ohne andere Bekleidung, als ein Hemde und Leinwandhosen, nebst einer über die Schultern geworfenen wollenen Decke, und brachten die Nacht unter dem Rauchen ihrer Cigarren und einem eintönigen und feierlich lautenden Gespräche mit der ihrer Nation eigenthümlichen Ernsthaftigkeit zu. Den folgenden Tag, als wir nach einer noch mühsamern Tagreise, um noch nach Orotava zu kommen, unsere Maulthiere antrieben und in Trab setzten, rannten unsere Führer wacker vorwärts, schnitten die Wege zuweilen ab und kamen zu gleicher Zeit mit uns an, ohne daß ein einziger die mindeste Klage hätte hören lassen oder durch irgend ein äußeres Zeichen seine Müdigkeit verrathen hätte.

Um vier Uhr des Morgens, d. h. lange vor Tagesanbruch, weckten sie uns auf oder richtiger hießen uns aufstehen, um noch in geeigneter Zeit zu dem Punkte zu gelangen, wo es des Touristen heilige Pflicht ist, den Sonnenaufgang zu feiern. Unsere eigentlichen Mühsale nahmen jetzt erst ihren Anfang; alle seitherigen waren in Vergleichung mit dem, was uns erwartete, nur Rosen gewesen. Der eigentlich sogenannte Pic, den wir zu erklettern hatten, ist der originellste aller Berge, die ich gesehen habe. Es ist eine unheimlich aussehende Masse von dunkelbraunem, beinahe schwarzem Obsidian, welche von allen Punkten des Kraters in flüssigem Zustande herausgequollen und dessen Basis wie mit einem Mantel oder vielmehr einer dicken Kruste verkalkter Materie überkleidet hat. Als hierauf der Zeitpunkt der Erkältung kam, welche gleichzeitig stattgefunden zu haben scheint, hat sie sich überall zusammengezogen, sich nach allen Richtungen hin gespalten und ist am Ende in Blöcke zerbrochen, von denen die größten kaum die Größe von Werkstücken haben. Die meisten sind bei weitem kleiner. In unsern Umständen und in einer Decembernacht war das Erklimmen einer ähnlichen Masse, deren Gipfel sich über 11,000 Fuß in die Lüfte verliert, eine mühselige Unternehmung. Hier wankt der Stein unter den Füßen, dort sinkt er ein, weiterhin muß ein ungeheurer Schritt genommen werden, dort ein guter Sprung über eine Spalte. Wir stürzten uns jedoch mit ziemlicher Entschlossenheit in dieses Chaos, aber sehr bald wurde hier einer von Uebelkeit ergriffen, ein anderer vom Schwindel, beinahe alle fühlten ein sehr schmerzliches Einschlafen der Extremitäten, wir hatten Mühe zu athmen, wir keuchten, das Herz schlug uns heftig in der Brust; beinahe nach jedem Schritt mußten wir anhalten, um Athem zu schöpfen. Endlich nach vier Stunden eines so beschwerlichen Marsches kamen wir auf dem Gipfel des Berges am Rande des Kraters an, und bei dem herrlichsten Wetter sahen wir einen unermeßlichen Gesichtskreis, auf vierzig Lieues gab man ihn uns an, sich um uns ausbreiten. War dieß jedoch eine den erlittenen Mühseligkeiten angemessene Belohnung? Ich für meinen Theil fand es nicht so: in solchen Aussichten auf einen endlosen Horizont verliert sich alles in Linien oder vielmehr in eine einzige Linie, ohne Form und Farbe. Umsonst zeigt man einem, um die fehlende Bewunderung aufzuregen, jenen Punkt, der, im Unbestimmten verloren, vierzig Meilen entfernt ist; es ist eine Ziffer, über die der Verstand erstaunen kann, aber nichts, was das Auge schätzen oder bewundern könnte: dieses liebt die Harmonie der Formen und Farben, den Wettstreit der Gegensätze; eher alles andere, als einen ungeheuern Horizont, ohne Ruhepunkt, ohne Schatten und Lichter, wo alles in haltloser Unbestimmtheit verschwimmt und verschwindet.

Nach einer Stunde Rast im Innern des Kraters, der weiter nichts ist, als ein ungeheurer Trichter von drei- oder vierhundert Fuß im Durchmesser bei hundert Fuß Tiefe, gebildet aus weißlicher Asche, aus der einige Risse schwefliche Dämpfe von sehr hoher Temperatur aussenden, fingen wir an den Berg wieder herunterzusteigen. Dieß war eine verhältnißmäßig leichte Arbeit, aber auf dem Rückwege fanden wir so gut als beim Hinaufsteigen kaum einige Spuren von Schnee. Zur Mittagszeit befanden wir uns wieder auf der englischen Station, bestiegen unsere Maulthiere und kamen zu Nacht in den Mauern von Orotava an. (Schluß folgt.)

Notizen aus Algier.

Unter die Pflanzen, welche man gegenwärtig in Algerien anzubauen sucht, gehört namentlich Tabak. Die Ackerbaugesellschaft in Algier hat den Colonisten angezeigt, daß sie jedem, der es verlange, Tabaksamen, den sie selbst gezogen, umsonst liefern würde. Gleiche Bemühungen werden auf die Sesampflanze verwendet, die man zu Mascara und Dschema Gaznat zu akklimatisiren sucht, um sich von dem Tribut, den Frankreich an Aegypten zahlt, zu befreien. (Algérie vom 6 Januar.)

Man gibt die Zahl der Truppen, die sich jetzt in Algier befinden, auf 91,000 an, von denen aber 13,000 auf Urlaub sind oder im Spital liegen. (Ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 29.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Januar 1845.

Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien.

(Nach dem Englischen des Archibald Campbell.)

Medina's Umgebungen.

Nachdem der andächtige muselmännische Pilger seine ersten Pflichten in der Moschee und an dem Grabe erfüllt hat, besucht er des andern Tages den Begräbnißplatz der Stadt zum Andenken an die vielen Heiligen, die hier beerdigt sind. Er ist gerade außerhalb der Stadtmauer, nahe bei dem Thore Bab Dschoma und führt den Namen El Bekya. Dieser merkwürdige Friedhof bildet ein Viereck und ist von einer soliden Mauer eingeschlossen, welche im Süden an die Vorstadt stößt, und auf den übrigen Seiten von schönen Dattelbaumwäldern umgeben ist. Wenn man die Heiligkeit der Personen, deren Leiber hier beerdigt sind, in Betracht zieht, so ist dieß ein ganz einfacher und gewöhnlicher Gottesacker ohne irgend ein prächtiges imposantes Grabmal.

Die vornehmsten Personen, welche hier begraben liegen, sind: Ibrahim, der Sohn Mohammeds, welcher in der Jugend starb; Fatme, seine Tochter, nach der Meinung vieler, welche behaupten, daß sie hier und nicht in der Moschee begraben sey; einige Frauen Mohammeds; einige seiner Töchter; seine Pflegemutter; Fatme, Ali's Mutter; Abbas ibn Abd el Motalleb; Othman ibn Affan, einer der unmittelbaren Nachfolger Mohammeds, der die zerstreuten Blätter des Koran in einen Band sammelte; die Märtyrer, welche hier von dem Heere der Ketzer unter Jezid ibn Moawia erschlagen wurden; Hassan, Ali's Sohn, dessen Körper allein hier begraben liegt, indem sein Haupt nach Kairo geschickt wurde, wo es in der schönen Moschee El Hassanya aufbewahrt wird; der Imam Malek ibn Anes, der Stifter der Malekitensecte. In der That, Medina ist so re[illegible] an Ueberresten großer Heiligen, daß sie beinahe ihre persö[illegible]e Wichtigkeit verloren haben, während die Reliquien ein[illegible] der eben erwähnten Personen hinreichend seyn würden, eine andere Stadt der Moslims berühmt zu machen. Als ein Beispiel der Anrufungsformeln, die hier an die Schatten der Heiligen gerichtet werden, wollen wir die, welche mit aufgehobenen Händen, nachdem man ein kurzes Gebet verrichtet hat, über dem Grabe des Othman ibn Affan hergesagt wird, aus dem Arabischen übersetzen: „Friede sey mit dir, o Othman! Friede sey mit dir, o Freund des Auserwählten! Friede sey mit dir, o Sammler des Koran! Mögest du die Zufriedenheit Gottes verdienen! Möge Gott das Paradies zu deiner Wohnung, deinem Ruheplatze, deiner Heimath anordnen: Ich lege hier an dieser Stelle, in deiner Nähe, o Othman, das beständige Bekenntniß ab, von diesem Tage bis zum Tage des Gerichts, daß kein Gott ist außer Gott und daß Mohammed sein Diener und Prophet ist!"

Zweige von Palmbäumen werden auf die Gräber gesteckt, und jährlich am Feste des Ramadan, wo die Familien die Gräber ihrer Verwandten besuchen und manchmal einige Tage verweilen, erneuert. Der Bekenner des Islam, welcher Medina besucht, muß auf diesem Friedhofe eine Menge Gräber besuchen und Gebete für die Todten hersagen. Viele Personen machen es zu ihrem ausschließlichen Gewerbe, den ganzen Tag in der Nähe eines der vornehmsten Gräber mit einem ausgebreiteten Tuche zu wachen, um die Pilger, welche kommen, zu erwarten und zu geleiten.

Einer der vorzüglichsten Plätze des heiligen Besuches ist der Berg Ohod mit dem Grabe des Hamza, des Oheims Mohammeds. Dieser Dschebel Ohod bildet einen Theil der großen Bergkette und breitet sich von ihr in die östliche Ebene aus, so daß er beinahe isolirt steht; er ist etwa eine Stunde von der Stadt entfernt. Im vierten Jahre der Hedschra, als Mohammed seinen Aufenthalt in Medina genommen hatte, machten die heidnischen Koreischiten, von Abu Sofyan angeführt, einen Einfall und besetzten diesen Berg. Mohammed zog aus der Stadt und focht daselbst, bei großer Ungleichheit der Kräfte, in der hartnäckigsten Schlacht, die er je geschlagen, denn die Koreischiten fochten mit der größten Erbitterung. Hamza, des Propheten Oheim, wurde mit fünfundsiebenzig seines Gefolges erschlagen; Mohammed selbst wurde verwundet, aber er tödtete mit seiner Lanze einen der tapfersten Männer seiner Gegner und gewann zuletzt einen vollkommenen Sieg. Das Grab des Hamza und der 75 Märtyrer, wie sie genannt werden, sind der Gegenstand des Besuches auf Dschebel Ohod.

Aus Furcht vor räuberischen Beduinen wird es häufig für nicht rathsam erachtet, den Weg nach dem Berge Ohod allein zu machen, weßhalb man in wohlbewaffneter wachsamer Gesellschaft zu reisen pflegt. Der Besuch wird von den orthodoxen Moslems gewöhnlich am Donnerstag abgestattet. Man kommt an der Stelle vorüber, wo die syrische Pilgerkarawane lagert und wo mehrere Brunnen und Wasserbecken die frommen Pilger mit Wasser versehen. Ein wenig weiter ist ein hübscher Kiosk mit einer Kuppel, wo das Haupt der Karawane ein Mittagsschläfchen zu halten pflegt. Hie und da stehen Dattelbäume an der Straße und man gewahrt einige Stellen, die nur dann angebaut werden, wenn es häufig geregnet hat. Etwa eine Meile von der Stadt steht ein verfallenes Gebäude aus Steinen, wo zum Andenken, daß Mohammed hier seinen Panzer anzog, als er den Feinden entgegenging, ein kurzes Gebet verrichtet wird. Weiterhin ist ein großer Stein, auf welchem Mohammed auf seinem Wege nach dem Ohod einige Minuten geruht haben soll; die muselmännischen Wallfahrer müssen ihre Wangen an diesen Stein pressen und das Eingangscapitel des Koran hersagen.

Nähert man sich dem Berge, so setzt man über einen von Osten kommenden Bach, der nach mehrtägigem Regen oft die ganze Nachbarschaft überschwemmt. Oestlich von diesem Regenbache ist der Boden, der nach dem Berge zu liegt, unfruchtbar, steinig, mit einer schwachen Erhöhung, an deren Abhang eine Moschee steht, die von etwa zwölf verfallenen Häusern umgeben ist, ehedem angenehme Villen wohlhabender Stadtbewohner. Nahe dabei ist eine mit Regenwasser angefüllte Cisterne. Die Moschee ist ein viereckiges solides Gebäude von geringem Umfang; ihre Kuppel wurde von den Wahabiten, welche keinerlei Grabesschmuck duldeten, herabgeworfen, das Grab selbst aber verschont. Die Moschee, das Werk eines Baumeisters aus Kairo, enthält das Grab des Hamza und seiner tapfern Streitgenossen, die in der Schlacht erschlagen wurden. Die Gräber sind in einem kleinen offenen Hofe und wie die des Bekya bloße Erdhaufen, mit einigen Steinen rings um dieselben. Im gewölbten Gange der Moschee wird ein kurzes Gebet verrichtet und dann gehen die Pilger zu den Gräbern, wo sie das Capitel El Kalas aus dem Koran vierzigmal hersagen, worauf Hamza und seine Freunde angerufen werden, bei dem Allmächtigen für sie zu bitten und den Pilgern und ihren Familien Glauben, Gesundheit und Reichthum zu erhalten und ihre Feinde zu vernichten. Den Hütern der Moschee, dem Muezzin, dem Imam und den Wächtern der Gräber werden einige Gaben an Geld verabreicht.

Ein wenig weiter bezeichnet eine kleine Kuppel den Platz, wo Mohammed in der Schlacht von einem Stein getroffen wurde, welcher ihm vier Vorderzähne ausschlug und ihn zu Boden warf. Seine Partei glaubte, er wäre getödtet, aber alsbald erschien der Engel Gabriel und rief aus, daß er noch lebe. Nicht weit von dieser Kuppel, welche wie alle übrigen zerstört wurde, sind die Gräber von zwölf andern Anhängern des Propheten, die in dieser Schlacht getödtet wurden; sie bilden zusammen mehrere Haufen Schutt und Steine, in welchen ihre eigentlichen Gräber nicht mehr unterschieden werden können. Es werden wieder Gebete verrichtet, mit der berühmten Stelle des Koran, welche von den Erschlagenen redend sagt: „denke nicht, daß diejenigen, welche in dem Kriege mit den Ungläubigen erschlagen werden, todt sind; nein sie leben und ihr Vergelter ist der Herr!" ein Spruch, der auch in unsern Tagen noch gebraucht wurde, die türkischen Soldaten in ihren Schlachten mit den Europäern zu ermuthigen.

Der Berg Ohod besteht aus verschiedenartigem Granit; an seinen Seiten findet man ebenfalls Kiesel, aber keine Lava, der ganze Berg ist von Westen nach Osten fast zwei Stunden lang. Da er der Schauplatz der berühmten Schlacht war, welche sehr viel dazu beitrug, die Partei Mohammeds und seine neue Religion zu befestigen, so ist es nicht zu verwundern, daß Dschebel Ohod der Gegenstand vorzüglicher Verehrung ist. Die Einwohner von Medina glauben, daß er am Tage der Auferstehung in das Paradies versetzt werde, und daß sich das Menschengeschlecht, wenn es vor dem Allmächtigen zu dem Gericht erscheinen soll, auf demselben, als der begünstigtsten Stelle, versammeln werde. Der Berg Ayra, der südwestlich von der Stadt liegt, wird an diesem Tage ein weniger beneidenswerthes Schicksal erfahren. Da er dem Propheten, welcher sich einst in seinen Schluchten verirrte und durstig wurde, Wasser versagte, soll er für seine Ungastlichkeit bestraft und in die Hölle versetzt werden.

Medina's Bewohner besuchen den Ohod häufig, wo sie ihre Zelte in den verfallenen Gebäuden aufschlagen und einige Tage lang bleiben, namentlich Genesende, welche in ihrer Krankheit das Gelübde gethan haben, zur Ehre des Hamza ein Schaf zu schlachten, wenn sie wieder gesund würden. Einmal des Jahres strömen die Medinaer in Schaaren hieher und bleiben drei Tage lang, als wenn es die Festtage der Heiligen wären. Dann wird ein regelmäßiger Markt hier gehalten, und dieser Besuch bildet eines der vorzüglichsten öffentlichen Vergnügen der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ausflug nach Rothrußland.

(Schluß.)

Meine ganze Aufmerksamkeit in der Kathedrale wandte sich auf das hinter dem Tisch im Allerheiligsten befindliche wunderthätige Bild der Mutter Gottes. Die Sage, welche durch den Jahrhunderte alten Glauben des Volkes bestätigt und durch die Chroniken nicht widerlegt ist, sagt geradezu, daß Wladimir der Große die Kirche mit Bildern, Gefäßen, Reliquien u. s. w. versah und unter anderm auch dieß Bild nach Chelm sandte. Es ist auf Cypressenholz gemalt und durch die Zeit ganz schwarz geworden, aber die Malerei ist augenscheinlich griechisch, und da es aus Konstantinopel nach Rußland kam, so bestätigt sich dadurch der Volksglaube, daß es von dem Evangelisten Lukas gemalt wurde. *) Der silberne Rah-

*) Bekanntlich finden sich in Griechenland und Kleinasien eine Menge Bildnisse der heiligen Jungfrau, die der Evangelist Lukas gemalt haben soll. A. d. U.



men, welcher vergoldet und mit Perlen und kostbaren Steinen verziert ist, wurde auf Kosten Suscha's und anderer frommen Männer gefertigt. In dieser Kirche ist Daniel begraben. Ich suchte sein Grab, so wie das des litthauischen Fürsten Schwarn, aber umsonst; ihre Namen finden sich nicht einmal in den Kirchenbüchern. Merkwürdig ist aber die zuverlässige Angabe, daß im J. 1619, als man einen Raum an der Mauer für das Grab eines Gutsbesitzers säuberte, ein Grab rechts vom Altar entdeckt wurde, in welchem der unverweste Leichnam eines Mönchs lag, in einem reichen, mit goldenen Kreuzen übersäeten schwarzen Mönchsrock. Bekanntlich hatten die russischen Fürsten die Gewohnheit auf dem Sterbebette die Kleidung büßender Mönche anzulegen. Ueberdieß enthält das Kirchenbuch von Chelm die Namen zahlreicher russischer und litthauischer Fürsten, so wie angesehener litthauischer und polnischer Großen, die damals noch der griechischen Kirche angehörten, einer Menge adeliger Familien nicht zu gedenken, die jetzt größtentheils gleichfalls katholischen Glaubens sind.

So wirft das alte Schicksal Chelms ein gewisses Licht auf die vergangene Zeit. Wir sehen, daß Chelm und überhaupt Rothrußland Polen Schätze zubrachte, denen das Volk in Ehrfurcht und warmem Glauben sich zuwandte. Das hiesige Bild der Mutter Gottes schützte Johann Kasimir im Krieg mit den Kosaken und Tataren: es war aus Kiew gekommen. Gegen die Schweden schützte das Bild der Mutter Gottes von Czenstochau: es kam aus Belz, wohin es aus Kiew gebracht worden war. So kam auch ein Stück vom heiligen Kreuz aus Kiew nach Lublin, und aus Lemberg nach Krakau.

Den Abend brachte ich in freundlichem Gespräch mit dem Bischof zu. Wir speisten zu Nacht in einem Saale, dessen Wände mit Bildnissen der Bischöfe von Chelm seit der Union von Brzesc Litewski behangen waren. Der größte Theil war abgebildet in griechischen Bischofsmänteln und mit Bärten; nur der Vorläufer des jetzigen Bischofs und noch zwei andere tragen römische Kleidung. Am andern Tag vor meiner Abreise hörte ich die Messe in der Kathedrale. Der Gottesdienst wurde nicht laut, sondern nach lateinischem Ritus mit gedämpfter Stimme gehalten; dagegen versetzte mich ein auserlesener Sängerchor, der seit kurzem an die Stelle der Orgel getreten, in Gedanken in eine rechtgläubige Kirche.

Ich dankte dem Bischof für seine wahrhaft altslawische Gastfreundschaft, schenkte ihm zum Andenken die Hypatiuschronik, welche auf die Geschichte von Chelm so viel Licht verbreitet, und eilte nach Grubescheff, um noch an demselben Tag das in der Nähe liegende Grodek zu sehen; leider aber kam ich trotz des hiesigen schnellen Fahrens erst mit der Dämmerung dort an. Der Grund davon war, daß man 29 Werste von Chelm von der Chaussee rechts abbiegt auf eine gewöhnliche Straße nach dem russischen, unmäßig langen und dießmal wegen des Koths kaum zu durchfahrenden Dorfe Razeborowice. Doch vom Kothe kein Wort mehr; ich bin selbst Schuld, daß ich den Weg im Herbst nach einem regnerischen Sommer machte; ich will auch nicht weiter wiederholen, daß jenseits Chelm nach allen Seiten hin die Bevölkerung durchaus russisch ist. Beim Hinausfahren aus Razeborowice öffnete mir nach der in Kleinrußland gewöhnlichen Sitte ein kleiner Junge das Thor. In Polen gibt es in den Dörfern keine Thore oder Schlagbäume; auch sieht man Weiber nie dreschen, noch weniger pflügen. Hier aber traf ich eine Frau, die reitend auf einem der beiden den Pflug ziehenden Pferde zurückkehrte.

Grubescheff, eine schon im 13ten Jahrhundert unter dem Namen Rubescheff bekannte Stadt, ist jetzt nur noch dadurch bemerkenswerth, daß sie eine Kreisschule hat und eine Mittelgattung von Leinwand bereitet — eine Industrie, welche in Polen hauptsächlich von Rusinen betrieben wird. Es sind hier zwei Kirchen, eine griechisch-unirte und eine lateinische. Nachdem ich die Frühmesse in der erstern gehört hatte, begab ich mich in die Primärschule, und sah mit Vergnügen, wie die Kinder polnisch und russisch lasen. In der Kreisschule fand ich eine kleine Bibliothek, und bemerkte hier auch einige Panzer und Helme. Aber mich zog es nach den Ufern des Bug, denn Dlugosch bemerkt, daß hier an der Stelle Grodeks einst die Stadt Wolhyn stand, die dem ganzen Lande Wolhynien den Namen gab.

Das Dorf Grodek (ruff. Gorodok) liegt 15 Werste von Grubescheff, am Zusammenfluß des Bug mit der Gutschwa, in einem kleinen Thal, zum Theil am Abhang des bergigen Ufers des Bug; auf dem Berge selbst ist eine Kirche mit einem Friedhofe. Auf den ersten Blick bemerkt man rechts von dem Friedhof ein mit einem zwar unterbrochenen, aber regelmäßig angelegten Wall umgebenes Ackerfeld; gegen Süden ist eine steile Schlucht, gegen Osten ein steiler Bergabhang und gegen Norden wieder eine Schlucht, welche das Ackerfeld vom Friedhof trennt; der Friedhof selbst hat auf der Westseite Reste von einem Wall. Jenseits des Bug, Grodek gegenüber, ist das Dorf Wygodanka und diesseits rechts das Dorf Tschumow. Der Sonntag hinderte mich, den Geistlichen zu bitten, mir als Führer zu dienen, aber im Dorf stieß mir ein sechzigjähriger Mann, Anton Chlytschuk, auf, der gern meinen Cicerone machte, als ich ihn kleinrussisch anredete. Aus seinen Berichten erfuhr ich, daß das von mir bemerkte Feld „Goroditsche" *) hieß, daß hier einst eine Stadt gestanden habe, daß man zwar keine Spuren von Gebäuden sehe, aber häufig auf menschliche Gebeine stoße; auch müßten hier Schätze vorhanden seyn, denn kürzlich habe ein Bauer Geld gefunden. Das war alles, was mir A. Chlytschuk sagen konnte, aber es genügte mir, denn ich hielt mich überzeugt, daß ich die Stelle des alten Wolhyn gefunden habe. Die Knochen rühren indeß wohl aus den Schweden- und Kosakenkriegen her.

Ich konnte den Geistlichen nicht abwarten, fuhr sogleich nach Grubescheff zurück, und begab mich von da ohne Zögerung nach Tschermno. Hier erwartete ich die Spuren des Goroditsche zu finden, an welche Karamsin auf die Andeutungen

*) Dieser Name gilt immer als Anzeichen einer alten Stadt oder wenigstens eines befestigten Zufluchtsorts.

Chodakowski's den Namen der alten Stadt Tscherwen geknüpft hatte. Das Dorf Tschermno gehört dem Grafen Roniker, der in der Armee gedient und einige Feldzüge im Kaukasus mitgemacht hatte, worauf er sich hieher zurückzog. Ich wurde freundlich aufgenommen, und sprach geraume Zeit mit ihm über Tschermno und seine Umgebungen. Am andern Tage wollte ich das Gorodischtsche in Augenschein nehmen, konnte aber wegen des Austretens der Gutschwa nicht dahin gelangen, und bemerke gelegentlich, daß das ganze Land von Chelm gegen Osten und Süden nieder und sumpfig ist. Das Gorodischtsche besteht aus drei gesonderten Theilen oder Erdbefestigungen von unregelmäßiger Form; sie liegen der Reihe nach vom Fluß nach dem Dorfe zu und sind auf dieser Seite mit Resten eines Walls umgeben. Die vordere Befestigung, gegen die Gutschwa zu, heißt beim Volk Samczysko*). Man will Spuren einer steinernen Mauer entdeckt haben und der Pflug bringt manchmal Backsteine zu Tag. Uebrigens deuten einige Namen auf eine alte, hier vorhandene Stadt hin: so heißt ein Platz „unter dem Kloster", ein anderer führt den Namen Tscherwenez**) und das Volk spricht von einer großen Stadt, welche hier gestanden, und zu der das entgegengesetzte Ufer der Gutschwa gehört habe; dort seyen noch Reste von Befestigungen, aber mit dichtem Wald überwachsen. Alles dieß steigerte meine Hoffnung an diesem Orte die Reste der alten Stadt Tscherwen zu finden, von der die wolhynische Chronik noch im Jahre 1289 spricht. Wahrscheinlich fiel die Stadt durch den Einfall der Tataren und erstand dann nicht mehr aus ihrer Asche. Mit dem festen Entschluß, diese merkwürdige Umgebung bei gelegener Zeit genauer zu untersuchen, verließ ich Tschermno, und kehrte über Zamosc nach Warschau zurück.

Reise nach China.

Erster Brief.

(Schluß.)

Ich habe lange genug über die natürlichen Verhältnisse von Teneriffa gesprochen, werde aber dafür in Bezug auf Politik, Handel und Verwaltung um so kürzer seyn. Auf den canarischen Inseln sind dieß, wie überall, bekannte Worte, aber die Sachen selbst, welche man darunter versteht, sind nicht in der Wirklichkeit vorhanden. Als wir uns auf der Douane zu unserer Belehrung die Einsicht in die Liste der ankommenden und abgehenden Schiffe, der Einfuhr und Ausfuhr, erbaten, erhielten wir zur Antwort, daß sich die Douane mit solchen Armseligkeiten nicht abgebe. Zuerst hielten wir das für eine ironische Verweigerung, aber man versicherte uns nachher von mehrern Seiten, daß es die reine und einfache Wahrheit sey. Es ist derselbe Fall mit allem übrigen. Sogar die Truppen, die gegenwärtig die letzte Stütze der Regierung zu seyn scheinen, erhalten kaum ein Viertheil ihres Nominalsoldes. Eine unglückliche Kriegsbrigg, welche seit drei Jahren in Santa Cruz stationirt ist, hat seit dieser Zeit mehreremale beinahe ihre ganze Mannschaft desertiren sehen, und im gegenwärtigen Augenblick würde sie, wie man sagt, aus Mangel an Bemannung außer Stande seyn, die Anker zu lichten, wenn sie nach Spanien zurückberufen würde, und ihre Ausrüstung ist so sehr heruntergekommen, daß als sie am ersten Januar zur Feier der Volljährigkeit der Königin eine Ehrensalve zu feiern hatte, sie unermeßlich lange Zeit brauchte, ihre Batterie zu laden, da sie nur einen einzigen Setzkolben im Vermögen hat. Einer unserer Matrosen machte mich auf diesen Setzkolben aufmerksam, der damals von einer Stückpforte zur andern die Runde machte und zu seiner Reise um das ganze Schiff über eine halbe Stunde brauchte. Wenn die Armee von der Regierung beinahe so viel wie nichts erhält, so erhält dagegen die Civiladministration gar nichts; daher nimmt sie selber, so viel sie will, und verwaltet ihre Geschäfte danach. Wir erlebten selbst ein auffallendes Beispiel hievon. In unserem Absteigequartier war uns ein Sattel gestohlen worden, und nach vielfacher Nachfrage erfuhren wir endlich, daß der Dieb eine Person sey, in deren Besitz drei Zeugen den gestohlenen Gegenstand gesehen zu haben erklärten. Auf unsere Klage hin ließ uns der Richter unser Eigenthum sogleich wieder zustellen, aber was er weiter that, ließe sich nicht leicht errathen. Er ließ die drei Zeugen für die Anklage einsperren und den Dieb, der überwiesenerweise sich unseres Sattels versichert hatte, frei gehen! Er war, wie man uns sagte, ein einflußreicher Mann bei der Miliz, ein gewandter Wirthshausredner, einer von den Schlechte-Häuser-Patrioten, wie es unglücklicherweise auch außer den canarischen Inseln deren viele gibt, und der Richter wollte sich mit ihm nicht überwerfen.

Ein so regiertes und verwaltetes Land kann weder glücklich noch zufrieden seyn; auch herrscht in den Canarien ein sehr tiefes und lebendiges Mißvergnügen, erhöht noch durch einen bis jetzt bloß localen Umstand, der jedoch in der Folge an mehr als einem Orte der Länder unter spanischer Verwaltung zum Vorschein kommen könnte. Es ist dieß die Reclamation, welche heutzutage die gesetzlich in die Rechte der Geistlichkeit getretene Regierung auf die jährlichen und ständigen Renten macht, womit ein großer Theil alles Eigenthums zu Gunsten der kirchlichen Stiftungen belastet war, gegen die Verpflichtung der letztern, für die Seelen der Stifter eine gewisse Anzahl Messen zu lesen. Bis jetzt war diese delicate Frage nicht zur Sprache gekommen, und schien mit gegenseitigem Einverständniß in Vergessenheit gekommen zu seyn, nachdem bereits zehn Jahre seit der Besitznahme des Immobiliarvermögens der Geistlichkeit durch die Regierung verstrichen waren. Das nachsichtliche Schweigen der letztern über diesen Punkt erscheint sogar als einer der Gründe, welche die Leichtigkeit erklären, mit der man eine Spoliation vor sich gehen ließ, durch welche so viele Eigenthümer mittelbarerweise von ihren Lasten befreit wurden; aber jetzt auf einmal, so unfähig sie auch ist, die mit den Einkünften verknüpften Verpflichtungen zu erfüllen, glaubt die Regierung zuerst auf diesen kleinen Inseln, wo sie sich stark genug zur Ausführung ihres Willens dünkt, die fraglichen Renten sammt Rückständen und Zinsen eintreiben zu können! Dieß ist gewiß ein sehr gesetzmäßiger Grund zur Unzufriedenheit, welcher, Billigkeit, Treu und Glauben ganz aus dem Spiele gelassen, den gewichtigen Uebelstand mit sich führt, daß dadurch eine große Menge Betheiligter in eine Opposition gegen die Regierung tritt, welche leicht alle gegen dieselbe vereinigen und am Ende zu den ernstlichsten Folgen führen dürfte.

Mein nächster Brief wird Ihnen Mittheilungen über Brasilien und das Vorgebirge der guten Hoffnung bringen.

*) Diminutiv von Samok, das Schloß.
**) Ein Diminutiv des Wortes Tscherwen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. · Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 30.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Januar 1846.

Dobrota. *)

Werfen wir einen Blick auf Dobrota, die reichste und größte unter den Ortschaften der Bocche, die mit ihren 3000 Einwohnern sich nördlich von Cattaro, westlich von Montenegro, in einer Häuserreihe von beiläufig 7 Miglien längs dem schmalen Küstensaume hinstreckt. Jeder Fußbreit Erde ist aufs sorglichste benützt. Anmuthige Pflanzungen, vom Ufer aus am Fuße der grau überragenden Felswand sich hinanziehend, umgeben die sauberen Gebäude, deren stattlichste inmitten eines rings ummauerten Gehöftes sich erheben, kleine Festungen, nach allen Seiten hin mit Schießscharten versehen gegen das nur allzuwohl bekannte, häufig erprobte Gelüste der räuberischen Nachbarn im Osten. Diejenigen Häuser, welchen die Dobrotaner wie die übrigen Bocchesen ihrem Reichthum verdanken, stehen nicht auf dem Festlande, sondern auf dem bis an das grüne Gestade heran ansehnlich tiefen Wasserspiegel; während der guten Jahreszeit bewegen sie sich fernab auf dem Meere; daher um diese Zeit auch nur ein geringer Theil der unternehmungslustigen Männer zu Hause, sondern im Handelsangelegenheiten auf den Schiffen sich befindet. Diese werden eingetheilt in Bastimenti di gran Cabotaggio und solche di piccolo Cabotagio, von denen letztere nicht über die jonischen Inseln hinaus, jene aber weithin die Gewässer der Levante und nach Gelegenheit überall das offene Meer befahren.

Der Dobrotaner ist gastfrei, nach angestammter Landessitte, aber die haremartige Zurückgezogenheit, in welcher die Frauen gehalten werden, macht dem Besucher seinen Aufenthalt nicht angenehm. Es herrscht eine bis zum Aeußersten gehende Eifersucht, und der leiseste Verdacht schon hat nicht selten zu blutigen Auftritten und tragischen Folgen Veranlassung gegeben. Dieß alles war nun freilich weit schärfer gehalten vor der Franzosenherrschaft, deren Anwesenheit auch hier gar vieles an der alten, strengen Sitte gelockert. Verheurathungen geschehen nicht leicht anders als unter Mitgliedern der Gemeinde, häufig selbst unter nahen Verwandten — letzteres natürlich mit dem päpstlichen Dispens, denn es herrscht durchgehends der strengste Katholicismus.

Ein schönes, erquickliches, weil auf reinmenschlicher Basis begründetes Gegengewicht gegen die einsiedlerische eifersüchtige Abgeschlossenheit der Frauen bilden die Grundsätze dobrotanischer Hausväter bei Verheurathung ihrer Töchter. Einem Lumpen, Verschwender, Ludrian, sey er auch noch so reich und vornehm, gewährt nicht leicht ein Dobrotaner sein Kind — „der frißt sich und uns auf", heißt es in solchem Falle. Aber der Aermste darf getrost anhalten um die Tochter des angesehensten und reichsten Conte, wenn nur sein Ruf rein, unbescholten und durch Thätigkeit empfohlen seine Aufführung. Nicht selten wird ein solcher ausgestattet mit Haus und Schiff und Allem, ihm Geschäft und Wirthschaft eingerichtet, oder er aufgenommen in die eigene. Interessante Beispiele der Art wurden mir von einem Eingeborenen mitgetheilt; so von Hausvätern, die bei weiten Meerfahrten dergleichen ausdrücklich als Verordnung testamentarisch hinterlassen.

Wie bei den slawischen Völkerschaften überhaupt, und vornehmlich den illyrischen, ist hier der Waffenluxus sehr bedeutend. Können die Bocchesen nicht so vieler erbeuteten Waffen sich rühmen wie die in Türkenkämpfen aufgewachsenen Montenegriner, so suchen sie bei ihren Meerfahrten um so begieriger dergleichen zu erwerben. Auch werden in den Bocche selbst, vornehmlich in Cattaro, Waffen gefertigt, und die Büchsenschmiede sind nächst den Färbern unstreitig die geschicktesten unter allen dort ansässigen, in der Regel nicht eben preiswürdigen Handwerkern; das Höchste jedoch, wozu sie es in künstlicher Verzierung bringen, sind meist nur ziemlich rohe Messingbeschläge; daher der eigentliche Waffenbesitz immer fremder Ankauf. Nicht aber nur die Reicheren zeichnen sich aus durch schmuckvolle Wehr; auch bei dem gemeinen Manne, dessen Wirthschaft es manchmal am Nothwendigsten gebricht, fehlt selten ein oder das andere werthvolle Waffenstück, das um Geld abzutreten er schwer zu überreden seyn dürfte. Zu den bedeutendsten Sammlungen der Art zählt man die der freilich sehr begüterten Familie Millossewich.

*) Aus einer demnächst im J. G. Cotta'schen Verlage erscheinenden Reiseskizze: Istrien und Dalmatien.

Die Dobrotaner halten, troß den eifrigsten Aristokraten anderer Länder, auf ihre Abstammung, und nicht leicht entgeht einer Familie die genaue Kenntniß ihres Geschlechtsregisters. Einige führen dasselbe hinauf bis in die Römerzeit und zeigen noch den Platz, wo ihr Urahn unter den Bergen zuerst sich angesiedelt, und von wo in ununterbrochener Reihe sich ihr Stammbaum herübergezweigt bis in die gegenwärtige Generation. Andere nennen edle Familien aus Montenegro ihre Ahnen, die von dort in unruhigen Zeiten herniedersteigend an den friedlichen Ufern der Bocche einen Zufluchtsort gefunden. Als die Gemeinde angewachsen, da habe sie die Kirche Allerheiligen gebaut und in derselben sich zum alleinseligmachenden Glauben katholischer Christenheit gewendet. Darüber seyen ihre Nachbarn, die griechischgläubigen Montenegriner, ihnen gram geworden und haben, da sie auch wegen des durch Handel wachsenden Reichthums Neid empfunden, nicht aufgehört sie durch räuberische Anfälle zu beunruhigen. Aber man habe sich ihrer durch Mauern und gute Waffen zu erwehren gewußt. — So böte sich denn hier im Kleinen eine Wiederholung der Geschichte des ältesten Roms und seiner ersten Kämpfe mit den Nachbarstaaten, denen die Siebenhügelstadt ursprünglich zum Asyl gedient.

Man darf Dobrota die allerkatholischste Gemeinde der Bocche nennen. Es besteht daselbst ein in die Jahrhunderte hinaufreichendes altes Gesetz, daß keine griechische Familie über vierundzwanzig Stunden im Orte weilen darf, und ein anderes, daß unter keinerlei Vorwand ein Dienstbote von griechischem Ritus über drei Jahre im Hause eines Dobrotaners dienen dürfe. Früher, noch vor wenigen Jahrzehnten, ging es sogar so weit, daß man nicht einmal solche Familien gerne sich ansiedeln sah, welche, um die Erlaubniß der Einbürgerung zu erhalten, den griechischen Cultus mit dem katholischen vertauschten. Aber auch hierin ist man in der jüngsten Zeit toleranter geworden, und scheint dergleichen Uebergang sogar gern zu sehen.

Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien.

Medina's Umgebungen.

(Fortsetzung.)

In dem benachbarten Dorfe Koba besuchen alle Wallfahrer die Stelle, wo Mohammed, als er von Mekka kam, zuerst anhielt; sie liegt südlich von der Stadt, etwa dreiviertel Stunden entfernt. Die Straße dahin führt durch eine mit Dattelbäumen bewachsene und an vielen Stellen mit weißem Sand bedeckte Ebene. Eine halbe Stunde von der Stadt fangen die Gärten an, welche sich über einen Raum von vier oder fünf Meilen im Umfang ausbreiten und vielleicht die fruchtbarste und angenehmste Gegend im nördlichen Hedschas bilden. Alle Arten von Obstbäumen findet man in den Gärten, die alle von Mauern umgeben sind und von zahlreichen Brunnen bewässert werden. Von da aus wird Medina mit Früchten versorgt; Citronen- und Orangenbäume, Granatäpfel, Bananen, Weinstöcke, Pfirsich-, Aprikosen- und Feigenbäume sind mitten unter die Dattel- und Nebekbäume gepflanzt und bilden eben so dichte, liebliche Wäldchen als in Syrien und Aegypten; der Schatten dieser duftenden Haine macht Koba zu einem höchst anmuthigen Aufenthaltsort. Auch die Christuspalme, von den Arabern Keroa genannt, ist hier sehr gewöhnlich. Das Dorf wird von den Bewohnern Medina's häufig besucht; beständig werden Partien gemacht, um da den Tag hinzubringen, und viele Kranke werden dorthin gebracht, um die Wohlthat einer kühlern Atmosphäre zu genießen.

Mitten unter diesem schattigen Wäldchen steht die Moschee von Koba mit etwa 30 oder 40 Häusern; in dem Innern derselben werden einige heilige Stellen besucht, bei jeder derselben wird ein kurzes Gebet verrichtet und zur Ehre des Ortes einige fromme Anrufungen hergesagt. Man sieht hier zuerst das Mobrak el Naka, die wahre Stelle auf dem Boden der Moschee, wo die Kameelstute Mohammeds, welche er auf seiner Flucht von Mekka ritt, sich niederlegte und nicht mehr aufstehen wollte, und so ihrem Herrn anwies, hier zu halten, welches er einige Tage lang, bevor er Medina betrat, gethan hat. Um diese Stelle zu heiligen, wurde von Mohammed selbst die Moschee aus einzelnen Steinen gegründet, welche das Jahr darauf von Ben Amer mit einem regelmäßigen Gebäude vertauscht wurde; das gegenwärtige Gebäude ist von neuerer Bauart. Weiter wird hier die Stelle gezeigt, wo Mohammed nach seinem Gebete stand, und von da genau nach Mekka blickte, und alles was die Koreischiten dort thaten, sah, und drittens der Ort, wo die Stelle des Koran welche auf die Einwohner von Koba Bezug hat, dem Mohammed geoffenbart wurde. „Ein Tempel von seinem ersten Tage an in Frömmigkeit gegründet, dort stehst du am besten zum Gebet; dort leben Menschen, die wie du gereiniget sind, und Gott liebt den Reinen!" In dieser Stelle findet man eine Anspielung auf die außerordentliche persönliche Reinlichkeit derjenigen, welche Koba bewohnen, vornehmlich in gewissen Handlungen der Abwaschungen.

Man sieht in der Moschee keine Inschriften, ausgenommen die der Hädschis, welche ihre Namen an die geweißten Wände geschrieben hatten — ein Gebrauch, der unter den orientalischen Reisenden eben so häufig als unter den europäischen ist, indem sie öfters ihrem Namen noch einige Verse eines beliebten Dichters, oder Sprüche aus dem Koran beifügen. Die Moschee bildet eine enge Colonnade um einen offenen Hof herum, in welchem Mobrák el Naka steht, welches eine kleine etwa sechs Fuß hoch emporragende Kuppel hat. Die Moschee ist beständig von einem Haufen Bettler umlagert. Nicht weit von ihr, unter den Häusergruppen, steht eine kleine dem Ali gewidmete Capelle. Nahe dabei, in einem Garten, wird ein tiefer Brunnen gezeigt mit einer kleinen Capelle, die an seiner Mündung erbaut ist. Dieß war eine Lieblingsstelle Mohammeds, welcher öfters mit seinen Jüngern unter den Bäumen zu sitzen pflegte und das Vergnügen genoß, das Wasser in einem klaren Bache dahinfließen zu sehen, ein Gegenstand, welcher auch heute noch die Eingebornen des Orients

kräftig anzieht und der in Verbindung mit einem schattigen Baume vielleicht der einzige Zug einer Landschaft ist, welchen sie bewundern. Als der Prophet einst hier saß, fiel sein Siegelring in den Brunnen und konnte nicht wieder gefunden werden, und die Annahme, daß der Ring noch immer hier sey, macht den Brunnen berühmt. Das Wasser ist bei seiner Quelle lau und hat einen schwefelartigen Geschmack, welchen es in seinem Laufe verliert; es wird mit dem von einigen andern Quellen in dem Canal gesammelt, welcher Medina mit Wasser versorgt und durch den Zufluß des Brunnenwassers aus verschiedenen Canälen beständig fließend erhalten wird. Omar el Kateb führte zuerst die Quelle nach Medina, aber der gegenwärtige Canal wurde auf Kosten des Sultan Soliman im J. d. H. 971 erbaut und ist ein sehr solides unterirdisches Werk. Diese Wasserleitung und die von Mekka sind die größten Merkwürdigkeiten der Baukunst in Hedschas. Nahe bei der Moschee von Koba steht ein von Sultan Murad für Derwische errichtetes Gebäude. Ein wenig außerhalb des Dorfes, an der Straße nach der Stadt, steht eine kleine Capelle, Mesdsched Dschoma genannt, zum Andenken der Stelle, wo das Volk von Medina Mohammed bei seiner Ankunft begegnete.

Nordwestlich von der Stadt, etwa eine Stunde entfernt, liegt El Kebletein, ein sehr besuchter Ort. Zwei roh gearbeitete Säulen befinden sich da und man zeigt die Stelle, wo Mohammed zuerst die Kible oder die Richtung, nach welcher hin die Gebete verrichtet werden müssen, veränderte, im 17ten Monat der Hedschra oder seiner Flucht nach Medina. Mit den jüdischen Beduinen hielten seine eigenen Anhänger bis dahin Jerusalem für ihr Kible, aber Mohammed wendete es nach der Kaba, auf welches die schöne Stelle des Koran anspielt: „Ich sage, Gott gehört der Ost und West; er leitet nach seinem Gefallen jeden auf den Weg der Frömmigkeit," eine Stelle, welche die Moslems überzeugen soll, daß, wohin sie sich während des Gebetes wenden, Gott vor ihnen stehe.

Die Gegend südöstlich von der Stadt hat viele fast eben so anmuthige Stellen, welche im Sommer Vergnügungsplätze und Erholungsorte der Einwohner von Medina sind; es gibt dort keine Dörfer, sondern nur einzelne Häuser oder kleine, unter den Dattelbäumen zerstreute Hütten und Häusergruppen.

Nördlich von Medina liegt Hedscher, ein uralter Ort, an den sich viele arabische Sagen knüpfen. Nach einigen Stellen des Koran war dieser Ort von einer riesenhaften Menschenrace bewohnt, Beni Tamud genannt, deren Wohnungen zerstört wurden, als sie die Ermahnungen des Propheten Saleh verschmähten. Der Boden ist fruchtbar, von vielen Brunnen und einem fließenden Bache bewässert, weßhalb hier gewöhnlich große Beduinenlager sind. Das Haupt der Wahabiten, Saud, hatte die Absicht, an dieser Stelle eine Stadt zu erbauen, aber seine Ulemas schreckten ihn ab, indem sie erklärten, daß es gottlos seyn würde, einen Ort herzustellen, den die Rache des Allmächtigen heimgesucht habe.

Ein unbeträchtlicher Berg begränzt die Ebene von Hedscher im Westen. Auf diesem Berge sind große Höhlen oder Wohnungen in Felsen gehauen, mit Figuren von Menschen und verschiedenen vierfüßigen Thieren und Vögeln, mit zahlreichen Inschriften über den Thüren und sonstigen seltsamen Sculpturen. Das Gestein ist von schwärzlicher Farbe und wahrscheinlich vulcanischen Ursprungs, denn in der Nachbarschaft ist ein lauer Quell.

(Schluß folgt.)

Reisebriefe aus Spanien.

VI.

Sevilla, den 9 December 1844.

Da sitze ich denn seit vorgestern in dem Babylon des Guadalquivir, — „wo die hohen Prachtgebäude in den breiten Straßen stehen," — was beiläufig gesagt eine verdammte Lüge ist, denn die Häuser sind höchstens zwei Stock hoch und die Straßen wo möglich noch enger als in Granada. Ich glaube, der Dichter jenes „spanischen Volksliedes," das man aber in Spanien gar nicht kennt, ist niemals in Sevilla gewesen. Auch muß ich gestehen, daß ich die Maravillas von Sevilla noch nicht finden kann. Ueberdieß friere ich trotz des schönen Wetters über alle Maßen, da man hier zu Lande bloß für den Sommer eingerichtet ist und alles fehlt, um sich im Winter gegen die Kälte zu schützen. Obwohl man es eigentlich nicht kalt nennen kann, ist doch eine nur etwas niedrige Temperatur im Süden bei weitem empfindlicher, als eine recht anständige Kälte im Norden.

Gestern vor acht Tagen, am 1 December, verließ ich Malaga zu Pferde, begleitet von meinem Diener, beide wohl bewaffnet. Ich hatte mich für die freilich beschwerliche Landreise entschlossen, da ich eine Excursion in die Gebirge von Ronda machen wollte. Der Himmel war, wie fast immer in Malaga, heiter und das Wetter sehr warm, so daß ich mit dem besten Humor von der Welt aus Malaga hinaus den Bergen entgegenritt. Mein Gepäck hatte ich auf das Unentbehrlichste beschränkt und alles andere mit der Galera zu Land nach Sevilla geschickt. Unser Weg, bloß für Pferde gangbar, führte anfangs über kahle Höhen und Hügel der malerischen Sierra de Mijas entgegen, deren zackige Felsengipfel im duftigsten Blau vor uns lagen. Ueberall an etwas feuchten Stellen fing es bereits an grün zu werden, die Saaten standen schon so hoch, wie bei uns im April, Wiesen und Triften mit Narcissen und andern Blumen bedeckt — kurz es war ein prächtiges Frühlingswetter.

Nachdem man Cartama, dessen maurische durch ihre hartnäckige Vertheidigung berühmte Burg auf steilem Felshügel liegt, zur Linken hat liegen lassen, überschreitet man den Fluß Guadalhorre, dessen Ufer mit Orangen-, Feigen- und Aepfelbäumen bedeckt sind. Die Aepfelbäume standen so entblättert und dürr, wie bei uns um diese Zeit, während Orangen- und Citronenbäume im üppigsten Dunkelgrün prangten, übersäet mit goldenen Früchten, die auch in großer Menge auf dem Boden umherlagen. Die erste Nacht brachte ich in der Venta del vicario zu, einer schlechten Schenke, deren Wirth mich unverschämt prellte. Am andern Morgen ritt ich durch eine mit Oliven und immergrünen Eichen bedeckte gebirgige Gegend nach dem freundlichen Städtchen Yunquera, wo ich einen Tag zu bleiben beschloß, um die nahe gelegene bedeutend hohe Sierra de la nieve zu besuchen. Ich bestieg diese in Begleitung eines kundigen Führers, hatte aber leider sehr schlechtes Wetter, indem es unaufhörlich regnete und ein eiskalter Wind wehte.

Dennoch erklomm ich das rauhe, aber romantische Gebirge bis etwa zu 6900', wo ich glücklicherweise das fand, was ich suchte, und dann wieder umkehrte. Obwohl ich bis auf die Haut durchnäßt und tüchtig durchfroren in Yunquera ankam, besuchte ich doch noch eine Tertulia (Abendgesellschaft) im Hause eines gastfreien Apothekers, an den ich von Malaga aus empfohlen worden war, und verbrachte die halbe Nacht unter den freundlichsten Leuten bei Guitarrenspiel und Tanz.

Am nächsten Morgen, den 4 December, brach ich nach Ronda auf. Auf dieser Tour muß man die Serrania de Ronda durchschneiden, ein ungeheuer weitläufiges, verwickeltes und fast völlig menschenleeres Gebirgsland, das sich gegen Süden bis Gibraltar erstreckt. Das Wetter war zwar schön, aber uns gerade entgegen wehte ein so schneidend kalter und heftiger Wind, daß ich nach einigen Stunden ganz erstarrte und absteigen mußte, weil ich vor Kälte die Steigbügel nicht mehr halten konnte. Gegen vier Uhr Nachmittags verließen wir das Gebirge und kamen bald darauf nach Ronda, das am Fuße des Gebirgs und am Anfang einer weiten von bewaldeten Hügeln umschlossenen Ebene liegt. Die Stadt Ronda zählt ungefähr 10,000 Einwohner und ist der Mittelpunkt der spanischen Contrabandisten, die von hier aus täglich ihre Excursionen nach Gibraltar machen, von woher unendliche Massen Waaren durch die benachbarte Serrania ins Innere des Landes gebracht werden. Die größte Merkwürdigkeit in dieser großen und freundlichen Stadt ist der Tajo de Ronda, ein mehr als halbstündiges enges und tiefes von senkrechten Sandsteinfelsen eingeschlossenes Thal, das mitten durch die Stadt hindurchgeht. Eine großartige kühne Brücke von hohem eisernen Geländer umschlossen führt darüber, und von ihr herab kann man einen großen Theil des finstern Felsenthales überschauen, durch welches ein wilder Gebirgsbach, der Rio Guadiaro, der bei Gibraltar mündet, schäumend fortbraust. Am Rande desselben Thales ist die Alameda angelegt, von der man eine prächtige Aussicht auf die benachbarten Gebirge hat.

Auch am folgenden Tage, wo wir zeitig aufbrachen, war das Wetter schön und ruhig, aber für Andalusien sehr kalt. Reif bedeckte weit und breit den Boden, ja auf Bächen und Pfützen gab es sogar fingerdickes Eis. Nach einigen Stunden traten wir in das Thal des Rio Guadalete, wo ein anderes, milderes Klima begann. Die Sonne schien prächtig warm, die Ufer des Flusses waren dicht mit Oleander- und Pistaziengebüsch von 1 bis 2 Klafter Höhe bedeckt, welche mit Oliven- und Orangenhainen abwechselten. Das Flußthal des Guadalete ist zwar sehr wenig bevölkert, aber von zauberischer Lieblichkeit. Fortwährend wechseln anmuthig geformte Hügel mit steilen pittoresken, zum Theil mit alten maurischen Burgen gekrönten Felsen ab; hier liegt eine einsame von Oliven und Eichen umgebene Venta, dort ein Cortijo am Abhange des Thales inmitten grünender Saaten. Alle Hügel überdeckt die Zwergpalme, zwischen deren niedrigen Büschen hie und da wohlriechende blaue Schwertlilien blühten.

Einer der schönsten Punkte dieses Thales ist das am linken Uferabhange liegende freundliche Städtchen Caston, überragt von einem hohen steilen Felsen, dessen Gipfel eine wohl erhaltene maurische Burg schmückt. Die Ortschaften in Südandalusien sehen überhaupt sehr freundlich aus, indem alle Häuser blendend weiß gekalkt sind. — Hinter dem großen Dorfe Algodanales verließen wir das Flußthal und traten jetzt in ein Hügelland ein, von dem prachtvollsten Dunkelgrün wie übersponnen. Alles war bedeckt mit Gebüschen von Terebinthen, Pistazien, Oleander, Myrten, Kermeseichen, Erdbeerbäumen, Steinlinden und andern immergrünen Sträuchern, die zum Theil in Blüthe standen. Diese reizende, über drei Stunden Wegs sich erstreckende Gegend ist aber eine der gefährlichsten des Landes für den Reisenden, da sie gänzlich einsam und durch ihr Terrain wie für Diebe und Räuber gemacht ist. Zahlreiche Kreuze am Wege erinnerten an vorgefallene Raubmorde, doch kamen wir in raschem Ritt ohne irgend ein Abenteuer glücklich hindurch. Vom letzten Hügel aus sahen wir ein weites, ebenes, von unbedeutenden Höhen unterbrochenes fruchtbares Land vor uns liegen, die Ebene des Guadalquivir. Die Sonne versank eben auf das prachtvollste hinter den Höhen von Cadiz und beleuchtete die Gegend in den wundervollsten Farben vom hellsten Himmelblau bis zum dunkelsten Violett, als wir an den Abhang des letzten Hügels kamen und unser Tagesziel, das Dorf Puerto-Serranos, erblickten, das in einem weiten flachen Thal am Guadalete liegt. Eine der schlechtesten Posaden war für diese Nacht unser Castell, das wir am andern Morgen so zeitig wie möglich wieder verließen.

Nach Ueberschreitung des nicht unbedeutenden Flusses, der von hier in unzähligen Windungen der Küste zueilt, eröffnet sich abermals ein reiches, mit immergrünem Gebüsch geschmücktes Hügelland. Ausgedehnte Olivenpflanzungen schließen sich daran, in denen man eben beschäftigt war, die glänzend schwarzen Früchte mit Stöcken von den Bäumen zu schlagen. Nachdem wir von einer Höhe aus über Piniengehölze, zwischen denen einzelne Gehöfte und maurische Burgen lagen, am südwestlichen Horizont den Spiegel des atlantischen Oceans erblickt hatten, erreichten wir das Städtchen Coronil. Felder und Triften umgeben es in großer Ausdehnung, auf denen hie und da einzelne Heerden von Merinoschafen weideten, die ich hier zum erstenmal in Menge sah. Es sind wunderliche Thiere; von der Schnauze bis zum Schwanz zierlichst gescheitelt, hängt ihnen die fußlange Wolle bis auf die Füße herab. Die vier Leguas von Coronil bis Utrera, dessen sehr hohen Thurm man in einer Entfernung von mehreren Stunden schon gewahrt, sind ziemlich langweilig.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Seltsame Krankheit. In einem Dorfe nahe bei Pertuis in Frankreich herrscht eine Krankheit, deren Endsymptome ganz außerordentlich sind. Wenn der Kranke in der Genesung ist, so wird er von einer Art Wahnsinn befallen, der nach einigen Tagen sich von selbst wiederholt. Seit 25 Jahren weiß man nur ein einziges Beispiel, daß ein Kranker nach der Krise nicht wieder zu seiner vorigen Gesundheit gelangt wäre. (Voleur vom 15 Januar.)

Zunahme der Armen in Paris. Das Octroisystem trägt fortwährend seine bittern Früchte. Das erste und reichste Arrondissement von Paris hat so eben wieder die Bekanntmachung über die ertheilten Unterstützungen erlassen. Nach dem Census von 1835 waren 1849 Haushaltungen zu unterstützen, im Jahre 1841 1742, im Jahre 1842 2127 und am Ende des Jahres 1843 2245 Haushaltungen mit 5242 Personen. Handel und Industrie sind in diesem Arrondissement im Zunehmen, aber die Höhe des Preises der Lebensmittel macht, daß der Verdienst nie ausreichen will, und der Segen wird so zum Fluche.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 31.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Januar 1845.

Besuch bei einem Mandarin in Amoy (Hia-Man.)

Das Athenäum vom 4 Januar enthält ein Schreiben aus Tschusan, in welchem ein Engländer seinen bei einem vornehmen Mandarin in Begleitung eines Geistlichen, Namens Beal, und eines Capitän Holl abgestatteten Besuch berichtet, und wir heben Nachstehendes aus demselben aus: „Seine Wohnung befindet sich in einer der Vorstädte, an der Seite eines felsigen Hügels nahe an der Bay; als wir in den Hof traten, wurden wir von einer Anzahl Beamten niedrigen Ranges empfangen und nach einer Art Bureau geführt, wo sie höflich uns zum Sitzen einluden, und ihre Pfeifen zum Rauchen so wie ihre Schnupftabaksdosen anboten, welche aus Fläschchen von Glas oder Stein bestanden und einen ziemlich angenehmen Schnupftabak enthielten. Im Zimmer befanden sich zwei Lagerstätten, auf deren einer ich eine kleine brennende Lampe und eine daneben liegende Opiumpfeife bemerkte, woraus ich schloß, daß wir einen Opiumraucher mitten in seinem Genusse gestört hatten. Thee wurde uns nach Landessitte augenblicklich vorgesetzt, er war aber von sehr geringer Qualität, und da Hr. Beal uns bemerkte, daß wir weit bessern erhalten würden, wenn wir zu dem Mandarin selbst kämen, so kosteten wir ihn bloß, um die Herren nicht zu beleidigen. Nach wenigen Minuten erschien der Mandarin selbst, um uns in glänzendere Gemächer zu begleiten. Wir kamen in ein großes, luftiges Zimmer, dessen eine Seite mit geschnitzten Schränken geschmückt war, in deren Mitte eine Uhr und einige schöne, mit Blumen gefüllte Töpfe standen. Ich hatte hier Gelegenheit, die große Verehrung zu bemerken, womit die Chinesen alles Alte betrachten. Einer dieser Porcellantöpfe befand sich, wie er uns benachrichtigte, seit 500 Jahren in seiner Familie, und hatte die besondere Eigenschaft, Blumen und Früchte längere Zeit vor dem Verderben zu bewahren; er schien das Stück mit besonderer Verehrung zu betrachten. Die andere Seite des Zimmers war etwas erhöht und für den Singsong, d. h. für die theatralischen Vorstellungen eingerichtet, an welchen die Chinesen vom Höchsten bis zum Niedersten ein besonderes Wohlgefallen finden. Thee wurde bald herbeigebracht, in einem Theekessel nach europäischer Art und nicht in der bei den Chinesen gewohnten Weise, denn bei ihnen wird zuerst der Thee in die Schale geworfen und dann das heiße Wasser darüber gegossen; der Besuchende trinkt den Thee und läßt die Blätter auf dem Boden liegen. Zucker gebrauchen die Chinesen bekanntlich nie zum Thee.

„Der Mandarin machte allerlei neugierige Fragen an uns, nach unserem Namen, unsern Beschäftigungen, wie lange wir von Hause abwesend gewesen, und namentlich wie alt wir seyen; dann besichtigte er unsere Kleider, von denen ihm die farbigen Westen besonders zu gefallen schienen. Endlich bat er uns, seine Gärten zu sehen; das Haus steht, wie schon bemerkt, am Fuße eines Hügels, und der Garten liegt rückwärts, ein großer Banianenbaum mit seinen niedersinkenden Zweigen überschattet die Gänge und die zackigen Felsen bilden Höhlen und schattige Plätze. Eine sehr schöne Quelle entspringt an der Seite des Berges unter einem Felsen; der Gastwirth lobte sie ungemein, und sie ist auch in der That an einem solchen Orte unschätzbar. Hierauf wurde ein Telescop herbeigebracht, welches er augenscheinlich als eine große Seltenheit betrachtete. Er legte dasselbe auf einen großen steinernen Tisch, richtete es sorgfältig nach der Richtung, die er uns zeigen wollte, und bat uns dann hindurch zu sehen; wir waren aber nicht gewöhnt, das Instrument in dieser Weise zu gebrauchen, und nahmen es in gewöhnlicher Art in die Hand; er schien nicht wenig erstaunt darüber, daß wir auf solche Weise hindurchsehen konnten. Nachdem er uns alle Merkwürdigkeiten gezeigt, führte er uns ins Haus zurück, wo abermals Thee vorgesetzt wurde nebst sechs oder sieben Arten von Kuchen, die ich jedoch, so gut sie auch die Chinesen finden mögen, nicht sehr schmackhaft fand. Nach kurzem Gespräch entfernten wir uns, und der Mandarin lud uns ein, den Besuch so oft wie möglich zu wiederholen. Es war inzwischen finster geworden und man geleitete uns mit Fackeln nach dem Flusse, wobei wie gewöhnlich einige hundert Chinesen folgten, die sich aber alle sehr achtungsvoll und höflich benahmen. Ueberhaupt haben wir allenthalben, wohin wir auch gehen, eine solche Leibwache bei uns."

Lebens- und Landschaftsbilder aus Arabien.

Medina's Umgebungen.

(Schluß.)

Gärten und Pflanzungen umgeben Medina und seine Vorstädte; die Weizen- und Gerstenfelder sind gewöhnlich mit Lehmmauern eingeschlossen und enthalten kleine Wohnungen für die Anbauer. Ihre Häuser in der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt sind gut gebaut, manchmal mit einer von Säulen getragenen Hausflur und einer anstoßenden gewölbten Wohnstube und mit einem mit Steinen ausgelegten Wasserbecken in der Fronte desselben. Es sind die Sommerwohnungen vieler Familien der Stadt. Die meisten Dattelbaumwäldchen werden durch Regenbäche bewässert. Die Gärten sind in der Regel sehr tiefliegend, indem die Erde aus der Mitte der Felder weggenommen und rund an den Mauern herum aufgehäuft wird, so daß der zum Anbau bestimmte Raum wie eine Grube, 10 oder 12 Fuß unter der Oberfläche der Ebene ist; dieß geschieht um einen bessern Boden zu gewinnen, indem die Erfahrung gezeigt hat, daß die obere Lage mehr mit Salz geschwängert und zum Anbau weniger tauglich ist, als die untere. Nirgends wird großer Fleiß angewendet, der meiste Boden bleibt wüst, und selbst wo Felder angelegt sind, zeigt man keine Oekonomie in ihrer Benutzung. Viele Stellen sind ganz unfruchtbar, und die salzige Eigenschaft des Bodens hindert die Saat am Wachsthum. Der Boden nach dem Dorfe Koba zu und jenseits desselben in südlicher und östlicher Richtung besteht aus trefflicher Erde ohne salzigen Zusatz und ist daher viel mehr im Werth als der in der Nähe der Stadt.

Jeder Garten oder jedes Feld hat seinen Brunnen, aus denen das Wasser in großen ledernen Eimern von Eseln, Kühen oder Kamelen herausgezogen wird. Der Hauptertrag der Felder um Medina herum besteht in Weizen und Gerste, etwas Klee und Gartenfrüchten, vorzüglich aber in Datteln. Gerste wächst in weit größerer Quantität als Weizen, und Gerstenbrod bildet einen Hauptnahrungsartikel der niedern Classen; ihre Ernte fällt in die Mitte März. Die Aehren sind sehr dünn, aber das Product ist von guter Qualität und wird auf dem Markte zu Medina um 15 Procent theurer verkauft, als ägyptische. Nach der Ernte werden die Felder bis zum nächsten Jahr brach gelassen, denn obgleich hinreichend Wasser zu einer zweiten Bewässerung in dem Brunnen ist, so ist der Boden doch zu arm, um sie zu ertragen, ohne ganz erschöpft zu werden. Man findet weder hier noch irgendwo in Hedschas Hafer.

Fruchtbäume gibt es vorzüglich in der Umgegend des Dorfes Koba; Granatäpfel und Trauben sind vortrefflich, eben so Bananen und Melonen. Der Nebekbaum, welcher die Lotos trägt, ist in der Ebene von Medina sowohl als in den benachbarten Bergen sehr gewöhnlich, und eine unglaubliche Menge seiner Früchte wird im Monat März zu Markte gebracht, wo die niedern Classen sie zum Hauptnahrungsmittel machen. Aber die Datteln sind das Stapelproduct Medina's, dessen Umgebungen wegen der Vortrefflichkeit dieser Frucht durch ganz Arabien berühmt sind. Die Dattelbäume sind entweder innerhalb der Einfriedigung der Felder, wo sie zugleich mit den Saaten bewässert werden, oder in der offenen Ebene, wo sie nur Regenwasser erhalten; die Frucht der letztern, obgleich nicht so ergiebig, wird mehr geschätzt; eine Menge derselben wächst wild auf der Ebene, aber jeder Baum hat seinen Eigenthümer. Sie sind im allgemeinen nicht so hoch als die Palmbäume Aegyptens, die von dem reichen Boden des Landes und dem Wasser des Nil genährt werden, aber ihre Frucht ist süßer und hat einen angenehmern Geschmack.

Die sehr mannichfaltige Benutzung, zu welcher beinahe jeder Theil des Dattelbaums dient, ist bereits von mehrern Reisenden erwähnt worden; sie macht ihn den Arabern, welche sich angesiedelt haben, eben so werth, als das Kamel den Beduinen ist. Mohammed vergleicht in einer der Reden, die von ihm aufgeschrieben worden, den tugendhaften und edelmüthigen Mann mit diesem edlen Baume: „Er steht aufrecht vor seinem Herrn, in jeder seiner Handlungen folgt er dem Antrieb den er von oben erhält, und sein ganzes Leben ist dem Wohlthun seiner Mitmenschen gewidmet." Die Bewohner von Hedschas gebrauchen, wie die Aegyptier, die Blätter der Dattelpalme, die äußere und innere Rinde des Stammes und die fleischigen Bestandtheile an der Wurzel der Blätter; überdieß benutzen sie die Kerne der Frucht als Futter für ihr Vieh, sie legen solche zwei Tage lang ins Wasser, wo sie weich werden, und geben sie dann den Kamelen, Kühen und Schafen statt der Gerste, denn sie sollen nahrhafter seyn als Getreide. Es gibt zu Medina Kaufläden, in welchen nichts als Dattelkerne verkauft werden, und die Bettler sind in allen Straßen beständig beschäftigt, die weggeworfenen Kerne aufzulesen.

Verschiedene Arten Datteln werden sowohl zu Medina als in allen andern fruchtbaren Thälern dieses Landes gefunden, und jeder Platz hat seine eigenen Arten, die sonst nirgends wachsen. Ich hörte, daß über hundert verschiedene Sorten von Datteln in der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt wachsen; am meisten verbreitet in Hedschas ist die Dschelebisorte; die Helua ist eine sehr kleine Dattel, nicht größer als eine Maulbeere, und sie hat ihren Namen von der außerordentlichen Süßigkeit, in welcher sie den feinsten Feigen von Smyrna nicht nachsteht, und wie diese, wenn sie getrocknet ist, mit einer Zuckerkruste sich bedeckt. Die Einwohner erzählen, daß Mohammed ein großes Wunder mit dieser Dattel verrichtet habe; er steckte einen Kern von derselben in die Erde und dieser faßte alsbald Wurzel, ging auf und innerhalb fünf Minuten stand ein ausgewachsener Baum mit Früchten bedeckt vor ihm. Ein anderes Wunder wird von der Dattelart, welche El Sihan heißt, erzählt; ein Baum derselben begrüßte den Propheten, als er unter ihm wegging, mit einem lauten Salam aleikum. Die Birnisorte wird für die gesündeste gehalten und ist wirklich am leichtesten zu verdauen; sie war die Lieblingsdattel Mohammeds, welcher seine

Araber anwies, sieben von dieser Frucht jeden Morgen vor dem Frühstück zu essen. Die Dschelebidattel wächst nur in Medina's Umgebungen und sonst nirgends in Hedschas; acht Dschelebis werden um 20 Paras verkauft; sie sind ihrer Seltenheit und Trefflichkeit wegen von den Hadschis sehr gesucht, welche gewöhnlich einige dieser Datteln mit nach Hause bringen, um sie ihren Freunden, als aus der Stadt des Propheten kommend, zu schenken; kleine niedliche Schachteln, die etwa hundert Stück fassen, werden zu Medina verfertigt.

Die Datteln bilden bei weitem das wesentlichste Nahrungsmittel für die niedern Volksclassen; ihre Ernte wird mit der größten Aengstlichkeit erwartet und mit einer eben so allgemeinen Fröhlichkeit besorgt, als die Weinlese im Süden Europa's. Wenn die Dattelernte fehlschlägt, was öfters eintritt, da diese Bäume selten drei oder vier Jahre hintereinander reichlich tragen, oder wenn sie von Heuschrecken aufgefressen werden, so verbreitet sich über die Bevölkerung eine allgemeine Trauer, als wenn eine Hungersnoth befürchtet würde.

Eine Art der Datteln von Medina bleibt vollkommen grün, wenn sie auch reif und getrocknet ist; andere behalten eine helle, safrangelbe Farbe; diese Datteln werden auf Schnüre gereiht und überall in Hedschas verkauft, wo sie unter dem Namen Kalad es Scham, d. i. syrische Halsbänder gehen, und junge Mädchen tragen sie häufig um den Hals.

Die ersten Datteln werden im Anfang des Junius gegessen, und in dieser Periode ihres Wachsthums Rotab genannt; aber die allgemeine Dattelernte ist zu Ende dieses Monats. In Aegypten ist sie vier Wochen später. Die Datteln werden von den Arabern auf mancherlei Weise zubereitet: mit Milch gekocht, mit Butter gebraten, oder mit Wasser zu einem dicken Brei, über welchen Honig gegossen wird, gekocht, und die Araber sagen, daß eine gute Hausfrau ihren Herrn einen ganzen Monat lang täglich mit einem anders zubereiteten Dattelgericht bedienen könne.

In den Gärten um Medina wächst auch der Ithel, eine Art Tamarindenbaum, der seines harten Holzes wegen gepflanzt wird; aus diesem Holze machen die Araber ihre Kamelsättel und jedes Geräthe, welches Festigkeit verlangt.

Hie und da besteht der Boden aus gelblichem Le m und auch aus einer der Bolnserde ähnlichen Substanz; kleine conische Stücke von dieser, etwa anderhalb Zoll lang und in der Sonne getrocknet, werden, an ein Stück Band gebunden, den Besuchern Medina's verkauft. Es wird erzählt, daß Mohammed einen Beduinen vom Stamme Beni Hared und einige andere vom Fieber geheilt, indem er sie mit Wasser, in welchem solche Erde aufgelöst worden, gewaschen habe, und die Pilger sind begierig, ein Andenken an dieses Wunder mit sich nach Hause zu nehmen. Die Erde wird aus einem Graben in der Nähe der Stadt genommen und diese Stelle heißt El Medschuni.

Himjaritische Alterthümer.

In der Londoner geographischen Gesellschaft wurde am 18 Januar ein Schreiben Lieutenants Cruttenden aus Aden von Hrn. C. Forster über himjaritische Inschriften in Hadramaut und die noch vorhandenen Ruinen der mächtigen Nation der Himjari vorgelesen. Die Berge um Hisa, wo man bedeutende Inschriften fand, sind lauter erloschene Vulcane, und der Boden scheint auch durch vulcanische Auswürfe unfruchtbar geworden zu seyn. Unten an dem bedeutendsten Berge sind viele Grabhügel des genannten Volks, es wäre aber nicht möglich diese zu öffnen, ohne den Zorn der umwohnenden Araber zu reizen. Lieutenant Cruttenden schlägt die Stadt Kittaba als den passendsten Ort vor, um Entdeckungen zu beginnen, denn von hier aus gegen Osten würde man die ganze Reihe himjaritischer Schlösser finden, welche die südliche Gränze dieses Reichs schützten. Forschungen jeder Art sind indeß ungemein schwer. Man kann keine Skizze machen, noch auch nur die Sonnenhöhe beobachten, ohne daß die Beduinen Verdacht schöpfen, man suche nach verborgenen Schätzen, und Lieutenant Cruttenden versprach ihnen gewöhnlich alles Gold, das er finden würde, wenn sie ihn nur ruhig die Sonne beobachten lassen wollten. Er zählt die verschiedenen Orte auf, an denen er mit Grund glaubte, daß interessante Ueberreste des himjaritischen Reichs sich finden würden, und gab seine Ansicht über die beste Art, wie man dazu gelangen könne. Die Wunder jenes Reichs und seines Volks sind jedem Erzähler in Jemen bekannt, und die Sage, daß die Beni Ad in Affen verwandelt worden seyen wegen ihrer Gottlosigkeit, kann man in allen Harems und Kaffeebuden Südarabiens hören. Dennoch ist, wenn man einen Araber über den Ursprung dieser Ruinen fragt, die einzige Antwort: „sie sind das Werk der Dschin (bösen Geister) und der Ungläubigen in den Tagen Salomo's, des Sohnes David." Der Brief enthielt auch einige neue himjaritische Inschriften.

Reisebriefe aus Spanien.

(Schluß.)

Utrera, an der Hauptstraße von Cadiz nach Sevilla und Madrid gelegen, ist eine gut gebaute Stadt von etwa 8000 Einwohnern mit mehrern Kirchen, unter denen die Marien- oder Hauptkirche sehr groß und schön ist und einige werthvolle Gemälde enthält. Hier fand ich eine gute fast elegant zu nennende und billige Posada. Gleich hinter Utrera beginnen die großen Olivenwälder, welche die Ufer des Guadalquivir bis Cordoba bedecken, nur strichweise von Pinienwäldern unterbrochen. — Am nächsten Tage fiel leider schlechtes Wetter ein, indeß entschädigte mich der Anblick eines schönen Waldes schlanker Pinien, durch welchen die Straße führte, für den mangelnden Sonnenschein und südlichen Farbenduft. Es war der erste Wald, den ich in Spanien gesehen habe. Nach einem Ritt von etwa drei Meilen erreichten wir eine Höhe, von der aus wir den Spiegel des Guadalquivir schimmern und weiterhin den kolossalen Thurm der Kathedrale von Sevilla aus einem Walde von Fruchtbäumen emporragen sahen. Es regnete in vollen Strömen, als wir aus dem Gebüsch heraustraten und Sevilla mit seinen zahllosen Thürmen sich vor uns ausbreitete. Diese gewaltige Stadt, aus deren Masse die gigantische gothische Kathedrale sich mächtig hervorhebt, hoch überragt von ihrem viereckigen unter dem Namen la Giralda berühmten maurischen Thurme, nimmt sich auch bei schönem Wetter nicht besonders aus, da die Gegend fast so eben wie ein Tisch ist.

Ich bewohne hier die ziemlich im Centrum der Stadt gelegene Fonda de Europa, in der gegenwärtig fast alle Nationen Europa's vertreten sind. Außerdem gibt es noch Amerikaner, Havanesen und Peruaner unter den Tischgästen, zu denen seit gestern der vielbewunderte Liszt gekommen ist, um die Bewohner Sevilla's mit seinem Spiel zu entzücken. — Leider ist bisher so unbeständiges Wetter gewesen, daß ich noch gar keinen Ausflug in die Umgegend habe machen können. Gestern bestieg ich die Giralda, zu der keine Treppe, sondern ein sanft ansteigender gepflasterter Weg emporführt, so daß man allenfalls im Thurme hinauf reiten könnte. Man hat von diesem außerordentlich hohen Thurme (vom Fuß bis zur Spitze der kolossalen bronzenen Figur, die auf dem obersten Pavillon der Giralda steht, mißt er 264') eine ungemein ausgedehnte Aussicht, namentlich über die Stadt selbst und ihre Umgebungen. Die Stadt, bedeutend größer als Dresden, ist fast kreisförmig gebaut und zum Theil noch von den alten maurischen Ringmauern umschlossen. Den Alcazar oder das Schloß der maurischen Könige habe ich bis jetzt nur aus der Ferne gesehen, dagegen die prachtvolle Kathedrale im reinsten gothischen Styl erbaut und mit wundervollen Glasgemälden geschmückt, schon mehrmals besucht.

Sevilla hat sehr schöne Promenaden, die mit Ausnahme der innerhalb gelegenen Alameda vieja sämmtlich am linken Ufer des Guadalquivir sich ausbreiten. Dieser Fluß, über den eine Schiffbrücke führt, welche das eigentliche Sevilla mit dem Barero de Triana verbindet, ist bei weitem nicht so breit als die Elbe bei Dresden, aber sehr tief, so daß die Seeschiffe, selbst große Handelsfregatten, bis nach Sevilla heraufkommen können. Wöchentlich gehen mehrere Dampfschiffe nach Cadiz, welche diese Reise in 7 Stunden zurücklegen. Oberhalb Sevilla ist der Fluß versandet und die Schifffahrt unsicher.

Unter allen Theilen Spaniens, die ich bisher gesehen habe, ist Andalusien der schönste Landstrich, wenigstens was Romantik, Natur und Volksleben anlangt. Die Andalusier, obwohl sie wegen ihrer immerwährenden Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit die liebenswürdigsten Spanier sind, sind dennoch zugleich auch die trägsten und stehen in dieser Hinsicht den allerdings etwas hinterlistigen, aber fleißigen Valencianern und Catalonirn bedeutend nach. Was nicht von selbst wächst, mag zu Grunde gehen! Nichtsdestoweniger gibt der fruchtbare Boden in diesem herrlichen Klima um vieles reichere Ernten als bei uns trotz der angestrengtesten Arbeit. Man glaube jedoch nicht, wie man in Deutschland meint, daß der Andalusier gar nichts thue; im Gegentheil, es kann keinen flinkern und unermüdlichern Arbeiter geben, als ihn, wenn man ihn zu behandeln weiß. Der andalusische Bauer besitzt dieselbe Kraft, wie der deutsche, aber dabei eine weit größere Gewandtheit und Gelehrigkeit, und ein Andalusier begreift gewiß in acht Tagen mehr, als die meisten unserer Bauern in einem Vierteljahr. Dabei sind die andalusischen Landleute meist schöne, kräftige Gestalten, denen die scharf ausgeprägten ausdrucksvollen Gesichtszüge und die malerische Nationaltracht einen unwiderstehlichen Reiz geben.

Die Männertracht ist in Andalusien nach den Ständen ziemlich verschieden, und kommt nur insofern überein, als alle, Vornehme und Geringe, kurze Jacken und Schärpen tragen. Der Landmann trägt gewöhnlich eine mit blanken Knöpfen gezierte Jacke von braunem oder dunkelblauem Tuch oder Leder, kurze bis an die Knie reichende Beinkleider von demselben Stoff, ebenfalls von oben bis unten mit blanken Knöpfen besetzt, eine blausammetne nach oben offene Weste mit vier Reihen kleiner Messingknöpfe, eine rothwollene Leibbinde, den Hemdkragen über das leicht um den Hals geschlungene Tuch übergeschlagen, starke meist gelblederne Gamaschen und den breitkrämpigen, spitzen spanischen Hut. Die Stadtleute dagegen machen größern Luxus. Diese haben gewöhnlich Jacken von feinem Tuch mit aufgeschlitzten Aermeln, durch welche das blendend weiße feine Hemd hindurchschimmert, meistentheils sehr bunt und reich gestickt und mit einer Menge von Knöpfen und Trobbeln versehen. Immer tragen sie seidene Schärpen von rother, rosenrother oder gelber Farbe, ein rothseidenes Tuch um den Hals durch einen goldenen Ring gezogen; kurze Beinkleider vom feinsten Tuch, ebenfalls gestickt und am Knie mit Trobbeln besetzt, reich gestickte lederne Gamaschen und den niedrigen, flachen, portugiesischen Hut.

Verschieden von dieser ungemein pittoresken Kleidung ist die Majotracht oder die Kleidung der Stutzer aus dem Volke. Ich habe sie erst in Sevilla und zwar bloß in dem am andern Ufer des Guadalquivir liegenden Barero de Triana gesehen. Sie wird stets von den Tänzern und Tänzerinnen auf dem Theater getragen, so wie von den Kämpfern bei den Stiergefechten. Der Majo trägt nämlich Schuhe und Strümpfe und eng anliegende, kurze, weiße oder lichtblaue, reich mit Gold und Silber gestickte Beinkleider, eine kurze blaue oder rosenrothe Jacke, ganz mit Stickereien bedeckt und mit silbernen Epaulets verziert, weiße Weste, rothseidene Schärpe und langes Haar. Die Majas tragen blau- oder rothsammetne Leibchen, ebenfalls gestickt, und weiße silberdurchwirkte Röcke. Die Haare schmücken sie sich mit Federn. So sieht man die Majos auf schönen andalusischen Rossen des Sonntags ausreiten, hinter sich auf dem Sattel eine Maja, was für den Fremden ein seltsames Schauspiel ist.

Viel weniger national ist im allgemeinen die Frauentracht in Spanien. Alles, selbst die Bäuerin, trägt lange Kleider und nur die Mantilla gibt den Spanierinnen ein eigenthümliches Ansehen. Die Haare schmücken sich die Andalusierinnen gewöhnlich mit frischen Blumen, meist mit dunkelrothen Rosen oder Nelken, was bei ihrem glänzend schwarzen Haar sehr gut aussieht. Ueberhaupt besitzen die Spanierinnen viel Geschmack. Alle Frauen und Mädchen tragen Fächer, mit denen sie auf Promenaden und in Theatern nicht wenig kokettiren. Auf den Promenaden gehen die Spanierinnen fast sämmtlich in schwarzer Seide, stets sehr einfach, aber nobel und ungemein graziös. Ueberhaupt sind nach Andalusien die französischen Moden noch nicht sehr eingedrungen, und daher sieht man weder in Granada noch in Sevilla viele französische Hüte, was auch gegen die reizende Mantilla eine abscheuliche Tracht ist.

Die Ganesa Purana. Bekanntlich sind in neuerer Zeit die Puranas ein Gegenstand der lebhaftesten Forschungen derer, welche sich für das indische Alterthum interessiren, und es hat sich gezeigt, daß einige in ihrer Grundlage, wenn auch nicht in der Form, über die Braminenreligion hinaufreichen, dagegen andere in der Zeit sehr tief herabgehen. In der Versammlung der asiatischen Gesellschaft in London am 4 Januar wurde eine Abhandlung über die obengenannte Purana vorgelesen und die Ansicht ausgesprochen, daß sie sich auf das Steigen und den Fall des Buddhismus in Indien beziehe. Merkwürdig ist aber, daß der Verfasser, Dr. Stevenson, aus einigen Namen Gründe ableitet, daß die Purana nicht über 200 Jahre alt sey. Damit befindet er sich nun wohl im Irrthum, denn die Ersetzung von alten, minder bekannten Namen durch neue ist in orientalischen Manuskripten eine allzu gewöhnliche Sache, jedenfalls aber kann die Purana in keine sehr frühe Zeit fallen, und die letzte Ueberarbeitung allerdings nicht über 200 Jahre alt seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 2 und Umschlag zum Monat Januar.)

№ 2.

Intelligenz - Blatt zum Ausland.

Freitag 31 Januar 1845.

Monatblätter

zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung.

Unter diesem Titel erscheint mit dem Jahr 1845 in Monatsheften eine Zeitschrift, die vorzugsweise getragen seyn wird durch die überfließenden Mittel der Allgemeinen Zeitung zu Augsburg, zunächst aber bestimmt ist für diejenigen Gegenstände eine Besprechung zu eröffnen, die eine Behandlung von erschöpfenderem Inhalt, somit größerer räumlichen Ausdehnung erheischen, als daß sie sich in die Spalten eines Tagblattes einfügen ließe. Die Allgemeine Zeitung ist während ihres bald fünfzigjährigen Bestands schon öfter im Fall gewesen Plan und Umfang zu erweitern. Nach Maaßgabe der Zeitforderungen wurde dem räsonnirenden oder wissenschaftlichen Theil, den Discussionen des öffentlichen Rechts, den Völker- und Länderschilderungen, der National-Oekonomie und der Litteratur nach und nach ein größerer Platz eingeräumt. Derselbe genügt aber immer noch nicht, da mit der Ausdehnung des Blattes auch die ihm aus fast allen Weltgegenden zufließenden Mittheilungen in einer Weise zugenommen haben daß, wenn nicht sehr werthvolle Arbeiten unbenützt bleiben sollen, der Zeitung ein Ergänzungsblatt an die Seite gestellt werden muß. Ohnedieß verlangt man in Zeiten ungestörten Friedens, wie es die unsrigen sind, neben der Tagsdebatte noch eine tiefere wissenschaftliche Erörterung der wichtigsten Fragen, welche die Geister bewegen. Für eine solche soll die neue Monatsschrift Raum schaffen.

In demselben conservativen Geist, der seinen Standpunkt außerhalb der Parteien sucht, werden auch diese Ergänzungsblätter der Allgemeinen Zeitung, unter besonderer Leitung und Verantwortlichkeit, einestheils auf der positiven Ordnung fußen, anderntheils nicht weniger beflissen seyn dem gesetzlichen Fortschritt zu dienen, den mannichfaltigen Strebnissen der materiellen Interessen wie des geistigen Lebens im Vaterland ein förderliches Organ zu bieten.

Wie die Allgemeine Zeitung ohne eigentliche örtliche Grundlage, wenden sie sich unmittelbar an das deutsche Gesammtpublicum. Die Gegenstände die sie in ihren Kreis ziehen werden, speciell aufzuzählen dürfte nicht nöthig erscheinen: das weite Gebiet auf dem sich die Beilage der Allg. Zeitung bewegt, wird auch das ihre seyn, nur mit einer Ausdehnung desselben etwa in der Art der ehemaligen Posselt'schen Annalen, der Zschokke'schen Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, oder des Edinburgh-Review und der Revue des deux Mondes, so daß außer den Lebens- und Charakterskizzen bedeutender Persönlichkeiten der Gegenwart und der nächsten Vergangenheit auch die wissenschaftlich socialen Zustände, die parlamentarischen Verhältnisse und Entwickelungen, die in Staat und Kirche gepflogenen Controversen 2c. eine fortlaufende Aufgabe umfassender kritischer Berichterstattungen seyn werden. In gleicher Weise wird auch die litterarische Rubrik, unter besonderer Berücksichtigung des historisch-politischen und ethnographischen Faches, eine entsprechende Ausstattung erhalten, und neben der Kritik der bedeutenderen deutschen Werke auch die ausländische Litteratur nicht vergessen werden, um sie je nach der Bedeutsamkeit der neuen Erscheinungen bald in kurzen Anzeigen, bald in erweiterten Beurtheilungen in der deutschen Lesewelt einzuführen. Endlich werden werthvolle Originalmittheilungen von deutschen und fremden Reisenden, wie sie in der Allgemeinen Zeitung eine stehende Rubrik bilden, einen nicht unbedeutenden Raum auch in der neuen Zeitschrift einnehmen.

Da viele der bedeutendsten Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung und eine große Zahl anderer Gelehrter dem Unternehmen ihre Mitwirkung schon zugesagt haben, so darf dasselbe von der Erwartung begleitet auftreten, daß es vielleicht beitrage der Redaction und der Verlagshandlung der Allgemeinen Zeitung ihre moralische Verantwortlichkeit vor dem Publicum zu erleichtern, das in demselben da und dort die Ergänzungen einzelner Lücken finden wird, welche ein Tagblatt

wie die Allgemeine Zeitung unendlich schwer vermeiden kann, mögen auch diejenigen welche bei derselben vorzugsweise thätig sind, den nach gar manchen, zum Theil ganz entgegengesetzten Seiten zu führenden Kampf sie auszufüllen redlich fortkämpfen, und in ihrem Bemühen sie verschwinden zu machen nicht ablassen. Eine Monatsschrift wird nicht mit dem Maaßstabe des Tagseindruckes gemessen, und so werden ihre umfassenderen Betrachtungen auch ruhigere, vielleicht von mehr als einer Seite billigere Beurtheilung finden.

Diese Monatsblätter erscheinen im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung vom Jahr 1845 an, in der Regel spätestens den letzten jedes Monats, im Laufe der drei ersten Monate Januar, Februar und März schon frühzeitiger.

Das einzelne Heft wird nach Maaßgabe des Stoffes 6 — 8 Bogen im Format der Allgemeinen Zeitung umfassen, und der Jahrgang von 12 Heften im Wege des Buchhandels 8 fl. oder 4 Thaler 16 gr. kosten.

Auch durch die Post können dieselben von dem Oberpostamt Stuttgart bezogen werden, in welchem Falle der Preis sich von uns nicht für jeden Verkaufsort, sondern nur durch die betreffenden Postämter bestimmen läßt.

Stuttgart, im December 1844.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[9]

Morgenblatt
für gebildete Leser
mit Kunst- und Litteraturblatt.

Redigirt von Dr. H. Hauff.

Preis des Jahrgangs mit Kunst- und Litteraturblatt (wöchentlich 6 Bogen) 20 fl. oder 11 Rthlr. 8 gGr., halbjährlich 10 fl. oder 5 Rthlr. 16 gGr.

In das Abonnement kann jederzeit eingetreten werden.

Das Morgenblatt, dessen Redaction fortwährend bemüht ist, den schon lange begründeten Ruf dieser Zeitschrift zu erhalten, hat im zweiten Semester des verflossenen Jahres neben vielen kleinern litterarischen und wissenschaftlichen Arbeiten folgende Artikel gegeben:

Gedichte

von G. Schwab, Droste-Hülshof, Fr. Bodenstedt, W. Zimmermann, E. Nindorf, Nic. Müller, W. Marggraff u. a.

Erzählungen.

Der Chevalier de la Barre. — Sanct Lavatus und die Physiognomen. Von F. G. Kühne. — Ein paar alte Geschichten. — Der unbekannte Büßer. Von Reinbeck. — Der Dämon. Von Louise von G. — Die beiden Freunde. — Sommerfrisch-Phantasien. Von J. F. Lentner. — Der Egoist. Von Louise von G. — Handel und Wandel. — Drei Sonntage nach Ostern.

Naturwissenschaftliches.

Neues aus der Naturkunde. — Vom Sehen in die Zukunft. — Die Wasserwellen. — Die Schatten. — Von einer neuen Erdtheorie. Die Luftwellen. — Naturhistorische antiquarische Streifereien.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Lotto. — Aus den Pyrenäen. — Ueber die Romantik der Alten. — Ein Winter in Berlin. — Der Mittel-Lahngau. — Briefe aus dem Werrathal. — Ein Beitrag zum Studium Lessings. — Aus dem Gesellschaftsleben der Engländer. — Etwas über die Glocken. — Aus Spanien. — Litteratur im Waadtland. — Vor den Assisen der Poesie. Von A. von Sternberg. — Auf der Ermitage bei Bayreuth. — Brighton. — Das Seebad Royen und der Thurm von Corduan. — Hexenprocesse. Von Fr. von Rath. — Der Augenarzt und sein Patient. Von F. L. Bührlen. — Briefe über die Auvergne. — Herders Denkmal. — Der Obristwachtmeister Johann Philipp Otto aus Straßburg. — Musikalische Charakterbilder. Von W. H. Riehl. — Briefe aus München. — Eine Notiz aus Schillers Studienjahren. — Die französischen Romantiker. — Die Postreise von Suez nach Cairo und das türkische Harem. — Ueber ein kleines Bild auf der dießjährigen Berliner Ausstellung. Von A. von Sternberg. — Goethe als Recensent. Von H. Marggraff. — Das Berliner Opernhaus. — Die Sitte.

Fortlaufende Berichte über Litteratur, Kunst, Volks- und Gesellschaftsleben aus: Baden-Baden, Basel, Berlin, Breslau, Dresden, vom Eulengebirge, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kassel, Leipzig, Lichtenthal bei Baden-Baden, London, Lübeck, Lyon, Mainz, München, Paris, Prag, vom Rigi, aus Savoyen, aus Schlesien, Stuttgart, Wien, Zürich.

Das Kunstblatt,

redigirt von Dr. Grüneisen unter Mitwirkung von Dr. E. Förster in München und Dr. F. Kugler in Berlin,

brachte außer vielen selbständigen Aufsätzen der Redaction und namhafter Mitarbeiter (Geschichte der deutschen Kunst im Mittelalter; über den Werth und die Bedeutung des Colorits, zumal für unsere Zeit; zur italienischen Kunstgeschichte und Litteratur; über die jetzige Historienmalerei in Belgien und Deutschland; die Kunstausstellung der k. Akademie in London; Werke neuer Malerei und Sculptur in Belgien; Bemerkungen über den Tempel Salomo's u. a. m.) — Beurtheilungen neu erschienener Kunstwerke und artistischer Schriften, Berichte über Kunstausstellungen und Verkäufe von Kunstgegenständen aus den bedeutendsten Städten, fortlaufende Notizen aus dem ganzen Gebiete der Kunst, über neue Bauten und Kunstunternehmungen aller Art, archäologische Entdeckungen, Versteigerungen, Preisbewerbungen, Biographien verstorbener Künstler, Personalveränderungen.

Das Litteraturblatt,

redigirt von Dr. Menzel,

hat in derselben Periode über 150 neue Schriften aus den verschiedensten Fächern angezeigt und beurtheilt, und zwar: Predigten 1 — Kirchensache 2 — Philosophie und Geschichte 26 — Litterargeschichte und Kunstgeschichte 2 — Naturkunde und Naturgeschichte 6 — Kriegsgeschichte 2 — Staatsrecht und Staatenkunde 2 — Länder- und Völkerkunde, Reisen 20 — Dichtkunst 43 — Erzählungen, Romane, Novellen, Mährchen 32 — Volksschriften 3 — Biographie 4 — slavische, esthnische, spanische, französische Litteratur 4 — Land- und Hauswirthschaft 6 — u. a. m.

Sämmtliche resp. Postämter und Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an. Erstere liefern sie täglich, letztere von 8 zu 8 Tagen, oder je nach dem Wunsche der Abonnenten auch in monatlichen Heften.

Das Kunstblatt einzeln kostet 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gGr.
„ Litteraturblatt „ „ 6 fl. oder 3 Rthlr. 8 gGr.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[10] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 52. Der Handelsvertrag zwischen dem deutschen Zollverein und Belgien, und die französische Presse. — Uebersicht des Seeverkehrs der vorzüglichsten Handelshäfen der Erde. — Der österreichische Seeverkehr mit Livorno.

Inhalt. Nr. 1. Enginsland: Holzbahnen. Ein französischer Gegner des Zollvereinsblattes. — Neujahrsbetrachtungen und Neujahrswünsche. — Die politische und staatsrechtliche Entwicklung Deutschlands durch den Einfluß des Zollvereins, mit Bemerkungen über Dr. Fabers politische Predigten von K. Steinacker. — Begründete Ansicht eines süddeutschen Kaufmannes über die dringende Nothwendigkeit eines kräftigen Zollschutzes für die Maschinenspinnereien, als einzige Bedingniß einer selbstständigen Industrie und eines blühenden Handels mit allen wohlthätigen Rückwirkungen auf den Staat. — Die brittische Landwirthschaft der deutschen gegenüber. — Miscellen.

Inhalt. Nr. 2. Der neue holländische Tarif. — Die politische und staatsrechtliche Entwicklung Deutschlands durch den Einfluß des Zollvereins, mit Bemerkungen über Dr. Fabers politische Predigten von K. Steinacker. — Hr. de Decker und die belgische Repräsentantenkammer über den Vertrag des Zollvereins mit dem Königreich Belgien.

Inhalt. Nr. 3. Die Allgemeine Preußische Zeitung und ihr angeblicher Correspondent von New-York. — Preußische Repressalien gegen den hannoverisch-englischen Handelsvertrag. — Die politische und staatsrechtliche Entwicklung Deutschlands durch den Einfluß des Zollvereins, mit Bemerkungen über Dr. Fabers politische Predigten von K. Steinacker. — Das Festmahl zu Ehren des Dr. Friedrich List in Wien. — Die deutsche Linnen-Industrie. — Mineralstatistik von Frankreich 1842.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[11] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Annette Freyin von Droste-Hülshof.

8. Velinpap. brosch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Freunde ächter Poesie werden diese gesammelten Gedichte einer deutschen Sängerin von schon anerkanntem Rufe hoch willkommen heißen. Mit einer Fülle von neuen, überraschenden und tiefen Gedanken und Gefühlen verbindet die Dichterin die glücklichste Naturempfindung und Naturanschauung, welche, weit hinaus über allgemeine, verschwommene Naturschwelgerei und Sentimentalität, die innere Eigenthümlichkeit jedes Wesens in allen Sphären und Elementen mit scharfem Sinn zu erfassen, mit der kecksten, prägnantesten Sprache zu bezeichnen, durch treffende Bilder zu veranschaulichen weiß. Eine entschiedene Originalität, welche vor dem Höchsten und Tiefsten nicht zurückscheut, und das anscheinend Gewöhnliche, die alltägliche Wirklichkeit des Lebens zu adeln weiß, tritt in der reichhaltigen und mannichfaltigen, Scherz und Ernst, Humor und Phantasie, Wehmuth und Feuer vereinigenden Sammlung überall unverkennbar hervor. Selbst manche Schroffheit, Härte und Dunkelheit der Gedanken, der Gefühle, der Sprache erhöhen nur das scharfe Gepräge der Eigenthümlichkeit, vielleicht selbst den Reiz dieser Dichtungen, da sie mit großer Klarheit, innigster Zartheit und Weichheit und dem schönsten Fluß kraftvoller und blühender Sprache abwechseln. Ein großer, umfassender, edler Sinn, der sich schon in manchem kleinen Liede verkündet, prägt sich auch in umfangreicheren Compositionen historischer Art

glücklich aus, mit welchen die mächtig ringende Muse der Dichterin, den Kreis des Lyrischen durchbrechend, nach epischer Gestaltung, Fülle und Mannichfaltigkeit strebt.

Stuttgart und Tübingen, 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[12] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mozins

Vollständiges Wörterbuch

der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften,

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigeren, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen &c.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Aufs neue durchgesehen und vermehrt

von **A. Peschier,**

Dr. der Philosophie und ord. Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In 8 Lieferungen, jede von ungefähr 30 Bogen. Subscriptionspreis 14 fl. oder 8 Rthlr. 8 gr.

Jede Lieferung 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 1 gGr.

VIII. Lieferung. Erste Hälfte.

Holzban — Lytharrhagie.

Die zweite Abtheilung der achten Lieferung wird im Monat Januar erscheinen. Die weiteren Lieferungen, welche den verehrlichen HH. Subscribenten unentgeltlich nachgeliefert werden, sollen in so kurzen Zwischenräumen folgen, daß dieses unübertroffene Werk im laufenden Jahre vollendet werden wird.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[13]

Freiligraths Gedichte.

Neueste Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

a) Octav-Ausgabe (6te Aufl.) mit dem Bildnisse des Verfassers. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

b) Miniatur-Ausgabe (7te Aufl.) in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Diese Sammlung von Gedichten, deren Erstlinge den Namen ihres jugendlichen Verfassers schon vor Jahren in den Mund aller Freunde frischer Poesie gebracht haben, ist schon zu allgemein bekannt als daß sie noch einer Empfehlung bedürfte. Die geistreiche Behandlung der Sprache, der metrischen Formen und des Reimes, sowie die künstlerische Verarbeitung neuer Stoffe, die begeistertes Studium der Erd- und Völkerkunde an allen Enden erbeutet und feurige Phantasie mit dichterischer Glut durchdrungen hat, noch mehr aber der Freimuth und die edle patriotische Gesinnung werden sich in dieser Zusammenreihung des Besten, was der Dichter geleistet, in ihrer seltenen Eigenthümlichkeit herausstellen. Auch die Zugabe von Uebersetzungen französischer und englischer Lieder aus der neuesten Epoche, zu deren Bearbeitung derselbe seinen Beruf schon seit längerer Zeit bewährt hat, ist dem Leser ohne Zweifel willkommen.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.



Nr. 32.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Februar 1845.

Medoko, der Rebell. *)

Vorbemerkung.

Das nachfolgende „südabyssinische Lebensbild" — eine Episode aus der neuesten Geschichte des Königreichs Schoa — wird vom Verfasser, dem königl. großbrit. Major Sir W. C. Harris **), ungeachtet der romantischen Einkleidung als durchaus wahr verbürgt, indem Harris den Stoff dazu während seines Gesandtschaftsaufenthalts (1841—1843) am Hofe des Beherrschers jenes Landes, Sahela Selassi, aus vielfach von ihm verglichenen und gesichteten Mittheilungen sammelte und mehrere der handelnden Personen jenes Drama's persönlich kennen lernte, wie auch die vorkommenden Schilderungen des Oertlichen und Landschaftlichen aus den eigenen Anschauungen des Verfassers geschöpft sind. Die dargestellten Begebenheiten trugen sich wenige Jahre vor Harris' Ankunft in Schoa zu, und zum Verständniß des Ganzen wird hier, unter Hinweisung auf Harris' Werk selbst, nur bemerkt, daß Medoko, ein Amharner oder christlicher Abyssinier, wegen seiner seltenen kriegerischen Fähigkeiten, seiner großen Tapferkeit und Unerschrockenheit die höchste Stufe in seines Königs Gunst in Ehren und Aemtern erstieg, aber, schwindelnd von Stolz, in Verdacht gerieth, nach noch höherer Herrschgewalt zu streben, deßhalb jählings in die tiefste Ungnade fiel und Habe zugleich und Macht verlor. Rachentbrannt eilte der Kriegsheld zu den unterjochten, aber schwierig gesinnten (heidnischen) Galla, die ihn, der sie jüngst noch als königlicher Statthalter so gewaltig im Zaume gehalten, mit offenen Armen empfingen. An der Spitze ihrer wilden Reiterhorden, verstärkt durch eine Schaar ihrem König untreu gewordener Luntenrohrkrieger Sahela Selassi's, zog der Rebell auf Angollala, des Monarchen zweites Hoflager, los, allein die Berennung dieser durch Pfahlwerk und Graben und durch ihre natürlich günstige Lage an der jähen Tschaka-Schlucht festen Stadt mißlang; Medoko's kriegszuchtloses Heer lief bald auseinander, und nach einigen kleinen Gefechten mit den königlichen Kriegsvölkern suchte der Frevler eine Freistatt im Kloster Zalla-Dingai. Durch die mächtige Vermittlung der Königin-Mutter erlangte er sich zu seines königlichen Herrn Füßen werfen zu dürfen, und darauf nicht allein Verzeihung, sondern zuletzt auch, aus Gründen der Staatsklugheit, Wiedereinsetzung in alle seine frühern Stellen und Würden. Hier knüpft nun die nachfolgende Erzählung an, die vielleicht eine besondere Anziehungskraft durch die Betrachtung erhalten möchte, daß der Schauplatz der (wie schon erwähnt, wirklich vorgegangenen) Handlung ein Land ist, das seit Jahrhunderten von keinem Europäer mehr betreten, erst ein Jahrzehnt wieder europäischer Forschung erschlossen, und kaum ein Jahrfünft durch Nachrichten einzelner zuverlässiger Reisender sicherer und näherer bekannt geworden ist.

D. Ueb.

* * *

Weit berühmt ob seiner großen Leibesstärke und seiner unverzagten Kühnheit war Medoko von stämmigerer und sehnigerer Gestalt als die meisten seiner Landesgenossen. Aus seiner aufgerichteten Haltung sprach Festigkeit und Selbstgefühl, stolz war sein Gang, seine Rede hochfahrend, und eben so gewandt in der Leitung seines Rosses wie kräftig in der Handhabung seiner Waffen galt er allgemein für den tapfersten aber auch übermüthigsten der Amhara. Seine Leibesschöne und tapfere Thaten hatten ihm die Palme der Gunst bei allen Frauen des Landes gewonnen. Aus dem männlichen Antlitz trat mit kühnem Schwung die Adlernase und unter buschigen Braunen vor blitzte das klare, wagelustige Auge. Schoa's reizendste Töchter blickten mit Lust auf den Krieger, und mit Freuden sahen sie ihre Schönheit in sein Frauenhaus versetzt oder empfingen sie die Gaben seiner reichschenkenden Hand, und aus jeder Weiberkehle tönte der landübliche gellende Willkommruf, wenn er auf seinem stattlichen, in Stahl und Messing glitzernden Streitroß in zierlich-gewaltigen Sprüngen durch die Straßen setzte oder in vollem Jagen, daß sein weiß- und purpurnes Gewand weit hinter der riesenmuskeligen Gestalt hinausflog, über das Blachfeld sprengte.

*) Nach Harris, von K. v. K.

**) Die erste Abtheilung der deutschen Bearbeitung seiner „Highlands of Aethiopia" wird in kurzem von der J. G. Cotta'schen Verlagshandlung ausgegeben. D. Ueb.

Schätze und Ehren und Amtsbeförderungen waren aufs neue freigebig auf sein Haupt ausgegossen worden von dem Herrscher, der so oft die Wohlthat seines Beistandes empfangen und mehr denn einmal sein Leben dem starken Arme des Heerführers zu verdanken gehabt hatte. Das Andenken vergangenen Frevels schien ausgetilgt und vergessen zu seyn, und er ward jetzt zu dem hohen Amte eines Statthalters aller Galla und Abogaz *) der südlichen Gränzmark des Reiches erhoben.

Allein dem herrischen Günstling fehlten die Feinde nicht, und unter den bittersten seiner Widersacher war einer, der durch die Lügenzunge hinterlistiger Bosheit wohl am meisten zum Sturze und zur Vernichtung von Schoa's tapferstem Sohne beitrug. — Wohl bewandert in all den kleinlichen Künsten eines niedriggesinnten und fuchsschwänzerischen Hofes, hatte Vater Asrat unter zwei Herrschern nacheinander das warme Aemtchen eines Beichtigers der königlichen Familie inne gehabt. Feist vom Wohlleben fiel seine Capuze ohne eine Runzel über seine wohlbeleibte Person, und in Andacht vor seinen Obern sich bückend, flossen ihm die Worte der Schmeichelei verschwenderisch von der honigsüßen Zunge. Die Sünden der Reichen wurden unschwer vergeben, und für die leichte von seiner Lippe zuerkannte Buße das stellvertretende Mittel flugs beigebracht; auch ließen sich die Wirkungen seiner Nachsicht klar wahrnehmen in dem feinen Nesseltuch, das allezeit sein geschoren Haupt umband, in dem schimmernden Fell seines übergut gepflegten und gefütterten Maulesels und in den bunten, elfenbeinernen Handhaben seines glänzend geglätteten Krückenstocks, die mit selbstgefälligem Prahlen zur Schau getragen wurden, wie er tagtäglich durch die Schloßhöfe hinstrich.

Bei vielen Gelegenheiten hatte sich Medoko's dreister Muth in offener Verspottung der pfäffischen Habgier gehen lassen; giftig zwar schwärten die finstern Rachgefühle in des dicken Mönches Brust, doch wagte nur ein scheu dräuender Blick des Hasses den Stichelreden des großen Statthalters und ersten Günstlings des allgebietenden Herrn zu antworten. An einem verhängnißvollen Festabend aber, da die Dünste des alten Meths vollkommen die Oberhand über die Theilnehmer gewonnen hatten, gab der Priester auf ein herbes Scherzwort eine beißende Gegenrede, ein hitziges Gebalge erfolgte, und die geheiligte Person des Vater Asrat wurde mit Ungestüm von dem starken Arme des heißblütigen Reichsedeln verachtend wider die Wand geschleudert. Durch beiderseitige Freunde kam zwar äußerlich eine Wiederaussöhnung zu Stande, allein von dem Tage an wurden die schlauesten Einflüsterungen gebraucht, das Herz des Königs zu vergiften. Die Handlungen vergangener Zeit wurden lebhaft wieder vergegenwärtigt, nie gesprochene Worte und listig zum schlechten Zweck diensam verdrehte Ausdrücke täglich in das königliche Ohr gegossen; und wenn schon des Herrschers Benehmen unverändert blieb, so sammelte sich doch der Tropfenfall des fein erregten Argwohns, und die Wolke des grollenden Verdachts bedurfte nur eines leisen Drucks, um sich wetternd zu entladen.

*) Gränzhüter; Markgraf. D. Ueb.

Nach der Sitte des Landes lebten die königlichen Prinzessinnen in gänzlicher Abgeschlossenheit, bis es der Laune oder der Staatsklugheit des Despoten zusagte, die Thüre ihres Käfigs zu öffnen. „Eine Tochter des königlichen Hauses wird morgen zum hochzeitlichen Altare geführt werden," so lautet die einzige Kundgebung des hohen Willens, und der glückliche Bräutigam erfährt nicht eher etwas von der ihm zugedachten Ehre, als bis die Hand des Baldraba *) ihn aus der Gruppe, die den Herrscherstuhl im Kreise umsteht, zu der unmittelbaren Vollziehung der Trauungsfeierlichkeit leitet. Allein der mannherzige Medoko hatte die Schönheit der vielberühmten Prinzessin Worka Ferri **) zu erschauen gewußt, und trunken von langem, stetem Glückserguß und aufgeregt von dem trugvollen Pfaffen zu dem Glauben, daß der König kein von einem Häuptling, dessen Dienste so hoch geschätzt wurden, vorgebrachtes Gesuch abschlagen würde, kam er zu dem tollkühnen Entschlusse, die noch allein übrige Gunst, welche der König bis daher vorenthalten hatte, zu begehren.

An einem sonnenhellen Morgen im Mai, vor dem Eintritt des Jahreswinds, ***) ritt ein glänzender Reitzug in die äußern Thore der Schloßbefestigungen ein. Die stattliche Gestalt des Anführers umflatterte ein mit vielen Purpurstreifen geziertes, großes baumwollenes Umhängtuch und hoch über seinem rabenschwarzen Hauptzhaar wallte eine lange, weiße Feder. ****) Ein Panzerhandschuh und eine Spange von Silber schmückten den sehnigen, in manchem harten Strauße erprobten Arm, und an seiner rechten Hüfte blitzte das schwersilberne Schwert, das Sinnbild hoher Befehlsgewalt und Amtsstellung. Der Träger seines silbernen Schildes bewahrte einen ehrerbietigen Raum für den Häuptling, und wiehernd an seiner Seite folgte, glitzernd von Kettlein und Knöpfen von glänzend geglättetem Metall das schwarze Schlachtroß. Eine dichte Masse wilder feuriger Galla, bewehrt mit der langen, gezahnten Lanze und dem zähen, festen, schwarzen Thierhautschild schloß den Aufzug, der sich unter dem beifälligen Zurufen des zusammengelaufenen Volks den gewundenen Steinpfad des Schloßbergs von Ankober †) hinaufbewegte.

Die große Thüre wurde vor der letzten Treppenflucht rasch geöffnet und Medoko schritt zum feierlichen Abschiedsgehöre vor seinem Abgang nach dem Sitz seiner Statthalterschaft. Der kleine vergitterte Langsaal war ihm zu Ehren aufgeschmückt worden und die mit schweren Silberzierrathen beladenen Purpursammettapeten hingen vorne nieder. Reiche Teppiche waren auf dem Boden für die Bequemlichkeit der begünstigten Vornehmen gebreitet. Die Hofstaatsbeamten stan-

*) Einführer. D. Ueb.
**) Wörtlich: Goldfrucht. D. Ueb.
***) „Monsun," „Passatwind," unter andern Himmelsstrichen.
****) Meist vom Reiher, als Zeichen besiegter und erlegter Feinde. D. Ueb.

†) Die eine Residenzstadt des Königreichs Schoa. D. Ueb.

den bis zum Gürtel entblößt, *) in doppelter Reihe vorne, und auf seinem Ehrentische am offenen Fenster rückgelehnt, thronte der Herrscher, bunt in eine grüne goldbesäumte Weste gekleidet, über die das übliche weiße Umschlaggewand gefällig um seine ruhende Gestalt in Falten niederhing.

Zur vorgeschriebenen Näherungsgränze vorschreitend, warf sich Medoko, nach Jahrhunderte altem Gebrauche, vor dem Nachkommen Salomo's **) zur Erde, richtete dann seine stolze Gestalt straff auf vor dem allgebietenden Herrn, und brachte kühn die Bitte seines Herzens vor. „Siehe, ich habe ein Geschenk an den König mitgebracht, damit er mich in Liebe höre und seinen Diener mit Wohlgefallen entlasse."

Zehn völlig ausgerüstete Kriegsrosse zusammt fünfhundert Farren, zwanzig Sklaven und zwei große Säcke mit Silbermünzen wurden in den Hof gebracht. Das Auge des habgierigen Monarchen erglänzte vor Vergnügen ob der reichen Gabe seines Eigenholden, und mit mehr als gewöhnlich freundlicher Stimme wurden die Worte gesprochen: „Was wünschet der Abogaz?" Die rasch verwogene Antwort aber schug wie ein Wetterstrahl in das Hofvolk: „Die Hand der Prinzessin Worka Ferri."

Dem hocherstaunten „Einführer" fiel der Stab von grünen Binsen aus der haltenden Hand, und Kriegsanführer und Edelleute erhoben sich halb von ihren Sitzen, wie solcherweise die Geheimnisse der königlichen Abgeschlossenheit kühnweg vor der Menge frevelnd verletzt wurden. Obschon aber der Herrscher aufs allerhöchste gereizt war durch diesen unerhörten frechen Uebermuth, so hielt er doch seine Gefühle unter dem gewöhnlichen ruhigen Lächeln zurück. „Wir wollen die Sache in nächster Frist bereden," und das Staatsgehör schloß sich mit einer Einladung an den Abogaz, den Abend in den Sondergemächern des Schlosses zuzubringen — eine nur wenigen Begünstigten widerfahrende Ehre.

Warnungen und Rath von vielen Seiten blieben nicht aus, und manche Erinnerung mahnte an die zahlreichen dunkeln Auftritte, die an der freundlichen Tafel des Herrschers vorgegangen waren, der — wie wohl bekannt — gerade dann in einer gefahrbrütenden Stimmung war, wenn seine Züge allzu lächelnd leuchteten, und der den ruhigen stillen Fang seines Feindes gewaltsamer Ergreifung am hellen Tage vorzog. Allein der zu hastige Medoko schlug, im Vertrauen auf sein durch geleistete Dienste erworbenes Uebergewicht, jeden Gedanken an Schlimmes in den Wind. Mit starkem Herzen betrat er zur bestimmten Stunde die düstere Halle, und schritt unter der Führung eines Verschnittenen die holprigen dunkeln Gänge des Innern entlang.

Als er das innere Gemach erreichte, fand er Vater Asrat und seine Gehülfen, die abendlichen Vorlesestücke aus den Wundergeschichten von der heiligen Jungfrau murmelnd, in der Ecke vor ihren niedern Pulten knien, während verschiedene Flaschen starker geistiger Getränke, wie gewöhnlich, auf dem Weidenflechttische zur Bewirthung der auserwählten Gesellschaft aufgestellt standen. Alle waren in der besten Laune. Das Benehmen des Herrschers war gütig und versöhnend, und unter den Ehren- und Gunstbezeugungen, welche in dieser Nacht freigebig gespendet wurden, empfing der Priester das hohe Amt des Vorstandes der Erlöserkirche zu Tscherkos. Man verhandelte die gewöhnlichen Gesprächsstoffe — schluckte die gewöhnliche Menge starker Flüssigkeit — und zwischen hinein stimmten die Chorsänger die Psalmen Davids an. Der Abend verging in großer Heiterkeit, und die Gesellschaft erhob sich endlich, um aufzubrechen.

Das Herz hochhüpfend vor Zukunftsfreude beugte sich Medoko tief nieder, um die Nachtbegrüßung darzubringen und wurde im Nu von hinten geknebelt, während die von vorne auf ihn sich Stürzenden jede Anstrengung, nach seiner Waffe zu greifen, verhinderten. Einmal beinahe durch seinen grimmigen Widerkampf gelang es ihm sich in die Höhe zu raffen, allein immer zahlreicher strömte es durch alle Gänge herein; und sicher gebunden und umschlungen von vielen Stricken, lag ausgestreckt am Boden der Held Medoko.

„Fesseln und ein Verließ für den leibeigenen Knecht!" rief der Herrscher, als er den Schauplatz verrathener Gastlichkeit verließ, und die eingetretenen Wachen schickten sich zum Vollzug des Befehls an; ehe aber der machtlos Gebundene seinem Verhängniß entgegengeschleppt wurde, trat ein schwerer Fuß auf seinen niedergeworfenen Nacken. Das Lächeln befriedigter Rache überspielte die Züge des boshaften Mönchs und zuckte stechend durch die Brust des gestürzten Feindes; ein tödtlich Gelübde murmelte er zwischen den aufeinander geklemmten Zähnen, und wie er wuthschäumend dalag, klangen die Worte halb hinüber durch sein unterdrücktes Athmen: „Er wahre sein bekapptes Haupt; fortan zur Hölle mit meiner Unterthanspflicht!"

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Bode's Reisen in Luristan und Arabistan.

Baron de Bode war Mitglied der russischen Gesandtschaft am Hofe des Schah von Persien, und seiner großen Begierde, die Ruinen von Persepolis zu sehen, verdanken wir die interessante Erzählung seiner Reisen dahin und seine Rückkehr über die wenig besuchten Districte von Luristan und Arabistan, welchen letztern Namen die Perser gewöhnlich den jenseits der Berge gelegenen, hauptsächlich von Arabern bewohnten Gegenden geben; Bode braucht aber den Namen als gleichbedeutend mit Chusistan, dem alten Susiana, während Luristan so ziemlich das alte Elam oder Elymais begreift. Bode reiste von Teheran längs der großen Wüste, und macht dabei auf die geheimnißvolle Stadt Kamrud aufmerksam, wo Nachkommen der alten Perser oder Gebern noch jetzt wie zu Jezd die Ceremonien des alten zoroastrischen Gottesdienstes treiben sollen. Zu Isfahan fand er eine von Eugène Boré für die armenische Jugend gegründete Schule, welche bereits 31 Schüler,

*) Zeichen der Ehrerbietung des Niedern vor dem Höhern.
D. Ueb.

**) Die Beherrscher Schoa's leiten ihre Abstammung von dem alttestamentlichen Könige Salomo her. D. U.

herunter fünf Moslems, zählt. Die Reise von Isfahan nach der Ebene des Murgab ist kurz und bietet kein besonderes Interesse dar. Bode ist hinsichtlich der Ruinen verständig genug, in keine langen Beschreibungen von Denkmälern einzugehen, welche von andern Reisenden bereits umständlich behandelt wurden, sondern beschränkt sich auf einige Bemerkungen und neue Beobachtungen.

Er ist Sir W. Ouseley's Ansicht, daß der Tachti Suleiman (Thron Salomo's) wirklich den Thron der alten Könige von Persien darstellt, oder wenigstens die Stelle, wo sie bei öffentlichen Versammlungen zu sitzen pflegten. In den heiligen Kreis der Mesdschedi Madre Suleiman (Moschee der Mutter Salomo's), das vermeintliche Grab des Cyrus, trat er nicht, bemerkt aber, daß vor wenigen Jahren ein katholischer Missionär, Padre Giovanni, die wichtige Entdeckung machte, daß die Marmortafeln auf dem Grab des Cyrus einige Hieroglyphen enthielten, ein neuer Beweis, daß manche alte persische Denkmäler einen ägyptisch-griechischen Ursprung haben. Bode gelangte zu dem zweiten Grab bei Nakschi Rustam, welches man für das des Darius Hystaspes hält. Die Aehnlichkeit, welche Sir R. Ker Porter zwischen den vier Gräbern findet, will Bode nicht gelten lassen, denn das Innere der Höhle war größer als das oft besuchte Grab Artaxerxes I. Statt daß hier in jedem der drei Theile nur eine Aushöhlung war, fanden sich hier drei, im Ganzen also neun Steinhöhlen; auch waren die Nischen nicht gewölbt.

Bode erstieg den Hügel von Istakhr, den, wenn wir nicht irren, auch Morier schon besuchte, und fand hier unter den Trümmern eines zerfallenen Thurmes ein merkwürdig gearbeitetes Gefäß von schwarzem Stein und ein ungeheures Reservoir für Wasser mit einer sonderbaren Inschrift. Die beiden französischen Künstler Flandin und Coste haben kürzlich aus dem Tachti Dschemschid (Thron Dschemschids) eine schwarze Marmorstatue eines Stieres ans Licht gebracht, die, obgleich verstümmelt, doch eine schöne Probe alter persischer Sculptur ist. Dieselben Künstler entdeckten auch eine lange Inschrift in Pehlwi-Charakteren zu Nakschi Redscheb, welche bisher durch die Zweige und die Blätter eines aus einer Felsenspalte hervorstehenden Baumes versteckt gewesen waren. Bode überzeugte sich, daß der Mond und Halbmond zweimal in den Sculpturen auf den königlichen Gräbern von Kohi Rahmed sich finden, was mit der Meinung Lassens nicht übereinstimmt. Das Zendvolk scheint aber den Mond, die „glänzende Lampe der Nacht," unter drei Formen dargestellt zu haben. Bode glaubt auch, daß die Trümmer der Stadt Istakhr mit den alten Bauten zu Tachti Dschemschid gleichzeitig sind und einen Theil der Stadt bildeten, der die Griechen den Namen Persepolis gaben, — eine Ansicht, welche schon mehrere Fürsprecher gefunden hat.

Von Persepolis begab sich Bode nach Schiras, das er wie gewöhnlich in zwei feindliche Lager getheilt fand, und der, welcher in der Stadt commandirte, hatte keine Macht auch nur eine Viertelstunde weit über die Stadt hinaus. Von Schiras ging Bode über Descht Argan und Descht Ber nach Karzerun und von da nach den Ruinen von Schapur, bei denen er, da sie oft genug beschrieben sind, um so weniger sich aufhielt, als sein Führer dem schneidend kalten Wind nicht gern lang ausgesetzt blieb. Am folgenden Tag stieg er zu der berühmten Höhle hinauf, wo die umgestürzte Statue Schapurs sich befindet; er wiederholt die alten Sagen über die endlosen Labyrinthe dieser Höhle, die jedoch schon bis in ihre entlegensten Gänge untersucht wurde.

Von dem Thal des Schapurflusses begab er sich nach dem des Ab Schir, und kam so in vergleichungsweise neues Land, wo er auch eine werthvolle Skizze der Sculpturen gibt, welche Behram darstellen mit dem gelockten Haar und der zweihörnigen Tiare, deren Enden über die Schulter hinabfallen. Zu seiner Linken sind zwei Mobeds oder Oberpriester in der gewöhnlichen Kleidung, und rechts zwei Gefangene oder Bittende mit Mützen, wie man sie auf einigen Münzen der Arsaciden sieht. Der Verfasser gibt viele interessante Details über die Mamasenni und namentlich über das Leben des bekannten Räubers Weli Chan, dessen kühne Thaten in Liedern besungen sind, die sich in Fars im Munde aller befinden. Timur Mirza, der persische Prinz, welcher sich mit zweien seiner Brüder in England befand, hatte eine Tochter desselben geheurathet.

Die Gegend Scha'b-bevan, in welche Bode jetzt hinabstieg, ist ein Paradies der persischen Poesie; die Ebene war bedeckt mit blühenden Narcissen, welche dem Pferde bis an den Gürtel reichten. Nachdem er an Fahliyan, jetzt eine ärmliche Stadt von 60 bis 70 Häusern, und Bascht, dem Sitz des Häuptlings des Rustemi-Stammes, vorübergekommen, führte eine lange Steinwüste nach Behehan, dem Sitz des Häuptlings der Khogilu-Stämme. Zwischen dieser Stadt und dem Fluß Dscherahi sind die Ruinen der Stadt Arregan, deren Gründung Jakuti dem Sassaniden-König Kobad, d'Herbelot aber dem Kajaniden Kaikobad zuschreiben. Hart daneben am Tengi-Teko, dem Paß, aus welchem der Dscherahi herabkommt, ist eine Spalte hoch in den Bergen, aus der ein schwarzer Asphalt, Mumia genannt, herabläuft, aus der aber früher eine fortwährende Flamme emporschlug, ähnlich den noch vorhandenen Feuerquellen zu Kerkuk. Dieß war Bode's Ansicht zufolge die Stelle des alten Feuertempels von Ardgan, dem Ardea des Ptolemäus und dem Asylum Persarum, in das mehrere von Alexanders Nachfolgern und die parthischen Könige umsonst einzudringen suchten. Kinneir fand eine Steintafel mit einer Keilinschrift unter denselben Ruinen, welche Ibn Batuta Argan und andere Kobad nennen.

(Schluß folgt.)

Eisenbahnwerth in England. Das Railway Chronicle berichtet hierüber: „Man weiß jetzt, daß der Ertrag der letzten sechs Monate des Jahres 1844 auf den 38 Haupteisenbahnen Großbritanniens 3,264,450 Pfd. beträgt. Diese 38 Haupteisenbahnen machen 1522 Meilen und mit Einschluß von 284 Meilen Nebenlinien 1756 Meilen (420 deutsche) aus. Dieß Einkommen ist um 450,000 Pfd. größer als im entsprechenden Halbjahr 1843, was hauptsächlich eine Folge vermehrten Verkehrs und nur zu einem geringen Grade eine Folge erweiterter Eisenbahnen ist. Dieß ergibt ein Steigen des Werthes von nahe an 10 Millionen seit Anfang des vorigen Jahres. Das Einkommen beträgt etwa 4000 Pfd. auf die Meile, wovon man 1600 für die Ausgaben und 2400 als Dividende rechnen kann, was einen Marktwerth von 48,000 Pfd. auf die Meile gibt. Die Totalsumme, welche vom vorigen halben Jahre her für Interessen und Dividende fällig ist, wird etwa 2 Mill. betragen, was den Werth aller bedeutenden Linien des Landes auf 80 Mill. stellt. Da mehrere kleine Linien nicht in dieser Rechnung einbegriffen, andere im Bau und noch nicht offen für den Verkehr sind, so kann man behaupten, daß England das Jahr 1845 mit einem Vermögen von 100 Mill. Pfd. in Eisenbahnen beginnt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 33.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Februar 1845.

Bilder aus Hindostan.

(Nach Lt. Col. Sleemans: Rambles and Recollections of an Indian Official.)

7. Kastenstolz.

Es ist unter den Europäern Indiens nicht sehr bekannt, daß in jeder Stadt das Recht die Häuser und Straßen zu fegen eines der unerträglichsten Monopole ist, und zwar in Folge des Kastenstolzes der Feger, die sämmtlich zu der niedersten Classe gehören. Das Recht innerhalb eines gewissen Bereichs zu fegen, ist von der Kaste einem gewissen Mitglied zuerkannt, und wenn irgend ein anderer es wagt, innerhalb dieses Bereichs zu fegen, so wird er excommunicirt, kein anderer wird aus seiner Pfeife rauchen oder aus seinem Kruge trinken, und er kann seine Kaste nur wieder erlangen, indem er der ganzen Schaar der Kehrer ein Gelag gibt. Wenn irgend ein Hausbewohner den Kehrer, in dessen Bereich sein Haus liegt, beleidigt, so wird dieser den zusammengekehrten Koth liegen lassen, bis er beschwichtigt ist, denn kein anderer Kehrer wird es wagen denselben anzurühren. Die Stadtbewohner sind von diesem Volk oft mehr als von irgend jemand anders tyrannisirt. Es ist bemerkenswerth, daß in Indien der Geist der Association immer in verkehrtem Verhältniß mit dem Rang der Classe steht, am schwächsten in den höhern, am stärksten in den niedersten Classen der Gesellschaft ist. Alle Verstöße gegen die Regeln der Gesellschaft werden mit Geld gebüßt, und die Bezahlung durch Ausschließung erzwungen, denn niemand von der Kaste ißt, trinkt oder raucht mit dem Schuldigen, bis die Strafe bezahlt ist; die Strafen werden von den Vorständen der Classe auferlegt, da diese die Vermögensumstände des Schuldigen genau kennen und den Betrag darnach bestimmen. Die Wäscher in einer Garnison verbinden sich oft, um den Wäscher eines englischen Beamten oder Officiers zu hindern, daß er die Kleider der Diener eines andern Herren, als seines eigenen, zugleich wasche. Dieß setzt sie in den Stand den Waschlohn manchmal zu verdoppeln, und die Wäscher sind an solchen Orten fast immer betrunken, weil ein Gelage, das mit den Geldstrafen bestritten wird, dem andern folgt.

Indeß haben solche Verbindungen nicht immer eigennützige Zwecke. Ich befand mich einstmals in dem Stab eines Officiers, der eine Brigade commandirte, und über den sein Elephantenführer einen oft nachtheiligen, manchmal gefährlichen Einfluß ausübte; denn was Märsche und Lagerplätze betraf, wurde er mehr als der Generalquartiermeister zu Rathe gezogen. Er benahm sich höchst übermüthig und wurde sowohl den Europäern als den Leuten seiner Kaste unerträglich; endlich ging er so weit, daß er einem andern Elephantenführer, mit dem er in Streit gerieth, drohte ihm ins Gesicht zu spucken. Alsbald versammelten sich sämmtliche Elephantenführer des Lagers und beschlossen die Sache dem Elephantenführer des Radschah von Dharbanga, der als das Haupt der Classe anerkannt war, vorzulegen. Wir alle befanden uns bei dem Brigadier zum Frühstück, als die Antwort anlangte. Wir sahen Leute in allen Richtungen durch das Lager laufen, ohne zu wissen warum, bis endlich einer kam und den Elephantenführer des Brigadier vorforderte. Mit schreckenvollem Gesicht kam dieser und bat den Brigadier um Schutz; dieser wurde zornig, ließ seinem Unmuth den Lauf, da er aber auf den Gesichtern der Officiere keinen Ausdruck der Zustimmung bemerkte, so sagte er endlich seinem Elephantenführer, er solle gehen und sein Urtheil anhören. Er ward in einen Kreis geführt, den alle im Lager befindlichen Elephantenführer bildeten, und mußte hier auf Einem Fuße stehend die Vorlesung des Briefes anhören. Er wurde verurtheilt, den Beleidigten um Verzeihung zu bitten, eine schwere Buße zu zahlen, von welcher ein Gelage gehalten werden sollte, und mußte den versammelten Elephantenführern versprechen sie nicht mehr zu beleidigen. Alle Officiere im Lager waren froh über diesen Ausgang, und der Mann war auch in der That seit dieser Zeit wie umgewandelt, und wurde äußerst fügsam. Die Officiere, welche dem Verlesen des Richterspruchs beiwohnten, erklärten nachher, die Sache sey mit großer Feierlichkeit und Anstand vor sich gegangen.

Medoko, der Rebell.

(Fortsetzung.)

Medoko war aus dem königlichen Angesicht und auf dem rauhen Wege möglichst schnell fortgewirbelt worden, allein ein getreuer Diener hatte sich durch seines Gebieters langes Ausbleiben beunruhigt, in der Stille an dem geheimen Ausgangspförtchen aufgestellt gehabt, und von da die gewaltsame Fortbringung seines geliebten Herrn mit angesehen. Eine rasch zusammengebrachte, ergebene Schaar folgte der Wache auf dem Fuße, und als der Gefangene durch den dichten Aferbeine-Wald kam, tönte ihm der schrille Laut des Galla-Leibknappen mehr als einmal ins aufhorchende Ohr, ihm willkommene Kunde zu geben, daß er nicht ganz verlassen sey in dieser seiner Stunde der Noth.

Wie der Zug die felsige Jähe emporklomm, sank eben der Mond rasch hinter das Hochgebirge hinab, und seine fahlen Strahlen fielen kalt auf den Felskegel Gontscho's und auf den Staatskerkerbau auf seinem Gipfel. Ein einsam aufsteigender Spitzhügel auf dem Kamme einer gezahnten Bergkette, ist er an seinem untern Theile von der Hand der Zeit zerrissen und zerklüftet, und zahlreiche, mit Buschwerk bewachsene Schluchten tauchen tief in seinen gefurchten Schooß, während die kahle, schroffe Böschung hoch und schwarz über den tief unten rechts und links weithin gewundenen Thälern frei aufragt. Scharfe Verpfählungen wahren den Zugang und starke Thorgänge führen durch wohlvertheidigte Höfe zu einem Klumpen Gebäude, welche die Wohnung des Gränzvogts und den Eingang zu den Gefangenräumen bilden.

Ein peinliches Gefühl krampfte unwillkürlich das hochfahrende Herz des vom Schicksal besiegten, aber doch ihm sich nicht ergebenden Häuptlings zusammen, und trieb ihm den kalten Schweiß auf die Stirne, als sein Fuß die felsige Schwelle des Kerkerbaues überschritt; allein der Gedanke an Rettung hinaus in die freien Berge und an die darauf folgende großartige Rache verbannte rasch aus seiner starken Brust die sonst sich zudrängenden Gefühle der Verzweiflung, und mit Worten versteckten Spottes erwiederte er die Begrüßungen seines Mit-Abogaz, dessen Gewahrsam er jetzt übergeben werden sollte.

Mulasma Mohammed *) war ein dickes Stück Vornehmheit mit einem recht unheimlichen Gesichtsausdruck, und gar viel mehr gefürchtet, als geliebt oder geachtet. Die kühle, gesunde Luft seiner Bergveste und ein gemächliches Unthätigkeitsleben hatte seine Adern mit einem schwellenden Blutstrom gefüllt, und von den Dünsten des gegohrnen Honigwassers — denn die größere Halbscheid des Tages verbrachte er bei einem Kruge starken Meths — war sein Leib aufgedunsen und sein Geist umnebelt geworden; seine Zeit zwischen Träumen und Trinken theilend, überließ er die Hut und Besorgung seiner Riegel und Berufspflichten seinem ebenfalls wohlbeleibten, aber geistig und körperlich regeren und kräftigern Bruder Ibalin, der, zum Glück für den Gefangenen, jetzt auf der Gränze mit der Dämpfung einer durch die kopflose Trägheit seines Vorgesetzten veranlaßten Ruhestörung beschäftigt war.

Das Geierauge des Abogaz glänzte auf bei der Ankunft des wichtigen Besuchers, und da er im Augenblick nicht in der Verfassung war, sich klar zu machen, ob Medoko als gezwungener oder als freiwilliger Gast komme, so befahl er mit lauter Stimme die Herrichtung eines Gastmahls anstatt Ketten und Banden für den Missethäter. Der Stricke, die auf dem Wege seine Bewegungen gehemmt hatten, entledigt — wurde Medoko mit jeder üblichen Feierlichkeit in die große Halle geleitet, und erst nach mehrmals wiederholten Bitten von Seiten der Bedeckung und einer feierlichen Beschwörung „beim Leben des Königs," verstand sich der blinzelnde Staatskerkermeister, der sich mit Verdruß um sein gehofftes Gelage gebracht fand, zur Ergreifung von Vorsichtsmaaßregeln.

Auf der einzigen sich abdachenden Seite des Kegelbergs erbaut, strecken sich die Häuser des Statthalters ganz quer über den Hinausweg von Böschung zu Böschung her, und unmittelbar aus seinem Schlafzimmer decken zwei Fallthüren die Durchgänge zu den innern Tiefen des Gefängnisses; eine Treppe geht von der einen in die Gewölbe unter der Erde hinab, wo die Staatsverbrecher und die jüngern Zweige der königlichen Familie *) eingemauert sind, und durch die andere führt ein Gang nach einer Reihe kleiner, zwar an der Oberfläche des Berges (also über der Erde) errichteter, aber von starken Verpfählungen bis zum Rande des Steilhangs umgebener Gemächer. Die Böschung war von beträchtlicher Höhe, und an ihr hinab zu entwischen noch niemals von einem jener Gefangenen versucht worden, deren leichtere Vergehen einen Aufenthalt in diesen angenehmern Wohnräumen bedingt hatten, und da der von Meth verdummte Mulasma nicht in der Stimmung war, über die Stärke und den Wagmuth seines gegenwärtigen Hutbefohlenen nachzudenken, so führte er ihn bloß nach einem dieser Verwahrorte, verriegelte die Thüre außen und begab sich brummend fort zu den Kronboten, nachdem er ein reichliches Mahl sammt Lichtern für seinen vornehmen Gast zurückgelassen hatte.

Die Wachskerzenflamme loderte bald auf, bald sank sie nieder über den unberührten Speisen, wie eine Viertelstunde in achtsamem Sinnen verstrich; die Eigenthümlichkeiten der Lage des Gefangenen waren aber zu auffallend, um sie nicht alsbald zu benützen, und so stählte er denn seinen Geist frisch zum Wagestück. Nachdem er mit seines Wirths Messer die

*) Diesen Staatsoberkerkermeister und Statthalter in der Gränzlandschaft Ifat, den, obwohl er ein glaubenswüthiger Moslem ist, der christliche Beherrscher Schoa's aus staatsklugen Rücksichten auf dessen durch Glaubensgleichheit erleichterte geschäftliche Stellung zu den mohammedanischen Ostnachbarn des Reichs, den Adaiebstämmen, beibehält, schildert Harris, der sich selbst des unfreundlichen und böswilligen Benehmens des Mulasma zu erfreuen hatte, nach dem Leben. D. Ueb.

*) Die Freilassung dieser unglücklichen Prinzen — etwas Unerhörtes im abyssinischen Reichs- und Herrscherbrauche — zu bewirken, gelang Harris während seines Gesandtschaftsaufenthalts bei Sahela Selassi. D. Ueb.

Riemen und Stöcke, welche die Wände seines dünnen Kerkers bildeten, wegzuschaffen gewußt hatte, kroch er in ein äußeres Gemach, wo die Sterne hell sichtbar durch eine Oeffnung flimmerten. Die Eisengitter vom Fenster losreißen, war das Werk eines Augenblicks, und beträchtlich hoch hinabspringend stand Medoko fessellos in der kühlen Himmelsluft. Von der Nacht waren noch viele Stunden übrig, und ihr Dunkel begünstigte sein Unternehmen, wenn es schon auf der andern Seite wenig zu der ihm noch bevorstehenden Aufgabe paßte; indessen gab das Pfahlwerk seiner Kraft und Behendigkeit nach, und nach einer bänglichen Stunde gelangte er unbeachtet und unentdeckt an den finstern Steilhang.

Nichts unterbrach das Schweigen des Orts als das Pfeifen des Windes über die scharfen Steinklippen, und wie der wagige Flüchtling eine Weile sinnend stand, bevor er sich zu dem Schaudersprung anschickte, strich, seine Wange streifend, auf geräuschlosem Fittich eine Eule vorüber, und wie die Stimme eines Geistes, zur Nachfolge sonder Furcht mahnend, hallte ihr Ruf von der Tiefe herauf nieder. Schnell seine Zuversicht bei diesem Anzeichen *) wiedergewinnend und Muth und Spannadern zu dem gefährlichen Beginnen straff anstrengend, glitt er über die jähe Felswand, empfahl sich der heil. Jungfrau und ließ den letzten Grasbüschel, der ihn allein über dem gähnenden Abgrund schwebend hielt, fahren. Hinab, hinab fiel der Häuptling, bis ihm die Sinne wieder schwindelnd wirbelten; allein sein wallendes, baumwollenes Mantelgewand half zu der wunderhaften Niederfahrt wesentlich mit, indem es an den scharfen Spitzen und Kanten sich verfing und für einen Augenblick die reißende Schnelle seines Flugs anhielt. Die Stärke seiner langen, sehnigen Arme diente ihm gut in dieser Stunde der Noth, denn die Felsen wie mit Eisenklammern fassend behielt er eine Secunde seinen Halt, um Athem für den nächsten furchtbaren Weitersturz in den finstern Abgrund zu gewinnen. Dann wieder wie der fallende Stein in hüpfenden Sätzen fortschnellend, wirbelte er in immer wilderm und wilderm Fluge niederwärts, bis er endlich zerquetscht und blutend am Grunde der bisher noch nie, außer vom klebrigen Fuße der Eidechse befahrenen Felsenwand anlangte.

Dem jedem Gallaohr wohlbekannten schrillen Laut um Beistand ward eilige Antwort von seinen wachsamen Mannen. Um dem geliebten Führer sich drängend verbanden sie rasch seine Wunden, und nach kurzem Rasten erreichten sie bald wieder den betretenen Pfad. Sein eigenes, gutes Roß aufs neue unter sich, erhob er seine Gestalt in den Bügeln, und jauchzte seinen Kriegs- und Trotzruf hinaus. Die Zügel lose auf ihrer Thiere Mähnen gelegt, stürmten nun die wilden Reiter die scharfsteinige Schlucht hinab, die jetzt theilweise vom Aufblitz der Luntenrohre der in Bewegung gerathenen Besatzung Gontscho's erleuchtet ward. Ein tapferer Geist läßt sich durch gezwungenes Meiden der Heimath nicht niederschlagen; und immer fort ging's im tollen Jagen nach den freien Ebenen der Galla, wo Medoko mit Zuversicht auf jede Theilnahme und jeden Schutz zählen durfte.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

*) Die sehr abergläubischen Bewohner Abyssiniens halten gewaltig viel auf Vogelflug u. a. Anzeichen und Vorbedeutungen, wie die alten Römer. D. Red.

Schneller Nachdruck.

Es ist in neuerer Zeit wieder aus England die Nachricht von einer Methode eingegangen, den Nachdruck in möglichst schneller Weise zu bewerkstelligen, über die Art des Verfahrens ist aber nichts gesagt; wir sind jedoch geneigt zu glauben, daß es dasselbe Verfahren ist, welches schon vor drei Jahren durch das englische Athenäum (vom 4 Dec. 1841) zur Sprache gebracht und aus diesem Journal auch in dem unsrigen (1841, Nr. 355) berührt wurde. Man hatte damals dem Athenäum einen Abdruck seines Blattes, worauf sich auch drei Holzschnitte befanden, zugeschickt, und diese Abdrücke waren so täuschend, daß ohne die gemachte Anzeige niemand auf den Einfall gekommen wäre, sie seyen nicht aus der Druckerei des Athenäums hervorgegangen. Jetzt kommt genanntes Blatt auf die Sache zurück, erwähnt der frühern Mittheilung und fährt dann fort: „Seitdem haben wir nichts mehr von dieser merkwürdigen Entdeckung gehört, jetzt aber erfahren wir, daß der Erfinder ein Hr. Baldermus (früher in Erfurt, jetzt in Berlin), und daß das Verfahren Hrn. Woods von Bargeyard-Chambers in Bucklersbury mitgetheilt worden sey. Was auch der Erfolg dieser Erfindung seyn mag, wir halten es für Pflicht die Thatsache zu berichten, und so viel Licht darauf zu werfen, als die uns mitgetheilten Nachrichten gestatten. Wir erfahren nämlich, daß das zu copirende Original durch chemische Mittel zubereitet und mit metallenen Platten zusammengepreßt wird, wodurch man ein verkehrtes Facsimile erhält. Dann werden die metallenen Platten durch einen zweiten Proceß so zubereitet, daß sie auf den leeren Stellen die Dinte nicht annehmen, welche mit Druckwalzen aufgetragen wird, worauf in der gewöhnlichen flachen Druckweise die Abzüge gemacht werden. Die Besitzer des Geheimnisses hoffen, die Uebertragung auf cylindrische Oberflächen bewerkstelligen und folglich eine unbeschränkte Anzahl in sehr kurzer Zeit drucken zu können. Die Leichtigkeit, Zierlichkeit und Schnelligkeit des ganzen Verfahrens lassen nichts zu wünschen übrig. Die für uns gemachte Probe, eine Seite von „L'Illustration, Journal Universal," wurde in weniger als einer Viertelstunde gefertigt. Denn wenn man eine aufgelöste Säure nur 7 oder 8 Minuten lang ruhig durch das Papier einsaugen läßt, so ist das Ding so schnell geschehen, als man zwei Blätter Papier nacheinander auf eine Zinkplatte legt, unter einer Presse durchlaufen läßt und wieder hinwegnimmt. Ein solches Verfahren schließt augenscheinlich eine furchtbare Macht in sich, und kann, wenn man sie mißbraucht, zu den schlimmsten Folgen führen, unter gehöriger Leitung kann es aber auch der größte Segen werden. Ein solches Werkzeug darf man jedoch nicht der Laune und dem Eigennutz eines jeden unbeschränkt überlassen; es ist mit unsern jetzigen gesellschaftlichen Verhältnissen unverträglich und muß diese modificiren oder selbst modificirt werden." Wir wagen nicht diesen Bemerkungen des Athenäums (vom 18 Jan. d. J.) etwas hinzuzusetzen, als daß wir unsere Verwunderung ausdrücken, daß eine vor drei Jahren schon so weit gediehene Er-

findung so lange unter dem Schäffel gehalten werden konnte; die Uebermachung derselben nach England scheint darauf hinzudeuten, daß man sich vor allem der englischen Patentgesetze bedienen wollte.

Chronik der Reisen.

Bode's Reisen in Luristan und Arabistan.

(Schluß.)

Von Bebehan ging Bode über den Dscherahi und kam nach Taschun, eine Stadt, deren Namen von Atesch, „Feuer," herkommt; in der Nähe dieses Orts will Bode noch ein Ur finden, und es ist merkwürdig, daß zu Taschun sowohl als zu Nangauik sich die Tradition findet, daß Abraham hier ins Feuer geworfen worden sey; es läßt sich dieß kaum anders erklären, als daß eine chaldäische Colonie aus der Zeit nach Babylons Zerstörung sich hier niedergelassen und ihre Traditionen hieher verpflanzt habe. Nicht weit von Taschun ist der Paß Tengi Saulek, wo bemerkenswerthe Sculpturen sind, die Bode zuerst ans Licht brachte. Sie finden sich auf der Vorderseite zweier großer Monolithen oder abgelöster Felsen. Die erste stellt einen Altar dar, auf welchem eine konische Mütze steht, um welche ein Netz, dessen beide Enden hinabfließen, in einen Knoten gebunden ist. Diesen steten Begleiter sassanidischer Sculpturen erklärt Bode mit Bezugnahme auf die gleichartigen Figuren zu Persepolis als den Kosti oder heiligen Gürtel der Gebern, wie er in dem Zendavesta beschrieben ist. Der Mobed oder Oberpriester steht gleich bei dem Altar, neben ihm sitzt ein König oder Häuptling auf einem niedern Stuhl und neun Diener stehen aufrecht. Unterhalb ist eine Figur zu Pferde, die mit einem wilden Thiere kämpft.

In der zweiten Sculptur ruht die Hauptfigur rückgelehnt auf einem Lager, das fast einen ägyptischen Charakter trägt, und hält in der rechten Hand den Kranz, der nichts anderes ist, als der zusammengedrehte Kosti. Zwei Figuren sitzen am Fuße des Lagers, jede mit einem Speer in der Hand. Eine derselben hat eine Art Diadem auf dem Kopfe, das aus sechs Strahlen besteht, die jede eine kleine Kugel am Ende haben. Die meisten dieser Köpfe haben die gewöhnlichen Perrücken oder gekrausten Haare. Das dritte Basrelief stellt eine weibliche Figur zu Pferde dar in vollem Rennen mit wagerecht gehaltenem Speer, aber nicht rittlings, sondern die Füße hängen an der rechten Seite des Pferdes hinab. Von den hinter den Reitern befindlichen Figuren, die man wegen ihrer zwerghaften Gestalt für Babylonier halten sollte, wirft eine einen Stein, eine zweite schießt einen Pfeil vom Bogen, während die dritte am Boden liegt. Neben diesen Sculpturen, welche von allen bis jetzt in den benachbarten Ländern gefundenen abweichen, befinden sich Inschriften in Charakteren, welche nach Eugène Boré's Meinung Aehnlichkeit mit dem Schriftsystem der Chaldäer und Phönicier und Verwandtschaft mit der Pehlwi- und sabäischen Schrift haben.

Bode besuchte Mangascht nicht, sondern ging durch das merkwürdige sassanidische Thor nach Tezeng, das er wegen der dortigen Talismane gegen Scorpione für Tappib und dieß für Taboe hält, wo Antiochus nach seinem unglücklichen Zuge gegen die Feuertempel der Elymäer gestorben seyn soll; wahrscheinlich befanden sich diese zu Tengi Saulek, und die berühmte weibliche Figur dort wie zu Andgar mag wohl Anahid seyn. — Zu Kaleh Tal traf Bode mit Hrn. Layard zusammen, der ihn nach Mal Amir begleitete, wo der Häuptling der gefürchteten Bachtiyaris sein Lager hielt, bei welchem Hr. Layard, der Kleidung und Sitten des Volks angenommen hatte, sich einige Monate aufhielt. Dieß rettete Bode vor einer sonst wahrscheinlich sehr gefährlichen Lage. Hr. Layard befindet sich jetzt auf dem Rückweg und wird jedenfalls genauern Bericht über das persische Gebirge, seine Stämme und Alterthümer zurückbringen, als wir jetzt besitzen. Zu Mal Amir fand Bode eine große quer durch das persische Gebirge geführte Straße, Dschaddehi Atabeg genannt, die er mit dem großen Leiterweg des Diodorus Siculus und dem Climax Megale von Plinius vergleicht. Diese sogenannte Straße der Atabegen ist ein acht bis neun Fuß breites Pflaster, und zwischen je fünfzehn oder zwanzig Blöcken sind breite Steinplatten quer übergelegt, um das im Zwischenraum befindliche Mauerwerk festzuhalten. Es geht aus Stocquelers Reisebericht hervor, daß die Straße von Mal Amir nach Isfahan an einem Orte Namens Felad mit einer andern nach Schiras und Persepolis führenden Straße zusammentrifft, und eine zweite Straße von Isfahan nach Bebehan geht von derselben Centralstation in den Bergen aus, nicht weit von der berühmten Ebene der Semiramis. Dieß ist von großer Wichtigkeit in der Beurtheilung der Märsche Alexanders und seiner Nachfolger, so wie der alten Handels- und Verbindungsstraßen.

Durch die Identificirung dieser Straße mit den „Klimakes" der Geschichtschreiber Alexanders ist Bode auch im Stande die Ruinen von Mal Amir als die des berühmten Uxa zu bezeichnen, welches Alexander auf seinem Wege von Susa nach Persepolis belagerte. Auf dieser Ebene sind mehrere künstliche Hügel und einige natürliche Höhlen, wo merkwürdige Ueberreste des Alterthums sich finden, darunter eine sehr große Inschrift in keilförmigen Charakteren und viele Basreliefs. Diese Stelle heißt jetzt Schikasti Salman, von einer dritten Höhle, welche die Ueberreste Salmans, des Lehrers Ali's, enthalten soll.

Von Mal Amir reiste Bode durch die Gulgir- oder Schwefelebene und Bellawend nach Schuster, wo er auf bekanntern Boden tritt. Er gibt indeß eine gute Skizze von Daniels Grab zu Susa, die jetzt von um so mehr Interesse ist, als Rawlinsons Ansicht, daß Susa bei dem von Layard besuchten Schuschan liege, sich als falsch erwiesen hat.

Von Schuster, Susa und Dizful kehrte Bode über Kil-ab, Khorremabad und Burugerd nach Teheran zurück, und durchzog somit das persische Gebirge auf einer zweiten merkwürdigen und schwierigen Straße, deren größten Theil jedoch Rawlinson bereits erforscht hat; Bode unterließ deßhalb alle Discussion über die vergleichende und historische Geographie der untern Theile dieser Flüsse Susiana's, und bemerkt, daß Chesney's Entdeckung des Schapur-Flusses der Hauptschritt gewesen sey, um das Räthsel, das so viele Commentatoren der Alten in Verlegenheit brachte, zu lösen, und nimmt auch mit seinem Vorgänger Long an, daß der Schapur der Ulai der Schrift und der Euläus des classischen Alterthums sey. Man braucht jetzt, besonders nachdem Lieutenant Selby's Befahrung des Kuran bis in die Nähe von Schuster (s. Nr. 353 v. vor. J.) bekannt geworden ist, nur noch das Ganze in einer übersichtlichen Darstellung zu geben. Aber die Gegenden östlich vom Kuran blieben immer noch in Dunkelheit gehüllt, und Bode nahm deßhalb diesen Theil seines Gegenstandes in einem Anhang auf, worin er die Märsche Alexanders und Timurs in diesen Gegenden nachzuweisen suchte.

Nach dieser übersichtlichen Darstellung der Reise Baron de Bode's werden wir einzelne Auszüge besonders nachtragen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 34.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Februar 1845.

Abdel-Kader.

In diesem Namen liegt fast die ganze Schwierigkeit, auf welche die Franzosen gegenwärtig in Afrika stoßen, und doch weiß man in diesem Augenblick über den Aufenthalt des Mannes und seine Lage ungemein wenig Gewisses. Und doch hängt an ihm das nächste Schicksal von ganz Nordafrika, und wie der letzte Krieg mit Marocco nur ihn zum Gegenstand hatte, so ist auch jetzt der Franzosen und des Kaisers von Marocco einziges Bestreben, zu verhindern, daß Abdel-Kader nicht diesen Krieg von neuem entflamme. Die Stellung der verschiedenen Gewalten in Nordafrika ist nach und nach vollkommen klar geworden: Frankreich will sich durchaus vorerst auf Algerien beschränken, weil eine weitere Ausdehnung seiner Macht nicht nur eine Verdoppelung seiner Streitkräfte nöthig machen, sondern auch wahrscheinlich einen europäischen Krieg herbeiführen würde. Der Kaiser von Marocco muß, wie der Bey von Tunis, sich in dieß Verhältniß fügen, denn wenn er seiner Stellung als Haupt der Religion gemäß den Kampf gegen die Ungläubigen fortführen wollte, so wäre nicht er, sondern Abdel-Kader der Meister der Begebenheiten. Abdel-Kader, welcher auf jede Gefahr hin den Kampf der arabischen Nationalität und des Islam fortführen will, wird dadurch der Feind des Kaisers von Marocco so gut wie Frankreichs, und letzteres hat zur Demüthigung der einzigen großen Macht Nordafrika's einen Meisterstreich gemacht, daß es dem Kaiser auferlegte, den religiösen Bann über Abdel-Kader auszusprechen. Ob dieß geschehen, ist nicht mit Sicherheit bekannt; daß im Rathe des Kaisers die Rede davon gewesen, wollen die speciell, mit Algier sich beschäftigenden Blätter mit Zuverlässigkeit wissen. *) Es unterliegt aber wohl einem starken Zweifel, ob der Kaiser sich zu einem Schritt entschließen konnte, welcher ihn vor den Augen der ganzen moslemitischen Welt entehren müßte, denn es ist undenkbar, daß das Oberhaupt des Glaubens den Mann, der seit zehn Jahren als dessen größter Vertheidiger galt, dessen alte Kleider dieses Oberhaupt des Glaubens selbst zum Zeichen der Verehrung getragen haben soll, in die kirchliche Acht — denn eine politische gibt es nicht — erklären sollte. Frankreich hat, so erklärte wenigstens Guizot in der Pairskammer, den Frieden ohne alle Discussion dictirt, dem Kaiser also diese Bedingung auferlegt, deren Bedeutung einem Manne, wie Guizot, nicht entgehen konnte; der Zweck kann also kein anderer gewesen seyn, als den Kaiser vor seinen Unterthanen und seinen Glaubensgenossen zu demüthigen und Marocco selbst in Verwirrung zu stürzen, wodurch einem Einschreiten Frankreichs zu jeder beliebigen Zeit alle Gelegenheit geboten würde.

Diese Voraussicht hat sich denn auch gerechtfertigt: Marocco ist allen Angaben nach unheilbar im Innern zerrüttet, und zwar großentheils durch Abdel-Kader. Der letztere ist jetzt allerdings im Fall der Nothwehr, denn die Gesinnungen des Beherrschers der Gläubigen gegen ihn sind kein Geheimniß. Unter den Briefen, welche man nach der bekannten Schlacht am Isly in dem Portefeuille des maroccanischen Prinzen fand, war auch einer, welchen der Kaiser nach einer Unterredung mit dem englischen Generalconsul Drummond Hay an seinen Sohn schrieb, und worin es heißt: „Der Sohn Mahiddins, der Emir Abdel-Kader, ist gegenwärtig die einzige Ursache der Uneinigkeit zwischen uns und den Christen. Um den Frieden zu erhalten, muß er vom Schauplatz verschwinden, aber nicht der älteste Sohn des Chalifen des Magbreb darf gegen ihn auftreten, da der religiöse Glanz, welcher den Krieger des Glaubens umgibt, noch zu mächtig ist, sondern überlasse diese Sorge Amdun, dem Scheich der Ahallaff, welcher uns ergeben ist, und uns allein von einem so furchtbaren Feinde befreien kann." Wo sich Abdel-Kader gegenwärtig befindet,

*) Der Kaiser soll in einer zu Fez abgehaltenen Rathsversammlung angekündigt haben, daß Abdel-Kader, welcher sich an den Ufern der Muluia weder vor den französischen noch vor den maroccanischen Truppen für sicher genug gehalten habe, sich nach El Kalaia, einer kleinen Stadt im Rif-Gebirge, zurückgezogen und hier, wo er jedem Angriff trotzen zu können glaubte, den heiligen Krieg gegen den Chalifen selbst, d. h. gegen Mulei Abderrahman gepredigt habe. Auf diese Erklärung des Kaisers hätten seine ergebensten Diener die Excommunication Abdel-Kaders verlangt.

das weiß man nicht wohl anzugeben, nicht einmal ob er an einem Orte ist, wo der Kaiser Gewalt über ihn hat. Die Nachrichten, welche die Algierer Blätter über ihn mittheilten, gingen dahin, er habe sich nach der Schlacht am Isly bei dem so gut wie unabhängigen Stamm der Beni Snasen befunden, und würde auch bei dem ihm völlig ergebenen Oberhaupte derselben, Sidi el Beschir ben Msaud, Schutz und Unterstützung gefunden haben, allein dieser Mann sey kurz nach Abdel-Kaders Ankunft gestorben, und darauf unter dem Stamme blutige Unruhen ausgebrochen, indem jeder einzelne Scheich die Macht habe an sich reißen wollen; dieß habe Abdel-Kadern genöthigt sich aus dem Gebiet der Snasen zu entfernen, und zu den benachbarten Ahallaff zu gehen, von deren Scheich er genau bewacht werde. Allein Abdel-Kader ist selbst zu sehr in die Schliche orientalischer Politik, d. h. Hinterlist und Verrath, eingeweiht, und hat überdieß noch einen Theil seiner alten Chalifas um sich, von denen wir nur den wohlbekannten El Berkani und Milud ben Arrasch nennen wollen, so daß in keiner Weise anzunehmen ist, daß er in eine so plumpe Schlinge gefallen sey. Wäre Abdel-Kader wirklich in sicherem Gewahrsam, so würde die bestimmte Nachricht darüber nicht fehlen, aber gerade die Unsicherheit aller französischen Nachrichten über ihn beweist, daß er weder direct noch indirect in der Gewalt seines Feindes ist. Im Gegentheil steigt die Wahrscheinlichkeit, daß er bald als offener Gegner Mulei Abderrahmans auftreten werde, und dann beginnt für den Gang der Dinge in Nordafrika eine neue und sehr folgenreiche Bahn; die Franzosen müssen ihre Unternehmungen weiter ausdehnen und die Engländer werden es nicht an Bemühungen fehlen lassen, Abdel-Kaders Sache zu unterstützen und den Franzosen Verlegenheiten zu bereiten.

Medoko, der Rebell.

(Fortsetzung.)

Im Herzen der Garra-Gorphu-Bergkette, in einer jener Lagen, welche die Kinder der Natur so gern sich wählen, stand (denn es ist seit der Zeit von dem Grimme des Beherrschers von Schoa heimgesucht worden) ein großes Galla-Dorf. Der tiefe Thalgrund ist dicht mit Anbau bekleidet, und seine Riesenseiten steigen in sachter Lehne empor, die in grünen — von der Fülle der dem hirtlichen Stamme so lieben Kräuter und Blumen schwellenden — Absätzen sich aufstaffelt. Auf einem dieser Stufenhänge stand das Dorf Mendida, der Wohnsitz Goma's, des großen Oberhaupts der Abidschu. Ein schimmernd grüner Wiesenplan breitete sich vorne weit hin, und der jähe Gebirgsrücken, der dahinter aufsteigt, gewährte Schirm vor dem Blasen des kalten, unholden Winterwinds. Ein in blitzenden, kleinen Fällen fort und fort die schroffe Wand herabsprudelnder Bach gleitet in ruhigem Laufe durch die blumenbunte Matte, bis er sich in dem Haine dunkler Wachholderbäume verliert, welche an dem Abhang eines begrasten Hügels hinabstehen, wo das Opfer zu Ehren der Gottheiten vollzogen ward und wo der sorglose Heide die Stunden des Müßiggangs verträumte.

Die Wohnhäuschen, niedrig zwar und roh von Pfählen und Lehm aufgeführt, waren warm und bequem, und die zahlreichen Pfosten, welche von dem Erd-Estrich aufstiegen, dienten zum Aufhängeort für Schilde und Speere und Schwerter, so daß der Raum einem großen Rüstsaal glich. Ueberall war gewaltiges Gewirr und Gelärm. Große Triebe wilder, zottiger Pferde, und Haufen hitziger Wilden waren auf dem Plan außen in Gruppen vertheilt. Der schallende Ruf des Kriegers mischte sich mit dem Wiehern seines Streitrosses, und aus dem Innern jeder Hütte ertönte das Getöse und laute Getriebe von Geschäften des Haushalts. Zur Vermehrung noch des unruhigen geschäftigen Treibens liefen die Gallaweiber mit ihren langen über die nackten Schultern fliegenden Rabenflechten von Haus zu Haus, wobei ihre kurzen Lederröckchen mit den gestickten Falbeln die wohlgeformten Glieder und den zierlich schlanken Wuchs, derentwegen der Stamm mit Recht so berühmt ist, sehen ließen. In jeder Ecke waren große, irdene Krüge und Weidenflechtkörbe, angefüllt mit Kornfrucht, in Bereitschaft aufgestapelt, um den Begehr nach Speise zu befriedigen, wie jede Horde zur allgemeinen Vergatterung der Familienstämme herbeiströmte. Schwarze Augen guckten blitzend über die Mahlmühle und den Kessel, und oft aus den dunkeln Winkeln der Lehmhäuschen scholl das lustige Lachen über die neue Erscheinung der buntscheckigen Zuzüge und der freudehelle Aufschrei der schüchternen Jungfrau. Die ausgedehntesten Anstalten zur gastfreiesten Bewirthung wurden gemacht. Ein gelungener Kriegs- und Plünderzug war gerade an diesem Morgen beutebeladen heimgekehrt, und der Amhara-König hatte für dießmal die Tafeln seiner empörten Unterthanen reichlich versehen.

Dicht her um die heitern Flammen eines starklodernden Feuers, das im Mittel des größten Gebäudes knisterte, saßen ein Schock Leute, die sich die Zeit bis zum Beginn der Gasterei mit Gesprächen über Medoko's waghalsiges Entrinnen und den mit Sicherheit zu erwartenden günstigen Erfolg des morgigen Kriegszugs vertrieben. Die Bekleidung der Mehrzahl dieser Männer war das gewöhnliche Stück Baumwollenzeug, schwarz und schmierig vom vieljährigen Fettschmutz; allein die mehrerlei schweren Elfenbeinringe am Arme, die über die verfilzten, weiß von einer Kruste Hammelstalg starrenden Locken wallende Straußenfeder und die über den Rücken hinabhängenden Jagdbeutestücke vom Löwen und Leoparden, verkündeten die Gegenwart der Häuptlinge des Landes. Ihre hagern, hohen Gestalten und geschmeidigen Glieder zeugten von einem Leben rüstiger Körperthätigkeit und harter Ausdauer, und ihre rastlosen Augen blitzten über das Feuer mit der ganzen, schnell erregten Argwöhnigkeit des Wilden.

Die schwarze Ochsenhaut bildete die einzige Bedeckung für das Heer von Dienern, die sich hinter ihren verschiedenen Herren drängten, und ein paar Amharner Umhängtücher blähten sich in Weiß und Purpur unter den dunkelfarbigen Gewändern der Galla-Gruppe; Medoko aber und seine Söhne, die an Leibeshöhe alle ihre Mithäuptlinge überragten, erschienen in der vollen Tracht der Christenkrieger Efats. — Mit

silbernen Panzerhandschuhen und Armschienen sammt dem gefälligen, in glitzernden Büscheln über ihre männlichen Stirnen hangenden Akodama *) geschmückt, lassen sich die hervorragenden Geister und Leiter der Versammlung hier leicht heraus erkennen. Das übliche Friedenskleid war passend mit der Haut des lohgelben Löwen vertauscht worden, die fast am Boden schleppte; an einer Seite um den sehnigen Nacken festgemacht, ließ sie dem rechten Arme vollen Spielraum und verdeckte nur theilweise die reiche, leicht anliegende Weste und die losen schurzartigen Beinkleider, die kaum bis zum Knie hinabgingen.

Der Brennstoff der Empörung war in der That tüchtig angefacht, alte Unbilden waren mit voller Macht ins Gedächtniß zurückgerufen und Rache reichlich verheißen worden. Wenige der Anwesenden fanden sich, die nicht an Leib oder Habe von den mitternächtigen Ueberfällen des Christenherrschers gelitten hätten. Erbfehde und alter Hader waren darum auf die entflammenden Worte des großen Häuptlings bei Seite gelegt und die Waffen begierig in einer gemeinsamen Sache bei dem Gedanken an die Verwüstung ergriffen worden, die jederzeit in der blutigen Spur des Amharner Kriegsheers mitgekommen war.

Diese Galla-Stämme wohnen mit ihren Pferden in gränzenlosen Steppen, die einen mit der Bebauung des fruchtbaren Bodens, die andern mit der Weide ihrer zahlreichen Heerden beschäftigt, alle aber stets im Nu bei der Hand, zur Schlacht oder Raubstreiferei aufs Roß zu springen. Von Gepäck- und Wundenpfleganstalt weiß die Wilde Jagd nichts, und Mundportionen liefern nöthigenfalls die geraubten Heerden des Feindes. Ein Beutelchen mit Tabak bildet den einzigen Ueppigkeitsgenuß im Feldlager. Ein schmieriges Stück Baumwollenzeug wickelt Tags wie Nachts den Leib jedes mannhaften Wilden ein. Lanze und Säbel und Tartsche machen seine Kampfrüstung vollständig, und das abgehärtete Heer, Führer wie Heermannen, schläft ohne Decke auf der kalten, nackten Erde.

Die wilden Horden von den unabsehbaren Ebenen des Hawasch unter dem riesigen Wodadschi Germe ergossen zuerst ihre Kriegerschaaren zum Sammelort; die Tiefen der Mulofalada-Wälder schwellten ferners den Zuzug, und die Höhen Entotto's und Segala's hatten die nach Raub und Rache lechzenden Streitkräfte der Rebellen vervollständigt, welche jetzt sich fertig hielten, kommenden Tags das Land mit Verwüstung zu überziehen.

Das Opfer für den Großen Geist war an dem Nachmittage vom Priester mit jedwedem günstigen Ergebniß vollzogen worden, und die Zurüstungen zum Auszugsfeste jetzt beendet. Farren und Schafe wurden schockweise auf der grünen Wiese geschlachtet, und neben jedem geschlachteten Thier Brod und Bier die Fülle für die ungeduldigen Gäste hingestellt, die sich alsbald um die Speise zusammenordneten und mit scharfen Messern den Angriff begannen. Eine lange Tafel von Weidengeflecht war im Mittel des größten Gemachs aufgestellt, und auf ihr standen, die Mitte hinunter, eine doppelte Reihe tiefer, irdener gefüllter Gefäße mit Pfeffersuppe, während aller Arten Kuchen dicht oben auflagen. Der Häuptling nahm den Obersitz ein und seine Gäste kauerten sich auf den Schenkeln zu beiden Seiten nieder. Kniende Sklavenknaben hielten mächtiggroße Krüge sauern Biers, und die auf nahestehenden Bettstellen sitzenden Frauen waren in Bereitschaft, das stärkere Naß des Meths einzuschenken.

Das Gesumme der Stimmen im leisen Gespräche verstummte im Augenblick, wie der Gastgeber ein Stück Brod in einen der dampfenden großen Näpfe tunkend sich den schmackhaften Bissen in den emporgehaltenen Mund fallen ließ. Jede Hand langte nun flugs bei der willkommenen Speise zu, und das laute Schmatzen vergnügter Lippen folgte dem unterdrückten Zungenspiel. Diener, über die Gäste vorgebeugt, versahen diese reichlich mit dem Gewünschten, indem sie das Brod mit den Händen zerrissen, mit dem Fetzen in die — aus einem Gekoche von Hühnern, rothem Pfeffer, Zwiebeln und Fett bestehende — Suppe hineinfuhren und den triefenden Bissen in die ersten leeren, darnach sich ausstreckenden Finger legten. Weder Gabel noch Löffel zierten die Festtafel. Kein Gespräch belebte jetzt die von wenigen düster brennenden Kerzen schwach beleuchtete Schmauserei; alle saßen wie stumme Wölfe und nur mit dem reichlich bestellten Mahle beschäftigt. Das leckere, rohe Fleisch kam jetzt an die Reihe, und die zerstückten Glieder der Schafe und Ochsen wurden als Nachtisch auf die ächzende Tafel gestellt. Die Diener warfen sich auf das Fleisch, zogen ihre langen, krummen Messer aus dem Gürtel, und schnitten und zerhackten die blutigen Hauſtücke in kleine Vierecke, die von den Fingern entgegen genommen und mit köstlichem Behagen ungekauet verschlungen wurden, bis die Natur: „genug!" schrie. Dann hob das gewaltige Zechen an; Horn um Horn ward geleert, die Schenkinnen hatten unablässig den Inhalt ihrer Krüge zu ergießen, und wie das Gehirn unter dem Einflusse starken, alten Meths schwindelte, erschollen von allen Lippen Worte der Verachtung: „Wer ist der König von Schoa, daß er seinen Fuß auf Männer, tapferer denn er, setzte? Da ist unser Schirmer und Rächer. Medoko ist unser Anführer, und er allein soll unser König seyn." Allmählich aber erstarb das Lärmen und Tosen, das wild aus der Hütte erscholl, wie das Trinkhorn mit immer unstäterer Hand zum Munde geführt ward. Ein Krieger nach dem andern streckte sich zum Schlafen neben den sauber abgenagten Ueberbleibseln seines Fleischschmauses hin und wickelte, ein paar Schritte vom Tische wegtaumelnd, das dumpfe Haupt in die Falten seines schmierigen Umhängtuchs, und überließ sich dem schweren Schlummer der Völlerei.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine um den Kopf gehende, über den Augenbrauen vorstehende, mit vielen Kettchen und Baumeln behangene dicksilberne Stange — eine vom Schoaer Monarchen für die Erlegung eines mohammedanischen Adaielkriegers verliehene Auszeichnung. D. Ueb.

Reise nach China.

Zweiter Brief.

An Bord der Dampfcorvette Archimedes.
Auf der Rhede in der Tafel-Bay, Vorgebirge der guten Hoffnung, 15 Mai 1844.

Wir sind nach einer Fahrt von achtunddreißig Tagen am Cap der guten Hoffnung angekommen, ohne seit unserem Aufenthalt in Cadix auch nur eine Stunde übles Wetter gehabt zu haben. Wir haben dieses berühmte Vorgebirge der Stürme, die in der That auch in der guten Jahreszeit hier sehr häufig zu seyn scheinen, in einer der schlimmsten Perioden des Jahres umschifft und völlige Windstille gefunden. Da indessen der Ankergrund vor der Capstadt in diesem Monat immer sehr gefährlich bleibt, haben wir vorgezogen in der Simons-Bay vor Anker zu gehen, welche sicherer und nur fünfzehn Stunden entfernt ist. Die Engländer haben hier ein sehr wohlversehenes Seearsenal, wo wir Mundvorräthe und einen Theil der Ausrüstungsgegenstände einnahmen, die uns das Meer in dem Busen von Gascogne entführt hatte. Wir fanden es jedoch unmöglich Kohlen zu bekommen, und mußten daher nach drei Tagen auf die Rhede vor der Capstadt in der Tafel-Bay zurückgehen.

Die Capstadt ist eine prächtige, wohlgebaute Stadt mit breiten Straßen. Die Berge, welche sie umgeben, sind alle sehr dürr und unfruchtbar, aber an allen Plätzen, wo sich etwas gutes Erdreich vorfand, sind reizende Landhäuser angelegt worden, welche, von kleinen Gärten und öfters von dichten Baumgruppen umgeben und auf der Rückseite der Hügel hin zerstreut, so vielen Oasen in einer großen Wüste gleichen. Jeden Tag finden von hier neue Auswanderungen ins Innere des Landes statt; beinahe alle holländischen Familien ziehen, um den Bedrückungen der Engländer zu entgehen, von der Meeresküste weg, und mit diesen Familien, welche die wilden Horden der Kaffern und Hottentotten vor sich her treiben oder ausrotten, verbreitet sich die Civilisation immer weiter gegen den Norden und verscheucht die Tiger und Elephanten, die sich noch vor wenig Jahren an dem Uferlande sehen ließen, in die innern Wüsten.

Ich komme so eben von einem Ausflug auf den Tafelberg zurück. Es war ein mühseliges Klettern von drei Stunden auf Wegen, wo die Geißen straucheln würden, mit einer brennenden Sonne auf unsern Schultern; kein Wölkchen am Himmel, kein Lüftchen in der Atmosphäre. Zuerst stiegen wir längs einer schönen Cascade hinauf, die uns zu dem Einschnitt leitete, welcher die beiden Tafeln von einander trennt. Hier fanden wir eine ungeheure Schlucht, die sich gegen oben hin verengert. Es ist ein bewundernswürdiger Anblick: man stelle sich zwei senkrechte Felswände vor von ungefähr 2000 Fuß Höhe, die in einem spitzen Winkel von einander abstehen und an der Spitze des Winkels bloß einen engen Durchgang zeigen, der auf den ersten Blick kaum für einen einzelnen Menschen weit genug erscheint. Und dann zwischen diesen beiden riesigen Felsenmassen einen steilen Weg, mit Felsstücken bedeckt, die der Sturm von dem Berge losgerissen, mit Gerölle, wilden Pflanzen und schlüpferigem Sande. Man steigt hinauf, indem man bei jeden drei Schritten vorwärts wieder zwei zurückrutscht, man steigt, steigt immer fort; je höher man kommt, je weiter scheint der Gipfel zurückzuweichen. Aber wenn man endlich oben angekommen ist, welch herrliches Schauspiel entschädigt für die gehabte Mühe! Zu unsern Füßen dehnt sich die Stadt aus, wie ein großes Damenbrett, die Rhede mit ihren Schiffen, welche von dieser Höhe aus wie Nußschalen erscheinen; hinter uns die Falsche Bay mit ihren sandigen Ufern, das Cap der guten Hoffnung mit seinen Brandungen; im Süden ein endloser Ocean, ohne Gränzen bis zu den Polen; im Norden Gebirgsketten, ohne andere Bewohner als Bären und Elephanten; ein wildes Land, in welches der europäische Eindringling noch keinen Fuß gesetzt hat, und das dennoch einst zu seiner bestimmten Zeit seine Gesetze, seine Industrie und Civilisation erhalten wird.

Wir hatten einige Matrosen mit uns genommen, die ein Frühstück trugen, dem wir alle Ehre anthaten. Der Gipfel des Berges, der eine wie mit dem Hobel geebnete Fläche bildet, ist mit kleinen Lachen von Wasser übersäet, welches der Regen in den Felslöchern zurückgelassen hat und welches wir sehr frisch und köstlich fanden. Nachdem wir das vor unsern Augen ausgebreitete Panorama zur Genüge genossen hatten, kletterten wir wieder herunter. Dieß geht zwar leichter von statten als das Aufsteigen, aber man darf nicht schwindlicht seyn. Diese steile Niederfahrt hat wirklich etwas Furchterregendes, meistens muß man rutschen und rollen, wobei man sich oft mit Fuß oder Hand an Gesträuch oder Stämmen anhält, die unter dem Fuß zusammenbrechen oder gegen einen Stein stemmt, der unter einem wegrollt, unter der augenscheinlichsten Gefahr, in unaufhaltbaren Schuß fortgerissen zu werden! Endlich kamen wir, gut oder übel, unten an.

Es sind heute, um erwiesene Höflichkeiten zurückzugeben, Damen an Bord eingeladen, denn von dem ersten Augenblick unserer Rastzeit in der Rhede sind wir mit Einladungen überhäuft worden: Bälle, Essen, musikalische Soiréen, es war nicht zum Auskommen.

Diese Nacht werden wir nach St. Mauritius abfahren.

Miscellen.

Der Ratabaum (Metrosideros robusta) in Neuseeland ist eine der eigenthümlichsten Waldpflanzen, die man kennt; er beginnt als Schmarotzerpflanze, erlangt aber nach und nach eine solche Größe, daß er zu den Riesen des Waldes gezählt wird. Man sollte ihn anfangs für einen zarten Weinstock halten, der mit seinen Ranken einen Baum umschlingt und eben so gut in die Quere oder kopfunter wächst; allmählich nimmt er aber an Umfang zu, und nach einer gewissen Zeit hat die Schmarotzerpflanze den Baum, der sie nährte, getödtet, treibt ihre eigenen Wurzeln in den Boden und bildet eine große Anzahl Zweige, die ihrerseits ihre luftigen Wurzeln nach allen Seiten aussenden und die benachbarten Bäume erreichen, bis endlich die Rata einen bedeutenden Raum mitten im Walde einnimmt. Die Eingebornen behaupten, man weiß nicht recht mit welchem Grunde, daß der Schatten des Ratabaumes tödtlich sey. (Echo du Monde Savant vom 19 Januar.)

Kupfererz in Cuba. Die in Cuba aufgefundenen Kupfergruben scheinen sich sehr ergiebig zu beweisen, aber in Cuba fehlt es an den nöthigen Anstalten zum Schmelzen, weßhalb das Erz nach England geschickt wird; dieser Handel wird allmählich so thätig, daß in den ersten 14 Tagen dieses Jahres 12 Schiffe mit Kupfererz aus Cuba in Swansea anlangten. (Shipping Gazette vom 21 Januar.)



Nr. 35.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Februar 1845.

Ragusa-Vecchia. *)

Ueber den Untergang des alten Epidaurus herrschen verschiedene Angaben. Einige Schriftsteller nennen Attila, diesen Heerwagen der Zertrümmerung um die Mitte des fünften Jahrhunderts, auch hier; andere geben das Jahr 510 an. Wie aber, frägt mit Recht Kattalinitsch in seiner Geschichte Dalmatiens, hängt das zusammen mit der historisch feststehenden Nachricht, daß 536 die Streiter Konstantians in Epidaurus einige Tage ausgeruht? — Darin stimmen Alle überein, daß auf den Trümmern der genannten Stadt Ragusa-Vecchia erbaut worden. Auch diese wurde später von erobernden Horden überwältigt und verheert — um die Mitte des siebenten Jahrhunderts, zur Zeit, wo östliche Slawenstämme von neuem in völkerwandernde Bewegung gerathen und wo auch Salona dem Andrang der Awaren fiel — 640, sechzehn Jahre vor Heimsuchung Ragusa-Vecchia's durch die Treburier. Walteten diese auch nicht wie ihre Vettern in Salona als geübte Mauerbrecher, so ließen sie das Scharfrichteramt nicht minder sich gefallen und mähten schonungslos nieder was unter ihre Hände kam; doch entzogen viele der Einwohner noch zu rechter Zeit sich durch die Flucht ihrem vernichtenden Schwerte. Von diesen wendete ein Theil sich nordwärts und gründete in Gemeinschaft mit den Flüchtlingen anderer um dieselbe Zeit zerstörter Städte Ragusa; eine Anzahl, die sich verborgen gehalten bis zum Abzug der Eroberer, kehrte zurück in die geliebten Mauern; ihnen gesellten, angelockt von Sehnsucht nach dem alten Neste, immer mehrere sich zu von den gen Nord Entwichenen, und so erhielt die durch ihren eingeborenen Stamm von neuem bevölkerte Stadt den seitdem ihr gebliebenen Namen als Mutter von Ragusa. Ragusa-Vecchia mit ihren grauen Mauern erhebt sich malerisch an einer Meeresbucht; ihre westlichen Gassen ziehen steil den Berg hinan; sie zählt über achthundert Einwohner. In einem vor dem östlichen Thore gelegenen Hügel zeigt man die berühmte Hilarionshöhle, wo Sanct Hilarion durch Berührung seiner geseiten oder geweihten Ruthe den Drachen entzaubert. Einige wollen die Höhle und den Drachen gar mit Kadmus in Verbindung bringen.

Am frühen Morgen weckte mich der freundlich zuvorkommende Prätor des Ortes, eine wahrhaft jungfräuliche Erscheinung unter den Bannerträgern der Themis, welcher Göttin er mit leidenschaftlicher Liebe anhangt, zu einem systematischen Schau- und Musterungsgange. Die spärlichen Reste des Alterthums von Epidaurus beschränken in dem Inneren des nachgeborenen Städtchens sich auf einige in die Wände vermauerte Steine. Die meisten fand ich in dem Franciscanerkloster. Am bemerkenswerthesten erschien in dem Hause eines reicheren Privaten nahe bei der Hauptwache ein römischer Fahnenträger, den Adler in der Rechten, den Schild in der Linken haltend, unbeweglich, so oft auch der österreichische Zapfenstreich zu seinen Füßen tönt; dicht daneben in einem anderen ziemlich unansehnlichen Gebäude ein Triumphwagen, jetzt nur Zeuge noch günstig oder ungünstig einschlagender Oel- und Maisernte. Draußen hinter Hecken und rohen Steinmauern am Wege zum Campo Santo sind noch manche Inschriften erhalten auf Gräbern, deren Inwohner nach dem streng orthodoxen Glauben schwerlich zu den Freuden des Paradieses erstehen dürften; darunter eine, das Grab einer 27jährigen Freigelassenen bezeichnend, die an einen Legionssoldaten verheurathet war. Sey ihr die Erde leicht und der Tag der Auferstehung freudig! — Weiterhin, auf einer Anhöhe, finden sich dürftige Trümmer einer römischen Wasserleitung; unfern davon der Platz, wo ein mit derselben in Verbindung gebrachtes Badehaus gestanden, sichtbar im Halbkreise erbaut. — In einem Weingarten, neben einer epheuumrankten Hütte unweit dem Wege nach Ragusa, liegt ein zerbrochener Stein mit der Inschrift PCO RM... DOLABELLA... — Dieser wurde mir von meinem aufmerksamen Führer mit besonderem Antheil gezeigt als der Grabstein seines Vorfahren im Amt, und zweifelsohne auch eines der ältesten namhaften Prätoren in den kaiserlichen Staaten. Zugleich bemerkte er, wie dieser Dolabella ein geschätzter Geschichtschreiber gewesen, eine Beschäftigung, wozu freilich

*) Aus einer demnächst im J. G. Cotta'schen Verlage erscheinenden Reiseskizze: Istrien und Dalmatien.

bei dem gegenwärtigen Drange wichtiger Amtsgeschäfte einem gewissenhaften Prätor keine Zeit verbleibe. Daß der jüngste Nachfolger Dolabella's Jurist mit ganzer Seele sey, bezeugt seine kleine Hausbibliothek, in welcher, außer Rechtsbüchern, auch nicht eine literarische Spur — gewiß ein Mangel, der ihm in aufsteigender Linie unter den Sternen nicht zum Nachtheil wird angerechnet werden; und die Rechnung über den Sternen scheint seine Seele, scharf auf das Realistische gewendet, ruhig der Zukunft anheimzustellen. Wie aber auch den trockensten Geschäftsmann je bisweilen eine liebenswürdige Schwäche anwandelt, so erwähnte mein dermalen ganz und gar in Jurisprudenz aufgehender Geleitsmann, daß er bei Antritt seines Amtes sich habe beikommen lassen, den Hauptplatz des Oertchens mit Akazien zu bepflanzen, um den Bewohnern eine schattende Erquickung in der Sommerhitze zu verschaffen; die Undankbaren aber hatten in einer Nacht die jungen Stämmchen ausgerissen und an deren Stelle Zettel angeklebt mit der Mahnung, lieber Kukuruz zu bauen, den könne man doch essen. Dieser schlechte Dank für guten Willen und wohlgemeinte Bemühungen habe ihn noch mehr bestätigt in der Ansicht, sich für die Gegenwart um nichts mehr zu bekümmern als um seinen Geschäftskreis und um sein Fortkommen in der Zukunft.

Medsko, der Rebell.

(Fortsetzung.)

Die grünen Matten des Schoaer Dappi-Gaues sind von niedern nackten Felsenketten, mit da und dort einem einzelstehenden die Wohnung eines christlichen Landmanns tragenden Erdhügelchen seltsam unterbrochen und durchsetzt, während zwischen jeder kleinen Anhöhe der träge Bach sich langsam durch den beblümten Wiesenplan windet, als spare er seine Thatkraft für den donnernden Sprung in den Schlund des Tschaka auf. Zerklüftet, schroff und öde fällt dieser gewaltige Abgrund über 1000 Fuß steil von der Ebene ab. Seine Riesenwände sind stellenweise mit zartem Moose oder süßduftendem Thymian befranzt. Wenige Hüttchen betipfeln die Aufstaffelungen, welche während der schweren Wehen seiner Entstehung herausgetrieben wurden; der Wolf aber und die Hyäne sind die Hauptbewohner der dunklen Höhlen und schlüpfrigen Spalten, und über dem klaffenden Schlunde kreischt der Geier seinen Todesschrei. Der Aberglaube des Menschen hat die schwindelnde Klippe und die düstere Schlucht mit seinen finstern Armen umschlungen, denn hier plackt sich in den Eingeweiden der Erde der Gefangene, das harte Eisen herauszufördern. Der tönende Hammerschlag des gefürchteten Schmieds *) stört die Stille des Tages und der Lobgesang steigt feierlich im Frühnebel von der nahen Erlöserskirche empor, die im Schirm und Schatten eines dunkeln Haines von Wachholderbäumen *) steht. Tief unten im Grunde erscheint der Tschaka wie ein murmelndes Bächlein, obwohl da die gesammelten Gewässer einer breiten Hochebene in brausendem Ungestüm hinrollen, ihren Zoll dem gewaltigen Nil zu entrichten; und in häufigen Zwischenräumen stürzen wildschäumende Bergströme über die dräuende Böschung, welche meilenlang in einem ununterbrochenen Steilhang die uneinnehmbare Befestigung des Landes (Schoa) bildet.

Nahe da wo dieser abenteuerliche tiefe Bergriß anhebt, und kaum auf Büchsenschußweite von seinem Rande steht Angollala, die wachsende zweite Hauptstadt des Reichs (Schoa) und der große Außenwehrposten für den obern Paß ins Christenland. Drei Hügel, die jäh aus der grünen Fläche aufsteigen und einen Kreisraum einschließen, waren von dem klugen Gründer (Sahela Selassi) mit wohlbedachter Wahl zur Baustätte auserkoren worden; damals indessen war die Ansiedlung noch in der vollen Unordnung des Entstehens. Erst einige schlechte Hütten von den leichtesten Baustoffen waren hastig an den Halden der zwei kleinern Hügel errichtet worden, dessen kleinster indessen durch das stattliche Gebäu einer der h. Bundeslade geweihten Kirche und der umfänglichen, auf seinem Plattgipfel thronenden Hofburg des Königs sich auszeichnete. — Einige wenige Bäume streckten ihre verkümmerten Häupter ober den Strohdächern der verschiedenen, dicht auf den Scheitel des Hügels herum gedrängten, herrschaftlichen Küchen und Vorrathhäuser in den kalten unfreundlichen Wind, und ein tiefer Gürtel der blumentragenden Umbar umschlang mit duftenden Lilablüthen die königlichen Wohngebäude. Reichlich von der Natur allerorten verstreute Steine und Felsstücke bildeten ein bedeutendes Hemmniß für ein schnelles Vorrücken der Reiterei, und starke schwere Verpfählungen, die in doppelter oder dreifacher Reihe den Hügelhang weit hinab sich zogen, schirmten die königlichen Bewohner gegen jeden plötzlichen Ueberfall des Gränzfeindes.

Eine weite Wiese streckt sich vom Schloßhügel bis zum Saume der Tschaka-Schlucht, und auf der Höhe gegenüber liegt die anmuthige Ortschaft Tscherkos, welche wegen ihrer Schönheit einst von den Galla den Namen der „Königin des Hügels" erhalten hatte. Von einem prächtigen Haine meergrüner Bäume vor rauhem Wind und Sonnenbrand geschützt, überschaute das Dorf die lustige Halde, welche in bunter Abwechselung der reichen angebauten Fluren und Stücken grünen Weidelands zum Rande der gewaltigen Schlucht sich dehnt. Es war vom letztverstorbenen Könige Schoa's den Heiden abgenommen und in Gunst stehenden Christen des Hofes überwiesen, mit seinen Einkünften aber die Erlöserkirche begabt worden, welche unmittelbar unter dem Dorfe in den dunkeln Tiefen des Tschaka-Grundes errichtet worden war, und jetzt den Vater Abrat zum Vorstand hatte.

Die Sonne war im Duft hinter den dunkeln Gewässern

---

*) Nach einem in ganz Aethiopien und auch im südlichen Arabien herrschenden Aberglauben werden die Schmiede als Zauberer angesehen, die man möglichst meiden müsse. D. U.

*) Wachholderbäume sind eine der vornehmsten Waldbaumarten in Südabyssinien, und man trifft ihrer viele hundertjährige, bis zu einer Höhe von 160 Fuß bei einer Dicke von 4 bis 5 Fuß unten am Stamme. D. U.



des schlammigen Nils hinabgesunken; die Bächlein träufelten in trüben Rinnen von den kleinen Hügeln nieder, um einen jeweiligen See in dem umschlossenen Rundschauplatz zu bilden, und jedes rauchende Strohdach sandte seinen Antheil zu dem dicken Nebelgewölk auf, das sich rasch über den niedern Hügeln Angollala's lagerte. Die Wiesenbäche waren bis zum Rande angeschwollen und die langgestreckten Ebenen boten, schimmernd vom üppigen Grün, dem Auge einen erquicklichen Anblick, aber dem Fuße eine gar verrätherische Oberfläche. Der Regenzeitwind tobte aber auch ungestüm übers Land und dem Herkommen gemäß bewohnte der Herrscher, immer begleitet von seinen Hausbeamten und Hofhalt, allein das Schloß, alle Statthalter und Vornehmen hatten sich verabschiedet und waren nach ihren verschiedenen Landschaften abgereist; die angehende Hauptstadt war nahezu verödet, und mit Einbruch der Nacht suchten die wenigen noch gebliebenen leibeigenen Bewohner ein trocknes Eckchen in ihren gebrechlichen Hütten, die langen Stunden der Dunkelheit in Kälte durchzuschauern.

Wie das Stöhnen des Windes als der Vorläufer des kommenden Sturmes gehört wird, so traf das Summen einer kleinen Menschenmenge zuerst das geübte Ohr des Wächters. Der Wecklärm ward schnell durch das grimmige Gebell der Hunde weiter verbreitet. Das Feierlied der Chorsänger*) verstummte im Schlosse und gefolgt von allen seinen Dienern stürzte der König nach dem südlichen Pfahlwerke. Dann vernahm man deutlich das Heranstürmen eilender Rosse und das Klappern ihrer Hufe über die gegenüberliegenden Höhen über dem Tschaka-Grunde, wie das Heidenheer das dem Verderben geweihte Dorf Tscherkos umzingelte. Darauf sah man rothen Lichtglanz und schwarzes Rauchgewölk sich verbreiten, wie die Brandfackel von Hütte zu Hütte geschwungen ward. Der Wind blies in kalten Stößen und die in furchtbaren Wirbeln durch den Nachtnebel aufschlagenden Flammen erleuchteten von Zeit zu Zeit mit glühendem Schein Klippe und Felszacke und die friedliche, im dunkeln, vom Heidenfuß bisher unbesudelten Wachholderhaine ruhende Kirche. Wildes Kriegsgeschrei, sich mischend mit dem gellenden Gekreisch der Verzweiflung, rollte jetzt in bald helleren, bald dumpferen Tönen über die dazwischenliegende Ebene. Das ganze Firmament glühte zuletzt in einer Flammenlohe, und schreckenstarre Zeugen des allgemeinen Mordbrandes standen die Insassen der Königsburg; denn das heilige Bereich der Kirche selbst war jetzt von den grimmigen Angreifern überzogen worden, und deutlich konnte man eine Gruppe Priester in den letzten Todesnöthen von einer Masse der wilden Feinde umringt sehen. Doch der nächste Qualm und Wirbel aus dem dampfenden Kessel dazwischen verhüllte den Grausenauftritt den Blicken. Asrat schauderte bei dem Gedanken, wie nahe ihm Marter und Tod gestanden, denn erst an dem heutigen Morgen hatte er das heilige Obdach verlassen gehabt. Umsonst aber strengte sich das Auge an zu ersehen, was vorging; die nächtliche Finsterniß vereitelte sein Bemühen. Allmählich aber verendete die Flamme und ein gräßlicher Aufschrei des Frohlockens aus zehntausend wilden Kehlen erscholl über Berg und Thal, zur Gewähr, daß das Mordwerk für die Nacht blutigst abgethan worden, und daß es an schlachtfertigen Schaaren für den Morgen nicht mangele .....

Hast und Verwirrung herrschte überall in der jungen Hauptstadt. Man rieth den König, den Schutz der Finsterniß zu benützen und sich nach Ankober zurückzuziehen, allein sein Vormitternachtstraum war ein angenehmer gewesen, und die Worte des starken Mönchs erhielten seinen Muth lebendig. „Soll ich meine Kinder verlassen am Tage ihrer Bedrängniß," rief er aus, „und den Sitz meines Hauses besudeln lassen durch die verfluchte Berührung des Empörers? Nein, eher Tod, denn solche Schmach!" Die Pforten der Königsburg thaten sich auf, die erschreckten Einwohner aufzunehmen, welche haufenweise heraufkamen. Jedes Luntengewehr ward von den Wänden des großen Hauptsaals herabgenommen und den Jüngern und Streitbaren ausgetheilt. Thüren wurden verriegelt und verrammelt, und wie durch ein Wunder schienen sattsame Vertheidigungsmittel für eine Zeitlang aus der wenig bewohnten Gebäulichkeit aufgeschossen zu seyn.

Die Kiele der Deftra*) wurden jetzt mit dem nachdrücklichsten Eifer in Bewegung gesetzt, und wie jedes Brieflein oder Wahrzeichen oder Aufforderungsschreiben von dem Herrn genehmigt, den Eilboten eingehändigt war, saß der wilde Reiter im Nu auf seines Rosses Rücken und jagte, das lange Haar weitflatternd im Nachtwind, hinaus in schnellster Hast fort über die östliche Ebene.

Der dringende Ruf um Beistand flog rasch durchs ganze Land. Die Liebe und Furcht des Königs brachte Landvogt und Lehnsmann zu Hülf und Entsatz herbei, und da der Haß gegen des Empörers (Medoko) frechen Uebermuth selbst die trägen Geister aufstachelte, so hatten sich schon lange vor dem ersten Hahnenschrei zahlreiche Schaaren aus der nächsten Umgegend auf der Wiese gesammelt — eine lebendige Wehr und Schranke zwischen dem belagerten Herrscher und seinem grimmigen Bedroher.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Reise nach China.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

An Bord der Dampfcorvette Archimedes.
Auf der Rhede von Madras, den 27 Jul. 1844.

Wir haben die Ueberfahrt vom Cap der guten Hoffnung nach der Insel Bourbon in vierundzwanzig Tagen gemacht. Wir hatten während acht Tagen hohe Breiten zu durchsegeln, den gewöhnlichen Schauplatz

---

*) Der König hat eine große Anzahl Sänger, die nur geistliche Lieder, Psalmen u. s. f. und zwar die ganze Nacht durch abwechselnd in seiner Nähe zu singen haben. D. U.

*) Schreiber. D. U.

der heftigsten Stürme auf dem ganzen Erdkreis, besonders in dieser Jahreszeit, und haben uns beständig einer stillen See und herrlichen Wetters zu erfreuen gehabt. Auch haben wir dabei keine Steinkohlen verbraucht, und da hiedurch der Aufenthalt in Mauritius unnöthig wurde, segelten wir unmittelbar auf Bourbon, wo wir hörten, daß eine Epidemie, die gerade in Mauritius herrscht, allen Verkehr zwischen den beiden Inseln völlig unterbrochen habe.

Bourbon ist eine herrliche Colonie und im blühendsten Wohlstande. Unglücklicherweise hat die Insel keinen Hafen. Die Schiffe, die dorthin auf die Rhede kommen, sind in beständiger Gefahr, und es vergeht kein Jahr ohne Unglücksfälle; selbst dann, wenn das Wetter nicht stürmisch ist, wird der Verkehr mit dem Ufer durch die starke Brandung öfters unmöglich gemacht. Das Land selbst ist bewundernswürdig fruchtbar und malerisch. Die Leichtigkeit, welche das nahe Indien darbieten würde, sich indische Arbeiter zu verschaffen, macht, daß man die Aufhebung der Sklaverei keineswegs fürchtet, sondern vielmehr wünscht. Es hat übrigens das Ansehen, daß während Bourbon blüht und sich bereichert, die Schwesterinsel Mauritius an Entkräftung dahin stirbt. Die letztere soll sich in dem traurigsten Zustande befinden; man sieht da nichts als Elend. *)

Die Ankunft eines Kriegsdampfschiffes auf der Rhede von St. Denis war etwas ganz Neues hier zu Lande. Daher waren wir beständig mit Besuchen von Herren und Damen überschwemmt. Es gab Soiréen, Bälle und jeden andern Tag war Oper. Während wir uns segelfertig machten, zwei Stunden vor dem Lichten unserer Anker, hatte sich die ganze Bevölkerung von St. Denis auf dem Barachoir, den Uferdämmen und in den Straßen an der See versammelt, um ein Dampfboot im Gange zu sehen. Alle Fenster, Dächer und Bäume waren voller Menschen. Wir waren bei unserer Ankunft längs der Südseite der Insel hingesegelt; bei unserer Abfahrt umschifften wir die ganze nördliche Hälfte. Diese letztere Küste ist die fruchtbarste und reichste: grünende Anhöhen, blüthenbedeckte Berge, Kokoswälder, Felder mit Gewürznelkenbäumen überwachsen, weite Ebenen, schöne Wohnsitze; hie und da kleine, ganz weiße Kirchen, die zwischen Fichtengruppen und Bananen durchblickten; Neger und Negerinnen, die in ihrer Arbeit innehielten, um uns vorüberfahren zu sehen; junge Creolinnen mit ihren Sonnenschirmen oder alte Pflanzer, die mit ihren breiten Strohhüten dem Ufer zuliefen — alles dieses entrollte sich vor unserem Fahrzeuge wie ein Diorama. Als die Nacht einbrach ließen wir den Vulcan mit seinen von brennender Lava durchfurchten Seiten hinter uns zurück. Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch befanden wir uns der Insel Mauritius gegenüber, an deren Küste wir den Tag über hinfuhren. Diese Insel sieht nicht so fruchtbar aus als Bourbon, bietet aber vom Meere aus pittoreskere Ansichten dar. Gegen Mittag kamen wir vor Port Louis an, welches von einer Seite von dem Pouceberge überragt wird, von der andern vom Peter-Bot, einem spitzigen Pic, der, von einem zweiten umgekehrten Kegel bedeckt, sein bizarres Haupt in den Wolken versteckt. Die Ebenen Williams, mit grünem Zuckerrohr bepflanzt, dehnten sich zwischen einzelnen Höhen aus, und zwischen einer doppelten Reihe von düstern, unbebauten Felsen erschien die Mündung des schwarzen Flusses. Um vier Uhr umfuhren wir die scharfe Ecke von Miro und fanden uns im Norden vom Cap Malheureux, der Insel Ambre und der Bay Tombeau; kurz alle Episoden Bernardins de Saint Pierre zogen an unsern Augen vorüber.

Am 15 Julius ruhten wir vor Ceylon aus. Der Hafen von Trincomale, so berühmt durch einen von Suffrens Seesiegen, gewährt einen herrlichen Anblick. Es ist ein ungeheures Bassin, von allen Seiten eingeschlossen und voll kleiner Inseln, Mündungen und Buchten, welche letztere sich oft tief ins Land hineinerstrecken. Es herrscht da eine Hitze, von der man sich in Europa keine Idee machen kann. Es würde eine Freude hier seyn, seine ganze Zeit im Wasser zuzubringen, aber unglücklicherweise ist das Meer mit einer Unzahl von Haifischen bevölkert. Wir legten unser Fahrzeug an den Quai im Arsenal selbst an, um Kohlen zu laden. Ueber dem Quai erhebt sich ein sehr waldiger, von Affen bewohnter Berg. Es war ein Vergnügen sie des Morgens ihre Sprünge machen, sich von Baum zu Baum schwingen, ihr Frühstück auf den Zweigen einnehmen, sich am Schwanze aufgehängt mit allen möglichen Grimassen hin und her schaukeln zu sehen. Die Insel ist voller Bäume und merkwürdiger Blumen. Vögel von den glänzendsten Farben flattern unaufhörlich unter den köstlichen Gebüschen herum. Aber unterhalb dieser reizenden Luftbewohner finden sich Tiger, gräßliche Schlangen, deren Biß tödtlich ist, und Heerden von Elephanten. Die Elephanten, in den meisten andern Ländern gefährliche Thiere, sind hier völlig harmlos, und wenn wir uns länger aufgehalten hätten, würde ich auf die Jagd dieses neuen Wildes ausgegangen seyn. Man bezeichnete uns einen Ort an der Küste, den sie häufig besuchen; er liegt aber ziemlich weit von dem Ankergrunde ab. Man läßt sich in Kähnen dahin rudern und schlägt mit Hülfe der eingebornen Führer ein Zelt auf, um mehrere Tage auf dem Jagdgrunde zu verweilen. Darauf läßt man treiben und sieht die Elephanten in Truppen von drei und vieren ankommen. Man kann ziemlich nahe zu ihnen hingehen, ohne daß sie im geringsten unruhig werden. Sie setzen sich nicht eher in Bewegung, bis sie Schüsse fallen hören, und auch dann bloß, um zu fliehen. Jede Kugel, die ihren Körper trifft, ist verloren, aber eine einzige in den Kopf streckt sie nieder. Es soll jedoch nicht ganz gefahrlos seyn, einem einzelnen Elephanten zu begegnen; ein solcher ist, nach der Versicherung der Eingebornen, gewöhnlich ein schlechtes Subject, das von seiner Gesellschaft weggejagt worden ist, ein eigentlicher Geächteter. Aufgebracht durch das einsame Leben oder im Bewußtseyn, daß er nichts zu verlieren und alles wagen kann, greift er oftmals die Menschen an, und ich kann mir vorstellen, daß es nicht sehr angenehm seyn muß, es mit einem solchen Gegner zu thun zu haben. (Fortsetzung folgt.)

*) Dieß ist jedenfalls übertrieben, obgleich nicht zu läugnen, daß seit drei Jahren die Verlegenheiten zunehmen wegen der ziemlich hohen Arbeitspreise. A. d. R.

Zahl der Irren in England. Die **Annales de la Société de médecine de Gand** enthält die Angabe, daß die Zahl der Irren in Großbritannien sich seit 20 Jahren mehr als verdreifacht habe. Jetzt finden sich in England 6808 Narren und 5741 Blödsinnige, zusammen 12,549 oder etwa 1 unter 1000. In Wales finden sich 133 Narren und 763 Blödsinnige, zusammen 896 oder etwa 1 unter 800. In Schottland gibt es 3632 Narren, etwa 1 unter 700, und in Irland steigt die Zahl auf mehr als 8000 oder gleichfalls wenigstens 1 unter 1000. Man rechnet, daß von 1000 Narren etwa 110 es durch starke Getränke geworden sind, 100 in Folge unglücklicher Geschäfte, 78 durch Epilepsie, 73 durch gekränkten Ehrgeiz, 73 durch übermäßige Arbeit, 71 sind geborne Blödsinnige u. s. w. (**Echo du Monde Savant.** 19 Jan.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 36.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Februar 1845.

Etwas über die Eingebornen von Australien.

Hr. Hodgkinson, welcher das Land vom Macquarie bis Moreton Bay (im Norden von Sydney) in Auftrag der Colonialregierung untersuchte und aufnahm, hat darüber ein kleines, nur dritthalbhundert Seiten langes Schriftchen herausgegeben, das manchen dicken Band werth ist, wo der Verfasser, mit seinem lieben Ich zu viel beschäftigt, alle möglichen Einzelnheiten der Reise, nur nicht Land und Leute in unbefangener Darstellung schildert. Wir kommen auf dieß schon mehrfach von uns citirte Werk noch besonders zurück, und heben nur wiederum ein Bruchstück aus „über die Eingebornen," so weit der Verfasser mit ihnen bekannt wurde.

„Obwohl die Eingebornen in ihren Kriegen unter einander im allgemeinen offen und ehrenhaft zu Werke gehen, so ist doch ihr Betragen gegen die Weißen ganz anders und oft im höchsten Grade verrätherisch. Es kommt häufig vor, daß gerade diejenigen Weißen, welche besonders freundlich gegen sie sind und den Eingebornen Geschenke gaben, zuerst als Opfer ausersehen werden, denn wenn ein Weißer einem Eingebornen ein Geschenk gibt, ohne einen Dienst dagegen von ihm zu verlangen, so schreibt der letztere den Edelmuth des Weißen der Furcht zu. So waren die Holzsäger am Nambucca, welche den Schwarzen, um sie zu gewinnen, eine große Menge Mehl, Tabak, Zucker u. dgl. gaben, alsbald ihren mörderischen Angriffen ausgesetzt, die erst dann aufhörten, als die Eingebornen durch einige derbe Lectionen von der Ueberlegenheit der Waffen der Weißen überzeugt worden waren. Die Districte um Port Philipp, wo die Schwarzen die größten Ausschweifungen verübten, waren gerade die, wo die bezahlten „„Protectoren der Eingebornen"" wohnten; die Ernennung dieser letztern hat nichts Gutes gestiftet, da die Eingebornen kecker in ihren Angriffen auf entfernte Hirtenstationen geworden sind, als sonst irgendwo, und wenn man sie nach ihren Räubereien verfolgte, so haben sie manchmal höhnisch die Weißen herausgefordert, auf sie zu schießen, der Gouverneur werde schon jeden aufhängen, der einen Schwarzen ermorde.

„Das System, durch Milde und Sanftmuth die Eingebornen civilisiren zu wollen, ist ganz falsch, und überhaupt halte ich alle Bemühungen sie zu einem Ansiedlerleben zu bringen, für nutzlos, denn welchen großen Reiz bietet das monotone, mühselige Leben der arbeitenden Classen im civilisirten Zustande dar, daß der Wilde sein unabhängiges, sorgloses Leben, das durch die reizendsten Zwischenspiele von Jagd, Fischerei, Kampf und Tanz ausgeschmückt ist, darüber opfern sollte. Es ist gewiß nicht eine Folge des Mangels an Verstand, daß die australischen Ureinwohner sich bis jetzt ganz uncivilisirbar bewiesen haben. Man hat gewöhnlich die geistigen Fähigkeiten des australischen Wilden zu sehr unterschätzt, mit Ausnahme weniger Schriftsteller, welche wie Orley, Sturt und Mitchell, namentlich der letztere, Gelegenheit hatten ihre Sitten und Gewohnheiten im reinen wilden Zustande zu beobachten. Ich will hier nur ein Beispiel anführen, das ich selbst beobachtete. Während meine Zelte am Nambucca aufgeschlagen waren, kam ein Eingeborner in mein Lager, der nicht im Stande war mit meinen Leuten sich in dem Jargon zu unterhalten, der gewöhnlich den Verkehr zwischen Schwarzen und Weißen vermittelt. Da ich es mir zur Regel gemacht hatte, niemals einen Eingebornen um meine Zelte herumschlendern zu lassen, ohne ihn irgend einen leichten Dienst verrichten zu lassen, den ich dann mit Mehl oder Tabak vergütete, so befahl ich meinen Leuten ihm etwas zu thun zu geben. Man brachte ihm einige Gewehre zum Putzen, mein Diener schraubte das Schloß von einem derselben ab, und zeigte dem Schwarzen, wie er das Gewehr mit einem Lumpen putzen solle. Dieser Mann hatte nie ein Gewehr in der Hand gehabt, und dennoch putzte er nicht nur das Schloß mehrerer Gewehre, sondern nahm auch ein Percussionsgewehr, das mein Diener mitgenommen hatte, um es selbst zu putzen, legte das von dem andern Gewehre doch so sehr abweichende Schloß auseinander, reinigte und ölte es sorgfältig und setzte es dann wieder zusammen, was gewiß unter zehn mit solchen Gewehren unbekannten Engländern nicht Einer gethan hätte. Einige Eingeborene zeigen eine ungewöhnliche Geschicklichkeit als Zimmerleute und auch im Gebrauch mehrerer Werkzeuge, wie ein Weißer nur nach längerer Uebung sie zeigen

würde, und überhaupt ist in allen mechanisches Geschick erfordernden Dingen der australische Eingeborene ein sehr fähiger Schüler."

Medoko, der Rebell.

(Fortsetzung.)

Der Morgen tagte hell ins Land, aber Tscherkos, das schöne Dorf, traf sein Strahl nicht mehr. Tod und Verwüstung hatten sich bis zu den Thoren der Fürstenstadt verbreitet, und den Felsenrücken bedeckte eine schwarze Masse des Gallaheeres. Die Ebenen waren aber zu morastig, um das Gewicht von Reiter und Roß zu tragen, und nach einem unwirksamen Versuch einer oder zweier kleiner Streifrotten lagerte sich das Kriegsgewölk, mit den hellen Lanzen blitzend aus seinem dunkeln Schooße, wiederum auf den Mordschauplatz.

Furchtbar fürwahr war der Anblick, welcher sich den Amharaern darbot, als sie ihren Stand gegenüber dem ausgeraubten Dorfe an dem drohenden Absturz der Schlucht nahmen. Die Zackenfelsen drüben waren dicht belegt mit den verstümmelten Leibern ihrer ermordeten Landsgenossen. Männer, Weiber und Kinder waren ohne Erbarmen hingeschlachtet worden, und die tausend begünstigten Einwohner eines freundlichen Aufenthalts lagen jetzt splitternackt und in ihrem Blute zwischen den Felsen herum, wohinab sie die Stärke der Heiden geschleudert hatte. Das zuckende Erheben eines Armes hie und da bekundete, daß in Einigen der Lebensfunke noch glimme; allein der Riesenschlund war dem Fuße des Menschen unzugänglich, und der Wolf und die Hyäne lagen, angefüllt und übersatt nach ihrem rauchenden Fraßfest, in ungestörtem Verdauen.

Die Sonne strahlte die nächsten Tage nach dem Erscheinen der Heiden hell und warm, und die nasse weiche Wiesendecke hatte ihre gewohnte Festigkeit wieder erhalten. Beide Theile verlangte es begierig nach dem Kampfe, der die Frage der Obermacht entschieden hätte, denn beide waren mit den nothwendigen Unterhaltsmitteln gleich schlecht daran. Mit ihrer gewohnten Unbekümmertheit um die Zukunft hatten die Galla das Land wüste gelegt und im Vernichten geschwelgt. Die ins königliche Lager gebrachten Zufuhren waren nahezu aufgebraucht, und so entschloß sich denn der König, dem ohnehin die Gegenwart der im Angesicht seiner Hauptstadt aufgezogenen Rebellenschaar ein schwärender Dorn im Aug' und Herzen und dem es jetzt gelungen war, eine stark überlegene Streitmacht zusammenzubringen, am nächsten Morgen eine Schlacht zu liefern.

Gebete und Psalmen waren die liebe lange Nacht hergesagt und hergesungen — Gelübde zu jedem heiligen Orte im Königreiche gethan — die h. Lade der Hauptkirche zu Sanct Michael von Ankober unter einem rothtuchenen Traghimmel hergebracht worden, um ihren Gnadensegen über das Christenheer auszuströmen. Zu früher Morgenstunde zog der König unter dem Schatten der sammetnen Staatsschirme, umgeben von seinen Kriegsobersten, Edeln und Hohepriestern, Pauken und Blasinstrumente vorauf, aus dem Schloßthore, und nahm mit seiner Schaar Luntenflintensoldaten eine Stellung etwa eine halbe Stunde von der Stadt.

Während der Nacht hatten sich fort und fort Abtheilungen Bewaffneter überallher diesem bestimmten Punkte zubewegt. Heersäule um Heersäule quoll durchs Thor oder wälzte sich die Halde hinab, und mit dem dämmernden Morgen bildeten die Krieger Amhara's eine tiefe Schlachtreihe von Reiterei und Fußvolk rechts und links vom Monarchen, wobei eine schmale Ebene und der Tschaka-Fluß sie allein von dem Feinde trennte; aber auch die Galla waren in alle Wege nicht lässig, ihren Stand zu nehmen, indem sie sich in einer dunklen Reihe kampffertig aufstellten, dem jenseitigen Bergrücken entlang, auf dem man die hohe Gestalt des Rebellen deutlich wahrnahm, wie er seine wilden Streitkräfte zum kommenden Treffen aufführte.

Die Schlacht eröffneten des Königs Luntenrohrmannen mit wiederholtem Abfeuern ihrer Gewehre, die Entfernung war aber zu groß für die erwartete Wirkung, und ein Hohngeschrei antwortete jedem unmächtigen Kugelschauer. Tunkaiji, der riesenleibige Krieger, sprengte zum nähern Kampfe hervor, und Schoa's Reiter zögerten nicht, seinem Beispiele zu folgen, denn viele stritten unter den Augen ihrer Frauen und Kinder, alle aber für die Ehre des Königs und die Verherrlichung des wahren Glaubens; auch überstieg die Zahl ihrer Schaar die der Gegenstreiter furchtbar weit.

Ungestüm im Angriff kam das Heidenheer wie der Sturmwind angebraust und sausend hinaus flogen die Steine unter dem schmetternden Hufschlag ihrer Rosse, ihnen grimmig aber entgegen starrten und stießen die langblattigen Lanzen der Amhara, und jeder Zoll Erde ward da mannlich streitig gemacht. Das Gebrüll des schäumenden Stromsturzes, welcher fünfzig Ellen vom Schlachtfelde niederdonnerte, verscholl in den heiser heulenden Lauten, die durch die Lüfte klangen. Das felsige Bette gab eine Zeitlang den Schauplatz des Schlachtens ab, und eine Menge von Sterbenden und Verwundeten aufnehmend — riß sie die trübgeschwollene Fluth der Ewigkeit zu. Endlich las sich jeder Einzelne seinen Feind aus und der Kampf bekam nun das wirre Ansehen eines zufälligen Handgemenges. Die lange Lanze traf auf wenig Widerstand beim Baumwollenzeugkleid, und anderer Waffen beraubt fochten Christ und Galla, mannhaft mit einander ringend, mit Säbel und Messer, und in der Wuth des Augenblicks und in der Aufregung des Ringkampfes rollten viele über die schwindelndhohe Steilwand hinab fest ineinander verkrampft in der letzten Umschlingung des Todes.

Medoko und seine tapfern Söhne waren allerorten im dichtesten Kampfgetümmel. Sein hoch das gewaltige Tosen übertönender Schlachtruf befeuerte die Zagmüthigen und seine Gegenwart beseelte und spornte den glücklichen Kämpfer zu neuem Leben und frischer Anstrengung. Viele der Amharaer Heerhaufen wankten bereits vor dem wiederholten gewaltigen Ansturm der wilden Reiter vom Hawasch, als plötzlich, in der heißesten Gluth der Schlacht, ein zahlreicher Kriegerhaufen,

schwarz bemäntelt und mit langen schweren Lanzen bewehrt, zu Fuß den Abhang herabeilte, im schnellen Vorüberzug vor dem königlichen Staatsschirme sich zur Erde warf, und mit frischer Kraft auf den Kampfplatz niederstieg. Mans' grimme Bewohner waren von den königlichen Erbgütern zu Hülfe und Rettung herbeigeeilt, und ihre wilde Grausamkeit, ihre vor nichts zurückbebende Tapferkeit waren wohl bekannt im ganzen Lande. Die Blutsfreunde und Hausdiener des Rebellen versuchten dem Sturm zu stehen, wurden aber wie welkes Laub im Herbst zerstreut, und der Häuptling kam nun zur Hülfe herbei, um die Wahlstatt mit den Leibern seiner mannlichsten Anhänger besäet zu sehen und Zeuge zu seyn, wie sein geliebtester Sohn, der jugendschöne Hailu, von einem Duzend Lanzenspitzen durchbohrt zur Erde sank. Ein panischer Schrecken faßte die Heiden, und entsetzt und muthlos floh ihr Heer in wildem Getümmel nach allen Seiten.

Umsonst that Medoko Wunder der Tapferkeit — seine Stimme hatte ihren Zauber verloren, und gelähmt durch einen Speerstich in die Schulter wurde er endlich, das stolze Herz von zornigem Schmerz geschwellt, inne, daß das Glück des Tages unwiederbringlich verloren sey. Durch die feindlichen Geschwader — er, der Einzelne — sich durchschlagend, ließ er seinem Roß die Zügel und jagte fort über die Berge.

Die Sonne stand im Mittag, als die heiße Verfolgung begann, und der Arm der Rache ruhte nicht als bis lange nach ihrem Verschwinden am abendlichen Himmelsrande. Jede Ambara-Lanze triefte von Blut bis zum Griff; Feindesblut fleckte jede Wange, und wie der müde Krieger von der Blutarbeit zurückkehrte, war die Brust seines abgetriebenen Streitpferdes mit dem Gewand des verfluchten Heiden geschmückt, dessen Leichnam er den Fängen des wilden Gethiers zurückgelassen hatte.

Nachdem er einige Meilen mit den wenigen Häuptlingen, welche sich von dem Unglücksfelde gerettet hatten, hingesprengt war, erklärte Medoko, als man die Rosse zu kurzer Rast verschnaufen ließ, seine Absicht, die Andern nicht weiter zu begleiten. Umsonst boten ihm jene Häuptlinge eine Freistatt und neuen Beistand an: das starke Herz des Rebellen war in dem jüngst erlittenen schweren Verluste mürbe geworden, und für eine Zeitlang wenigstens beugte er sich der Macht des Beherrschers von Schoa. Nur eine kurze Frist war zur Hin- und Herrede gegönnt, denn schon setzten die Verfolger über den letzten Höhenzug, und nach einem hastigen Wort des Scheidens und des Hoffens auf bessere Tage schwang sich die kleine Schaar wieder auf die Rosse und eilte weiter.

Medoko und sein noch überlebender Sohn Tschara begannen jetzt das schwierige Unternehmen, ihre Schritte mitten durch die vorrückenden Ambara unbemerkt zurückzulenken; indessen setzte sie ihre vollkommene Kenntniß der Oertlichkeiten in den Stand, jede Höhe und jeden Grund mit Vortheil zu benützen. Nach sieben müden bangen Stunden kamen sie unentdeckt an der neuen Hauptstadt *) vorbei und schlugen, ihre Thiere zur Eile antreibend, den Weg nach Ankober *) ein. Der Beresa brüllte aus seinem tiefen Bette zur Berghöhe auf, aber glücklich durchschwammen die wackern Rosse die brausenden Fluthen. Des Königs Wachtleute hatten ihre kalten Posten verlassen, um vor dem schneidenden Windsblasen ein Obdach zu suchen, ehe die beiden Reiter den Felsenpaß des Tschaka, den bewaldeten Hängen des Mamrat **) zu, hinabjagten, und lange ehe die Stimmen der Brüderschaft im Frühmettegesang sich erhoben hatten, waren die Empörer förmlich ins Heiligthum eingelassen worden und ruhten wohlgeborgen in der Freistatt des Klosters Affaf Woira.

* * *

(Schluß folgt.)

*) Angollala. D. U.

*) Die ältere Hauptstadt und das seitherige gewöhnliche Hoflager. D. U.

**) Wörtlich „Gnadenmutter," ein viele tausend Fuß hoher Berg oder Ankober. D. U.

Reise nach China.

Zweiter Brief.

(Fortsetzung.)

Ich verwandte einen ganzen Tag auf den Besuch der Bay. Ich machte mich mit mehrern Officieren in einem leichten Kahn mit unsern Gewehren und Lebensmitteln auf die Fahrt; es war eine eigentliche Entdeckungsreise. Ein leichter Wind, eine schöne See und die Sonnenhitze durch einen etwas dunstigen Himmel gemildert. Nach einer Stunde Lavirens fanden wir uns in einer kleinen, mit Bäumen und dichtem Gebüsch umgebenen Bucht. Die Natur um uns her erschien in ihrer vollen Jungfräulichkeit. Wir wandten uns gegen die Mündung eines kleinen Flusses, an dessen Ufer eine Pirogue festgebunden war. Zwei halbnackte Indier sprangen aus dem Gehölze hervor und machten uns Zeichen. Wir gingen mit ihnen unter ein großes Gehölze von Kokosbäumen, wo ihre Hütten standen. Ich hatte dabei Gelegenheit, eine alte Bemerkung zu erneuern, daß man in allen ihren Dörfern Männer zu sehen bekommt, auch viele Kinder, aber niemals Weiber. Es scheint, daß diese letztern sich, sobald Fremde ankommen, im Innern ihrer Hütten verbergen. Auf diese Art besuchten wir mehrere Punkte, wobei wir einigemale einen Aufenthalt machten, um zu jagen. Ueberall boten sich Indier zu unserer Begleitung an: für einige Stücke Zwieback oder ein Paar kleine Geldstücke würden sie ganze Tagereisen mit uns gegangen seyn. Das Land schien gänzlich unangebaut. Einmal wagten wir uns weiter hinein; da fanden wir nichts als enge Fußpfade mit dichten Lianen bedeckt, die uns den Anblick des Himmels verbargen; hie und da Lichtungen, die voller Wild seyn mochten, aber wir hätten Hunde bei uns haben, um mit Erfolg jagen zu können, oder schon beim Aufgang oder Untergang der Sonne unterwegs seyn müssen.

Trincomale ist keine Stadt. Die Häuser sind im Gefilde zerstreut, so daß man oft eine Stunde von einem zum andern zu gehen hat. Das einzige Sehenswürdige ist der Bazar. Man erblickt da eine Reihe von Hütten, welche unter einer ungemein großen Allee von Kokosbäumen eine beinahe stundenlange Straße bilden. Indier, die bis auf den Gürtel nackt sind, mit einer Art von weißer Jacke, einzelne Indierin-

nen in ein Stück Stoff gekleidet, schlechte Buden mit Früchten, Strohmatten und Gewürzen angefüllt, das ist alles. Es ist wenig in der That, aber das Ganze hat einen Anstrich von Seltsamkeit und Originalität. Es läßt sich mit nichts vergleichen.

Am folgenden Tage nach unserer Abfahrt von Trincomale warfen wir gegen Mitternacht Anker vor Pondichery. Die Verbindung mit dem Lande ist noch schwieriger als in Bourbon. Längs der ganzen Küste hin erstreckt sich eine starke Sandbank, eine Barre. So heißt man eine Reihe von Untiefen, welche die Küsten gewisser Länder umgibt. Ueber diesen Untiefen, wenn auch das Meer im ruhigen Zustande öfters still ist, bricht es sich doch die meiste Zeit über in hohen Wellen, deren gewöhnlich drei aufeinanderfolgen. Gewöhnliche Kähne würden unvermeidlich umgestürzt werden und zu Grunde gehen. Daher bedient man sich in Gegenden, wo solche Barren sind, bloß der Pirogues oder solcher Landungsfahrzeuge, die besonders für die Durchfahrt durch die drei Wellenschläge gebaut sind. Ich schiffte mich daher in einer Chelinga ein (dieß ist der Name der Fahrzeuge). Sieben bis acht Ruder sind mit eben so viel Indiern besetzt, die schon an und für sich höchst merkwürdig anzusehen sind. Es muß für eine junge Europäerin, die in der Colonie ankommt, eine sonderbare Lage seyn, in einer Chelinga zu fahren. Sie hat gerade vor sich acht große Lümmel, vollkommen nackt, mit Ausnahme eines schmalen Bandes, das mit einem Bindfaden um die Hüften festgemacht und in Bezug auf Sittsamkeit bei weitem nicht so viel werth ist, als das Feigenblatt Vater Adams.

Man muß sie schreien hören, muß ihre Gesänge hören, die je nach dem Zustande des Meeres, je nach dem guten oder schlechten Wetter ihren Ton verändern; sobald man der Barre nahe kommt, verdoppelt sich ihr Geschrei und ihr Gesang wird hastiger herausgestoßen. Ihren Gebärden nach sollte man sich dem Untergange nahe glauben. Sobald die dritte Welle das Fahrzeug in die Höhe hebt und auf den Sand rollt, wird der Sessel, auf dem man trockenen Fußes ans Ufer getragen wird, zur Höhe des Fahrzeuges hinaufgehoben, und man fühlt sich mitten unter dem Gebrüll der Wogen, dem Geheul der Bootsleute, dem Schreien der Träger schwebend entführt, und findet sich auf der Erde, ehe man noch recht weiß, wo man ist, und schon umgeben von den Dobaschis, die einen Palankin, ein Gasthaus u. s. w. anbieten.

Diese Dobaschis sind eine sonderbare Menschenclasse. Kein Ankömmling in Indien kann ohne sie auskommen. Sobald man ihm den Fremden ansieht, ist er augenblicklich von mehr als zwanzig Dobaschis umgeben, deren jeder eine Masse von Zeugnissen aufweist, in welchen ihre ungeheure Redlichkeit, ihr erprobter Eifer, kurz alle möglichen herrlichen Eigenschaften, deren sich ein Dienstbote rühmen kann, beglaubigt sind. Man wählt am besten aufs Gerathewohl. Sobald einer derselben erkoren ist, ziehen sich die andern ohne Murren zurück. Euer einmal erwählter Dobaschi ist euer Vasall, den ihr zu allem gebrauchen könnt; keine Art Dienstleistung verschmäht sein Eifer. Man kann nichts kaufen, nicht einmal eine Cigarre, ohne daß er den Handel abschließt. Es leidet keinen Zweifel, daß er mit dem Verkäufer einverstanden ist, aber wenn man es versuchen wollte, ohne ihn einzukaufen, so würde man gewiß aus Unkenntniß der Münzsorten, des Jargons und der Betrügereien der Kaufleute wenigstens das Doppelte zu bezahlen haben. Er folgt seinem Herrn in wörtlichem Sinn wie sein Schatten überall nach. — Wenn man des Abends nach Hause kommt und sich allein glaubt, der Kühle halber die Jalousien herunterlassen, die Stiefeln oder den Rock ausziehen will und schon mit einem Arme herausschlüpft, ist der Rock auf einmal wie durch Zauberei weg, eure Stiefeln von den Füßen, sobald man sich niedergesetzt hat. Wie ist der Dobaschi zur verschlossenen Thüre hereingekommen? Kurz da ist er.

Ich habe zwei Tage mit Ausflügen im Lande zugebracht. In diesem Lande geht man weder zu Fuß noch reitet man, das gewöhnliche Transportmittel ist ein Palankin. Dieß sind kleine Tragchaisen, worin nur für eine einzige Person Raum ist, die entweder niederliegen oder aufsitzen kann. Vier Indianer nehmen den Tragbaum auf die Schultern, und wenn man weit zu gehen hat, wird man von einem Dutzend derselben begleitet, die einander ablösen. Wir besuchten zuerst die Pagode von Wilnur, zwei Stunden von Pondichery: es ist eine der schönsten in Ostindien. Ich kann Ihnen die Menge von Bildhauerarbeiten, Colonnaden, Statuen der Götter und Göttinnen von seltsamen Thiergestalten und Basreliefs aller Art, welche die Mauern schmücken und besonders das große Thor, ein pyramidalisches Denkmal, nicht beschreiben. Nachdem wir alles besichtigt hatten, fragte man uns, ob wir die Begrüßung von den Priestern der Pagode annehmen wollten nach einem alten Gebrauche, womit sie jeden ausgezeichneten Fremden empfangen.

Das Personal der Pagode besteht hauptsächlich aus Braminen, sodann aus Sängern, Musikern und endlich aus Bajaderen, dem merkwürdigsten Theil der religiösen Bevölkerung. Nachdem wir uns auf die im Vorhofe zurechtgestellten Sessel niedergesetzt hatten, ging das Thor des Tempels auf und unter dem Klang von Trommeln zogen die Braminen hervor, umgeben von ihrem Gefolge von Bajaderen. Die letztern gingen auf uns zu, theilten große Blumensträuße an uns aus und umwanden uns mit Guirlanden, die wir während der ganzen Ceremonie tragen mußten. Darauf begannen sie ihre Tänze. Einige derselben waren ziemlich hübsch; ihre glänzend schwarzen Haare fielen in langen mit Franzen und Eichelquasten verzierten Flechten über ihre Hüften herunter; ein kleines goldenes Käppchen saß schalkhaft auf ihrem Hinterhaupt; ihre Ohren und ihre Nase bogen sich unter dem Gewicht juwelenbesetzter Ringe; an ihren Füßen, deren Knöchel mit großen Spangen umgeben waren, trugen sie silberne Ringe. Ihre Tracht bestand in weiten Beinkleidern aus einem leichten Stoff, mit breiten, rothen und weißen Bändern verziert; ein enges Canezu steigt zu ihren Schultern hinauf und ist mitten auf dem Busen mit einem Juwel befestigt und schließt sich genau um die beiden Brüste. Der übrige Körper ist nackt, aber sie umwinden sich mit einer großen Schärpe von weißem, rotheingefaßtem Musselin, die sie gänzlich in ihre anmuthigen Falten einhüllt. Ihr Tanz ist eine vom Rollen der Augen, Gebärdenspiel und wollüstigen Bewegungen begleitete Pantomime. Es sieht mehr aus, als ob sie declamiren wollten als tanzen; ihre Füße kommen nur wenig von der Stelle, dagegen sind hauptsächlich Arme und Hände in Bewegung. Sie begleiten sich selber mit einem meist improvisirten Gesange. Uebrigens zeigen sie viel Grazie und Ausdruck.

(Schluß folgt.)

Schachduell zwischen England und Frankreich. Der Voleur vom 20 Jan. zeigt auf Verlangen an, daß die große Schachpartie, welche seit drei Monaten in Paris wegen der Krankheit des ersten englischen Schachspielers, Hrn. Staunton, stockte, jetzt auf unbestimmte Zeit vertagt ist, indem die Engländer das Schlachtfeld vor ihrem Gegner, Hrn. St. Amant, räumten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 37.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Februar 1845.

Medoko, der Rebell.

(Schluß.)

Durch Gestrüpp und Unterbusch, die üppig zwischen dem dichten Hochwald am Fuße des großen Bergzugs aufspringen, plötzlich vorbrechend, erschließt sich eine offene Waldwiese dem Blick, umkränzt von den hier frei vom smaragdenen Rasen aufsteigenden hohen Wachholderbäumen. Die Kirche von Assaf Woira und die Behausung ihres Obern, Abba Salamas, steht in einem rohen Steinmauerring, und einzelne Hütten liegen in Gruppen verstreut über eine sachte Anhöhe hin, die sich an der jähen Stromuferwand erhebt, wo die frommen Brüder in träger Behaglichkeit der Stunden Schneckengang im Schatten dunkler Zweige verschleichen lassen und verträumen.

Tiefe Ruhe durchwaltet für gewöhnlich den Ort. Die Insassen sind so gleichgültig wider den Wintersturm wie gegen des Lebens Sorgen. Prächtigstolze Bäume ragen hoch überhin, und geben dem Geier und dem weißen Ibis Herberge. Der „Mönch des Waldes" — der Guraza-Affe — zeigt da sein buntes, weiches Fell, das in Frieden unter den moosigen Aesten glänzt. Doch für einmal störte geschäftiges Treiben und ein reges Gewühl diese träumerische Ruhe. Seit dem Morgengrauen hatte der Geistlichen schallender Chorgesang ertönt, die geweihte Trommel gedröhnt, und nun thaten sich die Pforten des Gotteshauses auf, und heraus über das lichte Rasengrün wallte der Feierzug unter dem schwellenden Chorus eines abyssinischen Psalms. Vorauf zogen die bunten, von Atlaß und Silber reichen Staatsschirme der Kirche, und hart hinter den stattlichen Abzeichen ritt in seinen weißbaumwollenen Gewändern auf einem feisten, mit Metallkettlein und klingelnden Schellen aufgeputzten Maulthier der wohlbeleibte Obere; ihm zur Seite schritten die Träger der in Scheiden von glänzendgeglättetem Silber steckenden, geraden Schwerter. Eine Schaar Priester folgte, die Köpfe mit weißem Baumwolltuch dick umwunden und die Leiber in schwarze, mit einer Menge blutrother Kreuze und anderer Sinnbilder des Christenthums besetzte Schafpelzmäntel gewickelt; den feierlichen Zug aber schlossen, mit gemessenen, großen Schritten daherwandelnd, zweihundert stämmige, schmutzige Mönche, gekleidet in das Fell der wilden Antelope und die geschornen Köpfe mit dunkelfarbigen, schmierigen Tüchern umhängt; jeder trug ein kleines eisernes Kreuz in der Hand, und stimmte aus schallender Kehle in den betäubenden Bittgesang ein. Thal und Grund hallte wieder, wie der Psalm gellender anschwoll, und weiter bewegte sich der Zug durch den verschlungenen Wald auf seinem Barmherzigkeitsgange, um Gnade zu erflehen für den Empörer, der sich dem Schutze des Klosters vertrauend übergeben hatte.

Die Besprechung mit dem Herrscher war lange und stürmisch. Die königliche Rache war noch weit nicht gesättigt, allein die Lust zu strafender Vergeltung wurde durch seine Furcht vor der Kirche zurückgehalten, und ganz besonders bei der gegenwärtigen Zeitgestaltung, da Glaubensstreitigkeiten in Betreff der zwei Naturen Christi eine ungewöhnliche Gährung in verschiedenen Theilen des Königreichs zu erregen anfingen. Eine widerwillige Verzeihung ward endlich auf die Verbürgung der bittgehenden Schaar hin erpreßt, und die frohlockenden Mönche machten sich unter den Beifallsrufen der erfreuten Frauen Schoa's, deren gellende Stimmen bei jedem erdenklichen Anlaß sich vernehmen lassen und deren Gefühle im gegenwärtigen Fall für ihren alten Liebling in Anspruch genommen worden waren, auf den Heimweg. Auch schien der Bittgang für die frommen Väter in anderer Hinsicht von großem Nutzen gewesen zu seyn, denn die Vergabung der Halbschied der Medoko'n noch gebliebenen Schätze ans Kloster war — so lief allgemein das Gerücht — der ausbedungene Preis für die mönchische Vermittelung gewesen.

Des Abyssiniers Sinnesart wie des Landes Herkommen treiben den erniedrigten Großen ebenmäßig an, sich an der schlüpfrigen Leiter der Macht aufs neue zu versuchen, und, für eine Zeitlang in Ungnade, macht der Hofmann, seinen Nacken dem Mißgeschick beugend, den demüthig Dienenden und Harrenden bei seinem launischen, allgebietenden Herrn, bis das unbeständige Glück aufs neue dem Gestürzten lächelt. Erfreut er sich nicht der Gunst des Alleinherrschers und sonnt er sich nicht im hellen Strahle des Hofes, so wird er überall

für nichts geachtet; die ruhige Zurückgezogenheit des Landlebens wird aber so verachtet als verabscheut von einem Volk, das nicht allein dessen Freuden nicht kennt, sondern auch weder Mittel der Unterhaltung noch geistige Hülfsquellen besitzt.

Medoko's bewegliches und unbewegliches Vermögen war nicht eingezogen worden, und Tag für Tag nahm er seinen Stand unter den aufwartenden Höflingen; allein Monde vergingen, und immer sah das Auge des Monarchen mit kalter Gleichgültigkeit seinen frühern Günstling an, auch fehlte es nicht an Rathgebern, die dem Fürsten eine Blutthat ins Ohr bliesen. Neben dem Pater Beichtiger hatte der hochfahrende Reichsgroße noch viele andere Feinde, die über den Anblick der wohl ausgerüsteten Diener, welche Medoko noch immer von seinen bedeutenden Mitteln unterhielt, grollend ergrimmten. Viele auch hatten nahe Anverwandte durch die Empörung verloren, das Unglück aber nicht die allergeringste Minderung an dem herrischen Wesen und Gehaben, das allezeit dem einstigen Kriegsobersten aufgeprägt war, hervorgebracht.

Das Maskal-Fest *) nahte jetzt, und da das Gerücht ging, es würden aufs neue Ehren und eine Statthalterschaft dem „Mörder der Amhara“ (wie den Rebellen die ihm aufsätzige und auf Böses wider ihn sinnende Schaar nannte) verliehen werden, so geschahen Schritte, der königlichen Absicht, wenn sie überhaupt auf dergleichen gegangen war, entgegenzuwirken. Die gehässigsten Verleumdungen wurden fleißigst in Umlauf gesetzt; frische Beschuldigungen böser Unterthanengesinnung täglich ins Schloß getragen, und stündlich von allen Seiten bestürmt beschloß zuletzt der Monarch, das Herz seines Dienstmanns durch das Anbieten eines untergeordneten Postens in dem ungesunden Giddem-Lande zu prüfen.

Zum letztenmale jagte Held Medoko an der Spitze seiner Mannen den Schloßberg von Angollala hinauf, ließ, der Hofsitte gemäß, seinen Sohn Tschara sammt seinen Begleitern im mittlern Hofe, woselbst Tartschen und Speere abgelegt werden mußten, durchschritt die Einfriedigung und trat allein und unbegleitet in die innere Pforte.

An den verschiedenen Seiten des innern Vierecks befinden sich die Eingänge zu den Hauptgebäuden des Schlosses. Dem großen Banketsaal gegenüber sind die königlichen Ställe, und gegenüber dem Austritt, von dem herab Recht gesprochen wird, die Werkstätten der Arbeiter, alle aber durch starke Verpfählungen verbunden, durch welche besondere Pförtchen in die innern Wohngemächer führen. Der König hatte seinen öffentlichen Sitz noch nicht eingenommen, aber das gewöhnliche Volksgedränge war schon im Hofe, stand oder lehnte herum oder saß auf den rohen Bettstätten, welche an einer Ecke zur Bequemlichkeit der Vornehmen hingestellt sind.

Medoko hatte kaum seinen einsamen Sitz eingenommen, als — ganz Lächeln — der Pater Beichtvater seinem Opfer sich näherte, ihm die Absichten des Königs leise flüsternd mittheilte, und dabei rieth, das Anerbieten mit gerechtem Stolze auszuschlagen; gleich darauf kamen aus den innern Räumen die vier verschworenen Großen, die königliche Ernennung nach dem so gründlich verabscheuten und nur Männern von niederm Grade angebotenen Bezirke überbringend, herbei geschritten.

Wenn schon mit dem ungeduldigen Zusammenziehen der Lippe und einem unwilligen Schnauben aus der weitgedehnten Nüster aufgenommen, ward doch die königliche Ernennung in höflichen Ausdrücken abgelehnt: „der Knecht des Königs wünscht einzig um seinen Gebieter zu seyn.“ Ganz anders aber lautete die übermüthig freche Antwort, die dem Herrscher zurückgebracht ward, dessen abergläubische Gefühle durch die vorhergegangenen Reden und Unheildeuterei des falschen Mönchs noch weiter gereizt worden waren, denn man hatte einen schwarzen Farren todt am äußern Schloßthor liegend gefunden — ein Anzeichen, daß an dem Tage ein gewaltsamer Tod irgend wem innerhalb der Königsburg bevorstand.

Lange entschlüpfte kein Wort der zornigen Lippe des Königs; seine Züge blieben starr und ohne eine Andeutung seiner innern Bewegung, aber ein versengender Schnellblick aus seinem einen Auge *) schoß über die Schranzenrotte, als er sie aus seiner Gegenwart mit der schneidenden Bemerkung entließ, „sie seyen alle mit einander Verräther und faule Memmen obendrein!“

Der Wink war hinreichend für Guffa Wusen, den Detsch Agafari, einen Mann, dem keine arge That zu viel war, wenn es galt seinen Herrn zu befriedigen oder seine eigenen Zwecke zu fördern. Nach einer eiligen und heimlichen Berathung mit sechs an Schlechtigkeit ihm gleichen Genossen machten sie sich zusammen nach dem äußern Hofraum auf. Nach und nach herantretend umstellten die Mordfertigen das Lager Medoko's, der durch eine Botschaft, daß die Majestät sogleich erscheinen werde, um selbst die Ablehnung des angetragenen Amts in Giddem entgegenzunehmen, in verderbliche Sicherheit gewiegt war; mitten aber in einem Scherze über die gebrechliche Haltart der Kerker Gontscho's fuhren ihm plötzlich fünf Messer mit langen Klingen bis zum Heft in den sehnigen Rücken.

Unverzagt bis zum Tode richtete sich Medoko mühsam von seinem Lager auf und im Nu blitzte sein gutes Schwert aus der Scheide. Er war unversehens in den Netzen gefangen worden; allein dem verwundeten Löwen gleich stellte er sich zur Wehr und einige der Waidmänner bezahlten ihr verrätherisches Jagdstück theuer. In der Stunde der Schlacht hatte sein Schwert selten einen zweiten Hieb nöthig, und wie die scharfe Klinge jetzt grimmig in den Nacken des vornehmsten Verschwornen niedersauste, legte sich das Haupt Guffa Wusens einen Augenblick auf die Schulter um und den nächsten fiel sein entseelter Rumpf schwer zur Erde. Wiederum schwang Medoko den rothgefärbten Stahl überm Haupt, allein

*) Das Kreuzerfindungs-Fest des griechischen und römischen Kalenders, das in Schoa stets mit großen Feierlichkeiten, Truppenmusterungen u. s. w. begangen wird. D. Ueb.

*) Sahela Selassi hat in Folge eines Unfalls schon lange ein Auge verloren. D. Ueb.

Kraft und Nachdruck entwichen rasch aus der starken Spannader, und Selunko'n, obwohl für sein Lebenlang mit einem verzweifelten Hieb über das Gesicht gezeichnet, glückte es mit den noch übrigen Mordgesellen in schnöder Flucht von dem Orte sich zu retten. Alles suchte rennend und kletternd die Firsten der Mauern und Häuser, und von diesen sichern Hochstellen aus verkündete nun wildes heulendes Geschrei die Vollbringung der niederträchtig feigen That; der König selbst riß ein doppelläufiges Gewehr von der Wand, damit nicht gar der gewaltige Krieger den Frauenzwinger zu stören versuche; und all diese Angst und Mühe galt — ein hoher Zoll dem Heldenmuth und der Heldenkraft dargebracht! — dem einzelnen Arme, der im Hofe so aufgeräumt hatte.

Todtwund taumelte jetzt Medoko über den Hof hin, indem er mehr als einmal niederstürzte, bevor er den Thorweg erreichte; kein Hüter war mehr da, der ihm den Ausgang streitig machte, und bis jetzt getraute sich Niemand dem schwergetroffenen Recken den Pfad zu verrennen. Eine kleine Einfriedung nur trennte ihn noch von seinen ihm treuergebenen Mannen, allein die Kraft schwand ihm immer schneller mit dem entquellenden Blute, und nachdem er eine Weile in unsichern Bogen herüber und hinüber gewankt, stürzte er völlig erschöpft ächzend in den letzten Todesnöthen in die Knie.

Tunkaiji, das große Bollwerk des Thrones, war der erste, welcher sich von dem allgemeinen jählingen Schrecken erholte, und behutsam mit den Auserlesensten der Amharaer Ritterschaft vorrückend, sah er durch das Pförtchen, wie es um Medoko stand; rasch brach er durch die Thüre herein und führte von hinten auf den Nacken des im Todesschmerz Vorgelehnten einen Hieb, und zusammensank die männliche Riesengestalt, um nie wieder zu erstehen. Ein schwaches Abkämpfen des rechten Armes ließ sich allein wahrnehmen, und ein Wort noch ward undeutlich unter dem Gurgeln des strömenden Bluts gemurmelt! denn die Säbelmesser der Kriegsknechte waren in sein tapferes Herz gedrungen, und der Sieg über des Königs furchtbaren Feind bereits vollständig errungen.

Ganze Haufen rannten nun dem Orte zu, und die Heldenglieder wurden von elenden Memmen unter den unzüchtigsten Reden und höhnischsten Späßen in Stücke zerhackt. Ein Jammermensch rief, wie er sein krummes Messer in das kaum noch so glänzende Auge stieß: „Wie kommt's, daß mein Vater sich jetzt von der Schnacke stechen läßt, ohne sie wegzuwischen?" und ein anderer meinte, nachdem er nur mit Mühe die Eisenmuskeln des starken Armes durchgehauen hatte, mit Gelächter: „eines Elephanten Haut sey wahrhaftig so zäh nicht!"

Ihrer Waffen und des starken Armes und Geistes des gefallenen Gewaltigen beraubt, ergaben sich Medoko's Sohn und Diener auf die erste Aufforderung, und eben wie der Jüngling Tschara in den Hofraum trat, schoß ein Hund mit seines Vaters Arm im Maule an ihm vorbei. Immerfort noch wurde mit Steinen und Stöcken an den überall herum verstreuten Resten der Sterblichkeit gewüthet; alle Menschenähnlichkeit war bereits gänzlich vertilgt worden, und eine tiefe Blutlache blieb zuletzt allein übrig, Zeugniß zu geben von dem grausigen Trauerspiel.

Bis zur Stunde klebt das Blutzeichen an der Stelle, und täglich ist's vor den Augen der Vollführer der Schmachthat. Nie wird der Name des trotzigen Recken im Bereiche der Königsburg genannt, und reiche Opfergaben werden fort und fort an alle Kirchen im Lande dargebracht, um die unangenehmen Träume zu verscheuchen, welche nur zu häufig das königliche Lager heimsuchen. Wird aber der Name unter den Amhara jetzt nur gebraucht, um das unbändige Kind zu schweigen, so lebt doch Medoko, der Tapfere, im Munde des schweifenden Galla als Lieblingsgesprächsstoff fort. Noch zieht das Heidenweib die lange Haarflechte über das blitzende Auge bei der Erinnerung an sein Geschick, und noch gedenkt der Häuptling und Kriegsoberste mit Ehrfurcht des tapfern Geistes, der die Blutrache und den innern Hader zu dämpfen vermochte, und das wilde Heer zu Raub und Verwüstung der Gebiete des christlichen Gewaltherrschers mit Glück einst geführt hatte!

Ueber die Geisteszerrüttung bei den Negern in Nordamerika.

Die Gazette Médicale (citirt vom Echo du Monde Savant. 19 Jan.) enthält einige Bemerkungen aus dem Werke eines Dr. Jarvis über diesen Gegenstand, in den sich leider eine widerliche Leidenschaftlichkeit gemischt hat. Bei dem letzten Census der Vereinigten Staaten vom Jahre 1840 hatte man namentlich Bedacht darauf genommen, auch die Zahl der Irren zu erheben, und zwar der Schwarzen wie der Weißen. Die officiellen Zählungen ergaben nun bei der weißen Bevölkerung des Nordens (9,557,065 Seelen) 9693 Irre oder 1 unter 995. Bei der weißen Bevölkerung des Südens (4,632,153 Seelen) 4900 Irre oder 1 unter 945; bei der schwarzen Bevölkerung des Südens (2,701,491 S.) 1734 Irre oder 1 unter 1558; bei der schwarzen Bevölkerung des Nordens (171,894 S.) 1191 oder 1 unter 144⅓. Dieß Resultat gab den Freunden der Sklaverei Veranlassung zu höhnischen Bemerkungen über die Freiheit der Sklaven im Norden, und Dr. Jarvis trat nun auf und wies zahlreiche Irrthümer und Verstöße in dem officiellen Census nach. Dr. Jarvis mag Recht haben, und handelte jedenfalls aus edeln Beweggründen. Das gesammte Resultat wird er wohl aber kaum in Abrede stellen können, um so mehr, als sich in der officiellen Angabe dieß Verhältniß der Geisteszerrütteten zu den Gesunden je weiter nach Norden desto mehr verschlimmert. So soll sich in Maine das Verhältniß auf 1:14, in Michigan auf 1:27, in Newhampshire auf 1:28 und in Massachusetts auf 1:43 stellen, wonach es in den südlicher gelegenen Staaten New-York und Pennsylvanien sich weit günstiger gestalten muß. Man hat häufig bemerkt, daß die Geistesfähigkeiten der Europäer in der Nähe der Tropen bedeutend leiden, sollte dieß nicht auch bei den Negern der Fall seyn, wenn sie weiter gegen Norden vorrücken, als ihrer Natur gemäß ist?

Reise nach China.
Zweiter Brief.
(Schluß.)

In einiger Entfernung von der Pagode findet man einen großen, mit Galerien umgebenen und mit einem schönen Kiosk geschmückten See, für die Waschungen der Braminen und Bajaderen bestimmt. Auch zeigte man uns den großen Wagen des Wischnu, ganz mit geschnitzten Abbildungen der unanständigsten Scenen überdeckt; viele der Basreliefs sind eines Aretino würdig. Wenn man bei großen Festen den Gott spazieren führt, sind 7 bis 800 Mann erforderlich, um den Wagen zu ziehen; er ruht auf acht massiven Rädern, unter welche sich oft fanatische Hindus stürzen, um einen heiligen Tod zu erringen.

Bei meiner Zurückkunft von Wilnur hatte ich kaum Zeit meine Toilette zu machen und mich in den Salon zu begeben. Es war große Tafel beim Gouverneur. Um eilf Uhr des Nachts verließ ich den Whisttisch, stieg wieder in den Palankin, um mich nach Treviskare, fünf Stunden von Pondichery im brittischen Indien, zu begeben. Auf diesem Ausfluge waren unserer sieben vom Archimedes. Wir hatten also sieben Palankine nöthig, und da der Weg weit war hatten sich zehn Träger für jeden Palankin im Gouvernementshofe eingefunden, und unsere siebzig Indier in ihren Gürteln, als einzigem Kleidungsstück, hatten sich in den Vorhallen schlafen gelegt. Das Aufwachen dieser zahlreichen Truppe bei unserem Aufbruch war ein origineller Anblick. Die einen rieben sich die Augen, die andern gähnten. Einige setzten sich den Turban zurecht, andere zogen ihren Gürtel fester. Als sie alle munter waren ging es an ein Geschrei, Durcheinanderlaufen, Zanken, bis sie sich in sieben gleiche Banden vertheilt hatten,— ein wahres Chaos. Sie brauchten beinahe eine Stunde bis sie sich in Ordnung gestellt und ihre Fackeln angezündet hatten. Endlich ging es fort. Ein Europäer, der unserer Karawane auf dem Wege begegnet wäre, würde uns für eine Bande von Dämonen gehalten haben. Diese Tragbahren von nackten und barfüßigen Menschen getragen, in vollem Trab ohne Lärm von Rädern oder Hufschlägen; die Begleitung der Ablösungsmannschaft, die in zwei Reihen liefen, mit Fackeln in den Händen; die abgemessenen Gesänge, mit denen sich die Träger ermunterten: wahrhaftig in einer dunkeln Nacht auf einer öden Straße mußte es einem Hexentanze gleich sehen.

Bei Tagesanbruch kamen wir nach Treviskare, wo wir in großen Zelten aufgenommen wurden, welche der Gouverneur des Tags zuvor für uns hatte aufschlagen lassen. Hier warteten unser eine zahlreiche Dienerschaft und reichliche Erfrischungen. In Indien kann man nicht anders reisen, man muß seine Zelte und Lebensmittel voraussenden, sonst würde man kein Obdach und keinen Bissen zu essen finden, da die Hindus von nichts als Reis leben und in elenden Hütten schlafen. Der Hauptzweck unserer Reise war die Besichtigung eines versteinerten Waldes in der Entfernung einer Meile von Treviskare. Man geht in der Ausdehnung von ungefähr einer Meile über den Abhang eines Hügels von röthlicher Erde, der von Schluchten durchschnitten und völlig ausgezackt ist. Hie und da liegen ungeheure Baumstämme mit den Wurzeln aufwärts, ganze Bäume mit ihrer Rinde, halb eingegrabene Aeste und alles dieß, Aeste, Wurzeln, Rinde, ist vollkommener Stein.

Die Pagode von Treviskare ist eine der ältesten in Indien: die Tausende von Bildsäulen, Basreliefs, Säulen, Vorhallen, Heiligthümern, Göttern, Göttinnen, Elephanten, Stieren, seltsamen Thieren aus Stein oder Holz, welche die großen Höfe dieser Pagode bevölkern, sind nicht zu zählen. Die Zeit ihrer Erbauung verliert sich in die Nacht des Alterthums; auch ist sie bloß noch eine Masse von Ruinen. Dennoch wird sie von armen Braminen und armen Bajaderen bewohnt, deren Huldigung wir annehmen mußten. Auf die Canapees in unsern Zelten gestreckt und mit Blumenkränzen umwunden, sahen wir den Tänzen dieser anmuthsvollen Priesterinnen zu. Wir kamen uns als wahre Paschas vor, von unsern Odalisken umgeben, nur mußten wir uns mit dem bloßen Anschauen begnügen, da die Braminen die ausschließlichen Herren und eifersüchtigen Besitzer der Bajaderen ihrer Tempel sind.

Da die Nacht herangekommen war, begaben wir uns noch einmal zum Besuch des versteinerten Waldes beim Schein der Fackeln; um neun Uhr rüstete man sich zur Abreise. Während man die Palankine in Ordnung brachte, ging ich noch einmal zur Pagode zurück, angezogen vom Lärm der Trommeln, welcher jedesmal eine religiöse Ceremonie verkündigt. Ich ging durch die ersten Höfe, ohne auf ein menschliches Wesen zu stoßen. Bei meiner Ankunft in dem letzten überraschte mich ein Schauspiel eigener Art. Der Tempel war offen; zwischen den Säulen weilten einige schwache Lichtstrahlen, die sich an den zerstreuten Nischen brachen und ihnen einen Anschein von Leben gaben. Wie ein Windzug durch die Hallen strich, veränderte sich die Richtung des Scheines; hier schien ein geflügeltes Pferd seine Mähne zu schütteln, dort ein Elephant seinen Rüssel zu bewegen oder eine Gottheit aus ihrer Nische sich zu erheben. Aus dem dunkelsten Theil des Tempels brach ein Concert von unharmonischen Instrumenten hervor. Im Vorgrunde sang eine Gruppe von kauernden Braminen ihre Hymnen ab, und einige Bajaderen in ihren weißen Musselinschärpen ab- und zugehend glichen den Nonnen unter den Gräbern in Robert-le-Diable. Der Mond goß seine blassen Strahlen durch die gezackten Sculpturen des großen Thores, dessen schwarze Pyramide sich aus dem blauen Himmel hervor hob. Die umgebenden Ruinen, diese Bildsäulen, die sich unter den bizarrsten Formen herausstellten, die Priester und Priesterinnen mit ihren Gesängen, die höllische Musik bildeten zusammen ein höchst phantastisches Ganze. Ich bildete mir ein, als ein Reisender in den alten Wäldern von Armoricum verirrt zu seyn und mich plötzlich mitten unter Druiden zu finden, die ihre geheimnißvollen Gebräuche begehen. Nur würde wahrscheinlich der arme Reisende sich nicht so friedlich haben zurückziehen können, als ich es that. Das Mondlicht hatte mich verrathen; die guten Braminen begnügten sich mich anzusehen und mit ihren Gesängen inne zu halten, die sie erst nach meinem Weggehen wieder aufnahmen, aber keiner bewegte sich, so lange ich auch stehen blieb, um sie zu betrachten. Die Hindus geben vielleicht das einzige Beispiel eines Volkes, bei dem sich der glühendste Fanatismus mit der völligsten Toleranz vereinigt findet.

Wir kamen bei Tage, aber höchst ermüdet, in Pondichery an, wo wir gestern Abend abfuhren und diesen Morgen auf der Rhede von Madras vor Anker gingen. In der nächsten Nacht werden wir nach Singapur abgehen und dann in das chinesische Meer stechen. Nächstens einige neue Beschreibungen.

Der Rübenzucker in Frankreich hat in der Zahl der Fabriken zwar ab- (um 35), in der Production selbst aber zugenommen um beinahe 2 Mill. Kilogr. (1,647,307 statt 14,844,790). (Moniteur industriel vom 23 Jan.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. --- Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 38.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Februar 1845.

England bei der Eröffnung des Parlaments.

Das Parlament ist, während wir dieß schreiben, schon eröffnet, und ein Theil der Maaßregeln der Regierung wohl bereits zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Nicht leicht hat ein Cabinet es so gut verstanden, seine Maaßregeln geheim zu halten wie das jetzige, ja man hat es sogar schon bis zu einem gewissen Grad darum getadelt, daß in Handelssachen eine Ungewißheit unterhalten wird, die den Betheiligten vielfach lästig fällt. Wenn aber das Cabinet seine Maaßregeln wirklich vor aller Welt verbirgt, bis es sie öffentlich aussprechen kann, so ist es darin durch seine eigenthümliche Stellung sehr begünstigt. Peels Cabinet ist kein Ministerium der Ansichten und Grundsätze, deren Gang man mit einer gewissen Folgerichtigkeit berechnen kann, sondern ein Ministerium der Nothwendigkeit, angewiesen auf rein praktische Maaßregeln, welche noch überdieß, wenn wir die vorjährige Bankmaaßregel ausnehmen, nicht allzu tief greifen dürfen, es sind vielmehr lauter Brocken, welche es seiner eigenen widerstrebenden Partei abzwackt und seinen Gegnern hinwirft, um die bellenden Hunde zu besänftigen. Wie lange es mit diesem System ausreicht, das weiß nur Gott, Peel selbst gewiß am allerwenigsten, denn seine Stärke beruht darin, daß niemand geneigt seyn kann, die Erbschaft seines Ministeriums zu übernehmen. Damit soll Peel durchaus kein Vorwurf gemacht seyn, aber man erwäge unparteiisch und man wird den Satz richtig finden. Können die ächten Tories ein Ministerium nach den alten Grundsätzen des Torysmus mit entschiedenem Festhalten an der Oberherrschaft der Kirche und der Aristokratie bilden? Wenn sie dieß im Stande wären, so hätten sie es längst gethan, statt nutzlos gegen den Führer zu rebelliren, den sie durchaus nicht entbehren können. Daß sie es nicht können, das ist eines jener offenen Geheimnisse, die jedermann weiß, und deren Richtigkeit man auch niemand zu beweisen braucht. Ebenso wenig werden die Whigs das Ministerium je übernehmen; können sie geneigt seyn, die Korngesetze ganz abzuschaffen, und dadurch die Hälfte ihres Standes bankerott zu machen? sind sie entschlossen, die Appropriationsclausel auf Irland in viel stärkerem Umfang als vor acht Jahren anzuwenden, d. h. Hand an die irische Kirche zu legen und deren Einkünfte zum Vortheil der Gesammtmasse des Volks zu verwenden? Das werden sie nicht wagen in dem Parlament, wie es jetzt zusammengesetzt ist, durchsetzen zu wollen, auch wenn sie geneigt wären, eine solche räuberische Hand an die Kirche zu legen. Es ist nicht daran zu denken, was sollen sie aber im Ministerium, wenn sie kaum etwas anderes thun könnten als Peel auch; ihre übereilten Vermittlungsvorschläge im Jahre 1841, Korn zu 8 Shill. ständigen Zolles, fremden Zucker ohne Unterschied der Herkunft zu 36 Sh. hereinzulassen, so wohlberechnet sie auch im Ganzen wirklich waren, sind damals gescheitert und würden noch jetzt scheitern, abgesehen davon, daß sie hinsichtlich der Maaßregeln im Innern ganz auf demselben Standpunkt mit Peel stehen. Mit Einem Wort: es handelt sich um die Frage, können radicale Maaßregeln noch lange aufgeschoben werden oder nicht? diese Entscheidung hinauszuschieben ist eine Aufgabe, welcher Peel vorzugsweise gewachsen ist. Es ist nicht seine Schuld, sondern die der Verhältnisse, daß keine von den Parteien, die bisher wechselsweise das Ruder führten, mehr ans Ruder kommen kann, außer sie entschließt sich zu radicalen Maaßregeln, was nicht zu erwarten ist. Der Grund davon ist leicht einzusehen, und Cobden hat ihn ohne Scheu und Hehl ausgesprochen in der Versammlung der Anti-Cornlawleague am 15 Jan. d. J.: „es ist meine feste Ueberzeugung, daß die Frage der Abschaffung der Korngesetze nicht innerhalb des Unterhauses durchgeführt werden kann; sie beruht auf dem Wahlkörper, und dieser muß vergrößert werden. Einige Leute sagen, dieß sey gefährlich und inconstitutionell; ich aber sage ohne revolutionärer oder demokratischer zu seyn als andere, daß je bälder die politische Macht dieses Landes der Aristokratie, welche sie so sehr mißbraucht, entzogen und unbeschränkt in die Hände der arbeitsamen und thätigen Mittelclasse gelegt wird, desto besser.“ Hiemit ist es ausgesprochen: es handelt sich mit dem Korngesetze nicht um ein Handelsmonopol, sondern um eine gänzliche Aenderung der bisherigen Gesellschaftsverfassung. Seine Worte zielen direct dahin, die Chartisten

mit den Mittelclassen zu verschmelzen, sie drücken ganz unverhohlen den Gedanken aus, daß der Mittelclasse die physische Macht, der Masse der nöthige politische Verstand zum Regieren abgehe, und daß nur eine Vereinigung beider zum Ziele führen könne. Alle bisherigen Ministerien ohne Unterschied gingen aus der Aristokratie hervor, keines war geneigt die Vorrechte derselben zu opfern, was auch bei der jetzigen Zusammensetzung des Unterhauses ganz unmöglich ist, und das Unterhaus ist also hier nur Partei, nicht Richter. Dieß ist der factische Zustand; rechtlich aber repräsentirt das Parlament noch das Land, und diese rechtliche Fiction mit Klugheit und Mäßigung zu benützen, das ist die Aufgabe der Regierung, welche Peel bis jetzt mit großem Glück gelöst hat. Von seinem Standpunkt aus hat er keinen Fehler begangen, wohl aber seine Gegner unter den Tories den größten, den sie begehen konnten, die nutzlose Empörung gegen ihn. Peel zwang sie, um seine allein noch mögliche conservative Stellung zu behaupten, dreimal ihre Stimmen gegen ihn zurückzunehmen, und konnte nicht anders handeln; sie aber hatten Unrecht ihn zu diesem Verfahren zu zwingen, denn dieser Widerspruch ist ganz dazu gemacht, das Parlament zu discreditiren, und somit die legale Fiction, daß es das Land repräsentire, vollends zu zerstören. Sie werden sich deßhalb wohl in Zukunft vor ähnlichen tollen Streichen in Acht nehmen.

Das wird ihnen freilich schwer werden, denn die bevorstehende Session bereitet ihnen neue Kränkungen vor. Hat man schon seine Mäßigung gegen die Katholiken, die Bill über die religiösen Vermächtnisse, die officielle Anerkennung der katholischen Prälaten ihm vom hochkirchlichen Standpunkte aus zum Verbrechen gemacht, so wird diese Partei vollends Feuer und Flamme speien, wenn er das katholische Collegium in Maynooth besser ausstattet, und Anstalt zur Gründung einer katholischen Universität trifft; aber Peel muß auf dieser Bahn vorwärts schreiten, er muß den wohlhabenden, gemäßigten Theil der Katholiken befriedigen, weil er die Hauptforderung, nämlich die Aufhebung der ungerechten Bevorzugung des anglicanischen Clerus nicht bewilligen kann. Hierin erkennt man den Charakter seiner Maaßregeln überhaupt: er gewährt alles, was er gewähren kann ohne den Grundsatz umzustoßen. Dieser Grundsatz ist hier die Herrschaft der anglicanischen Kirche, der alle andern, die schottische Kirche ausgenommen, zu Schooß und Steuer verpflichtet sind. Gibt er diesen Grundsatz in Irland auf, so ist er in England selbst nicht zu halten, die Hochkirche hört auf Staatskirche zu seyn, und ist nur noch neben den andern die gleichberechtigte. Dieß aber will sich die anglicanische Kirche nicht gefallen lassen, dazu ist sie noch zu mächtig *), noch zu sehr mit der Aristokratie verwachsen, und wird auch nur mit dieser fallen. Dasselbe läßt sich von den Korngesetzen sagen. Peel hat die Korneinfuhr aus Canada gestattet, und wird sie wahrscheinlich auch aus den andern brittischen Colonien gestatten, aber den Kornhandel mit andern Ländern wird er nicht frei geben, so lang er es hindern kann.

Das einzige, was man von seinen bevorstehenden Maaßregeln mit einiger Gewißheit weiß, geht auf eine zweite Auflage seines umgewandelten Tarifs hinaus, um denselben noch mehr zu vereinfachen, gewiß zum Vortheil des englischen Handels, aber schwerlich im Sinne der englischen Freihandelsmänner, und noch weniger der continentalen, wie dieß manche Londoner Correspondenzen glauben machen wollen; dieser Milchbrei von der englischen Liebe zur Handelsfreiheit, welche man den Deutschen immer noch einpappeln will, ist längst versauert, und es bedarf keiner großen Belesenheit in englischen Journalen, und zwar gerade in Handelsjournalen, um die gründlichsten Widerlegungen der continentalen Freihandelstheorie daraus zu entnehmen. Die englischen Freihandelsmänner wollen mit aller Welt handeln, ohne durch besondere Vorrechte der englischen Colonien gebunden zu seyn, während die continentalen Freihandelsmänner überall her die Waaren nehmen wollen, unbekümmert darum, ob man auch die ihrigen nimmt. Sir R. Peel will aber nicht einmal von der englischen Handelsfreiheit viel wissen, sondern ist im Gegentheil bestrebt, das englische Colonialreich mit dem Mutterlande immer enger durch gegenseitiges Bedürfniß zu verbinden und England so zu stellen, daß es möglicher Weise die andern Länder entbehren könne. Das ist freilich eben so unausführbar, als die alte Macht der Tories und der Kirchenherrschaft wieder herzustellen, denn der Plan bricht sich an der Nothwendigkeit eines Welthandels, an den Repressalien, die er unausbleiblich hervorrufen muß. Peel läßt, wie schon erwähnt, aus Canada das Korn herein und scheint nicht abgeneigt, auch den andern englischen Colonien, wie jetzt verlangt wird, dasselbe Vorrecht zu gestatten. Die Absicht ist dabei natürlich, daß die Colonien das gehörige Aequivalent des eingeführten Korns in englischen Manufacten nehmen, und der ganze Handel noch überdieß in englischen Schiffen betrieben werde. Aber mit diesen Maaßregeln befriedigt er niemand; die alten Vertheidiger der Korngesetze sollen Lust haben, die Canada-Kornbill anzugreifen, weil ihnen zu viel Korn zu niederem Preise auf diesem Wege hereinkommt. Die continentalen Vertheidiger Englands, welche gern ihr Korn nach England ausführen möchten, sehen durch diese Concurrenz den Preis heruntergedrückt, und da sie bei den laufenden Preisen 20 Shilling Zoll zahlen müssen, während canadisches Korn nur 1, und nordamerikanisches über Canada eingeführt nur 4 zahlt, so wird ihr Korn gerade um diese Zolldifferenz im Preise herabgedrückt. Aber auch die englischen Freihandelsmänner sind mit der Maaßregel nicht sonderlich zufrieden, weil man das Getreide weit her holen muß, statt es aus der Nähe zu be-

*) Wie sehr selbst die angesehensten Personen sich scheuen dem Einfluß der Kirche entgegen zu handeln, darüber kann der Umstand Aufschluß geben, daß man allgemein sagt, Stanley, der kürzlich zur Pairswürde erhoben wurde, werde das Colonialministerium aufgeben, hauptsächlich in Folge der neuseeländischen Sache. Er hat dort, wie wir an einer andern Stelle ausgeführt, völlig gegen den Wunsch und das Interesse der Church Missionary Society handeln müssen, und scheut sich, wie es scheint, jetzt offen im Parlamente sein Verdammungsurtheil gegen diese Missionsgesellschaft auszusprechen.

ziehen? und weil sie einsehen, daß man in Deutschland nicht lange mehr die Thorheit begehen wird, sich auf eine so palpable Weise von England an der Nase herumführen zu lassen, und daß strengere Maaßregeln gegen den englischen Manufactenhandel nicht ausbleiben können. So stellt sich Peel zwischen beide Theile, weil er keinen von beiden Theilen befriedigen kann. Eine solche Stellung ist eine Stellung der Schwäche, wenn sie aus Mattherzigkeit und Mangel an Entschluß entspringt; da sie aber — falls nicht eine keine Berechnung zulassende Veränderung eintritt — auf allen Seiten durch die Nothwendigkeit geboten ist, so wird sie in Peels Hand ein Element der Stärke; nur die Thorheit der Tories, nur eine noch nicht vorhandene Vereinigung der Chartisten mit den Mittelclassen kann sie sprengen.

(Schluß folgt.)

Die unterscheidenden Kennzeichen der amerikanischen Ureinwohner.

Es scheint in neuerer Zeit ein Lieblingsgedanke antiquarischer Forscher in Amerika zu seyn, die amerikanische Race als eine eigenthümliche darzustellen, und keine Abkunft von Asien oder sonst woher zu statuiren. Dieß ist auch der Gegenstand einer Abhandlung des als Craniologen wohlbekannten Dr. Morton, welcher geradezu behauptet: „die physischen Kennzeichen und die osteologische Bildung bieten eine Gleichförmigkeit dar, die bei der Ausdehnung des Landes, in welchem sie vorherrscht, wahrhaft erstaunlich ist, und die wenigen Abweichungen, auf die man stößt, müssen eher als Ausnahmen, denn als Gründe, um den allgemeinen Schluß zu bezweifeln, angesehen werden. Die Vergleichung von fast 400 Schädeln aus fast allen Gegenden Nord- und Südamerika's bietet in größerem oder geringerem Grade bei allen dieselben Kennzeichen dar: der viereckige oder abgerundete Kopf, der abgeflachte oder verticale Hinterkopf, die hohen Backenknochen, die gewichtigen Kinnbacken, die großen viereckigen Augenhöhlen, und die niedere, zurückweichende Stirne. Dieß gilt gleichmäßig für die alten und neuen Nationen des ganzen Continents, denn die ältesten Schädel aus den peruanischen Grabfeldern, aus den Gräbern Mexico's und den Grabhügeln Nordamerika's bieten dieselben Typen, wie die Köpfe der wildesten, noch vorhandenen Stämme. Die verschiedenen civilisirten Nationen sind bis auf diesen Tag durch ihre directen Abkömmlinge repräsentirt, und diese weichen in keiner Beziehung von den wilden Indianern ab." Die Ueberreste der alten Peruaner um den Titicaca-See hatten anfangs Dr. Morton verleitet, wegen der eigenthümlichen Kopfform die Identität mit den andern Racen dieses Continents zu bezweifeln, die Forschungen d'Orbigny's haben aber zur Genüge bewiesen, daß diese Verschiedenheit aus einer alten Sitte entsprang, den Schädel auf den Seiten einzudrücken; die so gestalteten Köpfe sind durchaus Männerköpfe, und finden sich in den bestausgearbeiteten Gräbern, weßhalb jene Sitte wohl die angesehenen Männer unterscheiden sollte.

Reisen in Südamerika.

2. Reise vom Uruguay nach dem Wasserfall des Parana.

Am Uruguay verweilten wir einige Tage, theils um uns von den überstandenen Mühseligkeiten der Reise auszuruhen, theils um die nöthigen Vorkehrungen zum weitern Vordringen in eine fast unbewohnte Wildniß zu treffen. Matheo schien in unserer Gesellschaft sich so wohl zu befinden und fand an unserer Art zu reisen so viel Geschmack, daß er mir den Vorschlag machte, mich noch ferner begleiten zu wollen, und da er zur Wartung der Pferde fast unentbehrlich war, sich auch sonst sehr brauchbar für einen Reisenden auswies und dabei eine unverwüstlich gute Laune besaß, so wurde sein Vorschlag angenommen und ich behielt ihn noch länger im Dienst. In der Person des ältesten Sohnes unseres Wirths, der mit der Gegend jenseits des Uruguay einigermaßen bekannt war, erhielt unsere kleine Reisegesellschaft einen neuen Führer. Als Mundvorrath nahmen wir besonders gedörrtes Fleisch, das Mehl der Maniocawurzel, Farinha genannt, und schwarze Bohnen mit auf den Weg. Wir durften darauf rechnen, daß uns die Jagd hinreichende Abwechselung in unsere einfache Küche bringen würde — eine Rechnung, die häufig ohne den Wirth gemacht wird, da man nicht selten in den brasilischen Wildnissen tagelang umherstreifen kann, ohne auch nur ein jagdbares Thier zu sehen. Nachdem wir auf diese Weise, so gut es anging, für unsere Reisebedürfnisse gesorgt hatten, gab ich das Zeichen zum Aufbruch.

Auf der andern Seite des Uruguay nimmt die Gegend sehr bald einen andern und poetischern Charakter an, der gegen die Monotonie der bisher von uns durchwanderten Ebene auffallend absticht. Je mehr man gegen Norden vorrückt, desto anziehender wird die Landschaft, und alles, der tiefblaue, glänzende Himmel, an dem man nur leichte Silberwolken hinziehen sieht, und die wunderbaren Erzeugnisse des Pflanzenreichs, erinnern den Reisenden, daß er sich immer mehr dem heißen Erdgürtel nähert. Ihn empfängt ein Hügelland, voll Gras und Blumen, mit glänzendem Himmel und elastischer Luft, hie und da mit malerischen Waldpartien geziert und sein Blick weilt auf einer Bergkette, deren nicht sehr hohe und bewaldete Gipfel aus geheimnißvoller Ferne herüberschauen. Auf einigen Hügeln erheben sich stolze Palmen, das Wahrzeichen aller Tropenländer, in die Luft. Muntere Schaaren von Papagaien zogen mit lautem Geschrei durch die Luft und Schmetterlinge von ausgezeichneter Größe, die durch den Schmelz ihrer Farben das Auge entzücken, flatterten um sonderbar gestaltete Blumenkelche. Einzelne Aeste der vor uns liegenden Bergkette reichen bis an das Ufer des Uruguay und zwischen ihnen liegen breite, von kleinen Flüssen bewässerte Thäler, welche einer zahlreichen, Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung freundliche Wohnsitze gewähren könnten, wodurch diese jetzt in chaotischer Unordnung daliegende Einöde in eine blühende Landschaft verwandelt werden würde. Welch ein weites Feld zur Ausführung großer, wohlthätiger Plane bieten diese von der Natur so bevorzugten Gegenden einer thätigen und energischen Regierung dar. Tausende von Familien, welche in dem übervölkerten Europa eine höchst kümmerliche Existenz haben, könnten unter diesem heitern und glücklichen Himmel ein zufriedenes Loos finden und dem dankbaren Boden alle Bedürfnisse abgewinnen. Wo man jetzt höchstens einige vereinzelt liegende Höfe und höchst selten kleine Orte liegen sieht, würden volkreiche, Handel und Gewerbe treibende Städte und durch

Ackerbau und Viehzucht blühende Dörfer entstehen, die für ihre Producte, wenn auch fürs erste keinen ausländischen Markt finden, doch sich sehr leicht einen inländischen schaffen würden.

Um zu bewohntern Gegenden zu gelangen, hätten wir jetzt eine östliche Richtung verfolgen müssen, allein unser Weg führte nordwestwärts in eine Region, in der sich bis jetzt nur äußerst selten einige angebaute Plätze und Orte finden. Der Reisende verliert auch eben bei dem gänzlichen Mangel an Wohnorten nichts, da einestheils die brasilischen Städte und Dörfer, wie sie und ihre Bewohner nun einmal sind, ihm nur wenig Genüsse und Sehenswürdigkeiten darbieten, anderntheils er aber nur allein in dem Anschauen einer großartigen Natur und ihrer wunderbaren Producte Entschädigung zu finden hoffen darf für die dargebrachten Opfer an Genüssen jeder Art, wie sie das gesellschaftliche Leben in Europa mit sich bringt. Wohl ihm, wenn diese Flamme für die Schönheiten der Natur im Drange von Entbehrungen jeder Art stets neue Nahrung findet, denn sonst würde sein Loos in Brasilien zu beklagen seyn, da das Leben und Treiben der dasigen, auf einer noch sehr niedrigen Bildungsstufe stehenden Bevölkerung, bei der man jeden Anflug eines kräftigen Weiterringens auf der Bahn der Gesittung und fast jede Spur von Begeisterung für höhere Lebenszwecke vermißt, dem aus civilisirten Ländern kommenden Fremdling schwerlich für die Dauer Reiz und Geschmack abgewinnen können.

Gegen Mittag nahm uns ein kleiner Wald auf, in dessen Schatten wir unser Essen bereiteten und einige Stunden der Ruhe pflegten. Auch dieser Wald erinnerte daran, daß wir uns den Tropen immer mehr näherten. Ueberall war Leben und üppiger Pflanzenwuchs verbreitet, und Passifloren, Begonien, Epidendrumarten, Flechten, mannichfaltige Farrnkräuter und Moose blühten, rankten und wucherten überall und verflochten das Ganze zu einem undurchdringlichen Dickicht. Mancher einzelne Baum bot eine kleine Pflanzenwelt dar, indem sich die mannichfaltigsten Schling-, Wucher- und Fleischgewächse an ihm rankten und deren Blüthen durch den lebhaften Schmelz ihrer Farben und ihre merkwürdige Gestalt die Bewunderung auf sich ziehen. Auch in zoologischer Hinsicht war dieser Wald nicht uninteressant, und als wir uns eine kurze Zeit mit der Jagd beschäftigten, erlegten wir unter andern den prachtvollen weißen Milan mit dem Gabelschwanze (falco furcatus Linn.), den ich der Geschicklichkeit Antonio's verdankte. Einem Europäer würde es schwer fallen, diesem schlauen Vogel beizukommen, allein der List und Gelenkigkeit der Indianer entgeht selten ein Thier, wovon ich auf diesen Streifzügen oft Gelegenheit hatte mich zu überzeugen. Die außerordentliche Schärfe ihrer Sinnenwerkzeuge und ihre bewundernswürdige Gewandtheit, mit der sie durch das dichtverwachsenste Gebüsch schlüpfen, machen sie zu vortrefflichen Jägern. Außerdem konnte mein Tupinamba alle Thierstimmen auf das täuschendste nachahmen, wodurch es ihm gelang, seine Beute in das Schußbereich zu locken und zu erlegen. Das „Taracara," welches er den Tucanen nachmachte, verfehlte nie ihre Wirkung, und in kurzer Zeit hatte er mehrere Exemplare dieser durch ihren kolossalen Schnabel und durch die lebhaft orangefarbene, gegen ihr übriges schwarzes Gefieder herrlich abstechende Kehle ausgezeichneten Vögel erlegt. Auch der auf den höchsten trockenen Aesten auf Beute lauernde bleifarbene Falke (falco plumbeus Linn.) entging seiner Nachstellung nicht. Auf diese Weise ist es erklärlich, wie die Wilden fast immer mit reicher Jagdbeute heimkehren, während die Europäer oft lange in diesen Wäldern jagen können, ohne auch nur zum Schusse zu kommen. Den blutrothen Tije (tanagra brasilia) trifft man ebenfalls hier mitunter und wir erhielten mehrere Exemplare von diesen schönen Vögeln. Papagaien und Affen wurden in solcher Menge geschossen, daß sie unsere gewöhnliche Speise ausmachten.

In den hiesigen Wäldern gibt es mehrere Arten Bienen, deren Nester wir häufig fanden und ausbeuteten. Ich benutzte den auf diese Weise gewonnenen Honig, um denselben mit Wasser zu vermischen, wodurch man ein angenehmes und kühlendes Getränk erhält. Man darf sich jedoch nicht verleiten lassen, von diesem in den Wäldern sich häufig findenden wilden Honig ohne Unterschied Gebrauch zu machen, da der von einigen Bienenarten bereitete auf das Sensorium eine berauschende Wirkung äußert und heftige Kopf- und Gliederschmerzen verursacht. Die Indianer und übrigen Eingebornen unterscheiden jedoch sehr leicht den nützlichen von dem schädlichen Honig.

Als wir unsere Mahlzeit verzehrten, bemerkte ich nicht fern von unserem Bivouak eine Schlange, welche etwa zwei Fuß lang und mit rothen und schwarzen Flecken gesprenkelt war. Ich wollte das Thier mit einem Stock tödten, als aber Domingo (so hieß unser neuer Führer) meine Absicht bemerkte, hielt er mich mit allen Zeichen des Entsetzens von meinem Vorhaben zurück. Auf mein Befremden entwarf er folgende Schilderung von diesem Reptil, deren Wahrheit, seiner Versicherung nach, die Erfahrung vollkommen bestätigt haben soll. Er erzählte: wenn man sich unvorsichtigerweise seinem Lager nähert, so nimmt es augenblicklich eine drohende Stellung an und seine Flecken, die von verschiedener Farbe sind, werden zusehends glänzender von der Wuth des Thieres. Zu gleicher Zeit stößt es mit großer Gewalt einen feinen Wind von ekelhaftem Geruch aus, und wenn der unachtsame Wanderer denselben einathmet, so wird dadurch eine Hinfälligkeit des Körpers erzeugt, die nach einigen Monaten unfehlbar den Tod nach sich zieht. So weit die Aussage Domingo's, deren Wahrheit ich jedoch sehr bezweifle, da die hiesigen Menschen im allgemeinen eine große Furcht vor den Schlangen haben und nicht selten die übertriebensten Behauptungen von der Wirkung ihres Giftes und ihrer Schädlichkeit aufstellen. Ich war jetzt nur noch begieriger, des Thieres habhaft zu werden, um vielleicht durch eine anatomische Untersuchung die Ursache jener, übrigens wahrscheinlich nur erdichteten, ungewöhnlichen Eigenschaften auszumitteln, allein während ich zu meinem Gewehr griff, war das Thier bereits in dem Gebüsch verschwunden und entging unserer Nachstellung.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ungeheures Mosaik. Nach dem Observateur des Pyrenées (s. Echo du Monde Savant vom 10 Jan.) fand man an den Ufern des Nees, nahe an der Straße von Gau, ein sehr merkwürdiges Mosaik, das nicht weniger als 5 bis 6 Quadratmetres Oberfläche hat und völlig erhalten ist; es stellt Einsatzrosen dar von sehr lebhaften, mannichfachen Farben, mit Nebenverzierungen, die auf ein sehr hohes Alterthum zu deuten scheinen. Das Mosaik diente augenscheinlich einem Badesaal oder sonst einem Zimmer als Boden.

*

Der artesische Brunnen, welchen man für den Jardin des Plantes projectirt, soll noch 350 Metres tiefer gehen, als der von Grenelle, und man erwartet, daß das Wasser nicht bloß mit stärkerer Gewalt aufsteige, sondern auch bis 37° C. Wärme habe, als er zur Erwärmung der Glashäuser, zum Baden u. dgl. dienen könne. (Echo du Monde Savant vom 22 Januar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 39.



Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Februar 1845.

Ein gallischer Tempel zu Argenton sur Creuse.

(Mitgetheilt von Herr. Robart im Echo du Monde Savant, 22 Dec.)

Auf einer Spitze des Felsen, deren Gürtel die Stadt Argenton beherrscht, steht noch, aber sehr baufällig, ein Gebäude, das die gemeine Form einer Scheune hat, zu welchem Gebrauch es in neuerer Zeit herabgewürdigt wurde. Der kleine Glockenthurm, der ehemals dem Bau das Ansehen einer dem heiligen Johannes geweihten Kirche gab, wurde im J. 1790 niedergerissen auf Befehl des Conventsmitglieds Michaud, der auf außerordentlicher Mission im Indre-Departement sich befand und gesagt hatte: „ich bin hieher geschickt, um Köpfe fallen zu lassen, lasse aber lieber Glockenthürme fallen.“ Durch eine ganz besondere Ausnahme ist diese Capelle von Norden nach Süden orientirt. Warum? Die Druiden, so bewandert in der Astronomie, daß selbst Cäsar ihre Verdienste anerkannte, feierten die vier großen Epochen des Jahres, die Solstitien und Aequinoctien, wie alle Priester des Alterthums, deren religiöse Symbole nichts als die materiellen Formeln ihrer astronomischen und physischen Kenntnisse waren, und welche im innern Heiligthum die Lehre von der Einheit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele den Eingeweihten vortrugen. Durch den Pierre-a-la-Marte der Gemeinde von Ceaulmont, der gleichfalls auf einer Spitze des linken Ufers der Creuse, acht Kilometers von da, errichtet ist, beteten sie „die Sonne des Mars, des Besiegers der Finsternisse in der Frühlingstag- und Nachtgleiche“ an. Hier in einem Bau von der Form eines Parallelogramms und offen, wie alle ihre Tempel, feierten sie das Fest der Sommersonnenwende, und darum war die Thüre des Tempels im Norden und der Altar im Süden.

Auf der Höhe des Felsen, welcher zur Zeit der Begründung des Christenthums nach dem heil. Johannes benannt wurde, erhebt sich ein künstlicher Erdaufwurf, auf welchem anfangs der gallische Tempel, später die christliche Capelle stand. Man erkennt leicht die Grundlage des alten Tempels, über der später die Capelle des heiligen Johannes erbaut ward. Zwei gallische Tempel in der alten Stadt Toull im Departement de la Creuse, von denen nur noch Trümmer vorhanden, sind gleichfalls nach Norden und Süden orientirt, und haben dieselbe Form. Nicht wenig auffallend ist der Zustand des Materials der Mauern der Capelle des h. Johannes, das den Stempel hohen Alters trägt; wenn man sieht, wie sehr der Glimmergranit von der Zeit angefressen ist, wie die Quadersteine ohne Ordnung durch einander mit rohen Steinen angewendet sind, so kann man sich denken, daß die Mauern des gallischen Tempels im dritten und vierten Jahrhundert wiederholt durch barbarische Völker zerstört, und dann aus demselben Material hergestellt wurden; endlich kann man an der gedrückten Bogenkrümme des gegen Süden gerichteten Fensters, an dem griechischen, über dem kleinen gegen Osten geöffneten Thore eingehauenen Kreuz, so wie an dem auf derselben Seite durchgebrochenen Spitzbogenfenster erkennen, daß die neueste Wiederherstellung der christlichen Capelle am Ende des fünfzehnten oder am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts statt fand.

Geht man in Gedanken tief in die heidnische Zeit zurück, so sieht man hier die Druiden, Anhänger des Mithra nach Plinius und Clemens von Alexandrien, das große Fest des Aufsteigens der Sonne im Sommersolstitium durch das am Thore des Tempels angezündete Feuer verherrlichen. Horcht man zugleich auf die Sagen der Alten, auf die mündliche Geschichte des Volkes, die man stets zu Rathe ziehen muß, so erfährt man, daß bis zur Revolution das Feuer der Capelle des h. Johannes das Vorrecht hatte, den Feuern der untern Stadt als Signal zu dienen. Man staunt über die lange Dauer dieser ächt druidischen Sitte des Johannesfeuers, die sich durch die römische und fränkische Periode hindurch erhielt und noch jetzt besteht. Kaum möchte es in Frankreich ein Gebäude geben, das mehr verdiente unter die historischen Denkmäler gezählt zu werden, als die kleine St. Johannis Capelle zu Argenton, welche auf den Grundmauern eines gallischen, der Sonne im Sommersolstitium geweihten Tempels erbaut ist.

England bei der Eröffnung des Parlaments.

(Schluß.)

Hier ist es nun, wo die Bedeutung der Massen in England zu Tage tritt; seit der Revolution von 1688 hat man durch Beförderung der Industrie und des Handels der Masse des Volks einen Verdienst verschafft, welcher alle seine früheren Begriffe von Wohlstand überstieg. Dieß günstige Verhältniß hat über ein Jahrhundert angehalten, und die Folge war einerseits ein großer Leichtsinn und luxuriöse Gewohnheiten unter den arbeitenden Classen, und andererseits die Möglichkeit, die Staatslasten in lauter Verbrauchssteuern auf die mittlern und niedern Classen zu wälzen. Von der Zeit an, wo theils die wachsende Bevölkerung Englands selbst, theils die beginnende Concurrenz anderer Völker den Gewinn der einzelnen Arbeiter schmälerte, mußte das Verhältniß sich ändern, und wir sehen daher seit dem Jahre 1820, d. h. seit dem Kriege und dessen unmittelbaren Folgen, eine Regierung nach der andern die Steuern, welche unmittelbar auf dem Verbrauch lasteten, ermäßigen oder abschaffen; aber es will immer noch nicht reichen, und fortwährend werden die Forderungen um Erleichterung lauter. Schon die Whigs sind in Abschaffung von Steuern weiter gegangen, als die Staatseinkünfte eigentlich gestatteten, und das in ungünstigen Jahren entstandene Deficit mußte nun durch eine Einkommensteuer gedeckt werden, und nicht nach dem sonstigen System durch Verkaufssteuern, deren Maaß Peel gleich im Antritt seines Ministeriums für erschöpft erklärt hatte. Diese Einkommensteuer, obwohl einträglicher als man erwartet hatte, gewährt aber nur in günstigen Friedensjahren einen Ueberschuß, und kaum ist dieser wirklich vorhanden, so erheben sich schon zahlreiche Aspiranten, welche diese gute Beute für sich in Anspruch nehmen wollen. Seife, Papier, Malz, Thee, Tabak, Baumwolle und noch eine Reihe Etceteras erheben ihre Stimme, eine Versammlung nach der andern tritt zusammen, und die Ansprüche werden in möglichst helles Licht gesetzt, aber Peel wird gegen die meisten taub bleiben müssen. Man vermuthet bloß, daß Baumwolle und Thee die Glücklichen seyn werden, erstere weil die Abgabe ziemlich schwer auf der Manufactur lastet und sie, abgesehen von der Fracht, um 8 bis 10 Procent gegen das rasch aufstrebende Nordamerika in Nachtheil setzt; letztere um durch den gesteigerten Verbrauch von Thee die Ausfuhr nach China und dessen Zahlungsfähigkeit zu steigern. Gewisses weiß man übrigens auch über diese beiden Punkte durchaus nichts, und namentlich in Betreff der Baumwolle meint ein in Peels Politik sonst sehr eingehendes Handelsjournal, daß ein Rückzoll bei der Ausfuhr von Baumwollenwaaren ebenso wirksame Abhülfe gewähren würde.

Die Einkommensteuer, welche eigentlich nur auf drei Jahre aufgelegt wurde, um sie der widerstrebenden Aristokratie mundgerecht zu machen, und welche somit in diesem Jahre zu Ende gehen sollte, muß beibehalten werden, weil man ein Einkommen von 6 Mill. Pfd. St. unmöglich missen kann, wohl aber wird es sich um eine Aenderung derselben handeln. Die einen glauben, Peel werde die geringste Summe, von welcher eine Steuer erhoben werden solle, zur Erleichterung der mittleren Vermögen, von 150 auf 300 erhöhen, und alle andern wesentlichen Bestimmungen vor der Hand beibehalten; andere verlangen, daß aus der Einkommensteuer eine Eigenthumssteuer gemacht werde, damit nicht mehr derjenige, welcher durch Arbeit und Anstrengung sein Einkommen erwirbt, mit dem, welcher ganz gemächlich von Staatsfonds oder Gütern seine Einkünfte einstreicht, in Eine Kategorie gestellt werde. Das aber wird Peel des Grundsatzes wegen, weil es direct gegen die Aristokratie des Grundeigenthums und des angehäuften Vermögens gerichtet wäre, nicht zugeben wollen; ebenso wird er der Forderung einer Abschaffung der Malztaxe widerstreben, wiewohl aus andern Gründen. Man schützt jetzt, wie dieß Mode geworden ist, das arme Volk vor, dem man das Bier, dieß alte Nationalgetränk, zu billigern Preisen verschaffen wolle; es ist aber in Wahrheit der Grundbesitz, welcher die Abschaffung der Malztaxe hauptsächlich wünscht, weil dadurch der Bierverbrauch bedeutend steigen, weil die Benützung des Malzes zur Fütterung des Viehes die Landbauer einer lästigen Abgabe an das Ausland für Oelkuchen u. dergl. entböbe, und wenn durch die fortschreitende Ermäßigung der Weizenpreise — sey es nun durch Abschaffung der Korngesetze oder durch Steigen der Zufuhr von Korn aus den Colonien — der Weizenbau sich verminderte, ein umfangreicher Gerstenbau einigen Ersatz gewährte. Aber Peel wird erklären, daß er eine Einnahme von 2,700,000 Pfd. St. nicht missen kann, und aus der Verwandlung der Malzsteuer in eine Biersteuer, wie von anderer Seite vorgeschlagen wird, träte das Bestreben der Grundeigenthümer nur eine Last von sich auf andere Schultern abzuwälzen, allzu deutlich hervor, als daß Peel sich sehr geneigt zeigen könnte darauf einzugehen. Einer Aufhebung der Abgabe von Seife und ähnlichen Dingen wird Peel abgeneigt seyn, weil alle solchen Accisabgaben, einmal abgeschafft, bei der jetzigen Stimmung des Volks nicht wieder eingeführt werden können, und weil alles, was jetzt von den Verbrauchssteuern aufgehoben wird, durch Eigenthumssteuern gedeckt, d. h. von den arbeitenden und Mittelclassen auf die reichen übertragen werden muß. Peel hat aber von diesen in der Einkommensteuer ein sehr bedeutendes Opfer verlangt, und kann ohne die dringendste Noth das Opfer nicht steigern wollen.

Man wird die obige Abwägung der Gründe für und wider die Abschaffung einer Steuer ganz erklärlich finden, wenn man erwägt, daß gegenwärtig in England, ganz im Widerspruch gegen die sonstige hochmüthige Verachtung der niedern Classen, sich allenthalben, freilich oft auf eine sehr unpraktische Weise, die Ansicht ausspricht, daß für die Hebung der untersten Classen etwas geschehen müsse. Man fühlt ihre Wichtigkeit, und sie haben sich durch die Chartistenbestrebungen und ähnliche Dinge der Beachtung aufgedrungen. Alles wird, wenigstens in seinen Resultaten, danach beurtheilt, ob es einen günstigen Erfolg für die Masse des Volks haben wird oder nicht. So wurde die letzte Bekanntmachung über die Ergebnisse der Staateinkünfte im vorigen Jahre trotz der

Ueberschüsse für nicht sehr günstig gehalten; man erkennt an, daß Handel und Gewerbsthätigkeit gewachsen sind; dieß ist aber nicht mehr wie sonst der einzige Maaßstab, an welchem man das Wohlseyn des Volkes mißt, man untersucht, ob es auch für dessen unterste Schichten vortheilhaft sey, und findet, daß dieß nicht der Fall seyn könne, indem zwar die Zollerträgnisse um zehnthalb Proc. mehr als im Jahre 1843, aber die Accise, aus welcher der Verbrauch der untersten Classen am sichersten sich ergibt, nur um 3 Proc. gestiegen sey. Von solchen Berechnungen bis zur wahren Einsicht ist nur ein Schritt und die Zeit nicht mehr fern, wo man in England vollkommen einsehen wird, daß das Steuersystem, welches die Hauptlast auf den Verbrauch der ersten Lebensnothwendigkeiten wirft, nicht nur für das Wohl der untersten Classen verderblich seyn muß, sondern auch den Aufschwung wahren Nationalreichthums hindert. Schon haben sich in einzelnen Meetings Stimmen dafür oft bei ganz fremdartigen Anlässen erhoben; dringt aber, wie dieß nicht anders zu erwarten, diese Erkenntniß durch, dann muß eine gänzliche Umwandlung des Steuersystems von selbst folgen, und die große Frage der Vereinigung der untersten Classen mit den mittleren gegen die Aristokratie ist entschieden. Welchen Schritt vorwärts diese Frage durch die Ergebnisse der nächsten Parlamentssession thun wird, steht dahin; es ist dieß aber jedenfalls die einzige Frage von allgemeinem Interesse für England, da ihr so viele andere, selbst die kirchliche, ja auch die irische, untergeordnet sind. Was die französische Nation durch einen furchtbaren Umsturz erkaufte, der die Monarchie mit ins Verderben riß, das sucht England jetzt auf constitutionellem und friedlichem Wege durchzusetzen.

Unternehmungen der Russen nach Sibirien vor Jermak.

Dieser kühne Kosake gilt gewöhnlich nicht bloß als der Eroberer, sondern auch als der Entdecker Sibiriens. Es geht aber hiemit, wie mit der Entdeckung Amerika's durch Columbus, der, wie man jetzt allgemein weiß, keineswegs der erste war, der nach Amerika gelangte. Ein Theil Sibiriens war den Russen lange vor Jermak und nicht bloß vorübergehend bekannt. Die Wologdaer Gouvernementszeitung (s. Nordische Biene vom 8 Jan.) enthält eine Mittheilung hierüber, wonach Jugrien (das Land zwischen Ural, Obi und Eismeer) schon Nestorn bekannt war, ja dieser wußte sogar von weiter hin wohnenden rohen Völkern, die Messer und Aexte gegen Pelzwerk eintauschten. Im Jahre 1030 machten die Nowgoroder einen Zug gegen Jugrien und fuhren wahrscheinlich durch die Waigatsch-Straße. Im Jahre 1093 bahnten sich die Syrjänen am Ural einen Weg durch den Wald nach dem Obi, der lange Zeit als die Verbindungsstraße zwischen dem Petschora- und Obi-Gebiet diente und die syrjänische Straße hieß. Hundert Jahre später zog eine Freibeuterschaar aus Nowgorod gegen Jugrien, wurde aber übel heimgeschickt; im 13ten Jahrhundert jedoch traten die Nowgoroder in regelmäßige und dauernde Verbindungen mit den transuralischen Stämmen, von denen sie einen Theil tributpflichtig machten. Die Bewohner von Ustiug sollen aber dasselbe gethan haben und beide über der Beute oft handgemein geworden seyn; in Folge dieser Streitigkeiten wurde Ustiug wiederholt von den Nowgorodern genommen und verbrannt. Dieß geschah, während auf dem übrigen Rußland das Joch der Tataren lastete. Erst nach Abwerfung dieses Joches und Unterwerfung Nowgorods (1478) schickten die russischen Großfürsten Truppen gegen Wogulen und Jugren (1483 und 1499). Im 16ten Jahrhundert kannte man drei Straßen, welche aus dem Petschoragebiet nach Jugrien führten.

Reisen in Südamerika.

2. Reise vom Uruguay nach dem Wasserfall des Parana.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir einige Zeit unsere Reise im Schatten des Waldes fortgesetzt hatten, gelangten wir in eine freie undulirende Ebene, durch welche sich ein kleiner Fluß dem Uruguay zu schlängelte. An den sumpfigen Stellen desselben bemerkten wir zuweilen den rostrothen Rohrsänger mit zugespitzten Schwanzfedern, auch wurden einige andere Sumpfvögel und Enten erlegt, unter denen sich die schöne Bisamente (anas moschata) durch ihr schwarzes in Grün und Purpurroth mannichfaltig schillerndes Gefieder auszeichnete.

In der Abenddämmerung erreichten wir eine kleine, in der größten Abgeschlossenheit liegende Povoaçao, wo einige arme Familien ein Asyl gefunden zu haben scheinen. Da Domingo hier bekannt war, so fanden wir leicht in einer der unansehnlichen Hütten Aufnahme für die Nacht. Eine dicke Frau, die aus einer Pfeife rauchte, wie sich deren die geringern Volksclassen und Neger in Brasilien bedienen, war in unserer Nachtherberge die Wortführerin, und wir deutschen Reisenden schienen besonders ihre Neugierde und Aufmerksamkeit erregt zu haben. Sie nahm mich, während sich meine Leute mit der Zubereitung unseres Abendessens beschäftigten, sogleich in Beschlag und richtete eine Menge Fragen an mich, z. B. ob wir Christen und aus welchem Lande wir wären, ob die dortigen Leute insgesammt eine so weiße Haut (sie deutete dabei, da ich mich gerade mit dem Abbälgen der erlegten Vögel beschäftigte, auf meine entblößten Arme, denn mein Gesicht war von der brasilischen Sonne bereits ziemlich dunkel gefärbt) und blaue Augen hätten, ob ich an Vorgeschichten- und Zauberei glaube, oder vielleicht selbst die letztere verstehe und treibe u. dgl. m. Nachdem ich ihrer Wißbegierde Genüge geleistet und ihr die gewünschte Auskunft gegeben hatte, bemühte ich mich, ihre abergläubischen Vorurtheile zu bekämpfen, fand jedoch bald, daß dieses Geschäft eben so müßig war, als den Stein des Sisyphus zu wälzen, und ich mußte mein Aufklärungswerk aufgeben, zumal sie versicherte: „daß wenn der heilige Antonio von Lisboa, dessen Andenken übrigens gesegnet sey, selbst komme, um ihren Glauben an Zauberei und Vorgeschichten wankend zu machen, so würde er sich doch vergeblich bemühen, denn was sie aus eigener Erfahrung wisse und selbst erlebt habe, davon lasse sie sich durch nichts abbringen." Es bedurfte von unserer Seite keiner Aufforderung zur Mittheilung ihrer Erlebnisse, sondern die Redselige fuhr, ihre Worte hauptsächlich an mich Ungläubigen richtend, aus freien Stücken fort: „Nun, ihr Herren, die ihr doch alles wissen wollt, was hatte denn dieser Vorfall zu bedeuten? Als ich eines Abends — es sind jetzt fünf Jahre her — durch den Wald dort zur rechten Seite gehe, kommt ein ganzer Schwarm der Vögel, die wir „Johann fälle Holz" nennen (die gute Dame meint die Nachtschwalbe, caprimulgus, aus deren lauter Stimme die Brasilier die Worte „Joao corte páo" zu hören glauben), und die Thiere fliegen

wie wild um meinen Kopf und schreien um die Wette: Joao corte páo, Joao corte páo! Mir wurde ganz unheimlich zu Muthe und ich dachte gleich, das hat was zu bedeuten. Nun, was geschieht? Als ich zu Hause komme, hat sich mein Mann, der den Tag über noch ungewöhnlich rüstig gearbeitet und mit gutem Appetit gegessen und getrunken hatte, krank niedergelegt und es vergehen keine drei Tage, so ist er nicht mehr unter der Zahl der Lebendigen. Ging das alles mit natürlichen Dingen zu?" „Ja, fuhr unsere zungenfertige Wirthin fort, die jetzt in ihrem Element zu seyn schien, was sagt ihr denn von dieser Geschichte? Da war in unserm frühern Wohnort, Santa Rita, die alte Isabel, ein so häßliches Weib, als man nur je sehen konnte. Ihr vorstehendes Kinn, die rothen Augen und die lange spitze Nase gaben hinlänglich Zeugniß davon, weß Geistes Kind sie war. Kein Mensch zweifelte auch daran, daß die alte Isabel eine Zauberin wäre, und selbst unser guter Pater Anselmo, der mich in meinen jungen Jahren häufig zu besuchen pflegte, äußerte oft, es wäre sehr zu bedauern, daß das heilige Gericht nicht mehr existirte, denn einen bessern Braten für einen Auto da fé gäbe es nicht, als die alte Hexe Isabel. Mein Gott! was hat die alte Zauberin für Unheil angerichtet, und kein Unglück ereignete sich in der Gegend, woran sie nicht schuld gehabt hätte. Dem einen behexte sie das Vieh, dem andern brachte sie Krankheit in die Familie, dem dritten sprach sie den Zauberspruch über die Früchte, daß die Ernte mißrieth; kurz der alte Drache hatte überall die Hände im Spiel. — Auch mir hatte sie es einst angethan. Ich war in meiner Jugend ein wildes Mädchen und als ich einstmals in der Dämmerung zu Hause eile, begegne ich der alten Zauberin und ohne sie zu bemerken, berühre ich sie im Vorbeigehen etwas unsanft. Die Alte murmelt einen Spruch oder Fluch zwischen den Zähnen und jetzt werde ich erst zu meinem Schrecken gewahr, mit wem ich es zu thun habe. In dem hämischen Blick der Alten lese ich deutlich: „warte, du leichtfertiges Ding! das sollst du mir auch nicht umsonst gethan haben!" Den Angstschweiß auf der Stirne komme ich zu unserer Wohnung und als ich die Hausthüre öffne, weht mir der kalte Zugwind entgegen und ich bekomme so heftige Stiche in der linken Brust, daß ich nicht anders denke, als meine letzte Stunde sey gekommen. Das hatte ich bloß der alten Hexe zu verdanken, die mir den Zugwind auf den Hals geschickt oder sich selbst darein verwandelt hatte. Endlich aber bekam sie auch ihren Lohn, denn eines Morgens, nachdem man in der vorhergehenden Nacht am Himmel seltsam feurige Erscheinungen gesehen und in der Luft unheimliche Stimmen gehört hatte, fand man die alte Isabel todt auf ihrem Lager und den Leichnam überall mit schwarzen Flecken bedeckt. Der Böse hatte sie unter gehabt und ihr in der Nacht den Hals umgedreht." Donna Marianna, unsere geschwätzige Wirthin, gab mit beredter Zunge noch mehrere Geschichten ähnlichen Inhalts zum Besten, ich halte jedoch die vorstehenden Pröbchen für hinreichend, um darzuthun, daß die Ausgeburten des immer geschäftigen Aberglaubens bei den Ungebildeten der meisten Nationen sich sehr ähnlich sehen.

Am folgenden Tage brachen wir frühzeitig auf und setzten, am Saume eines kleinen Gehölzes hinziehend, unsere Reise durch eine undulirende, jedoch allmählich höher ansteigende Ebene fort. Am Rande des kleinen Waldes fanden wir auf einem Baume sitzend ein Stachelthier (Hystrix insidiosa). Die Länge des Thieres betrug 15 Zoll, die des Schwanzes 10 Zoll. Der Körper ist dick und plump, der Kopf abgestumpft und der kegelförmige, aufwärts gehende Schwanz oben nackt, unten mit gelbröthlichen Borsten versehen. Die Oberlippe ist ein wenig gespalten, die Augen sind klein und von hellgrauer Farbe und die kleinen, dünnen, halbmondförmigen Ohren mit feinen wolligen Haaren besetzt. Nase, Mund und Augenlieder sind nackt, röthlich grau. Die Beine sind kurz und stark; an den Hinterfüßen befindet sich ein Kletterballen und an den Vorderfüßen ein starker Ballen mit einer kleinen Daumwarze. Die Fußsohlen sind nackt und die vier Zehen mit platten, vorn gekrümmten Krallennägeln besetzt. Das Haar zwischen den Stacheln ist weit länger als diese, seidenartig und graubraun, an Stirn und Brust röthlich und an den Beinen, Seiten und Bauch dunkel graublau. Die Stacheln, welche unter den Augen kurz anfangen und an den Schenkeln und Seiten über einen Zoll lang sind, haben eine hellgelbe Farbe mit schwarzbraunen Spitzen und sehr feinen Widerhäkchen. Wir fanden Mittags das Fleisch sehr wohlschmeckend.

Die Nacht brachten wir im Freien an einer Stelle zu, die uns Wasser zum Kochen und Weide für unsere Pferde darbot. Den letztern legten wir jeden Abend, ehe wir sie auf die Weide trieben, einen Sperrriemen um die Vorderbeine, damit sie uns in der Nacht nicht entlaufen könnten. Dieses Verfahren hatte jedoch den Uebelstand, daß die Pferde bei einem etwaigen Angriff von Raubthieren sich weder vertheidigen noch entfliehen konnten. Wir mußten jedoch auf diese Gefahr hin bei jener Sitte bleiben, da wir sonst jeden Morgen die kostbare Zeit mit dem Einfangen und Aufsuchen der Thiere hätten verschleudern müssen. Daß die angedeutete Gefahr aber nicht allein in der Einbildung vorhanden war, davon erhielten wir in dieser Nacht einen kleinen Beweis. Es mochte gegen 11 Uhr seyn, als unser Hund anschlug und unruhig wurde. Wir standen auf und griffen zu unsern Gewehren. Als wir aus dem Zelt traten konnten wir in der sternhellen Nacht ganz deutlich in nicht weiter Entfernung ein großes Thier von verdächtigem Aussehen über den Platz streifen sehen. Ich sandte ihm eine Kugel nach, worauf es sich mit großer Eile entfernte und bald aus unserem Gesicht verschwand. Als wir am andern Morgen nachsahen, erkannten wir ganz deutlich die Fährte des Puma. Dieses Raubthier ist in seinem wilden Zustande im höchsten Grade mordlustig und blutdürstig. Wenn es unter eine Heerde geräth und ungestört seiner Neigung sich hingeben darf, so richtet es mörderische Verwüstungen an. Es tödtet vielleicht auf einmal eine ganze Menge Schafe, um von jedem nur ein wenig Blut zu saugen. Dabei ist sein Appetit nichts weniger als delicat, da es auch mit Aas vorlieb nimmt oder seinen Raub mit Blättern bedeckt, um zu demselben später zurückzukehren. Er macht Jagd auf alle Arten wilder und zahmer Thiere und greift selbst andere Raubthiere an. Hat er Rothwild zu seiner Beute ersehen, dem er sonst nicht leicht beikommen würde, so lauert er auf einem Baume und springt auf seinen Raub herab. Um auf einen Baum zu kommen, springt er mit einem Satz hinauf und auf gleiche Weise kommt er auch wieder herunter. Man trifft ihn häufiger in offenen Ebenen als in den Wäldern. Völlig ausgewachsen beträgt seine Länge 5 Fuß ohne den Schweif, der auch noch 2½ Fuß mißt.

(Fortsetzung folgt.)

H. B.'s Carricaturen. Von diesem Unerschöpflichen sind wieder sechs erschienen, Nr. 821 bis 826, von denen wir nur die letzte als höchst charakteristisch ausheben; der Bischof von Exeter, der am längsten darauf beharrte, die alten Kirchenformen wieder einzuführen, wird von einem Bullen (John Bull) niedergestoßen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Februar 1845.



Die Creolen von Louisiana.

(Revue britannique. Oct. 1844.)

1. Eine Fahrt auf dem rothen Fluß.

An einem schönen, warmen Junius-Morgen schiffte ich mich auf dem Dampfschiff des Red River ein; die Strahlen der am tiefblauen Firmament erglänzenden Sonne trafen mich mit ungewohnter Stärke, aber die Gewässer des Mississippi schienen eine angenehme Frische auszuhauchen. Ich winkte zum Abschied meinen Begleitern und ging dann in den Salon hinab, wo ich mich mißmuthig niedersetzte. Ich hatte in New-York ein kleines Liebesunglück gehabt, und der Anblick des häuslichen Glücks, welches mir das Haus meines Gastfreundes Richards darbot, war nicht geeignet, mich mit meinem Mißgeschick zu versöhnen. Ich dachte deßhalb nicht mit sonderlichem Vergnügen an meine Rückkehr auf das einsame Landhaus, wo ich nichts als Sklaven und Miethlinge finden konnte, die mich mit kalter Gleichgültigkeit, wenn nicht mit schlecht verhehltem Mißvergnügen empfangen würden. Ich durchschritt den Salon ziemlich unwirsch, ohne die darin befindlichen Personen auch nur anzusehen, und lehnte mich ans offene Fenster. Ich befand mich seit einigen Minuten in Mißmuth versunken in dieser Stellung, als eine freundliche Stimme zu mir sagte; „Qu'est ce qu'il y a donc, Monsieur Howard? Etes-vous indisposé? Allons, venez!“ Ich wandte mich um; der, welcher mich angeredet hatte, war ein ältlicher Mann von ehrwürdigem Aeußern, aber seine Züge waren mir völlig unbekannt, ich blickte ihn steif an, etwas verwundert über den vertraulichen Ton und seine Kenntniß meines Namens; aber ich war, wie gesagt, im Augenblick nicht sehr gesellig gestimmt und schon im Begriff, dem alten Herrn nach einem leichten Kopfnicken den Rücken zuzuwenden, als er meine Hand faßte und mich freundlich fortzog nach dem Salon der Damen.

„Allons, venez, Monsieur Howard!“

„Mais que voulez-vous donc?“ fragte ich ziemlich trocken.

„Faire votre connaissance,“ erwiederte er mit einem äußerst wohlwollenden Lächeln, als er eben die Thüre des Zimmers der Damen öffnete. „Monsieur Howard!“ sagte er im Eintreten zu zwei jungen Mädchen, die eben damit beschäftigt waren einen Bündel Ananas und Bananen an einem der Pfeiler aufzuhängen, wie man anderswo Zwiebelguirlanden aufhängt. „Mes filles, voici notre voisin, Monsieur Howard!“ Die beiden Mädchen näherten sich freundlich, empfingen mich so herzlich, als wäre ich ein alter Bekannter gewesen, und boten mir von ihren duftenden, wohlschmeckenden Früchten an. Ich war von ihrem Benehmen, das mit dem meiner theuern Landsmänninnen so sehr contrastirte, lebhaft eingenommen und hatte nicht den Muth die freundliche Einladung auszuschlagen. Ich setzte mich und das liebliche Geplauder der Creolinnen verscheuchte bald meinen Unmuth gänzlich. Eine Stunde verfloß schnell und eben so wäre es mit einer zweiten und vielleicht mit einer dritten gegangen, wenn meine etwas spröden Begriffe von Etikette mich nicht hätten befürchten lassen, eine Verlängerung des Besuches möchte als ein Verstoß gegen die Sitte angesehen werden.

„Sie werden später Thee mit uns trinken?“ fragten die Mädchen, als ich den Salon verließ. Ich verbeugte mich zum Zeichen der Einwilligung, und die Wahrheit zu sagen, war ich der Einladung recht froh, als ich mir die nichts weniger als gewählte Gesellschaft auf dem Verdeck in der Nähe betrachtet hatte; es waren Viehtreiber und Viehhändler, die von Neuorleans sich nach den nordwestlichen Gegenden begaben, Handelsleute aus Alexandria und der Umgegend, halbwilde Jäger und Trappers, die nach dem Lande jenseits Nacogdoches sich begaben in der löblichen Absicht, die Indianer zu civilisiren, d. h. zu plündern. Es war eine wundersame Vereinigung von groben Stimmen und derben Fäusten, und alle diese Leute kauten oder rauchten Tabak und spuckten mit einer Kraft und Sicherheit aus, als wären ihre Kehlen Karabiner gewesen.

Wir bekamen eine dichte Blättermasse zu Gesicht, die Mündung des Red River nämlich, über den die Bäume von beiden Ufern sich hereinneigen, als wollten sie ein grünes Blätterdach bilden. Man nennt den rothen Fluß scherzhaft den Nil Loui-

siana's; er schleicht geräuschlos wie eine giftige Schlange durch das hohe Prairiegras und im Schatten der Wälder hin; eher sollte man ihn den Cocyt nennen. Wir befanden uns jetzt an dem Eingang in den weiten Sumpf, den die Vereinigung des Tensaw mit dem rothen und weißen Flusse bildet: man könnte ihn auf den ersten Anblick für einen großen, festen Spiegel oder noch eher für eine glänzend grüne Prairie halten, die mit Bäumen besäet ist, von denen schlammüberzogene Lianen in langen Festons herunterhingen. Betrachtet man aber die Fläche genauer, so sieht man die breitblättrigen Wasserlilien sich leicht bewegen, und dazwischen gewisse schmutzige braune Kinnladen, aus denen Töne hervorkommen, die für das Ohr des Fremden durchaus nichts Harmonisches haben; es sind dieß Tausende von Alligatoren, die sich in ihrem Schlamme herumtummeln. Es war eben die Brunstzeit, und ihr Gebrüll wahrhaft abscheulich.

Wir fuhren weiter den Red River hinauf, und hatten schon eine beträchtliche Strecke durchlaufen, als der alte Creole mich einlud, zum Thee hinabzukommen. Wir fanden eine seiner Töchter mit der Lectüre von „Paul et Virginie“ beschäftigt, diesem Lieblingsbuch der creolischen Frauen, die andere schwatzte mit einer schwarzen Sklavin und zeigte ihr eine Vertraulichkeit, die einer Dame von New-York Nervenzucken verursacht hätte. Sie hatten, wie mir ihr Vater sagte, das Kloster der Ursulinerinnen zu Neuorleans, wo sie erzogen worden waren, so eben verlassen, aber wohl schwerlich von den heiligen Schwestern das Geheimniß des sichern forschenden Blickes erlernt, mit dem sie mich manchmal musterten. Die älteste war etwa 19 Jahre alt und hatte eine leichte Neigung zur Körperfülle; es lag etwas äußerst unterhaltendes in der Ruhe und Zuversichtlichkeit, womit sie meine Person in einem uns gegenüberhängenden Spiegel musterte. Ein ganzes Buch wäre nöthig, um alle die Dinge aufzuzählen, mit denen meine neuen Freunde den Salon überladen hatten; zum Glück nahmen sie ihn allein ein, und konnten nach Gefallen darüber verfügen, sonst wäre ein Bürgerkrieg unvermeidlich gewesen. Die Damen hatten bloß an Citronen, Orangen, Bananen und Ananas genug, um ein Schiff damit zu beladen. Der Papa hatte unter seinen Vorräthen zum mindesten drei Duzend Kisten Chambertin, Laffitte und Medoc. Ich hielt ihn anfangs für einen Weinhändler, und jedenfalls machte die Wahl dieser gesunden feinen Getränke statt unsers abscheulichen Genever und unsers widerlichen Whiskey, womit man meine Landsleute vergiftet, seinem Geschmack alle Ehre.

Man schenkte Thee ein, Hr. Menou aber — so hieß mein neuer Freund — schien geneigt, den bescheidenen Trank dem Chambertin aufzuopfern, und ich hatte Lust beide Genüsse zu vereinen. Die Mädchen waren so munter und liebenswürdig, wie man nur wünschen kann, in der That ausnehmend reizend, voll Geist und Lebhaftigkeit, mit glänzenden Augen und süßen Stimmen, die das Herz des ärgsten Misanthropen hätten schmelzen können. Es gibt jedoch Augenblicke im Leben, wo der Geist in eine gänzliche Abmattung versinkt, alle Spannkraft verliert und an nichts mehr Interesse nimmt. Ich befand mich in einem solchen Zustand. Es war keineswegs aus Neigung geschehen, daß ich das gastliche Dach meines Freundes Richard verlassen hatte, um auf meine Pflanzung zurückzukehren, die ich seit langer Zeit nicht mehr gesehen, wo ich keine Gesellschaft finden konnte, und wo ich mich mit Geschäften abgeben mußte, zu denen ich keine Neigung hatte. Hätte ich, wie ich während meines Aufenthalts zu New-York gehofft, eine zärtliche Gattin zurückführen können, die meine Einsamkeit belebt, meine Freuden und meinen Kummer getheilt hätte, so würde ich mit minderem Widerwillen daran gedacht haben, meine Pflanzung wieder zu sehen, jetzt aber war ich durch das tiefe Gefühl der Vereinzelung niedergedrückt, welches mich unfähig machte, mich im Gleichgewicht mit der muntern Gesellschaft zu halten, unter die mich der Zufall geworfen hatte. Ich versuchte, wiewohl vergebens, die Last abzuschütteln die mich drückte, und verließ endlich nach vergeblichen Bemühungen den Salon, um auf das Verdeck zu steigen.

Die Nacht war schön, die Sterne glänzten am Firmament und die Atmosphäre war vollkommen klar mit Ausnahme eines leichten weißlichen Nebels, der sich aus dem Fluß erhob. Außer dem Brüllen der Alligators, das in der Stille der Nacht noch zu uns drang, bemerkte man an den Ufern des Flusses kein Lebenszeichen, es war eine Wüste: so weit das Auge reichte bemerkte man kein Licht, nur Tausende von Feuerfliegen warfen über Bäume und Gebüsche eine Art magisches Helldunkel. Rasch ging es vorwärts, noch zwölf Stunden, dachte ich, und du bist in deiner Behausung. In diesem Augenblick kam der Capitän zu mir und sagte, die lärmende Schaar der Raucher und Trinker fange an einzuschlafen, und wenn ich selbst geneigt sey mich dem Schlummer hinzugeben, so hätte ich jetzt einige Aussicht auf Ruhe. Ich konnte in der That nichts besseres thun und stieg hinab.

Als ich am andern Morgen erwachte, fand ich, daß während der Nacht ein Wind sich erhoben hatte, und daß wir von Segeln und Dampf zugleich getrieben, rasch vorwärts kamen. Die erste Person, der ich begegnete, war Hr. Menou. Er wünschte mir guten Morgen mit einem Ton, der mir kälter schien als am vorigen Abend, warf einen forschenden Blick auf mich, und schien in meinen Zügen lesen zu wollen, ob ich sein Entgegenkommen noch mit derselben Herbheit aufnehme wie am vorigen Tage. Ich that mein möglichstes, um den schlimmen Eindruck, den ich gemacht zu haben schien, zu verwischen. Diese Creolen sind doch im allgemeinen wackere Leute; Zurückhaltung und Scheu sind allerdings nicht ihre besondern Tugenden, aber doch ziehe ich ihren leichten Sinn und die Gewandtheit ihres Benehmens den anspruchsvollen Formen und dem zurückhaltenden Wesen der Yankees vor. Ich verzeihe ihnen sogar ihre lächerliche Leidenschaft für den Tanz, eine Leidenschaft, welche die ersten Auswanderer mitten unter allen Verlegenheiten ihrer ersten Ansiedlung nicht bezwingen konnten, und doch muß es gewiß eine drollige Sache gewesen seyn, sie ihre Capriolen machen und ihre Menuets und Ga-

votteś tanzen zu sehen, mit Teppichen statt der Ballkleider und rohen Sandalen statt der Tanzschuhe.

Während ich mit Menou und seinen Töchtern schwatzte und mein möglichstes that, um mich angenehm zu machen, ertönte die Glocke, man ließ den Dampf aus und wir hielten an, um Holz einzunehmen. „Monsieur, voilà votre terre!“ sagte der Vater, und wies mit der Hand nach dem Ufer, wo eine große Menge Holz aufgeschichtet war. Ich blickte durchs Fenster; der Creole hatte Recht. Ich hatte die Zeit mit den jungen Damen so angenehm hingebracht, daß die Stunden wie Minuten verflogen; es war bereits Mittag. Mein Geschäftsführer hatte während meiner Abwesenheit eine Holzniederlage für die Dampfboote angelegt; dagegen war nichts einzuwenden. Eben bemerkte ich den würdigen Hrn. Bleaks in eigener Person. Der Creole schien geneigt, mich nach meiner Wohnung zu begleiten; ich konnte ihn nicht daran hindern, hoffte aber, daß er seine Höflichkeit nicht so weit treiben werde, denn ein solcher Besuch hat nichts sehr schmeichelhaftes für einen Menschen, der jahrelang aus seiner Heimath entfernt war; unter allen Göttern sind die Laren und Penaten eines Unverehelichten die nachlässigsten.

„Hr. Bleaks,“ sagte ich zu meinem Geschäftsführer, der mit seinem Strohhut, seinem gestreiften Hemd und seinen Callicobeinkleidern, die Hände in den Hosentaschen und eine Cigarre im Munde, herumspazierte und sich um seinen Herrn sehr wenig zu kümmern schien. „Hr. Bleaks, wollen Sie die Gefälligkeit haben, meinen Tilbury und mein Gepäck ans Land setzen zu lassen.“

„Ah! Hr. Howard!“ sagte der Mensch, „Sie sind da? ich erwartete Sie nicht so bald.“

„Ich hoffe darum nicht minder willkommen zu seyn,“ erwiederte ich etwas beleidigt durch dieß Pröbchen ächt pennsylvanischer Trockenheit.

„Sie sind nicht allein, nicht wahr?“ fuhr Hr. Bleaks fort, indem er mich etwas schief anblickte. „Ich dachte, Sie hätten ein Duzend Neger mitgebracht, die haben wir sehr nöthig.“

„Est-il-permis?“ unterbrach uns der Creole, indem er mich an der Hand faßte, und mit einem bezeichnenden Wink auf das Haus deutete.

„Und das Dampfboot?“ entgegnete ich langgezogen und ohne vom Platz zu weichen.

„Das Dampfboot wartet,“ entgegnete Menou lächelnd.

Was wollte ich machen? es war nichts weiter zu thun, als mit ihm nach meiner Wohnung zu gehen, so unangenehm mir dieß auch bei dem jetzigen Zustande derselben seyn mochte. Es war ein trauriger Anblick, alles war verwüstet, alles hatte ein so verfallenes Ansehen, daß der Anblick mir das Herz zusammenschnürte. Von der Hecke, die den Garten umgab, waren nur noch einige Pfosten übrig, der Garten war fünf oder sechs Schweinen zur Beute, welche tüchtig an der Arbeit waren die Erde umzuwühlen, und die wenigen noch übrigen Pflanzen zu entwurzeln. Und das Haus? gerechter Himmel! kein ganzes Glas in den Fenstern, alles mit alten Lumpen oder Maisblättern verstopft. Ich konnte nicht erwarten, Gebüsche von Orangen- und Citronenbäumen zu finden, denn ich hatte keine gepflanzt, aber ein solcher Zustand! — nein, das war zu arg.

(Fortsetzung folgt.)

Eine große Inschrift in Baktro-Pehlwi-Charakteren.

In der Versammlung der Londoner asiatischen Gesellschaft erzählte der durch seine Reisen und Abenteuer wohlbekannte Hr. Masson umständlich die Geschichte, wie er ein zu Kapur-di-Ghari oder richtiger Schah-bas-Ghari in der Provinz Peschawer befindliche Inschrift der obigen Art durch einen Abdruck auf Baumwollenzeug copirte. Bisher kannte man nur einige Linien davon, jetzt aber war die ganze Inschrift auf einem über 20 Fuß langen Stück Calico abgedruckt im Versammlungszimmer aufgehängt, und drei Abdrücke einer kleinern Inschrift auf demselben Felsen lagen auf dem Tische. Die erste Nachricht von dem Daseyn dieser Inschrift erhielt Hr. Court (in Randschit Singhs Diensten) im Jahre 1836, und eine unvollständige Copie verschaffte sich Burnes im Frühjahr 1838. Im October desselben Jahres gelang es Masson einen vollständigen Abdruck zu machen: er reinigte den ganzen Felsen, machte die Inschrift durch Nachfahren der Buchstaben mit einigen scharfen Werkzeugen sichtlicher, und fuhr noch einmal mit etwas Kreide die ganze Inschrift nach, daß sie ausnehmend deutlich hervortrat zum großen Vergnügen der umwohnenden Afghanen, welche nicht geglaubt hatten, daß der Felsen so ganz und gar mit Inschriften bedeckt sey. Sie schrieben die Inschrift einem ihrer Heiligen zu, der nicht nur selbst, da jetzt erst die Größe der Inschrift hervortrat, in ihren Augen stieg, sondern dasselbe ward auch den Feringhi zu Theil, weil sie den Ruhm ihres Heiligen gehoben hatten. Die asiatische Gesellschaft will Facsimiles anfertigen lassen und diese in ihrem Journal herausgeben, so viel möglich mit einer Erklärung.

Reisen in Südamerika.

2. Reise vom Uruguay nach dem Wasserfall des Parana.

(Fortsetzung.)

Am dritten Tage nach unserer Abreise vom Uruguay kamen wir in die Serra, eine zum Theil mit Baumwuchs bestandene, jedoch nicht sehr hohe Bergkette. Erst nach mehrern vergeblichen Versuchen gelang es uns einen Durchgang auf wenig betretenen Pfaden zu finden, die in frühern Zeiten unternehmende Paulisten und Schmuggler, um den zur Verhütung des Schleichhandels mit Gold und Diamanten an den aus den Bergwerksdistricten zur Küste führenden Straßen stationirten Wachtposten und Detaschements zu entgehen, benutzt und folglich, um ihre Contrebande in Sicherheit zu bringen, ungeheure Umwege durch unbewohnte Wildnisse eingeschlagen hatten. In diesen Waldungen fanden wir eine Menge jagdbarer Thiere und Vögel, weßhalb wir auch an Lebensmitteln keinen Mangel litten und unsere Küche mit Fleischspeisen reichlich versehen konnten. Das Gemurmel der Affen hörten wir in weiter Entfernung, wodurch es uns nicht schwer fiel, ihren Aufenthaltsort zu entdecken und mehrere dieser Thiere, deren

Fleisch sehr schmackhaft ist und in Brasilien allgemein gegessen wird, zu schießen. Papagaien zogen in so dichtgedrängten Zügen über unsern Köpfen hin, daß wir deren oft acht bis zehn auf einen Schuß erlegten. Ihr Fleisch ist ebenfalls sehr schmackhaft und besonders sind die Brühen davon sehr nahrhaft. Den Meisterschuß verdankten wir jedoch heute wiederum Antonio, der eine sanfte Katze (felis mitis), ein auf Zehen gehendes, fleischfressendes Raubthier, aufspürte und schoß. Die Länge dieses Thieres betrug 2 Fuß 2 Zoll, ohne den Schwanz, der beinahe 1 Fuß maß. Ueber die Stirne laufen zwei schwarze Linien, zwischen welchen sich eine Menge kleiner Flecken befinden, auf denen die Schnurrbarthaare stehen. Unter der Unterkinnlade sind zwei halbmondförmige Flecken und den untern Hals umschließt ein falbes Halsband. Die Ohren sind schwarz mit einem weißen Fleck in der Mitte. An den obern Theilen ist das Thier braungelb, und an den untern, den Backen und der Gegend unter dem Schwanze weiß. Der ganze Körper ist mit Flecken bedeckt, welche auf dem Rücken schwarz, an den Seiten rothfalb mit schwarzer Einfassung und sehr regelmäßig vertheilt sind.

In diesen Waldungen bemerkt man häufig den Baum, der den sogenannten Paraguaythee erzeugt und einzelne Exemplare erreichen die Dicke und Größe eines mittelmäßigen Zwetschgenbaumes. Der glatte mit weißlicher Rinde bekleidete Stamm wirft eine Menge dickbelaubter Zweige aus, zwischen denen die büschelweise stehenden Blüthen sich recht hübsch ausnehmen. In den Gegenden, wo man sich mit dem Einsammeln dieses Thees beschäftigt, bildet er jedoch nur einen Strauch, den man alle 2 oder 3 Jahre ausschneidet, da man glaubt, daß die Blätter, die übrigens auch in der Winterzeit nicht abfallen, zu ihrer völligen Entwicklung diesen Zeitraum nöthig haben. Man sammelt jährlich in Paraguay und in dem angränzenden Brasilien etwa 75,000 Centner, welche in Häute verpackt nach Peru, Chili, Buenos-Ayres, Montevideo und in das übrige Brasilien verschickt werden. Auch der Ibaro oder Seifenbaum, ein Baum von der ersten Größe, ist nicht selten hier. Er bringt eine Menge Früchte hervor, die zwischen der Schale und dem Kern eine klebrige Substanz enthalten, deren man sich statt der Seife bedient und die auch zuweilen von uns als solche benutzt wurde.

Wir konnten nur langsam vorrücken, da wir häufig Buschwerk und Bäume aus dem Wege räumen und uns auf diese Weise Bahn brechen mußten. Wir blieben eine Nacht in der Serra, und da wir häufig die rauhe, abgebrochene Stimme des Jaguarette hörten und deßhalb für unsere Thiere besorgt waren, so zündeten wir ein großes Feuer an, welches zwar dieses Raubthier fern hielt, dagegen aber einen andern Gast herbeigezogen hatte, der nicht minder gefährlich war und großes Unheil hätte anrichten können. Es war dieß eine 4 Fuß 9 Zoll lange Klapperschlange, welche, von der Wärme angelockt, sich an unser Lager geschlichen und neben Antonio gelagert hatte. Das Thier greift den Menschen zwar nur dann an, wenn es gereizt oder unvorsichtigerweise getreten oder berührt wird, allein wie leicht hätte dieses durch die geringste Bewegung im Schlafe geschehen und durch den tödtlichen Biß dieses giftigen Reptils gerächt werden können. Da ich zufällig in der Nacht aufwachte und den unheimlichen Gast bemerkte, so schlich ich mich leise hinzu und trennte mit einem Hiebe meines Hirschfängers den Kopf vom Rumpfe. Die Fährte des Jaguarete, der in der Nacht nicht sehr weit von unserem Bivouak seinen Geschäften nachgegangen war, sahen wir ebenfalls am folgenden Morgen, doch ihn selbst konnten wir trotz der dieserhalb aufgewandten Bemühung nicht aufspüren. Erst am Abend kamen wir aus der Serra und schlugen unser Nachtlager am Ufer eines kleinen Flusses auf. Wir folgten dem Laufe dieses nordwestlich fließenden Gewässers, welches uns, nachdem wir uns aus einem Labyrinth von Sümpfen, worin wir uns anfänglich verwirrten, glücklich herausgefunden hatten, am zweiten Tage an den Curutiba oder Iguazu, einen breiten aus Osten kommenden und in den Parana sich entladenden Fluß, brachte. Alle unsere Versuche, diesen breiten, mehrere Schnellen und Fälle bildenden Fluß zu durchwaten, erwiesen sich als fruchtlos. Bei einem dieser Uebergangsversuche wäre beinahe der deutsche Zimmermann verunglückt, der, etwas zu vorwitzig und ohne Schwimmer zu seyn, zu weit in den Fluß sich gewagt, in eine tiefe Stelle gerathen und eben in Gefahr war, vom Strome hinweggerissen zu werden, als ihm Matheo noch zu rechter Zeit den Lasso (Schlinge) um den Kopf warf. Da wir, ich und Antonio, gute Schwimmer waren, so eilten wir dem Bedrängten zu Hülfe; doch kaum hatten wir ihm die Schlinge ordentlich unter den Armen befestigt, so daß er aus Ufer gezogen werden konnte, als Antonio einen heftigen Schrei ausstieß und sich überhaupt ganz seltsam gebärdete. Auf mein Befragen nach der Ursache seines sonderbaren Benehmens gab er zur Antwort: „ein Thier habe ihn gebissen." Wir eilten jetzt so schnell wie möglich aus Ufer und fanden dann, daß ihm wirklich ein ansehnliches Stück aus der Wade gebissen war. Domingo behauptete, daß diese Wunde von einem Fisch herrührte, der, von den Portugiesen Sibanha genannt, auch im Uruguay angetroffen werde, ein furchtbares Gebiß habe und alles, Menschen und Thiere, angreife, weßhalb das Baden an vielen Stellen sehr gefährlich sey. Ich selbst habe den Fisch nicht gesehen.

Es war jetzt kein anderer Rath, um den Fluß zu überschreiten, als ein Canoe zu bauen — ein Unternehmen, das uns, obschon wir sogleich Hand ans Werk legten, einen längern Aufenthalt und viele Mühseligkeit verursachte. Für diesen Aufenthalt entschädigten uns die Jagd und eine sehr malerische Landschaft. Wir hatten unser Zelt und eine Hütte auf einem kleinen, mit einigen hohen Ibarobäumen gezierten Hügel aufgeschlagen, von dessen Höhe aus man eine weite und angenehme Landschaft überblicken konnte. Diesseits des Flusses breitete sich ein weites, hie und da mit kleinen Waldungen geziertes Hügelland aus, während vor uns gleich einem breiten Silberbande der ansehnliche Fluß in sanften Windungen seine Gewässer durch die stille Gegend wälzte und jenseits desselben eine weite, mit stehenden Gewässern, Weideplätzen und kleinen Gehölzen abwechselnde Ebene sich ausdehnte und in blauer Ferne von einer Hügelkette begränzt wurde. Um dieser in chaotischer Unordnung daliegenden Landschaft ein lebendiges Colorit und einen recht gemüthlichen Charakter zu verleihen, hätten einige freundliche Städte und Dörfer mit ihren Gärten und angebauten Feldern und die „länderverknüpfende" Straße vorhanden seyn müssen, was jedoch noch auf viele Jahre hinaus ein frommer Wunsch bleiben wird.

(Fortsetzung folgt.)

Unternehmung ins Innere von Südaustralien. Abermals ist eine Unternehmung dieser Art im Werke, und dießmal soll von der Regierung selbst der durch seine frühern zwei Expeditionen bekannte Capitän Sturt mit derselben beauftragt werden. Das Athenäum vom 25 Jan. theilt nach südaustralischen Blättern und Briefen diese Nachricht mit, gibt aber nichts an über die Richtung, welche die Expedition einschlagen soll; aller Wahrscheinlichkeit nach soll der im Norden von Adelaide liegende See umgangen werden, was bis jetzt trotz wiederholter Versuche noch nicht gelungen ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 41.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Februar 1845.

Die Entdeckung Amerika's durch die Isländer im zehnten und eilften Jahrhundert.

(Von D. Karl Heinrich Hermes.)

Dieß Buch, wenn auch in früherer Zeit schon entworfen, verdankt doch im Wesentlichen den von der Copenhagner Gesellschaft für Alterthumskunde herausgegebenen „Antiquitates Americanä" sein Entstehen, ist aber darum nicht minder dankenswerth, da dieß Werk nur wenigen zugänglich, und C. C. Rafn's von Mohnike übersetztes Werkchen (Stralsund 1838) doch etwas gar zu kurz ist. Indeß mag letzteres hinsichtlich der Aufzählung der Reisen, namentlich der spätern, mit dem Werkchen von Hrn. K. Hermes concurriren, aber letzteres hat eine Zugabe, über „die gegenwärtige Beschaffenheit der nordamerikanischen Ostküste und die Denkmäler, welche von der Anwesenheit der alten Nordmänner auf derselben zeugen." Diese Zugabe, obwohl nur 30 Seiten stark, ist das Werthvollste; sie enthält zuerst eine Vergleichung der Landesschilderung, wie sie die Nordmänner uns geliefert haben, mit der heutigen, aus der mit ziemlicher Sicherheit hervorgeht, daß der Ort, wo einer der Nordmänner zuerst überwinterte, die Seaconnet-Passage auf Rhodeisland gewesen sey, so wie daß Helluland (Steinplattenland) dem heutigen Labrador, Markland (Waldland) dem heutigen Neuschottland, und das berühmte Vinland (Weinland) dem jetzigen Rhodeisland entspricht. Auffallend muß uns der Umstand erscheinen, daß die nicht sehr zahlreichen Spuren der Eingebornen nur ziemlich obenhin berührt, noch mehr aber, daß dieselben Skrälinger genannt werden, ein Name, mit welchem die Isländer bekanntlich die Eskimos auf Grönland bezeichneten. Sollten diese vielgereisten Seefahrer, welche sonst so gut zu schildern wußten, die Eskimos und die Rothhäute, die spätern Anwohner dieser Küsten, mit einerlei Namen bezeichnet haben? Das ist wohl kaum zu vermuthen; oder sollten die Eskimos so tief herab sich in jener Zeit noch erstreckt haben? Das ist ebenfalls schwer zu glauben.

Ein Umstand muß freilich letzteres doch sehr wahrscheinlich machen; nicht nur scheint Thorfinns' Schilderung ganz besonders auf Eskimos zu passen, sondern die Abbildungen auf dem berühmten Writing rock (beschriebenen Felsen), der sich am Tauntonfluß erhalten hat, und von dem ehemaligen Aufenthalt der Normannen an diesem Orte unzweideutiges Zeugniß ablegt, weisen auch sehr deutlich auf Eskimos hin. So roh die Figuren sind, welche der Stein darbietet,*) so ist doch die eine Gruppe derselben wesentlich von der andern durch runden Gesichtsschnitt verschieden, und die Schrift bemerkt wohl nicht mit Unrecht: „Diese Unterscheidung erscheint uns als keine zufällige, denn wir wissen, daß zwar nicht die Indianer, wohl aber die Eskimos allen spätern europäischen Reisenden durch ihre kreisförmige Gesichtsbildung aufgefallen sind. Wir sehen daher in dem Bilde auf dem Writing Rock eine Begegnung der alten Normänner mit den Skrälingern dargestellt, und finden in der eigenthümlichen Gestalt, die den letzten gegeben ist, eine Bestätigung der Annahme, daß zu dieser Zeit die Sitze der Eskimostämme sich auf der Ostküste von Nordamerika bis unter die Breitengrade erstreckten, unter denen Vinland, das Neuengland der Neueren, lag." Was die Inschrift und sonstige Zeichen des Writing Rock betrifft, so wollen wir, ohne uns auf den darüber geführten Streit einzulassen, bloß bemerken, daß der nordmännische oder isländische Ursprung durch die Schriftzeichen schon außer allem Zweifel ist, daß sich wahrscheinlich Thorfinns' Name darauf findet, und der vordere Theil der Schrift wohl das Wort „nam", Besitz, ist, ein Ausdruck, welcher in dieser Bedeutung nicht bloß in den Geschichtsbüchern, sondern auch in altnordischen Inschriften vorkommt. Ob die einem langen X ähnlichen Zeichen wirkliche christliche Kreuze oder Thors Hammer darstellen, müssen wir dahingestellt seyn lassen. Es ist beides möglich, denn wenn auch diese Nordmänner schon Christen waren, so stack doch das Heidenthum noch tief genug in ihnen, und das Kreuz wie Thors Hammer könnte als eine Art magisches Zeichen betrachtet werden.

Wenn man irgend noch zweifeln könnte, daß diese Ueberreste von den Nordmannen herrühren, so würden zwei Umstände

*) Eine Abbildung davon liegt dem Werkchen bei.

vollends jeden Zweifel heben; diese sind, daß die Sculpturen angenscheinlich mit einem eisernen Instrument gemacht sind, was die Bearbeitung des Steins durch eingeborne Amerikaner ausschließt, und zweitens, daß bei Tiverton und Portsmouth sich ähnliche Blöcke finden, welche nicht, wie auf dem Writing Rock lateinische Buchstaben, sondern reine Runen enthalten, somit jedenfalls älter sind und in die heidnische Zeit hinaufragen.

Die Creolen von Louisiana.

1. Eine Fahrt auf dem rothen Fluß.

(Fortsetzung.)

Wir schritten, ohne eine lebende Seele zu finden, fort über umgestürzte, halb verfaulte Baumstämme, welche den Weg auf jedem Schritt versperrten. Endlich in der Nähe des Hauses trafen wir auf ein Trio von schwarzen kleinen Ungeheuern, die sich mit den Hunden im Kothe wälzten; sie hatten nur einen Fetzen Hemd am Leibe und waren so schmutzig, als unter allen Creaturen nur die Menschenkinder seyn können. Bei unserm Anblick sprangen diese Vierfüßler — denn man hätte sie dafür nehmen können — auf die Beine, sahen uns mit großen Augen an, und liefen dann fort, um sich hinter dem Hause zu verbergen. — Ah! du da, meine alte Sibylle? Vor einem zigeunermäßig von drei im Dreieck aufgestellten Stäben hängenden Kessel stehend glich sie aufs Haar einer Carricatur der Hexen Macbeths. Sie betrachtete uns mit einem dummen Blick, aber ohne sich zu rühren. Ich werde wohl, dachte ich, meinen Namen nennen müssen. Aber sie erkannte mich, lief auf mich zu mit dem ungeheuren Löffel in der Hand und weinte vor Freude. Endlich ist doch Ein Geschöpf da, das mich mit Freude wiedersieht! aber sie blickte unruhig auf ihren Kessel und drei Töpfe, in denen sie Schinkenschnitten und Stücke von getrocknetem Büffelfleisch schmorte; augenscheinlich wußte sie nicht, ob sie mich oder ihre Küche dem Schicksal überlassen sollte. Sie schrie aus Leibeskräften, aber niemand antwortete ihr. „Und die Zimmer!" rief sie, „und das Haus! und alles, alles!" Ich begriff nicht, was sie sagen wollte, sie aber blickte meinen Begleiter sehr verlegen an.

„Aber, mein Gott! könnte ich nur einen Augenblick? Da, Massa!" Bei diesen Worten gab sie ihrer rauhen Stimme einen bittenden Ton, reichte mir den Löffel dar, indem sie eine Gebärde machte, als rühre sie etwas um, und dann wies sie aufs Haus.

„Was Teufel tast du denn?" schrie ich ungeduldig über die unverständliche Pantomime.

„Die Zimmer," erwiederte sie, „sollten gelüftet und gekehrt seyn." Diese waren nicht in einem Zustande um Fremde aufzunehmen; sie verlangte nur eine Viertelstunde, um alles in Ordnung zu bringen, und vielleicht hätte ich die Güte, um der Ehre des Hauses willen die Suppe umzurühren und nach dem Fleisch zu sehen.

Ich wünschte innerlich die alte Negerin zu allen Teufeln, und schlug den Weg nach dem Hause ein. Ein einziger Gedanke tröstete mich, der nämlich, daß wahrscheinlich die Wohnung meines Begleiters in keinem bessern, vielleicht sogar in einem noch schlechtern Zustande sey, als die meinige, denn die Creolen oberhalb Alexandria leben noch meist wie eine Art Rothhäute. Menou schien über die herrschende Unordnung gar nicht erstaunt. Beim Eintreten ins Vorzimmer fanden wir statt Canape und Sessel ein Menge Baumwollensamen aus Mexico in mehrern Haufen auf dem Boden, in einer Ecke war eine zerfetzte Decke, in einer andern ein Waschkorb. In den übrigen Zimmern war es noch ärger: in meinem Schlafzimmer hatte sich ein Neger installirt, und mein Muskitonetz war verschwunden, wahrscheinlich um in den Besitz der liebenswürdigen Mistreß Bleaks überzugehen. Ich wandte mich mit Ekel von diesem Schauplatz der Verwüstung ab, und ging in den Hof, da ich meines Unwillens kaum Meister werden konnte.

„Mais tout cela est bien charmant!" rief der Creole.

Ich sah ihn an, — nichts deutete darauf hin, daß er meiner spotten wollte; dennoch konnte ich mich nicht überreden, daß er im Ernst spreche und schüttelte den Kopf, denn ich war nicht in scherzhafter Stimmung. Aber mein seltasmer Freund schob ruhig seinen Arm unter den meinigen, und zog mich fort nach den Hütten meiner Neger und meinen Baumwollenpflanzungen. Meine Ländereien waren vortrefflich und trotz der geringen Sorgfalt, die man dem Anbau gewidmet hatte, war doch die Fruchtbarkeit und der natürliche Reichthum des Bodens so groß, daß die Pflanzen bereits fast Mannshöhe hatten, obgleich wir uns erst im Junius befanden. Der Creole ließ seine Kennerblicke allenthalben umherlaufen, und schüttelte dann seinerseits den Kopf. In demselben Augenblick gab die Glocke des Dampfboots das Zeichen zur Abfahrt.

Gott sey gelobt! dachte ich.

„Monsieur," sagte Menou, „votre plantation est très — charmante, mais ce mistère Bleaks n'est bon à rien, et vous, vous êtes trop gentilhomme."

Ich schluckte das zweifelhafte Compliment so gut es gehen wollte hinunter. „Hören Sie," fuhr mein Gefährte fort, „kommen Sie mit mir!"

„Mit Ihnen!" erwiederte ich voll Erstaunen. Dieser Mensch ist von Sinnen, dachte ich, mir einen solchen Vorschlag zu machen, da ich kaum seit zehn Minuten daheim bin.

„Ja, ja, mein Herr, Sie kommen mit mir, ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen."

„Aber ich weiß in der That nicht," entgegnete ich etwas trocken, „was Sie mir mitzutheilen haben können, und muß über einen so seltsamen Vorschlag erstaunen ..."

„Den Ihnen ein Fremder macht," unterbrach mich lächelnd der Creole; „das ist möglich, aber ich spreche ernsthaft, Hr. Howard. Sie sind hieher gekommen, ohne die nöthigen, die

unerläßlichen Vorsichtsmaaßregeln zu nehmen; kaum ist Ihr Haus im Stande Sie aufzunehmen, hier herrschen im Augenblick gefährliche Fieber, und mit Einem Wort, Sie können nichts besseres thun als mit mir zu kommen."

Dieß Aufdringen, dieser Ton freundschaftlicher Autorität machten mich völlig stutzig.

„Nun, wie ists? Ja oder Nein?"

Einen Augenblick zögerte ich, da ich nicht wußte was ich antworten und wozu ich mich entschliessen sollte; endlich rief ich aus: „ich nehme Ihr Anerbieten an," und ging mit grossen Schritten nach dem Dampfboote. Hr. Bleaks betrachtete mich mit dem größten Erstaunen. Ich empfahl ihm mit kurzen, trockenen Worten meinen Pflanzungen mehr Sorgfalt zu widmen, und war eben im Begriff das Dampfboot zu besteigen, als meine 25 Neger heulend hinter dem Hause vorliefen.

„Massa! allmächtiger Gott! Massa! Massa! bei uns bleiben!" schrien die Männer.

„Massa! guter Massa! nicht fortgehen! Hr. Bleaks!" kreischten die Weiber.

Ich machte dem Capitän ein Zeichen einen Augenblick zu warten.

„Was wollt Ihr?" fragte ich etwas bewegt.

Einer der Sklaven trat vor und entblößte seine Schultern. Zwei andere folgten seinem Beispiel, alle waren mit Narben und Striemen von Peitschenhieben bedeckt. Ich warf einen strengen Blick auf Bleaks, dessen Gesicht sich zu einem hämischen Grinsen verzog. Es war ein Glück für meine Ehre und mein Gewissen, daß meine armen Neger an mich appellirten. Mit meiner gewöhnlichen Sorglosigkeit wollte ich eben einem Menschen folgen, den ich kaum kannte, ohne mich im mindesten um 25 menschliche Wesen zu kümmern, für die ich verantwortlich war und die ich in so schlechten Händen zurückgelassen hatte. Ich entschuldigte mich artig bei Hrn. Menou, nahm Abschied von ihm und versprach ihn bald zu besuchen, um die Mittheilungen, die er mir zu machen habe, zu empfangen. Er antwortete nichts, sondern bestieg eilig das Dampfboot, sagte dem Capitän einige Worte ins Ohr und verschwand dann in der Treppe, die nach dem Salon hinunterführte. Ich dachte schon nicht mehr an ihn, und schritt umgeben von meinen Schwarzen auf mein Haus zu, als ich das Geräusch der Ruder im Wasser vernahm; das Dampfboot entfernte sich vom Ufer und setzte seinen Weg fort. In demselben Augenblick fühlte ich mich am Arme gefaßt, ich wandte mich lebhaft um — es war mein Creole. Das ist doch unerträglich, dachte ich; es ist nur zu verwundern, daß er nicht auch seine beiden Töchter herführte, um die Mystification vollständig zu machen.

„Sie werden meiner nöthig haben, um sich von diesem Spitzbuben zu befreien," sagte Menou ruhig. „Wir wollen das alles heute in Ordnung bringen, morgen wird mein Sohn hier seyn, und übermorgen begleiten Sie mich."

(Fortsetzung folgt.)

Sprachengebiete in Südindien.

Der 15. Band des Journal of the Royal Asiatic Society enthält eine sehr ins Detail eingehende Mittheilung „über die geographischen Gränzen, Geschichte und Chronologie des Königreichs Tschira in Alt-Indien." Der Artikel würde uns sehr wenig interessiren, da er nur für Alterthumsforscher vom Fach Interesse haben kann, aber es ist demselben eine Karte Südindiens angehängt, worin die Gebiete der Sprachen, die daselbst herrschen, bezeichnet sind, und diese Karte ist in ethnographischer Beziehung von großem Interesse. Wir wollen diese Umrisse angeben, so gut es sich ohne Mittheilung einer Karte thun läßt. Von Norden herab erstreckt sich im Westen die Mahrattensprache sowohl im Hochland als im Küstenland (Konkan) bis zum 15° N. B.; ihre Südostgränze ist eine Linie, die man vom 15° N. B. am Meere in nordöstlicher Richtung bis Beder (etwa 18° N. B. und 77½ O. L. v. Gr.) zieht. In dem Küstenland vom 15° bis etwa 12° 20', aber nur bis an die Ghats, herrscht die Tuluvasprache. Vom 12° 20' N. B. bis zum Cap Comorin, aber gleichfalls wieder nur im Küstenland, herrscht die Malayalamsprache. Vom Cap Comorin bis einen halben Grad oberhalb Madras und landeinwärts bis an die große Bergkette, die sich vom Oberlauf des Palarflusses in südwestlicher Richtung bis an die westliche Ghatkette unter 11° N. B. zieht, herrscht die tamulische Sprache. Man kann von diesen drei letzten sagen, daß sie natürliche Gränzen haben, aber die merkwürdigste Ausdehnung hat die Telugu- oder Telingasprache, deren Gränze mitten auf dem Plateau von dem obenerwähnten Beder herab bis beinahe Bangalor (13° N. B. 77½° O. L. v. Gr.) herabzieht; von da herrscht sie ostwärts bis ans Meer und nordwärts, bis sie an die Sprache von Orissa stößt.

Reisen in Südamerika.

2. Reise vom Uruguay nach dem Wasserfall des Parana.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir endlich mit dem Bau unseres Canoes zu Stande gekommen waren und da, wo etwa in der Mitte des Flusses eine klein Insel liegt, eine geeignete Stelle zum Uebersetzen gefunden und dieses glücklich bewerkstelligt hatten, setzten wir unsere Weiterreise durch ein von Sümpfen, stehenden Gewässern, kleinen Gehölzen und Weideplätzen durchschnittenes Terrain fort. In dieser Gegend sahen wir häufig den Jabiru (Ciconia mycteria), einen Stelzenläufer, der an Körpergestalt, Lebensart und Sitten unserem Storche sehr ähnlich sieht. Der Vogel ist über 4 Fuß lang, Flügel, Schwanz und der übrige Körper sind schmutzig weiß. Kopf und Hals, dessen Haut schlaff ist, sind nackt und von glänzend schwarzer Farbe. Hinten am Kopfe befindet sich ein Büschel von haarartigen weißlichen Federn. Unten umschließt den Hals ein breiter mit Haaren dünn besetzter Ring. Die Beine sind schwarz. Er klappert auch mit dem Schnabel, der glatt, schwarz, lang, kegelförmig, zusammengedrückt und vorn spitz ist; die obere Lade ist dreieckig und nur wenig gekrümmt, die untere stärker aufwärts gebogen.

Unsere Reise ging durch eine vollkommene Wildniß, in welcher ein Compaß, die Sonne und Nachts die Gestirne uns zu Wegweisern dienten. Wir verfolgten mehrere Tage hindurch eine nordwestliche Richtung, geriethen jedoch häufig in so unwegsame Gegenden, daß wir oft zu Hin- und Herzügen genöthigt waren und nicht selten, nachdem wir mehrere Stunden geritten, wieder umkehren und eine andere Rich-

tung einschlagen mußten, wodurch unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt wurde. In manchen Gegenden waren die Insecten, besonders die Moskitos und Miruims, eine Schnakenart mit dicken Köpfen, sehr lästig, auch sandte die Sonne glühende Strahlen auf unsere Häupter herab. Zahllose Termitengebäude liegen über die Ebene zerstreut und der große Ameisenbär und der rostfarbene Specht sind den geschäftigen Bewohnern derselben die gefährlichsten Feinde. Der erstere scharrt mit seinen großen Klauen Löcher in diese Gebäude, um seine Zunge hineinzustecken, welche alsdann bald mit diesen Thieren, seiner Nahrung, bedeckt ist. Auch stolperten unsere Pferde nicht selten dadurch, daß sie in die Gruben einer Krebsart, eines sonderbaren Thieres, geriethen, das in trockenen freien Gegenden und häufig in großer Entfernung von Flüssen sich aufhält, dort Löcher in den Boden gräbt und in dem darin sich sammelnden Regenwasser lebt. Die Einwohner scheinen einen Widerwillen gegen den Genuß dieser Thiere zu haben, ich habe sie jedoch häufig gegessen und sie nicht unschmackhaft gefunden.

Am siebenten Tage nach unserem Uebergange über den Curutiba, nachdem wir den Tag über durch eine dürre Ebene gekommen waren, wo ich Mittags mit dem Octanten den Breitegrad auf 23° 35′ bestimmt hatte und wir demnach mit dem Wasserfall des Parana fast auf einer Höhe seyn mußten, schlugen wir eine ganz westliche Richtung ein, geriethen jedoch dabei abermals in eine Sumpfgegend, aus welcher wir nur dadurch einen Ausgang finden konnten, daß wir uns durch ein zur Seite liegendes, glücklicherweise nicht sehr großes Gehölz unter vielen Beschwerden einen Weg bahnten. Als wir uns am folgenden Tage glücklich hindurchgearbeitet hatten und beim Untergang der Sonne in eine freiere Gegend gelangten, bemerkten wir zu unserer nicht geringen Ueberraschung am Saume eines vor uns liegenden Waldes ein Feuer und überzeugten uns bald, daß wir uns in der Nähe einer Indianerhorde befanden. Da in diesen Gegenden noch manche Horden streifen, die feindlich gegen die Weißen gesinnt sind, so wurde in der Eile eine Berathung darüber gehalten, ob wir mit diesen Indianern in freundschaftlichen Verkehr zu treten oder sie wo möglich gänzlich zu vermeiden versuchen sollten? welches letztere jedoch, falls die Indianer wirklich feindlich gesinnt waren, schwer gehalten hätte, da ihre scharfen Falkenaugen uns sehr bald erspäht haben würden. Matheo, Domingo und der deutsche Zimmermann, die von der Entdeckung, in der Nähe der Wilden zu seyn, nicht sonderlich erbaut schienen, waren für die letzte und ich und Antonio für die erste Ansicht. Ich hatte mancherlei Gründe, die mir ein Zusammentreffen mit Indianern sehr wünschenswerth machten, und deßhalb drang ich auch mit meiner Ansicht, einen freundschaftlichen Verkehr mit den Wilden anzuknüpfen, durch. Wie sich von selbst versteht, wurden jedoch die gewöhnlichen Vorsichtsmaaßregeln nicht vernachlässigt, sondern wir hielten unsere Waffen in Bereitschaft, um einem etwaigen feindlichen Ueberfall kräftig zu begegnen. Antonio wurde als Parlamentär abgesandt und wir folgten in einiger Entfernung langsam nach. Die Wilden bemerkten uns sehr bald, drängten sich in einen Haufen zusammen und schienen unter sich zu berathschlagen, thaten jedoch nichts, was eine feindliche Absicht verrathen hätte. Antonio war jetzt bei ihnen angelangt und wir hielten an, um den Erfolg seiner Sendung abzuwarten. Es dauerte jedoch ziemlich lange, ehe er in Begleitung zweier Indianer zurückkehrte, denen wir nach kurzen Präliminarien, worin wir uns gegenseitige Freundschaft zusagten, zu ihren Stammgenossen folgten.

Die Indianer, mit Weibern und Kindern einige dreißig an der Zahl, waren Guarani und gehörten zu der Horde, welche ihren Wohnplatz in den großen Wäldern zwischen dem Parana und Uruguay hat, da, wo der letztere Fluß, aus Osten kommend, dem Parana ziemlich nahe kommt und dann eine gleiche Richtung mit diesem Strome verfolgt. Sie pflegen jährlich einigemal, den Parana mit ihren kleinen Canoes aufwärts schiffend, diese Gegenden sowohl der Jagd als des Einsammelns mancherlei Früchte wegen, deren Zeit der Reise sie sehr genau kennen, zu besuchen. An Lebensmitteln, sowohl animalischer als vegetabilischer Art, schienen sie keinen Mangel zu leiden, weßhalb das Feuer in ihren Hütten auch Tag und Nacht nicht ausging, und mit einer Menge hölzerner Spieße, woran sie das Fleisch etwas braten lassen, umsteckt war. Die Wilden haben nämlich keine bestimmte Zeit zu ihren Mahlzeiten, sondern unbekümmert um die Stunde, ob es Nacht oder Tag ist, essen sie, wann sie das Bedürfniß, ihren Hunger zu stillen, fühlen. Vorzüglich hatten sie einen tüchtigen Vorrath von den Kernen einer Frucht eingesammelt, welche auf einem unserer Tanne nicht unähnlichen Baume wächst. Dieser Baum erreicht jedoch eine größere Höhe und Dicke, ist hochstämmig und wirft seine Zweige schichtenweise und weit von einander stehend aus. Die Blätter sind breit, kurz und lanzettförmig. Die Frucht, von der Größe eines Kinderkopfes, ist ein abgestumpfter Kegel und enthält fingerdicke Kerne, welche geröstet sehr wohlschmeckend und den Kastanien an Geschmack ähnlich sind. Die Indianer lieben diese Frucht sehr und backen eine Art Kuchen daraus, der sehr gut schmeckt und äußerst nahrhaft ist.

Die Indianer, obgleich man in den Zügen der meistens in düstern Ernst versunkenen Ureinwohner Amerika's selten den Ausdruck irgend einer Gemüthsbewegung sieht, schienen doch über das unerwartete Zusammentreffen mit uns überrascht und anfangs mißtrauisch zu seyn. Dieses Mißtrauen, welches ihnen wahrscheinlich unsere Feuergewehre einflößten, verlor sich jedoch bald wieder, als ich ihnen am folgenden Tage einige Kleinigkeiten schenkte, um unsern neuen Freundschaftsbund zu bekräftigen. Wenn man mit den Indianern in freundschaftlichen Verkehr zu treten beabsichtigt, so darf man es nie unterlassen, ihnen zuvor einige Geschenke zu machen, denn so lange dieses nicht geschehen ist, halten sich die meisten dieser Naturmenschen an nichts gebunden.

Ich verlebte einige Tage in Gesellschaft dieser Wilden, da es mir stets Vergnügen gewährte, den Menschen in seinem rohen Naturzustande, ehe seinen freien, natürlichen Trieben und Neigungen durch eine künstliche Erziehung Zwang angelegt wurde, zu beobachten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Druckerei des Abbé Migne. Das Echo du Monde Savant vom 20 Jan. berichtet über die Sammlung, welche der Abbé Migne in Paris herausgibt: es soll nämlich ein wohlfeiler Wiederabdruck alles dessen seyn, was über die Geschichte des Christenthums von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage Gutes und Nützliches erschienen ist, die Werke der Kirchenväter, die Acten der Concilien und Bullen der Päpste u. s. w. Bereits sind über 100 Quartbände erschienen, und alle sind ungemein wohlfeil: die Vulgata, 2 Bde. 4., kostet 12 Fr. Ein vollständiger Cursus von Commentarien der heiligen Schrift, 27 Bde., jeder zu 5 Fr.; die Geschichte des Trientiner Concils von dem Cardinal Pallavicini, 3 Bde. 4., 18 Fr. u. s. w. Eine Gesellschaft von Geistlichen soll ihn fortwährend durch ihre Arbeiten unterstützen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 42.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Februar 1845.

Bilder aus Hindostan.

(Nach Lt. Col. Sleemans: Rambles and Recollections of an Indian Official.)

8. Aurengsib und die Hornisse.

Ueberall in Südindien gilt der Kaiser Aurengsib als der große Zerstörer von Hindubauten und Hinduseulpturen; der Volksglaube hat den mohammedanischen Fanatismus in ihm verkörpert, und doch wird seltsam genug sein Name nicht mit Haß und Abscheu genannt, denn stets verbindet sich mit der Aufzählung einer Zerstörung oder Verunstaltung die Erinnerung an ein Beispiel seiner Frömmigkeit und des Ruhmes der Hindugötter, an irgend ein Bild, das durch ein Wunder vor seiner Wuth geschützt wurde, und dessen göttlichen Ursprung er sodann mit aller Ehrerbietung anerkannte. Zu Berapur erzählte uns der Oberpriester des Tempels, daß Aurengsib und seine Soldaten alle Köpfe, Arme und Nasen sämmtlicher Götterbilder abgeschlagen und dabei gesagt hätten, „wenn wirklich etwas von der Gottheit in ihnen stecke, so sollten sie es jetzt zeigen, und sich selbst retten." Aber als sie an die Thüre von Gori Sankars Gemächer kamen, wurden sie von einem Hornißschwarm angegriffen, der die ganze Armee des Kaisers in die Flucht trieb. Seine kaiserliche Majestät rief aus: „Hier haben wir wirklich etwas Gottähnliches, und wollen nicht dulden, daß es ferner belästigt werde, wenn alle Eure Götter uns einen solchen Beweis ihrer Göttlichkeit geben könnten, so würde keine Nase je berührt worden seyn." Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine Truppenabtheilung, welche die Bilder zerstörte, durch einen Hornißschwarm aus dem Tempel, wo die eigentliche große Bildsäule stand, vertrieben wurde. Ich habe selbst sechs Compagnien Infanterie nebst einem Train Artillerie und einer Abtheilung Reiterei durch ein einziges Hornißnest mehrere Meilen weit mit allen Pferden und Ochsen verjagen sehen. Die Officiere retten sich in solchen Fällen gewöhnlich, indem sie in ihren Zelten bleiben und unter ihre Betttücher kriechen, und die Diener kommen oft durch indem sie sich in ihre Mäntel hüllen und still liegen bleiben. Pferde werden oft durch die Stiche bis zur Tollheit aufgereizt, und stürzen sich über Abhänge hinab, wo sie zerschmettert werden. Am meisten leiden gewöhnlich die Pferdehüter, welche ihre Pferde schützen wollen; ich habe einige gesehen, die so zerstochen waren, daß sie nur mit Mühe bei Leben erhalten wurden, und sicherlich sind manche wirklich gestorben. Bei einer solchen furchtbaren Scene sah ich einen Stier ruhig liegen und wiederkauen, als ob alles ihn gar nichts anginge. Die Hornisse berühren selten ein Thier, das ganz ruhig bleibt.

An den Ufern des Bima im Sagordistrict ist ein schöner Pfeiler von 50 Fuß Höhe mit einer Figur Krischnas oben, die einen Strahlenkranz ums Haupt hat. Einige dieser Strahlen wurden durch einen Blitzstrahl heruntergeschlagen, das Volk erzählt aber, dieß sey durch einen Schuß aus einer Kanone Aurengsibs geschehen, als sein Heer hier vorüber nach dem Deccan marschirte; ehe jedoch die zerstreuten Reste den Boden erreicht hätten, sey die Luft durch einen Hornißschwarm angefüllt worden, der das ganze Heer in die Flucht trieb, so daß der Kaiser seinen Kanonieren abzulassen befahl, denn er sey überzeugt, daß die Gottheit da sey. Es gibt kaum irgend einen Theil Indiens, wo nicht nach dem Volksglauben ähnliche Wunder geschahen, um den Kaiser von der besondern Heiligkeit einzelner Götterbilder oder Tempel zu überzeugen.

Die Creolen von Louisiana.

1. Eine Fahrt auf dem rothen Fluß.

(Fortsetzung.)

Ich sprach kein Wort. Wozu auch? Ich war meiner nicht mehr Meister. Dieser seltsame Mensch bemächtigte sich ohne weiteres der Leitung meiner Angelegenheiten. Meine armen Sklaven lachten und weinten vor Freude, denn ich erschien ihnen in diesem Augenblick als ihr Retter. Ich sagte ihnen, sie sollten sich in ihre Hütten zurückziehen und ich würde sie rufen lassen, wenn ich sie brauche. „Der Teufel hole diese Schwarzen," sagte Bleaks, als sie sich entfernten. „Sie brauchen die Peitsche, sie haben sie schon zu lange nicht mehr gekostet."

Ohne auf diese Bemerkung zu antworten, befahl ich der alten Sibylle mir Beppo und Mirza zu rufen, und machte meinem Intendanten ein Zeichen mich allein zu lassen. Er schien nicht geneigt zu gehorchen.

„Das sieht aus, wie eine Untersuchung," sagte er in einem spaßhaften Tone, „und ich werde dabei seyn."

„Keine Unverschämtheit, Hr. Bleaks," sagte ich. „Haben Sie die Gefälligkeit sich zu entfernen und meine Befehle abzuwarten."

„Und Sie — keine vornehmen Mienen," erwiederte mein wackerer Intendant. „Wir sind hier in einem freien Lande, und Sie haben es nicht mit einem Neger zu thun."

Das war zu stark. „Hr. Bleaks," sagte ich, „von diesem Augenblick an sind Sie nicht mehr in meinem Dienst. Ihr Verhältniß läuft mit dem 1 Julius ab; bis dahin werden Sie bezahlt werden."

„Ich gehe nicht von hier weg, bis ich nicht meine Besoldung und meine Vorschüsse empfangen habe," entgegnete er in einem mürrischen Tone.

Die kalte Unverschämtheit des Kerls fing an mein Blut in Wallung zu bringen. „Bringen Sie mir Ihre Rechnung," sagte ich.

Bleaks rief seiner Frau, welche fast augenblicklich an der Thüre des Zimmers erschien; sie wechselten einige Worte, dann verschwand sie. Ich öffnete inzwischen mein Felleisen, und warf die Augen auf einige hier befindliche Papiere, war aber damit noch nicht zu Ende, als Mistreß Bleaks mit den Rechenbüchern hereintrat und sie auf die Tafel legte; dann pflanzte sie sich mitten im Zimmer auf, die Fäuste in die Seiten gestemmt und schien entschlossen der Erklärung, die nun folgen sollte, als Zeugin beizuwohnen. Als ihr Gemahl dieß sah, holte er ohne weiters in einem benachbarten Zimmer zwei Stühle, auf denen er und seine zarte Ehehälfte Platz nahmen. In der That, dachte ich, unser vortreffliches System von Gleichheit und Freiheit hat doch manchmal auch seine Nachtheile.

„Am 20 December," begann mein Intendant, „an Hrn. Merton geliefert 25 Ballen Baumwolle und vier Körbe Tabak in Blättern; den 24 Januar 25 Ballen Baumwolle und 1 Korb Tabak."

„Gut," sagte ich.

„Das ist unsere ganze Ernte," bemerkte der Intendant.

„Das ist viel weniger," entgegnete ich, „als im vorigen Jahre, damals waren es 95 Ballen und 50 Körbe."

„Wenn Sie nicht zufrieden sind," erwiederte Hr. Bleaks, „so hätten Sie daheim bleiben und sich mit ihren Angelegenheiten beschäftigen sollen, statt in der Welt herumzulaufen."

„Und uns in diesem Fieberloche verfaulen zu lassen, ohne Geld, ohne alles," setzte Mistreß Bleaks hinzu.

„Weiter!" sagte ich zu ihnen.

„Das ist alles. Ich habe von Hrn. Merton 600 D. erhalten, und so kommen mir noch 300 zu. Ferner für Mais, Mehl, Schinken, gesalzenes Fleisch, Decken und Baumwollenzeug gegen 400 D.; endlich 4000 Pfähle, um die Einfriedungen herzustellen 50 D., zusammen 750 D."

Ich ging in das nächste Zimmer, das mir als Cabinet diente, fand hier auf einem Schreibtisch eine Feder, schrieb in der Eile eine Anweisung auf meinen Bankier, und kam dann ins Zimmer zurück. Ich war entschlossen mich des Menschen um jeden Preis zu entledigen.

„Erlauben Sie mir," sagte der Creole, der bisher der ganzen Scene als stummer Zeuge beigewohnt hatte, und wollte sich des Papieres, das ich in der Hand hielt, bemächtigen. „Verzeihen Sie, Hr. Menou," warf ich ein, etwas beleidigt über diese allzu dienstfertige Einmischung, „ich wünsche dießmal zu handeln, wie mir gut dünkt." Der Creole ließ sich nicht abweisen. „Ich verlange nur eine Minute," fuhr er mit seiner gewohnten Ruhe fort, „und die Erlaubniß einige Fragen an Ihren Intendanten zu richten. Möchte wohl Hr. Bleaks die Gefälligkeit haben, seine Rechnnng noch einmal zu lesen?"

„Das finde ich gar nicht für nöthig," erwiederte der Intendant mit einem groben Tone.

„In diesem Falle werde ich es für Sie thun," sagte Menou. „Am 20 December an Hrn. Merton geliefert 25 Ballen Baumwolle und vier Körbe Tabak in Blättern. Nicht wahr?"

Bleaks antwortete nicht.

„Am 22 Dec. an die HH. Goring 25 Ballen Baumwolle und 1 Korb Tabak. Nicht wahr?"

Mein Intendant warf dem Creolen einen wüthenden, aber verlegenen Blick zu; seine Frau veränderte die Farbe.

„Am 24 Januar an Hrn. Groves 25 Ballen und 1 Korb; ferner am 10 Febr. 22 Ballen und 7 Körbe an die HH. Goring. Ist das nicht genau richtig?"

„Nichts als Lügen," stammelte Bleaks mit einem Fluche.

„Lügen, deren Beweise ich in Händen habe," erwiederte der unbarmherzige Menou. „Hr. Howard, dieser Mensch schuldet Ihnen 2000 Dollars, die er Ihnen gestohlen, und ich werde Ihnen beweisen, daß er sich auch außerdem noch eine Summe von 500 D. zugeeignet hat."

Mein ungetreuer Diener war bleich vor Verwirrung und Wuth, ich selbst aber war über die unerwarteten Eröffnungen so erstaunt, daß ich kein Wort hervorbringen konnte.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," sagte mir der Creole ins Ohr, „sonst entschlüpfen uns diese Leute. Verlangen Sie sogleich von dem Richter T... einen Verhaftsbefehl, und lassen Sie den Sherif und die Constables benachrichtigen. Sie können nicht den Fluß hinabfahren, ohne daß man sie packt, aber sie werden versuchen flußaufwärts zu entkommen."

Ich ergriff sogleich die nothwendigen Maaßregeln, und schickte einen meiner behendesten Neger an den Richter Bangor. „Sie müssen sogleich an das Haus Goring schreiben," sagte mir der Creole.

Nach einer Stunde war alles fertig. Gerade kam der Montezuma den Fluß herab, ich ließ den Capitan bitten ans

Land zu steigen, wir setzten ihm den Stand der Dinge auseinander, stellten ihm unsere Briefe zu, und schickten uns eben an, ihn nach seinem Fahrzeug zurückzugeleiten, als wir einen Menschen ganz heimlich hinter der Hecke und den Holzstößen nach dem Dampfboot hinschleichen sahen. Das war Hr. Bleaks in eigener Person, welcher gemeint hatte, unter den gegenwärtigen Umständen könnte ein Ausflug nach Neuorleans seiner Gesundheit nur zuträglich seyn. Wir fanden meinen würdigen Beamten unter den Leuten des Dampfboots versteckt, und gerade im Begriff mit einer Handvoll Ruß sich in einen Neger umzugestalten. Wir störten, wie man sich denken kann, sein Reiseproject, und er wurde ins Haus zurückgeführt, wo wir Vorsichtsmaaßregeln gegen ein zweites Entwischen ergriffen, und am andern Morgen den Spitzbuben den Händen des Gerichts übergaben.

„Aber, mein lieber Hr. Menou,“ sagte ich zu dem Creolen, mit dem ich nach dem Essen eine zweite Bouteille von dem vortrefflichen Chambertin leerte, von welchem er zugleich einen kleinen Vorrath hatte ans Land bringen lassen; „erklären Sie mir doch, wie es kommt, daß Sie mir so viel Theilnahme beweisen, eine Theilnahme, der ich mich — das muß ich gestehen, nicht sonderlich würdig bewies.“

„Ha ha!“ entgegnete Menou halb lachend, halb ernsthaft, „Ihr Bürger-Aristokraten begreift nicht, daß man an den Angelegenheiten eines andern Antheil nehmen kann. Das geht über Euren republicanischen Egoismus, Euern Nationalstolz, welcher Euch uns Creolen und die übrige Welt als untergeordnete Wesen betrachten läßt. Wir selbst, wir vernachlässigen unsere kleinen Interessen nicht, denken aber doch auch manchmal an unsere Nachbarn. Ich kenne den Stand Ihrer Angelegenheiten vollkommen, und ich denke, Sie sind überzeugt, daß ich von meinen Nachrichten keinen schlechten Gebrauch gemacht habe?“

Ich drückte ihm statt aller Antwort die Hand.

„Wir haben im allgemeinen für Euch Herren im Norden keine sonderliche Sympathie,“ fuhr er fort, „aber Sie machen eine Ausnahme; Sie haben in Ihrem Blut etwas von unsrer französischen Etourderie und manches von unserm Edelmuth.“

Ich konnte mich nicht enthalten über diese naive Offenherzigkeit zu lächeln.

„Sie sind allzu lange von Ihrer Heimath und denen, die Ihre Freunde zu seyn wünschen, entfernt geblieben, und wenn alles, was man erzählt, wahr ist, so hätten Sie sich über den Erfolg Ihrer Reise nicht sonderlich Glück zu wünschen.“

Ich biß mich in die Lippen, denn die Anspielung auf meinen Liebeshandel in New-York war deutlich genug.

„Indeß,“ fuhr der Creole mit einem fast unmerklichen, gutmüthigen Lächeln fort, „ist der Fehler nicht groß; eine schöne Dame aus New-York wäre in einer Pflanzung am Red River nicht sonderlich am Platze. Doch sprechen wir von andern Dingen. Mein Sohn wird morgen hier seyn. Ihre Pflanzung bedarf einer sorgfältigen Einrichtung und eines kleinen Capitals von 7 bis 8000 Dollars, um in wenigen Jahren eine der besten in Louisiana zu seyn; mein Sohn wird alles in Ordnung bringen, und inzwischen bringen Sie einige Monate bei mir zu.“

„Aber, Herr Menou....“

„Kein Aber, Hr. Howard! Sie haben die Mittel, Sie müssen noch einige zwanzig Neger kaufen, wir wollen einige für Sie auslesen und morgen dieß alles in Ordnung bringen.“

Am nächsten Tage kam wirklich der junge Menou an, ein junger Mann von 20 Jahren voll Verstand und Thätigkeit. Wir brachten den Tag damit zu, meine Pflanzung zu besuchen. Ich empfahl ihm meine Angelegenheiten und meine Sklaven, und noch an demselben Abend schiffte ich mich an Bord des Dampfschiffs Ploughboy ein, das uns nach Menou's Landgut führen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Reisen in Südamerika.

2. Reise vom Uruguay nach dem Wasserfall des Parana.

(Fortsetzung.)

Die Guarani bilden einen der zahlreichsten und mächtigsten Stämme und sind in viele Horden getheilt, welche häufig in großen, durch die Wohnplätze anderer Indianer von einander getrennten Entfernungen leben und sich über einen großen Theil von Südamerika ausgebreitet haben. Deßhalb ist ihre Sprache, die selbst in dem größten Theil von Paraguay bei den Volksclassen spanischer und vermischter Abkunft gesprochen wird, auch die verbreitetste und von allen Indianeridiomen eine der ausgebildetsten. Der spanische Katechismus ist in dieselbe übersetzt und die Jesuiten haben selbst eine Grammatik und ein Wörterbuch in dieser Sprache verfertigt. Da sich jedoch viele Nasen- und Kehllaute in derselben finden, die mit dem spanischen Alphabet nicht ausgedrückt werden können, so haben die Missionäre besondere Zeichen zur Bestimmung dieser Töne erfunden. Auch der Pater Jozé de Anchieta hat im Portugiesischen eine Guarani-Sprachlehre unter dem Titel: arte da lingua brasilica herausgegeben.

Das äußere Aussehen dieser Indianer kündigt nicht den energischen Charakter an, der viele südamerikanische Stämme auszeichnet. Sie haben nicht die stolze Haltung der Bucros und tragen den Kopf auch nicht so aufgerichtet, wodurch jene Wilden durch ihr bloßes Auftreten schon ihre entschlossene und trotzige Gemüthsart verrathen. Auch in ihrem Körperbau sind sie im allgemeinen kleiner, weniger schlank und schön geformt, sondern fleischiger und untersetzter. Die Männer schneiden sich das Haar kurz ab, die Weiber lassen es wachsen und flechten es auf beiden Seiten der Ohren. Die Männer haben einen dünnen Kranz von Haaren um den Mund, auch sonst noch einen schwachen Bart und rupfen sich auch an den übrigen Körpertheilen das Haar nicht aus. Ihre Augen sind schwarz und klein, aber sehr lebhaft; doch traf ich eine Frau unter ihnen, die ganz blaue Augen hatte. Ihre Hautfarbe ist nicht sehr dunkel und spielt mehr ins Röthliche als Schwärzliche hinüber. Der blendende Schmelz und die Regelmäßigkeit ihrer Zähne würden Gegenstände des Neides in den Augen manches europäischen Dandys seyn; auch behalten sie dieselben bis in das höchste Alter. Füße und Hände sind sehr klein und die Beine sehr wohlgebildet. Den meisten Wilden sind sie auch darin ähnlich, daß ihr Aussehen fast immer ernsthaft, düster und niedergeschlagen erscheint und sich auf ihrem

Gesicht nur höchst selten der Ausdruck einer sie beherrschenden Gemüthsbewegung spiegelt. Sie lachen äußerst selten und niemals laut; auch sprechen sie nur wenig und immer sehr leise. Ihre Stimme ist weder voll noch wohlklingend. Sie gehen bis auf einen Schamgürtel, der bei den Männern in einem kleinen Beutel und bei den Weibern in einem Stückchen Haut besteht, ganz nackt. Nur wenige hatten eine grobe wollene Decke, womit sie sich bei kalter Witterung oder an kühlen Abenden verhüllten. Bei kalter Witterung und bedecktem Himmel legen sie sich auch gern in die warme Asche, wodurch sie alsdann ein sonderbares Aussehen bekommen.

Das charakteristische Zeichen des männlichen Geschlechts ist der Barbokko, welcher darin besteht, daß die Mütter den Knaben kurze Zeit nach der Geburt die Unterlippe durchstechen und dann in diese Oeffnung zwei miteinander verbundene Stückchen Holz befestigen, von denen das eine an die Zahnwurzeln zu liegen kommt, das andere aber auswärts hängt. Diese Stücke Holz, statt dessen auch viele durchsichtiges Harz nehmen, werden mit der Zeit immer vergrößert, so daß sie bei den ausgewachsenen Männern eine Länge von 4½ bis 5 Zoll erreichen und 4 bis 6 Linien dick sind. Den Mädchen werden beim Eintritt in das jungfräuliche Alter mehrere Linien von blauer Farbe über Backen und Nase in die Haut geätzt, und dieß ist ein Hauptmerkmal des weiblichen Geschlechts.

Wie alle Ureinwohner Amerika's zeichnen sich auch diese Indianer durch die ungemeine Schärfe ihrer Sinnenwerkzeuge aus. Ihr Falkenblick erspäht alle Gegenstände in einer Entfernung, die für ein europäisches Auge ganz unerreichbar ist. Eben so scharf ist ihr Gehör und das leiseste Geräusch erregt ihre Aufmerksamkeit. Auch der Geruchssinn ist bei ihnen weit feiner als bei den Europäern. Diese Eigenschaften in Verbindung mit der Fertigkeit, alle Stimmen der vierfüßigen Thiere und Vögel täuschend nachzuahmen, machen sie äußerst geschickt für die Jagd, welche ihre Lieblingsbeschäftigung und Hauptnahrungsquelle ist.

Der kräftige Bogen, dessen sich fast alle Völker in ihrem Urzustande sowohl in der alten als neuen Welt für den Krieg und die Jagd bedienten, ist auch die Hauptwaffe der Guarani. Derselbe ist über sechs Fuß lang, nur sehr wenig gekrümmt, in der Mitte faustdick und gegen die Enden spitz zulaufend, so daß sie ihn auch im Nothfall, da er immer nur in dem Augenblick, wo man denselben gebrauchen will, gespannt und deßhalb auch die Sehne nur an dem einen Ende befestigt und daselbst zusammengewickelt wird, als Wurfspieß oder Lanze gebrauchen können. Sie verfertigen diesen Bogen aus sehr glattem und hartem Holze. Ihre Pfeile sind über vier Fuß lang, doch führen sie keinen Köcher, dessen sich überhaupt nur einige reitende Indianerhorden bedienen, die sehr kurze Pfeile haben und als Hauptangriffs- und Vertheidigungswaffe eine Lanze führen. Da diese Indianer sich von der frühesten Jugend an im Bogenschießen üben, so besitzen sie eine große Geschicklichkeit darin, und es ist deßhalb etwas sehr Ungewöhnliches, wenn einer sein Ziel verfehlt. Wenn man einem Guarani die Geschichte von Wilhelm Tells berühmtem Apfelschuß erzählte, so würde er eben nichts Außerordentliches in dieser That finden, da er einer ähnlichen Aufgabe zu genügen jeden Augenblick im Stande wäre.

In den Hütten dieser Wilden, die sehr einfach aus Zweigen erbaut und mit Blättern bedeckt sind, gewahrt man nur äußerst wenige und einfache Geräthschaften. Einige irdene Töpfe, hölzerne Bratspieße und Körbe nebst einigen Kürbisflaschen machen ihren ganzen Reichthum aus. Sie schlafen in Netzen, die sie ziemlich künstlich aus Baumbast flechten. Da sie einigen Verkehr mit civilisirten Indianern in den Missionen unterhalten, so besaßen einige unter ihnen auch Messer, Aexte und anderes Eisengeschirr, worauf sie einen großen Werth zu legen schienen. Die Weiber tragen ihre kleinen Kinder auf dem Rücken in Binden von Baumbast, die über die Stirne gehen und auf diese Weise gehalten werden.

Diejenigen Schriftsteller, welche die brasilischen Wilden in ihren Schilderungen bis zur Stufe der Thierheit herabwürdigten und ihnen alle religiösen Begriffe und jeden Glauben an eine höhere Macht absprachen, haben sehr Unrecht gehabt, da mancherlei unter diesen Wilden verbreitete Sagen nicht nur von ihrem Glauben an das Daseyn eines höchsten Wesens und an ein Leben jenseits des Grabes Zeugniß geben, sondern die sogar sonderbarerweise von der Schöpfung und einer großen allgemeinen Wasserfluth berichten. Nur die gänzliche Unbekanntschaft mit den freilich so äußerst schwer zu erlernenden Indianersprachen hat zu jenem Urtheil verleiten können, und meiner Ueberzeugung nach gibt es kein einziges Volk in Amerika, auf welcher niedern Bildungsstufe es auch immer stehen möge, das nicht wenigstens einige, wenn auch sehr rohe und abergläubische religiöse Begriffe hat. Die Guarani haben Aerzte und Zauberer, denen sie übernatürliche Kräfte zutrauen, sie geben genau auf ihre Träume acht und deuten dieselben, und begehen überhaupt mancherlei abergläubische, oft barbarische Ceremonien, was insgesammt dafür spricht, daß sie nicht aller religiösen Gefühle und Begriffe ermangeln. Sie feiern Feste — auf welche ich später nach meinem längern Aufenthalt unter diesen Indianern zurückkommen werde — die offenbar einen religiösen Charakter an sich tragen, und geben ihren Todten die Waffen und alles, was ihnen im Leben lieb gewesen ist, mit in das Grab, was gewiß nicht geschehen würde, wenn sie nicht an eine Fortdauer des Daseyns nach dem Tode glaubten.

Die Jesuiten und übrigen Missionäre fanden unter allen wilden Stämmen dieser weiten Regionen die Guarani für Civilisation am zugänglichsten, weßhalb auch fast alle Colonien oder wenigstens die Keime derselben aus diesen Indianern gebildet wurden. Auch bediente man sich ihrer, um das Bekehrungswerk bei andern Stämmen vorzubereiten und einzuleiten. Doch gibt es auch viele Horden der Guarani, welche noch völlig im Urzustande leben. Wie ich selbst später durch den Augenschein überzeugt worden bin, haben sich die Jesuiten, was immer für Plane und Absichten diese schlauen Geistlichen bei ihrem Bekehrungswerke leiteten, doch unläugbar große Verdienste um die Gesittung vieler südamerikanischen Stämme erworben, und nur ihrer Beharrlichkeit und ihrem klugen System konnte es gelingen, diese freien und unbändigen Söhne der Wildniß in diejenigen Fesseln zu schmiegen, denen die Mitglieder eines gesitteten bürgerlichen Vereins immer mehr oder weniger sich fügen müssen — ein um so schwierigeres Unternehmen, wenn man bedenkt, daß unbegränzte Freiheit der hervorstechendste Zug im Charakter der amerikanischen Wilden ist. Es gab unter jenen Geistlichen weitkluge Menschenkenner, die zum Theil mit großer Gelehrsamkeit ein einschmeichelndes und sanftes Wesen verbanden und Verbindungen genug hatten, um alle Hülfsquellen eines Landes gehörig zu benutzen, um damit die Kosten ihrer großartigen und weitläufigen Unternehmungen zu decken.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 43.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Februar 1845.

Die Creolen von Louisiana.

(Fortsetzung.)

2. Das Creolenleben.

Der gute Creole hatte sich gegen mich mit einem Gefühl christlicher Liebe benommen, die ich von den meisten meiner Landsleute vergebens erwartet hätte, und ich erhielt bald den Beweis davon. Unser Fahrzeug hielt kurz nach Sonnenuntergang dem Hause des Friedensrichters gegenüber an, und ich stieg ans Land, um demselben einige nähere Umstände über meinen Spitzbuben von Intendanten mitzutheilen. Obgleich es noch sehr früh war, rüstete sich dieser Beamte doch schon zum Schlafengehen, und empfing mich im Hemde.

„Ich wußte das alles, mein lieber Hr. Howard," sagte er mit einer bewundernswerthen Naivetät; „ich habe mit meinen Augen jeden Ballen Baumwolle gesehen, den man Ihnen stahl oder zu stehlen versuchte."

„Aber ums Himmels willen, warum haben Sie diesen Raub nicht verhindert?"

„Das ging mich nichts an," erwiederte er kalt.

„Aber Sie hätten doch wenigstens meinen Advocaten benachrichtigen können."

„Das war nicht meine Sache." Hierauf setzte er sich mir gegenüber, sah mich fest an, und begann eine Art Predigt, auf die ich nicht vorbereitet war. „Aha!" sagte er, indem er seine Nachtmütze aufs linke Ohr schob; „Ihr jungen Herren, Ihr kommt aus dem Norden her mit Eurem Duzend Neger; gebt 2 bis 3000 Dollars aus für Landankäufe, für Baulichkeiten u. dgl., dann glaubt Ihr in der Welt herumlaufen zu können, und meint uns noch große Ehre anzuthun, wenn Ihr uns erlauben wollt, Eure Einkünfte zu erheben und Euch zuzuschicken, um sie außerhalb des Landes zu verzehren. Ich bedaure fast, Hr. Howard, daß Sie nicht sechs Monate später gekommen sind."

„Ohne Zweifel, um diesem Elenden Zeit zu lassen, seine Beute in Sicherheit zu bringen, nicht wahr?"

„Auf jeden Fall hat er gearbeitet, er hat Frau und Kinder und war dem Lande nützlich."

„Das ist stark," rief ich aus; „zum Teufel, Herr Richter, Sie haben einen eigenthümlichen Begriff von Recht."

„Möglich, daß dieß weder nach dem Code Napoleon noch nach dem von Livingston ist, aber ich glaube, es ist Billigkeit darin," erwiederte der Magistrat in einem Tone zuversichtlicher Ueberzeugung. In dieser rohen Schlußfolgerung lag etwas wahres, so unhaltbar sie auch aus dem moralischen Gesichtspunkt seyn mochte: es war ein Commentar a la Lynch über das Eigenthumsrecht. Gewiß ist, daß namentlich in einem neuen Lande der Absentismus als ein Verbrechen gegen die Gesellschaft betrachtet werden muß. Was mich persönlich betraf, so fehlte wenig, daß mich meine Reiselust 3000 Dollars gekostet hätte. Durch Menou kam ich mit der Furcht davon und mein Geld war noch in den Händen der HH. Goring, die übrigens wahrscheinlich in solchen Dingen nicht sehr streng waren und meine Baumwolle vom Teufel selbst gekauft hätten, wenn ein Viertelcent am Pfund zu gewinnen war. Ich ließ die Beweisstücke und die Vollmacht, meine Sache mit Bleaks abzumachen, dem Richter zurück, wir drückten uns die Hand und ich ging wieder nach dem Dampfboot.

Es war bereits Tag, als das Dampfboot von neuem anhielt. Ich stieg mit Menou aus, und wir fanden am Ufer einen uns erwartenden Wagen, der uns trotz seiner seltsam alterthümlichen Bauart ziemlich schnell vom Fleck brachte; ich schlief in einer Ecke ein, als ich mit einemmal durch den Ruf einer frischen, wohltönenden Stimme: „les voilà!" geweckt wurde. Ich blickte mich um und rieb mir die Augen — es war Louise, die jüngere Tochter des Creolen, welche sich auf der leichten Galerie vor dem Hause befand, um uns zu empfangen. Wie viel von unsern Schönen im Norden würden Morgens um 6 Uhr ihr warmes Bett verlassen, um ihren Vater und einen Fremden zu empfangen? Hr. Menou schien indeß gar nichts besonderes daran zu finden, seine Tochter so früh auf zu sehen, und fing an sie auszufragen, ob die Leute ihr Frühstück erhalten hätten und an der Arbeit seyen. Hierüber so wie über eine Menge anderer Dinge konnte Louise ihm alle wünschenswerthen Aufklärungen geben; sie mußte in der That die 24 Stunden, welche seit ihrer Rückkehr ins

väterliche Haus verflossen waren, gut benützt haben, um über alles, was ihre schwarzen Untergebenen anlangte, so auf dem Laufenden zu seyn und erzählen zu können, wie Cato sich einen Splitter in den Fuß gestoßen, wie Pompejus einen Fieberanfall gehabt, und fünfzig andere Details, die ohne Zweifel für Menou sehr interessant waren, mich aber zu langweilen anfingen. Zu meiner Zerstreuung unterhielt ich mich damit den Speisesaal, in welchem wir uns befanden, zu mustern; die Möbels und die sonstige Ausrüstung dieses Zimmers gaben mir einen günstigern Begriff von der Civilisation der Creolen und ihren Begriffen von Comfort. Eine neue, zierlich gemusterte Matte deckte den Boden, das Buffet war schön und solid trotz seines alterthümlichen Ansehens; Tische, Stühle und Canapés waren von französischer Arbeit. Einige Kupferstiche, Ereignisse aus den Zeiten Ludwigs XV und XVI darstellend, hingen an den Wänden. Das ganze Zimmer hatte ein französisches Ansehen, das aber weder aus den Zeiten der Republik, noch des Kaiserreichs, noch der Restauration war, sondern wie ein Duft der alten Monarchie, eine Erinnerung der vorrevolutionären Zeiten.

Als ich meine Inspection vollendete, hatte auch Louise alle Fragen ihres Vaters beantwortet, und wir traten heraus, um das Aeußere des Hauses in Augenschein zu nehmen. Es lag am Fuße eines Hügels, der einzigen Erhöhung auf mehrere Meilen in der Runde; gegen Osten, Süden und Westen war es wie in einem großen Rahmen von Akazien und Baumwollenbäumen eingeschlossen, gegen Norden aber dem in diesem Klima so angenehmen Boreas ausgesetzt. Ein kleiner Bach, klar und hell, wenigstens was man in Louisiana so nennt, kam von dem Hügel herunter, und nährte eine Gerberei. Die Wohnung bestand aus drei verschiedenen Abtheilungen, die zu verschiedenen Zeiten vom Großvater, Vater und Sohn erbaut und jetzt vereinigt worden waren. Der bedeutendste Theil war von dem jetzigen Eigenthümer gebaut, mir schien es aber es wäre viel einfacher gewesen, das frühere Gebäude abzutragen und ein einziges geräumiges Haus zu bauen; der Creole war aber nicht dieser Ansicht gewesen, und gab mir zur Erklärung einen Grund an, der seinem Herzen Ehre machte: „ich will nicht, daß meine Kinder je die Arbeiten ihrer Vorväter, und die Entbehrungen, die sie sich auflegten, um ihren Nachkommen eine glückliche Existenz zu gründen, vergessen."

„Und sie werden es auch nicht," sagte eine Stimme hinter uns.

Ich wandte mich um.

„Madame Menou, j'ai l'honneur de vous présenter notre voisin, M. Howard."

„Qui restera long-temps chez nous," setzten die beiden Töchter hinzu, die, ohne mir Zeit zu lassen ihre Mutter zu begrüßen, sich meiner beiden Hände bemächtigten und mich nach dem Hause fortzogen, wo sie mich durch ein Halbdutzend Gänge und Corridore im Zickzack nach dem mir bestimmten Zimmer führten. Dieß war von sechseckiger Form, und lag gerade über einem künstlichen Teich, den der obenerwähnte Bach durchzog; diese Lage machte das Zimmer zum kühlsten im Hause, und darum hatte man es mir aufgespart. Als ich meine völlige Zufriedenheit ausgesprochen, führten mich meine liebenswürdigen Führerinnen zu ihren Eltern zurück. Ich fand in Madame Menou eine ausgezeichnete Frau von einem zuvorkommenden und doch anstandsvollen Benehmen. Sie empfing mich, als wären wir alte Bekannte gewesen, ohne Complimente und ceremonielle Reden, ohne daß sie im mindesten gesucht hätte ihren Zügen den gemachten Ausdruck zu geben den viele in solchen Fällen anzunehmen für schicklich halten. Während ich mit ihr sprach, traten eine Dame und zwei Herren aus dem Hause und schlossen sich uns an. Ihr olivenfarbiger Teint und ihre fremdartige Haltung fielen mir auf, und ich hielt sie sogleich für Spanier oder spanischen Ursprungs, worin ich mich auch nicht täuschte. Die Herren wurden mir unter dem Namen Señor Silveira und Don Pablo vorgestellt. Die Dame, die Gattin des erstern, war ausnehmend reizend, von schlankem, zierlichem Wuchs, mit schwarzen Augen, einer schönen Adlernase, und einem bewundernswerthen Mund mit prächtigen Zähnen. Ich hatte bisher geglaubt, die Palme der Schönheit gebühre meinen Landsmänninen, aber jetzt fühlte ich mich in meiner Ansicht erschüttert; ich konnte die Augen nicht von der schönen Fremden abwenden, und es bedurfte eines etwas strengen Blicks von Seiten ihres Gemahls, um mir begreiflich zu machen, daß in dieser lange andauernden Bewunderung etwas allzu republicanisches liege. Ich wandte deßhalb meine Aufmerksamkeit auf das Frühstück, das schon auf dem Tisch dampfte, und um welches wir uns alsbald zu meinem großen Vergnügen setzten. Die Fremden schienen ernst und gedankenvoll, und sie aßen wenig, obwohl die Speisen vortrefflich und der Chambertin einer kaiserlichen Tafel würdig war.

„Wer sind diese Fremden?" fragte ich Menou, als wir vom Tische aufstanden.

„Mexicaner, aber ich kann Ihnen nichts weiter sagen."

„Wie! kennen sie dieselben nicht?"

„Im Gegentheil, ich kenne sie sehr wohl, sonst befänden sie sich nicht hier. Aber meine Familie selbst, setzte er leise hinzu, kennt sie nicht."

Die Unglücklichen! dachte ich, gewiß sind es politische Flüchtlinge; Guerrero, Bustamante und Santa Anna stritten sich damals um die Gewalt; auf der andern Seite stand eine Race Menschen, der man nichts besseres hätte wünschen mögen als die russische Knute, um ihnen den Werth der Freiheit, die sie nicht verstanden, fühlbar zu machen.

Inzwischen waren Julie und Louise im nächsten Zimmer beschäftigt, die tausend und ein Einkäufe, die sie in Neuorleans gemacht hatten, zum dritten- oder viertenmal die Revue passiren zu lassen. Die Mama präsidirte bei dieser Untersuchung der Spitzen, der Seidenstoffe, der Baumwollenzeuge, der Gaze und hundert anderer Dinge, welche rasch durch die zierlichen Finger der Töchter liefen, und dann der Mutter zur Billigung vorgelegt wurden. Sie fand alle vortrefflich und, was noch mehr ist, alles hatte seine Bestimmung, und ich begriff damals gar nicht, wie es möglich sey, Hunderte von Ellen Zeug, die bald alle Tische, Stühle und Canapés bedeckten,

und mir für das halbe weibliche Geschlecht Louisiana's auf fünf Jahre hinreichend schienen, zu verwenden. Dieß creolische Hauswesen bot ein reizendes Gemälde von Unschuld und Glück dar; hier war nichts künstliches zu sehen, das Gespräch floß leicht und lebhaft dahin, ohne jemals aus den Schranken des Anstandes zu treten. Das ganze Haus war in bewunderns-werther Ordnung, jedes hatte seine Arbeit und schien sich ihr ohne Mühe zu entledigen.

Ich verließ die Damen bei ihrem ernsten Geschäfte und begleitete Menou, der mir einen Gang durch seine Pflanzung vorschlug; sie war in vortrefflichem Stande und von zahlreichen Bewässerungscanälen durchfurcht. Er hatte über 300 Acres angebaut und die jährliche Ernte betrug 250 Ballen, eine artige Revenue. Bloß drei Kinder und ein Grundbesitz von nahe an 4000 Acres, das läßt sich überlegen. Aber was wird die Welt sagen? Howard, der Aristokrat Howard, eine Creolin heurathen, die vielleicht indianisches Blut in den Adern hat? Aber Menou besitzt 60 Neger und Negerinnen, eine ganze Colonie Negrillons ungerechnet, und seine beiden Töchter sind nicht übel. Rosen und Lilien! — namentlich Louise. Das werden wir uns überlegen.

„Apropos," sagte der Creole zu mir, als wir ein Maisfeld durchstrichen. „Sie haben 3000 Dollars bei den HH. Goring stehen?"

Ich nickte ja.

„Und 8000 bei Hrn. Richards?"

„Wie wissen Sie das, mein lieber Hr. Menou?"

Ich muß hier bemerken, daß ich vor etwa fünf Jahren diese Summe meinem Freund Richards geliehen hatte, und obgleich sich während dieser Zeit mehr als Eine Gelegenheit dargeboten hatte, wo mir das Geld sehr nützlich gewesen wäre, so hatten mich doch theils die natürliche Nachlässigkeit meines Charakters, theils etwas romaneske Begriffe von Freundschaft und Aufopferung abgehalten, solche zurückzufordern, und Richards seinerseits hatte mir nicht von Rückzahlung gesprochen. Es war mir etwas verdrießlich zu sehen, daß Menou von einer Sache Kenntniß hatte, die ich für ein Geheimniß zwischen mir und Richards hielt; daher meine Frage an Menou, welcher darüber lächelte.

„Sie vergessen," erwiederte er, „daß ich aus Neuorleans komme. Man hört und erfährt da manches, wenn man dem Geplauder der vornehmen Gesellschaft in der Hauptstadt ein Ohr leiht."

„Aha!" entgegnete ich etwas ironisch und mit einem flüchtigen Blick auf seinen Strohhut und seine Jacke von grobem Zeuge. „Herr Menou, der redliche, einfache Menou kommt auch in die vornehme Gesellschaft."

„Meine Frau war eine M—y, und mein Großvater Präsident des Parlaments von Toulouse," erwiederte der Creole ruhig auf meine etwas ungezogene Bemerkung. Ich verbeugte mich; mein Verdacht hinsichtlich des indianischen Bluts war nicht begründet.

„Also mein Thun und Treiben bildet den Gegenstand des Gesprächs der Fraubasen von Neuorleans."

„Das soll Sie nicht geniren," erwiederte Menou, „lassen Sie die Welt schwatzen und beweisen Sie, daß Sie mehr Verstand haben als man Ihnen zutraut. Wollen Sie sich eine Zeitlang unter meine Obervormundschaft stellen?"

Recht gern," erwiederte ich.

„Und versprechen, meinen Rath zu befolgen?"

„Ich verspreche es."

„In diesem Falle," fuhr Menou fort, „werden Sie damit anfangen, zu einem Gebrauch, wie ich ihn für passend finde, 8000 von den 11,000 Dollars, die gegenwärtig für Sie unnütz daliegen, zu meiner Verfügung zu stellen."

„Und Richards?" fragte ich.

„Braucht das Geld minder nöthig wie Sie. Es ist sehr schön edelmüthig zu seyn, nur nicht allzu sehr auf eigene Kosten. Hier ist ein Empfangschein für die fragliche Summe; ich werde Ihnen mit der Zeit über die Verwendung Rechenschaft geben." Mit diesen Worten reichte er mir einen Empfangschein dar; er hatte augenscheinlich seinen Plan in meinem Interesse schon zum voraus entworfen. Es war mir allerdings zuwider, auf die mir von Richards bewiesene Gastfreundschaft damit zu antworten, daß ich ihm das geliehene Geld abverlangte, auf der andern Seite aber wäre es gar zu chevaleresk gewesen, aus Mangel an den Fonds, die er zu seinem Vortheil verwandte, mein Eigenthum vollends zu Grunde gehen zu lassen; übrigens hatte ich Menou mein Wort gegeben. Ich steckte deßhalb seinen Empfangschein nebst meinen romanesken Ideen in die Tasche, und ging aufs Haus zu, um ihm eine Anweisung zur Erhebung der Summe zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gesellschaft zur Verbreitung religiöser Tractätchen.

In einer Mittheilung unseres Blattes (Nr. 295 f. vor. J.) über diese Gesellschaft bemerkte der Verfasser derselben, dieselbe sey englisch-hochkirchlich, und es handle sich um Bekehrung zum englisch-hochkirchlichen Protestantismus. Hierüber sagen die „Beleuchtungen der Missionssache" Nr. 1 v. d. J.: „Wir überlassen es dem Hrn. Verf., sein Urtheil über die Tendenz und die Leistungen dieser Gesellschaft zu verantworten, müssen aber die obige Behauptung als eine durchaus unbegründete und irrige erklären. Die religiöse Tractatgesellschaft in London ist, wie auch die brittische und ausländische Bibelgesellschaft, aus Mitgliedern der verschiedenen Kirchenparteien in England zusammengesetzt; in ihrer Committee, deren Sitzungen wir öfters angewohnt haben, befinden sich Männer von der bischöflichen Kirche (Evangelical, nicht Highchurchmen), von den Congregationalisten, Methodisten und Baptisten, und daraus ergibt sich von selbst, daß die von ihr herausgegebenen Schriften keine hochkirchliche Tendenz haben können, sondern auf den allgemein christlichen Grundsätzen basirt seyn müssen, zu denen sich alle jene Kirchengemeinschaften glücklicherweise bekennen."

Reisen in Südamerika.

2. Reise vom Uruguay nach dem Wasserfall des Parana.

(Fortsetzung.)

Ihre Herrschaft war sanft und sie suchten durch Erheiterungen, Spiele, Tänze und kriegerische Feste diese Wilden von ihrem tiefein-

gewurzelten Hange zu einer freien und unbändigen Lebensart abzubringen und für die Reize eines gesitteten Lebens empfänglich zu machen. Zur Arbeit führten sie die Indianer wie zu einem Fest in Procession und beim Klange einer lustigen Musik. Sie legten gemeinschaftliche Magazine an, aus denen sie ihre Zöglinge reichlich nährten und kleideten, verbitterten diesen das Leben nicht durch übermäßige Arbeiten, unterwiesen sie in den Anfangsgründen der christlichen Religion, lehrten ihnen die Gebote und nahmen sie kräftig in Schutz gegen die Uebergriffe und Bedrückungen der weltlichen Behörden und Privatleute, die sich in der Regel nur sehr wenig an die zu Gunsten der Indianer erlassenen Gesetze kehrten. Nur auf diese Weise konnte ein barbarisches Volk auf die Bahn der Gesittung geführt und seine intellectuelle und moralische Entwicklung gefördert werden. Als etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Jesuiten vertrieben wurden und die von ihnen gegründeten Colonien in andere Hände übergingen, geriethen die letztern sehr bald wieder in gänzlichen Verfall, und die Indianer, der Plackereien und Bedrückungen ihrer neuen Gebieter bald überdrüssig, kehrten größtentheils in ihre Wälder und zu ihrer alten barbarischen Lebensweise zurück.

Den Jesuiten hat man es besonders zum Vorwurf gemacht, daß sie die unter ihrer Obhut stehenden Indianer von allem Verkehr mit den Spaniern und Portugiesen fern hielten; allein hierin handelten sie sehr weise, wie jeder Unbefangene zugestehen wird, der Gelegenheit hatte, das gewissenlose und habsüchtige Benehmen jener Europäer gegen die unmündigen und leicht zu übervortheilenden Indianer in der Nähe zu beobachten. Es gab solche moralische Ungeheuer unter den Ansiedlern europäischer Abkunft, die, wenn ihnen die Nähe der Indianer lästig oder unangenehm wurde, diesen die Kleidungsstücke von Personen schenkten, welche an den Pocken gestorben waren, wodurch dieses Gift unter den unglücklichen Wilden verbreitet und unsägliches Elend angerichtet wurde. Man hat Beispiele, daß ganze Stämme auf diese empörende Weise vernichtet worden sind. Ebenso werden im gewöhnlichen Handel und Wandel mit den Europäern die Indianer das Opfer des schmählichsten Betruges, indem man sie meistens im Zustande der Trunkenheit im unbilligsten Tauschhandel des Ihrigen beraubt und auf die schamloseste Weise übervortheilt.

Die Guarani haben einen sehr verträglichen Charakter, da ihnen die Eifersucht und andere leicht zum Zorn reizende Leidenschaften fremd zu seyn scheinen. Ihre Weiber, obgleich ihnen fast alle Geschäfte der freilich sehr einfachen Haushaltung obliegen und sie, da die Männer gewöhnlich nur Bogen und Pfeile zu tragen pflegen, auch das Fortschaffen der wenigen Mobilien zu besorgen haben, behandeln sie sehr gut und es entstehen nur äußerst selten Uneinigkeiten. Zu solchen kleinen ehelichen Zwistigkeiten geben meistens die Kinder Veranlassung, da diese, wenn sie etwas z. B. zu essen verlangen und von den Müttern nicht gleich befriedigt werden können, zu weinen anfangen. Wenn der Vater alsdann das Schreien der Kinder nicht dulden und sie zur Ordnung anhalten will, so werden die Kleinen von der Mutter in Schutz genommen, was dann wohl mitunter eine kleine Scene der Aufregung veranlaßt, die jedoch niemals ernstlich und von langer Dauer ist.

Diese Wilden sind große Liebhaber von Hunden, und sie besaßen mehrere dieser Thiere, die übrigens sehr abgemagert waren und ein häßliches Aussehen hatten. Sie sehen ihnen vieles nach und nehmen es gerade nicht übel, wenn ihre Hunde ihnen dann und wann einen Spießbraten wegholen oder sich sonst an ihre Jagdbeute vergreifen. Mein schöner europäischer Hühnerhund schien ihnen besonders Interesse einzuflößen und sie konnten seine Geschicklichkeit nicht genug bewundern. Es machte ihnen viel Vergnügen, wenn ich ihn ein Revier absuchen, apportiren und dergleichen Künste machen ließ. Sie suchten ihm bei jeder Gelegenheit zu schmeicheln und gaben ihm auch wohl ein Stück Fleisch; allein das Thier schien einen Widerwillen gegen die nackten Menschen zu haben und erwiederte ihre Liebkosungen dadurch, daß er ihnen knurrend die Zähne wies.

Freiheit im weitesten Sinne des Worts ist die Hauptleidenschaft der amerikanischen Wilden, und bei ihrer Lebensweise können sie sich ganz diesem Hange hingeben, da sie kein Gesetz oder irgend eine Autorität anerkennen, wodurch ihrer Handlungsweise ein Zügel angelegt würde. Jeder kann thun und lassen, was er will, und diese Ungebundenheit geht so weit, daß man sogar das Mittel der Ueberredung verschmäht. Ihre Anführer und Aeltesten haben zwar insofern Einfluß, daß man ihre Rathschläge anhört und prüft, allein weiter erstreckt sich auch ihr Ansehen nicht, und niemand wird gezwungen, an irgend einer Unternehmung Theil zu nehmen, sondern alles bleibt der freien Willkür jedes einzelnen überlassen. Durch Zwangsmittel oder Befehle würde man auch bei diesen stoischen Naturen wenig oder gar nichts ausrichten, da sie meistens eine so trotzige und unbeugsame Gemüthsart besitzen, daß sie eher die größten Qualen, ja selbst den Verlust des Lebens erdulden, als sich mit Gewalt zu irgend einer Handlung zwingen lassen würden. Dieser Hang zur ungebundensten Freiheit wird ihnen schon von Jugend auf eingepflanzt, da selbst die Eltern denselben an ihren Kindern achten und diese niemals durch harte Worte oder gar Schläge angehalten werden, etwas gegen ihre Neigung zu thun. Durch Güte und Freundlichkeit kann man jedoch bei diesen Naturkindern viel ausrichten, und wenn man einmal ihre Liebe gewonnen hat, so werden sie sich auch durch nichts in der Welt zu einer treulosen oder gewaltsamen Handlung hinreißen lassen.

Uebrigens darf man auf Delicatesse nicht Anspruch machen, wenn man in einen nähern Umgang mit diesen Wilden sich einlassen will, denn sie sind äußerst schmutzig und werden von vielem Ungeziefer geplagt. Auch die Zubereitung ihrer Speisen und Getränke erfüllt den civilisirten Menschen mit Ekel. Das Fleisch verzehren sie meistens halb roh, und es verschlägt ihnen wenig, ob dasselbe frisch oder schon in Fäulniß übergegangen ist. Ueber alle Begriffe ekelhaft sind jedoch ihre Getränke, die sie aus wildem Honig oder in Ermangelung dessen aus Mais bereiten, den die Weiber kauen und in ein großes Gefäß speien, worauf sie die Masse mit dem Speichel gähren lassen, Wasser hinzugießen und sich einen ansehnlichen Haarbeutel trinken. Bei solchen Zechgelagen fallen auch zuweilen Excesse vor, die jedoch, da die Weiber während derselben die Waffen bei Seite schaffen, nur höchst selten einen ernsthaften Charakter annehmen und bald wieder vergessen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Der dießjährige Fastnachtsochse in Paris wog nicht weniger als 1970 Kilogrammes und war ungefähr 6 Fuß (1,75 Metre) hoch. Er stammte aus dem Departement de la Manche und sein Eigenthümer hatte ihm den Romanen-Namen „Père Goriot" gegeben. (Voleur vom 30 Jan.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 44.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Februar 1845.

Ueber die alten Völker Galliens und die neuen Dialektgränzen.

Es sind uns kürzlich zwei Abhandlungen in die Hände gefallen, deren Vergleichung nicht uninteressante Schlüsse auf die alte und neue Ethnographie Frankreichs machen läßt. Die eine derselben ist von dem bekannten Geschichtschreiber Am. Thierry: „sur la population primitive des Gaules," die andere von Dr. Günther *) „über die südfranzösische Volkspoesie." Bekannt ist die alte Eintheilung und der Widerstreit von Langue d'oui und Langue d'oc, und Günther bemerkt hierüber (p. 12): „Die Kluft, welche die Langue d'oc und Lange d'oui während des 12ten und 13ten Jahrhunderts trennte, besteht noch jetzt fast in ihrer ganzen Schroffheit. Allerdings hat die französische Schriftsprache in neuerer Zeit wohl hie und da ihren Einfluß auf die Volksidiome des Südens geltend gemacht, aber im Ganzen sind die Veränderungen, welche sich aus diesen gegenseitigen Berührungen ergeben haben, nur unbedeutend, und dem Wesen nach gehören die südlichen Patois noch immer der alten romanischen oder provençalischen Mundart an, während die nordfranzösischen Dialekte die deutlichsten Spuren an sich tragen, daß sie aus einer gänzlich verschiedenen Sprache hervorgegangen sind." Was die Gränzen dieser beiden Sprachen betrifft, so müssen wir auf diese dankenswerthe Abhandlung selbst verweisen; hier legen wir hauptsächlich Nachdruck auf die Worte, daß die nordfranzösischen Dialekte aus einer ganz verschiedenen Sprache hervorgegangen sind, weil sich daraus ergibt, welches Feld und welches Ziel der noch immer keineswegs hinreichend angebauten Dialektenkunde der französischen Sprache vorliegt, worüber die genannte Abhandlung mehrere interessante Nachrichten mittheilt.

Von dieser Angabe gehen wir unmittelbar auf die Mittheilung von Am. Thierry über (Moniteur 31 Oct. und 16 Nov. 1844), mit deren Resultat wir indeß in Einem Punkte nicht einverstanden sind, um so weniger als er sich gewissermaßen selbst widerlegt, so interessant auch seine Auseinandersetzung an sich ist. Er geht, wie natürlich von dem alten Spruche Cäsars aus: „ganz Gallien ist in drei Theile getheilt, wovon den einen die Belgen, den andern die Aquitanier, den dritten diejenigen bewohnen, welche in ihrer Sprache Celten, in der unsrigen Gallier genannt werden." Diesen Satz commentirt er durch Strabo's genauere Nachrichten dahin, daß Belgen und Celten hinsichtlich ihrer Sprache nur dialektisch verschieden, im Grunde aber Eines Stammes gewesen, wenn gleich die Belgen weit später als die Celten in Gallien eingewandert seyen; was sodann den andern südlichen Theil der Bevölkerung betrifft, so schickt er die Bemerkung voraus, daß Cäsar das narbonensische Gallien, welches damals schon römische Provinz gewesen, völlig aus dem Spiele ließ. Es blieben also nur die nördlich und westlich wohnenden Völker übrig, und diese sind die Ligurer oder Ligyer und Aquitanier. Die letztern wohnten am Nordabhang der Pyrenäen und schoben sich nur theilweise gegen das Flachland vor; die erstern aber bewohnten theils die Küste des Mittelmeers, theils die Rhoneufer. Daß die Aquitanier zu den Iberern gehören, leidet wohl keinen Zweifel, aber zu welchem Stamm die Ligurer zu zählen, darüber findet Am. Thierry keinen genügenden Aufschluß, und kommt endlich zu der Annahme, die Ligurer seyen gleichfalls iberischen Stammes gewesen.

Dieser Punkt ist es, welchen wir bestreiten und der uns aller Geschichte zu widersprechen scheint, falls man unter Iberern einen von den andern pelasgischen oder griechisch-italischen Völkern verschiedenen Stamm versteht. Ist die Aehnlichkeit zwischen den Ligurern und Iberern wirklich so groß, wie Am. Thierry nach seinen beigebrachten Zeugnissen anzunehmen geneigt ist, so würde dieß beweisen, daß die Iberer mit den Ligurern zu den pelasgischen Stämmen gehören, welche Griechenland und Italien, so wie die Alpenthäler füllten. Man sieht die Iberer durchaus als ein spanisches Volk an, ohne einen Versuch zu wagen, über ihre Herkunft etwas zu bestimmen; wohl kann man aber über die Ligurer ein ziemlich sicheres Urtheil versuchen. Skylax gibt ausdrücklich an, daß die Ligurer an der Südküste Galliens bis nach

*) In einem Schulprogramm des Karls-Gymnasiums zu Bernburg.

Etrurien hin wohnten, aber die Ligurer um Genua, mit denen die Römer so lange Krieg führten, gehören, wie sich nach Plinius ziemlich deutlich nachweisen läßt, zu demselben Stamme, der ganz Oberitalien und die Alpen bewohnt, dem die Rhätier und die Helvetier angehören. Steub hat in seinen „Urbewohnern Rhätiens" die Verwandtschaft der Alpenstämme mit den norditalienischen hinreichend nachgewiesen; vergleicht man aber seine Auseinandersetzung mit den Forschungen Abekens, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die mittelitalienischen und oberitalienischen Völker nur Stämme Eines Volks gewesen; ja die solchergestalt gewonnenen Resultate geben noch viel weitern Aufschluß. Sehen wir von der argen Verwirrung, welche die Namen Celten und Gallier in der spätern Zeit hervorgebracht haben, gänzlich ab, und gehen wir auf eine ältere Zeit zurück, so finden wir eine merkwürdige Analogie für spätere Verhältnisse in der Geschichte der Umbrier. Nach den Angaben Abekens kann über ihren italienischen, d. h. pelasgischen Charakter kein Zweifel seyn, aber diese Umbrier sind durch die Celten gedrängt schon in sehr alter Zeit — Thierry sagt im 14ten Jahrh. v. Chr. — nach Italien gezogen und hießen dort später Galli veteres, die alten Gallier, zum Unterschied von den erst unter Tarquin und noch später in der republicanischen Zeit Roms in Italien eingebrochenen Galliern, mit welchem generischen Namen man die aus dem Norden gekommenen Fremdlinge bezeichnete. Hinsichtlich der Beweise für die Wanderung der Umbrier verweisen wir auf die Abhandlung von Am. Thierry selbst. Es kann nach dem Gesagten wohl wenig Zweifel übrig bleiben, wessen Stammes die Ligurer sind, und den letzten möchte der Umstand heben, daß die Helvetier demselben Stamm angehören, wie aus der Angabe in Cäsar hervorgeht, daß sie als der mächtigste unter den benachbarten Stämmen auszogen, um die Herrschaft über alle verwandten umliegenden Stämme zu vereinigen.

Die Anwendung dieser Sätze auf die Sprachen in Frankreich ist sehr leicht zu machen: so weit die pelasgischen, d. h. die den griechisch-italischen Völkern überhaupt verwandten Stämme reichen, geht die Umwandlung der Volkssprache in die römische leicht und in kurzer Zeit vor sich; von den ligurischen Alpen bis nach Catalonien hinein herrscht im wesentlichen Ein Dialekt, und dieser ist, wenn auch aus dialektisch verschiedenen, so doch im Stamme gleichen Sprachen hervorgegangen; weiter hinauf nach Norden fängt man an auf celtische Mischung zu stoßen, und die Sprache gestaltet sich anders, indem ein fremdartiges Element sie modificirt. Schon Strabo bemerkt, wie man dieß heutzutage noch findet, daß das celtische Element öfters jenseits der allgemeinen Gränzlinie sich findet, und führt Beispiele an, deren Richtigkeit man zum Theil noch jetzt nachweisen kann. Die jetzige Dialektenkunde Frankreichs läßt noch manches zu wünschen übrig, es sind aber auf diesem Feld noch viele Entdeckungen zu machen, und wenn man an der sichern Hand einer kritischen Geschichtsforschung fortschreitet, so werden sich für die alte und neue Völkerkunde noch äußerst interessante Ergebnisse herausstellen.

Die Creolen von Louisiana.

2. Das Creolenleben.

(Fortsetzung.)

Julie und Louise schienen unsere Rückkehr gar nicht zu bemerken. Sie hatten beide vollauf zu thun, die eine mit Früchten, die sie in Körben aufstellte, die andere mit Ginghams und Mousselinen, die sie kräftig und mit großem Geräusch zerriß. Beim Abendessen waren sie indeß so munter wie je, man hätte sagen können, sie hätten das Joch ihrer Tagesarbeit abgeschüttelt und begännen eine neue Existenz. Die Anwesenheit der drei ernsten Mexicaner schien sie nicht im geringsten zu belästigen, aber gegen acht Uhr waren sie augenscheinlich des Sitzens müde; sie sagten einander etwas ins Ohr, standen dann auf und schlüpften in ein benachbartes Zimmer. Einen Augenblick nachher ließen sich die harmonischen Töne eines Pianoforte vernehmen. Auf dieß Signal begaben wir uns in den Salon. Die schöne Mexicanerin saß am Piano und die beiden Mädchen erwarteten nur die Herren, um den Tanz zu eröffnen. Julie bemächtigte sich ihres Vaters, Silveira bot Madame Menon die Hand, Louise fiel mir zu, und wir tanzten einen Cotillon mit eben so viel Lebhaftigkeit, als wären Tänzer und Galerie viel zahlreicher gewesen. Unterhaltung und Musik füllten nach einander die Zwischenräume des Tanzes aus, und es wurde 11 Uhr, ehe wir bemerkten, wie lang der Abend geworden.

„Voici notre manière créole," sagte Menon, als er mich an der Thüre meines Zimmers verließ; bei uns hat alles seine Zeit, Gespräch, Spiel, Arbeit, Gebet und Tanz — alles ist geregelt. Wir suchen uns so einzurichten, daß die Vergnügungen über die Beschäftigungen nicht das Uebergewicht erhalten, und eben so wenig umgekehrt. So finden wir mitten in unserer Einsamkeit niemals Zeit uns zu langweilen. Gute Nacht!"

Zwei Monate waren verflossen wie zwei Tage; ich hatte mich unmerklich in die Familie Menon hineingelebt, und war so ökonomisch geworden, daß ich kaum mehr wußte, wie ein Dollar oder ein Bankbillet aussahen. Die Zeit ging so leicht und angenehm vorüber, dieß stille, patriarchalische Leben hatte so viel Reize, daß man die Welt mit ihren Aufregungen, ihren Vergnügungen, ihren Sorgen leicht darüber vergessen konnte. Der Kreis meiner Gedanken erstreckte sich selten über das hinaus, was unmittelbar um mich vorging: Massen von Journalen häuften sich auf meinem Tische auf, ohne daß ich sie nur öffnete, und jeder Tag knüpfte mich mehr an dieß glückliche Daseyn. Ich stand früh auf, zog meine Jacke und Beinkleider aus Leinwand an, und begleitete Menon auf die Felder und zu den Baumwollenpressen. Nachmittags untersuchten wir die Rechnungen, lachten gelegentlich auf Kosten der Handelszeitungen, und der Abend war den Damen gewidmet, welche die Unterhaltung auf eine angenehme Weise zu vermannichfaltigen suchten.

Eines Abends schlug Menon während des Essens eine Hirschjagd bei Fackelschein vor; ich ergriff den Gedanken leb-

haft und er gab sogleich die nöthigen Befehle. Die beiden Mexicaner baten um Erlaubniß uns begleiten zu dürfen, aber die Dame trat alsbald dazwischen.

„Don Lop—" rief sie, dann hielt sie plötzlich mitten im Worte inne; nach einigen Secunden fuhr sie auf spanisch fort, „ich bitte dich diesen Abend nicht auszugehen." In ihrer Haltung und im Ton ihrer Stimme lag etwas besonders Zartes und Liebevolles. Ihr Gemahl bat sie sich zu beruhigen und versprach ihr nicht auszugehen; doch war es ihm augenscheinlich leid, uns nicht begleiten zu können. Ich versicherte der Dame, daß es durchaus keine Gefahr habe.

„Keine Gefahr?" wiederholte sie in ihrer sonoren Sprache. War dieser Jagdplan niemand bekannt?"

„Keiner Seele," erwiederte Menou, an den die Frage gerichtet war.

Jetzt fiel mir erst bei, daß, so lange ich bei Menou gewesen war, weder der Mexicaner noch sein Freund sich über das Haus und den Garten hinausgewagt hatten. Die Zusammenstellung dieses Umstandes mit der Angst der Dame regte meine Neugierde nicht wenig an, und ich betrachtete Silveira mit größerer Aufmerksamkeit als bisher. Er war ein Mann von etwa 30 Jahren, mit schönen Zügen, hoher Stirne und blasser Farbe, ohne deßhalb kränklich auszusehen. Namentlich fiel mir der Ausdruck seiner Augen auf: sie erglänzten manchmal in einer Weise, die einen stolzen Geist und einen energischen Charakter verrieth. In seinem Benehmen lag etwas Kräftiges, Gebieterisches, das sehr merklich war, obgleich er es zu verbergen suchte. Dieß war der Grund, weßhalb ich nicht gesucht hatte mich näher an ihn zu schließen, und daß ich mich bisher ziemlich zurückhaltend gegen ihn benommen hatte. Sein Gefährte, Don Pablo, war ein höchst unbedeutender Mensch, der für Silveira und seine Gattin eine Achtung zu haben schien die bis zur Vergötterung ging. Ihr Gefolge bestand außerdem noch aus vier Domestiken.

„Sind sie sicher, daß keine Gefahr vorhanden ist?" sagte die Dame zu Menou; der Creole beeilte sich sie zu beruhigen. Sie sagte darauf ihrem Gemahl einige Worte ins Ohr, dieser küßte ihr die Hand, und bot sich nun von neuem an unsere Partie zu theilen, ohne daß seine Gattin dießmal einen Einspruch gethan hätte.

Nach dem Abendessen zogen wir unsere Jagdkleider an, nahmen unsere Gewehre und bestiegen die unserer wartenden Pferde. Sechs Neger mit Pechpfannen und einigen Hunden waren uns vorangezogen. Als wir wegritten, schlug es zehn Uhr. Die Nacht war dunkel und die Atmosphäre drückend; dazwischen hinein hörte man gegen Süden das Rollen eines fernen Donners; dieß war ein fast sicheres Anzeichen eines der in diesem Lande und in dieser Jahreszeit so häufigen Gewitterstürme. Während der ersten 20 Minuten unseres Marsches wurde die Hitze der Atmosphäre erstickend, — plötzlich rauscht ein heftiger Windstoß zwischen den Bäumen und Gebüschen, das Gerolle des Donners kommt näher, Blitze erleuchten den Wald und folgen sich bald Schlag auf Schlag, die Atmosphäre ist wie in Flammen, der Donner brüllt und schmettert mit einer Macht, neben der unsere nördlichen Donner bloße Trommelwirbel sind. Unsere erschreckten Hunde drängten sich an die Pferde, wir rückten indeß immer vorwärts, bis in die Nähe eines kleinen Lorbeerwäldchens, als der vorderste Hund plötzlich anhielt und die Ohren spitzte. Wir stiegen ab, und zogen unter Vorausgang unserer Neger mit den Pechpfannen immer weiter. Bald bemerkten wir in der Entfernung von etwa 20 Schritten vier kleine Sterne zwischen den Bäumen erglänzen; es waren die Augen zweier Hirsche, die, obwohl erstaunt über das für sie neue Schauspiel, uns nichtsdestoweniger festen Fußes erwarteten. Wir schlugen, Menou und ich, auf den einen, die Mexicaner auf den andern Hirsch an. Feuer! schrie Menou. Dieß war das Signal einer vierfachen Explosion, der unmittelbar ein heftiges Krachen der Zweige, das Geräusch eines heftigen Sturzes, dann das verwirrte Geschrei: sacredi! — damni ye! — diabolo! San Yago! folgten. Die sechs Pechpfannen flammten und rauchten auf der Erde. Die erschreckten Neger lagen gleichfalls zu Boden und neben ihnen die Mexicaner, durch einen der Hirsche niedergeworfen.

„Santa Virgen!" rief Don Pablo; „maldito bobo: Señor Don Manuel!" Er sprang auf, und eilte mit allen Zeichen der Verzweiflung seinem Gefährten zu Hülfe, der ausgestreckt auf dem Grase lag und schwer verwundet schien. „Maldito sea el dia! nuestro Libertador! ay de mi!"

„Calla te" (Schweig) sagte Silveira zu seinem lärmenden Freunde.

Menou hatte sich beim ersten Anzeichen von Gefahr hinter einen Baum geflüchtet und ich hatte dasselbe gethan, aber der junge Mexicaner, der in dieser Art Jagd keine Erfahrung hatte, dachte nicht daran, sich in Sicherheit zu bringen, und befand sich gerade auf dem Wege des wüthenden und erschreckten Thieres, das ihn auch wirklich über den Haufen warf. Ich stieß Don Pablo, der fortwährend lamentirte und die Hände rang, zur Seite, und untersuchte mit Menou Silveira's Wunden. Seine Kleidung war zerrissen und das Blut floß von seinen beiden Füßen herunter, die durch die Hörner des Hirsches zerfetzt worden waren. Zum Glück schienen die Wunden nicht tief. Wir setzten ihn auf sein Pferd, schlugen den Weg nach Hause ein und nahmen das von Menou und mir erlegte Thier mit uns.

Es war Mitternacht als wir anlangten. Die Erscheinung einer weißen Figur am Fenster des von dem Mexicaner bewohnten Zimmers bewies uns, daß seine Gattin die Rückkehr hatte abwarten wollen. Als sie das Pferdegetrappel vernahm, eilte sie die Treppen herunter uns entgegen, wie sie aber ihren Gemahl bleich und durch zwei Neger auf dem Pferde festgehalten sah, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus, und fiel fast ohnmächtig an der Treppe nieder.

„Großer Gott!" rief in demselben Augenblick eine andere Stimme, „ein Unglück! ist es Howard?"

Es war Louise, die im Nachtkleide herbeilief, und der der Schrecken fast die Stimme genommen hatte.

„Es ist nur der Mexicaner! Gott sey gelobt!" murmelte

sie mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Freude und Dank.

„Ich muß Ihnen danken, theure Louise. Ihre Worte machen mich überglücklich!“ Ich umfaßte sie und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Sie entwand sich erröthend meinen Armen und eilte sich in ihr Zimmer einzuschließen.

(Schluß folgt.)

Reisen in Südamerika.

2. Reise vom Uruguay nach dem Wasserfall des Parana.

(Fortsetzung.)

Da die Indianer diese Gegenden sehr genau kannten, so trat ich mit ihnen in Unterhandlung, damit sie mich bis an den Sturz des Parana brächten, denn da alle Wege in dieser Wildniß aufhören, so wurde mir das Schwierige, unser Reiseziel aufzufinden, immer einleuchtender. Die Karten, die man von diesen Regionen bis jetzt hat, sind theils nicht speciell genug, theils aber ganz unrichtig und deßhalb dem Reisenden von keinem Nutzen. Sie waren alle bereit, mich dahin zu begleiten, allein ich zog es vor, mich mit einer Auswahl von vier Männern zu begnügen. Der Aussage der Indianer nach konnten wir in zwei Tagen unser Ziel erreichen, und da wir noch Sümpfe und Gegenden zu durchwandern hatten, wo die Passage mit Pferden sehr schwierig war, so ließ ich meinen deutschen Reisegefährten, der überhaupt sehr angegriffen war, mit Matheo und Domingo bei den Pferden und unserem Reisegepäck zurück, und trat mit Antonio und den vier Guarani die Wanderung zu Fuß an. Die indianische Jagdgesellschaft wollte sich noch einige Tage an dieser Stelle verweilen und unsere Rückkehr erwarten. Anfangs machte mir der Gedanke einige Besorgniß, diese Indianer möchten nichts Gutes im Schilde führen, und in der That wäre ihnen nichts leichter gewesen, als gegen uns, die wir ganz in ihrer Gewalt waren, feindlich zu verfahren; allein ich beruhigte mich bald wieder, als ich mich erinnerte, daß diese Wilden einer Nation angehörten, von der man eben keine Handlungen der Verrätherei kennt. Als ich Antonio meine Befürchtungen mittheilte, nahm er seine Landsleute kräftig in Schutz und hielt sie keiner derartigen Treulosigkeit fähig, hinzufügend, daß nachdem wir von ihnen gastlich aufgenommen und mit ihnen gegessen und getrunken hätten, sie uns als ihre Freunde betrachteten, und ein Verrath gegen solche wäre in den Augen der Indianer das verabscheuungswürdigste Verbrechen.

Nachdem wir uns mit einigen Lebensmitteln für die Reise versehen hatten, brachen wir in nordwestlicher Richtung auf. Unser Weg führte durch Wälder und Sumpfgegenden, durch welche einen Durchgang zu finden nur dem die Oertlichkeiten so leicht und sicher auffassenden Gedächtniß eines Indianers möglich ist. Unter andern Thieren und Vögeln erlegten wir am ersten Tage auch den Habicht, der in den Systemen unter dem Namen *falco destructor* bekannt ist. Dieser durch seinen auf dem Hinterhaupte befindlichen Federbusch und seine musculösen Füße und furchtbaren Klauen sich auszeichnende Raubvogel war eben im Begriff auf einen Tapeti oder südamerikanischen Hasen seinen Angriff zu machen, als er von mir beschlichen und geschossen wurde. Der Vogel war 3 Fuß 6½ Zoll lang. Die Federn des Busches sind grau an den Spitzen und schwarz an der Wurzel. Der Kopf und Hals sind dunkelgrau, die Flügel schwarz und der Rücken gleichfalls schwarz mit graulichen Streifen. Ein schwarzes, breites Halsband umgibt seinen Nacken und Hals. Der Vorderhals unter diesem Halsbande und die Brust sind rein weiß und ungefleckt. An dem Gefieder der Beine sind auf weißem Grunde schwarze Querbinden befindlich; ebenso am Schwanze, auf dem mehrere breite schwarze und graue Bänder gezeichnet sind. Die Schwanzfedern laufen in hellgraue Spitzen aus. Die Wachshaut des Schnabels und seiner Füße ist dunkelgelb.

Am Abend begegnete uns jedoch ein interessanteres Jagdabenteuer, wodurch ein lang genährter Lieblingswunsch erfüllt wurde. Wir hatten unser Nachtlager am Ufer eines kleinen Flusses aufgeschlagen, der sich in den Parana ergießt. Es war eine sehr mondhelle Nacht und die Sterne funkelten mit dem dem Südhimmel eigenen lebhaften Glanze. Wir hatten uns bereits zur Nachtruhe um das hinter einem kleinen Hügel angezündete Feuer gelagert, als die Indianer ein Rauschen und Plätschern im Wasser hörten, das ihnen mit ihren scharfen Sinnen bald verdächtig vorkam. Wir griffen rasch zu den Waffen und schlichen vorsichtig der Stelle zu, woher das Geräusch kam, welches wir anfänglich einem sich badenden Tapir zuschrieben. Statt dessen gewahrten wir jedoch in dem hellen Mondschein einen Jaguarete, welcher in einem seitwärts gelegenen, vom Flusse gebildeten stehenden Gewässer mit Fischen beschäftigt war. Meinen Begleitern, welche dieses furchtbare Raubthier sogleich mit einem Hagel von Pfeilen begrüßen wollten, gab ich durch Zeichen und Winke zu verstehen, sich ruhig zu verhalten. Hinter einem Gebüsch verborgen, konnten wir ganz deutlich beobachten, auf welche Weise dieses Thier den Fischen beizukommen weiß. Es läßt nämlich einen weißen Schaum aus dem Munde fließen, wodurch die Fische herangelockt werden, und wenn diese in seinem Bereiche sich befinden, so wirft er sie mit einem Schlage seiner Tatze ans Ufer. Auf diese Weise hatte unser unheimlicher Fischer schon einige Fische aufs Trockene gebracht, die wir ebenfalls deutlich am Ufer zappeln sahen. Wir weideten uns eine gute Weile an diesem Schauspiel, und erst als der Jaguarete aus dem Wasser kam und eben im Begriff war, ans Ufer zu steigen, gab ich das Zeichen zum Angriff und das Thier fiel, von meiner Kugel und den Pfeilen der Wilden durchbohrt, todt zur Erde. Der Jaguarete ist ohne Widerspruch das furchtbarste Raubthier in den Wildnissen Südamerika's. Der von uns erlegte hatte eine Länge von 4 Fuß 7 Zoll, ohne den Schwanz, der ebenfalls noch über 2 Fuß maß. Es gibt jedoch noch größere Exemplare. Er fürchtet weder Menschen noch Thiere, sondern gereizt oder vom Hunger getrieben greift er alles an, was ihm in den Weg kommt. Er besitzt eine solche Stärke, daß er einen ausgewachsenen Stier oder ein Pferd große Strecken fortschleppt oder mit einer solchen Beute durch einen Fluß schwimmt. Wir freuten uns unseres Sieges und nahmen zum Zeichen desselben Haut und Kopf mit uns.

(Schluß folgt.)

Elektrische Telegraphen in Frankreich. Die Telegraphie scheint bald nicht mehr ein ausschließliches Eigenthum der Regierung zu seyn; diese hat durch einen Erlaß vom 8 Januar die Errichtung eines elektrischen Telegraphen von den Minen zu Beaucaire bis Alais und Nismes längs der Eisenbahn des Gard-Departements gestattet, freilich unter der ausdrücklichen Bedingung, daß keine andern Signale gegeben werden dürfen als solche, die sich auf den Dienst der Eisenbahn beziehen, allein eine Verletzung dieses Verbots möchte, wenn auch entdeckt, schwer nachzuweisen seyn.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 45.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Februar 1845.

Historisches Werk über Bosnien.

Das russische Journal des Ministeriums der Volksaufklärung vom November vorigen Jahres berichtet über ein in serbischer Sprache geschriebenes Werk über Bosnien (Srbskii Spomenizy, serbische Urkunden) und seine Nebenländer. Es enthält dasselbe 180 Actenstücke vom 12ten bis 16ten Jahrhundert aus den verschiedenen Theilen Illyriens, und ist darum in sprachlicher Hinsicht eben so wie in historischer außerordentlich interessant. Bosniens Geschichte lag bis jetzt im Dunkeln, und man betrachtete es vor der türkischen Eroberung mehr nur als ein Anhängsel Serbiens, es hatte jedoch sein eigenthümliches politisches Leben. Aus den diplomatischen Actenstücken erhält man eine Einsicht in die politische Einrichtung der Donauländer, in die Verbindungen derselben unter einander und namentlich auch mit Ragusa und Venedig. Das Werk ist ausnehmend wichtig für die Geschichte Serbiens und seiner Nebenländer, nur leider ist der Herausgeber, Paul Karano Twrtkowitsch, nicht mit aller wünschenswerthen diplomatischen Genauigkeit verfahren; auch ist namentlich für Nichtserben manche Aufklärung nöthig. Der Name des Verfassers deutet darauf hin, daß er sein Geschlecht von den alten Königen Bosniens, von denen mehrere Twrtko hießen, ableitet. Was er über Bosnien mittheilt, ist um so dankenswerther, als wir bis jetzt über die ältere Geschichte dieses Landes noch sehr wenig Nachrichten haben; was vor Schaffariks „slawischen Alterthümern" geschrieben ist, hat kaum irgend einen Werth, wenn man es einer strengen historischen Kritik unterwirft, und Schaffarik selbst ist über Bosnien ungemein kurz. Der Auszug des russischen Journals ist sehr umständlich in der Aufzählung der Städte, Städtchen und Vesten des Landes, von denen er nicht weniger als 42 nennt, aber von den ethnographischen Nachrichten, deren der Verfasser mehrere mittheilen soll, erfahren wir nichts, und wir heben hier nur zum Schluß die Nachricht über die Bevölkerung aus, da diese mit den bisher bekannten nicht sehr übereinstimmt. Bosnien, das mit der Herzegowina 730 Quadratmeilen umfaßt, hat eine Bevölkerung von 1,430,000 Einwohnern; davon sind 1 Million griechischer Religion, 150,000 sind römisch-katholisch und 280,000 bekennen sich zum Islam.

Die Creolen von Louisiana.

9. Das Creolenleben.

(Schluß.)

Ich folgte nun Menou ins Zimmer des Mexicaners. Seine Frau schien in der heftigsten Unruhe und hielt ihn fortwährend umschlungen, so daß wir Mühe hatten sie zu entfernen und seine Wunden verbinden zu können. Ich weiß nicht wo der gute Creole die Chirurgie erlernt hatte, aber augenscheinlich war er kein Novize in der Kunst; nach einer halben Stunde ruhte der Kranke in einem guten Bette, und Donna Isabella erhielt die Versicherung, daß einige Tage zu seiner vollständigen Heilung hinreichen würden. Ich hatte während der Operation die Lichter gehalten, und als ich sie wieder auf den Tisch setzte, fielen meine Augen auf das mit Brillanten besetzte Miniaturporträt des Mexicaners; daneben lagen mehrere Briefe an „Don Lope de Santa Anna, mariscal del Campo;" einer oder zwei gaben ihm den Titel „Generallieutenant". Kein Zweifel mehr, es war der berühmte Mexicaner, damals die zweite Person dieser angeblichen Republik, welcher bei Menou unter dem angenommenen Namen Silveira wohnte. Diese Entdeckung gab mir viel zu denken, als ich mich in mein Zimmer zurückzog; aber alles dieß verschwand bald, als sich die reizende Gestalt Louisens meiner Einbildungskraft darbot; das liebenswürdige Mädchen hatte also gleichfalls unsere Rückkehr erwartet, und beim ersten Gerücht von einem Unfalle den Namen dessen ausgesprochen, für den sie sich am meisten interessirte. Während meines ganzen Aufenthaltes bei den Menou hatte ich nie daran gedacht, mich in die eine oder andere der beiden Schwestern zu verlieben. Es herrschte so viel Thätigkeit im Haus, der ganze Tag war so in Anspruch genommen, daß ich, wie es scheint, gar nicht Zeit hatte sentimentalen Träumereien nachzuhängen; jetzt kamen sie dagegen auf einmal über mich, es war für einen, der sich kaum von einem

Liebesunglück erholt hatte, ganz angenehm, sich von einem schönen unschuldigen Geschöpf von 17 Jahren geliebt zu sehen.

Am andern Morgen beim Frühstück wagte Louise nicht die Augen gegen mich aufzuschlagen, desto besser aber hatte ich selbst Gelegenheit sie zu betrachten, und fragte mich am Ende woran ich seit zwei Monaten gedacht hatte, daß ich so viele Reize unbeachtet ließ. Mein Entschluß war gefaßt, ich wollte um Louise anhalten, aber zuerst mußten meine Angelegenheiten in Ordnung gebracht werden. „Hätten Sie wohl die Güte, mir Ihren Wagen bis nach dem Flusse hin zu leihen?" fragte ich Menon.

„Mit vielem Vergnügen; Sie wollen wohl eine Spazierfahrt machen?"

„Noch mehr als das; ich wünschte zu sehen, wie es auf meiner Pflanzung aussieht."

„Sie wollen fort?" riefen Madame Menon und Julie. Louise sagte nichts, aber zum erstenmal seit diesem Morgen trafen ihre Augen die meinigen.

„Es ist unerläßlich, aber wenn Sie erlauben, statte ich Ihnen bald einen zweiten Besuch ab." Die Rosen waren von den Wangen der armen Louise verschwunden, und ich glaubte eine Thräne in ihrem Auge blinken zu sehen. Einige Minuten verflossen, ohne daß jemand ein Wort sagte; endlich unterbrach der Creole das Stillschweigen. „Sie schienen sich wohl hier zu befinden? ist etwas vorgefallen?"

„Ja, und etwas für mich sehr wichtiges, das mich nöthigt auf der Stelle abzureisen." Louise war hinausgegangen; ich eilte ihr nach und erreichte sie, noch ehe sie in ihr Zimmer gelangt war. „Louise, ich reise heute ab."

„Ich weiß es," erwiederte sie weinend.

„Um mein Haus in Ordnung zu bringen."

„Mein Bruder ist damit beschäftigt," sagte sie. „Warum uns verlassen?"

„Um mit eigenen Augen zu sehen, ob alles bereit und eingerichtet ist, um meine Louise zu empfangen. Wollen Sie mich dann als Gattin dahin begleiten?"

Sie richtete einen von Vertrauen und Freude strahlenden Blick auf mich, dann schlug sie scheu und verwirrt die Augen nieder.

„Nehmt sie hin, mein lieber Howard," sagte ihr Vater, der uns unvermerkt gefolgt war; „es ist ein vortreffliches Mädchen und ich bin gewiß, sie wird auch eine vortreffliche Frau werden." Louise fiel mir in die Arme. Eine Stunde später war ich auf dem Wege.

Es war 4 Uhr Nachmittags, als ich an meiner Pflanzung ankam: alles war seit meinem letzten Besuche so verändert, daß ich sie fast nicht wieder erkannt hätte. Die Baumstämme und andere Dinge, welche den Zugang zum Hause erschwerten, waren verschwunden, der Garten vergrößert, und mit einem neuen, soliden Pallisadenzaun umgeben; eine elegante Galerie von Holz, unter der zwei schwarze Zimmerleute arbeiteten, lief um den Vordertheil und die zwei Seiten des Hauses herum. Kaum hatte ich den Fuß aufs Land gesetzt, als der junge Menon mir entgegen kam. Ich schüttelte ihm herzlich die Hand und drückte ihm sowohl meinen Dank für seine viele Mühe, als mein Erstaunen über die großen, in so kurzer Zeit bewerkstelligten Verbesserungen aus.

Ich wanderte durch den Garten und trat unter die Galerie. Die Zimmer, welche auf diese gingen, waren alle aufs bequemste eingerichtet; im Hauptschlafzimmer arbeitete eine junge Negerin an einem eleganten Musquitonetze; die alte Sibylle in einem Calicorock von schreienden Farben stäubte strahlend vor Zufriedenheit die Möbels ab, auf denen kein Staub zu sehen war.

„Apropos!" sagte der junge Menon, indem er ein Pult öffnete, „hier sind mehrere Briefe von den letzten Tagen her, die ich mitten unter meinen Arbeiten Ihnen zu schicken vergessen habe." Ich öffnete sie: zwei waren von Richards, der sich über meine Neigung zum Landleben wunderte, mich zu sich einlud, und in einer Nachschrift bemerkte, eine Freundin seiner Frau, die schöne Emilie Warren, könne jeden Tag bei ihm eintreffen. Von den 8000 Dollars kein Wort, was mich verwunderte, denn Richards war nicht der Mann, der über seine weltlichen Interessen schwieg, und ich erwartete, daß er über das plötzliche Zurückziehen meiner Fonds ungehalten seyn würde. Menon klärte mir dieß jedoch später auf, denn er hatte mich bloß prüfen wollen, ob ich zur Herstellung meiner Angelegenheiten alles aufbieten würde, und hatte inzwischen die Ausgaben selbst bestritten.

Der Zustand meiner Pflanzung ließ nichts zu wünschen übrig, und ich hatte keinen Grund mehr meine Verbindung mit Louisen auch nur einen Augenblick zu verzögern. Ich sagte dem jungen Menon bloß, daß die erhaltenen Briefe mich nöthigten sogleich zu seinem Vater zurückzukehren. Er war nicht wenig erstaunt, hatte aber keinen Grund mich zurückzuhalten, und so ließ ich das nächste vorüberfahrende Dampfboot anrufen. Es war dasselbe, welches mich zwei Monate zuvor hieher gebracht hatte. „Hr. Howard," sagte der Capitän zu mir, als er mich auf dem Verdeck begrüßte, „es freut mich sehr Sie bei mir zu sehen; Ihre Pflanzung hat jetzt ein ganz anderes Aussehen; Sie thun in der That Wunder."

Ich war nicht wenig verlegen über dieß schlecht verdiente Compliment. Einer der besten Züge des amerikanischen Charakters ist die Huldigung, die man allgemein dem Fleiße und der Einsicht zollt. Der müßige Reiche wird umsonst auf die Achtung und die Schmeicheleien warten, die ihm in manchen anderen Ländern entgegenkommen würden, während der vom Glück minder begünstigte Mann, der mit Hülfe der Arbeit seiner Hände oder seines Kopfes sein Brod verdient und seinen Weg macht, stets auf die Achtung seiner Mitbürger rechnen kann. Als ich nach Louisiana zurückkehrte, sah man mich ziemlich geringschätzig an: ich war eine Drohne im Bienenkorb; ich hätte Geld, sagte man, aber weder Talent noch Ausdauer; mein Intendant war eine wichtigere Person als ich. Aber die Aenderung, die im Aussehen meiner Pflanzung vorgegangen war, und die man sehr mit Unrecht meiner Gegenwart zuschrieb, hatte eine Veränderung bewirkt, man kam mir jetzt mit Zuvorkommenheit und Achtung

entgegen, und die Rückkehr der guten Meinung schmeichelte mir nicht wenig.

Am andern Morgen war die Familie Menou eben beim Frühstück, als ich erhitzt durch den Marsch von dem Ufer nach der Pflanzung am Fenster des Gesellschaftszimmers erschien. Ein Freudengeschrei empfing mich. „Schon zurück!“ sagte Menou; „aber es geht doch alles gut?“

„Vortrefflich! aber ich habe etwas vergessen.“

„Was denn?“

„Meine Louise,“ entgegnete ich, indem ich mich neben das erröthende Mädchen setzte. „Alles ist in Bereitschaft, und wenn es Gott gefällt, reisen wir morgen nach Neuorleans und nehmen die Dienste des Paters Anton in Anspruch.“

Papa und Mama stießen einen Schreckensruf aus: „es ist ja aber nichts fertig, kein Trousseau, gar nichts; sind Sie doch vernünftig, Hr. Howard!“

Wenn unsre Yankee-Mädchen ein Paar Schuhe und einen Rock haben,“ erwiederte ich lachend, „so glauben sie sich für die Trauung vollkommen in Bereitschaft.“

„Nun in Gottes Namen!“ sagte Menou.

Am andern Morgen reisten wir nach Neuorleans ab, wo wir nach 20 Stunden ankamen und bei einer Schwester Menou's abstiegen. Ich ging aus, um den Pater Anton aufzusuchen, als ich beim Umbiegen um die Kathedrale gerade auf Richards stieß. Ohne ihm Zeit zu langen Fragen zu lassen, rief ich ihm zu, er solle mich in einer Viertelstunde im Café des Negociants erwarten. Ganz verdutzt über meine Eilfertigkeit ließ ich ihn stehen, fand den Pater Anton und den Rector, und eilte dann zu meinem Rendez-vous. „Wissen Sie schon,“ sagte ich zu ihm, „daß ich ernstlich daran denke mich zu verheurathen?“

„In diesem Falle,“ sagte er, „kommen Sie zu mir, Emilie Warren ist angekommen; es ist ein reizendes Mädchen, und ich glaube gerade die Frau, wie Sie sie brauchen.“

„Ich zweifle,“ erwiederte ich, indem ich rasch mit ihm in die Kirche trat. Richards machte große Augen, als er Louise in Begleitung ihrer Familie sich aus einem Seitenschiff nähern und den Pater Anton am Altar stehen sah.

„Was bedeutet das?“ fragte er mich.

Ich antwortete nicht, sondern ließ die Sache sich selbst erklären. Zehn Minuten später war Louise Menou meine Gattin.

Reisen in Südamerika.

2. Reise vom Uruguay nach dem Wasserfall des Parana.

(Schluß.)

Am andern Abend, nachdem wir den Tag über abermals ein von Hügeln und Sümpfen durchschnittenes Terrain durchwandert hatten, schlugen wir am Fuße eines ziemlich hohen Berges unser Nachtlager auf. Wir mußten hier dem Sturze des Parana sehr nahe seyn, denn wir konnten das Rauschen der Gewässer ganz deutlich durch die Stille der Nacht hören.

Als wir unser einfaches Abendessen verzehrt und sich die Guarani schon um das Feuer schlafen gelegt hatten, konnte ich trotz meiner Ermüdung doch der Versuchung nicht widerstehen, den Berg zu besteigen, um diese öde und menschenleere Wildniß, vom ungewissen Licht des Mondes übergossen, zu betrachten. Ich nahm mein Gewehr und gab Antonio einen Wink, mir zu folgen.

Es war eine von jenen Nächten, die keine menschliche Zunge zu schildern vermag, eine Nacht in den Wildnissen Südamerika's. Als wir den Gipfel des Berges bestiegen hatten, breitete sich eine weite und großartige Abendlandschaft im optisch täuschenden Mondlicht vor uns aus, wodurch einzelne Partien der Scenerie deutlich hervortraten, während andere in geheimnißvollem Halbdunkel verhüllt blieben und das weite Nachtgemälde seine Licht- und Schattenseiten erhielt. Der Mond hing, einer großen Silberscheibe gleich, über den schlummernden Wäldern, deren Spitzen er beleuchtete, und in seinem Schimmer wurde hie und da das breite Silberband des mächtigen Parana sichtbar, der durch diese einsamen Gegenden seine majestätischen Gewässer wälzt. Alles war ringsum in tiefe Stille versunken und nur das monotone Brausen des Wassersturzes unterbrach das erhabene Schweigen der Wildniß.

Ich hatte meinen Platz auf einem Felsenstück genommen und war lange im Anschauen der weiten und ernststimmenden Landschaft verloren, über welche der reine südliche Nachthimmel mit seinen aus maaßlosen Räumen herabfunkelnden Sternen ausgespannt war. Die rings herrschende Friedensfeier mußte selbst auf die Seele eines Barbaren Eindruck machen, und daß dieß der Fall war, erfuhr ich aus einer Aeußerung meines Wilden, denn als ich aufstand und auf die Landschaft deutete, um sein Gefühl zu erforschen, sagte er: „Das ist ein anderes Hochamt, als unsere Priester in ihren armseligen Tempeln halten!“

Wir langten gegen zehn Uhr am folgenden Morgen am Wasserstürze des Parana an. Schon von weitem sahen wir die aufsteigende Wassersäule, welche dieser Sturz bildet, und die weithin in der Gegend einen unaufhörlichen Regen verbreitet. Der Tag war sonnenhell und glänzend, und ich hatte einen der Felsen bestiegen, von welchem herab ich dieses erhabene Naturschauspiel frei übersehen konnte. Der Paranastrom, welcher durch den Zusammenfluß mehrerer Gebirgsflüsse gebildet wird und ostwärts von einem bedeutenden Gebirgsrücken herabkommt, hat einen raschen und ungestümen Lauf. Nicht weit oberhalb seines Falles bildet er eine sehr große Insel, welche das Bett des Stromes in zwei Arme theilt. Nahe am Sturze vereinigen sich beide Arme mit großem Ungestüm wieder in ein gemeinschaftliches fast eine Meile breites Bett von außerordentlicher Tiefe. Diese ausgedehnte und ungeheure Wassermasse wird dann auf einmal in ein enges nicht über 170 Fuß breites Felsenbett gezwängt, durch welches sie sich in ungeheurer Wuth Bahn bricht. Der erste Durchbruch durch diese Felsenmasse muß entsetzlich gewesen seyn, und noch weithin sieht man große Felsenblöcke, gleichsam als Trophäen dieses Sieges, umherliegen, die wahrscheinlich von der furchtbaren Gewalt des Stromes fortgeschleudert worden sind. Der mächtige, in seinem freien Laufe gehemmte Strom sucht mit unbeschreiblicher Wuth seine Fesseln zu sprengen, und von dem gewaltigen Ungestüm und dem donnerähnlichen Getöse scheinen die Felsen und Berge ringsum zu zittern. Indem sich der Strom durch den engen Felsencanal preßt und über einige darin befindliche Klippen und Felsen hinwegstürzt, bildet er eine ungeheure Wassersäule, die man in großer Entfernung sehen kann, und eine dicke Dunstwolke umhüllt die erhabene

Scene. In diese aufsteigenden Wasserdünste zeichnen die Sonnenstrahlen eine Menge der schönsten, in den lebhaftesten Farben spielender Regenbogen, welche eine immerwährende zitternde Bewegung haben und den Beschauer mit Entzücken erfüllen. Der eigentliche Fall, da er nicht senkrecht, sondern auf einer unter einem Winkel von 50° geneigten Fläche erfolgt, ist jedoch nicht sehr bedeutend und beträgt nicht mehr als 56 Fuß.

Unterhalb des Wasserfalls bemerkten wir am Ufer des Stromes einige rothe Löffelreiher, die ich anfangs für Störche ansah, da sie mit diesen Vögeln in ihrem äußern Körperbau eine auffallende Aehnlichkeit haben. Erst nach vielen Nachstellungen gelang es uns, einen derselben zu erlegen, welcher eine Länge von 2 Fuß 2 Zoll hatte. Der durch seine sonderbare Form sich auszeichnende Schnabel ist lang, platt, am Rande gefurcht und am Ende wie ein Löffel gestaltet. Der Kopf ist nackt und von gelber Farbe. Eine grünliche Binde läuft um den Nacken. Das Gefieder seines Halses ist weiß und das seines übrigen Körpers schön rosenroth in mannichfaltigen Schattirungen. Er lebt von Fischen und Wasserinsecten.

Wir kehrten auf denselben Wegen zurück und langten nach zwei Tagen wieder bei unsern zurückgelassenen Freunden an. Die Indianer hatten unserer Rückkehr bereits ungeduldig entgegengesehen, da diese Gegenden ihnen eine hinlängliche Ausbeute an Lebensmitteln nicht ferner darboten und sie deßhalb in ihre Wälder zurückkehren wollten. Eine Abtheilung von ihnen war schon am Mittag aufgebrochen.

Da ich denselben Weg bis an den Uruguay nicht gern zurückreisen mochte und von dem Charakter dieser Indianer nichts Feindseliges erwartete, so faßte ich den Entschluß, mich von meinen übrigen Reisegefährten zu trennen und nur in Begleitung Antonio's die Wilden in ihre heimathlichen Wälder zu begleiten. Die Missionen konnten nicht sehr weit entfernt von dem gewöhnlichen Wohnplatz dieser Wilden seyen, und da sie einigen Verkehr mit den halbcivilisirten Indianern derselben unterhielten, so hoffte ich leicht dorthin zu gelangen und von da aus entweder zu Wasser oder zu Lande meine vorhabende Reise nach Buenos-Ayres fortzusetzen. Ich trat dieserhalb mit den Wilden in Unterhandlung und sie versprachen, eines ihrer Canoe mir einräumen und mich in ihrer Heimath gut aufnehmen zu wollen.

Domingo zahlte ich den versprochenen Lohn und Matheo und dem deutschen Zimmermann stellte ich Briefe an ein Handelshaus in Porto-Allegre zu, dem ich empfohlen worden war und das noch mehrere Sachen von mir mit der Anweisung in Händen hatte, dieselben nach Buenos-Ayres mit Schiffsgelegenheit zu senden. Ich ersuchte jenes Haus, Matheo bei Ablieferung meines Reisegepäcks eine bestimmte Summe zu zahlen, für den Deutschen aber, den, wie ich gleich anfangs befürchtet hatte, diese Reisen mit ihren Ungemächlichkeiten und Entbehrungen in die Länge nicht ansprachen, seinem Wunsche gemäß die Ueberfahrt nach Rio oder sonst einem Hafen auf meine Rechnung zu besorgen. Wie ich später erfahren, haben sie auch glücklich ihre Rückreise bewerkstelligt.

Am andern Morgen nahm ich Abschied von meinen bisherigen Begleitern und empfahl Matheo und Domingo ihren deutschen Reisegefährten auf das dringendste. Sie versprachen mir auch, für ihn aufs beste zu sorgen, und so trennten wir uns, sie eine südöstliche Richtung einschlagend und ich in Gesellschaft Antonio's und der Guarani nach Südwesten und zu Fuß meine abenteuerliche Reise antretend. Um so bequem als möglich fortzukommen und jeden Aufenthalt zu vermeiden, hatte ich nur die allerunentbehrlichsten Reisebedürfnisse mitgenommen und mein übriges Reisegepäck unter Matheo's Aufsicht nach Porto-Allegre zurückgehen lassen.

Bei den Wanderungen der Indianer liegt den Weibern größtentheils allein die Fortschaffung ihrer Habseligkeiten ob und die Männer pflegen nur ihre Bogen und Pfeile zu tragen. Die Männer versäumen keine Gelegenheit, um Früchte einzusammeln und Thiere zu erlegen, und wo immer sie nur ein Stück Wild auswittern, wird sogleich Jagd darauf gemacht, und sie scheuen in dieser Hinsicht keine Mühe und Anstrengung. Auf diesen Wanderungen sind sie äußerst vorsichtig und vernachlässigen keine Klugheitsregel. In solchen Gegenden, wo sie auch nur im entferntesten eine streifende, ihnen fremde oder feindliche Indianerhorde vermuthen, senden sie Kundschafter umher und stellen am Abend und in der Nacht Wachposten aus, damit sie nicht überfallen und ungerüstet angegriffen werden.

Nach einer längern Wanderung von zehn Tagen und nachdem wir Tags vorher die vorausgegangenen Indianer eingeholt hatten, kamen wir wieder an den Parana, nicht weit oberhalb der Mündung des Curutiba, wo die Guarani ihre kleinen Canoes ans Land gezogen und verborgen hatten. Da der Tag schon weit vorgerückt war, so wollten sie hier bis zum folgenden Morgen Rast machen, um einige zurückgebliebene und auf der Jagd zerstreute Mitglieder ihrer Gesellschaft zu erwarten. Ich benutzte diese Gelegenheit, um den prächtigen Wasserfall zu besuchen, den der Curutiba etwa 2 Stunden oberhalb seiner Mündung in den Parana bildet. Zwei Guarani führten mich dahin. Der ganze über eine Stunde breite Fluß stürzt an dieser Stelle in bedeutender Höhe herab, die ich jedoch wegen Kürze der Zeit und Mangel an Instrumenten nicht genau messen konnte. Auch dieser Fall befindet sich auf einer stark geneigten Ebene, so daß die Länge desselben etwa eine halbe Stunde und der ganze Fall nach senkrechtem Maaße 170 bis 180 Fuß betragen mag. Der Fall wird dadurch gebildet, daß ein Seitenast der Hügelkette zwischen dem Uruguay und Parana quer durch diesen Fluß geht. Das dumpfe Gebrause der herabstürzenden bedeutenden Wassermasse hört man in weiter Entfernung und das Ganze bietet eines der großartigsten Naturschaustücke dar.

Als wir zurückkehrten, hatten die Indianer eine ziemliche Quantität Fische in einem kleinen Nebenflusse des Curutiba erbeutet, die sie mit ihren Pfeilen geschossen hatten. Die Indianer waren deßhalb sehr heiter gestimmt und theilten uns von ihrer Beute hinlänglich zur Befriedigung unserer rege gewordenen Eßlust mit. Am folgenden Morgen traten wir bei Tagesanbruch unsere Wasserfahrt den majestätischen Parana hinunter an, deren Schilderung ich jedoch für den nächsten Aufsatz spare.

Ed. Th. B.

Nachricht aus Grönland. Die Berlingske Tidende vom 20 Jan. enthält einen Briefauszug aus Jacobs Havn vom 1 Sept. vor. J., worin es heißt: „wir haben einen schrecklichen Winter gehabt (1843/44), so langwierig und streng wie seit Menschengedenken nicht. Die Kälte stieg oft auf 40° und war im Durchschnitt 20 bis 30°. Hiezu kam Hungersnoth unter den Grönländern in einem solchen Grade, daß sie alle alten Kleider von Fellen verzehrten, um den Hunger zu stillen. Dazu kam noch eine furchtbare Rothlauf-Epidemie (erysipelas), die eine Menge Menschen wegraffte und so weit ging, daß ganze Glieder vom kalten Brande ergriffen wurden; oft war die Krankheit in wenigen Stunden tödtlich."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. – Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 46.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Februar 1845.

Schilderungen aus Persien.

(Nach Bode's: Luristan and Arabistan.)

1. Vorbereitungen zur Reise von Teheran nach Persepolis. — Reisemethoden. — Bericht über die Ausgrabung der bei der Metzelei der russischen Mission gefallenen Opfer. — Reise nach Isfahan.

Während meines Aufenthalts in Persien war es stets mein innigster Wunsch die berühmten Ruinen von Persepolis zu besuchen; lange Zeit hielten mich verschiedene Umstände zurück, endlich aber gegen den Ausgang des Jahres 1840 waren alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, und ich rüstete mich zur Reise. Um so wenig Zeit wie möglich zu verlieren, zog ich die Reise mit der Post statt der bequemern mit eigenen Pferden vor, denn mit diesen kommt man in einem Tage nicht sehr weit, und ich möchte diese Reisemethode keinem empfehlen, der Eile hat. Die Entfernung von Teheran nach Persepolis beträgt in runder Zahl 120 Farsangs (über 90 deutsche Meilen), und rechnet man nach der gewöhnlichen Reiseart sechs Farsangs im Tage, so konnte ich unter 20 Tagen nicht hingelangen. Da ich an starkes Reiten hinlänglich gewöhnt war, so beschloß ich Post zu nehmen. Das erste war, mir einen geschriebenen Befehl von dem Generalpostmeister, Schefi Chan, zu verschaffen, damit mir auf jeder Station die nöthige Anzahl Pferde geliefert würde. Dieß war bald geschehen, und da Schefi Chan ein Bekannter von mir war, so gab er mir einen seiner Tschaparis oder Postillone um mich zu begleiten und darauf zu sehen, daß in der Pferdelieferung kein Aufenthalt sich ergebe. Ferner wandte ich mich an den Staatsminister, damit in den Firman die nähere Weisung an die Vorsteher von Provinzen, Districten, Städten u. dgl. eingerückt werde, daß dem Reisenden, wo keine Postpferde zu bekommen seyen, überall auf dem Wege andere Pferde geliefert werden müßten. Diese Vorsichtsmaaßregel war mir später mehrmals von Nutzen. Am 23 Dec. 1840 ritt ich bei Sonnenuntergang durch das Thor von Teheran.

Als ich um die Südostecke der Mauern bog, kam ich an die Erhöhung, welche das Glacis jenseits der Contrescarpe des Stadtgrabens bildet. An diese Stelle knüpft sich die Erinnerung an die Ermordung der k. russischen Mission zu Teheran im J. 1829, wo der Gesandte mit dem ganzen Gesandtschaftspersonal und den Bedienten von dem wilden Pöbel der Stadt barbarisch niedergemetzelt wurde. Als die blutige That geschehen, der Palast geplündert und die Leichen ihrer Kleider beraubt waren, zwang man einige in der Nähe wohnende Armenier, dieselben fortzuführen und außerhalb der Stadt zu begraben. Zu dem Ende wurde auf dem Glacis eine schmale Grube gemacht, die Todten hineingelegt und mit Erde überdeckt. Der vorübergehende Aufenthalt der neuen Mission zu Teheran im J. 1833, und später der Tod Abbas Mirza's und des Schah selbst, so wie die darauf folgenden Ereignisse und die Cholera, welche im J. 1835 zu Teheran wüthete, hinderten die kaiserliche Mission ihren Vorgängern die letzte Ehre zu erweisen. Es war überdieß eine häkliche Frage geworden, unangenehme Erinnerungen, die schon seit Jahren der Vergessenheit anheimgefallen waren, wieder aufzufrischen; aber im Sommer 1836 benützte die russische Mission die Abwesenheit des Schahs, der in den Bergen sein Hoflager hielt, und erachtete die Gelegenheit für günstig, die sterblichen Reste ihrer Landsleute ausgraben und nach irgend einem geweihten christlichen Kirchhof bringen zu lassen. Da der armenische Gottesacker innerhalb der Stadtmauern lag, so mußte man sich an den Beglerbeg oder Gouverneur von Teheran wenden, um die Leichen in die Stadt bringen zu dürfen, da im Orient, wie in vielen europäischen Staaten, ein bestimmtes Verbot besteht, Leichen innerhalb der Stadtthore zu bringen. Wenige Jahre zuvor hatte man die Leiche des englischen Agenten zu Bagdad, Hrn. Rich, der in der Nähe von Schiras starb, aus diesem Grunde nicht in die Stadt bringen lassen, und sie mußte somit außerhalb in demselben Garten, wo der persische Dichter Hafiz begraben liegt, beerdigt werden.

In dem vorliegenden Falle willigte der Beglerbeg in das Verlangen des russischen Ministers, und ich war mit der traurigen Pflicht beauftragt, den Todten die letzte Ehre zu erweisen. Der Tag war heiß gewesen, und da wir in einiger Entfernung von der Stadt lagerten, konnte ich die Stadtmauer

erst anderthalb Stunden vor Sonnenuntergang erreichen. Todtengräber warteten hier schon und begannen nach meiner Ankunft alsbald ihre Arbeit. Nachdem die obere Erdschichte entfernt war, entdeckte man erst die Grube, die kaum breit genug, um zwei Leichen neben einander aufzunehmen, aber über 35 Fuß lang war, und die Leichen lagen darin paarweise, immer die nächsten hart an den Füßen der andern, nicht in Särgen, sondern theils ganz nackt, theils in Tücher eingeschlagen. Der furchtbare Anblick wird nie aus meinem Gedächtnisse verschwinden. Die Zeit hatte bereits das Ihrige gethan, die fleischigen Theile und die Haut waren größtentheils verzehrt, und die schauderhaften Gerippe waren allein noch übrig. Und auch diese waren nicht ganz erhalten, bei dem einen fehlte ein Fuß, bei dem andern ein Arm oder der Schädel, ein Beweis, wie barbarisch diese Körper verstümmelt worden waren. In der zweiten Reihe, unterhalb der ersten, war die Erde schmierig und feucht, die Einschlagtücher, fast schwarz und moderig, fielen bei der Berührung des Spatens in Stücke. Haarbüschel, die durch das geronnene Blut aneinander geklebt waren, lagen abgelöst von den Schädeln, aber hart daneben. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß etwas von diesem Haar roth war, was mich vermuthen ließ, ich hätte das Skelett des jungen Arztes der Mission vor mir, der rothhaarig war und bis zum letzten Augenblick mit ungewöhnlicher Tapferkeit gefochten haben soll. Sein Schädel war an mehreren Stellen verletzt, und dieß war nicht der einzige, denn noch mehrere fand ich mit tiefen Säbelhieben bezeichnet.*)

Die drei großen Kisten, welche wir bei uns hatten, mußten, während die Arbeit fortging, zweimal mit den Gebeinen der Todten gefüllt und nach dem armenischen Kirchhof geschafft werden, wo man sie in ein großes, gemeinsames, wohl ausgemauertes Grab niederlegte. Ihnen voran zog ein armenischer Priester in seiner Amtskleidung, das Kreuz in der Hand und begleitet von mehreren Ferraschen, die der Beglerbeg geschickt hatte, um für mögliche Fälle die Ordnung aufrecht zu erhalten. Diese Vorsicht zeigte sich jedoch als überflüssig, denn das Stadtvolk, das der Procession begegnete, schaute ruhig zu, ohne alle feindliche Aeußerung. Inzwischen war die Sonne untergegangen, und da im Orient die Dunkelheit sehr schnell eintritt, mußte man die Arbeit mit Hülfe von Laternen und in Naphtha getauchten Fackeln fortsetzen. Die drei Kisten waren jetzt zum zweitenmal leer zurückgekommen, ich verschaffte mir noch eine vierte, und diese endlich faßte alle noch übrigen Reste, so daß im Ganzen zehn Kisten voll wurden. Jetzt begann der letzte Zug nach der Stadt bei Fackellicht. Die Thore waren bereits geschlossen, wurden aber auf unser Verlangen geöffnet, und die ganze Abtheilung zog langsam in feierlicher Stille durch die Straße. Die wenigen Personen, die wir noch in den Dukans (Kaufläden), fanden, gafften uns an und folgten dem Zug mit den Augen, blieben aber ruhig.

Ich konnte nicht umhin, dieß todte Schweigen mit dem Tumult zu vergleichen, der in eben dieser Straße 7 Jahr zuvor geherrscht hatte. Als es bekannt wurde, daß Hr. Gribojedoff die Personen, die ein Asyl in der Wohnung der Gesandtschaft gesucht hatten, und die er als russische Unterthanen zu schützen verpflichtet war, nicht ausliefern werde, reizte die Geistlichkeit und diejenigen, welche bei der Auslieferung dieser Personen ein Interesse hatten, den Pöbel auf, den Palast des Ministers anzugreifen und ihn durch ihr Geschrei zur Nachgiebigkeit zu schrecken. Einer der Kosaken, der den Eingang bewachte und von dem Pöbel hart gedrängt wurde, gab Feuer und erschoß einen Mann aus der Menge, die dann auch auf eine kurze Zeit sich zerstreut haben soll, doch nur um in stärkerer Anzahl wieder zu kehren. Die Leiche des erschossenen Persers wurde im Hofe der Moschee ausgestellt; bald stieg die Rachlust und nur das Blut der Kafirs konnte sie stillen. Bei solchen Gefühlen, die in der Brust des rachsüchtigen Asiaten so schnell sich entzünden, und schon auf den höchsten Grad gesteigert waren, ließ sich ein tragischer Ausgang leicht voraussehen. Zur Rachlust kam noch die Aussicht auf Raub, wobei der Pöbel wirksam von einer Anzahl Bachtiyaris unterstützt wurde, die sich als Geisel zu Teheran befanden, und hart hinter den Mauern des Gebäudes wohnten, welches zur Aufnahme für die kaiserliche Mission eingerichtet worden war.

Doch ich komme auf meine Erzählung zurück. Als sämmtliche Kisten in das Grab ausgeleert und dieß nahezu angefüllt worden war, näherten sich alle Anwesenden dem Rande, während der Priester die Gebete las. Der silberne Mond beleuchtete die feierliche Scene und warf einen schwachen Schimmer auf die Schädel und Knochen, die in Haufen vor uns lagen. Ich zählte etwa 26 mehr oder minder verstümmelte Schädel. Als der Priester an die Stelle kam: „du bist aus Erde und sollst wieder zur Erde werden!" stimmten wir mit ein, warfen Erde in das Grab, das dann mit Brettern geschlossen und mit einer Marmorplatte bedeckt wurde. Obgleich es für die Hingeschiedenen aller Wahrscheinlichkeit nach sehr gleichgültig ist, wo ihre Knochen faulen, und in welcher Weise ihre Asche zerstreut wird, so ist dieß doch anders mit den Zurückgebliebenen, und die Achtung für die Todten ist auch unter den Bewohnern des Orients ein tief eingewurzeltes Gefühl. Die unter den Moslems herrschende Sitte, ihre Todten nach heilig geachteten Plätzen, wie Mesched, Kum, Kerbela und Mekka zum Begräbniß zu schicken, gründet sich auf dieß Gefühl. Die Perser waren deßhalb gar nicht erstaunt, daß wir die sterblichen Reste unserer Landsleute ausgruben und nach einem geweihten christlichen Begräbnißplatz brachten; sie verwunderten sich nur, daß dieß nicht früher geschehen war.

Ein Umstand, der eben damals sich ereignete, kann einen Begriff geben, wie Moslems hierüber denken. Während wir mit dem Ausgraben beschäftigt waren, kam eine Anzahl Suwars (Reiter) zum Thore Schah Abdul Azims heraus, von denen jeder ein Pferd führte, das zwei Leichen trug, welche

*) Bekanntlich wurde die Leiche Gribojedoffs selbst unter den übrigen an seiner Uniform erkannt, und nachdem sie der wüthende Pöbel durch die Bazare geschleppt hatte, von den Behörden nach hergestellter Ruhe bei Seite geschafft, und später auf Verlangen der k. Regierung zurückgegeben. Er ist zu Tiflis begraben.

nach Kum und Kerbela geschafft wurden, um dort begraben zu werden. Als sie bei uns vorüberzogen, wollten sie wissen was wir machten, und sobald sie erfuhren, daß wir Todte ausgruben, um sie in heiligem Boden zu beerdigen, so bemerkten sie, das sey recht, und es scheine die Christen wüßten eben so gut, wie man die Todten ehren müsse. Ich hörte später von andern dieselbe Ansicht ausdrücken.

Alle diese Erinnerungen stiegen in mir auf, als ich mich jetzt auf die Reise machte, bald aber ward ich aus meinen Träumereien aufgeweckt: die schwarzen Wolken, welche sich über unsern Häuptern verdichtet hatten, brachen endlich los, und wir wurden trotz der späten Jahreszeit von einem furchtbaren Hagelsturm, begleitet von Donner und Blitz, heimgesucht. Der Regen goß in Strömen herab, und wir waren bald in völlige Dunkelheit gehüllt. In dieser Lage konnten wir nicht lange fortgehen, ohne zu verirren, obwohl unser Führer einige Zeit durchaus behauptete, er sey auf dem rechten Wege. Die Blitzstrahlen zeigten uns aber hie und da nur allzu deutlich, daß wir uns auf einer völlig öden Ebene befanden ohne Spuren eines Weges oder einer Wohnung, um uns für die Nacht zu schützen. Endlich belebte das Bellen eines Hundes unsere Hoffnungen, wir folgten der Richtung, aus der die willkommenen Töne kamen, und gelangten endlich nach einem Dorfe, wo wir nach einiger Schwierigkeit in einer Scheune ein Unterkommen fanden.

Am nächsten Morgen hatte der Regen aufgehört, wir bestiegen wieder unsere Pferde und kamen nach Kenarigerd, wo diese gewechselt werden sollten, da aber keine andern kamen, und der Ort übrigens halb verödet war, so mußten wir warten, bis unsere eigenen Thiere wieder ausgeruht hatten, um den Weg fortsetzen zu können. Ich konnte mich über mein Pferd nicht beklagen, es ging ruhig und ganz angenehm seinen Paßgang fort. Zunächst nach einem guten Schritt wird in Persien an einem Pferde der Paßgang am meisten geschätzt, und das Thier — sey es nun Pferd oder Maulthier — das diese Eigenschaft hat, wird auf dem Markte viel höher bezahlt. Die Perser wenden auf einen leichten Schritt ihrer Pferde so viel Aufmerksamkeit, als wir auf die leichten Federn unserer Wagen.

Unser nächster Haltplatz war bei Haaz Sultan, einem Karawanserai am Rande der großen Salzwüste oder Kabir, welche Teheran von Kum trennt, und sich weit gegen Osten zwischen Chorasan und Jezd erstreckt. Wir mußten, da keine Poststation hier war, den Weg abermals mit den vorigen Pferden fortsetzen und kamen deßhalb an dem nächsten Karawanserai zu Puli-Dallaak erst in finsterer Nacht an, nachdem wir uns in der Wildniß abermals verirrt hatten. Ich habe oft versucht, gegen das persische Vorurtheil, wie ich es nannte, oder gegen ihre Faulheit bei eintretender Nacht anzuhalten, so dringend auch die Geschäfte seyn mögen, anzukämpfen, habe aber stets durch die Erfahrung gefunden, daß mit der Fortsetzung der Reise wenig oder nichts gewonnen ist. Die Nächte im Orient sind sehr dunkel, namentlich im Herbst und Winter, und da kein Wegzeiger oder Meilenzeichen irgend einer Art vorhanden ist, so verirrt man sich in den einförmigen Ebenen oder in den verwickelten Schluchten der dürren Berge ungemein leicht. Ich bin manchmal in dem tiefen Schnee stecken geblieben, ohne die Möglichkeit vorwärts oder rückwärts zu gehen, bis der anbrechende Tag mich aus meiner widerlichen Lage befreite. Zu andern Zeiten bin ich die ganze Nacht im Suchen nach dem rechten Wege umher geirrt, und Morgens nach der Stelle, von der ich ausging, zurückgekehrt, wo ich dem Spott derjenigen ausgesetzt war, die vergebens mich von dem nutzlosen Unternehmen abzubringen gesucht hatten. Dieß gilt jedoch nur von denen, die in kleiner Gesellschaft reisen, denn die Karawanen ziehen im Sommer die Nachtmärsche vor, um der Tageshitze zu entgehen, aber Maulthiertreiber und Maulthiere scheinen den Weg instinctartig zu kennen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisebemerkungen über das südöstliche Rußland.

Erster Abschnitt.

(Der Verfasser dieser Bemerkungen, ein durch statistische Arbeiten bekannter Schriftsteller, Hr. Arsenieff, befindet sich seit einigen Jahren in einer officiellen Stellung, welche es ihm möglich macht, einen bedeutenden Theil Rußlands zu durchreisen. Das Nachfolgende ist ein Auszug aus seinen officiellen Berichten, denen auch die schon früher in unserem Blatte mitgetheilte Nachricht über „den Flecken Iwanowo" (Nr. 24 v. d. J.) entnommen war. Die hier folgenden Bemerkungen über die Gouvernements Pensa, Simbirsk, Kasan, Wjätka und Orenburg umfassen das Wolgaland, das bei den Russen auch den besondern Namen „Niederland" (nisowy krai) führt.)

Von meiner Abreise aus Petersburg am 30 Mai bis zum 8 Julius war ich fast täglich von Regen, nicht selten von Sturzregen begleitet, welche die Wege verdarben und das Reisen äußerst mühsam machten. Letzteres hatte ich an vielen Orten des Gouvernements Pensa, besonders aber auf dem Striche von Simbirsk nach Kasan zu befahren. Das vorzugsweise ackerbauende Gouvernement Pensa bietet in der That ein Gemälde allgemeinen Wohlstandes dar, aber die Zukunft beunruhigt die Einwohner, namentlich diejenigen, welche sich ausschließlich mit dem Ackerbau beschäftigen. Wenn man die Ausdehnung des Landes mit der Bevölkerung vergleicht, so kommen kaum drei Dessjätinen auf den Kopf, weßhalb trotz des natürlichen Reichthums Schaaren von Volk sich in andere Gouvernements übersiedeln. In den Dörfern sind noch durchaus keine andern Industriezweige entwickelt, nur auf einigen adeligen Besitzungen, namentlich im Kreise Gorodischtsche, sind bedeutende Fabriken und Gewerke angelegt. Die Städte dieses Gouvernements sind im Durchschnitt arm und industrielos; die beste darunter, Saransk, hat einige unbedeutende Gerbereien und Talgsiedereien, die, im Innern der Stadt gelegen, diese nur entstellen und dem von Jahr zu Jahr mehr verfallenden Handel wenig helfen. Die hiesige Kaufmannschaft ist sehr wenig zahlreich und ziemlich unvermögend; man zählt ihrer 56, und davon gehören nur zwei zur zweiten Gilde, die übrigen alle zur dritten. Der größte Theil der Einwohner von Saransk besteht aus Kronbauern, die sich mit Ackerbau und keineswegs mit städtischen Gewerben abgeben. Die zweite Stadt auf dem Striche von Pensa nach

Simbirsk ist Gorodischtsche, ein vollständiges Dorf, nur daß hier die Behörden für die Kreisverwaltung sich befinden; unter 3400 Seelen gehören 2800 zum Bauernstande, 300 sind Kleinbürger und 70 gehören dem Kaufmannsstande an.

Das Gouvernement Simbirsk ist weit mannichfaltiger als das von Pensa: der Boden ist eben so reich und fruchtbar, aber der Absatz dieser Reichthümer viel leichter und bequemer. Die bedeutenden Flußhäfen an der Sura und Wolga ziehen eine große Anzahl Handelsleute an, und verbreiten nach allen Seiten hin die Erzeugnisse des Bodens, wie der Manufacturindustrie der hiesigen Einwohner. Die Zahl der Fabriken und Gewerke im Gouvernement Simbirsk ist weit bedeutender als in dem von Pensa; die Industrieerzeugnisse des erstern belaufen sich auf 2,400,000 R. S., die des zweiten nur auf 800,000. Auch der Zustand der Landwirthschaft in Simbirsk hat sich in den letzten Jahren zum Bessern verändert; nach der Versicherung der einsichtsvollsten Adeligen von Simbirsk hat das System der Krongüterverwaltung einen wohlthätigen Einfluß auf die Verbesserung der Landgüter. Die Musterwirthschaften der Krongüter befördern die Einführung zeitgemäßer Veränderungen in der jetzigen landwirthschaftlichen Ordnung, so wie in der Bearbeitung des Bodens überhaupt.

Kasan, wohin wir am 30 Junius kamen, bietet in seinem gegenwärtigen Zustande ein trauriges Gemälde der Zerstörung durch den Brand dar. Indeß ersteht die Stadt bei den reichen von Oben herab bewilligten Hülfsmitteln und bei den angestrengten Bemühungen des Commandanten rasch aus seiner Asche, und zwar schöner wie vorher. Die Privatthätigkeit ist ausnehmend groß, von den Kron- und öffentlichen Gebäuden aber liegt der größte Theil noch in Trümmern. Man ist indeß mit Vorschlägen sehr thätig, und sobald die Plane von oben herab gebilligt und gänzlich vollendet seyn werden, wird Kasan weit prächtiger dastehen wie früher, und wiederum unter den Gouvernementsstädten den ersten Rang einnehmen. Trotz der großen Verluste, welche die Einwohner erlitten haben, ist die Stadt doch immer noch ein Verbindungsglied zwischen Europa und Asien und ein Hauptpunkt unseres östlichen Handels. Der Handelsverkehr beläuft sich hier auf viele Millionen, und die industrielle Thätigkeit hat nicht abgenommen. In Kasan rechnet man jetzt an Fabriken und größern Gewerken über 150, welche zusammen für mehr als 2 Mill. R. S. Erzeugnisse liefern.

Wir verließen Kasan am 3 Julius und nahmen unsere Richtung nach Norden auf der großen sibirischen Straße, in der Richtung nach dem Gouvernement Wjätka zu. Meine Absicht war, die am Unterlauf der Wjätka und am Mittellauf der Kama liegenden Ländereien zu sehen. Gegen Norden von Kasan auf einer Strecke von mehr als 100 Werst dehnt sich der kasanische Kreis aus, der volkreichste von allen Kreisen des kasanischen Gouvernements mit mehr als 170,000 Seelen, fast doppelt so viel als eine Menge anderer Kreise. Man dürfte zur Belebung der Industrie und des Handels in diesem Lande denselben wohl in zwei Theile theilen und die Stadt Arsk wieder aufbauen, die so bequem an der großen Handelsstraße liegt und bedeutende historische Erinnerungen darbietet.

Die äußerste Gränze unserer Reise auf dem sibirischen Weg war die Stadt Malmysch, ein kleines, weder durch Industrie noch Handel bemerkenswerthes, aber regelmäßig gebautes und sehr reinlich gehaltenes Städtchen, besonders wenn man die ärmlichen nur auf 550 R. S. sich belaufenden Stadteinkünfte erwägt. Die hiesige Kaufmannschaft ist nicht sehr zahlreich und besteht theils aus Russen, theils aus Tataren; die Hauptcapitalisten leben aber nicht in der Stadt, sondern auf dem Land herum in den Dörfern. Die Hauptindustrie des Kreises Malmysch ist die Schifffahrt auf der Wjätka und der Handel mit Holz und Getreide.

Auf dem ganzen Wege hatten wir die Freude, die verschiedenen Kornfelder in vortrefflichem Zustande zu sehen. Leider geschieht die Bearbeitung der Felder hier ohne alle Sorgfalt und Kunst; die verschiedenen hier wohnenden Stämme, Tataren, Tscheremissen, Tschuwaschen und Wotjäken, stehen einige Stufen unter den russischen Bauern und haben keinen Begriff von Lebensbequemlichkeiten; die von diesen Stämmen bewohnten Dörfer zeichnen sich durch unordentlichen Bau, Unreinlichkeit und Armuth in Vergleich mit den russischen Dörfern aus.

Von Malmysch wandten wir uns nach Osten in der Richtung nach der Stadt Jelabuga, dem südöstlichsten Punkt des Gouvernements Wjätka. Diese Stadt liegt nahe an der Einmündung der Toima in die Kama, und genießt, namentlich im Frühjahr, alle Vortheile der Schifffahrt und des Handels, wodurch sie auch zu einer der ersten Städte des Gouvernements geworden ist. Von da gehen große Lastschiffe mit Getreide nach Rybinsk. Die Schifffahrt auf den Flüssen Wjätka und Kama beschäftigt gegen 7000 Schiffsleute, lauter Eingeborne aus dem Gouvernement Wjätka. Der Werth der auf der Wjätka verschifften Lasten wird auf dritthalb Millionen S. R., der auf der Kama noch weit höher angegeben.

Fünfzehn Werste von Jelabuga setzten wir über die Kama und betraten am 6 Julius die Gränzen des Gouvernements Orenburg. Die Kama läuft auf einer bedeutenden Strecke längs der Gränze hin, und es finden sich hier die Flußhäfen in Tschelny, Batky und Beresowa, von denen über 200 Schiffe und Holzflöße zu einem Werth von mehr als 100,000 R. S. abfahren. Alle am Ufer und in der Nähe liegenden Dörfer haben guten Verschleiß, und gedeihen deßhalb auch durch den Handel mit Getreide, Pottasche und Holzwaaren. — Die erste Stadt auf dem Wege nach Ufa zu ist Menselinsk, dem Aeußern nach von sehr ärmlicher Bauart. Aber es ist bereits ein Plan vorgelegt, den bedeutendsten Theil der Häuser abzubrechen, einen anständigen Kaufhof zu bauen und einen Platz für den Jahrmarkt zu eröffnen; die Hülfsmittel der Stadt sind zu dem vorgeschlagenen Bau völlig hinreichend, denn der hiesige Jahrmarkt gilt für den ersten im ganzen Gouvernement. Das Zusammenströmen von Menschen ist sehr bedeutend, man berechnet die Waarenzufuhr auf mehr als 3 Mill. und den Verkauf auf 1,700,000, so daß der Jahrmarkt allein der Stadt 3000 Silberrubel einträgt und das Vierfache eintragen könnte, wenn die Stadt die Vermiethung der Buden selbst übernähme. Indeß kann Menselinsk jetzt schon als eine sehr wohlhabende Stadt angesehen werden. Der Kreis lebt hauptsächlich vom Ertrag der Bodenerzeugnisse, der Ackerbau ist das Hauptgeschäft hier, wie in dem Kreise Birsk; schade nur, daß dieß wohlhäbige Land hinsichtlich der Communicationsmittel nicht besser bedacht ist. Der Ik ist nur im Frühjahr schiffbar.

(Schluß folgt.)

Wettrennen zu Fuße. Am 28 Januar fand ein Wettlauf zwischen dem Amerikaner Jackson und dem Engländer Sheppard aus Birmingham in der Nähe von Barnett statt. Der erstere gewann, aber nur um 4 Yards; sie durchliefen über 11 englische Meilen (gut 4½ Stunden) in 1 Stunde. Die Berichte schildern den Wettlauf als das „schönste Rennen," das man je gesehen. (Examiner. 1 Febr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 47.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Februar 1845.

Die Waldleute in Birma.

(Asiatic Journal. Januar 1845.)

In den südlichen Provinzen Birma's besteht wenigstens ein Drittheil der Männer aus Waldleuten, und vielleicht bringt jeder Arbeiter im Lande zwei- oder dreimal in seinem Leben ein halbes Jahr im Walde zu; so lange dauert nämlich die Arbeit, die Teakbäume zu fällen und nach der Küste hinabzuflößen. Die andern sechs Monate sind die Zeit der Erholung oder richtiger gesagt der Ausschweifung: da wird Opium geraucht, gespielt, die Zeit mit Mädchen vertrieben u. dgl. Begleitet man sie aber zu ihrer Arbeit, so stellen sie sich in einem sehr vortheilhaften Licht dar. Ihr Kahn ist kaum mit den nöthigen Nahrungsmitteln beladen, so brechen sie auf, und jeder ergreift sein Ruder, das sie mit einer Gewandtheit und Kraft führen, wie, die Eingebornen der malayischen Inseln ausgenommen, kein Volk Hinterasiens. Sobald der Kahn in der Mitte des Stroms und die Fluth eingetreten ist, beginnt der Steuermann eines der zahlreichen Schifferlieder und die Männer schlagen den Tact mit den Rudern. Ist die Fluthzeit vorüber, so fahren sie ans Land, suchen Wild, Schildkröteneier und Fische, das Mahl wird bereitet, und dann beginnen Geschichtchen oder Lieder, bis die Fluth wiederkehrt. Sobald sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht haben, schaffen sie ihre Vorräthe, bestehend in Opium, Salz, Tabak und Reis, ans Land, und ziehen ihr Boot höher herauf ans Ufer. Das erste ist nun, eine Hütte zu bauen, welche sie gegen den Regen, die Tiger und die Mittagshitze schützt: jeder macht sich an die Arbeit, der eine fällt Stangen, der andere schneidet Bambus, ein dritter und vierter spalten und flechten diese, um den Boden daraus zu fertigen, ein fünfter flicht Blätter zusammen für das Dach, und alle arbeiten mit solchem Eifer, daß in wenigen Tagen eine geräumige, bequeme Wohnung dasteht, deren Boden stets acht oder zehn Fuß über dem Boden erhaben ist, um die Einwohner gegen die wilden Thiere und gegen die zu allen Jahreszeiten auf der flachen Erde schwebenden Miasmen zu schützen. Dann geht es an die Arbeit in den Wäldern.

Wenn die birmanischen Waldleute um ihr mitternächtliches Feuer sitzen, halten sie ihre Lebensweise für die genußreichste, die es geben kann. Sie preisen den Reichthum ihrer Ströme, die Fruchtbarkeit des Bodens, die stärkende Luft, und die Reize des Waldlebens bilden selbst den Gegenstand ihrer Träume. Doch ist ihr Treiben keineswegs gefahrlos: manche fallen als Opfer der endemischen Dschungelfieber, andere werden von Raubthieren zerrissen, von denen sie bei der Arbeit überfallen werden, so daß sie oft ziemlich gelichtet zurückkehren in ihre Heimath, wo sie in rauschenden Seidengewändern durch die Märkte stolziren oder an den Tempeln herumschlendern, um die Schönen der Stadt zu mustern. Aber nach kurzer Zeit sind sie meist wieder in Armuth, dann beginnen sie die Fahrt nach den Wäldern von neuem, um in den gefährlichen Genüssen ihrer geliebten Lebensweise zu schwelgen.

Diese Vorliebe für die Wälder bezeichnet den eigenthümlichen Charakter der Birmanen: keine Beschäftigung ist ihnen lieber, als einige schlanke Teakbäume zu fällen, und da die Säge ein ihnen nur wenig noch bekanntes Instrument ist, so geschieht die ganze Arbeit mit der Art oder dem Beil, selbst das Spalten des Stammes in Blöcke. Diese harte Arbeit befördert die Entwicklung der Muskeln, so daß dieß Volk sich durch Kraft und Stärke vor den meisten Asiaten auszeichnet; eine volle Brust, schwellende Arme, breite Gesichter, hohe Stirnen und ein ganz besonders dicker Schädel unterscheiden sie namentlich von den Eingebornen Indiens. Und wie ihre athletischen Gestalten, so ist auch ihre Lebensart verschieden. Der ärmlich schwärzliche Telinga singt nur, wenn er traurig ist, und sucht mit Lebensgefahr den Schlaf, der sein Paradies ist, unter der heißen Mittagssonne, zankt sich athemlos um eine elende Kleinigkeit, sieht aber apathisch zu, wenn ein Mord neben ihm begangen wird, wogegen der Birmane stets munter und vergnügt ist, Theeblätter ißt, um sich wach zu erhalten, sein Geld ausgibt wie ein großer Herr, und gern wie ein irrender Ritter in einem Streit auf die Seite des Schwächern tritt.

Schilderungen aus Persien.

1. Vorbereitungen zur Reise von Teheran nach Persepolis. — Reisemethoden. — Bericht über die Ausgrabung der bei der Metzelei der russischen Mission gefallenen Opfer. — Reise nach Isfahan.

(Fortsetzung.)

Der Fluß, der hart an dem Karawanserei vorbeifließt, in welchem wir die Nacht zubrachten, und über den die Puli Dallaak (Barbierbrücke) geschlagen ist, fließt in nordöstlicher Richtung, vereinigt sich mit dem Kercifluß, über den wir bei Kenarigerd gesetzt hatten, und verliert sich mit einigen andern, von Weromin kommenden Bächen in der Salzwüste, wo er einen weiten Strich Landes in Sumpf verwandelt. Nahe bei der Vereinigung dieser Flüsse ist ein starkes befestigtes Dorf, Namens Kumrud, von dem man sonderbare Dinge erzählt. Die Einwohner sollen ein besonderes Geschlecht seyn, das nie mit andern Verkehr unterhält. Einige behaupten, sie seyen strenge Anhänger der Ali-Allahi-Lehre, wonach Ali, der Schwiegersohn des Propheten, als Gott verehrt wird, andere halten sie für Nachkommen der alten Parsen oder Gebern, welche stets der Annahme des Islam triumphirend widerstanden hätten. Da keiner von denen, welche ich fragte, selbst zu Kumrud gewesen war oder Einwohner davon gesehen hatte, sondern alle nur vom Hörensagen sprachen, so waren ihre Angaben äußerst unbestimmt und ungenügend. In späterer Zeit als ich den Siah-Koh (Schwarzer Berg) in der großen Salzwüste besuchte, hätte ich gern meinen Ausflug nach Kumrud ausgedehnt, als ich aber eine Zeit lang in dieser Richtung vorgedrungen war und das zerstörte Gebäude Deir Kodsch aus der sassanidischen Zeit untersucht hatte, konnte ich theils wegen der entsetzlichen Hitze, theils wegen des Mangels an trinkbarem Wasser nicht weiter kommen; später fehlte mir die Gelegenheit meinen Plan auszuführen, ich glaube aber, daß Kumrud nebst den Ruinen von Kodsch, die in derselben Gegend liegen, von Puli Dallaak aus viel zugänglicher, als von irgend einer andern Seite her sind, und daß beide die Aufmerksamkeit künftiger Reisenden verdienen, wäre es auch nur, um sich zu vergewissern, was für Leute diese Kum-rudi sind, welche sich von der übrigen Welt so gänzlich abgesperrt haben.

Da sie in der Wüste leben, so verknüpft das gemeine Volk in Persien sie mit allen den abgeschmackten Gerüchten über Gule und andere böse Geister, welche in diesen öden Wüsten hausen sollen. Diese abergläubischen Meinungen sind schon sehr alt, und scheinen bereits unter dem Zendvolk existirt zu haben; merkwürdig genug, daß Marco Polo von der Wüste Gobi ganz ähnliche Geschichten erzählt. Ich kann von diesen Gul keinen bessern Bericht geben, als indem ich eine Stelle aus Moriers zweiter Reise anführe: „Am folgenden Tag, erzählt er, zogen wir durch einen Theil der Salzwüste ohne allen Nachtheil, obwohl die Perser nicht ohne Furcht waren vor der Gul, einer Art Land-Sirene, welche, wie sie behaupten, die Reisenden durch ihr Rufen verlockt und sie dann mit ihren Klauen zerreißt. Sie behaupten, die Gul könne verschiedene Gestalten und Farben annehmen, manchmal komme sie als Kamel, als Kuh, als Pferd; wenn wir plötzlich am Horizont der Wüste etwas entdeckten, das wir nicht bestimmen konnten, riefen alle Perser sogleich aus, es sey die Gul. Mit den ernsthaftesten Gesichtern von der Welt sprach man uns von den Zaubermitteln, vermittelst deren man sie in der Entfernung halte; darunter sey das wirksamste, den Riemen der Schalwars (Reithosen) aufzulockern."

Dem Namen Kodsch setzt man gewöhnlich das Wort Deir vor, welches Kloster bedeutet; man findet es schon bei arabischen Schriftstellern*) erwähnt, und wahrscheinlich lag es auf der geraden Verbindungslinie, welche in früheren Zeiten zwischen den südlichen Theilen des Reichs und den kaspischen Provinzen bestand.

Als ich mich am nächsten Morgen, den 25 December, Kum näherte, traf ich eine zahlreiche Pilgerkarawane, die von Kerbela zurückkehrte, wo sie an dem Grabe Husseins, des Märtyrer-Sohns Ali's, ihr Gebet verrichtet und die Leichen ihrer Verwandten hingeführt hatte, um dort in der heiligen Stadt der schiitischen Moslems beerdigt zu werden. Eine große Menge Volks, die Freunde und Verwandten der Pilgrime waren aus der Stadt herausgekommen, um ihnen zu ihrer glücklichen Rückkehr und der Erwerbung des Titels Kerbelai Glück zu wünschen. Die persischen Schiiten wallfahrten nach drei Orten. Die Stadt Mesched steht am tiefsten in der Stufe der Heiligkeit, und die welche dort an dem Grabe des Imam Riza sich befanden, erhalten den Namen Meschhedi. Zunächst nach ihnen kommen die Kerbelai, welche einen Grad höher in der Achtung stehen, während nur diejeniegn, welche zu Mekka waren und das Grab des Propheten zu Medina besuchten, auf den Titel Hadschi Anspruch machen können. Es ist manchmal äußerst belustigend zu sehen, welche Wichtigkeit diesen Unterscheidungen namentlich bei den niedern Classen beigelegt wird. Ein Mann, der auf den Titel eines Kerbelai oder gar auf den eines Hadschi Anspruch macht, wird sich beleidigt finden, wenn man ihn Meschhedi nennt. So werden Meschhedi, Kerbelai und Hadschi auszeichnende Titel, auf welche die Besitzer nicht wenig stolz sind.

Zu Kum, der heiligen Stadt mit dem Grabe Fatmes, der Schwester eines der großen Imams, hielt ich nur kurze Zeit in einem verfallenen Karawanserai, das jetzt in ein Tschapar-chane (Postpferdehaus) umgewandelt ist. Die Post in Persien wird von der Regierung gehalten, welche für die Unterhaltung jedes Tschapar-chane in Geld oder Natura bezahlt. Die Verwaltung ist in den Händen des Generalpostmeisters, der die Tschapar-chane auf einer gegebenen Verbindungslinie mit der Hauptstadt verpachtet. Es finden sich nämlich Tschapar-chanes auf allen großen Straßen, die nach Teheran führen, aber die Städte im Innern entbehren dieses Vortheils. Die

*) Deir Kard Schir, sagt Jakuti, ist ein Kloster, mitten in einer dürren Ebene, zwischen Rei und Kum. Es wurde von Ardeschir, dem Sohne Babeks, gegründet, ist sehr fest und von hohen Mauern umgeben; auch hat es eine in den Felsen gehauene Cisterne.

Post ist jedoch hier noch nicht wie in Europa für die regelmäßige Beförderung von Briefen und Paketen eingerichtet, sondern nur für die Versendung von Befehlen der Regierung an die Provinzgouverneure und für Berichte der letztern an den Hof. Bei solchen Gelegenheiten wird ein Golam (wörtlich: ein Sklave), oder ein vertrauter Diener mit den Paketen betraut, und tschapari, d. h. durch die Post entsendet. Wer Briefe in derselben Richtung zu versenden hat, ergreift die Gelegenheit und zahlt dem Golam eine Kleinigkeit. Die Zahl der Postpferde an einer Station ist gewöhnlich sieben, doch wechselt dieß sehr je nach den Bedürfnissen der Zeit oder der Wichtigkeit der Verbindungslinien. Die drei Hauptpunkte, mit denen Teheran eine fortdauernde Correspondenz unterhält, sind Tebris im Westen, Isfahan im Süden und Meschhed im Osten. Mit Ausnahme von einem oder zwei Pferden, die manchmal aber nicht immer erträglich sind, ist der Ueberrest im erbärmlichsten Zustande, und der arme Reiter, der das Unglück hat ein solches zu besteigen, wird durch das Stoßen mehr mitgenommen, als durch die ganze lange Reise. Wenn trotz aller Bemühungen sein Pferd nicht vorwärts kann oder will, so hat der Golam das Recht seinen Schweif abzuschneiden und denselben vor den Augen des nächsten Zobet oder Posthalters herumzuschwingen. Dieß ist die einzige Genugthuung dafür, daß er vielleicht den halben Weg zu Fuß gegangen ist mit dem Sattel auf der einen und dem Depeschensack auf der andern Schulter.

Der Weg von Kum nach Kaschan bietet sehr wenig Interessantes dar, wenn wir die Ruinen von Sinsini ausnehmen, das einst eine große Stadt gewesen seyn muß, aber wann? Das ist eine noch nicht gelöste Frage. Da ich nach dem persischen Ausdruck tschapari, d. h. mit Postpferden reiste, so kann man nicht erwarten, daß ich bei diesen Ruinen mich aufhalten sollte, ich habe aber von einem unterrichteten Missionär der Propaganda erfahren, daß er unter dem Schutthaufen einige unterirdische Kammern entdeckt habe; es ist also mehr als bloß wahrscheinlich, daß der Alterthumsforscher hier ein interessantes Feld für seine Untersuchungen finden würde. Ich erlaube mir künftigen Reisenden die Orte anzudeuten, wo noch wenige Nachforschungen angestellt wurden, die aber Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen, denn es ergibt sich oft, daß wir in unserer Eilfertigkeit, die historischen und augenfälligsten Denkmäler vergangener Zeiten zu besuchen, oft die minder vortretenden, aber nicht minder merkwürdigen Ueberreste des Alterthums außer Acht lassen. Dieß gilt namentlich von Persien, denn trotz der ungeheuren Zahl von Reisenden, welche die Neugierde in dieß Land, eine der ältesten und mächtigsten Monarchien der Welt, treibt, ist Persien noch immer sehr unvollständig erforscht.

In der Nähe von Kaschan kamen wir an ausgedehnten Feldern vorüber, welche aufgegraben und zu Melonenbeeten angelegt waren. Um keinen Zoll Boden und keinen Tropfen Wasser zu verlieren, pflanzen die Kaschaner Weizen auf denselben Beeten, die somit von einer grünen Einfassung umschlossen sind. Die aufschießenden Pflanzen geben überdieß den Melonen Frische und Schatten, während sie zugleich dem Auge einen angenehmen Anblick gewähren. Ich erinnere mich nicht, diese eigenthümliche Art von Anbau irgendwo in Persien gesehen zu haben.

Die Bewohner der Städte sind ausnehmend fleißig, ein theilweiser Ersatz für ihren Mangel an Muth, denn ein Kaschi heißt so viel wie ein Feigling, und ihre muthigern Nachbarn erzählen manche Geschichtchen von ihrer furchtsamen Sinnesart. Diese Anklagen sind jedoch nur relativ wahr, denn im absoluten Sinne des Worts sind alle Perser mehr oder minder Kaschi. Unter andern Zügen von Feigheit erzählt man auch, daß die Kaschi, wenn sie die Pilgerfahrt nach Mesched oder Mekka antreten, mit Angriffs- und Schutzwaffen vom Kopf bis zu Fuß stets am besten ausgerüstet sind, und laut ihren eigenen unbezwungenen Muth preisen, bis die Stunde der Gefahr naht; sobald aber ein Feind, Turkomane oder Araber, erscheint, laufen sie immer zuerst davon. Wie die Stadt Kum wegen des heiligen Grabes von Fatme und wegen ihrer irdenen Töpfe berühmt ist, die das Wasser im Sommer kühl halten, so ist Kaschan bekannt wegen seiner Manufacturen von Seide- und Baumwollensammt.

Etwas rechts von Kaschan ist ein hübscher Ort, Finn genannt, wohin Feth Ali Schah häufig sich begab. Die Gärten sind zu freundlichen Spaziergängen angelegt, und von zierlichen Cypressen und Pappeln, so wie von majestätischen Platanen beschattet. Die leicht und phantastisch aufgebauten Pavillons, durch deren untere Gemächer frisches, krystallhelles Wasser fließt, sind in den obern Stockwerken auf allen vier Seiten offen, um der Luft freien Durchgang zu gestatten, was in den heißen Ebenen von Kaschan ein großes Labsal ist. Den angenehmen Eindruck, welchen Finn machen würde, mindert bedeutend der Umstand, daß der Reisende, welcher dahin gelangt, hart an einer Pyramide von weißem Mörtel vorüber muß, worin eine Menge Belutschenköpfe stecken — ein scheußlicher Anblick!

(Schluß folgt.)

Meeresströmungen an der Ostküste Afrika's.

(United Service Magazine. Jan. 1845.)

Die Strömungen des indischen Oceans an der Ostküste Afrika's gehen von etwa 12° S. B. bis hinauf nach dem rothen Meere, und ihre Richtung ist stets mit dem Monsun von Anfang Mai's, wo der Südwestmonsun beginnt, bis Mitte November, wo der Nordostmonsun an dessen Stelle tritt; von Mai bis November geht die Strömung von Süden nach Norden längs der Küste und von November bis Mai nach Süden; beide Strömungen sind sehr stark und wachsen mit dem Monsun. Von Zanzibar unter 6° 6′ S. B. bis Lamu unter 2° 15′ ist eine leichte Strömung, welche stets gegen Norden geht; ebenso ist in der Nähe der Dundas-Inseln nördlich von Lamu am Ufer herab eine Strömung, welche die kleinen Fahrzeuge der Eingebornen in den Stand setzt, gegen den Monsun anzukämpfen. Jedesmal wenn der eine Monsun zu Ende geht, wird die Strömung schwächer. Die Monsuns treten bald etwas früher, bald etwas später ein, aber im allgemeinen kann man sagen,

daß im Mai der Südwestmonsun und gegen Ende November der Nordostmonsun völlig eingetreten ist.

Chronik der Reisen.

Reisebemerkungen über das südöstliche Rußland.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Birsk ist besser als Menselinsk gebaut und unterhalten. Auch hier wird ein Jahrmarkt gehalten, obwohl er weit minder bedeutend als der von Menselinsk ist, aber die Kaufmannschaft besitzt nicht unbedeutende Capitalien, und man bemerkt auch schon Anfänge von gewerblicher Industrie. Den Wohlstand von Birsk befördert hauptsächlich seine Lage an der Bjelaja, die von hier an allenthalben schiffbar ist. Die Schifffahrt auf diesem Flusse beginnt schon oberhalb Ufa, ist aber wegen des stark gekrümmten Laufes sehr mühsam; auf dem 100 Werst langen Wege von Birsk nach Ufa muß man dreimal über die Bjelaja setzen; dennoch ist die Schifffahrt auf diesem Flusse ungemein wichtig und wohlthätig für das Land; es fahren 200 Schiffe und über 400 Flöße darauf, was etwa 5000 Schiffsleuten Arbeit gibt, und die Ladungen, namentlich Erzeugnisse des Bergbaues, belaufen sich auf etwa 2 Mill. R. S.

Am 9 Julius kamen wir nach Ufa, einer malerisch auf den Höhen des rechten Ufers der Bjelaja nahe an ihrer Einmündung in die Ufa gelegenen Stadt. Auch hier bemerkte man trotz der Entfernung von dem Mittelpunkte des Reichs viel Bewegung und Streben nach Verbesserung. Besonders belebt sich Ufa zur Winterszeit durch den Jahrmarkt, auf den etwa für anderthalb Millionen R. S. Waaren gebracht werden. Dieser Jahrmarkt belebt und bereichert die Stadt, so daß Kaufleute seit einigen Jahren sehr hübsche Häuser gebaut haben, wogegen die öffentlichen Gebäude desto schlechtere Figur machen.

Am 13 Morgens früh verließen wir Ufa und schlugen den Weg nach den westlichen Gränzen des Gouvernements auf der Straße nach Bugulma ein. Diese auf der großen kasanischen Straße aus Orenburg und Ufa gelegenen Stadt hat ein ärmliches Aussehen, bis jetzt aber doch einen guten Markt. Von hier fuhren wir auf einer Vicinalstraße nach Sergiewsk, um die schwefelhaltigen Mineralwasser zu besichtigen, welche selbst aus ziemlicher Ferne her vielfach besucht werden. Im Kreise Buguruslan, sieben Werst von der verlassenen Stadt Sergiewsk, auf einer schönen Anhöhe über dem Flusse Surgut bildete sich an den Schwefelquellen, welche aus den Spalten an den Uferfelsen herabfließen, im Anfang dieses Jahrhunderts ein jetzt ziemlich volkreiches Dorf. Man begann den Bau im Jahre 1809 nach dem Plane des Ingenieur-Generalmajors Betbulatow. Der zum Bauen bestimmte Landtheil wurde in 132 Plätze zerschlagen, von denen jetzt schon 126 mit Häusern besetzt sind. Diese Häuser sind zwar klein, aber hübsch gebaut, nach Art der Landhäuschen und bequem eingerichtet zur Unterbringung derjenigen, welche die Schwefelbäder gebrauchen wollen. Bei jedem Hause ist eine Badeanstalt, in welche das Wasser aus den Quellen hineingeleitet wird; jede hieher kommende Familie kann also ihr Bad im Hause nehmen. Nur Morgens früh und etwa um 7 oder 8 Uhr Abends erscheinen alle an den Quellen, um das Wasser zu trinken; dieß läuft durch Rinnen in ein besonders dazu hergerichtetes Becken, das auf der einen Seite an die Felswand stößt, aus der die Quellen hervordringen, auf der andern aber an einen dichten schattigen Garten, der parkartig angelegt ist. Auf den beiden andern Seiten des Beckens wurden auf Staatskosten zwei lange und breite hölzerne Gebäude aufgeführt mit Badeeinrichtungen für Kranke, sie bleiben aber stets leer und verschlossen. Die Regierung, welche sehr bedeutende Summen auf die Gebäude und die Badeeinrichtung verwendet hat, bezieht kein Einkommen daraus, und wahrscheinlich werden sie verfallen, ohne den Nutzen zu leisten, den man damit bezweckte. Beim Heraustreten aus der Galerie tritt man in den Square oder obern Garten, der ziemlich geräumig und breit ist. Auf den Seiten der Galerie finden sich zwei steinerne Flügel, in deren einem die Conditorei sich befindet, während der andere zum Vermiethen ist. Auf beiden Seiten des Squares stehen gleichfalls steinerne Häuser, in deren einem der Polizeimeister, der Doctor und der Geistliche mit seinen Gehülfen, im andern aber die höhern Behörden des Gouvernements wohnen, wenn sie hieher kommen. Indeß läßt die ganze Einrichtung dieser Wasseranstalt, die gegen Rheumatismen und Hämorrhoiden vortreffliche Dienste leisten soll, sehr viele Verbesserungen zu. Die Taxen für die Lebensmittel sind nicht bestimmt, die Gegenstände erster Nothwendigkeit werden zu höhern Preisen verkauft als in den großen Städten, alles hängt von der Willkür der Handelsleute ab, darum leiden auch die Besucher durch mannichfache Unbequemlichkeiten, selbst Eiskeller sind nicht eingerichtet, und doch ist die Hitze oft übermäßig. Die Zahl der Besucher ist ziemlich bedeutend; im vorigen Jahre (1843) waren es 40 Familien, in diesem Jahre sind bis jetzt wegen des regnichten Frühjahres im Junius erst 110 in der Liste aufgeführt.

Die Eintheilung des transwolganischen Landes dürfte wohl geändert und ein neuer Kreis errichtet werden, in welchem Fall das Dorf, das bei den Bädern entstanden ist und schon über 400 Einwohner zählt, zur Kreishauptstadt erhoben werden könnte.

Am 17 Julius verließen wir die Schwefelbäder, kamen noch an demselben Tage in den jenseits der Wolga gelegenen Theil des Gouvernements Simbirsk und trafen in Stauropol ein, einer Stadt, die in allen Beziehungen sowohl jetzt unbedeutend ist, als auch in der Zukunft keinen größern Aufschwung verspricht. Hier gibt es keine Fabriken, keine bedeutenden Gewerbe, keine Gelegenheit zum Handelsbetrieb. Sie liegt vier Werst von der Wolga und im Frühjahr ist die ganze Umgegend überschwemmt. Die Verbindung mit dieser Stadt ist sehr mühselig, nicht bloß im Frühjahr, sondern zu allen Jahreszeiten, weil sie ganz an der Gränze des Kreises liegt; das Dorf Melekes, das jetzt schon volkreicher und vermöglicher wie Stauropol ist, wäre um so mehr zur Kreisstadt geeignet, als die große Handelsstraße von Orenburg nach Simbirsk hindurchführt.

Als ich nach Samara kam, überzeugte ich mich, daß diese Stadt mit jedem Jahre an Bevölkerung und in allen Zweigen des städtischen Wohlstandes zunimmt, und zunehmen wird in dem Maaße, als der Handel der Wolgahäfen oberhalb und unterhalb sich steigert und das Wolgaland überhaupt seinen Reichthum entwickelt. — In den Kreisen von Stauropol und Samara kommen schöne Striche weiten fruchtbaren Bodens, die nur von Kalmüken als Weide benützt worden waren, jetzt unter die Verwaltung der Staatsgüter.

Am 22 Julius verließen wir Samara, bereisten die ganze Strecke des zum Gouvernement Saratow gehörigen transwolganischen Landes und gelangten am 25 nach Saratow.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 48.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Februar 1845.

Geistlicher Einfluß in den englischen Colonien.

Der obige Titel ist wohl nicht ganz genau, und doch wüßten wir ihn ohne Umschreibung nicht anders zu geben; wollten wir sagen, es handle sich um das Missionswesen in den Colonien, so wäre der Ausdruck wieder zu weit und zu eng. Indeß wollen wir alle allgemeinen Erläuterungen aus dem Spiele lassen, und auf die Sache eingehen, was um so nothwendiger ist, als, wie wir schon in den Rückblicken des vorigen Jahres auseinandergesetzt, der Gegenstand in der jetzt begonnenen Parlamentssitzung zur Sprache kommen muß, und wir es für angemessen halten, den Sachverhalt unsern Lesern vor Augen zu legen, da er aus dem etwas verwirrten Streit in England sich nicht so leicht herausstellen dürfte, besonders da kein Theil, das Colonialministerium so wenig wie die geistlichen Herren, völlig mit der Sprache werden herausrücken wollen. Letzteres wird nur von den betheiligten Laien geschehen, in deren Ansichten aber wiederum das Interesse eine zu große Rolle spielt. Da der Streit für die allgemeinen kirchlichen Verhältnisse Englands von Wichtigkeit, da er eines der bedeutendsten Symptome des Kampfes ist, den der weltliche Geist Englands seit geraumer Zeit gegen das geistliche Treiben führt, so hat die Sache ein allgemeineres und keineswegs bloß ein coloniales Interesse. Wer etwas zurückdenkt, der wird sich wohl erinnern, daß manche besonnene Männer schon vor 40 und noch vor 20 Jahren weissagten, wenn es in England so fortgehe, werde man wieder die zorneseifrigen geistlichen Herren die oberste Macht im Staate einnehmen sehen. Das geschah nicht, und wird trotz aller Anstrengungen nicht geschehen: die Zeit braucht andere Männer, die mit hellerem Geiste die Verhältnisse überblicken. Ein äußerst salbungsvoll geschriebener Artikel „über den kirchlichen Zustand in den Colonien" (Quarterly Review, Dec. 1844 *) sagt in dieser Beziehung: „wer die Geschichte liest, kann nicht umhin zu bemerken, welche nachtheilige Vergleichung, wenigstens auf den ersten Anblick, der jetzige Ton mit dem Geist früherer Zeiten darbietet. Es liegt vielleicht eben so viel ächte Religion zum Grunde, aber auf der Oberfläche erscheint ein weit kälterer, verhärteterer Zug von Weltlichkeit." Die Weltlichgesinnten dürfen sich in der That über dieß Urtheil nicht beklagen, denn es ist ein Bekenntniß, daß in dem Geiste der Humanität unserer Zeit ein Zug von praktischem Christenthum liegt, der über Kirchenformen hinausreicht. Die neuen Gegner der geistlichen Gewalt in England und namentlich des Einflusses, den Geistlichkeit und Missionäre in den Colonien üben, bezeichnen diesen Gegensatz von Weltlichkeit mit „Puritanismus," ein Wort, das freilich nur für England, wo es historisch ist, völlig paßt und einerseits den Glaubenseifer, andrerseits aber auch eine engherzige Unduldsamkeit bezeichnet. Doch wir gehen ohne weitere Einleitung auf die nächst vorliegende Veranlassung des Streits ein.

Diese ist, wie wir schon früher erwähnt, der Stand der Dinge in Neuseeland, wo die Missionäre ganz unverschleiert ein ähnliches System wie auf Taheiti verfolgen, nämlich die einheimischen Häuptling als nominelle Oberhäupter bestehen zu lassen, sie aber durch die Macht des eingeführten Christenthums und überlegene Kenntnisse völlig zu beherrschen, und die Laieneinwanderung so viel möglich ferne zu halten. Wäre dieß der einzige Streitpunkt, so hätten die Laien, wenn nicht eben leichtes Spiel, doch gewiß im Allgemeinen die öffentliche Meinung entschieden für sich, aber auf einer andern Seite ist ihre Sache minder rein, und der Widerstand, den ihnen ein Theil der Missionäre entgegensetzt, erscheint bei weitem mehr gerechtfertigt. Es handelt sich nämlich um Westindien und die Einführung neuer Arbeiter. Ein Theil der Missionäre, die Baptisten und die Missionäre der London Society, verwirft diese neue Arbeitereinfuhr, welche sie als eine Wiedereinführung der Sklaverei bezeichnen, arbeitet derselbe sowohl in Westindien selbst, als in Sierra Leone entgegen, und hat alles mögliche gethan, um den Plan der Kulieinführung aus Ostindien zu hintertreiben. Die Pflanzer und ihre Vorsprecher, welche vor allem darauf hinwirken den Taglohn in Westin-

*) Der Artikel ist sichtlich mit Bezugnahme auf den obwaltenden Streit geschrieben, und nicht ohne Grund dem jetzigen Cabinet und namentlich Lord Stanley Weihrauch gestreut; wer aber Belehrung über den wahren Stand der Sache darin sucht, wird sich getäuscht finden.

dien herabzusetzen, sind über diese Einmischung erbittert, und behandeln die Baptistenmissionäre als Aufwiegler der Schwarzen, während diese ihr Recht, als Vorsprecher ihrer schwarzen Heerde aufzutreten, in Anspruch nehmen, und mit bitterem Hohn auf die Mitglieder der Staatskirche in den verschiedenen Inseln hinweisen, die mit fetten Pfründen gesegnet seyen, dafür aber der Wiedereinführung der Sklaverei unter einer neuen Gestalt das Wort reden.

So stehen möglichst kurz ausgedrückt die Sachen. Inzwischen haben sich in Neuseeland Dinge ereignet, welche den Streit nothwendig noch ärger machen müssen. Nicht genug, daß der neue Gouverneur Fitzroy, welcher den speciellen Auftrag hatte die Frage über die Landansprüche, den Grund alles Streits mit den Eingebornen, zu schlichten, den Mord von 19 Engländern ganz ungestraft ließ und die Mörder bloß freundlich warnte, hat er nicht nur während sieben Monaten nichts gethan, das zum Frieden geführt hatte, sondern die Entscheidungen eines Commissärs, der an einem Orte (in Neuplymouth) die Landansprüche mit den Eingebornen geordnet hatte, umgestoßen, so daß die Räubereien und Mißhandlungen der Ansiedler durch die Eingebornen sich erneuerten. Die Folge war, daß einer dieser Ansiedler dem Gouverneur, als er nach Neuplymouth kam, ins Gesicht sagte, wenn die Regierung keine Abhülfe treffe, so müßten sich die Ansiedler selbst helfen. Im Norden an der Inselbay hatte ein Häuptling mehrere Gewaltthaten ausgeübt und unter anderm auch die Stange mit der englischen Flagge niedergehauen; der Gouverneur ließ Soldaten aus Sydney kommen, die Eingebornen wurden schüchtern, aber auf die Bitte einer aus Missionären und Häuptlingen bestehenden Deputation ließ er die Soldaten nicht einmal ans Land steigen, und begnügte sich für alle die vorgefallenen Gewaltthaten mit einer Entschuldigung. Wir wollen auf andere Verstöße seiner Verwaltung nicht eingehen, da wir hier nicht eigentlich die Colonie im Auge haben, und bemerken bloß, daß man die Aufregung der Eingebornen und die wiederholten Gewaltthaten gegen die Ansiedler den Missionären und ihren Einflüsterungen schuld gibt, da diese keine Laienansiedler haben wollen. Die Erbitterung der letztern, deren Zahl in ganz Neuseeland auf 14,000 S. angegeben wird, ist so groß, daß man jeden Augenblick einen Ausbruch von Selbsthülfe zu gewärtigen hat, denn John Heki, der Häuptling, welcher die englische Flagge niederriß, hatte sich laut gerühmt, daß er die Weißen tödten und in die See jagen wolle, wie Rauparaha und Rangiaetea *) gethan hätten. So greift der Haß und die Keckheit der Eingebornen um sich, und man wird von Regierungsseite nicht eher einschreiten, als bis es bis zu noch blutigern Ereignissen als jener Mord gekommen ist; dießmal aber dürften die Eingebornen der unterliegende Theil seyn, und dann werden die Missionäre über Gewaltthat schreien.

(Schluß folgt.)

*) Dieß sind eben die Häuptlinge, welche den oben erwähnten Mord an den 19 Engländern begingen.

Schilderungen aus Persien.

1. Vorbereitungen zur Reise von Teheran nach Persepolis. — Reisemethoden. — Bericht über die Ausgrabung der bei der Metzelei der russischen Mission gefallenen Opfer. — Reise nach Isfahan.

(Schluß.)

Zu Kaschan wechselten wir die Pferde; das, welches ich selbst ritt, hatte mich von Kum, etwa 20 Farsangs weit, getragen und war noch ganz frisch, aber meine Diener befanden sich viel schlechter, obgleich sie auf den Zwischenstationen andere Pferde bekommen hatten. Zwei Straßen führen von Kaschan nach Isfahan, eine über die Berge durch Kohrud, die andere über Natens. Die letztere, obgleich ein Umweg, ist die gewöhnliche Winterstraße, da sie die hohen, während dieser Jahreszeit meist mit tiefem Schnee bedeckten Berge vermeidet. Da indeß Kohrud den kürzern Weg über die Berge bietet, so sind die Poststationen längs dieser Linie errichtet, was mir nicht unlieb war, denn ich hatte bereits im Frühjahr den erstern Weg gemacht, und kümmerte mich wenig um etwas Krabbeln im Schnee, der für einen Nordländer ein alter Freund und Jugendbekannter ist. Auch hoffte ich zugleich den berühmten Damm untersuchen zu können, welchen Abbas der Große angelegt hatte, um den schmelzenden Schnee in einem großen Behälter zu sammeln, von wo aus das Wasser die Ebenen von Kaschan befruchtet. In dieser Hoffnung ward ich indeß getäuscht, da wir den Weg bei Nacht zurücklegten.

Die Ebenen um Kaschan gehören zu den heißesten Strichen Persiens im Sommer, und sollen eine Menge Skorpionen von der großen schwarzen Art erzeugen, welche giftiger ist als die blaßgraue. Chardin hat schon in seinem vor 200 Jahren geschriebenen interessanten Werk über Persien bemerkt, daß man oft seinen Haß gegen einen Feind mit den Worten bezeichne, er möchte von einem Skorpion von Kaschan gebissen oder zum Gouverneur von Ghilan ernannt werden, welche Provinz als die ungesundeste von ganz Persien gilt.

Als wir Kaschan verließen, war die Witterung ganz warm, wurde aber allmählich kühler, wie wir in die Berge hinaufstiegen, und als wir den Damm von Kohrud erreicht hatten, befanden wir uns mitten im Winter. Die Gipfel und Abhänge der Berge waren mit Schnee bedeckt, und der Weg war sehr schlüpfrig; da die Pferde nicht geschärft waren, so kletterten sie nur mit großer Anstrengung den steilen Abhang hinauf. In einiger Entfernung von dem Dorfe Kohrud sah ich mit Erstaunen in der Nachtzeit auf einem Begräbnißplatze zu unserer Rechten ein Licht brennen. Es kam aus einer niedern, über einem Grabe erbauten Hütte, und man sah den Schatten einer menschlichen Gestalt sich langsamen gemessenen Schrittes hin und her bewegen. Als wir uns der Stelle näherten, schlug ein dumpfer Gesang mit starken Kehllauten an unser Ohr; dieß war ein Mollah, der den Koran las. Es ist manchmal Sitte in Persien, daß die Verwandten eines Todten einen Mollah miethen, um über dessen Grabe zur Ruhe seiner Seele eine gewisse Anzahl Tage lang Gebete herzusagen oder den Koran zu lesen.

Der District Kohrud nebst dem etwa zehn Farsangs ostwärts hinter den Bergen gelegenen Natens hat 63 Dörfer, welche, während ich mich im Lande befand, einem Verwandten des Premierministers, Namens Abdullah-Chan gehörten. Kohrud hat zahlreiche Gärten mit Fruchtbäumen, aber Mangel an Ackerfeld, und Korn muß deßhalb aus Joscheghan, 3 Farsangs gegen Westen hergebracht werden. Die Häuser sind groß, meistens von zwei Stockwerken, und haben ein weit reicheres Aussehen als die meisten Dörfer der Ebene. Auch sind die Bewohner ein schöner Menschenschlag und scheinen wohlhabend, gleichfalls eine Ausnahme gegen die minder glücklichen Bewohner der Ebene; sie sollen einen eigenthümlichen Dialekt des Persischen sprechen.

Die gerade Straße nach So, der nächsten Station, war durch den Schnee versperrt, und wir mußten einen Umweg einschlagen. Ich weiß nicht, in welchem Zustand der gerade Weg sich befand, aber der, welchen wir jetzt eingeschlagen hatten, war nichts weniger als angenehm. Fürs erste war eigentlich gar kein Weg; eine Karawane, welche diesen Morgen in derselben Richtung aufgebrochen war, hatte einen Vorsprung von einigen Stunden, und der Wind, welcher in diesen Alpengegenden sehr heftig ist, hatte alle Spuren ihres Marsches verwischt, denn der Schnee treibt hier, wie der Sand der Wüste. Wir ritten also aufs Gerathewohl fort, unsere armen Pferde sanken jeden Augenblick bis an den Gürtel ein, bis wir endlich nach vielen Mühseligkeiten die Spuren der Karawane bemerkten, und sie bald auch, gleich einer Gänsereihe auf einem Schneefelde, sich fortbewegen sahen. Wir eilten, so viel der Weg es zuließ, um uns mit ihr zu vereinigen; sie bestand aus einem Duzend Tschalwadars oder Maulthiertreibern, welche einige Waarenballen nach Isfahan schafften. Die Schwierigkeiten des Marsches begannen bald von neuem: wir hatten das hohe Tafelland noch nicht erreicht, und der dazwischen liegende Raum bestand aus Berg und Thal. Der Schnee, obgleich ziemlich tief auf den erstern, war doch gar nicht mit dem zu vergleichen, was sich in den engen Thälern aufgehäuft hatte, und die armen Thiere, welche voranzogen und den Weg bahnen sollten, sanken so völlig in den Schnee hinein, daß sie nicht weiter konnten. Die ganze Karawane mußte Halt machen. Die Männer halfen zusammen, die armen Thiere aus ihrer unbequemen Lage zu befreien, und ich bewunderte das sinnreiche Mittel, das sie anwandten. Nachdem sie den Thieren ihre Ladung abgenommen, zogen sie selbst ihre grauen Filzröcke aus, breiteten sie auf dem Boden aus, und setzten die Füße der Pferde auf dieselben. Obgleich die Filzkleider unter dem Gewicht des Thieres nachgaben, so gewann dieß doch einigermaßen festen Fuß. In dieser Weise kam man über die tiefsten und schwierigsten Stellen des Weges hinweg, man kann sich aber denken, wie langsam. Es war ein Glück, daß das Wetter sich aufklärte und der Wind nachließ, denn ein Buran oder Schneesturm in diesen öden, unfruchtbaren Wüsten ist manchmal von verderblichen Folgen. Wenn die Tschalwadars von einem Buran überrascht werden, werfen sie ihre Ladungen mitten in den Weg, sie selbst suchen mit ihrem Vieh Sicherheit in dem nächsten Dorfe oder Karawanserai, und kehren erst zurück, wenn das Wetter sich aufklärt, um ihre Waarenballen zu holen, denn diese liegen während ihrer Abwesenheit sicher, da niemand sich hinauswagt, so lange der Buran dauert, was oft mehrere Tage währt.

Nachdem wir in einer Ecke des Karawanserai's einige hartgesottene kalte Eier und einen schmierigen kalten Pillau verzehrt hatten, schwangen wir uns wieder in den Sattel, und da der Weg jetzt weniger Schwierigkeiten darbot, kamen wir gegen Sonnenuntergang nach dem hübschen Dorfe So. Da wir indeß an diesem Tage nur sehr wenig Weg zurückgelegt hatten, und ich im Laufe des folgenden Tages zu Isfahan anzukommen wünschte, wohin es noch 18 oder 19 Farsangs war, so gönnten wir uns nur wenige Stunden Ruhe, nahmen frische Pferde und brachen bei Nacht wieder auf. Alles ging gut, bis wir an einen Gebirgsfluß kamen, den wir gerade oberhalb eines Wasserfalls übersetzen mußten. Er war zum Theil überfroren, aber nicht ganz, und da überdieß unsere Pferde nicht geschärft waren, somit auf jedem Schritt ausglitten und uns nachzogen, so ging es ohne ein kaltes Bad nicht ab. Am andern Ufer mußte ich Hemd und Unterkleider unter freiem Himmel wechseln, und das Wasser aus meinen Tuchkleidern pressen, so gut es gehen wollte. Da der Wind frisch und die Nacht kalt war, so wurden meine Kleider steif und klebten am Körper fest. Um die Unannehmlichkeiten dieser Nachtreise zu krönen, stolperte das Thier, das ich ritt, entsetzlich, so daß wir, so oft ich es in Trab bringen wollte, regelmäßig mit einander zu Boden stürzten. Wir kamen am Morgen nach Murtschehar, wo man mich in den innern Hof eines Imam Zade wies und ich die große Annehmlichkeit hatte, meine Kleider wechseln und einige Nahrung und Ruhe genießen zu können.

Murtschehar ist ein sehr bedeutendes, oft beschriebenes Dorf, berühmt in der Geschichte durch die Schlacht, welche auf seinen Ebenen zwischen Nadir Schah und den Afghanen geliefert worden, welche letztere geschlagen wurden und nach ihrer Niederlage Isfahan und das Land räumten. Von Murtschehar kamen wir nach Ghez, ebenfalls ein großes Dorf von tausend Häusern, mit einem schönen Karawanserai, und endlich erreichten wir, etwas nach Sonnenuntergang, die Thore von Isfahan, nachdem wir den Weg von Teheran her, 58 bis 60 Farsangs, in fünf Tagen zurückgelegt hatten.

Ich mußte die Stadt in ihrer ganzen Breite, von Norden nach Süden durchwandern, zuerst durch enge, unheimliche Gäßchen zwischen hohen Mauern, welche die Gärten der Vorstädte einschließen; dann durch bedeckte Bazare, die meist unbewohnt, gänzlich finster waren und in Ruinen zerfielen; hierauf durch breitere, hie und da durch eine einsame Lampe erleuchtete Bazare, bis ich den Schebar-Bagh von Schah Abbas, jene berühmte Platanenallee, erreichte, die mich nach der prächtigen Steinbrücke über den Zoyende-rud führte. Hier fühlte ich mich schon heimlicher, da ich im Frühjahr und Sommer diese Brücke häufig betreten hatte. Auf der entgegengesetzten Seite ist die Vorstadt Dschulfa, das armenische Quartier von Isfahan, und

dorthin eilte ich, um mein Absteigquartier bei meinem Freund Boré zu nehmen, den ich noch wach fand und nicht wenig erstaunt, mich so spät ankommen zu sehen. Er empfing mich mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit, und nach einigen köstlichen Tassen heißen Thees, die nach den Mühseligkeiten einer solchen Reise dem Magen so angenehm sind, als dem Herz das Wiedersehen eines Freundes nach langer Abwesenheit, streckte ich behaglich meine Glieder in einem Bette aus, nachdem ich so lange krampfhaft im Sattel gesessen hatte.

Das Dampfschiff Great Britain.

(Nach dem Athenäum vom 1 Febr.)

Dieß Ungeheuer der Tiefe, das geraume Zeit eingeschlossen war in dem Dock, wo es gebaut wurde, und nur durch besondere Voranstalten flott gemacht werden konnte, ist endlich in London angekommen, und alles strömt hin, um gegen Erlegung einer halben Krone das Schiff besteigen und gegen Bezahlung eines weitern Schillings die dunkeln Maschinenräume betreten zu dürfen. Um das Schiff gut zu sehen sollte man zuerst in einem kleinen Boot um dasselbe herumfahren, dann hinaufsteigen und wenigstens einmal das Oberdeck ganz umwandeln, um sich einen richtigen Begriff von der Größe des Schiffs zu machen, dann erst nach dem Hauptdeck und hierauf nach dem Unterdeck hinabsteigen, wo die Küche und andere Anstalten sind, und endlich zum Schluß den Maschinenraum besuchen. Die noch Neugierigern können auch in die ungeheuern untern Räume und zu den Kesseln des Schiffs gehen, wo überall etwas Merkwürdiges, Originelles und Neues zu sehen ist. Die Hauptverhältnisse des Schiffs sind folgende: gesammte Länge 320 Fuß, gesammte Breite 50 Fuß, Trächtigkeit 3000 Tonnen, Tiefgang 16 Fuß; Maschinen 1000 Pferdekraft; vier Cylinder 88 Zoll im Durchmesser, Kolbenhub 72 Zoll, Kettenrad 18 Fuß im Durchmesser. Die treibende Schraube im Hintertheil des Schiffs hat 15½ Fuß im Durchmesser und sechs Arme. Die Besonderheiten, welche diesem Dampfschiff ein ungewöhnliches Interesse geben, sind: 1) seine außerordentliche Größe. 2) Das gebrauchte Material, indem Eisen in größerem Umfang als in irgend einem andern Schiff angewendet wurde. 3) Die Eigenthümlichkeiten der Form und die dadurch bedingte Schnelligkeit und Kraft. 4) Der Bau der Dampfmaschine und der Kessel, so wie der übrigen zu der bewegenden Kraft nöthigen Maschinerie. 5) Die Anwendung der Schraube als Triebkraft (screw propeller). 6) Die Anwendung eines besondern Mechanismus, wodurch die Kraft der Maschine dahin gerichtet wird, die Schraube herumzutreiben.

Hinsichtlich der Größe müssen wir bemerken, daß es größer ist als irgend ein uns bekanntes Linienschiff, und die mechanischen Grundsätze, die zur Annahme dieses großen Maaßstabes führten, uns richtig scheinen. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß alle bisherige Erfahrung zu Gunsten größerer Fahrzeuge spricht, nicht bloß wegen der Schnelligkeit, sondern auch wegen der Ersparniß. Der Grund ist der, daß die Trächtigkeit des Schiffs im Verhältniß zur Größe in kubischem, die Dampfkraft und das nöthige Brennmaterial nur in quadratischem Verhältniß steigt, so daß bei gleicher Schnelligkeit Maschinenkraft und Feuerung nur ums Vierfache, die Trächtigkeit aber ums Achtfache größer ist. Hiezu kommt, daß bei größern Schiffen Maschine und Brennmaterial einen verhältnißmäßig geringern Raum einnehmen, also mehr Raum für Waaren übrig bleibt, und daß ihnen auch der Wellenschlag weniger Hindernisse entgegensetzt. Ein Punkt spricht vielleicht gegen die Anwendung größerer Schiffe, aber dieser Punkt läßt sich nur durch die Erfahrung bestimmen. Ist zwischen England und Amerika kein hinreichender Handel, um das Schiff auf der Hin- und Herfahrt mit Passagieren und Waaren zu füllen, dann wird sich der Great Britain nicht bezahlen. Manche sind dieser Meinung, die Eigenthümer aber hegen bessere Hoffnungen. Andere sind der Ansicht, die Dampfschiffe seyen bereits zu groß gemacht worden und man müsse eher auf kleinere Schiffe zurückkommen, und sie gründen diese Ansicht auf den unglücklichen Präsidenten und die British Queen. Das ist aber ein Irrthum: der Präsident und die British Queen mißglückten aus einer sehr einfachen Ursache, nämlich wegen Schwäche des Baues. Erfahrene Schiffbauer wissen wohl, daß die Stärke des Holzes und der Beschläge dieser unglücklichen Schiffe nicht größer waren als bei Schiffen, die um ein Drittheil geringere Trächtigkeit haben. Diese außerordentliche Schwäche des Baues war wohl bekannt, und endete auch, wie die bessern Beurtheiler solcher Dinge erwarteten. Das angeführte Argument ist also richtig gegen schwachen Bau, aber nicht gegen die Größe.

Die nächste Frage betrifft den Bau, das Material, aus dem das Schiff besteht, und die Art, wie es zusammengesetzt ist. Ist das Schiff stark genug? In dieser Beziehung können wir ohne Zögern sagen, daß die erfahrensten Schiffbauer übereinstimmen, daß eiserne Schiffe weit stärker gemacht werden können, als dieß bei Holzschiffen möglich ist, und daß namentlich für Dampfschiffe das Eisen ganz besonders paßt. Die Hitze der Kessel, die Verdampfung und die Feuchtigkeit des Maschinenraumes, so wie der Kohlenstaub sind dem Holze außerordentlich nachtheilig, wirken aber auf das Eisen nur schwach. Zudem gibt es, was für ein Passagierschiff sehr wesentlich ist, in einem eisernen Schiff kein Flachwasser*) mit seinem widerlichen Gestank. So viel über das Material; was die Dauerhaftigkeit desselben betrifft, so müssen wir diesen Punkt vorerst unberührt lassen.

Das erste, was einem Kenner auffällt, ist die äußere Form des Schiffs; es stellt sich schön und leicht dar, ja man sollte es keineswegs für das Ungeheuer halten, wie es wirklich ist. Erst wenn man in das dunkle Chaos des Innern hinabsteigt oder das Verdeck durchschreitet, entdeckt man die ungeheure Größe, und blickt mit einer Art Verachtung auf die sonst als so mächtig angesehenen Ostindienfahrer hin, die in geringer Entfernung vor Anker liegen. Man ruft voll Erstaunen aus: „das Schiff ist ungeheuer, aber es sieht nicht so aus!“ Das ist das größte Compliment, das man dem Schiff machen kann.

Auf die eigenthümliche Bauart und Einrichtung der Maschinerie können wir aus Mangel an Kenntniß nicht eingehen, und verweisen deßhalb auf den Artikel im Athenäum selbst; nur das Eine erwähnen wir noch, daß eine der vorstechendsten Eigenthümlichkeiten, welche am meisten zur Schnelligkeit des Schiffs beiträgt, diejenige ist, welche man nicht sieht, nämlich der Bau des Kiels, der nach den neuen Grundsätzen der „Wellenwasserlinie“ gebaut ist. Wir erinnern hiebei an die zahlreichen Untersuchungen, welche in frühern Jahren namentlich durch die Naturforscherversammlung angestellt wurden, und welche sich keineswegs bloß auf Dampfschiffe beziehen, sondern diejenige Form auszumitteln suchten, welche jedem Schiff das leichteste Durchschneiden des Wassers gestattet.

*) Bilgewater, was auf dem flachen Schiffsboden stehen bleibt und nicht ausgepumpt werden kann.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Februar 1845.

Schilderungen aus Persien.

2. Isfahan. — Reise nach Persepolis.

Unter dem gastfreundlichen Dach Hrn. Boré's blieb ich einige Tage zu Isfahan, ehe ich meine Reise nach Persepolis fortsetzte. In dem Hause dieses wahrhaft frommen Mannes fand ich auch einen einsichtsvollen französischen Reisenden, den Grafen von Sivrac, welcher die Türkei, Aegypten, Nubien, Abyssinien und Arabien durchreist hatte, in der Absicht eine umfassende Kenntniß von dem Zustande des Islam zu erhalten. Am zweiten Tag nach meiner Ankunft zeigte mir Hr. Boré die Schule, welche er für die armenische Jugend zu Dschulfa gestiftet hatte. Obgleich seit ihrer Gründung erst fünf Monate verflossen waren, so zählte dieselbe doch schon 31 Schüler, darunter fünf Moslems. Die Fortschritte, welche sie während dieser kurzen Zeit im Lesen und im Uebersetzen aus dem Französischen ins Persische und Armenische, so wie in Geographie gemacht hatten, waren in der That erstaunlich. Ein Munschi (Lehrer) unterrichtete im Persischen, ein armenischer Meister in der armenischen Sprache, beide unter der Aufsicht des in den meisten orientalischen Sprachen wohl bewanderten Hrn. Boré, der den Unterricht im Französischen und in der Geographie, namentlich aber den der Armenier im Christenthum selbst übernommen hatte, während ein persischer Mollah den jungen Moslems ihre Glaubenslehren vortrug. Der Umstand, daß moslemitische Eltern ihre Kinder in eine christliche Schule schicken, und zwar zu Isfahan, dem Sitze der moslemitischen Orthodoxie, ist ein großer Beweis der Toleranz der Perser in religiösen Dingen, wovon selbst der Oberpriester ein Beispiel gab. Der kürzlich verstorbene Imam-Dschuma, für dessen alte, fast heilig geachtete Familie die Isfahaner eine tiefe Verehrung hegen, sprach besonders gern mit den katholischen Missionären zu Dschulfa über religiöse Gegenstände. Seid Mohammed Baghir, der erste Muschtehid oder Erklärer des Gesetzes, dessen Entscheidung in Sachen moslemitischer Lehren ganz Persien sich unterwirft, zeichnete sich durch Duldung, Gerechtigkeit und Unparteilichkeit [illegible], wenn immer die christliche Bevölkerung von Dschulfa sich an sein Tribunal wandte.

Unabhängig von dem persönlichen Charakter der erwähnten Personen mögen noch mehrere andere Ursachen zu dieser wohlthätigen Anordnung in der Politik der moslemitischen Geistlichkeit beigetragen haben, vor allem die Fortschritte, welche der Sufismus in der letzten Zeit in Persien gemacht hat. Die Anhänger dieser Secte, welche früher mit ihren Ansichten nicht vorzutreten wagten, sprechen jetzt offen ihre Lehren aus, deren Haupttendenz ist, sich mehr an den Geist, als an den Buchstaben des Gesetzes zu halten, obgleich viele über diese Gränzen hinausgehen und Freidenker oder ganz gleichgültig in Religionssachen geworden sind. Selbst viele Mitglieder der Geistlichkeit bekennen sich, wenn nicht offen, doch in Geheim zu den Lehren der Sufis. Ein zweiter Grund ist der Vorsprung, den die weltliche Gewalt in den letzten Jahren über die geistliche genommen hat, denn selbst noch unter dem vorigen König war der Einfluß der Geistlichkeit auf die öffentliche Meinung sehr groß und manchmal überwiegend. Als einen Beweis der zu Gunsten des Königthums vorgegangenen Veränderung wollen wir erwähnen, daß Feth Ali Schah, der unendlich stolzer war als der jetzige König, und trotz dem, daß in Persien alles auf der Etikette beruht, stets wenn er nach Isfahan kam, dem Muschtehid den ersten Besuch machte. Als Mohammed Schah im J. 1841 sich der Stadt näherte, kam ihm derselbe Muschtehid bis vor die Thore entgegen, um ihm zu seiner Ankunft Glück zu wünschen. Der alte König hatte allerdings, um den Schein zu retten, es jedesmal so eingerichtet, als führe ihn nur der Zufall in die Nähe der Wohnung des Muschtehid, und als besuche er ihn nur weil es unfreundlich wäre, seinen alten Freund nicht zu sehen, da er einmal so nahe sey, aber dieser Zufall war zur Regel geworden, von welcher der König nicht abwich, und die der Muschtehid als eine ihm gebührende Huldigung an sah.

Ein Umstand, welcher gleichfalls in bedeutendem Maaße dazu beitrug, die Macht der Isfahaner Geistlichkeit in neuerer Zeit zu lähmen, ist der glückliche Schlag, der gegen die Lutis ausgeführt wurde. Dieß ist das verworfenste Gesindel, das sich zusammenrottet und an allen Unruhen in persischen Städten, wo die Polizei nicht viel Macht hat, Theil nimmt. Zu Isfa-

han bildeten sie einst eine regelmäßige Genossenschaft und begingen am offenen Tage Gewaltthaten ungestraft, weil sie von der Geistlichkeit beschützt wurden. Ihre Ausschweifungen und ihre Keckheit gingen endlich so weit, daß nach dem Tode Feth Ali Schah's einer dieser Lutis, Namens Ramazan, von seinen Genossen zum König ausgerufen wurde und sich Ramazan Schah nannte. Gold- und Silbermünzen wurden auf seinen Namen geschlagen, und nur ein anderer Luti, ein Nebenbuhler, stürzte ihn. Dieß war freilich eine Posse, allein das Volk litt darunter, und die bürgerlichen Behörden der Stadt kamen in Verachtung. Khosru-Chan, einer der vornehmsten Eunuchen des alten Königs, stellte einigermaaßen die Ordnung wieder her, als er aber abgerufen und durch Fazl Ullah Chan ersetzt wurde, wuchs die Macht der Lutis wiederum. Man erzählt, die Isfahaner Lutis, welche durch ihren raschen Witz und ihre Keckheit bekannt sind, seyen ihm bei seiner Annäherung in Masse entgegengezogen, und da sie bald gewahr wurden, mit wem sie es zu thun hätten, hätten sie ihn spöttisch bewillkommt und ihn versichert, die goldenen Tage von Isfahan seyen wiedergekehrt, denn bei der bloßen Nachricht von seiner Annäherung hatten sämmtliche Lutis die Stadt in Masse verlassen.

Seit der Verwaltung Manutschehr Chans hat der Moetimed Daulet sowohl die Lutis als andere Friedensstörer zur Rechenschaft gezogen und aus ihren letzten Zufluchtsorten verjagt. Früher galt das ganze Mahaleh (Quartier) von Bidabad als Bast, d. h. als Asyl für alle Arten von Uebelthätern, weil die Wohnung des großen Muschtehid in diesem Theile der Stadt lag. Der Moetimed, der die Gerechtigkeit mit Strenge handhabte, ließ sich durch dieß Vorrecht, das die Zeit und die öffentliche Meinung geheiligt hatten, nicht abhalten, und zahlreiche Gefangene wurden nach Teheran geschickt, um dort ihre Missethaten durch öffentliche Hinrichtung zu büßen.

Als ich den Moetimed besuchte, erfuhr ich, daß er Vorbereitungen zu einem militärischen Zug in die andern, unter seinem Oberbefehl stehenden Provinzen, nämlich Luristan und Arabistan oder Chuzistan mache. Ich war früher in der Provinz Ghilan und an der Gränze Turcomaniens mit ihm zusammengetroffen, und da er meine Wanderlust kannte, so schlug er mir vor ihn zu begleiten, oder, wenn ich meinen Ausflug nach Persepolis nicht aufgeben wollte, ihn vor meiner Rückkehr nach Teheran in Schuster zu besuchen, indem er mir einen kürzern Weg durch die Bachtiyari-Berge von Schuster nach Teheran bezeichnen werde. Ich hatte oft gewünscht, in das so wenig bekannte und doch so interessante Land der Bachtiyari einzudringen, das durch die Heerzüge Alexanders und seiner Nachfolger, und besonders auch darum so wichtig ist, weil das Land im Süden der großen Kette wahrscheinlich das alte Elam der Schrift bildete, ein mächtiger Staat zu den Zeiten Abrahams, ehe Assyrien und Babylonien ihre große Rolle spielten. Die Gelehrten Europa's haben seit einigen Jahren ihre Aufmerksamkeit hieher gelenkt und den Wunsch ausgedrückt, zu wissen, ob das Land Denkmäler des Alterthums enthalte. Aber die unruhigen Stämme, welche diese Berggegend bewohnen, haben bis jetzt nicht bloß den europäischen Reisenden, sondern auch den eingebornen Persern selbst allen Zutritt verwehrt. Der Umstand, daß der Gouverneur von Isfahan sie mit einer gewaffneten Macht heimsuchen wollte, schien mir eine so günstige Gelegenheit, dieß wilde Land zu untersuchen, daß ich bereitwillig dieß Anerbieten annahm, und versprach ihn in Schuster zu besuchen, sobald ich meine Neugierde in Tachti Dschemschid gestillt haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Geistlicher Einfluß in den englischen Colonien.

(Schluß.)

Wir sind weit entfernt, den Grad von Schuld bei allen diesen Vorfällen bestimmen zu wollen, und theilen nur den Thatbestand mit, daß unter den Laienansiedlern Neuseelands die größte Erbitterung herrscht, daß man das wirklich kopflose Benehmen des Gouverneurs Fitzroy den Einflüsterungen der Missionäre zuschreibt, welche augenscheinlich von der Muttergesellschaft von England (Church Missionary Society) unterstützt sind, daß diese letztern durch ihre Mitglieder, welche im Colonialamt angestellt sind, bisher alle entscheidenden Maaßregeln zu Gunsten der Laienansiedler vereitelt haben, und daß nach der Bekanntmachung des Berichtes der Parlamentscommittee über Neuseeland der Colonialmininister seinem ersten Rathe die Thüre weisen und energische Schritte gegen die bisherigen Intriguen der Missionäre thun muß. Die Colonial-Gazette behandelt ohne Umschweife die Frage: wer wird siegen, Exeter Hall *) oder das Colonialamt?

Man kann sich denken, daß der Kampf ziemlich hitzig ausfallen wird. Fünf Missionsgesellschaften Englands haben zusammen ein Einkommen von etwa 400,000 Pf. St., (nahe an 5 Mill. fl.) Die übrigen zusammengenommen machen immer auch noch ein Paarmalhunderttausend Pfund aus. Dazu kommen noch mehrere andere religiöse Gesellschaften und die Antislavery-Society obendrein. Darüber sagt nun die Colon. Gaz. vom 21 Jan.: „alle diese Gesellschaften sind nicht nur in sich organisirt, sondern auch unzertrennlich unter einander verbunden. Dieselben Personen sind häufig Beamte in einem halben Duzend derselben; ihre Correspondenz erstreckt sich über das ganze Königreich, ihre Abgeordneten versammeln sich jährlich in der Hauptstadt zu derselben Zeit; ihre Zusammenkünfte finden fast alle in Exeter-Hall statt, und da nur Eine Zusammenkunft auf einmal stattfinden kann, so wohnen diesen gewöhnlich die Delegaten aller andern gleichfalls bei. Die Mitglieder dieser Gesellschaften kennen einander, sie stehen einander bei, und die Oberleiter der bedeutendsten Gesellschaften in der Hauptstadt können durch ihren mannichfachen Einfluß jeden Augenblick jeden Zweck, den sie im Auge haben, wesentlich fördern."

Wer es übernimmt, diese Leute anzugreifen, hat also ein schweres Stück Arbeit, denn sie werden sich um so verzweifel-

*) Der Ort, wo die Missionsausschüsse sich versammeln.

ter wehren, als ihre Macht und ihr Einkommen auf der guten Meinung beruht, die das englische Volk von ihnen hat. Kann man ihnen beweisen, daß sie die ungeheuren Geldsummen, über welche sie verfügen, zu selbstsüchtigen Zwecken verwenden, so müssen die Einnahmen von Stunde an abnehmen, und man sollte fast glauben, sie hätten abgenommen, denn, wenn die Col. Gazette über ihre Einkünfte keine neuern Nachrichten mittheilen kann, als vom Jahr 1838, so scheint es fast als ob keine Rechnungen über die Einkünfte seitdem publicirt worden seyen, obgleich, so viel wir wissen, statutenmäßig alle Jahre Rechnung abgelegt werden soll.

In Neuseeland ist nur die Church Missionary Society, diese Tochter der englischen Hochkirche, thätig. Sie gebietet zwar nicht über die bedeutendsten Geldmittel — die Wesleyanische Missionsgesellschaft und die Bibelgesellschaft sind reicher — aber ihre Verbindung mit der Staatskirche macht sie um so mächtiger, und sie wird den offenen oder geheimen Beistand der meisten andern Gesellschaften für sich haben. Anders ist dieß in Westindien, wo die Gesellschaften gespalten sind. Hier wirken die Baptist Missionary Society und London Missionary Society nach Einem Plan, und ihre Bemühungen gehen dahin, sich der Staatskirche zu entledigen und ihre geistliche Herrschaft über die Schwarzen fest zu gründen. Darum sind sie auch der Einwanderung neuer Afrikaner und der Culis entschieden entgegen, wofür sie freilich manche gute Gründe anführen können, denn die Vermehrung der afrikanischen Schwarzen erhält die ganze Masse in größerer Rohheit, und die Einführung von indischen Culis erzeugt Streit und Unfrieden. Die Baptisten behaupten geradezu, die künstliche Beförderung von fremder Einwanderung werde nur einigen Wenigen, aber nicht der großen Masse der Bewohner dieser Colonien zu Gute kommen; ob sie aber unter der großen Masse bloß die Schwarzen verstehen, das sagen sie nicht. Man wirft ihnen vor, daß sie von ihren schwarzen Heerden ganz artige Einkünfte erhöben, die sich zum Theil auf mehrere tausend Pfund Sterling für Einen Missionär beliefen, und ganz ohne Grund scheint die Beschuldigung nicht zu seyn, denn sie sind vor etwa zwei Jahren unter einander in Streit gerathen, und eine „Exposition" eines völligen geistlichen Erpressungssystems ist erschienen, aber alsbald, da die beiden Parteien sich versöhnten, auch möglichst wieder unterdrückt worden, doch nicht so weit, daß nicht einzelne Exemplare sich in unrechte Hände verlaufen hätten. Die Jamaica Times vom 28 Mai vorigen Jahrs hat die Sache im Interesse der Pflanzer, welche, wie natürlich gegen die Baptistenmissionäre erbittert sind, aufgegriffen, einige Mittheilungen aus der „Exposition" gemacht, und ihnen das allerdings verfängliche Dilemma gestellt: entweder sind diese Vorwürfe wahr, und dann muß man die Baptistenmissionäre für eine heuchlerische habsüchtige Secte erklären, oder sie sind unwahr, dann haben ihre Ankläger — die einen wie die andern sind mit Namen genannt — der giftigsten, boshaftesten Verleumdung sich schuldig gemacht, die niemand, und am wenigsten Priester des Evangeliums üben sollten." Das ist wahr, aber wir haben zweierlei dagegen zu erwähnen: erstens scheinen sich die Baptistenmissionäre in Westindien von der Muttergesellschaft, welche ohne die dringendsten Gründe ihre Mitglieder nicht verläugnen kann, so ziemlich durch eigene Einkünfte unabhängig gemacht zu haben, und zweitens scheint es unbillig, das was höchst wahrscheinlich von einigen gesündigt wurde, allen aufzubürden.

Der zweite Vorwurf, den man den Mitgliedern der Baptist- und London Missionary Society macht, hält weit weniger Stich; sie suchen durch alle ihnen zu Gebot stehenden Mittel, wie schon erwähnt die Einführung fremder Arbeiter zu hindern, halten zu dem Ende Versammlungen, richten Petionen an das Colonialamt, hindern durch ihren Einfluß in Sierra Leone, daß von dort keine Arbeiter herüberkommen *) u. dgl., aber sie läugnen dieß auch gar nicht, und ein Hr. Wallbridge, selbst ein Missionär, rechtfertigt sich darüber in einer Guiana Zeitung auf eine sehr würdevolle Weise.

Doch wir wollen unsere Leser mit diesen Einzelnheiten nicht belästigen, und machen nur zum Schluß auf die Bedeutung des Streits aufmerksam, der vor den Augen Englands sich demnächst entspinnen wird; derselbe muß nothwendig weiter reichen, als sein nächster Zweck, die Bestrebungen der Missionäre in einigen Colonien aufzudecken. Die Bewegung ist gegen die Abwege des religiösen Gefühls in England überhaupt gerichtet, und man wird viel salbungsvolle Redensarten zur Vertheidigung sehr weltlicher Interessen zu hören bekommen, während auf der andern Seite manches ehrenwerthe Bestreben aus sehr eigennützigen Gründen wird verdächtigt werden, — ein interessanter Kampf in einem Lande, wo ein Handelsminister aus kirchlichen Skrupeln seine Stellung aufgeben muß.

Chronik der Reisen.

Reisebemerkungen über das südöstliche Rußland.

Zweiter Abschnitt.

Innerhalb der Gränzen des Gouvernements Saratow blieben wir vom 22 bis 31 Julius. Der nördliche Theil des jenseits der Wolga gelegenen Landes ist ein ackerbauendes Flachland, das allenthalben Dammerde und ausgezeichnet reiche Felder, namentlich längs der Flußläufe und an den Ufern der hier ziemlich zahlreichen Schneeseen hat. Ackerbau bildet die Hauptbeschäftigung dieses transwolganischen Landes, und ist um so vortheilhafter, als sich hier manche Bauern finden, die Tausende von Tschetwerts weißen Weizen verkaufen; nur in den Jahren 1839 — 42 wurde das Land von bisher unbekannten Mißernten heimgesucht, in dem vorigen und diesem Jahre aber sind die Ernten reichlich und die Einwohner erholen sich. Auf unserer Fahrt durch das Flachland sahen wir eine Menge blühender, wohlgebauter Dörfer mit einer Bevölkerung von 1000 bis 3000 Seelen und drüber. Die Bewohner dieser Dörfer sind theils alte Einwohner, theils neue Ansiedler, die erstern aber sind viel wohlhabender als die letztern. Jährlich kommen

---

*) Die Port of Spain (Trinidad) Gazette (citirt Shipping Gazette vom 25 Dec. v. J.) gibt hierüber merkwürdige Aufschlüsse.

Tausende von neuen Einwanderern aus den innern Gouvernements von Rußland, wo es an Boden zu fehlen beginnt, hieher und suchen bequeme Ansiedlungsplätze; kaum sieht man an irgend einem andern Ort eine so rasche Entfaltung der Nationalkräfte, eine solche Thätigkeit und ein solches Streben nach Verbesserung.

Im Jahre 1833 sah ich zum erstenmal das ganze transwolganische Land von der Samarischen Krümmung bis zur Achtuba, aber auf dieser ganzen Strecke des Gouvernements Saratow sah man damals noch nicht eine einzige Stadt. Seit dieser Zeit sind hier drei gegründet worden. Hier sah ich vor 11 Jahren das unbedeutende Dorf Metschetnaja am Ufer des großen Irgis; jetzt steht hier die regelmäßig angelegte und ziemlich hübsch gebaute Stadt Nikolajewsk mit 5000 Einwohnern. Die Wahl des Orts ist sehr glücklich: sie liegt im Mittelpunkt des Kreises und lockt die Umwohner durch ihren Handel an; es sind drei Jahrmärkte in der Stadt eingerichtet, auf denen namentlich Ackerbauerzeugnisse zum Verkauf kommen. Nikolajewsk liegt 80 Werste von der Wolga. Der Irgis, an dessen Ufern die Stadt erbaut ist und der in die Wolga mündet, ist tief, allzeit voll Wasser, aber wegen seiner unzähligen Krümmungen zur Schifffahrt nicht wohl tauglich; es sind große Mühlen daran errichtet.

Die Poststraße von Nikolajewsk nach Saratow läuft auf der Wiesen- (östlichen Seite) bis Balakowo, wo man 25 Werst oberhalb Wolsk über die Wolga setzt, und dann auf der Bergseite bis Wolsk. Balakowo, ein sehr bevölkertes und reiches Dorf, gehört jetzt zu den bedeutendsten Flußhäfen im Niederland; während der ganzen Schifffahrtszeit ist hier der Zusammenfluß von Handelsleuten ungewöhnlich groß; ungeheure Vorräthe von Weizen strömen hier zusammen, um stromauf- und abwärts versendet zu werden, und man kann es als ausgemacht ansehen, daß Balakowo in wenigen Jahren mit den benachbarten Städten Chwalinsk und Wolsk sich im Wohlstand gleichstellen wird.

Heftige Winde machten unsere Ueberfahrt über die Wolga bei Balakowo unmöglich, und deßhalb mußten wir unsern Weg auf der Wiesenseite bis nach Saratow fortsetzen. Südlich von dem Unterlauf des Irgis erstreckt sich 80 Werst weit eine Reihe reicher deutscher Colonien hin, theils an der Wolga selbst, theils an den Ufern des großen und kleinen Karaman. Man zählt im Ganzen einundvierzig Colonien, welche vier Districte bilden, von Panin, Jekaterinstadt, Krasny-Jar und Tonkoschur. Nach der achten Revision betrug die Bevölkerung dieser einundvierzig Colonien 17,500 männliche Seelen. In vielen Colonien beklagt man sich über den Mangel guter Ländereien, im allgemeinen kommen jedoch neun Dessjätinen auf die Seele. Zum Getreidebau taugt auch der bessere Boden nur wenig, und darum sind hier die Felder vorzugsweise mit Tabak angepflanzt. Dieser ist von dreierlei Sorten, deutscher, russischer und amerikanischer; man gewinnt von den 1000 mit Tabak angepflanzten Dessjätinen 300,000 Pud. In einigen Colonien hat man mit dem Seidenbau Versuche gemacht, die aber nicht sehr gelungen sind, weil die Maulbeerbäume größtentheils durch die heftige Kälte absterben.

Alle Colonien, die wir sahen, zeichnen sich durch ihre gute Ordnung und den Wohlstand der Einwohner aus. Viele Colonisten haben durch Thätigkeit und Arbeitsamkeit große Capitalien gesammelt und treiben bedeutenden Handel. Die merkwürdigste dieser transwolganischen Colonien ist Jekaterinstadt, sowohl hinsichtlich der Bevölkerung als des Reichthums. Die Colonie Krasny-Jar war die letzte auf dem Wege nach Saratow. Von da führt der Weg auf der flachen Niederung fort, die in der nassen Jahreszeit sehr schlecht zu befahren ist. Die Pokrowskaja Slobota oder das Städtchen Chochlaz liegt im Angesicht von Saratow auf dem salzigen Gebiet des Elton-Sees. Nahe bei dieser Slobode ist die Ueberfahrt über die Wolga nach Saratow, wohin wir am 25 Julius Abends kamen.

Die Stadt Saratow zeigt sich, wenn man von der transwolganischen Seite herkommt, malerisch, wie in einem Panorama. Sie liegt an dem sanftabhängenden rechten Ufer der Wolga, welche hier einige bequeme, tiefe und gefahrlose Flußhäfen bildet. Von drei Seiten ist die Stadt mit Bergen gekrönt, von denen die einen hart an die Stadt anstoßen, die andern bedeutend hinter dieselbe zurücktreten. Diese Berge waren einst das Standlager Pugatscheffs und seiner räuberischen Horden. Gegenwärtig nimmt Saratow in der Nähe der Gouvernementsstädte eine der ehrenvollsten Stellen ein sowohl hinsichtlich der Volkszahl, als der Schönheit der Gebäude und des Reichthums der Einwohner. Ungeheure Capitalien werden von der hiesigen Kaufmannschaft in den Handel und verschiedene Industriezweige gesteckt. Die Lage Saratows begünstigt den Unternehmungsgeist: leicht gelangen hieher die Erzeugnisse der Landstriche an der Kama und im Ural, und werden zugleich mit den Reichthümern des innern Rußlands nach Transkaukasien und Persien, so wie über Dubowka und Katschalin in die Länder am Don abgesetzt; ungeheure Ladungen werden von Saratow aus die Wolga hinab und hinauf versendet. Wenige Städte in Rußland können sich einer solchen Bewegung, einer solchen Thätigkeit, eines solchen Fortschritts zum Bessern rühmen. Die Bürger von Saratow beschränken sich nicht bloß auf die Verschönerung ihrer Stadt, sondern bemühen sich auch den Vortheil des ganzen Landes zu fördern. Als Beweis kann die Gesellschaft dienen, welche sich hier bildete, um eine Pferdeeisenbahn nach der Nikolajewskaja Sloboda der Stadt Kamyschin gegenüber anzulegen — ein Plan, der jetzt der Regierung zur Bestätigung vorliegt, und den Bürgern von Saratow alle Ehre macht. Ja es ist ein noch viel kühnerer Plan entworfen worden, nämlich eine Pferdeeisenbahn von Saratow nach Moskau anzulegen. In dem Project sind die Richtung des Weges, die zur Ausführung unerläßlichen Hülfsmittel, eine Berechnung der Kosten und der wahrscheinlichen Erträgnisse angegeben. Vermuthlich wird dieser Gedanke sich noch weiter entwickeln und vollends heranreifen, wenn das große Werk einer Verbindung der beiden Hauptstädte durch eine Eisenbahn vollendet wird.

Es sind gerade acht Jahre verflossen, seit ich zum letztenmal in Saratow war, und seit dieser Zeit hat die Stadt in ihrem äußern Ansehen sich außerordentlich zum Bessern verändert. Viele neue schöne Gebäude sind aufgeführt worden; im Mittelpunkt der Stadt neben der Kathedrale hat man eine Art Square oder Spaziergang angelegt, die große moskauische Straße ist gepflastert worden, und man macht Anstalt, auch die übrigen Straßen zu pflastern u. s. w. Nur die Gebäude der wohlthätigen Anstalten entsprechen weder dem Reichthum der Stadt, noch den Mitteln, welche den Behörden zu Gebote stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Psalmbuch in ossetischer Sprache. Sjögren berichtete in der k. russischen Akademie über eine von Hrn. Mjeslow gefertigte Uebersetzung des Psalmbuchs in ossetisch-tagaurischer Sprache, welches, wenn noch einige Verbesserungen vorgenommen seyn werden, gedruckt erscheinen soll. (Bulletin des sciences hist. Nr. 32.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 50.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Februar 1845.

Pästum.

(Aus dem Tagebuche eines brittischen Touristen.)

Die Hügel und Ebenen von Nocera und Salerno an bis nach Eboli und Pästum hin sind außerordentlich üppig, und haben mehr sicilianischen als italienischen Charakter: Myrthen und duftende Kräuter sprießen schwellend empor, selbst einige Palmen sahen wir im freien Felde gedeihen, und der Weinstock wucherte mit unglaublicher Ueppigkeit. In Sicilien besonders haben manche Gegenden, vorzüglich um der indianischen Feigenbäume und der Aloestauden willen, ein höchst südliches, fast asiatisches Ansehen, daß man wahrhaftig bisweilen glauben möchte, man befände sich in einem Tropenlande; um Neapel dagegen, des obern Italiens gar nicht zu gedenken, ist der Pflanzenwuchs troz der beispiellosen Ueppigkeit doch schon viel europäischer und wegen der häufigen Wälder, die in Sicilien nicht gedeihen, uns viel heimischer.

Von Eboli bis Pästum findet man außer dem schönen, in einem Waldthale gelegenen Lustschlosse des Königs, La Persana genannt, und einigen andern zerstreuten Häusern, gar keine Ortschaft, ungeachtet die Wiesen und Felder sehr fruchtbar und auch ziemlich angebaut sind. Nachdem wir am alten Silarus angelangt waren, ließen wir hier den Wagen stehen und begaben uns zu Fuße nach den noch fünf Miglien entfernten Ruinen. Die Luft soll sehr ungesund seyn, wenigstens versicherten uns die Landleute, daß im August und September, wer nicht krank werden wolle, sich davon machen müsse; es muß dieß, wie in der Campagna von Rom, eine Folge der Uncultur seyn, denn die alten Posidoniaten würden sich doch nicht ein Pestland für ihre Pflanzstadt ausgesucht haben.

Endlich traten wir zum alten verfallenen Stadtthor von Pästum ein; rechts an demselben befinden sich noch Substructionen einer Bastion oder eines Castells; auf diese stellten wir uns und überschauten den ganzen sehr sichtbaren Umfang der Stadt und der prächtigsten Ruinen, die wir wohl aus dem Alterthum besitzen. Die Lage dieser griechischen Pflanzstadt war wunderschön. Unfern dem Meere zieht sich, hinter ihrem Rücken, eine herrliche grüne Bergkette, der Alburnus ehedem genannt, rings herum, jedoch im Nordwesten eine Lücke offen lassend, durch welche sich die Ebene weiter hin am Meere bis an den Silarus erstreckt. Von der Stadt an lehnen sich am Fuße des Alburnus hinauf die lieblichsten Matten, auf welchen das Auge mit Entzücken ruht; an der andern Seite der Stadt, südwestlich, fließt ein kleiner Bach salzigen Wassers, vielleicht derselbe, welcher die Stadt ungesund machte, indem er Sümpfe bildete. Die Hirten nennen ihn den Ziegenfluß, weil hier gewöhnlich eine große Menge dieser Thiere weiden, denn wir sahen fast die ganze Stadtmauer der Posidoniaten von ihnen bedeckt, auf welcher sie gierig die zwischen den Quadern hervorsprießenden Kräuter verzehrten. Die ganze Gegend hat ein ächt idyllisches Ansehen, auf den dichtbelaubten Bäumen schlagen zahllose Cicaden mit ungeheurem Geschmetter, so daß sie das Ohr fast betäuben.

Die beiden Tempel sammt der sogenannten Basilica liegen alle in einer Linie parallel nebeneinander und sind durch Beschreibungen und Zeichnungen allen Freunden des Alterthums so bekannt, daß es überflüssig wäre, andere hier wiederholen zu wollen. Indeß eine, so viel ich weiß, nicht genug bekannte Sonderbarkeit des kleinen Cerestempels sind grabförmige, längliche Oeffnungen, die an der Cella hin liegen. Die Kraft der Jahrhunderte hat furchtbar an diesem Tempel genagt. Den des Neptun, dessen Riesensäulen seit Jahrtausenden mit unbesiegbarer Kraft die ungeheuren Steinblöcke der Architraven stützen, hält man mit Recht für das schönste antike Gebäude der Welt. Unglaublich ist die Wirkung seiner einfachen Erhabenheit und Majestät, und nie hat jemals der äußere Anblick eines neueren Gebäudes einen so unbegreiflichen Eindruck auf uns gemacht, wie dieses unsterbliche Denkmal der griechischen Kunst.

Lange konnten wir uns nicht von diesen schweigenden Bildern der Ewigkeit, den einsamen Fluren, auf welchen nun keine pästanischen Rosen mehr blühen, und dem in naher Ferne mit den herrlichsten Farben aufrollenden Meere trennen; dann endlich zogen wir an den Silarus zurück, wo wir unsern Wagen fanden, der uns wohlbehalten nach Eboli brachte, obschon man sonst immer behauptet, die Gegend sey etwas unsicher.

Erheitert durch den außerordentlichen Genuß des Tages vollbrachten wir die Nacht bei unsern ehrlichen Wirthsleuten in Eboli sehr vergnügt in Gesellschaft einiger Neapolitaner, die nach Calabrien zu gehen im Begriff waren.

Schilderungen aus Persien.

2. Ispahan. — Reise nach Persepolis.

(Fortsetzung.)

Am 1 Januar 1841 um Mittag verließ ich Isfahan und schlug den Weg nach Süden auf der Straße von Schiras ein. Mein liebenswürdiger Freund Boré begleitete mich bis über den hügeligen Strich von Hezar derre (tausend Thore?) hinaus, dem Schauplatz mancher Ritterthat des Helden Rustem nach der persischen Sage. Die Ruinen seines Palastes zeigt man noch heutigen Tags auf dem Gipfel eines hohen steilen Berges gegen Westen. Im verflossenen Frühjahr hatten mein Freund und ich diese rauhen Höhen erstiegen und die Ruinen besucht, die aus mehreren Zimmern bestehen, deren Wände aber zum Theil eingestürzt sind. Das Gebäude ist im neuern Styl der persischen Architektur mit spitzbogigen Fenstern und Thüren erbaut. Die Wände und Decken sind mit weißem Stuk bedeckt, und die Mauerecken so gut erhalten, daß wir bis oben hinaufstiegen, um über die vor uns ausgebreitete Ebene von Isfahan einen desto besseren Ueberblick zu erhalten. Mit Ausnahme des Gurganthals und der Turkomanenebene vom Elbrus herab, erinnere ich mich nicht, je ein prächtigeres Panorama, als das von Kala Rustem aus gesehen zu haben. Der Zoyende-Rud verfolgte seinen mäandrischen Lauf von Westen her durch grüne Felder und zahlreiche Dörfer der fruchtbaren Districte Lindschan und Marbin, während wir zugleich von unserm erhöhten Standpunkte aus den ganzen Umfang von Isfahan mit seinen Palästen, Gärten, Minarets, Kuppeln, Taubenthürmen, Wäldchen, Brücken u. s. w. in lyrischer Unordnung zerstreut überblickten. Bergketten in phantastischen Gruppen durchziehen den Hintergrund in verschiedenen Richtungen und mannichfachen Entfernungen, so daß man die Perspective sehr gut beurtheilen kann. Wenn wir, um dem Nationalstolz zu schmeicheln, den Persern beistimmen, daß die fraglichen Ruinen einst der Aufenthalt ihres Lieblingshelden waren, dann kann ich nur hinzufügen, daß Rustems Geschmack seiner Tapferkeit keine Schande machte, denn in der ganzen Nachbarschaft von Isfahan ist kein Fleck, von wo aus man das Land besser überschauen könnte.

An der Südwestseite desselben Berges sind einige natürliche Felsenhöhlen, Dschesme Multan genannt, wo die alten Gebern ihre Todten begraben haben sollen. Hier sind die Ueberreste einiger sehr niedrigen Gebäude, augenscheinlich zur Aufnahme der Todten bestimmt. Eine früher nie bemerkte Eigenthümlichkeit ist die, daß das Cement, welches die Steine unter sich verband, aus Lumpen bestand. Auch fand ich einige calcinirte Knochen in den Gebäuden, was es sehr unwahrscheinlich macht, daß letztere je den alten Gebern gehörten, denn diese verbrannten niemals ihre Todten. Es wäre eine Gottlosigkeit gewesen, das durch das Feuer repräsentirte reine Wesen von Ormuz durch die Berührung mit etwas Unreinem zu entheiligen; denn für unrein galten frische Leichen bei dem Zendvolk, wie bei den Hebräern, wie denn überhaupt das mosaische Gesetz mit der Lehre Zoroasters mannichfach übereinstimmt. Wäre es nicht möglich, daß die Tschesme (Quellen) Multan den Hindus beizumessen sind, welche in früherer Zeit einen bedeutenden Landhandel von Indien aus über Multan, welches ihr Niederlagsort war, nach Persien trieben? Diese Kaufleute waren in Isfahan ansässig und hießen Multani.

Ich kam nach Mayar, der ersten Station von Isfahan aus, um 6 Uhr Abends, nachdem ich acht Farsangs (etwas über 6 deutsche Meilen) in scharfem Trabe zurückgelegt hatte. Da ich am nächsten Tage Jezde-hast zu erreichen wünschte, verließ ich Mayar bei Nacht, auf welchem Wege ein glänzendes Feuerwerk am Himmel mich einige Zeit unterhielt. Der Himmel war prächtig klar, die Sterne schienen glänzend, Sternschnuppen waren sehr zahlreich und ließen, wie sie in krummer Linie längs dem Firmament hinschossen, einen leuchtenden Streif hinter sich; ein besonders glänzendes Meteor zerbarst in der Luft und streute nach allen Seiten seine glänzenden Funken aus. Ich weiß nicht, ob dieß meteorologische Phänomen von irgend jemand näher beobachtet wurde; es trat in der Nacht vom 1 auf den 2 Januar zwischen 2 und 3 Uhr Morgens ein.

Die Entfernung von Mayar nach Kumyscheh beträgt 5½ bis 6 Farsangs, der Weg ist ziemlich eben, führt aber neben einer im Westen fortlaufenden Bergkette hin, während das östlich sich ausbreitende Land nur hie und da von einzelnen, niedrigen Hügeln unterbrochen ist. Kumyscheh liegt am Südende einer mehrere Farsangen langen Ebene, auf der einige Dörfer sich befinden und viel Boden umgebrochen ist. Die Stadt ist zu einem kleinen befestigten Platz zusammengeschwunden, der von einer hohen, wohl erhaltenen und von Bastionen flankirten Mauer umgeben ist; aber Kumyscheh muß in früherer Zeit eine sehr bedeutende Stadt gewesen seyn, denn die umherliegenden Ruinen sind sehr weitläufig. Die Spuren einer Menge alter Wasserleitungen beweisen gleichfalls, daß die Nachbarschaft einst sehr wohl bevölkert gewesen.

Unsere Richtung von Kumyscheh nach Jezde-hast lag südsüdöstlich, und führte fast durchaus durch ein zwei bis drei Farsangen breites Thal zwischen zwei niedern Bergketten hin; hinter der westlichen aber erhob sich eine zweite, hohe und mit Schnee bedeckte Kette, die Bachtiyari-Berge, oder wie ich sie später nennen werde, die Ardekan-Kette. Zu Masud-Bey, einem netten Dorfe, 4 Farsangs von Kumyscheh, wechselte ich die Pferde, da ich nach Jezde-hast noch volle sechs Farsangs zurückzulegen hatte. Auf der Ebene zwischen Masud-Bey und Kumyscheh fand im Frühjahr 1835 ein Gefecht zwischen den Truppen des jetzt regierenden Schah und denen seines Oheims des Firman Firmai (Generalgouverneurs) von Fars statt.

Als Mohammed Schah die Zügel der Regierung in der Kadscharenhauptstadt Teheran ergriffen hatte, fand er es nöthig, die südlichen Provinzen des Königreichs zu unterwerfen, wo seine zwei Oheime Hussein Ali Mirza, der Firman Firmai,

und Hassan Ali Mirza, Gouverneur von Kerman, sein Recht auf die persische Krone nicht anerkennen wollten und sich rüsteten, ihm mit Waffengewalt entgegenzutreten. Auf der Seite des Königs war sein Stiefbruder, Firuz Mirza, dem Namen nach zum Gouverneur von Fars ernannt, während die wirkliche Gewalt in den Händen Manutscheher Chans lag. Während die königlichen Truppen gegen Süden zogen, hatte Hassan Ali Mirza, der an der Spitze einer kleinen Armee die Ansprüche seines ältern Bruders aufrecht erhalten wollte, Schiras verlassen und eilte auf Isfahan zu. Da die Bewohner der letztern Stadt von der Geistlichkeit und einem der Minister des verstorbenen Schah aufgereizt, dem jungen König feindlich gesinnt waren, so wurde es von Wichtigkeit, Hassan Ali Mirza nicht nach Isfahan kommen zu lassen, was doch um ein Haar breit geschehen wäre.

Beide Armeen hatten das Thal von Kumpscheh betreten, ohne zu wissen, daß sie einander so nahe seyen. Die Rebellen hatten die obere Straße längs dem Fuße der westlichen Kette oder des Kohi Tangun eingeschlagen, während die Truppen des Schah dem Saum der östlichen Kette oder des Kohi Dumbula folgten. Obgleich beide Lager nicht über drei oder vier Farsangs auseinander waren, so lag doch ein so dichter Nebel auf der Gegend, daß sie einander nicht sahen. Hassan Ali Mirza war den königlichen Truppen voraus, näher als sie bei Kumpscheh, als ein unvorsichtiger, in seinem Lager abgefeuerter Schuß den Verdacht der Gegenpartei weckte. Ein weibliches Ohr war es, das zuerst den durch den dichten Nebel undeutlichen Ton vernahm und Lärm machte. Diese Frau war eine Armenierin, die Gattin eines englischen Officiers, der damals unter den Truppen des Schahs diente; obwohl von sehr kleiner Gestalt, besaß sie doch großen persönlichen Muth und war eine furchtlose Reiterin. Der Schuß war auf Befehl Hassan Ali Mirza's abgefeuert worden, um die Einwohner von Kumpscheh, die gleichfalls für seine Sache gewonnen waren und nur seine Ankunft erwarteten um ihm die Thore zu öffnen, von seiner Annäherung in Kenntniß zu setzen. Geeignete Maaßregeln wurden sogleich von dem die königlichen Truppen commandirenden Sir Henry Bethune (General Lindsey oder Lindschi, wie ihn die Perser nannten) ergriffen, um den Feind zu überfallen, und diese wurden auch so wirksam ausgeführt, daß die Rebellentruppen bald geschlagen waren. Es erfolgte ein allgemeines sauve qui peut, und Hassan Ali Mirza war unter den ersten, die nach den Bergen flohen.

(Schluß folgt.)

Botta's Entdeckungen in Ninive.

Das Athenäum vom 1 Februar theilt nach den Malta Times Nachstehendes als die bis jetzt bekannten Resultate der Nachforschungen Botta's mit: „Fünfzehn Zimmer, darunter einige über 100 Fuß lang und augenscheinlich Theile eines prächtigen Palastes, wurden eröffnet. Die Mauern sind völlig bedeckt mit Inschriften und Sculpturen, und die letztern, fast ohne Ausnahme, historisch. Sie stellen Gegenstände von hohem Interesse, Belagerungen, Seefahrten, Triumphe, Zweikämpfe u. s. w., dar. Die Inschriften sind von keilförmiger Art und so lang, daß alle bis jetzt bekannten Keilinschriften zusammengenommen ihnen nicht gleichkommen. Sie gleichen denjenigen sehr, welche man in den mittlern Columnen der Inschriften von Persepolis, Hamadan und Bisutun, so wie in den frühern Inschriften von Wan findet. Jede Wand hat zwei Reihen Sculpturen, eine über der andern, und die Inschriften, gewöhnlich 20 Linien, befinden sich dazwischen. Häufig aber sieht man sie auch auf den Kleidern der Figuren oder auf Städten und andern Gegenständen in den Basreliefs. Es leidet deßhalb keinen Zweifel, daß sie eine Beschreibung der geschilderten Ereignisse und die Namen der vornehmsten handelnden Personen enthalten, kurz daß sie ein Theil der Reichsannalen sind. Wir haben bisher nur die Mannichfaltigkeit der dargestellten Gegenstände erwähnt, aber der Geist und die Schönheit der Ausführung erregen das größte Erstaunen und eröffnen den Vermuthungen das weiteste Feld. Dennoch ist es gewiß, daß sie keine Spuren griechischer Kunst verrathen. Während sie wahrscheinlich mit manchen der ältesten Sculpturen Aegyptens gleichzeitig sind, lassen sie doch die steifen, schlecht proportionirten Figuren auf den Denkmälern der Pharaonen weit hinter sich zurück. Sie zeigen eine große Kenntniß der Anatomie des Menschen, eine merkwürdige Auffassung des Charakters und eine wunderbare Kraft in den Umrissen und der allgemeinen Ausführung, kurz die große Kluft, welche eine barbarische von einer civilisirten Kunst trennt, ist überschritten. Obwohl die Zierrathen, Gewänder, Kriegswerkzeuge u. dgl. mit einer außerordentlichen Genauigkeit ausgeführt sind, so schwächen sie doch nicht den Eindruck des Ganzen und machen die Figuren nicht schwerfällig. Eben so merkwürdig ist die Zierlichkeit der Formen aller Nebengegenstände, wie Stühle, Tische, Ohrringe, Bracelette u. dgl., welche den Erzeugnissen der besten Zeit der griechischen Kunst nicht nachstehen. Die allgemeine Ausführung zeigt allerdings Fehler, so z. B. wiederholt sich die Nichtachtung der relativen Verhältnisse der Figuren, auch ist es einleuchtend, daß verschiedene Hände daran gearbeitet haben.

Chronik der Reisen.

Reisebemerkungen über das südöstliche Rußland.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 29 Julius Morgens verließen wir die Stadt, fuhren etwa 15 Werst weit auf der astrachanischen Straße fort und wandten uns dann rechts gerade hinein in die fruchtbaren Ebenen des Kreises von Atkar. Siebzig Werst von der Wolga ist eine ziemlich bedeutende Erhebung, welche gegen Westen abfällt und die Wasserscheide zwischen Don und Wolga bildet. Die Medwiediza, ein Zufluß des Don, durchläuft die ganze Länge des atkarischen Kreises von Norden nach Süden; im Frühjahr ist sie schiffbar und es wird Getreide auf derselben verschifft. Nach der Ueberfahrt über die Medwiediza hielten wir in Balanda, einem reichen Handelsdorfe des Grafen Scheremetjeff, wo zwei viel besuchte Jahrmärkte gehalten werden. Eben so bedeutend ist das auf dem Wege nach Balaschoff gelegene Gut des Fürsten Naryschkin; hier weiden ungeheure Heerden auf den Steppen, und die Aufsicht über die Schafe und die Hirten ist einem erfahrenen fremden Schafzüchter anvertraut; alle zu diesem Besitzthum gehörigen Dörfer zeichnen sich durch Wohlhabenheit aus.

Der Kreis Balaschoff wird von dem Fluß Choper bewässert, der an der Stadt Balaschoff ein etwa 5 Werst breites Thal bildet, das im Frühjahr überschwemmt und im Sommer fast ein Sumpf ist. Die Stadt Balaschoff liegt auf dem linken hohen Ufer des Choper, welcher malerisch die Stadt von zwei Seiten umgibt; sie zählt gegen 4200 Einwohner, worunter viele ziemlich vermögliche Kaufleute, ist schön und regelmäßig gebaut mit breiten geraden Straßen und zwei freien Plätzen, auf denen jährlich dreimal großer Markt gehalten wird. Balaschoff liegt 30 Werst von der Gränze des Gouvernements Woronesh, wohin wir am 31 Julius Morgens aufbrachen. Abends trafen wir in Nowochopersk ein.

Diese Stadt wurde im Jahre 1710 von Peter dem Großen zum Schutz der südöstlichen Gränzen gegen die Einfälle der Steppennomaden gegründet, auf der Höhe des rechten Choper-Ufers, von wo man eine weite Uebersicht über das unabsehbare einst öde, jetzt aber angebaute und bewohnte Flachland hat. Der Festungswall ist noch jetzt erhalten und dient noch der Stadt gleichsam als Kreml. Bei der Errichtung der Statthalterschaft Woronesh im Jahre 1779 wurde Nowochopersk zur Stadt erhoben, hat aber darum nicht an Bevölkerung gewonnen, und zählt jetzt noch nicht mehr als 3500 Seelen. Noch weniger bemerkt man eine Entwicklung von eigentlich städtischem Leben; der Handel ist null, Fabriken gibt es keine und die Kaufleute sind im Grunde nur Krämer. Indeß ist diese Armuth keine Folge seiner natürlichen Lage, diese ist vielmehr ziemlich günstig. Die Stadt liegt am Vereinigungspunkt zweier großen Straßen, der von Saratow und von Astrachan, an einem schiffbaren Flusse, in der Nähe des bedeutenden Jahrmarkts von Uriupin, hat also hinreichend Gelegenheit zum leichten Absatz ihrer Erzeugnisse; außerdem hat sie ein bedeutendes Gebiet fruchtbaren Landes, sowohl Ackerland als Wiesen, und selbst nicht unbedeutende Striche Wald, das hier ein theures Bedürfniß ist. Bei diesen Hülfsmitteln könnte die Stadt leicht sich heben und die Bewohner zu einem gedeihlichen Wohlstande gelangen, aber leider sind die Bürger selbst an der Armuth ihrer Stadt schuld, ein Umstand, der einige Aufklärung bedarf.

Die Kaufmannschaft und die Bürgerschaft der Stadt bilden zwei feindliche Lager, die Alt- und die Neuansässigen. Die letztern sind zahlreicher, denn man zählt ihrer gegen 2000, der Altansässigen sind nicht über 1300, aber sie haben Rechte und Privilegien, die sie sich mit der Zeit aneigneten und auch durch Regierungsverordnungen bestätigt erhielten. Im Jahre 1780 wurden der Stadt von Seite der Regierung 4188 Dessjätinen Ackerland, Wiesen und Wald zugetheilt; damals befanden sich an Kaufleuten und Kleinbürgern nur 144 Familien in der Stadt, denen diese Ländereien als gemeinsames Eigenthum überlassen wurden, also keinem Bürger ausschließlich und besonders. Dieß konnte auch nicht anders seyn, denn alle Stadtbewohner, Alt- und Neuansässige, haben nur Einen Gemeinderath, aber alle städtischen Leistungen gemeinsam wie die Kron- und Stadtsteuern zu tragen. Bei dieser Gleichheit der Verpflichtungen fällt die Ungleichheit der Rechte um so schwerer. Die Altansässigen, d. h. die Nachkommen der ersten Bewohner von Nowochopersk, haben das der Stadt zugetheilte Land, Ackerland, Wiesen und Wald nebst Fischerei u. dgl., allein im Besitz. Aus dieser für die Neuansässigen so nachtheiligen Ungleichheit entspringen Streitigkeiten aller Art und nicht selten ruinirende Processe. Bei der Wahl der städtischen Behörden bilden sich Parteien, die Altansässigen suchen die Ihrigen in die besten Stellen hineinzubringen, schützen als Richter diese und bedrücken die Neuansässigen, was diese aus Rache dann gleichfalls thun. So herrscht Unordnung in der Verwaltung und Ungerechtigkeit im Gericht; unter diesen Verhältnissen bringt auch das städtische Eigenthum dem Gemeinwesen keinen Nutzen und die nothwendigsten Verbesserungen unterbleiben.

Die so unfriedlichen und feindlich gesinnten Einwohner von Nowochopersk haben doch ein sie verbindendes Gefühl, das religiöse. Erfreulich war es am 1 August die feierliche Ceremonie der Wasserweihe zu sehen; ungeheure Volkshaufen zogen mit den heiligen Bildern und Fahnen hinaus; das ganze Ufer des Choper und die Höhen über dem Fluß waren von Betenden besetzt. Ein Beweis ihrer Frömmigkeit und Einmüthigkeit in Sachen des Glaubens ist auch die Errichtung einer neuen prächtigen Kirche in der Stadt. Alt- und Neuansässige wirken gleich eifrig zum Bau dieser Kirche zusammen, welche bis auf die Einweihung fertig ist und einer weit reichern Stadt als Nowochopersk zur Zierde dienen könnte.

Der Kreis von Nowochopersk, der allenthalben fruchtbar, reich an vortrefflichem Ackerland, Weiden und Wiesen ist und zur Pferde-, Hornvieh- und Schafzucht taugt, besteht fast zur Hälfte aus Kron- und adeligen Ländereien. Unter den letztern ist die bedeutendste der Ausdehnung nach die sogenannte Schemäkin'sche Steppe, welche von der Gränze von Saratow an durch die ganze Breite des Kreises zieht. Als wir aus dem Gebiet von Nowochopersk heraus waren, kamen wir durch die Krasnaja Sloboda (rothe Slobode), ein reiches Handelsdorf mit einem prächtigen, dem General Rajewski gehörigen Herrenhause. Bei der Station Jeslanskoje Koljeno wandten wir von der Saratowischen Straße ab und fuhren auf einem Vicinalweg nach Bobrow.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Umfassende Anwendung der elektrischen Telegraphen. Bis jetzt hat man die Telegraphen nur für einzelne kurze Sätze benützt, da die Behandlung etwas umständlicher war, hierin muß aber jetzt eine starke Vereinfachung getroffen seyn, denn kürzlich wurde in England der Versuch gemacht die Thronrede auf diese Weise mitzutheilen; die Shipping Gazette vom 5 Februar meldet, daß man in Gegenwart der vornehmsten Behörden der Portsmouther Werfte die Rede zu Gosport vermittelst der elektrischen Telegraphen mitgetheilt erhielt. Die Rede umfaßte etwa 3600 Buchstaben und die Mittheilung nahm gegen zwei Stunden ein, indem während einer Minute etwa 30 Buchstaben bezeichnet wurden. Die Entfernung ist 88 englische Meilen. Der Telegraph wird alsbald von der Admiralität, die ihn errichtete, für Regierungszwecke in Thätigkeit gesetzt werden.

*

Vermehrung der dänischen Mission in Grönland. Die Berlingske Tidende vom 25 Januar theilt eine k. Verordnung mit, wonach die Verhältnisse der Missionäre in Grönland festgesetzt und verbessert werden. Sie erhalten außer Proviant, Brennmaterial und Licht jährlich 600 Rbd., bleiben acht Jahre lang dort und empfangen nach ihrer Rückkehr bis zu einer weitern Anstellung ein Wartgeld von 200 Rbd. Ebenso ist für ihre Hin- und Herreise genügende Vorsorge getroffen und dadurch der Bestand der Mission gesichert worden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 51.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Februar 1845.

Einige Merkwürdigkeiten Westgriechenlands.

Es war an einem herrlichen Frühsommermorgen des Jahres 1836, als das königliche Dampfschiff „Otto" uns im Hafen von Navarin aufnahm, um uns nach dem alten Patras zu bringen. So schnell auch unser Schiff die blauen Wellen durchschneiden mochte, hatten wir doch Zeit genug, linker Hand der mit vielen Tausenden wilder Oelbäume übersäeten, sonst aber wüst liegenden Insel Prote (Πρώτη), deren im Winter so überaus üppige und dann von zahllosen Heerden jeder Gattung überschwemmte Weiden jetzt bereits von den sengenden Sonnenstrahlen des scheidenden Mai verdorrt erschienen, und rechter Hand den durch den rühmlichst bekannten Fleiß der Einwohner von Gargagliano (Platamodes) und Philiatra (Erane) zu einem irdischen Paradiese umgeschaffenen Umgebungen der genannten beiden volkreichen Flecken unsere Bewunderung zu zollen; Olivenwälder, Wein- und Korinthengärten in lieblichem Wechsel, letztere von bunt blühenden Bäumen und Gewächsen der Tropenländer eingefaßt, und hin und wieder eine alte verfallene Capelle mit einer tausendjährigen Eiche oder einer riesenhaften schlanken Cypresse daneben als Schutzpatronin in sich schließend, überraschen die Küste entlang wohlthuend das Auge des Beschauers und stimmen das Gemüth zu inniger Freude. Eine Stunde jenseits Philiatra, wo sich die Feldmarken dieses rührigen Städtchens von denen des alten Cyparissos und jetzigen Cyparissia in der Eparchie Triphylia scheiden, wird die Gegend schon öder, denn es mangelt der Kunstfleiß der Bewohner: mannsdicke, wilde Oelbäume, Oleandersträuche in der schönsten Blüthe stehend und in dichten Gruppen an einem die Küste entlang laufenden Graben oder kleinen Bache sich hinziehend, mittelländische Halde, ebenfalls ein schöner Zierstrauch, wenn auch den Forsten verderblich, hier die Höhe von 10 Fuß und darüber erreichend und einen förmlichen Stamm bildend, immergrüne Myrthen und andere dergleichen Sträuche bieten zwei Stunden Wegs auf ebenem Terrain die einzige, jedoch nicht unangenehme Abwechslung in seltsamem Contraste mit den im Hintergrunde auftauchenden und bereits zwei Stunden hinter Cyparissos beginnenden schroffen Felsenwänden der arkadischen Gebirge. Bei dieser malerisch sich nach der See zu herabsinkenden, jetzt zwar erst wieder aus Schutt und Trümmern erstandenen Stadt mit unfleißigen, aber desto mehr politisirenden und intriguirenden Einwohnern, sieht man wieder einige Spuren von Cultur, jedoch bei weitem in keinem Verhältnisse stehend zu der Menge der Einwohner und der ihnen zu Gebote stehenden Hülfsmittel. Etwa eine Stunde östlich von der Stadt gewahrt man das dunkle Grün zwei schöner Cypressenbestände, von den Türken mit Mühe angelegt und gepflegt, von den Griechen aber, den Feinden alles Schönen und Nützlichen, von Jahr zu Jahr mehr verwüstet. Zwei Stunden jenseits Kyparissia, wo der Oelwald aufhört, beginnen hart am Meere entlang die aus Pinien verschiedener Gattungen gemischten Waldpartien, und erstrecken sich fast ohne Unterbrechung bis tief in Elis hinein noch bis jenseits des Alpheus, auch die ganze Eparchie von Olympia bedeckend. Diese gesammte Waldgegend ist Hügelland, das zu immer höhern Regionen sich erhebt, je mehr es sich vom Meere und namentlich von den Ufern des Alpheus in nördlicher Ausdehnung entfernt, beobachtet jedoch keinen regelmäßigen Zug, sondern breitet seine Aeste nach allen Himmelsgegenden aus, bildet scharfe Risse und Schluchten, und erscheint an vielen Stellen sogar gänzlich unzugänglich. Da unser Schiff sich bisher immer ziemlich nahe an der Küste gehalten hatte, so konnten wir alles deutlich beobachten, und sahen denn auch da, wo der Alpheus ins jonische Meer einmündet, drei ziemlich große Kauffahrer mit dem Laden von Schiffbauholz beschäftigt, welches an den südlichen und nördlichen Ufern des Alpheus in Masse und vortrefflich gewonnen wird und auf diesem Flusse, dem einzigen bisher floßbaren in Griechenland, bis ans Meer transportirt wird. Von Pyrgos aus, der jetzigen Hauptstadt der Eparchie Elis, steuerten wir mehr nach Nordwest zur Erleichterung der Umschiffung des Caps Papa; auch wurden die Uferpartien von Pyrgos an ziemlich flach und langweilig, und wir büßten deßhalb wenig ein; später jedoch, als die Gegend wieder interessanter wurde, brach die Nacht herein, wo es dann mit den Aussichten vollends ein Ende

hatte. Um 1 Uhr nach Mitternacht warfen wir auf der Rhede von Patras Anker, denn leider entbehrt diese Stadt eines ordentlichen und sichern Hafens. Da täglich kleine Transportschiffe von hier nach Mesolonghi segeln, so mietheten wir uns sogleich, nachdem es Tag geworden, zwei Plätze zur Ueberfahrt dorthin, hatten jedoch noch Zeit genug, erstere Stadt flüchtig in Augenschein zu nehmen und zugleich für einige Erfrischungen zu sorgen. Die neue Patrá, eine Fortsetzung der alten im Freiheitskampfe gänzlich zerstörten, gleichnamigen Stadt, wird von ungefähr 10,000 Menschen bewohnt (nach dem neuen Stadtplane wird sie über 100,000 fassen können) und ist — eine große Seltenheit in Griechenland — regelmäßig gebaut, wird auch in Schönheit und Ansehnlichkeit der Gebäude sogar Athen in nicht gar ferner Zeit einholen, denn der Handel, so weit es der auf demselben lastende Druck überhaupt gestattet, dieser Stadt mit den handeltreibenden Nationen Europa's ist blühend zu nennen, und man findet dort viele sehr reiche Kaufleute; der sehr stark betriebene Korinthenbau in der Provinz Achaia, den ganzen Meerbusen hinunter bis Corinth, möchte wohl die Hauptquelle dieser Reichthümer und des Handels seyn; doch auch die Balanen, die Frucht der Knopperneiche, bieten einen nicht unbeträchtlichen Ausfuhrartikel dar und bringen der Stadt vieles Geld ein, zumal sie in der Eparchie selbst gewonnen werden.

(Schluß folgt.)

Schilderungen aus Persien.

2. Isfahan. — Reise nach Persepolis.

(Schluß.)

Das Thal von Kumpscheh hat eine bedeutende Anzahl Dörfer, und auf dem rechten Ufer des durchfließenden Baches wohl angebaute Felder, aber die Ostseite ist meist eine unfruchtbare Ebene. Ich sammelte hier das Gummi einer harzhaltigen Pflanze, das noch in Form von verhärteten Tropfen am Stamme klebte. Dieß ist die Ammoniakgummi-Pflanze, die auf der Ebene in Menge wächst. Ich sammelte davon, obwohl sie eben dürr war, eine gute Anzahl und schickte sie an meinen Freund, Hrn. von Fischer, den Director des botanischen Gartens in Petersburg.

Aminabad und die Ruinen von Gudeghil hinter uns lassend, kamen wir kurz vor Sonnenuntergang zu Jezde-hast an, und wurden in die Thore dieses eigenthümlichen Forts durch eine niedergelassene Zugbrücke eingelassen. Jezde-hast liegt auf dem Gipfel eines einzelnen Felsen, der sich in einem schmalen Thale mit fast senkrechten Wänden erhebt. Ein steiler Weg führt an das Ufer, von dem man aber noch durch einen gähnenden Schlund getrennt ist, über den die Einwohner eine Zugbrücke herabrollen lassen. Das Fort hat zwei Reihen zweistöckiger, durch eine schmale Straße getrennter Häuser. Man führte mich in ein altes Gebäude, an dessen Stelle der Sage nach einst ein Tempel stand, und wies mir einige Säulenstümpfe, es war aber so dunkel geworden und ich fühlte mich überdieß von der Tagesreise so ermüdet, daß ich dem Ort wenig Aufmerksamkeit schenkte. Jezde-hast reicht ohne Zweifel über die arabische Eroberung hinaus, und den altpersischen Ursprung verräth schon der Name, indem das Zendwort „Jezde-hast," durch „Gott wollte es" erklärt wird.

Ich fand die Einwohner ziemlich unverschämt und räuberisch, vermuthlich weil sie sich in ihrer Veste sicherer fühlen als ihre Nachbarn und den Behörden mit mehr Zuversicht Troß bieten können. Man zeigte mir die Stelle, von wo die Einwohner im vorigen Jahrhundert eine sehr summarische Justiz an Zeki-Chan, dem Bruder Kerim Chan Zends, geübt hatten. Unähnlich seinem Bruder, der Persien nach dem Tode Schah Nadirs unter dem Titel eines Wekil regierte, und sich durch Menschlichkeit und Wohlwollen auszeichnete, war Zeki Chan grausam und tyrannisch. Unzufrieden über die Bewohner von Jezde-hast, welche die Bezahlung einer Abgabe, die er ihnen aufzwingen wollte, verweigerten, ließ er mehrere ihrer angesehensten Männer die steilen Felsen des Schlosses in seiner Gegenwart hinabstürzen. Diese barbarische That erbitterte die übrigen so sehr, daß sie den Wütherich angriffen und über ihn dieselbe Strafe verhängten, indem sie ihn aus dem Fenster seines Zimmers, von wo man den Abgrund übersehen kann, hinabstürzten.

In der Nacht konnte ich nur wenig schlafen, weil mir alle die schwarzen blutigen Thaten, die innerhalb dieser Mauern verübt worden waren, im Kopfe herumgingen, und ich stand Morgens auf, ohne mich gestärkt zu fühlen. Während die Pferde in Bereitschaft gesetzt wurden, stieg ich den steilen Berg hinab, um am Fuße desselben die zahlreichen Höhlen in dem Felsen, auf welchem Jezde-hast ruht, zu untersuchen. Sie sind zum Theil das Werk der Natur, aber von Menschenhand erweitert und geräumig genug, um die Schafheerden der Einwohner, sowie die Kamele, Pferde und Maulthiere der Karawanen, welche in der Nacht hier halten, aufzunehmen. Einige sind in Dukans oder Buden umgestaltet.

An diesem Tage, den 3 Januar, machte ich 15 Farsangs und kam durch Schulgestan, Abadeh und Surmeh, indem ich jetzt die niedere oder Winterstraße etwas östlich von der Sommerstraße nach Schiras einhielt. Das Land wurde, je weiter ich kam, minder unfruchtbar, als um Jezde-hast. Abadeh, obwohl von einigen Ruinen und verlassenen Gärten umgeben, behält noch immer ein nettes Ansehen. Es ist der Hauptort eines Districts gleichen Namens von einer Lehmmauer mit Thürmen umgeben, und zahlt an den Diwan jährlich 6000 Tomans oder etwa 35,000 Gulden.

Die allgemeine Richtung des Weges ist südöstlich, und um Surmeh ist das Land ungemein gut angebaut und voller Dörfer. Neun Farsangs von letzterem Orte in gerader Linie gegen Osten liegt die Stadt Abergub, ein befestigter Platz, unter dem viele Dörfer stehen und der jetzt zu dem Gerichtssprengel von Isfahan gehört, wohin ein Weg durch die Wüste führt. Es steht unter dem Schwager des Il-Chani von Fars, Namens Mohammed Kasim Chan, den der letzte Firman Firmai von Fars (der oben erwähnte Hussein Ali Mirza) des Augenlichts beraubte, weil er die Interessen Abbas Mirzas,

des Vaters des jetzigen Schah, begünstigt hatte. Am 4 Januar kam ich nach dem Karawanserai von Dehbid, neben welchem ein mächtiger Schutthaufen liegt, der in alter Zeit ein großes Gebäude gewesen seyn muß. Die Eingebornen nennen ihn Gumbedi Behram (Behrams Gewölbe) und setzen hinzu, es sey eines der acht Lustschlösser jenes gewaltigen Jägers, Schah Behram Gur, gewesen. Ich fand die Nacht im Karawanserai bitterlich kalt, da ich mir kein Brennholz verschaffen konnte; eben so wenig war eine Thüre an der kleinen Zelle, die ich einnahm, so daß der schneidende Wind die ganze Nacht frei hereinblies.

Nach einem ermüdenden und kalten Morgenritt, zuerst längs der Ebene Kunkuri in südlicher Richtung, dann über ein hügeliges Land, stiegen wir in eine schöne, von hohen Bergen eingeschlossene Ebene hinab und hielten in dem Dorfe Meschedi Murgab, 7 Farsangs von Dehbid. Es ist von einem Araberstamme bewohnt, der sich hier seit der Zeit der mohammedanischen Eroberung Persiens niedergelassen hat. Die Männer sind sehr braun, aber wohl proportionirt und von sehr stattlichem Aussehen. Einige Frauen sind schön, mit zarten Zügen und vergleichungsweise heller Gesichtsfarbe. Da das Wetter warm und angenehm war, fand ich sie außerhalb ihrer Wohnungen sitzend und mit Teppichweben beschäftigt. Ich war gewohnt die Iliyats sowohl, als die halbansässigen Stämme sehr schmutzig zu finden, und deßhalb nicht wenig erstaunt, so viel Reinlichkeit zu sehen. Die einzige Unbequemlichkeit die ich erfuhr, war die, daß die gefälligen Hausfrauen in ihrem Bestreben, das zu meiner Aufnahme bestimmte Zimmer noch reinlicher zu machen, einen solchen Staub erregten, daß ich einige Zeit nicht davon Besitz nehmen konnte.

Der Boden von Meschedi Murgab ist sehr fruchtbar, da er gut bewässert wird, aus Mangel an Händen ist aber nicht viel angebaut. Die Araber versicherten mich, daß aus Mangel an Bevölkerung große Striche reichen fruchtbaren Landes seit fünfzig Jahren nicht vom Pfluge berührt worden seyen. Auf einem umgebrochenen, künstlich bewässerten Boden gewinnt man von Gerste und Waizen das Zwanzig- bis Fünfundzwanzigfache, unter minder günstigen Umständen nur das Zwölf- bis Fünfzehnfache. Das Land von Murgab gehört dem Diwan, d. h. es ist Kroneigenthum, und nebst dem Wasser an die Bauern verpachtet. Zugleich liefert ihnen der Diwan das nöthige Saatkorn. Aus dem Ertrag zahlt der Bauer dem Landeigenthümer zwei Drittheile, und behält ein Drittheil für seine Mühe und den Gebrauch seiner Ochsen und Ackerwerkzeuge.

Der Boden ist im allgemeinen thonig, so daß die Wege durch die Ebene während der Regenzeit im Herbst und Winter kaum brauchbar sind. Die Ebene hat etwa 4 bis $4\frac{1}{2}$ Farsangen von Ost nach West und ungefähr drei von Norden nach Süden. Ein hügeliges Land trennt sie im Norden von der ausgedehnten Ebene Kunkuri, eine Bergkette im Osten scheidet sie von dem Buluk oder District Baynod, der durch seine reichen Fruchtgärten bekannt ist, im Süden scheidet eine Bergreihe sie von dem Thale Kamin, während die Bulwerdi-Berge, hinter denen die mit ewigem Schnee bedeckten Höhen der Ardekankette sich erheben, sie im Westen und Südwesten einschließen. Der Fluß Murgab (Vogelwasser) durchfließt das Thal in seiner ganzen Länge. Er entspringt in den Bulwerdi oder vielleicht in den Ardekan-Bergen, durchläuft von Westen nach Osten den Süden der Kunkuri-Ebene, verschwindet dann eine Zeitlang hinter den Bergen, und erscheint wieder in der Ebene, die seinen Namen trägt. Nachdem er sich seinen Weg durch die Berge in südwestlicher Richtung gebahnt, erscheint er wieder in dem District Hafrek, wo er den Namen Polvar annimmt, strömt hart an den Ruinen von Istakhr vorbei und betritt dann die Ebene Merdascht, wo er den Hussein Koh mit den Sculpturen von Nakschi Rustam zur Rechten, den Kohi Rahmed mit den Basreliefs von Nakschi Redscheb und den Ruinen von Tachti Dschemschid zur Linken hat. Außer den Gewässern des Murgab, welche die Ebene in großem Maaße befruchten, gibt es noch mehrere Quellen, und Canäle durchschneiden das Land in verschiedenen Richtungen, namentlich auf der Westseite des Thals. Diese Wasserfülle erzeugt schöne Weiden, auf denen man Schaaren von Pferden grasen sieht.

Erwägt man diese natürlichen Vortheile, so ist es nicht zu verwundern, daß die Ebene des Murgab die Aufmerksamkeit der Menschen schon in der frühesten Zeit auf sich zog, und die großen, über die Ebene zerstreuten Ueberreste beweisen, daß das Volk, das sie errichtete, einen hohen Grad von Civilisation erreicht hatte, obgleich wir uns über die Zeit, in der diese blühte, in Vermuthungen verlieren.

Chronik der Reisen.

Reisebemerkungen über das südöstliche Rußland.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Dieser Kreis wird von drei ziemlich großen Flüssen, der Tschigla, dem Bitiug und Ikorez bewässert. Sie sind sämmtlich nicht schiffbar, aber dadurch bemerkenswerth, daß längs ihren Ufern sich weite Wiesengelände ausdehnen. In diesem Kreise finden sich große Besitzungen angesehener Adelsfamilien, z. B. der Grafen Woronzow, Buturlin, Rastopschin, Kuschelew, Orlow u. s. w.; zwei derselben, Tschigla, dem Grafen Kuschelew, und Chrenowa, der Gräfin Orlow gehörig, lagen auf unserem Wege. Beide Flecken sind fast gleich volkreich und mit allen landwirthschaftlichen Erfordernissen wohl versehen, besonders der letztere, welcher auch ein Pferdegestüt hat. Das ganze Gut besteht aus 5600 Bauern, von denen etwa 3000 im Flecken selbst, die übrigen in den benachbarten Dörfern wohnen. Das Gebäude des Gestüts ist ein ungeheures Viereck, an welches verschiedene Nebengebäude anstoßen. Die Reitbahn ist mit zwei großen Bildnissen der Kaiserin Katharina II geschmückt, welche im Carouffel-Staat zu Pferde in Begleitung der vornehmsten Beamten ihres Hofes dargestellt ist. Die Ställe sind geräumig und bequem. Gegenwärtig befinden sich im Gestüt an Wagenpferden 200 Stuten, an Reitpferden 100 und 40 Hengste. Das zum Gestüt gehörige Personal und andere Aufseher wohnen geräumig in einem großen steinernen, besonders für sie erbauten Hause. Für angesehene Gäste ist gleichfalls ein besonderes Haus gebaut und reichlich meublirt, ferner sind besondere Gebäude für den Gestüts- und Guts-

intendanten da, ein Krankenhaus und eine Apotheke, welche beide in vortrefflicher Ordnung sind. Der Stuterei gegenüber steht eine in gutem Styl gebaute Kirche, die auf der einen Seite von einem langen Park, auf der andern von einem tiefen Teich umgeben ist, und auf den zwei letzten Seiten sind reinliche hübsche Bauernhäuschen. Das ganze Gut hat 100,000 Dessjätinen Land, darunter 2000 Dessjätinen Eichen- und 13,000 Dessjätinen Fichtenwald. Nach Abzug aller Unkosten trägt das Gut jährlich 100,000 R. S. reines Einkommen. — Der Weg von Chrenowa nach Bobrow, 30 Werst, ist ziemlich mühselig; er führt durch ein niederes Thal, das in der regnerischen Jahrszeit ungemein feucht und schmutzig ist, namentlich an beiden Ufern des Flusses Bitiug.

Die Stadt Bobrow liegt auf einer Anhöhe am rechten Ufer des Flusses, und hat außer den darin befindlichen Kreisbehörden nichts Städtisches. Fern von den Handelsstraßen wird es weder durch Handel noch Industrie belebt. Die Kaufmannschaft und die Bürgerschaft ist arm, und deßhalb decken auch die städtischen Einnahmen kaum die Ausgaben.

Als ich 16 Werst von Bobrow entfernt war, wandten wir uns nach der großen kaukasischen Straße, und am 5 August Abends kamen wir nach Woronesh. Wegen des bevorstehenden Festes der Verklärung des Herrn und der Erinnerungsfeier an die Entdeckung der Reliquien des heiligen Mithrophan war das Zusammenströmen des Volks von nah und fern ungewöhnlich groß. Gegen Ende des Jahres kommt gewöhnlich eine große Menge Pilger hieher, durch welche bedeutende Summen in Umlauf kommen; darum hat sich auch die Stadt seit der Entdeckung dieser Reliquien in den letzten 20 Jahren ungemein gehoben. In Handelsbeziehungen kann sich aber Woronesh nicht mit andern Gouvernementsstädten, welche an Wasserstraßen stehen, messen. Der Fluß Woronesh, an dem die Stadt steht, so wie der Don, der Hauptfluß des Gouvernements, haben keine sonderliche Schifffahrt; auf dem Woronesh fahren etwa 300 Holzflöße, und auf dem Don gehen 40 nicht sehr große Schiffe mit einer Last von etwa 250,000 R. an Werth; diese Schifffahrt findet nur im Frühjahr statt und beschäftigt um diese Zeit etwa 3000 Menschen. Die Manufactur- und Gewerbsindustrie ist ziemlich entwickelt und wächst mit jedem Jahre; jährlich werden für etwa 3 Mill. R. S. Waaren gefertigt, und davon in Woronesh allein etwa der dritte Theil; unter den Fabriken sind die von Tuch am bedeutendsten, unter den Gewerben die Branntweinbrennereien und Talgsiedereien.

Von Woronesh fuhren wir am 7 August auf der Straße nach Kursk ab. Die letzte Stadt des Gouvernements Woronesh, die auf unserem Wege lag, war Nishnedjewizk, wahrscheinlich in der Hierarchie der Städte des Gouvernements die letzte; ihre Einwohnerzahl beträgt nur 1300 Seelen, Kaufleute und Kleinbürger sind ohne Industrie und arm. — Am 9 August sagten wir dem Gouvernement Woronesh Lebewohl, das zwar mit natürlichen Reichthümern gesegnet, wo aber noch viel Raum für die Nationalthätigkeit ist, und wo Zeit und Erfahrung noch viel entwickeln und verbessern können.

Auf der südöstlichen Seite des Gouvernements Kursk läuft der Fluß Oskol, der auch in seinem Oberlauf starke Ueberschwemmungen verursacht und die an seinen Ufern liegenden Wiesen und Felder düngt. Als wir uns dem Fluß näherten, erfreuten wir uns schon von fern der reizenden Lage der Stadt Alt-Oskol, die auf dem hohen rechten Ufer des Flusses liegt. Von allen Seiten ist dieselbe von nahe an die Stadt stoßenden Sloboden umgeben, und stellt sich darum aus der Ferne als eine große, volkreiche Stadt dar. Beim Eintritt ins Innere und bei näherer Betrachtung verschwindet nicht nur der erste Eindruck von der Schönheit und dem Reichthum der Stadt keineswegs, sondern erhöht sich noch. Alt-Oskol gehört auch wirklich zu den ausgezeichnetsten Kreisstädten. Sie hat sechs schöne steinerne Kirchen, gegen 50 steinerne und etwa 600 hölzerne Häuser; die Einwohnerzahl beträgt 6200, und unter den Kaufleuten sind auch mehrere erster Gilde. Zur allgemeinen Wohlhabenheit tragen die vier Jahrmärkte nicht wenig bei. Auch die Gewerbsindustrie ist nicht unbedeutend, namentlich die Talgsiedereien, Wachsschmelzen und Gerbereien; ihre Erzeugnisse betragen über 100,000 R. S. Bemerkenswerth ist, daß eine so reiche und gewerbliche Stadt auch nicht eine Dessjätine eigenen Landes besitzt, selbst der städtische Kirchhof befindet sich außerhalb der Stadt und auf nicht städtischem Boden. Die Einwohner können unmöglich, auch wenn sie wollten, irgend eine Fabrik oder ein neues Gewerbe errichten und nicht einmal neue Wohnhäuser erbauen, da sie nicht einen Fleck Erde haben, weßhalb viele Bürger genöthigt sind, sich außerhalb der Stadt und zwar auf Kronländereien in der Slobode Gumny anzusiedeln.

Die Stadt Tim, wohin wir von Alt-Oskol aus gelangten, steht auf einem feuchten Sumpfe; hier ist nicht Ein ordentliches Haus, die Bewohner sind ohne Gewerbe und arm; doch beleben vier Jahrmärkte einigermaßen die Stadt.

Auf der Straße von Tim ist der Blick nach Kursk hin reizend; die ganze Stadt stellt sich wie ein Panorama dar, und versinkt gleichsam in das Grün der Gärten, womit die Höhen auf dem sie liegt, bedeckt sind. Die Stadt Kursk und das ganze Gouvernement bedarf mehr als andere einer Verbesserung der Verbindungsstraßen. Dieß Gouvernement ist von Natur reich, liegt in der Mitte von Rußland, vermittelt den Handel Moskau's und der umliegenden Gouvernements mit der Ukraine und Neurußland, und hat doch weder gute Straßen noch schiffbare Flüsse. Die Bemühungen, eine Schifffahrt auf dem Seim zu eröffnen, haben bisher nicht den gewünschten Erfolg gehabt: sechzehn Derivationscanäle mit Schleußen decken kaum die darauf verwandten Kosten. Darum zeigt die große und volkreiche Stadt Kursk wenig Fortschritt auf der Bahn der hier seit langer Zeit begründeten Industrie. Es finden sich hier viele und mannichfaltige Gewerbe, aber alle im Zustande der Mittelmäßigkeit, nicht Ein industrieller Betrieb ist zu einer Art Vollkommenheit gelangt. Auch der eigene Handel der Stadt Kursk ist unbedeutend, zwei hier eingerichtete Jahrmärkte bewirken wenig Verkehr, und man denkt deßhalb daran, den an der sogenannten Einsiedelei *) (Pustinja) gegründeten Jahrmarkt, der hauptsächlich durch die Capitalien der Kaufleute von Kursk genährt wird und wo für 2 Mill. R. S. Waaren umgesetzt werden, nach Kursk zu verlegen. — Ich hielt mich nur anderthalb Tage in Kursk auf und reiste am 13 August dem Laufe des Seim folgend nach Lgow ab.

(Schluß folgt.)

Hugo Capets Siegel. Man fand kürzlich zu Estrablin bei Vienne, als man einen Brunnen grub, in einer Tiefe von drei Fuß ein Siegel von 3 Millimetres Dicke und 58 Millimetres Durchmesser mit der Umschrift: Hugo Dei Misericordia Francus Rex. (Echo du Monde Savant vom 6 Februar.)

---

*) Es ist dort ein wunderthätiges Bild.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr Ed. Widenmann.

Nr. 52.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Februar 1845.

Die nordwestliche Durchfahrt.

Man glaubte durch Dease's und Simsons Reise diese Frage entschieden zu haben, dem ist aber nicht also, sie taucht von neuem auf, und die Admiralität Englands hat eine neue „See-Expedition" unter dem bekannten Sir John Roß beschlossen. Dieß hat in jüngster Zeit einen interessanten Streit erregt, den wir in Kürze unsern Lesern mittheilen müssen. Der eigentliche Förderer dieser Reisen seit beinahe dreißig Jahren ist Sir John Barrow, der wohlbekannte Veteran der Geographie, er hat aber immer den See-Expeditionen den Vorzug vor den Land-Expeditionen gegeben, und die letztern, so weit sie nicht zur Förderung der See-Expeditionen beitrugen — die letzte Landexpedition unter Capitän Back hatte bekanntlich eigentlich nur den Zweck, den verschollenen Capitän Roß aufzusuchen — eher gehindert als gefördert, namentlich aber alle näheren Auseinandersetzungen und Berathungen, die zu Land-Expeditionen hätten führen müssen, hartnäckig von sich gewiesen. Dieser launenhafte Eigensinn hat ihm endlich eine öffentliche Zurechtweisung zugezogen, und zwar von Richard King, welcher die Expedition Backs als Arzt und Naturforscher begleitete, und gestützt auf seine dort gemachten Erfahrungen behauptete, daß nur eine Landreise, zu der er sich ein Jahr ums andere, — aber durch Barrows Einfluß immer umsonst — erbot, das Räthsel lösen könne. Er wies letzterem nach, daß von zehn See-Expeditionen sieben ganz mißglückt seyen, und die drei übrigen Resultate geliefert hätten, welche einerseits mit den aufgewandten Kosten, andrerseits mit den Ergebnissen der Landreisen in keinen Verhältnissen gestanden hätten. Die Briefe, in denen dieß ausgeführt ist, sind, weil Sir John Barrow Privatbesprechungen sich unzugänglich erwies, öffentlich erschienen und zwar im Athenäum vom 11 Jan. und 1 Febr. Die nähere Auseinandersetzung ist hier überflüssig, ohne eine Karte auch nicht wohl verständlich, und wir theilen darum bloß Hrn. Kings Ansicht mit, die darauf hinausläuft, daß wirklich nicht bloß eine, sondern zwei Durchfahrten bestünden, daß zwischen dem amerikanischen Continent und dem westlichen Grönland eine große Insel oder eine Inselgruppe sich finde, und daß die Straße im Norden dieser Insel oder Inselgruppe die brauchbarere seyn werde, in dem sich die Strömung, welche in der Baffinsbay bemerklich ist, und Treibholz — wahrscheinlich vom Mackenzie-Fluß her — mit sich führt, vermuthlich dieselbe ist, die man in der Behringsstraße aus dem Gesicht verliert. See-Expeditionen müssen schon darum in jenen hohen Breiten nicht dasselbe leisten können wie Land-Expeditionen, weil das Eis mit jedem Jahre wechselt, jetzt diese, jetzt jene Durchfahrt versperrt, so daß man die kostbare, stets nur kurze Zeit so leicht mit Aufsuchung eines guten Fahrwassers verliert.

Einige Merkwürdigkeiten Westgriechenlands.

(Schluß.)

Die Ueberfahrt nach Mesolonghi auf unserem Kaik ging glücklich und schnell von statten, so daß wir Mittags dort anlangten. Die Bevölkerung dieser im letzten Freiheitskampf der Griechen unsterblich gewordenen Stadt, an der Mündung des Golfs von Lepanto und an den Lagunen und Untiefen, mit welchen das jonische Meer hier marquirt ist, gelegen, kann sich gegenwärtig auf 410 Familien mit einer Seelenzahl von 3500 Köpfen belaufen; sie ist geschmolzen im unsterblichen Kampfe von 1826, und blutig roth steht der Name der Stadt in der Geschichte wie im Buche der Ewigkeit da! — Mesolonghi ist gegenwärtig der Fischmarkt Griechenlands und der nahen jonischen Inseln; man kauft die schönsten Seefische hier um einen Spottpreis, die meisten jedoch werden eingesalzen verschickt.

Von hier aus sollte unsere Landreise beginnen, welche im Auftrage der k. Regierung die Ermittlung eines passend gelegenen Orts zur Einsetzung einer Centralforstbehörde für Westgriechenland zum Zweck hatte. Um diesem nach Kräften zu entsprechen, mußten wir uns einer äußerst beschwerlichen Reise unterziehen, welche uns durch Dick und Dünn, in die Kreuz und in die Quere führte. Deßhalb ist es mir auch unmöglich, hier einen geordneten Reisebericht zu liefern. Es sey mir also nur vergönnt einzelne Merkwürdigkeiten, welche, so viel

ich mich erinnere, in früheren Reiseberichten noch keinen Platz gefunden haben dürften, hier in möglichster Kürze anzuführen und zwar in den Eparchien Trichonien und Aetolien mit den Hauptstädten Agrinion und Mesolonghi:

Die Ruinen der Stadt Thermia am Fuße der Burg von Blochos, ehemaliger Hauptstadt von Aetolien. In Trümmern versunken, zeugt noch jetzt ihr sichtbarer Umfang sowie die Menge von Säulenschäften, Capitälern, Friesen, Architraven, Arabesken und Mosaiks, und Ueberbleibsel von Bildhauerwerken in Basreliefs von ihrer früheren Pracht und ihrer Größe. Sie lag auf einer 850′ über der Meeresfläche erhobenen Anhöhe, welche eine herrliche Aussicht auf die Ebene Agrinions gewährt. —

Die Ruinen der Stadt Stratos, 3 Stunden von Brachori (Agrinion), am Achelous; ihre Ueberbleibsel sind besser erhalten, als die von Thermia. —

Angelocastron (Engelsburg) von den Römern unweit des Sees Lysimachia erbaut; es liegt jetzt in Trümmern in den Sümpfen, welche der gehemmte Abfluß der Seen in den Achelous verursachte. An einem Schlußsteine der Bögen findet sich eine halbverwitterte römische Inschrift, weiter einige gewölbte Thorgänge, auf kolossalen halbverfallenen Pilastern und eine daran gebaute Kirche in achteckiger Form aus viel späterer Zeit, welche von venetianischer Bauart zeugt. —

Paläocastron (Altes Kastell), ein Kastell, von den Venetianern erbaut, 2 Stunden von Agrinion, wo sich die Ebene verengt und die Trichonia weiter ins Land geht; es ist auf einem ovalen, ziemlich steilen Hügel erbaut, und beherrscht die schmale Ebene und den See; wie in Angelocastron befindet sich auch hier die Ruine einer Kirche. Die cyklopischen Umfassungsmauern des Kastells beurkunden indeß die frühere Existenz desselben und die Gewißheit, daß diese vielleicht in hellenischer Vorzeit erbaute Burg durch Philipp oder Alexander von Macedonien, oder auch von den Römern zerstört, durch ihre Lage die venetianischen Eroberer zur Wiederherstellung gereizt habe. —

Die Burg von Blochos, auf einer malerischen Bergkuppe und in einer unangreifbaren Position. Selbst für die Vertheidiger führt kein Weg auf die schroffe Felsenhöhe, sondern es ist nur eine Stelle offen, wo man mit kühnem Fuße das Kastell erklettern kann; es ist ebenfalls von den Venetianern ausgebessert worden. Hier war es, wo sich der brave Obrist Staikos gegen die türkischen Truppen im Freiheitskampfe hielt. —

In den Eparchien von Acarnanien und Xeromeros mit den Hauptstädten Vonitza und Astakos.

In Aetos befindet sich ein kleiner Sumpf von circa 2 Morgen Flächeninhalt, in dessen Lehm- oder Torfgrund jedes Tuch oder Linnenzeug von beliebiger Farbe eingetaucht, wenn es 48 Stunden darin lag, eine unvertilgbare Schwärze erhält, ohne daß es im geringsten Schaden erleidet. Mitten in dem Sumpfe sickert eine Quelle auf, welche sein Austrocknen verhindert. Da der Sumpfgrund eine grünliche Farbe hat, so ist auf tiefer liegende Kupferadern zu schließen. —

Bei Astakos, gegen Dragomeste hin, ruhen zwei herrliche Ruinen auf prachtvollen felsigen Anhöhen, deren Charakter, kenntlich durch die Mauerüberreste in cyclopischer Form, auf die graue hellenische Vorzeit zurückweisen. Bei Solinm befindet sich eine ähnliche Ruine von ehrwürdigem Alter und dieselben Kennzeichen tragend. —

Oberhalb des Dorfes Mydia, an einem Engpasse, steht ein kolossaler Thurm aus dem Alterthume, gut erhalten und auf einem starren, senkrecht sich niederstürzenden Felsenvorsprunge da; die Steine seiner Umfassung sind fleißiger gearbeitet und führen auf die Zeit hin, in welcher der Schönheitssinn und das tiefe symmetrische Gefühl in Hellas auf der höchsten Stufe stand. —

In der Eparchie Eurytanien mit der Hauptstadt Karpenissi (Kallidrome).

Das Kloster zur heiligen Jungfrau von Purso, ausgezeichnet durch seine kühne Struktur. Unter dem Schutze einer Felsenwand, welche die Gebäude zu begraben droht, steht die Kirche der heiligen Jungfrau, ausgestattet mit reichem Schmuck von dem unsterblichen Georgios Karaiskakis, bevor er den Ueberfall des türkischen Lagers bei Karpenissi wagte. Ihre durch Thürme, Vorwerke und Blockhäuser beinahe unangreifbar gemachte Lage, der Engpaß, welcher zu ihr führt, zur Rechten von steilen Felsenwänden, zur Linken von einem schauderhaften Abgrund, dessen Fuß das Auge kaum zu folgen vermag, gebildet, gestaltet dieses Kloster zu einem der wichtigsten Punkte. Der großartige Gedanke, hier ein Kloster zu gründen, wird den Ruhm des Erfinders in der Nachwelt nie erlöschen lassen. Nachdem man die Wunder der Natur, durch die Kunst unter den Armen ergriffen, verschlungen hat, ladet der überraschende Reiz, den Menschenhände hier der Erde abgezwungen, zum Genusse ein. Ein Contrast der Natur in ihrer schrecklichen Hoheit mit den Früchten des rührendsten Fleißes von Menschenhänden! Fruchtbare Gärten, Pomeranzen-, Feigen-, Oliven- und andere edle Bäume, riesige Moschuspappeln, Ahorne, Platanen und Cypressen überraschen den Beobachter. —

Zwei kolossale Brücken, deren eine Manoli-Brücke genannt und die Gränze zwischen Kallidrome und Valtos bildend, über den Fluß Arachobitikon, die andere aber, Tartarina, über den Aspros oder Achelous führt. Der verwegene Bogensprung dieser beiden Brücken, deren erstere in 85′ Höhe und die zweite über 110′ Höhe gesprengt ist, und die bei einer Breite von 100 Fuß des Flusses beinahe in geradem Winkel von $1^1/_2$′ Böschung erbaut sind, ist erstaunenswerth und meisterhaft. Die Dicke des Sprungs beträgt höchstens 2′, und die eigentliche Breite der Passage kaum 4 Fuß; die sogenannte Manolibrücke beträgt kaum 3 Fuß, noch dazu ohne Schutzwand. Diese beiden Brücken verdienen wegen ihrer beinahe chinesischen Bauart und der Lebensgefahr, welcher jedes lebende Wesen bei entstehendem Windstoße auf ihnen ausgesetzt ist, Erwähnung. —

In der Eparchie Phthiotis mit der Hauptstadt Lamia (Situni).

Nordöstlich von Patrazkiki befindet sich eine Anzahl von warmen Schwefelquellen, welche durch starken Trieb einen sich nie leerenden Teich bilden; sie stehen nach aller Vermuthung mit den Quellen bei den Thermopylen in Verbindung und scheinen einem Krater zu entströmen, in welchem sich durch irgend einen Kraftproceß unterirdische Wasser Bahn gebrochen haben, und dessen Schwefellager das Wasser heizen. Schwefelsaurer Kalk, weiß wie Kreide, liegt zu Tage, und Rotheisenkiesel wird in der Nähe dieser Quellen häufiger. Am 6/18 März 1837 hatte das Wasser 20° Réaumur, in der Mitte, wo sich die Quellen entstürzen, steigt und fällt es bis zu 25° und 23°. Dieses Wasser wird als heilendes Bad von der ganzen weiten Umgegend und von vielen fernen Fremden benützt und verdient die Etablirung eines Badeortes. —

Schöne große Höhlen in den schroffen Felswänden hat der Aetos bei Patrazkiki aufzuweisen, in deren einer eine der heiligen Jungfrau geweihte Capelle sich befindet, zu welcher alljährlich mit Lebensgefahr die Andacht klettert. —

Oberhalb Patrazkiki befinden sich Ruinen eines alten Kastells, dessen Umfassungsmauern auf die Zeit der Occupation durch die fränkischen Ritter, in der Periode des Kaiserthums von Trapezunt, theilweise auch auf die Tage des alten Griechenlands zu deuten scheinen; dieß lassen die cyclopischen Trümmer vermuthen.

Spuren von früheren glücklichen Zeiten hat das Land viele aufzuweisen, besonders Patrazkiki, welches früher bedeutende Ausdehnung hatte, wovon die kolossalen Ueberreste seiner Stadtmauern zeugen. Noch finden sich sehr interessante Säulenstücke in korinthischem Styl und Trümmer von Statuen in Gyps und Marmor vor, deren von Zeit zu Zeit jetzt, wo allenthalben Neubauten entstehen, ausgegraben werden.

Unterhalb Patrazkiki, nördlich, stand eine Vorstadt desselben, Alopi genannt. Hier hat eine Quelle, welche sich aus den Eingeweiden des über ihr hochaufgethürmten Aetos-Gebirgsstockes erst in neuerer Zeit befreit hat, und zur Winterzeit mit reißendem Fluge herabstürzt, die Gegend mit einer starken Auflage von Gerölle und Sand überschüttet. In alten, zufällig aufgefundenen Gräbern auf dieser Stelle wurden zu Anfang des Jahres 1837 Stücke von goldenen Armbändern und ein halber Ring, dann ein Camée und ein durch den Zahn der Zeit benagter edler Stein mit seiner Fassung vorgefunden, und die Leute behaupten, es fänden sich von Zeit zu Zeit dergleichen auf dieser Stätte vor.

Chronik der Reisen.

Reisebemerkungen über das südöstliche Rußland.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Die Stadt Lgow, auf einer Hochebene über dem Seim gelegen, ist arm an Einwohnern und an Gewerben, hält sich aber in besserer Ordnung, als man bei ihren ärmlichen Mitteln erwarten sollte. Jenseits des Flusses Seim ist ein reiches Gut des Grafen Tolstoi, und dann folgt auf der Straße nach Rylsk hin eine lange Reihe reicher Ländereien und Dörfer durch die sämmtlichen Kreise von Lgow, Rylsk und Putiwl bis an die westlichste Gränze des Gouvernements. Diese Ländereien bildeten einst das Besitzthum des Hetmans Mazeppa, wovon sich noch in den Dorfnamen Spuren finden. Im Jahre 1708 nach der Einnahme von Baturin wurden alle diese Ländereien dem Fürsten Menschikoff geschenkt, der sie bis zum Jahre 1727 besaß, aber wegen des Mangels an Menschen und an Anbau keinen Werth darauf setzte; nachher gingen sie schon ziemlich bevölkert und angebaut in den Besitz der Familie Baratinski und endlich durch Heurath an den Grafen Tolstoi über. In dem Dorfe Marjino ist der großartige Palast, der den Eigenthümern als Wohnsitz dient, wenn sie ins Gouvernement kommen. Der Palast verdient Aufmerksamkeit durch seine Größe, seine Architektur und seine reiche, namentlich auch durch Familienerinnerungen merkwürdige Gemäldesammlung.

Am 14 August Abends kamen wir nach Rylsk, welche Stadt zu den besten und reichsten des Gouvernements Kursk gehört. Sie hat 7000 Einwohner und über 1300 Häuser, darunter 41 steinerne. Es finden sich hier sieben Kaufleute, die einen starken Handel mit Fellen nach Oesterreich treiben, und auch der Verkehr in Hanf und Talg mit St. Petersburg ist bedeutend. Rylsk ist die Heimath Schelechoffs, des Gründers der russisch-amerikanischen Compagnie. Trotz des bedeutenden Handels der Stadt hat sie doch sehr geringe Einkünfte und die Stadtverwaltung ist in großer Unordnung.

Im Angesicht von Rylsk, jenseits des Baches Rylo, liegt ein durch seine Lage ausgezeichnetes, aber an Bewohnern und zeitlichen Gütern armes Kloster. Nach der Abfahrt aus Rylsk besichtigten wir das dem Gutsbesitzer Demenkoff gehörige schöne Dorf Bobrowo, fuhren dann durch die Ländereien der Fürstin Baratinski hin und kamen am 16 Abends nach Putiwl.

Putiwl liegt auf dem rechten Ufer des Seim auf einer Hochfläche etwa 120 Fuß über dem Wasser. Diese Stadt, welche einst ein besonderes Fürstenthum bildete und zur Zeit des falschen Demetrius eine traurige Berühmtheit erhielt, kann auch jetzt noch wegen ihrer Wohlhabenheit und ihres Handels als eine bedeutende Stadt gelten: zwölf Kirchen, ein altes Kloster, breite und gerade Straßen geben ihr das Ansehen einer großen Stadt, und wenn man es mit der Zeit nöthig findet, an den Gränzen von Kursk und Kleinrußland ein neues Gouvernement einzurichten, so hat Putiwl den ersten Anspruch darauf, die Hauptstadt zu werden, da es in ziemlich gleicher Entfernung von acht oder neun andern Städten liegt. Eine Eigenthümlichkeit Putiwls ist die alte Erdbefestigung, Gorodok. (Städtchen, Citadelle) genannt, wohin die Einwohner bei feindlichen Einfällen ihr Leben und ihre Habe retteten. Diese Befestigung ist von einem tiefen Graben umgeben, der sie von drei Seiten her unzugänglich macht; die Anlegung eines solchen Grabens und Erdaufwurfs war nur durch riesenhafte Anstrengungen möglich. Von diesem Gorodok aus hat man 20 bis 30 Werst weit eine schöne Aussicht über Dörfer, Flecken, Wäldchen, Felder und Wiesen, durch welche der Seim sich hinschlängelt. Noch bei dem Herausfahren aus Putiwl erfreuten wir uns lange der malerischen Lage der Stadt. Zwanzig Werst von ihr ist das Dorf Igorew-Stan (Igors Lager), dessen Name unwillkürlich an den Fürsten erinnert, der den berühmten Zug gegen die Polowzer unternahm.

Am 17 August Abends betraten wir das Gouvernement Charkow und nahmen unser Nachtlager in Bjelopolie, einer Kreisstadt mit mehr

als 10,000 Einwohnern, 1600 Häusern und sechs Kirchen, mit einem lebhaften Verkehr auf seinen vier Jahrmärkten. Am 18 Morgens kamen wir nach Sumy, ohne Widerspruch die bedeutendste Stadt des Gouvernements, was Handel und Industrie betrifft; sie hat 10,000 Einwohner, 2000 Häuser und 65 Kaufleute, darunter mehrere von erster Gilde. Vor einigen Jahren litt sie stark durch einen Brand, dessen Spuren noch nicht ausgetilgt sind. Auf der Fahrt von Sumy nach Achtyrka kamen wir an reichen Landgütern vorüber, aber je mehr wir uns letzterer Stadt näherten, desto schwieriger und langweiliger wurde der Weg durch die Sümpfe an den Ufern der Worskla, durch einen wilden Fichtenwald und tiefen Sand.

Die Stadt Achtyrka ist weit volkreicher als Sumy, aber ärmer an Gewerben, Handel und Capitalien; es finden sich nur 19 Kaufleute dritter Gilde. Einen bedeutenden Vortheil gewährt den Einwohnern das hier alljährliche starke Zusammenströmen des Volks aus verschiedenen Landstrichen zur Anbetung eines wunderthätigen Bildes der Mutter Gottes; die Kirche, in welcher dasselbe ausgestellt wird, bildet auch die Hauptzierde der Stadt.

Am 20 Morgens verließen wir Achtyrka und befanden uns nach einigen Stunden schon im Gouvernement Poltawa; die Stadt Sjenkow war die Südgränze unserer Wanderung, denn von hier aus wandten wir uns gegen Norden. Die Einwohnerzahl letzterer Stadt beträgt gegen 9000, aber zwei Drittheile derselben sind Kronbauern, Kaufleute gibt es nur 18 dritter Gilde, keine größern Gewerke, keine Fabriken, nicht Ein steinernes Haus und unter neun Kirchen nicht Eine von Stein. Fünf Jahrmärkte sind das einzige, was die Stadt belebt. Die Stadt Godätsch, 35 Werst davon, ist minder volkreich, hat aber bei weitem mehr städtischen Handel. Auf dem Wege von Godätsch nach Romen zeichnen sich die Poststationen aus, namentlich Woinowskaja durch die luxuriöse Einrichtung der Wohnhäuser und einen in russischen Kreisstädten seltenen Comfort; man findet auch fast alle russischen Journale und selbst einige fremde auf dem Tische liegen. Ein solches Beispiel verdient Nachahmung, man muß indeß sagen, daß die Einrichtung der Stationshäuser in beiden kleinrussischen Gouvernements vorzüglich ist.

Die Stadt Romen, wohin wir am 22 August kamen, ist beachtenswerth durch ihre Bevölkerung und durch ihre Jahrmärkte, von denen der am Eliastag zu den bedeutendsten in ganz Rußland gehört. Die Masse der dieß Jahr hingeführten Waaren betrug über 12 Mill. R.,*) von denen stark zwei Drittheile abgesetzt wurden. Davon waren 10½ Mill. russische und der Rest fremde Waaren. Der Markt dauerte vom 10 Julius bis 2 August und es strömten über 36,000 Menschen zusammen. Der Himmelfahrtsjahrmarkt ist minder bedeutend und die Waarenmasse betrug nur 2,200,000 R. S. Man kann sich denken, daß bei solchen Jahrmärkten die Einkünfte der Stadt nicht schlecht stehen. Es ist darum auch die Anlegung eines großen Kaufhofes im Werke.

Am 23 Morgens verließen wir Romen und kamen gegen Mittag nach Konotop, einer ärmlichen Stadt des Gouvernements Tschernigow. Das ist eigentlich nur ein langes volkreiches Dorf, mit Sümpfen im Innern und bei schlechtem Wetter fast unzugänglich. Es ist schwer zu erklären, wie man diesen Ort zu einer Stadt machen konnte, denn es fehlen alle Bedingungen eines städtischen Lebens; die Bürgerschaft ist arm und besteht zur Hälfte aus Juden; ein bedeutender Theil der Einwohner sind Kronbauern. Von Konotop fuhren wir nach dem Flecken Botschetschka, wo eine Runkelrübenzuckerfabrik ist, welche jährlich für mehr als 50,000 R. S. Zucker liefert.

*) Es ist nicht zu vergessen, daß jetzt immer R. Silber gemeint sind, die 1 fl. 50¾ kr. (24 fl. Fuß) oder 32¼ Ngr. pr. betragen. A. d. U.

Auf der großen Straße nach Kiew, 28 Werst von Konotop, liegt auf Anhöhen über dem Seim Baturin, die ehemalige Residenz des schlauen Mazeppa. Peresük, sein Lieblingsaufenthalt in der Nähe von Baturin, bietet jetzt nur noch unscheinbare Trümmer dar; der Garten ist erhalten, aber verlassen und verödet. Mit Mazeppa fiel die Hetmanschaft, wurde zwar von der Kaiserin Elisabeth wieder hergestellt, aber nicht auf lange. Generalfeldmarschall Graf Rasumowsky, der diese Würde bekleidete, behielt sie nicht bis an sein Ende; das Haus, in welchem er lebte und starb, ist bis auf den Grund zerstört, und sein Palast zu Teplowka, auf einer malerischen Höhe über dem Seim, liegt gleichfalls in Trümmern.

Von Baturin bis Krolewez ist das Land waldig und der Weg sandig. Krolewez ist bekannt durch seinen Jahrmarkt am Kreuzerhöhungsfest; er nimmt nach den Märkten von Charkow und dem Eliasmarkt in Romen den ersten Rang in ganz Kleinrußland und der Ukraine ein. Im Jahre 1843 kamen für 3,600,000 R. S. Waaren dahin. Bei unserer Durchfahrt durch Krolewez am 25 August, also drei Wochen vor Anfang des Jahrmarkts, bemerkte man bereits viele Bewegung in der Stadt, es wurden Vorbereitungen getroffen wie zu einem Fest, und es ist auch wirklich ein Fest für die Einwohner, denn sie erwerben durch die Vermiethung ihrer Häuser so viel, um sich die übrige Zeit hindurch nothdürftig zu erhalten; an den Jahrmarktsgeschäften selbst nehmen sie aus Mangel an Capitalien wenig Antheil. Industrie hat die Stadt keine.

Gluchow ist eine der besten Städte des Gouvernements Tschernigow, hat gegen 9000 Einwohner und zahlreiche, wohlhabende Kaufleute. Diese Stadt war eine Zeitlang der Hauptpunkt, in welchem die Angelegenheiten der kleinrussischen Kosaken verhandelt wurden. — Von hier aus wandten wir uns von der Kiewer Straße ab und nahmen unsern Weg nach Nowgorod Sjewersk; der ganze Weg von Gluchow dahin führt durch Wald und Sand. Nowgorod Sjewersk, ehemals die Hauptstadt einer besondern Statthalterschaft, zeichnet sich in ihrem jetzigen Zustande vor den kleinrussischen Städten nicht aus; es ist arm ohne Industrie, ohne bemerkenswerthe Handelsbewegung, und selbst ohne Streben nach Verbesserung. Auch die schiffbare Desna weckt die Einwohner nicht zur Thätigkeit. Die Merkwürdigkeiten der Stadt sind: 1) das Triumphthor, das zu Ehren der Kaiserin Katharina II auf ihrer Reise nach Taurien errichtet wurde; 2) ein kürzlich erst erbautes Gymnasium und 3) ein reiches Kloster, das malerisch auf einem hohen Berge über der Desna liegt. Die schönste Zierde von Nowgorod Sjewersk ist aber die Natur, der Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Erzeugnisse und die Leichtigkeit des Absatzes. Die Desna ist der wahre Weg zu ihrer Bereicherung.

Von Nowgorod Sjewersk aus wandten wir uns wieder auf die Kiewer Straße und nahmen unsern Weg über Orel und Tula nach Moskau.

Höhe von Constantine über dem Meere. Als ein Beweis, wie sehr der Boden in Nordafrika von der Küste aus ansteigt, kann der Umstand dienen, daß Constantine nach wiederholten genauen Messungen nicht weniger als 652,61 Metres, also beinahe 2000 Fuß über der Meeresfläche liegt. (Echo du Monde Savant vom 9 Febr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 53.



Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Februar 1845.

Spanien und die Spanier im Jahre 1843.

(Nach Capitän Widdrington.)

1. Reiseplan. — Vittoria. — Burgos. — Madrid.

Nach der Beendigung des Bürgerkriegs und der Errichtung einer anscheinend dauerhaften Regierung unter dem Regenten, Herzog von Victoria, wünschte ich dieß interessante Land wieder zu besuchen und die praktischen Wirkungen der seit Ferdinands Tode vorgegangenen Aenderungen zu beobachten. Ich war eben im Begriff mich auf den Weg zu machen, als ich vernahm, daß die Ackerbaugesellschaft von Großbritannien den Professor Daubeny dahin zu schicken beabsichtige, um die merkwürdige Phosphoritformation in Estremadura zu untersuchen, ob solche nicht als Dünger statt der Knochen benützt werden könnte, die man in England aus allen Theilen der Welt, aber in fortwährend abnehmender Menge bezieht. Da Daubeny nie in Spanien gewesen war, und meine Localkenntniß ihm nützlich seyn konnte, so bot ich mich an ihn zu begleiten, und unsere Uebereinkunft war bald getroffen. Unser Plan war zuerst nach Estremadura zu gehen, die Phosphoritformation näher zu untersuchen, und dann unsern Weg nach den südlichen Provinzen fortzusetzen, worauf jeder seinen eigenen Plan verfolgen sollte. Meine Absicht war Sevilla, Ronda, Malaga und Granada zu besuchen, nach Madrid zurückzukehren und von da über Valladolid, Leon, Asturien und Galizien zu gehen, um mich hier nach England einzuschiffen. Wir zogen das Frühjahr vor, weil das Wetter zwar in dieser Jahreszeit in Spanien oft unbeständig ist, schwere Regen den Verkehr hemmen, das Reisen unsicher und unangenehm machen, aber es dennoch die beste Jahreszeit ist, wenn man nicht lange bleiben kann: die Vegetation ist in der größten Schönheit, die Tage werden länger, das Wetter bessert sich, und wenn man gegen Norden reist, vermeidet man die große Hitze, welche um die Mitte Junius in den südlichen Provinzen schon sehr bedeutend ist.

Wir betraten Spanien am Ende März über Bayonne, auf welcher Straße sich seit dem Frieden eine bedeutend vermehrte Thätigkeit kund gibt. Alle Tage geht jetzt eine Diligence nach Madrid ab, mit der man weit rascher und besser fortkommt, als bisher. Das Zollamt ist jetzt, in Folge der Aufhebung der Fueros dieser Provinzen, an der Gränze statt zu Vittoria, und wir wurden, wohl nur in Folge unserer Empfehlungsbriefe, äußerst höflich behandelt. Indeß wurden wir vor unserm Eintritt in Castilien noch siebenmal angehalten, das erstemal gleich zu Astigarraga, nicht weit von der Gränze, wo wir um 4 Uhr ankamen und übernachten mußten, weil die Zollbehörden zu Tolosa und andern Orten darauf bestanden, daß die Diligence zu der ihnen passenden Stunde bei ihnen vorüber komme. Unser eigener Paß befreite uns persönlich, da aber keiner der andern Reisenden mit einem ähnlichen versehen war, so wurden wir eben so lange aufgehalten, als ob wir auch keinen Freipaß gehabt hätten. Der Grund lag in der erst neuerdings vorgenommenen Verlegung der Zollinie vom Ebro an die Gränze und in der noch nicht vollkommenen Regulirung der Sache; bald nach unserer Ankunft zu Madrid aber machte die Regierung diesen Plackereien ein Ende, die um so widerlicher waren, als man wohl wußte, daß jede Quantität Waaren ohne alle Schwierigkeit durch eben diese Zollbeamten hereingebracht werden konnte.

Am nächsten Tage durchreisten wir Guipuscoa und Alava, den Mittelpunkt des Bürgerkriegs. Nicht die geringste Veränderung war sichtbar. Die Leute arbeiteten auf den Feldern, die sie zur Anpflanzung von Mais, worauf ihr Unterhalt hauptsächlich beruht, herrichteten. Sie stehen bei dieser Arbeit, wozu sie eine Art eiserner Gabeln anwenden, in einer Reihe, stoßen ihre Werkzeuge in den Boden und brechen dann eine Schichte in Einem Brocken los, wodurch das Land wie tief aufgepflügt aussieht. Weiber sind bei dieser außerordentlich harten Arbeit unter die Männer gemischt, aber alles geht mit der größten Freudigkeit vor sich. Einige, mit denen ich sprach, sagten geradezu, „wir müssen arbeiten, sonst haben wir nichts zu essen." Die Volkszahl schien nicht im mindesten vermindert und in jedem Dorfe sah man Schwärme von Kindern. Ich befragte die Leute über die im Krieg erlittenen Verluste, sie meinten aber, man habe die Gefallenen nicht vermißt; die Bevölkerung dieser Provinzen ist auch wirklich so

dicht wie nur irgendwo in Europa. Nach den Jahrelang erfolgten Berichten von einer Metzelei nach der andern war dieß, auch wenn wir die gewöhnliche Uebertreibung spanischer Schlachtberichte in Erwägung zogen, kaum zu erwarten, und doch war es völlig richtig. Wer nicht mit dem eigenthümlichen Charakter dieses Volks bekannt ist, konnte kaum seinen Augen trauen, wenn er jetzt nur einige Monate, nachdem alles in Waffen gewesen war, diese Provinzen in solchem Zustande von Ruhe sah. Es ist ein sehr fühlbarer Unterschied im Aussehen des Volks und der Wohnungen, sobald man die Küste verläßt, wo die reichsten Ländereien sind, die im Winter am wenigsten leiden. Auch die Sitten des Volkes sind roher als die der Bewohner des reichen Landes an der Gränze.

Wir schliefen zu Vittoria, das ein viel besseres Aussehen hatte und uns ein Schauspiel der größten Thätigkeit darbot. Ein Kloster war zum Theil niedergerissen worden, und der dadurch gewonnene Raum dem Volk als Spielplatz eingeräumt. Der Umstand, daß der Paseo, wo die höheren Classen der Gesellschaft sich gewöhnlich zusammenfinden, ganz in der Nähe ist, zeigt eine Rücksichtnahme auf die ärmeren Classen, die man andern Ländern wohl zur Nachahmung empfehlen dürfte. Zu Miranda del Ebro, der Gränze von Altcastilien, erfuhr die Diligence die letzte, aber auch die widerwärtigste Durchsuchung. Ich beschäftigte mich während derselben mit der Beobachtung der Kirche, die aus der normannischen Periode oder kurz darnach herstammt, denn der Thorweg ist ein wenig zugespitzt. An den Seiten sind runde Fenster und am Ostende einige jetzt eingemauerte, eng nebeneinander stehende Säulen. Vorn befindet sich ein geräumiger gedeckter Porticus, wie gewöhnlich im nördlichen Spanien, zur Bequemlichkeit des Volks bei schlechtem Wetter.

Die Straße nach Burgos ist vollständig nach der besten Methode hergestellt, und jetzt so gut als irgend eine in Europa. Bäume sind an der Seite angepflanzt, was in offenen Gegenden allenthalben, in Spanien aber vorzugsweise einen angenehmen Anblick gewährt. Wir sahen überall die Felder auf eine rohe, einfache, eher dem Eggen ähnliche Weise pflügen, um den in Castilien für das Rindvieh vielfach gebauten Roggen zu säen; wenn man über den Ebro hinüber ist, hört aller Maisbau auf, und die Hauptnahrung der Menschen ist Waizen.

Wir kamen frühzeitig zu Burgos an und hatten hinreichend Zeit uns umzuschauen; obgleich dieß der letzte Ort in Spanien ist, wo man sonderliche Veränderungen und Verbesserungen erwarten darf, so sieht man doch hier sehr entschiedene Anzeichen von beiden. Der Verkauf der Klöster und der Fincas oder zugehörigen Häuser hatte viel Geld in Umlauf gesetzt, und die Folgen traten sehr deutlich hervor. Die Kathedrale, deren Aeußeres schon aus vielen Reisebeschreibungen bekannt ist, da sie an der Straße liegt, bietet, wie in Spanien gewöhnlich, eine Mischung vieler Baustyle. Der Hauptbau der Kirche wurde im Jahr 1220, fast zu gleicher Zeit mit dem von Toledo aufgeführt, dem er auch im Entwurf einigermaßen gleicht. Die Kirche war indeß zu dunkel, weßhalb man später viele Claraboyas, d. i. Lichtöffnungen anbrachte. Die wohlbekannten westlichen Thürme, vielleicht die schönsten Proben des klaren, durchbrochenen Styls, wurden von Johann und Simon von Cöln, zwei Künstlern, Vater und Sohn, die denselben, so viel ich weiß, um 1440 nach Spanien brachten, erbaut oder vielmehr vollendet; die obern Theile rühren ohne Zweifel von ihnen her. Die achteckige offene Kuppel ist aus noch späterer Zeit, da sie von Vigarny, einem Künstler aus dem 16ten Jahrhundert, den man nach dem Einsturz der ursprünglichen Kuppel berief, gebaut wurde. Sie ist ausnehmend schön, obwohl in dem Plateresco- oder blumigen Styl, der in diesem Lande sehr gewöhnlich ist. Man behauptet, Vigarny sey aus Burgos gebürtig, aber sein Name, Felipe von Burgund, weist ziemlich sicher auf seine niederländische Abkunft hin. Keine Kathedrale hat leicht mehr durch den unklugen Eifer der Bischöfe und Cabildos gelitten, welche Capellen und andere Zierrathen im Innern der Kirche mehr als passend anbrachten.

Jenseits Burgos ist das Ansehen des Landes unverändert. Die öden Ebenen und erbärmlichen Dörfer sind auch nicht durch einen einzigen angenehmen Gegenstand gehoben, und man bemerkte so wenig Anzeichen von Verbesserung, daß selbst die Verwüstungen des Unabhängigkeitskriegs noch nicht ausgetilgt sind. Weiterhin stießen wir auf einen nicht unbedeutenden Strich alten Waldes, der aber jetzt nur noch einige verkrüppelte Eichen, Strandkiefern und Wachholderbäume erzeugt. Wir schliefen in einem neuen, geräumigen Karawanserai, das die Diligence-Compagnie für die Unterkunft ihrer Passagiere kürzlich bauen ließ; es ist doch oben an der Somosierra und allerdings gegen das ehemalige elende Quartier eine Verbesserung. Es ist dieß ein Parador und der Fremde muß sich hüten diese Anstalten nicht mit dem geringern Titel Venta zu bezeichnen. Auf dem Wege nach Valladolid fragte ich von dem Wagen aus nach dem Namen einer neuen Venta, an welcher wir anhielten. Die einzige Person, die Auskunft geben konnte, wartete einige Augenblicke schweigend, ob ich meinen Ausdruck nicht selbst berichtigen werde, sagte dann in einem mürrischen Tone: „no es venta, es parador," und wandte sich ab, ohne mir Auskunft zu geben. Der Verwalter dieser Anstalt war niemand anders als der katalanische Majordomo, den die Compagnie anfänglich mit der Einrichtung der verschiedenen Stationen zum Essen und Schlafen und der Versorgung derselben mit Betten und andern Nothwendigkeiten beauftragt hatte — ein Amt, das anfangs eben so wichtig als mühevoll war; nachdem er mehrere Jahre damit zugebracht, Kellner und Mägde abzurichten und, was noch schwieriger war, die Wirthe und Wirthinnen anzuleiten, gab man ihm diesen Rückzugsposten als Belohnung für seine Dienste. Man hätte mit Recht erwarten sollen, das „Tusculum" eines solchen Mannes werde ein Muster von Bequemlichkeit und guter Einrichtung seyn. Dieser Schluß war aber, wie es in Spanien besonders gar oft geht, nicht richtig; das Abendessen war bei weitem das schlechteste, das wir noch auf dem ganzen Wege bekommen hatten, und da keine Möglichkeit vorhanden war etwas Besseres zu bekommen, so trösteten wir uns endlich damit, über das Widersinnige eines solchen Zustandes der

Dinge zu lachen. Die Spanier haben selbst ein sehr bezeichnendes Sprüchwort: en casa del herrero, cuchillo de palo (im Hause des Messerschmieds findet man hölzerne Messer).

Wir hatten diesen Ort ziemlich früh erreicht, so daß wir wohl noch den Berg übersteigen und nach Somosierra kommen konnten, wo man, so elend das Dorf ist, doch ein besseres Unterkommen findet, als in dem öden Parador. Wahrscheinlich hatte man denselben aber hier angelegt, weil man bei Schnee und schlechtem Wetter nicht wohl weiter hätte kommen können. Wir brachen sehr früh auf, und ich saß im Vordertheil des Wagens hinter dem Mayoral, als plötzlich das Vorderrad in ein tiefes Loch hineinfuhr mit einem Stoße, der den Mayoral und den Adelantero, d. h. den Jungen, der das vordere Maulthier ritt, aus dem Schlummer, in den sie unglücklicher Weise zu gleicher Zeit gesunken waren, weckte. Mit der philosophischen Ruhe dieser Leute sagte der Mayoral alsbald, ehe er noch recht wach war, in einem hörbaren Selbstgespräch: es por mucho o por poco (das bedeutet sehr viel oder sehr wenig). Ich stieg sogleich aus und fand, daß sie in ihrem Schlummer gerade über die Seite des Weges hinaus gefahren, und daß das Loch nichts anders war, als ein gedeckter, aber unter der Last des Wagens eingebrochener Abzugsgraben, — ein Glück noch, daß wir nicht über diesen hinausgekommen. Ich sagte anfangs nichts, sondern überließ sie ihren eigenen Mitteln zur Abhülfe, die aber bald erschöpft waren, so daß sie ohne den mindesten Erfolg von ihren Bemühungen abstanden. Jede voreilige Einmischung von Fremden ist vom Uebel, jetzt aber rief ich die andern Passagiere, die ganz spaniermäßig ruhig und unbekümmert sitzen geblieben waren, auszusteigen und selbst mit Hand anzulegen; das thaten sie endlich nach längerem Zureden, der Wagen ward rückwärts gezogen und sogleich los gemacht. Ich erwähne dieß, weil es andern, die mit spanischen Wagen Mißgeschick haben, von Nutzen seyn kann. Unfälle sind nämlich sehr häufig, und die Mayorals stellen sich ausnehmend ungeschickt an, um herauszukommen; alle vierrädrigen Wagen in Spanien haben einen gemeinsamen Fehler, nämlich außerordentlich niedere Vorderräder. Die höhern Hinterräder wirken wie ein Hebel und halten die Vorderräder zurück, wenn diese einmal in einem Loch festgerannt sind, so daß sie ohne sehr kräftige Hülfe nicht vorwärts zu bringen sind, während eine verhältnißmäßig geringe Kraft sie rückwärts ziehen kann. Ich sah auf eben dieser Straße einige wahrhaft glänzende Galeras von neuer und sehr bequemer Bauart für Reisende und Waaren, alle aber hatten diesen Fehler in einem ungewöhnlich hohen Grade.

Wir hatten von Glück zu sagen, daß wir nicht auf der andern Seite des Weges hinunterstürzten, denn diese war ziemlich hoch aufgemauert und ohne Parapet. Ich war neugierig zu hören, welchen Tadel der Adelantero vom Mayoral bekommen würde, denn beide waren gleich schuldig. Letzterer sagte aber nichts, bis wir an die nächste Station kamen, wo er mit der größten Gutmüthigkeit ihn also anredete: „Als Ihr zu uns kamt, hattet Ihr kaum einen Lumpen auf dem Leibe und die Kälte hielt Euch wach; jetzt seyd Ihr gut gekleidet, und habt eine Kapa (spanischen Mantel) und könnt auf dem Pferde so gut schlafen, wie im Bette." Der Junge antwortete nichts auf diesen Sermon, und war froh so leichten Kaufs weggekommen zu seyn.

Wir frühstückten zu Buytrago in einer Venta, die weit geringere Ansprüche machte, als der Parador, wo wir die letzte Nacht zugebracht hatten, und dennoch weit besser war. Die Schließerin war eine schöne Baskenfrau mit ihrer Trensa oder dem langen geflochtenen Haar; die Leute dieser Gegend sind alle zu roh und passen nicht zu häuslichen Beschäftigungen, welche Aufmerksamkeit und freundliches Wesen erfordern.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Expedition auf dem Niger in den Jahren 1841 und 1842.

(Nach officiellen Berichten.)

Erster Abschnitt.

Die Abschaffung des Sklavenhandels auf den Westküsten von Afrika ist immer ein Hauptaugenmerk der Regierung von England gewesen. Sie hat kein Opfer gescheut, um diesem großen socialen Uebel, diesem ewigen Schandfleck der Menschheit und dem mächtigsten Hindernisse, das der Einführung europäischer Cultur in diesem Theil des afrikanischen Continents im Wege steht, ein Ende zu machen.

Am 26 December 1839 legte Lord John Russel, damaliger Secretär der Colonien, den Lords der Schatzkammer einen Vorschlag zu einer Expedition auf dem Niger vor. Dieser Plan war schon vorher den gesetzgebenden Kammern vorgelegt und von denselben genehmigt worden. Er bestand im Wesentlichen darin, die Hauptzuflüsse des Nigers, wie z. B. die Flüsse Bonny, Nun, Braß u. s. w., zu besuchen, Factoreien an denselben zu errichten und den eingebornen Häuptlingen an diesen Strömen begreiflich zu machen, daß sie einen bessern Gewinn von der Bevölkerung ihrer Staaten ziehen könnten, wenn sie dieselbe im Handel und Ackerbau unterwiesen, als wenn sie dieselbe den Sklavenhändlern verkauften.

Drei zu Birkenhead bei Liverpool gebaute eiserne Dampfschiffe, der Albert, der Wilberforce und der Sudan, jedes von der Kraft von dreißig Pferden, die beiden erstern je von 457 Tonnen und das dritte von 249 Tonnen, wurden für diese Expedition bestimmt, zu deren oberstem Befehlshaber der Capitän Trotter ernannt wurde, welcher die Commandeure William Allen, Bird Allen und William Cook unter sich hatte. Diese vier Officiere bildeten zusammen ein Committee, das insbesondere beauftragt war, mit den afrikanischen Häuptlingen, deren Länder in den Meerbusen von Benin und Biafra und an den in den Niger mündenden Strömen gelegen sind, in Unterhandlungen zu treten.

Alle von der Erfahrung empfohlenen Vorsichtsmaaßregeln wurden bei der Einrichtung und Ausrüstung dieser Fahrzeuge in Anwendung gebracht. Ein neues System künstlicher Durchlüftung vermittelst großer Fächer, nach der Erfindung des Dr. Reid, wurde an Bord sämmtlicher Schiffe angeordnet.

Hr. Schön, Mitglied der Missionsgesellschaft von Sierra Leone, und Hr. Crowther, afrikanischer Katechist, wurden der Expedition beigegeben. Auch wurden die folgenden unter verschiedenen Titeln von den gelehrten Gesellschaften empfohlenen Personen gleichfalls ermächtigt, sich

auf den Dampfbooten einzuschiffen und an den wissenschaftlichen Arbeiten Theil zu nehmen, nämlich die Herren Doctor Theodor Vogel, Botaniker; Karl Gottfried Roscher, Mineralog; Doctor William Stanger, Geolog; John Ansell, Sammler und Gärtner; Lewis Fraser, Naturkundiger; James Urvins, Zeichner, und Alfred Carr, ein farbiger Mann aus Westindien, welchem die Leitung einer Mustercolonie für den Ackerbau, die nach der Wahl der Committee an einem tauglichen Punkt des Nigers angelegt werden sollte, übertragen wurde. Der Henriot wurde als Transportschiff befrachtet. Am 17 April 1841 gingen der Sudan und Henriot von Devonport nach Porto Grande, auf St. Vincent im Archipel des grünen Vorgebirgs ab, wohin die erste Zusammenkunft bestimmt war. Der Albert und Wilberforce segelten miteinander am 12 Mai ab und kamen am 3 Junius in Porto Grande an, acht Tage später als der Sudan und Henriot. Der Albert ankerte vor Sierra Leone am 24 Junius und der Wilberforce zwei Tage später. Am 29 lief der Sudan, der unmittelbar nach dem Vorgebirge Coast-Castle gesandt worden war, unvermuthet in Sierra Leone ein. Er hatte sich wegen Mangel an Kohlen vom Henriot getrennt.

Hr. Schön fand in diesem Hafen eine große Menge sehr unterrichteter Eingeborner, die sich in schönem Eifer für die Unternehmung als Dolmetscher anboten; man begnügte sich dreizehn von verschiedenen Völkerschaften unter ihnen auszuwählen. Einer derselben, der Fulah-Dolmetscher, hatte früher schon Tombuctu besucht.

Am 10 August legten sich sämmtliche Fahrzeuge an der Mündung des Nun vor Anker, wo sie von den heftigsten Regengüssen überfallen wurden und das Meer an der Küste in so großer Bewegung fanden, daß sie genöthigt waren, neun englische Meilen weit in der offenen See vor Anker zu gehen. Ein sehr starkes Rollen der See machte alle Mittheilungen unmöglich oder höchst gefährlich. Alle drei Dampfboote hatten bei der Einfahrt in den Strom ihre Steuerruder beschädigt. Eine den Seefahrern wenig bekannte Sandbank erstreckt sich quer über seine Mündung, und gerade an dem gefährlichsten Theil dieser Bank, in der Nachbarschaft des Cap Nun, hatte die Flottille die Unvorsichtigkeit gehabt Anker zu werfen.

Am Morgen des 19 August schickten sich alle Fahrzeuge, mit Ausnahme des Henriot, welcher nach Fernando Po beordert wurde, zur Auffahrt auf dem Strome an.

Vom Innern der Barre angesehen, bietet der Nun denselben Anblick dar, wie die benachbarten Ströme. Seine Ufer sind mit hohem Grase und undurchdringlichen Gebüschen bedeckt, überragt von Kokosbäumen und Palmen, deren schöne Blätter über den überschwemmten Niederungen schwebten. Von dem Ankerplatz der Schiffe aus konnte man keine Wohnung erblicken. Die Hütten waren alle hinter herrlichen Massen von Grün verborgen. Die nicht sehr zahlreichen Einwohner haben ihren Wohnplatz auf dem linken Ufer nahe dem Meere in zwei großen Dörfern, von denen das eine Accassa heißt. Sie treiben mit den Einwohnern des obern Flusses einen Tauschhandel in Lebensmitteln und ihr Verkehr mit den Europäern ist von keiner Bedeutung.

Während des Verweilens der Dampfboote machte ihnen der oberste Beamte von Accassa einen Besuch und erhielt einige Geschenke. Die Commissäre bedienten sich eines seiner Piloten, um an den König Boy dessen in den Berichten der Gebrüder Lander so vielfach Erwähnung geschieht, eine Botschaft zu senden. Dieser König wohnt in Braß-Town und seine Oberherrschaft erstreckt sich über die benachbarten Ufer. „Der König Boy," sagt Capitän Trotter, „wurde immer für einen bösartigen Menschen gehalten; aber obwohl wir hievon unterrichtet waren, so lag uns, da wir uns in seinem Gebiete befanden und sein Einfluß zu Aboh (Ibo oder Eboe) sehr groß ist, viel daran, uns mit ihm auf einen guten Fuß zu stellen und selbst ihn dafür zu gewinnen, daß er uns nach Aboh begleite."

Wir sandten ihm daher eine Einladung mit Geschenken, aber er kam nicht. Dafür schickte er seinen Sohn mit einem Geschenk von zwei Hämmeln. Man wird später sehen, daß ihn die Ankunft so vieler Fahrzeuge, ohne den entschiedenen Zweck, mit ihm Handel zu treiben, sehr mißtrauisch gemacht hatte.

Am 20 August durchfuhr die Flottille den Canal und legte sich sieben oder acht Meilen oberhalb der Einfahrt in den Fluß unfern des Dorfes des Königs Burrow vor Anker. „Dieser Augenblick," sagt Capitän Trotter, „ließ uns die Wichtigkeit unserer Arbeiten erkennen; von da an wurden wir erst alle Schwierigkeiten und Gefahren unserer Unternehmung gewahr!" Auch ordnete der Commandant in einer religiösen Bewegung, welcher die ganze Expedition beistimmte, ehe man weiter fuhr, feierliche Gebete an, um den Segen des Himmels für dieselbe zu erflehen, und der Caplan Muller begab sich zu diesem Zweck auf jedes der Schiffe nacheinander, um fromme Religionsübungen anzustellen.

Von diesem Punkt bis nach Aboh dauerte die Fahrt vom 20 bis zum 26 August. Man beobachtete, daß die Bewohner des untern Delta viel wilder waren als die an der obern Spitze und im Innern. „Dieß kommt ohne Zweifel," bemerkt der Capitän W. Allen, „von ihrer Furcht vor den Engländern und Amerikanern her. Sie fliehen ihre Gegenwart wegen des unmenschlichen Handels, dessen Opfer sie werden. Sie nahmen uns mit Mißtrauen auf und manchmal sogar mit Drohung von Feindseligkeiten, welche jedoch mehr scheinbar als ernstlich gemeint schienen. Während der ganzen Fahrt war das Wetter fortwährend schön. Zuweilen mäßigten Regengüsse die Hitze des Tages. Ein erfrischender Wind vom Meere her, eben so angenehm als vortheilhaft für unsere Fahrt, erlaubte uns alle Segel aufzuspannen. Wir waren alle über die Schönheit der Natur und die Neuheit der Landschaften, die sich von allen Seiten unsern bewundernden Blicken darboten, erstaunt. Wahrlich eine großartige Natur voll imponirender Majestät! Köstliche Wohlgerüche würzten die Luft, deren heilsame Reinheit alle unsere Sinnen durchdrang." (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Literarisches Institut für Juden in London. Durch die Freigebigkeit einiger reichen Juden in London wurde ein Gebäude für „the Jews and General Literary and Scientific Institution" in glänzendem Styl erbaut und eingerichtet; es scheint indeß, daß auch andere als Juden Zutritt haben. Die Einweihung fand am 20 Januar statt. (Lit. Gaz. vom 8 Februar.)

Friedliche Haifische. In der Versammlung der Linné'schen Gesellschaft in London am 20 Januar las Capitän Maconochie Bemerkungen über die Naturgeschichte der Norfolk-Insel vor, und bemerkte unter anderem, es seyen Haifische in der Nähe der Insel, die nicht beißen sollen. (Athenäum vom 1 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 54.



Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Februar 1845.

Kurze Geschichte des Zimmthandels in Ceylon.

In der asiatischen Gesellschaft zu London las ein Hr. Capper eine interessante Mittheilung über diesen Gegenstand, der mit der Geschichte der Insel Ceylon so eng verknüpft ist. Leider liegt uns nur ein Auszug in der Litter. Gaz. und Athen. vom 8 Febr. vor, und dieser geht über die ältere Geschichte dieses Handels sehr leicht hinweg, indem er bloß den Gebrauch des Zimmts bei den Israeliten als Räuchermittel im Tempel und wahrscheinlich auch als Arznei so wie den frühern Handel Aegyptens mit den Häfen von Südindien und Ceylon erwähnt. Ueber die arabische Schifffahrt nach dem vielberühmten „Serendib" erfahren wir, wenigstens aus dem Auszuge nichts, so interessant auch die Sache in commercieller, historischer und religiöser Beziehung wäre, aber die Geschichte der Araber im indischen Ocean liegt überhaupt noch im Argen, und man scheint in der Regel gar nicht daran zu denken, daß die große Bewegung, welche sich der arabischen Nation seit Mohammed bemächtigte, eben so gut von der Südküste Arabiens aus eine maritime Richtung nahm, als sie zu Lande sich nach Osten und Westen ausbreitete. Doch wir lassen diesen Gegenstand, und erwähnen nur noch, daß selbst nach der Entdeckung des Weges um das Cap, welche den Handel mit Ceylon den Portugiesen überlieferte, die Araber bis vor 50 Jahren noch die besten Kunden der Zimmethändler waren, und wohl noch jetzt seyn würden, wenn nicht der immer weiter um sich greifende Gebrauch der viel wohlfeilern Cassia lignea das ächte Gewürz verdrängt hätte, was seitdem bekanntlich auch in Europa geschehen ist, und den Handel so wie die Production vollends störte.

Als die Holländer von Ceylon Besitz nahmen, erkannten sie schnell die Vortheile des Zimmthandels, und einer ihrer Gouverneure, Falk, beschloß ihn auf seinen eigenen Pflanzungen in der Nähe von Colombo zu bauen, trotz des Widerstands der Tschaliahs (einer Kaste von Eingebornen), welche bisher den Anbau für sich behalten hatten. Falk setzte seinen Plan durch, erzeugte bessern Zimmet, als man bisher je gewonnen hatte, und durch kluge Aufmunterung, die er den benachbarten Dörfern gewährte, dehnte er den Anbau bedeutend aus. Das Erzeugniß stieg allmählich und die Holländer führten endlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts 8000 Ballen zu 88 Pf. aus, wovon etwa 6000 nach Europa gingen; nach dieser Zeit nahm der Handel bedeutend ab. Als die Engländer sich Ceylons bemächtigten, fanden sie den Anbau, wie ihn Falk gelassen hatte, auf die Nachbarschaft von Colombo beschränkt; sie ergriffen sogleich Maaßregeln denselben weiter auszudehnen, und unter der Aufsicht eines Hrn. Carrington wurden Ländereien angepflanzt, die noch jetzt den meisten und besten Zimmt liefern. Indeß herrschte, wie unter den Holländern, das System gezwungener Arbeit, und das Volk fühlte sich dadurch sehr gedrückt. Im J. 1805 wurden 3000 B. Zimmt gewonnen, im J. 1814 4500, und als im folgenden Jahre das Königreich Kandy in die Macht der Engländer fiel, stieg die Masse auf 9600 B. Auf dieser Höhe hielt sie sich aber nicht, obwohl im Jahr 1823 noch weitere 600—700 Acres mit Zimmetbäumen angepflanzt wurden. Im Jahr 1832 wurde der Handel freigegeben, und nachdem der Anbau dadurch einen kurzen Aufschwung gewonnen hatte, fiel er auf einmal sehr stark, und ließ sich auch durch die Verminderung des Ausfuhrzolles im Jahr 1836 nicht mehr heben. Die Regierung verkaufte nun allmählich ihren noch vorhandenen Vorrath an Zimmt, im Mai 1843 trat eine neue Verminderung der Ausfuhr ein, aber der Handel nahm nichtsdestoweniger ab, bis zum Frühjahr 1844, wo die Regierung endlich allen ihren Vorrath verkauft hatte, und der Zimmt deßhalb im Preise zu steigen anfing. Jetzt werden wohl neue Unternehmungen mit englischem Capital beginnen, um den Anbau wieder zu heben.

Spanien und die Spanier im Jahre 1843.

1. Reiseplan. — Vittoria. — Burgos. — Madrid.

(Fortsetzung.)

Als wir nach Ueberschreitung der Gränze von Neucastilien den Berg hinabfuhren, wurde die Straße ausnehmend schlecht; augenscheinlich waren seit Jahren keine Verbesserungen vorgenommen, und sie war an mehreren Stellen sogar gefährlich. Es

war, wie ich erwartet hatte: man arbeitete an der Straße von unten herauf, und wir fanden ein Stück prächtig vollendet und andere Theile im Fortschreiten begriffen, so daß sie in diesem Klima Jahre lang keine Ausbesserung bedürfen werden. Man legte zuerst eine ungeheure Schichte großer Steine, die mit kleineren bedeckt und dann mit Kies oder zerschlagenen Steinen überschüttet wurden. Schlagbäume wurden errichtet und ein ziemlich schwerer Zoll auf diesen neuen Straßen erhoben; aber die Leute kennen ihr Interesse zu gut und haben sich dieser Abgabe ohne Murren unterworfen. Die gute Straße endete gerade, als wir uns der ödesten und unmalerischsten Hauptstadt Europa's von ihrer schlechtesten Seite her näherten. Eine Legua vor den Thoren waren wir so gut wie angehalten, denn auf den schweren Frühjahrsregen, während dessen zahlreiche Wagen tief in den Barro oder Thon eingeschnitten hatten, war ein glänzender Sonnenschein gefolgt, der die gezogenen Rinnen zur größten Härte zusammenbackte, so daß die Maulthiere die schwere Maschine kaum bis nach dem Thore schleppen konnten. Zum großen Mißvergnügen des größten Theils der Reisegesellschaft fand diese zum Verzweifeln langweilige Partie gerade in dem Augenblick statt, wo die Königin den Palast verließ, um die Cortes zu eröffnen, so daß sie bereits wieder zurückgekehrt war, ehe wir ein Unterkommen gefunden hatten; doch konnten wir noch den Regenten und die Linientruppen und Nationalgarden abziehen sehen.

Nachdem wir die ersten und dringendsten Geschäfte bei dem Gesandten abgethan hatten, durchstrichen wir alsbald Madrid und waren ungemein überrascht durch die große und unablässige Thätigkeit im Bauen: jede Plaza und Plazuela, jeder Theil der breiten Straßen war von aufgeschichtetem, altem und neuem Material eingenommen, oder mit Staub bedeckt durch die Steinmetzen, welche den grauen Granit von Colmenar bearbeiteten, womit die meisten neueren Gebäude bekleidet sind. Der größte Theil dieser Veränderungen fand an den Klöstern statt, die fast sämmtlich verkauft sind und in öffentliche und Privatgebäude umgewandelt werden. Unter die bedeutendsten Aenderungen gehört die des kleinen Klosters der Capuchinos de la Corte, nördlich von der Alcalastraße, das in einen zierlichen Paseo umgewandelt wurde. Die Capelle der Flamänder (Flamencos), wo einst das berühmte Gemälde von Rubens war, ist in einen Bazar nach dem Muster der Pariser umgeschaffen worden. Das große Kloster von San Thomas in der Atochastraße ist das Hauptquartier der Nationalgarde, die Façade aber in ziemlich schlechtem Geschmack verändert worden. In dem großen Patio (Hofraum) sind die Hauptartikel der Constitution aufgeschrieben, statt der Auszüge aus der Bibel, die sonst hier der passende Schmuck gewesen wären. Nahe daran ist das ungeheure Dreieinigkeitskloster, jetzt das Nationalmuseum zur Aufnahme der Kunstwerke aus den Klöstern. Das prächtige Kloster San Felipe el Real wurde nach vielem Hin- und Herreden an Cordero, den großen Maragaten, verkauft, der unter diesem merkwürdigen Stamm *) die Stellung einnimmt, wie Rothschild unter den Juden zu Frankfurt. Das Gebäude wird ganz casernenmäßig eingerichtet, er selbst soll einen Theil davon bewohnen und den Rest gewiß mit ungemein großem Vortheil vermiethen wollen. Der Fehler, einen solchen Bau zu veräußern, der durch seine Nähe beim Postamt und durch seine centrale Lage in der Nähe der Puerta del Sol zu manchen öffentlichen Zwecken ganz unschätzbar gewesen seyn würde, war groß und unverzeihlich. Es war im Plan, die Centralverwaltung der Diligencen, die ein großes Bedürfniß ist und wozu das Gebäude vortrefflich gelegen wäre, hieher zu verlegen. Das ungeheure Kloster von Atocha ist jetzt für die Invaliden eingerichtet. Das Kloster von Santa Catalina, welches im Jahre 1823 in Brand gesteckt wurde, als der Herzog von Angouleme und andere bei dem französischen Einfall im Jahre 1823 besonders betheiligte Personen dort zur Feier ihres Sieges Messe hörten, wird jetzt niedergerissen, und man will an dieser Stelle einen Bau für die beiden Zweige der Nationalrepräsentation errichten. Der offene Raum gegenüber ist mit einer hübschen Bronzestatue von Cervantes geziert und heißt jetzt Plazuela de las Cortes. Das Novizenkloster der Jesuiten, ein schöner Bau auf der Anhöhe über dem Palast, wird gegenwärtig umgebaut und für die Universität eingerichtet. Mehrere kleinere Klöster wurden niedergerissen und haben geräumigen Privatwohnungen Platz gemacht.

Auch die Namen der Straßen sind vielfach geändert worden, und statt der ehemaligen barbarischen Benennungen sin sie jetzt nach den zahlreichen Opfern der Verfolgungen dinands genannt; so gibt es eine Calle de Porlier, Cal Empecinado, Calle Lacy u. s. w. Das geschäftige Treibe de Straßen ist ganz außerordentlich, und ich entsinne mi nicht, an irgend einem Orte eine so große Veränderung in so wenigen Jahren gesehen zu haben. Die jetzt gewöhnliche Straßenbewegung gleicht der in den Festtagen zur Zeit Ferdinands. Alles was Handel und Verkehr betrifft, hat gleiche Fortschritte gemacht: die Kaufläden, die sonst einen so ärmlichen Anblick boten, sind jetzt ziemlich so gut ausgestattet, als die von Paris im J. 1814. In geräumigen Niederlagen sind alle möglichen Kleidungsstücke von französischer und englischer Fabrik in größter Menge zu haben. Sonst war es ein wahres Unglück, wenn man mit einem Schneider zu thun hatte, und wem der Streich passirte, in der Nähe eines Thors der Hauptstadt ausgezogen zu werden, hatte große Schwierigkeit, den Verlust zu ersetzen. Jetzt braucht man seine Blöße nur mit einer Capa zu bedecken und auszugehen, um alle Defecte in ganz kurzer Zeit zu ersetzen, — kein kleiner Vortheil, da die spanische Sitte des „Ausziehens" (quitar el pellejo) noch immer prakticirt wird. Die meisten Kleidungsstücke sind französisch, und viele haben wahrscheinlich den Weg durchs Palais Royal gemacht, ehe sie nach der kastilianischen Hauptstadt gingen. Einiges ist aber auch englisch, und bei meinem ersten Gang durch die Modequartiere sah ich Foulards und andere gedruckte Seidenzeuge, wie ich sie nur kurz zuvor als das Neueste in England gekauft hatte.

*) Siehe hierüber die aus Borrows „Bible in Spain" entnommene Schilderung. Ausland 1843. Nr. 106. A. d. R.

In dem für Fremde so wichtigen Zweige der Gasthöfe ist indeß nur geringe Verbesserung vorgegangen. Die zwei bedeutendsten Diligencencompagnien haben Paradors für ihre Kunden eingerichtet, die Lage in der Alcalastraße ist gut, die Zimmer geräumig und bequem, aber die Kost sehr mittelmäßig und ganz in spanischem Styl. Es gibt keinen guten, nicht einmal einen anständigen Restaurateur am Orte, ob gleich drei dieß Gewerbe treiben. Die berühmte Fontana de Oro ist geschlossen, und ihre elenden Gemächer in geräumige, hübsche Lesezimmer mit Bädern und Miethzimmern umgestaltet. Es sind Zimmer da für englische und französische Blätter, und ein weiteres Zimmer für spanische Journale und Bibliothek. Das war anders als ich das letztemal Madrid verließ, wo einem höchstens ein Galignani unter den strengsten Ermahnungen, solchen ja niemand sehen zu lassen, zugesteckt wurde. Es erscheinen jetzt ungefähr 40 periodische Blätter aller Art in Madrid, bedeutend mehr, als das Bedürfniß erfordert: die meisten sind aber auch schlecht geleitet und in so zerrütteten Umständen, daß sie nothwendig jeder Partei angehören, die sie kaufen will. Außer den vier oder fünf Hauptblättern kommt kaum je eines über den Umkreis der Hauptstadt hinaus, und trotz der völligen Transitfreiheit und des wohlfeilen Preises bekömmt man selbst in den bedeutenderen Städten, die an der Küste und die Hauptstädte ausgenommen, selten ein Zeitungsblatt zu Gesicht. Die Hauptblätter zerfallen wie natürlich in Regierungs- und Oppositionsblätter nach den verschiedenen Schattirungen dieser letzern; ein Christinoblatt soll im Solde einer fremden Gesandtschaft stehen, ein katalonisches Blatt, von den verschiedenen Manufacturisten unterstützt, kämpft gegen Handelsverträge. Seltsamerweise ist in diesem Imbroglio die carlistische Partei nicht repräsentirt; ihr früheres Journal ist eingegangen, und das einzige kirchliche Blatt ist in allgemein religiösem Sinne, nicht zu Parteizwecken geschrieben, für welche es gegenwärtig keinen Leser geben würde.

(Schluß folgt.)

Einiges über die englische Münze.

Die Mittheilung eines Hrn. Brande in dem königlichen Institut in London „über den Geschäftsgang in der englischen Münze" enthält viele interessante Nachrichten, woraus wir nur Nachstehendes ausheben. Die Hauptmasse des Goldes kommt aus Hamburg und Paris, nämlich das Erzeugniß der russischen und südamerikanischen Minen; ferner kommt ungeschmolzenes Gold als Staub oder Körner aus Afrika, von wo in den Jahren 1832 bis 1841 zum Werth von 334,000 Pfd. St. eingeführt wurde. Gegenwärtig sind acht Pressen da, welche in einem Tag 392,892 Stück schlagen können. Im Jahre 1842 wurde ein Gewicht von 10 Tonnen Goldbarren in sieben Tagen gemünzt; die gemünzten Stücke wogen 22,058 Pfd. und waren 935,434 Pfd. St. werth. Vom 1 Julius 1842 bis 1 Julius 1844 wurden geschlagen

an Sovereigns und Halbsovereigns	15,920,411	St.
an Silbermünzen	20,976,756	—
an Kupfermünzen	19,631,200	—
Zusammen	56,528,367	St.

Im Jahre 1816, als die neue Ausmünzung des Silbers stattfand, wurden innerhalb neun Monaten 57,960,986 Stück geschlagen, auf jeder Presse täglich 30,962 Stück. Während des panischen Schreckens im Jahre 1825 schickte die Bank an einem Sonnabend Barren in die Münze und erhielt am Dienstag 140,000 Sovereigns, und dieselbe Zahl jeden Tag bis zum nächsten Sonnabend, wo die Krise aufhörte. (Lit. Gaz. vom 8 Februar.)

Englische Expedition auf dem Niger in den Jahren 1841 und 1842.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Schiffe durchfuhren mehrere Meilen, ohne auf ein lebendes Wesen zu stoßen, mit Ausnahme eines Negers in einem Kahne, der beim Anblick der Dampfboote sich unter das Gesträuch verbarg und erst nach ihrer Vorüberfahrt wieder zum Vorschein kam. Weiter hinauf sahen sie eine einsame Hütte, deren Fußboden sich über dem Wasser erhob. Die Bewohner, völlig nackt, hatten sich bei der Annäherung der „Feuerschiffe" geflüchtet.

An der obern Spitze des Delta, in der Nachbarschaft einer Insel, Sunday genannt, ist keine Ebbe und Fluth mehr bemerklich. Dagegen sind die Strömungen um so stärker. Der Anblick des Landes ist verändert. Die Ufer des Flusses erheben sich auffallend, und statt des hohen Grases findet man eine große Mannichfaltigkeit von Palmen und andern Bäumen, die so gedrängt nebeneinander stehen, daß das Auge, mit Ausnahme einiger angebauten Strecken, kaum einige Ellen weit vom Ufer durchdringen kann. Die angepflanzten Lichtungen trugen Mais, Bananen, indisches Korn, Plantanen und öfters auch Zuckerrohr. Dieses letztere Gewächs zeigte sich immer häufiger, je höher die Flottille hinaufkam. Statt der einzelnen Hütten fanden sich verschiedene Gruppen von Wohnungen und zuletzt beträchtlichere, wohlbevölkerte Dörfer; die Eingebornen waren weniger scheu: sie kamen in ihren Kähnen bis an die Dampfer heran. Während der ersten 50 Meilen von der untern Spitze des Delta an findet man keine Spuren von Handel irgend einer Art, aber höher oben begegnet man großen Kähnen, die mit Palmöl beladen und für Braß-Town und Bonny bestimmt sind.

Die Dampfboote legten jeden Tag zwischen 35 und 40 Meilen zurück, und hielten sich nur an den Stellen auf, wo die Commissäre es für nöthig erachteten Beobachtungen anzustellen. Jeden Abend eine Stunde vor Einbruch der Nacht ging die Flottille vor Anker und die Schiffe wurden unter der Aufsicht der Aerzte mit größter Sorgfalt gewaschen und gereinigt. Die Ventilatoren waren den ganzen Tag in Bewegung. Der Sonntag war jedesmal ein Ruhetag für die Mannschaft. Während der Fahrt der Dampfschiffe sondirten die Ingenieure mit dem Senkblei, zeichneten Plane, maßen die Breite des Stromes u. s. w.

Am 26 August blieben die Dampfschiffe vor Ibo oder eigentlich Aboh liegen, welch letzteres der wahre Name der Stadt ist, die in den Berichten der Gebrüder Lander als Eboe angeführt wird und Oby, dem Offay oder höchsten Oberhaupt und König des ganzen Gebietes, gehört, das unter dem Namen Aboh den Niger aufwärts liegt. Die Commissäre baten um eine Unterredung mit diesem Häuptling, dem mächtigsten in diesem Theil von Afrika, um mit ihm einen Vertrag zur Förderung der Zwecke der Expedition abzuschließen.

Capitän William Allen und Hr. Cook, welche schon einen Tag vor den andern beiden Fahrzeugen auf dem Wilberforce in Aboh anlangten, hatten sich bereits Mühe gegeben, Oby Ossay zu sprechen. Dieser Häuptling, von dessen gutem Willen der Erfolg der Expedition abhing, begab sich am Morgen des folgenden Tages an Bord des Wilberforce und erkannte sogleich den Capitän Allen wieder, den er auf einer frühern Reise desselben zu sehen Gelegenheit gehabt hatte. Er war von den vornehmsten Personen der Stadt und von mehrern seiner Kinder begleitet. Das Committee empfing ihn mit vieler Auszeichnung. In seinem scharlachrothen Anzuge sah Oby mehr einem englischen Jokey, als einem König gleich. Seine Manieren, obgleich freundlich, zutraulich und unceremoniös, drückten dennoch das volle Bewußtseyn seiner Macht aus, und seine Umgebung behandelte ihn mit allen Zeichen der Ehrfurcht. Er hatte schon am frühesten Morgen seinen Sohn an Bord des Wilberforce geschickt. Die Bekanntschaft des Capitän Allen hatte er schon im Jahre 1832 gemacht, als dieser die HH. Lander und Laird bei ihrer Fahrt auf diesem Flusse begleitet hatte. Oby zeigte sich sehr neugierig; alles, was er sah, erregte sein Erstaunen, und er hörte nicht auf, sich über den Gebrauch aller Gegenstände, die ihm zu Gesicht kamen, zu erkundigen. Er verwunderte sich besonders über den Wein, die Trauben, den Zwieback, die er sah. Die Bildnisse der Königin und des Prinzen Albert erregten seine ganze Bewunderung. Nachdem er alles, was sich in der Cajüte befand, genau untersucht hatte, verlangte er auch die andern Theile des Schiffes zu sehen. Vor der Ankunft der andern Boote erklärte man ihm den Zweck der Expedition. Der König versprach am nächsten Tage an Bord des Albert zu gehen.

Am Morgen des 27 kam Oby in einem mit sechsunddreißig Ruderern bemannten Canot in Begleitung von mehrern Mitgliedern seiner Familie und den Vornehmsten der Stadt an. Der Anzug Sr. afrikanischen Majestät an diesem Tage war der eines englischen Officiers, mit einer scharlachrothen türkischen Hose, ein Geschenk des Hrn. Lander. Oby wurde von den Commissären empfangen und ins Conferenzzimmer geführt. Er sagte, daß er zwei Ochsen, zwei Schafe und einige Früchte zum Geschenk hätte mitbringen lassen, wofür ihm die Commissäre ihren Dank ausdrückten.

Der Hauptzweck der Expedition, so wie jeder Artikel des dem König zur Genehmigung vorgelegten Vertrags wurden durch einen einsichtsvollen Dolmetscher von Sierra Leone sehr genügend auseinandergesetzt. Nach dem Vorlesen machte Oby seine Bemerkungen darüber; darauf, nachdem jeder Artikel seinen Wünschen gemäß verändert worden war, drückte er seine Zufriedenheit durch ein emphatisches Makka (es ist gut) aus und ließ seine Finger dazu knacken. Oby, der ein Mann von ziemlich entwickelter Einsicht und Urtheilskraft zu seyn schien, verstand den Vertrag vollkommen, denn er weigerte sich, mehrere Artikel anzunehmen, deren Tendenz seinem Interesse zuwiderzulaufen schien. Er erklärte freimüthig, daß er dem Menschenhandel ein Ende machen, daß er sein eigenes Volk nicht mehr zu Sklaven verkaufen wolle, aber daß man solche weit weg im Innern kaufen könne. Da man ihn fragte, ob er Kriege in der ausdrücklichen Absicht führe, um Sklaven zu erhalten? antwortete er mit Nein; aber wenn er mit seinen Nachbarn im Kriege begriffen sey, würden die Gefangenen seine Sklaven.

Während der Unterredung brachte man einige Geschenke herbei, bei deren Anblick Oby so begierig wurde, daß es unmöglich war, fortzufahren. Als die Unterhandlung wieder aufgenommen wurde, fragte ihn Capitän W. Allen, ob er die Macht hätte einen Vertrag abzuschließen, der für sein ganzes Volk bindend sey? Die schwarze Majestät antwortete: „Ich bin König. Was ich sage ist Gesetz. Gibt es in England zwei Könige? Hier gibt es nur Einen."

Hr. Schön, der Missionär, erhielt von den Commissären den Auftrag, Oby in Kürze die Hauptlehren der christlichen Religion vorzutragen, so wie die Vorzüge, welche diese Religion vor dem Heidenthum habe, und die Vortheile, die sie der Menschheit bringe. Da Hr. Schön Oby sagte, daß es nur einen Gott gebe, antwortete er: „man sagte mir, daß zwei Götter wären." Oby hörte übrigens der Rede des Caplans mit Ernst und Aufmerksamkeit zu; endlich nachdem der letztere zu sprechen aufgehört hatte, beugte sich der König mit den Worten: „Da diesem nach die christliche Religion die beste von allen sey, so wünsche er nichts mehr, als einen Christen um sich zu haben, der sie ihn lehren könne. Auf die verschiedenen Fragen wegen Menschenopfern, die an ihn gethan wurden, antwortete er jedesmal: „daß man in Aboh bloß Thiere opfere und daß er nie Frauen ihre Zwillingskinder habe umbringen sehen." (Davon scheint jedoch das Gegentheil gewiß zu seyn.) Er fügte hinzu, daß so lange er König und in Macht sey, kein menschliches Opfer, keine Mordthat in seinen Staaten stattfinden und der Vertrag niemals gebrochen werden solle. Man fragte ihn, ob sich auch die Königin zu dem Vertrag verbindlich machen und ob sich auch seine Nachfolger dadurch für gebunden halten würden. Seine Antwort war: „Sie werden thun, wie ich befehle."

Ermüdet von der langen Berathung stand der König plötzlich auf und rief lebhaft aus: „Ich wünsche, daß alles dieses festgesetzt werde und liebe nicht so viel zu sprechen." Gegen Abend schiffte er sich auf seinem Kahn ein und ließ sich ans Land rudern.

Einige Officiere und die Dolmetscher begleiteten Oby, um die Stadt zu besichtigen und die Sitten seines Volkes kennen zu lernen. Sobald man am Lande, war berief der König Oby eine Versammlung seiner Edeln und der vornehmsten Einwohner der Stadt. Diese fand am Abend desselben Tages statt. Oby verkündigte in einer Rede die Beweggründe der englischen Expedition und die Tendenz des Vertrags, den er zur Aufhebung des Sklavenhandels abgeschlossen habe. Die englischen, bei dieser Ceremonie gegenwärtigen Officiere berichten, daß der Vortrag des Königs Oby mit augenfälliger Zufriedenheit von der ganzen Versammlung angenommen wurde. In Europa und besonders in Frankreich oder England, sagen sie, wäre ohne Zweifel die königliche Rede mit lauten Beifallsbezeugungen begleitet worden, aber die Eingebornen des Königreichs Oby beobachteten ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Mineralien in englischen Colonien. Die Engländer sind gegenwärtig sehr darauf bedacht, die mineralischen Schätze ihrer Colonien zu untersuchen. In Südaustralien und in Neuseeland soll sich Quecksilber finden; Kupfererz und zwar von vorzüglicher Güte findet sich gleichfalls an beiden Orten und wird bereits ausgeführt. Blei und Silber soll sich in Neuseeland an drei verschiedenen Orten finden, und vom Cap wird gemeldet, daß Eisen- und ungemein reiches Kupfererz (in geringer Entfernung nordwärts vom Oranjefluß), namentlich aber Blei in großer Menge vorhanden sey. Hundert Pfund Bleierz sollen 50 Pfund reines Blei und 4 Unzen Silber geben. (Col. Gaz. 8 Febr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 55.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Februar 1845.

Die Ziban in der algierischen Wüste.

(Revue de l'Orient. Dec. 1844.)

Die algierische Sahara ist von sehr verschiedenen Stämmen bewohnt: den nomadischen Arabern, welche den Sommer im Tell zubringen, den Dorfbewohnern in den Oasen die man zusammen Ziban *) nennt, und endlich noch einigen anderen ansässigen Stämmen. Die Nomaden sind augenscheinlich Nachkommen der moslemitischen Eroberer, sie sind noch in Stämme abgetheilt und ihre Sitten sind noch die ihrer Vorfahren, wogegen die ansässigen Stämme und die Zibans unzweifelhafte Spuren einer ganz verschiedenen Abstammung an sich tragen. Wenn die Nomaden nach dem Tell abgehen, nehmen sie Datteln mit, und tauschen diese gegen die Kornfrüchte aus, welche zu ihrem und der Ziban Unterhalt dienen. Die letztern betrachten die arabischen Nomaden, die mit ihren zahlreichen Heerden den Feldern sehr lästig sind, als eine wahre Geisel und vergleichen sie einem Heuschreckenschwarm. Sie können sich gegen diese Stämme, bei denen ohnehin die Autorität schwach und unbestimmt ist, nicht schützen, und finden um so weniger Recht, als aus den Plünderungen der Felder der ganze Stamm seinen Vortheil zieht. Wenn aber die Araber den Zibans gegenüber in der Stellung von Herren und Unterdrückern sind, so treten sie in ein ganz anderes Verhältniß, sobald sie in den Tell eindringen, um sich hier mit Korn zu versorgen: jetzt müssen sie das Recht Datteln zu verkaufen, das Recht Korn zu kaufen und selbst das Recht des Aufenthalts sehr theuer bezahlen. Der Scheich el Arab mißt ihnen gewissermaßen den Schutz, den er ihnen im Tell gewährt, nach der Achtung, welche sie für das Eigenthum der Zibans gezeigt, nach ihrer Genauigkeit im Steuerzahlen und ihrem Gehorsam zu. Der Scheich el Arab hat zweierlei Truppen, welche zur Entschädigung für den Dienst steuerfrei sind, einen Stamm von Ansässigen, die Uled Sulab, welche die Ordnung unter den Zibans erhalten, und einen Araberstamm, Ahl ben Ali, welcher dasselbe in Bezug auf die Araber thut. Die Zibans haben indeß ihre besten Beschützer an den Marabuts, die in großer Anzahl, und meist mächtig und reich, in den Oasen wohnen. Schon die Türken hatten diesen große Vorrechte gegeben, weil sie an ihnen hochverehrte Verbündete fanden, wodurch ihre Obergewalt in diesen fernen Ländern befestigt wurde. Die Erhebung der Steuern, die Hauptsache bei den Türken, mußte sehr schnell geschehen, und sie glaubten die Hülfe der Marabuts durch einen bedeutenden Antheil daran nicht zu theuer zu erkaufen. Biskara ist die politische und Sidi Okba die religiöse Hauptstadt des Landes der Ziban, das bis über Tuggurt hinausreicht.

*) Pluralform von Zab. Es wäre sehr interessant, die Bedeutung dieses Wortes, das wohl so wenig ein eigentlicher Volksname ist, wie Kabylen, kennen zu lernen. Was die Franzosen bisher, so viel uns bekannt, nicht berichtet haben, ist die Frage, in welchem Verhältniß die Ziban, Zab, Mzab, Mozab und wie man sie an verschiedenen Orten nennt, zu den Kabylen stehen; verwandt sind sie ohne allen Zweifel, so wie die noch immer nicht genügend aufgeklärten Schowiah, die man in der Provinz Constantine, wie in Marocco trifft. Daß das Wort Schowiah „Hirten" bedeutet, hat schon Quatremere, wenn wir nicht irren, vor fünf Jahren im Journal des Savans nachgewiesen.

A. d. R.

Spanien und die Spanier im Jahre 1843.

1. Reiseplan. — Vittoria. — Burgos. — Madrid.

(Schluß.)

Die zwei Haupttheater sind so ziemlich in ihrem frühern Zustand, aber ein kleineres, das jetzt viel besucht wird, ist hinzu gekommen; man gibt darin meist leichte Musikstücke und schlecht ausgeführte Ballete. Das große Theater in der Nähe des Palastes, dessen Bau Christinen zu gefallen nach ihrer Heurath begonnen wurde, ist nie vollendet worden, und die Deputirten nehmen jetzt einen Theil desselben ein. Der hintere Theil steht dem Palast gegenüber, und da der Platz vor dem unvollendeten Vordertheile aufgeräumt wurde, so ist der Anblick nicht sehr ansprechend. Die geräumige Plaza del Oriente, dem Alcazar gegenüber, ist regelmäßig in einer Art Circus angelegt in ziemlich französischem Style. Auf der

Außenseite stehen die Bildnisse von 40 Königen, Königinnen und souveränen Fürsten Spaniens, und ins Centrum soll die kolossale Statue Philipps IV kommen, die nach einer Zeichnung von Velasquez ausgeführt werden soll. Die andern Statuen sind hübsch und das Costüm der Zeit ganz erträglich beobachtet, die Stellungen jedoch öfters gezwungen. Es ist zu erwarten, was der Eindruck des Ganzen seyn wird, wenn es fertig ist; ich fürchte aber der Raum ist zu groß, und man hätte besser gethan einen Platz zu wählen, der einen nähern Hintergrund gehabt hätte. Der Hauptfehler des Theaters ist, daß es am Ende der Stadt in großer Entfernung von den bevölkerten Theilen derselben liegt. Diese Wahl des Platzes, bloß zum Vortheil der Palastbewohner, welche mit Equipage versehen sind und denen es gleichgültig seyn kann etwas weiter zu fahren, war ausnehmend unklug, denn bei schlechtem Wetter ist der größere Theil der Bevölkerung Madrids von dieser ihrer einzigen Unterhaltung ausgeschlossen.

Der Tag, an welchem wir ankamen, bezeichnete eine Epoche in dem innern Haushalt von Madrid, denn zum erstenmal gingen Omnibusse, bunt bemalt, durch die Hauptstraßen der Stadt; sie waren von Maulthieren gezogen, deren Zahl bei der Leichtigkeit der Wagen einen merkwürdigen Contrast mit denen von Paris und London bildet. Sie werden in der Sommerhitze und in den nassen Wintertagen viel benützt werden, sonst aber liebt der Spanier das Gehen zu sehr, um sich ihrer viel zu bedienen. Eine andere große Verbesserung ist die regelmäßige Numerirung der Häuser. Sonst theilte man die Häuser nach isolirten Massen ab, in Spanien Manzanas genannt, und numerirte diese besonders ohne Rücksicht auf die Straßen, so daß es in den meisten Fällen ausnehmend schwer war, in den meist sehr geräumigen und doch nicht mit Portiers versehenen Häusern irgend jemand ausfindig zu machen. Jetzt sind die Straßen regelmäßig benannt, und die Häuser sorgfältig numerirt.

Ein Kloster in der Nähe des Palastes dient provisorisch als Versammlungsplatz der Senatoren. Die Kirche ist ihre Sala, und da sie zu groß war, hatte man sie unterschlagen und dem Orte dadurch eine regelmäßige Gestalt gegeben. Der somit gewonnene Raum lieferte vortreffliche Galerien für Fremde. An Einfachheit und Bequemlichkeit für die Mitglieder sowohl als für die Fremden so wie an eleganter Ausrüstung ist der Versammlungssaal ein Meisterstück. Der der Deputirten ist bei weitem minder gut eingerichtet, namentlich ist die Fremdengalerie schlecht, heiß und zu hoch. — Auf dem Prado ist ein Denkmal errichtet zum Andenken von Daoiz und Velarde, den beiden Artillerieofficieren, die an dem denkwürdigen 2 Mai 1808 beim Widerstand gegen die Truppen Murats umkamen. Es ist einfach, von pyramidalischer Form, und zeigt, wie nicht zu läugnen, einen bessern Geschmack, als die meisten ähnlichen Denkmale in andern Ländern. Ein merkwürdiges Zusammentreffen ist, daß der dazu ausgewählte Platz gerade dem Palast des Herzogs von Villahermosa, den die französische Gesandtschaft so lange bewohnte, gegenüber liegt, ob zufällig oder absichtlich, weiß ich nicht zu sagen. Während der Regentschaft wurde der Jahrestag dieses großen Ereignisses mit gebührender Feierlichkeit abgehalten, und sämmtliche Truppen defilirten, nachdem sie Messe gehört hatten, um das Monument. Ob wohl unter der neuen Regierung diese Sitte beibehalten wird?

Zur Zeit des Regenten gingen allen militärischen Festlichkeiten religiöse Ceremonien voran, und in allen Garnisonen besuchten sämmtliche Regimenter regelmäßig die Messe. Die Truppen marschirten ohne Waffen und in vollkommener Stille nach der Kirche; kein Commando ertönte, sondern die Leute waren vorher angewiesen, den Officieren und Sergeanten zu folgen, sie nahmen die Mützen beim Eintritt ab und blieben die meiste Zeit hindurch auf den Knien; eben so still zogen sie wieder ab, und in der ganzen Zeit vernahm man nicht eine Sylbe. Die Blaseinstrumente des Regiments spielten gewöhnlich einen Theil der Messe. Bei besondern Feierlichkeiten habe ich einige Nationalgarden in voller Uniform innerhalb des Altars gesehen, welche, wenn die Hostie erhoben wurde, das Gewehr präsentirten. Diese Ceremonie, äußerst feierlich und einfach, stand in starkem Contraste mit dem unanständigen Lärm der französischen Regimenter, bei denen seit einigen Jahren dieselbe Ceremonie statt findet.

Im königlichen Museum fand ich wenig verändert, einige Versetzungen abgerechnet, gewöhnlich nicht zum Vortheil der Bilder. Die italienische Galerie hatte die Bilder des Escurial erhalten, meist von der venetianischen Schule, mehrere aber kaum in einem Zustand, der sie für eine solche Sammlung tauglich macht. Nach zehnjähriger Abwesenheit, während welcher Zeit ich die meisten vorzüglichen Gemälde Europa's gesehen hatte, war meine Bewunderung für diese herrliche Sammlung nicht bloß dieselbe, sondern sie vermehrte sich auch noch bei jedem Besuch. Die große Verbesserung, der die spanischen Galerien bedürfen, ist die Abhebung des Dachs und die Beleuchtung von oben herein, statt der Fenster, die geschlossen werden sollten. Nach der furchtbaren und barbarischen Vernichtung der Kunstwerke in den Klöstern sowohl während des ganzen Unabhängigkeitskriegs als durch die nachherige Plünderung im J. 1820, wo alles was nur immer möglich war, in Geld umgewandelt wurde, blieb doch noch eine so große Sammlung in Madrid, daß man keinen Platz für sie im Prado finden konnte. Man beschloß deßhalb das prächtige Dreieinigkeitskloster unter dem Namen Nationalmuseum einzurichten, um solches von den andern der Krone gehörigen Galerien zu unterscheiden. Dieß Nationalmuseum wurde auf Befehl des Regenten am 2 Mai 1843 dem Publicum geöffnet; die Sammlung ist so zahlreich, daß der ungeheure Raum sie kaum aufnehmen kann. Es ist unnöthig, auf den Werth und das Interesse dieser Sammlung aufmerksam zu machen. Die Namen und Werke zahlreicher Künstler, die man sonst nur noch in den Berichten früherer Klosterbesucher gefunden hätte, sind dadurch erhalten worden. Bis jetzt ist noch kein Katalog fertig, und viele werthvolle und interessante Arbeiten noch nicht aufgestellt. Ich sah einige Fetzen von den Gemälden des ältern Rizi, der ein guter Künstler war und als Bischof

starb; die Gemälde waren von den französischen Soldaten zersetzt worden, weil sie mönchische Gegenstände darstellten, zu denen er, wie Fra Bartolomeo, eine besondere Vorliebe hatte. Wenn die Sammlung einmal vollendet ist, werden wohl hier und in der königlichen Galerie fast alle Meister der großen kastilischen Schule repräsentirt seyn.

Die öffentlichen Sammlungen für die Naturgeschichte sind so ziemlich in demselben Zustande wie früher, da der Bürgerkrieg die Aufmerksamkeit und die Finanzen der Regierung ziemlich ausschließlich in Anspruch nahmen. Die Minenschule ist im besten Zustande und vortrefflich geleitet von Señor Pardo, der nicht nur in seinem besonderen Zweige, sondern in allgemein wissenschaftlicher Hinsicht einer der ersten Männer in Madrid ist. Bei der großen Thätigkeit in Minenspeculationen, die allenthalben in Spanien herrscht, kann die Schule den Anforderungen, eingeschickte Proben zu analysiren und Mineningenieure zu liefern, kaum genügen. Wir besuchten diese Anstalt, welche an Instrumenten und Sammlungen alles Nöthige zu enthalten schien. Die letzteren sind meist fremden Ursprungs, man hat aber angefangen, eine regelmäßige systematische Sammlung für spanische Mineralogie und Geologie anzulegen, welche mit der Zeit für die wissenschaftliche Welt sehr wichtig werden wird. Vorstand des mineralogischen Cabinets ist immer noch Professor Garcia, der trotz seines hohen Alters frisch und kräftig ist. — Die öffentliche Bibliothek ist an Masse bedeutend vermehrt worden durch die Aufhebung der Klöster, deren Bibliotheken hieher gebracht wurden, so daß man nicht mehr Raum genug hatte. Die meisten Bücher aber enthalten mönchische Theologie und ähnliche Dinge, die jetzt wenig Leser finden, während aus Mangel an Mitteln die neuen wissenschaftlichen Werke traurige Lücken darbieten.

Während meines Aufenthaltes trat Ostern ein, und wurde in der gewohnten Weise mindestens so feierlich wie früher, wenn auch mit minderem Luxus und Parade begangen. Die Geistlichkeit that ihr möglichstes, um das Volk in seiner alten frommen Weise zu erhalten, und ich fand auch wirklich die Kirchen allenthalben voll. Ein Umstand, der während des Festes eintrat, zeigte deutlich, wie wenig die religiösen Gewohnheiten und der stets beobachtete Anstand gelitten haben, obwohl man vielfach behauptet hat, alles Gefühl dafür sey durch die neuen Veränderungen vernichtet worden. Es herrschte noch dieselbe Etikette hinsichtlich der Wagen, wie zu Neapel, und während des feierlichsten Theils der Woche darf mit Ausnahme der Couriere und der öffentlichen Diligencen, für welche ein besonderer Ausnahmsbefehl erlassen wurde, kein Wagen durch die Straßen fahren. Eine Dame vom höchsten Rang, welche in einem entlegenen Quartier nicht weit vom Palast wohnt, glaubte, ihr Rang und ihre Stellung in der Gesellschaft würden sie entschuldigen, wenn sie vom Befehl abweiche, und fuhr in ihrem Wagen nach dem Palast. Sie hatte kaum ihr Haus verlassen, als sich auch schon Geschrei in den Straßen hören ließ, das Volk sammelte sich, drohte den Wagen anzuhalten, und nur mit der größten Mühe brachte man es dahin, daß sie nicht umzukehren und wie jedermann zu Fuß zu gehen genöthigt war. Aus Mangel an einer Kathedrale und einem reichen Cabildo wurde Ostern zu Madrid nie so prachtvoll begangen, wie zu Sevilla, Toledo, Valencia, Saragoza, Santiago und andern Orten mit großen kirchlichen Instituten. Wegen der Einziehung des Kirchenguts fehlte es an Mitteln, die Ceremonien mit der in diesen Städten gewöhnlichen Pracht zu feiern; der Regent war aber so weit entfernt, von der alten Sitte abzuweichen, daß die Civilbehörden Befehl erhielten, aus den öffentlichen Cassen die nöthigen Gelder herzuschießen, und so viel ich hörte, wurde das Fest in allen Theilen des Landes mit der größten Feierlichkeit begangen.

Englische Expedition auf dem Niger in den Jahren 1841 und 1842.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die Officiere besichtigten die Stadt und ihre Umgebungen. Sie finden die Wege so kothig und durch die Ueberschwemmungen des Stromes und der Bäche so mit Wasser bedeckt, daß sie völlig ungangbar waren. Die Stadt selbst stand beinahe unter Wasser. Um zum Palast des Königs Oby zu gelangen, hatten die Engländer bis an die Knie im Wasser zu waten.

Der König gestand zu, daß seine Stadt sehr ungesund sey, aber er machte bemerklich, daß sie durch ihre Lage an dem Ende des Delta die Verbindung des obern Stromes mit der See beherrsche und für den Handelsverkehr zwischen den Eingebornen und Europäern höchst günstig angelegt sey, und daß es ihm ein Leichtes seyn würde, durch Auffangen der Sklaventransporte nach den Seeufern die Bedingungen des Vertrags zu erfüllen.

Die Gebräuche und Sitten von Oby haben viele Aehnlichkeit mit denen der meisten asiatischen Souveräne und denen des östlichen Afrika. Die Vielweiberei ist erlaubt. Sein Harem besteht aus wenigstens hundert Frauen. Auf dem Platz vor seinem Palast steht ein Götzenbild, das in der linken Hand eine Pistole und in der rechten einen Degen hält; dieß ist ohne Zweifel der Gott des Kriegs, der Mars von Ibu. In Zeiten des Kriegs muß jeder Soldat, ehe er in den Kampf geht, seine Hände auf die des Götzenbildes legen, um sich den Abgott günstig zu machen und sich gegen die Gefahren des Kriegs zu schützen. Vor dem Thor am Eingang des Hofs vor dem Palast sieht man die Bildsäule aus Töpfererde, deren Lander erwähnt; es ist die eines stehenden, sehr häßlichen und ekelhaften Weibes. Hie und da stößt man in der königlichen Residenz auf Statuen in einer kauernden Stellung, von denen es, wie schon Lander bemerkt, sehr schwer ist zu unterscheiden, welchem Geschlecht sie angehören.

Ungeachtet der Ablängnung von Seite Oby's scheint es, daß die Menschenopfer immer noch im Lande Ibu im Gange sind. Das unglückliche weibliche Schlachtopfer wird bei den Füßen um den Platz geschleift, bis sie ihr Leben ausgehaucht hat. Darauf wird ihr Leichnam ins Wasser geworfen. Eine Frau, welche Zwillinge zur Welt bringt, hat für immer ihren guten Ruf verloren und ihre Kinder werden in den Wäldern ausgesetzt und dem Tode preisgegeben. Die Mutter kann erst nach Jahre langer Bußzeit wieder in die Stadt zurückkehren.

Die folgende Clausel wurde dem Vertrag zwischen Oby und den

Commissären der Expedition beigegeben: „Das Oberhaupt von Aboh erklärt, daß kein Menschenopfer weder in Sachen der Religion noch aus andern Gründen im Lande Aboh stattfinde, und es wird für die Zukunft ausdrücklich versprochen, daß er die Einführung eines so barbarischen Gebrauches in seinen Staaten verhindern wolle.“

Simon Jonas, ein Landsmann von Oby und einer der Dolmetscher der Expedition, wurde auf Antrag des Hrn. Schön bestimmt, bei dem König von Oby zu bleiben und ihn in der christlichen Religion zu unterrichten. Er verblieb da bis zur Rückkehr des Albert. Ihm verdanken wir die Beobachtungen, die wir über die Sitten und Gebräuche der Bewohner von Aboh mittheilen, welche sich meist sehr wißbegierig und gelehrig zeigten. Simon Jonas schätzte die Zahl der Personen, die sich täglich zu seinen Vorträgen drängten, auf zweitausend sechshundert. Die Sklaven sind in Aboh zahlreicher als die freie Bevölkerung, aber sie werden von ihren Herren sehr sanft und menschlich behandelt.

Die Sklaven können sich nach mehreren Jahren der Dienstbarkeit loskaufen und man erlaubt ihnen sodann sich Hütten oder Häuser zu erbauen. Einige derselben halten sich fünf bis sechs Weiber, was als das entschiedenste Kennzeichen ihres rechtmäßigen Eigenthums angesehen wird. Sobald sie sich Häuser gebaut haben, werden sie als frei anerkannt. Diese Freiheit besteht darin, daß sie nicht mehr für Oby oder ihre alten Herren zu arbeiten brauchen. Sie sind jedoch einer jährlichen Auflage zum Vortheil des Königs unterworfen und werden nach dem Betrag ihres Eigenthums taxirt. Diese Abgabe wird in Früchten, Schafen oder Ziegen u. s. w. bezahlt.

Die Völkerschaften von Benin kommen in ihren mit Palmöl befrachteten Kähnen bis nach Aboh und setzen jenes gegen Rum, Flinten und Schießpulver um. Nach dem Bericht des Simon Jonas ist der König von Oby der einzige Handelsmann in seinen Staaten; er besaß einen sehr großen Vorrath Rum und Pulver und zeigte sich sehr freigebig in Austheilung des erstern. Die Vornehmsten der Stadt pflegen sich alle Morgen in Trupps von fünf und sechs bei ihm zu versammeln und jeder Truppe wird beim Lever Sr. ibuanischen Majestät eine Flasche Rum präsentirt.

Am Morgen des folgenden Tages, am 28 August, versammelten sich die Commissäre um 7 Uhr an Bord des Albert. Der König Oby erschien mit seinem Sohn und Erben, Schikuna, nebst sechs andern seiner Kinder, seinen Brüdern Aribunda und Ajeh, einigen Notablen und einem zahlreichen Gefolge. Er nahm mit Capitän Trotter das Frühstück ein, bemerkte ihm jedoch darauf, daß alles weitere Reden, um ihm die Folgen der Abschaffung des Sklavenhandels zu empfehlen, überflüssig seyen, daß er die Sache vollständig begreife. Wir haben schon gesehen, daß der König Oby kein Freund von langen Reden ist, daß er wenig spricht; so hatte er auch seinen Notablen die Absichten der Engländer, die Vertragsartikel und seine eigene Meinung nur mit wenigen Worten ausgedrückt.

Da der Vertrag zur Unterschrift fertig war, schlug Capitän Trotter vor, den Segen des Höchsten durch Gebet zu erflehen. Er sagte Oby, daß der ehrwürdige Caplan Müller Gott bitten werde, die beiden vertragschließenden Theile zu segnen, und daß er und seine Kinder ihrerseits ihre Bitten, wenn es ihnen gut däuchte, mit denen der Engländer vereinigen könnten. Nach dem Gebet schien Oby sehr bewegt und wünschte sich sogleich unter den Schutz seiner Fetische zu stellen, aber da ihm Capitän Trotter aufs neue erklärt hatte, daß er und sein Volk in den Gebeten der Engländer mit eingeschlossen wären, schien er wieder ruhiger und drückte den Commissären herzlich die Hand.

Die Commissäre setzten ihm noch einmal die Artikel des Vertrags auseinander, welche aufs neue vorgelesen wurden. Er gab allen seine Beistimmung, bemerkte aber zugleich, daß alle seine Leute, die abwesend waren, keine Kenntniß von dem Vertrag haben könnten. „In diesem Fall,“ sagte er, „wenn sie Sklaven in ihren Kähnen mit sich bringen, werden sie gestraft werden?“ Die Commissäre antworteten ihm, daß um ihm Zeit zu geben, sie davon in Kenntniß zu setzen, der Vertrag erst vom Ende des Monats in Kraft treten solle. Oby antwortete: „ihr könnt Schiffe auf den Handel hieher schicken.“ Nachdem die Zeichen des Souveräns, die seiner Brüder und seiner Kinder im Beiseyn der vier Commissäre, des Dr. M'William, des ehrwürdigen Hrn. Schön und des Hrn. Bawden dem Contract beigesetzt worden waren, brachte man die für den König und sein Gefolge bestimmten Geschenke herbei; diese erregten die höchste Neugierde und Bewunderung; zu gleicher Zeit wurden die Flaggen an den Fahrzeugen aufgezogen und die Kanonen abgefeuert.

Der König und sein ganzes Gefolge kehrten an das Ufer zurück, entzückt über die reichen Geschenke der Engländer, deren Gesammtwerth sich etwa auf 20 Pfd. belief. Sie bestanden in Schießpulver, Pistolen, Sammet, Manchester-Artikeln, Halsbändern, mehreren Kleidungsstücken, Löffeln, einer arabischen Bibel u. s. w., namentlich auch einem halben Stück Sacktücher mit Carricaturen.

Im Verlauf der letztern Unterhandlung hatten die Commissäre dem König zu wissen gethan, daß zur Anerkennung seiner Erlaubniß, die Engländer auf seinem Gebiet reisen zu lassen, sie ihn einlüden, einige seiner Unterthanen nach England zu senden. Er antwortete, daß er schon zwei derselben an Bord des Dampfbootes Quorra bei dessen Vorüberfahrt auf dem Strome hätte gehen lassen, und daß er niemals mehr etwas von ihnen gehört hätte. „Wie könnte ich nun noch einwilligen, meine Kinder nach England gehen zu lassen?“

Man versprach ihm, über diesen Umstand Erkundigung einzuziehen, und erfuhr endlich, daß Hr. Gregor Laird, Befehlshaber der Quorra, am 10 Julius 1833 in den Niger eingelaufen sey und ungefähr 60 Meilen von der Stadt Eboe vier junge Burschen an Bord genommen habe, welche dem Hrn. Richard Lander vom König von Oby zugesandt worden wären, um der Mannschaft seiner Schaluppe bei der Auffahrt auf dem Strome zu helfen. Zwei dieser Burschen hatten gewünscht an Bord des Dampfbootes zu bleiben und hatten den Capitän Laird nach Fernando Po begleitet. Dort hatte sich der eine derselben niedergelassen und der andere, nachdem er daselbst einige Zeit als Bedienter gelebt hatte, war nach Sierra Leone gegangen, wo er unter dem Namen „Schneeball“ bekannt ist. Dieser Umstand ist übrigens bloß als ein Beweis des Gedächtnisses Oby's und seiner Liebe zu seinen Unterthanen bemerkenswerth.

(Fortsetzung folgt.)

Denkmal für Buffon. In unserem denkmallustigen Zeitalter ist es nicht mehr als billig, daß diesem Mann, an dessen Namen sich die Begründung der neuen Naturgeschichte knüpft, auch ein solches gesetzt werde. Die Stadt Montbard will ihm eine Bronzestatue errichten. (Echo du Monde Savant vom 18 Febr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Februar 1845.

Etwas über Meeres-Färbung.

(Aus C. Darwins naturwissenschaftlicher Reise.*)

An der Küste von Chili, einige Lieues nördlich von Conception, segelte der Beagle eines Tages durch große Streifen schlammichten Wassers, und einen Grad südlich von Valparaiso war dieselbe Erscheinung noch bedeutender. Obgleich wir beinahe fünfzig Meilen von der Küste entfernt waren, so schrieb ich diesen Umstand doch zuerst wirklichen Strömen von schlammichtem Wasser zu, die der Fluß Maipo mit sich geführt. Als Herr Sulivan indessen davon in einem Glase heraufgezogen, glaubte er vermittelst einer Linse sich bewegende Punkte zu unterscheiden. Das Wasser war leicht, wie von rothem Staube getrübt, und nachdem es einige Zeit ruhig gestanden, hatte sich eine rothe Wolke auf dem Grunde des Glases gebildet. Mit einer Linse von ¼ Zoll Brennweite konnte man kleine wasserhelle Punkte bemerken, die mit großer Geschwindigkeit herumfuhren und häufig zerplatzten. Unter stärkerer Vergrößerung fand man, daß sie eine eiförmige Gestalt hatten und in der Mitte durch einen Ring zusammengezogen waren, an welcher Linie kleine gekrümmte Borsten an allen Seiten hervorkamen; dieses waren die Bewegungsorgane. Ein Ende des Körpers war schmäler und mehr zugespitzt als das andere. Nach Bory St. Vincent sind dieses Thiere, die zur Familie Trichodes gehören; es war indessen sehr schwer, sie mit Aufmerksamkeit zu untersuchen, denn in dem Augenblicke, wo die Bewegung aufhörte, selbst während sie das Gesichtsfeld passirten, zerborsten ihre Körper. Bisweilen zerborsten beide Enden zusammen, bisweilen nur eins, und eine grobe, bräunliche, körnige Materie wurde abgeschieden, die nur leicht zusammenhing. Der Ring mit den Borsten behielt bisweilen seine Reizbarkeit eine kurze Zeit, nachdem der Inhalt des Körpers ausgeleert worden war, und fuhr fort, sich auf eine krümmende ungleiche Weise zu bewegen. Das Thier dehnte sich einen Augenblick vor dem Bersten wieder zur Hälfte seiner natürlichen Größe aus, und die Explosion fand ungefähr fünfzehn Secunden nachher statt, nachdem die schnelle progressive Bewegung aufgehört hatte: in wenigen Fällen ging auf eine kurze Zeit eine kreisende Bewegung um die längere Axe voraus. Ungefähr zwei Minuten, nachdem einige in einem Tropfen Wasser isolirt worden waren, starben sie auf diese Weise. Die Thiere bewegen sich mit der schmalen Spitze vorwärts, mit Hülfe ihrer Flimmercilien und gewöhnlich in einem schnellen Schießen. Sie sind ausnehmend klein und für das nackte Auge unsichtbar, da sie nur einen Raum bedecken, so groß wie das Quadrat von $^1/_{1000}$ Zoll. Ihre Zahl ist unermeßlich, denn der kleinste Wassertropfen, den ich entfernen konnte, enthielt viele. An einem Tage kamen wir durch zwei auf diese Weise getrübte Wasserräume, von denen einer allein sich über mehrere Quadratmeilen erstreckt haben muß. Welche unberechenbare Zahl dieser mikroskopischen Thiere! Die Farbe des Wassers, auf einige Entfernung gesehen, war wie die eines Flusses, der durch rothen Thon geflossen ist; aber unter dem Schatten des Schiffes war es so dunkel wie Chocolade. Die Linie, wo das rothe und blaue Wasser sich verbanden, war aufs bestimmteste markirt. Das Wetter war einige Tage vorher windstill gewesen und der Ocean war ungewöhnlich reich an lebenden Wesen. In Ulloa's Reise ist eine Nachricht, daß er beinahe in demselben Breitegrade durch entfärbtes Wasser fuhr, das für eine Untiefe gehalten wurde: das Senklei fand indessen keinen Grund, und nach seiner Beschreibung bin ich nicht zweifelhaft, daß es dieses kleine Thierchen war, das so viel Bestürzung verursacht hatte.

*) Ins Deutsche übersetzt von Dr. E. Diefenbach.

Die Buddhatempel von Ceylon.

(Asiat. Researches vol. IX.)

Unweit Belligam, zehn englische Meilen nordwärts von Matura, an der Landstraße, welche durch Kokoswälder und Reispflanzungen führt, steht die berühmte Bildsäule des Kutta Radschah, die man aus einem etwa 30 Schuh hohen Granitblock ausgehauen hat. Die Figur selbst ist 14 Schuh hoch, hat ein ziemlich freundliches Ansehen, ein rundes volles Gesicht, große Augen, hohe Stirne, gerundete Nase, jedoch keinen Bart noch sonst etwas Charakteristisches, woran man die Kasten der Gentu

gewöhnlich erkennt. Ich fand es deshalb nöthig, die Gesichtszüge genau anzugeben, weil die der Eingalesen von jenen der Malabaren gänzlich verschieden und an allen Bildsäulen, die man sowohl in ihren Tempeln als anderswärts aufgestellt sieht, getreu beibehalten sind.

Der Radschah, welchen die Figur vorstellt, hält beide Hände in die Höhe und zwar so, daß die Vordergelenke der Finger nebst den Daumen einwärts gebogen sind. Der Kopfputz ist hoch und scheint mit Juwelen geschmückt zu seyn. Am kleinen Finger der linken Hand hat sie einen Ring und um die Arme Braceletten; oberhalb des Unterleibes ist sie mit einem Wehrgehänge umgürtet. Das Unterkleid oder Vortuch ist mit einem Gürtel befestigt, von welchem Quasten herabhängen, und geht viel tiefer herunter, als nach der gewöhnlichen Kleidungsart der Gentu. Um den Hals geht ein Kragen; auch hat man sowohl diesen als die Schultern mit allerlei Zierrathen geschmückt; die Ohrengehänge gehen weit herab, Wehr oder Waffen hat diese Statue nicht an sich.

Man sagte mir, diese Figur stelle einen Fürsten aus ältern Zeiten vor, der Kutta Radschah genannt worden sey; sie sey deßwegen zum immerwährenden Andenken hier aufgestellt worden, weil er die Bewohner von Ceylon zuerst mit dem Gebrauche der Cocosnuß bekannt gemacht habe, wovon sich die Eingalesen, besonders die Sklaven und armen Leute, großentheils nähren. Zu Matura wird diese den Kutta Radschah betreffende traditionelle Sage fast auf die nämliche Art, nur weitläufiger und mit Hinzufügung mehrerer Nebenumstände erzählt. Ich will die Glaubwürdigkeit der verschiedenen Erzählungen auf sich beruhen lassen, so viel aber hat seine Richtigkeit, daß der Name Kutta Radschah jedermann auf Ceylon bekannt ist und allerdings mit einer oder der andern historischen Thatsache in Verbindung zu stehen scheint.

Belligam ist ein nicht unbedeutender Ort an einer Bucht. Die Häuser stehen hier überall einzeln umher und zwar unter Palmbäumen und in Kokoswäldchen, so daß man nicht sowohl ein Dorf als vielmehr einen großen Hain oder Garten vor sich zu sehen glaubt. Da ich den Wunsch äußerte, hier einen Tempel zu besehen, der in großem Rufe steht, führte man mich, nachdem sich der Weg ungefähr eine halbe Meile weit bergan geschlängelt hatte, auf eine kleine Anhöhe, die mitten in einem Walde von Kokospalmen liegt und deren Gipfel mit einer nicht sehr hohen, steinernen Mauer eingefaßt ist, auf welcher man ein Gitterwerk angebracht hatte. Am Thore, zu welchem wir auf einigen Stufen hinanstiegen, wurden wir von den Priestern bewillkommt, die mich an die Thüre des Tempels führten. Sie gingen baarhaupt und hatten sich das Haar abgeschoren. Ich bemerkte an ihnen keines von jenen Unterscheidungszeichen, welche sich die Hindus an die Stirne malen. Ihr Gewand besteht aus einem dunkelbraunem Stück Zeug, welches sie in weiten Falten um den Körper zu schlagen pflegen und das bis auf die Füße herabhängt. In ihren schwarzbraunen, leblosen Gesichtern sah man nicht die mindeste Spur, woraus man auf höhere Einsichten, tiefes Nachdenken oder Geist hätte schließen können; eben so wenig erblickt man hier jene sanften, freundlichen Physiognomien, die von Abtödtung der Leidenschaften, von Resignation zeugen, dergleichen man hin und wieder unter den Einsiedlern und Andächtigen aller Nationen antrifft. Weder ernst noch scheu verriethen die Blicke dieser Buddhapriester nur eine Art von Apathie oder Gleichgültigkeit.

Von außen waren an dem Tempel keine Verzierungen angebracht. Rings um das Hauptgebäude zieht sich ein enger Gang, der nur eine einzige Thüre hat, so daß die darin befindliche Luft äußerst verdickt ist. Dieß und der Oeldampf einiger Lampen, zugleich auch der aromatische Geruch einer Menge gelber Blumen, die man vor dem Götzenbilde auf einer Erderhöhung hingestreut hatte, benahm mir den Athem und hätte mir, als ich in das innerste Gemach trat, beinahe eine Ohnmacht zugezogen. So wie man uns hineinführte, wurde der Vorhang vor dem innern Heiligthum weggeschoben und nun sahen wir auf einmal die kolossale Statue des Buddha, die ausgestreckt auf der Seite lag, vor uns. Er hatte das Haupt in die eine Hand gelegt, die auf einem Polster ruhete; die andere war an dem Leib hinab ausgestreckt. Sein safrangelbes Gewand war ganz einfach und bedeckte ihn vom Halse bis zu den Fersen. Sein ganzer Schmuck bestand bloß darin, daß er eine Art von Wehrgehänge trug, welches ihm quer über den Leib hing. Diese Statue ist ungefähr achtzehn Fuß lang und gut proportionirt; ob sie aber von Holz war oder aus einer Composition bestand, mußten wir ununtersucht lassen. Sie hat ein rundes freundliches Gesicht, und auf dem obern Theile des Kopfes sieht man einige mit schwarzer Farbe gemalte Löckchen, damit es das Ansehen haben soll, als ob die Figur krauses Haar hätte. So war das große Götzenbild beschaffen, welches wir auf einer Art Terrasse ausgestreckt vor uns liegen sahen. Uebrigens bemerkten wir nicht, daß die Priester es anbeteten, oder ihm ihre Verehrung bezeugten, obgleich sie verschiedene Lampen angezündet und eine Menge Blumen vor ihm hingestreut hatten.

In einem Winkel des nämlichen Gemachs nahmen wir noch eine andere, jedoch kleinere Figur wahr, die mit untergeschlagenen Beinen auf einer zusammengerollten Schlange saß, die den Kopf über dieselbe emporreckte, und sie gleichsam beschattete. Aus ihren Gesichtszügen und ihrem Anzuge konnte man leicht schließen, daß sie ebenfalls den Buddha vorstellen sollte. In der zweiten Ecke stand in natürlicher Größe eine Frauensperson, die sehr sittsam aussah und in der einen Hand welche sie ausstreckte, eine Lampe hielt. In der dritten stand die Statue eines Mannes, die nach Aussage der Priester den Gott Wischnu vorstellt, und in der vierten die des Rama Sewami mit Ringen, Halsbändern, Halsketten und anderen dergleichen Zierrathen geschmückt. Es erhellt hieraus, daß die Verehrer des Buddha kein Bedenken tragen, auch den andern Avataren göttliche Ehre zu erweisen.

Der Gang, durch welchen man uns um das innere Gemach geführt hatte, war über und über voll Gemälde, die zwar schlecht gearbeitet, aber in mehrere Felder abgetheilt waren und insgesammt auf die Lebensgeschichte des Buddha Bezug

hatten. Letztere soll in einem großen Buche enthalten seyn, welches der jeweilige Ortsvorsteher von Belligam in Verwahrung hat. Eines dieser Gemälde stellt den Buddha in der Stunde seiner Geburt vor, auf den andern sieht man seine jugendlichen Abenteuer abgebildet und einige dieser letzteren scheinen von eben der Art zu seyn, wie Jupiters mythologische Amusements oder wie die famosen Jagdbelustigungen des indischen Gottes Kischen auf den Gefilden von Muttra. Auf dem einen erblickt man einen Jüngling, der tief im Walde mit einer lieblichen Nymphe in einem sehr traulichen Gespräche begriffen zu seyn scheint, indeß ein Affe, der sich hinter den Zweigen eines Baumes versteckt hat, diese Unterredung verstohlener Weise mit anhört und seine deßhalb empfundene Schadenfreude durch Grinsen äußert. Auf einem anderen Bilde sieht man den Gott Buddha als einen Jüngling dargestellt, der aus einer Chatoulle ganze Hände voll Gold stiehlt und es unter die Umstehenden vertheilt, indeß ein alter Mann, der einen großen Schlüssel in der Hand hält, mit leisen Schritten herbeischleicht. Auf andern Gemälden sieht man Processionen abgebildet, Vorbereitungen zu großen Festen, Spenden, die unter arme Leute vertheilt werden, blumenstreuende und tanzende Mädchen, Hirten bei ihren Schafen, Fischer bei ihren Kähnen und Netzen. Alle Bräuche und Gewohnheiten, die bei den Cingalesen im täglichen Leben vorkommen, sieht man auf diesen merkwürdigen Gemälden abgebildet. Unter vielen Gruppen erscheinen auch große weiße Elephanten.

Als ich den Wunsch äußerte, das Buch zu besitzen, worin die Lebensgeschichte des Buddha beschrieben und seine merkwürdigsten Thaten abgebildet seyen, ließen mir die Priester durch einen Dolmetscher antworten, dieses Buch könne unmöglich unter vierzig Tagen abgeschrieben werden; zugleich aber versprachen sie mir, daß die Copie der Hauptfigur des Buddha fertig seyn solle, sobald ich von meiner Reise in das Innere der Insel zurückgekehrt sey. Sie hielten Wort, denn als ich eines Abends wieder bei ihnen eintraf, überreichten sie mir eine Skizze von der den Buddha vorstellenden Hauptfigur, welcher sie zugleich eine Erklärung in cingalesischer Schrift beigefügt hatten.

Außerhalb des Tempels steht ein massives Gebäude mit einem kuppelähnlichen Dache. Es ist weder eine Thür noch sonst eine Oeffnung daran, und man sagte uns, daß hier ein heiliger Elephant begraben liege, zu dessen Gebeinen man vor Zeiten nicht nur aus ganz Ceylon, sondern auch aus Siam und Pegu gepilgert sey.

(Schluß folgt.)

Englische Expedition auf dem Niger in den Jahren 1841 und 1842.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am nächstfolgenden Tage nach dem Besuche von Oby und dessen Familie lichtete die Expedition, überzeugt von der Redlichkeit und dem guten Willen dieses afrikanischen Häuptlings, die Anker und setzte ihre Reise fort. Ehe noch 48 Stunden verstrichen, waren schon alle unter der Gerichtsbarkeit Oby's stehenden Städte und Dörfer von dem Willen ihres Souveräns in Bezug auf den Vertrag unterrichtet.

Zwischen Aboh und den Städten des Königs von Egarrah findet sich kein unabhängiger Häuptling; auch begab sich die Expedition unmittelbar nach Iddah, der Hauptstadt von Egarrah. Das Geschwader verließ Aboh am Abend des 28 und erreichte die Gränze von Oby's Gebiet, 20 Meilen oberhalb dieser Stadt am Marktplatz Oniah, 170 Meilen vom Meere entfernt. Das Land Aboh erstreckt sich längs den beiden Ufern des Flusses, aber dessen Ausdehnung ins Innere des Landes läßt sich nicht leicht bestimmen. Die Ufer des Stromes sind niedrig und bieten auf beiden Seiten beinahe überall eine ununterbrochene Strecke undurchdringlicher Wälder dar, schön zwar und lachend anzusehen, aber nichtsdestoweniger höchst monoton. Als sich später Berge zeigten und das Auge ins Innere eindringen konnte, fühlten sämmtliche Reisende die angenehmste Erholung.

Am 2 September kam die Expedition Angesichts des hohen Felsens an, auf welchem die Stadt Iddah erbaut ist, und welcher von den weit höhern Hügeln, welche den Strom einschließen, abgesondert dasteht. Am Abend dieses Tages warfen der Albert, Wilberforce und die Amalia Anker vor der Stadt; der Sudan kam erst am folgenden Morgen an. Capitän Trotter sandte den Dr. M'William in Begleitung des Hrn. Schön an den König von Egarrah ab, um ihn von der Ankunft der englischen, mit einer Botschaft der Königin von Großbritannien angekommenen Commissäre zu unterrichten und ihn an Bord des Dampfbootes Albert einzuladen. Dieser Gesandtschaft gab der Capitän Trotter einige kleine Geschenke mit. Die Deputation traf auf einige Hindernisse, ehe sie eine Audienz beim König erhalten konnte, und verfügte sich daher zu der Schwester des Attah (Name des Königs), der Prinzessin Amada Bua, einer Frau von großem Verstande, deren Rath immer von dem König befolgt werden soll. Amada empfing die Engländer sehr freundlich, und wenige Augenblicke darauf wurden sie beim König vorgelassen, den sie auf seinem Thron sitzend antrafen, umgeben von seinen Richtern, Ministern, Mallams oder Priestern u. s. w.

Der Dolmetscher der HH. M'William und Schön trat vor und that dem Attah zu wissen, daß die Commissäre mit dem Auftrag der Königin von Großbritannien angekommen wären, ihm ihre Grüße zu bringen; daß die Königin wünsche, ihn und alle schwarzen Leute zu Freunden zu machen, und daß der Capitän Trotter sich freuen würde, wenn der König an Bord kommen und die Botschaft der Königin vernehmen wolle. Der Dolmetscher setzte hinzu, daß er selbst ein Sklave gewesen sey, da er noch als ein kleiner Knabe in diesem Lande lebte, daß er jedoch durch den Schutz der Königin von Großbritannien frei geworden, und daß es der Wunsch dieser Königin sey, alle Menschen auf der Erde frei zu sehen.

Die von den Commissären übersandten Geschenke wurden sodann dem König vorgelegt. Se. afrikanische Majestät fragte hierauf den Dolmetscher mit der ernsthaftesten Miene, ob er ausgesprochen und seiner Rede nichts mehr zuzufügen hätte. Dieser gestand, daß er für den Augenblick nichts mehr zu sagen habe. Hierauf antwortete der König folgendermaßen: „Es freut mich sehr und ich danke Gott, das weiße Volk bei mir zu sehen. Wenn die weißen Leute gern bei mir sind, so mögen sie anhören, was ich sage. Der vorige König drückte

den Wunsch aus, daß die Weißen in seine Staaten kommen möchten; es lag ihm jedoch eigentlich nicht viel daran, ob sie kommen wollten oder nicht. Jetzt bin ich König und die Weißen sind gekommen; es ist mir nicht unlieb sie zu sehen. Wenn sie mich in Wahrheit zum Freunde haben wollen, so brauchen sie sich nicht zu fürchten; denn ich sehe es gern, wenn meine Freunde mehrere Tage lang essen und trinken. Wenn ein Fremder zu mir kommt, so will ich nicht, daß er von mir gehe, ohne ein Andenken von mir zu empfangen. Ich will nicht, daß jeder zu mir komme, sobald es ihm einfällt, aber die weißen Männer sind zu mir gekommen, und ich bildete mir ein, daß sie die Macht hätten, dem Regen Einhalt zu thun; dessen ungeachtet regnet es gegenwärtig mehr als je. Der Strom ist schon lange zwischen seinen Ufern hingelaufen, seit ich König bin. Ihr sagt, daß die Königin der Weißen einen ihrer Freunde zu mir geschickt hat, um mich zu besuchen, und dennoch sehe ich nichts als ein Geschenk, das meiner nicht würdig ist; es ist höchstens für einen Bedienten gut genug."

Nach dieser Rede untersuchte der König die Brille des Hrn. Schön und äußerte den Wunsch, auch eine zu haben. Er fragte, wohin er der Königin der Weißen einen Boten schicken könne. Der Dr. M'William antwortete ihm, daß seine Botschaft gut aufgenommen werden und daß die Königin von England sich gewiß sehr freuen würde, mit dem Attah von Egarrah einen Vertrag zu schließen und in Handelsverbindungen zu treten; aber er lud ihn ein an Bord der Schiffe zu kommen, wo er die mit den Aufträgen Ihrer britannischen Majestät bevollmächtigten Commissäre finden würde.

Nach mehrern Bemerkungen, welche, wenn auch nicht gerade Furcht, doch große Vorsicht von seiner Seite bewiesen, antwortete der König: „Ihr wünscht, daß ich an Bord des Schiffes gehe: ein König dieses Landes geht niemals an Bord eines Schiffes; er setzt nie seinen Fuß in einen Kahn. So oft früher weiße Leute hier gewesen sind, ist der König niemals zu ihnen an Bord gegangen. Wenn mich jemand zu sehen wünscht, mag er zu mir kommen; wenn er mich allein zu sehen wünscht, so werde ich meine Leute wegschicken; wenn er mich in einer öffentlichen Angelegenheit sprechen will, werde ich ihnen befehlen da zu bleiben, aber der König geht nie an Bord."

Die Deputation versicherte ihn, daß sie seine Worte dem Capitän Trotter getreulich überbringen und daß man dem König Nachricht geben wolle, wenn Capitän Trotter eine Unterredung für nothwendig erachten würde. Der Attah entließ sie mit den Worten: „Ganz wohl, ich werde sie sehen, der Häuptling mag kommen. Gute Nacht, Gott segne euch!"

Dr. M'William und Hr. Schön gingen um 4 Uhr des Nachmittags an Bord zurück. Die Commissäre entschlossen sich, am folgenden Tage den Attah am Ufer zu besuchen. Sie schrieben den vom König verursachten Aufschub dem Verlangen zu, das dieser Prinz hegen könne, sich über den wahren Zweck der Ankunft der Engländer in seinem Lande vorher genauer zu unterrichten.

Am 4 September sandten die Commissäre die für den König bestimmten Geschenke unter der Aufsicht der Officiere des Albert und einer Wache von Marinesoldaten ans Land. Des Nachmittags stiegen die Commissäre in eine Schaluppe; fünf Kanonenschüsse verkündeten ihre Abfahrt. Am Lande angekommen wurden sie von einer Art Ceremonienmeister, Tumani genannt, der als ein Matrose gekleidet war und eine englische Jacke trug, zur Residenz der Prinzessin Amada Bua, der Schwester des Königs, geführt. Der König hatte befohlen, bei seiner Schwester Pferde für den Gebrauch der Commissäre bereit zu halten, sie waren aber noch nicht da. Die Prinzessin sandte sogleich einen Boten an ihren Bruder ab, um ihm den Besuch der Engländer zu melden.

Unterdessen machte die Prinzessin mit vielem Eifer die Honneurs in ihrem Palast. Hr. Schön benützte die Gelegenheit, um mit ihr über Religion zu sprechen und sie von seinem Vorhaben, Missionäre zum Unterricht des Volks hieher zu senden, in Kenntniß zu setzen. Die Prinzessin schien ihm mit Vergnügen zuzuhören. Sie gab die Thorheit der Gebräuche der Fetischreligion zu, ob sie gleich ihre Fetische außerordentlich fürchtete, und erkannte das Barbarische der Religionsceremonien an, indem man beim Tode eines Königs seine Frau und zehn seiner Eunuchen und Diener opfert.

Nachdem der Bote der Prinzessin zurückgekommen war, setzte sich der Zug in Bewegung zum König. Die Commissäre fanden ihn umgeben von seine Richtern und Ministern, kurz seinem ganzen Hofstaat. Der königliche Thron war am Ende des Hofes vor dem Palast auf einer Erhöhung aufgeschlagen. Als sich der König auf den Thron niederließ spielte die Musik auf. Er war mit einer reichen und phantastischen Kleidung, Toba genannt, angethan, auf welcher vorn eine große Brustplatte von Kupfer angebracht war, mit der Zeichnung eines menschlichen Gesichts, den Vollmond darstellend. In seinen Ohren hingen zwei große elfenbeinerne Ohrringe. Er lud die Commissäre ein ihn bei der Hand zu nehmen und wiederholte jedesmal das Wort sinu, Willkommen!

Der Capitän Trotter fragte ihn, zu welcher Zeit es ihm gefällig seyn würde, die mitgebrachte Botschaft anzuhören. Der Attah antwortete hierauf, daß er, wenn ihn Fremde besuchten, damit anfinge, ihnen etwas zu trinken anzubieten, und daß er sich hierauf bereit hielte, sie anzuhören. Sogleich wurden Kokosnüsse, Palmwein und Bier herbeigebracht. Capitän Trotter dankte dem König für die Erfrischungen und sagte, daß die Königin von England ernstlich wünsche, die schwarzen Leute nicht mehr von ihrem Lande, ihrem Herde vertrieben, von ihren Weibern, Kindern und Freunden getrennt und als Sklaven verkauft zu sehen; daß sie mit lebhaftem Verlangen auf die Abschaffung des Sklavenhandels hoffe.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein merkwürdiger Bohnenbaum. Zu Angers befindet sich in einer Baumschule ein chinesischer Bohnenbaum (Glycine), der nur 6 Jahre alt seyn soll, dessen Stamm aber 4 Zoll im Durchmesser hat, und die Zweige verbreiten sich an einer Mauer hin so ungeheuer, daß sie einen Raum von 250 Quadratmetres decken: er trug über 1500 Büschel, jeder mit wenigstens 30 Blumen. (Echo du Monde Savant vom 13 Februa

Färbemittel in Neuseeland. Ein Hr. Walter Brodie hat die Hülfsquellen Neuseelands in ziemlich umfassender Weise geschildert und darin auch mehrere interessante Arten von Färberei erwähnt, z. B. eine Rothfärberei vermittelst Tanakaka (Phyllodadus trichomanoides) und eine Schwarzfärberei vermittelst der Rinde des Hinau-Baumes (Elaeocarpus hinau). (Col. Gaz. vom 8 Februar.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 57.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Februar 1845.

Ueber moldowlachische Literatur.

Wir haben vor einiger Zeit (s. N. 344. ff. Jahrgang 1844) aus einem russischen Blatte Mittheilungen über die walachische Literatur gemacht; die Tendenz derselben war, die moldowlachische Sprache als wesentlich slawisch in Anspruch zu nehmen und die Bemühungen derer, welche ihr einen römischen Ursprung vindiciren, und sie als eine Tochter der lateinischen, ähnlich dem Italienischen und Spanischen, darstellen wollen, als unbegründet abzuweisen. Ein Artikel in der Revue de l'Orient (Nov. 1844) geht gerade von der entgegengesetzten Ansicht aus, und sucht nachzuweisen, daß die Moldowlachen ein romanisches Volk sind, auf welches gar wohl Frankreich nach und nach durch die Verwandtschaft einen politischen Einfluß gewinnen könnte. Die beiderseitigen Richtungen sind unschwer zu erkennen und können auf das Urtheil über den Gehalt der Sprache selbst nicht einwirken. So viel wir bei unserer geringen Kenntniß der moldowlachischen, oder wie J. Alexi in seiner Grammatik sie nennt, der dakoromanischen Sprache urtheilen können, so haben die Bemühungen, sie als eine im Grunde slawische Sprache zu vindiciren, nur wenig Aussicht auf Erfolg, so zahlreich auch die Wörter seyn mögen, welche die Moldowlachen, eingeengt zwischen slawisch redenden Völkern, in ihren mannichfachen Bedrängnissen aufgenommen haben können. Daß sie nach dem Concilium von Florenz (1439) die cyrillische oder slawische Kirchenschrift angenommen, kann natürlich noch weniger beweisen; das Persische ist nicht minder eine indogermanische Sprache, obgleich es mit den vielfach unpassenden arabischen Buchstaben geschrieben wird, und ein gutes Drittheil seines jetzigen Sprachschatzes arabisch ist; eben so wenig hat die englische Sprache durch das Eindringen des Normannisch-französischen ihren germanischen Charakter verloren. Damit wollen wir die Uebertreibungen derjenigen, welche das Moldowlachische völlig romanisiren wollen, durchaus nicht in Schutz nehmen.

Das Interesse, welches sich an diese Sprache knüpft, ist ein höchst mannichfaches, und wir heben vorerst das antiquarische hervor, weil dieß für die Untersuchung der Sprache das bedeutende ist. Es bedarf nur einer geringen Kenntniß des moldowlachischen Zeitworts, um den Grundbau der Sprache als romanisch anzuerkennen, und dieser Charakter wird ihr verbleiben, wenn auch der Wortvorrath noch viel mehr, als es wirklich der Fall ist, mit fremdartigen Worten versetzt wäre; solche Erscheinungen sind nicht selten, und die nächstliegende ist wohl die türkische Sprache, die mehr als zur Hälfte lexikographisch untergegangen ist, während ihr grammatischer Bau sich in allen wesentlichen Theilen erhalten hat. Eine viel wichtigere Frage ist diejenige, welches Element auf die Umformung der Sprache eingewirkt habe. Die ethnographische Wichtigkeit dieser Frage für die französischen Dialekte hat kürzlich Dr. Günther (s. „Ueber die alten Völker Galliens und die neuen Dialekte" Nr. 44) auseinandergesetzt, und die Fragen, die dort sich erheben, finden sich hier wiederum ein. Aber um sie zu lösen, ist eine gründliche Kenntniß der moldowlachischen Sprache und ihrer Dialekte, nicht bloß der jetzt in Moldau und Walachei, in Siebenbürgen und Ungarn gesprochenen Sprache, sondern auch des entferntern Dialekts der Wlachen in Macedonien und Thessalien nöthig, und die Vergleichung wäre um so interessanter, als seit dem 12ten und 13ten Jahrhundert der Zusammenhang zwischen den Moldowlachen und den Wlachen in Macedonien zerrissen wurde. Betrachten wir beide als Volk einerlei Abstammung, so können sie wohl nichts anderes seyn als Nachkömmlinge der römischen mit den Ureinwohnern vermischten Colonien des Landes, und diese Romanisirung ist um so merkwürdiger, als sie keineswegs so lange gedauert hat, wie z. B. die Galliens und Spaniens. Daß die Ureinwohner des Landes im Süden der Donau Slawen gewesen, wird wohl niemand mehr im Ernste behaupten wollen, und wenn diese keine Slawen waren, so kann man folgerecht die Daker und Geten jenseits der Donau auch nicht als solche betrachten. Die Untersuchung des nichtromanischen Elements in der moldowlachischen Sprache wird dadurch ein Gegenstand von besonderem Interesse, und muß für das Studium der alten Ethnographie der Donauländer von entscheidender Wichtigkeit werden.

Sehen wir auch ab von dem antiquarischen Interesse, so bleibt

davon doch so viel übrig, daß die jetzige Generation der Moldowlachen ihren romanischen Ursprung erkennt und fühlt, und daß dieß Gefühl sich auf ihre Geschichte gründet. Kein Land der Welt ist dermaßen der Schauplatz der wildesten Kriege geworden, wie diese untern Donauländer, denn immer sind sich fremde Völker hier begegnet. Umrungen von slawischen Völkern des griechischen Cultus gehören sie der Mehrzahl nach dem letztern, und nur zur geringen Zahl dem unirten an. Die Kirchensprache ist die altslawische, und die Geistlichkeit neigt sich deßhalb vorzugsweise dem Slawismus zu. Darum ist auch die nationale Literatur so sehr spät aufgeblüht. Erst in der Mitte des 17ten Jahrhunderts erscheint ein Psalter in moldowlachischer Sprache und in Versen. Kantemir, derselbe, der mit Peter dem Großen unterhandelte, schrieb eine moldauische Chronik lateinisch und übersetzte sie selbst in die Sprache seines Vaterlandes, aber diese Uebersetzung blieb in einem Moskauer Archiv begraben bis zum Jahr 1830. Seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts zeichnen einzelne Bojaren sich aus durch Sinn für vaterländische Sprache, der Anstoß ist gegeben, und die allmähliche Bekanntschaft mit dem europäischen Westen erweitert den Blick. Im Jahr 1814 erschienen Lafontaine's Fabeln, zwar nur in Prosa, aber ansprechend bearbeitet von Eichendela, und scheinen großen Eindruck gemacht zu haben; es ist charakteristisch, daß die Geistlichkeit einen großen Anstoß daran nahm und das Buch verbot, so eindringlich auch die moralischen Lehren waren, die es enthielt. Er war der Vorläufer des Fabeldichters Alexandresco, dem seine Fabel „der Fuchs, der Schwan und die kleinen Raben" im Jahr 1840 den Verlust seines Amtes und die Verfolgung der Russen zuzog. Im Jahr 1839 erschien eine Geschichte der Walachei von Aaron Florian, der Grieche Aristias übersetzte die Iliade, und ein Franzose gab ein Wörterbuch der rumunischen Sprache heraus. Die gesetzgebende Versammlung der Walachei bewilligte jedem dieser drei Schriftsteller als Nationalbelohnung den Preis von 500 Exemplaren ihres Werkes, aber Rußland soll es bei dem Fürsten dahin gebracht haben, daß er die Bewilligung nicht bestätigte.

Man kann somit ohne Uebertreibung sagen, daß die Förderung einer wlachischen profanen Literatur durch ihre natürliche Hinneigung zu den westromanischen Literaturen sich mit den russischen Einflüssen und mit der slawisch gebildeten Geistlichkeit zugleich in Opposition setzt, und dieß gibt den literarischen Bestrebungen des Landes die eigenthümliche Bedeutung. Das Interesse, welches die jüngere Generation für eine nationale „dacische" Entwicklung zeigt, verdient darum wohl, daß man derselben mit einiger Aufmerksamkeit folge. Jetzt scheint nach einem kurzen Aufflammen wieder ein Stillstand, ja ein Rückgang eingetreten zu seyn, allein alle solche ersten Versuche, solche Sturmläufe, wie man sie im Jahr 1832 und später machte, streifen immer theils ans Ungemessene, theils ans Lächerliche, sie können jedoch der ganzen Erscheinung selbst, dem Erwachen des nationalen Selbstgefühls, die Bedeutung nicht nehmen. Vaillant, der Verfasser des oben erwähnten Artikels „über die politische Tendenz der moldowlachischen Literatur", sagt nach einer flüchtigen Uebersicht einiger neuen Erscheinungen: „Ich glaube durch diese Bemerkungen über die romanische Literatur zur Genüge gezeigt zu haben, daß die politische Tendenz der Moldowlachen die Vereinigung ist, daß die Männer des Studiums und der Begeisterung kein anderes Ziel haben, als ihre Mitbürger durch die Erinnerung des gleichen Ursprungs zu vereinigen, und daß ihre Hoffnung dahin geht, mit der Zeit die verschiedenen Provinzen, welche ehemals das trajanische Dacien bildeten, wieder mit einander zu verbinden." Diese Bewegung ist freilich noch nicht bis zu den leitenden Personen vorgedrungen, sie ist nur durch eine größere Entwicklung der Volksbildung möglich, und alles dieß erfordert Zeit, aber die Bewegung wird wohl nicht mehr ganz unterdrückt werden können, und auf je mehr Schwierigkeit das Uniformitätssystem Rußlands an andern Orten stößt, um so sicherer wird auch das Gefühl der Nationalität sich in den Moldowlachen entwickeln.

Die Buddhatempel von Ceylon.

(Schluß.)

Ungefähr eine Meile von Matura zeigte man uns einen andern, dem Buddha gewidmeten Tempel, der tief im Walde und Gestrüppe stand, womit die ganze Gegend weit und breit bewachsen war und zwischen den hie und da erbauten Häusern der Einwohner, die mit Gärten und kleinen Pflanzungen eingefaßt sind. Man hatte die Vorderseite dieses Tempels mit Bäumen und Büschen geschmückt, die in voller Blüthe standen, unter andern auch mit einem Klumpen Bambus, die besonders deßwegen merkwürdig waren, weil sie eine schöne hellglänzende Farbe hatten mit schmalen grünen Streifen, die unten aus den Schoßknoten hervortraten. Die gefälligen Priester erlaubten uns einen Zweig abzuschneiden und mitzunehmen, beschenkten uns auch mit Blumen, unter welchen sich die schöne gelbe Mogri befand. Im Innern dieses Waldtempels steht ebenfalls eine Bildsäule des Buddha nebst verschiedenen kleineren Figuren, vor welchen man, wie in anderen Tempeln, einige Lampen angezündet und die Vorhänge dicht zugezogen hatte. Die Kleidung der Priester besteht aus einem pomeranzengelben Stück Zeug, welches sie um den Leib wickeln.

Von Ostindien aus verbreitete sich wie die höhere Cultur überhaupt, so auch die Kunst, über die andern dafür empfänglichen Länder und Inseln der östlichen Hälfte von Asien. Vornehmlich geschah dieß durch die Vermittlung der buddhistischen Religion, die schon früh fast von den sämmtlichen Bewohnern jener Gegenden angenommen ward. Doch zeigen sich je nach dem besondern Charakter dieser Nationen auch mancherlei Umbildungen der bei den Hindus entsprossenen Kunstformen. Zu Ende des vierten Jahrhunderts vor Chr. ward die Religion des Buddha auf Ceylon eingeführt und in ihrem Gefolge entstanden zahlreiche, ganz eigenthümliche Bauten. Von sehr bedeutsamen, mit höchster Pracht ausgeführten Werken, namentlich von kolossalen buddhistischen Heiligthümern, die im zweiten Jahrhundert vor Chr. erbaut wurden,

berichten uns die alten Annalen von Ceylon. Die wichtigsten Denkmäler dieser Insel begreifen die der alten Königsstadt Anuradschapura im Innern des Landes. Hier finden sich, neben vielen kleinern, sieben große Buddhatempel mit reichverzierten Obelisken, schlanken Steinpfeilern und allerlei wundersamen Sculpturen. Solche schlanke Steinpfeiler, doch nur von kleiner Dimension, scheinen überhaupt Ceylon eigenthümlich zu seyn, denn es findet sich unter den Trümmern von Anuradschapura eine sehr ausgedehnte Anlage dieser Art, „die Tausend Pfeiler" genannt. Dann sieht man eben daselbst mancherlei Terrassenanlagen, unter denen besonders der heil. Bo Malloa, ein Terrassenbau, der auf seinem obern Plateau die dem Buddha geheiligten Feigenbäume trägt, ausgezeichnet ist. Auch Felsbauten, namentlich Grottentempel, finden sich in derselben Gegend.

Zu Kalane, 6 Meilen nordöstlich von Colombo, besuchte ich einen andern Buddhatempel, woselbst die phantastisch geschmückten Bildsäulen des Gottes in Glasschränken aufbewahrt werden, zu welchen die Gonnis oder dienstthuenden Priester die Schlüssel haben. Hier muß man, wenn man die Buddhafiguren betrachten will, die Schuhe ausziehen, wie in Benares, wenn man den Statuen des Brama sich naht. Blumen, Obst und die Erstlinge der Feldfrüchte werden von gläubigen Cingalesen dem Gotte dargebracht, denn Thiere dürfen nicht geschlachtet werden. Auch hier scheint der Lotos des Gottes Lieblingsblume zu seyn, jedoch erblickt man auch die Keyora und Golawa, zwei der wohlriechendsten Blumen in Indien. An den Wänden und der Decke des Tempels sind in mancherlei Attitüden Buddha, Brama und Wischnu, bald sitzend, bald stehend, mit Lotosblumen in den Händen, abgemalt. Eine große Lampe im Innern des Tempels läßt man nie ausgehen, und auch hier verbirgt ein Vorhang das eigentliche Heiligthum vor den Augen der Profanen. Auf beiden Seiten des Thorweges stehen zwei große Statuen, welche die Pförtner oder Thürhüter des Buddha vorstellen, in Nischen, die in der Mauer angebracht sind; diese Tempelhüter sind mit Keulen bewaffnet und haben hohe Tiaren auf den Köpfen.

Neben diesem Tempel befindet sich eine Art Capelle, woselbst man eine sitzende Bildsäule des Buddha erblickt. Neben dieser Statue ist ein großer Elephantenzahn, den der König von Candy hieher verehrt hat, im Boden befestigt und ein kleiner eherner Elephant nebst einem Führer von demselben Metall bilden die Verzierung eines Lampenstocks. In einem anstoßenden, großen Gemache werden von eigens dazu bestellten Priestern der zweimal wöchentlich versammelten Jugend die Gebote und Vorschriften der Buddhareligion mitgetheilt. Ueber der Thüre steht mit großen, vergoldeten Buchstaben in cingalesischer Sprache: „Hier wird in dem Glauben, der Heil und Segen bringt allen Sterblichen, von Buddha's Verehrern Unterricht ertheilt!" Unter diesem Gotteshause, das von Kokospalmen und mancherlei anderen Bäumen auf seiner Anhöhe beschattet wird, sollen zwanzig Bildnisse des Buddha begraben liegen. Am Fuße des Hügels steht das Haus, worin die Priester, fünf an der Zahl, wohnen. Sie sind dazu bestellt, täglich um Mittagszeit in diesen Tempeln die gottesdienstlichen Verrichtungen zu besorgen. In dem benachbarten Flecken Bysa wird jährlich das Hauptfest des Buddha gefeiert, wozu sich eine große Menge Pilgrime einfindet.

Der Tempel zu Ogulboda enthält eine kolossale, 18 Ellen lange Statue des Buddha, die aus Erde und Mörtel besteht. Sie stellt den Gott in der Lage eines Schlafenden vor; er liegt auf seinem mit Lotosblättern geschmückten Throne, sein Haupt ruht auf dem rechten Arme und der linke ist der Länge nach auf dem linken Schenkel ausgestreckt. Sein Gesicht ist dunkelblau bemalt. Diese kolossale Bildsäule, deren Lage sich von Norden gen Süden erstreckt, nimmt die ganze westliche Seite des Tempels ein.

Ki - Ying.

Dieß ist bekanntlich der chinesische Commissär, welcher den Vertrag mit Sir H. Pottinger, mit dem Amerikaner Cushing und jetzt auch mit dem französischen Gesandten Lagrénée unterhandelt hat. Das Journal des Débats vom 15 Febr. schildert diesen Mann auf folgende Weise: „Man darf Ki-Ying für keinen Barbaren nehmen, und wir haben in dieser Beziehung manches von unsern europäischen Vortheilen abzulegen. Wir können zu Gunsten dieses ausgezeichneten Chinesen vorerst das gewiß sehr competente Zeugniß Sir H. Pottingers anführen, der bei einem öffentlichen Bankett zu Liverpool von ihm sagte: „„Ich glaube, daß es in keinem Lande der Welt einen Mann gibt, der mehr den Namen eines Staatsmannes verdient, und zugleich in den gesellschaftlichen Verhältnissen sich so einsichtsvoll und angenehm benimmt."" Die Franzosen, welche mit Ki-Ying in Verkehr kamen, sollen ganz derselben Ansicht über ihn seyn. Ki-Ying ist ein Mann von 56 bis 60 Jahren, von ernster Haltung, aristokratischem Benehmen, denn er zeigt sich ganz als ein vornehmer Herr, der von Jugend auf an die Gebräuche des Hofes gewöhnt ist, und man erkennt alsbald in ihm ein Mitglied der kaiserlichen Familie. Seine Rede ist klar und deutlich, nach dem Ausspruch der Dolmetscher von seltener Eleganz; auch ist er einer der geschicktesten Schönschreiber des Reichs. Seine Physiognomie ist ausdrucksvoll, sein Blick belebt sich leicht, und dann spricht sich in seinem Gesicht ein nicht gewöhnlicher Verstand aus. Dieß ist der Mann, den die chinesische Civilisation den Repräsentanten der westlichen entgegenschickte."

Englische Expedition auf dem Niger in den Jahren 1841 und 1842.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Diese Einleitung wurde von dem König und der Versammlung mit einem kalten Stillschweigen aufgenommen, welches eine schlimme Vorbedeutung für den Erfolg der Unterhandlung schien. Nachdem jedoch der Dolmetscher beigefügt hatte, daß die Königin von England, indem sie die Abschaffung der Sklaverei in den Staaten der afrikanischen Fürsten begehre, ihnen Handelsverträge für Palmöl, Färbehölzer, Elfenbein und andere Landeserzeugnisse anböte, rief der Attah aus, daß er sehr

damit zufrieden sey, und die ganze Versammlung bezeugte ihre Zufriedenheit durch mehrmals wiederholten Zuruf.

Hr. Trotter setzte noch hinzu, daß die Königin sehr wünsche, daß ihr Volk und die Unterthanen des Attah gute Freunde würden. Dieser Vorschlag wurde mit neuem Zuruf und langen Beifallsbezeugungen von der Versammlung aufgenommen. Hr. Trotter fuhr fort zu sagen, daß das englische Volk mit allen Theilen des Erdballs Handel treibe, und daß es sich entschließen würde zum Handelsbetrieb auch nach Iddah zu kommen, sobald der Sklavenhandel nicht länger existire, und daß wenn der König in die gänzliche Abschaffung der Sklaverei willige, man ihm den zwanzigsten Theil von allen englischen Waaren zuerkennen würde, die von englischen Schiffen in dem Lande von Egarrah verkauft würden. Der Attah erwiederte alsbald, daß das recht gut sey, daß er diesem Vorschlag völlig nachkommen wolle und die Waaren seines Landes für die Ankunft der Schiffe der Königin von England bereit halten werde.

Der Capitän Trotter gab dem König zu verstehen, daß die Königin von England nicht selbst Handel treibe, wohl aber den Handel ihres Volks beschütze (der Attah Ochejih ist eigentlich ein großer Kaufmann, wie es die afrikanischen Fürsten alle sind), und daß es die Grundsätze ihrer und ihres Volks Religion erheischen, im Namen des allmächtigen Gottes den Afrikanern Gutes zu thun. Der Name dieses Gottes, setzte Hr. Trotter hinzu, ist in diesem Buche enthalten, und mit diesen Worten überreichte er ihm eine arabische Bibel, welche die Commissäre in seinen Händen ließen, in der Hoffnung, daß einst Missionäre kommen würden, um dieselbe dem Volke zu erklären und es in der christlichen Religion zu unterrichten.

Der Attah drückte seine vollkommene Zufriedenheit damit aus; er nahm die Bibel und übergab sie einem seiner Mallams oder Priester zur Untersuchung. Man sagte ihm, daß so oft ein mit Sklaven beladenes Fahrzeug in die Gewässer unter seiner Herrschaft kommen würde, er dasselbe anhalten und die Sklaven in Freiheit setzen solle. Der König antwortete, daß er seine Zustimmung dazu gebe, und die Versammlung klatschte Beifall. Hr. Trotter verbreitete sich hierauf wohlgefällig über die Macht der Königin von England und den Umfang ihrer Staaten in verschiedenen Welttheilen, aber der Attah, der sich für den mächtigsten Fürsten der Erde hält und keine Kenntnisse von Geographie hat, schenkte diesem Vortrage wenig Aufmerksamkeit. Eben so wenig machte er sich etwas daraus, als man ihn mit der Anzahl und dem Werth der für ihn bestimmten Geschenke bekannt machte, nur die Versammlung brach in Freudenbezeugungen und Beifall aus. Die Commissäre wurden mit Complimenten überhäuft. Die Waldhörner spielten das englische Nationallied auf. Diese Musik überraschte den Attah wunderbar; er näherte sich den Musikern, nahm ein Horn in die Hand und schien sehr erstaunt über dessen Einrichtung. Der Attah warf sodann einen Blick auf das Verzeichniß der Geschenke und wünschte, daß denselben auch Schreibpapier beigefügt werde.

Hr. Schön, der Missionär, sprach mit ihm über Religion und sagte ihm, daß es der Wunsch der Königin von England sey, daß die Menschenopfer abgeschafft würden, da sie den Geboten Gottes zuwiderliefen, welcher der Vater aller menschlichen Wesen sey. Der Attah versprach die Abschaffung dieser Opfer und erklärte hierauf, daß er im Krieg mit seinen Nachbarn begriffen sey. Die Commissäre versprachen ihm, alle Mittel anzuwenden, um den Frieden zwischen ihm und seinen Feinden herzustellen. Darüber zeigte sich der Attah sehr erfreut. Seine Feinde bestanden aus Mitgliedern seiner Familie, welche über sein Ansehen und seine Macht eifersüchtig waren. Er willigte mit der lobenswerthesten Bereitwilligkeit in die Abtretung von Ländereien für die Errichtung einer Musterpflanzung und versprach seine Leute dahin zu senden, damit sie von den weißen Männern das Land bauen lernten; auch ließ er es sich gefallen, daß ein Fort in seinem Lande erbaut werden solle, und trat für diesen Zweck eine im Niger gelegene Insel ab. Man fragte ihn, ob er einen Vertrag eingehen wolle, welcher innerhalb vierundzwanzig Stunden dem Sklavenhandel ein Ende mache? Der Attah antwortete, daß er solchen gern unterzeichnen werde. Da es zu spät geworden war, um diesen Vertrag aufzusetzen, so wurde die Conferenz auf übermorgen vertagt, indem der folgende Tag ein Sonntag war.

Es zeigte sich gute Gelegenheit das Land zu besichtigen, die Erzeugnisse desselben kennen zu lernen und die Sitten und Gebräuche der Bewohner der Hauptstadt des Königreichs Egarrah zu studiren. Dieses Reich wird sowohl Egarrah als auch Igallah genannt, da die Buchstaben r und l von den Afrikanern häufig verwechselt werden. Ebenso wird die Hauptstadt der Besitzungen des Attah Ochejih bald Iddah, bald Addah geheißen; der Meinung des Hrn. Schön zufolge ist Iddah richtiger. Ihre Bevölkerung beträgt ungefähr 5000 Seelen. Einige Häuser sind aus Luftziegeln erbaut. Das Erdreich um die Stadt her schien sehr fruchtbar, aber wenig angebaut zu seyn, mit Ausnahme der Gärten an den Häusern. Das Volk zeigte sich gutmüthig, gefällig und von trefflichem Charakter. Hr. Schön machte die Bemerkung, daß sie niemals Rum verlangten, aber gar viele um einige Blätter Papier zum Schreiben baten. Im allgemeinen bemerkte man keine äußerliche Spur von Religion unter dem Volke; man findet in der Stadt weder Tempel noch Götzenbild. Die höhere Classe der Gesellschaft hat den Mohammedanismus angenommen, aber ihre Unwissenheit ist ausnehmend groß, die Priester selbst sind nicht im Stande ihre Bücher zu lesen, und unter allen den Mallams, welche den Attah umgaben, fand sich kein einziger, welcher den Vertrag für ihn hätte unterzeichnen können — die Mallams beschäftigen sich hauptsächlich mit Handel und ihre Erziehung ist von der des gemeinen Volks wenig verschieden. Die Männer scheinen im allgemeinen einer festen Gesundheit und starken Constitution zu genießen. Die Weiber sind schön und verwenden besondere Sorgfalt auf ihren Putz.

In diesem Lande sind zwei Arten der Thronfolge eingeführt. Der König kann entweder aus eigener Machtvollkommenheit seinen Nachfolger erwählen, oder wenn er sich dieses Rechtes begibt, ist sein ältester Bruder der unmittelbare Thronerbe. Der Attah von Egarrah gilt für einen mächtigen Monarchen, dessen Oberherrschaft sich auf beiden Ufern der zwei Ströme, Niger und Tschadda, erstreckt. Die Eingebornen heißen den erstern Ujimmini fufu oder das weiße Wasser, und den zweiten Ujimmini badu oder das schwarze Wasser, weil der eine beständig in Bewegung und der andere immer in Ruhe ist.

(Fortsetzung folgt.)

Theure Autographen. Kürzlich fand wieder in London ein Autographenverkauf statt, der wie gewöhnlich für die Verkäufer ziemlich günstig ablief. Ein Brief Margaretha's von Oesterreich an Maria von Medicis kostete 55 Fr., ein Brief von Washington 59 Fr., ein Brief Franklins 41 Fr., Briefe von Pitt und Canning 10 Fr. das Stück; 358 Blätter von der Hand Walter Scotts trugen dagegen nur 66 Fr. ein. (Voleur vom 15 Febr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. --- Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 58.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Februar 1845.

Tendenz der Eisenbahnfrage in England und Frankreich.

Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Eisenbahnanarchie in England und Frankreich in fortwährendem Wachsthum ist; mit jeder neuen Session der legislativen Kammern erneuern sich die Verlegenheiten, und wenn man nicht an dem einen wie an dem andern Orte bald mit Energie einschreitet, so werden die Compagnien in kurzem eine gefährliche Macht erlangen, und durch einen Gewaltstreich des Staats in ihre Gränzen, vielleicht ins Nichts zurückgewiesen werden müssen. Wir sprechen hier nicht von der zügellosen Speculation, welche in London und Paris in noch stärkerem Grad, wie voriges Jahr in Berlin, grassirt und durch den Staat indirect begünstigt wird, obgleich diese zügellose Speculation ein sehr ernstes Uebel ist. In Frankreich beschäftigt man sich in der Pairskammer mit einem Gesetz, das diesem zügellosen Treiben steuern soll, aber, wie man leicht voraussehen kann, nicht steuern wird; in England hat man die Unmöglichkeit diesem Treiben Einhalt zu thun, so zu sagen, officiell anerkannt. Man hatte im vorigen Jahre ein Eisenbahncomité (railway committee) von Seite der Regierung niedergesetzt, mit dem Auftrag, die vorgelegten Eisenbahnplane zu untersuchen, die ungeeigneten im voraus zu beseitigen und nur die, welche Erfolg versprachen, an das Unterhaus bringen zu lassen. Nicht weniger als 248 Eisenbahnplane wurden vorgelegt und die ausschweifendsten Wetten für den Fall gemacht, daß dieses Eisenbahncomité sie billige. Ein Plan, der 6 Mill. Pf. erforderte, war in 60,000 Actien getheilt, und diese Actien wurden, für den Fall daß dieses Comité den Entwurf billige, zu 20 Procent Aufschlag verkauft; es handelte sich also um 1,200,000 Pf. St., anderer noch größerer, aber minder zur Oeffentlichkeit gekommener Speculationen zu geschweigen. Hiezu kam, daß die Entscheidung des Comité's nicht immer ganz geheim gehalten wurde, und man z. B. einen Fall nachwies, daß ein Speculant die günstige Begutachtung einer Bahn um einige Stunden früher erfuhr, als sie in der officiellen Gazette erschien; die Folge war, daß er in dieser kurzen Zeit einen Gewinn von 40,000 Pf. St. machte. Solche skandalöse Vorfälle erzeugten Erbitterung, und es wurden hämische Beschuldigungen laut, so sehr auch die öffentliche Stimmung die Mitglieder des Comité's achtungsvoll in Schutz nahm. Es war umsonst, daß Sir R. Peel im Parlament erklärte, die Begutachtung eines Eisenbahnentwurfs durch das Comité sey von gar keinen Folgen für die Entscheidung des Parlaments; man legte dennoch derselben eine Wichtigkeit bei, die ihr auch in der That gar nicht abzusprechen war.

So ernstlich indeß auch die Uebel seyn mögen, welche aus dieser zügellosen Speculationswuth entspringen, so sind sie doch in ihrer jetzigen Größe nicht bleibender Art, sondern ein Fieberzustand, der vorübergehen wird; bedeutender aber sind die Klagen, die man in England und Frankreich, namentlich aber in ersterem Lande gegen die Compagnien zu erheben beginnt, und die aller Wahrscheinlichkeit nach mit jedem Jahre wachsen werden. Man will in England berechnet haben, daß sich die Zahl der Reisenden auf den Eisenbahnen in 15 Jahren verdopple. Wir wissen nicht, auf welchen Vordersätzen diese Berechnung beruht, daß aber die Benützung der Eisenbahnen im Steigen ist, leidet keinen Zweifel, und würde sich, wenn auch nicht aus den bekannt gemachten Listen, doch aus dem steigenden Preise der Eisenbahnactien und aus der jetzigen Eisenbahnwuth ergeben. In Frankreich hat der Staat durch das Gesetz vom Jahre 1842, wonach er die Erdarbeiten übernimmt und die Compagnien die Schienen legen und die Ausbeutung betreiben, auf lange Jahre eine Ruthe auf den Rücken gebunden; indeß ist in Frankreich sichtlich die Neigung, den Compagnien diese ungemessenen Vortheile zu bewilligen, in Abnahme, obwohl die Schlaffheit der Regierung in financiellen Dingen und der Geist der Routine sie noch den Bankiers zinsbar machen. Dagegen hat sich in Frankreich der Staat so viel Rechte vorbehalten, daß er wenn das Geschrei des Unwillens zu laut wird, den Compagnien einzelne Beschränkungen leicht auflegen kann. In England dagegen stehen die Sachen viel schlimmer, weil hier die Compagnien weit mächtiger sind, und sich dem Staat sehr trotzig mit der Erklärung gegenüber stellen: wenn wir nicht gewesen wären, würde England noch

wenig oder gar keine Eisenbahnen haben. Das mag wahr seyn, ändert aber an der Sache nichts. Die neue Erfindung der Eisenbahnen ist eine Kraft, deren Folgen sich so wenig berechnen lassen, als vor 400 Jahren die des Pulvers und der Buchdruckerkunst: sie werden nach und nach eine gänzliche Veränderung in dem gesellschaftlichen Zustand der Völker erzeugen, sie sind, so sehr man sich auch gegen die Sache sträuben mag, communistischer Art, und müssen, wenn sie gedeihen und nicht eine schwere Hemmkette in der Entwicklung der Nationen werden sollen, zum Vortheil der großen Masse ausgebeutet werden. Diesen Vortheil kann nur der Staat, nicht der Privatmann und keine Compagnie im Auge haben. Die letztern können im wesentlichen nur ihren eigenen Vortheil verfolgen, und werden, um sich Mühe und Kosten zu ersparen, und um sich keinem Risico auszusetzen, lieber eine kleine Zahl um hohen Preis, als eine große Zahl um niedern Preis fahren. Man erwägt nicht genug, daß die Eisenbahnen einen zwingenden Grund in sich enthalten vorwärts zu schreiten; das Beförderungsmittel ist so mächtig, daß es auch bei sehr schlechter, unvollkommener Benützung die Concurrenz unmöglich macht; man ist also genöthigt sich mit Ausschluß aller andern Transportmittel der Eisenbahnen, wo sie existiren, zu bedienen, und jede Zögerung, jede schlechte und kostspielige Einrichtung wird sich sogleich im Verkehr empfindlich fühlbar machen. Kann der Staat ein solches Werkzeug den Privaten überlassen? Es braucht wenig Prophezeyungsgabe, um vorauszusehen, daß der Staat allenthalben die Eisenbahnen wird an sich ziehen und unter seine specielle Controle nehmen müssen. Wenn sich diese Nothwendigkeit in England, dem Lande der allgewaltigen Compagnien, kund gibt, so darf man ohne weiters den Schluß ziehen, daß man an andern Orten auf dasselbe Resultat hinauskommen muß.

Wir können nicht umhin, hier der Besprechung dieser Sache im Parlament (Sitzung vom 11 Febr.) zu erwähnen. Es liegen 248 Eisenbahn-Bills vor dem Eisenbahncomité, das, wie wir schon erwähnt, nicht geringe Animosität gegen sich erweckt und selbst den Verdacht auf sich geladen hat, daß es keineswegs das Geheimniß seiner Entscheidung bewahrt habe. Man schlug deßhalb eine neue parlamentarische Comittee vor, es ward aber mit Recht erwähnt, eine solche werde den Anfeindungen und Verdächtigungen nicht minder ausgesetzt seyn, als die bisherige, von der Regierung ernannte. Mehrere Mitglieder suchten sich und ihre Verwandten gegen die Vermuthung zu verwahren, als ob sie an irgend einer Eisenbahn Antheil hätten, allein diese Versicherungen erregten zum Theil sehr ungläubiges Lachen, und im Allgemeinen schien die Ansicht vorzuherrschen, daß jemand gar nicht persönlich Eisenbahnactien besitzen müsse, um für diese oder jene Bahnrichtung besonders eingenommen zu seyn. Das Resultat war, daß man bis zur Stunde nicht weiß, was man mit den 248 Eisenbahn-Bills anfangen soll *) und sich in Gottes Namen entschließt, um nur etwas zu thun, eine bedeutende Anzahl Comités (a number) zu ernennen und zu sehen, wie weit man damit kommt, denn England hat einen besonderen Grund, die zahlreichen Plane zu fördern, weil man befürchtet, daß sich sonst eine ungeheure Masse Capitalien, die durch die Eisenbahnwuth flüssig geworden, auf fremde Unternehmungen werfen würde — eine Besorgniß, welche nicht bloß seit Monaten von den Handelsjournalen, sondern auch im Parlament selbst von Lord Howick ausgesprochen wurde. Es ist also eine dringende Veranlassung da, die vorliegenden Fragen so gut es gehen will zu lösen. Am merkwürdigsten ist die Aeußerung Peels, wenn er sagt: „wäre dieß eine res integra, so könnte vielleicht die Regierung sich ein Einkommen zu schaffen suchen, indem sie eine Eisenbahn selbst baut." Wie die Sachen aber jetzt einmal stehen, glaubt er, daß man nur die Concurrenz benützen müsse, um dem Publicum größern Vortheil als bisher zu verschaffen. Es möchte sich nicht leicht eine größere Autorität für die Nothwendigkeit des Baues der Eisenbahnen und der Verwaltung durch den Staat finden, als diese Aeußerung Peels. Aber die Eisenbahn-Compagnien sind in England zu mächtig, sie sind im Besitz und darum im Recht, und die Meinungen sind durchaus nicht einig, wie man sie irgend im Zaum halten soll.

Dieses „im Zaum halten" hat zweierlei Gegenstände, erstens die unmäßige Wuth zu neuen Unternehmungen, welche, wie Lord Howick gerade heraussagt, „durch den unmäßigen Spielgeist das Land demoralisirt," und zweitens die Macht der Eisenbahnen hinsichtlich der Kosten des Transports von Personen und Waaren. Wir haben gesehen, daß in Frankreich die Regierung, wie es scheint, aus financieller Unbeholfenheit und Schlendriansgeist sich den erstehenden Compagnien und dem Einfluß der Bankiers nicht entziehen kann, während in England die bereits übermächtig gewordenen Compagnien sich ihre Vortheile nicht entreißen lassen wollen. Die französische Regierung kann noch immer dem erst im Aufwachsen begriffenen Uebel leichter steuern, während dieß in England bei der großen Anzahl schon bestehender und benützter Eisenbahnen, die unter ganz unbeschränkten Verhältnissen erstanden sind, unendlich viel schwerer ist. Erst als man nach einigen Jahren die weit greifenden Wirkungen der Eisenbahnen erkannte, erhielt das Handelsbureau den Auftrag, einige Bestimmungen zu entwerfen, welche die allzu große Macht der Eisenbahnen beschränken könnten. Dieß geschah durch den ersten Bericht über Eisenbahnen im Jahre 1839, in dessen Folge das Parlament die allgemeine Bestimmung annahm, daß die künftigen Eisenbahnen sich allen vom Parlament zu erlassenden Maaßregeln und Regulativen zu unterwerfen hätten. Dieser allgemeine Satz ist das legale Rettungsmittel gegen die Compagnien, freilich nicht gegen die vor 1839 erbauten, doch gegen die spätern. Aber welche unglaublichen Mittel gegen eine strengere Anwendung dieses Satzes stehen einer Körperschaft zu, die ungerechnet der unmäßigen, für zukünftige Eisenbahnen bestimmten Summen jetzt schon ein Grundcapital von 100 Mill. Pf. St. und zum mindesten ein reines Ein-

*) Ein Mitglied, Hr. S. Wortley, sagt ohne Umschweife: „die Frage läuft darauf hinaus: was soll das Parlament mit der Masse von Eisenbahnbills, die demselben demnächst vorgelegt werden, und zu deren Beurtheilung wir gar nicht die hinreichenden Mittel besitzen, machen? Ich weiß diese Frage nicht zu lösen."

kommen von 5 Mill. Pf. St. hat, ein Einkommen, das, wie der Stand der Actien beweist, in fortwährendem Steigen begriffen ist? Unter „Lords und Gemeinen" werden sich Leute genug finden, welche Macht, Einfluß und speciöse Gründe ins Werk setzen werden, um den unmäßigen Gewinn nicht schwinden zu lassen. Das zweite Mittel, die Compagnie zu zügeln, liegt in der Acte, welche in der vorjährigen Parlamentssession angenommen wurde, und im Ankauf der Eisenbahnen zum Vortheil der Regierung besteht, sobald die Einkünfte 10 Proc. übersteigen; *) aber wie lange kann eine Compagnie mit schlauen Directoren die Anerkennung dieses unmäßigen Gewinns — welcher, wohlgemerkt, nicht mehr das Ergebniß einer industriellen Arbeit, sondern so gut seine Rente ist, als die aus Staatspapieren — durch kostspielige Bauten und allerlei Nebenvortheile, die sie den Actionären in die Hand spielt, hinausschieben? Und wenn ein solches Hinausschieben nicht mehr möglich ist, dann hat der Staat nur am Ende die Genugthuung, die Bahn um mehr als den doppelten Preis dessen, was sie gekostet, an sich zu bringen, und muß dieß noch für ein Glück ansehen.

(Schluß folgt.)

*) Es ist noch eine andere Alternative gestellt, auf welche sich aber die Regierung noch viel weniger einlassen kann und wird, nämlich daß es ihr, im Fall die Dividende während drei Jahre 10 Proc. überstiege, frei stehen soll die Tarife zu modificiren, um die Dividende auf 10 Proc. zu ermäßigen. Aber mit dieser Bestimmung würde der Staat eine Art Garantie übernehmen, daß die zehn Procent fortdauern, denn die Compagnie könnte auf diese Bestimmung sich stützend von der Regierung eine abermalige Aenderung und zwar dießmal eine Erhöhung verlangen, sobald die Dividenden wieder unter 10 Proc. fallen. Einer solchen Alternative kann aber die Regierung sich nicht aussetzen.

Astrachan und die Dampfschifffahrt auf dem kaspischen Meere.

(Aus einem Reisebruchstück im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. November 1844.)

„Astrachan," sagt der Verfasser, „erweckt ungemein große Erwartungen bei einem Reisenden, namentlich wenn er auf der Wolga nach der Stadt kommt; man erstaunt über die endlose Linie von Schiffen jeden Ranges und Namens, und glaubt sich hier im Mittelpunkt des Handels der östlichen Welt mit der westlichen. Aber ach! von zehn Schiffen entfaltet kaum eines im Frühjahr seine Flügel. Der Handel hat sich hier sehr vermindert, weil Persien, das Hauptland im astrachanischen Handel, keinen Credit hat, und weil der größte Theil des persischen Handels sich auf den Landweg nach Tiflis wandte. Außerdem haben die Perser, welche sonst ihre Waaren in Astrachan verkauften, in letzter Zeit angefangen den Jahrmarkt von Nishnei-Nowgorod selbst zu besuchen und die Waaren in die ersten Hände zu verkaufen." Nichtsdestoweniger geht aus den Tabellen des Verfassers selbst hervor, daß die Zufuhr von Waaren aus Persien, so wie die Versendung von 1832 bis 1836, wenn auch nicht bedeutend, stieg, und im vorigen Jahre (1843) war der Umsatz im astrachanischen Handel im Ganzen genommen bedeutender als in irgend einem vorhergehenden Jahr. Ueber die Dampfschifffahrt auf dem kaspischen Meere äußert er sich folgendermaßen: „Unter den astrachanischen Seeleuten herrscht der Aberglaube, daß kein Dampfboot auf dem kaspischen Meere gehen könne, weil hier sehr heftige Stürme herrschen und fortdauernd ein starker Wellenschlag ist. Als der Capitän-Lieutenant Netschajeff aus Petersburg kam und zum erstenmal auf dem Dampfschiff Kama sich nach der truchmenischen Küste einschiffte, beweinte man ihn alsbald als todt. Jetzt beabsichtigt man eiserne Dampfboote auf dem kaspischen Meere einzuführen. Die Kaufmannsschouten brauchen aus Persien nach Rußland 80 Tage, während die eisernen Dampfschiffe die Waaren sehr rasch und in bestimmter Frist herüberführen könnten. Die Unterhaltung eines solchen Dampfbootes würde nicht sehr theuer kommen, wenn die Entdeckung, welche Netschajeff auf einer seiner letzten Fahrten in Baku machte, fortdauernd durch die Erfahrung sich bewährte; auf die Anweisung eines Armeniers fand er in der Nähe von Baku eine mit Naphtha getränkte Erde, welche die Steinkohle zu ersetzen im Stande ist. Man hat Versuche damit gemacht und das Dampfboot fuhr zwei Stunden weit, während der Kessel nur mit solcher Erde geheizt wurde. Diese glückliche Entdeckung würde die Ausgaben für den Unterhalt des Dampfboots sehr vermindern, denn englische Steinkohlen nach Astrachan geliefert kosten etwas über 70 K. S. das Pud, während die Naphthaerde an Ort und Stelle nur etwa 4 K. S. kosten würde."

Englische Expedition auf dem Niger in den Jahren 1841 und 1842.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Dr. Pritchard von dem Wilberforce machte einen Ausflug auf das Iddah gegenüberliegende Ufer. „Dieses Ufer," sagt er, „ist niedrig und sumpfig, aber voll schöner Bäume, von denen wir einige niederzuhauen anfingen. Mehrere Eingeborne, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und mit einem kurzen und breiten Messer vom Gürtel hängend, drohten uns Widerstand zu thun, aber sie gaben sich auf unsere Erklärungen bald zufrieden. Wir gingen auf einer guten Straße nach der fünf Meilen entfernten Stadt durch ein ausgetrocknetes, dürres mit Plantanen, Mais, indischem Korn und Baumwollenstauden bepflanztes Land. Der Name der Stadt ist Wappa. Das Oberhaupt heißt Egada Yabrelama. Er scheint Obah, dem König von Benin, zinsbar zu seyn, welcher, wie man uns versicherte, jeden Tag drei Menschen opfert: einen beim Aufgang der Sonne, einen des Mittags und den dritten bei Sonnenuntergang. Dieser afrikanische Monarch soll im Nothfall ein Heer von 10,000 Mann auf die Beine stellen können."

Am 6 September verfügten sich die Commissäre wieder ans Land mit dem Vertrage zur Abschaffung des Sklavenhandels und der Menschenopfer, und der Abtretung eines Stück Landes zur Errichtung eines Forts und eines Musterbauernhofs. Der Attah, umgeben von allen seinen Beamten und einigen der Vornehmsten der Stadt, begab sich ans Ufer, um sie zu empfangen. Nach den üblichen Begrüßungen fragten ihn die Commissäre, ob er die Sicherheit der Transporte und Boten, welche seine Staaten zu Wasser oder Lande durchziehen würden, gewährleisten wolle? Dieser Vorschlag wurde vom Attah und der Versammlung augenblicklich angenommen. Der König beorderte Hackah, den zweiten Richter, Maffabah, den Mallam, und Baji, seinen Secretär, die Commissäre zu begleiten und ihnen die verlangten Ländereien zu

übergeben. Der Capitän Trotter sagte ihm, daß sie eine Insel und ein zwischen dem Zusammenflusse des Niger und Tschadda gelegenes Stück Land nöthig hätten. Der Attah antwortete ihm, daß seine Feinde, die Felatahs, vor kurzer Zeit die an der Gränze seiner Staaten und an den Ufern des Nigers gelegene Stadt Abda-Kuddu zerstört hätten, deren Gebiet sehr fruchtbar sey; diese Stadt wolle er der Königin von England schenken, in Hoffnung, daß die Engländer dieselbe gegen die Felatahs vertheidigen und letztere verhindern würden, ins Innere seines Reichs vorzudringen.

Der Capitän Trotter und die Commissäre nahmen unverzüglich die Bedingungen des Attah an. Sie hofften einen kostbaren Gewinn von Zeit zu machen und den Absichten der englischen Regierung nachzukommen, wenn sie diese Gelegenheit sogleich ergriffen, einen Kern und Mittelpunkt der Civilisation in einem schönen Lande zu bilden, welches zuvor von einem kriegerischen und einsichtsvollen, gegenwärtig aber auf der Flucht begriffenen Volke bewohnt war, welches leicht vermocht werden könnte, zurückzukehren und sich unter dem Schutze der englischen Gesetze und Regierung niederzulassen.

Die Verträge wurden dreifach ausgefertigt und unterzeichnet von den Commissären, von Lobo, dem ersten Richter von Iddah, Hackah, dem zweiten Richter, und von Gibbereen-Mallam, im Namen und in der Gegenwart des Ochejih, Attah von Egarrah. Der Landesherr unterzeichnet, nach den dasigen Gebräuchen, niemals ein Document. Darauf wurden sogleich die Geschenke herbeigebracht und dem König überreicht, welcher sehr damit zufrieden war. Sie bestanden in Waffen, verschiedenen Werkzeugen, einem Anzug von Sammet, Halsbändern, einem großen Spiegel, zwölf kleinern, zwölf Medaillen auf die Krönung der Königin Victoria, zwölf andern auf ihre Verheurathung, zwölf Brillen, Schreibpapier u. s. w. Der König bewunderte besonders die grünsammetne Kleidung. Auch an die Mitglieder der Familie des Attah und die Personen aus der Stadt, welche ihn bei den Besuchen begleitet hatten, so wie an die anwesenden Beamten wurden Geschenke vertheilt. Der Waffenmeister vom Albert kleidete sich in die Uniform der Garde der Königin mit Cuiraß und Helm. Diese schöne Tracht erfüllte den afrikanischen Monarchen, welcher näher trat, um sie genau zu untersuchen, mit Bewunderung. Der Capitän Trotter sagte dem Attah, daß die Mannschaft der gesammten Fahrzeuge Gott bitten würde, seine Familie und sein Volk zu segnen. Die Versammlung war sehr gerührt darüber und bezeugte ihren Dank durch lauten Zuruf und Händeklatschen. Hierauf nahmen die Commissäre Abschied vom König und kehrten an Bord zurück.

Die Expedition verließ Iddah am 9 September, begleitet von dem zweiten Richter. Der Secretär des Attah folgte ihnen in seinem Boote. Ein Mallam oder Priester, Freund und Vertrauter des ersten Richters, ging gleichfalls, wiewohl in seinen eigenen Angelegenheiten, auf dem Albert mit. Nachdem sie längs der abhängigen Ufer des Stromes, deren romantische Schönheit die Reisenden oftmals zur Bewunderung hinriß, hinaufgefahren waren, ging der Albert am 10 bei den Ruinen der Stadt Abda-Kuddu vor Anker. Der Niger ist in diesem Theil seines Laufes auf beiden Seiten von hohen Hügeln eingeschlossen, die sich steil und wie Mauern erheben, besonders bei der Einmündung des Tschadda. Es sind köstliche Landschaften, überwaldete Hügel, mannichfaltige Thäler; der Pflanzenwuchs ist höchst üppig und die Hitze erträglich.

Am 11 hatten sich alle Fahrzeuge wieder zusammengefunden. Am 12 besichtigten die Commissäre die verlassene Stadt mit ihren Umgebungen und am 13 und 14 wurden die Acten der Besitznahme in Richtigkeit gebracht. Die Documente wurden von den Agenten des Attah und den Commissären unterzeichnet, welche, wie es gebräuchlich ist, neue Geschenke an die afrikanischen Agenten austheilten. Das von dem Attah von Egarrah an die Königin von England abgetretene Land ist auf dem rechten Ufer des Niger beim Zusammenfluß mit dem Tschadda gelegen. Im Norden desselben erhebt sich ein Berg, der von den Eingebornen Patteh geheißen wird und dessen Gipfel ungefähr 400 Metres über dem Strom ist; im äußersten Süden befindet sich ein Hügel, welcher den Lauf des Nigers und des Tschadda beherrscht. Diese Stelle kann mittelst zweier an den Enden zu errichtenden Forts leicht vertheidigt werden. Ihre Lage ist um so wichtiger, da sie das ganze Land beherrscht und weil sich der große Sklavenmarkt von Kiri in der Nähe befindet. Der Bezirk von Abda-Kuddu erstreckt sich ungefähr sechzehn Meilen längs des Flusses und vier Meilen weit ins Innere, und enthält mehrere Städte und Dörfer, welche den Räubereien der Felatahs ausgesetzt und deßhalb meistens verlassen sind. Die Hauptstadt davon, Abda-Kuddu, vormals einer der blühendsten Märkte in diesen Gegenden, hatte jetzt keinen einzigen Bewohner mehr. Die Commissäre hofften, daß die Errichtung von einer oder zwei englischen Niederlassungen den Eingebornen Zutrauen einflößen und die umherirrenden Familien vermögen würde, ihre durch den Krieg zerstörten Wohnungen wieder aufzubauen und unter der Sicherheit des zwischen dem Attah und den Commissären geschlossenen Vertrags friedlich zu leben; daß ohne Zweifel die benachbarten Bevölkerungen dem Beispiel dieser Familien nachkommen würden, mit Einem Wort, daß durch die Besitznahme eines so wohlgelegenen Landstrichs die von der Regierung Ihrer Majestät der Königin Victoria ausgesprochenen Wünsche verwirklicht werden dürften. Der Boden in der Nachbarschaft von Abda-Kuddu ist nicht gerade sehr vorzüglich, aber er bringt eine beträchtliche Menge Baumwolle hervor. Der Director der Musterpflanzung traf sogleich die geeigneten Maaßregeln, um sich vortheilhaft daselbst einzurichten.

(Schluß folgt.)

Englische Absichten in Bezug auf Texas. Es ist zwar längst kein Geheimniß mehr, aus welchem Grunde England der Einverleibung von Texas mit den Vereinigten Staaten so sehr widerstrebt, und der alte Jackson selbst hat dieß bekanntlich in seinen Briefen ohne Umschweif angegeben; die Sache ist aber nicht leicht so geradezu ausgesprochen worden, als in einer von der Colonial Gazette vom 8 Febr. angezogenen Correspondenz, wo es heißt: „In commercieller Beziehung ist die englische Regierung in Texas aufs tiefste interessirt. Ein freier Handel mit diesem Lande würde für beide Theile zu den glücklichsten Resultaten führen, England könnte nach wenigen Jahren alle seine Baumwolle aus Texas ziehen, und zwar besser und wohlfeiler als aus den Vereinigten Staaten, während die freien Häfen des Landes, — denn man will den Tarif bei dem nächsten Congreß ganz abschaffen, — Englands Manufacturisten in Stand setzen würden, frei von allen Hindernissen für einige Millionen Pfund Sterling Waaren weiter nach Mexico zu werfen. Auch würden die Manufacturetablissements der Vereinigten Staaten auf diesem Wege wirksamer zum Schweigen gebracht werden, als wenn sie mit Einemmal durch die zerstörenden Elemente hinweggefegt würden."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 3.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Freitag 28 Februar 1845.

[14] Von der Unterzeichneten wurden versandt:

Monatblätter
zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung.

Monat Januar.

Inhalt: Zur Einleitung: Einst und Jetzt. (Die deutsche Presse und die Allg. Ztg. 1798 und 1845.) — Edmund Burke. (Correspondence of the right hon. Edmond Burke etc. London 1844.) — Rückblicke und Aussichten auf dem Gebiete der schönen Litteratur. — Fragmente aus Thessalien. — Die Petersburger Deutschen. — Ueber den Stand der Litteratur und der Gebildeten zu den Parteien in den Vereinigten Staaten. — Blicke auf die philosophischen Zustände der Gegenwart. — Weils Einleitung in den Koran. — Resultate des deutschen Zollvereins. — Ueber die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Niederland. (Beleuchtung der niederländischen Staatsschrift.)

Die Ergänzungsblätter erscheinen im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung vom Jahr 1845 an, in der Regel spätestens den letzten jedes Monats, im Laufe der drei ersten Monate, Januar, Februar und März schon frühzeitiger.

Das einzelne Heft wird nach Maßgabe des Stoffes 6 bis 8 Bogen im Format der Allg. Zeitung umfassen und der Jahrgang von 12 Heften im Wege des Buchhandels 8 fl. oder 4 Thaler 16 Gr. kosten.

Auch bei sämmtlichen Postämtern werden Bestellungen angenommen und von denselben effectuirt. Für diesen Weg des Bezuges läßt sich jedoch von uns der Preis nicht für jeden Verkaufsort festsetzen wie im Buchhandel, im Gegentheil werden ihn die betreffenden Postämter je nach den Entfernungen bestimmen.

Innerhalb der Gränzen Württembergs darf der Verkaufspreis bei sämmtlichen Poststellen 8 fl. nicht überschreiten.

Stuttgart, 31 Januar 1845.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[15] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen
aus dem
Leben und der Natur.
Vermischte Schriften
von **W. Hauff.**

Zwei Bände.

Gr. 8. Preis 6 fl. 27 kr. oder 4 Rthlr.

Nachdem der Verfasser seit einer Reihe von Jahren im Morgenblatt, dessen Redacteur er ist, und in andern Zeitschriften Aufsätze verschiedenen Inhalts anonym niedergelegt, hat er sich entschlossen eine Auswahl derselben in einer Sammlung dem Publicum vorzulegen. Die beiden Bände enthalten Erzählungen, Satyren, heitere Kritiken unserer gesellschaftlichen und litterarischen Zustände und populäre Naturbetrachtungen. — Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender: 1) Madelon. 2) Postdiluvianische Kritik. 3) Indiscretion. 4) Vom Theater. 5) Rheinfahrt. 6) Vom Mond. 7) Gedanken über die natürliche Verschiedenheit und die Urzeit des Menschengeschlechts. 8) Miß Djeck. Zur Geschichte des Elephanten. 9) Die große Wasserschlange.

Der zweite Band enthält: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Litterarische Grillen: I. Das Jahr 1740. II. Schaltsnarren. III. Der deutsche und der französische Feuilletonist. IV. Ueber deutsche Dramatik, besonders über das Lustspiel. V. Der Holzschnitt als typographischer Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geisterglauben. — Geologische Briefe. 1) Das Verhältniß der Geologie zu unserer Zeit. 2) Orientirung. 3) Aeltere Ansichten. 4) Werner. 5) James Hutton. Leopold von Buch. 6) Elie de Beaumont. 7) Neueste Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[16] In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Arnim, C. O. L. v. (k. preuß. Oberschenk und Ritter),

Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden.

3r, 4r Theil; auch unter d. Titel:

Reise nach **Neapel, Sicilien, Malta** und **Sardinien**, zu Anfang des Jahres 1844. 2 Theile. (42 Bog.) Mit 2 Titelbildern. 8. 1845. geh. 2⅔ Thlr.

Vogel, Dr. **Karl** (Director der Real- u. Bürgerschulen zu Leipzig),

Geschichtsbilder.

Ein Handbuch zur Belebung des geograph. Unterrichts und für Gebildete überhaupt; zunächst als Erklärung zum Schulatlas der neueren Erdkunde. gr. 8. (35½ Bog.) geh. 1845. 2 Thlr.

Allen Besitzern der Naturbilder zu empfehlen.

Verzeichniß der Bücher, Landkarten rc., welche vom Julius bis December 1844 neu erschienen oder neu aufgelegt worden sind; mit Angabe der Bogenzahl, der Verleger, Preise, litterar. Nachweisungen und einer wissenschaftl. Uebersicht, zu finden in der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig. 93. Fortsetzung, über 4500 Titel enthaltend. (21½ Bog.) 8. Auf weiß Maschinendruckpap. ½ Thlr., Schreibpap. n. ⅔ Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Ein wöchentliches Verzeichniß aller neuen Erscheinungen im Felde der Litteratur. Redacteur: **J. de Marle.** Jahrgang 1844. 52 Nummern. Mit Intelligenzblatt. gr. 8. ⅔ Thlr.

— — Dieselbe monatlich, wissenschaftlich geordnet. 1844. 12 Hefte. (26 Bog.) gr. 8. geh. ⅔ Thlr. n.

Diese drei bibliographischen Hülfsmittel erscheinen auch im Jahre 1845 in gleicher Vollständigkeit und Pünktlichkeit.

[17]

Conversations-Lexikon.

Neunte,

verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage.

Erster bis sechster Band.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; der Band kostet 1 Thlr. 10 Ngr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Wie bisher, so wird auch in Zukunft das Werk möglichst rasch vorschreiten, und es werden regelmäßig monatlich wenigstens zwei Lieferungen erscheinen.

☞ **Frühere Auflagen** des *Conv.-Lex.* werden nur einige Zeit noch gegen diese neunte Auflage unter vortheilhaften Bedingungen umgetauscht, worüber eine ausführliche Ankündigung in allen Buchhandlungen zu finden ist.

Systematischer Bilder-Atlas

zum

Conversations-Lexikon.

Vollständig 500 Blatt in Quart, in 120 Lieferungen

zu dem Preise von 6 Ngr.

Von dieser **Ikonographischen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste**, die sich an alle Originalausgaben und Nachbildungen des Conv.-Lex. anschließt und mit einem erklärenden Texte zugleich ein selbständiges Ganzes bildet, **ist bereits die erste bis vierzehnte Lieferung** ausgegeben. Die Fortsetzung folgt ohne Unterbrechung, jeden Monat wenigstens zwei Lieferungen.

Leipzig, im Januar 1845. **F. A. Brockhaus.**

---

[18] Im Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Hexenprocesse.

Aus den Quellen dargestellt.

Von Dr. W. G. Soldan,

Gymnasial-Lehrer zu Gießen.

gr. 8. Velinp. Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 6 gGr.

Eine Geschichte der Hexenprocesse gehört unter die längst ausgesprochenen Bedürfnisse. Ihre Nothwendigkeit ist nicht nur in verschiedenen Zeiten anerkannt worden, sondern es hat auch nicht an vielfachen Bestrebungen zur Herstellung derselben gefehlt. In allen bisherigen Sammelwerken ist indessen dem Bedürfnisse noch nicht abgeholfen. Die Gegenwart will das Ganze im Zusammenhange begreifen; man hat ihr jedoch selbst die äußere Erscheinung meist nur fragmentarisch vorgeführt und läßt den Schlüssel zum Verständnisse vergeblich suchen. Wo auf den Hexenproceß die Rede kommt, durchkreuzen sich die widersprechendsten, oft sehr wunderliche Ansichten, ja selbst hinsichtlich der einfachen Thatsachen werden noch täglich die irrigsten Voraussetzungen laut.

Bei dem gegenwärtigen Kampf des Alten und des Neuen in der Theologie wie in der Strafgesetzgebung dürfte daher eine Schrift, welche die traurigen Extreme, zu welchen theologische und richterliche Befangenheit im Vereine mit dem Inquisitionsprocesse in ihrer Consequenz hinzuleiten vermag, historisch vorführt, das Interesse des Theologen und Juristen, wie des Geschichtsfreundes überhaupt, anzusprechen wohl berechtigt seyn.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'scher Verlag.

---

[19]

Neuer Atlas der ganzen Erde

nach den neuesten Bestimmungen

für Zeitungsleser, Kauf- und Geschäftsleute jeder Art, Gymnasien und Schulen,

von

Dr. C. G. D. Stein.

22ste Auflage.

In 27 Karten, grösstentheils neu entworfen und gezeichnet von *A. H. Köhler*, *A. Leutemann*, *Muhlert*, *Riedig*, *Streit*, und gestochen von *H. Leutemann*, nebst 7 historischen Zeittafeln und statist. Tabellen und Uebersichten. gr. Fol.

Leipzig 1844. *J. C. Hinrichs'sche* Buch- u. Landkartenhandlung. 4 1/3 Thlr.

---

[20] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Symbolik der Sprache,

mit besonderer Berücksichtigung des

Somnambulismus,

von

H. Werner,

der Philosophie Doctor.

gr. 8. brosch. Preis 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.

Den großen Gedanken zu Abfassung dieser Schrift gaben dem Hrn. Verfasser die ausgezeichnet geistreichen Bilder und Symbole, mit welchen die von ihm im Sommer 1840 behandelte Somnambüle ihre Krisen zu herrlichen Bildergalerien erhoben hat und die man den Freunden des Magnetismus nicht vorenthalten wollte. Einmal in die Bilderwelt des Somnambulismus eingetreten, wollte der Hr. Verfasser diese Symbole seiner Seherin nicht so abgerissen wiedergeben, wodurch sie an Interesse verloren hätten, sondern, um ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen, die ganze Heilungsgeschichte mit einer Abhandlung begleiten, welche den Geist und Charakter der Bilder klarer hervorheben sollte. Und so entstand eine genaue Darstellung der naturgemäßen Entwicklung der Bildersprache im Somnambulismus, die in folgende Hauptabschnitte zerfällt:

I. Die Sprache der Natur. II. Die Sprache des Geistes. III. Die Sprache der Seele. IV. Die Sprache des Traums. V. Die Sprache der Seele in andern exaltirten Zuständen. VI. Die Sprache des Somnambulismus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[21] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

Anleitung

zum Waldwegbau

von H. Karl,

Fürstlich Sigmaringen'schem Oberforstmeister.

Mit Tabellen und Figurentafeln.

8. Velinp. brosch. Preis 1 fl. 30 kr. od. 21 Gr.

Daß der geregelte Waldwegbau von großem Einfluß auf Herstellung und Erhaltung des bessern Waldzustandes, so wie auf Erhöhung des Geldertrags der Forste sey, wird von Niemand in Abrede gestellt werden wollen. Gleichwohl ist die gegenwärtige Beschaffenheit der Waldwege im allgemeinen eine sehr mangelhafte und unvollkommene zu nennen. Namentlich tritt der gerügte Mangel in kleinern und gesonderten Waldungen und am auffallendsten in Gebirgsforsten hervor, wo die nöthigen Wege oft ganz abgehen oder in so trauriger Beschaffenheit vorhanden sind, daß sie kaum gebraucht werden können. Die Ursache dieses Uebelstandes ist hauptsächlich in der unverdienten Geringachtung und oberflächlichen Behandlung zu suchen, welche der wichtige Gegenstand des Waldwegbaues gewöhnlich in den Forstschulen, so wie in den Compendien der Forstwissenschaft findet. Es dürfte daher gegenwärtige Schrift, deren Zweck es ist, dem Forstpersonal eine Anleitung zu geben, sich mit der Wichtigkeit und der grundsätzlichen Behandlung des Waldwegbaues vertraut zu machen, ein um so willkommener Beitrag zu nennen seyn und eine gewiß von jedem Forstmanne erkannte Lücke in der Forstlitteratur ausfüllen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

uenhaft ringenden Geistes mit den Erfahrungen und Anschauungen eines mühsamen, bewegten, wunderbaren Lebens in niedern und in den höchsten Regionen verband, und beide in seinen Fictionen und Betrachtungen niederlegte; der die Gluth der empörtesten Leidenschaften und die Kälte des klarsten, nüchternsten, unbestechlichsten Verstandes mit gleicher Meisterschaft darstellte, der auf den Rausch der süßen Illusionen des Herzens sich so gut verstand wie auf die Resignation des Nichts bewundernden Stoikers und des enttäuschten Misanthropen, und der das letztere nur darum war oder schien, weil das moralische Gefühl so mächtig in ihm lebte; ein philosophischer Dichter, der mit den großen Problemen der Zeit, welche Goethe und Schiller beschäftigten: Recht, Freiheit, moralische Weltordnung, ebenso rastlos rang, und von der dramatischen Darstellung der Collisionen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens zu der erschütternden, wenn auch nicht befriedigenden Darstellung der Räthsel des Weltlaufs, der Einzel- und Völkerschicksale in seinen Erzählungen und Romanen fortschritt, — ein Prosaiker, dessen Styl fast durchaus durch Frische, Klarheit, Schönheit und Gedrungenheit dem besten sich an die Seite stellt und die edelste Männlichkeit athmet, — er ist ein deutscher Autor, der nicht minder seiner bleibenden Vorzüge als seiner litterarhistorischen Bedeutung wegen in noch weiterem Umfang als bisher gekannt zu werden verdient. Den Selbständigen und Geisteskräftigen wird er, mit all seinen ästhetischen, philosophischen und moralischen Schroffheiten und Härten, in seinen Schriften eine anziehende Geistesnahrung bieten, wenn auch ein allzu zarter Geschmack und ein sehr weiches Gemüth sich nicht mit ihm befreunden oder vertragen sollte. Wer Mannichfaltigkeit und Reichthum des Lebens liebt, und zur Erweiterung seiner Begriffe, Anschauungen und Weltkenntniß sich nicht scheut auch in fremdartige und schroffe Ansichten einzugehen, wird diese kriegerische, trotzige Gestalt neben den vielen friedlicheren, mildern Vertretern der deutschen Litteratur gern erblicken, und in dem was Klinger von andern Schriftstellern unterscheidet, eine höchst fruchtbare Anregung, ja Nöthigung zum ernsten Nachdenken über sich und die Welt, zum gewissenhaften Suchen der Wahrheit finden.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[24] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neueste unveränderte Auflage.

Das nationale System der politischen Oekonomie.

Von

Dr. Friedrich List.

Erster Band.

Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein.

Gr. 8. brosch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhaltsanzeige.

Stuttgart und Tübingen, 1844. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[25] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Reime des Francesco Petrarca

übersetzt und erläutert von

Karl Kekule und Ludwig v. Biegeleben.

2 Bände. gr. 8. Velinpapier in Umschlag broschirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Diese neue Uebertragung der reizenden Empfindungsgemälde des „Patriarchen der modernen Lyrik," gemeinschaftlich unternommen von zwei Freunden, zum Drucke befördert durch den Zweitgenannten, den Ueberlebenden, gibt die Originale mit dem feinsten Tacte für ihren innern Lebenspuls, mit allem Wohlklange, dessen die deutsche Sprache als Nachbildnerin fremder Poesie fähig ist, und mit der strengen Reinheit der Rhythmen und Reime wieder, welche die Form des Sonetts und ähnlicher Dichtarten, die nur in der vollständigen Ueberwindung ihrer Schwierigkeiten schön sind, zu erlangen berechtigt ist. Eine zweckmäßige Einleitung belehrt uns aus Petrarca's Munde über ihn selber, und läßt uns in den Noten den Streit über Laura's Persönlichkeit überschauen. Die Uebersetzung selbst richtet sich nach der Marsand'schen Recension und Anordnung des Textes und eine Auswahl von Anmerkungen entfernt jedes Dunkel aus den herrlichen Gedichten.

Stuttgart und Tübingen, 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.



Nr. 59.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Februar 1845.

Bilder aus Hindostan.

(Nach Lt. Col. Sleemans: Rambles and Recollections of an Indian Official.)

9. Hexenglaube.

Der Glaube an Hexen und Zauberkunst ist in Indien sehr verbreitet, und merkwürdigerweise sollen sie sich am häufigsten unter dem Urvolk Indiens, den Gonds, finden, welche sich nie dem Braminenglauben unterwarfen. Die Hexen sollen Menschenlebern essen, oder den bösen Geistern über die sie Macht haben, zu essen geben. Ein Hauptgrund des Glaubens an Zauberei sind die zahlreichen Leber-: und Milzkrankheiten, denen die Eingebornen, namentlich die Kinder, in dem waldigen Theilen Centralindiens ausgesetzt sind, und die Leute, welche vorgeben, daß sie Krankheiten heilen könnten, sind auch dem Verdacht ausgesetzt, daß sie durch ihre Bezauberungen tödten können, und so sind die Fälle nicht selten, daß diese Doctoren ermordet werden. Was die Hexen in dem von Gonds bewohnten Lande betrifft, so ist der Glaube an sie sicherlich die Folge einer unterdrückten und allmählich in Verachtung gerathenen Religion, wie die Hexennacht auf dem Brocken gewiß nichts als ein Ueberrest des alten deutschen Götterglaubens ist. Wir wählen unter mehreren Erzählungen Sleemans nachstehende aus, weil sie am meisten Analogie mit dem alten europäischen Hexenglauben darbietet.

„Dschungbar Khan, ein alter Mann, so ernst und ehrwürdig, wie nur je einer im venetianischen Senate saß, erzählte mir eines Tages, er sey selbst Augenzeuge von der Macht der Weiber von Khiloti gewesen. Auf einem Markte in der Stadt Raipur fand ein großer Zusammenlauf des Volkes statt, und während er mit vielen andern Fremden auf dem Markt herum schlenderte, begann einer der letzteren mit zwei Frauen mittlern Alters um einige schöne Stücke Zuckerrohr zu handeln. Sie verlangten das Doppelte des gewöhnlichen Preises, der Mann wurde zornig und nahm eines von den Stücken: eine der Frauen hielt das andere Ende und es erfolgte ein Streit. Der Käufer bot einen ordentlichen Preis, die Verkäuferin verlangte das Doppelte; die Menge schaute zu, und von beiden Seiten wurde weidlich auf die weiblichen Verwandten losgeschimpft. Endlich kam ein bis an die Zähne bewaffneter Sipahi des Gouverneurs herbei, und sagte dem Manne in sehr gebieterischem Tone, er solle das Rohr loslassen. Dieser weigerte sich und sagte, wenn die Leute auf den Markt kämen um zu verkaufen, so solle man sie anhalten, zu einem angemessenen Preis zu verkaufen, oder man solle sie wegjagen. „Ich, fuhr Dschungbar Chan fort, war der Ansicht, der Mann habe Recht und sagte dem Sipahi, wenn er die Partei der Frau nehme, so würden wir die des Käufers nehmen. Der Sipahi aber zog ohne weiteres seinen Säbel und hieb das Zuckerrohr mitten durcheinander; „seht hier," sagte er, auf beide Stücke deutend, „die Ursache, weßhalb ich mich einmischte." Wir blickten hin und sahen Blut aus beiden Stücken fließen, das eine kleine Lache auf dem Boden bildete. Es zeigte sich nun, daß die Frau eine Hexe der schlimmsten Art war, und dem Manne durch das Rohr das Blut auszog, um den abscheulichen Teufel, der ihr die Macht gegeben hatte, zu füttern. Ohne das zeitige Dazwischentreten des Sipahi wäre er in wenigen Augenblicken todt gewesen, denn kaum sah er, wie die Sache sich verhielt, so sank er in Ohnmacht. Er hatte nur noch wenig Blut in sich, und konnte nachher 10 Tage lang nicht mehr gehen. Wir gingen alle zum Gouverneur, um Gerechtigkeit von ihm zu verlangen und erklärten, wenn an den Weibern kein Exempel statuirt würde, so würde der Markt verlassen werden, denn so sey keines Menschen Leben sicher. Er willigte ein, beide Weiber wurden in Säcke genäht und in den Fluß geworfen, aber sie hatten das Wasser beschworen und sanken nicht unter. Man hätte sie hinrichten sollen, aber der Gouverneur war selbst vor diesen Leuten in Furcht und ließ sie gehen. In diesem ganzen Theile des Landes ist kein Dorf und keine Familie ohne eine Hexe, und niemand gibt seine Tochter in eine Familie, wo keine solche ist, denn er fürchtet sich, wenn seine Tochter Kinder bekomme, so möchten sie durch die Hexen der anderen Familien zu Grunde gehen, wenn sie nicht durch eine Hexe ihrer eigenen Familie geschützt wären. Es ist ein furchtbares Land, aber das reichste in ganz Indien."

Tendenz der Eisenbahnfrage in England und Frankreich.

(Schluß.)

Es geht aus zahlreichen Anzeichen hervor, daß die wichtigsten Compagnien ihre Wirksamkeit immer enger zu vereinigen, und so ihre Macht zu vergrößern suchen; man hat von einer Concurrenz zwischen dem Grand Junction Railway und der Liverpool-Manchester-Bahn gesprochen, weil sie Reisende und Waaren auf beiden Bahnen führen; es ist dieß aber nichts anders, als eine gütliche Uebereinkunft zwischen beiden und keine Concurrenz; wo aber keine Concurrenz besteht, da ist ein Monopol, und Monopole sind, so lange die Welt steht, mißbraucht worden. Das Mittel, in den Eisenbahnen eine Concurrenz herzustellen, ohne die Eisenbahnen auf den Staat zu übernehmen, soll wohl noch gefunden werden, denn alle die bisher vorgeschlagenen Mittel sind durchaus verfehlt. Man hat den Compagnien gedroht, wenn sie ihre Tarife nicht ermäßigten, die Errichtung von Nebenlinien zu gestatten, allein wer würde in einem solchen Falle die Actionnäre hindern, ihre Tarife für den Augenblick zu ermäßigen, dadurch den neuen Eisenbahnbau zu drücken, die Actien dann an sich zu kaufen, und wenn sie sich der Bahn bemächtigt hätten, dann die Tarife wieder hinaufzusetzen, alles dieß abgesehen von dem großen Nachtheil, der dem Nationalreichthum erwächst, wenn man zwei Linien erbauen ließe, wo eine einzige genügt. Ein anderer hat im Westminster Review den Antrag gestellt, die Eisenbahnen als Eigenthum der Compagnie, die sie baut, zu belassen, aber die Ausbeutung des Weges der freien Concurrenz zu übergeben, indem man sie auf eine Anzahl Jahre an denjenigen überließe, der dem Publicum die besten Bedingungen machte; die Aufsicht darüber sollte das Handelsbureau, mit andern Worten die Regierung haben, welche alle nöthigen Garantien für die Sicherheit der Reisenden vorschreiben könnte. Aber der Staat würde hier der bauenden Compagnie nur als der Bauherr gegenüber stehen, welcher den Bau der Eisenbahn in Accord gegeben hat, denn anders läßt sich eine Ausgleichung der widerstreitenden Interessen kaum denken; wenigstens würde er sich eine Gewalt über die gebaute Eisenbahn anmaßen, die kaum minder weit ginge, denn es fällt in die Augen, daß die bauende Compagnie von dem Augenblick an, wo der Bau zur Benützung fertig ist, über denselben keine Macht mehr hätte. Setzt man vollends hinzu, daß der Verfasser des genannten Artikels verlangt, daß die Regierung selbst eine Eisenbahn unterhalte, auf der mit allen möglichen Verbesserungsvorschlägen Proben angestellt werden könnten; daß er ferner Pferdeeisenbahnen von dem Ende aller großen Landeseisenbahnen durch die Stadt nach dem Generalpostamt verlangt, um dieses in die möglichst schnelle Verbindung mit allen Landeseisenbahnen zu bringen, so sieht man, daß er eigentlich den Staat zum großen Eigenthümer und Verwalter der Eisenbahnen machen will. Nur eine einzige Schwierigkeit hält ihn ab dieß auszusprechen, nämlich die Eifersucht der Engländer gegen die Staatsgewalt, welcher dadurch die Ernennung einer allzu großen Anzahl von Personen in die Hände gegeben würde — eine Schwierigkeit, der auch Peel selbst in seiner Rede gedenkt. Darum kommt er folgerecht auf die Idee einer Verpachtung der Eisenbahnen an Gesellschaften auf eine gewisse Anzahl Jahre. Dieß ist eine Maaßregel, die man vielleicht mit großem Vortheil für das Publicum und den Staat in Ausführung bringen kann, welche aber dem großen Grundsatz, daß der Staat Herr über die Eisenbahnen bleiben muß, durchaus keinen Eintrag thut.

Man greift gegenwärtig das Handelsbureau und seine Einwirkung auf die Eisenbahnverwaltung an, sichtlich aus keinem anderen Grunde, als um den jetzigen Compagnien das uneingeschränkte Eigenthum ihrer Linien zu erhalten, und um dieß Eigenthum durch die Verbindung der Compagnien unter sich in ein stärkeres Monopol zu verwandeln und die Concurrenz neuer Linien zu verhindern. England hat einen unermeßlichen innern Handel; die Verführung der Rohstoffe, theils der des eigenen Landes, theils der fremden aus den Häfen nach den großen Manufacturstädten, ist unglaublich groß; wer wird die Compagnien, wenn sie nur erst gehörig untereinander verbunden sind, abhalten, sich gegenseitig im Waarentransport die größten Vortheile zu gewähren, und dadurch im Großhandel selbst die Concurrenz zu vernichten? Jederman weiß, welchen großen Theil des Preises voluminöser Waaren der Transport ausmacht, und wer bei den Transportkosten besondere Vortheile genießt, kann den Markt beherrschen. Man hat in England diese Gefahr gar wohl ins Auge gefaßt, und der obenerwähnte Verfasser des Artikels im Westminster Review sagt deßhalb: „es läßt sich gar nicht denken, daß eine ganze Nation jemals einwilligen könnte, so ihre Rechte aufzuopfern und den ganzen Transport einigen Privatinteressen in die Hände zu liefern. Selbst im Falle man das Parlament und die Nation in diese Bahn hineingezogen hätte, und die Compagnien g e s e tz l i c h im Monopol des Transports sich befänden, müßte man die Beschlüsse des Parlaments cassiren und das Gesetz umändern." An diesem gefährlichen Punkte ist man noch nicht angekommen, aber man ist auf geradem Wege dahin, in Frankreich wie in England. Das am 31 Jan. und 1 Febr. votirte Gesetz über die Eisenbahnpolizei in Frankreich enthält gerade über diese Hauptpunkte gar keine oder nur sehr ungenügende Bestimmungen, und in England sind die Compagnien vollends gar keiner Schranke als der, die ihre eigene Klugheit ihnen vorschreibt, unterworfen. Daß man aber mit monopolistischen Absichten hinsichtlich des Transports umgeht, kann man sehr leicht aus dem Umstand ersehen, daß seit etwa 4 Monaten einige Compagnien angefangen haben, den Transport, der bisher immer noch durch Spediteure besorgt wurde, selbst zu übernehmen.

Hr. Wallace, der in der obenerwähnten Sitzung des Parlaments die Aufhebung des vorjährigen Gesetzes über Eisenbahnen beantragte, drückte sich in sehr starker Sprache über das Monopol aus, welches von dem Parlament den Eisenbahnen auf 21 Jahre verliehen worden sey, über die Höhe der Preise, über die Behandlung der Passagiere, namentlich von der dritten Classe, über die schlechte und ungenügende Erfül-

lung der Vorschriften des Parlaments zu Gunsten der Reisenden u. s. w.; kurz sein Klagenregister umfaßte so mannichfache Punkte, daß man wohl behaupten darf, es werde einer Regierung nie gelingen, so viele und verschiedenartige Compagnien zur Erfüllung aller, für das Wohl und die Sicherheit der Reisenden nöthigen Vorschriften, — auch wenn diese in genügendem Maaße erlassen werden, — anzuhalten. So sehr man ihm jedoch in dieser Beziehung Recht geben muß, so wenig möchte der von ihm und von Lord Howick gemachte Vorschlag, ein System der Concurrenz eintreten zu lassen, sich praktisch ausführbar zeigen. Einer Errichtung von concurrirenden Eisenbahnen kann die Regierung selbst wegen der daraus hervorgehenden Verschleuderung des Nationalvermögens nicht geneigt seyn, und wir haben oben schon ausgeführt, daß eine solche concurrirende Bahn, falls sie nicht Eigenthum der Regierung wäre, nicht einmal ihren Zweck erreichen würde. Eine Annahme des französischen Systems aber käme einer Expropriation der Compagnien ziemlich gleich, denn zu was soll ihnen der Eigenthumstitel an die Eisenbahn dienen, wenn sie nicht frei über ihr Eigenthum verfügen dürfen? Man sieht deßhalb in keiner Weise ab, wie man sich aus dem Chaos retten will. Peel selbst hat in seiner Rede kein Auskunftsmittel angedeutet, und scheint auch keines im Hinterhalt zu haben. Das aber ist ausgemacht, daß sich im Parlament eine sehr starke Stimme gegen das Monopol der Eisenbahnen erhebt, und wenn gleich noch keine Aussicht vorhanden ist, daß man ein durchgreifendes Abhülfsmittel annehmen werde, so ist doch so viel als sicher anzunehmen, daß man alles aufsuchen wird, um die Compagnien einzuschränken. Daß dieß gelingt, ist sehr zu bezweifeln; man wird aber von Jahr zu Jahr weiter gehen, und vielleicht sieht sich die Regierung, wie Peel fast zu verstehen gab, veranlaßt, an irgend einem Punkte eine eigene Eisenbahn anzulegen, um damit den Anfang zu einem allgemeinen Staatseisenbahnsystem zu machen, welchem allmählich, durch die öffentliche Stimme gezwungen, auch die Compagnien sich fügen und ihre Rechte an den Staat abtreten müssen. Das französische Bastardsystem dürfte endlich denselben Ausgang nehmen.

Etwas über die Moldowlachen.

(Aus den: Erinnerungen an die Ufer der untern Donau. Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. November 1844.)

In der Walachei rechnet man auf einen Raum von 4810 Qudratmeilen etwas über 2 Millionen Menschen, in der Moldau auf 2671 Quadratmeilen etwa 1 Million. Nimmt man auch an, daß die Hälfte der Moldau und der größere Theil der Walachei mit Bergen bedeckt sind, so ist doch die Bevölkerung in Vergleich mit der Ausdehnung des Landes sehr unbedeutend. Es ist schwer zu erklären, wie dieß wenig zahlreiche, allenthalben von slawischen Stämmen umrungene Volk, das eines Glaubens mit ihnen ist und seinen Gottesdienst, so wie seinen schriftlichen Verkehr in Einer Sprache mit diesen hält, sich jetzt noch in seiner Sinnesart und seiner geistigen Richtung so scharf von ihm unterscheidet. Die Slawen standen, wie die Moldowlachen, unter dem Einfluß der Tataren, und die Südslawen kamen mit ihnen unter die Herrschaft der Türken, aber die Slawen lagen in unablässigem Kampf mit den Feinden, die Moldowlachen trugen das Joch geduldig, suchten noch in der Knechtschaft selbst ihre eigenen Vortheile zu wahren, und es gelang ihnen auch.*) Die Rumunen reizten die slawischen Stämme gegen die gemeinsamen Unterdrücker, opferten sie aber dann fast immer ihren Feinden auf, und suchten nach und nach durch List, Schmeichelei und Geld sich einige Privilegien auszuwirken, die am Ende immer zum Vortheil der regierenden Fürsten oder der Bojaren auf Kosten des armen Volks ausschlugen, welches aber durch solche aristokratische Vorrechte auf die tiefste Stufe des Elends herabgedrückt wurde. Die Slawen fochten mit offener Brust auf Tod und Leben. Die Rumunen ließen ihre Intriguen spielen, und der Erfolg blieb weit öfter auf ihrer Seite. Nur die kleine Walachei zeichnete sich von jeher aus; man athmet frisch auf, wenn man dieß Land betritt. Der kühne Gang, die freie Rede und die Lebensart selbst weisen nicht nur auf die Nachbarschaft, sondern auch auf die geistige Einheit mit den Slawen hin, und man muß sagen, daß dieser Theil der Walachei meistens auch mit ihnen gemeinsame Sache machte. Jetzt erst beginnt die Walachei ihre von Krankheit und Krämpfen gekrümmten Glieder auszurecken.

In der Moldau und Walachei gibt es weder Fabriken noch Gewerbe, obgleich alle dazu nöthigen Rohstoffe sich vorfinden; vom Schreibpapier angefangen bis zu den seidenen Stoffen erhält man alles aus der Fremde, namentlich aus den österreichischen Provinzen. Die Bojaren sagen, die Deutschen verstünden es, jede hier aufkeimende Industrie alsbald wieder zu vernichten, indem sie bald die Werkmeister, die man nothwendig bei ihnen entlehnen muß, wieder abriefen, bald auf eine Zeitlang die Preise ihrer Erzeugnisse herabsetzten und solchergestalt die kaum begonnenen Gewerbszweige im Keime wieder erstickten. Die Deutschen dagegen und namentlich die Fremden behaupten, die Bojaren selbst vernichteten jede Art von Unternehmungsgeist, indem sie keine mit ihnen eingegangenen Contracte hielten. Ein anderes wichtiges Hinderniß der Nationalindustrie und des Handels ist der Mangel an einer Mittelclasse. In der Walachei gibt es nur Bojaren und Landbauer; die Bojaren zahlen keine Steuer, und da es keine Mittelclasse gibt, so fällt die ganze Last der Abgaben auf die landbauende Classe. Wer etwas Geld zusammengebracht hat, bemüht sich sogleich das Bojarenthum (den Adel) zu erwerben. Der Zustand der Finanzen, des Unterrichtswesens, so wie alles andere trägt noch den Stempel eines kaum erst aus seinen Ruinen erstandenen Landes. Von Bucharest bis Braila auf der einen und bis zur kleinen Walachei auf der andern Seite ist das Land flach, trübselig und weckt nichts als die traurigsten Erinnerungen. Hier herrscht vollständiges Elend und Verödung.

Englische Expedition auf dem Niger in den Jahren 1841 und 1842.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Die bei dem Zusammenfluß des Nigers und des Tschadda angekommene Expedition glaubte ihre Operationen unter sich theilen zu müssen.

*) Die Ursache ist nicht weit zu suchen: bei den Südslawen wurde der Adel vernichtet oder wurde moslemitisch, und theilte in solcher Eigenschaft mit den Türken die Herrschaft; die Moldowlachen behielten den angestammten Adel, welcher christlich blieb, vor dem Sturm, wenn er

Auf den in einer zu diesem Zweck gehaltenen Berathung gemachten Vorschlag des Capitän Trotter kam man dahin überein, daß zwei der Commissäre abgesandt werden sollten, um mit den Häuptlingen der Ufer des Tschaddaflusses freundliche Verbindungen einzuleiten, während die andern noch höher den Niger hinauf schiffen sollten. Die Commissäre beider Expeditionen würden die nöthigen Vollmachten erhalten, abgesonderte Unterhandlungen einzugehen, aber diese Verträge sollten der ganzen versammelten Commission zur Genehmigung vorgelegt werden. Unglücklicherweise kam dieser Vorschlag nicht zur Ausführung.

Eine neue Zeitfolge trat ein, eine Periode voller Unglücksfälle und Mißgeschick! Bis zu ihrer Ankunft vor Iddah hatten die europäischen Officiere und Matrosen, wenn auch nicht einer vollkommenen, doch einer befriedigenden Gesundheit genossen; seit dem Einlaufen in den Strom hatte kein neuer Fall von Fieber auf den Fahrzeugen stattgefunden, aber seit dem 18 September enthalten die an den Secretär der Colonien eingesandten Berichte schmerzliche Aussichten; die Commissäre berichteten, daß sich sehr beunruhigende Symptome dieser Krankheit zeigten. In der That wüthete von diesem Tage der Tod auf furchtbare Weise und es erfolgte eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen. In ihrem Bericht vom 18 meldeten die Commissäre dem Secretär der Colonien, daß ein Officier, Hr. Nightigale, Gehülfe des Schiffswundarztes, vier Männer vom Albert, zwei vom Wilberforce und einer vom Sudan gestorben wären; daß sich sechzig Männer von diesen drei Fahrzeugen auf der Krankenliste befänden und daß ihr Zustand sehr bedenklich sey. Auch berichtete der Capitän dem Minister, daß das Gutachten des Dr. William, obersten Wundarztes, dahin gehe, den Sudan nach Fernando Po und nöthigenfalls nach Ascension mit allen Kranken zurückzuschicken.

Im Verlauf des 19 versammelten sich die Commissäre, um darüber zu entscheiden, ob die Expedition weiter vorschreiten oder wieder zurückgehen solle. Jeder wurde aufgefordert, seine Meinung abzugeben. Der Commandant William Allen nahm das Wort und stützte seine Ansicht auf die Erfahrung, die er von dem mörderischen Einflusse des Klima's gemacht habe. „Die Klugheit," sagte er, „macht es uns zur Pflicht, zurückzugehen. Die Jahreszeit ist schon zu weit vorgerückt, die Fortschritte der Krankheit an Bord des Wilberforce und Albert sind zu bedeutend; die Nothwendigkeit in einem ungesunden Klima Holz zu fällen, um die Kohlen zu ersetzen, der herabgekommene Zustand der Mannschaft erlauben uns nicht, die Reise fortzusetzen; die Krankheit wird immer mehr zunehmen und ist eine Geißel, gegen die sich nicht ankämpfen läßt; das bereits Geschehene, so wie der gegenwärtige Zustand lassen mich großes Unheil befürchten. Auch dürfen wir vor der Stadt Rabbah nicht in einem so heruntergekommenen Zustand erscheinen; der moralische Eindruck, den er machen würde, gereichte ohne Zweifel den Interessen der Mission zum großen Nachtheil; es ist demnach besser zum Meeresufer zurückzukehren, um dort die Gesundheit der Mannschaften wieder herzustellen und in einer günstigern Jahreszeit mit erneuten Kräften zurückzukehren."

Der Capitän Bird Allen, der an der Stelle des Hrn. Bowden, welcher am Fieber daniederlag, das Amt eines Secretärs bekleidete, sagte, da der Albert noch in segelfertigem Zustand wäre, solle er den Strom bis nach Rabbah hinauffahren und mit dem Häuptling dieses Landes einen Vertrag abschließen; damit solle der größere Theil der Mission für dieses Jahr abgethan seyn, aber die beunruhigenden Fortschritte der Krankheit an Bord des Wilberforce machten die Rückkehr dieses Fahrzeugs an das Seeufer unumgänglich nöthig. Der Capitän Trotter stimmte der Meinung des Dr. William bei. Das Klima müßte natürlich, je weiter man den Fluß hinaufführe, um so besser werden; man würde die flachen, sumpfigen Gegenden hinter sich lassen und in bergige frischere Landstriche kommen, und somit den durch die große Hitze verursachten ungesunden Ausdünstungen entgehen.

Es wurde zuletzt beschlossen, daß die Capitäne Trotter und Bird Allen an Bord des Albert die Expedition den Niger hinauf fortsetzen sollten; daß Capitän William Allen und Hr. Cook mit dem Wilberforce nach dem Meere zurückgehen, die Meerbusen von Benin und Biafra untersuchen und mit den Häuptlingen dieser Länder, so wie sich die Gelegenheit darböte, Verträge abschließen sollten.

Auf das Verlangen des Hrn. Carr wurde die Amalia bei der Musterpflanzung vor Anker gelassen, um diese zu beschützen. Hr. Ansell, Pflanzensammler, wurde auf sein Verlangen an diesem Ort ausgeschifft.

Miscellen.

Landbewilligungen in Algier. Man kann es als einen großen Beweis des Fortschritts der Franzosen ansehen, daß allmählich größere Landbewilligungen gewährt und vorgenommen werden; so berichtet die Algérie vom 16 Februar, daß Hr. Ferd. Barrot, Mitglied der Deputirtenkammer, 1200 Hektaren im Thal des Saffaf bei Philippeville gegen eine jährliche Rente von 3600 Fr. bewilligt erhielt, und muß sich also beeilen, diesen District fruchtbringend zu machen, wenn er nicht lange Jahre ohne Nutzen einen bedeutenden jährlichen Pacht zahlen will. Auch andere Mitglieder beider Kammern bewarben sich um ähnliche Bewilligung, wollen sich aber zu keiner Rentenzahlung verstehen, wodurch freilich die Bewilligungen zu einer reinen Gunstsache ohne baldigen Vortheil für die Colonie würde, so daß die Regierung schwerlich geneigt seyn wird, darauf einzugehen.

*

Bevölkerung der Stadt Washington. Diese soll jetzt 30,426 Seelen betragen. (Col. Gaz. vom 8 Februar.)

*

Meteorologisches Phänomen an der Küste von Chili. Ein Privatschreiben im Echo du Monde Savant vom 16 Februar enthält Folgendes: Ich habe Gelegenheit gehabt, eine sogenannte Sternschnuppe von einer Größe und Pracht zu beobachten, wie sie bis jetzt noch nicht gesehen wurde. Sie glich einem Kometen mit einem Kern von etwa zwei Handbreiten im Durchmesser, mit einem äußerst lebhaften Licht, ähnlich dem, welches man der Elektrisirmaschine entlockt. Von der Peripherie gingen schlängelnde Flammen von lebhaftem Roth aus, die sich in eine scharfe Spitze endeten; oben an den Spitzen, wo sie sich theilten, waren sie vom schönsten Violett. In dem Maaße, als das Meteor von Süden gegen Osten vorrückte, welche Bewegung sehr langsam war, ließ es einen Schweif zwischen Blau und Violett hinter sich zurück, der sich hinten franzenartig abrundete. Dieß Meteor dauerte etwa 5 oder 6 Secunden und verschwand dann plötzlich.

---

kam, sich beugte und dann wieder aufrichtete; bei den Slawen stand also jeder einzelne Christ dem Türken gegenüber, der sein persönlicher Unterdrücker, wie sein Glaubensfeind war. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 3 und Umschlag zum Monat Februar.)

Nr. 60.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 März 1845.

Ein Zug durch die Felsengebirge.

(Travels in the great Western Prairies, the Anahuac and Rocky Mountains by Th. J. Farnham.)

Fort William am Arkansas gehört drei Brüdern, Namens Bent, aus St. Louis. Zwei derselben waren anwesend, als wir anlangten; sie schienen völlig eingeweiht in indianisches Leben, kleideten sich wie Häuptlinge in Mocassins, die mit Glasperlen und Stacheln von Stachelschweinen ausgeziert waren, in Beinkleider von Rehfellen mit langen Lederfranzen am äußern Saum hinab von der Hüfte bis zum Knöchel, in ein glänzendes Jagdhemd von demselben Stoff mit Aermeln, die vom Handgelenk bis zur Schulter gleichfalls mit Lederfranzen besetzt und mit Figuren aus Stacheln vom Stachelschwein verziert waren. Und Häuptlinge waren sie der Gewalt nach, die sie in der wilden, einsamen Veste ausübten. Um einen solchen Handelsposten zu kennen, muß man ihn sehen. Eine einsame Wohnung von Menschen, die mitten unter Gefahren und Mühseligkeiten nach Reichthum streben, erhebt ihre Thürme in der unangebauten Wüste, wie ein altes Ritterschloß, das den Kriegen und Stürmen der Jahrhunderte Troß bot, indianische Frauen trippeln um die Brustwehren her in ihren glänzenden Mocassins und langen Rehfellröcken, die Kinder, in denen das rothe Sachsenblut vordringt unter der dunklen Färbung des Indianers, laufen unter ihnen herum und schwatzen bald indianisch, bald spanisch, bald englisch; die ernsten Besitzer des Schlosses mit ihren Schreibern und den Handelsleuten sitzen im Schatten der Piazza und rauchen aus den langen, indianischen Pfeifen, die von Mund zu Mund gehen und aus denen jeder mit einigen kurzen starken Zügen sich die Lungen füllt und dann den Rauch durch die Nasenlöcher ausstößt, oder sie sitzen um einen rohen Tisch, der mit Thee und Kaffee, geräuchertem Büffelfleisch und Brod aus geschrotenem Weizen von Taos besetzt ist, während die alten Trappers mit ihren wettergeschlagenen Zügen, der halbwilde Indianer und der halbcivilisirte mexicanische Diener auf dem Boden umhersitzen vor einer großen Zinnschüssel mit getrocknetem Fleisch und einem Wasserkrug, und sich Abenteuer erzählen, die an den Ufern der Hudsonsbay, am Columbiastrom oder Mackenzie, in der großen Prairiewüste oder auf den Schneehöhen der Felsengebirge sich zugetragen haben — das sind etwa die Bilder, die sich innerhalb der Wälle darbieten. Und fügen wir noch hinzu, wie die Thore sich öffnen an einem Wintermorgen, wie die Indianer, deren Zelte außerhalb des Forts stehen, vorsichtig hereingleiten, bis der ganze Platz sechs Fuß tief mit ihren langen, hängenden, schwarzen Locken, mit ihren dunkeln flammenden Augen angefüllt ist,—wie die Handelsleute und ihre Schreiber geschäftig herumgehen, die Patrouillen auf den Wällen mit geladenem Gewehr umherspazieren und die Wachen in den Bastionen mit brennenden Lunten an den Karonaden stehen, — dann haben wir ein ziemlich ausreichendes Bild von einem solchen Posten in der Geschäftszeit.

Es war Sommerszeit, als ich hier ankam, und lange werde ich mich der genossenen Gastfreundschaft erinnern. Fünf Tage, die wir mit Auflösung unsers Reisezugs, mit Theilung des gemeinschaftlichen Eigenthums, mit Ausbesserung der Sättel, des Gepäcks u. dgl. zubrachten, dienten auch ungemein dazu, uns selbst und unsere ermatteten Thiere wieder herzustellen. Ein Theil unserer Gesellschaft war bereits nach Bents Fort am Plattefluß aufgebrochen, und ich selbst befand mich mit drei kräftigen Männern und einem, der ziemlich schwer verwundet war, wieder zu Pferde in der Richtung nach den Gebirgen und dem Oregongebiet. Fünf Meilen oberhalb Fort William liegt Fort Puebla, das aus Luftziegeln erbaut ist, und aus einer Reihe einstöckiger Häuser besteht, die im Viereck und ungefähr wie die im Fort William erbaut sind. Es gehört einer Anzahl amerikanischer und mexicanischer Biberjäger, die, des harten Dienstes müde, sich hieher zurückgezogen haben, um den Rest ihrer Tage mit dem Anbau von Korn und Erdfrüchten, so wie mit der Zucht von Pferden und Maulthieren für die verschiedenen Handelsposten in diesen Gegenden hinzubringen. Und da der Arkansas etwa vier Meilen oberhalb des Postens von seinem Laufe ab- und über weite Strecken reichen Bodens hingelenkt werden kann, so könnten diese Leute auch von ihrem Fleiße die größten Vortheile erwarten, indem bei dem lockern Boden und dem Mangel an

Regen sich ohne Bewässerung nichts erlangen läßt, und weit auf und abwärts am Arkansas dieß die einzige Stelle ist, wo bedeutende Striche Landes mit Wasser befruchtet werden können. Aber alle diese Arbeiten leiden durch den Mangel an Geld und durch den Ueberfluß an Branntwein, so daß die ursprüngliche Absicht nur in sehr schwachem Maaße erreicht wird.

Wir kamen hier um 4 Uhr Nachmittags an, und da ich für einen meiner Leute hier ein Pferd kaufen und noch einige andere Einrichtungen für meine Reise treffen wollte, so beschloß ich die Nacht hier zu bleiben. Ich fand eine Menge Trappers, die auf eigene Faust ihr Geschäft trieben und nach der Frühlingsjagd von den Gebirgen herabkamen, sich in freie Zimmer einquartierten, hier ihre Pelze aufspeicherten und nun einen Handel um Whiskey begannen. Ein Fell, auf 4 Dollars geschätzt, verkauft man hier um eine Pinte oft genug mit Wasser verdünnten Whiskey's, bis der Vorrath, die Frucht einer angestrengten Jagd zu Ende ist, und alle Mühseligkeiten und Gefahren, die Eisbäche der Wildniß, der blutige Kampf zwischen Messer und Tomahak, die langen Tage und Nächte, zugebracht unter Durst und Hunger, hinreichend vergessen sind in tüchtigem Rausche und unter den phantastischen Sprüngen des Fandango. Einer dieser Trappers war aus Neuhampshire. Er hatte seine Erziehung im Dartmouth-Collegium erhalten und war einer der merkwürdigsten Menschen, die ich je sah. Ein ächter Gentleman, classisch gebildet, in römischer und englischer Literatur wohl bewandert, ein Politiker, ein Trapper, ein Indianer! Er war etwas über 6 Fuß hoch, von breiter Brust und Schultern, Arme und Beine wohlgebildet und sehr musculös; seine Stirne war hoch und gewölbt, alle Auffassungsorgane, um mich eines phrenologischen Ausdrucks zu bedienen, merkwürdig stark ausgedrückt. Dritthalb Fuß langes, rabenschwarzes Haar fiel ihm sauber gekämmt über den Rücken hinab. Er trug Leibrock, Beinkleider und Mocassins von Hirschleder; nicht ein Fetzen Tuch war an ihm zu sehen. Bei meinem ersten Zusammentreffen mit ihm empfing er mich mit der steifen, kalten Formalität eines Mannes, der seiner Wichtigkeit sich bewußt ist; er betrachtete, wenn er sich unbemerkt glaubte, forschend jede Bewegung meines Gesichts und horchte auf jedes Wort. Wenn ich von politischen Ereignissen in den Staaten oder in Europa sprach, hörte er schweigend mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Er machte keinen sehr günstigen Eindruck auf mich, denn nur einmal hatte ich seinen eingekniffenen Mund zum Sprechen gebracht, und auch hier nur die nicht sehr angenehmen Fragen gehört: wann brecht Ihr auf? welchen Weg gedenket Ihr einzuschlagen? Bei der zweiten Unterredung wurde er gesprächiger, denn ich brachte ihn auf das Collegium zu Dartmouth, das er mir auf eine Weise schilderte, daß man wohl sah, welchen tiefen Eindruck seine dortige Jugendzeit hinterlassen hatte.

Ich fragte ihn, weßhalb er das civilisirte Leben verlassen habe, um ein so unsicheres Daseyn in der Wüste zu fristen. „Aus Gründen, die in der Natur meines Stammes liegen," antwortete er. „Das Auge des Indianers kann sich nicht begnügen mit einer Beschreibung von Dingen, so schön diese auch seyn mag, und so harmonisch die Verse sind, worin sie geschildert werden. Weder die glühende Beredsamkeit, noch die mächtigen, bewundernswerthen Schöpfungen der Einbildungskraft können ihn für die Schätze der Wirklichkeit entschädigen, wie sie in ihrer eigenthümlichen Pracht auf den ewigen Bergen und in den tiefen, von keines Menschen Fuß betretenen Thälern verborgen sind. Sobald Ihr die Pflugschaar in den Boden stößt, füllt sich dieser mit Würmern und unnützem Kraut; die Bevölkerung vermehrt sich auf unnatürliche Weise; Strafgesetze werden nöthig, Gefängnisse gebaut, Galgen errichtet, über das menschliche Angesicht breitet sich eine Maske von Trug und Selbstsucht aus, und Niederträchtigkeit, Durst nach Geld und Macht treten an die Stelle einfacher Redlichkeit, Gastfreundschaft und Ehrenhaftigkeit. Wo immer der Ackerbau auftritt, erzeugt das Anwachsen moralischen und physischen Elends die tausendfachen Nothwendigkeiten, wie man sie nennt, zur Beschränkung der menschlichen Freiheit, zur Aufstellung von Rechtsgrundsätzen, die nicht der Natur entnommen sind, sondern den Verhältnissen eines erzwungenen, eingeschränkten Daseyns. Darum wird mein Stamm, dessen geistige und körperliche Gewohnheiten frei sind, wie das Wasser das aus den Bergen herabströmt, stets gegen die Regeln des civilisirten Lebens sich sträuben, er wird hinabsiechen ins Grab unter dem Zwang der Gesetze und Formen, die aus den endlosen Lastern und falschen Tugenden eines andern Geschlechts erwachsen sind. Rothe Männer erwerben oft Kenntnisse und lieben die Wissenschaften, aber was sind ihre Wahrheiten für ihn neben der Natur, die der große Geist ihm gegeben hat? Wird ein Indianer die Höhe eines Berges messen, den er erklimmen soll? Die Sagen seines Stammes berichten ihm nichts von Quadranten und Grundlinien und Winkeln. Seine alten tapfern Vorfahren haben seit Jahrhunderten von den Felsen herab das grüne Leben im Frühjahr und den gelben Tod im Herbst ihrer heiligen Wälder beobachtet. Warum soll er je eine Sonnen- oder Mondsfinsterniß berechnen? Er wußte von jeher, daß der große Geist diese Dinge bewirkt. Die Wissenschaft kann allerdings die Zeit angeben, wo sie eintritt, aber der Indianer blickt durch die Natur, ohne Hülfe der Wissenschaft, zu ihrer Ursache empor. Zu was dient ihm die Kenntniß der Mondsumläufe? Die von grünen Bäumen umschatteten Ufer, die wohlbekannten Landvorsprünge reichen hin seinen raschen Kahn zu führen. Kurz was können die Künste des Friedens, des Kriegs, des Ackerbaues, des civilisirten Lebens überhaupt ihm nützen? Seine Natur und ihre Elemente sind gleich der Fichte, die seinen Wigwam beschattet, zu groß, zu mächtig, zu stark, als daß man die Rose oder das Veilchen des civilisirten Lebens darauf einimpfen könnte. Nein! ich muß auf den Bergen umher streifen, ich muß stets im Stande seyn weiter zu wandern als mein Roß! ich muß mein Gewand abstreifen können vom Rücken des Hirsches und des Büffels, ich muß von den saftigen Lendenstücken mich nähren, ich muß meinen Feind strafen können mit eigener Hand, oder ich bin kein Indianer mehr, ich bin nur noch eine Nachahmung, ein Affe." Der

Enthusiasmus, mit dem er diese Gesinnungen aussprach, erfüllten mich mit einer bisher nie gefühlten Ehrfurcht für die ungeschminkte Würde und Unabhängigkeit des ächten Indianers. Geschwächt und abhängig geworden durch Krankheiten und die Ueberzahl der Weißen finden wir sie immer noch zu eigenthümlich, zu kraftvoll, um den Charakter einer andern Race anzunehmen, zu muthig um sich als besiegtes Volk zu fühlen, und sie scheinen der Vernichtung den Vorzug zu geben vor dem Verlassen der durch Tausende von verehrten Ahnherren geheiligten Lebensweise.

Dieser Indianer hatte seit 17 Jahren den Biberfang in den Felsengebirgen getrieben. Während dieser Zeit hatte man ihn oft als Boten benützt, um Nachrichten von einem Handelsposten zum andern und von den Gebirgen nach Missouri zu bringen. Auf diesen Reisen hielt er eine merkwürdig genaue Richtung ein, und kam deßhalb in außerordentlich kurzer Zeit ans Ziel. Er hat Berge überstiegen, die weder ein Indianer noch ein Weißer je zu erklettern versuchte. Er hat wilde, schneekalte Gewässer, die in den umschließenden Bergkesseln tosten, durchschwommen; er hat den Gewittern getrotzt, die über die Ebene hinrasten oder an den zitternden Berggipfeln hingen, und ohne Pferd, selbst ohne Hund durchzog er oft die schrecklichen Bergwüsten, dieselben endlosen Ebenen und Thäler, die ich jetzt zu durchreisen habe; je wilder der Sturm tobte, je schrecklicher die Blitze zuckten, je lauter der Donner hallte, wenn Erde und Himmel in einer Fluth von Wasser und Feuer sich zu vereinigen schienen, desto mehr fühlte er sich frei und ungefesselt. Er sagte, er werde nie mehr nach den Staaten zurückkehren, noch nach irgend einem Theile der Erde gehen, „der von den Sklaven des Ackerbaues zerrissen und verdorben sey." — „Ich will," sagte er, „in der Wildniß leben und sterben." Und das sollte er auch: die Musik der rauschenden Wasser sollte sein Requiem und die große Wildniß sein Grab seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge nach Ungarn.

(Von M. Fialka. Kwety. 1845. Nr. 1 bis 20.)

Erster Ausflug.

Es war im August 1843, als ich mich eines Morgens früh von Wien aus nach dem Ufer der mächtigen Donau begab, in deren Wellen sich die Strahlen der Morgensonne tausendfach abspiegelten. Noch waren keine Reisenden da; ich stieg aufs Verdeck der „Stadt Pesth," auf der ich nach der gleichnamigen Stadt meine Fahrt machen wollte. Hier stand ein Haufe Schiffer, welche slawisch sprachen. Eine gute Vorbedeutung für die Reise, dachte ich, und nahm ohne Zögern mit meinem Reisesack auf dem Schiffe Platz. Inzwischen kamen Kutschen angefahren, Lärm ertönte in den friedlichen Baumgruppen, und aus den Staubwolken erschien da und dort ein Paar schaumbedeckter Pferde, ein langer Stellwagen, eine leichte Britschka und ein prächtiger Herrenwagen. Nun folgte das Geschrei der Kutscher, die laute Stimme der Träger, das Uebereinanderschieben der Koffer, Schachteln und Mantelsäcken von jeder Größe und Gestalt, endlich das Drängen der Reisenden, Frauen in unförmlichen Moderöcken, welche die Engländer Erbsenwämser nennen, es war eine Masse in Mänteln vom mannichfaltigsten Schnitt und Farbe. Die bunten vermummten Gestalten zwischen den da und dort aufgespeicherten Kisten mahnten mich an die Abbildungen von Baalbek und Palmyra, wo unter Steinen und Schutt die düstern Araber umherirren. Bald kam alles in Ordnung, die Glocke verkündete die nahe Abfahrt, der Steuermann stellte sich ans Rad und das prächtige Schiff stieß vom Ufer.

Rasch fuhren wir dahin zwischen den Donauauen nach Preßburg, wo viele Reisende ausstiegen, aber noch mehrere herzukamen; es herrschte unsäglicher Lärm und Gedränge, doch zum Glück nicht lange, und bald stießen wir wieder ab. Die einförmigen Ufer unterhalb Preßburg boten nur selten einen malerischen Anblick dar, grüne Wiesen, Weiden, Pappeln, Schilf, Wasservögel und Schiffsmühlen, das sind ohne allen Wechsel die Gegenstände, welche sich dem Auge des Reisenden darbieten. Große bedeckte Fahrzeuge, nach dem Muster der Arche Noä gebaut, arbeiteten sich mühsam stromaufwärts in der Richtung nach Deutschland hin; Getreide, Holz und andere Erzeugnisse des unablässigen Fleißes der Slowaken werden auf diesem Wege nach Oesterreich geschickt.

Nachdem ich eine Zeitlang die Schiffsgesellschaft stille gemustert hatte, wandte ich mich an einen der Schiffer, den ich bei meiner Ankunft hatte illyrisch sprechen hören. Es war dieß ein junger flinker Mensch von gutem Wuchse, voll Witz und Laune. Er fragte mich alsbald, woher ich sey, und bemerkte, wenn ich nur einen Monat lang an der illyrischen Küste lebte, so würde ich besser illyrisch sprechen, wie er. „Ich habe," fuhr er fort, „acht Jahre auf dem Meere gedient und dort italienisch gelernt; hier an der Donau fange ich an, das Deutsche zu radbrechen, aber unsere Sprache ist doch die freundlichste von allen." — „Darum vergeßt ihr auch die Muttersprache nicht, wenn ihr noch so weit von der Heimath entfernt seyd," bemerkte ich ihm. Er lächelte und sagte: „Ich spreche sie aber auch fast unaufhörlich; auf jedem Schiff finde ich Landsleute, und im Winter, wenn wir in Ofen an der Ausbesserung alter und der Erbauung neuer Schiffe arbeiten, dann finden sich unserer genug zusammen. Und außerdem, — erlauben Sie, daß ich Ihnen etwas zeige." Er winkte mir ihm zu folgen und ging nach dem Vordertheil des Schiffs; hier stieg er durch eine enge Oeffnung hinab und sagte dann: „hier ist unsere Kammer!" Ich befand mich in einem schmalen Raum, an dem rings Bänke herumliefen, auf denen die Betten für die Schiffer angebracht waren. Auf einem solchen Schiff findet ein Mann für seine Bequemlichkeit nur eben so viel Raum, wie ein Buch im Schranke. In einer Ecke hatte der Schiffer einen kleinen Schrank, auf den er wohlgefällig hindeutete und sagte: „hier ist meine Bibliothek." Ich nahm das abgegriffenste Buch und sah, daß dieß die Lieder des bekannten Kacic waren, ein anderes eben so merklich abgegriffenes Buch war ein Gebetbuch und ein drittes neueres ein starker, gewichtiger Quartband über die Trennung der römischen und griechischen Kirche. Dieser unerwartete Fund interessirte mich nicht wenig. Hier auf einem deutschen, einen magyarischen Stempel tragenden Schiff fand ich unter einem groben Aeußern einen so ächten slawischen Kern. Frischen und muntern Sinnes trat ich wieder auf das Verdeck unter den klaren, warmen Himmel.

Ein freundlicher Wind blies in die Schiffsfahne und die bunten Gewänder der Frauen; die Bäume an beiden Ufern des Stromes säuselten und die Wellen der Donau rauschten, und flüsterten mir zu

von dem altberühmten mährischen Reich: Wer möchte an der Zukunft eines Volks verzweifeln, das in sich solchen Lebenskeim hegt, wie ich so eben gesehen hatte? Keinem Menschen ist es gegeben, in die Plane der göttlichen Vorsehung einzudringen; der Versuch ist so vergeblich wie der jenes Bauern, welcher in der finstern Nacht sehen wollte, wie viel Uhr es sey, und das Licht zum Fenster hinaus hielt, daß es den Thurm beleuchte. Umsonst versuchen wir, die Geheimnisse der Zukunft zu durchdringen; erwägen wir aber, daß Arbeitsamkeit, Bescheidenheit und Frömmigkeit am längsten währen, so können wir nicht zweifeln, daß das slawische Volk auch den jetzigen Sturm harter Bedrückung, trügerischer Klügelei und giftiger Verleumdung kräftig überdauern wird. Gott sey Dank, — ein Zeitungsartikel tödtet nicht, sonst wäre es seit langer Zeit schon um uns geschehen. Schickt eure magyarischen Lehrer in die slawischen Ortschaften, ihr gebt ihnen umsonst das Brod, denn sie haben niemand zu unterrichten, verbietet das Wort Gottes den Slawen zu predigen, — laßt es nicht zu, daß man dem Herrn Tempel errichte, wie es schon geschehen ist, — aber glaubet nicht, daß ihr das Volk erdrückt, das auf dem sichern Boden der Gottesfurcht und der Liebe zu dem Herrscher ruht, an euern lärmenden Neuerungen und den seltsamen Ausbrüchen eurer Nomadennatur keinen Theil hat.

Nach meinem Gespräch mit dem ächten Slawensohn hatte ich keine Neigung mich in das Gespräch mit der gebildeten Welt auf dem Hinterdeck zu mischen. Ich nahm ein Buch, setzte mich auf eine Bank in der Nähe des Steuerruders und las. Als ich nach einiger Zeit die Augen umwandte, sah ich neben mir auf der Bank einen ernsten alten Herrn, der unverwandt in mein Buch schaute. Als er sah, daß ich seine Neugierde bemerkte, erkannte er die Nothwendigkeit das Stillschweigen zu brechen und sagte: „Erlauben Sie, ich zerbreche mir umsonst den Kopf, was das für ein Buch seyn kann; ist es russisch?" — „Nein, mein Herr," entgegnete ich, „es ist serbisch, die Sammlung der Volkslieder von Wuk Stephanowitsch." — „Sind Sie ein geborner Serbe?" — „Nein." — „So sind Sie vielleicht ein Croate oder Sie haben in Croatien oder in Serbien gelebt?" — „Keineswegs; ich bin ein Böhme und habe diesen schönen Dialekt, ich weiß selbst nicht recht wie, mit leichter Mühe gelernt, welche sich durch die Kenntniß der ausgezeichneten Lieder dieses heldenmüthigen Volks reichlich belohnte." Der alte Herr wurde jetzt gesprächig. Er war ein redlicher, edeldenkender Magyar, wie man sie unter dem jüngern Geschlecht vergebens sucht. Ohne Umschweif sagte er mir seinen Namen und seine Wohnung, und nach der Achtung, welche ihm seine Landsleute auf dem Schiff erwiesen, schien er bei ihnen in hohem Ansehen zu stehen. Er sprach von dem Slawenthum mit Billigkeit und Unparteilichkeit; er behauptete, daß dieser Sprachenstreit, diese unbillige, wahnsinnige Magyarisirung das Land endlich ins Verderben stürzen müsse. — „Ich kenne die Slowaken und Croaten," sagte er, „sie sind friedlich und sanft, aber auch heftig und hitzig; beide haben harte slawische Köpfe. Es ist nirgends leichter Beamter zu seyn, als unter den Slowaken, diesem stillen, arbeitsamen Volk; wer mit diesen Leuten verkehrt, muß gestehen, daß sie die Zierde unseres Landes sind." Ich glaubte einen Slowaken zu hören, wenn er vor einem Richter seine Rechtssache führt; jeder Ausdruck war so überlegt und abgerundet, daß man ihn hätte drucken können, wie ihn dieser einfache Mann aussprach.

Aus vielen Umständen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß man mit einem redlichen, sittlichen Magyaren im allgemeinen recht gut verkehren kann, daß sich aber die Schreier und Neuerer, die Ordnungs- und die Slawenmörder aus der Jugend und den Renegaten anderer Völker recrutiren.

Unter den Reisenden auf dem Dampfboot — es waren ihrer über 400 — befand sich auch Hr. Blaschnek, ein geborner Schlesier, aber in Ungarn ansässig, ein Geograph und bekannt als der Verfasser einer unlängst herausgekommenen, ziemlich guten Karte des Königreichs Ungarn. Schade nur, daß er den modischen Wahnsinn des Magyarismus so weit trieb, daß er bei den Namen der Orte, Flüsse, Berge u. s. w. nur die magyarische Benennung und hie und da die deutsche setzte; die slawischen Namen ließ er allenthalben, wo sich nur eine magyarische Verkehrung auffinden oder ausdenken ließ, völlig weg. Eine solche Karte kann einem grimmigen Patrioten gefallen, aber einem Reisenden kann sie zu nichts dienen, wie ich dieß selbst auf dieser Reise zur Genüge erprobt habe. Fragt man einen Slawen nach den Städten Losoncz, Rőcze, Pelsőcz u. s. w., er kennt sie nicht, aber Lucenec, Rewuci, Plesiwec kennt er recht gut; daß er die verhunzten Namen seiner Heimath nicht weiß, ist kein Wunder, denn es kennt sie nur derjenige, der sich ganz besonders um die neufabricirten Worte kümmert. Nach der alten Karte von Lipsky, auf der die slawischen Namen wenigstens eingeschlossen beigefügt sind, kann man sich doch noch zurechtfinden, aber Blaschneks Karte hilft trotz des reinen Stichs und Drucks dem Reisenden gar nichts.

Der erste Anhaltsort unterhalb Preßburg ist Gönyo, wo die Bevölkerung des Dampfboots abermals wechselte, denn in der Nähe ist die Stadt Raab, wohin Stellwagen und Fiaker die Reisenden führen. Die Einförmigkeit der Landschaft hält immer noch an; bietet sich auch einmal eine erfreulichere Aussicht dar, so ist dieß wie ein Weizenkorn in einem Schäffel Spreu, man muß den ganzen Tag danach ausschauen und am Ende ist es doch der Mühe nicht werth. Bei Komorn legt das Schiff zum zweitenmal an, leider aber kann man wegen der Bäume und des Festungswalls von der Stadt wenig sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Hr. Bird über die himjaritischen Inschriften in Hadramaut. In der Londoner geographischen Gesellschaft wurde ein Brief von dem genannten Herrn, dem Secretär der asiatischen Gesellschaft zu Bombay, vorgelesen, welcher die Erwartungen hinsichtlich des hohen Alters dieser Inschriften wesentlich herabstimmt. Die Schriftzüge sind, wie der bloße Anblick ergibt und auch Gesenius nachgewiesen hat, nicht wesentlich von den äthiopischen der gegenüberliegenden Küste unterschieden, nur in der Form älter, und es sind darin bloß die alten drei Vocale statt der sieben im spätern Aethiopischen gebraucht. Es liest sich indeß wie letzteres von Links nach Rechts und hat diakritische Punkte. Die Sprache soll eine Mischung von Ghiz (Aethiopisch) und Neuarabisch seyn, was in Verbindung mit andern Gründen Hrn. Bird veranlaßt, die himjaritischen Inschriften in die Zeit nach Chr. G. zu setzen.

•

Ausrüstung der neuen Polarexpedition. Es ist jetzt bestimmt, daß diese von Sir J. Franklin zu commandirende Expedition aus dem Erebus und Terror bestehen und diese mit archimedischen Schrauben ausgerüstet werden sollen. (Athenäum vom 15 Febr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 61.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 März 1845.

Einiges über Rhodus. *)

Früh Morgens ging ich mit dem Sohne des Consuls in die Festung. Ich wünschte den Pascha zu besuchen, von dessen Einsicht und gutem Willen ich viel Lobenswerthes hörte, allein man fand den Tag nicht geeignet, weil er eben mit den Vorkehrungen zur Aufnahme des Kapudans Halil-Pascha, des Schwagers des Sultans, beschäftigt sey, der mit der Flotte stündlich hier erwartet wird. Am Kriegshafen ist eine große türkische Fontäne, deren Säulen auf antiken runden Grabaltären ruhen. Solchen Grabaltären begegnet man hier überhaupt in großer Zahl, nur sind die Inschriften der meisten verstümmelt. Dann führt der Weg am Hause des Pascha vorüber und über eine Brücke um einen runden Thurm, in welchem eine Figur in Relief aus der Ritterzeit eingemauert ist. Von hier gelangt man durch ein gewölbtes Thor an die Marine oder den Quai des innern Hafens, wo in seiner Reihe von elenden Kaffeehäusern Türken, Franken, Griechen und Juden gemischt saßen. Am anderen Ende der Marine führt ein zweites gewölbtes Thor in die eigentliche Festung. Unter demselben saßen türkische reguläre Soldaten auf dem Posten — denn auch der eigentliche Posten setzt sich, um es bequemer zu haben, und lehnt sein Gewehr an die Wand — in einem so elenden Aufzuge, daß es halb Mitleiden, halb Gelächter erweckte. Gerade vor dem Thore ist das alte Hospitium der Ritter, ein ansehnliches Gebäude, errichtet um 1436 von dem Großmeister Anton de la Rivière, genannt Flurian, dessen oberer Stock jetzt als türkische Caserne, das Erdgeschoß zu Magazinen dient. In einem dieser Magazine zeigte man mir die Kette, welche unter den Rittern zum Versperren des Hafens gedient hat. Sie soll 750 Fuß Länge haben; ihre Glieder sind wie ein an beiden Seiten eingedrücktes Oval gebildet und jedes anderthalb Fuß lang.

Von hier ging ich die Ritterstraße hinauf, eine gerade, breite, wohlgepflasterte Straße, an deren beiden Seiten die Wohnungen der vornehmsten Ritter, und in der Mitte rechts ein größeres, den Großmeistern gehöriges Hotel liegen. Mannichfaltige Wappen mannichfaltigen europäischen Adels zieren noch diese Gebäude, zum Theil mit Inschriften, deren Daten bis in die ersten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts reichen. Man könnte wähnen, durch eine Stadt von Toscana zu wandeln; nur ist hier das Gepräge des Mittelalters vollständiger erhalten als dort. An einem der Häuser bemerkte ich die französischen Lilien. Vielleicht wohnte hier der tapfere Bastard von Bourbon, der die Belagerung und Einnahme von Rhodos so beredt beschrieben hat. Oben, vor der Ritterstraße, liegt die innerste Citadelle, die alte Burg der Großmeister, jetzt in Trümmern, und links an dieselbe angränzend steht die Hauptkirche des heil. Johannes, jetzt eine Moschee, alles ihres innern Schmuckes und aller ihrer Monumente beraubt, bis auf das Grab des Großmeisters Fabricius Caretto (1513 — 20) in der Mitte des Fußbodens. Den eigentlichen Deckstein des Grabes haben die Türken freilich weggenommen, weil er ohne Zweifel das ihnen anstößige Bild des alten Kirchenfürsten in Relief enthielt; aber die Einfassung desselben hat sich erhalten, und zu den Häupten das Wappen, zu den Füßen die Inschrift:

BMVS. ET ILLMVS. D. F. FABRICIVS . DE . CAR
RECTO . MAGNVS RHODI MAGI
STER . VRBIS INSTAVRATOR . ET
AD PVBLICAM VTILITATEM
PER SEPTENNIVM RECTOR
HIC IACET ANNO
.M . D . XX.

Das Wappen sind fünf schräge Balken, schwarz im weißen Felde, gepaart mit dem Ordenskreuze und gekrönt mit dem Cardinalshute. Derselbe Schild findet sich unter denen am obern Schlosse von Kalymnos, mit der Jahreszahl 1519; nur habe ich damals kein Großmeisterwappen darin erkannt. Er war der letzte Großmeister, der auf Rhodos starb und beigesetzt wurde, denn nur zwei Jahre später verlor der Orden die Insel. Wann werden ihn hier wieder die Meßgesänge christlicher Priester aus seiner Ruhe erwecken?

*) Aus den „Reisen auf den griechischen Inseln, 3ter Theil," welcher demnächst im J. G. Cotta'schen Verlage erscheint.

Südlich von der Kirche des h. Johannes liegt in der untern Stadt eine andere Moschee, die Kirche der h. Apostel, deren Thüre ein hübsches Portal aus weißem Marmor mit zwei schlanken Säulchen und einer zierlichen Einfassung mit Trophäen in Basrelief hat, im besten florentinischen Style des Cinquecento und wohl erhalten bis auf einige zwischen den Trophäen angebrachte Engelsköpfe, denen die Türken die Gesichter abgeschnitten haben. Dann bestieg ich den großen viereckigen Thurm des h. Michael, jetzt Arab-Kules (der Araber- oder Mohrenthurm) genannt, an der Nordseite des Festungshafens. Er ist ohne die Plateform, auf welcher er steht, 166 Stufen, also im Ganzen beträchtlich über 100 Fuß hoch. In seinem untersten Geschosse ist die Maschine (ἐργάτης) angebracht, die zum Ueberspannen der Kette über den Hafen diente. Der gegenüber liegende Thurm des h. Johannes ist minder hoch und stark. Von der obersten Spitze des Mohrenthurms übersieht man den größten Theil der Festung, deren starke Mauern nach der Seeseite mit Geschütz reichlich besetzt sind, und überblickt ein großes Stück der reizenden Umgegend der Landhäuser, Gärten und Pflanzungen, die sich den sanften Abhang hinaufziehen, auf welchem die alte Rhodos stand, deren Umfang an der Landseite nach den Spuren ihrer berühmten starken Mauern auf fünfzehn römische Meilen geschätzt wird. Jene Gartendörfer heißen im Halbkreise von Ost nach Nordwest Apano-Maras, Turkampela (τα᾽ Τουρκάμπελα) und Neo-Maras, die Wohnung der Franken.

(Schluß folgt.)

Ein Zug durch die Felsengebirge.

(Fortsetzung.)

Ein anderer dieser seltsamen Menschen war ein Irokese aus Canada, ein kräftiger alter Mann mit flachem Gesicht, platter Nase, kleinen glitzernden schwarzen Augen, einer schmutzig schwarzen Gesichtsfarbe und einem Mund, der beim Lachen sich von einem Ohr zum andern verzog. Stets hatte er irgend etwas Seltsames aus dem Leben eines Trappers zu erzählen, besonders gern beschrieb er, wie es ihm gelang, den Sioux, den Schwarzfüßen u. dgl. zu entkommen, während er im Dienste der Hudsonsbay-Compagnie stand. Einmal hatte er sich von seinen Reisegefährten getrennt, und war weit hinauf den Missouri in ein besonders schönes Thal gekommen. Das war ein Fleck, wie er ihn auf allen seinen Wanderungen gesucht hatte, ein Rückzugsort, wo er und seine Frau bis zum Tode in Ruhe leben könnten; es kam ihm vor, wie der Eingang in die Inseln der Seligen. Die niedrigen Berge waren alle mit schlanken Fichten bedeckt; oberhalb und rings umher, im Osten ausgenommen, wo die Morgensonne ihre Strahlen hereinsandte, hoben sich die glänzenden, mit ewigem Schnee bedeckten Ketten hoch in den Himmel. In dem Thale lag ein klarer See, in dessen Mitte zahlreiche Quellen spielten, die ihr Wasser mehrere Fuß hoch über die Oberfläche emportrieben, daß die leichten Wellen plätschernd an das Kieselufer anschlugen, und Wälder und Berge abspiegelten.

Hier am Ufer in einem kleinen Gebüsch schlug der alte Indianer sein Zelt auf, und legte seine Biberfallen. Dann erforschte er genau die umliegenden Berge, wo irgend Ein- und Ausgänge sich fänden. Seine Absicht war, sich zu vergewissern, ob das Thal von Menschen besucht werde, und ob sich Gelegenheit zum Fliehen darbiete, wenn Feinde durch den Paß eindrängen, durch welchen er selbst hereingekommen war. Er fand aber keinen andern Ausgang als den, welchen die Gewässer des Sees durch eine tiefe Schlucht in den Bergen nehmen, und diese Schlucht war der Art, daß kein Mensch lebend in die tiefer gelegenen Thäler kommen konnte. Denn wie er theils watend, theils schwimmend die stillen Wasser hinabkam, fühlte er sich durch eine steigende Strömung fortgezogen, die ihm hinreichend die Ursache des dumpfen Gebrülls andeutete, das von unten zu ihm herauftönte. Er ging somit ans Ufer und kletterte über die vorspringenden Felsen fort, bis er einen Abgrund von eingestürzten Felsen überschaute, in den der Bach schäumend und in Nebel aufgelöst hinabstürzte. Zufrieden kehrte er in sein Lager zurück; er hatte ein unbetretenes Thal gefunden, das reich an Bibern und Forellen war, so wie an Gras für seine Pferde, wo er Biber fangen und fischen und die Zeit sorglos verträumen konnte. Drei köstliche Wochen lang zog er jeden Morgen Biber aus den tiefen Stellen, in die sie sich gestürzt hatten, wenn die Falle sie erwischte; dann band er sie zwei und zwei zusammen über sein Packpferd und schaffte sie nach seinem Lager, streifte mit Hülfe seines langen Messers die Felle ab, spannte sie zum Trocknen auf dem Boden aus, und kochte in seinem Feldkessel die vielgepriesenen Schwänze zu seinem Mittagsmahl. „War das nicht eine schöne Jagd?" sagte er. „Biber so zahlreich wie Musquitos, und Forellen in Fülle, wie das Wasser selbst. Aber die abscheulichen Schwarzfüße!" Die Sonne hatte kaum etliche Strahlen über den Rand des östlichen Firmaments geworfen, als der Kriegsruf der Schwarzfüße um sein Zelt erscholl, ein furchtbares Whup-a-hu, endend in einem gellenden durchdringenden Schrei durch die zusammengepreßten Zähne. Nur Ein Mittel zur Rettung stand ihm offen — der See. Unter einem Hagel vergifteter Pfeile stürzte er hinein, tauchte tief unter, schwamm unter dem Wasser fort, so lang der Athem es aushielt: dann tauchte er auf, aber er fand sich mitten unter seinen Feinden, die um ihn her schwammen und schrieen; abermals tauchte er unter, und so ging es fort eine lange Zeit; endlich näherte er sich dem Schlund, den er früher untersucht hatte, tauchte unter so nahe dem Sturz, als er sich getraute, hielt sich an einer Staude fest, die aus der Felsenquelle hervorwuchs, und wartete unter dem Wasser die Annäherung seiner Feinde ab. Heran kamen sie, schwammen vorüber, schrien plötzlich auf und stürzten für ewig hinab in den Abgrund.

Ein anderer Veterane unter den Biberfängern war mein Führer Kelly, ein Schmied seines Handwerks aus Kentucky. Er verließ seine Heimath vor etwa 12 Jahren und trat in den Dienst der amerikanischen Pelzcompagnie. Seit dieser Zeit war er nur einmal in den Staaten gewesen, und zwar

nur für wenige Wochen. Seiner Ansicht nach war alles so trübselig und langweilig, daß er wieder nach den Bergen mußte; auch die Nahrungsmittel hätten ihn nahezu umgebracht. „Die abscheulichen Pasteten und Kuchen, Schinken und Rindfleisch, und der Schnickschnack, den man bei Vettern und Basen essen muß, das könnte einen Straußenmagen umbringen." Und wenn er auch solches Zeug am Ende hätte essen können, so war er doch seit so langer Zeit der Civilisation entwöhnt, daß er ihrer nicht mehr genießen konnte. So lange er gute Büffelkühe zu essen, das schöne Wasser aus den Schneebergen zu trinken und Thierfelle zur Kleidung bekommen könne, sey er zufrieden; der Jäger in den Bergen sey frei, er könne gehen und kommen, wann er wolle. Mein Verkehr mit ihm deutete mir aber späterhin andere Gründe an, weßhalb er seine Heimath verlassen. Manchmal, wenn wir bei Nacht um das lodernde Feuer in den kalten Bergen gelagert waren, erzählte er Geschichten aus seinen jüngern Tagen, mit so lebhaften Gefühlsäußerungen, daß man wohl sah, die tiefe Quelle der Bewegung sey noch immer in seinem Busen offen, und nicht zu verstopfen, als bis er unter dem Sand der Wüste schlummere.

(Fortsetzung folgt.)

Tunkin.

(Nach Morrison.)

Bis auf den heutigen Tag haben die Gränzen dieses ansehnlichen Reichs, das früher noch weit mächtiger war, nicht genau bestimmt werden können. Von China ist es durch Wüsten und steile Bergketten, deren Engpässe zugemauert sind, getrennt; nach langjähriger Feindschaft haben sich jetzt Chinesen und Tunkinesen wieder ausgesöhnt, wenn wir den neuesten Berichten aus Ostasien Glauben beimessen dürfen. Kühn und schroff wie die helvetischen Alpen erheben sich die Gebirge von Tunkin, deren botanische und mineralische Schätze nicht nur den Europäern, sondern den Eingebornen selbst großentheils unbekannt sind. Man trifft in Tunkin viele fruchtbare, wohlbewässerte Thäler und Ebenen, und es wachsen da in Fülle Ananas, Bananen, Theestauden, Zimmt, Zuckerrohr, Pfeffer, Ingwer, Kokosbäume, Baumwolle, Bambusrohr, Gummibäume, aus denen man schönen Lackfirniß bereitet, treffliche Citronen, Pomeranzen, Pflaumen, Pataten, Reis, Mais, Areka und Betel; ferner die eigenthümliche Obstart Vai, deren rothe Frucht wie eine Weintraube wächst und eine herzförmige Gestalt hat; jede Beere ist groß wie ein Hühnerei und vom Geschmack der besten Kirsche.

Die Tunkinesen gehören zur mongolischen Race, haben eine gelbbraune Farbe und sind den Chinesen ähnlich, von denen sie sich jedoch durch eine geistreichere Physiognomie und eine hervortretende Nase unterscheiden. Den Berichten der HH. Barrow und James Carter zufolge sind die Frauen von Tunkin schön von Angesicht und Gestalt, haben große schwarze Augen und Haare und sind bereits mit zehn Jahren mannbar; in sehr vielen Häusern ist die blutjunge Hausfrau nicht älter als zwölf oder dreizehn Jahre. Die Sprache von Tunkin, über welche Remusat eine schätzbare Abhandlung schrieb, ist ein Dialekt der chinesischen, einsylbig und unvermögend, abstracte Begriffe auszudrücken, aber dennoch kraftvoll und nicht mit Hyperbeln überladen; es ist die rauhe Sprache eines alten ostasiatischen Bergvolkes. Den neuesten Forschungen zufolge ist die Literatur von Tunkin reich an ethischen, dramatischen und botanischen Werken; die Sprüche, die treffenden Gleichnißreden ihrer alten Weisen sollen aufgezeichnet seyn zur Belehrung und Ergötzung der Zeitgenossen und Nachkommen. Der Kalender wird von einigen gelehrten Hofleuten herausgegeben, und enthält, wie der gothaische Hofkalender, eine detaillirte Genealogie des souveränen regierenden Hauses von Tunkin und aller vornehmen Familien im Lande. Die Aerzte in diesem merkwürdigen Reiche sind entweder Anhänger der chinesischen Theoretiker oder Empiriker, die nur vegetabilische Heilmittel gebrauchen.

Ausflüge nach Ungarn.

Erster Ausflug.

(Fortsetzung.)

Nach dem vortrefflichen Mittagsmahl trieb sich die Gesellschaft ungezwungen auf dem Verdeck herum. Näher und höher zeigten sich jetzt die Berge, namentlich auf dem rechten Ufer, bis sich endlich die bedeutende Stadt Ostrihom (Gran) mit ihren zahlreichen Kirchen dem Auge darstellt. Die Schiffbrücke ließ sich nieder, wie bei Preßburg und Komorn, um uns den Ausgang frei zu lassen, und als das Schiff sich der Anfart zugedreht hatte, eröffnete sich uns die Aussicht auf eine ungeheure Kirche, welche die Erzbischöfe von Gran, die Primasse von Ungarn in der Nähe der Stadt auf einer ziemlich bedeutenden Anhöhe erbauten. Es ist ein prachtvolles Werk, ich weiß aber nicht, wann es vollendet werden wird. Diese Kirche befindet sich in denselben Verhältnissen, wie der Dom zu Köln am Rhein; die Kräfte eines einzelnen reichen zur Vollendung eines solchen Werks nicht aus, und wäre dieser Einzelne auch der Primas von Ungarn. Der Styl ist italienisch; prächtig erhebt sich die mit Statuen geschmückte Fronte, aber die um den Bau laufende Brüstung beleidigt das Auge. Die Anlage ist großartig, wir glauben aber, daß die schmächtige Bevölkerung von Gran die Kirche nie ausfüllen wird, und möchten wünschen, daß sie an einem andern Ort stünde.

Unterhalb Gran verengt sich das Thal, und auf beiden Ufern treten die grünen mit Eichen bewachsenen Berge bis zur Donau heran, — man nähert sich Wyschegrad. Dieser ehemalige Sitz der ungarischen Könige ist keineswegs ein Mittelpunkt rühmlicher Erinnerungen für uns (Slawen), er ist aber in slawischem Geist und mit slawischem Namen erbaut; auf hohem Fels ragen die weitläufigen Trümmer empor, der mächtige Strom windet sich zu seinen Füßen, grüne Eichenwälder rauschen rund umher und ein neues militärisches Gebäude hat den alterthümlichen Stempel nicht ausgetilgt. Mein munterer Illyrier zog jetzt das Segel ab, welches am Mittag gegen den Sonnenbrand über das Verdeck ausgespannt gewesen war, und bei dieser Gelegenheit wechselte ich einige Worte mit ihm. Ein Engländer näherte sich uns, blieb stehen und sagte zu mir: „Erlauben Sie, welche Sprache reden Sie hier; wahrscheinlich ungarisch?" — „Keineswegs," entgegnete ich, „es ist slawisch, nach illyrischer Mundart." Der Engländer bemerkte lächelnd: „Das ist doch eine wunderliche Mischung. Da ist ein Haufe junger Leute; was für eine Sprache sprechen diese?" — „Das ist böhmisch." — „Und dort die Gesellschaft von Schnurrbärten?" — „Das sind Magyaren." — „Das ist doch wahrhaftig der babylonische Thurm!" rief der Engländer. —

„Der Capitän, ein Deutscher, gibt seinen slawischen und italienischen Matrosen Befehle auf englisch; Aufschriften und Nachrichten sind französisch und ungarisch, — da sollte ja ein Reisender ein wahrer Mezzofanti seyn!"

Wir schifften nach dem obern Theil der St. Andreas-Insel und fuhren dann an dem linken Ufer nach Waitzen (Wacow), wo das Dampfboot gleichfalls anhält. Die Stadt bietet mit ihren schönen Gebäuden und dem neuen Kai einen angenehmen Anblick dar; hier erhebt sich mitten unter niedrigen Häusern das zu Ehren der Kaiserin Maria Theresia errichtete Triumphthor. Hinter Waitzen gegen Osten beginnen alsbald die slawischen Dörfer; auch auf dem rechten Ufer ist das Land zwischen Gran und Ofen (Budin) ausschließlich von Slawen bewohnt. So findet es sich in Ungarn allenthalben. Wo das Land reizend, von Bergen bekrönt ist, da haben sich die Ureinwohner erhalten; die nomadischen Reiterhorden breiteten sich auf den Ebenen aus.

Bei Waitzen wendet sich die Donau gegen Süden; auf das Commando des Capitäns: going-a-head, durchschnitt das Fahrzeug wiederum die Wellen, die im Abendroth von Gold und Purpur erglänzten; auf dem rechten Ufer stiegen die Berge wandartig empor, das linke aber breitete sich aus nach dem flachen Pesth, — so nennen es die serbischen Lieder, — und bot keine Reize mehr dar. Als ich mich über die Brüstung lehnte und in den um die Schaufelräder schäumenden Wirbel hinabsah, hörte ich in illyrischer Sprache hinter mir die Worte: „Ich weiß nicht, ob wir in Pesth Platz im Gasthof finden werden." Dieser Zweifel fiel mir auf, rasch wandte ich mich um und fragte, ob dieß denn so schwer seyn möchte. Ein alter Herr, von sehr ernster Miene, entgegnete: „Der Jahrmarkt beginnt, und heute ist das Fest des heiligen Königs Stephan, die Gasthöfe werden voll seyn." So begann das Gespräch. Es war dieß ein Bürger aus Beckerecs, der einige Geschäfte in Oberungarn gehabt hatte und nach Hause zurückkehrte. Als er hörte, daß ich ein Böhme sey, fragte er mich eifrig und verständig über mein Vaterland aus; er lobte ihre aufstrebende Industrie und Volksthümlichkeit, ihr Fortstreben zum Bessern, ihre Fähigkeiten und Gelehrigkeit. „Wundern Sie sich nicht darüber," sagte ich. „Die Noth lehrte Daliborn das Citherspiel." — Das Sprüchwort und seine Anwendung gefiel ihm ungemein, und er fuhr fort: „Bei uns gibt es Böhmen in Menge; wie kommt es aber, daß sie augenscheinlich von zweierlei ganz verschiedener Art sind. Die einen lernen leicht unsere Sprache, die andern aber wollen oder können es nicht; sie nennen sich Deutschböhmen, — was bedeutet denn das eigentlich?" — „Mein Herr!" sagte ich, „das ist dasselbe, wie das griechische τραγέλαφος (Bockhirsch) oder das lateinische hircocervus, um aber nicht nach der Schule zu riechen, erkläre ich mich in einfachen Worten." Ich setzte ihm nun die Sache auseinander, das wollte ihm aber gar nicht einleuchten, denn er rief kopfschüttelnd: „Ist es möglich! ist es möglich!" — „Das ist allerdings möglich!" wandte ich ein; „wie ihr in diesem Augenblick magyarisirt werdet, so haben auch wir mit stets sich verbreiteten Ausbrüchen und dem Geschrei zu kämpfen: ist es nicht rühmlicher, der großen, gebildeten, altberühmten deutschen Nation sich anzuschließen, als einem wenig zahlreichen, zweisprachigen Geschlecht?" — „Und glauben Sie denn wirklich, mein Herr, daß unser Volk sich nach dem Willen dieser Handvoll Magyaren umwandeln werde? Sehen Sie, hier in Beckerecs sind 18,000 Einwohner, darunter 14,000 Slawen, der Rest Deutsche, Walachen und einige Magyaren. Dasselbe Verhältniß herrscht allenthalben; man sagt, es gebe sechs Millionen Magyaren, — glauben Sie mir, nicht drei. Blicken Sie z. B. nach diesen dunkelgrünen Bergen; wer wohnt hier? Illyrier. Und wer auf jenen blauen Höhen? Slowaken. Und dieß soll ein magyarisches Land seyn? Wir haben alle Einen Herrn, unter dessen Schutz Deutsche, Slawen und Magyaren leben; einen gerechten Herrn, dessen Wahlspruch: recta tueri, uns Gewähr leistet, daß er uns alle bei unserem Recht schützen wird. Bei Gott! wir lassen uns nicht magyarisiren." Damit endete er seine Rede, wobei er heftig mit den Händen focht und sein Gesicht zu lebhafter Gluth anschwoll. Die ruhige Fläche der Donau glänzte wie ein Spiegel, nur hinter dem Schiff zog sich in dem aufgestörten Strom eine lange Furche, auf der hie und da kleine Kähne sich wiegten. Der Bürger von Beckerecs ließ in seinem Eifer nicht nach, sondern sprach weiter über das Slawenthum: „Wißt Ihr, Herr! was uns fehlt? Das ist die unglückliche Zertheiltheit! — Und was ist der Grund davon? Daß wir verschiedene Schrift anwenden; der eine Slawe schreibt in der runden, der andere in der gehörnten Schwabenschrift, der eine setzt Punkte über die Buchstaben, der andere Häkchen, der dritte schreibt fünf, ja sechs Buchstaben, um jeden möglichen Laut auszudrücken. Schrieben wir alle die cyrillische Schrift, wir wären weit besser daran." Vergebens suchte ich ihm zu beweisen, daß die Mannichfaltigkeit der Schrift nur die Folge, nicht die Ursache der Zertheiltheit sey; daß ich zugestünde, das mangelhafte A B C des westlichen Europa reiche zum Bezeichnen der slawischen Laute nicht aus, aber von der cyrillischen Schrift sey darum noch keine Rettung zu erwarten — es half alles nichts; er hatte seinen Eifer noch nicht gemäßigt, als wir bereits auf Pesth zufuhren.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ein lebendiger Janus. Die Lit. Gaz. vom 15 Februar berichtet, daß zu Clapham kürzlich eine Frau im achten Monat ihrer Schwangerschaft mit einem Ungethüm niederkam, das vier Arme, vier Beine und eine Art von Doppelkörper hatte, der mit dem Kopf durch einen einzigen Hals zusammenhing. Das Merkwürdigste war aber, daß die Mißgeburt zwei Gesichter hatte, ein Umstand, der vielleicht einzig in der Geschichte mißgestalteter menschlicher Formen dasteht. Das unglückliche Wesen schrie laut, als es auf die Welt kam, starb aber doch zehn Minuten nachher.

*

Erziehung in den Vereinigten Staaten. Nach den officiellen Tabellen über die Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug diese im J. 1840 17,068,666 S., wovon 2,025,636 öffentlichen Unterricht genossen. Die Zahl der Universitäten oder Collegien ist 173 mit 16,233 Schülern, die der Akademien und grammatischen Schulen 3242 mit 164,159 Schülern, die der Primär- und gewöhnlichen Schulen 47,209 mit 1,845,244 Schülern. Nur vier Staaten, Arkansas, das Floridagebiet, Wisconsin und Iowa haben keine Collegien; zieht man die Bevölkerung von diesen ab, so ergibt sich, daß die in 27 Staaten wohnenden 16,847,558 Personen Collegien haben, in welchen höherer Unterricht ertheilt wird. Im J. 1840 befanden sich auf den verschiedenen Universitäten und Collegien von Großbritannien und Irland 17,370 Personen. Auf öffentliche Kosten wurden in den Vereinigten Staaten 468,264 Personen unterrichtet. Von Weißen über 20 Jahren, welche nicht lesen und schreiben können, finden sich nur 549,693 oder 12,79 Proc., während man in England und Wales dieß Verhältniß auf 40 oder 41 Proc. anschlagen muß. (Athenäum vom 15 Febr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 62.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 März 1845.

Einige Nachrichten über Pompeji.

Ein Schreiben aus Torre del Greco von einem Engländer im Athenäum vom 15 Februar enthält manche Details über die Ausgrabungen, aus denen wir Nachstehendes ausheben: „Als ich meinem Cicerone langsam durch das Forum und die Strada dei Sepolcri folgte, schien es mir, als geschehe gegenwärtig gar nichts, und vergleichungsweise gesprochen geschieht auch nichts, denn nicht mehr als 8 Mann und 4 Wagen sind mit Ausgrabung einer Stadt beschäftigt, von der vielleicht noch zwei Drittheile begraben liegen. Man hat bei den Ausgrabungen das System angenommen, den alten Straßen zu folgen, so daß ein Haus nach dem andern offen gelegt wird, und die Straße, welche seit einiger Zeit die Arbeiter hauptsächlich beschäftigt, ist die, welche zum Theater führte. Diese Straße ist an ihrem Anfang über 26 Palmen breit, und auf der rechten Seite nach dem Theater hin hat man in einem Jahr nicht weniger als 13 Privathäuser ausgegraben, von denen einige ziemlich roh und einfach sind, andere aber großen Geschmack und Luxus verrathen. In allen diesen Häusern findet sich das Lararium (ein Raum für die Hausgötter), wie jetzt noch in Großgriechenland ein Raum für die Madonna und die Heiligen in jedem Hause zu sehen ist. Der Mangel an Marmor in den Wohnungen zu Pompeji ist auffallend, aber der Mangel reichlich ersetzt durch schöne Mosaiks und Fresken. Die Gegenstände sind, wie man sich leicht denken kann, auch in den neu aufgegrabenen Häusern meist aus der Mythologie entnommen, und stellen gewöhnlich Ereignisse aus der Geschichte von Ceres und Bacchus dar, die man ganz besonders die Götter Campaniens nennen kann. In einigen Zimmern bemerkte ich Landschaften, vortrefflich im Colorit und der Ausführung, aber merkwürdig fehlerhaft in der Perspective. Ein Haus namentlich verdient Aufmerksamkeit durch seine ausgezeichnet schöne Ausschmückung: hier sind Schwäne, Pfauen und Früchte nach dem Leben dargestellt; Bacchus, mit Epheu gekrönt, hält in der einen Hand den Thyrsus und gibt mit der andern einem liegenden Panther zu trinken. Eben so schön wie dieß letztere Gemälde ist ein Bild des Winters, dargestellt als Frau mit einem im Winde flatternden Gewand, der Herbst mit einem Füllhorn in der Hand, und der Frühling, welcher mit der linken Hand den Saum seines Kleides faßt. Narcissus mit der Krone und den Jagdspeer in der Hand — dieses ist ein Grabemblem — während sein Bild in einer Quelle abgespiegelt ist, und ein Amor, der ihm einen Dorn aus dem Fuße zieht, sind beide sehr hübsche Bilder. Zwei andere verdienen Aufmerksamkeit, nicht bloß wegen ihrer Schönheit, sondern auch wegen der Abweichung von der gewöhnlichen Darstellungsart: Narcissus mit erhobenem Kopfe, — nicht, wie sonst gegen die Quelle gesenkt, aber doch darin abgespiegelt, — und zwei Schlangen, jede mit einem kleinen Flügel auf dem Rücken und an eine Biga gebunden. Eine Menge solcher Bilder zeigen den Reichthum und den Geschmack der Pompejaner Kaufleute, welche mit dem Handel die Eleganz und die Liebe zu den schönen Künsten zu verbinden wußten, von der man in ihren Wohnungen so viele Spuren findet. Es war ein anderer Geist, der damals den Handel belebte."

Ein Zug durch die Felsengebirge.

(Fortsetzung.)

Wir brachten die Nacht des 11 Julius zu Puebla zu, wo ich Pferde kaufen mußte, die ich aber weder in genügender Anzahl noch anders als gegen Aufopferung meiner besten Kleider erhalten konnte, denn man verlangte durchaus Geld oder Kleider. Nach einer nochmaligen Unterredung mit meinem Dartmouth-Freund über das Bergland, das ich jetzt zu durchziehen hatte, brach ich am 12ten auf bei mildem Wetter ähnlich dem indianischen Sommer in Neuengland. Die Schneegipfel der Walfano-Berge erhoben sich 170 Meilen im Südwesten klar und hoch am Horizont. Am Ufer des Arkansas aufwärts ging unser Marsch, die Berge am Ostfuße der großen Cordilleren-kette wurden am zweiten Tage sichtbar, und Pike's Peak im Südwesten, James Peak im Nordwesten zeigten im Sonnenuntergang ihre Schneehäupter über den Wolken. Je mehr wir uns den Gebirgen näherten, desto zerrissener ward die Ebene, denn die von den Bergen herabströmenden Gewässer

hatten diese in einzelnen Massen von 300 bis 400 Fuß Höhe zerrissen. In der Ferne gleichen sie ungeheuren Vesten mit Thürmen und Basteien, so kunstvoll geordnet, als wären sie vom Kriegsbaumeister angelegt. Der Arkansas hatte, seit wir Fort William verließen, die mittlere Breite von etwa 1000 Fuß behalten, und seine immer noch trüben Gewässer flossen südöstlich, so weit das Auge reichte durch einen leichten, sandigen Lehmboden fast ohne alle Vegetation und oft so locker, daß unsere armen Thiere bei jedem Schritt bis an die Fesseln einsanken. Unser Führer Kelly machte uns auf die immer näher erkannten Höhen des Pike's und James' Peak aufmerksam, denn allmählich konnten wir die Umrisse der tiefen Schluchten unterscheiden, durch welche zahlreiche Gewässer sich ihren Weg in die Ebene bahnten. Namentlich interessirten mich seine Nachrichten über den Rio Walfano, einen Arm des Arkansas auf der Westseite, der sich etwa 12 Meilen unter dem Fontequebouir in den erstern ergießt. Der Walfano hat zwei Arme, von denen der eine am Pike's Peak, etwa 70 Meilen von uns, und der andere tief im Westen in den Utawbergen entspringt und 200 Meilen weit dem Arkansas nahezu parallel läuft.

Am 16ten zogen wir 28 Meilen weit über zerrissene, unfruchtbare Hügel, welche mit staudenartigen Cedern und Pinien spärlich bedeckt waren. Diese Beholzung reicht fast über alle Vorberge vom Arkansas bis zum Missouri, und wegen des tiefdunkeln Blätterwerks hat ein Theil dieser Berge den Namen der „schwarzen" (black hills) erhalten. Etwa um 4 Uhr Nachmittags hatten wir eine eigenthümliche Plage auszustehen: wir zogen über eine kleine Ebene von rothem Sand, als wir in einem Augenblick eingehüllt waren in eine Wolke von fliegenden Ameisen mit grauen Flügeln und dunkeln Körpern. Sie ließen sich auf Köpfe, Nacken und Schultern der Pferde in solcher Anzahl nieder, daß sie dieselben gleich einem Bienenschwarm bedeckten; eben so fielen sie über uns selbst her, und namentlich schienen sie es auf unsere Augen abgesehen zu haben. Alles Abwischen half nichts, denn Tausende traten alsbald an die Stelle der weggewischten. Unsere Pferde waren durch diese Thiere so belästigt, daß sie völlig still standen und nicht weiter zu bringen waren. Es blieb nichts übrig als abzusteigen, und da wir hiedurch Hände und Füße frei erhielten, so gelang es uns endlich binnen einer halben Stunde den unheimlichen Sand hinter uns zu bekommen, so daß wir wieder frei athmen konnten. Am Abend schlugen wir unser Lager an der Mündung des Oakley auf, eines andern Nebenflusses des Arkansas, der 5 Meilen weit im Norden entspringt. Es ist ein klarer Bach mit einem Kieselgrunde und seine Ufer sind mit Zwergcedern und Pinien eingefaßt. Wir hatten einen angenehmen Abend, einen wolkenlosen Himmel, einen frischen Wind von den Schneebergen herab, ein flackerndes Cederholzfeuer, ein Lied von unserm muntern Führer und ein weiches Sandlager, — was brauchten wir mehr um vergnügt zu seyn! Mein angegriffener Körper begann sich unter dem erfrischenden Einfluß der Bergluft zu erholen, meine Gefährten waren frisch und munter, unsere Pferde und Maulthiere hatten prächtiges Gras in Fülle, und wir befanden uns jetzt ganz in der Nähe der riesenhaften Fels- und Schneeketten, welche den Sturm in seinem Laufe aufhalten oder fortsenden, und in ihren rauhen Armen die prächtigsten Ströme der Welt einschließen.

Am folgenden Morgen zogen wir fort durch die tiefen Schluchten und natürlichen Vesten dieses Bergthors, wo alles zeigte, daß hier die Naturkräfte in ihrem wildesten Zorn getobt hatten, nicht die Vulkane, sondern die Fluthen. Risse von mehreren hundert Fuß Tiefe, ungeheure inselartige Erdklumpen thürmten sich allenthalben empor, oft mit Trümmern von Bergen überdeckt; dazwischen hinein geschichtete Felsen, und alles eine öde Wüste ohne Blatt, ohne Blume. Unser Lager war an der Mündung des Wälderbaches, nur etwas über eine Stunde von der Stelle, wo der Arkansas aus den Bergen hervorbricht; diese boten eine übereinander geworfene Masse dar, die bis in die Schneeregion hinaufreichte und in tiefe, unregelmäßige Schluchten, Steilabhänge und einsturzdrohende Felsen zerrissen war. Nie hatte ich etwas wilderes gesehen. Diese Kette läuft südöstlich am Arkansas hin, etwa 10 Meilen weit, und wendet sich dann südwärts nach Taos und Santa Fé. Hinter dieser Kette westwärts und mit ihr zusammenhängend, soll ein sehr ausgedehntes Bergland seyn, das die Quellen des Rio Bravo del Norte, des Walfano und eine Menge Flüsse umfaßt, die in den Rio Colorado des Westens und den Golf von Californien fallen. Zwischen diesen Höhen leben die östlichen und westlichen Banden der Utaws, ein tapferes aber verrätherisches Geschlecht, das etwa 8000 Seelen zählt; sie züchten Maulthiere, Pferde und Schafe, fangen Biber, bereiten Wolldecken und verheurathen sich mit den mexicanischen Spaniern. Die Thäler, in denen sie wohnen, sollen von Gletscherbergen überragt seyn, so daß sie an die Thäler der Schweiz mahnen. Sechzig Meilen östlich von diesen Bergen und fünfzig südlich vom Arkansas erhebt sich einsam in der Ebene, nur von einigen wenigen Bergen umgeben, der Pike's Peak, der ein Drittel seiner Höhe herab mit ewigem Schnee und Eis bedeckt ist. Im Norden des Arkansas läuft die Kette gleichfalls eine Zeit lang am Flusse fort, wendet sich dann gegen Norden und verliert sich in den Höhen, die den James' Peak umgeben.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über Rhodus.

(Schluß.)

Von dem Thurme übersieht man die Hafendämme, doch ohne daß sich der Platz mit Sicherheit ermitteln läßt, wo der Koloß des Helios von Chares gestanden. Die alltägliche Gedankenlosigkeit setzt ihn über die Mündung des Festungshafens, wo jetzt die beiden Thürme stehen; allein ein Koloß von nur hundertundfünf Fuß Höhe konnte, wie stark er auch die Beine spreizen mochte, doch höchstens fünfzig bis sechzig Fuß Spannenweite haben, und der Abstand der beiden Thürme von einander beträgt wenigstens das Sechsfache. Ich vermag überhaupt nicht, aus den mir jetzt zu Gebote stehenden Hülfsmit-

tein, Ihnen nachzuweisen, wann sich zuerst die Vorstellung gebildet und von welchem Schriftsteller sie zuerst verbreitet worden, daß der Koloß mit gesperrten Beinen wie ein Portal über dem Eingange eines der Häfen gestanden habe; aber diese irrige und fast ungereimte Ansicht ist so herrschend geworden, daß sie in den Köpfen aller Reisenden spukt, und daß noch mein jüngster Vorgänger, Hamilton, sich abmüht, dem Koloß eine solche Stellung zu geben. Bald hat man ihn über die Mündung des Kriegshafens, bald über den Eingang eines jetzt verschütteten Canals oder Grabens stellen wollen, der hinter dem Seraï des Pascha an die Festungsmauer anstößt, und die letztere Meinung hat wenigstens den Schein eines Anhaltspunktes darin, daß eine in dieser Gegend gelegene Capelle des h. Johannes noch in der Ritterzeit zum Andenken an den Koloß als fanum S. Joannis Colossensis bezeichnet wird. Allein selbst wenn erwiesen wäre, daß der Koloß über irgend einem Wasserthor gestanden, so fürchte ich doch, daß dieser Canal nicht der rechte Platz dazu seyn würde, der eben nichts anderes zu seyn scheint als der Ausfluß der alten Abzugsgräben (ὀχετοί), welche die antike, theaterförmig an der Höhe hinaufgebaute Stadt durchschnitten, um das Regenwasser abzuleiten, und deren Verstopfung bei plötzlichen Regengüssen mehrmals verderbliche Ueberschwemmungen in den niedrigen Gegenden der alten Rhodos herbeigeführt hat. Indeß gibt die Benennung der Kirche des h. Johannes vom Kolosse immer einen Grund für die Annahme ab, daß jenes Wunderwerk des Chares, dessen riesige Trümmer kaum von 900 Kamelen fortgeschleppt zu werden vermochten, in der Nähe gestanden habe. Soll er aber einmal mit dem Hafen in Verbindung gesetzt werden, so scheint die Oeffnung der beiden kleinen Quaderdämme, welche im Hintergrunde des Festungs- oder Handelshafens ein zweites inneres Bassin bilden, wo Küstenfahrzeuge und Handelsbarken von geringer Größe bequem und sicher ihre Ladung löschen oder neue Ladung einnehmen können, der einzige geeignete Platz dafür zu seyn. Dieß scheint auch Hamiltons Meinung zu seyn, falls ich ihn richtig verstehe, und falls seine Worte nicht auf den Eingang des Kriegshafens, wo ich jetzt vor Anker liege, zu beziehen sind.

Nach dem Besuche des Mohrenthurmes machten wir noch einen Gang durch die ganze übrige Stadt, auch durch das Judenviertel (ἡ Ἑβραϊκή) in dem innern südöstlichen Winkel der Festung, wo die Söhne Israels, von dem Zweige der spanischen Juden, ebenfalls in den alten Gebäuden der Ritter sehr hübsch und geräumig wohnen, und sich erst neulich eine große neue Synagoge erbaut haben. Ueberhaupt sind sie hier sehr begünstigt, denn kein Christ darf, wie gesagt, die Festung anders als bei Tage betreten. Auch wissen sie sich Christen und Türken unentbehrlich zu machen; sie sind die Dolmetscher der Consulate, die Mäkler bei Handelsgeschäften, die Bedienten und Commissionäre der Franken, in allen Dingen gewandt und immer bereit auch um mäßigen Gewinn ein Geschäft zu übernehmen.

Die Kirchen, Paläste und Häuser, wie die Mauern und Thürme von Rhodos stammen mit geringen Ausnahmen noch aus den zwei Jahrhunderten her, während welcher der Orden des h. Johannes über die Insel herrschte, und sind durchgängig aus regelmäßigen, aber kleinen Quadern eines sehr dauerhaften Sandsteines erbaut, die Gesimse, Thüren und Fenster fast ohne Ausnahme mit schönen Ornamenten des spätern gothischen Styles verziert. Man sieht, daß die besten, gleichzeitigen Künstler für die Ritter gearbeitet haben, und viele dieser Gebäude, unter andern eine Kornhalle in der untern Stadt, sind noch so wohl erhalten, daß für die Architektur jener Jahrhunderte sich hier noch interessante Studien machen ließen. Aber viele andere sind auch bereits durch die rohen Veränderungen und Ausbesserungen der Türken entstellt, und schon dieß allein gibt einen genügenden Maßstab den Werth dieses Volkes zu würdigen, wenn man sieht, wie sie, obgleich Erben so stattlicher Werke, seit drei Jahrhunderten fortwährend zurückgeschritten und wieder in die erbärmlichste Rohheit verfallen sind.

Antike hellenische Reste finden sich in der Festung fast gar nicht, außer einigen Grabaltären hier und dort an den Thüren der Häuser, die den Türken dazu dienen, bequemer aufs Pferd zu steigen. Wohl aber liegen durch die ganze Stadt viele Hunderte von ungeheuern Marmorkugeln zerstreut, von einem bis anderthalb Fuß im Durchmesser, als Zeugen von der Belagerung durch Soliman. Wie viele alte Altäre und Säulen, vielleicht selbst Statuen, sind damals zu solchen Kugeln verarbeitet worden.

Ein merkwürdiges Labyrinth in der Nähe von Dorpat.

Das russische Journal für Volksaufklärung (Januar 1845) enthält auszugsweise aus einem in Dorpat erscheinenden deutschen Journal, das uns aber nicht zu Gebote steht, einen Bericht von Professor Kruse über ein merkwürdiges in der Nähe dieser Stadt bei dem sogenannten Rathshof gefundenes Labyrinth. Man denkt bei diesem Namen an eine absichtliche Anlage eines großen unterirdischen Gebäudes, ein solches scheint aber hier nicht vorhanden. Ein Erdfall hatte einen Eingang in dieß Labyrinth bloßgelegt, und man kam hier zunächst in einen Raum von geringer Höhe, etwa 34 Fuß Breite und 42 Fuß Länge von Norden nach Süden; hier befand sich eine Anzahl roher Säulen, etwa 1 auf 36 Quadratfuß. Dieß war aber nur ein Eingang, von dem aus man bald in einen großen Raum gelangte, der nach einer ungefähren Berechnung 560,000 Quadratfuß Umfang hat und 12 bis 15,000 Sandsteinsäulen zählen muß. Man scheint in dieser Höhle eine historisch merkwürdige Sache gesehen zu haben, und eine Nummer des Dorpater Journals spricht davon, die Höhle sey wohl ein Zufluchtsort der alten heidnischen Esthen gewesen; dem scheint aber keineswegs also, vielmehr ist zu vermuthen, daß der Ort als Stein- und Sandbruch noch in viel späterer Zeit benützt wurde. Von Menschenspuren ist in dem Auszug nichts erwähnt, wohl aber von einem Ueberrest der Urwelt, namentlich den Resten eines ungeheuern Fisches, dessen Schuppen über zwei Fuß im Durchmesser haben und dessen Knochen dicker als Pferdeknochen seyn sollen. Hr. Dr. Asmus habe aus den gesammelten Bruchstücken fast ein ganzes Skelett zusammengebracht.

Ausflüge nach Ungarn.

Erster Ausflug.

(Schluß.)

In tiefem Schatten lagen beide Städte, nur die Sterne am Himmel und die Laternen der Stadt spiegelten sich in der wogenden Donau. Dagegen war es bei uns um so lauter: die Reisenden drängten sich um ihre Koffer und Mantelsäcke, das Schiff begrüßte die ungarische Königsstadt mit drei Mörserschüssen, und auf den Kais rasselten die Kutschen, deren Lichter in der Dunkelheit wie Irrlichter hin und her hüpften, — da fuhren wir unter den Pfeilern der künftigen Kettenbrücke durch, bogen links und legten am Ufer von Pesth an. Der Eintritt in eine unbekannte Stadt hat immer etwas Zauberhaftes, aber ein großer Theil des Eindrucks liegt in den Umständen, wann und wie wir sie besuchen. Ist es an einem nebeligen feuchten Wintertag, so wird der Eindruck nicht sehr angenehm seyn, kommt man aber an einem klaren Sommertag an, wo die Bevölkerung sich im Sonnenschein drängt, so sieht die Stadt ganz anders aus. Ich lernte Pesth gerade in der schönsten Jahreszeit kennen; es war ein warmer Abend, ein Feiertag, und die lustwandelnden Einwohner im Sonntagsstaat drängten sich auf die Straßen. Ich begab mich ins „Jägerhorn" und fand hier ein bequemes Zimmer, aber der Gesang auf den Straßen und in den Kneipen ließ mich lange nicht schlafen.

Ein Böhme und überhaupt ein Slawe hat in Pesth nichts Dringenderes zu thun, als den berühmten Kollar kennen zu lernen. Ich besuchte diesen Geistlichen, dessen ganzes Leben im Kampf mit dem Fremdthum und in heldenmüthiger Vertheidigung des Volks verläuft. Ich habe schon mehr Dichter und Schriftsteller kennen gelernt, aber leider nicht Einen, dessen Leben und Schriften nicht in getrennten Rinnsalen dahinflossen. Kollar aber hat das Wesen seiner Schriften aus der Tiefe seines Geistes und Herzens geschöpft, er hat sich in seinen Büchern verkörpert und sich selbst verewigt. Mit Recht kann man sagen, daß sein Wort Fleisch geworden sey und unter den Slawen wohne.

Pesth, wie viele andere große, dem Slawenthum ganz oder zum Theil entfremdete Städte, z. B. Berlin, Leipzig, Dresden, Wien, deutsch oder steyerisch Grätz, Venedig und das jetzige Konstantinopel (Carohrad) — ist slawischen Ursprungs. Jetzt, wo die gebildete Welt des westlichen Europa sich des Slawenthums schämt wie einer geheimen Sünde oder eines Geschwürs, läugnet man den Slawen ab, daß sie Städte zu bauen verstanden; ja Hr. Kohl hat in Nr. 298 der vorjährigen Allgemeinen Zeitung die unerhörte Neuigkeit der Welt verkündet, daß Prag von den Deutschen gegründet worden und daß Deutsche die Ureinwohner von Böhmen, die Böhmen aber nur Eindringlinge seyen.*) Schade nur, daß diese Ureinwohner keine Ortsnamen hinterließen, daß dagegen die böhmischen Namen allenthalben über die Gränzen hinausreichen.

Der Name Pesth ist die bulgarische Form des böhmischen Worts Pec, der Ofen, und die Deutschen, welche diesen Namen in ihre Sprache übersetzten, übertrugen ihn auf die nahe Stadt Budin, obgleich eigentlich nur Pesth auf deutsch „Ofen" heißen sollte.

Beide Städte erinnern auf den ersten Anblick an Prag; sieht man aber näher hin, so findet man einen sehr wesentlichen Unterschied. Ofen mit dem königlichen Schloß läßt sich an Stattlichkeit mit der Kleinen Seite und dem Hradschin nicht vergleichen, Pesth aber ist die Neustadt ohne die historischen Erinnerungen, ohne die alten Thürme und herrschaftlichen Paläste, und verhält sich zur Prager Alt- und Neustadt wie ein neues auf speculativen Zins übereilt gebautes Haus zu dem Palast des Grafen Clam Gallas. Nur die Donau senkt die Wage zu Gunsten der ungarischen Hauptstädte, denn gegen diesen Strom ist unsere Moldau nur ein Bach, namentlich bei Prag, wo die Wehren sie so träg machen. An dem mit ansehnlichen Häusern geschmückten Kai liegen mächtige Schiffe und wiegen sich auf dem prächtigen Strom.

> O Donau, aller Flüsse Vater
> Und aller Slawen stolzer Ahn,
> Warum bist du deinem eig'nen Loose ungetreu?

Das heißt, warum gibst du dich jetzt für einen deutschen Strom aus, da du nicht einmal einen deutschen Namen hast? Nur deine Quelle ist deutsch, aber schon werden Plane und Absichten laut, wie wohl deine Verdeutschung bis ins schwarze Meer fortgesetzt werden könne.

Der schönste Theil von Pesth ist der Kai an der Donau; zu Wasser und zu Lande treibt sich hier der Lärm des Lebens und des Verkehrs frischer um, als ich es je in Prag sah. Allerdings war dieß gerade zur Zeit des Jahrmarkts, wo die Judenschaft am meisten zu dem Lärm und der Bewegung beiträgt. Die Stadt, sonst sehr verdeutscht, fängt seit der letzten Zeit der Sprachverwirrung an sich für magyarisch auszugeben. Dieß beweisen die Inschriften auf Kaufläden und Wirthsschilden. Das ist aber nur eine schwache Oberfläche; der schmale magyarische Mantel kann den großen Körper nicht einhüllen, und trotz alles Dehnens und Streckens guckt doch an allen Enden das reine Deutschthum und Slawenthum hervor. Da und dort sieht man deutsche und serbische Inschriften, und die Rede, die man auf den Straßen hört, ist meist deutsch und slawisch.

Das riesenhafte Werk, welches die größte Zierde von Ofen und Pesth seyn wird, ist die Kettenbrücke über die Donau. Man arbeitet fleißig daran, was auch sehr nothwendig ist, denn die jetzige Schiffbrücke muß im Winter weggenommen werden, und namentlich beim Eisgang hört alle Verbindung beider Städte auf. Aus übertriebener Vaterlandsliebe sehen viele Magyaren diesen wohlthätigen und prächtigen Bau mit Widerwillen, weil ein Fremder ihn unternahm und ein Fremder die Arbeiten leitet. Mehr als Einer hat sich verschworen, daß er auf dieses Denkmal des Fremdthums nie einen Fuß setzen werde.

Wer eine noch unbekannte Stadt besucht und sie kennen lernen will, der ersteige einen Thurm oder einen benachbarten Berg, um von der Vogelperspective aus die Anlage und Ausdehnung der Stadt beurtheilen zu können. Ich stieg auf die Sternwarte von Ofen und genoß eines herrlichen Ueberblicks über beide Städte. Ach! solche zauberhafte Ansichten von Bergeshöhe herab haben etwas Tröstliches, aber sie regen auch schmerzlich an. Sie zeigen die Eitelkeit alles menschlichen Strebens, die Unendlichkeit der Schöpfung und wecken Trauer über ein Etwas, dem wir keinen Namen und keine Richtung geben können. Ich trennte mich von dem prachtvollen Anblick und stieg wieder herab in den Staub des alltäglichen Lebens, — und Staub verschluckt man wirklich in Pesth nur allzu viel. Gern hätte ich länger in diesen Hauptstädten verweilt, hätte Theater, Spaziergänge und namentlich die berühmten natürlichen Gesundheitsbäder in Ofen gesehen, aber ich mußte weiter gegen Osten.

*) Und hat Hr. Kohl so sehr Unrecht? Waren denn die Markomannen und Quaden slawische Völker? Und trägt nicht das älteste böhmische Gedicht „das Gericht Libussa's" die deutlichsten Spuren, daß die Slawen sich nicht lange Zeit zuvor im Lande niedergelassen hatten? A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 63.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 März 1845.



Vertheilung der Waldungen im orenburgischen Gouvernement. *)

Ausgedehnte Wälder gibt es nur auf den bergigen Landstrichen des genannten Gouvernements, d. h. in dessen nördlichen Theilen, welche an die Gouvernements von Kasan, Wjätka und Perm gränzen. Dagegen sind auf der ungeheuren Steppenfläche, welche das südliche, das westliche und das östliche Viertel von Orenburg einnehmen, nur kleine Strecken, und namentlich die Ufer der Flüsse und Bäche bewaldet.

Beim Eintritt in jene Waldregion von den westlichen Vorbergen des Ural findet man vorzugsweise die Nord- und Ostabhänge bewachsen, während die entgegengesetzten, wahrscheinlich wegen zu starker Einwirkung der Sonne, kahl bleiben. Weiter gegen Norden und gegen Osten sind dagegen alle Abhänge ohne Unterschied mit Bäumen bestanden, und es beginnt dann auch gleich der eigentliche Charakter der undurchdringlichen uralischen Wälder, in denen Sumpflöcher, moorige Gründe und verschlungenes Gestrüppe fast bei jedem Schritt den Wanderer erschrecken, wo die Riesenkräfte der Natur noch nicht durch Menschenhände besiegt sind und sich in den großartigsten Formen aussprechen, und wo die Todtenstille des Waldes nur durch dessen einsamsten Bewohner, den Bären, so wie von einigen Meisenarten (Palus palustris und P. ater) unterbrochen wird. An der Ostseite des Ural, wo es nur weit schmalere Vorberge gibt, reichen die Waldungen hart an die Steppen, und bilden sogar stellenweise noch mitten auf den üppigen Grasfluren der Steppenebene kleine Gehölze. Von Norden gegen Süden fortschreitend sieht man die Waldungen nach Maßgabe der Annäherung an den Uralfluß lichter werden, bis daß endlich in der Breite von Orenburg auch deren vereinzelte Ausläufer verschwinden. Der zwischen den Parallelen von Slatoust und von Orenburg gelegene Theil des Gebirges, den man gewöhnlich den baschkirischen Ural nennt, ist ein ungeheures Rechteck, welches nördlich vom Ai, westlich von der Ufa und der Bjelaja und östlich von dem Uralfluß bespült wird. Der zwischen Ufa und Bjelaja gelegene Theil desselben ist an Laub- und Nadelhölzern äußerst reich, und kann dereinst wohl allein dem orenburgischen Gouvernement seinen Bedarf an Bauholz liefern. Wir haben daher über diesen Theil so genau als möglich zu berichten.

Auf dem Westabhang des Ural bei Slatoust stehen herrliche Laubgehölze, und die Ebene an der Sakmara ist sogar schon in der Breite der Preobrashensker Kupferhütte dicht bewaldet. In dem südlichsten Theile dieser Hochebene und an deren Abhängen gegen Süden und gegen Osten haben sich dagegen nur in den Flußthälern und Schluchten einige Gehölze von unausgewachsenen Pappeln und Birken erhalten. Längs der Sakmara, der Kasmarka und des Ik erscheinen ausgewachsene und gesunde Tannen- und Birkenwaldungen erst bei 52° Breite und weiter nördlich. Sie liefern das meiste Nutz- und Brennholz für Orenburg.*)

Fast unmittelbar jenseits dieser Wälder beginnt der Wiesenboden der Steppe. Den Westrand der sakmarischen Ebene bildet ein hügeliges Stufenland, dessen Nordseite bewaldet ist, und zwar um so herrlicher und mannichfaltiger, je weiter man gegen die Bjelaja fortschreitet. Kömmt man von Norden her nach Orenburg, so erreicht man die Südgränze der Wälder unter 53° Breite, und gleich darauf beginnt eine weit ausgedehnte Steppe, die nach Süden zu immer ebener wird. Diese übt auf die letzten Waldpartien an der Südgränze einen sehr schädlichen Einfluß, dem sie auch je mehr und mehr unterliegen. Der nach Südwesten von dem Ural auslaufende Seitenzweig des Obschtschji-Syrt ist, da wo sein Untergrund aus rothem Sandstein besteht, fast ganz waldlos, findet sich aber besser bestanden wo Kalk zu Tage geht. Die ganze sogenannte Kirgisische- oder Gränzlinie von Orenburg bis Uralsk ist äußerst holzarm. Man findet längs derselben nur in den Schluchten der Guberlinsker Berge und in der Nähe der Festung Kisilsk einige Birken- und Elsengehölze. Auf dem östlich davon gelegenen Djabyk-Karagat steht eine Tannenwaldung von 15 bis

*) Ermans Archiv für die Kunde Rußlands.

*) Also nach 51°,75 Br. und auf eine Entfernung von 8 bis 10 D. Meilen.

20 Werst Länge, und eine zweite ihr ähnliche 90 Werst gegen NO. von der Festung Imperatorskaja, und dann wieder 27 Werst von jener Stelle Birkenbestände an den Ufern der Dshussa. In den Umgebungen der Festung Nasljednik (Thronfolger) findet man von allen Seiten kleine Waldstücke aus Birken- und Nadelholz, und da, wo sich der Fluß Karagaly-Ajat in einen südlich und einen nördlich fließenden Arm theilt, häufige Gruppen aus Birken, Tannen und Ebereschen.

Vergleicht man die Steppe mit dem Meere, so werden diese Baumgruppen die Inseln; auch haben sie wie diese scharf bezeichnete Ufer, so daß oft wenige Schritte hinreichen, um aus dem erfrischenden Schatten solcher Gehölze auf die ausgedörrte Steppe zu treten, deren Boden für immer zum Waldwuchs untauglich geworden zu seyn scheint. In der That verschwindet die Waldung auf den Punkten der Steppe, wie die Reste der Schneedecke unter den Strahlen der Frühjahrssonne. Alle Birken, und sogar die mehr als ausgewachsenen, sind hier nur von mittlerer Größe und Stärke, und an dem Rande jener Gruppen findet man fast nirgends einen ausgewachsenen Baum, der auf künftige Ausbreitung der Waldung hoffen ließe. An einigen Stellen sind zwar einzelne Ueberständer auf solchem Rande, aber nur zum Beweise des Sieges der Steppennatur in ihrem Kampf mit dem Waldwuchse. So werden die Dürre des Bodens, die Trockenheit der Luft und die Zerstörungssucht des Menschen jenen Waldinseln schnell gänzlich ein Ende machen.

Ueberblickt man nun noch einmal diese ganze Waldregion, so findet sich eben jener Sieg der Steppennatur längs der ganzen südlichen Gränze, während in ihren nördlichen Theilen ein äußerst üppiger Wachsthum herrscht. Sollte auch in diesen jemals Holzmangel entstehen, so könnte man es durchaus nur einem ganz entschiedenen Mangel an geregelter Forstwirthschaft zuschreiben. Die Ausbreitung des Waldes über die kahle Steppe wäre dagegen ein äußerst schwieriges Unternehmen. Ein erster Holzanflug auf derselben würde nur durch drei weitem verstärkte Kraftanstrengungen zu erzielen seyn, und kaum würde er in der Folge die darauf verwendeten Auslagen belohnen.

Ein Zug durch die Felsengebirge.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des 18ten machten wir uns frühzeitig auf, um den Einzug in die Berge anzutreten. Dieß ist ein freundlicher Augenblick; die Stürme, der Schlamm, die angeschwollenen Bäche, die Kahlheit und Unfruchtbarkeit der Prairiewildniß sollten nach einem Ritt von kaum einer Stunde hinter uns liegen, und bald standen wir vor den Felsenpfeilern, aus denen der Arkansas schäumend hervorbricht. Zweihundert Meilen weit läuft dieser Strom durch die Gebirge, auf der ersten Hälfte des Weges durch reizende Thäler voll Ellenthiere und Hirsche, die andere Hälfte aber zwischen Klippen, die sich oft Hunderte, ja Tausende von Fuß hoch erheben. Durch diesen furchtbaren Canal über hohe Abstürze herab und durch enge Pässe arbeitet sich tosend der Strom, bis er majestätisch und munter, als freue er sich des Zwanges ledig zu seyn, aus den Bergen hervortritt.

Hier betraten wir die Felsengebirge durch eine tiefe Schlucht längs eines kleinen Baches, an dessen Ufer der Dandelion, die Erle und Birke, so wie der Bergflachs wuchsen. Bald verloren wir den Arkansas, der uns so manche Fische zum Mahle geliefert, aus dem Gesichte. Das Engthal, in welchem wir uns befanden, läuft etwa zehn Meilen weit in nördlicher Richtung zwischen den Gewässern, die zum Arkansas ziehen, und denen, welche die Südarme des Platteflusses bilden. In der Mitte des Thales scheidet sich der Indianerpfad; der eine Arm führt westwärts über die Höhen nach dem großen Thal des Südarms des Plattefluß, gewöhnlich Bayou Salade, genannt, der andere führt das Engthal aufwärts nach demselben Punkt. Wir schlugen den westlichen als den betretenern ein, und stiegen den mühseligen Bergpfad hinan, bis wir nach anderthalb Stunden bedeckt mit Schweiß und Schmutz in einem Wäldchen von gelben Fichten anhielten. Manche von diesen hatten zwei Fuß im Durchmesser und 100 Fuß Höhe mit nur schwachen Aesten am Wipfel; andere dagegen waren sehr niedrig und schon am Fuße mit großen Aesten besetzt. Unter einer Anzahl dieser letztern hatten wir uns niedergelassen und hielten die Zäume unserer Reitpferde, als plötzlich mit der Schnelligkeit eines Wirbelwindes ein Sturm sich erhob, und Hagel, Regen und Schnee in allzu reichlicher Fülle auf uns herabwarf. Unähnlich den Gewittern, deren monotones Grollen wir Tage lang in den grünen Bergen gehört hatten, ehe ihre Wuth sich um uns sammelte, brach dieser auf einmal los und erschütterte die stattlichen Fichten bis in ihre tiefsten Wurzeln. Ein Theil hatte sich um den James' Peak im Osten, ein anderer unter den weißen Höhen im Nordwesten, ein dritter unter den Schneepyramiden im Lande der Utaws gesammelt. Die entgegengesetzten Gewitter brachen sich fast gerade über unsern Köpfen, als wollten sie sich hier eine Schlacht liefern; es dauerte nur eine Stunde, ich habe aber nie in der Ebene eine solche Bewegung der Elemente gesehen. Sie hätte, wenn je noch irgend etwas gefehlt hätte, vollkommen hingereicht, um die Ansicht zu begründen, daß diese Gebirge das große Laboratorium des Nebels, des Windes und der Electricität sind, die, zu Stürmen ausgebildet, in so furchtbarer Wuth über die großen Prairien an ihrem Fuße hinrasen. Nachdem der Kampf der Elemente nachgelassen, zogen wir vollends auf den Gipfel und hielten hier einige Minuten an, um die Scene um uns her zu betrachten. Oestlich von dem Thal, das wir heraufzogen, erhob sich 2000 bis 3000 Fuß hoch eine geschichtete Felsenwand in der Richtung nach dem Arkansas hin, nur hie und da gefleckt durch kleine Zwergfichten, die aus den Felsenspalten hervorwuchsen. Im Südwesten erheben sich die Berge minder steil, aber immer einer über dem andern, bis die blauen Gipfel endlich mit dem Himmel zusammenschmelzen. Nordöstlich sah man nichts als Berghaufen, deren dunkle, zerrissene Massen an Höhe und Umfang wuchsen, bis sie sich endlich in nackter Größe um den James' Peak emporthürmten. Von dieser

Eishöhe lief gerade gegen Norden die secundäre Kette aus, welche zwischen den Quellen des südlichen Platteflusses und den Ebenen sich ausdehnt; dieß sind braune, dürre, zerrissene Bergrücken, die ohne Erde und ohne Bäume in einer Höhe von 3000 Fuß über die Ebene fortlaufen; westlich davon fallen die Berge 50 Meilen weit allmählich nach dem schönen Thal des Bayou Salade ab, und heben sich dann wieder höher und höher, bis sie sich am Fuße der Anahuak-Kette im Nebel verlieren, eine Felsenwüste ohne Blatt oder Blume, einige spärliche Pflanzen in den tiefern Schluchten ausgenommen, durch welche wir unsern Weg zu verfolgen hatten. Die Anahuak-Kette war auf wenigstens 100 Meilen von Süden nach Norden zu sehen, aber die untern Theile so durch vorliegende Berge verdeckt, daß wir nur die milchweiß emporstarrenden Massen erblickten, ein Anblick von staunenswerther Erhabenheit, wie man ihn vielleicht auf der ganzen Erde nicht wieder findet.

Wir verließen dieß interessante Panorama und zogen abwärts fünf Meilen weit, schauernd vor Kälte, denn wir waren völlig durchnäßt. Der Tag war überhaupt sehr unbehaglich gewesen, aber die Schönheit und Erhabenheit des Anblicks hatte uns reichlich entschädigt und erhielt uns munter, als wir uns ums Feuer setzten. Dagegen wollte der Schlaf nicht kommen, denn der kalte Wind trieb uns wieder vom Lager auf ans Feuer, um welches wir bis zum Morgen sitzen blieben. Rund um unser Lager her wuchs Bergflachs, dessen Stengel sämmtlich vom Froste der Nacht steif waren, und auch die Bäche waren zugefroren. Hier ist die Quelle des Platteflusses. Wir zogen in nordwestlicher Richtung weiter auf einem Indianerpfad voll scharfer Kiesel, die unsere Pferde ungemein belästigten. Die Pinien standen oft so dicht, daß wir kaum durchkommen konnten, aber der rechte Weg war leicht zu erkennen an den kleinen Steinen, welche die Utaws hie und da zwischen den Zweigen niedergelegt hatten. Das endlose Auf- und Absteigen hinderte unser Fortkommen sehr; um zwei Uhr Nachmittags hatten wir erst zehn Meilen zurückgelegt, und jetzt überfiel uns ein Hagel, der uns in ein kleines Fichtenwäldchen trieb und uns nöthigte, hier für den Abend Halt zu machen, denn der Boden war zwei Zoll tief mit Hagel bedeckt und der Wind eisig. Wir machten deßhalb ein großes Feuer an und trockneten unser Gepäck, bis das Geheul der Wölfe uns die Nähe des Morgens verkündete. Abermals Mehlbrei zum Frühstück, unsere einzige Nahrung seit neun Tagen. Es kann sonderbar scheinen, daß wir in einem solchen Lande 180 Meilen von Fort William her zurückgelegt hatten, ohne auch nur ein einziges Thier zu erlegen, aber unser Führer sagte uns, noch sey niemand vom Arkansas her dieses Weges unter so wenig Beschwerlichkeit gezogen, wie wir. „Das ist, sagte er, das Hungerland; nie ist Wild zu finden. Der Büffel kommt in diese Thäler von Norden her durch den „Stierpferch" (Bull Pen) und geht wieder hinaus, wenn die Herbststürme ihn mahnen, in wärmere Winterquartiere nach dem Süden zu flüchten. Aber wenn ich recht sehe, liegt dort der Bayou Salade, und wenn dem so ist, so haben wir Fleisch, noch ehe die Sonne hinter dem Schnee hinabgesunken ist."

Am 20sten waren wir zeitig auf dem Wege. Der kleine Prairiewolf, der uns jeden Abend in den Schlaf geheult und jeden Morgen geweckt hatte, seit wir Peoria verließen, begrüßte uns fortwährend mit seinem unheimlichen Knurren, als wir an seinen Lagerplätzen vorüberzogen. Die Gipfel und Berghöhen waren mit Hagel und Schnee bedeckt, alles deutete an, daß wir die Region des Winters durchzogen; doch wuchsen Gräser und Blumen, die gewöhnlich in hohen Breiten blühen, noch am Fuße der Berge und vermehrten das wunderliche Aussehen der ganzen Gegend. Wir waren guten Muths und fühlten, wohl in Aussicht auf die nahe Büffeljagd, einen entsetzlichen Appetit. Nachdem wir durch Fichten und Föhren etwa 10 Meilen weit gezogen waren, erblickten wir auf einmal an einer kleinen mit Wald bedeckten Anhöhe eine kleine Büffelheerde. Wir halten, unser alter Kentuckier schleicht sich in die Nähe, seine Büchse kracht, und ein Büffel stürzt — oft springen sie in der Todesangst wieder auf und rennen fort, aber dieser war zu gut getroffen, er fing an Blut zu speien, und freudig schrien wir: „er ist unser!" Schnell waren unsere Messer aus der Scheide, und die Zerlegung war in wenigen Minuten vollendet. Alsbald ward ein Lager geschlagen, Feuer angemacht, die Kessel aufgestellt, und nun stillten wir unsern Hunger mit Fleisch. Der Kentuckier war in seinem Element, und nahm das Recht in Anspruch die Portionen zu ordnen. Wenn wir uns niederlegen wollten, rief er aus: „Nein! nein! ich habe mit Euch gegessen, jetzt müßt Ihr mit mir essen. Ruht etwas aus, inzwischen will ich ein neues Stück kochen. Solches Fleisch schadet nie in den Bergen; manchmal habe ich sechs, acht Tage gehungert, und wenn wir Fleisch fanden, die ganze Nacht gegessen; so ist es hier der Brauch!" Er zerhieb mit der Art die starken Knochen und nahm den „Trappers-Butter" heraus, ließ diese dann im Wasser sieden, rührte hierauf Blut hinein, bis es die Dicke einer Reissuppe erhalten hatte, und setzte endlich noch etwas Salz und Pfeffer bei. Es war ein herrliches Gericht, zu kräftig vielleicht für Leute, die nicht ähnlichen Anstrengungen ausgesetzt waren, aber Mark und Fett und Blut ist ein herrliches Mahl für ausgehungerte fleischfressende Thiere, wie wir waren. Doch noch war das Mahl nicht zu Ende; der alte Kentuckier hatte uns einen letzten Leckerbissen aufgespart. „Noch einen Imbiß, und dann wollen wir schlafen!" Mit diesen Worten greift er nach den bereits gereinigten Eingeweiden, drehte sie um und stopfte sie mit wohl gesalzenen und gepfefferten Lendenstreifen aus. Diese „Boudies" wurden auf Stäbe vor das Feuer gesteckt, und gebraten bis sie braun und durchgekocht waren. Dieß war das Dessert unseres Mahls. Die Därme erhalten dem Fleische, während es kocht, den Saft, das anhängende Fett verschmilzt sich damit und bildet ein Gemengsel von höchstem Wohlgeschmack.

Seit wir Fort William verlassen, waren wir oft auf die Spuren von Kriegerschaaren der Utaws gestoßen, und darum für unsere Sicherheit besorgt: eine übermächtige Anzahl konnte unsere kleine Schaar in der Nacht überfallen und mit Einem Schlage vernichten. Aber wir hatten unser Nachtlager

immer auf eine solche Art gewählt, und ein so großes Vertrauen auf unsere Büchsen und unsere Hunde, die uns bis jetzt noch immer von der geringsten Bewegung eines Wolfs oder Panthers Nachricht gegeben hatten, daß wir uns noch nie veranlaßt gesehen, für die Nacht Wache zu halten; auch wollte dieß Kelly nicht. Jetzt waren wir aber auf einem Boden, welcher mehr Gelegenheit zur Jagd bot und mußten vorsichtiger werden, darum nahmen wir unser Nachtquartier in einem tiefen, bewaldeten Thal, welches die Flamme unsers Feuers verbarg und schliefen mit den geladenen Büchsen an der Seite. Am andern Morgen zogen wir weiter und kamen um 10 Uhr auf eine frische Indianerspur, welche Kelly nach genauer Besichtigung für nicht älter als 24 Stunden erklärte und welche aller Wahrscheinlichkeit nach von einer Partei Utaws herrührte, welche in den Bayon Salade auf die Büffeljagd gezogen waren. Feindliche Indianer in unserer unmittelbaren Nachbarschaft waren kein angenehmer Umstand, denn wir konnten durchaus nicht mit Hoffnung auf Erfolg uns einer Anzahl von 150 Tomahaks und vielleicht eben so vielen Flinten oder Bogen und Pfeilen widersetzen. Auch mußten sie die Büffel zurückscheuchen und uns hindern den nöthigen Fleischvorrath für die uns bevorstehende Wüste zu sammeln. Wir beschlossen deßhalb den nächsten Stier, den wir treffen würden zu tödten, die besten Stücke zum Einpacken zu räuchern, um uns so auf eine Belagerung oder auf einen Rückzug, wie die Umstände es erfordern würden, vorzubereiten.

Mit großer Vorsicht zogen wir weiter, und um 2 Uhr Nachmittags erlegten wir einen schönen jungen Stier. Er stürzte in einem tiefen, beholzten und von einem Bach durchströmten Thale, und als seine Gefährten das Blut rochen, kamen sie, zwanzig oder mehr an der Zahl, mit hoch geschwungenem Schweif daher gerannt, um Rache zu nehmen. Wir ließen unsere schon ergriffenen Metzgermesser fallen, stiegen schnell zu Pferde, und schickten uns an sie mit einigen Kugeln zu empfangen, als sie, wie es scheint, durch unsere Anstalten erschreckt, plötzlich umwandten und über die öden Hügel in Nordosten hinrannten, ohne weder links noch rechts zu sehen, woran ihr buschiges Haar sie zu hindern scheint. Jetzt machten wir uns daran, unsere Beute zu zerlegen, luden das Fleisch dann auf unsere Packpferde, und zogen weiter, um Espenholz zu suchen und es damit zu dörren. Handelsleute und Biberfänger ziehen solches Holz zu diesem Zwecke immer vor, weil es getrocknet minder riecht als irgend ein anderes, und somit auch den Geschmack des über dem Feuer geräucherten Fleisches nicht so merklich verändert. Nach halbstündigem Ritt kamen wir an ein Wäldchen von solchem Holz, wo wir für diese Nacht lagerten, unser Fleisch trockneten und trotz aller Utaws fest schliefen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Lithographischer Druck mit Dampfkraft. Die Lithographie bietet bekanntlich, namentlich beim Copiren von Gemälden, manche Vortheile über den Holzschnitt, das Aetzen und Graviren dar. Bis jetzt waren aber die Kosten des lithographischen Drucks, verglichen mit dem von Holzschnitten und Kupferplatten, ein bedeutender Nachtheil, und beschränkten die Anwendung besonders für die Zwecke illustrirter Zeitungen sehr wesentlich, hauptsächlich weil der Druck gewandte, wohlerfahrene und darum gutbezahlte Arbeiter erforderte, und noch überdieß sehr zeitraubend war. Diesen Uebelständen soll jetzt durch die Erfindung einer neuen lithographischen Druckmaschine abgeholfen seyn, bei welcher Dampfkraft die Handarbeit ersetzt. Diese Verbesserung, auf welche ein Patent genommen worden ist, wird bereits in ausgedehntem Maaße in Anwendung gebracht. (Athenäum vom 15 Febr.)

Die künstliche Förderung des Pflanzenwuchses macht mit jedem Tag neue Fortschritte, und man fängt an sie auf die Cerealien anzuwenden, um besonders starke Pflanzen zu gewinnen, die auch auf mittlern und schlechten Gründen gedeihen könnten. Inzwischen bis diese Versuche zu einem Resultat gelangen, thun unsere Gartenkünstler durch die Hybridisation (!) der Zierpflanzen Wunder. Die Hortensia, diese schöne Pflanze, welche Europa seit 1790 besitzt, hatte bis jetzt noch in Europa keine fruchtbaren Körner gegeben. Hr. Victor Paquet kündigte im vorigen Jahre an, daß er durch künstliche Befruchtung gute Samenkörner von der Hortensia zu gewinnen hoffte. Das eingeschlagene Verfahren ist über alle Erwartung gelungen, die Körner sind sehr gut reif geworden, man hat einige alsbald nach der Ernte gesäet, diese haben gekeimt und jungen Hortensien das Daseyn gegeben. (Moniteur industriel vom 20 Febr.)

Merkwürdiger Terraindurchschnitt in England. Bei den Aufgrabungen, welche man zum Behuf der Eisenbahn von Graaton machen mußte, stieß man zu Wardie auf eine merkwürdige Alluvion. Der obere Theil besteht aus sandigem Thon vermischt mit verfaulten Pflanzenstoffen; unter dieser Schichte in einer Tiefe von 2 oder 3 Fuß zeigte sich ein Lager von Seesand, auf dessen Oberfläche Kiesel und Seemuscheln auf das deutlichste beweisen, daß hier das Meer einst eine Bay gebildet habe. Die Muscheln sind glatt und abgerieben, meist einschalige, wie man sie noch jetzt an den benachbarten Küsten findet. Dieß Lager hat etwa 10 bis 12 Fuß über der jetzigen Fluthmark. (Echo du Monde Savant vom 20 Febr.)

Verlegung der königlichen Bibliothek in Paris. Diese seit so langer Zeit für nothwendig erachtete Verlegung und Erbauung eines neuen Gebäudes soll endlich von dem Ministerium beschlossen seyn; so meldet wenigstens der Moniteur industriel vom 2 Februar. Der Ort, wohin sie verlegt werden soll, wird aber allen, die Paris kennen, etwas sonderbar erscheinen, denn sie soll in die Nähe der Kirche St. Sulpice, also auf das andere Ufer der Seine, kommen.

Ueber Organisation der Arbeit. Es ist bekanntlich seit Jahren in Frankreich unendlich viel von Organisation der Arbeit die Rede, ohne daß die Frage selbst dadurch sonderlich aufgeklärt würde. Jetzt soll nach dem Moniteur industriel vom 20 Februar die Akademie zu Macon beschlossen haben, den Beweis, „daß Freiheit der Arbeit und Concurrenz der Industrien am besten die vielbesprochenen socialen Fragen lösen,“ als Thema einer Preisfrage auszuschreiben. Das beste Memoire soll 3000 Fr. erhalten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 64.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 März 1845.



Caledonia Romana.

Unter diesem Namen erschien von einem Hrn. Stuart in Edinburgh ein Werk über die römischen Alterthümer, worin der Verfasser wiederholt darauf aufmerksam macht, wie gänzlich selbst der Name der Römer aus dem Gedächtniß des schottischen Landvolks entschwunden sey. Wie man in Deutschland den Pohlgraben oft auch die Teufelsmauer nennt, so schreibt auch der schottische Bauer die merkwürdigen Lager, die festen Straßen u. dgl. theils dem großen Zauberer Michael Scott, theils dem Erzfeind selber zu. Es ist allerdings höchst auffallend, daß eine mächtige und hochcivilisirte Nation ein Land unterjochte und dann vier volle Jahrhunderte, zwölf Generationen lang, beherrschte und colonisirte, und am Ende doch so wenige Spuren zurückließ. Lager, Straßen, Statuen u. s. w. finden sich allerdings, das alles sind aber bloß Beweise mechanischer Geschicklichkeit und physischer Macht. Aber nirgends, weder in den Bergen von Wales, noch in den fernen Hochlanden haust noch eine Sage von den weltunterjochenden Römern, obwohl celtische Sagen von nicht geringerem Alter in großer Anzahl sich finden; die römische Macht hatte nichts gethan als einen Theil der dünnen Bevölkerung des alten Brittenlandes zu knechten und den andern in ihre heimischen Wälder zu jagen.

Das merkwürdigste Römerwerk in Caledonien ist der unter Antoninus Pius erbaute Römerwall, von dem es merkwürdig ist, daß er sich gleichfalls nicht mit dem römischen Namen unter dem Landvolk erhalten hat, sondern mit einem zwar sächsisch geformten, aber doch noch kenntlichen celtischen Namen, nämlich Grahams Dyke (Grahams Damm). Einige Geschichtschreiber wollen zwar wissen, ein Ahnherr der „Tapfern Grahams" sey zuerst durch den Römerwall gebrochen, und habe dadurch seinen Namen unvertilgbar mit diesem Bauwerk verbunden. Aber mancher Hochlandhäuptling mag sich solcher That gerühmt haben, und man muß zur Erklärung dieses Wortes wohl weiter hinaufsteigen zu den Celten, welche diese mächtige Wehre noch in ihrer ursprünglichen Größe gesehen haben. Stuart ist der Ansicht, die Worte „Grahams Dyke" seyen eine Verketzerung von grym oder greim, stark, und diog, der Wall, so daß greim diog der starke Wall bedeuten würde.*)

Interessant ist die Schilderung des Walls: „Dieß große militärische Werk bestand aus einem ungeheuren, etwa 40 Fuß breiten und 20 Fuß tiefen Graben, der sich über Berg und Thal in ununterbrochener Linie von einem Meer zum andern erstreckte. Hinter diesem Graben wenige Fuß von seinem Rande erhob sich ein Wall von Steinen und Erde, durch Rasenstücke festgemacht; dieser Wall mochte etwa 20 Fuß Höhe und am Grunde 24 Fuß Dicke haben. Neben dem Wall oder agger lief eine Brustwehr hin mit einer ebenen Plattform dahinter zur Aufstellung der Vertheidiger. Südwärts des Ganzen führte bald ganz nah, bald in ziemlicher Entfernung die Militärstraße hin, ein regelmäßig gepflasterter Weg, etwa 20 Fuß breit. Längs der ganzen Linie von West Kilpatrick bis Carriden fanden sich wahrscheinlich 19 Hauptstationen oder Forts — man kann die Zahl nicht genau angeben, weil gegen das Ostende des Walles die Spuren seit mindestens zwei Jahrhunderten sehr undeutlich oder ganz verwischt sind. Berechnet man sie nach denen, deren Ueberreste sich noch deutlich erkennen lassen, so betrug der mittlere Zwischenraum zwischen je zweien etwa eine Stunde (etwas über 2 englische Meilen). Längs dieser Zwischenräume fanden sich mehrere kleinere Castelle oder Wachthürme, von denen zwei oder drei noch im Jahre 1755 bemerkt wurden. Während der fortlaufende Wall wenig mehr als ein tüchtiger Erdaufwurf gewesen zu seyn scheint, waren die Stationen wo nicht alle, doch die meisten mit Stein verkleidet, oder ganz aus Stein gebaut. An einigen Orten, vermuthlich da wo der Boden etwas nieder und sumpfig war, so daß unterirdische Abzüge nöthig wurden, um die Anhäufung von Wassern im Innern zu vermeiden, scheint der Wall selbst auf einer Steingrundlage geruht zu haben."

*) Das Wort Graham wird fast „Grähm" ausgesprochen.

Ein Zug durch die Felsengebirge.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen zogen wir fort, bis wir in den eigentlichen Bayou Salade kamen, so genannt, weil Steinsalz sich an mehreren Stellen desselben findet. Es ist dieß eine Art Centralthal, von dem aus nach Norden, Westen und Süden terrassenförmig die Ebenen ansteigen, welche im Frühjahr und Sommer mit herrlichem Grün bedeckt sind. Aber wenn die Stürme des Herbstes und Winters kommen, werden hier ungeheure Schneemassen von der Anahuak-Kette hereingetrieben. Hieher kamen seit Jahrhunderten in den letzten Tagen des Julius die Büffel aus den dürren Ebenen vom Arkansas und Plattefluß, und hier trafen auch die Utaws und Cheyennes, aus den Bergen von Santa Fé, die Schoschonen und Arrapahos aus dem Westen, die Schwarzfüße, Krahen und Sioux aus dem Norden ein, um hier zu jagen und sich zu bekämpfen. Noch immer wird dieß Thal von einigen dieser Stämme als Sommeraufenthalt gewählt, wenn die Hitze den Aufenthalt in den Ebenen beschwerlich macht. Die Utaws durchwanderten es zu gleicher Zeit mit uns, und wir zogen deßhalb fortwährend mit der größten Vorsicht weiter. Die Utaws wohnen auf beiden Seiten der Anahuac-Berge, ziehen unaufhörlich von einer Seite derselben zur andern, sprechen spanisch, und einige Halbkasten haben den katholischen Glauben angenommen, die übrigen aber sind dem einfachen, erhabenen Glauben ihrer Väter treu geblieben; sie mögen etwa 1000 Familien zählen. Die Cheyennes, erzählte Kelly weiter, seyen ausgestoßen von den Utaws und Comantschen, minder tapfer und diebischer als die andern Stämme in den Ebenen südlich vom Arkansas.

Am folgenden Tage, den 28 Julius, hatten wir ein Unglück. Eines der Packpferde unseres Führers erkrankte plötzlich und weigerte sich, seine sonst freudig getragene Last weiter zu schleppen. Erhabene Landschaften eröffneten sich um uns her bei jedem Schritte vorwärts, aber wir nahmen wenig Antheil daran, denn alle unsere Aufmerksamkeit richtete sich auf das edle Thier, das große Schmerzen litt; es war in den Bergen auferzogen, und an den schwindelnden Pfaden hinzuschreiten schien sein größtes Vergnügen. Jeden Morgen fand es sich von selbst an seinem Posten ein und empfing willig die Last, die man ihm auferlegte. Ein solches Pferd in den öden Wüsten, die wir durchzogen, den Träger unserer Kleidung und Nahrung, den Führer der übrigen Thiere, das Eigenthum unsers guten alten Kentuckiers, den dritten Theil alles seines weltlichen Besitzthums, das war keine unbedeutende Sache. Wir merkten nach einiger Beobachtung, daß es vergiftet seyn müsse, gaben ihm die nöthigen Arzneien ein und überließen es die Nacht über seinem Schicksale. Am andern Morgen war es noch am Leben, wir brachen deßhalb wieder auf und trieben das kranke Pferd langsam einige Stunden vor uns her, dann aber weigerte es sich weiter zu gehen. Es wurde nun augenscheinlich, daß das Thier auf der andern Seite der Kette die wilden Pastinaken in der Nähe unseres Lagers gefressen hatte. Rettung war nun unmöglich, und wir hielten an, um es sterben zu sehen, damit es nicht noch lebend von den Wölfen zerrissen würde. In unserer Bekümmerniß um das Leben des guten Thieres hätten wir beinahe eine der größten Seltsamkeiten der Natur, ein Kreuz von krystallisirtem Quarz an der Ostseite eines konischen Berges, unbeachtet gelassen. Auf der Westseite eines Baches, dem wir folgten, stand eine Anzahl konischer Gipfel, gedrängt um eine Höhe, deren Gipfel dem Giebelende einer alten Kirche glich. Dieser Haufe von Gipfeln hatte an jeder Seite mächtige Anschwellungen des Bodens, die sich hoch genug erhoben, um mit Schnee bedeckt zu seyn. Auf der Ostseite von dem erwähnten Giebelende waren zwei ins Kreuz laufende Adern von krystallisirtem Quarz. Die aufrecht laufende war etwa 60, die querlaufende, welche die andere nahe an dem Gipfel durchschnitt, etwa 20 Fuß lang. Ich erblickte sie, als die Sonne aufging und die glänzenden Krystalle erleuchtete. Ein Kreuz in einer Kirche erweckt schon Ehrfurcht, aber hier in den wilden Bergen, etwa 800 Fuß über dem Boden, im Tempel der Natur, an der nackten Felsenwand — das war ein ergreifender Anblick. Die Trapper haben auch voll Ehrfurcht diesen Berg den „Berg des heiligen Kreuzes" genannt.

Je weiter wir jetzt vorrückten, desto mehr öffneten sich die Thäler, und die Bäume, Fichten, Föhren, weiße Eichen, Baumwollenbäume wurden höher und stärker, Gras und Blumen üppiger. Wir zogen über schwellende Höhen, eine nach der andern, auf denen zahlreiche Bäume vom Winde niedergestürzt waren und unsern Weg ungemein mühsam machten. Das Thal, in welchem diese schwellenden Höhen aufeinander folgten, war über zwei Stunden breit. Weit entfernt lag die Anahuak-Kette, die sich bereits gegen Westen bog; im Süden sah man noch Schnee, nicht mehr aber im Osten und Norden. Am Abhang der Berge grasten Büffel in einzelnen kleinen Heerden; der Boden zeigte viele Elennthierspuren, aber kein Elennthier ließ sich sehen. Kelly sagte mir, diese Thiere folgten dem Schnee, d. h. wenn im Sommer der Schnee schmilzt, ziehen sie sich immer höher an den Schneerand in den Bergen hinauf und eben so im Herbst wieder herab; den Winter über findet man sie in den Thälern. Auch die Abwesenheit der männlichen Hirsche erklärte er auf diese Weise, denn die Hirschkühe trennen sich von den Männchen, bis ihre Jungen 4 oder 5 Monate alt sind, und zwar weil das Männchen die Jungen während der Zeit ihrer Hülflosigkeit gern tödten soll. Am 29sten erreichten wir endlich den Grand River, der hier etwa 1000 Fuß breit, 6 bis 10 Fuß tief, durchsichtig und wie die Atmosphäre selbst von viel höherer Temperatur ist, als wir seit dem Arkansas irgend ein Wasser getroffen. Die Thäler an und um diesen Strom heißen bei den Jägern der „alte Park," denn weite Wiesen begleiten die Gewässer, Wälder besäumen den Fuß der Berge und scheiden die Ebenen, in denen die Antilope, das schwarz und weiß geschwänzte Reh, der Hase, das Bergschaf, der graue, rothe und schwarze Bär, der Büffel und das Elennthier streifen. Auch der Prairie- und der große graue Wolf, der amerikanische Panther, der Iltis, der Bi-

der und die Landotter finden sich hier, und der Prairiehund baut seine Städte, in denen er mit den Klapperschlangen lebt. Diese sollen sich nämlich in ziemlicher Anzahl zwischen den Klippen finden, ich sah aber keine.

Am Abend als die andern zum Fischen ausgegangen waren, gab mir Kelly Bericht über den Grand River, der einer der Oberarme des westlichen Colorado ist. Er entspringt weit im Osten zwischen den steilen Höhen der Ostkette, und seine Quellen liegen unter gleicher Länge mit der Schlucht des Südarms des Platteflusses. Er strömt von da 160 M. weit gegen Nordwesten, und durchbricht dann die Anahuak-Kette in mächtigen Cascaden, die zur Zeit der großen Anschwellung im Junius gleich dem Niagara donnern sollen; dann wendet er sich westlich, vereinigt sich mit dem grünen Fluß oder Sheetskadee und bildet den Colorado des Westens. Von dieser Vereinigung an, 700 M. weit, ist die Richtung des Stroms südwestlich nach der Spitze des Golfs von Californien hin. Von diesen 700 Meilen läuft der Strom die größere Hälfte fast ununterbrochen durch einen Schlund oder Kenyon mit senkrechten, mehrere hundert Fuß hohen Wänden und sein Bette bildet eine unaufhörliche Reihe von Cascaden. Dieser Kenyon endet erst 30 Meilen oberhalb des Golfs, und nur bis hieher ist der Strom schiffbar. Vor einigen Jahren haben sich zwei katholische Missionäre auf dem Colorado eingeschifft, um nach Californien hinabzufahren, aber man hat nie wieder etwas von ihnen gehört noch gesehen. Eine Abtheilung Trappers, die in einem starken, wohlbemannten Boote dasselbe versuchten, sah sich, nachdem sie kaum in die Schlucht eingetreten, in solcher Gefahr, daß sie alsbald landeten, und nur mit Lebensgefahr noch die Uferfelsen erklettern konnten. Das Land auf beiden Seiten des Stroms ist eine undulirende Wüste von brauner, loser Erde, auf welche nie weder Thau noch Regen fällt.

Nachdem wir über den Grand River gesetzt, zogen wir rasch fort, dem Green River entgegen und hielten Abends am Fuße eines hohen Berges, der mit starken Bäumen bedeckt war. Es ist dieß die Kette, welche die beiden Oberarme des westlichen Colorado trennt, und die wir also übersteigen mußten. Wir ließen unsere Thiere grasen, nahmen ein spärliches Mahl von getrocknetem Fleisch ein und legten uns schlafen. Aber in der Mitte der Nacht erhoben die Panther ein solches Geheul in den Bergen, daß wir wohl merkten, es sey auf uns und unsere Pferde abgesehen. Wir trieben deßhalb die Pferde zusammen, banden sie in der Nähe unsers Lagers fest, schleppten Holz in Masse ans Feuer und schliefen dann wieder, um uns zu stärken für den kommenden Tag. Mit Anbruch desselben zogen wir den Berg aufwärts und kamen auf dem Gipfel an, als eben die Sonne über die östlichen Höhen heraufstieg. So hatten wir eine wunderbare Aussicht über das Thal des Grand River und das ganze Land nach der Anahuak-Kette hin, deren Schneewände in der Morgensonne erglänzten.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Expedition auf dem Niger in den Jahren 1841 und 1842.

Zweiter Abschnitt.

Am 21 September lichtete der Albert die Anker und ging nach Rabbah ab. Der Wilberforce machte sich auf den Rückweg nach der Mündung des Stromes. Von seiner Reise werden wir später sprechen. Für jetzt wollen wir dem Albert auf seinem kühnen und gefährlichen Ausflug folgen.

Um diese Zeit befanden sich an Bord des Albert neunundreißig Europäer: siebzehn Officiere oder Ingenieure und zweiundzwanzig Matrosen, von denen sechs Matrosen und zwei Ingenieure am Fieber krank lagen. Die übrigen befanden sich in guter Gesundheit, mit Ausnahme von drei oder vieren, welche das Fieber gehabt hatten, aber schon weit in der Genesung fortgeschritten waren. Während des ersten Tages stellten sich bei dem Capitän Bird Allen die Symptome des Fiebers ein und am folgenden Tage machte ihn die Krankheit völlig unfähig zum Dienst. Zwei andere Fälle von Fieber zeigten sich am selben Tage: ein Officier und ein Matrose wurden davon befallen.

Am 22 kam der Albert auf dem Markt von Kori, auf dem rechten Ufer, an. Diese Stadt enthält achtzig bis hundert Häuser. Ihre Märkte sind alle vierzehn Tage, nach andern alle Monate offen. Es fand sich jedoch kein einziger Artikel des europäischen Handels; die einheimischen Waaren bestanden in Kornfrüchten, großen Hüten von der Größe von Sonnenschirmen, in Holzarbeiten von Abah, einigen großen Säcken voll Baumwolle mit den Hülsen, geschnitzten Kalebassen, im Lande verfertigten irdenen Waaren, verschiedenen Früchten, Kalebassen mit Butter gefüllt u. s. w. An diesem Tage erschien nicht ein einziger Sklave auf dem Markt.

Einige Geographen haben behauptet, daß die Städte Kori, Akoka, Atschira, Egbe und Area einen unabhängigen Staat bilden; aber nach den von der Expedition an Ort und Stelle gesammelten Nachrichten sind sie dem Attah von Egarrah unterworfen. Dessen ungeachtet bezahlen sie auch dem König der Felatahs einen jährlichen Tribut. Der Attah von Egarrah kann Truppen in Kori, so wie in den andern Städten ausheben. Aduku, der Sohn des Attah, verkündigte bei seiner Ankunft in Gegenwart des obersten Mallam, des Richters und der Vornehmsten der Stadt das Gesetz seines Vaters zur Abschaffung des Sklavenhandels.

Am Morgen des folgenden Tages, den 23, kamen mehrere große Kähne an den Albert heran. Unter andern war eines derselben, welches dem Ajimba, Sohn des Ajiddi, Häuptlings von Mieye, einem Dorfe des Gebiets Kallanda, unter der Oberherrschaft des Attah von Egarrah gehörte. Dieses Canot kam vom Markt von Eggah am obern Lauf des Stromes im Lande Nufi zurück. Es war mit Pferden und verschiedenen Waaren beladen. Ajimba hatte drei Sklaven gekauft, einen Mann und zwei Frauen, die er mit sich führte. Da Eggah, wo die Sklaven gekauft worden waren, sich auf dem Gebiet des Attah befand, so war ihre Verführung von einem Lande ins andere ein Bruch des Vertrags von Iddah. Demzufolge hielt Capitän Trotter den Kahn zurück und nahm nach einem scharfen Wortwechsel die Sklaven an Bord des Albert ein. Es wurde jedoch bewiesen, daß Ajimba durchaus keine Kenntniß von dem Vertrage hatte; auch hatte die Confiscation des Kahns und seiner Ladung keine weitern Folgen. Der Capitän Trotter

fragte nach dem Preis, den er für die Sklaven bezahlt hätte. Ajimba erklärte, daß er für alle drei die Summe von 4 Pfd. St. nach unserem Geld gegeben habe. Man bot ihm als Entschädigung sechs Gewehre, ein Fäßchen Pulver und drei Ellen rothes Tuch an, was nach Hrn. Schöns Schätzung 5 Pfd. St. für die drei Sklaven betragen konnte. Ajimba stimmte freudig damit überein und schloß den Handel sogleich ab. Diese Sklaven wurden später nach Fernando Po geführt und dort in Freiheit gesetzt.

Am 25 kam der Albert vor Kinami an, um Holz zu fällen. Dieses Dorf ist an dem rechten Ufer des Stromes gelegen und von den Nufis bewohnt. Seine Bevölkerung beträgt ungefähr tausend Seelen. Kinami ist nach dem Rechte der Eroberung den Felatahs zinsbar. Der jährliche Tribut wird von den dazu beauftragten Officieren des Königs mit großer Grausamkeit eingetrieben. Die Nufis sehen sich oft genöthigt, ihr Hausgeräthe, ihre Hütten und ihre Werkzeuge zur Feldarbeit zu verkaufen, um den Erpressungen der Despoten zu genügen; wenn sie nicht bezahlen können, werden sie nach Rabbah in die Sklaverei abgeführt. Am Tage der Ankunft der Engländer in Kinami fand sich kein einziger Sklave zum Verkauf vor. Wenn die Einwohner derselben benöthigt sind, gehen sie nach Eggah, um sie zu kaufen, wo alle vierzehn Tage ein großer Markt gehalten wird.

Nach den Bemerkungen des Hrn. Schön unterscheidet sich der Zustand der Sklaven in allen diesen Dörfern sehr wenig von dem ihrer Eigenthümer. Keine andere Bestrafung als die Peitsche wird gegen sie von ihren Herren angewendet. Wenn ein Sklave zu entrinnen sucht, wenn er sich mehr als einmal eines Diebstahls oder größern Vergehens schuldig macht, wird er sogleich verkauft. Wenn er einen Mord begeht, wird er mit dem Tode bestraft und sein Herr hat eine Geldbuße zu erlegen. Wenn der Herr seinen Sklaven tödtet, wird er bloß zu einer starken Geldstrafe verurtheilt. Der Bezirk, in welchem Kinami eine der Hauptortschaften ist, heißt Buschi. Er fängt auf dem rechten Ufer, Raschinku gegenüber, an, erstreckt sich bis nach Eggah und enthält ungefähr vierzig Städte oder Dörfer mit einer Bevölkerung von etwa dreißigtausend Seelen. Das Volk steht im Rufe, fleißig und betriebsam zu seyn. Es verfertigt Tücher, deren Güte um so mehr auffallen muß, da die dazu gebrauchten Werkzeuge äußerst roh sind. Die Baumwolle wird ihnen vom Lande Nufi zugeführt, auf dem linken Ufer, wo das Erdreich sich vorzüglich für den Anbau dieser Pflanze eignet. Das wenige, das man im Gebiet Buschi pflanzt, wird nach den ersten Regen eingesäet und fünf Monate darauf geerntet. Reis ist das Haupterzeugniß. Die Ueberschwemmung von 1841 zerstörte die ganze Ernte und brachte eine Theuerung hervor.

Die Einwohner von Kinami sind Fabricanten und Handelsleute. Sie bringen auf die Märkte von Eggah und andern Städte Schafe, Ziegen und Früchte. Ihr Salz beziehen sie von Dohma und Pauri, wohin es durch Kaufleute aus dem Lande Haussa gebracht wird. Elfenbein ist sehr selten und doch sollen die Elephanten in der Nachbarschaft sehr zahlreich seyn, aber die Eingebornen von Kinami verstehen sich weder auf das Tödten noch Zähmen derselben.

Die religiösen Gebräuche dieses Volks sind ein Gemisch von Heidenthum und Mohammedanismus. Sie sind sehr unwissend in Sachen der Religion: sie heurathen so viele Weiber, als sie kaufen können. Der mittlere Preis einer Frau ist ungefähr 24 Schilling. Diese Summe wird den Eltern der jungen Frau bezahlt, nach deren Einwilligung niemals gefragt wird. Gemeinschaftliches Trinken und Essen und die Verwendung der Kaufsumme zu allerlei Vergnügungen macht die ganze Heurathsceremonie aus. Die auf solche Art gekaufte Frau kann von ihrem Mann wieder verkauft werden, aber niemals als Sklavin. Die Felatahs heurathen Weiber von Nufi, geben aber niemals ihre Mädchen den Männern von Nufi zu Weibern, so groß ist ihre Verachtung der letztern. Die Felatahs gelten als wohlunterrichtet in den Gesetzen des Korans. Sie heurathen nie mehr als vier Weiber, und ihre Mallams feiern die Heurath durch religiöse Gebräuche und öffentliche Gebete.

Am 27 Abends ging der Albert Angesichts Eggah vor Anker. Hr. Crowther wurde sogleich an das Oberhaupt abgeschickt, um ihm die Ankunft der englischen Commissäre zu melden. Am folgenden Tage warf das Fahrzeug Anker vor der Stadt. Eggah ist eine der ersten Städte des Landes Nufi und die größte und bevölkertste, welche die Engländer seit ihrer Einfahrt in den Niger antrafen. Dieses unglückliche Land, seit mehrern Jahren durch Kriege zwischen zwei Bewerbern um den Thron zerrissen, ist dem König von Rabbah, einem der mächtigsten Häuptlinge der Felatahs, zinsbar geworden, welcher jedoch selbst wieder den Gesetzen des mächtigen Sultans von Socatu unterworfen ist. Der Statthalter von Eggah heißt Rogang; er ist ein Nufi und von einer alten fürstlichen Familie. Dieses Amt ist erblich in derselben.

Die Erscheinung des Albert setzte die Einwohner in Bestürzung. Tausend Muthmaßungen beschäftigten die Köpfe. Man wußte bereits, daß die in Eggah von Ajimba gekauften Sklaven in Beschlag genommen worden wären; man glaubte, daß die Engländer durch Gewalt der Waffen und Krieg den Sklaven die Freiheit geben wollten. Aber nachdem Hr. Crowther Rogang die Natur des Vertrags erklärt hatte, welchen die Engländer mit ihm und allen den Oberhäuptern, deren Länder vom Niger und seinen Nebenströmen bespült werden, einzugehen wünschten, antwortete er, daß es ihn freuen würde, den Commandeur des Fahrzeugs zu sehen. „Ich habe schon von seiner Ankunft sprechen hören," sagte er, „aber ich bin sehr froh, daß er nicht kommt, um Krieg mit mir zu führen, sondern nur Friedensverträge zu machen. Dennoch scheue ich mich, an Bord eures Fahrzeugs zu gehen. Wenn der König der Felatahs das erführe, würde er böse werden, weil er sich vor den weißen Leuten fürchtet, welche stärker im Kriegführen sind als er." Er würde sagen: „Ah, Rogang ist hingegangen, um die Weißen zu besuchen! Ich werde ihn das entgelten lassen, sobald die Weißen in ihr Land zurückgekehrt sind." Er billigte die Beweggründe der Expedition und sagte, daß er selbst die Abschaffung des Sklavenhandels wünsche, aber als Statthalter von Eggah dürfe er sich keine Maaßregel erlauben, ehe der König selbst den Vertrag zur Abschaffung unterzeichnet hätte. „Ich denke nicht," sagte er, „daß die Felatahs jemals in das Aufgeben des Sklavenhandels einwilligen werden. Gott allein ist fähig, ihn in diesem Lande aufzuheben."

Der Haß gegen seine Unterdrücker leuchtete aus seinen Reden deutlich hervor, und mehreremale gab er zu verstehen, daß er und sein Volk glücklich seyn würden, sich unter den Schutz der Engländer zu begeben, alsdann würden sie nichts mehr von ihren Feinden befürchten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Itschaboe, wohin seit anderthalb Jahren so viele englische Schiffe gingen, um Guano zu holen, ist bereits nahezu ausgeleert; so berichtet wenigstens der Moniteur universel vom 21 Febr. nach officiellen Nachrichten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 65.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 März 1845.

Etwas über die niedern Beamten in Rußland. *)

Wir hatten die Gouvernements Moskau, Tula und Kaluga durchzogen, mit allen Berechtigungen und Befehlen ausgerüstet, die man in Rußland zur schnellen Weiterförderung benutzen kann, und nicht ein einzigesmal hatte uns die Post mit Pferden versehen. Die Postmeister hatten sich bemüht, uns Bauerpferde zu besorgen, die wir nie unter der drei- bis sechsfachen Posttaxe erhielten. Verstanden wir uns nicht sogleich zu jedem Anerbieten, so wurden uns die Kaufbedingungen der sibyllinischen Bücher gestellt, indem die Postbeamten annahmen, daß wir als Fremde mit eigener Hülfe bald zu Ende seyn würden. Wir hatten uns überzeugt, daß die Postmeister, Staroste und Bauern gemeinschaftlich ein consequentes System von unbefugtem Gelderwerb gegen die Reisenden durchführen, das nicht einmal mit Gewalt zu durchbrechen ist, geschweige durch die unnützen Copien der Podoroschnas, zu denen die Postbeamten verpflichtet sind, und die höchstens zur Polizeicontrole der Reisenden dienen. Auf jeder Poststation ist man gezwungen neue Prellereien kennen zu lernen, die einem zuletzt so wenig unerwartet vorkommen, daß sie nur noch durch die Neuheit der Wendungen und des Raffinements frappiren. Anfangs glaubten wir irrthümlich, daß wir uns noch stellenweise auf das Ehrgefühl dieses embryonalen russischen Adels berufen könnten. Aber wir haben keinen Postmeister dieses Schlags gefunden, dem wir nicht wiederholt hätten versichern dürfen, daß wir ihn für einen Spitzbuben hielten, ohne daß ihn dieß im geringsten überraschte. Der Geldvortheil, den er mit dem Starosten und dem einverstandenen Bauer theilt, ist das Endziel seiner Wünsche. Ist er dessen sicher, so beruhigt er sich über jede öffentliche und Privatmeinung.

Solche Posterlebnisse sind dem Reisenden widrig und dem Leser langweilig. Doch sind dieß noch nicht die unerfreulichsten Seiten derselben. Sie sind ein Beleg zu der Art, wie das russische Volk allmählich durch die Tschinowniks demoralisirt wird, ein wenn auch einseitiger Beweis für die allgemeine Ansicht, daß der Kaste der Tschinowniks so oft alles Ehr- und Rechtlichkeitsgefühl abgeht. Hat man die unzweideutige Industrie der Postbeamten aus eigener Erfahrung kennen gelernt, so ist man nicht mehr so ganz abgeneigt, den unglaublichen Erzählungen über Betrügereien und Unterschleife anderer Tschinowniks nicht alle Glaubwürdigkeit abzusprechen. Man begreift es, daß nicht allein der russische Bauer, sondern auch der freie Russe in einem lebhaften Widerwillen gegen diese habgierige Menschenclasse aufwächst, und beiden später nie eine Gelegenheit geboten wird, diesen Widerwillen durch Erfahrung zu beseitigen. Man sieht es in der Natur der Dinge begründet, daß der Bauer einem jeden rasirten Gesichte und decorirten Rocke mit Mißtrauen, Furcht und Zurückhaltung entgegentritt, auch wenn er dessen Befehlen gehorchen und die Ruthe, die ihm dargeboten wird, willig küssen muß. Man ist im Klaren darüber, weßhalb die russische Aristokratie sich mit Verachtung von diesem niedern Dienstadel abwendet, und in keinerlei Weise mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen wünscht.

Nur im Norden und in den entlegeneren Gegenden im Innern ist das Volk mehr von dieser Geißel verschont geblieben. Wer hier den russischen Bauer in den Tugenden und Untugenden seines Naturzustandes kennen lernt, wird ihn lieb gewinnen, und den Grund seiner Entartung nicht in ihm selber suchen.

*) Aus Blasius' Reise in Rußland.

Ein Zug durch die Felsengebirge.

(Fortsetzung.)

Das Hinaufsteigen war vergleichungsweise leicht gewesen; zwar zogen wir an einem halben Duzend halsbrechender Steilabstürze vorüber, da aber keiner von uns schwindlicht wurde, so konnte man diese schmalen, schlüpfrigen Pfade nicht eben unter die Zahl der ungewöhnlichen Dinge rechnen. Aber das Hinabsteigen war desto schlimmer, und wir dankten dem Himmel, als es überstanden war. Rüstig trabten wir nun 6 oder 7 Meilen weiter über kahle Höhen, reiche Ebenen und

waldige Berge, bis wir an „Tumbletons Park“ gelangten. Hier ließen wir unsere Pferde grasen, hingen unsere Feldkessel über das Feuer, um einige Brocken Fleisch, die wir noch in unsern Ledersäcken fanden, zu kochen, und streckten dann unsere ermüdeten Glieder unter dem Schatten der Weiden aus, um über eine Spur uns zu besprechen, die wir auf unserm letzten Ritte durchkreuzt hatten: der eine glaubte, es sey eine Indianerspur von Schoschonen oder Arrapahos, unser alter Führer bestand aber darauf, es seyen Pferdespuren von weißen Männern, indem nie Indianer in dieser Richtung zögen und eines der Pferde auf den Vorderfüßen beschlagen sey. In diesem Augenblick ertönte der Arrapaho-Kriegsruf, und das Getrappel von Pferden an der Seite des Berges brachte uns schnell auf die Füße, um für möglichen Anfall gerüstet zu seyn. Kelly schien einen Augenblick an seiner eigenen Ansicht über die Spur unsicher zu werden, bald aber sprang er über den Bach hinüber und begrüßte drei alte Jagdgefährten. Es war ein fröhliches Zusammentreffen: oft waren sie im Gefecht neben einander gestanden, hatten mehr als einem erschlagenen Cameraden sein einsames Grab im Gebirge gegraben, und mit einander das rächende Blei den Schwarzfüßen entgegengesandt. Sie waren mehr als Brüder, und so begrüßten sie sich auch. Wir theilten unsere letzten Stücke Fleisch mit ihnen, und sie gaben uns dagegen manche für uns höchst wichtige Nachrichten.

Unsere Spur hatte sie auf die Ansicht gebracht, wir seyen Freunde von ihnen, die sie von St. Louis her mit Waaren für den Posten zu Browns Hole erwarteten; die Arrapahos, erzählten sie, mästeten sich mit Büffelfleisch in dem Stierpferch an dem Nordarm des Platteflusses, die Schoschonen nährten sich kümmerlich von Wurzeln am großen Bärenfluß, Schwarzfüße und Sioux seyen in der Nähe; in den Bergen sey kein Wild, außer um die Quellen des Schlangenflusses, und sie selbst gehörten zu einer Abtheilung von Weißen, Indianern und Squaws, die auf dem Wege nach Bent Fort am Arkansas sey, um dort Hrn. Thompson mit den für sie bestimmten Waaren zu treffen; wir hätten auf unserer Reise nach Browns Hole vernünftiger Weise nichts anderes zu erwarten als Hunger, Pfeilschüsse von den Sioux, nebst andern ähnlichen Annehmlichkeiten. Hr. Craig, der Anführer der Partei und Theilhaber an dem erwarteten Waarenzug, versicherte uns, das Gras am Columbia sey bereits dürr und selten, und wenn wir auch genug fänden, um unsern Pferden das Leben zu fristen, so würde der Schnee an den blauen Bergen uns doch hindern, Vancouver vor dem Frühjahr zu erreichen; wir würden demnach besser thun, den Winter in seinem Posten zuzubringen. Nachdem sie zwei Stunden bei uns geblieben waren, kehrten sie in ihr Lager zurück.

Tumbletons Park ist eine schöne Savanne, die sich nordwestlich von unserem Lager unter Wäldchen von Sprossenfichten, Föhren und Eichen hinzog. Dreihundert Schritte von uns erhob sich der Tumbleton-Felsen, einer jener seltsamen, thurmartigen Blöcke, welche man zuweilen in diesen Thälern findet, er war 80 Fuß hoch, hatte nur 20 am Fuße im Durchmesser, und endete in einer Spitze. Bald nachdem unsere neuen Bekannten uns verlassen hatten, brachen wir auf und zogen quer über die Berge in nordöstlicher Richtung gegen den nördlichen Arm des kleinen Bärenflusses. Dieser Marsch war außerordentlich mühsam durch Strecken von losen Steinen, durch Buschwerk und dann wieder durch dichte Wälder, dabei keine Spur, die uns hätte leiten können, selbst für unsern Führer war es neuer Boden. Aber er konnte sich unmöglich täuschen. Ein zweistündiger Ritt brachte uns auf eine Indianerspur, von der er mehrere Jahre zuvor einmal gehört hatte, und fort ging's nun über umgestürzte Fichten, zwei bis drei Fuß im Durchmesser und ein bis zwei Fuß über dem Boden. Es war dieß einer der beschwerlichsten Striche, die wir noch je durchzogen hatten, und um so beschwerlicher, als allmählich die Nacht eintrat und der Regen in Strömen herabgoß. Es wurde zehn Uhr Abends, bis wir uns aus dem wilden Waldland nach einer kleinen Prairie herausarbeiten konnten. Durchnäßt bis auf die Haut, schauernd vor Kälte, ohne Lebensmittel und mit Wolfshunger, verschafften wir uns das Einzige, was möglich war, — ein tüchtiges Feuer, und schliefen, so gut es gehen wollte, unter freiem Himmel in dem tobenden Sturm. Das Land, durch welches wir den Nachmittag über gezogen, war sehr uneben, aber Hügel und Thäler waren weithin mit einem reichen, fruchtbaren Lehm bedeckt, der stark mit Fichten, Espen und dgl. bestanden war. Die dazwischen liegenden Rasenplätze waren schöner als ich sie bisher je gesehen, viele waren mit Lieschgras und andern Gräsern bedeckt, wie sie sonst nur wohlgehaltene europäische Wiesen darbieten. Ich hatte schon seit mehrern Tagen solche Gräser in Büscheln gesehen, aber wir ritten scharf vorwärts, so daß ich nicht Zeit hatte sie zu untersuchen, und geneigt war zu glauben, mein Gesicht habe mich getäuscht. Dieß war aber zu meinem großen Erstaunen nicht der Fall. Auch der Bergflachs war hier in Fülle; bisher hatte ich ihn nur in einzelnen Flecken gesehen, hier aber bedeckte er ganze Felder und überzog sie mit seinen lieblichen blauen Blüthen.

Da unsere Pferde während der Nacht wenig gefunden hatten, und durch die Anstrengungen des vorigen Tages sehr erschöpft schienen, so brachen wir frühzeitig auf, beluden das stärkste mit unserm Gepäck, und führten und trieben die armen Thiere noch anderthalb Stunden weiter bis auf eine Wiese am kleinen Bärenfluß, wo wir sie auf dem ersten guten Gras, das wir fanden, frei weiden ließen. Es war zufälligerweise eines von Kellys ehemaligen Lagern, wo er einige Jahre zuvor sich mit Baumstämmen verschanzt und bei einem kranken Gefährten sieben Tage ausgehalten hatte. Damals war das Thal voll von feindlichen Indianern. „Eine furchtbare Zeit war dieß,“ sagte er, „doch gab es genug Büffel hier. Damals waren die Berge reich, jetzt sind sie so arm, daß man Hungers sterben könnte, wenn man sieben Tage hier bleiben müßte. Das Wild ist alles vertrieben; jetzt ist das kein Ort mehr für Weiße.“

Unsere allgemeine Richtung, seit wir am Arkansas die Berge betreten, war nordwestlich gewesen; jetzt aber schlugen

wir eine mehr nördliche Richtung ein. Nachdem unsere Pferde und Maulthiere hier sich gehörig satt gefressen, brachen wir auf am kleinen Bärenfluß abwärts. Das Land wurde jetzt immer unfruchtbarer, die Höhen waren ohne Holz und Gras, die Ebenen trugen nichts als eine Art Cactus (prickly pear) und wilden Wermuth; der letztere ist eine Staude von 2—6 Fuß Höhe, mit einem am Boden 2—4 Zoll dicken Stängel, der sich von der Wurzel an nach allen Seiten hin verzweigt. Die Rinde ist rauh, lichtgrau und sehr dünn, das Holz fest, fein gekörnt und schwer zu brechen. Die Blätter sind länger, gleichen aber in Form und Farbe dem gemeinen Wermuth in den Gärten. Der Geschmack ist zwischen Wermuth und Salbey, weßhalb man ihm auch den Namen wilder Wermuth oder wilder Salbey gegeben hat. Die steifen knotigen Zweige sind für den Wanderer besonders unangenehm. Die Staude steht in den Bergthälern über Tausende von Acres so dicht, daß es fast unmöglich ist, ein Pferd durchzubringen. Der Prickly Pear ist von zweierlei Art: der eine ist eine niedere Pflanze mit dicken elliptischen Blättern, an denen Dornen stehen, dieselbe, wie man sie manchmal in den Vereinigten Staaten in Gärten findet. Der andere wird oft drei Fuß hoch, ist dunkelgrün, eine Säulenpflanze ohne Blatt, die Oberfläche in regelmäßige Vielecke abgetheilt, die von den Seiten nach der Mitte zu anschwellen. An den Ecken dieser Figuren wachsen starke Dornen, ein bis anderthalb Zoll lang. Sechs Zoll vom Boden schießen unter einem Winkel von 45° Zweige nach allen Richtungen aus. Die ganze Pflanze besteht aus Saft und Fasern. Wir bahnten uns mühsam einen Weg durch diese dornigen Gesellen, und philosophirten über unsere leeren Mägen, als wir auf zwei Männer, eine Squaw und ein Kind von Craigs Partei stießen. Sie brachten die Nacht in unserm Lager zu. Wir hatten nichts zu essen, und folgten dem Beispiel der Squaw, welche die innern Theile von großen Distelstängeln aß.

Wir standen bei Tagesanbruch auf, etwas erfrischt durch den Schlaf, aber schwach, sehr schwach, der Hunger war entsetzlich. Unser Führer war an lange Fasten gewohnt und litt deßhalb weniger; er war indeß bei dem ersten Grauen des Tages mit der Büchse ausgezogen, und als wir unsere Maulthiere beluden, vernahmen wir einen Schuß. Wir eilten mit der Begierde hungernder Menschen zu ihm hin, und fanden ihn beschäftigt ein Elennthier zu zerlegen; alsbald schlugen wir in geringer Entfernung unter den Weiden am Ufer des kleinen Bärenflusses ein Lager auf, zündeten ein Feuer an, begannen zu kochen und zu braten, und verschlangen mit Heißhunger das Fleisch ohne Brod, ohne Salz, ohne irgend eine Zuthat. Wir blieben den ganzen Tag im Lager, um zu essen, unsere Thiere ausruhen zu lassen, und Erzählungen aus dem Bergleben anzuhören. Die großen Gefahren eines Aufenthalts in den Gebirgen wurden oft erwähnt, und viele derselben entspringen bloß aus der wachsenden Seltenheit von Büffeln und Bibern; dieß nöthigte die Trappers einen weiteren Strich als sonst zu durchstreifen, und vervielfältigte somit das Zusammentreffen mit ihren tödtlichsten Feinden, den Sioux und Schwarzfüßen.

Die Sonne war beinahe untergegangen, als wir an dem gewünschten Lagerplatze, der Vereinigung der beiden Arme des kleinen Bärenflusses ankamen. Hier stießen wir abermals auf einen Trapper, einen französischen Canadier, der uns zu dreien seiner Freunde führte, in deren Lager wir Nachricht über die Bewegungen der Indianer erhielten. Sie waren einige Tage zuvor mit den Sioux am kleinen Schlangenfluß zusammengetroffen, aber ohne Verlust entkommen. Auch sie waren der Ansicht, wir würden das Vergnügen haben, die Sioux auf unserem Wege nach Brown's Hole zu treffen. Unser Elennthierfleisch schwand rasch dahin unter der freundlichen Mitwirkung unserer neuen Bekannten, und die sichere Aussicht, daß wir für die nächsten acht Tage keines mehr erhalten würden, beunruhigte uns nicht wenig, hielt uns aber nicht ab, unsere Freunde, zwei Amerikaner und vier französische Trapper, denen es völlig an Nahrung fehlte, nach Möglichkeit zu bewirthen, wie sie es unter andern Umständen auch gethan haben würden. Diese Franzosen zeigen sich sehr lustig: weder Hunger noch Durst macht sie niedergeschlagen, so lange sie noch Kraft haben weiter zu ziehen, Biber zu fangen und zu singen. In ihrem Lager geht es stets sehr munter zu, und während des mühseligen Marsches in der Wildniß heitern sie sich auf mit ihren Liedern von „Alt-Canada." Die amerikanischen Trapper zeigen einen ganz verschiedenen Charakter. Die gewohnte Wachsamkeit zerstört bei ihnen alle Lustigkeit, selten lachen sie, und der Ausdruck ihrer Gesichter ist wachsam, ernst und entschlossen. Sie reiten oder gehen, wie Männer, die schon so oft den Kugeln und Pfeilen getrotzt haben, daß Furcht bei ihnen keinen Raum mehr findet. Entdecken sie einen Reiter in der Ferne, so geben sie ihren Pferden die Sporen und finden sich plötzlich an seiner Seite zum Kampf oder friedlichen Verkehr. Keine Zögerung, kein Hintergedanke; stolz, aufrecht, mit kräftigem Arm fassen sie ihren Feind, und besiegen jede Gefahr, oder „kommen um, wie weiße Männer fallen sollten," in raschem, offenen Kampfe.

(Schluß folgt.)

Englische Expedition auf dem Niger in den Jahren 1841 und 1842.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Eggah besitzt ungefähr zweihundert Webstühle. Man findet deren oft zehn oder zwölf in einem Hofe beisammen, die in der schönsten Ordnung im Gange sind. Diese Webstühle sind sehr einfach und das gewobene Zeug hat bloß drei Zoll Breite. Einiges ist weiß, anderes weiß, blau und roth gestreift. Sie machen Tobes oder Anzüge daraus, welche oft fünfzig Ellen von diesem schmalen Stoff erfordern. Zum Färben bedient man sich bloß zweier Stoffe, des Indigo's und des Roths. Dieses Roth wird aus einem Holze bereitet, welches von den Frauen in Mörsern zerstoßen wird, während die Männer weben oder färben. Es sind oft vier mit ihren Stößeln an einem Mörser beschäftigt, welche im Stoßen abwechselnd Tact halten. Das auf diese Art erhaltene Pulver wird mit Thon vermengt, in Kugeln geknetet und der Sonne

zum Trocknen ausgesetzt. Einigen dieser Kugeln mischt man einen fetten Körper bei. Die Weiber bedienen sich derselben bei ihrer Toilette und reiben sich den Körper damit ein, natürlich nicht ohne Koketterie. Diese rothen Kugeln werden auch in gewissen Fällen als Heilmittel angewandt. Ihre Töpferwaare gleicht auf den ersten Anblick dem Gußeisen. Sie wird in großer Menge verfertigt und die Einwohner pflastern mit den Scherben ihre Häuser.

Der Markt von Eggah war nicht so reich besetzt, als der von Kori. Einige Glaskorallen und Halstücher waren die einzigen europäischen Waaren, welche Hr. Schön bemerkte. Auch gab es Schießpulver, einige Pferde und etwa fünfzig Sklaven, welche, wie man versicherte, von den Felatahs zum Verkauf gebrachte Kriegsgefangene waren; diese Sklaven waren Weiber und drei Kinder, noch keine acht Jahre alt; einige Bündel rother Seide aus dem Lande Haussa. Kein einziges Feuergewehr, aber viele im Lande fabricirte Säbel, Lanzen, Bogen und Pfeile.

Die Bevölkerung von Eggah wird auf achttausend Einwohner geschätzt. Die Häuser sind sämmtlich von konischer Form, aber besser gebaut als die von Iddah. Die Mauern sind von Lehm und von verschiedener Dicke, von zwölf oder fünfzehn Centimetres bis zu anderthalb Metres. Die meisten Häuser sind mit Indigo bemalt, was ihnen ein angenehmes Aussehen gibt. Beinahe alle sind vorn mit einer Art von Portices oder doppelten Mauer versehen, welches einen Zwischenraum von ungefähr einem Metre bildet und den Zweck hat, das Innere gegen Feuchtigkeit und die große Hitze zu schützen. Diese Häuser haben nur eine große Thüre. Fenster kennt man nicht. Hr. Schön glaubte zu bemerken, daß die Stadt völlig mit Wasser umgeben sey; indessen befürchtete man zu der Zeit, wo der Albert vor Eggah lag, eine jener großen Ueberschwemmungen, welche öfters einer großen Menge Menschen das Leben kosten.

Das Volk von Eggah bekennt sich eigentlich weder zum Mohammedanismus noch zum Heidenthum. Jeder überläßt sich seinen abergläubischen Begriffen. Hr. Schön fand in dem Hause des Mallam verschiedene sehr schön geschriebene arabische Bücher, welche jedoch der Eigenthümer nicht lesen konnte, und andere, welche er sehr geläufig las, aber nicht den zehnten Theil davon verstand.

Die Einwohner von Eggah kaufen Sklaven von ihrem eigenen Volk, sie ziehen jedoch solche vor, die ihr Vaterland nicht kennen und sehr weit hergebracht worden sind und daher nicht leicht entfliehen können. Die Sklaven werden übrigens mit großer Menschlichkeit behandelt. Sie arbeiten die Hälfte der Zeit für ihren Herrn und die andere Hälfte für sich selbst. Gewöhnlich zeigen sie große Treue und Ergebenheit. Der Herr ist dem Sklaven Nahrung und Kleidung schuldig, was jedoch nicht hoch zu stehen kommt. Die Kleidung eines Sklaven besteht bloß in einem Stück Baumwollenzeug, welches um die Hüften geschlagen wird. Der Sklave darf die Erzeugnisse seines angewiesenen Landes verkaufen, nachdem der Herr die seinigen verkauft hat. Wenn er bei einem Kaufmann als Ruderknecht dient, darf er Waaren für seine eigene Rechnung einschiffen und Handel treiben. Er hat die Erlaubniß, so viele Weiber zu kaufen, als er ernähren kann, und seine Nachkommen sind frei. Auch kann er sich loskaufen und mit völliger Sicherheit in der Stadt leben, wo er Sklave gewesen ist, oder wenn er es vorzieht, in sein Vaterland zurückkehren. Wenn ein Sklave ein Verbrechen begeht, wird er verkauft oder sein Herr bezahlt eine Geldstrafe. Die für die Schulden ihrer Herren in Beschlag genommenen Sklaven dürfen nicht außer Landes verkauft werden u. s. w.

Der unter diesem Volk herrschende Gebrauch, sich die Augenbraunen mit Blei einzureiben, gibt dem Auge viel Lebhaftigkeit und Reiz. Sie malen sich auch die Nägel roth mit dem Saft einer Pflanze, welche in diesem Lande und in Haussa Lollah genannt wird und auf arabisch Henna oder Herma heißt, und salben sich den Körper mit einer rothen Pommade ein, welche allen Arten der bei ihnen im Schwange gehenden Kokketterie großen Vorschub thut, und wie Hr. Schön, der Missionär, bemerkt, an mehrere Stellen der heiligen Schrift erinnert.

Sumo Sariki, der König der Felatahs, welchem Eggah Tribut bezahlt, wird als jähzornig, grausam und habgierig geschildert. Im Kriege muntert er beständig seine Soldaten auf, Gefangene zu machen, welche er sodann auf verschiedene Märkte sendet, um für seine Rechnung verkauft zu werden. Rogang lud sogleich die Engländer ein, sich nach Rabbah zu begeben; es wäre ihm nicht unlieb gewesen, seinen Oberherrn in Verbindung mit den Engländern zu sehen; deßhalb sandte er einen Boten an denselben ab, um ihn von der Ankunft des Albert in Eggah zu unterrichten. Dieser Bote überbrachte dem König zugleich eine seidene Robe und eine arabische Bibel. Rogang ließ dem König das Verlangen der Engländer mittheilen, Handelsverträge mit ihm einzugehen. Auf der andern Seite suchte Rogang die Engländer zu überreden, den Fluß hinaufzufahren, und gab ihnen die Versicherung, daß die Ueberschwemmung ihrem Vorhaben während wenigstens noch sieben Monaten günstig seyn würde. Der Capitän Trotter verlangte von ihm die Namen der Städte und Dörfer zu wissen, welche zwischen Rabbah und Eggah gelegen wären, so wie einige nähere Umstände über ihre Oertlichkeiten, aber diese Fragen blieben unbeantwortet, da der Häuptling selbst niemals aus Eggah gekommen war.

Unterdessen machte die Krankheit mit jedem Tage an Bord des Albert mehr beunruhigende Fortschritte. Seit der Abfahrt des Fahrzeugs vom Zusammenfluß des Niger und des Tschadda waren zwei Personen ihr Opfer geworden, und die übrigen Kranken, statt ihre Gesundheit zu verbessern, nahmen täglich an Kräften und Muth ab. Die Krankenlisten enthielten beinahe täglich neue Namen. Zu Eggah wurde auch Hr. Lodge, der einzige dienstfähige Ingenieur, vom Fieber ergriffen. Es wurde ein neuer Holzvorrath eingeschifft, in Hoffnung, daß einer der Ingenieure das Fahrzeug den Strom hinauf bis nach Rabbah werde führen können, aber keiner derselben war im Stande Dienst zu thun. Nicht einmal ein Zimmermann blieb übrig, um im Nothfall einen Schaden auszubessern.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Hannibals Rhoneübergang. Das Echo du Monde Savant vom 12 Januar citirt einen Artikel aus dem Investigateur, worin ein Hr. Froment zu beweisen sucht, daß die Stelle, wo Hannibal die Rhone überschritt, in der Nähe der Einmündung der Baulte in die Rhone gewesen sey. Außer den Zeugnissen der Alten, daß Hannibal vier Tagemärsche oberhalb der Mündung der Rhone übergesetzt, führt der Verfasser mehrere Fälle an, wo man in der Nähe Elephantenknochen auffand, die wohl keinen andern Ursprung haben könnten, als von Hannibals Zuge her.

*

Die Bevölkerung von Neugranada soll nach den Jamaica Times (Col. Gaz. vom 15 Febr.) im J. 1843 1,931,684 S. betragen und im Laufe von 8 Jahren um 345,616 S. zugenommen haben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 66.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 März 1845.

Ein Zug durch die Felsengebirge.

(Schluß.)

Diesen Morgen mußten wir uns von Burns und Ward so wie von den französischen Trappern trennen. Die letztern zogen nach dem alten Park, wie sie das Thal des Grand River nennen, um Biber zu jagen, die erstern nach den Höhen im Südwesten, theils zu demselben Zweck, theils um den Abzug der Sioux und Schwarzfüße zu erwarten. Diese Amerikaner hatten uns durch ihre Offenheit und Freundlichkeit lebhaft für sich eingenommen, und glücklicherweise konnten wir ihnen durch Vermehrung ihres geringen Vorraths von Munition unsere Theilnahme beweisen. Aber alles suchten sie uns zehnfach zu ersetzen, indem sie uns Mocassins, gegerbte Hirsch- und Elennthierfelle u. s. w. gaben, „da sie solche jeden Augenblick ersetzen könnten." Gegen 10 Uhr sagten wir diesen furchtlosen Menschen Lebewohl, wünschten ihnen ein langes, glückliches Leben in den Bergen, und brachen wieder auf am kleinen Bärenfluß herab auf Browns Hole zu. Wir hatten noch sechs oder acht „Lager" oder Tagreisen vor uns, der Weg war unsicher durch feindliche Indianer, Gras und Wild mangelte — eine furchtbare Reise! Wir konnten den Sioux entkommen, wir konnten eines unserer Pferde tödten, um dem Hungertod zu entgehen, das war genug, solche Gefahren waren jetzt nicht mehr so furchtbar für uns, als zur Zeit, wo wir die Gränze des Vereinigten-Staaten-Gebiets verließen. Wir befanden uns seit 60 Tagen mitten unter frischen Spuren feindlicher Stämme, in stündlicher Erwartung den Kriegsruf um uns her ertönen zu hören, und allerdings, wenn ein Kriegszug von nur gewöhnlicher Stärke uns anfiel, so waren wir verloren. Wir hatten aber jede Höhe so vorsichtig erstiegen, um die vor derselben liegende Ebene auszuforschen, wir hatten, wenn Gefahr da war, unsern Weg so sorgsam durch Gehölze und hinter Höhen genommen, und immer mit solchem Erfolg, daß der Sinn für Gefahr bei uns ziemlich abgestumpft war.

Wir hielten uns immer noch an den Fluß, der in einer Breite von 150 Fuß und einer Tiefe von etwa 6 Zoll rasch dahinfloß über ein Bett von losen Steinen und Kiesel. Ich war sehr geschwächt, theils durch Mangel an Nahrung, theils durch die Anstrengungen der Reise, denn ich hatte seit dem Tage, wo Kelly's Pferd gefallen, mein Reitpferd hergegeben, um das Gepäck zu tragen, und war seitdem immer zu Fuß gegangen, außer wenn mein Führer gefällig genug war mir das seinige zu leihen. Da auch mein mexicanischer Diener kein Pferd hatte, und zwei andere unserer Gefährten nur eins miteinander, so waren wir in schlechter Verfassung, eine Reise von 7 Tagen durch ein Land, fast ohne Wasser, unter einer brennenden Sonne und ohne Nahrung zu ertragen. Der wilde Wermuth und Cactus waren fast die einzigen Zeichen von Vegetation, welche der Boden hier darbot; Anhöhen von Lehm und Sand, unfruchtbare Thäler voll rother Erde, und hie und da ein Granitrollstein, das war alles, was wir vor und um uns hatten. Am Rande eines Hügels sahen wir eine kleine Antilopenheerde, der wir uns zu nähern versuchten, aber sie waren schon einige Tage vorher von den französischen Trappern gejagt worden und deßhalb sehr scheu. Unsere Hoffnung, Wild zu finden, war nun zu Ende, denn die französischen Trapper hatten auf ihrem ganzen Weg kein anderes Wild, als diese Antilopenheerde gesehen. Ich weiß nicht wie es uns ergangen wäre, wenn wir nicht am zweiten Tage zwei junge Bären erlegt hätten; es war freilich elende Nahrung, doch füllte sie den Magen und stillte den nagenden Hunger. Am dritten Tage aßen wir das letzte Stück von unserem Bärenfleisch, aber am fünften wußten wir uns nicht mehr zu helfen; alle Bemühungen, Fische zu fangen, scheiterten, wir erhielten nichts als einige kleine Fischchen, drei oder vier Unzen schwer, für 7 hungernde Menschen. Am sechsten Morgens mußten wir uns entschließen unsern Hund zu tödten, der selbst vor Hunger beinahe umkam. Nach dem widerlichen Mahle brachen wir auf und zogen weiter, immer von der Besorgniß geplagt, von den Sioux, die wahrscheinlich auf unserer Spur waren, angefallen zu werden. An diesem Tage fanden wir nicht einmal Wasser, und brachten eine furchtbare Nacht zu; Durst ist ärger als Hunger, und mit nichts anderem, als dem beginnenden Todeskampf zu vergleichen.

Am 12ten Aug. setzten wir unsern Weg durch die öde Wüste

fort, die zu ewiger Unfruchtbarkeit verdammt scheint, obwohl strichweise guter Boden sich findet. Aber die Trapper sagen, es falle hier sehr wenig Schnee und Regen, und dieß soll auf Hunderte von Meilen links und rechts vom westlichen Colorado der Fall seyn; es sind ungeheure öde Hochflächen, die nichts als wilden Wermuth und den unter dem Namen „Prickly Pear" bekannten Cactus erzeugen. Sie sind so öde, so heiß, so wasserlos, daß selbst das Bergschaf und der Hase, Thiere, welche weniger als die meisten andern trinken, sich nicht hieher wagen. Reisende an diesem Strom müssen das Wasser auf weite Strecken mit sich führen, oder wo möglich an Schöpfeimern aus der Schlucht des Stroms heraufziehen. Dennoch kommen ihre Thiere häufig vor Durst und Hunger um, und die Menschen retten sich oft nur, indem sie die gefallenen Thiere verzehren und den lebenden Blut abzapfen. Zwischen diesem Strom und dem großen Salzsee ist ein Wasser, der „strenge Fluß" genannt, der auf der Hochebene südöstlich von dem See entspringt, eine bedeutende Strecke weit westlich läuft und dann in seinem eigenen See endigt. An den Ufern dieses Flusses soll einige Vegetation sich finden, an Gras, Bäumen und eßbaren Wurzeln. Hier leben die „Piuts" und „Land-Pitsches," die elendesten und geistig schwächsten Indianer, die den Trappern bekannt sind. Sie tragen keine Kleider, bauen keine Hütten, essen Wurzeln, Eidechsen und Schnecken; ihr Aeußeres ist höchst widerlich, ihre Köpfe sind weiß vom Ungeziefer, und sie sorgen nicht im mindesten für die Zukunft. Wenn Eidechsen, Schnecken und wilde Wurzeln im Winterschnee begraben liegen, dann sollen sie sich in die Nähe von Waldung zurückziehen, hier ofenförmige Löcher in die Seiten der Sandberge graben, diese mit Feuer erhitzen, und hier fasten und schlafen, bis das Wetter ihnen erlaubt, wieder Nahrung zu suchen. Leute, die nach strengem Winter sie in diesen Höhlen aufsuchten, fanden unbegrabene Leichen herumliegen, und die übrigen halb todt, kaum im Stande auf allen Vieren zu kriechen, Gras fressend wie die Thiere. Außer der Keule wissen sie keine Waffen, und auch diese nicht sehr geschickt zu führen. Eine gewisse Menschenclasse soll im Frühjahr, wenn sie schwach und elend sind, Jagd auf sie machen, sie dann mästen und die jungen in Santa Fé als Sklaven verkaufen. Ein hübsches Mädchen soll oft 3 bis 400 Dollars gelten; die Knaben weniger.

Gegen 11 Uhr kamen wir an einen Bach mit gutem Wasser und hielten an, um unsern brennenden Durst zu löschen und den Rest von unserm Hund zu kochen. Während wir aßen und unter einem Baum ausruhten, war es uns ein nicht geringer Genuß, unsere ausgehungerten Thiere, die kaum minder gelitten hatten als wir selbst, auf einem grünen Fleck sich gütlich thun zu sehen, so kurz und rauh auch das Gras war. Einige Zeichen an der jetzt unverkennbaren Spur von Indianern weckten die Vermuthung, daß hier Hüttenstangen fortgeschafft worden seyen, und dieß ließ uns keinen Zweifel, daß ein Theil der Schoschonis oder Schlangen-Indianer kürlich Browns Hole verlassen habe. Dieser Umstand weckte die später richtig befundene Befürchtung, daß die Hoffnung, Schlangenindianer an diesem Posten zu finden und von ihnen Lebensmittel zu erhalten, sich als trügerisch erweisen werde. Als unser widerliches Mahl vollendet war, eilten wir, so gut es gehen wollte, drei Stunden lang vorwärts, bis wir endlich die Höhen, welche die schöne Ebene von Browns Hole umgeben, in der Ferne erblickten. Als wir zwei kühle Bäche, die von den geschichteten Felsklippen rechts herabstürzten, überschritten hatten, breitete sich die ganze Fläche vor uns aus, in deren Mitte das Fort an den Ufern des Sheetskadee sich erhob. Die grüne Fläche verlor sich allmählich in die tiefen Schluchten der hinter dem Fort aufsteigenden Berge. Das Thal liegt etwa 8000 Fuß über dem Meere, und die einschließenden Berge erheben sich noch um 1500 Fuß höher. Der Sheetskadee oder Grüne Fluß läuft mitten durch die über zwei Stunden breite Ebene, welche mit reichem Berggras und kleinen Wäldchen von Baumwollenbäumen und Weiden bedeckt ist. Der Boden erzeugt alle Arten von Korn- und Gartenfrüchten, wie sie in den nördlichen Staaten der Union gewonnen werden. Das Klima ist äußerst merkwürdig: obgleich im ganzen Lande auf 100 Meilen im Umkreis die Wintermonate Schnee und strenge Kälte bringen, wie in solcher Breite und solcher Höhe über dem Meer auch nicht anders zu erwarten ist, so wächst doch auf diesem kleinen Flecke den ganzen Winter hindurch Gras, so daß, wenn der Schneesturm rings umher auf den Bergen rast, die alten Jäger hier ruhig zusehen. Ihre Pferde fressen das grüne Gras an den Ufern des Sheetskadee, während sie selbst die fetten Lendenstücke des Bergschafs braten und sich mit Erzählungen und Gesängen unterhalten. Das Fort ist ein Viereck von einstöckigen Hütten aus Baumstämmen, mit Dach und Estrich von Lehm, ungefähr in derselben Weise wie die zu Fort William gebaut. Um diese her sind die konischen Hütten aus Fellen, wo die Squaws der weißen Trapper wohnen, die eben auf der Herbstjagd sich befanden, so wie die Hütten einiger Schlangenindianer, die ihrem Stamm voraus nach diesem Winteraufenthalt gezogen waren. Hier war auch die Wohnung Hrn. Robinsons, eines Handelsmanns, der in den Wintermonaten sich hier aufhält, um mit den Indianern und Weißen Handel zu treiben; seine Wohnung aus Fellen war auch sein Waarenlager, ausgebreitete Büffelhäute sein Wechseltisch, auf dem er Schlachtmesser, Aexte, Pulver, Blei, Fischhacken und Whiskey feil bot. Im Tausch gegen diese Waaren erhielt er Biberfelle von den Trappern, Geld von den Reisenden und Pferde von den Indianern. Hr. Robinson scheint somit ein ganz tüchtiges kleines Geschäft zu treiben, und in der That, wenn die „unabhängigen Trapper" durch den annähernden Winter in diese freundliche Oase getrieben werden, wenn das ganze Schlangendorf, 2 bis 3000 Seelen stark, durch denselben Zwang genöthigt ihre Hütten um das Fort her aufschlägt, und die Tänze und Belustigungen eines langen Winters beginnen, dann fehlt es nicht an Kunden. Um diese Zeit werden auch die zahlreichen Verbindungen geschlossen zwischen Trappers und Squaws, und diese Verbindungen sind Ursache, daß so manche der erstern in diesen Bluthälern bleiben. Ihre Anhänglichkeit an diese Schönheiten

ist oft so lebhaft und stark, als sie nur immer für Frauen ihrer eigenen Farbe seyn könnte.

Man muß die Beschwerden einer solchen Reise durch die Wüste ertragen haben, um die Süßigkeit der Ruhe an einem solchen Ort genießen zu können. Hr. St. Clair, der eben im Fort das Commando führte, hatte uns mit der Herzlichkeit und Offenheit eines alten Jägers empfangen, uns sogleich Zimmer und Ställe für unsere Pferde angewiesen, überhaupt alles gethan, um es uns möglichst bequem zu machen. Ich besichtigte mit ihm das Fort und seine Umgebungen bis in den späten Abend hinein, wo endlich die Aufregung, welche die Furcht vor dem Hungertode in mir geweckt hatte, nachließ und mir einen ruhigen Schlaf versprach. St. Clair überließ mir sein eigenes Zimmer und sein eigenes Bett, und bat mich beides einzunehmen, so lange ich bei ihm bleiben würde. Er drückte mir zugleich sein Bedauern aus, daß er so wenig Lebensmittel im Fort habe, nichts als eine geringe Menge alten gedörrten Fleisches, etwas Zucker und Thee. „Theilen Sie das mit mir, so lange es dauert", sagte er, „ich habe Jäger ausgeschickt, die in zehn bis zwölf Tagen hier seyn werden. Sie haben Hunger gelitten, essen Sie, so lange etwas da ist; wenn alles aufgezehrt ist, wird es schon ein Bergschaf oder einen Hund geben, um sich vor Hunger zu schützen, bis die Jäger zurück sind." Meine Gefährten und mein Führer waren minder glücklich, doch konnten sie sich endlich von den Indianern einiges verschaffen, um wenigstens nicht Hunger zu leiden.

Eine Reise in der westlichen Wildniß läßt sich nie mit Worten schildern, man muß sie selbst erfahren; sie wirkt auf Geist und Körper gleich niederschlagend. Die Oede, welche fast allenthalben dem Auge begegnet, das Gefühl der unermeßlichen Ausdehnung verbunden mit Dürre und Unfruchtbarkeit, die erhabene Landschaft neben einer ertödtenden Kälte, und die Einsamkeit mit den tausenderlei Ursachen des Verderbens, das unaufhörliche Wandern über endlose Höhen und Thäler, durch eisige Gewässer, die halbe Zeit zu Fuß nur mit Mocassins, um die Füße gegen die spitzigen Kiesel und die Cactusdornen zu schützen, der Hunger und Durst, alles dieß spannt die Muskeln, weckt das Nervensystem zu unnatürlicher Thätigkeit und bringt in den ganzen körperlichen und geistigen Zustand eine unbeschreibliche Schwäche und Reizbarkeit. Aber in dem Fort David Crocketts fand ich Ruhe, Nahrung und Sicherheit, und diese erzeugte bald eine Stimmung, daß ich der Hoffnung wieder zugänglicher wurde, und mich geistig und körperlich auf die Weiterreise vorzubereiten vermochte.

Schwedische Literatur in Norwegen.

Die Berlingske Tidende vom 10 Februar entlehnt hierüber aus einem norwegischen Blatte Folgendes: „Vor wenigen Jahren noch war die schwedische Literatur für das norwegische lesende Publicum ein so gut wie völlig unbekanntes Land. Man kannte die Frithiofs Saga von Tegner und einige der neuesten Alltagsromane, welche Nota bene in dänischer Uebersetzung gelesen wurden. Setzt man noch hinzu, daß hie und da ein bellmannisches Lied von einer Studentengesellschaft gesungen wurde, so war dieß alles, im übrigen war die schwedische Literatur uns so fremd wie die russische. Kaum durch einen Zufall fand sich ein schwedisches Buch in einem Buchladen, und selbst durch Bestellung war kaum etwas zu erhalten, da unsere Buchhändler durchaus keine Verbindungen mit Schweden hatten. Und waren wir endlich zufällig über eine solche Seltenheit gekommen, so gähnten wir über die Sprache, als wäre sie mesopotamisch oder hottentottisch. Daß wir sie leicht verstehen könnten, fiel uns gar nicht ein. Das letzte Jahr hat hierin eine merkliche Veränderung hervorgebracht; man erkläre dieß nun durch die Entwicklung und Ausbeutung der skandinavischen Ideen, oder wie man es sonst immer thun will, so viel ist gewiß, daß die Aufmerksamkeit auf die Literatur unseres Brudervolks, in der Hauptstadt wenigstens, unglaublich zugenommen hat. Man hat die Entdeckung gemacht, die doch eigentlich ziemlich nahe lag und die nur das Vorurtheil so lange zurück hielt, daß die schwedische Sprache eigentlich dieselbe ist, wie die unserige, und daß jeder Normann mit sehr wenig Mühe sie so gut wie seine eigene Mundart verstehen kann. Wir werden wohl suchen, unsere literarische wie unsere politische Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten, aber dieß kann unter unsern Verhältnissen nur durch Gegenseitigkeit geschehen."

Englische Expedition auf dem Niger in den Jahren 1841 und 1842.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 4 October war der Gesundheitsetat an Bord in einem so kläglichen Zustande, daß das Vorhaben, den Strom hinaufzufahren, aufgegeben werden mußte. Der Capitän Trotter selbst war Tags zuvor vom Fieber ergriffen worden. Der Commandant Bird Allen war völlig an Kräften heruntergekommen. Mit Ausnahme des Steuermanns Willie, eines convalescenten Matrosen, des Dr. M'William, des Dr. Stanger und des ehrwürdigen Hrn. Schön war alles krank. Diese fünf Personen, des Seewesens unkundig, waren kaum im Stande das Fahrzeug zu steuern und ihre unglücklichen Gefährten zu verpflegen. Noch größere Gefahren drohten mit jedem Tage. Der Fluß war um vierzig Zoll gefallen; es stand zu befürchten, daß die verpesteten Ausdünstungen der abtrocknenden Sümpfe allen tödtlich werden müßten. Man durfte daher die Abfahrt nicht länger aufschieben.

Am 5 October gab Capitän Trotter, welcher zu schwach war auf das Verdeck zu gehen, Hrn. Willie den Befehl, die Anker zu lichten. Da sich kein Mensch im Stande fand, die Maschinen in Gang zu setzen, so ließ der Oberbootsmann das Fahrzeug mit dem Strome hinunterschwimmen.

Diese Art des Hinabfahrens mittelst der bloßen Strömung machte die Reise sehr langwierig und gefährlich. Unter diesen Umständen faßte Dr. Stanger, ein ausgezeichneter Geolog, einen sehr preiswürdigen Entschluß. Während des ganzen ersten Tages und eines Theils der Nacht studirte er Tredgolds Abhandlung über Dampfmaschinen, und mit Hülfe einiger Rathschläge, die ihm der convalescente Ingenieur gab, sah er sich im Stande dessen Dienste zu verrichten. Hr. Stanger versah sein neues Amt ausnehmend gut und führte das Dampfschiff

ohne irgend einen Zufall bis vor Abboh. Hr. Dr. M'William führte das Steuer und zog dabei eine vortreffliche Karte des Niger zu Rathe. So oft er es verließ, um die Kranken zu besorgen, nahm ein junger Anfänger, Hr. Brown, ein Afrikaner, seine Stelle ein.

Am 6 October machte der Albert zu Buddu am rechten Ufer Halt; dieß ist der Hauptort von Kakanda, einem kleinen aus fünf bis sechs Städten oder Dörfern bestehenden District. Der Attah von Iddah, sagt Hr. Schön, wurde 1837 zum Oberherrn dieses Landes erklärt, und in dieser Eigenschaft erhält er alljährlich ein Pferd als Tribut. Aber drei Monate vor der Ankunft des Albert hatten sich die Felatahs Buddu's bemächtigt. Die Einwohner hatten eingewilligt, den letztern eine starke Contribution zu bezahlen, wenn sie abziehen wollten, ohne Gefangene mitzunehmen oder eine Gewaltthätigkeit zu begehen. Jeder Felatah war mit einer Flinte, einem Säbel, einer Lanze, einem Bogen und Pfeilen bewaffnet. Wenn sich die Einwohner von Buddu geweigert hätten, die Contribution zu bezahlen, würden diese furchtbaren Räuber sich aller Einwohner, die ihnen in die Hände gefallen wären, Männer, Weiber und Kinder, ohne Unterschied bemächtigt und sie in die Sklaverei geführt haben.

Der Attah von Iddah hatte in Buddu das Gesetz für Abschaffung der Sklaverei verkündigen lassen. Die Vorsteher der Stadt versicherten, daß Buddu früher ein großer Sklavenmarkt gewesen sey, aber daß seit der Verkündigung des Gesetzes und der ausdrücklichen Befehle des Attah kein einziger Sklave mehr verkauft worden wäre. Die Einwohner bedienen sich der Sklaven, um ihnen bei ihren Arbeiten zu helfen, aber nicht um sie zu verkaufen. Die Leute versicherten, daß Menschenopfer niemals bei ihnen im Gebrauch gewesen wären.

In der Nacht vom 7 stürzte sich Hr. Wilmett, Seecadett, in einem Anfall von Fieberdelirium über Bord, wurde jedoch von Williams Guy, einem Eingebornen vom Gambia, und von Tom Osmond Kruma, die sich trotz der dunkeln Nacht und der reißenden Strömung ins Wasser warfen, gerettet. Die humane Gesellschaft hat später diesen zwei Negern für ihr großmüthiges Betragen bei dieser Gelegenheit Medaillen ertheilt. Hr. Wilmett starb im folgenden Monat zu Fernando Po.

Bei ihrer Ankunft auf der Musterpflanzung fand die Expedition Hrn. Carr, so wie die HH. Kingdon und Ansell am Fieber krank. Man war genöthigt sie an Bord aufzunehmen, und die Anstalt wurde unter der Aufsicht des amerikanischen Negers Ralph Moore, der sich zu Liberia eingeschifft hatte, gelassen. Die Amalia unter dem Commando des Hrn. Thomas King, eines sehr einsichtsvollen und in Hinsicht auf sein Betragen zuverlässigen Mannes, blieb mit zwölf Mann Schwarzen zur Beschützung der Pflanzung zurück.

Am 10 October setzte der Albert seine Fahrt den Strom hinunter fort. Am Abend dieses Tages warf er eine kleine Strecke unterhalb Iddah Anker. Ganz früh am nächsten Tage sandte der Attah eine Botschaft, um sein Bedauern darüber auszudrücken, daß der Albert nicht in den Gewässern der Stadt sich vor Anker gelegt habe, wo er Unterstützung gefunden haben würde, und überschickte zum Beweis seiner Freundschaft einen jungen Ochsen, der nach dem Verlangen des Capitän Trotter sogleich an Bord der Amalia gebracht wurde. Am Abend des 12 hielt der Albert zu Abboh an, wo trotz des traurigen und elenden Zustandes, in welchem sich die Expedition befand, Oby sich so wohlwollend als zuvor zeigte. Er und sein Sohn beeilten sich, den Vorrath an Brennholz zu erneuern. Beide frühstückten an Bord und machten, ehe sie das Fahrzeug verließen, dem Capitän Trotter, der immer noch in seiner Cajüte vom Fieber zurückgehalten wurde, einen Besuch.

Nach einem sehr kurzen Aufenthalt zu Abboh setzte das Fahrzeug seine Fahrt fort. Es waren keine hundert Meilen weit zum Meere, als sie dem Capitän Beacroft, Commandanten des Dampfschiffes „der Aethiopier" begegneten. Dieser Capitän war von Hrn. W. Allen ersucht worden, den Strom bis zur Begegnung mit dem Albert hinaufzufahren. Es war ein glückliches Zusammentreffen, denn der Albert war ohne alle Hülfsmittel. Obgleich kein bedeutender Unfall die Maschinen betroffen hatte, so waren doch gewisse Reparaturen nöthig geworden, für welche aller gute Willen und Muth des Dr. Stanger nicht ausreichten. Capitän Trotter, noch immer am Fieber daniederliegend, war nicht stark genug aufs Verdeck zu gehen. Alle Officiere, alle europäischen Matrosen, mit Ausnahme eines einzigen Reconvalescenten, waren in demselben Zustande, und unter den Schwarzen war kein einziger fähig, das Steuerruder zu übernehmen. In dieser traurigen Lage traf Capitän Beacroft die Mannschaft des Albert an. Noch einige Tage und es wäre um ihn geschehen gewesen; wahrscheinlich wäre er auf der Sandbank durch Strömungen und Winde zu Grunde gegangen.

Hr. Beacroft begab sich mit einem Ingenieur und mehrern Matrosen an Bord des Albert und half demselben nicht allein über die Barre, sondern führte ihn sicher in die Clarence-Cowe zu Fernando Po, eine Entfernung von sechzig Meilen, wo er am 17 November ankerte. Der Sudan kam am folgenden Tage an. Dieses Fahrzeug begegnete dem Albert oberhalb der Barre des Nun und sollte unter dem Befehl des Lieutenant Strange den Strom hinauffahren, aber der elende Zustand desselben nöthigte Hrn. Strange dieses Vorhaben aufzugeben und Fernando Po zuzusteuern. Angekommen in diesem Hafen übernahm Hr. Strange das Commando über beide Fahrzeuge. Alle Officiere derselben waren auf der Krankenliste, mit Ausnahme des Hrn. Monat, Seecadetten, der mit der Sorge für die Kranken beauftragt war. Es war unmöglich, weiter als nach Fernando Po zu gehen. Das Uebel machte fürchterliche Fortschritte. Die Kranken wurden sämmtlich ans Land geschafft und in den Gebäuden der westafrikanischen Compagnie untergebracht. Fünf Officiere und ein Matrose unterlagen in wenigen Tagen. Man hatte auch den Verlust des Hrn. Bird Allen zu beklagen, welcher am 25 October starb; ferner des Hrn. Lodge, zweiten Ingenieurs, und Hrn. Wilmett, des jungen Cadetten, der sich früher in einem Fieberanfall über Bord gestürzt hatte. Dieß war der Zustand eines Theils der Expedition am Ende Octobers 1841, nach seiner Zehntung durch die furchtbarste Geißel, welche die Europäer in diesen Breiten zu fürchten haben. Seit dem 1 September, zu welcher Zeit der Albert und Sudan die Spitze des Delta verließen, bis zum 25 October hatte das erstere Schiff zwölf Officiere und Matrosen verloren und der Sudan acht. (Fortsetzung folgt.)

Ueberschwemmungen in China. Nach Briefen aus Macao sind im Norden China's Ueberschwemmungen eingetreten, gegen welche alles, was man in den letzten Jahren in Europa von Ueberschwemmungen gehört hat, in Unbedeutenheit zurücksinkt. An den Ufern des gelben Meeres nahm die Ueberschwemmung den Charakter einer Sündfluth an und der Rückzug des Wassers ließ Tausende von Leichen liegen. Ueber 17 Millionen Menschen sollen als völlige Bettler sich in die benachbarten Provinzen geworfen haben. (Athenäum vom 22 Febr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. --- Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 67.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 März 1845.

Die Bildmalerei in der russischen Kirche.

Es ist eine wohlbekannte Sache, daß die russische Kirche, wie die Gebräuche und Symbole, so auch die Bilder von der griechischen Kirche überkam, und daß der byzantinische Styl darinnen durchaus vorherrscht; minder bekannt dürfte es aber seyn, daß diese Bilder gleichsam mit zur Theologie und Liturgie gerechnet werden, und daß ihre Fertigung nach dem griechischen Muster ein wahrer Glaubensartikel ist. Wir finden hierüber in dem Journal für Volksaufklärung (Januar 1845) eine, wie es scheint kirchlich officielle, wenigstens jedenfalls griechisch orthodoxe Darstellung des Verhältnisses der Malerei in der russisch-griechischen Kirche, welche besonders auch wegen der Vergleichung mit der religiösen Malerei des Abendlandes merkwürdig und charakteristisch genug ist, um sie unsern Lesern ungeschmälert mitzutheilen. Die Art von Krieg, welche die russische Kirchenmalerei der westlichen verweltlichten Malerei ankündigt, die Vindicirung mehrerer in der katholischen Welt berühmter Gnadenbilder, z. B. der Mutter Gottes von Czenstochau für die russische Kirche,*) die Anknüpfung der russisch-griechischen Kirchenmalerei an die zahlreichen Bilder, die man im Orient und in Griechenland dem Evangelisten Lukas zuschreibt, alles dieß dürfte der nachfolgenden Auseinandersetzung ein mehr als bloß flüchtiges Interesse geben.

„Wenn man die von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und der archäographischen Commission herausgegebenen Actenstücke, welche die alte russische Nationalität und den Geist des ächten Glaubens unserer Vorfahren auf eine so schöne Weise schildern, durchliest, so kann man nicht umhin über Manches sich besondere Gedanken zu machen. Unter anderm heftet sich die Aufmerksamkeit unwillkürlich auf diejenigen Urkunden der Zaare und Patriarchen, welche streng verlangen, daß die Heiligenbilder der rechtgläubigen Kirche unwandelbar nach griechischem Muster gefertigt werden. So bezeichnet Zaar Alexei Michailowitsch in dem zaarischen Kreisschreiben vom Jahre 1669 über die Bildmalerei die Bildmaler als eigentlich kirchliche Personen, und befiehlt, „„daß die ehrwürdigen Heiligenbilder Gottes, nach der Ueberlieferung der heiligen und von Gott erleuchteten Väter, nach der unwandelbaren Sitte der heiligen orientalischen Kirche, und nach der Aehnlichkeit der Gegenstände und Personen gemalt werden sollen."" Der Patriarch Jojakim verbot sodann im Jahre 1674 durch einen Erlaß „„Abbildungen der Heiligen auf Papierblätter zu drucken und mit deutschen, mit solchen Abbildungen bedruckten Blättern einen Handel zu treiben, denn viele malen solche Bilder in ungebührlicher, verderbter Weise, die Lutheraner und Calvinisten aber unsinnig und unrichtig nach der Aehnlichkeit mit Personen ihres Landes und in ihren deutschen Kleidungen und nicht nach den alten Originalien, welche bei den Rechtgläubigen sich finden.""

„Diese Wünsche und Forderungen der Zaare und Patriarchen, welche noch in vielen andern Urkunden ausgedrückt sind, verdienen die volle Beachtung aller Bildermaler auch noch in der jetzigen Zeit, weil viele von den kirchlichen Bildern, — dieser seit den ersten Zeiten des Christenthums unwandelbaren Zubehör der rechtgläubigen Kirche, — nicht vollkommen dem Bedürfniß entsprechen. Man kann die Kirchenbilder gegenwärtiger Zeit in drei Arten eintheilen. Die einen sind alte, byzantinische oder korsunische*) und nach ihrem Muster gemachte slaworussische Bilder; die andern sind fremde, deutsche und italienische; die dritten nehmen die Mitte zwischen griechischen und fremden ein, und bilden den Uebergang von dem Herkommen der orientalischen zu dem der occidentalischen Kirche. Die griechischen und slaworussischen Bilder, welche man zur Unterscheidung von den übrigen mit dem eigentlichen griechischen Namen Ikone (εἰκὼν) belegen kann, stellen das Gesicht des Mensch gewordenen Sohnes Gottes und der Hei-

*) Siehe Ausflug nach Rothrußland Nr. 27.

*) Korsun, die russische Verketzerung des alten Namens Cherson. Alle Gegenstände der Kunst und des Luxus erhielt das alte Rußland aus Griechenland und meist über Cherson oder Korsun, weßhalb dieser Name auch nach dem Untergang dieser Stadt durch die Tataren noch zur Bezeichnung alles dessen, was eine höhere Civilisation von Kunstgegenständen aller Art bieten konnte, beibehalten ward. A. d. U.

ligen in den einfachen, natürlichen, reinhistorischen Zügen, ganz nach der Schrift und der Ueberlieferung dar. In den Gesichtern kann man die Ruhe, die Gemessenheit und den Ernst bemerken, die der hohen geistigen Vollendung und dem innern Frieden der Gerechten eigen sind, welche die selige Ruhe im Himmel erlangt haben. Das Herkommen der alten Kirche gestattet nicht auf diesen Bildern heftige Seelenbewegungen darzustellen. Und wie die Schrift und Ueberlieferung die Grundlagen der Theologie sind, so kann und muß man auch die griechische Bildermalerei eine theologische nennen, wobei der Verstand und die Einbildungskraft des Künstlers strenge dem durch Schrift und Ueberlieferung verkündeten Glauben unterworfen sind. Solche Künstler arbeiteten unter dem Einfluß des göttlichen Glaubens, drangen, um die heiligen Bilder zu vollenden ins Alterthum ein, sie fasteten, beteten, beichteten und nahmen das Abendmahl, in Erwartung der Hülfe und des Beistands von Dem, zu welchem sie durch den Glauben geleitet waren. Der Pinsel der fremden Schulen malt mehr eine ideale Körperschönheit, wie die Phantasie des Künstlers sie sich ausdenkt, und nicht selten nach einem von ihm ausgewählten, unheiligen Gegenstand, dessen Schönheit ihm gefiel. Diese Malerei ist die philosophirende, welche mehr unter dem Einfluß der Idealität und Phantasie schafft, als in Abhängigkeit von der Schrift und Ueberlieferung, welche in ihren Bildern mehr von der Willkür des Künstlers, den sie zum Vorbild genommen, überträgt, als daß sie nach den Grundsätzen der geoffenbarten Religion verführe. Darum bemerkt man in der fremden Malerei mehr Gesuchtes, besonders da, wo die menschliche, sich selbst überlassene Kraft thätig ist; sie ist reich an Schatten und Perspectiven. Man nennt die fremden Darstellungen ganz richtig und angemessen Gemälde.*) Die Darstellungen, welche die Mitte halten zwischen den Ikonen und Gemälden, kann man mit dem allgemeinen Namen Bilder (obras) bezeichnen.

„Die Gemälde sind gegenwärtig sehr häufig, zum mindesten in den Hauptstädten, und haben ihre eifrigen Fürsprecher, namentlich an den Künstlern, welche ihre Kunst gewöhnlich in Italien gelernt haben. Dem Künstlergeschmack fügt sich knechtisch der Geschmack einer großen Anzahl Kunstliebhaber. Ueber den Geschmack ist nicht zu streiten, so lange er nicht gesetzlichen Bestimmungen entgegen ist. Wenn aber der Geschmack den gegebenen Grundlagen, namentlich des Glaubens und der Kirche, nicht entspricht, so ist derselbe, wie sehr er auch menschlich kunstgerecht und den Gefühlen angemessen seyn mag, doch im geistlichen Sinne unrichtig. Wenn man nun auch dem Zeitgeschmack, der hohen Kunst und den Arbeiten gelehrter Künstler alle gebührende Gerechtigkeit widerfahren läßt, so muß man doch wünschen, daß in den rechtgläubigen Kirchen diejenigen Bilder, vor denen die Gebete zum Allerhöchsten gesendet, Lichter angezündet und Weihrauch verbrannt wird, unwandelbar solche seyn möchten, die mit gehöriger Richtigkeit und Kunst (nach den Vorschriften) gemalt sind. Ihr Werth in Sachen des Gottesdienstes ist weit der fremden Phantasie vorzuziehen, welche jenen den Vorrang belassen muß, „„nach dem Geiste des heiligen christlichen Alterthums, so wie durch die Vollendung im Sinne der Schrift und der Ueberlieferung oder im Geiste der wahren Kirche und nach der reinen Wirkung auf das Herz und Gefühl des Schauenden.""

„Wenn späte Enkel überhaupt die Nationalität achten, dieß Element des Volkslebens, welches die Vorfahren und die Nachkommen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende durch ein unzerreißliches Band gegenseitiger Liebe verbindet, so hat das tadellose nationale Alterthum der Bilder allein ein volles Anrecht auf Achtung und verpflichtet uns, die würdigen Vorbilder kennen zu lernen und sorgsam sie vor jeder fremdartigen Beimischung zu bewahren. Aber unsere alte Nationalität, künstlerisch ausgeprägt im Charakter unserer Bilder, wird noch heiliger und werthvoller, wenn man sie im Sinne des christlichen Alterthums betrachtet. In dieser Hinsicht dienen die Bilder als Denkmale der apostolischen, mit der Schrift übereinstimmenden Ueberlieferung. Wenn der Künstler eindringt in den Anfang des Christenthums, findet er das erste und älteste christliche Musterbild in dem „nicht mit Händen geschaffenen" Bilde des Heilands, sodann in den von dem Apostel und Evangelisten Lukas gemalten Bildern Johannes des Wegweisers und der Apostel. Nach diesen, mit dem Beginn des Christenthums gleichzeitigen Bildern sind alle Bilder in der rechtgläubigen orientalischen Kirche gemalt. Von da gingen sie zugleich mit dem christlichen Glauben nach Rußland über, und hier, in der Veste des wahren Glaubens, haben sie sich nicht nur durch die Sorgfalt der Gläubigen erhalten, sondern sie sind auch berühmt geworden durch die besondere Gnade Gottes, welche in den geoffenbarten und wunderthätigen Bildern, deren Namen sogar an frühere Ereignisse der vaterländischen Kirche erinnern und darum für uns heilig seyn müssen, sichtbar geworden ist. Die apostolische Ueberlieferung von den heiligen Bildern, welche zum Verständniß der Wahrheit des Glaubens dient, und selbst wieder durch das göttliche Wort erläutert wird, hat niemand das Recht aus eigener Weisheit zu verändern, besonders wenn er dem Herrn dienen will im Geiste der wahren Kirche, welche in allen ihren Handlungen und Urtheilen durch die Grundlehren des Christenthums geleitet wird, sondern er muß die Ueberlieferung als eine apostolische vom Grunde des Herzens lieben und bewahren. Darum ist auch für die rechtgläubige Kirche derjenige der beste Künstler, welcher voll Ehrfurcht für das heilige Alterthum nur dasjenige wieder gibt, was von dem Herrn Jesus und seinen Aposteln an ihn gelangt ist.

„Uebrigens erhält das apostolische Alterthum, das an und für sich schon heilig ist und sich nicht nach den Eingebungen der Phantasie verändern läßt, einen noch höhern Werth in unsern Augen durch ihre nach der Schrift und Ueberlieferung erprobte Vollendung. Beide stellen uns die Gegenstände in derjenigen Form dar, wie sie wirklich waren, ohne etwas hinzu- oder hinwegzuthun. Und die Heiligenbilder — diese

*) Kartina, von charta; das Wort ist jetzt im Russischen für Gemälde gebräuchlich.

ni Personen und Sachen ausgedrückte Geschichte und Ueberlieferung — sollen uns die verehrten Gegenstände in der ächten Gestalt, wie sie wirklich waren und durch Schrift und Ueberlieferung auf die späte Nachwelt übergingen, mittheilen und theilen sie auch wirklich mit. So — um nur zwei Beispiele unter vielen anzuführen — stellen uns die Gemälde Johannes den Täufer dar, wie er am Jordan stehend aus einer Muschel Wasser auf das Haupt Jesu gießt. Dieß ist eine vollständige Verdrehung der Schrift und Ueberlieferung. Die Schrift bezeugt, daß Jesus getauft, d. h., nach der Wortbedeutung des Griechischen, untergetaucht wurde, und die Ueberlieferung der rechtgläubigen Kirche sagt, der Vorläufer habe im Jordan die Hand ihm aufgelegt. Darum ist in den Heiligenbildern der Täufer nicht dargestellt, wie er Wasser ausgießt, sondern wie er die Hand auf das Haupt des Herrn legt. Auf den Gemälden wird Christus manchmal dargestellt, wie er einfach im Garten von Gethsemane betet, und sich dabei auf einen Stein stützt. Aber das heilige Evangelium verkündet, er sey bei dem Gebet im Garten von Gethsemane durch einen Engel unterstützt worden, und so wird er auch in den Kirchenbildern dargestellt. Eine so treue Darstellung auf den heiligen Bildern gibt diesen erst in den Augen der Kinder der rechtgläubigen Kirche den wahren Werth und die Heiligkeit, eben so wie für Kinder diejenigen Abbildungen ihrer Eltern und Vorfahren den meisten Werth haben, welche ihre Züge und Haltung am besten darstellen.

(Schluß folgt.)

Die Dreieinigkeitsgesellschaft in China.

Es ist in unsern Blättern schon mehrmals von dieser Gesellschaft die Rede gewesen, welche bekanntlich den Sturz der Mandschu-Dynastie und die Wiederherstellung der alten chinesischen Familie zum Zweck haben soll. Nachstehende in der Versammlung der Londoner asiatischen Gesellschaft vom 15 Februar gemachte Mittheilungen werden immer noch von Interesse seyn, denn von der Thätigkeit der Gesellschaft kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß sie nach der Einnahme von Tschapu durch die Engländer mit diesen gemeinschaftliche Sache zu machen suchte, denn unter der chinesischen Garnison dieser Stadt befanden sich viele ihrer Mitglieder. Die englischen Befehlshaber lehnten das Anerbieten ab. Die in der Versammlung mitgetheilten Papiere bestanden aus Uebersetzungen von Documenten, welche man zu Hong-kong aufgefunden hatte; sie bestehen aus Liedern, die man bei der Einführung neuer Mitglieder singt, aus dem Eid, den der Neueinzuführende leistet, und aus einem Bericht über den Ursprung und Fortgang der Gesellschaft. Diesem von den Eingeweihten selbst herrührenden Bericht zufolge entstand die Gesellschaft in Folge eines Kriegs zwischen den Mandschus und Selus am Ende des 17ten Jahrhunderts, wo die Regierung durch 1200 Bonzen aus Fokien unterstützt wurde. Die Erfolge dieser letztern und ihre Belohnung erweckten den Neid der Höflinge, welche ihr Kloster niederbrannten und sämmtliche Bonzen niederhieben, bis auf fünf, welche sich ihren Verfolgern zu entziehen wußten. Bald stieß der junge Sohn des letzten chinesischen Kaisers, so wie mehrere andere der alten Dynastie ergebene Personen zu ihnen. Mehrere Jahre lang führten sie einen trotzigen Krieg gegen die usurpirende Regierung fort, aber im Jahre 1736 mußten sie sich endlich nach verschiedenen Theilen des Reichs zerstreuen, nachdem sie zuvor über gewisse Zeichen übereingekommen waren, an denen sie sich erkennen würden, bis der große Tag der Rache herankomme, wo sie alle nach Nanking marschiren und die Familie ihrer alten Herrscher wieder auf den Thron einsetzen wollten. Seit dieser Zeit haben sie eine geheime Organisation ähnlich den Freimaurern und sind in Logen abgetheilt; an der Art, die Schalen und Teller zu setzen, Thee einzuschenken, zu essen und zu trinken, die Worte bei den gewöhnlichsten Fragen zu stellen, erkennen sie sich alsbald, obgleich diese Zeichen so unbedeutend sind, daß das forschendste Auge sie nicht entdecken kann, wenn man nicht eingeweiht ist. Die Gesellschaft soll sich ausdehnen und umfaßt Leute aller Classen, meist von den schlechtern, obgleich auch einige der niedern Mandarinen und Polizeibeamten sich darunter befinden sollen. Sie halten häufig Zusammenkünfte, in denen sie den Eid der Treue gegen einander erneuern, Verräther anzeigen und sich über die beste und sicherste Art, sie zu strafen, besprechen. Dann mischen sie vor einem Altar zum Zeichen ewiger Treue ihr Blut und gewöhnlich schließt die Versammlung mit einem Trinkgelage. Hr. Gützlaff, welcher die obenerwähnten Uebersetzungen gefertigt hat, setzt hinzu, die Macht der Gesellschaft sey im Wachsen, und sie werde sich wahrscheinlich mit den andern Gesellschaften verbinden, welche gegenwärtig in allen Theilen des Landes entstehen, und die Aufrechthaltung des himmlischen Reichs gegen alle Barbarenangriffe im Auge haben.

Englische Expedition auf dem Niger in den Jahren 1841 und 1842.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Kehren wir nun zum Wilberforce zurück, den wir am 21 September beim Zusammenfluß des Tschadda und Niger verlassen haben.

Am 21 September, während der Albert die Anker lichtete und auf Rabbah zusteuerte, machte sich der Wilberforce auf die Rückreise nach der Mündung des Flusses, um von da nach Fernando Po zu gehen. Dort hoffte dieses Schiff und der Sudan die Gesundheit ihrer Mannschaften schleunigst herzustellen. Der Wilberforce kam in fünftehalb Tagen an der Mündung des Stromes an, und nachdem er sich dort vier Tage zur Fällung von Brennholz aufgehalten hatte, gelangte er glücklich über die Barre und stach in die See. Am 5 October kam er zu Fernando Po zugleich mit dem Sudan an. Die erste Sorge des Capitän William Allen war, den Sudan frisch zu verproviantiren, seine Mannschaft vollzählig zu machen und ihn mit Mitteln aller Art dem Capitän Trotter zu Hülfe zu senden. In diesem Augenblick kam Hr. Becroft, Commandant des Kauffahrteidampfschiffes „der Aethiopier" zu Fernando Po an. Dieser Capitän beeiferte sich dem Hrn. W. Allen seine Dienste anzubieten, die er annahm und ihn dem Albert entgegenschickte. Für den letztern war, wie schon erwähnt, diese Begegnung sehr glücklich, denn ohne die Hülfe des Hrn. Becroft würde die durch so manche Unfälle geschwächte Mannschaft des Albert unfehlbar zu Grunde gegangen seyn.

Der Aufenthalt zu Fernando Po, ohne gerade ungesund zu seyn, hätte dennoch den Kranken tödtlich werden können. Daher beeilte sich Capitän W. Allen, sobald er bemerkte, daß das Fieber zunahm, stach

in die See und machte kleine Reisen nach den Prinzeninseln, nach St. Thomas, nach Anno Bono und Ascension, welch letztere er am 17 November erreichte. Auf jeder dieser Stationen ließ sich der wohlthätige Einfluß des Ortswechsels sogleich bemerken, besonders der reinen und gesunden Luft der kleinen Insel Anno Bono, wo er acht Tage verweilte, so daß bei ihrer Ankunft in Ascension die Officiere und Matrosen sich beinahe alle in guter Gesundheit befanden.

In diesem Zeitraum belief sich die Anzahl der Gestorbenen auf dem Wilberforce nur auf sechs: ein Officier und zwei Mann auf dem Niger und drei bei der Ueberfahrt von der Mündung bis nach Anno Bono. Ein farbiger Mann war vor der Einfahrt in den Fluß gestorben; einige Tage vorher waren zwei andere durch Zufall verunglückt. Dr. Vogel, Botaniker, starb an der Ruhr zu Fernando Po einige Tage nach seiner Landung. Auffallenderweise hatten acht Personen an Bord des Wilberforce, der Commissär Cook, Lieutenant Strange, drei Aerzte und drei Matrosen immer eine vortreffliche Gesundheit genossen.

Bei der Ankunft in Ascension wurde der Wilberforce sogleich wieder in Stand gesetzt, in die See zu stechen und den Niger aufs neue hinaufzufahren. Der Albert und der Sudan fuhren zu gleicher Zeit nach Fernando Po. Am 5 November ankerte das Schiff Pluto an letzterem Ort, nachdem es den Wilberforce in St. Thomas zurückgelassen hatte; es hatte den Lieutenant Fishbourne und Hrn. Bawden an Bord, welche beide auf dem Wege der Genesung waren und an einer neuen Expedition Theil zu nehmen wünschten.

Hr. Carr, Director der Musterpflanzung, hatte gleichfalls seine Gesundheit wieder erlangt, und bezeugte ein lebhaftes Verlangen, auf einem der afrikanischen Canots, die zwischen Braß-Town und Abboh Handel treiben, auf seinen Posten zurückzukehren. Da der Pluto segelfertig war, um in diesen Breiten zu kreuzen, so bot ihm Hr. Blount die Fahrt auf seinem Schiff bis zur Mündung des Rio Bento an, von wo er leicht Gelegenheit finden würde, nach Braß-Town zu gehen. Hr. Carr verließ Fernando Po, bloß in Begleitung seines Dieners, Henry Bulmer, eines freien Afrikaners von sehr zuverlässigem und geachtetem Charakter. Capitän Trotter stellte eine Schaluppe unter dem Befehl des Hrn. Brown, eines farbigen Seecadetten, zu ihrer Verfügung, mit dem Auftrag, eine Botschaft an den König Boy abzusenden, mit welchem Hr. Brown früher bekannt geworden war, um ihm die sichere Beförderung des Hrn. Carr nach Abboh ans Herz zu legen.

Hr. Carr war von seinen Freunden und seinen Reisegefährten bis zum Augenblick seiner Reise vielfach gebeten worden, nur wenige Gegenstände mit sich zu nehmen, um nicht die Habsucht der Eingebornen zu wecken und ihnen Veranlassung zu übler Behandlung zu geben, aber alle diese Ermahnungen blieben fruchtlos. Das Gepäck des Hrn. Carr war so groß und umfassend, daß Hr. Blount dem Boote vom Albert ein anderes mitgeben mußte, um dasselbe über die Barre zu bringen. Im Flusse angekommen, fuhren die beiden Boote ungefähr fünf Meilen aufwärts bis zu der kleinen Bucht, welche nach Braß-Town führt, wo sie mehrere Canots voll Afrikaner antrafen. Hr. Carr fragte sie nach dem Wege nach Braß-Town. Sie antworteten, daß es unnütz seyn würde, dahin zu gehen, da König Boy bis nach Abboh hinaufgegangen sey. Hr. Brown war der Meinung, daß ihre Antwort keinen Glauben verdiene und wollte seinen Weg bis Braß-Town fortsetzen. Aber die Afrikaner legten sich quer über den Fluß, um ihm die Passage zu verwehren. Es erfolgte ein Streit, in welchem Hr. Brown einen Theil seiner Kleidung verlor.

Indessen hatten sich einige Männer, die in einem großen Canot den Fluß hinauffuhren und in welchen Hr. Brown Angehörige eines der Dörfer in der Nachbarschaft von Abboh zu erkennen glaubte, Hrn. Carr angeboten, ihn dahin zu führen, was er auch annahm. Die Zahl der Ballen und Päcke war so groß, daß die Eingebornen genöthigt waren, von ihren Waaren welche ins Wasser zu werfen, um Raum dafür zu machen. Hr. Carr beging sicherlich eine große Unvorsichtigkeit sich auf diese Art der Gnade unbekannter Menschen zu überlassen, und dieß ungeachtet der wiederholten Warnungen seiner Gefährten, die ihn hieher begleitet hatten. Die Begierde der Neger, sein Gepäck an ihren Bord zu schaffen, hätte ihm Besorgnisse einflößen sollen, ob sie wohl der Versuchung, sich desselben zu bemächtigen, auf die Gefahr eines Verbrechens hin widerstehen könnten. Hr. Brown hatte deßhalb eine üble Ahnung und machte sich kurze Zeit nach Abfahrt des afrikanischen Canots zu dessen Verfolgung auf den Weg. Aber er erreichte es nicht mehr und kehrte nach Fernando Po zurück.

Am 25 October schrieb der Capitän Trotter an den Secretär der Colonien, um denselben von den Resultaten der Expedition und der Nothwendigkeit, nach England zurückzukehren, zu unterrichten, und der Admiralität genau den Zustand, in welchem sich die Fahrzeuge befänden, vorzustellen, so wie die Ansichten der Commission über die Möglichkeit, den Niger bis zu einem bedeutend entferntern Punkt, als die gegenwärtige Expedition erreichte, zu befahren. Dieser Depesche fügte Capitän Trotter die umständlichsten Berichte bei über die unglückliche Reise des Albert bis in die Nähe von Rabbah und seine durch das ungeheure Ueberhandnehmen der Fieber veranlaßte Rückkehr. Darauf setzte er noch hinzu, daß seiner Meinung nach der Albert und Wilberforce vor dem Sommer nicht im Stande seyn würden, nach England zurückzukehren; was den Sudan betreffe, so könne dieser unmöglich jemals Europa wieder sehen.

Am 23 November schifften sich der Capitän Trotter, Hr. Schön und Dr. Stranger auf dem Schooner der Warrée nach Liverpool ein. Der Albert ging nach Ascension ab, wo er den Wilberforce traf, und der Sudan brachte den Winter in Fernando Po zu.

Bei der Ankunft des Albert in Ascension beriethen sich die Commandanten Warren und Cook, die einzigen zurückgebliebenen Mitglieder der Commission, über die Mittel, den Niger noch einmal bis zur Musterpflanzung hinaufzufahren. Es hatten sich unheilvolle Berichte über diese Anstalt und Hrn. Carr verbreitet. Es hieß, daß die Pflanzung geplündert und die Colonisten von den Eingebornen ermordet worden seyen. Diese Gerüchte waren durch die Kriegsbrigg Ihrer Majestät „der Buzzard" gebracht worden, welche sie von Leuten, die aus Benin kamen, gehört hatten. Sie konnten wohl aus Bosheit ausgestreut worden und von Menschen, die keinen Glauben verdienen, aber auf der andern Seite beachteten die Commissäre bloß die Stimme der Menschlichkeit und die Ehre der brittischen Flagge, und ent[illegible] sich, so schnell als möglich sich mit ihren Gefährten in Verbindung zu setzen und sich über ihre wahre Lage Gewißheit zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein ungeheurer eßbarer Pilz. Die Lit. Gaz. vom 22 Febr. berichtet von einem in Australien entdeckten Pilz von fast halbkreisförmiger Gestalt, der 21 Zoll im Durchmesser und 43 Zoll im Umkreis hatte. Der Stamm hatte 5½ Zoll Länge und ungefähr gleich viel im Umfang.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 68.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 März 1845.

Ein Aufenthalt in Bankok.

(Nach Dr. George Finlayson.)

Nachdem wir bei dem Könige von Siam barfuß in Audienz gewesen waren, denn Niemand darf vor der geheiligten Person Seiner Majestät in Stiefeln oder Schuhen auftreten, führte man uns in die Ställe der weißen Elephanten, welche, da sie bei den Siamesen außerordentlich verehrt werden, in dem innern Umfang des Palastes von Bankok sich befinden, ganz nahe bei den Gemächern des Königs, der ihnen jeden Tag einen Besuch abstattet. Solcher weißen Elephanten besitzt jetzt der König zehn und es ist sehr selten, daß man so viele zugleich hat; ihre gegenwärtige Anzahl wird für eine höchst glückliche Vorbedeutung gehalten. Ein weißer Elephant wird bei den Siamesen für unschätzbar angesehen und alle Mühe wird angewendet, um einen solchen sich zu verschaffen, wenn er einmal zufällig entdeckt wird. Die Unterthanen Seiner Siamesischen Majestät können sich kein größeres Verdienst erwerben, als wenn sie einen solchen ausfindig machen; sie sind, wie überhaupt alle Elephanten, Privateigenthum des Königs. Die weißen Thiere in den Ställen des Palastes werden mit der größten Aufmerksamkeit behandelt und jeder weiße Elephant hat eigene Aufwärter. Frisches Gras liegt in Ueberfluß neben ihnen und sie stehen auf reinlich gehaltenen Brettern; ein weißes Tuch ist vor ihnen ausgebreitet, und während wir da waren, wurden sie mit klein geschnittenem Zuckerrohr und mit Pisang gefüttert. Schon Strabo sagt, in vielen Theilen von Indien habe man die größte Ehrfurcht vor weißen Elephanten und erzeuge ihnen alle mögliche Ehre. Dieß ist noch heutzutage in Siam der Fall. Wer einen entdeckt, wird als der glücklichste unter allen Sterblichen betrachtet. Es ist ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit, daß es unter Posaunen und Trompetenschall im ganzen Reiche bekannt gemacht und dem Historiographen von Siam, der zu dem Hofstaate des Königs gehört, befohlen wird, es in die Reichsannalen mit preiswürdigen Worten einzutragen. Der glückliche Entdecker eines weißen Elephanten wird mit einer silbernen Krone und mit einem so großen Strich Landes beschenkt, als man die Stimme des Elephanten hören kann. Er und seine Familie bis zum dritten Glied sind von vollen Frohnen für den König und von allen übrigen Arten der Dienstbarkeit frei, und seine Ländereien von allen Steuern. Nach der Behauptung der siamesischen Talapoinen können die bösen Geister den weißen Elephanten keinen Schaden zufügen.

Wir gingen weiter, um einen Tempel zu besuchen, der sich in der Nähe des Audienzsaales befand. Der Vorhof desselben ist geräumig und reinlich, und enthält außer dem Tempel noch ein kleines, hübsches Gebäude, in welchem die heiligen Bücher der Siamesen niedergelegt sind. Bei jedem Hauptthore des Tempels stehen gigantische irdene Bilder von grotesker Form mit Keulen in den Händen, und an jeder Ecke eherne Figuren, die ein phantastisches Thier vorstellen. Außerdem sah man noch andere Figuren von Thon, die aber nur dem Geschmack der Siamesen, deren Götterlehre noch nicht recht ergründet ist, zusagen können. Der Tempel hat eine pyramidalische Form und ist hoch hinauf mit kleinen Figuren in chinesischem Styl bedeckt. Der Charakter dieser Zierrathen ist gerade wie bei den Gemälden der chinesischen Dschunken; sie sind nämlich zwar sehr mühsam gearbeitet, aber grotesk und geschmacklos; jedoch war der allgemeine Eindruck, den sie hier auf das Auge machten, nicht unangenehm, wenn man nämlich aus einer gewissen Entfernung nur das Ganze betrachtete, ohne das Einzelne zu berücksichtigen. Ich machte die Bemerkung, daß die Siamesen anstatt der Kuppel, welche bei den Buddhisten von Ceylon die einzige Form ihrer Grabmäler ist, die Pyramide als charakteristisches Zeichen ihrer dem religiösen Cultus gewidmeten Gebäude angenommen haben. Die Ursache dieser Verschiedenheit in einer so eng mit ihrer Religion zusammenhängenden Sache liegt wahrscheinlich in dem verschiedenen Charakter beider Nationen; derselbe Grund gilt auch bei dem Unterschiede, den man an ihren beiderseitigen Buddhabildern bemerkt. Der Siamese scheint sich ein Ideal der Schönheit gebildet zu haben, welches von dem der Europäer ganz verschieden ist.

Der bürgerliche Zustand von Siam ist ein sehr betrübter: es gibt nur zwei Classen Menschen, Sklaven des Königs, die

nur für ihn arbeiten, und sogenannte freie Leute, die aber auch sechs Monate für das Staatsoberhaupt arbeiten müssen. Der härteste Despotismus drückt alles nieder. Der König kann sich vermählen mit wem er will, selbst mit seinen Schwestern und Töchtern. Die bürgerlichen Gesetze sind streng und grausam.

Bankok, an der Mündung des Menamflusses, ist die bedeutendste Stadt von Siam geworden; vorher war dieser Ort von wenigem Belang und nur durch die Trefflichkeit seiner Früchte berühmt, die in großer Menge in die ehemalige Hauptstadt Schudja geschickt wurden. Der Palast des jetzigen Königs liegt am linken Ufer des Flusses und ist mit einer ziemlich hohen Mauer umgeben. Nicht nur der König, sondern auch einige von seinen Ministern wohnen in diesem Raume. Ganz in der Nähe des Palastes haust in Hütten aus Palmblättern die zahlreiche Hofdienerschaft.

Die Stadt hängt mit dem Schlosse oder Palaste zusammen, und erstreckt sich weithin auf beiden Ufern des Flusses; am bedeutendsten ist sie auf dem linken Ufer und der volkreichste und wohlhabendste Theil derselben liegt gerade dem Hause des siamesischen Staatskanzlers (Praklang) gegenüber, aber etwas niedriger. Alle Schiffe, die nach Bankok kommen, werden streng untersucht und müssen einen Zoll erlegen. Die Stadt ist ganz aus Holz gebaut und nur die Paläste des Königs und die Wohnungen einiger Minister bestehen aus Backsteinmauern. Die Milde des Klima's, die Wohlfeilheit des Baumaterials und die wenigen Effecten, welche die Eingebornen gewöhnlich besitzen, machen sie gegen die Zerstörungen des Feuers gleichgültig, und mit der größten Ruhe sehen sie dem Wüthen dieses Elementes zu.

Ihrer Lebensweise nach kann man die Bewohner von Bankok Wassergeschöpfe nennen. Die Häuser sind vom Flusse selten mehr als hundert Ellen entfernt, und bei weitem der größere Theil derselben schwimmt auf Bambusflößen, die dicht am Ufer befestiget sind. Damit die Häuser nicht leicht überschwemmt werden, sind sie auf Pfosten, die in den Boden eingerammt sind, erbaut, und erheben sich so etwas über das Ufer — eine Vorsicht, welche sowohl der tägliche Wechsel von Ebbe und Fluth, als auch die jährlichen periodischen Ueberschwemmungen nöthig machen. An jedem Hause, es sey ein schwimmendes oder nicht, ist ein kleines Boot zum Gebrauch der Familie befestigt, denn man bewegt sich hier von einem Orte zum andern fast gar nicht anders als zu Wasser; von dem beständigen Rudern sind die Arme bei Männern und Frauen sehr muskulös.

(Schluß folgt.)

Die Bildmalerei in der russischen Kirche.

(Schluß.)

„Aber von den Einzelheiten in den heiligen Bildern, deren Vergleichung mit dem heiligen Wort eine erfreuliche Gewähr ihrer Vortrefflichkeit ist, gehen wir auf etwas Allgemeineres über. In dem göttlichen Wort ist alles Aeußere dem Innern streng untergeordnet, das Fleisch dem Geist, das Zeitliche dem Ewigen. Indem die Offenbarung die göttlichen Wahrheiten mittheilt, „„stellt sie solche nicht dar in glänzender Sprache menschlicher Weisheit, sondern durch die Einwirkung von Geist und Kraft."" Bei der Großartigkeit der göttlichen Reden und Thaten wird das äußere Wort, das ihnen als Gewand dient, gleichsam unkenntlich, wenn auch das Gewand selbst dem darunter verborgenen Geist und der Kraft vollkommen entspricht. Wenden wir uns nun von dem Buchstaben auf den menschlichen Körper, so kann der, welcher das Wort Gottes erforscht, niemals seinen Blick haften lassen auf den körperlichen Zügen, welche, wie der Buchstabe im Wort Gottes, gleichsam bedeckt von den Strahlen des himmlischen Lichts sich darstellen, das unter der Hülle hervorglänzt, ähnlich einem wohlriechenden Gefäß, welches die Aufmerksamkeit der Menschen mehr durch seinen Wohlgeruch, als durch seine äußere Form auf sich zieht. Ueberhaupt entspricht die Körperschönheit des Gottmenschen vollkommen der innern Herrlichkeit der Gottheit, und die Körperschönheit der Heiligen ist die würdige Stätte des in ihnen wohnenden und wirkenden göttlichen Segens; nichtsdestoweniger weist das Wort Gottes, gleichsam als bemerke es diese Schönheit nicht, nur auf Leiden, Wunden und Gebrechen des Fleisches hin, und drückt dadurch den hohen Gedanken des Christenthums aus, daß der wirkliche vergängliche Körper sich kleiden soll in die Unvergänglichkeit. Nach diesen Anweisungen des göttlichen Wortes bildet die Kirche und ihre bildliche Ueberlieferung die Heiligen ab in den Tagen ihres Todes oder richtiger gesagt ihrer Geburt für ein neues seliges Leben, und das menschliche Bild der Heiligen in diesen letzten Tagen ihres Erdenlebens ist wieder gegeben in den Heiligenbildern, damit ihr Andenken auf der Erde nach ihrer Entfernung um so lebendiger bewahrt werde. Darum wird nicht das Bild des blühenden Lebens auf den Heiligenbildern dargestellt, sondern das wie es im Verlaufe ihrer irdischen Thaten geworden.

„Indem die Offenbarung den Blick und die Aufmerksamkeit der Menschen nicht durch blühende Körperschönheit anlockt, sondern nur Leiden, Wunden und Gebrechen darstellt, entblößt sie noch weit weniger den Körper, wie man dieß häufig auf den (aus dem Westen gekommenen) Gemälden sehen kann. Den Körper zu entblößen, stimmt nicht nur nicht zu dem demüthigen Leben der geistig reinen Heiligen, sondern auch nicht mit natürlicher Keuschheit zusammen. Die Entblößung des Körpers in den, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, schönsten Formen ist ein Kennzeichen des Geschmacks des alten Heidenthums, welcher durch die Sinnlichkeit geknechtet und dem die Schönheit des Himmels und des Geistes unbekannt war. Der Wunsch diese Formen zu sehen und nachzubilden entspringt nicht in der heiligen Quelle des Glaubens, sondern aus dem Uebergewicht der Sinnlichkeit und der zügellosen Aufgeblasenheit oder aus einem düstern Idealismus. Um sich völlig zu überzeugen, daß die schönen, auf den Gemälden nackt dargestellten Formen das Erzeugniß sinnlicher Anregungen und Vorstellungen sind, welche sich mit der Reinheit des wahren Christen nicht vertragen, darf man nur die Mängel der un-

geschicktesten Heiligenbildmaler mit den Mißbräuchen der Malerkunst vergleichen. Die Mängel der erstern, welche gewöhnlich in Unförmlichkeit der dargestellten Gegenstände bestehen, gingen bloß aus kindischer Unerfahrenheit, aber nicht aus Verdorbenheit hervor, während die Mißbräuche der zweiten, die sich in vollständigen Entblößungen und anstößigen Körperstellungen kundgeben, unwidersprechlich auf Unreinheit und vielleicht auf gänzliche Entblößung des Herzens von heiligen und keuschen Gefühlen hinweisen.

„Die Bilder der rechtgläubigen Kirche tragen in die dargestellten Figuren nichts Aufgeblasenes, Gesuchtes über, und stellen noch minder Körperschönheit dar, sondern bilden sämmtliche Heilige und Engel und Menschen, die das Christenthum besonders förderten, mit goldenen Kronen ab, dem Merkmal ihrer ewigen Herrlichkeit. Da ihre Kämpfe stets mit dem Tode enden, der auch ihre Züge, so wie ihre Kleider, namentlich die Grabkleider, einander sehr ähnlich macht, so ist hiemit der Grund der an den Bildern bemerkten, vorgeschriebenen und sehr begreiflichen Gleichförmigkeit in den Kleidern der Heiligen gegeben.

„Hiemit sind nur einige Gedanken über die auf der Schrift und Ueberlieferung beruhenden Regelmäßigkeit der Heiligenbilder niedergelegt. Aber der Künstler der rechtgläubigen Kirche findet in diesen Quellen der wahren Gotterkenntniß noch ohne Vergleich mehr Belehrung für sich. Wenn der Künstler die Heiligenbilder darstellt mit der strengen Vollkommenheit der vorgeschriebenen Formen, wie es dem Christen ziemt, der berufen ist Gott zu dienen, und nicht den aufgeblasenen Ideen der Einbildungskraft, sondern der geoffenbarten Stimme der unverfälschten Wahrheit zu folgen, dann wird er durch solchen Gehorsam in ausgezeichneter Weise zu dem Zweck der gottesdienstlichen Feier mitwirken. Wie die Grundlehren der Offenbarung, welche mehr die Lehre und die Handlungen, als das Aeußere der geschilderten Personen darstellen, und darum nicht sowohl auf die Sinne und Einbildungskraft, als auf Geist und Herz des Menschen einwirken, so müssen auch die im Geiste der wahren Kirche gemalten Bilder ihren Einfluß nicht sowohl auf die Sinne, als auf das Herz des Betenden äußern. Wenn der rechtgläubige Christ, nicht abgezogen durch die Sinne und die Einbildungskraft, vor den Heiligenbildern steht und in Einfachheit und Reinheit des Herzens sein Haupt und seine Knie beugen kann, so fühlt er sich vor einem Bild der rechtgläubigen Kirche nicht heimlich gehindert an der Erhebung des Herzens. Eine ganz andere Wirkung äußert auf den Menschen ein Gemälde, welches Schönheiten der Körpers darstellt und entblößt, und unwillkürlich allerlei Gedanken weckt, die Frucht einer aufgeregten Sinnlichkeit. Wer vor einem solchen Gemälde steht, wird weit eher einen Gefallen daran finden, als sich zum Gebet aufgefordert fühlen. Darin liegt aber der große Mangel einer heiligen Darstellung, wenn sie statt den Geist des Gebets zu wecken, davon entfernt und den Blick so wie die Phantasie des Beschauers auf sich selbst heftet. Das ist eine schwere Sünde des Künstlers, wenn er, statt durch seine Kunst den Schöpfer des Weltalls zu verherrlichen und im Herzen der Betrachtenden den Weg der Gnade zu eröffnen, der Leinwand seine Phantasie mittheilt, und von der Leinwand sie auf die Betrachtenden überträgt. In diesem Betracht gleichen die russisch-griechischen Heiligenbilder einer frommen Schrift, die Gemälde aber einem Roman."

Englische Expedition auf dem Niger in den Jahren 1841 und 1842.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Am 3 Februar 1842 wurde in einer Berathung an Bord des Wilberforce beschlossen, daß man aufs unverzüglichste wieder in den Niger einlaufen sollte; daß die Befehle Ihrer Majestät ausgeführt werden, daß der Wilberforce und Sudan, zu diesem Zweck ausgerüstet, sich mit dem Offai von Abboh, dem Attah von Iddah und den Colonisten der Musterpflanzung in Verbindung setzen und mit dem König der Felatahs in Rabbah einen Vertrag zu schließen suchen sollten; daß sie hierauf, wenn es nicht für räthlich gefunden würde den Tschadda zu untersuchen, nach Ascension zurückkehren sollten.

Dieser Entschluß, obgleich den von Capitän Trotter zurückgelassenen Instructionen zuwiderlaufend, wurde Lord Stanley, dem Secretär der Colonien, durch eine Depesche vom 12 Februar mitgetheilt. Zwar hatte Capitän Trotter ausdrücklich befohlen, vor dem Monat Julius nichts zu unternehmen. Aber waren nicht die beiden Commissäre eben sowohl für den Erfolg der Expedition verantwortlich? und waren sie nicht, wenn nicht durch Pflicht, doch durch Menschlichkeit verbunden, die Colonisten der Musterpflanzung, deren Lage als die unglücklichste angegeben ward, zu retten?

Im Anfang des Monats März, da die beiden Commissäre, die Officiere und Matrosen des Wilberforce und Sudan vollkommen hergestellt waren, verließen sie Ascension und begaben sich nach der afrikanischen Küste. Wenige Tage nach ihrer Ankunft in Fernando Po erhielten sie Zeitungen von London und vernahmen daraus, daß Lord Stanley im Parlament erklärt habe, daß es nicht die Absicht der Regierung sey, eine neue Beschiffung des Nigers mit weißer Mannschaft zu versuchen. Der Capitän W. Allen, als Commandant der Expedition, beschloß hierauf, genaue Instructionen von dem Secretär der Colonien oder der Admiralität zu erwarten, ehe er weitere Schritte thue. Aber er beauftragte den Lieutenant M. Earle, von Ihrer Majestät Brigg „Rapide" Erkundigungen über die Gerüchte von der Ermordung der Colonisten einzuziehen. Dieser Officier kehrte nach einigen Tagen zurück und berichtete, daß Hr. Hope, der europäische Agent auf dem Flusse Formosa, von einem solchen Unfall durchaus keine Kenntniß hätte. Die Eingebornen eines am Eingange des Nun gelegenen Dorfes läugneten aufs bestimmteste, daß Hr. Carr ermordet worden sey.

In Erwartung der Befehle von England und um die Mannschaften gesund zu erhalten, machte der Capitän W. Allen Ausflüge in der Bay Amboise und in dem Flusse Cameroons, wobei er Gelegenheit fand die Sitten und Gebräuche verschiedener Negervölker dieser Gegenden zu beobachten.

Am 24 Junius kam Ihrer Majestät Dampfschiff „Kite" zu Fernando Po an mit Instructionen für den Capitän William Allen. Lord

Stanley benachrichtigte ihn, daß es nicht die Absicht der Regierung sey, die Expedition zu erneuern, aber daß man in Verbindung mit den Colonisten der Musterpflanzung treten solle, um ihnen die Rückkehr zu erleichtern, wenn sie es wünschen, oder sie mit Mitteln zur Fortsetzung ihres Anbaues zu versehen. Lord Stanley bemerkte noch, daß für dieses Unternehmen ein einziges Fahrzeug hinreichend sey, und daß dieses so viel wie möglich mit Negern und farbigen Menschen bemannt werden sollte.

Der Capitän W. Allen nahm seine Maaßregeln zur unmittelbaren Ausführung der Wünsche der Regierung. Der Wilberforce wurde mit schwarzen und farbigen Seeleuten bemannt und unter den Befehl eines Lieutenants gestellt. Ein Assistent, ein Chirurg, ein Seecadett, zwei Rechnungsbeamte und drei Ingenieure meldeten sich zur Theilnahme an dieser neuen Expedition. Die Kite nahm den Wilberforce bis zur Mündung des Stromes ins Tau, wo er am 2 Julius glücklich die Barre passirte. Den Rest der Expedition, Officiere und Matrosen, nahm die Kite an Bord und kehrte mit ihnen nach England zurück, wo sie am 2 September ankam.

Hr. Lieutenant Webb, Befehlshaber des Wilberforce, ankerte am 6 Julius vor Abboh. An demselben Tage hatte er eine Unterredung mit König Oby. Dieser hatte, den Engländern zu gefallen, die Kleider angezogen, welche ihm die Commissäre am Tage der Unterzeichnung des Vertrags für Abschaffung des Sklavenhandels gegeben hatten. Hr. Webb legte ihm viele Fragen über Hrn. Carr vor, und fragte ihn namentlich, ob es nicht zu seiner Kenntniß gekommen, daß ein weißer Mann in einem von Negern geruderten Canot den Strom hinaufgefahren und in den St. John-Fluß eingelaufen sey? Hr. Webb wußte positiv, daß sich der König Boy auf diesem Flusse an eben dem Tage befand, an welchem Hr. Carr in denselben einlief. Oby antwortete jedesmal, daß er niemals von der Ankunft des Hrn. Carr in den Braß- oder St. John-Fluß hätte reden hören, daß derselbe aber ohne Zweifel gelandet habe und dem Sohn des Häuptlings Jacquet gefolgt sey, dessen Staaten sich an diesem Flusse befinden und dessen Barke gerade damals vorübergefahren sey. Diese Antwort überzeugte den Lieutenant Webb, daß Oby mehr von Hrn. Carr wisse, als er gern sage.

Der Wilberforce kam am 10 in Iddah an. Er begegnete einem von Haussa kommenden Canot, auf dessen Grund ein Sklave in Ketten lag; ein sicherer Beweis, daß der Vertrag mit dem Attah nicht getreu gehalten wurde.

Am 11 kam der Mallam des Attah von Iddah an Bord und überbrachte eine Schachtel mit Briefen von den Colonisten der Musterpflanzung, vom Januar datirt. Sie drückten ihre Sehnsucht nach der Rückkehr der Fahrzeuge aus und gaben einige Berichte über zwei Angriffe, die sie von den Felatahs ausgehalten hatten. Madogbi, die alte Königin von Iddah, kam an Bord und brachte zwei Ziegen zum Geschenk vom König und die Botschaft, daß er Zurüstungen treffe, die Mannschaft zu verproviantiren. Die Königin war mit ihrer Aufnahme so wohl zufrieden, daß sie vierundzwanzig Stunden an Bord blieb. Bei ihrer Rückkehr nach Iddah ließ sie den Mallam aus einer seltsamen Caprice auf einem Felsen in der Mitte des Stromes aussetzen, wo er verlassen zurückblieb. Der arme Priester wurde durch ein Canot von Iddah, das von einem Markt zurückkam und zwei Sklavinnen von Kakanda an Bord hatte, zum Wilberforce zurückgebracht. Der Mallam wurde streng wegen des Bruchs des von seinem Herrn geschlossenen Vertrags zur Rede gestellt. Der Unglückliche, aus Furcht gestraft zu werden, entwich und ließ sich nicht wieder sehen.

Am 18 ankerte der Wilberforce bei der Musterpflanzung, wo er die Colonie in einem Zustande völliger Auflösung fand. Die ersten Tage brachte man mit Ausbesserung des Dampfbootes zu, welches bei der Insel Beaufort auf einen Fels gestoßen war. Es zeigten sich einige beunruhigende Symptome von Fieber. Hr. Webb traf alle Zurüstungen zu einer schleunigen Rückkehr.

Die Beschreibung, welche dieser Officier von dem Elend gibt, in welches die Colonie verfallen war, ist höchst interessant, kann aber hier aus Mangel an Raum nicht wieder gegeben werden. Es ist hinreichend, zu sagen, daß Hr. Moore, der Interimsdirector, mißkannt und seine Anordnungen verachtet wurden; unter den Colonisten herrschte die völligste Uneinigkeit und mehrere derselben hatten sich der gröbsten Vergehen schuldig gemacht. Diese Gründe entschieden Hrn. Webb, nach langer und reiflicher Ueberlegung und mit dem größten Bedauern der Nothwendigkeit dieser Maaßregel die Anstalt aufzugeben. „Ich fühlte," sagt dieser Officier, „daß wir eine sehr vortheilhafte Stellung verlassen, einen Centralpunkt, von welchem aus die Civilisation und der Handel sich weiter über die benachbarten Länder hin hätten verbreiten können, einen Zufluchtsort, wo die flüchtigen, der Sklaverei entronnenen Neger unter unserem Schutz hätten leben können. Dieser Platz wäre ohne Zweifel in kurzer Zeit zu einer wichtigen Colonie angewachsen, ein Hauptzweck, für welchen die Expedition unternommen worden war, welcher aber nicht ohne die Sorgfalt und Anstrengung von einem oder zwei mit allen nöthigen Eigenschaften für die Leitung einer solchen Angelegenheit begabten Europäer verwirklicht werden konnte."

Die Colonisten versicherten, daß sie an einem Tage gegen zwanzig mit Sklaven befrachtete Canots den Strom hätten herabfahren sehen. Die Pflanzung hatte bereits mehr als dreihundert Flüchtlingen zum Asyl gedient. Viele andere bewohnten die benachbarten Gebirge unter der Regierung des Kulama, Königs von Baha und des Sumana, Oberhaupts des Dorfes von Pandaiki. Hr. Webb schenkte dem Sumana alle Ackerbaugeräthe und dem Kulama die noch ausstehende Baumwollenernte zum Zeichen guter Freundschaft und zum Dank für das gute Vernehmen, das zwischen ihnen und den Colonisten bestanden hatte. Kudajah, ein Häuptling von Baha, erhielt ein Pferd. Unter das Volk wurden ungefähr 2 Pfd. St. als Geschenk vertheilt. Hr. Webb fuhr am Abend des 22 Julius ab und nahm die Amalia ins Schlepptau. So endete einer der wichtigsten Gegenstände der Unternehmung.

(Schluß folgt.)

Die archäologische Association in England, welche im vorigen Jahre ziemlich vorlaut auftrat und sich keck neben die Naturforschergesellschaft zu stellen suchte, ist, wie die Lit. Gaz. vom 22 Febr. mit Bedauern ausspricht, in voller Auflösung. Es scheint einige vornehme Dilettanten wollten sich die unumschränkte Leitung anmaßen, wogegen die Mehrzahl sich empörte. Wir haben im vorigen Jahre (s. Nr. 282) den geringen Erfolg der ersten Versammlung in Canterbury berichtet, und so sehr auch die Literary Gazette, wie es scheint, ihr gemiethetes Blatt, bemüht war, die Leistungen herauszustreichen, so ließ sich doch die Leerheit und Schwäche der gemachten Mittheilungen nicht verbergen, und so hat die erste Versammlung völligen Fiasko gemacht. Jetzt soll eine Generalversammlung den drohenden Zerfall aufhalten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 69.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 März 1845.

Schilderungen aus Persien.

(Nach Bode's: Luristan and Arabistan.)

2. Persepolis und seine Ruinen.

Ich ließ einen meiner Diener mit dem Gepäck in dem Dorfe Murgab und nahm die andern nebst einem eingebornen Führer mit mir, um die Merkwürdigkeiten der Ebene in Augenschein zu nehmen. Wir setzten über einige Canale in südwestlicher Richtung und kamen an zwei niedern Schutthaufen vorbei, welche früher Feueraltäre gewesen seyn sollen. Von hier aus ritten wir einen Hügel hinan, welcher bisher uns den Anblick der Ebene und der Ruinen verborgen hatte. Mein arabischer Cicerone wollte mich wahrscheinlich überraschen, denn der Anblick von dieser Höhe aus über das ganze Land hin ist wahrhaft prachtvoll. Gegenüber dieser Anhöhe in östlicher Richtung erhebt sich der bekannte Tachti Suleiman (Thron Salomo's) am Rande einer Anhöhe.

Es wäre überflüssig in eine lange Beschreibung dieser oder andern Denkmale auf dieser Ebene einzugehen, da frühere Reisende die Sache schon umständlich behandelt haben, und ich beschränke mich deßhalb auf wenige Bemerkungen. Sir W. Ouseley hat wohl Recht, wenn er meint, der Tachti Suleiman stelle den Thron der alten Könige Persiens dar, oder wenigstens den Ort, wo sie vor dem Volke zu sitzen pflegten, denn diese Sitte gilt noch heutigen Tages. Ich habe oft den regierenden Schah im Anfang seiner Regierung seinen Sitz in der Ebene von Teheran auf einer Erhöhung nehmen sehen, bloß mit einem einfachen Schutzdach über dem Kopfe; so hielt er seinen Salam oder öffentliche Audienz, umgeben von seinen Höflingen, mit allem orientalischen Pompe. Die mächtigen Blöcke, aus denen das Monument besteht, sind theils weiß, theils gelb und von einer Rostfarbe, haben wenig Politur und nicht die Durchsichtigkeit des Marmors von Jezd und Maragha. Aehnliche Steinbrüche finden sich etwa 9 Farsangs nördlich von Murgab, aber nicht näher.

Das nächste Monument, das meine Aufmerksamkeit auf sich zog, heißt beim Landvolk Zindan oder Duștag Chaneh, das Gefängniß; die Alterthumsforscher aber erklären es für einen Feueraltar. Ich war so sehr mit diesen Dingen beschäftigt, daß ich nicht merkte wie der Abend herankam, bis meine Führer mich erinnerten, daß ich noch gute dritthalb Stunden zurückzulegen hätte. Ich beschloß, gleich am Abend noch das vermeintliche Grab des Cyrus zu besuchen und die Nacht bei den benachbarten Ilyats zuzubringen, ließ mich aber bei dem Scheich durch meinen Führer vorstellen, da ich erfahren hatte, daß diesen Ilyats nicht ganz zu trauen sey. Die Ilyats umgaben mich sogleich voll Neugier; während sie aber auf die Erzählung meines Führers hörten, der ihnen allerhand merkwürdige Dinge von dem Frengi berichtete, gab ich die Zügel meines Pferdes meinem persischen Diener, und eilte zu dem nahe stehenden Mausoleum. Durch Berichte früherer Reisenden wußte ich, daß man niemand ins Innere desselben eindringen lasse, — da die Eingebornen glauben, es enthalte die Ueberreste der Mutter Salomo's, woher der Name „Kabir Madre Suleiman" — und eilte, ehe mir einer der Ilyats folgen konnte, das Innere zu besichtigen. Es ist ein viereckiger Bau mit einem schiefen Dach auf einer pyramidalen Basis von weißem Marmor. Um an die Thüre zu gelangen, muß man sieben hohe Stufen hinanklettern, ich hatte aber kaum diese Höhe erreicht, als schon lautes Geschrei an mein Ohr schlug. Ich hielt es für klug sogleich den Rückzug anzutreten, und warf nur noch einen Blick in die Zelle hinein, um mich zu überzeugen, daß sie leer sey. Ich wußte damals noch nicht, daß Sir R. Kerr Porter das Innere des Cyrus-Grabes mit Erlaubniß der beiden alten Frauen, die damals an dem sogenannten Grab der Mutter Salomo's Wache hielten, besichtigt hatte.

Den Abend brachte ich ziemlich angenehm in dem Zelte des Scheichs zu. Die Ilyats kamen herein einer nach dem andern, und nahmen ihre Sitze rings um das Zelt, während Weiber und Kinder sich um den Eingang drängten, oder durch eine Oeffnung hereinguckten. Da wir bereits am Cyrusgrabe Freunde geworden waren, wurden sie bald sehr gesprächig, und obwohl sie in ihrem Benehmen roh, und wie man leicht denken kann, ganz ungebildet waren, zeigten sie doch viel natürlichen Verstand und raschen Witz. Sie erzählten viele Anekdoten, sprachen über das Tättowiren ihrer Frauen, was in Persien

eine sehr gewöhnliche Sitte ist, lachten sehr laut, fragten nach den Sitten der Europäer, und sangen einige wilde Lieder unter Begleitung des Flageolets. Diese Lieder preisen namentlich die kühnen Thaten eines Mammasenni-Räubers, der unter den Bergstämmen von Fars einen gewissen Ruhm erworben hatte, aber gefangen genommen und mit seinem Sohn zu Tebris eingekerkert worden war, wo man ihn noch zurückhält. Sein Name ist Weli Chan, und ich werde später Gelegenheit haben seiner zu erwähnen. Der alte Scheich, mein Wirth, gefiel mir am wenigsten von allen: es fehlte ihm die offene Geradheit, die man unter diesen Naturkindern so häufig trifft; in seinem Blick hatte er etwas Falsches und Finsteres, wie er da saß, in seinen Filzmantel gehüllt, mit seinem langen bis auf die Mitte des Leibes herabfließenden, orangegefärbten Bart. Seine unheimliche Miene stach auffallend ab gegen das offene Gesicht seines Sohnes, eines Mannes von 35 Jahren, der meine Zuneigung gewann durch die Liebe, die er seiner kleinen Tochter, einem Mädchen von zwei Jahren zeigte, die er liebkoste und auf seinen Knien tanzen ließ, bis sie einschlief. *) Die Perser kümmern sich im allgemeinen wenig um ihre Töchter, und es gilt fast für eine Beleidigung, wenn man ihnen bei der Geburt einer Tochter zur Vermehrung ihrer Familie Glück wünscht.

Am Morgen führte mich der Sohn des Scheich nach einem zerstörten Karawanserai, das man gewöhnlich für die Wohnung der Magier hält, welche das Grab des Cyrus bewacht hätten, aber das Gebäude ist augenscheinlich aus neuerer Zeit, ein ziemlich erhaltener Thorweg ist von saracenischer Bauart und hat sogar eine arabische Inschrift. Dann besuchte ich einige andere Ruinen, unter anderm einen Pilaster mit der Figur eines Engels mit vier Flügeln, wovon bereits Sir R. Kerr Porter eine treue Abbildung gegeben hat. Man kann indeß nur bei näherer Untersuchung den Zügen auf den Marmorpilaster folgen. Einige Ilyats, die dabei stunden, wurden das Daseyn des Bildes erst gewahr, als sie es auf dem Papier sahen.

Inzwischen kam mein Diener und der Tschapar schagerd oder Postillon mit den Pferden an; ehe ich aber den Ort verließ, besuchte ich noch einmal das majestätische weiße Mausoleum. Dießmal begleiteten mich die Ilyats willig. Als ich die Stufen hinaufstieg und rund um das Gebäude herumging, fand ich auf der Südseite eine in den Stein ausgehauene Sonnenuhr mit arabischen Zahlen. Der Weiser fehlte, als ich aber an dessen Stelle einen Stab in das Loch gesteckt hatte, erklärte ich den erstaunten Ilyats den Gebrauch der Sonnenuhr, und empfahl ihnen künftig gegen Frengi, die weit entfernt ihnen Uebels thun zu wollen, sie immer etwas Nützliches zu lehren bereit seyen, nicht gar zu heftig sich zu gebärden. Ich weiß nicht, ob sie der Lection gedenken werden, aber meine neuen Freunde schienen über die unerwartete Entdeckung höchlich erfreut zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir legen nach Bode's Werk eine Abbildung dieser Zeltgesellschaft bei, deren Züge ungemein charakteristisch sind.

Ein Aufenthalt in Bankok.

(Schluß.)

Die wenigen Straßen, deren sich Bankok zu rühmen hat, kann man nur bei trockenem Wetter zu Fuße passiren; die vorzüglichsten Kaufläden und die bedeutendsten Handlungen befinden sich jedoch längs dem Flusse in den genannten schwimmenden Häusern, die fast ausschließlich von Chinesen bewohnt werden, welche sich des Handels wegen in Bankok aufhalten; wenn man sie betrachtet, wie sie unaufhörlich in ihren Booten auf dem Flusse sich auf- und niederbewegen, muß man ihre Regsamkeit und Geschäftigkeit bewundern, und solche Gruppen in Kähnen dahinschwimmender chinesischer Krämer und Handelsleute bieten eine sehr malerische und belebte Scene dar. Allenthalben in Bankok haben sich Chinesen eingenistet, um Handel zu treiben mit Getreide, Obst, Kaffee, Zucker, Baumwolle, Zimmt, Bambus, Tunkinholz, Calambak und Färbehölzern. In vielen der erwähnten schwimmenden Buden werden Hühner, Tauben, Gänse, Enten und gekochter Reis mit Zimmt und Zucker bestreut von siamesischen und chinesischen Victualienhändlern feilgeboten. Reis ist des Volkes hauptsächliche Nahrung; in den sumpfigen Niederungen um Bankok, die sich meilenweit ins Land erstrecken, sind ungeheure Reisfelder, die von den Talapoinen an einem gewissen Festtage alljährlich eingesegnet werden, auf daß sie mit Buddhas Hülfe dem Volke Brod spenden.

Im Aeußern der Häuser herrscht die größte Gleichförmigkeit; nur hie und da bringt eine hübsche Spitzsäule oder sonstige Zierde Mannichfaltigkeit in das Ganze; alle diese einstöckigen Wohnhäuser sind meistens mit Palmblättern, bisweilen auch mit Ziegeln gedeckt; sie sind in einige kleine Gemächer getheilt und das mittlere derselben ist stets den schützenden Hausgöttern gewidmet. An vielen Wohnhäusern erblickt man Geländer, die mit lackirten Wasserkrügen und Blumentöpfen geschmückt sind. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend herrscht die größte Lebhaftigkeit auf dem Flusse, und an dieses Wasserleben sind Bankok's Bewohner so gewöhnt, daß sie die Unbequemlichkeit desselben fast gar nicht empfinden.

Die Chinesen sind hier nicht nur die vorzüglichsten Kaufleute, sondern auch die besten Künstler und Handwerker; viele von ihnen sind Zinngießer, Grobschmiede und Gerber, ihre Manufacturen von Zinngefäßen sind sehr bedeutend und ihre Arbeiten der Art gewähren den Kaufläden ein sehr hübsches Ansehen, da sie hellglänzend polirt sind, und oft recht niedliche Formen haben. Auch die Lederbereitung ist in Bankok sehr bedeutend, nicht für den Gebrauch von Schuhen und Stiefeln, die man hier fast gar nicht kennt, sondern zur Ueberziehung der Matrazen und Polster und zur Ausfuhr nach China. Nach dem Gerben wird das Leder mit der Rinde einer Mimosenart roth gefärbt. Die Häute, welche man braucht, sind von Hirschen, Rehen, Ochsen und Büffeln; Leoparden- und Tigerfelle werden nebst dem Pelzwerk zugerichtet und nach China ausgeführt. Es gibt in Bankok auch zwei Fabriken von gußeisernen Töpfen; das Verfahren bei der Ver-

fertigung derselben ist einfach, die Waare billig und der Verbrauch sehr groß.

Von der Ausübung dieser und anderer Gewerbe haben die Chinesen einen guten Gewinn, weßhalb sie auch viel besser leben können als die Eingebornen, und in der That leben die chinesischen Handelsleute auf größerem Fuße als die Minister des Königs; sie halten reichliche Mahlzeiten, und auf ihre Tische kommen mancherlei Fleischsorten und Gemüse, schwimmend in einem See von Fett. Geräucherte Schinken und Wildpret sind auch für sie Leckerbissen. Ein Chinese gibt auf diese Art in einer Woche mehr Geld für seine Tafel aus, als ein Siamese in zwei oder drei Monaten; nur sein größerer Fleiß macht ihm dieß möglich.

In Bezug auf animalische Nahrung beruhigt der Siamese sein Gewissen leicht; der Vorschrift des Gesetzes glauben sie schon genug gethan zu haben, wenn sie die Thiere nicht selbst schlachten; sie tragen kein Bedenken, auf dem Markte Fische und Geflügel lebendig zu kaufen und zwar unter der Bedingung, daß der Verkäufer seine Waare vorher schlachte, ehe er sie überliefert, zufrieden damit, daß das Verbrechen auf dem Fisch- oder Hühnerhändler haften bleibt. Bisweilen geht aber ihre buddhistische Frömmigkeit so weit, daß sie eine Anzahl lebendiger Fische kaufen, um ihnen wieder die Freiheit zu schenken, und der jetzige König hat oft auf diese Weise alle an einem Tage gefangenen Fische losgelassen. Aber dennoch wird die Erlaubniß zu fischen vom König an den Meistbietenden verkauft und aus dieser Quelle von ihm eine bedeutende Revenue gewonnen.

Die öffentlichen Gebäude gewähren der Stadt Bankok nur wenig Zierde, einige mit Sorgfalt gebaute Buddhatempel ausgenommen. Die Paläste der königlichen Beamten sind nur von unbedeutender Größe, in chinesischem Styl gebaut und mit einer Reihe von drei oder vier immer kleiner werdenden Ziegeldächern bedeckt, bisweilen endigen sie sich in eine kleine Spitzsäule und sind überhaupt mehr durch ihre Sonderbarkeit als durch ihre Schönheit merkwürdig. Der königliche Palast ist mit Ziegeln von Zinn gedeckt.

Einige von den Tempeln nehmen einen großen Raum ein; sie befinden sich auf den höchsten und schönsten Plätzen der Stadt und sind von Backsteinmauern oder Bambushecken umgeben. Thüren und Fenster sind gewöhnlich sehr eng, und sowohl das Aeußere als das Innere dieser Gotteshäuser ist mit einem Ueberflusse sonderbarer Zierrathen überladen; an vielfacher Vergoldung ließ man es nicht fehlen, und der Fußboden jedes Tempels ist mit Matten bedeckt. Die fabelhaften Sagen der indischen Mythologie sind auf den innern Wänden abgebildet. Die wildeste Phantasie scheint die Hand der siamesischen Künstler geführt zu haben; bisweilen jedoch sind menschliche Leidenschaften und Neigungen vielleicht mehr durch Zufall als aus Absicht mit einem Geist und einer Wahrheit dargestellt, die besserer Gegenstände würdig wären. Obgleich aber eine große Nachfrage nach Gemälden dieser Art ist, so bleibt es doch auffallend und bemerkenswerth, daß diese göttliche Kunst bei ihnen nicht nur immer noch in ihrer Kindheit ist, sondern daß sie auch in ihren meisten Leistungen ihre völlige Unfähigkeit beurkundet, einen höhern Schwung annehmen zu können.

Hier in Bankok sah ich zum erstenmmal obscöne Gemälde in einem Buddhatempel; auf Ceylon würde man so etwas nicht dulden. Wie allenthalben sind auch hier die Vorhöfe und die innern Tempelräume mit Buddhabildern angefüllt, die von frommen Wallfahrern mit mancherlei Zierrathen behangen werden. Hie und da zeigt sich auch das Bild eines verstorbenen Königs, kenntlich durch die schmale konische Kappe, die eigenthümliche Physiognomie und die reiche Tracht. Die Buddhabilder haben oft etwas tatarisches, vorzüglich in der Bildung des Auges. Ueber ihnen hängen Sonnenschirme von Tuch oder Papier.

Um die Bevölkerung von Bankok genau angeben zu können, haben wir nicht Data genug; die Chinesen bilden wenigstens die Hälfte derselben; die übrigen sind Siamesen, eingeborene Christen von hier und von Cambodia, Birmanen, Peguer, Malayen und Ansiedler von Laos, einer Nordprovinz von Siam, welche an die Provinz Yünnan gränzt. Diese alle bewohnen verschiedene Theile der Stadt und vermischen sich nicht mit einander.

Englische Expedition auf dem Niger in den Jahren 1841 und 1842.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Die Dampfschiffe erreichten Abboh am 25. Es kamen Boten des Königs Boy an Bord, um Hrn. Webb zu sagen, daß ihr Herr, der gegenwärtig auf einer Sandbank bei der Bucht von Abboh ihrer harre, mit ihnen hinsichtlich eines weißen Mannes zu sprechen wünsche, der vor sieben oder acht Monaten in den Fluß gefahren sey. Wie sehr man auch in ihn drang, wollte dieser Häuptling niemals an Bord gehen, sondern bestand darauf, daß Lieutenant Webb ans Land käme. Hr. Webb gab seiner Einladung nach. In dieser Unterredung erzählte ihm der König, daß ungefähr vor sieben oder acht Monaten ein weißer Mann (ohne Zweifel Hr. Carr) in den Fluß St. John gekommen wäre; daß er in seinem Hause in Braß-Town einige Kleidungsstücke von dem weißen Mann und zwei gefangene Unterthanen des Königs von Bassa habe, welch letztere die zwei Männer gewesen seyn dürften, welche die Kleider des weißen Mannes geraubt haben könnten, nachdem sie ihn getödtet hätten, ob er gleich nicht aussagte, daß Hr. Carr getödtet worden sey.

In diesen Aussagen des Königs Boy zeigte sich so viel Zweideutigkeit, Heuchelei und Treulosigkeit, daß Lieutenant Webb sich versucht fühlte, ihn ergreifen und nach Fernando Po führen zu lassen; er hatte jedoch bloß eine schwache unbewaffnete Mannschaft in seiner Schaluppe mit sich gebracht gegen drei große Canots voll Afrikaner, die mit Bogen, Pfeilen, Keulen u. s. w. versehen waren und sich sehr drohend zeigten. Dieser Officier begnügte sich damit, an Bord zu gehen und sodann mit dem Dampfboot zurückzukehren, welches er quer über die Bucht sich legen ließ, um den Rückweg der Canots und des

Königs abzuschneiden. Aber entweder argwohnte der König dieß Manöuvre oder brauchten die Engländer zu viel Zeit zu dessen Ausführung, genug der König entkam.

Lieutenant Webb bemächtigte sich zweier Männer von Braß-Town und ließ den königlichen Boten an Bord bewachen. Diese Gefangennehmung bewirkte er nicht ohne Schwierigkeit. Hr. Webb war fest entschlossen, auf jedem möglichen Wege zur Wahrheit über das Schicksal des Hrn. Carr zu gelangen, ehe er diese Gegend verließ. Die drei Männer wurden auf dem Dampfboot in strenger Aufsicht gehalten. Dennoch fanden sie eine Gelegenheit ihre Wächter zu täuschen und ins Wasser zu springen, aber sie wurden aufgefangen und in Eisen gelegt. Nach vergeblichen Versuchen, den König Boy wieder zu sehen und die Verbindungen mit ihm wieder anzuknüpfen, setzten die zwei Fahrzeuge ihre Reise den Fluß hinunter fort.

Am Morgen des 26 wurden die zwei Männer von Braß und der Bote des Königs Boy einzeln befragt. Sie antworteten, daß der König Boy zwei Männer von Bassa (einer kleinen Stadt an einer Bucht des Benin-Stromes gelegen, ungefähr vierzig Meilen von der Mündung dieses Stromes) gefangen genommen; daß diese zwei Männer einige Kleider von weißen Männern in ihrem Kahne gehabt hätten; daß sie die Gefangenen von Bassa hätten sagen hören, der weiße Mann sey an einen Baum gebunden und darauf nach Bassa geführt worden; sein Bedienter sey in sein Land zurückgeschickt worden; der Weiße hätte viel Kleider und Bücher gehabt. Dieß waren alle Nachrichten, welche Hr. Webb von diesen drei Männern erhalten konnte, und ihre Antworten lauteten einander so vollkommen gleich, als ob sie vom König Boy eingeschult worden wären.

Am untern Ende des Flusses angekommen, verproviantirten sich die Fahrzeuge und kamen am 29 Julius in Fernando Po an.

Bis zum 16 August wurde die Mannschaft des Sudan dazu verwendet, den Wilberforce zur Fahrt über das atlantische Meer in Stand zu setzen. Während dieser Zeit wurden die afrikanischen Gefangenen öfters verhört, aber ihre Antworten ergaben keine Verschiedenheit. Hr. Beacroft, Commandant des Dampfers „der Aethiopier,“ befragte sie gleichfalls, war aber nicht glücklicher. Endlich beschloß man sie in Freiheit zu setzen und ihnen die Mittel an die Hand zu geben, in ihr Land zurückzukehren. Sie gingen einige Tage später ab. Ungeachtet ihres fortwährenden Läugnens ist Hr. Webb auf seiner Ueberzeugung geblieben, daß der König Boy mit allen Umständen des Mordes bekannt gewesen sey, und vielleicht, ja nicht unwahrscheinlich Antheil an dieser Schandthat gehabt habe. Hr. Carr kam um als ein Opfer seines Eifers und seiner Liebe für die Wissenschaften, indem er unklugerweise die Habsucht seiner Gastfreunde durch das Bloßstellen von Gegenständen erweckt hatte, welche für seine Gefährten von der Musterpflanzung bestimmt waren.

Nach einer Kreuzfahrt gegen die Prinzeninseln, um die Gesundheit der Mannschaft herzustellen, verließ der Wilberforce Fernando Po am 18 September, segelte nach England und lief am 17 November in Plymouth ein, nach einer an traurigen Zufällen überreichen Reise und beständigem schlechtem Wetter.

So endigte sich diese Expedition auf dem Niger, auf welche die englische Regierung, die Menschlichkeit und auch die Wissenschaft so große Hoffnungen gesetzt hatte. Die Engländer haben 500 Meilen unbekannter Länder durchfahren, von der Mündung des Nigers bis nach Rabbah. Ueberall sind sie mit Wohlwollen aufgenommen und überhäuft worden, überall haben sie die Oberhäupter der Völkerschaften geneigt gefunden, den Sklavenhandel aufzugeben und mit den Europäern Verträge zu schließen. Es war eine edle, umfassende, wohl durchdachte Idee, welche diese Unternehmung eingab. Die an dem Zusammenfluß des Nigers und Tschadda angelegten Niederlassungen hätten die Brennpunkte werden können, deren Strahlen diesen westlichen Theil von Afrika hätten erleuchten, Civilisation weithin verbreiten und für Europa die Quelle für unendliche neue Kenntnisse hätten werden können.*)

England ist keine Nation, die sich leicht entmuthigen läßt. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der bereits erhaltene moralische Erfolg sie einladen wird, aufs neue darauf einzugehen. Der nachtheilige Einfluß des Klima's wird nicht immer ein unübersteigliches Hinderniß bleiben. Früher oder später wird der mörderische Charakter desselben europäischer Wissenschaft weichen. Die Beobachtungen, welche die Expedition gemacht hat, sind kostbarer Art; sie werden neuen Unternehmungen zur Basis dienen, neuen Unternehmungen, für die wir einen bessern Ausgang wünschen und hoffen. J. A. D.

Miscellen.

Alter der von Botta entdeckten Denkmäler zu Ninive h. Die Literary Gazette vom 22 Febr. zieht aus den Malta Times, welche diesen Alterthümern große Aufmerksamkeit zu schenken scheinen, eine Abhandlung über ihr Alter aus. Wir können, da ohnehin die Sache noch keineswegs spruchreif ist, nicht näher darauf eingehen, und bemerken deßhalb bloß, daß aus der Art der Bildwerke der Schluß gezogen wird, sie rührten von der zweiten assyrischen Dynastie her, fielen also zwischen den Tod Sardanapals (820 v. Chr.) und die Zerstörung von Ninive h durch Cyaxares (606 v. Chr.). Einen Hauptbeweis zieht der Verfasser des Artikels aus der wie es scheint allerdings sehr getreuen Schilderung, welche der Prophet Ezechiel (Cap. XXIII. 14. 15) gibt, und nach der man freilich kaum anders vermuthen kann, als er habe diese Abbildungen selbst gesehen. Diese zweite Dynastie hält der Verfasser theils ihrer Kleidung, theils ihren dem indogermanischen Sprachstamm angehörigen Namen wegen für medisch. Einige mythologische Vermuthungen scheinen sehr gewagt, zeigen aber doch, daß sich allmählich Anknüpfungspunkte finden, um diese dunkle Seite der Culturgeschichte Asiens aufzuklären.

*

Die Zahl der fremden Künstler in Rom beträgt jetzt 405; davon sind 300 Maler, 58 Bildhauer, 39 Architekten und 7 Kupferstecher. Den Nationen nach sind es 158 Deutsche, 25 Franzosen, 33 Engländer, 17 Russen, 7 Polen, 13 Schweden und Norweger, 31 Dänen, 19 Belgier, 3 Holländer, 11 Ungarn, 10 Spanier, 7 Portugiesen und 14 Amerikaner. Der italienischen Künstler sind 542 nebst 2000 Mosaikarbeitern. (Lit. Gaz. vom 22 Febr.)

---

*) Die hier gespendeten Lobeserhebungen sind nur mit Einschränkung als richtig anzunehmen. Manche wohlunterrichtete Männer haben das Mißlingen der Regierung vorhergesagt, aber die blinden „Philanthropen“ beharrten darauf, und Fowell Buxton, eines ihrer Häupter, starb neulich, wie man sagt, aus Kummer über den Tod so vieler Menschen, zu dem er beigetragen hatte. Es ist eine Privatunternehmung im Werke, angeregt durch den thätigen Kaufmann Jamieson, denselben, dem auch das Dampfschiff „der Aethiopier“ unter Capitän Becroft gehörte. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Das Innere eines Araberzeltes im südlichen Persien.)

Nr. 70.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 März 1845.

Eintritt in Weißrußland. *)

Wer die Gesichts- und Körperbildung der Moskowiter oder Großrussen aufmerksam beachtet hat, überzeugt sich bald, daß ein großer Theil der hiesigen Bewohner einem andern Volksstamme zugehören müsse. Während unter den Moskowitern die Körperformen möglichst abgerundet erscheinen, als wolle jeder Theil des Körpers für sich die Kugelform darstellen, sieht man hier überall scharfe Züge, ovale Gesichter, schlanke, hohe Nasen, nahliegende Augen, einen langen Hals und gestreckten Körperbau. Auch die Trachten sind vielfach abweichend. So tragen unter anderm die Männer meist nach oben zugespitzte oder verschmälerte, weißgraue Filzmützen mit schwach vorstehendem oder anliegendem Rande, die man im Innern von Rußland nicht sieht, und die den Bewohnern die sonst nicht besonders bezeichnende Benennung der Weißrussen zugezogen haben können. Auch die Pelzmützen sind nach oben abgerundet oder zugespitzt, eine Form, die dem Geschmack der Großrussen ganz zuwider ist. Die Lieblingsfarbe der Männer scheint hier grau zu seyn. Zum erstenmal fanden wir hier in Rußland rasirte Bauern.

Ueberall sahen wir das Landvolk der Kirche zueilen. Auch die Weiber tragen graue Röcke und für den Sonntag größtentheils gute Strümpfe, ein Punkt, auf den man im Innern von Rußland wenig zu geben scheint. Der wesentlichste Sonntagsschmuck ist aber auch hier noch der Kopfputz. Der Kopf, mit dem vorn angebrachten Haarkamm wird mit weißen und rothen Tüchern umwickelt; die Mädchen tragen meist brennendroth und Gold; bei allen hängen weiße Ohrläppen an den Kopfseiten herab, ähnlich wie in Tula und Kaluga.

Unter dieser abweichenden Bevölkerung sieht man auch noch immer Großrussen in ihrer nationalen Tracht und Körperbildung. Wenn von der frühern Bevölkerung, den Krivitschen, als deren Hauptsitz das alte Fürstenthum Smolensk angesehen wird, ein unveränderter Rest geblieben ist, so kommt man unwillkürlich auf die Idee, diesen in den schlanken Gestalten und scharfgeschnittenen Gesichtern zu suchen. Daß auf Gesinnungen, Sitten und Trachten auch die Polenherrschaft eingewirkt hat, ist natürlich, und tritt immer deutlicher hervor, je mehr man nach Westen vorrückt. Fast scheinen die Großrussen stellenweise hier der abweichenden Bevölkerung noch das Gleichgewicht zu halten.

Nachmittags kamen wir in Wiaesma an. Die Stadt, der man 12,000 Einwohner zuschreibt, macht einen Eindruck, dem man leicht eine noch größere Bedeutung unterlegt. Sie scheint der Hauptsitz des Handels im Gouvernement zu seyn, so wie sie die Hauptstadt desselben auch an Einwohnern übertrifft. An der Stelle gelegen, wo sich die Bebri mit der Wiaesma vereinigt, bedeckt sie nicht allein das Flußthal, sondern auch die umliegenden Höhen, und ist also in Hinsicht der Lage eine Umkehrung von Kaluga. Da die Häuser auch im Innern der Stadt nicht in geschlossenen Reihen stehen, so erklärt sich der unerwartet weitläuftige Anblick. Das auffallende Gedränge auf den Straßen ist, ungeachtet der Zerstreutheit der Wohnungen, dem einer großen, russischen Stadt entsprechend. Nach den Gesichtsbildungen der Bewohner scheinen die Moskowiter hier sogar noch vorherrschend, — ein auffallender Gegensatz zur Bevölkerung des Landes.

Sieht man die hiesigen Kirchen, deren es etliche zwanzig gibt, genauer an, so bemerkt man nur noch Spuren der moskowitischen Bauart. Nur die weißen und ziegelrothen Wände und Mauern und die freundlichen, grünen Dächer erinnern an eine großrussische Stadt; aber die Bauart der Kirchen selber weiset durch ihre Mannichfaltigkeit und Charakterlosigkeit auf den schnellen Wechsel in historischen Verhältnissen hin, dem Wiaesma, wie Smolensk, seit den ersten Eingriffen der Litthauer ausgesetzt war.

Die Kirchen sind meist nicht groß und auch die Thürme nicht hoch. Nur noch zwei oder drei Kirchen tragen Kuppeln, aber von geringen Dimensionen und mit einer halbkugeligen Basis, ähnlich denen in Kaluga. Bei etlichen anderen erhebt sich auf dem Glockenthurm eine schlanke, aber unbedeutend hohe Pfeilspitze, die in der Gestalt an die der Kathedrale in Kaluga erinnert. Ein großer Theil der Thürme ist mit ge-

*) Aus Blasius' Reise in Rußland.

schmacklosen, achteckigen Dächern versehen, die durch ihre Verjüngung in verschiedenen Etagen mehr das Streben andeuten, den Thurm nach oben gewaltsam zu schließen, als Kuppeln anzudeuten. Einige Thürme schließen sogar mit chinesischen, hohlgerundeten Spitzdächern. Keine Form ist so geschmacklos und unkirchlich, die man hier nicht erwarten dürfte.

Außer der Ausartung der normalen, russischen Kirchenbauart sieht man aber auch hier neue Eigenthümlichkeiten, die in Großrußland keine Analogie finden, und die, wie sich später zeigt, ganz dem polnischen Einfluß ihren Ursprung verdanken. In der Anordnung der Theile zeigt sich eine tolerante Combinirung der Eigenthümlichkeiten russischer und katholischer Kirchen, die man hier nur schwierig trennen kann, da die Gebäude noch vorherrschend russisch gehalten sind, die aber weiter nach Westen um so auffallender verschieden werden, je mehr sich der Baustyl dem der katholischen Kirchen reiner anschließt.

In Witebsk und Mohilef zeigen sich alle Uebergänge zu den katholischen Kirchen, wie sie die Jesuiten auch in anderen Ländern errichteten. Es ist historisch klar, daß Smolensk und Wiaesma sich eben so sehr dem alten Großrußland, als Witebsk und Mohilef Polen anschließen müssen, und in allen Gouvernements, die das alte russische Litthauen oder das jetzige Weiß- oder Westrußland zusammensetzen, der Einfluß der beiderseitigen Herrschaft zu finden seyn wird.

Schilderungen aus Persien.

3. Persepolis und seine Ruinen.

(Fortsetzung.)

Ich kann hier eine ganz besonders interessante Entdeckung nicht unerwähnt lassen, die vor einigen Jahren von einem katholischen Missionär der Propaganda, dem Padre Giovanni von Isfahan, gemacht wurde, daß nämlich unter den Marmorplatten am Grabe von Cyrus sich einige mit Hieroglyphen fänden. Da ich dieß erst nach meiner Rückkehr in Teheran erfuhr, so bedauerte ich ungemein, daß ich die Gelegenheit, sie an Ort und Stelle zu untersuchen, verfehlt hatte, weil die rohe, von dem Padre aus dem Gedächtniß entworfene Skizze nur einen unvollständigen Begriff geben kann.

Nach Beschreibung des Padre und seiner unvollkommenen Skizze scheint es, daß auf dem obern Theile des Steins sich eine lange Figur in rücklehnender Stellung findet, mit einigen Zierrathen auf dem Haupte, unter denen ein Vogelkopf mit einem gekrümmten Schnabel. An den Füßen ist eine andere Figur aufrechtstehend mit ausgebreiteten Armen, langen Beinen und einer Hundschnauze oder Schweinsrüssel, aus dem eine lange Röhre von dem Mund nach den Füßen der liegenden Figur geht. Ist dieß nicht vielleicht der Harami oder Siriusch, der böse Geist (diw), der nach der Kosmogonie der alten Perser kommt, um die Todten zu quälen? Hinter diesen sind zwei kleine Figuren, eine ganz undeutlich und die andere ein kleines vierfüßiges Thier, das in die Höhe springt. Auf der andern Seite desselben Steins ist eine Gruppe von sechs Thierfiguren in Einer Reihe, aus denen sich nicht viel sicheres entnehmen läßt; merkwürdig ist nur, daß über eine der Thierfiguren eine lange Schlange hinläuft, deren Kopf gerade über dem des Thiers sich befindet. Ich weiß wohl, daß aus dieser unvollständigen Schilderung nichts gewisses sich ausmitteln läßt, jedenfalls aber bestätigt das Vorhandenseyn von Hieroglyphen in der Ebene von Murgab die früher schon bei Gelegenheit des geflügelten Cherubim gemachte Bemerkung, daß eine rege Verbindung zwischen Persien und Aegypten in sehr früher Zeit bestanden haben muß, und auf jeden Fall nach dem Zuge von Cambyses.

Vom Grabe des Cyrus zogen wir in südlicher Richtung etwa einen Farsang weit über die Ebene, von wo aus wir den Berggürtel übersteigen mußten, der den Murgab von dem Dschulgeh (oder Thal) von Kamin trennt. Zwei Pässe führen hinüber, aber das Thal von Kamin ist selbst nur einen Farsang breit, worauf eine zweite ähnliche Kette überschritten werden muß. Der Regen hatte sich eingestellt, und wir wurden bis auf die Haut durchnäßt, ehe wir in dem Dorfe Seidan ein Unterkommen fanden. Der nächste Morgen aber war schön und mein Herz schlug bei dem Gedanken, daß ich heute die Ruinen von Persepolis, die prachtvollen Ueberreste eines grauen Alterthums sehen sollte. Unser Weg lag in westlicher Richtung durch die Ebene von Hafrek, welche durch die am vorigen Tag überstiegene Kette, eine Fortsetzung des Husein Koh, wo die Nakschi-Rustam-Skulptüren sich finden, und die Berge von Rahmed Koh im Süden abgegränzt ist. Auch diese Ebene ist nicht über einen Farsang breit, gut durch Canäle bewässert und wohl angebaut; die Dörfer liegen meist am Saume der Berge im Norden und Süden des Thals.

Wir setzten über den Murgab, der hier, nachdem er aus den Defileen von Siwend herausgetreten, den Namen Polvar annimmt. Nach einer Stunde erreichten wir das Dorf Hadschi Abad, den Wohnsitz des Oberhaupts des Districts von Merdascht und die Stelle, auf der die alte Stadt Istakhr einst stand. Die Entfernung von Hadschi Abad nach den Basreliefs von Nakschi Rustam beträgt nur einen Farsang, und ehe ich mein Nachtquartier in dem nur einen halben Farsang weiter westwärts gelegenen Dorfe Husein Abad nahm, hielt ich an, um die äußeren Umrisse der hoch in die Felsen gehauenen Gräber zu zeichnen, und das Innere derselben zu untersuchen. Diese Felsen von weißem und gelblichem Marmor fallen fast senkrecht gegen die Ebene ab. Die älteren Skulpturen sind unter dem Namen der königlichen Gräber bekannt; es sind ihrer sieben, von denen sich vier zu Nakschi Rustam und drei zu Tachti Dschemschid befinden. Man nimmt gewöhnlich an: die vier ersten seyen die Gräber der vier ersten Monarchen nach Cyrus, nämlich Cambyses, Darius I., Xerxes und Artaxerxes; die übrigen drei Könige aus dem Stamme der Achämeniden sollen in den drei andern Gräbern im Felsen von Rahmed und zu Tachti Dschemschid begraben seyn.

Das erste Grab zu Nakschi Rustam, von der Nordwestseite des Berges angefangen, wurde schon von mehreren Rei-

senden besucht, da das Hinaufsteigen weniger Gefahr darbietet als bei den andern, und Sir Robert Kerr Porter hat eine umständliche Beschreibung seines Innern geliefert; ich begann gleichfalls mit demselben, wobei mir der Ketchoda (Schulze) des Dorfes Husein Abad vortreffliche Dienste leistete. Diese Gräber haben die Form eines griechischen Kreuzes, wovon der untere Theil viel tiefer in den Felsen gehauen ist, als der obere. Der Ketchoda kletterte mit wahrer Katzengewandtheit hinauf, ließ sich dann einen Strick zuwerfen, und zog mich nach sich, eben keine sehr angenehme Luftfahrt, da die Höhe über 60 Fuß beträgt. Im Innern fand ich drei gewölbte Nischen, jede mit einer Höhlung, die wahrscheinlich als Sarg diente und mit einem converen Steindeckel geschlossen war; sie sind jetzt leer, müssen aber einst die sterblichen Reste von Königen, oder ihre Schätze, vielleicht beides beherbergt haben, denn nach Strabo wurden die von den persischen Königen während ihrer Lebenszeit gesammelten Reichthümer mit ihnen begraben. Der erste, welcher diese Gräber antastete, mag die Deckel, ohne sie zu zerbrechen, abgehoben und nachdem er sie ausgeleert, wieder an ihre alte Stelle gelegt haben. Zum Abheben war gewiß eine nicht geringe Kraft erforderlich, aber wer die Mittel besaß, die Mauern zu durchbrechen und so in die geschlossene Höhle zu dringen, konnte gewiß auch das leichtere thun, und einen Steindeckel vom Sarge abheben. Ich mache diese Bemerkung, weil man behauptet hat, die Oeffnungen in den Deckeln seyen zu klein, um eine Leiche herauszunehmen, es seyen also wohl auch nie welche darin gewesen. Ich fand die Oeffnung groß genug, um in den mittleren Sarkophag, der Thüre gegenüber, hineinschlüpfen und mich darin ausstrecken zu können. Das Gefühl, in einem fremden Grab und noch dazu in einem Grabe des stolzesten Monarchen des Orients, zu liegen, kann man sich eher denken, als es beschreiben. Alle die neun Aushöhlungen in der dritten gewölbten Nische sind unbedeckt und die Steindeckel liegen zerbrochen daneben.

Ich wünschte alle Gräber der Reihe nach zu besuchen, aber mein Führer versicherte mich, das sey halsbrechende Arbeit, er wolle mich indeß zu einem der übrigen führen. Es war das dritte, von Nordwesten her gerechnet, das Grab mit den Keilinschriften, welches, wie man glaubt, die Leiche des Darius Hystaspes enthalten hat. Mein Führer gab hier eine neue Probe seiner Furchtlosigkeit und Kletterkunst, und der Proceß des Hinaufziehens wiederholte sich, nur daß ich einen zweiten Mann vor mir hinaufsteigen ließ, damit der Strick von zweien, statt von Einem gehalten wurde. Ich fand das Innere der Höhlung geräumiger, als bei der zuerst besuchten, aber weder die Kammer selbst, noch die Nischen sind gewölbt. Auf jeder Seite sind statt einer drei Vertiefungen, so daß man im ganzen neun zählt. Daraus geht hervor, daß, obwohl die Felsmasse außerhalb dieselben Sculpturen zeigt, das Innere in allen vieren verschieden seyn kann, weßhalb es von Interesse wäre, auch die anderen beiden Gräber zu untersuchen.

Das Herabsteigen war noch gefährlicher als das Hinaufsteigen: ich und mein Diener wurden an Stricken herabgelassen, wie wir hinaufgezogen worden waren, aber der Ketchoda mußte an dem fast verticalen Felsen herabklettern, was ein ängstliches Schauspiel darbot. Der geringste Fehltritt, der leichteste Krampf hätte ihn aus einer Höhe von 60 bis 70 Fuß herunterstürzen können.

Hinsichtlich der Basreliefs aus der Zeit der Sassaniden will ich, da sie schon oft beschrieben wurden, eine Bemerkung beifügen. Sir R. Kerr Porter hat auf einer seiner Tafeln ein Basrelief abgebildet, wo zwei Reiter einander begegnen und der eine dem andern die Binde, das Zeichen der Herrschaft, überreicht. Als ich eines Tages einem meiner Bekannten, einem verständigen Gebern aus Jezd, die Zeichnung eines Altars zeigte, den ich in den Bergen um Behbehan abgebildet gesehen hatte, und um den ein zu einem Strick zusammengedrehtes Netz gebunden war, dessen beide Enden hinabhingen, so erfuhr ich von ihm, daß noch jetzt zu Jezd, ähnliche Parsialtäre sich fänden. Bei dieser Gelegenheit gab mir mein Parsi-Freund einige nähere Aufschlüsse. Alle Gebern müssen unter ihren Kleidern eine Art Schärpe oder Strick um den Leib tragen. Es ist das unterscheidende Zeichen ihrer Religion, und diejenigen Gebern, welche ihr entsagen, um den Islam anzunehmen, zerreißen den heiligen Strick. Es ist dieß der Kosti oder Gürtel des Zendavesta, der an jedem der beiden Enden in zwei kleinen Zöpfen endet, um die vier Jahreszeiten anzudeuten; an jedem Zopf sind drei Knoten und diese zwölf Knoten bedeuten zusammen die zwölf Monate des Jahres; der Strick ist gedreht aus 72 Fäden, denn dieß ist nach der Erklärung der Gebern die Zahl der bekannten Königreiche der Welt zu den Zeiten Huschenks, ihres ersten Gesetzgebers. Auch Herodot nennt 72 Völker, die unter der Herrschaft des persischen Königs stehen, und es ist ein nicht minder merkwürdiger Umstand, daß dieselbe Zahl von Säulen einst den Thron Dschemschids zu Persepolis gestützt haben soll, so wie daß das religiöse Buch der Perser, das Izeschne, gleichfalls in 72 Capitel getheilt ist. — Der Mobed oder Hohepriester übergibt jedem Geberknaben im Alter von 7 (nach dem Sadder von 15) Jahren diesen Strick. Die zwei Priester, wenn sie sich dem Feueraltar nähern, beobachten folgendes Ceremoniell: der Arm des einen Priesters muß mit dem des andern durch diesen Strick verbunden seyn, um zu zeigen, daß sie in Einigkeit handeln, sonst wird ihr Gebet nicht angenommen. Um einen Eid zwischen zwei verschiedenen Parteien bindend zu machen, bilden die Gebern aus diesem Strick einen Ring, den jeder hält und beide Enden des Kosti abwärts hängen läßt. Können wir nicht aus dieser noch unter den Gebern herrschenden Sitte die symbolische Handlung der Figuren auf den Basreliefs von Tachti Rustam, Nakschi Redscheb und Nakschi Rustam erklären, die einen Reif halten, von dem man zwei Streifen abwärts fließen sieht? Es ist die Bestätigung eines Friedensvertrags zwischen zwei unabhängigen Herrschern, die nach dem noch bei den Gebern gewöhnlichen Gebrauch den Eid bindend machen.

Wir finden in Sylvestre Sacy's: Memoire sur diverses Antiquités de la Perse einen ziemlich genügenden Bericht über

den Kosti, der also lautet: „Es ist dieß ein Gürtel, den jeder Perser, wenn er 15 Jahre alt geworden ist, tragen, und jeden Tag beim Aufsteigen anlegen muß. Der Kosti verscheucht die bösen Geister. Er ist das Zeichen der Vereinigung der Gläubigen. Alle guten Werke dessen, der nicht damit umgürtet ist, werden nichtig und ohne Verdienst vor den Augen des Gesetzes. Der Perser muß vier Knöpfe an den Kosti machen: durch den ersten bekennt er die Einheit Gottes, durch den zweiten erkennt er die Wahrheit der Religion Zoroasters an, der dritte ist ein Zeugniß der Sendung und Eigenschaft desselben als Prophet, das er der Gottheit gegenüber ablegt, endlich durch den vierten bezeugt er seinen festen Entschluß, das Gute zu thun, zu wollen, zu denken, und sich von dem Bösen zu entfernen. Die Engel selbst erschienen dem König Menutschehr und dem Propheten Zoroaster umgürtet mit dem Kosti. Nach diesen Details setzt der Verfasser des Sadder hinzu: wenn du nicht Iran und Aniran *) kennst, so will ich dich ein Zeichen lehren, an dem du es erkennen kannst. Aniran ist nicht mit dem Kosti umwunden, wie es seyn sollte, aber Iran ist damit umgürtet, es hat ihn von der Stirne herunter genommen, wie es bei den guten, den heiligen, den in der Religion vollkommenen Menschen Sitte ist; es hat den Kosti umgürtet, so wie es die wahre Lehre vorschreibt."

Aus dem Obigen kann man schließen, daß wenn das äußere Zeichen, woran man Iran erkannte, darin bestand, daß es den Kosti von der Stirne nahm, so muß Aniran die Sitte, ihn um den Kopf zu legen, beibehalten haben. Wenn man die Denkmäler des Alterthums untersucht, darf man diesen Unterschied nicht übersehen, da er ziemlich wichtig ist, denn nach der Art, wie der Kosti getragen wurde, kann man beurtheilen, ob eine Figur unter die Anhänger von Ormuzd zu rechnen, oder ob sie einer Nation angehört, die dem Glauben Zoroasters feindlich ist. Nach diesem Grundsatz können wir behaupten, daß die Figur des auf einem südlich vom kaspischen Meer in einem Grabhügel kürzlich aufgefundenen Trinkgeschirre abgebildeten Mannes, der den Kosti um die Stirne trägt, zu den Aniran und nicht zu den Iran gehört habe.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aniran ist Nicht-Iran, fremde barbarische Völker im Gegensatz gegen das cultivirte Persien.

Neuer Bericht über Aden.

Der Militärarzt Malcolmson, der sich in Aden aufgehalten, seit dieser Punkt besetzt wurde, schickte an die asiatische Gesellschaft in London einen Bericht über diese Halbinsel ein, woraus Nachstehendes die Hauptsache bildet.

Die Stadt liegt in dem Krater eines erloschenen unterseeischen Vulcans, dessen Thätigkeit alles, was wir von den Wirkungen neuer Vulcane wissen, weit überstiegen haben muß. Nach längerer Ruhe, welche Tausende von Jahren gedauert haben mag, wurde der Vulcan wieder thätig und bildete einen zweiten Krater auf der Nordwestseite des Thals. Auch dieser zweite Ausbruch fand statt lange ehe es thierisches Leben gab. Mit Ausnahme eines einzigen Gipfels besteht die ganze Halbinsel aus Felsen, die zum Bauen nicht taugen, da der Stein, der Luft ausgesetzt, in dünnen Blättchen sich bricht. Jener Gipfel besteht aus Basalt, der am Rande eines Steilabsturzes vorsteht, wo der Sturm Blöcke herabreißt ins Thal, welche man dann zum Bauen verwendet. Der Verfasser meint Aden sey eine Insel gewesen, und die Landenge, wodurch sie jetzt mit dem festen Lande zusammenhängt und welche nirgends über 6 Fuß hoch ist, sey durch die von beiden Seiten her einander begegnenden Fluthen gebildet worden. Die Thiere Adens sind einige furchtsame Affen, nach dem Glauben der Araber Mitglieder des Stammes Ad, die wegen ihrer Bosheit verwandelt wurden, einige Hyänen, viele sehr schöne Füchse und eine ungeheure Anzahl Ratten. Die Reptilien bestehen aus Schlangen, Eidechsen und zweierlei Arten Scorpionen, einer sehr großen, die acht Zoll lang, aber nicht gefährlich ist, und einer kleinen, die sehr giftig seyn soll. Die Pflanzen sind einige hübsche Blumen, die in den Bergen wachsen; auch fanden sich bei der Ankunft der Engländer einige Akazien und andere Bäume von bedeutender Größe, sie sind aber sämmtlich zur Feuerung niedergehauen worden. Man kann das Klima in zwei Jahreszeiten, die kalte und die heiße, theilen; in der heißen steigt der Thermometer auf 104° F. (31⅛° R.) im Schatten, aber diese Hitze ist keineswegs unerträglich, und die Verschiedenheit zwischen der fühlbaren Temperatur und der, welche der Thermometer zeigt, ist sehr merkwürdig. Diese große Hitze erzeugt auch keine Krankheiten, und obgleich die Truppen anfangs wegen schlechter Wohnung, schlechter Kost, durch Anstrengung und fortdauerndes Wachen, so wie durch den Schmutz außerordentlich litten, so ist Aden jetzt doch, wo diese Krankheitsursachen entfernt sind, eine der gesündesten brittischen Stationen. Als die Engländer hieher kamen, bestand die Bevölkerung aus etwa 1000 halb nackten und halb verhungerten Einwohnern, jetzt sind wenigstens 20,000 wohlgenährte und wohlgekleidete Einwohner da, außer den 3500 Mann Truppen und einer fluctuirenden Bevölkerung von 1500 Seelen. Das Wasser ist vorzüglich, und man erhält es aus Brunnen, in denen es das ganze Jahr hindurch in gleicher Höhe stehen bleibt; doch ist es unglücklicherweise nicht erreichbar für Bewässerung, und leider fällt auch wenig Regen; sonst würde der Boden, wie dieß der Regierungsgarten beweist, sehr fruchtbar seyn. Es finden sich indeß Spuren großer Cisternen auf der Halbinsel, die vermuthlich einst zur Bewässerung verwendet wurden, und die, wenn sie hergestellt wären, wieder dazu benützt werden könnten.

Thierüberreste in der Süßwasserformation von Sansan (Departement du Gers). Ein Hr. Lartet hat diese merkwürdige Lagerung näher untersucht und nicht weniger als 98 verschiedene Arten gefunden, mit Ausnahme der wenig zahlreichen Vögel und Fische. Unter den obigen 98 Arten finden sich 1 oder 2 Vierhändige, 11 Insectenfresser, 18 Fleischfresser, 11 Nager, 1 oder 2 Zahnlose, von Beutelthieren nur einige unsichere Anzeichen, 21 Pachydermen, 11 Wiederkäuer, 5 Schildkröten, 5 Saurier, 6 Frösche, 3 Salamander und drei andere nicht hinreichend bestimmte Reptilien, worunter wahrscheinlich mehrere Schlangen. Der merkwürdigste Typus dieser zoologischen Sammlung ist sicherlich der eines Thieres aus der Classe der Zahnlosen. Hr. Lartet glaubte anfangs, es sey den Schuppenthieren verwandt, aber wegen der unverhältnißmäßigen Länge seiner Glieder und der Zahl seiner Finger muß man es jetzt unter die Faulthiere rechnen, deren Organisation es auch in andern Beziehungen theilt. Einzelne Thiere dieser Art müssen die Höhe eines mittelmäßigen Elephanten erreicht haben. (Echo du Monde Savant vom 13 Febr.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 71.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 März 1845.

Entdeckungsreisen in Australien.

Wir haben vor einiger Zeit (s. Nr. 40) von einer Reiseunternehmung in Südaustralien berichtet, aber unsere Quelle hatte selbst die Nachricht falsch aufgefaßt, so daß wir jetzt nach bessern Nachrichten die Sache ergänzen müssen. Es ist in der genannten Nummer angegeben, Hr. Sturt, bekannt durch seine frühern Reisen im Gebiet des Darlingstroms, werde eine Reise quer durch den Continent antreten; dieß ist aber falsch, Hr. Sturt soll bloß einige Gegenden am Murray-Fluß und das Land im Nordosten von Adelaide (Südaustralien) näher untersuchen, wie es scheint, mehr um sich mit den Ureinwohnern dieses Landes, welche kürzlich eine Abtheilung Europäer, wie man sagt, 15 Mann, am westlichen Ufer des Darling ermordeten, in Vernehmen zu setzen, und solchen Vorfällen in Zukunft vorzubeugen. Diese Unternehmung kann in geographischer Beziehung, wenigstens so weit ihre Gränzen jetzt gesteckt sind, keine besondern Erfolge darbieten, denn wie es scheint soll er das Gebiet des Darling nicht verlassen. Anders ist dieß mit der Expedition unter Dr. Leichardt, dem Namen nach einem Deutschen, der von der Moreton-Bay aus in nordwestlicher Richtung vordringen will, um endlich das Räthsel über den innern Zustand dieses Continents zu lösen. Als sein Ziel wird die Niederlassung zu Port Essington angegeben, aber dieses zu erreichen ist vorerst gar nicht nöthig, denn es reicht hin, wenn er bis an den Golf von Carpentaria vordringt. Sein Ausgangspunkt ist Brisbane an der Moreton-Bay unter $27\frac{1}{2}^{0}$ S. B. und etwas über 153^{0} O. L. v. G. Port Essington liegt unter 11^{0} S. B. und $132\frac{1}{2}$ O. L., also hätte er dahin eine Reise von etwa 280 geographischen Meilen; aber die Tiefe des Golfs von Carpentaria liegt unter $21\frac{1}{2}^{0}$ S. B. und 140^{0} O. L. G., er hätte also dahin wenig über 80 geogr. Meilen (in directer Linie) zu machen, und würde ziemlich dasselbe erreichen, wie mit dem Zug nach Port Essington. Es ist also große Aussicht vorhanden, daß das Unternehmen bei diesem vergleichungsweise sehr kurzen Weg gelinge. Die Frage, die der Reisende zu lösen hat, läßt sich mit den kurzen Worten angeben: er muß erforschen, in welcher Art das Land jenseits des (im Innern noch nicht überschrittenen) Darlinggebiets sich gegen Norden absenkt. Die neuern Entdeckungen haben bekanntlich es höchst wahrscheinlich gemacht, daß nicht unbedeutende Flüsse sich von Süden her in den Golf von Carpentaria ergießen; es fragt sich also, in wie weit sind diese Flüsse schiffbar und wie weit kann man auf denselben von Norden her ins Innere Australiens gelangen? Bietet das Land in dieser Richtung dieselbe abschreckende Unfruchtbarkeit dar, wie sie der kühne Overlander Eyre, auf seinem Zug vom Spencer Golf westwärts nach König Georgs Sund fand?

Schilderungen aus Persien.

8. Persepolis und seine Ruinen.

(Fortsetzung.)

Troß meiner Ungeduld, die Ruinen von Persepolis zu sehen, verschob ich meinen Besuch, bis ich die andern interessanten Orte in der Nachbarschaft gesehen hätte, und sparte den majestätischen Tachti Dschemschid für zuletzt auf. Unter andern Ausflügen gedachte ich auch den Berg von Istakhr, der sich in nordwestlicher Richtung von Persepolis erhob, zu ersteigen, in der Hoffnung von seinem Gipfel herab die Ruinen im Sonnenaufgang zu erblicken. Abgesehen von der prächtigen Aussicht, die ich mir versprach, war dieser einzelne Felskegel auch so hoch, daß ich vermuthete, er möchte einer von den Orten gewesen seyn, wohin die eifrigen Anhänger Zoroasters jeden Morgen zogen, um den ersten Schimmer der wiederkehrenden Sonne, die sie als das reinste, glänzende Symbol der Gottheit betrachteten, zu erschauen. Da ich zwei Farsangen zurückzulegen hatte, so verließ ich Husein Abad um 3 Uhr Morgens, als es noch völlig dunkel war, und nahm den Ketchoda als Führer mit. Nachdem wir die Ebene in nordwestlicher Richtung durchzogen hatten, stießen wir auf die Zelte einiger Amaleh-Iliyats, und hielten an, um ehe wir unsere Reise weiter fortsetzten, unsere durch die scharfkalte Nacht erfrorenen Glieder zu erwärmen. Mit Ausnahme von einem oder zwei Zelten, wo die Hirten Wache hielten, lag das ganze Lager in tiefem Schlafe, aber das laute, anhaltende Gebell der Hunde brachte bald alles auf die Beine. Lichter wurden angezündet,

ange Schatten sah man hin und wieder sich bewegen, Männer, Weiber und Kinder, alle gleich neugierig, guckten durch die Oeffnungen der Zelte, andere kamen herbei, um nach der rsache alles dieses Lärms zu fragen, und mußten uns für halb wahnsinnig halten, in solcher Nachtzeit zu reisen und ihren Schlummer zu stören. Es dauerte einige Zeit, bis wir sie überzeugen konnten, es sey wirklich unser Zweck den Berg zu ersteigen, da sie nicht begreifen konnten, was in aller Welt uns dazu bewegen könne; endlich durch Zureden und Versprechungen wurden einige dahin gebracht, uns den Weg den Berg hinauf zu zeigen. Dieser Wanderstamm gehört zu den Luren, und wurde von Aga Mohammed Chan, dem Oheim des verstorbenen Feth Ali Schah, aus Luristan Kutschuk (Klein-L.) hierher verpflanzt. Nach seinem Tode kehrten viele in ihre ursprünglichen Lager in den Zagros-Bergen zurück, und nur wenige blieben in ihrer neuen Heimath.

Der Berg war steil und schwierig, und nachdem wir denselben eine Strecke hinaufgeritten waren, wurde der Pfad so schmal und abschüssig, daß wir absteigen, unsere Pferde zurücklassen und zu Fuße hinaufklimmen mußten. Zum Glück brach der Tag an und warnte uns vor manchem Schlund, der vor unseren Füßen gähnte. Die Umwege waren so lang und mannichfach, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand, ehe wir den Gipfel erreichten, und meine Hoffnung, sie über den Ruinen von Persepolis aufgehen zu sehen, war somit vereitelt; auch konnte ich die letzteren in dieser Entfernung nicht gut unterscheiden. Dennoch bedauerte ich die unternommene Besteigung nicht, da ich einerseits Gelegenheit hatte, diesen interessanten Felskegel näher zu untersuchen, andererseits eine richtigere Ansicht von dem Lande zu gewinnen, als dieß von der Ebene aus möglich war.

Istakhr kann, wie Kaleh Sefid im Lande der Mammasenni nur auf Einem Pfad von der Nordwestseite her erstiegen werden, sonst ist der Fels allenthalben so steil, und an manchen Stellen so senkrecht, daß man beim Hinabschauen in die Ebene von einem unwillkürlichen Schauder überfallen wird. Eine jetzt zum Theil eingestürzte Steinmauer lief in früherer Zeit quer über den Pfad, und sperrte den Zugang zum Gipfel. Als ich oben angelangt war, fand ich einen verfallenen Thurm nebst Haufen von zerbrochenen Backsteinen, Ziegeln, Töpfergeschirren und Glas, so wie einige zerstörte Wohnungen, zum Beweise, daß dieß früher der bewohnte Theil des Berges gewesen war. Unter dem Schutt, und fast gänzlich vergraben, fand ich ein merkwürdig gearbeitetes Gefäß von schwarzem Stein. Es hat eine ovale Form, wird an dem einen Ende schmäler und hat am andern, wo es etwas gelitten, eine Oeffnung; das Innere ist hohl, das Aeußere aber hat in Relief gearbeitete Zierrathen; es gleicht einer ausgehöhlten Kokusnuß, deren Größe es ungefähr hat. Auch ist es den großen ovalen Zierrathen, die man auf den ausgehauenen Reiterfiguren zu Nakschi Rustam an einer Kette die Seiten des Pferdes hinabhängen sieht, nicht unähnlich. *)

*) Sir R. Kerr Porter hält sie für Trobbeln.

Tiefer im Innern des Berges, wo derselbe gegen Osten sich neigt, fand ich eine ungeheure in drei Räume abgetheilte Cisterne, deren Wände mit Steinen verkleidet sind, und deren Boden gepflastert ist. Die Breite ist ungleich, in der Länge aber mißt die Cisterne 205 Schritte. Der schmelzende Schnee im Winter und der Regen in andern Jahreszeiten sammelt sich in dieser und einer andern Cisterne an der Südseite, und hier konnten die Bewohner des Berges, der keine Quelle hat, allein sich Wasser verschaffen. Indeß ist derselbe nicht ganz unbewaldet, und die Felsen und Höhlen sind voll wilder Ziegen und Schafe. Das Fort von Istakhr, welches der Schlüssel des Paßes ist, der aus dem Bergland von Ardekan nach der Ebene von Persepolis führt, scheint zu Zeiten als Staatsgefängniß gedient zu haben, wenigstens sind einige Beispiele aus der Zeit der Atabegen und der ersten Sofi's bekannt. — Nicht weit von dem Kohi Istakhr, in südwestlicher Richtung ist ein zweiter Berg, der aber wegen seiner Steilheit nicht zu ersteigen ist, und etwa 2 Farsangen gegen Westen ein dritter, auf dem man einige Ruinen sieht, die von einem alten Schloß herrühren sollen; aber meine Zeit gestattete nicht, dasselbe zu besuchen, sehr zu meinem Verdrusse, da es bisher von keinem Reisenden beschrieben wurde. Der Berg führt den Namen Schahrek.

Ich stand hier auf classischem Boden. Der Kum-Firuz-Fluß, der den Fuß des Felsen bespült, ist der Arares der Alten, die schneebedeckten Ardekanberge, von denen er herabströmt, sind dieselben, die dem Marsch Alexanders ein so furchtbares Hinderniß entgegensetzten, und von deren Abhängen herab er ins eigentliche Perserland eindrang. Wahrscheinlich schlug er die Brücke über den Arares, welche ihn nach Persepolis führte, auf der Ebene Moin, durch welche noch jetzt die Sommerstraße von Isfahan nach Schiras geht, und in dieser Nähe muß auch wohl die ergreifende Scene stattgefunden haben, wo einige tausend schauderhaft verstümmelte griechische Gefangene ihm entgegenzogen.

Auf dem Rückweg gab mir der gesprächige, wohl unterrichtete Ketchoda einige Aufschlüsse über den Anbau des Bodens um Persepolis. Die weiten, reichen Ebenen, denen man sehr uneigentlich den Namen Merdascht*) gegeben hat, ist in mehrere Buluks getheilt, wovon Merdascht nur einen Theil bildet, nämlich denjenigen, welcher den Ruinen von Persepolis oder Tachti Dschemschid am nächsten liegt. Der Raum zwischen den Flüssen Polvar und Kum Firuz (Medus und Arares) bildet den Buluk von Hafrek. Auf dem rechten Ufer des Kum Firuz liegt der Buluk von Ramgird, während der Raum zwischen seinem linken Ufer und dem rechten des Moin, der Buluk von Moin heißt. Von den Ruinen der Stadt Istakhr, zwischen den mit Sculpturen bedeckten Felsen von Nakschi Rustam gelegen, und nicht mit dem Felskegel von Istakhr zu verwechseln, beginnt der Buluk von Merdascht, und erstreckt sich längs dem linken Ufer des Polvar bis zu seiner Vereini-

*) Dascht heißt die Wüste, und bedeutet wohl überhaupt eine Fläche.

gung mit dem Kum Firuz zu Poli Chan. Da mein geschwätziger Freund mit den Buluks von Hafrek und Merdascht am besten bekannt schien, so fragte ich ihn namentlich über diese aus.

Der Buluk von Hafrek hat 30 Dörfer, der von Merdascht zwanzig. Die jährlich ausgesäete Masse Korn in diesen Feldern beträgt 12000 Harvars oder Eselslasten. Einige Felder sind künstlich bewässert, andere nur durch Regen. Der Ertrag des künstlich bewässerten Feldes wird in drei Theile getheilt: der erste gehört der Krone, der zweite dem Grundeigenthümer, der dritte den Bauern. Von Staatsländereien fallen zwei Dritttheile des Ertrags an den Diwan. Von den, D e i m i genannten Feldern, auf welchen die Ernte von der trockenen und nassen Jahreszeit abhängt, empfängt der Diwan nur ein Fünftheil der Ernte. Der gewöhnliche Ertrag von Gerste und Weizen ist zehn- bis fünfzehnfach; in besser gewässerten Feldern steigt er bis auf das Zwanzigfache.

Um den Nourus im Anfang des Frühlings versammeln sich die Dorfbewohner, um die Canäle, vermittelst deren das Wasser aus dem Polvarfluß auf ihre Felder geleitet wird, zu reinigen. Dann erwählen sie einen — da das Wasser der Krone gehört, vom Diwan bestätigten — Mirab, dessen Pflicht es ist, das Wasser auf jedes Feld je nach seiner Ausdehnung gleichmäßig zu vertheilen. Vom Anfang des Frühjahrs bis zur Erntezeit müssen die Felder jede Woche gewässert werden. Dasselbe geschieht auf den Feldern, wo Reis g e s ä e t wurde, aber diejenigen, auf denen der Reis g e p f l a n z t wurde, müssen überschwemmt werden; die letztern Felder tragen reichlicher und zwar 60 bis 80fach, während die erstern nur 20fach tragen. Die Ebenen von Hafrek und Merdascht bestehen hauptsächlich aus reinem Thonboden, und sind reichlich mit Wasser versehen. Die Bauern haben hier dreierlei Arten von Weizen und zweierlei Arten von Gerste, eine schwarze und eine weiße. Korn gedeiht besser in schwarzer Pflanzenerde, Reis, Erbsen und Bohnen in einem thonigen Boden.

Nachmittags schickte ich mein Gepäck und meinen Diener voraus, um mir eine Unterkunft für die Nacht zu Kenori zu sichern, und ritt dann mit meinem Führer quer durch das Land, um die Skulpturen von Nakschi Kedscheb in den Bergen von Rahmed zu untersuchen. Wir setzten über den Polvar und betraten den District von Merdascht. Nicht weit von dem linken Ufer des Flusses ist eine erhöhte, steinerne Plattform, welche einst die Grundlage eines geräumigen viereckigen Gebäudes gewesen seyn muß. Die Steine wurden aus dem benachbarten Fels gehauen, welcher in der Nähe von Nakschi Kedscheb eine merkwürdige Gestaltung darbietet. Ich habe meist bemerkt, daß die Granitschichten einander parallel liegen und unter einem gewissen Winkel gegen die Erde geneigt sind. Hier aber zeigt sich der Fels undulirend, und die bogenförmige Krümmung muß durch irgend eine Gewalt von unten her erzeugt worden seyn, indem die Masse von der Mitte aus gehoben wurde, wodurch nothwendig die oben liegenden Schichten nachgaben und bersteten. Dieser Umstand scheint die Arbeiter bei der Erbauung von Persepolis wesentlich unterstützt zu haben, denn so konnten sie aus den natürlichen Steinbrüchen des Berges die Blöcke nach Gefallen auswählen, ohne genöthigt zu seyn, sie aus dem festen Fels herauszuhauen, und sie brauchten nur ihnen die nöthige Form und Politur zu geben.

Die Sculpturen von Nakschi Kedscheb sind in einer Vertiefung des Felsens, halbwegs zwischen Nakschi Rustam und Tachti Dschemschid. Sie bestehen aus drei Basreliefs, eines vorn am Eingang, das andere rechts und links daneben; sie sind aus der Periode der Sassaniden und oft beschrieben worden. Dagegen hat der unermüdliche französische Künstler, Hr. Eugene Flandin, der kürzlich diese Stelle besuchte,*) eine lange Inschrift in Pehlwi-Charakteren entdeckt, die durch die Zweige und das Blätterwerk eines aus einer Felsenspalte vorstehenden Baumes lange dem Blick entzogen gewesen war.

(Schluß folgt.)

Ausflüge nach Ungarn.

Zweiter Ausflug.

Es ist ein allgemein verbreitetes Vorurtheil, daß man in Ungarn rasch und sehr wohlfeil reisen könne; es gilt dieß vielleicht von den höchsten und niedersten Ständen der Gesellschaft, der Mittelstand aber wird das Reisen sehr unbequem und kostspielig finden. Aus Pesth führte mich ein sogenannter Eilwagen fort, eine von Privaten errichtete Anstalt, die außer dem Namen mit den k. k. Eilposten nichts gemein hat. Am meisten gleichen sie noch einem böhmischen Stellwagen, nur sind sie langsamer und theurer. Langsam fuhren wir auf der sandigen Ebene von Rakos fort, auf der einst die ungarischen Reichstage abgehalten wurden. Hunderte von Geleisen kreuzen sich auf dieser Wüste und darum nennt man sie eine Landstraße. Hinter Kerepeß, der ersten Poststation, wird das Land reizend, und der Weg führt über Hügel hin, die mit Eichen geschmückt sind. Ach! wie seyd ihr verschwunden, ihr böhmischen Eichenwälder! In Ungarn sind diese prächtigen, vielgestaltigen Bäume eine wahre Freude, während bei uns jetzt allenthalben nur die traurigen, einförmigen Fichten und Tannen emporstarren. — In Gödöllö frühstückten wir während des Umspannens. Hier ist ein schönes Schloß, und weitläufige, geschmackvolle englische Gärten mit malerischem Buschwerk und schattigen Bäumen. Bunte Beete duftender Blumen dehnen sich um das Schloß her aus, dem Sitz der Wittwe des letzten Fürsten Grazalkowitsch. Ein alter Heiduk, ein Magyar, der aber zum Glück etwas slawisch sprach, führte mich in dem Garten herum. Als wir Gödöllö verließen, fuhren wir geraume Zeit längs diesen fürstlichen Gärten hin. Wie die Sonne emporstieg, wurde es warm, die Luft wogte über dem heißen Boden hin und her, alle Geschöpfe suchten Ruhe und Kühle, nur der Hirte des Orts stand auf einer Anhöhe unbeweglich in seinem breiten Hut und in seinen langen Pelz gehüllt. Das zottige Fell war auswärts gekehrt, und so stand dieser Magyar da wie eine den Winter vorstellende Bildsäule mitten in dem heißen Leben des befruchtenden Sommers. In der Nähe von Hatvan sah ich zum erstenmal das Dreschen von Getreide, d. h. das Austreten der Körner durch Pferde statt des Schlagens mit dem Dresch-

*) S. seine Briefe aus Persien. Ausl. Jahrg. 1841. Nr. 224 f.

flegel. Viel Getreide geht bei dieser rohen Methode verloren, weßhalb sie auch nur in sehr fruchtbaren und wenig bevölkerten Gegenden im Gebrauch ist.

Ueber die Gesellschaft im Eilwagen kann ich nichts Besonderes sagen. Ich fand hier einen Herrn aus der Gespannschaft Torontal; mir fiel eine gewisse Verordnung ein, welche in dieser Gespannschaft vor drei Jahren erlassen worden war, und ich fragte den Herrn, ob nach dem Inhalt der streng lautenden Verordnung die deutschen Ansiedler daselbst Schnurrbärte trügen? „Kein Bauer," erwiederte der Reisende, „hat sich viel darum gekümmert, nach kurzer Zeit ist alles wieder still geworden, und die Deutschen scheren sich den Bart, wie sie ihn immer geschoren haben. Bei uns herrscht immer die gleiche Nachlässigkeit in Ausführung der Gesetze." In diesem Augenblick erhielt der Wagen einen Stoß, daß er beinahe mitten auf der Chaussée umgefallen wäre, wobei mir der Ausruf entfuhr: „möchte doch die Oberlippe glatt seyn oder nicht, wenn sich die Gesetze nur um einen glatten Weg gekümmert hätten!"

Wir näherten uns bereits den Matras, einem Gebirge, das sich wie ein Höcker im Nacken des Königreichs Ungarn ausnimmt, und vor mir erhob sich das sehnsüchtig erwartete Städtchen Dendes (Gyöngyös), das malerisch an den Berg sich schmiegte und mit Weingärten eingefaßt war. Es that mir leid, daß ich nicht einige Tage länger verweilen konnte, denn vor einigen Jahren hatte es sich gerade getroffen, daß ich während des Jahrmarkts im Lande der Slowaken unterhalb der Tatras mich aufhielt, und ich hätte gern dieß Nationalfest unter den Matras mit dem unter den Tatras verglichen. Aber ich war zu spät gekommen und mußte mich mit der Schilderung anderer Augenzeugen begnügen. Die merkwürdigste Nachricht war, daß jedes Pferd, welches man auf den Markt zum Verkauf führte, einen Paß von dem Amt haben mußte, das seine Heimathsangabe, seine Gestaltsschilderung, Farbe u. s. w. enthielt. In andern Ländern verlangt man einen Ausweis von den Menschen, damit man weiß, ob er nicht ein Vagabund oder ein Räuber ist, hier aber fragt die Polizei nach der Herkunft und Beschaffenheit des Viehs. Pferdediebstahl ist noch immer eine Lieblingssünde der alten Magyaren und der neuen (Ui-Magyarok, d. h. Zigeuner), und mancher hochgeehrte Herr kauft ein gestohlenes Pferd lieber, nicht sowohl um den Spitzbuben die Stange zu halten, als in der Ueberzeugung, daß das gestohlene Pferd das beste ist. Solche Spitzbuben stehlen gewöhnlich ganze Heerden aus einem Gestüte oder von einer Weide weg, jagen dann Tag und Nacht ohne auszuruhen fünfzig bis sechzig Meilen weit fort mit ihrem Raub auf entfernte Märkte, um sich den Verfolgern zu entziehen. Was auf dem Wege liegen bleibt oder lahm wird, darum wird er sich nicht viel kümmern, die Pferde aber, die auf den Markt gebracht werden, haben gezeigt, was sie zu leisten im Stande sind, und müssen gesunde Lungen und Füße haben.

Gyöngyös ist eine ausgedehnte, lebendige Stadt, die durch viele hübsche Wohnungen verschönert ist, welche Schlössern oder Sommerpalästen gleichen und mit ihren schönen Gärten die Stadt und die Umgebung zieren. Der Adel ist zahlreich und wie allenthalben in Ungarn gastfrei und für sein Vaterland begeistert. Es scheint mir indeß, daß der Magyarismus auf das schöne Geschlecht nur einen sehr mäßigen Einfluß ausübt: die Fräulein aus den reichen Familien schickt man noch zur Ausbildung nach Wien, oder man läßt sie von französischen und deutschen Gouvernanten erziehen. Warum sucht man die Erzieher denn meistens in der Fremde? Es geht ihnen, wie einst den Propheten: sie gelten nichts in ihrem Vaterlande. Schweizer und Schweizerinnen holt man nach Böhmen, Böhmen und Böhminnen gehen nach Oesterreich und Oesterreicherinnen nach Ungarn. Es ist darum nicht zu verwundern, wenn die Ethnographen oft in Verzweiflung sind, welchem Volk sie diese oder jene städtische Gesellschaft zuzählen sollen. Sehr verständigerweise nimmt unser Schaffarik auf die so unstäte Bevölkerung der Städte wenig Rücksicht, und nimmt als die wahre Grundlage der Bevölkerung die auf dem Lande an.

Ich traf mit einem jungen Adeligen zusammen, der auf dem Gymnasium von Gyöngyös studirte, und fragte ihn, was den Schülern im ersten und zweiten Jahre aus der Erdbeschreibung vorgetragen werde. „Das Königreich Ungarn," antwortete er mir. Nachdem ich dieß gelobt, fragte ich weiter, ob auch von andern Ländern etwas vorkomme? „O ja, von der Türkei." — „Und nichts von dem österreichischen Kaiserstaat?" — „Gar nichts." Latein ist noch immer der Hauptgegenstand. — Die Stadt Gyöngyös hat 18,000 Einwohner und darunter 42 öffentliche Advocaten. Am Rechte fehlt es also nicht, wohl aber an Sicherheit in dessen Anwendung, da so viele Herren von der Unsicherheit des Besitzthums leben. Wien mit einer halben Million Menschen hat nur 70 Advocaten, nach dem Verhältniß von Gyöngyös müßte es 1000 haben.

Nachdem ich mich zwei Tage an letzterem Ort aufgehalten, setzte ich meine Reise gegen Osten fort längs der rebentragenden Matras, an denen ein vorzüglicher Wein wächst. Rechts gegen Süden dehnt sich eine unermeßliche, von den magyarisirten Jazygen bewohnte Ebene aus. Die Jazygen zeichnen sich durch hohen Wuchs und kräftige Körperbeschaffenheit noch immer vor den Magyaren merklich aus. — So oft man sich in diesem Lande einem Dorfe nähert, wird der Geruchssinn durch einen ausnehmend übelriechenden Rauch stark afficirt, indem man hier aus Mangel an Holz den Mist als Brennmaterial braucht, woraus der Scherz entstand, daß eine Mutter Morgens früh ihr Kind mit den Worten ausgeschickt haben soll: „Lauf geschwind und bringe mir ein tüchtiges Stück Kuhf..., ich muß deinem Vater das Frühstück machen." — Welches Volksgewirre hier vor alter Zeit sich ansiedelte, umherzog und miteinander in Kampf gerieth, das wird die Geschichte nie mehr vollständig enträthseln. Jazygen und Magyaren sind hier; Döbrö und andere Ortsnamen deuten auf slawische Ureinwohner hin, und in Gompolt und seiner Umgegend leben schwäbische Ansiedler, von denen vor zwei Jahren die Behörden der Heveser Gespannschaft verlangten, daß sie die deutsche Sprache ganz aufgeben und den Gottesdienst in magyarischer Sprache halten sollten. Die Schwaben aber bewiesen bloß, daß sie, — wenigstens die Männer, — magyarisch verstünden, und ließen sich auf nichts weiteres ein. Ihre Dörfer sind reinlich, hübsch nach slawischer Art gebaut und ziemlich ansehnlich. Ein eigenthümliches Ansehen gaben ihnen gerade zur Zeit meiner Reise die rings um das Haus aufgehängten und zum Trocknen an einem Strick aufgereihten Tabakblätter. In dieser Umgegend, namentlich bei Döbrö und Verpelet, wächst der beste Tabak. Ein Pfund alter Blätter von bester Sorte soll bis zu einem Gulden kosten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zahl der Negersklaven in Algier nimmt fortwährend ab und beträgt jetzt in der Stadt nur noch 1253 Personen, nämlich 112 Männer, 942 Frauen und 132 Kinder. (Algérie vom 2 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 72.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 März 1845.

Schilderungen aus Persien.

3. Persepolis und seine Ruinen.

(Schluß.)

Es wurde dunkel, als wir unsere Schritte gegen das Dorf Kenori wandten, und im Vorübergehen durch die Felder erblickte ich die Colonnade und die Granitpilaster auf der hohen Platform von Persepolis am Fuße des Kohi Rahmed im Osten. Ich muß indeß gestehen, daß der erste Eindruck, den dieser Anblick auf mich machte, nicht so war, wie ich erwartet hatte. Ich bildete mir ein, ich würde durch die imponirende Größe dieser massiven Bauten ganz überwältigt werden, aber die Entfernung und das Abenddunkel waren ihnen wohl sehr nachtheilig. Am andern Tage bei näherer Berücksichtigung, wurde ich mit der Idee, die ich mir früher von Persepolis gemacht, wieder völlig ausgesöhnt, und der Anblick übertraf selbst meine kühnsten Erwartungen. Je länger ich die Ruinen betrachtete, desto mehr fand ich Ursache, sie zu bewundern.

Am 9 Januar früh Morgens ritt ich nach den kaum einen halben Farsang von dem Dorfe Kenori entfernten Ruinen. Je näher wir kamen, desto majestätischer erhoben sich diese Denkmäler vor uns, bis wir endlich am Fuße der Treppe anlangten, die zu der Platform, auf der Persepolis steht, hinaufführt. Ein unbeschreibliches Gefühl von Ehrfurcht veranlaßte mich vom Pferd zu steigen und die Treppe zu Fuß hinanzuschreiten, mein Führer aber hielt mich mit der prosaischen Bemerkung ab, ich würde noch genug Gelegenheit zum Gehen haben, und besser thun im Sattel zu bleiben, da die Treppen breit und flach genug seyen, um mit Bequemlichkeit hinanzureiten. Diese Treppe besteht aus einer Doppelreihe von Stufen aus schwarzem Marmor und ist so breit, daß acht oder zehn Reiter neben einander hinanfreiten können. Die Platform, zu der die Treppe hinaufführt, ist ein längliches Viereck, das nach Chardin 1200 Fuß von Norden nach Süden und 1000 Fuß von Osten nach Westen mißt.

Als ich die Platform erreichte, stieß ich auf ein ungeheures Portal aus mächtigen Granit- oder Marmorblöcken mit zwei riesenhaften Stierbildern vorn, zwei Sphinxen auf der entgegengesetzten Seite und zwei hohen Säulen dazwischen. Ich erinnere mich, als ich zum erstenmal die prächtige Gemäldegalerie der Eremitage des kaiserlichen Winterpalastes in Petersburg besuchte, daß ich allerdings, wie ich mechanisch in schweigendem Entzücken von einem Saal in den andern ging, und bald rechts bald links nach der Wand schaute, einige kurze Ausrufe des Staunens und der Bewunderung über die herrlichen Leistungen der großen Meister vernehmen ließ, aber am Ende, als ich die Galerie verlassen hatte, mich keines einzigen besondern Gemäldes aus der Sammlung erinnerte. Der Eindruck, den Persepolis auf mich machte, war ähnlicher Art; ich ging von einer Ruinengruppe zur andern, wie berauscht, nicht als ob jedes einzelne Denkmal für sich ein Meisterstück gewesen wäre, sondern es war der Eindruck des Ganzen, der meinen Geist und meine Einbildungskraft in einem fortwährenden Zustand von Aufregung hielt, die Eigenthümlichkeit, die hohe Einfachheit der Denkmäler, die mit ihren riesenhaften Verhältnissen so sehr harmonirten, die titanischen Felsen von Marmor und Granit, die augenscheinlich mit dem stolzen Gedanken der Zeit Trotz zu bieten, auf einander gethürmt waren. Hiezu kam das Geheimniß, das um die Wiege von Persepolis schwebt, seine jetzige Oede, die feierliche Stille, das Andenken an die Geschlechter der Menschen und die Reihenfolge von Reichen, die darüber hinweggegangen und wieder in Vergessenheit gesunken sind — alles dieß war wohl geeignet, den Geist aus der gewöhnlichen Gleichgültigkeit herauszureißen.

Aber so schwer es ist, einen richtigen Begriff von allen den Eindrücken zu geben, welche die Ruinen von Persepolis im Geiste des Beschauenden erwecken, so wäre es doch noch viel unthunlicher, eine ins Einzelne eingehende Beschreibung aller Details zu geben, denn Wochen, Monate, vielleicht Jahre fleißigen Studiums und genauer Erforschung wären nöthig, um Persepolis würdig zu schildern, denn eine Masse Kenntnisse bezüglich der Religion, der Geschichte, Sitten, der Künste und Wissenschaften der Alten wäre nöthig, ehe man sich nur getrauen könnte, ein sicheres Urtheil über diese Alterthümer zu fällen. Meine oberflächlichen Kenntnisse in dieser Be-

ziehung und die wenigen Tage, die ich auf Persepolis verwenden konnte, waren hinreichend, mich von einer genauen Schilderung abzuhalten, und ich beschränke mich deßhalb auf eine summarische Uebersicht.

Eine zweite Treppe, deren Seitenwände voll von Basreliefs sind, führt zu der zweiten Platform, auf der einst die Hauptgebäude von Persepolis sich erhoben. Hier stehen von 72 Säulen, aus denen der prachtvolle Tempel ursprünglich bestand, nur noch 13 aufrecht. Es wäre merkwürdig, wenn man den Fortgang des Zerstörungswerkes im Palaste Dschemschid verfolgen könnte. Pietro de la Valle fand im Jahr 1621 noch 25 Säulen aufrecht; Mandelso im Jahr 1638 nur noch 19, in den Tagen von Kämpfer (1696) und Niebuhr (1765) war diese Zahl auf 17 vermindert, im Jahr 1811 fand Sir W. Ouseley mit Ausnahme der Säulen auf der untern Platform nur noch fünfzehn. Aber die Piedestals stehen noch in großer Anzahl, und die Linien der Colonnade sind vollkommen deutlich bezeichnet. Die Säulen sind cannellirt und mit Capitälen in verschiedenartigem Styl geschmückt. Eines derselben, das vermuthlich durch ein Erdbeben von dem Pfeiler losgelöst war, und jeden Augenblick herabzustürzen drohte, stellte Kopf, Brust und die gebogenen Beine eines Stieres dar, die hinten mit der entsprechenden Büste eines ähnlichen Thieres zusammenhängen. Dieß scheint die Lieblingszierrath der persepolitänischen Säulenordnung gewesen zu seyn, denn wir finden sie auf den Basreliefs der königlichen Gräber von Tachti Dschemschid und Nakschi Rustam, sowie unter den Ruinen der Stadt Istakhr in der Ebene.

In südlicher Richtung weiter gehend, kam ich an einem hohen Erdaufwurf vorüber, von dem Sir R. Kerr Porter glaubt, hier sey das Gebäude gestanden, das der Macedonier in seiner Raserei zerstörte, und dem der große Zendgelehrte Lassen den Namen des Empfangsaales gab. In südlicher und westlicher Richtung sind zahlreiche Pilaster mit cannelirten Architraven. Die Mauern sind bedeckt mit Keilinschriften und Basreliefs, welche menschliche Figuren, Thiere u. s. w. darstellen, und nach Angabe einiger Reisenden über 1300 an der Zahl sind.

Eine dicke Erdkruste, die sich seit Jahrhunderten ansammelte, bedeckt jetzt die Platformen von Tachti Dschemschid und verbirgt wahrscheinlich manche interessante Ueberreste des Alterthums. Was diese Annahme bestätigt, ist der Umstand, daß zwei französische Künstler, die HH. Flandin und Coste die schwarze Marmorstatue eines Stiers ans Licht gebracht haben, die obwohl verstümmelt, doch noch eine schöne Probe der alten persischen Sculptur und, wie ich glaube, das erste Beispiel einer solchen Statue in Persien ist, mit Ausnahme der von Schapur in den Bergen von Kazerun. Die Arbeit der letztern kann man jedoch nicht mit der Vollendung des Stiers in Persepolis vergleichen. Den über den Bauten von Dschemschid aufgehäuften Schutt wegzuräumen, wäre gewiß eine herkulische Arbeit, aber das Unternehmen ist doch keineswegs unmöglich, und Persepolis, gereinigt von dem seit zwei Jahrtausenden aufgehäuften Moder, würde dem Alterthumsforscher einen nicht minder erfreulichen Anblick darbieten als die römischen Städte Herculanum und Pompeji.

Auf der Oberfläche der Platform sind Oeffnungen, welche hinabführen in die unterirdischen Gänge. Wir nahmen Fackeln und mein Führer geleitete mich hinab in die dunkeln Corridors, die an einigen Stellen so niedrig sind, daß man sich bücken, ja selbst kriechen muß. In einer Richtung kam ich 85, in einer andern 70 Schritte weit vorwärts. Diese Corridore sind in den Felsen gehauen und mit mächtigen Granitblöcken gedeckt, was mich vermuthen läßt, daß sie vor dem Bau der massiven Gebäude auf der Platform ausgehauen wurden. Sie durchschneiden einander in rechten Winkeln und verzweigen sich nach verschiedenen Richtungen; einige sollen sogar mit den Gräbern im Berge in Verbindung stehen. Daraus mag sich das Nichtvorhandenseyn eines Eingangs in die königlichen Gräber von Rahmed Koh, von der äußern Seite der Felsen her, erklären, aber wie kommt es denn, daß ein ähnlicher Eingang in die Höhlen von Nakschi Rustam fehlt? Auch Wasser scheint durch diese unterirdischen Canäle geleitet worden zu seyn. Im Sommer halten sich in den Gewölben von Persepolis Heerden von Stachelschweinen auf, die hier in ungeheurer Zahl ihre Jungen ausbecken, und der Boden ist mit ihrem trockenen Mist und ihren Stacheln übersäet. Das ist alles, was ich in den untern Regionen von Tachti Dschemschid sah, und ich hatte keine Lust meine Forschungen viel weiter zu treiben, sondern eilte, den dunkeln Aufenthalt mit dem reinen Licht des Himmels zu vertauschen, und statt der widerlichen Atmosphäre in den untern Gängen die reine Luft der Ebene von Merdascht einzuathmen.

Die drei königlichen Gräber von Kohi Rahmed gleichen denen von Nakschi Rustam. Das der Colonnade gegenüberliegende Grab, dessen Diodorus erwähnt, ist das vollständigste von allen. In dem obern Theile des Front-Basreliefs über dem Sarkophag, der durch zwei Reihen menschlicher Figuren, 14 in jeder Reihe, gestützt ist, steht der Mobed oder Hohepriester mit einem Bogen in der linken Hand, während die rechte vorgestreckt ist. Vor ihm ist der Atesch Kadeh oder Feueraltar, und darüber eine geflügelte Figur, der Ferwer oder Schutzgeist des hingeschiedenen Königs, denn nach der zoroastrischen Lehre hat jedes erschaffene Wesen seinen Schutzengel; ja selbst jedes unbelebte Ding hat sein Urbild im Himmel. Dieser unter den ältesten Zendnationen herrschende Glaube mag der Mythologie der Griechen und Römer ihre Entstehung gegeben haben, da diese alle Enden und Ecken der Welt mit ihren Schutzgöttern und Schutzgöttinnen bevölkert haben. Hoch oben auf der rechten Seite ist der Sonnenball, das glänzendste und reinste Emblem in der Geber-Kosmogonie; er ist ohne Strahlen und hat in seinem untern Theile die Curve des Mondes. Ich führe diesen letzteren Umstand an, weil Lassen die Thatsache, daß die Figur des Mondes auf irgend einer der Sculpturen zu Persepolis sich finde, zu bezweifeln scheint. Ein zweites Emblem des Mondes fand ich an der Seitenmauer links von dem Sarkophag, auf dem mehrere Figuren mit langen Speeren abgebildet sind. Der Mond (in einem seiner Viertel) ist

über dem Kopfe der Figur in der mittleren Abtheilung. Da die Gewässer der Bäche und Quellen dem Amschaspand Khordad, einer der drei Formen der „glänzenden Lampe der Nächte" besonders heilig sind, so hat die Darstellung des Mondes auf diesem Felsen vielleicht ihren Grund in dem Umstand, daß eine Quelle in dem Berg Rahmed ist, die durch dieß königliche Grab fließt.

Das obere Karnieß, welches den Sarkophag von dem untern Theile der mit Sculpturen bedeckten Mauer trennt, ist mit 18 Figuren von Löwen geziert, deren Schweife aufwärts gerollt sind, wie bei Hunden. In jeder Richtung sind neun, die in der Mitte sich begegnen. Das untere Karnieß ist von vier Basrelief-Säulen, zwei an jeder Seite der Thüre gestützt. Der Architrav ist schön cannelirt, und die Thürpfosten allenthalben mit zierlich ausgehauenen Rosen geschmückt. Die Säulencapitäle bestehen aus denselben Doppelfiguren von Stieren, die wir oben schon beschrieben haben, und welche so dargestellt sind, als stützten sie mit vereinten Häuptern die obern Basreliefs mit dem Sarkophag.

Ich fand es wegen des aufgehäuften Sandes sehr schwer ins Innere der Höhle einzudringen; indem ich aber hart an der Oeffnung aufgrub, stürzte das Wasser heraus, und erst nachdem ich dieß eine Zeitlang hatte abfließen lassen, konnte ich ins Innere des Berges hineinkriechen. Ich fand in einer gewölbten Nische nur Eine Aushöhlung im Felsen, ähnlich der zu Nakschi Rustam, aber nach der Tiefe der Nische zu schließen mögen hier zwei ausgehöhlte Gräber gewesen seyn; darüber konnte ich mir aber wegen des aufgehäuften Sandes keine Gewißheit verschaffen. Das Wasser scheint durch eine Spalte im obern Fels eingedrungen und muß durch ein Sandlager gelaufen seyn, da es eine Menge Sand mit herunter führte.

Die zweite Höhle gegen Süden hat drei gewölbte Nischen, von denen jede ein Grab enthält. Sie dient jetzt zur Aufbewahrung von geschnittenem Stroh, während die untern Theile mit Wasser und nassem Sand bedeckt sind. Die Eingebornen nennen die erstere Höhle die Moschee (mesdschid), die zweite das Bad (hammam). In einiger Entfernung gegen Süden in demselben Berg befindet sich ein drittes Grab, ähnlich den beiden ersten, ist aber in seinen untern Theilen unvollendet.

Viel Interessantes ist schon über Persepolis geschrieben worden, viele sinnreichen Vermuthungen haben Zeit und Zweck seiner Gründung wahrscheinlich gemacht, noch immer aber ist der Gegenstand keineswegs erschöpft. Die damit verknüpften Fragen bleiben immer noch ungelöst, und viele Zeit wird noch vergehen, ehe sie hinreichend aufgeklärt werden, wenn dieß überhaupt noch möglich ist. Was mehr als irgend etwas anderes den Forschungen einen günstigen Erfolg verspricht, das ist das Studium der Zendtexte, welches bereits viele der symbolischen Darstellungen auf den Trümmern von Persepolis enträthselt hat, während die Fortschritte, welche das gelehrte Europa in der Entzifferung der Keilschriften macht, wovon die Mauern von Persepolis eine so prachtvolle Sammlung darbieten, hoffentlich, wenn auch auf anderem Wege, zu demselben Ergebniß führen und die Lösung dieses großen Räthsels alter Zeit ermöglichen werden.

Klima von Florenz.

Das Echo du Monde Savant vom 6 Februar entlehnt aus der Gazette médicale einen Artikel über die Natur der daselbst vorkommenden Krankheiten, und da diese im Wesentlichen durch das Klima bedingt sind, so findet sich in denselben auch eine nicht uninteressante Schilderung des Klima's, die wir hier mittheilen. „Man mag nach Florenz von Süden oder Norden kommen, so muß man immer von hohen Plateaux oder steilen Bergen herabsteigen. Auch der Osten hat seine natürlichen Festungswerke, und wenn man den Windungen des Arno von Westen her folgt, so bemerkt man bald, daß der Fluß sich durch enge Schluchten oder hohe Felsmassen eine Bahn gebrochen hat. Der Apennin, welcher Florenz berührt und einen Theil seiner gebirgigen Umgürtung bildet, trägt im Winter eine dicke Schneedecke. Diese Kette bildet eine Art Halbmond, welche Florenz von Norden nach Osten umgibt. Wegen der Ausdehnung dieser beeisten Gipfel kann man schon zum voraus sich denken, daß sie einen Einfluß auf die Temperatur der Atmosphäre ausüben werden. Die niedern Thäler am Unterlauf des Arno sind allerdings durch die natürlichen Widerlagen der Apenninen geschützt, aber es finden sich hier bleibende Ursachen von großem Wechsel der Atmosphäre. Der Wind vom Meere her wie der Wind aus den Bergen findet durch das Arnothal freien Zugang; von Pisa her ist der Wind warm und feucht, von den Bergen her kalt und trocken. Der erstere bringt Regen, der letztere schönes Wetter, der eine entnervt den Körper und macht Ruhe wünschenswerth, der andere stärkt die Lebenskräfte und treibt zur Arbeit und zur Bewegung. Sehr schneller Wechsel ist deßhalb hier an der Tagesordnung, und es findet oft kaum ein Uebergang statt, kaum ist irgendwo die Wetterfahne so launenhaft, und dieß bemerkt man auch in der Vegetation. Wenn der warme, feuchte Seewind weht, entfalten sich die Blumen mit einer wunderbaren Schnelligkeit, wenn aber der Bergwind herrscht, wird die Blüthe eben so schnell gehemmt, die Zeit ausgenommen, wo der Bergwind nur die allzu große Hitze abkühlt."

Ausflüge nach Ungarn.

Zweiter Ausflug.

(Fortsetzung.)

Von Gompolt brachte uns eine leichte Britschka, — in Galizien und Ungarn mit dem barbarischen Namen Najticanka, eigentlich Nowo-Zicinka benannt, — nordwärts nach Erlau (slaw. Jagra, magyar. Eger). Der Weg war ziemlich gut, die Gegend hügelig, da und dort mit Eichenwaldung geschmückt. Nach drei Stunden befanden wir uns in Erlau, dem Hauptort des Heveser Comitats und der Sitz des berühmten Erzbischofs Ladislaus Pyrker. Vom Calvarienberg, von den Trümmern der alten Veste herab übersahen wir die Stadt, welche in einem breiten Thal sich ausdehnt unter Weingärten, in denen ein berühmter rother Wein wächst. Der Palast des Erzbischofs ist ein bescheidenes Gebäude, desto prächtiger stellt sich die neue in italienischem Styl erbaute Hauptkirche dar, ein würdiges Denkmal des frommen, dichterischen Geistes des jetzigen Erzpriesters. So weit haben es die Türken, welche im 17ten Jahrhundert hier allenthalben herrschend waren,

nicht gebracht; das Andenken an das Türkenthum ist indeß noch keineswegs ganz verschwunden. Noch ragt hier unter den Häusern wie ein verwittertes Schreckbild ein grauer schmaler Thurm empor, wie sie gewöhnlich neben Moscheen sich finden. Sinnend über die Umwälzungen in der Menschenwelt stiegen wir vom Calvarienberg herab nach diesem Minaret, das in der Mitte eines kleinen Platzes dem Kloster der barmherzigen Brüder gegenüber liegt. Haufen von Schutt liegen um den verödeten Thurm her, von welchem will's Gott niemals mehr die Stimme des Muezzins die Gläubigen zum Gebete ruft.

Am südlichen Ende der Stadt befindet sich ein heilkräftiges Bad; das schwefel- und alaunhaltige Wasser dient zur Heilung vieler Krankheiten, und ist in solcher Fülle da, daß es außer dem Bade noch einen ziemlich starken Teich füllt, in dem das arme Volk sich badet und den man als Pferdeschwemme benützt. Es wäre zu wünschen, daß im Bad selbst bessere Anstalten da wären, obwohl ein Böhme, der die Pracht von Töplitz im Gedächtniß hat, nicht leicht zu befriedigen ist. Immer noch wird auch im österreichischen Baden in einer Art hölzernen Kufe gemeinsam gebadet und ein besonderes Zimmerchen für einen allzu großen Luxus angesehen. — Hinter dem Erlauer Bade liegen die ausgedehnten schönen erzbischöflichen Gärten, die dem Publicum willig geöffnet werden, aber trotz des herrlichen Sommerabends fand ich sie leer. Vermuthlich erlustigten sich viele Einwohner von Erlau gleich andern sehr gebildeten Leuten in den Schenken besser als in der Natur. So dachte ich, und wandte mich selbst um nach meinem Gasthof, um zu Nacht zu speisen und vor meiner morgigen Weiterreise der Ruhe zu pflegen.

Von Erlau gegen Norden wird das Land sehr angenehm; die mit Buschwerk bewachsenen Abhänge nähern sich dem Flußufer, bald schauen auch Felsen aus dem Dickicht empor, und auf einer Höhe malen sich die Trümmer eines alten Schlosses finster an dem klaren Himmel ab. Jenseits Opatowice (Agathfalva) fuhren wir nach Ueberschreitung der Bergkette immer weiter und tiefer hinab ins Gömörer Comitat. Die Unbekanntschaft mit der magyarischen Sprache war mir nirgends ein Hinderniß: wenn wir uns nach dem Weg erkundigen wollten, fragten wir nur die Schnitter oder andere Feldarbeiter: „wer versteht slowakisch?" Sogleich meldeten sich einige. In Silvas wünschten wir, während die Pferde rasteten, das Land zu überschauen. Auf der Vorderseite eines Hügels stand ein Schloß innerhalb schöner Gärten. Hier herrscht augenscheinlich keine weibliche Hand, sondern der unstäte Sinn eines Hagestolzen. Statt des Hundes, dieses treuen Hauswächters, krächzt ein an der Kette angefesselter Adler, in einem Käfig, wo freundliche Turteltauben das Bild zarter und treuer Liebe darstellen sollten, heult und rauft sich ein Paar artige, zähnefletschende Füchse, auf den Wegen, ja im innern Hofe selbst wächst Gras. Der Herr, ein Wohlthäter seiner Unterthanen, ließ den Evangelischen eine prächtige Kirche bauen, aber die hinaufführenden Stufen sind bereits zerbröckelt, und wenn man zur Kirche gehen will, muß man die Distelstauden vom Weg wegschaffen lassen.

Von Silvas geht das Thal hinab nach dem Bett der Sajawa, auf einem Wege, aus dem ein Beamter, leider Gottes! eine Chaussée zu machen gedachte, indem er ohne Sinn und Verstand Sand und Kies so hoch aufschütten ließ, daß der Wagen ohne unmäßige Anstrengung und augenscheinliche Gefahr nicht durchzubringen war. Um drei Uhr nach Mittag kamen wir nach Putnok, einem Städtchen, wo 101 Edelleute wohnen. Nachdem wir hier den Staub in den kühlenden Wellen der Sajawa von uns abgewaschen, brachten wir den Abend in freundschaftlichem Gespräch und mit Besprechungen zur Weiterreise zu. Das war eine angenehme Arbeit, wobei uns nur die Kürze der Zeit und die Menge der eines Besuchs werthen Orte Ungelegenheit machte. In diesem Comitat, wo die Magyaren und die Slawen aneinanderstoßen, herrscht in nationaler Beziehung viel Bitterkeit. Die Politik wurde in unserem Gespräch von einigen Landsleuten stark durchgehechelt, besonders als das neue Criminalgesetz und die Eisenbahnen zur Sprache kamen. Ich erkannte diese Neuerungen als heilbringend an, und bemerkte nur, daß es mir nicht sehr passend scheine, die Todesstrafe in einem Lande abzuschaffen, das wegen der Menge seiner Verbrecher jeden Augenblick von seinem Beherrscher ein Standrecht verlange; auch sähe ich nicht die Nothwendigkeit der Einführung von Eisenbahnen in einem Lande ein, wo bis jetzt sehr wenig gute Chausséen und sichere Brücken sich fänden; es sey dieß, als ob ein Kind auf dem Seil tanzen lernen wollte, ehe es gehen kann.

Als wir am andern Tage von Putnok aufbrachen, erstiegen wir die Höhen des rechten Ufers der Sajawa. Die Aussicht auf das fruchtbare Thal und das Städtchen Gömör, von dem die Gespannschaft den Namen hat, obwohl Großsteppelsdorf*) der Hauptort, ist entzückend; die herrlichste Aussicht aber gewähren die slowakischen Berge, die den nördlichen Horizont umkränzen. Dorthin nahmen wir unsere Richtung, und eine freudige Ahnung ergriff uns bei dem Blick auf die mannichfachen theils bewaldeten, theils kahlen Gipfel, Bergabhänge und Felsen, auf die grünen Buchenhaine und die dunkeln Fichtenwälder. Wenn Schäfchen am Himmel vorüberjagten, trübten ihre Schatten hie und da auf Augenblicke einen Theil des Gebirgs, aber die Schönheit wuchs durch den Wechsel, wie die einer schönen Frau, welche immer reizend ist, sie mag nun lächeln, oder sich erzürnen, oder auch sinnend dasitzen, sie ist immer anders und immer reizend. Ebenso spielte auch die freundliche Natur etwas hinterlistig mit uns, denn kaum hatten wir die Stadt Jelsawa erreicht, so begann sie im plötzlichen Zorn Donner, Blitz und Regen auf uns zu ergießen, doch schon zu spät, denn wir hatten bereits den Gasthof erreicht, wo wir bei ehrlichen, freundlichen Slowaken einkehrten. Während man das Essen für uns richtete, nahm ich das Haus in Augenschein. Im obern Theil vernahm man Geräusch und ein Krachen. Ich stieg hinauf, um nachzusehen, was es sey. Siehe da! die magyarische Thalia hatte hier ihren Tempel oder ihren Kramladen aufgeschlagen, Coulissen, Vorhänge, bunte Fetzen, Blechpanzer, Staub und stinkendes Oel — das hatte ich in Augen, Ohren und der Brust. Mitten im Raum speisten einige Schüler des Thespis auf einem Baum, nicht gerade wie die Sperlinge, sondern der Baum war nur auf einem Brett gemalt, das als Tisch diente. In dem Seitenzimmer saß eine schwarz gebrannte, muntere Frau mit Flicken beschäftigt, welche mich eifrig aufforderte, ich möchte doch ja nicht versäumen, am Abend der magyarischen Oper beizuwohnen. Ich entschuldigte mich mit meiner baldigen Abreise, und stieg wieder in das untere abgesonderte Zimmer hinab, neben welchem in der Schenkstube eine Zigeunermusik sich hören ließ, aber nicht in den gewöhnlichen sehnsüchtigen Tönen, sondern unaufhörlich ein Stück mit Fehlern wiederholend.

(Schluß folgt.)

*) Dieß ist wieder ein Beweis von der babylonischen Sprachverwirrung; der Ort heißt bei den Slawen Rymawska Sobota und bei den Ungarn Rima-Szombat.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 73.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 März 1845.

Der Negerhandel auf Cuba.

Ein großes Interesse knüpft sich gegenwärtig an das Schicksal von Cuba, dieser Insel, welche den mexicanischen Golf beherrscht, die Finanzen Spaniens fast allein noch hält, und die Aussicht gewährt, daß die spanische Schifffahrt sich mit der Zeit aus ihrem tiefen Verfall erhebe. Amerikaner, Engländer, haytische Schwarze wirken in verschiedener Weise auf das Schicksal dieser Insel ein; erstere wenigstens in so weit, als sie aufs stärkste dabei interessirt sind, daß die Insel nicht direct oder indirect in die Hände der Engländer falle. Ein geborner Cubaner, Saço, hat neulich in einer Schrift die Frage über den Sklavenhandel umständlich abgehandelt und dringendst die Abschaffung desselben angerathen; die Cubaner selbst haben seit Jahren die stärksten Vorstellungen gegen den Sklavenhandel gemacht, ohne in Spanien mit ihrer Ansicht durchdringen zu können. Allerdings haben zahlreiche cubanische Pflanzer, theils aus Gewohnheit, theils aus Noth den Sklavenhandel gefördert, aber es hat in der neuern Zeit nie an Leuten gefehlt, welche sich demselben widersetzten, und ihn im eigenen Interesse der Insel für verderblich erklärten. Endlich hat der am Ende des Jahres 1843 zum Ausbruch gekommene Aufstand, der so blutig unterdrückt werden mußte, Spanien die Augen über den Abgrund geöffnet, und ein strenges Gesetz gegen den Sklavenhandel ist kürzlich von den Cortes erlassen worden. Wie viel England zu diesem Entschlusse beigetragen, möchte schwer zu sagen seyn, denn es ist sichtlich darauf bedacht, die Unruhen auf Cuba zu nähren, und sich bei guter Gelegenheit dieser den mexicanischen Golf beherrschenden Insel zu bemächtigen, zu welchem Ende auch auf den Bahamas Depots entlaufener Neger angelegt sind, die so gut wie die haytische Neger-Republik eine fortdauerde Gährung auf Cuba unterhalten. Ueber die Plane der Verschworenen, die am Ende des Jahres 1843 verhaftet und zum Theil hingerichtet wurden, hat man niemals öffentlich etwas erfahren, doch ist, wie wir schon in frühern Nummern des Blattes (s. Nr. 348 vom vorigen Jahre) bemerkt haben, kein Zweifel darüber, daß ein Mulatte, ein gewisser Placido, zum Oberhaupt der Insel ausersehen war, und daß dieser ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten gewesen seyn muß, zeigt der Umstand, daß selbst die Colonisten fast ohne Ausnahme die Hinrichtung desselben bedauern, so nothwendig sie auch in anderer Beziehung gewesen seyn mag.

Was hat aber nun die Aufregung unter den Negern hervorgebracht? Gewiß nicht bloß die Sklaverei, die ja schon seit so langer Zeit besteht, sondern die Einflüsse von Hayti her, und die Haltung der englischen Consuln in Cuba, welche nach allgemeiner Uebereinstimmung einen so aufregenden Charakter hatte, daß man den einen, Hr. Turnbull, endlich ganz aus der Insel weisen mußte. Doch die Beschuldigungen gegen die Engländer gehen noch weiter, und spanische Blätter behaupten, die englischen Missionsgesellschaften in Dahomey, Aschanti und andern afrikanischen Ländern seyen wahre Schulen des Aufruhrs, und man habe frisch aus Afrika angelangte Neger getroffen, welche in englischer Sprache gleich vornherein den heftigsten Haß gegen ihre Herrn kundgaben. Viele werden nicht geneigt seyn, aus solchen Bemühungen den Engländern ein großes Verbrechen zu machen, sondern vielmehr das Bestreben derselben, Cultur und Gefühl für Menschenrecht bis ins Innere Afrika's hinein zu verbreiten, sehr verdienstlich finden. Wir wollen kein Urtheil hierüber fällen, wollen weder an die unbefleckte Heiligkeit ihrer Bestrebungen noch an die ihnen Schuld gegebene absichtliche Feindseligkeit glauben, sondern nur die Thatsache constatiren, daß von den in Cuba eingeführten Afrikanern viele schon durch eine englische Schule gegangen waren, und den Haß gegen ihre Unterdrücker eingesaugt hatten. Dieß in Verbindung mit der Einwirkung von den Bahamas und von Hayti her hat den meuterischen Geist unter den Negern wesentlich gefördert, und hierin liegt die Ursache, weßhalb die einsichtsvollsten Cubaner um ihres eigenen Vortheils willen gegen die Einfuhr neuer Neger eifern.

Die Verhältnisse Cuba's sind bei weitem anders als die der englischen und französischen Inseln. In diesen ist das Uebergewicht der Schwarzen unmäßig, denn die Zahl der Neger und Farbigen beträgt meist das acht- oder zehnfache der Weißen; in Cuba dagegen war vor 50 Jahren noch das Verhält-

niß der Weißen zu den Schwarzen wie 56 zu 44, und erst seit den letzten 30 Jahren hat sich dieß so ziemlich umgewandelt, und drohte immer verderblicher zu werden. Im Jahre 1841 rechnete man 418,291 Weiße, 436,495 Sklaven und 152,838 freie Farbige. Dieß ist ein ohne Vergleich günstigeres Verhältniß als auf den englischen Colonien, und ein sicherer Beweis, daß ein großer Theil der Weißen sich den Feldbauarbeiten widmen muß; die Sache stellt sich freilich nicht so günstig wie auf Portorico, wo im Jahre 1832 von 1577 Pflanzungen höchstens 300 von Sklaven bebaut gewesen seyn sollen; immerhin aber beweist es das Vorhandenseyn einer starken Anzahl mit dem Landbau sich befassender Weißen.

Dieß führt uns wieder auf die Möglichkeit, das Land in Westindien durch Weiße anbauen zu lassen — eine Möglichkeit, welche Saco ungemein bevorwortet, und die ein um so bedeutenderes Gewicht erhält, als Martinez de la Rosa gleich nach Erlaß des Gesetzes gegen den Sklavenhandel die spanischen Gesandten an allen Höfen Europa's dringender aufgefordert haben soll, die Auswanderung nach Cuba in aller Weise zu fördern. Wir sind keineswegs geneigt, einer solchen Auswanderung, so lange es gesündere Länder, wie Nordamerika, Ungarn und die Donauländer gibt, das Wort zu reden, möchten vielmehr jedem Nordeuropäer aufs eifrigste abrathen, weil er hier in ein Land mit fremder Sitte, fremder Sprache, fremden Verhältnissen kommt, wo es ihm sehr schwer werden dürfte, sich einen unabhängigen Landbesitz zu gründen, aber wir können nicht umhin, auf einiges, was bereits geschehen ist, aufmerksam zu machen, weil es sich dabei um die Frage handelt, ob Westindien nothwendig der schwarzen Race ganz anheimfallen müsse. Gar manches, was Saco zu Gunsten einer weißen Einwanderung sagte, will uns sehr problematisch scheinen; der Satz, daß nur die gestattete und beförderte Einfuhr schwarzer Sklaven nach und nach die Feldarbeit in den Augen der Weißen zur Schande gemacht und so die weißen Arbeiter verdrängt habe, kommt uns nichts weniger als bewiesen vor, und die Versuche, welche man in den letzten zehn Jahren auf Jamaika und Trinidad mit weißen nordeuropäischen Arbeitern gemacht, lauten selbst nach dem Bericht der Engländer nichts weniger als ermuthigend. Daß sich in höheren Lagen nordeuropäische Colonien durch eigene Arbeit erhalten können, soll keineswegs geläugnet werden, daß sie aber auch in niedern Lagen einer anstrengenden dauernden Feldarbeit sich unterziehen dürfen, dieß müssen wir durchaus in Abrede stellen. Ob dieß namentlich auf Cuba, der nördlichsten großen Antille, nicht anders ist mit Südeuropäern, namentlich mit Südspaniern, mit Canaresen u. dgl., das ist eine andere Frage, welche die Erfahrung zu Gunsten einer europäischen Colonisation entschieden zu haben scheint. Im Jahr 1511 begann die weiße Colonisation auf Cuba, und 263 später im Jahr 1774 fanden sich allerdings nur 96,000 Weiße dort, nun aber hob Karl III. von Spanien die bisher bestandenen Vorrechte des Handels von Cadix und Sevilla auf und verwilligte nicht nur 13 spanischen Häfen das Recht, mit Cuba Handel zu treiben, sondern gewährte auch dieser Insel solche Freiheiten, daß sie fast mit der ganzen Welt Handel treiben konnte. Von jener Zeit an bis zum Jahr 1841 stieg die weiße Bevölkerung auf jene oben angeführte Zahl von 418,291 Weiße, eine Zunahme, die man unmöglich allein der innern Fortpflanzung zuschreiben kann, sondern einer starken Einwanderung zuschreiben muß, wie denn auch noch jetzt zahlreiche Spanier nicht bloß nach Cuba, sondern nach allen Theilen des ehemals spanischen Amerika, auch des tropischen gehen, weil ihre größere Einsicht und Thätigkeit ihnen leicht ein sicheres Auskommen verspricht. Eine Förderung dieser Einwanderung wird im Interesse Cuba's und Spaniens liegen, aber die aus dem nördlichen Europa kann der Insel nur sehr vorübergehend nützen und muß der Mehrzahl der Einwanderer verderblich werden. Cuba ist zwar kein Santo Thomas, wohin nur schändliche Gewinnsucht oder baare Vornirtheit den Auswanderer zu locken suchen kann, aber es liegt doch hinreichend zwischen den Tropen, um für Nordeuropäer verderblich zu werden. Muß man ja selbst die spanischen Regimenter, die doch keine schweren Arbeiten zu übernehmen haben, anfänglich ins Innere verlegen, um sie erst allmählich ans Klima zu gewöhnen.

Indeß, wie es sich auch mit der europäischen Colonisation verhalten mag, die Nothwendigkeit ist da, sie zu versuchen, weil die Nothwendigkeit da ist, den Sklavenhandel abzuschaffen. Niemand, der die Verhältnisse in Cuba auch nur oberflächlich kennt, wird behaupten wollen, Spanien werde nicht im Stande seyn zu thun, was England mit all seiner Macht nicht erreicht habe: wenn die spanische Regierung ernstlich will, kann kein Negerschiff mehr an der Küste landen, ohne daß der Generalcapitän durch seine Carabiniers und seine bewaffneten Schaluppen davon benachrichtigt würde. Schon Valdez hatte den Sklavenhandel ziemlich wirksam unterdrückt, und O'Donnell ihn nur wieder gestattet, einerseits, weil derselbe ihm Vortheile brachte, andererseits, weil man die thörichte Meinung hegte, wenn die Colonisten sich nicht mehr vor einem Sklavenaufstand fürchteten, so würden sie nach der Unabhängigkeit streben; aber die Colonisten wissen zu gut, daß sie nicht unabhängig, sondern englisch oder amerikanisch würden, und daß die Erwerbung politischer Rechte, die sie dadurch gewännen, wahrscheinlich durch commercielle Verluste reichlich aufgewogen würde. So hat sich endlich die spanische Regierung der Nothwendigkeit gefügt und ernstliche Maaßregeln gegen den Sklavenhandel ergriffen, der dadurch, so weit er Amerika betrifft, auf Brasilien beschränkt bleibt, wo er freilich noch um ein gut Theil schwerer auszutilgen seyn möchte. So lange England seine Maaßregeln auf das Meer beschränkt, wird es nie zum Ziele kommen, und man sieht es deßhalb auch Anstalt machen, seine Verträge über das Durchsuchungsrecht nach und nach aufzulösen, ohne sich ein allzu großes Dementi zu geben. Man hat berechnet, daß ein spanisches Sklavenschiff, das 800 Neger führte, auch wenn es wie im Durchschnitt der Fall war, 100 Neger verlor, 120 bis 130,000 Piaster gewann. Um eines so unmäßigen Gewinns willen wurde allen Gefahren Trotz geboten. Die Fortsetzung des Handels brachte Spanien nothwendig in eine moralische

Abhängigkeit von England, die sich nur durch das Aufgeben des Negerhandels in bedeutenderem Grade heben dürfte. Die Zuckerproduction der Insel wird vielleicht für eine Zeitlang leiden, aber der übrige Handel wird zunehmen und die Zahl der freien Arbeiter aus Spanien wachsen. Der Anbau kleiner Landstücke durch Freie, nicht durch Sklaven ist einer unglaublichen Ausdehnung fähig, und Saco entwirft ein fast poetisches Bild dessen, was die spanischen Inseln unter einem erweiterten System freier Einwanderung werden könnten. Dieß Bild ist keineswegs übertrieben: wenn man weiß, wie sehr auf einzelnen englischen Inseln, namentlich auf den größern, wie z. B. Jamaica, die Zahl der kleinen unabhängigen, freilich schwarzen Landbesitzer gewachsen ist, so hat man keinen Grund zu bezweifeln, daß die Zahl solcher unabhängiger Landbesitzer unter den Weißen minder zunehmen werde. Die Sklaverei, besonders wenn sie durch stets neue Negerladungen unterstützt ist, begünstigt den fabrikmäßigen Plantagenbau, während die Abnahme der Sklaverei den kleinen Landbau und mit ihr die Bevölkerung heben muß, deren Zunahme durch die fortwährende Einfuhr meist männlicher Neger nicht sonderlich gefördert ist.

Die Sesameinfuhr in Frankreich.

Die Frage über die Einfuhr des Sesam im südlichen Frankreich ist für den Ackerbau im Norden eine wahre Lebensfrage geworden, und kann einen Beweis liefern, welche wichtige Veränderungen im innern Haushalt der Völker durch eine einzige Pflanze, die da oder dort in größerem Maaße erzeugt wird, vorgehen können. Im Jahre 1841 führte Marseille 1,600,000 Kilogramme Sesam ein, im Jahre 1842 18 Millionen, im Jahre 1844 noch viel mehr, man kennt aber die genaue Zahl noch nicht. Zwei Kilogramme Sesam geben Ein Kilogramm Oel; die 18 Millionen Sesam im Jahre 1842 gaben also 9 Millionen Kilogramme Oel oder 100,000 Hektolitres. Vor 1841 führte der Norden 100,000 Hektolitres Oel nach dem Süden aus, im Jahre 1843 noch 2600, mit andern Worten, der Süden braucht den Norden nicht mehr, und dieser muß seine Oelmühlen zerstören, seine Arbeiter entlassen, der bisherige industrielle Ackerbau geht zu Grunde und ganze Gegenden verarmen, wenigstens so lange bis ein Aequivalent aufgefunden ist. Die Handelskammer von Arras hat deßhalb die stärksten Vorstellungen an die Regierung gerichtet. Es ist gewiß im Interesse der Regierung wie des Landes und der Einzelnen, daß diese plötzliche Zerstörung einer sehr verbreiteten Industrie verhindert werde, und der Moniteur industriel vom 2 März bevorwortet deßhalb die Eingabe der Handelskammer von Arras mit den Worten: „Unsere Staatsweisen behaupten, wenn fremde Länder das Oel wohlfeiler liefern, so muß man es aus der Fremde beziehen; wenn wir aber unser Oel in fremden Ländern kaufen, womit werden die Pächter ihren Zins zahlen, und was wird aus den zahlreichen Arbeitern, die bisher in den Oelmühlen beschäftigt waren. Darum kümmern sich die Staatsweisen nicht, denn ihr Evangelium lautet dahin, daß man auf dem wohlfeilsten Markt kaufen müsse. Praktische Leute freilich haben solche Aphorismen nie angenommen, weil sie dieselben nur als ein Wortgeklingel betrachten, das von jeher nichts als Elend erzeugte."

Ausflüge nach Ungarn.

Zweiter Ausflug.

(Schluß.)

Nachdem ich eine Zeitlang der Musik zugehört, sah ich ins Wirthszimmer hinein und bemerkte einen Haufen hagerer zerlumpter Zigeuner, von denen einer sich durch seinen Knochenbau und seine Größe, so wie durch einen langen grünen Hut und eine rothe Nase auszeichnete. Da mir diese Gesellschaft nicht behagte, setzten wir uns in ein kleines Zimmer an den Tisch, nach einiger Zeit aber trat jener lange grüne Zigeuner hinter mich und redete uns folgendermaßen an: „Gnädige Herren, Sie sind wohl aus Böhmen, wie ich bemerke, denn wahr ist wahr, die Slowaken sprechen doch nicht so regelmäßig wie wir Böhmen." Verwundert blickte ich ihn an und sagte: „Wie Teufel, Landsmann, seyd Ihr denn zu den Zigeunern gekommen. Das ist ja, wie Saul unter die Propheten." — „Mein Herr, ich war ein Schulmeistergehülfe, aber die Schule hat mich angewidert." — „Und der Ungarwein angelockt, nicht wahr?" — „Allerdings; ich bin nach Ungarn gezogen und ich bedauere es bis diesen Tag nicht. Die Zigeuner sind ein ganz wundersames Volk, das keine Note kennt, aber den Geigenbogen wissen sie zu führen; ich bin Capellmeister, und kann versichern, daß es ihnen an Tact und reinem Strich keiner gleichthut." — „Ich weiß, was ich weiß," sagte ich, „aber was übt Ihr denn da ein? Das ist keine Zigeunermelodie." — „Ich bitte unterthänig; das ist eine schwere Sache; wir sind heute Morgen hier angekommen und heute Abend müssen wir eine ungarische Oper spielen. Die Ouverture geht schon wie geschmiert; ist Ihnen nicht gefällig sie anzuhören?" — „Nein, nein, trinkt da den Wein aus, — während er mit uns sprach, hatte er vermuthlich in geistiger Zerstreuung die Weinflasche beinahe ausgetrunken, — fahrt nur fort in Eurer Einübung." — „O dazu ist es noch lange Zeit, wir haben die schwersten Stücke schon weg. Zum Beispiel dort, bei dem Herrn Baron, — zum Teufel, wie heißt er denn — in dem, — ei Potz Wetter, ich kann mich des Orts nicht entsinnen, es ist acht Meilen von hier, von dort kommen wir gerade her, und in drei Wochen gehen wir wieder hin, denn der Herr Baron erwartet Gäste, wir müssen sie munter machen. Da gibt es Geld und zu Essen und zu Trinken genug. Es geht nichts über die ungarischen Herren, — die böhmischen, — da heißt es wohl wie in der heiligen Schrift: ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande! — Ist Ihnen nicht eine Prise gefällig? Es ist ungarischer Tabak und gut, nur etwas gar zu scharf; meine Nase sieht davon bereits roth aus, als ob ich ein Säufer wäre, es ist aber nur der starke Tabak." Er hätte noch lange so fortgeschwatzt, aber inzwischen ward das sehnsüchtig erwartete Mittagsmahl fertig, und mein Herr Landsmann Zigeuner, — ein ächter Bohémien, — mußte wieder fort zum Einstudiren der Musik.

Nach dem Essen ging ich zu dem verehrungswürdigen Hrn. Ferencik, dem Prediger von Jelsawa, um ihn um Belehrung über unsere Weiterreise zu bitten. Wir hatten nämlich beschlossen heute noch den Berg Kohut, der sich hinter Jelsawa erhebt, zu besteigen. Hr. Ferencik gewährte uns gern seinen Rath, und äußerte selbst, er würde mit uns den Berg erstiegen haben, wenn er nicht für morgen auf den Gottesdienst sich vorbereiten müsse. Dieser wahre Hirte seiner Heerde gehört zu der Zahl der unerschrockenen Vertheidiger des slawischen Volks, und kämpft männlich gegen den Einfluß des Fremdthums und den sittlichen

Verfall. Als junger Mensch war er einige Jahre auf der Universität in Jena gewesen, und mit dem weimarischen Hof zu der Zeit bekannt geworden, wo derselbe der Mittelpunkt der deutschen Bildung war. Indeß war er doch seinem Stamm und seiner Sprache getreu geblieben, während so viele, die das Fremde nur oberflächlich kennen gelernt, bereits das ihrige nicht mehr kennen wollen. Nachdem ich manches Interessante aus jener Zeit seines Lebens von ihm gehört hatte, trennten wir uns und wir machten uns sogleich auf den Weg nach Chyzno, mit einem Empfehlungsschreiben an den dortigen Geistlichen. Hrn. Tomasik, einen muthigen Slowaken, dessen Bruder eine inhaltschwere Broschüre über die Sprachmaaßregel in magyarischer Sprache geschrieben hatte. Hr. Tomasik war leider nicht zu Hause, aber der Richter des Dorfes nahm sich freundlich unserer an, und erlaubte, daß der Nachtwächter uns als Geleitsmann dienen dürfe, denn er kenne alle Wege und Pfade auf dem Berge am besten. Ob ein anderer für ihn diese Nacht seinen Dienst verrichtete, oder ob Chyzno bloß dem Schutz des Herrn überlassen blieb, weiß ich nicht, hoffe aber, daß die Hand des Allerhöchsten den Ort wohl beschützt habe. Unser kleiner Nachtwächter nahm unsere Lebensmittelvorräthe in seinen Tornister, und im weißen Hemd und seinem weißleinenen Oberrock kletterte er rasch vor uns her, seine Walaschka (lange Art) schwingend, und über Gräben und Bäche springend, daß seine weiße Mütze auf dem Kopf wackelte und sein schwarzer Haarschopf auf dem Rücken baumelte. Er nahm sich wirklich aus wie ein kleiner Felsengeist oder gar wie der Berggeist selbst (krkonos), der sich am liebsten in kleiner spaßhafter Gestalt zeigen soll. Ein dichterischer Sinn konnte sich wohl vorstellen, jener lustige Gast habe sich hier angesiedelt, nachdem er durch die neumodische Bildung, durch das Leinwandweben und die Spitznamen, welche die überbildete Welt ihm anheftet, indem sie ihn Rübezahl nennt, vertrieben worden. Hier wäre ein passender Aufenthalt für einen ächt slawischen Geist; hier sind dunkle Berge, grüne Wiesen, hohe Felsen, prächtige Berge, von denen so klare Bäche herabfließen, daß einem gefühlvollen Reisenden alsbald einfällt, wie schön hier das Mondlicht in diesen silbernen Wellen sich spiegeln müsse, wenn auch ein Schlemmer nur an die leckern Forellen denkt, die er darin fängt. Das Slawenthum hat diesem Boden seinen unauslöschlichen Stempel aufgedrückt: in den hohen Gegenden sehen wir das fruchtbare Ackerfeld, im Walde vernehmen wir das Mühlengeklapper und von der Tenne her erschallt, — von den Magyaren ungehört, — der gemessene Schlag des Dreschflegels.

Uns begrüßte am Kohut ein noch stärkerer Schlag: ein Gewitter zog sich am Berge hin, als wolle es uns den Zugang verwehren. Wir aber sahen bereits die gegenüberliegenden Bergabhänge und Chyzno im Thal, die Gipfel der benachbarten Berge erglänzten im hellsten Schimmer der untergehenden Sonne, und so kümmerten wir uns wenig um Regen und Blitz und kletterten rasch die steilen Abhänge aufwärts. Schon war die Sonne hinter dem Berge, von dem Gewitter vernahm man nur noch dumpfe Schläge gegen Osten und in der Ferne wetterleuchtete es, als wir aus dem Dickicht heraustraten auf die Wiese, die uns heute als Gasthof dienen sollte. Gastfrei und freundlich nahmen uns die Hirten auf, die Bewohner dieses hohen Palastes, dessen Teppich der Rasen, dessen Tapeten Bäume und Buschwerk und dessen Plafond der dunkelblaue Himmel war, an dem die goldenen Sterne erglänzten. Der Abend war nach dem Gewitter und auf dieser Höhe ziemlich kalt und die Hirten zündeten deßhalb sogleich ein Feuer an; als wir uns um dasselbe herumgesetzt hatten, waren wir alsbald von einer Heerde grauer Stiere umgeben, deren mächtige Hörner und schwere Hufe wir anfangs nicht ohne Besorgniß betrachteten. Bald merkten wir aber, daß sie nichts anderes wollten, als auch Theil nehmen an dem wohlthätigen Feuer, räumten ihnen gern den Platz hinter uns ein und scheuten uns nicht mehr vor dieser Gesellschaft. Die Hirten legten Kartoffeln ins Feuer, holten vortreffliches Wasser aus einer nahen Quelle und so verzehrten wir ein leckeres Abendmahl, wobei die Hirten nicht wenig an unserem Gespräch sich ergötzten. Ihre armen Jungen wären kürzlich von Räubern heimgesucht worden, als gerade die Männer sämmtlich im Dorfe verweilten. Die Räuber nahmen alles, was sie fanden, ohne daß die armen Kinder ihnen einen Widerstand entgegensetzen konnten. Nach einiger Zeit wickelten wir uns in die Mäntel und überließen uns dem Schlafe auf dem duftigen Grase. Sobald aber im Nordosten die erste Morgenröthe erglänzte, sprangen wir auf, schüttelten Strohhalme und Blätter von uns ab und machten schnell unsere Toilette. Noch mußten wir eine Stunde lang durch niedriges, spärliches Buschwerk wandern, ehe wir den kahlen, bloß mit Gras bewachsenen Gipfel erreichten. Der reine goldene Himmel verkündete den Aufgang der Sonne; zwischen den dunkelblauen Bergen und schwarzen Fichtenwäldern zogen sich im Thal schneeweiße Nebel hin. Jetzt erglänzte die Sonne im Osten und wie mit einem Zauberschlag kleidete sich die Natur in tausendfache Farben. Die einwärts gekrümmte Lomnitzer Spitze und der Kriwan erglänzten in hellem Rosenroth, die langen Rücken der Tatras und Beskiden glühten purpurroth, die Gipfel der zahllosen Berge waren wie vergoldet, und die Felsen schienen aus den Wäldern in hellen Violettfarben hervorzutreten. Ringsumher starrten die Berggipfel hervor, wie die versteinerten Riesenwellen eines sturmbewegten Meeres, gegen Norden erhoben sich Berge als Gränze gegen Galizien hin, aber von Osten gegen Süden dehnte sich weithin die gelbgrüne nebelhafte Ebene aus, einst der Tummelplatz von Slawendrängern aller Art.

Russells Expedition ins Innere von Australien. Wir haben schon vor einigen Tagen (s. Nr. 71) des neuerwachten Eifers für Entdeckungen in Australien erwähnt, und stoßen in dem Bericht über die Sitzung der geographischen Gesellschaft in London am 24 Febr. auf ein neues Beispiel, das wenigstens theilweise erklärt, weßhalb man so lange nicht aus dem Gebiet des Darlingstromes hinausgekommen ist. Hr. Stuart Russell, ein großer Viehzüchter, machte sich mit einem Mann, der seit neun Jahren ein Waldleben geführt hatte, — im Busch gewesen war, wie der Ausdruck lautet, — vom Condamine-Fluß an den sogenannten Darling Downs auf und zog in nordwestlicher Richtung fort, auf welchem Wege er am ersten aus dem Gebiet des Darling und seiner Nebenflüsse hinauskommen mußten. Sie kamen durch ein Land, dessen Oede und Furchtbarkeit (gloom and horror) sich nicht beschreiben läßt; endlich gelangten sie an die Ufer eines prächtigen Stromes, der gegen Norden floß. Hr. Russell vermuthet, es sey (der auf unsern Karten noch nicht verzeichnete) Boyne, der unter 24° 30′ S. B. (an der Ostküste Australiens) ins Meer fällt. Ob dieß seine Richtigkeit hat, muß Dr. Leichardts Reise ergeben. Inzwischen ist der furchtbare öde Strich zwischen dem Darling-Gebiet und dem nördlichen Flusse äußerst interessant und ein neuer Aufschluß über das Innere Australiens.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 74.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 März 1845.

Briefe über Weißrußland. *)

Das Gouvernement Witebsk.

Die allgemeine Ansicht von Weißrußland, das nach der jetzigen Eintheilung aus zwei Gouvernements besteht, welche auch die drei früher unter dem Namen der Inflanten oder des polnischen Livlands ((Inflanty Polskie) bekannten Kreise in sich schließt, bietet ein äußerst malerisches Panorama dar. Von Süden her sind es fruchtbare Ebenen, die in breiten Streifen von Kiew und Smolensk her bis nach Orsza, Minsk und Witebsk sich ausdehnen: auf beiden Seiten mit üppigen, hohen Birken eingefaßt, haben diese Striche das Ansehen mächtiger, in italienischem Geschmack angelegter Alleen, und erinnern an die Reise der Kaiserin Katharina nach der Krim. Der mächtige Wuchs der Birke in der Dammerde verkündet die Fruchtbarkeit des Landes. Aber das ununterbrochene einförmige Grün, der monotone Alleenkranz ermüdet allmählich das Auge, bis man endlich in die Umgegend von Orsza und Witebsk kommt, wo zwischen abwechselnden Höhen und Thälern und Wäldchen eine gute Anzahl Flüsse und Bäche dahin strömen. Allmählich finden sich jetzt Fichten und Tannen mit der Birke gemischt und bilden einen jungen Anflug, eine angenehme Erscheinung für den, der aus der Ukraine kommt, wo der Steppenanbauer nur selten in seinem Garten ein Buschwerk aufweisen kann. Endlich stellt sich Witebsk dar in der vollen Schönheit seiner Berglage, noch erhöht durch den Lauf der Düna. Eine ähnliche Landschaft bietet Polozk, obwohl die Stadt von viel geringerer Bedeutung ist. Hier strömen auf beiden Seiten der Düna eine Menge Bäche von den Bergen herab zusammen, der Boden wird unebener, die Landschaft mannichfaltiger in Livland, und endlich enthüllt sich das Städtchen Kreslawl, das, wer es einmal gesehen, nie vergißt. Dieß Städtchen, das dem Grafen Adam Plater gehört, hat eine der reizendsten Lagen, nicht bloß in Weißrußland, sondern im ganzen westlichen Lande; nur Werky bei Wilna kann sich vielleicht mit ihm messen.

Weiter hin gegen den Nordosten des Gouvernements häufen sich die Berge und Seen, welche die schöne Landschaft der „Inflanten“ bilden. Die drei Kreise, von Dünaburg, Lützin und Reschizk kann man, abgesehen von ihrer Fruchtbarkeit, bloß wegen ihrer malerischen Lage den „blühenden Garten Weißrußlands“ nennen, denn die Abhänge der nach der Hauptstadt führenden Straßen, welche hie und da von gothischen Wachthürmchen und Stationshäusern und manchmal von emporstarrenden Telegraphenspitzen erglänzen, scheinen ein Zaubergarten, der mit allerlei Schauthürmchen besetzt ist. Einen besonders freundlichen Anblick gewährt die von Kowno nach Petersburg führende Chaussee. Nicht selten treten aus der Tiefe der Wälder zu beiden Seiten des Weges Herrschaftshäuser und die katholischen Kirchen der Letten hervor, hie und da auch die Trümmer alter Schlösser, an welche die Geschichte und Ueberlieferung wunderbare Sagen knüpft.

Bei der Uebersicht des Gouvernements Witebsk muß man strenge das eigentliche Weißrußland von dem ehemals sogenannten polnischen Livland trennen. Hier ist ein anderes Volk und eine andere Sprache, alles ist lettisch und katholisch. Das eigentliche Weißrußland in alter Zeit erstreckt sich von Norden nach Süden von der Stadt Drissa an der Düna und dem See Oswei bis ins Gouvernement Mohilef, und von Osten nach Westen von Weliki Luki und der Lowat bis zu dem Städtchen Bjela an der Gränze der Gouvernements Wilna und Minsk. Die Düna durchschneidet das Gouvernement auf seiner ganzen Länge; die auf dem rechten Ufer sich hinziehende Hügelkette, ein Ausläufer der sogenannten Flachen oder Alaunischen Höhe, umfaßt in ihren Vertiefungen eine Menge stehender Wasser und sumpfiger Seen. Der von hier aus fortlaufende Hügelstrich, im Kreise Newel, der bei den Eingebornen Rabschtschisna *) heißt, bietet in seinen tiefen Schluchten, und

*) Diese Schilderungen standen ursprünglich in dem zu Petersburg erscheinenden (polnisch geschriebenen) Tygodnik (Nr. 79—82 vom vorigen Jahre) und gingen von hier in das Journal des Minist. des Innern (Januar 1845) über. Als Verfasser ist Romuald Podbereşcki genannt. Da wir nach Blasius Reise einiges über Weißrußland gegeben haben (s. Nr. 70), so wird diese russische Schilderung um so willkommener seyn, besonders da sie auf die Beschäftigung des Volks ein so deutliches Licht wirft.

*) So genannt von den Räubern, die in den dortigen Schluchten und Wäldern sich bargen und in der Umgegend Räubereien (ra-

von tosenden Bächen durchrauschten Bergeinschnitten einen wahrhaft wilden Anblick dar. Der höchste Punkt dieser Gegend ist der im Lande berühmte Berg Pot:chanow, von dem eine Menge Volkssagen im Umlauf sind.*)

In die Düna fallen von der rechten Seite der in steile Ufer eingeschlossene Obol, die Polota und die Drissa, von der linken die Mesha, Kasplä, Lutschosa, Turowlänka und Ula. Von diesen sind die erste und letzte fahrbar, alle andern benützt man nur zum Flößen von Brettern, die man hier „Klepken" nennt, und von Holz. Von den Seen sind die größten der Lepel, welcher zum System des Beresina gehört, und der Luban an der Gränze des Gouv. Livland; der letztere heißt bei dem gemeinen Volk und auf den alten Karten das Luban-Meer. Nach der topographischen, im Jahr 1817 entworfenen Beschreibung des Gouv. Witebsk zählt man in demselben 600 größere und gegen 1000 kleinere Seen.

Auf der rechten, an das Gouv. Pskow gränzenden Seite ist der Boden sandig und steinig, auf der linken flachen Seite besteht er aus sandigem Thon und ist fruchtbar; so die Kreise von Drissa, Lützin, Dünaburg, Lepel und zum Theil auch der von Polozk jenseits der Düna. Obwohl Weißrußland keineswegs durch die Fruchtbarkeit seines Bodens ausgezeichnet ist, so lohnt sich doch bei ordentlicher Wirthschaft die Arbeit des Landmannes hinreichend; man rechnet im allgemeinen, daß das sechste Korn gewonnen wird. In den fünf oben erwähnten Kreisen säen die Bauern Winter- und Sommerweizen, und ernten etwa das neunte Korn. In guten Jahren gedeihen Gerste, Haber, Klee und überhaupt alle Futterkräuter sehr gut. Oft zeugen auch die in den Zwischenräumen zwischen den geackerten Feldern stehenden Birnbäume für die Fruchtbarkeit des Bodens. Der beste Beweis gegen die dem Boden so oft vorgeworfene Unfruchtbarkeit besteht darin, daß nicht nur das Gouvernement gewöhnlich im Stande ist, sich selbst zu ernähren, sondern auch noch die darin befindlichen 556 Branntweinbrennereien zu unterhalten; nur in sehr ungünstigen Jahren muß man Getreide bei den Nachbarn kaufen.

Wegen der Menge von Wasser und Wald ist das Klima ziemlich rauh. Das Frühjahr beginnt in der Hälfte des März, der Winter am Ende Novembers; der Ackerbau leidet im allgemeinen mehr durch Feuchtigkeit als durch Trockenheit. Die gewöhnlichsten Bäume sind Fichten und Tannen. Im Kreise von Memel wachsen viele kleine niedrige Eichen und bilden ganze Wälder; sonderbar genug ist dieser Baum ein Anzeichen sehr kargen Bodens, während in der Ukraine, so wie in dem eigentlichen Litthauen die Eiche stets ein Anzeichen von vortrefflichem Boden ist. Hier kann man häufig in der Höhlung eines Eichbaums eine Capelle einrichten, denn er ist hier ein schwächlicher, hinfälliger Baum. Uebrigens bieten auch alle andern hiesigen Bäume einen ähnlichen Anblick dar: kurze, niedrige, mit schwachen Blättern besetzte Zweige. Dieß hat seinen Grund in der Sättigung der Erde mit Metall, und in der That ist es nur das Vorhandenseyn von Eisenerz, was den kalten Boden bildet, der nicht im Stande ist das Samenkorn zu entwickeln, und darum nur ärmliche, zwergartige Eichen erzeugt. Allenthalben ist ein großer Reichthum an Thon, der zur Bereitung von Backsteinen taugt. Die Umgegenden von Witebsk bestehen aus Kalkfelsen, die einen vortrefflichen, sehr weißen und zähen Kalk geben. Der gewöhnliche Kalkstein findet sich allenthalben an den Ufern in Menge. An sumpfigen Stellen ist Torf vorhanden, den man aber wegen des Waldreichthums, den Dissa-Kreis und einen Theil Inflanten ausgenommen, nirgends benützt.

Von den Kronorten, die ihrer Bevölkerung wegen eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, sind zu bemerken im Kreise von Gorodok das Städtchen Jeserischtsche mit 23,000, und im Kreise von Neschitzk die gleichnamige Stadt mit 12,000 Seelen. Die ganze Bevölkerung des Gouvernements rechnet man auf 740,200 Seelen, die in der Hauptmasse durch das Landvolk repräsentirt wird, und aus sechs verschiedenen Stämmen besteht. (Fortsetzung folgt.)

bunki) verübten. Es waren dieß Vagabunden aus Großrußland und aus Weißrußland selbst, die einst hier an einander gränzten. Ihr Aufenthalt verbreitete allgemeinen Schrecken, und das Andenken daran hat sich noch jetzt in den Erzählungen alter Leute erhalten.

*) Am Fuße dieses Berges sind Schwefelquellen, deren Wasser so mit Schwefel gesättigt ist, daß ein darin eingetauchter und dann getrockneter Kienspan im Feuer wie ein Schwefelhölzchen aufflammt. Die Eingebornen finden die Quellen in manchen Krankheiten heilsam, und das Volk, das nicht nur darin badet, sondern auch das Wasser trinkt, ist im allgemeinen stark, gesund und hohen Wuchses. Eine Badeinrichtung würde dem ganzen Lande von großem Vortheil seyn; dazu aber wären bedeutende Auslagen nöthig, welche der Gutsbesitzer Darowsky wie es scheint nicht aufwenden kann.

Die englische Colonie in Honduras.

(Nach dem Englischen des A. Caldcleugh.)

Auf der Gränze von Mexico und Guatemala besitzt England eine Colonie, welche von Freibeutern gestiftet, von Holzhauern gegen die spanischen Vicekönige vertheidigt und von dem Mutterlande fast immer sich selbst überlassen worden ist. Sie hat England weniger Geld gekostet und ihre Verwaltung weniger Mühe verursacht, als irgend eine andere Colonie. Durch ihre günstige Lage und ihre weise Municipalverfassung ist sie am Ende ein Punkt von großer Wichtigkeit geworden, und muß es von Jahr zu Jahr mehr werden, wenn die Ruhe in Mexico und den Republiken auf dem Isthmus von Panama die Ausbeutung der natürlichen Reichthümer dieser Länder erleichtern wird. Sie ist die einzige Besitzung Großbritanniens auf dem Festlande von Mittelamerika und wahrscheinlich bestimmt, mit der Zeit eine bedeutende politische Rolle in den Angelegenheiten des tropischen Amerika zu spielen.

Die Data, welche das französische Handelsministerium über diese Ansiedelung bekannt macht, sind unvollständig und müssen daher durch die, welche die oberste Verwaltungsbehörde der Colonie selbst geliefert hat, vervollständigt und berichtigt werden. Die Gränzen von Honduras sind immer noch nicht genau bestimmt; sie stoßen im Norden an die mexicanische Provinz Yukatan, im Westen an Guatemala und schließen

eine Fläche von etwa 5000 Quadratmeilen ein. Die Bevölkerung besteht aus etwa zwölftausend Seelen (die Mosquitoindier, welche nomadisch das Land durchstreifen, nicht gerechnet). Die englische Regierung unterhält eine kleine Garnison von dreihundert Mann, welche aus Detachements der westindischen Regimenter besteht, und schickt gewöhnlich ihre pensionirten Soldaten desselben Corps in die Colonie, die sich dermalen auf sechshundertachtzig Mann belaufen, welche eine hinlängliche militärische Bevölkerung für den Fall eines Angriffes von Seiten der umliegenden Republiken bilden.

Die Hauptproducte des Landes bestehen in Mahagony, Campecheholz, Cedern und Schildkrötenschalen; die Ausfuhr von Mahagony belief sich im Jahr 1841 auf zwanzigtausend Tonnen; sie hat seitdem etwas abgenommen, weil die Mode in England gegenwärtig Rosenholz vorzieht. Dennoch ist die Aus- und Einfuhr der Colonie im Ganzen sehr im Steigen indem sie zum Entrepot für die Contrebande mit Mexico und Guatemala dient, welche besonders auf den Flüssen Bakalar und Isabel geführt wird. Guatemala schickt dagegen Indigo, Cochenille, Vanille und Gold nach Honduras, von wo diese Artikel nach England gehen. Die ganze Ausfuhr beträgt etwa 10 Mill. Franken jährlich und die Einfuhr eben so viel, eine für die kleine Bevölkerung fast unbegreifliche Summe, welche nur durch den großen Schleichhandel erklärbar wird. Der Handel ist fast ganz in den Händen von England, was sich aus den Zollverhältnissen beider Länder leicht begreift. Der Mahagony von Honduras entrichtet in England 2½ Pf. St. p. Tonne, während der aus fremden Ländern sieben Pfund bezahlt; dagegen hat die Colonie, welche ihre Zölle ganz selbständig festsetzt, die englischen Waaren nur mit einem Zoll von 1 Proc. auf den Werth belegt, während fremde Waaren 5 Proc. bezahlen. Von diesem Unterschied sind nur Getränke ausgenommen, deren Tarif jährlich wechselt; im Jahre 1840 betrug der Zoll sechs Realen pro Gallon, woher sie kommen mochten. Eine andere Schwierigkeit für den fremden Handel besteht darin, daß ein Fremder nichts unter seinem eigenen Namen einführen kann, sondern alles an ein englisches Haus consigniren muß, dem er dafür nach dem Gesetz fünf Proc. des Werthes bezahlt. Dieses Gesetz wird jedoch häufig umgangen und viele englische Häuser begnügen sich mit einer kleinern Provision.

Die Colonie regierte sich bis zum Jahr 1787 ganz selbständig. In diesem Jahre wurde ein königlicher Commissär ernannt, welcher Befehlshaber der Truppen und Präsident des Rathes ist; dieser letztere besteht aus sieben Magistraten, welche von der Gemeinschaft gewählt werden und die Verwaltung, Justiz und Finanzen der Colonie besorgen. Ihre Beschlüsse werden dem Commissär zur Unterschrift vorgelegt und erhalten durch seinen Beitritt Gesetzeskraft. Die Finanzen der Colonie reichen für alle Bedürfnisse derselben hin, ausgenommen für die Besatzung, welche von Jamaika aus bezahlt wird. Die Einkünfte belaufen sich dermalen auf etwa 17,000 Pf. St. Sie bestehen im Ertrage der Douanen, in Steuern auf Pferde und Hornvieh und in Licenzen. Die Handelsverbindungen von Honduras dehnen sich rasch aus und die Handelsmarine ist im Zunehmen. Hauptsächlich auf den Holzschlag wird das Capital der Colonie noch lange verwendet werden.

Die Verbindungen im Innern des Landes haben sich in den letzten Jahren sehr ausgedehnt, namentlich ist eine Wasserstraße nach Peten, einer beträchtlichen Stadt im Innern von Guatemala, welche früher außer aller Verbindung mit Honduras stand, eröffnet worden und ganze Flotten von indianischen Booten kommen jetzt alle Wochen von dorther in Balize an und kehren, mit englischen Waaren befrachtet, ins Innere zurück.

Der Hauptort der brittischen Niederlassung zu Honduras ist das erwähnte Balize, eine kleine Handelsstadt mit einem Hafen und etwa 2500 Einwohnern. Sie verdankt ihren Ursprung dem von der brittischen Regierung erworbenen Rechte, auf der Ostküste von Yucatan und auf der Küste des mittelamerikanischen Staatenbundes Campeche- und Mahagonyholz schlagen zu dürfen.

Dr. Rolph über das Klima von Nordamerika.

(Nach Simmonds Colonial Magazine, Monat Januar.)

Jeder, der Amerika besucht hat, wenn es auch nicht gerade als Arzt oder Naturforscher war, ist gewiß über den außerordentlichen und schnellen Wechsel der Temperatur erstaunt, so wie über zwei merkwürdige Verhältnisse des Klima's der Vereinigten Staaten. Einmal ist es dort um mehrere Grade kälter im Winter und heißer im Sommer, als in denselben Breitengraden in Europa sowohl, als in Asien und Afrika auf den Küsten des mittelländischen Meeres. Dieß ist besonders auffallend in den Landstrichen längs des atlantischen Oceans. So wenn man Salem in dem Staate Massachusetts und Rom in Italien vergleicht, Plätze unter beinahe einer und derselben Breite, läßt sich ein außerordentlicher Unterschied bemerken.

	Größte Kälte.	Größte Hitze.	Unterschied zwischen den Extremen.
Rom 41° 53′	32 F. (0° R.)	86 (24° R.)	54 (24° R.)
Salem 42° 35′	12 unter 0 (—19⅓° R.)	103 (31⅓° R.)	115 (51° R.)

In den Staaten Maine, Vermont, New-Hampshire und sogar Massachusetts, welche sämmtlich zwischen dem 42sten und 45sten Grade der Breite liegen und dem Süden von Frankreich und nördlichen Spanien entsprechen, ist der Boden beinahe jeden Winter drei oder vier Monate lang mit Schnee bedeckt, so daß man nicht ohne Schlitten fortkommen kann. Der Thermometer sinkt während dieser Zeit oft auf 20° F. (— 23° R.) unter Null.

In Unter-Canada, in dem 46sten und 47sten Breitengrade, der Mitte von Frankreich entsprechend, fängt der Schneefall im November an und währt bis zu Ende Aprils, also sechs Monate, während welcher Zeit der Thermometer gewöhnlich zwischen 13 und 22° F. (— 20 bis 24° R.) unter Null steht. Man weiß Beispiele, daß das Quecksilber hier gefriert, was einen Kältegrad von 53 bis 58 unter Null voraussetzt. Solche Fälle kommen nie in Europa vor, außer unter dem 60sten Breitengrade, wie in Stockholm und Petersburg.

In denselben Neu-England-Staaten ist die Hitze in dem Sommersolstitium während sechs Wochen oder zwei Monaten so stark, daß das

Quecksilber auf 86 und 90 Grade steigt. Wenige Jahre verziehen, wo nicht in Salem die Hitze auf 100 Grade steigt, was die Temperatur des persischen Meerbusens und der arabischen Küstenländer ist. Auch in Quebec und sogar in der Hudsons-Bay, in dem 59sten Grade der Breite, steht das Thermometer während 20 oder 30 Tagen des Sommers auf 90 und 95 Grad. Diese Hitze ist um so erschöpfender, da sie gewöhnlich entweder von einer Windstille oder einem erstickendheißen Winde begleitet ist, und da der ungeheure Unterschied zwischen den beiden Extremen von Hitze und Kälte nicht weniger als 135° F. (60° R.) beträgt, indem der Thermometer im Winter 50° unter Null steht.

In den mittlern Staaten der Union, wie man sie heißen kann — nämlich New-York, Pennsylvanien, New-Jersey und Maryland — sind die Winter kürzer und der Schnee weniger häufig und anhaltend; selten bleibt er über fünfzehn bis zwanzig Tage liegen. Während des Winters von 1834 bis 1835 blieb der Schnee viel länger, da die Kälte bei weitem stärker war, als man sich seit dreißig Jahren erinnern konnte. Obgleich aber der Schnee bälder verschwindet und in geringerer Menge fällt, ist dennoch die Kälte mehrere Wochen lang außerordentlich streng. Zum Beispiel in Philadelphia, unter dem 40sten Grade der Breite, welches Madrid, Neapel u. s. w. entspricht, sinkt der Thermometer jeden Winter auf 18 Grade (— 6¼° R.) und sehr häufig auf 5 unter Null (— 16⅓° R.). Im Winter von 1836 war das Quecksilber in New-York und Philadelphia mehrere Tage lang 10 und 12 Grade unter dem Gefrierpunkt. Die Kälte war damals so groß, daß der Delaware in vierundzwanzig Stunden zugefroren war, trotz einer Ebbe und Fluth von je sechs Fuß. Der East-River in New-York war so voller Eis, daß die Dampfboote zwischen dieser Stadt und Brooklyn auf Long-Island, die jede Viertelstunde abgehen, ihre Ueberfahrt nur mit der größten Mühe erzwingen konnten und in einigen Fällen nach Staten-Island, acht Meilen von dem Platze ihrer Bestimmung, geführt wurden. Dieselbe Schwierigkeit, wenn auch nicht in so hohem Grade, fand auf dem Hudson statt mit den Dampfbooten, welche von New-York nach Newark und Hoboken in New-Jersey gehen. Man hat den Delaware zwischen zehn Uhr des Abends und acht Uhr des Morgens so hart zufrieren sehen, daß er das Gewicht von mehrern Personen trug, und bei solch plötzlichen Verwandlungen des Flüssigen in ein Festes steigt von der Oberfläche ein großer Dunst und Nebel auf, so daß man beinahe den Gedanken an ein übernatürliches Phänomen bekommt.

Dagegen stellt sich wieder zwei oder drei Wochen vor dem Sommersolstitium die Hitze ein, und ist in New-York und Philadelphia so überwältigend von Mittag an bis fünf Uhr des Abends, daß sich die Einwohner in den Häusern verschließen und die Straßen beinahe verlassen sind. Der Thermometer erreicht öfters 90 und 95 Grade, während der Nacht sinkt er wieder auf 20 und 25 Grade. Die Hitze ist jedoch noch unerträglicher, als der hohe Stand des Thermometers anzeigt, durch die völlige Windstille und den erstickenden Dunst, womit die Luft längs der ganzen Küste beladen ist.

In den mittlern Staaten läßt sich daher der äußerste Wechsel auf 100 Grade Fahrenheit (44⅓° R.) angeben.

In den südlichen Staaten, wie Virginien, den beiden Carolina's und Georgien, ist der Unterschied zwischen Kälte und Hitze nicht übermäßig. Gelegentlich fällt etwas Schnee, noch so weit südlich als Charleston, aber mehr ausnahmsweise. In Charleston, welches mit Marocco parallel liegt, wechselt der Thermometer im Verlaufe des Jahres von 30 zu 100 Graden Fahrenheit. Zu Savannah steht er zuweilen auf 106 Graden, welches viel höher ist, als er jemals in Aegypten steigt, da hier 88 Grade die gewöhnlichen Gränzen des Quecksilbers im Schatten sind.

So vermindert sich, je näher man sich den Tropenländern nähert, die äußerste Verschiedenheit zwischen der Temperatur des Sommers und Winters, bis sie sich auf den westindischen Inseln auf 30 und 40 Grade jährlichen Wechsels beschränkt. Aber hier steht in Folge der Seewinde der Thermometer im Sommer selten über 92 Grad Fahrenheit.

Aber nicht bloß ist diese Verschiedenheit längs der ganzen amerikanischen Küste an dem atlantischen Meere so groß, sondern diese Wechsel sind auch bei weitem häufiger als in Europa, indem der Thermometer in sehr kurzer Zeit von einem Extrem aufs andere übergeht. Dr. Rush bemerkt in seinen „Beobachtungen über das Klima von Pennsylvanien," daß „das Klima von Pennsylvanien aus allen Klimaten unter der Sonne zusammengesetzt ist; der Nässe von England im Frühjahr, der Hitze von Afrika im Sommer, dem ägyptischen Himmel im Herbst und der Kälte von Norwegen im Winter, und was noch schlimmer ist, daß manchmal alle diese an Einem Tage vorkommen. Im Verlaufe unserer Winter, besonders im Januar und Februar, findet oft in dem Zeitraume von achtzehn Stunden ein Wechsel von 20 und 30 Graden von Kälte zu Hitze statt und umgekehrt, was natürlich die nachtheiligsten Folgen für die Gesundheit hat."

Dieselbe Thatsache kommt auch im Sommer vor, und wie Dr. Rush bemerkt, je größer die Hitze des Mittags ist, um so tiefer fällt der Mercur bei Tagesanbruch, den beiden Extreme von täglicher Hitze und Kälte in allen Klimaten. In einem Sommer fiel er einmal 19 Grade in anderthalb Stunden. Was hier über Pennsylvanien bemerkt ist, bezieht sich auch auf New-York, New-Jersey, Maryland, Virginien und die beiden Carolina's. Selbst noch in Charleston kommen im Sommer Beispiele von einem Temperaturwechsel vor, die sich in fünfzehn Stunden auf 40 Grade Fahrenheit belaufen.

Ein anderer merkwürdiger Umstand ist, daß nicht dieselben Grade von Hitze und Kälte auf denselben Breiteparallelen von Amerika selbst stattfinden. Hr. Jefferson, vormaliger Präsident der Vereinigten Staaten, gab verschiedene Beobachtungen über das Klima seines Geburtsstaates Virginien heraus, so wie über das von Amerika im allgemeinen, und bemerkt unter anderm:

„Es erscheint sehr merkwürdig, daß wenn man in derselben Parallele von Osten nach Westen geht, unser Klima in demselben Verhältniß kälter gegen Westen wird, als ob wir nordwärts reiteten. Diese Beobachtung wird von allen Reisenden bestätigt, die von einem Theil des Continents im Osten der Alleghanny-Gebirge kommen, bis sie den Gipfel derselben erreichen, die höchste Stelle zwischen dem Ocean und Mississippi. Sodann aber, wenn man sich immer in derselben Breite hält und gegen den Mississippi im Westen fortschreitet, kehrt sich der Fall um; das Klima wird heißer, als es in denselben Breitengraden ostwärts an der Küste ist." (Schluß folgt.)

Wasservertheilung in London. Aus einer von dem Ingenieur Fletcher mitgetheilten statistischen Uebersicht ersieht man, daß die Wassermasse, welche von den acht Wassercompagnien Londons zur Versorgung der Hauptstadt gehoben wird, im Jahre 1833 357,288,807 Faß betrug, daß 191,066 Wohnhäuser und Gebäude damit versehen und täglich 25 Mill. Gallonen ausgetheilt wurden. (Lit. Gaz. 1 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 75.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 März 1845.

Bilder aus Hindostan.

(Nach Lt. Col. Sleemans: Rambles and Recollections of an Indian Official.)

10. Die Legende vom Sagor-See.

Die Stadt Sagor nimmt zwei Seiten eines der schönsten Seen Indiens ein, welcher durch eine Mauer gebildet wird, die zwei Sandsteinberge mit einander verbindet. Das Fort und ein Theil der Stadt stehen auf dieser Mauer, die der Sage nach von einem reichen Kaufmann der Bindscharra-Kaste erbaut wurde. Als sie vollendet war, blieb das Seebett immer noch trocken, und ein Traum oder ein Priester sagte ihm, es werde so bleiben, bis er einwillige, seine Tochter, damals noch ein Kind, und den jungen Menschen, dem sie angetraut war, dem Schutzgott des Ortes zu opfern. Er baute deßhalb ein kleines Grabmal in der Mitte des Thals, welches das Seebett werden sollte, setzte die zwei Kinder hinein, und vermauerte den Eingang. Dieß war kaum geschehen, so füllte sich das ganze Thal mit Wasser und zwar so schnell, daß der alte Kaufmann, der Priester, die Maurer und die Zuschauer nur mit vieler Schwierigkeit entkamen. Von dieser Zeit an war der See unerschöpflich, aber kein lebendes Wesen von der Bindscharra-Kaste hat je von dem Wasser des Sees getrunken, und die ältesten Leute der Stadt sagen, dieß sey von jeher so gewesen, so lange sie sich erinnern könnten, und sie hätten auch von ihren Eltern gehört, daß es immer so gewesen. In nichts erscheinen die Hindugottheiten so furchtbar, als in dem Vergnügen an Opfern, das man ihnen andichtet, und zwar sind es immer die Schwachen, die Weiber, die Kinder, die ihnen geopfert werden müssen, gerade wie bei den Phöniciern und Karthagern. Menschenopfer wurden in der Stadt Sagor gewiß während der ganzen Mahratta-Regierung bis zum Jahre 1800 dargebracht, wo der Gouverneur, Assa Sahib, ein sehr menschlich gesinnter Mann, ihnen Einhalt that, und ich hörte einst einen sehr gelehrten Braminenpriester sagen, der Verfall seiner Familie und seiner Regierung sey eine Folge dieser Neuerung. „Es ist," sagte er, „keine Sünde, wenn man den Göttern keine Menschenopfer darbringt, wo sonst keine dargebracht wurden, aber wo die Götter an sie gewöhnt waren, verdrießt es sie, wenn man den Gebrauch abschafft, und sie suchen den Ort und die Bewohner mit allen Arten von Unfällen heim." Er schien in dieser Art von Beweisführung gar nichts Seltsames zu finden, und vielleicht urtheilen unter vier Braminenpriestern drei ganz auf dieselbe Weise.

11. Selbstaufopferung.

Die Sandsteinberge Mahadeo's, welche in der Sathpor-Kette den Nerbuddastrom überragen, erheben sich 4—5000 Fuß über die Meeresfläche, und in einem der höchsten Striche wurde früher, und wird vielleicht noch jetzt ein Markt gehalten zum Vergnügen derjenigen, welche die Selbstaufopferung einiger jungen Leute sehen wollen, die sich opfern, um ein Gelübde ihrer Mutter zu erfüllen. Wenn eine Frau ohne Kinder ist, bringt sie Opfer allen Göttern, von denen sie glaubt, daß sie ihr beistehen können, und verspricht noch größere, im Fall ihre Bitte gewährt würde. Wenn geringe Opfer nicht helfen, verspricht sie endlich ihren Erstgebornen, falls es ein Knabe ist, dem Gott der Zerstörung, Mahadeo. Erhält sie nun einen Sohn, so verbirgt sie ihm ihr Gelübde, bis er die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat; dann theilt sie ihm solches mit und gebietet ihm, es zu erfüllen. Er hält es für seine Pflicht, dieß zu thun, und von dem Augenblick an betrachtet er sich als dem Gotte geweiht. Ohne einer lebenden Seele ein Wort von dem mitzutheilen, was sie ihm gesagt hatte, zieht er ein Pilgerkleid an, besucht alle berühmten, diesem Gotte in verschiedenen Theilen Indiens geweihten Tempel und an dem Jahrmarkt auf den Mahadeo-Bergen stürzt er sich von einer senkrechten Höhe von 4—5000 Fuß auf die Felsen herab, wo er zerschmettert wird. Fühlt der Jüngling sich durch den ersten Tempelbesuch nicht hinreichend zu dem Opfer vorbereitet, so bringt er noch ein Jahr auf Pilgerfahrten zu und kehrt zurück, um seiner Mutter Gelübde an dem nächsten Markte zu erfüllen. Einige sollen das Opfer auf den dritten Markt verschoben haben, aber die Zwischenzeit wird stets in mühseligen Pilgerfahrten nach den berühmten Tem-

pein des Gottes hingebracht. Als Sir R. Jenkins Resident am Hofe von Nagpür war, thaten er und sämmtliche unter ihm stehende europäische Beamte alles Mögliche, um diese Gräuel durch Aufhebung des Marktes abzuschaffen, und ihre Bemühungen wurden durch die Cholera unterstützt, welche auf einmal unter den Jahrmarktsbesuchern ausbrach und den größten Theil derselben hinraffte. Diese sehr zur rechten Zeit eingetretene Heimsuchung wurde, so viel ich weiß, als ein Zeichen von Seite des Gottes angesehen, daß das Volk mehr auf die Wünsche der Weißen hätte hören sollen, denn zufälligerweise ist Mahadeo der einzige Hindugott, der mit einem weißen Gesicht dargestellt ist. Ich weiß nicht, ob der Markt wieder hergestellt wurde, glaube aber nicht.

Briefe über Weißrußland.

Das Gouvernement Witebsk.

(Fortsetzung.)

Den bemerkenswerthesten Stamm bilden die Auswanderer aus Großrußland, welche im 17ten Jahrhundert aus Veranlassung des Schisma's *) hieher flüchteten. Sie wohnen jetzt in den Kreisen Polozk, Newel, Dünaburg und Reschitzk, und zählen etwa 5000 Seelen; viele, die sich auf den öden Gründen der Krongüter niedergelassen haben, gehören noch jetzt der Krone an. Sie haben die Sitten ihrer alten Heimath, Sprache, Lebensweise und alle Eigenthümlichkeiten des großrussischen Stammes beibehalten, und in ihren Ansichten ist bis jetzt durchaus keine Veränderung vorgegangen, so daß sie noch immer hartnäckig alle Heurathen mit den Eingebornen von sich weisen, weßhalb sie sich auch in ihrem Aeußern von den Weißrussen durchaus unterscheiden. Sie sind im allgemeinen mäßig, arbeitsam, und geben sich gern mit Handelsgeschäften ab. In den Kreisen Dünaburg und Reschitzk sind sie ziemlich vermöglich und in ihrer Lebensweise zeigt sich sogar ein gewisser Grad von Luxus.

Den zweiten merkwürdigen Stamm bilden die sogenannten Panzer-Bojaren, deren Vorfahren in den polnischen Zeiten Kosaken hießen; sie bildeten einst die Gränzwache in den an das Gouv. Pskow stoßenden Kreisen Sebesh und Newel; in der Nähe letzterer Stadt bewohnen sie noch das ganze Dorf Gülzai, und haben zum Theil auch ihre alten, von dem Polenkönig Bathory verliehenen Privilegien. Ihre Sitten sind aber allmählich denen der Ureinwohner gleich geworden, besonders seit sie ihre Religion gewechselt haben; ihre Zahl mag jetzt 6500 betragen. Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, Verstand und ein Gefühl persönlicher Würde unterscheiden sie scharf von ihren Nachbarn; noch jetzt erkennt man an ihrem Gespräch und in ihrer ganzen Haltung, daß ihre Vorfahren Krieger gewesen. Das Volk ist im allgemeinen schlank gewachsen, von gutem Aussehen, kräftig und gesund. Durch eifrige Wirthschaft und Arbeit gewinnen sie ein ordentliches Auskommen und zahlen ihre Steuern sehr regelmäßig.

Der Stamm der Letten hat seine Repräsentanten in den inflantischen Kreisen 7000 Seelen männlichen Geschlechts *) stark; sie sind gut gewachsen und von schöner Gestalt, ziemlich wohlhabend und katholischer Religion. Unter ihnen, näher gegen das Meer, trifft man die ungemein faulen und unreinlichen Tschuchnen, von niedrigem Wuchs, hellrothem Haar und graublauen Augen; ihre weißen Röcke und die Mützen mit den unmäßigen Ohren erinnern an die Litthauer in der Umgegend von Kowno und Wilna. Bei den weißrussischen Bauern gelten die Letten für Zauberer, weil sie erfindsamer und gewandter sind; jeden von dem einfältigen Weißrussen begangenen Diebstahl weiß der schlaue Lette sogleich zu entdecken. Zu den Gründen, weßhalb der Weißrusse dem Letten übernatürliche Kräfte zuschreibt, kommt außer seiner ihm unverständlichen Sprache auch noch die Kühnheit und Gewandtheit, womit der Lette seine leichten, den ukrainischen Tschaiks ähnlichen Nachen über die Schnellen (Laiba) der Düna bringt, und seine beladenen Barken von Jakobsstadt nach Riga führt. Wenn er von seiner Wasserfahrt nach Hause kommt, erzählt er dem einfältigen Weißrussen allerlei wunderbare Dinge.

Ein kleiner Haufe Litthauer hat sich gleichfalls, man weiß nicht durch welche Umstände, eingeschlichen und im Kreise Lepel niedergelassen; sie gleichen den Weißrussen im Anzuge und überhaupt im Aeußern, mit einigen kleinen Abweichungen, die sich nur noch bei alten Leuten erhalten haben, aber ihre Lebensweise ist in Folge des besseren Bodens etwas reichlicher. Ein anderer Unterschied ist der spitzige, ziegenartige Bart und das bleiche, dürre, melancholische Gesicht; nur der Slawe hat einen breiten, dichten Bart. — Außer diesen Stämmen wandern auch einige Horden Zigeuner herum, die in verschiedenen Richtungen das Land durchziehen; die Regierung ergreift alle möglichen Maaßregeln, um diesem unwillkommenen Vagabundenwesen Einhalt zu thun.

Mit dieser buntscheckigen Bevölkerung gleicht Weißrußland einer Art Freihafen, wo sich die Repräsentanten sehr verschiedener Stämme zusammenfinden. Das Erstaunlichste dabei ist, daß der zahlreichste Stamm, derjenige, der das größte Anrecht auf die Güter des Bodens hat, auf dem er geboren wurde und mit dem er durch Jahrhunderte eins geworden ist, hinsichtlich des materiellen Lebens das traurigste Schauspiel darbietet. Die äußerste Armuth und das größte Elend herrscht in seiner Landwirthschaft, seiner Wohnung, seiner Kleidung, keine Thätigkeit, keine industrielle Regsamkeit; es ist als ob eine Erstarrung dieß unglückliche, an den ersten, wesentlichsten Lebensbedürfnissen Mangel leidende Volk niederdrückte; eine allgemeine Unbeweglichkeit hält es in einer gewissen Verwilderung zurück. Mit Leidwesen muß man bekennen, daß die Hauptquelle dieser Noth nicht im Boden liegt, sondern in der elenden Wirthschaft der kleinen Gutsbesitzer, die das Volk durch ihre Sorglosigkeit ins äußerste

*) Wahrscheinlich ist hier die durch den Patriarchen Nikon vorgenommene Reinigung der alten, durch fehlerhafte Uebersetzung und Abschreibung höchst verdorbenen Kirchenbücher gemeint. A. d. U.

*) Also wohl 14—15000 beiderlei Geschlechts.

Elend stürzen, wofür es keinen Trost, als in einer unmäßigen Völlerei findet.

Ein Hauptgegenstand der Beschäftigung des Volkes ist der Anbau des Flachses, wovon im Gouv. Witebsk allein jährlich über 10,000 Berkowez (à 4 Ctr.) verkauft werden; ein bedeutender Theil hievon wird von Kronbauern in den inflantischen Kreisen, aber auch in denen von Polozk, Lepel, Sebesh und Drissa geliefert; sie bereiten aber nicht nur den zu, welchen sie auf ihren eigenen Feldern gewonnen haben, sondern kaufen auch noch bei ihren Nachbarn ein, und führen ihn im Winter nach Riga; mancher Bauer in den inflantischen Kreisen schafft, wenn der Schneeweg eingetreten ist, 10 Berkowez von seinen eigenen Feldern dahin. Die Regierung ist bemüht, diesen wichtigen Industriezweig zu fördern, indem sie auf Krongütern Proben mit neuen Bereitungsarten anstellen läßt, zu welchem Zweck viele Bauernkinder in die agronomischen Anstalten der Hauptstadt aufgenommmen werden. Mit Eintritt des Winters sind fast alle weiblichen Hände im Lande mit der weitern Verarbeitung des Flachses für häusliche Zwecke beschäftigt: sie brechen den Flachs, spinnen ihn und im Frühjahr beginnt das Leinwandweben.

Die Düna, welche das Gouvernement auf einer Strecke von 700 Wersten durchzieht, hat auf derselben 18 Ladungshäfen, von denen jährlich im Frühjahr und Sommer eine Menge Barken abgehen, welche hier „Strugen" und „Schkuten"*) genannt werden; diese letztern sind kleiner als die ersteren und werden nur im Sommer gebraucht, wenn das Wasser gefallen ist. Die Ula verbindet das Gouvernement mit den Flüssen des Beresinasystems, die Meshä und Kasplä führen ihr ungeheure Karawanen von den Flußhäfen des Gouv. Smolensk zu, und die kleineren Flüsse flößen Holz nach der Düna, die es nach Riga befördert. Die Chaussee, welche durch die Kreise Lützin, Reschizk und Dünaburg geht, vermittelt die Verbindung mit der 500 Werste von der Gränze des Gouv. entfernten Hauptstadt. Eine gute Chaussee, die aus dem G. Mohileff nach Witebsk, Gorodok, Newel und Opotschka geführt wird, und von Orscha bis Gorodok 100 Werste weit schon vollendet ist, wird die Verbindung mit der Hauptstadt und mit den südlichen Gouvernements noch mehr erleichtern.

(Schluß folgt.)

*) Dieser letztere Name ist wohl das niederdeutsche Schuyten.

Dr. Rolph über das Klima von Nordamerika.

(Schluß.)

Aus allen diesen Thatsachen wird es vollkommen klar, daß das Klima von andern Umständen als den bloßen Breitengraden modificirt wird. Diese Umstände sind der Boden des Landes, seine feuchte oder trockene Oberfläche, das Vorhandenseyn von großen Wäldern, seine Lage über oder unter der Meeresfläche, seine Richtung gegen diesen oder jenen Aspect der Sonne und besonders auch die Art und Menge der Luftströmungen, die auf einer solchen Erdstrecke vorherrschen. Diese Umstände bringen in ihren verschiedenen Modificationen diejenigen Folgen für das amerikanische Klima hervor, welche dasselbe so wesentlich von dem Europa's, Asiens oder Afrika's unterscheiden. In keinem Theil der Welt finden solche außerordentliche Wechsel statt, und es läßt sich kein Grund zur Widerlegung der allgemein als wahr anerkannten Hypothese auffinden, daß der Grund dieses Phänomens in der Verschiedenheit der Natur der Winde und deren außerordentlichen Unstätigkeit zu suchen ist. Wir klagen in Europa, besonders in England und Frankreich, über die Unbeständigkeit der Winde und den Wechsel in der Temperatur, aber verglichen mit denen von Nordamerika will dieß nichts heißen.

In den über das Klima von Canada im Jahre 1836 geschriebenen Bemerkungen wurden die obigen Ursachen auf folgende Art zu erklären versucht: Die Temperatur eines jeden Landes hängt in Bezug auf Hitze und Kälte im allgemeinen von dessen Sonnennähe und dessen Nachbarschaft mit den Polargegenden ab. Dieser allgemeine Grundsatz würde seine unabänderliche Anwendung finden, wenn alles Land eine einförmige Ebene wäre. Aber die Oberfläche der Erde bietet eine unendliche Mannichfaltigkeit von Thälern, Ebenen, Seen, Hügeln, Bergen und Gebirgsrücken in jedem möglichen Grade von Tiefe, Ausdehnung, Höhe und Richtung dar. Diese Verschiedenheit der Oberfläche, indem sie die eine Gegend den unmittelbaren Einwirkungen der südlichen Sonnenstrahlen offen legt und eine andere den frostigen Winden des Nordens bloßstellt, bringt eine unendliche Mannichfaltigkeit des Klima's hervor. Thäler, z. B. die von Hügeln eingeschlossen sind, werden gerade durch diese Lage warm seyn; Höhen in freigelegenen Ebenen gemäßigt, hohe Berge werden kalt seyn, Plätze, die gegen Norden durch westlich und östlich laufende Gebirgsketten geschirmt sind, werden mild befunden werden, und Landstriche, die einen Ueberfluß an Seen und Flüssen haben, werden durch die Ausdünstung ihrer Gewässer sich naß und kühl zeigen; daher Gegenden, welche in derselben Breitenparallele oder in gleichen Entfernungen von der Sonne des Mittags und den nördlichen Polargegenden gelegen sind, in Temperatur außerordentlich verschieden seyn können. Nachdem wir hier diese allgemeinen Beobachtungen niedergelegt haben, wollen wir die Anwendung derselben auf Canada im allgemeinen und auf einen besondern Bezirk desselben (den New-Castle-District) versuchen, um in gewissem Maaße von der Eigenthümlichkeit unseres Klima's Rechenschaft zu geben.

Der New-Castle-District, obgleich er der Sonne beinahe 1200 Meilen näher liegt und daher ferner von dem Eispol als St. Petersburg in Rußland, ist dessen ungeachtet verurtheilt, jedes Jahr alle Schrecken eines russischen Winters zu ertragen, eines Winters von sechs Monaten, ausgezeichnet durch den stärksten Frost und tiefen Schnee — von Frost, welcher nicht bloß bis mitten in den Mai währt, sondern selten vor Junius verschwindet, um uns schon im August wieder zu besuchen.

Da wir dieselbe Breitenparallele einnehmen, wie der Süden von Frankreich, so sollten wir billigerweise nicht den langen und starken Winter Rußlands zu erwarten haben, sondern die milde und kurze Winterzeit des erstern Landes, welche vergleichungsweise kaum gefühlt wird. Diese merkwürdige Anomalie in den Wirkungen der Natur — dieser seltsame Widerspruch zwischen dem Klima von Canada und Frankreich, welche doch beide unter derselben Breite liegen, muß von einem oder dem andern der folgenden, Canada eigenthümlichen Umstände oder von einer Zusammenwirkung aller herkommen:

1. Von tiefern und umfassendern Anhäufungen von Eis um den Pol her. Männer, welche die Polargegenden Nordamerika's besucht, haben gefunden, daß die Eisfelder dort unendlich größer, von längerem Bestand während des Sommers sind und sich weiter gegen den Süden erstrecken, als die im Norden Europa's. Von diesem natürlichen Phänomen konnten bis jetzt noch keine hinreichenden Ursachen angegeben werden, aber dessen Einwirkung auf das Klima von Canada und selbst von den Vereinigten Staaten ist augenfällig. Die Winde, die von dem Norden her blasen und auf ihrem Wege über jene unermeßlichen Eisfelder so viele gefrorene Theilchen an sich ziehen, kommen so geschwängert mit Kälte bei uns an, daß sie nicht allein das thierische Leben durchkälten, sondern auch den Pflanzenwuchs zerstören. Die Winde der östlichen Länder, welche Wolken von Heuschrecken vor sich her treiben, können kaum verderblicher seyn. Leute, die unter dem Winde von einem Eisberge zur See gewesen oder über einen gefrorenen See gegen einen kalten Wind gefahren sind, haben erfahren, mit welch intenser Gewalt das Eis auf eine frostige Atmosphäre einwirkt.

2. Die Menge von Landseen und Flüssen, welche über eine große Strecke von Nordamerika verbreitet sind, von den Polargegenden an südwärts, und von welchen alle kleinern Seen und die Mehrzahl der Flüsse während des ganzen Winters mit einer dicken Eisdecke überzogen sind, wirken als Verstärkungsmittel des Polareises in Erhaltung und Vermehrung des Kältegrades der nordischen Winde. Wenigstens nehmen sie dieselben an ihrem Schooße auf und senden sie uns ungemildert zu.

3. Von dem Mangel von Gebirgsketten, die von Osten nach Westen laufen und der ungebrochenen Oberfläche des Landes, das zwischen uns und den Polar- oder Eisgegenden liegt. Zwar ist unseres Wissens das ausgedehnte Gebiet in unserem Norden noch nie völlig untersucht worden, aber es ist bekannt, daß bis jetzt noch kein solcher Gebirgszug entdeckt worden ist. Wäre ein solcher vorhanden, so würde er die kalten Nordwinde brechen, uns gegen den Frost schützen und Canada in ein zweites Frankreich verwandeln. Wer sich von den Vortheilen einer solchen schützenden Bergmauer überzeugen will, darf sich nur bei einem kalten Nordwinde zuerst an die Südseite eines Hauses, einer Mauer oder Waldung stellen und sodann an die nördliche. Es wird keiner weitern Versuche bedürfen. In dem östlichen Theil von Asien ist eine ungeheure Länderstrecke, die sich vom Norden in einer ununterbrochenen Oberfläche erhebt, denselben Uebeln, nämlich den nördlichen Winden, ausgesetzt wie Nordamerika.

Diese drei ebenerwähnten Umstände, welche sich zum Nachtheil dieses schönen Landes mit so schädlicher Wirksamkeit vereinigen, sind, so lange wir nicht ein Zaubermittel besitzen, Eis aufzulösen und eine Gebirgskette aus der Erde aufsteigen zu lassen, keiner Verbesserung fähig.

4. Von dicken gränzenlosen Wäldern, unterbrochen und durchzogen von unzähligen Seen und Flüssen, welche das nördliche Amerika beinahe in seiner ganzen Ausdehnung bedecken. Die angebauten Strecken und Flecken, Klärungen genannt, stehen in so geringem Verhältniß zu der endlosen Wildniß, daß sie bis jetzt noch keinen Einfluß auf das Klima ausüben können. Die Sonnenstrahlen, welche auf das dichte Laub des Urwaldes fallen, werden zurückgeworfen und zerstreut, ohne in den Boden zu dringen oder seine Nässe zu trocknen. Daher ist das von häufigen Regen gewässerte Land beständig feucht und neblicht, und haucht fieberbringende Dünste aus, statt Hitze zu empfangen und zu verbreiten.

5. Ein großer Theil des Waldes ist von Morästen und Sümpfen eingenommen, in welche sich das von den höhern Strichen fließende Wasser den ganzen Sommer über sammelt. Diese Sümpfe sind eben so viele Behälter der Feuchtigkeit und Treibhäuser der Kälte.

Mit Einem Wort, ein Boden von dichten Wäldern überschattet läßt sich zu allen Zeiten, aber besonders nach Regen, mit einem nassen Fußboden vergleichen: wie ein solcher ein Zimmer erkältet, so das obige ein ganzes Land.

6. Von dem Mangel an künstlicher Hitze; dicht bevölkerte Gegenden, wie z. B. England, sind mit einer unzähligen Menge von Wohnhäusern, Glashütten, Schmiedewerken, Fabriken u. s. w. bedeckt, von deren jedes, von zwei, drei oder sogar zehn brennenden Feuern geheizt, als ein warmer Ofen in Erwärmen und Mildern der umgebenden Luft wirkt. Wenn wir zu dieser großen Masse von künstlicher Wärme die Wärme rechnen, welche von hundert Millionen von Thieren aller Art ausgeht, so wird sich ein bedeutender Betrag von Hitze ergeben, welche, durch die ganze Atmosphäre ergossen, die Strenge des Winters in hohem Grade brechen muß. Von dieser künstlichen Hitze besitzt Canada bis jetzt nur einen sehr geringen Antheil.

Von den sechs obenerwähnten Ursachen, welche Nordamerika eigenthümlich sind und es zum kältesten Klima der Welt machen in Betracht seiner Breite oder Entfernung von dem Aequator, sind die drei letzten in beständiger Verbesserung begriffen, so daß wir die beste Hoffnung für deren endliche Beseitigung haben. Nach Maaßgabe, als die Wälder ausgerodet, die Sümpfe trocken gelegt, Fabriken errichtet, Städte gebaut sind und die Thiere sich vermehrt haben, werden unsere Fröste gelinder und seltener werden; unsere Schneefälle werden weniger reichlich seyn und sich bälder wieder auflösen; unsere Binnenschifffahrt weniger vom Eise unterbrochen werden, und Ober-Canada, obgleich die drei erstgenannten unübersteiglichen Hindernisse es immer zu einem im Verhältniß seiner Breite kalten Lande machen werden, kann, was es beinahe in gewisser Hinsicht schon gegenwärtig ist — das gesündeste Klima der Welt werden.

Hr. Duncan in Westafrika. Die Bemühungen der Engländer, sich einen Zugang auf das Hochland von Westafrika zu verschaffen, dauern fort; da die bisherigen Versuche ziemlich deutlich bewiesen haben, daß eine Festsetzung von Europäern im untern Nigerthal nicht wohl möglich ist, so suchen sie etwas weiter nördlich in das Hochland einzudringen, das auf seiner größern Hälfte von dem Niger umströmt ist. Ein Hr. Duncan fuhr den Voltafluß hinauf, und es hat sich gezeigt, daß dieser das Land in einem viel weitern Umfang öffnet, als man bis jetzt geglaubt hat. Er drang indeß, — wenn wir die nicht sehr klare Beschreibung, welche im Bericht von der Sitzung der geographischen Gesellschaft am 24 Februar mitgetheilt ist, recht verstehen, — auf einem Landweg ins Innere, und stieß hier auf eine holländische Stadt „Klein Carmartin" von bedeutender Größe; ehemals scheint sie ein großer Handelsplatz gewesen zu seyn, die Reste eines holländischen Forts sind noch vorhanden und eine Batterie in gutem Zustande. Hr. Duncan fand die Lage der Stadt besser als Cape Coast und Anamaboe, und könnte, wenn sie wieder in Stand gesetzt würde, jedem Angriff von Negern Trotz bieten. Er drang bis Amissa und Arsafah vor, deren Lage er jedoch nicht näher angibt, und kehrte dann um. Hr. Duncan gedenkt seine Reise demnächst wieder aufzunehmen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 76.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 März 1845.

Saint Louis am Senegal. *)

Der Anblick der weißen Bevölkerung von Saint Louis muß jeden Fremden mit Traurigkeit erfüllen: alle dortigen Europäer haben hohle Augen, eingefallene Wangen, abgemagerte Gliedmaßen. Alle scheinen sich, erschöpft durch das zerstörende Klima, vor dem Alter einem gewissen Tode entgegen zu schleppen. Niemand würde in den von Verdruß und Fieber abgezehrten Unglücklichen, die durch die Straßen von Saint Louis hinschleichen, unsere artigen Voltigeure, unsere braven Grenadiere erkennen. Der letzte Gouverneur von Saint Louis hatte den glücklichen Gedanken, die Tschakos und Uniformröcke abzuschaffen und ihre Kriegskleidung durch eine Art von Creolentracht, einen großen Strohhut, eine runde offene Jacke zu ersetzen; sie gewähren vielleicht einen weniger kriegerischen Anblick, aber sind gewiß bequemer für den Gebrauch, denn sie erlaubten den Leuten wenigstens frei zu athmen. Aber die menschenfreundliche Sorgfalt, mit welcher die Behörde die Gesundheit und Körperbewegungen des Soldaten überwacht, ist leider meistens machtlos gegen die grausamen Anfälle des Heimwehs und des Fiebers. Selten hält ein Infanteriebataillon seine für die Colonie festgesetzte Zeit (vier Jahre) aus, ohne die Hälfte seiner Mannschaft verloren zu haben. Ein Soldat, welcher die Colonie verließe, ohne im Spital gewesen zu seyn, würde mit Recht in den Ruf kommen, daß er nicht anders als an hohem Alter sterben könne. Besonders sind gewisse Professionen im Militär dem Uebel ausgesetzt; als solche hat man mir die Musikanten bei der Infanterie und die Schmiede bei der Artillerie bezeichnet.

Aber dieses traurige Aussehen des Soldaten, dieses niedergeschlagene Gesicht, welches eine vom Heimweh untergrabene moralische Kraft ausspricht, trifft man nicht beim Officier an. Im Gegentheil, alle Land- oder Seeofficiere, Verwaltungsbeamten, Aerzte, bekämpfen die Anfälle der Krankheit mit der Stärke ihres Willens. In keinem andern Lande habe ich ein solches Bedürfniß für Zerstreuungen und Vergnügungen gefunden. Aber diese Zerstreuungen und Vergnügungen lassen sich alle auf eine einzige zurückführen: die Freuden der Tafel, und welcher Tafel!

Entweder aus Mißgunst der Natur oder durch die Nachlässigkeit und Unwissenheit der Einwohner bringen die Gemüsegärten, wenn es anders welche in der Umgebung von Saint Louis gibt, weder Obst noch Gemüse hervor. Kohl ist ein Luxusartikel, zu dem man Freunde als zu etwas Seltenem einladet. Monat-Rettige erscheinen auf dem Tische nur an festlichen Tagen und werden dann mit der strengsten Sparsamkeit vertheilt, zwei auf jeden Gast. Und nur die reichen Kaufleute können sich erlauben jederzeit Zwiebeln und Kartoffeln zu essen, denn zu gewissen Zeiten des Jahres kosten diese Solaneen bis zu 10 Franken das Pfund.

Es läßt sich leicht begreifen, was unter diesem zerstörenden Himmelsstriche Europäer leiden müssen, die aller vegetabilischen Nahrung beraubt sind, und um sich zu erfrischen ihren Magen mit Wermuthextract überschwemmen müssen. Auch haucht innerhalb der Mauern des Hospitals von Saint Louis mancher junge Mann sein Leben aus, der voll Kraft und Hoffnung am Senegal angekommen war. Dieses Hospital, welches seit einigen Jahren erbaut ist, wird mit einer Sorgfalt gehalten, die dem ausgezeichneten Corps der Marineärzte zur großen Ehre gereicht. Leider bleiben sehr oft all' ihre Hingebung und ihr Muth völlig unbelohnt, denn die Grabsteine der Kirchhöfe zu St. Louis bezeugen, daß viele ihren Eifer mit dem Leben bezahlten. Zu Krankenwärtern in dem Hospitale werden gefangene Neger der Regierung gebraucht, welche sehr geschickt und sorgfältig in der Behandlung der Kranken seyn sollen. Einer der Säle des Hospitals ist für die Pflege der im Dienste der Regierung stehenden Neger bestimmt; bei meinem Besuche in demselben machte mich mein Führer auf einen Kranken aufmerksam, dessen braunes Gesicht, dessen würdige und intelligente Züge auffallend gegen die schwarzen Gesichter der benachbarten Kranken abstachen. Seine interessante Geschichte ist kürzlich diese.

Dieser Maure, das Oberhaupt eines der Stämme der Trarzas, hatte sich seit langer Zeit feindlich gezeigt, und fiel

*) Mitgetheilt von Major Fridolin im Journal des Debats vom 4 Febr.

zuletzt bei einer Expedition in die Hände der französischen Truppen. Der Gouverneur, Hr. Bonet, ließ ihm die Freiheit anbieten, wenn er auf den Koran schwören wolle, niemals wieder die Waffen gegen uns zu ergreifen. Aber der Maure wollte weder seinen Haß gegen die Fremdlinge aufgeben noch einen falschen Eid schwören, und blieb in der Gefangenschaft. Erinnert nicht sein Verhalten an die schönen Tage von Granada? Ich meinen Theils konnte mich eines Gefühls von Mitleid nicht enthalten beim Anblick dieses Paladins der Wüste, dessen Gefangenschaft nicht von langer Dauer seyn konnte. Denn das Klima am Senegal, das keines Fremden schont, von welcher Farbe er auch sey, hatte ihn mit einer acuten Leberentzündung heimgesucht.

Der Anblick der eingebornen Race, der schwarzen Kinder von St. Louis, bietet keineswegs einen solchen Ausdruck des Leidens und der Erschöpfung dar, als die weiße Bevölkerung. Diese Bursche sind alle wohlgebaut, sehr lebendig und wohlgenährt, und ein fortwährender Ausdruck guter Laune dehnt ihren ohnehin großen Mund noch weiter aus. Das Volk von Neapel, das gestikulirendste und lautschreiendste von Europa, würde, verglichen mit dem Volke von Saint Louis, so ernsthaft in Gebärden und Worten erscheinen, wie ein Engländer der den Spleen hat. Uebrigens finden die Gendarmen, welche mit dem Säbel an der Seite durch die Straßen von Saint Louis spazieren, nur selten Gelegenheit die Autorität ihrer Kleeblätter und gelben Degengehänge geltend zu machen; alle diese Wortstreite, selbst wenn sie im leidenschaftlichsten Tone geführt werden, verfliegen wie Rauch und endigen sich mit herzlichen Händedrücken. Es ist kaum nöthig zu bemerken, daß die Kinder in der Urtracht der Natur einhergehen; mit einem Kupferring um den Fuß oder Hals, ihrer einzigen Kleidung, wälzen sie sich im Sande herum, ohne auch nur einen Gedanken des Zweifels zu bekommen, daß ihrem Anzuge ein Feigenblatt abgehe. Diese kleinen Wesen, denen das Alter noch nicht die Abplattung der Züge aufgedrückt hat, welche ihre Race bezeichnen, sehen höchst malerisch aus. Ihr Wuchs ist sehr im Ebenmaße, ihre Glieder wohl entwickelt; eine eigenthümliche Freiheit der Bewegung, die man ohne viel Schmeichelei Grazie nennen könnte, zeigt sich in allen ihren Bewegungen. Nur stellen sich beinahe bei allen Fälle von Nabelbruch ein, daß sie aussehen, als hätten sie vorn einen Buckel. Uebrigens verschwindet dieses Gebrechen mit vorrückendem Alter, wie man sich leicht überzeugen kann.

Arbeit scheint keineswegs die Lieblingstugend der schwarzen Bevölkerung zu seyn, für welche, nach dem Anblick der Straßen zu urtheilen, der Schlaf und das Spiel weit mehr Anziehendes haben. Mitten in der Straße, ohne Furcht vor Wagen, denn dieser Luxus ist unbekannt in Saint Louis, sieht man Gruppen von Negern in die Runde sitzen, mit einheimischen Spielen oder oft sogar mit dem Damenspiele beschäftigt. Die Leidenschaft des Spiels durchfurcht auch diese schwarzen Gesichter und drückt sich in Gebärden und Geschrei aus. Es ließen sich hier interessante Beobachtungen anstellen, aber man müßte dabei den unerhörten Geruch dieser ehrlichen Leute aushalten, eine Art von Marter, in welche sich meine europäische Nase noch nicht hat ergeben können, und ich entfernte mich deßhalb mit dem Gedanken, daß wenn man jemals Ursache haben könnte, den Geruch des Baches in der Straße du Bac, oder irgend einen andern Geruch von Paris zu vermissen, es nur dann seyn kann, wenn man sich unter dem Winde einer Schaar von Negern oder Mauren befindet.

Die Tracht dieser ganzen schwarzen Bevölkerung bietet einen seltsamen Mischmasch dar. Von den Signarren *) mit ihren Madrastüchern, die sie in einer Form wie normannische Hauben umwickeln, bis zu dem Bambara mit seinem großen, von einem Strohband gekrönten Hute, gibt es Muster für jeden Geschmack. Wer gerne blaue Hemden, krapprothe Hosen, lange, buntscheckige Tuniken sieht, braucht nur die Augen aufzuthun. Ich begegnete einem mit der schönsten phrygischen Mütze bedeckten Neger, der an nichts weniger als die politische Bedeutung seines Kopfputzes dachte. Wahrhaft originell ist die unter dieser Bevölkerung herrschende Weise der Weiber, ihre Säuglinge zu tragen. Beim ersten Anblick, wenn man bei den meisten schwarzen Frauen unter ihrer blauen Tunika eine Fülle der Formen wahrnimmt, mit denen die hottentotische Venus keine Vergleichung aushält, kann man sich des spaßhaften Gedankens nicht erwehren, daß die Kunst verschönernder Ausstaffirung selbst bis zum Senegal vorgedrungen sey. Ich gewann jedoch bald die Ueberzeugung, daß ich die Sitteneinfalt der Negerdamen verleumdet hätte, indem ich bemerkte, daß die monströse Aufschwellung manchmal eine schwarze wollige Kugel oben aufsitzen hatte. Auf diese Art tragen die schwarzen Weiber ihre kleinen Kinder mit sich herum, enge in ihre blauen Baumwollenröcke eingewickelt, welche dieselben völlig oder zum Theil bedecken, und auf eine Art, welche die Mutter der Mühe überhebt, sie mit den Armen zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe über Weißrußland.

Das Gouvernement Witebsk.

(Schluß.)

Die Nähe von Riga macht es den anstoßenden Kreisen möglich, ihren Flachs gerade in den dortigen Hafen zu liefern, wohin die Fahrt nicht viel kostet, denn die Fuhrleute führen die nöthigen Vorräthe für sich und ihre Pferde mit sich. Die große Anzahl Flußhäfen an der Düna und Ula erfordert viele Hände, theils zum Bau der Strugen, theils zur Schifffahrt und zum Flößen des Holzes, und gewährt den Leuten guten Lohn. Die auf Obrok **) lebenden Bauern kaufen Salz auf an den Landungsplätzen der Beresina, im Gouv. Minsk, wohin

*) Dieß sind Creolenmädchen, die meist mit Weißen im Concubinat leben. A. d. U.

**) Diese zahlen eine bestimmte Abgabe an den Grundherrn, sind dann zu keinen Frohnen verpflichtet, und suchen sich auf irgend eine Weise im weiten Reich herum, mit einem Paß ihres Gutsherrn in der Tasche, zu ernähren. A. d. Ueb.

dasselbe aus Krementschug kommt, und führen es zum Verkaufe nach Riga, um sie verschiedene Waaren dagegen einhandeln, die sie in den Landungsplätzen an der Düna wieder absetzen. Einen Theil der Bezahlung nehmen sie in Geld und Häringen, das Uebrige in Wirthschaftsgeräthen, Sensen, Sicheln, Aexten und Messern; die sogenannten „Litowkas" (deutsche Aexte) sind namentlich im Lande beliebt. Einige Güter des Kreises Lützin, auch die Stadt Jeserischtsche selbst, liefern eine Menge Leute zu Chausseebau- und ähnlichen Arbeiten in den großrussischen Gouvernements, da sie zu Erdarbeiten ein besonderes Geschick haben und daran gewöhnt sind. Viele Kronbauern, namentlich Panzerbojaren aus Newel und Sebesh ziehen jährlich nach Petersburg zur Arbeit, entweder in die Hauptstadt selbst oder im Hafen von Kronstadt, wo sie im Sommer 30 bis 40 S. R. (33 bis 45 Pr. Th.) verdienen. Außerdem beschäftigen sich einige Bauern des Kreises von Welish, abgesehen von der Frachtfahrt nach den Landungsplätzen der Düna, mit der Verfertigung hölzerner Wirthschaftsgeräthe, als Räder, Schlitten, Bauerwagen u. dgl., die sie auf den benachbarten Jahrmärkten ziemlich gut absetzen.

In Newel ist wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens und wegen der durch die Felsen schwierigen Communication das Volk gleichfalls zu andern Arbeiten als dem Ackerbau geneigt, und darum wenig zu Hause. Die Natur, welche an Vegetation arm ist, hat die Einwohner mit andern Gaben beschenkt: sie beschäftigen sich mit Viehzucht und wegen der zahlreichen Seen mit dem Fischfang. Aus den benachbarten Kreisen der großrussischen Gouvernements erscheinen hier jährlich zu bestimmter Zeit Aufkäufer, welche das Vieh heerdenweise kaufen und nach der Hauptstadt treiben. Diese „Bulynen" — so nennt man die Aufkäufer — meist Raskolniken, bereichern sich schnell, denn sie zahlen z. B. für eine Kuh 6 Rubel A. und verkaufen sie zu 60; mit gleichem Gewinn kaufen und verkaufen sie auch Schafe und anderes kleines Vieh. Einige treiben denselben Handel mit Geflügel. Die im Lande so genannten „Ostaschen" sind gleichfalls Auswanderer aus den großrussischen Gouvernements, beschäftigen sich aber ausschließlich mit dem Fischfang: sie miethen im Winter und Frühjahr Seen, wenn sie noch mit Eis bedeckt sind, zahlen 4—500 R. A. jährlich, und machen zur Frühjahrszeit nicht selten einen Fischzug, der 800 R. A. werth ist. Das Wasser der hiesigen Seen scheint den Fischen ungemein zuzusagen, denn sie sind ausnehmend fett, besonders erreichen die Brachsen des Sees Neschtschodro eine ungewöhnliche Größe. Die Ostaschen halten sich im Winter und die Bulynen im Sommer in den Dörfern auf und bringen viel Verderbniß in die Familien, weßhalb das Volk sie nicht liebt.

Außerdem haben die Dorfbewohner Meth und Butter in Menge, aber keiner denkt daran, das was er hat, selbst zu verkaufen, sondern wartet bis einer der Händler kommt, es ihm um ein Nichts abkauft und mit dreifachem Gewinn wieder absetzt. Aus allem dem, womit die Natur Weißrußland gesegnet hat, weiß der arme Eingeborne selbst nicht den geringsten Vortheil zu ziehen. Mitten im Ueberfluß geht er vor Elend zu Grunde, und die Fremden um ihn her mästen sich. Es ist ein unbegreiflicher Mangel an aller Lebendigkeit und allem Selbstvertrauen, das man sich durchaus nicht erklären kann. Ist es der Einfluß äußerer Umstände oder des Volkscharakters? Das mögen Kundigere erklären.

Im Kreise Polozk beschäftigt man sich mehr mit dem Handel von Flachs und Hanf. Der Boden ist besser als im Kreise Newel, und die Bauern haben auch mehr Anhänglichkeit daran; dagegen ist der Viehhandel ziemlich unbedeutend. Dieser Kreis ist besonders reich an historischen Erinnerungen. Hier war der Hauptpunkt des Zusammenstoßes zwischen Litthauen, Polen, Rußland und den Schwertbrüdern; der Boden ist von Gräben durchfurcht, mit Erdaufwürfen übersäet. Welche geschichtliche Erinnerungen bietet nicht Polozk allein? In diesem Kreise finden sich sehr viele ehemalige Jesuitengüter. Die Bauern hier sind vollkommen haussäßig, oder wie man hier sagt „Domoturen,*) und so schreckhaft, daß sie sich vor allem fürchten; dieß kommt daher, daß ihnen unter der Jesuitenherrschaft verboten war, nach irgend einem Ort hinzuwandern, um dort zu arbeiten. Darum hängen sie auch noch fester am Katholicismus, und in ihrer Sprache finden sich mehr polnische Elemente; sie unterscheidet sich scharf von der ihrer Nachbarn. Wenn sie auf das Feld gehen, singen sie geistliche Lieder.

Was die andern Kreise betrifft, so ist die Zucht von Rindvieh und Pferden, die zwei Hauptgrundlagen des Wohlstandes des Landvolks, bei ihnen in vollkommenem Verfall. Sie halten nur eine einzige Kuh im Hause; es findet also keine Fortpflanzung statt, und sie haben nicht halb genug Milch für die Bedürfnisse der Familie, noch Dünger für die Felder. Zudem leiden sie oft durch die Rinderpest, welche durch die aus der Ukraine hergetriebenen Heerden mitgebracht wird. Pferde haben sie sehr wenig, und auch diese sind schlecht, da man sie viel zu früh zur Arbeit verwendet; oft hat eine Familie, welche zwei oder drei Arbeiter stellt, nur ein einziges Pferd. Die armen Thiere, durch die unmäßige Arbeit erschöpft, und noch dazu schlecht gefüttert, verlieren alle ihre vortheilhaften Eigenschaften und werden noch überdieß zur Fortpflanzung ganz untüchtig; man kauft sie deßhalb von den „Rostrucharzen," wie man die Pferdehändler nennt, um sehr niedern Preis, und verwendet sie immer sogleich zur Arbeit. Die Verwaltung der Krongüter hat die Ursache dieses elenden Zustandes der Viehzucht wohl erkannt, und allem aufgeboten, um künstliche Wiesen anzulegen, da die armen Thiere jetzt gewöhnlich nur mit Stroh gefüttert werden. Sie hat zu dem Ende verschiedene Arten von Futterkräutern aus der Fremde kommen lassen, und diese allen Maiereien mitgetheilt, um einestheils die bessern zu erproben, anderntheils die Bauern mit dem Vortheil derselben bekannt zu machen. Dieß Beispiel hat auch schon die einzelnen Gutsbesitzer zur Nachahmung veranlaßt. In der neuesten Zeit hat sich die Regierung bemüht, den Kartoffelbau einzuführen, und seit drei Jahren

*) Das Wort mahnt fast an den Kümmeltürk in den Universitätsstädten. A. d. U.

hat sich auch der Anbau dieser nützlichen Pflanze verdreifacht; man hat denjenigen, die sich am meisten darin auszeichneten, Prämien gegeben.

* Das Häuschen des Kleinrußen besteht aus der „Hühnerstube", wo Sommer und Winter die ganze Familie nebst einem Theil des kleinen Viehes und des Geflügels sich befindet. Dieser Stube gegenüber eine andere „Istopka" (die Heizstube?) genannt, wo man im Winter die Früchte und alles Hausgeräthe aufbewahrt; hier sind auch die „Shernen" oder Handmühlen, eine Eigenthümlichkeit der Weißrussen. Diese hölzernen Wohnungen sind am besten in den Kreisen von Drissa, Lepel und den Inflanten, am schlechtesten in den Kreisen von Surash, Witebsk, Polozk, namentlich aber in dem von Gorodok. In diesem letzten kümmert sich trotz des Holzüberflusses der Bauer nur darum, den Winter so hinzubringen, daß seine Familie nicht erfriert, aber die Wohnung wird nie ausgebessert, als bis sie zusammenfault oder zusammenfällt. Die Dörfer sind meist ganz klein, nur von 5 bis 10 Hütten. Trotz des Wasserüberflusses sind sie oft so angelegt, daß Menschen und Thiere an diesem nothwendigsten aller Lebensbedürfnisse Mangel leiden. Hinsichtlich des Baues ihrer Wohnungen könnten die Weißrussen von ihren Nachbarn, den großrussischen Bauern, viel lernen.

Das Gouv. Mohilef, das die andere Hälfte von Weißrußland bildet, ist allerdings weit fruchtbarer als das von Witebsk. Dagegen ist dort der Bauer ein verstockter „Domoture" der sich gar nicht von seinem Gehege entfernt, mit seinen Nachbarländern in gar keinen Verkehr tritt, und darum auch gar nicht weiß, was er in der Welt anfangen soll; er baut Korn, legt sich auf den Ofen, und genießt in Ruhe die Gaben der Natur. Darum nennen die Bewohner des Gouv. Witebsk die von Mohilef die „Dummen", und die Mohilefer zahlen sie hinaus mit dem Spottnamen „schließ die Thür", womit sie ihre Ungastlichkeit bezeichnen. Die Bewohner des Gouv. Witebsk streifen gern in der Welt herum, und jedes Frühjahr sieht man sie in Schaaren auf dem Wege nach Petersburg. Dieß Herumwandern gewöhnt sie an ein Vagabundenleben, und schwächt die Liebe zur Heimath, zum Ackerbau und überhaupt zum Familienleben.

Durchgeht man aufmerksam die Geschichte Weißrußlands, so kann man nicht verkennen, daß es stets eine wahre Waise war, um die sich niemand väterlich kümmerte. Ehe das Licht des Christenthums das Land erleuchtete, und noch in der ersten Zeit desselben, war das Land der Jagdplatz und die Weide der benachbarten Wilden, dann der blutige Schauplatz brudermörderischer Kämpfe und der Einfälle barbarischer asiatischer Horden. In dieser traurigen Zeit bildeten sich im Innern Weißrußlands die Räuberschaaren, welche dem friedlichen Landmanne nicht einen Augenblick Ruhe ließen. Dann kamen neue Kriege unter den allmählich entstehenden Staaten, neue Bewegungen von Kriegerschaaren, welche nichts als Aschenhaufen und Blutströme zurückließen. Ein einziger Zug Bathorys gegen Pskow und Weliki Luki hat Spuren zurückgelassen, die dem Lande theuer genug zu stehen kamen.*) Dieser Schauplatz jahrhundertlanger Kämpfe, diese Heerstraße mächtiger Gegner, die unaufhörlich gegen einander zogen, konnte keine Elemente der Ordnung und des Wohlstandes in sich erzeugen. Hiezu kommt noch, daß unter polnischer Herrschaft dieß der Verbannungsort war, mit Einem Worte, bis zur Beruhigung unter dem wohlthätigen Schatten des Kaisers aller Reußen, konnte man über das Loos Weißrußlands die Klagelieder Jeremiä anstimmen.

Solche bürgerliche Verhältnisse, die auf das materielle Leben des Volkes so großen Einfluß hatten, konnten auch nicht ohne Wirkung auf das sittliche Leben bleiben. Darum hat auch die Volkspoesie einen trübseligen, gedrückten Charakter; selten hört man ein fröhliches Lied, nur klägliche, einförmige Töne erschallen von dem nationalsten Instrument, der Duda, einer Art Schalmei. Dieß halbwilde Land bewahrt noch die Elemente einer urthümlichen Poesie in ihrer ganzen Frische, und an einigen Stellen haben sich selbst noch Spuren des Heidenthums erhalten. Die Einbildungskraft der Weißrussen beschäftigt sich mit einer Welt zahlloser Geister, und die wilde Natur unterstützt noch diese Phantasiegebilde. Welcher Unterschied von der Poesie des Ukrainers, der auf seinem wilden Rosse die Steppen durchjagt! Der Gesang und der finstere Charakter der Bilder nähert die Poesie der Weißrussen mehr den litthauischen Volksliedern; die Poesie des Ukrainers behandelt die Steppe, das Pferd, den Falken, den Windhund, die des Weißrussen den Aberglauben, die Zauberei, die Vertiefung in die innersten Geheimnisse der Natur, was seinen Grund in dem rauhen Klima und in seiner Abgeschlossenheit hat. Alles mahnt ihn an sein trübes Schicksal. Kann er, der von der Wiege an mit finstern Vorstellungen und Ahnungen genährt und von der Last unglücklicher Ereignisse niedergedrückt wurde, sich zu frischem Muthe und zur Freudigkeit erheben? Betrachten wir die Poesie jedes Volkes mit aufmerksamem Blick, so finden wir eine phantastische Welt, die dem nur auf der Oberfläche der prosaischen Wirklichkeit hinstreifenden Gedanken unverständlich ist.

Englische Abneigung gegen alte Jungfern. Der Voleur vom 25 Februar erzählt folgende Anekdote, deren Wahrhaftigkeit wir freilich dahin gestellt seyn lassen müssen. Eine alte Frau in London befand sich kürzlich nach einem heftigen Regen in einer noch ganz überschwemmten Straße und klagte laut, daß sie nicht hinüberkomme. Ein rüstiger Lastträger hörte es, nahm sie auf den Arm und setzte sie glücklich auf der andern Seite wieder ab. „Schönen Dank," sagte sie, „Ihr habt einem armen Mädchen einen großen Dienst geleistet." — „Wie, Ihr seyd eine Jungfer, ein Blaustrumpf, wartet!" Mit diesen Worten ergriff er die erschrockene Person wieder und trug sie dahin zurück, wo er sie aufgehoben hatte.

*) Nicht weit von Gülzai, wo die Panzerbojaren wohnen, bei Meshow, auf einer Halbinsel des Sees Neschtschodro findet man noch jetzt Spuren von Brücken, die durch finstere Wälder und über Sümpfe geschlagen wurden, und welche bei dem Volke noch Bathoryer-Brücken heißen; auf der Gränze der beiden Kreise Sebesh und Newel ist ein Dorf Namens Batorino.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 77.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 März 1845.

Weißrußland.

Nachtrag.

Dem in den letztern Blättern mitgetheilten russisch-polnischen Bericht fügen wir noch aus Blasius' Reise nachstehendes an.

Das Gouvernement Witebsk kam 1772 mit dem Gouvernement Mohilef bei der ersten Zerstückelung Polens auf den russischen Antheil. Von 1796 bis 1802 unter dem Namen Weißrußland vereinigt, dann in zwei Gouvernements getrennt, verloren beide im Jahr 1835 ihre alten litthauischen administrativen Einrichtungen und Gesetze, und wurden ganz mit Rußland vereinigt. Auch die kirchlichen Abweichungen, die sich während der Polenherrschaft eingeschlichen hatten, sind nun seit etlichen Jahren beseitigt. So ist denn, wenigstens äußerlich, Alles unter einen Hut gebracht.

Die Bevölkerung beider Gouvernements steht der von Smolensk in jeder Beziehung nahe. Dieselben Verschiedenheiten von den Moskowitern in Hinsicht der Körperbildung, der Trachten und der Neigungen haben sich hier, wie im Smolenskischen entwickelt. Und wohl noch im höheren Grade, da diese Landestheile fast von jeher vom Großfürstenthum und dem Zaarenreich unabhängig geblieben sind, und sich entweder unter eigenen Fürsten selbständig, oder vorzugsweise und ungestört unter dem Einfluß Litthauens und Polens entwickelt haben. Auch jetzt sogar sind die grosrussischen Einwirkungen und Einwanderungen hier noch weit unbedeutender, als im Smolenskischen.

Es ist als eine Folge der Polenherrschaft und der Verhältnisse, die ihr folgten, anzusehen, daß wohl in keinem Theil Rußlands die Bevölkerung auf einer so verschiedenartigen Stufe der Bildung steht, wie hier.

Das übrige Rußland ist von jeher so gleichförmig behandelt worden, daß jede Verschiedenheit unmöglich war, und die Stufe seiner Bildung läßt sich leicht nach seinen intellectuellen Bedürfnissen abmessen. Eine Schulbildung, falls sie auch irgendwo oder irgendwann beabsichtigt gewesen wäre, ist noch nirgend ins Volk eingedrungen. Auch kann eine Volksbildung, die über Automatendressur hinausgeht, überall nur durch Bildung tüchtiger Lehrer erreicht werden. Wirkliche Volksbildung ist eine Angelegenheit, die nicht mit bloßen Befehlen allein abgethan ist!, und zu der man erst in einer Reihe von Generationen gelangen kann. Rußland würde auf einer andern Stufe der Volksbildung stehen, wenn seine Geistlichkeit befähigt und geneigt gewesen wäre, seine Wirksamkeit aufs Volk über kirchliche Zwecke hinaus auszudehnen, so lange bis ein eigener, selbständiger, von der Kirche unabhängiger Lehrerstand sich allmählich gebildet hätte.

Es bedarf nur geringer Kenntniß des Landes und einseitiger Vergleichungen der Volkszustände, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die intellectuellen Bedürfnisse der hiesigen Bevölkerung jetzt noch über die der Moskowiter hinausgehen. Witebsk und Mohilef besitzen verhältnißmäßig eine bedeutend größere Zahl von freien Schulanstalten, wie die übrigen Gouvernements. Viele derselben sind durch die Bemühungen den Geistlichkeit ins Leben getreten; viele andere, und sogar höhere Lehranstalten, bestehen als Privatstiftungen; und sogar die normale Zahl der Gymnasien, von denen befehlsweise jedes Gouvernement eins hat, ist hier bedeutend überschritten.

Eine Parallele, wenn auch deßhalb noch kein Causalzusammenhang mit den frühern kirchlichen Zuständen, ist hier nicht zu verkennen. Von der christlichen Bevölkerung gehörte vor der letzten Vereinigung in der orthodoxen griechischen Kirche etwa die Hälfte zur unirten, ein Viertel zur katholischen und eben so viel zur griechischen Kirche.

Ein anderes Erbtheil von den Polen hat Rußland hier in den Juden übernehmen müssen. Rußland besitzt deren in Polen und den alten polnischen Provinzen fast eine Million, und das ganze übrige Europa kaum anderthalb Millionen. In einer Zeit, wo durch Gesetze und willkürliche Verfolgung fast jedes Land in Europa dieß unglückliche Volk von sich weggestoßen hatte, fanden die Juden in Polen eine Zuflucht. Hier, mitten zwischen halb civilisirten und ganz uncivilisirten Völkern, nicht durch das Gesetz vertrieben, konnten sie, wenn auch nicht ohne harte Mißhandlungen, noch der ihnen allein

möglichen Art des Erwerbs, dem Handel und Wucher, nachgehen. Sie füllten allmählich die Kluft aus zwischen den freien Besitzern und den besitzlosen Leibeigenen oder Bauern, die im übrigen Europa der freie Bürgerstand eingenommen hatte. Mit dem Schicksal der unglücklichen Heldennation, die nicht stark und selbstständig genug war, sich selber zu lenken und sich allen Intriguen und fremdartigen Interessen des Jesuitismus preisgab, war das der polnischen Juden nun innig verwachsen, falls beiderlei Wege auch nicht immer dieselbe Richtung nahmen.

Daß die Juden in den polnischen Provinzen, in denen sie ihr zweites gelobtes Land gefunden hatten, sich vorzugsweise anhäuften, war ganz natürlich. Ob zu ihrem dauernden Heil, ist nicht wahrscheinlich; davon abgesehen, welchen Weg ihr Geschick unter der russischen Herrschaft eingeschlagen hat.

Saint Louis am Senegal.

(Fortsetzung.)

Die Joloffsprache, welche die Neger untereinander sprechen, wird bloß von solchen Europäern verstanden, die in dem Lande grau geworden, und diese sind sehr selten. Was die Sprache betrifft, deren sich die Neger in ihrem Verkehr mit den Weißen bedienen, so bietet diese eine große Aehnlichkeit mit derjenigen dar, in welcher unsere dramatischen Schriftsteller die guten Schwarzen auf dem Theater singen und sprechen lassen. Es gibt noch eine dritte Sprache, welche die Neger, wie man sagt, ganz wohl verstehen, und welche ich die telegraphische nennen möchte, da sie ganz durch Gebärden geführt wird, welche aber gegenwärtig ganz außer Gebrauch gekommen ist, obgleich einige alte Colonisten behaupten, daß die Neger bei ihrer Ausübung große Talente und Scharfsinn entwickelten.

Nach dem Vorrechte des Touristen springe ich ohne weiteren Zusammenhang von der Sprache der Neger auf ihre Gri-Gris über. In dem Leben eines Negers ist der Gri-Gri eben so wichtig und noch wichtiger, als der Kuskussu, welchen er ißt; denn ohne Gri-Gri würde er weder zu essen noch zu trinken, noch irgend eine der Verrichtungen des Lebens zu vollziehen wagen. Der Gri-gri ist der Talisman, welcher Gesundheit verleiht, gegen Schlangenbisse wahrt, unverwundbar und unsterblich macht: er ist der Balsam von Fontanarosa mit allen seinen zahllosen Kräften, hier unter der Gestalt eines Affenzahns, dort unter der eines Widderhorns; ein Karneol, ein Vers aus dem Koran, einige Kamelhaare geben ebenfalls ganz annehmliche Gri-gris ab. Die Marabuts, welche zu ihren andern Aemtern auch den Verkauf der Gri-gris sich vorbehalten haben, sollen sehr schöne Einkünfte aus diesem Handel ziehen. Es gibt keinen noch so armen Neger oder Negerin, die nicht ein wahres Museum von Gri-gris besitzen Ich möchte nicht gerne dem Ruhme der Tapferkeit des schwarzen Race zu nahe treten, auch möchte ich nicht gerne das Factum verbürgen, daß gerade in Kriegszeiten der Gri-gri-Verkauf eine große Ausdehnung gewinnt; aber das kann ich versichern, daß wenn ein Häuptling in den Krieg zieht, er meistens vom Fußknöchel bis zur [illegible]knorpel mit Gri-gris überdeckt ist, und diesem Aufzuge, wo nicht seinem Muth, doch die Ueberzeugung verdankt, daß er unverwundbar und unsterblich sey. Uebrigens haben sich bei den letzten Expeditionen die französischen Soldaten Mühe gegeben, die Unwirksamkeit ihrer Talismane gegen gutgeschliffene Säbel oder Bajonnette darzuthun. Aber diese entscheidenden Ueberzeugungen haben die Leichtgläubigkeit der Schwarzen keineswegs aufgeklärt. Sie sind bloß vom Anblick ihres eigenen Blutes und von ihren Leiden zu dem Glauben gebracht worden, daß ihnen der Marabut falsche Gri-gris verkauft hätte, und haben oft entsetzliche Rache genommen.... So hat man mir erzählt, daß ein schwarzes Dorf, das sich einiger Vergehen gegen die Colonie schuldig gemacht hatte, trotz der Drohungen des Gouverneurs sich zu keinem gütlichen Vergleiche entschließen wollte, weil ein Marabut die Einwohner versichert hatte, daß er ihnen Gri-gris verkaufen könne, deren Macht ihre Häuser gegen Bomben und Kugeln schützen würde. Der Verkauf dauerte eine ganze Woche fort; jedes Haus wurde mit einem schützenden Gri-gri versehen; hierauf zogen sich die Neger, im Vertrauen, daß sie genug zur Vertheidigung von Haus und Herd gethan hätten, in das Innere des Landes zurück. Unglücklicherweise fanden die armen Teufel bei ihrer Rückkehr keine stehende Hütte mehr: trotz der Gri-gris hatten die Steinböller und Haubitzen ihre Pflicht gewissenhaft gethan und das Dorf in ein völlig flaches Feld verwandelt. Das Erstaunen der Schwarzen war groß, aber ihr Zorn noch viel größer; sie bemächtigten sich des unglückseligen Marabut, der sie so schlecht berathen hatte, und hieben ihn in Stücken. Im gegenwärtigen Augenblick genießen unter allen Gri-gris die krapprothen Beinkleider und die kleinen blauen Jacken der Chasseurs d'Afrique den meisten Credit. Die Neger haben bei den letzten Expeditionen unsere Spahis mit solcher Verwegenheit und solchem Erfolge angreifen sehen, daß sie überzeugt sind, daß jene arglosen Wollenzeuge die allermächtigsten Gri-gris sind. Einige Soldaten haben von diesem Aberglauben Vortheil gezogen und ihre abgetragenen Kleidungsstücke um ziemlich hohe Preise an Mann gebracht! aber der Glaube an die krapprothen Hosen ist im höhern Lande noch in voller Kraft, und ein Fahrzeug, das mit den abgetragenen Montirungsstücken eines Regiments den Fluß hinaufführe, würde seine Ladung mit ungeheurem Gewinne absetzen.

Noch eine kleine Anekdote möge diese Bemerkungen über die Leichtgläubigkeit der Schwarzen beschließen. Ein armer Teufel, halb Gaukler, halb Zigeuner, der nichts im Vermögen hatte, als seinen Taschenspielerbeutel, kam vor einigen Jahren am Senegal an. Da in Saint Louis Lustbarkeiten selten sind, so that dieser reisende Bosco Wunder und sammelte sich in kurzer Zeit ein kleines Vermögen. Sobald er in seinem Waidsack Brod für ein paar Monate hatte, gab sich der Schelm hauptsächlich damit ab, die Leichtgläubigkeit der Neger zu hintergehen und ihnen Hexereien zu spielen. So erzählte man mir, daß er einmal über den Markt ging und ganz

ernsthaft einer Händlerin zwei Eier abkaufte, dieselben sodann vor ihren Augen zerbrochen habe, aus der Schale zwei Goldstücke herausfand und sich damit entfernte. Das Erstaunen der Negerin ging alsbald in Versuche über, ihren köstlichen Schatz zu ihrem eigenen Vortheile auszubeuten. Da der Spaßvogel wieder vor der leichtgläubigen Verkäuferin vorbeiging, war ihr von ihrem ganzen Korbvoll nichts als Eierschalen und ein großer Eierfladen übrig geblieben. Es war klar, daß die arme Frau die Fabel von der Henne mit goldenen Eiern nicht kannte. Diese Geschichte nebst tausend andern, die ich übergehe, verschafften dem Reisenden den Namen des „weißen Teufels," womit ihn die Neger während seines Aufenthaltes in Saint Louis beehrten.

Die Umgebungen von Saint Louis enthalten keinen einzigen Spaziergang. Die Insel Sor, welche der Stadt gegenüberliegt, und von weitem das Aussehen von reizendem Pflanzenwuchse darbietet, ist in der Nähe gesehen, während der Winterzeit nichts als ein, mit hohen Gewächsen und Wurzelträgerbäumen bedeckter Sumpf, und zu anderen Jahreszeiten, eine ausgedörrte Haide. Und hier befinden sich die einzigen Gärten, welche Saint Louis mit Gemüsen versehen: niemals habe ich eine so magere, schwindsüchtige Vegetation gesehen und kann es bezeugen, daß man sich beim Anblicke dieser Beeten nicht länger wundert, daß hier zu Lande Mehl ein Luxusartikel ist, und daß man einen Teller mit vierundzwanzig Radieschen für zwölf Personen aufträgt. Rücksichten für die öffentliche Gesundheit haben auch den europäischen Kirchhof auf die Insel Sor verlegt. Zur Schande der Einwohner von Saint Louis muß ich es sagen, daß ich niemals in den geringsten unserer Dörfer einen so vernachlässigten unwürdig aussehenden Begräbnißplatz gefunden habe. Hohes Gras erhebt sich über dem Friedhof; große Haufen von beschädigten Backsteinen, ohne Rahmen und ohne Gitter bedecken die Gräber; kein Pfad ist durch das Leichenfeld ausgelegt und man ist auf seinem Wege genöthigt, auf die Reste der Todten zu treten. Kaum kündigt hie und da ein anständigeres Grabmal an, daß fromme Erben für den Todten Sorge getragen haben. Hier sah ich, schlecht eingeschlossen, das noch frische Grab Hrn. Huarts, dieses muthigen Reisenden, der an den Folgen der bei seiner Expedition nach Phallemee ausgestandenen Anstrengungen und Entbehrungen starb, und nicht lange genug gelebt hatte, um den für seine Arbeiten verdienten Lohn zu empfangen. Zu welcher Tagesstunde man auch auf den Friedhof kommt, kann man sicher seyn, ein gähnendes Grab zu finden, das auf einen Europäer wartet. Als ich dort herumwandelte, lehnte gerade ein schwarzer Todtengräber in Lumpen auf seinem Spaten neben einem offenen Grabe . . . Inmitten dieses öden Feldes, unter einem brennenden Himmel, gewährte dieser gleichgültige Neger an der frisch ausgegrabenen Erde ein traurig poetisches Schauspiel. „Wir haben alle unsern Platz hier," sagte mir mein Führer, ein junger Infanterieofficier, der kaum das Institut verlassen hatte, in einem Alter, wo das Leben noch schön und voller glücklicher Täuschungen ist, und der sich dessen ungeachtet ohne Murren in den Gedanken eines traurigen, ruhmlosen Todes auf einem dumpfen Bette des Spitals ergab. Der Eintritt des Todten gab diesem düstern Gemälde die Vollendung. Vor dem Thore begegneten wir dem Leichenzuge. Der Verstorbene kam auf einer von Schwarzen geruderten Barke, begleitet von einigen Soldaten, seinen Cameraden, vor seiner letzten Wohnung an; denn auch dieß war ein armer, junger Soldat, der hier auf dieser fernen Küste gestorben war. Ich wollte auch meinerseits meinem Landsmann eine letzte Huldigung erweisen und kehrte mit seinem Sarge aus Grab zurück. Nachdem alles vorüber war und der schwarze Gräber den Leichnam mit Erde bedeckt hatte, entfernte ich mich mit gepreßtem Herzen. (Schluß folgt.)

Saigon.

(Nach Dr. G. Finlayson.)

Als wir uns dieser Stadt näherten, der bedeutendsten in den untern Landestheilen von Cochinchina, waren wir über ihre Größe nicht wenig erstaunt; sie liegt auf dem rechten Ufer des stets mit Booten und Barken bedeckten Saigonflusses, dessen bedeutende Wassermasse Schiffe von jeder Größe trägt; er hat weniger Krümmungen als die andern Flüsse von Siam, Tunkin und Cochinchina, seine Gewässer sind deßhalb auch weniger reißend und seine Ufer sind mit Manglebäumen und Rhizophoren bedeckt; hie und da erblickt man auch grünende Gummibäume, aus denen die Eingebornen den schönsten Lackfirniß bereiten.

Wir waren schon ziemlich weit vorwärts gekommen und befanden uns doch noch mitten in der Stadt; die Häuser sind groß, geräumig und für dieses Klima außerordentlich bequem; die Dächer sind mit Ziegeln gedeckt und ruhen auf schönen großen Pfeilern von einem schweren dauerhaften Holz, welches hier zu Lande Sao heißt; die Mauern sind von Lehm, mit Bambus eingefaßt und übertüncht; der Fußboden ist gedielt und erhebt sich einige Fuß über den Erdboden; die Häuser stehen dicht aneinander und bilden gerade Linien in geräumigen, luftigen Straßen oder längs den Ufern des Flusses; diese Straßen sind schöner als in manchen europäischen Hauptstädten. Eine Anzahl Gärten innerhalb der Stadtmauern verleihen der Stadt Saigon ein sehr freundliches Ansehen; diese Gärten sind angefüllt mit duftenden Bäumen und Stauden; auf sie und die schönen Häuser hinweisend, nannte der Mandarin, den man uns als Führer zugetheilt hatte, Saigon die Perle von Ostasien.

Wir gelangten nun zu einem Hause, das zu unserer Aufnahme eingerichtet war. Einige Tausend Menschen nebst einer Wache von Soldaten, die mit Lanzen bewaffnet waren, hatten sich hier versammelt, um uns zu empfangen. Der liebe Pöbel benahm sich mit einer Schicklichkeit, einem Anstande, die uns eben so angenehm als neu waren; alle waren bekleidet und der größere Theil sehr gut; sie schienen uns alle von auffallend kleiner Statur zu seyn; ihre Vollmondgesichter und die Lebhaftigkeit ihrer Mienen waren merkwürdig; später erblickten wir in den Straßen Gruppen von Cochinchinesen, die höchst interessant waren, und wahrlich werth gewesen wären, von einem holländischen Maler copirt zu werden.

Der Mandarin, der uns begleitete, führte uns in unser Haus, wo er uns in der Halle auf mit Matten bedeckten Bänken Platz

nehmen hieß. Mehrere Leute waren beschäftigt, unser Gepäck herbeizuschaffen und im Hause diejenigen Anordnungen zu treffen, die wir für nöthig hielten. Das Haus war eines der besten in der Stadt, und es ist schwer zu sagen, ob es mehr einem Tempel oder Gerichtshofe glich. In jedem Hause zu Saigon, ja sogar in der niedrigsten Hütte, ist etwas, das an die Religion und den Cultus dieses Volks erinnert; da diese Sinnbilder meistens ein glänzendes Aeussere haben, so bringen sie bei dem ersten Anblick eine eben so angenehme als seltsame Wirkung hervor. An dem einen Ende dieser Halle oder dieses Salons befand sich ein dem Fo geweihter Altar, mit vielen sinnbildlichen Figuren geschmückt und ringsum mit Inschriften behangen. Man konnte sogleich bemerken, daß Staat und Religion hier auf das innigste verbunden sind. Die symbolischen Bilder sind mit Gold und Lackfirniß verziert. Unmittelbar dahinter befanden sich unsere Privatgemächer; eine Menge Soldaten füllten jederzeit den Hof und den Vorsaal, und eine Wache, uns angeblich der Ehre und des Schutzes wegen beigesellt, bewachte das Gatter und den Eingang.

Die Truppen von Cochinchina werden nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser fleißig eingeübt. Jedes dem Kriegsdepartement gehörige Boot ist mit einer bestimmten Anzahl von Officieren und Soldaten versehen. Die Disciplin handhabt der zweite im Range, der etwa so viel ist wie bei uns ein Sergeant oder Oberfeldwebel; dieser commandirt auch die Ruderer. Die Disciplin bei den Soldaten ist streng; sogar dieser Sergeant hat die Macht einige hundert Hiebe mit dem Bambusrohr wegen eines Vergehens aufzählen zu lassen. Während unseres Aufenthalts in Saigon hatten wir vielfach Gelegenheit zu bemerken, wie dieses Rohr in beständiger Bewegung ist; mit dem Bambus hält sie das Volk in Zucht — die ehrsame landesväterliche Regierung von Cochinchina!

An schönen Abenden vernimmt man die Gesänge der Schiffer auf dem Saigonflusse, und vermittelst zweier kurzen Stäbe von hartem Holze schlägt einer den Tact zum Ruderschlag. Lange nach Mitternacht hörten wir manchmal solche Schifferlieder, deren melancholische Melodien uns wunderbar ergriffen.

Zwei Mandarinen der Justiz erschienen in unserem Hause, um sich mit dem Agenten des Generalgouverneurs von Indien zu besprechen. Wir empfingen sie auf unsern Bänken, unmittelbar vor dem Altar des Fo. Es waren Männer über fünfzig Jahre alt, von kurzer Statur, von leichtem, gefälligem Betragen; sie trugen weißseidene Röcke und schwarzseidene Turbane — die Amtstracht der Justizbeamten von Cochinchina. Ihre Unterhaltung begannen sie damit, daß sie uns wegen unserer Einrichtung und unserer Bedürfnisse befragten; dann lenkten sie das Gespräch auf unsere Sendung und fragten, wie lange wir Bengalen verlassen hätten, ob der Brief für den König von Cochinchina von dem Generalgouverneur von Indien eigenhändig geschrieben worden, was die eigentlichen Zwecke unserer Gesandtschaft seyen und ob wir Befehl hätten, Saigon zu besuchen oder nicht; ob wir auch am Hofe von Siam gewesen seyen? Auf alle diese Fragen waren die Antworten so offen und aufrichtig, daß es ganz unmöglich schien, dieselben mißverstehen oder mißdeuten zu können. Bei einigen von diesen Fragen verfuhren sie mit der ängstlichsten Genauigkeit; so wurden wir einigemale ernstlich befragt, ob wir mit freundlichen oder feindlichen Absichten kämen, und sie behandelten diese Fragen mit so großem Ernst, daß man ihnen unmöglich zürnen konnte ob dieser grundlosen Furcht, sondern sie vielmehr lieben mußte wegen dieses Gefühls, das offenbar nur aus ihrer Vaterlandsliebe entsprang.

Hierauf verlangten sie, daß ihnen das Schreiben an den König von Cochinchina übergeben würde, damit der Statthalter von Saigon eine Uebersetzung davon nebst einem ausführlichen Bericht über unsern Besuch an das königliche Hoflager nach Hue schicken könnte; es schien uns aber nicht passend, diesem Gesuche jetzt zu willfahren. Sie schienen übrigens mit unsern Antworten vollkommen zufrieden zu seyn und setzten die Unterhaltung noch lange fort; sie dauerte fast sechs Stunden und betraf meistens Geschäftssachen. Vor ihrem Scheiden trafen sie erst noch einige Anordnungen zu unserer Bequemlichkeit, und gleich nachher brachte man uns ein lebendiges Schwein, Enten, Gänse, Hühner, Eier, Zucker, Pisang und Reis.

Abends besuchte uns Monsieur Diard, ein lebhafter, feingebildeter Franzose, Arzt und Naturforscher, aus dem südlichen Frankreich gebürtig. Sein großer Eifer für naturhistorische Studien hatte ihn in diese Gegenden geführt; er hatte schon die meisten indischen Inseln bereist und daselbst sehr viele und höchst schätzbare zoologische Entdeckungen gemacht, für welche er sich besonders interessirt. Ohne Zweifel ist Hr. Diard ein Mann von großem Scharfsinn und Unternehmungsgeist, ganz geeignet für die mit großer Mühe verbundenen Studien und Forschungen, denen er sich gewidmet hat; er gibt sich jedem Wagstück hin und weiß auch die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Wir dürfen von ihm ein vollständiges Werk über die Zoologie dieser Länder erwarten. Nur mit den größten Schwierigkeiten erhält er von der Regierung die Erlaubniß, in das Innere des Landes Excursionen zu machen. Hr. Diard kleidet sich wie ein Cochinchinese.

Als ich am Morgen ausgehen wollte, schien die am Thor aufgestellte Wache zweifelhaft zu seyn, ob sie mich passiren lassen sollte; als ich ihr jedoch näher kam, zog sie sich ehrfurchtsvoll zurück; aber einen von unsern Leuten ließ sie durchaus nicht hinaus, und erst als sie sah, daß ich auf den Mann wartete, erlaubte sie ihm mich zu begleiten. Dieser Morgenbesuch des Marktplatzes bestätigte nur die Bemerkungen, die ich bereits über die Sitten des Volks gemacht habe. Die Cochinchinesen können zwar keineswegs für ein hübsches Volk gelten, allein unter den Frauen gibt es viele, die recht hübsch, ja sogar recht schön sind; auch ihr Benehmen ist angenehm, ohne jene Zügellosigkeit zu zeigen, die nach den Berichten französischer Reisenden unter diesem Volke herrschen soll; das Benehmen beider Geschlechter zeigt den sorgfältigsten Anstand. Die Gesetze der Keuschheit, die sie oft zu übertreten angeklagt werden, scheinen vielmehr bei ihnen im Ehestande eben so streng beobachtet zu werden, als bei ihren Nachbarn; der Ehebruch gilt als ein entehrendes Verbrechen und ist gewissen Strafen unterworfen. Nicht so ist es aber hinsichtlich der jungen und unverheuratheten Frauenzimmer, denn da herrscht die größte Ungebundenheit und für ein geringes Stück Geld überliefert der Vater seine Tochter den Umarmungen des fremden Gastes. Dieß entehrt und befleckt den Ruf des Mädchens gar nicht und hat auch gar keinen Einfluß auf ihre künftigen Verhältnisse, indem kein Mann dadurch abgeschreckt wird, ein solches Mädchen zur Ehe zu nehmen. (Fortsetzung folgt.)

Bewässerungsarbeiten in Algerien. Das Echo du Monde Savant vom 2 März berichtet nach der Democratie pacifique, daß die französische Armee im Thal der Mina und des Sig, südwestlich von Mostaganem, bedeutende Arbeiten ausführt, um die Flußebenen regelmäßig zu bewässern.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 78.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 März 1845.

Ein Hundekönig in Südamerika.

(Revue de Paris. 8 März.)

Als die Spanier in Folge der Entdeckungen von Columbus und Cortez immer weiter sich in Mittel- und Südamerika ausdehnten, brachten sie eine Race großer Bullenbeißer mit sich, deren sie sich zur Bekämpfung der Landeseingebornen bedienten, und die sie zum Angriff und zur Vertheidigung abrichteten. Diese Thiere vervielfältigten sich in einigen Jahren auf eine schreckenerregende Weise und sind jetzt für gewisse Landstriche eine wahre Geisel geworden. Namentlich in den Laplatastaaten und in einigen der entferntesten Provinzen Brasiliens haben diese unbequemen und gefährlichen Gäste ihren Wohnsitz aufgeschlagen, hauptsächlich in der Mitte der Wälder, wo sie sich zu Tausenden auf die zahlreichen Heerden von Rindvieh und Pferden stürzen, mit denen diese weiten Landstriche bevölkert sind; fehlt ihnen diese Nahrung, so kommen sie auch in einzeln liegende Dörfer und greifen die unglücklichen Einwohner an. Manchmal veranstalten die Behörden der Städte regelmäßige Jagdzüge gegen sie, die stärksten und muthvollsten Leute sammeln sich in großer Anzahl, und machen Monate lang Jagd auf sie, ohne sie vertilgen zu können.

Im Jahre 1841 war die Provinz Corrientes der Schauplatz zahlreicher Unglücksfälle. Jeden Tag wurde irgend ein Einwohner der kleinen Stadt Corrientes, des Hauptorts der Provinz, eine Beute der wilden Hunde. Im ganzen Lande herrschte der Schrecken, und niemand wagte sich auf die gefährlichen Pfade nach den benachbarten Städten. Bald machte man die Bemerkung, daß diese Thiere namentlich die reichen Leute anzugreifen schienen, und daß mehrmals arme Neger mitten durch die Hundeschaaren durchgekommen waren, ohne von ihnen beunruhigt zu werden. Dieser Umstand weckte die Aufmerksamkeit der Behörden der Stadt, und der Fiscal des Criminalgerichts, Capitän Antonio Lerez erfuhr endlich, nachdem er im ganzen Lande Nachforschungen angestellt und zahlreiche Zeugen vernommen hatte, daß ein Räuber, Namens Juan Tabaroz, ehemaliger Lieutenant in der Garde des Dictators Rosas, aus der er wegen seines schlechten Benehmens ausgestoßen worden war, den Wald von Limana, etwa 20 Leguas von Corrientes bewohne mitten unter einer zahllosen Schaar wilder Hunde, deren Zähmung ihm gelungen war, und die ihm wie ihrem Herrn gehorchten; dieser Elende verließ sein Versteck, so oft er den Augenblick für günstig hielt, suchte Reisende auf, und ließ seine Hunde auf sie los, von denen sie zerrissen wurden, so daß er sie dann ganz gemächlich ausplündern konnte. Nachdem Cap. Antonio Lerez sich über diese Thatsachen Gewißheit verschafft hatte, erließ er einen Verhaftsbefehl gegen den Lieutenant Tabaroz und lud ihn vor das Criminalgericht von Corrientes, um wegen der angeschuldigten Verbrechen Rede zu stehen.

Um diesen Verhaftsbefehl in Wirksamkeit zu setzen, verständigte er sich mit dem Gouverneur von Corrientes, der hundert Freiwillige aufforderte, um den Räuber in seinem Versteck aufzusuchen und anzugreifen. Jeder wollte an diesem Zuge Theil nehmen, und bald war die kleine Schaar vollzählig; sie brach am 17 Mai Abends unter den Befehlen des Cap. Lerez auf, und traf am andern Morgen mit Tagesanbruch an dem Gehölze von Limana ein. Hier machte man Halt, um einige Ruhe zu genießen, als sich ein furchtbares Geheul hören ließ. Cap. Lerez, stets auf seiner Hut, gab sogleich seinen Leuten Befehl, sich bereit zu halten: in einem Augenblick war alles auf den Beinen, er selbst begab sich mit einigen Leuten zuerst nach der Stelle, von wo das Geheul herkam, und bald erblickte er Tabaroz von einer kleinen Schaar wilder Hunde umgeben, auf der Flucht nach der Mitte des Waldes. Alles machte sich auf zur Verfolgung des Räubers durch Bäume, Strauchwerk und Dornen, aber bald wurde der Wald so dicht, daß man unmöglich weiter kommen konnte. Tabaroz, den man mit seinen Gefährten durch dichtes Buschwerk kriechen sah, verschwand bald aus den Blicken. Jetzt ließ Cap. Lerez den Theil des Waldes, in welchem der Räuber sich befand, umstellen, und schickte nach allen Richtungen Leute aus, um ihn zu beobachten und seine Spur zu verfolgen, aber man konnte nichts entdecken und erhielt bald die Ueberzeugung, daß er sich in eine Höhle geflüchtet haben müsse. Cap.

Lerez ließ einen viereckigen Raum von einigen tausend Schritten mit tiefen Gräben umziehen, und einen Hag von Pfosten und Palissaden, so daß eine Art verschanztes Lager sich bildete, in dessen Mitte Tabarpz eingeschlossen war. Diese Arbeit dauerte drei Tage. Hierauf wurden an vier Ecken der Umhegung Buschwerk, Baumzweige und trockenes Gras aufgehäuft und gegen Abend in Brand gesteckt. Die Flamme theilte sich bald den Büschen und Bäumen mit, und in wenigen Stunden stand dieser ganze Theil des Waldes in Flammen. Gegen die Mitte der Nacht vernahm man furchtbares Geschrei und entsetzliches Heulen. Dieß waren die wilden Hunde, die um ihren Herrn versammelt allmählich die Annäherung des Feuers fühlten. Jeden Augenblick sprang eines dieser Thiere, vom Schmerz wüthend gemacht, über die Palissaden hinweg, stürzte sich auf die Jäger und begann einen erbitterten Kampf; zwei Jäger wurden getödtet und fünf schwer verwundet. Der Brand dauerte die ganze Nacht und den folgenden Tag, gegen Abend sank die Flamme allmählich und das Geheul hörte auf. Der Zweck der Jäger war erreicht. Als die letzten Rauchsäulen sich zerstreut hatten, drang Cap. Lerez mit seinen Gefährten in die Brandstätte ein, und gelangte über einen Haufen Asche und verbrannter Knochen zu einer Höhle, wo sich menschliche Ueberreste fanden. Die wilden Hunde, von den Jägern eingeschlossen, gehorchten anfangs noch der Stimme ihres Herrn, aber bald machte der Schmerz sie wüthend, sie stürzten sich auf ihn und zerrissen ihn und seine Gefährtin, eine Mulattin. Man fand in der Höhle Gold und kostbare Gegenstände, die Frucht seiner zahlreichen Räubereien. Der Tod des Unholds und seiner furchtbaren Gefährten verschaffte der Provinz wenigstens auf eine Zeitlang Ruhe. Cap. Lerez kehrte mit seiner kleinen, muthvollen Schaar erst zwölf Tage nach seinem Auszug wieder in die Stadt zurück. Man hatte ihn für verloren gegeben und empfing ihn deßhalb mit lauter Freude.

Saint Louis am Senegal.

(Fortsetzung.)

Es hätte wohl dessen, was ich über den völligen Mangel an Vegetation in Saint Louis und dessen Umgebungen bemerkt habe, nicht bedurft, um Sie zu überzeugen, daß unsere Colonie am Senegal niemals auch nur den geringsten Anspruch auf den Namen einer ackerbauenden wird machen können. Es ist bekannt, daß die wahre Wichtigkeit von Saint Louis, weßwegen uns auch die Engländer darum beneiden, in seiner Lage an der Mündung des Stroms besteht, auf welchem der größte Theil des Handels mit arabischem Gummi vor sich geht, das in der ganzen Welt verbraucht wird. Dieser Handel wird nicht in Saint Louis selbst geführt, sondern auf den im Innern des Stromes gelegenen Landungsplätzen und zwar ausschließlich auf dem rechten Ufer. Diese Landungs- und Erfrischungsplätze, drei an der Zahl, sind Armancourt und Trarzas, beide in geringer Entfernung von einander und ungefähr 20 Stunden von Saint Louis; der dritte Platz, Coq oder Bakel genannt, liegt ungefähr 50 Stunden oberhalb St. Louis. Diese Niederlassungen sind übrigens keine beständigen und werden bloß während der Zeit des Gummihandels besucht. Gegen die Mitte Januars kommen die Mauren an den oben genannten Plätzen an und bringen die Gummiernte aus den Wäldern im Innern mit sich. Die Reisen, die sie zu machen haben, um das Gummi auf die Stapelplätze zu bringen, bieten oft Hindernisse dar, zu deren Ueberwindung eine beinahe übermenschliche Geduld und Willenskraft erforderlich sind. Ein Officier, der in den Stapelplätzen commandirte, erzählte mir, daß oft der Mensch auf diesen Reisen mit dem geduldigen Thier der Wüste in Enthaltsamkeit wetteifern muß, denn die Reisenden waren oftmals fünf bis sechs Tage unterwegs, ohne eine Cisterne zu treffen. Auch ist das erste, was man den Mauren bei ihrer Ankunft auf den Stapelplätzen anbietet, ein Kübel mit Zucker oder Syrup, je nach dem Range der Person, versüßten Wassers. Nichts Merkwürdigeres kann man sehen, sagte mir mein Erzähler, als diese Reisenden, welche alles mögliche Recht zur Wasserscheue hätten, da kauern zu sehen, den Kübel vor sich, aus dem sie ganz fabelhafte Quantitäten Wasser, die sich auf 40 bis 50 Litres belaufen sollen, hinunterschlucken, so daß man erwartet, sie würden wie Punch in den englischen Marionettentheatern aufschwellen. Zur Steuer der Wahrheit muß ich beifügen, daß mein Erzähler ein lustiger Camerad war, in dessen Augen jedes Verschlucken von Wasser, selbst eines Minimums, entsetzliche Proportionen annehmen mußte.

Bis jetzt sind die Guineazeuge von Pondichery der Hauptartikel der Ladungen gewesen, welche die Kaufleute zum Austausche für das Gummi mit sich nehmen. Diese Stoffe können selbst nicht von den feinsten Geweben von Rouen und dem Elsaß verdrängt werden. Es scheint, daß das Wasser von Pondichery dem Blau eine gewisse Tinte gibt, die den Mauren besonders wohl gefällt. Man hat mir als Grund dieses Vorzugs noch eine andere Erklärung gegeben, für deren Richtigkeit ich mich jedoch nicht verbürgen will. Den Mauren im allgemeinen und besonders ihren Weibern gehen zwei Tugenden ab, Demuth und Reinlichkeit: daher machen die Guineazeuge so viel Glück. Diese Damen, welche gern an ihrem Leibe zeigen, daß ihnen ihr Vermögen erlaubt, öfters neue Stoffe zu tragen, sollen die Guineazeuge, deren loseres Gewebe sich bälder auflöst, vorziehen. Was immer die rechte Erklärung seyn mag, so viel bleibt gewiß, daß die Guineazeuge zur Bezahlung des größten Theils des in dem Flusse gekauften Gummis dienen. Auf diese seltsame Art werden seit langer Zeit diese beiden, in zwei verschiedenen Welten isolirten, 3000 Stunden von einander entfernten kleinen französischen Colonien in Verbindung erhalten. Im Jahre 1830 ist ein anderer Stapelplatz im obern Senegal, im Lande Gallam, 150 Meilen oberhalb Saint Louis gegründet worden. Eine Compagnie genießt das Monopol dieses Handels. Diese Compagnie, welche nur Actionnäre aus der Colonie annimmt, und nach sehr weisen Statuten geleitet wird, hat bereits zu herrlichen Ergebnissen geführt: man führt Jahre an, in welchen die Dividenden bis auf 40 und 50 Procente stiegen.

Ich habe bereits erwähnt, wie hart und mühselig das Leben des Regierungsbeamten in Saint Louis ist; aber hier zeigen sich die Gefahren und Entbehrungen in Erfüllung ihrer Pflichten noch nicht in ihrem ganzen Umfange. Man muß den Officieren auf die Stapelplätze am rechten Ufer des Flusses folgen, oder in die Blockhäuser im Innern, um ihre Leiden recht zu ermessen. Hier, unter einem noch ungünstigeren Himmel, als dem von Saint Louis, bringen sie sechs volle Monate, ohne allen Verkehr mit der Hauptstadt zu, allen geistigen und materiellen Entbehrungen preisgegeben. Die Soldaten, welche sie commandiren, verstehen sogar ihre Sprache nicht, denn das Heimweh hat so entsetzliche Verheerungen unter den weißen Truppen angerichtet, daß man sie durch schwarze hat ersetzen müssen. Hier tritt der Tod dem Officiere mit seinem gräßlichsten Gefolge, dem Mangel und der Verlassenheit, unter die Augen. Er ist nicht länger der dunkle und traurige, aber bequeme Tod, der ihn in Saint Louis bedroht, wo ihm wenigstens das Spital ein gastfreundliches Asyl darbietet. Im Blockhause stirbt er allein, auf einer Matte, manchmal ohne alle Arzneimittel und meistens ohne einen Arzt. Das von Krankheit gezehntete Corps der Marine-Chirurgen reicht nicht hin, die im Innern des Landes errichteten Blockhäuser zu versehen. Auf gewissen Posten hat man es aufgegeben, weiße Officiere hinzuschicken, weil kein einziger derselben zurückkam, und man läßt sie gegenwärtig von Mulatten commandiren, die der Hitze des Klima's besser als die Weißen widerstehen können. Indessen ist diese weise Maaßregel noch nicht auf alle ungesunden Posten ausgedehnt worden, und es gibt noch viele, auf welche man abgeht, ohne eine Rückkehr zu hoffen. Ich kann den schmerzlichen Eindruck nicht beschreiben, den ich am Morgen meines Ausflugs auf den Kirchhof empfand, als mich der junge Officier, der mir als Führer diente, mit den Worten anredete: „Ich irrte mich gestern, da ich ihnen sagte, daß mein Platz auf der Insel Sor bezeichnet sey; nein, mein Grab ist bei dem Blockhaus von Merinaghen gegraben." Er reiste in der That noch an demselben Tage zum Commando des Postens ab, auf welchem drei seiner Vorgänger ihr Leben gelassen hatten; der letzte Commandirende hatte gerade vierzehn Tage daselbst ausgehalten. Ich versuchte meinen jungen Gefährten zu überreden, diesen gefährlichen Posten nicht anzunehmen, aber er antwortete mir mit jener heroischen Sorglosigkeit, die den französischen Soldaten auszeichnet, durch das Trillern eines in den Casernen wohlbekannten Liedes, das etwas zuviel rohe Natürlichkeit bietet, als daß ich mir erlauben sollte, es hier zu wiederholen; der Refrain sucht zu beweisen, daß es einem guten Soldaten gleichgültig ist, ob er heut oder morgen stirbt.

(Schluß folgt.)

Gewächshaus für Palmen in England.

Das Echo du Monde Savant vom 6 Februar entlehnt aus der Revue horticole folgende Nachricht. „Wegen der Zierlichkeit und Schönheit ihres Wuchses, so wie wegen der Pracht ihrer Blätter darf man die Palmbäume an die Spitze des Pflanzenreichs stellen; aber trotz des Interesses, das die Pflanze einflößt, kennen doch nur die Wenigsten die mannichfaltigen Typen, aus denen diese Familie besteht, von der man jetzt 50 Gattungen und über 200 Arten zählt. Der Kokos- und Dattelbaum sind fast die einzigen unter diesen fremden Gewächsen, welche allgemein bekannt sind; der merkwürdige Pandanus, der zierliche Chamärops, die reizende Euterpe, die Attalia und viele andere interessante Arten sind kaum einigen Gartenliebhabern bekannt. Indeß haben seit 20 Jahren die europäischen Regierungen mehrfache Anstrengungen gemacht, diese schönen Pflanzen einzuführen. König Max von Bayern hat, durch die HH. Spix und Martius unterstützt, zuerst eine Sammlung angelegt, dann hat man die Treibhäuser des Museums von Paris, die Gärten des Escurial zu Madrid, die Treibhäuser Belgiens mit Palmen bereichert, und allmählich sind mehrere Privaten aufgetreten, so Hr. Fulchiron, Hr. Loddiges in London und der Herzog von Devonshire zu Chatsworth. Jede dieser Sammlungen enthält seltene und schöne Exemplare, aber zerstreut, keine bietet eine vollständige Sammlung. Jetzt läßt Sir W. Hooker, Director der Gärten zu Kew, um eine vollständige Sammlung zu bilden, deren Ganzes für das Studium der Botanik wichtig wäre, ein Gebäude aufführen, das bloß dazu bestimmt ist, sämmtliche bis jetzt bekannte Palmenarten aufzunehmen. Dieser prächtige Bau, der gegenwärtig vollendet wird, besteht aus einem Centralpavillon von 20 Metres Höhe und 30 Metres Breite, und aus zwei Flügeln, jeder 47 Metres lang, 18 breit und 14 hoch. Die äußere Gesammtlänge ist also 124 Metres. Es ist schwer sich zum voraus einen Begriff von der Großartigkeit des Anblicks zu machen, wenn in einigen Jahren der ganze ungeheure Raum mit Palmen angefüllt seyn wird."

Saigon.

(Fortsetzung.)

Alle Bequemlichkeiten und Bedürfnisse, die hier zu Lande gewöhnlich sind, bietet jeder Bazar von Saigon in großem Ueberflusse dar. Keine Gegend vielleicht bringt mehr Betel oder Arekanüsse hervor, als diese. Frische, gesalzene und gebackene Fische, Reis, süße Pataten, Pisangs, Orangen, Citronen, Granatäpfel, junge Bambusschossen, die gekocht genossen werden, sind in größter Menge zu haben; das schönste Geflügel ist spottwohlfeil. Viele Leute der untern Volksclasse sollen auch das Fleisch der Hunde und der Alligators genießen.

Saigons Kaufläden, in welchen die Waaren recht vortheilhaft ausgestellt sind, haben alle die ihrem Zweck entsprechende Länge und Tiefe. Krepp, Atlas, Seide und andere Fabricate von China und Tunkin werden in sehr elegant eingerichteten Läden feilgeboten. Die Artikel, welche die Cochinchinesen selbst produciren, sind feine und grobe Matten, Segel für Boote und Dschunken, Körbe, vergoldete und lackirte Kästchen, Sonnenschirme, schöne seidene Beutel, die allgemein sowohl von Männern als Frauen getragen werden. Andere Artikel werden aus den benachbarten Ländern eingeführt; zum Austausch bietet Cochinchina dar: Reis im Ueberflusse, Cardamomen, Pfeffer, Zucker, Elfenbein, Betel. Es gibt zu Saigon einige sehr reiche chinesische Kaufleute, die einen ausgedehnten Handel treiben. Zahlreiche schiffbare Canäle durchschneiden die Gegend in jeder Richtung und bieten für das Gedeihen des Handels jede Bequemlichkeit dar.

Wir stiegen etwa in der Mitte der Stadt an das Land, und nachdem wir eine kurze Strecke vorwärts gegangen waren, traten wir in

das Haus eines Chinesen. Dieser begrüßte uns mit der seinem Volke eigenthümlichen Höflichkeit und setzte uns Erfrischungen vor; dann sagte er, es sey schon längst sein sehnlichster Wunsch gewesen, mit Engländern handeln zu können, auch habe er gerade jetzt über Waaren zu verfügen, die für diesen Handel paßten.

Mehrere Stunden lang besuchten wir die verschiedenen Theile der Stadt und kehrten gegen Abend in unsere Wohnung zurück, sehr befriedigt von allem, was wir gesehen hatten, und mit einem höchst günstigen Eindruck, den die Sitten und der Charakter des Volks auf uns gemacht hatten. Die Aufmerksamkeit, Höflichkeit und Gastfreundschaft, welche uns zu Theil wurden, übertrafen alles, was wir in dieser Hinsicht bei asiatischen Nationen beobachtet hatten. Wir waren ganz fremd und nur gekommen, um eine kurze Zeit in dieser Stadt zu verweilen; aber in allen Straßen wurden wir von den wohlhabenden Kaufleuten, Chinesen und Cochinchinesen, gebeten, in ihre Wohnungen einzutreten und Erfrischungen zu nehmen; diese Leute konnten es nicht vorher gewußt haben, daß wir ihr Quartier besuchen würden, und dennoch waren einige dieser Bewirthungen, die man uns darbot, so elegant und reichlich, daß sie sowohl den Reichthum als die Gastfreundschaft unserer Wirthe bewiesen.

Unter andern wurden wir auch von zwei Brüdern, die sich für einige Zeit in diesem Lande niedergelassen hatten, eingeladen. Diese artigen Chinesen, die in unsere Wohnung gekommen waren, um uns einzuladen, trugen cochinchinesische Kleidung und unterschieden sich in ihrem Aeußern nur wenig von den eingebornen Einwohnern. Sie hatten früher zu Peking, eine Zeit lang ihrer Geschäfte wegen auch zu Canton gewohnt. Ihr Betragen war einnehmend, sehr gefällig und höflich; ihr Haus war sowohl schön als geräumig, und nichts fehlte, um es selbst in den Augen eines Europäers zu einer herrlichen, vortrefflichen Wohnung zu machen. Sie empfingen uns in einem großen, schön verzierten Vorzimmer; ein Mahagonytisch war bald mit einem Ueberfluß von Früchten, köstlichen Confituren und einer Menge Kuchen und Geleen bedeckt; sie bestanden darauf, uns selbst bei Tische zu bedienen, und konnten nicht bewogen werden, sich während unserer Anwesenheit zu setzen. Thee ward uns in kleinen Schalen servirt; auch für unser Gefolge wurde ein großer Tisch gedeckt, an welchem es mit Confect reichlich versorgt wurde. Unsere Wirthe sprachen nur wenig, aber sie waren offenbar eben so erfreut über unsern Besuch, als wir über die freundliche Aufnahme, die sie uns zu Theil werden ließen. Hatten vielleicht diese klugen, freundlich gesinnten Chinesen zu so viel Gastfreundschaft und Aufmerksamkeit gegen Fremde irgend einen Beweggrund? Ich für meinen Theil kann nicht anders als überzeugt seyn, daß diese Beweggründe wenigstens uneigennützige waren.

Die Chinesen haben zu Saigon zwei schöne geräumige Tempel, in welchen sie ihren Fo verehren. Seit dem 13ten Jahrhundert ist der Buddhismus als die allgemeine Volksreligion der Chinesen zu betrachten; bei ihnen heißt Buddha Fo. Die bedeutsamsten Monumente der Chinesen gründen sich auf die den ostasiatischen Völkern eigenthümliche Dagobform; sie beseitigten den Kuppelbau und behielten nur die stufenförmige Spitze bei, die sie zum selbständigen Thurmbau ausbildeten. Diese Thürme steigen in vielfachen Geschossen empor, jedes obere um etwas verjüngt, jedes mit einem buntgeschweiften Dache versehen und mit lustig klingelnden Glöcklein behängt. Die Fotempel zu Saigon sind von schönen Höfen und Säulenhallen umgeben, und man sieht es ihnen an, daß sie auf Kosten reicher Kaufherren erbaut sind. Uebrigens sind die Säulen durchweg von Holz und nur eine glänzende Lackirung verleiht ihnen das Stattliche, wie es das Auge des Chinesen erfordert. Oberwärts ist zwischen den Säulen ein vergoldetes Gitterwerk angebracht.

Ein Mandarin erschien in unserer Wohnung und benachrichtigte uns, daß der Herr Statthalter gnädigst erlauben wolle, ihm unsere Aufwartung zu machen. Als wir fragten, auf welche Art wir unsern Weg zurücklegen würden, erwiederte er, daß wir zu Fuße gehen müßten. Da wir dieß verwarfen, wurden fünf Elephanten geholt. In zehn Minuten hatten wir die Citadelle erreicht, wo der Gouverneur residirte. Sein Haus, obgleich groß, ist einfach und ohne Verzierung, sowohl von außen als von innen; es steht gerade im Mittelpunkt des Forts auf einem offenen Raum. Als wir etwa noch fünfzig Ellen von dem Eingang entfernt waren, wurden wir aufgefordert abzusteigen und den noch übrigen Theil des Weges zu Fuße zurückzulegen. Ein Haufe von meistens mit Spießen bewaffneter Soldaten nahm beide Seiten des Hofes ein. Der Gouverneur, von Mandarinen umgeben, saß in einem großen Saal. Wir gingen gerade auf ihn zu, nahmen unsere Hüte ab und grüßten ihn auf europäische Weise. Es waren Sessel hingestellt und wir nahmen zur Rechten der Mandarinen, etwas vorwärts, Platz. Im Hintergrunde des Saales saß der Gouverneur auf einer einfachen erhabenen Platform, die etwa zwölf Fuß im Viereck hatte und mit Matten bedeckt war, worauf noch einige Polster lagen. Auf einer niedrigen Platform zu seiner Linken, etwas weiter vor, saß der Vicegouverneur, ein hübsch aussehender bejahrter Mann, der über 70 Jahre alt zu seyn schien; ihm gerade gegenüber saßen zwölf Mandarinen, in schwarzseidene Röcke gekleidet — ehrenfeste, andächtige, fürsichtige cochinchinesische Regierungsräthe; hinter ihnen stand eine Schaar bewaffneter Trabanten. Vor dem Gouverneur lagen zwei Siamesen, die in Privatangelegenheiten nach Saigon gekommen waren, auf den Boden niedergestreckt, wie sie es gegen ihre eigenen Obern zu thun pflegen. Wir erfuhren nachher, daß ihrer unterthänigsten Bitte gnädigst willfahrt worden sey; es waren zwei Kaufleute aus Bankok.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Der Reisende Linden. Das Echo du Monde Savant vom 23 Februar meldet aus Brüssel: „Unser Landsmann J. Linden, der im Jahre 1841 mit einer wissenschaftlichen Mission nach Südamerika abreiste, ist seit kurzem zurück und hat Venezuela, Neugranada, Jamaica und Cuba durchreist. Diese gefahrvollen Forschungen in Gegenden, die zum Theil vor ihm noch nie besucht worden waren, ergeben eine Menge neuer Entdeckungen, und namentlich die Botanik wird diesem Reisenden, welcher der gelehrten Welt durch seine Reisen in Brasilien und Mexico bereits bekannt ist, sehr viel verdanken.“

Ein Zwerg-Bananenbaum. Die japanische Kunst, die Pflanzen ins Kleine zu ziehen, scheint sich weiter auszubreiten. Die Revue horticole (s. Echo du Monde Savant vom 23 Febr.) meldet, daß bei einem Hrn. Chevet im Palais Royal ein prachtvoller chinesischer Zwerg-Bananenbaum ausgestellt gewesen sey; er trug über 200 Bananen, war in vollkommener Vegetationskraft und mit Einschluß der Blätter nicht über zwei Metres hoch. Man hatte ihn zur Erleichterung des Transports in eine Kiste gesetzt, was ihm durchaus nicht zu schaden schien.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 79.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 März 1845.

Peels Finanzplane.

Die mit großer Vorsicht geheim gehaltenen Plane Peels haben, wie zu erwarten, nicht geringes Aufsehen erregt, und man muß gestehen, es sind — mit den frühern Jahren verglichen — höchst merkwürdige Maaßregeln, deren Beurtheilung mit Rücksichtnahme auf den ökonomischen und politischen Zustand Englands großes Interesse darbietet. Die Einführung der Einkommensteuer und ihre dießmalige Beibehaltung sind — zusammengehalten mit der frühern merkwürdigen Aeußerung Peels, daß das System der indirecten Abgaben erschöpft sey — der deutlichste Beweis, daß man die Nothwendigkeit fühlt, von dem seit 150 Jahren ausgebeuteten System, das alle Last auf den Erwerb wälzt, allmählich zurückzukommen. Wie dieß System gewirkt hat, davon eine kleine Probe: am Ende des 17ten Jahrhunderts betrugen Englands Staatsausgaben nicht volle fünfthalb Millionen Pfund, zu denen die Grundsteuer (landtax) beinahe anderthalb Millionen, also etwa 34 Procent beitrug. *) Jetzt ist die Staatseinnahme in runder Summe 50 Mill., wozu die Grundsteuer zwei beiträgt, also $^1/_{25}$ oder 4 Proc., ein ohne Vergleich geringeres Maaß, als in irgend einem andern europäischen Lande. Dieß Mißverhältniß konnte nicht ungerügt bleiben, und je weniger das Parlament geneigt war, dasselbe zu ändern, desto mehr wurde der Forschungsgeist angeregt, und man kam auf ein Resultat hinaus, welches ganz einfach den Satz aufstellt: diejenige Classe, aus welcher die bei weitem größte Zahl der Parlamentsglieder entnommen ist, hat ihre Stellung seit 150 Jahren dahin benutzt, die öffentlichen Lasten von sich ab auf den Verbrauch und Erwerb zu werfen.

Einige Zahlen mögen dieß erläutern. Die Abgabe von Lebensmitteln und Rohstoffen überhaupt betragen 39 Mill., Abgaben bei Uebertragung von Eigenthum (aber nicht von Ländereien), Stempel und ähnliche Abgaben bei Handels- und Industriegeschäften 7 Mill., Abgaben von Fenstern, Pferden, Wagen, Dienern, Ländereien, Post u. s. w. 5 Mill., Gesammtsumme 51 Millionen. Schon diese Darstellung ist auffallend genug, sie wird aber noch schreiender durch folgende Auseinandersetzung. Ein Mann, der 11 Sh. in der Woche verdient, zahlt davon über 5 Sh. an Accise und Zöllen, überhaupt von einem jährlichen Erwerb von 28 Pf. ungefähr 13 Pfd., also nahezu 50 Proc. Ein Arbeiter braucht von seiner jährlichen Einnahme wenigstens sieben Zehntel bloß für Nahrung; in dem Maaße als das Einkommen steigt, nimmt das Verhältniß der Ausgabe für Lebensmittel zu der Gesammtausgabe ab: eine Familie mit 250 Pf. Einkommen gibt für Lebensmittel etwa 105, eine mit 500 Pf. nur etwa 165 Pf. aus, die erste also nicht die Hälfte und die zweite nur ein Drittheil. Hieraus ergibt sich schon, daß ein Steuersystem, das namentlich auf die Lebensmittel fällt, den Armen ohne alles Verhältniß härter als den Reichen trifft. Diese Berechnungen, welche Mac-Intyre in einem interessanten Werke über den Einfluß der Aristokratie anstellt, erhalten noch etwas viel schlagenderes, wenn man die Einkünfte und Ausgaben der Reichen vergleicht. Ein Mann mit 100,000 Pf. Einkünften aus liegenden Gütern zahlt Landsteuer 2,716 Pf., 17 Sch. 11 D.; für Verbrauchssteuern ist (gewiß nicht unterschätzt) 1000 Pf. St. angenommen, an directen Steuern für Bediente, Pferde, Wagen, Hunde u.s.w. (möglichst genau specificirt und z. B. 50 Bediente, 20 Pferde, 4 Wagen u. s. w. gerechnet) 358 Pf. 11 Sh. 9 D., zusammen 4075 Pf. 9 Sh. 8 D. oder wenig mehr als 4 Procent, eine starke Differenz gegen die 50 Proc., welche der Arme zahlt. In neuerer Zeit ist zwar noch die Einkommensteuer hinzugekommen, welche seine Abgaben auf beinahe 7000 Pf. oder 7 Proc. steigert, desto ärger ist aber die Gegenrechnung, welche dem reichen Grundeigenthümer entgegengehalten wird. Man berechnet die künstliche Steigerung des Korns durch die Korngesetze auf 20 Mill., und da die Gesammtsumme der Einkünfte an liegenden Gütern auf 75 Mill. berechnet ist, so ergibt sich, daß die Korngesetze das Einkommen der Landeigenthümer um ein gutes Viertheil steigern. So sollte also der

*) Das Einkommen war 4,332,070 Pf., die Grundsteuer 1,474,927 Pfd. Hierüber gibt Sinclair in seinem Werke: History of the public Revenue die beste Auskunft. Trotz ihrer drei Bände hat diese Schrift in Einem Jahre drei Ausgaben erlebt, und der Verfasser weist auch die Nothwendigkeit einer Steuerrevision nach.

Grundeigenthümer nur 75,000 statt 100,000 Pf. einnehmen, und er gewinnt also, wenn man seine Steuern mit 7000 Pf. abzieht, noch baare 18,000 Pf.

Was man auch von dieser Berechnung denken, welche Modificationen sie auch erleiden mag, die grobe Ungerechtigkeit der Besteuerung ist so offenkundig, daß sie, einmal ans Tageslicht gezogen, auch dem Unverständigsten einleuchten muß; so langsam auch diese Erkenntniß durchdringen mag, so unfehlbar wird es mit jedem Jahre mehr geschehen. Die natürliche Folge, wenn Jahr um Jahr verfließt, ohne daß das schreiende Mißverhältniß gehoben wird, ist Haß gegen die herrschende Classe und Verachtung des Parlaments, das man nur spaßhafter Weise Volksrepräsentanten nennen kann. Das Uebel hat sich von England aus zu sehr auch auf andere Länder verbreitet, als daß man der ganzen Erscheinung nicht die größte Aufmerksamkeit schenken sollte. Hier liegt der Grund, weßhalb das Repräsentativsystem in Mißachtung gerathen ist. Indem man die Lasten des Staats und der Gemeinden auf die niedersten Classen wälzte und doch zugleich den Besitz zum Maaßstab des Wahlrechts und der Wählbarkeit macht, verfälschte man das Repräsentativsystem völlig, denn die Repräsentanten der Gemeinden und der Staaten legen Steuern auf, von denen sie, die Reichen, durchaus nicht in gleichem Verhältniß mit den Aermsten zahlen, von denen sie auch nicht gewählt wurden. Es ist gar leicht auf die Lehren und Systeme der Communisten und Socialisten mit vornehmen Mienen herabzusehen und ihre Lächerlichkeit nachzuweisen; sie sind allerdings lächerlich, das ist wahr, aber der Boden auf dem sie erwachsen sind, ist das Gefühl der Ungerechtigkeit, mit dem man die ärmsten Classen des Staats behandelt. Die Petition von 3 Millionen Chartisten war ein Unsinn, aber sie ist in Wahrheit nichts anders als eine ungeschickt abgefaßte Protestation gegen die Art, wie das Parlament die Steuern vertheilt. Das in ganz Europa herrschende Steuersystem ist der giftige Sumpf, aus welchem das Ungethüm des Pauperismus aufgestiegen ist. Die Gefahr ist in England zu einer so drohenden Höhe gestiegen, daß der Minister des Innern in einer neuerlichen Sitzung des Parlaments (am 4 März) erklärte, das Elend der arbeitenden Classen, namentlich der Agriculturbevölkerung, sey so hoch gestiegen, „daß die Nichtachtung desselben sich nicht mehr mit der Sicherheit des Hauses vertrage.“ Diese Aeußerung rief ein allgemeines „Hört! Hört!“ hervor, und wenn der Minister seinen Ausdruck wohl erwogen hat und nicht allenfalls aus Unachtsamkeit „des Hauses“ statt „des Landes“ sagte, so hat er die Sache ganz richtig bezeichnet, denn bei dem jetzigen Zustande des Landes kann das Parlament allerdings nicht lange mehr das Land nach dem alten System regieren; auch hat man ihm schon mehr als einmal mit dürren Worten gesagt, ohne Hülfe des Militärs würden die Herren nicht mehr auf ihren curulischen Stühlen sitzen.

Betrachtet man die Sache von dieser Seite, so klären sich eine Menge Verhältnisse auf: die Anti-Korngesetz-Liga erscheint nicht mehr als die Vorsprecherin des freien Kornhandels, sondern als die Vertreterin der Demokratie; die Chartisten haben den temporären Irrthum, sich mit den Tories einzulassen, gründlich erkannt, und wenden sich allmählich der Antikorngesetzliga zu, welche ihrerseits darauf ausgeht, eine Masse 40 Schilling-Freholders zu erschaffen, um die Zahl ihrer Wähler zu vermehren und ihre Gegner legal zu stürzen; die Parlamentsreform ist vergessen, weil sie zwar die gröbsten Auswüchse hinwegschnitt, im Ganzen aber die Repräsentation in den Händen derselben Classe ließ, welche vorher die Volksmasse mit Steuern überbürdet hatte, um sich selbst zu erleichtern; kurz die parlamentarische Nation ist noch im Besitz all ihrer Vortheile, aber ihre gesetzlich machtlosen Gegner sind factisch so stark, daß ihnen nichts mehr abzuzwingen ist, daß man vielmehr Concessionen machen muß, um sie nur einigermaßen bei Geduld zu erhalten.

(Schluß folgt.)

Saint Louis am Senegal.

(Schluß.)

Wenn wir die Geschichte der Colonie am Senegal während der letzten Jahre aufmerksam durchgehen, so bemerken wir, daß dieselbe einen neuen Schwung erhalten hat, und daß den geschickten Händen des Gouverneurs mächtige und neue Mittel anvertraut worden sind. Gott verhüte jedoch, daß wir aus den schmerzlichen Verlusten, welche das Personal unserer Armee erlitten hat, einen verdammenden Schluß gegen die neuen Versuche machen sollten, welche zum Zweck haben, den Einfluß des französischen Namens auszudehnen und unserem Handel größere Sicherheit zu verschaffen. So sehr wir auch das Schicksal der großmüthigen „verlornen Kinder“ beweinen, welche Frankreich zum Sühnopfer für die Sache der Civilisation auf diese entfernten Küsten geworfen hat, so können uns diese Verluste dennoch nicht zur Verwerfung des Systems für Expeditionen ins Innere berechtigen, welches der letzte Gouverneur befolgte; denn wir wissen, leider! daß große Resultate nur durch große Opfer erkauft werden. Ich erlaube mir zum Schlusse, einige Andeutungen über die Zukunft hinzuwerfen, welche die verschiedenen Mittel des Einflusses auf die eingebornen Völkerschaften, die der letzte Gouverneur der Colonie in Thätigkeit gesetzt hat, herbeiführen dürften.

Um zuerst von den Spahis zu sprechen, welche gegenwärtig einen Theil der kleinen Armee vom Senegal ausmachen, so hat der Gebrauch der Reiterei unter brennenden Himmelsstrichen bis jetzt die besten Resultate gegeben; die Reiter sind bei weitem besser im Stande, als die Fußgänger, angestrengte Märsche auszuhalten, weit fähiger einen Feind einzuholen, dessen ganze Taktik darin besteht, daß er sich bei der Annäherung eines Streifcorps ins Innere zurückzieht. Das erste Auftreten unserer Spahis hat Schrecken unter der Bevölkerung verbreitet, und die Reiter von Saint Louis sind gegenwärtig unter der schwarzen Bevölkerung so gefürchtet, als die Spahis von Algier unter den Beduinen.

Es gibt, nach dem Urtheile von Personen, welche seit län-

gerer Zeit daselbst gelebt haben, noch ein anderes Mittel des Einflusses, welches man bis auf die letzten Jahre vernachlässigt hatte; dieß Mittel besteht in der Verwendung von Schwarzen als Soldaten, um mit den Expeditionen ins Innere zu marschiren, oder als Besatzung der Blockhäuser zu dienen. Auch ist der letzte Gouverneur damit umgegangen, ein schwarzes, exercirtes, regelmäßig eingetheiltes und wie die Linientruppen gekleidetes Bataillon zu bilden. Zu diesem Zwecke sind durch einen Agenten gefangene Neger auf vierzehn Jahre in dem obern Senegal um den mäßigen Preis von 300 Franken für den Kopf angeworben, und nach Saint Louis gesandt worden. Das für diese Truppe angenommene Costüme erinnert an die Nationalgarden unserer Landbezirke und besteht aus einem rothen Kepi, einem blauen Kittel mit Aufschlägen und Kragen und weißen Pantalons. Man muß gestehen, daß sich unter diesen Kriegern einige Exemplare von ergötzlichem Aussehen finden und daß ein Spaßvogel eine gute Stunde mit witzigen Bemerkungen zubringen könnte, wenn er diese armen Teufel auf dem Gouvernementsplatze in ihrem Gewehrexercitium beobachtete. Es wäre indessen irrig, zu glauben, daß alle diese schwarzen Soldaten ungeschickte Recruten sind. Während meines Aufenthaltes in der Colonie machte man mich mit dem Sergeant Baba, einem populären Charakter von Saint Louis bekannt, in welchem man, bis beinahe auf die Farbe, das Original des von dem Crayon Charlet's mit so vieler Wahrheit dargestellten Soldaten erkennt. Der Sergeant Baba hat das Amt, die Recruten ihren rechten Fuß von ihrem linken unterscheiden zu lehren, eine Wissenschaft, die er mit unbestreitbarer Vortrefflichkeit ausüben soll. Die Witzeleien und Scherze, welche in der Colonie an der Tagesordnung sind, verhindern nicht in dieser jungen Einrichtung ein neues vitales Element anzuerkennen; die Leute, aus welchen diese Truppe besteht, tapfer, diensteifrig, gut acclimatisirt, geben zwar allerdings keine Soldaten ab, die geschickt sind, vor einem Generalinspector die Revue zu passiren, doch lernen sie wenigstens ihre Waffen mit Gewandtheit und Einsicht gebrauchen, und sind unserer Meinung nach dazu berufen, früher oder später die weißen Truppen zu ersetzen, nicht bloß in den Blockhäusern, sondern vielleicht in Saint Louis selbst, und auf diese Art in Zukunft in der ganzen Colonie eine bedeutende Rolle zu spielen.

Noch habe ich des wirksamsten Mittels nicht erwähnt, das in den letzten Jahren den französischen Behörden zur Verfügung gestellt worden ist; ich meine die Dampfboote. Solcher Dampfboote sind gegenwärtig zwei hier, der Erebus und der Gallibi, jedes von 60 Pferdekraft. In Friedenszeiten versehen die Dampfboote den Dienst auf dem Flusse, den sie zu bestimmten Zeiten hinauffahren, um die Posten an den Stapelplätzen und in den Blockhäusern zu verproviantiren. Durch diese Fahrten allein können die Weißen, welche die Posten commandiren, mit der Hauptstadt in brieflichen Verkehr treten. In Kriegszeiten spielen die Dampfschiffe eine eben so bedeutende Rolle, und zeigen sich im Transport der Truppen oder im Bombardiren der feindlichen Dörfer als wahre Löwen während der Mühseligkeiten und Gefahren der Expedition. Die Größe dieser Dampfschiffe verhindert, daß sie nicht alle Arme des Flusses durchstreifen können, auch erwartet man seit längerer Zeit zwei kleinere Dampfer aus Frankreich. Es ist leicht einzusehen, daß die Weißen die Maschinen eines Dampfschiffes nicht lange bedienen können, wenn der Thermometer unter der Hitze des vollen Dampfes auf 50 bis 60 Grade steigt. Auch dienen beinahe ausschließlich schwarze Matrosen und Einheizer unter dem Befehl von Marineofficiren an Bord dieser Fahrzeuge. Ich muß gestehen, daß ich nicht begreifen kann, warum man, während die schwarzen Soldaten der Ordonanz unserer Truppen unterworfen sind, nicht auch die schwarze Bemannung der Dampfschiffe in Montirung und Verpflegung auf gleichen Fuß mit unseren Matrosen stellt. Diese Schwarzen, in Lumpen aller Art gekleidet, bieten ein ekelhaftes Schauspiel dar, das eines Fahrzeugs der königlichen Marine völlig unwürdig ist.

Die Knochenhöhlen.

Wir haben im vorigen Jahre Levaillants Ansichten über die Knochenhöhlen mitgetheilt, die nach ihm dadurch angefüllt wurden, daß Thiere, welche die Oeffnung von Erdspalten nicht bemerkten, hineingestürzt sind, woher es denn komme, daß sich Knochen der verschiedensten Thiere in den Höhlen finden. Diese Ansicht hat viel für sich und ist gewiß in manchen Fällen völlig wahr; dieß erkennt auch der Geologe Marcel de Serres an, der als Gegner Levaillants auftritt, und nur gegen die allgemeine Anwendbarkeit dieser Ansicht eifert. Bei dieser Gelegenheit macht er gegen Levaillants Ansicht einen Haupteinwurf, den nämlich, daß sich die Knochen in vielen Höhlen in einer compacten Masse, zerbrochen, zersplittert und so vereinzelt finden, daß sich kein Gerippe daraus zusammensetzen läßt. Somit kann hier von hineingestürzten Thieren die Rede nicht seyn, denn in diesem Fall müßten sich die Knochen vollständig vorfinden. Die gewöhnliche Annahme, daß diese Knochen durch Raubthiere zusammengeschleppt worden seyen, hält am wenigsten Stich. Man kann den reißenden Thieren nicht wohl das Anhäufen so gänzlich verschiedener Thierknochen zuschreiben, besonders da sich so viele Höhlen finden, in denen man nicht die geringste Spur davon sieht. Der Umstand, daß man nie Knochen in unterirdischen Höhlen findet, wo keine Rollkiesel und Felsenbruchstücke zu finden sind, während Rollkiesel oder Felsensplitter sich immer in den Knochenhöhlen finden, weist auf den Ursprung dieser Knochenanhäufungen durch strömendes Wasser hin, und gewöhnlich haben die Gewässer die Knochen Rollkiesel und Felsensplitter nicht weit hergeführt, denn man kann den Ursprung der letztern aus den benachbarten Formationen nachweisen; auch zeigen die Knochen, so zerbrochen sie auch gewöhnlich sind, nicht die Spuren einer langen Wanderung und scheinen nicht mit großer Gewalt fortgewälzt worden zu seyn. (Echo du Monde Savant. 16 Jan.)

Saigon.

(Schluß.)

Der Gouverneur von Saigon wird für einen Eunuchen gehalten und sein Aeußeres bestätigt diese Meinung; er mag etwa fünfzig Jahre alt seyn, und seine markirten Gesichtszüge, seine lebhaften Augen

beurkunden viel geistige Regsamkeit. Er soll früher einer der ersten Günstlinge des Königs gewesen und auch jetzt noch bei Sr. Majestät wohl angeschrieben seyn; er hat ein rundes, zartes, bartloses Antlitz und sieht aus wie ein altes Frauenzimmer; auch ist seine Stimme gellend und weiblich; in der schönen Literatur der Chinesen soll er sehr bewandert seyn, weßhalb er es gern hat, wenn man in ihm nicht nur den Gouverneur, sondern auch den Gelehrten respectirt. Bei unserer Audienz war er ganz einfach gekleidet. Er fragte, ob wir uns nach Turon oder in den Hafen von Hue begeben und was wir nach unserer Ankunft daselbst beginnen würden? Ueber Handelssachen, bemerkte er, wird euch der Mandarin der Elephanten die nöthige Auskunft geben. Nun richteten auch die zwölf Mandarinen Fragen an uns, die wir offen und ehrlich beantworteten. Unsere Unterhaltung fand in portugiesischer Sprache vermittelst eines eingebornen Dolmetschers, Namens Antonio, statt. Gegen das Ende der Unterredung erschien auch Hr. Diard in der Kleidung eines Mandarinen und nahm hinter uns Platz. Bald darauf wurde Thee servirt.

Vor dem Saal befand sich ein Käfig, in welchem ein sehr großer Tiger eingesperrt war, welchen der Gouverneur deßwegen hatte einfangen lassen, um uns das Schauspiel eines Kampfes zwischen diesem wüthenden Thier und einem Elephanten zu geben. Wir wurden befragt, ob uns dieser Anblick Vergnügen machen würde, und als wir es bejahten, gab der Gouverneur die nöthigen Befehle. In der Mitte einer grasigen Ebene, etwa eine halbe Meile lang und eben so breit, waren siebzig schöne Elephanten in mehrern Reihen aufgestellt. Auf der einen Seite waren passende Sitze angebracht, denn der Gouverneur, die Mandarinen und eine Menge Soldaten waren bei dem Schauspiel zugegen; ein anderer Haufe von Zuschauern hatte die gegenüberliegende Seite besetzt. Der Tiger war mit einem starken Strick, der um seine Lenden befestigt war, an einen in der Mitte der Ebene befindlichen Pfahl gebunden. Wir merkten gleich, wie ungleich dieser Kampf war; die Klauen waren nämlich dem armen Thier herausgerissen und die Lippen dicht zusammengenäht, so daß er das Maul nicht öffnen konnte. Als er aus dem Käfig herausgethan war, versuchte er sogleich über die Ebene zu springen; da aber alle Versuche, sich zu befreien, vergeblich waren, warf er sich auf den Rasen hin, bis er einen großen Elephanten mit langen Fangzähnen auf sich loskommen sah; da sprang er sogleich auf und wandte sich dem nahenden Feind entgegen. Der Elephant war sogleich durch diese drohende Stellung und durch das schreckliche Geheul des Tigers so eingeschüchtert, daß er umkehrte, während der Tiger ihm langsam folgte und ihn mit seiner Vordertatze in das Hintertheil hieb, ohne jedoch dadurch des Elephanten Schritt zu beschleunigen. Es glückte dem Lenker (hier zu Lande Mahawad genannt) den Elephanten wieder zum Angriff zu bringen, ehe er sich zu weit entfernte; dießmal stürzte er wüthend auf den Tiger los, stieß seine Fangzähne unter ihm in die Erde, hob ihn in die Höhe und schleuderte ihn etwa dreißig Fuß weit weg. Dieß war eigentlich der interessanteste Moment im ganzen Kampf; der Tiger lag wie todt auf dem Boden, schien jedoch keinen bedeutenden Schaden erlitten zu haben, denn bei dem nächsten Angriff setzte er sich in die Offensive, und als der Elephant ihn wieder in die Höhe werfen wollte, sprang er ihm auf das Vorderhaupt, indem er die hintern Füße an den Rüssel anklammerte. Der Elephant wurde bei diesem Angriff verwundet und so sehr in Furcht gesetzt, daß er trotz aller Bemühungen des Mahawad nicht wieder zum Stehen gebracht werden konnte, sondern fortrannte. Dem Mahawad wurde dieß als eine Nachlässigkeit angerechnet; er wurde gleich darauf mit auf den Rücken gebundenen Händen vor den Statthalter gebracht und empfing auf der Stelle hundert Hiebe mit dem Bambusrohr.

Es wurde nun ein anderer Elephant gebracht, aber der Tiger zeigte bei jedem neuen Angriff weniger Widerstand; es war offenbar, daß die Stöße, die er empfangen hatte, ihn bald tödten mußten. Alle Elephanten waren mit Fangzähnen versehen, und ihr Angriff bestand allemal darin, daß sie auf den Tiger losgingen, die Fangzähne unter ihn brachten, ihn emporhoben und eine Strecke wegschleuderten. Hinsichtlich ihrer Rüssel waren sie sehr vorsichtig, indem sie ihn sorgfältig unter das Kinn zusammenrollten. Als der Tiger ganz todt war, wurde noch ein Elephant herangeführt, der, anstatt den Tiger mit den Fangzähnen in die Höhe zu heben, ihn mit dem Rüssel ergriff und etwa dreißig Fuß weit wegschleuderte.

Auf dieses Thiergefecht folgte die Darstellung eines Kampfes ganz anderer Art. Der Gegenstand desselben war, die Kraft zu zeigen, mit welcher eine Reihe Elephanten auf den Feind loszugehen und seine Linien zu durchbrechen im Stande ist. Es war eine doppelte Reihe von Verschanzungen aufgeworfen, vor welchen eine Menge brennbaren Stoffs auf Stäben befestigt war; auch befanden sich verschiedenartige Feuerwerke und einige kleine Artilleriestücke daselbst. In einem Augenblick stand das Ganze in Flammen und ein helles Feuer loderte in die Höhe. Die Elephanten rückten in Linie mit festen und schnellen Schritten an, und wir sahen uns plötzlich in eine jener Schlachten versetzt, wie sie uns die alten Schriftsteller schildern.

Der Angriff der Elephanten wurde uns zu Ehren noch einmal wiederholt und dann die Belustigung beendigt. Wir beurlaubten uns bei dem Statthalter, sehr zufrieden mit der Aufmerksamkeit, mit welcher man uns behandelt hatte.

Während unserer Anwesenheit in Saigon ward daselbst des Königs Geburtstag gefeiert. Mit einbrechender Nacht erschienen auf dem Flusse hundert und vierzig mit Fahnen und farbigen Lampen verzierte, mit Soldaten, Beamten und Honoratioren bemannte Boote; ein ziemlich starkes Musikcorps füllte das erste Boot und die Feierlichkeit dauerte bis nach Mitternacht. Am andern Tage gab der Statthalter ein großes Mittagsmahl.

Die Bazars von Saigon geben den besten Begriff von der bildenden Kunst der Eingebornen, die sich in mannichfachen Stoffen bewegt; sie haben Bildwerke aus Steinen, aus Porzellan, aus Metallen, aus Elfenbein. Die Gegenstände gehören theils dem Kreise untergeordneter Gottheiten und Dämonen, theils dem Bereiche des gewöhnlichen Lebens an. In allem, was das äußerliche Handwerk an diesen Arbeiten betrifft, erscheinen sie sehr ausgezeichnet, oft bewundernswürdig; künstlerischer Geist aber wird in ihnen vergeblich gesucht. Einer der Thürme von Saigon ist mit Blumen, Vögeln, Fledermäusen, Fischen und mit Scenen aus dem häuslichen Leben des Volks bemalt.

Ein neu-alter Gobelin. Die französischen Blätter (Voleur vom 5 März) melden, daß eine ungeheure, prachtvolle Tapete, welche den großen Botschaftersaal zu Versailles zieren soll, kürzlich vollendet wurde. Die Tapete wurde im Jahre 1783 begonnen, und ist von Blumenguirlanden und Arabesken umgeben. An den vier Ecken sind Rosenbouquette nach Aquarellzeichnungen von Madame Elisabeth, der Schwester Ludwigs XVI.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 80.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 März 1845.

Das Gebiet von Mailand.

(Aus den Reisebemerkungen von Dr. Carrière.)

Das Milanesische ist nicht mehr Italien; das Land hat ein anderes Ansehen, die Einwohner eine andere Physiognomie als die des südlichen Italiens. Die Apenninen, welche Florenz gegen Norden decken, bilden die Gränze zweier Länder, die durch tiefgreifende Verschiedenheiten getrennt sind. Sobald man die Höhe des Gebirgs erreicht hat, darf man sich umkehren, um Italien zum letztenmal zu grüßen, und kaum hat man angefangen, am Nordabhang hinabzusteigen, so umfaßt man mit einem Blick den eigenthümlichen Charakter der ungeheuren Fläche, welche sich nördlich bis an die Tyroler-Alpen und ostwärts von dem Lago di Como und Lago Maggiore bis ans adriatische Meer hin ausdehnt. Es ist wahr, dieß Land ist schön und fruchtbar; reich angebaute Fluren dehnen sich endlos aus, üppige Baumpflanzungen begränzen die Straßen und bilden da und dort Gruppen in den weiten Flächen; mächtige Ströme und prachtvolle Canäle scheinen allenthalben hin die Fruchtbarkeit zu tragen. Und dabei sind die Menschenwohnungen keineswegs spärlich gesäet auf dieser unermeßlichen Ebene, welche auf Meilenweit kaum einige leichte Erhöhungen darbietet; Felder und Straßen sind von einer zahlreichen Bevölkerung belebt, und das ganze Bild deutet Reichthum an. Aber wie wenig gleicht es dem Bild auf der andern Seite des Apennins! Das Licht, der Anblick des Himmels, die mannichfachen Tinten der Landschaft, der physische Zustand der Einwohner, alles ist verschieden. Wie reizend ist die Landschaft um Florenz, wie gleichförmig, wie monoton, mit Einem Wort wie traurig ist diese fruchtbare Wüste, die man das lombardisch-venetianische Königreich nennt. Das Land ist allerdings reich, aber dieser einzige Vortheil ist durch starke Nachtheile aufgehoben.

Wenn man Florenz verläßt und den Apennin übersteigt, betritt man neuerdings die päpstlichen Staaten, aber die Marken von Ancona und Bologna gehören topographisch zur lombardischen Ebene, und bieten, wenige Ausnahmen und schwache Unterschiede abgerechnet, dasselbe Klima dar, denn die Bodenverhältnisse sind wesentlich dieselben: Bologna liegt in einer unermeßlichen Ebene, und nur im Süden stößt die Stadt, so zu sagen, an der Wand des Apennins an. Die Aehnlichkeit mit der lombardischen Ebene erstreckt sich auch auf die Gewässer: die Flüsse sind wasserreich, die Canäle in großer Zahl, die Bewässerung bereits in einem großen Maaßstab angelegt. Auch bieten schon die Umgebungen der Stadt die feuchte Atmosphäre, welche den Hauptcharakter des norditalienischen Klima's ausmacht. Je weiter man nach Norden kommt, desto stärker spricht sich diese eigenthümliche Physiognomie aus. Der Orangenbaum und der Weinstock weichen dem Reis und den Kornfrüchten. Der Reis erfordert, nach den traditionellen Vorschriften des lombardischen Landbaues, fast unaufhörlich Wasser. Deßhalb ist vom Ende Winters und Anfang des Frühjahrs an das Land auf weite Strecken überschwemmt und in einen Sumpf verwandelt; man kann fast sagen, daß nur die Straßen hievon ausgenommen sind. Je weiter man gegen Norden vorschreitet, desto mehr nimmt diese Art von Anbau zu, so daß man unterhalb Verona und gegen Ferrara hin Tage lang zwischen überschwemmten Ländereien hinfährt. Zum Wohl des Ackerbaues muß man allerdings Opfer bringen, und man hat oft gesagt, die Menschheit kaufe ihre Eroberungen ziemlich theuer, nicht Eine sey ohne traurige Opfer möglich. Das mag seyn, aber diese Lehre darf die Versuche nicht hindern, des Menschen Arbeit von dieser schmerzlichen Begleitung zu befreien. Man wird gewiß eines Tages dahin gelangen, den Reis ohne die so lange andauernden Ueberschwemmungen zu bauen, und alles deutet darauf hin, daß man schon auf dem Wege zu einer solchen Reform ist, welche in dem Gesundheitszustand des milanesischen Gebiets eine völlige Revolution nach sich ziehen müßte.

Bis indeß diese Reform eintritt, wird das Land fortwährend überschwemmt. Wir haben oben schon bemerkt, daß der Reisbau zunehme, in dem Maaße, als man gegen Norden vorrückt. Dieß ist besonders in der Nähe Mailands der Fall. Das Land ist durch Seen, Flüsse und Canäle besser bewässert als irgend eine Strecke Europa's. Nadault de Buffon hat berechnet, daß in der ganzen Lombardei während des Sommers 315,080 Hektaren überschwemmt sind, während im Winter die

Ueberschwemmungen nur 3030 Hektaren einnehmen. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß Seen, Flüsse und Canäle zusammengenommen eine eben so große Strecke einnehmen, und die Lombardei somit in den heißen Sommertagen eine Wasserfläche von 6 — 700,000 Hektaren der Einwirkung der Sonne und der Verdünstung aussetzt; hieraus kann man sich schon zum voraus einen Begriff machen von den Folgen dieses Zustandes auf die physischen Verhältnisse der Bevölkerung. Der Einfluß der Feuchtigkeit wirkt in doppelter Weise auf die Einwohner. Die Stadtbewohner erhalten sie nur durch Vermittelung der Luft, das Landvolk aber auf eine weit unmittelbarere Weise. Die Arbeiten auf den Reisfeldern müssen während der Ueberschwemmung vorgenommen werden, die Leute stehen also während der Arbeit mit den Füßen im Wasser; da Reis den Hauptreichthum der Lombardei bildet, so ist ein sehr großer Theil des Landvolkes auf diese Weise beschäftigt; der Einfluß ist also keineswegs auf besondere Localitäten beschränkt, sondern kann als allgemein bezeichnet werden, und ist eine Hauptursache der Krankheiten, die unter der großen Anzahl derjenigen wüthen, welche von der Feldarbeit leben. Zu dieser directen Einwirkung kommt noch der feuchte und oft mit Miasmen geschwängerte Zustand der Luft, und man begreift, daß Grund zu den ernstlichsten Krankheiten, namentlich Fiebern hinreichend vorhanden ist. Die Stadtbewohner und wohlhabenden Leute, die bloß den Einflüssen der launenhaften, feuchten oder ungesunden Atmosphäre ausgesetzt sind, können gegen die Krankheiten, die dadurch erzeugt werden, ankämpfen. Eine stärkende Nahrung und Vorsicht hinsichtlich der Kleidung sind vortreffliche Schutzmittel. Indeß bemerkt man doch an den einen, wie an den andern, an Reichen und Armen, an Städtebewohnern und am Landvolk die deutlichen Spuren der atmosphärischen Einflüsse. Wenn man die allgemeinen Züge des körperlichen Befindens an einer beliebig ausgewählten Anzahl Menschen untersucht, so wird man bald erkennen, daß die klimatischen Verhältnisse eine Körperbeschaffenheit entwickelt haben, die eben so gleichförmig ist, wie sie selbst.

(Schluß folgt.)

Peels Finanzplane.

(Schluß.)

Was bedeuten nun die Maaßregeln Peels unter diesen Verhältnissen? Die Wichtigkeit dieser Frage wird wohl niemand läugnen, die Beantwortung derselben ist aber eine doppelte, je nachdem man den nächsten Zweck oder die ferneren Folgen vor Augen hat. Der nächste Zweck ist sichtlich kein anderer, als durch Wohlfeilermachen der Rohstoffe die Manufacturthätigkeit zu fördern, damit eine immer größere Zahl von Menschen beschäftigt werde, und England durch industrielle Thätigkeit nicht allein, sondern auch durch Wohlfeilheit seine vorherrschende Stellung auf den Märkten der Welt behaupte. So hat man den Zoll auf Baumwolle, auf Farbstoffe und dgl. aufgehoben, dadurch der Baumwollenfabrication ein Geschenk von 900,000 Pf. St., etwa den 70ten Theil des Gesammtwerthes aller Baumwollenfabricate gemacht. Die Aufhebung der Glassteuer soll gleichfalls nur die Glasbereitung heben. Die einzige eigentliche Erleichterung ist die Herabsetzung des Zuckerzolls, die seit langen Jahren in England gefordert wird; aber auch diese Maaßregel gereicht weniger den untersten Classen, als den Mittelclassen zum Vortheil, und ist noch übrigens so eingerichtet, daß die im Parlament sehr mächtigen westindischen Pflanzer ihren Gewinn daran haben sollen. Peel hat sich also wohl gehütet, an die beiden großen Monopole, das der westindischen Pflanzer und der Kornproducenten Englands, zu rühren, sondern er strebt dahin, den jetzigen Zustand der Dinge durch allerlei Nebenstützen zu halten. Peels Finanzplan ist also noch keineswegs ein Anfang zu einem neuen System, vielmehr nur ein neuer Versuch, das alte durch Ausbesserung einiger schadhaften Stellen zu stützen, denn auch nicht Ein Theil seines Planes wird direct den größten Theil des Volkes, die arbeitenden Classen, erleichtern. *)

Wie sehr Peel die großen Monopole, nicht nur das Korn-, sondern auch das Zuckermonopol, schont, geht aus den Einzelnheiten des Vorschlags über den Zuckerzoll zur Genüge hervor; nicht nur macht der Zoll des fremden Zuckers jetzt nahe an 70 Proc. des englischen statt wie bisher nur 40, sondern durch die vorgeschlagene Unterscheidung von Muscovado und Cassonade so wie durch den verhältnißmäßig etwas zu niedrig angesetzten Zoll von Raffinade soll auch noch ein Nebenvortheil den Westindiern zugewendet werden, der fortdauernden Ausschließung von cubanischem und brasilianischem Zucker gar nicht zu gedenken. Daraus geht zur Genüge hervor, wie sehr Peel dieß mächtige Interesse hegt und hätschelt; die Rebellen des vorigen Jahres haben sich darum auch mäuschenstill gehalten, denn besser hätte Peel ihre Sache nicht führen können. Ob diese Zuckermaaßregel nicht mehrfach verfehlt ist, das wollen wir jetzt nicht untersuchen, da es uns hier nur darauf ankommt, den Zweck und die Richtung der Maaßregeln Peels zu bezeichnen.

Betrachten wir diese Maaßregeln weniger hinsichtlich ihres nächsten Zweckes, als ihrer unvermeidlichen Folgen, verbinden wir sie namentlich mit dem vorjährigen Bankgesetz, dessen allgemeine Grundsätze jetzt auch — der Thronrede zufolge — auf Schottland und Irland ausgedehnt werden sollen, so thut sich eine andere Aussicht auf, welche für England und indirect auch für die übrige Welt von den bedeutendsten Folgen seyn muß. Die unverkennbare Tendenz ist eine Ermäßigung aller Preise, und mit dieser Tendenz sind die Korngesetze nicht lange mehr zu halten, fallen aber diese, so geht eine große

*) Die Shipping and Mercantile Gazette vom 22 Februar tadelt den Minister wegen der unnöthigen Aufhebung der Auctionssteuer, indem es weit passender gewesen wäre, die Seifentaxe abzuschaffen, welche ein für die Reinlichkeit und somit für die Gesundheit, selbst der niedersten Classe so nothwendiges Material schwer belaste; sie schließt diese Bemerkung mit den Worten: „der Minister hätte gar wohl dieß gewähren können, um so mehr, als wir nicht finden können, daß auch nur Eine Steuer erlassen worden wäre, welche direct die arbeitenden Classen träfe.“ In ganz ähnlichem Sinn sprach in der Sitzung des Parlaments vom 5ten März der ehemalige whiggische Finanzminister A. Baring.

Revolution der Eigenthumsverhältnisse vor sich, eine Revolution, hinsichtlich deren wir nur an Sieyes' berühmtes Wort: il faut que les propriétés changent, erinnern dürfen. Wir führen, um unsere Meinung zu stützen, einige Stellen aus einem Blatte *) an, dem gewiß niemand eine gründliche Sachkenntniß absprechen wird: „Wir haben aufmerksam den Gang dieser Politik von ihrem Anfang an beobachtet, und es schien uns von vorn herein, wie noch jetzt, daß ihre Urheber sich in dieselbe hineinwagten, ohne gehörige Ueberlegung, ohne alle vorhergehende Untersuchung ihrer Vortheile und Nachtheile, ohne die nöthige Vorsicht und Vorbereitung, wie sie ein so großer Plan gebieterisch erfordert. Die ganze Richtung und die außerordentliche Veränderung in dem Werthe des Eigenthums, die sie, sey es zum Guten oder zum Bösen, bewirken wird, sind der Staatsgesellschaft, auf welche sie wirken sollen, gänzlich unbekannt; sie wird auch nur stufenweise entfaltet, das Endziel und die bleibenden Folgen werden dem Blick der Menge sorgfältig und geschickt verborgen, niemanden mitgetheilt und nur von Sir R. Peel und seinen vertrauten Collegen besprochen. Theile des umfassenden Plans erfahren allerdings eine Untersuchung und Besprechung im Unterhause, wie sie nach und nach eingeführt werden, jetzt das Korngesetz, dann der Tarif, die canadische Bill, die Versorgung der Schiffe mit unverzolltem Getreide, die Ausfuhr von Maschinen, die Bankbill und endlich das Budget. Wenn man Tadel verdient, daß das große, umfassende Ganze nicht durchschaut wird, so verdienen wir diesen Tadel so gut, wie andere, denn der Plan wird nur stufenweise enthüllt, in einer Session des Parlaments nach der andern, und niemand weiß etwas davon, bis er die Resultate fühlt. . . . Wird sich das Parlament ferner noch durch eine Masse von Freihandelsmaaßregeln durchschleppen lassen, die nothwendig die Preise aller Dinge auf den continentalen Standpunkt herabbringen müssen? Aber das Parlament hat augenscheinlich nicht die Kraft, den mächtigen Ursachen entgegenzuwirken, welche unvermeidlich solche Folgen hervorbringen müssen, und da es ganz hoffnungslos ist, diese Dinge zu discutiren, so möchten wir lieber das Princip des freien Handels mit einem Mal in Kraft gesetzt sehen, denn nur die Erfahrung seiner Wirkungen könnte die Regierung oder das Parlament von der dadurch hervorgebrachten Revolution im Werthe des Eigenthums überzeugen."

Es ist vollkommen klar, Peel wagt nicht, wie die Ligue, offen gegen das Monopol des Grundeigenthums aufzutreten, aber die Macht der Umstände stößt ihn vorwärts und er untergräbt es auf indirecte Weise. Ein offener Kampf zwischen den Gegnern und Verfechtern des Monopols wäre ohne allen Vergleich wünschenswerther, denn dann müßten die streitenden Interessen auf einen Vertrag hinauskommen, welcher so ziemlich dem Whigvorschlag von 1841 ähnlich wäre; aber man hat die offene Vermittlung verworfen, die Whigs unmöglich gemacht, und jetzt steuert Peel mit vollen Segeln auf ein ferneres Ziel los, als die Whigs — selbst beim Monopol des Grundbesitzes betheiligt — je zu erreichen gesucht hätten. Statt eines bittern Heilmittels hat man ein schleichendes Gift genommen.

Den Werth der Maaßregeln Peels wird man erst dann erkennen und richtig beurtheilen lernen, wenn die gefährliche Stunde eintritt, wo die Korngesetze aufgehoben werden müssen, was unvermeidlich ist, so wie abermals mehrere schlechte Ernten auf einander folgen, ein Vorkommen, das in England regelmäßig alle fünf bis sechs Jahre eintritt. Eine Abschaffung der Korngesetze vermindert gewaltsam den Ertrag des Grundeigenthums um ein Drittheil, alle großen Grundbesitzer werden darunter leiden, viele zu Grunde gehen, die Besitzer des beweglichen Vermögens aber einen fabelhaften Gewinn machen und, nicht mehr wie früher durch die Landaristocratie im Zaume gehalten, zu ungewöhnlicher Macht und Einfluß gelangen. Dann wird erst der Kampf gegen die Geldmonopole beginnen, der bis jetzt nur gelegentlich in einzelnen Erscheinungen auftritt, in den Eisenbahnmonopolen aber doch schon eine bedeutende Stärke erreicht hat.

Inzwischen kann es nicht fehlen, daß das Chartistenprincip, das Princip der gleichheitlichen Besteuerung, mit jedem Tage an intensiver Kraft wachse und mehr sich geltend mache. Schon jetzt wird es ganz unthunlich erachtet, dem Volke weitere Consumtionssteuern aufzulegen, im Gegentheil weist alles darauf hin, daß man die vorhandenen allmählich erleichtern muß, mit Einem Wort, die Zeit rückt mit starken Schritten heran, wo man den Besitz in viel stärkerem Grade als dieß bisher der Fall war, besteuern wird. Die Noth der Dinge führt gewaltsam das System der Repräsentation auf seinen wahren Standpunkt zurück, daß die im Parlament repräsentirten reichen Classen sich selbst und nicht mehr die Armen vorzugsweise besteuern. Hierin liegt, so weit es von England abhängt, eine Gewähr des Friedens, denn den nächsten Krieg werden die **Besitzenden** und nicht die **Erwerbenden** zahlen. Mac Intyre hat über den Krieg von 1793 bis 1816 folgende Berechnung angestellt. Die Gesammtsumme, welche in dieser Zeit erhoben wurde, beläuft sich auf 1650 Millionen. Zieht man von dieser Summe die Ausgaben, welche das Land im Frieden zu bestreiten gehabt hatte, mit 460 Millionen ab, so bleiben 1100 Mill. übrig. Von der ungeheuren Summe von 1560 Mill. wurden nur etwa 120 durch Steuern von Land und Eigenthum erhoben, die übrigen 1440 Mill. oder 92 Proc. waren Consumtionssteuern. Der nächste Krieg dürfte ein sehr verschiedenes Resultat ergeben. Das weiß man in England vollkommen, und zeigt sich deßhalb friedliebender als es sonst wohl der Fall gewesen wäre; man weiß es aber auch in Nordamerika und Frankreich, an welchen beiden Orten etwas stark auf die englische Friedensliebe gerechnet zu werden scheint.

Ein Aufenthalt zu Singapur.

(Bruchstück aus der Reise der französischen Gesandtschaft. Revue de Paris, 4 März.)

Die Stadt Singapur ist, wie die meisten Städte in diesen Ländern, in zwei sehr verschiedene Theile getheilt. Auf

*) The Circular to Bankers Nro. 897 vom 21 Febr. d. J.

dem rechten Ufer eines kleinen Flusses, der den Küstenfahrern als Hafen dient, ist die geschäftvolle Handelsstadt: neben kleinen chinesischen und malayischen Kaufläden trifft man große europäische Magazine, alle lärmenden Beschäftigungen sind gleichfalls in diesem Quartier beisammen, und eben so eine Menge Opiumbuden. Es ist dieß die Stadt der Bewegung und des Lärmens, während auf dem linken Ufer Ruhe und Stille herrschen. Hier sind die Häuser geraumig und die Straßen einsam, fast wie im Quartier Beaujon zu Paris; denn hier wohnen alle wohlhabenden Kaufleute, welche zwar den Tag mitten unter Lärm und Geschäften hinbringen, aber Abends im Palankin zurückkehren, um unter ihrem friedlichen Dache auszuruhen. Auf dem rechten Ufer herrschen die gewagten Speculationen, der glühende Durst nach Gold mit seinen ewigen Aufregungen, an dem linken Ufer das sanfte Familienleben, das so tröstend wirkt, wenn man es sich nicht selbst vergiftet. Der Palast des Gouverneurs liegt auf dem Gipfel eines kleinen Hügels, an dem die Stadt angelehnt ist; von seiner Terrasse aus kann er allen Bewegungen der Doppelstadt folgen.

Wir wollten anfangs die Stadt zu Fuße durchwandern, aber die Hitze war so unerträglich, daß wir einen Palankin mietheten. Ein Palankin! in vielen Städten des Orients ist ein Palankin eine Tragchaise, hier aber nicht, sondern es ist ein Räderfuhrwerk, das man, was Form, Eleganz und Bequemlichkeit betrifft, mit nichts Besserem vergleichen kann, als mit den Karren der Wäscherinnen von Boulogne und Courbevoie, und selbst diese möchten noch auf die Vergleichung nicht eben stolz seyn. Der Führer eines solchen Wagens ist stets ein Malaie oder ein Indier; er setzt sich nie, denn es ist kein Sitz für ihn eingerichtet, sondern er trabt neben dem Pferde daher, und begnügt sich den Arm auf den Sattelknopf zu stützen. Die Führung eines Palankins erfordert also, wie man sieht, gymnastische Uebung. Kutsche, Pferd und Wagen, einen hinten aufhockenden Burschen, den wir nachher als Führer nahmen, ungerechnet, kosteten nur einen halben Piaster.

An diesem Abend feierte die indochinesische Bevölkerung ein Fest, denn das Handelsjahr ging zu Ende, und man hatte alle Rechnungen ins Reine gebracht und berichtigt. Da die Chinesen die Gewohnheit haben, im Vordertheil ihrer Häuser bei offenen Thüren zu speisen, so beobachteten wir im Vorübergehen manches Familienfestmahl. Dieß bestand gewöhnlich aus Reis, Thee und einigen andern nicht sehr appetitlichen Gerichten; die Gäste aber schienen keineswegs unserer Ansicht, denn sie stopften sich mit ihren zwei kleinen Elfenbeinstäbchen den Mund so gierig voll mit Reis, wie ein in der Mastung befindlicher Puterhahn. Der Thee war dann äußerst nothwendig, um ihn hinunterzuschwemmen.

Der Besitzer eines dieser Häuser trat auf der Straße zu uns, redete uns französisch an, und lud uns ein, sein Festmahl zu theilen. Er hieß Maleon, war an Bord eines Kauffahrers nach Frankreich gekommen, und erinnerte sich stets mit Vergnügen an dieß Land, obwohl er die Civilisation des himmlischen Reiches fortdauernd über alle andern erhob. Wir dankten ihm für seine höfliche Einladung, aber er bot sich dennoch an, uns den Rest des Abends hindurch zu begleiten, und uns alles Neue und Unbekannte zu erklären.

Mehrere Straßen der Stadt waren angefüllt mit maskirten Kindern von verschiedenem Alter, von 5 bis 16 Jahren; sie zogen in zwei Linien je nach der Größe geordnet ziemlich regelmäßig vorwärts. Es ist dieß ein Theil der an diesem Tage gewöhnlichen Lustbarkeiten, die sich durch eine lange Tradition erhalten haben. Die Kinder trugen sehr mannichfaltige Costüme: da und dort blinkte ein Diadem zwischen einer einfachen Mütze oder Kopftuch. Die jungen Mädchen hatten fast alle das aristokratische Costüm der Mandarinenfrauen angenommen. Einige hatten sich das Gesicht nach Art der Neuseeländerinnen tättowirt, andere hatten das Schwarz des Congonegers, oder Roth und Weiß vorgezogen. Jeder Knabe und jedes Mädchen mit einer Wachskerze in der Hand war völlig eingehüllt in geöltes Papier, welches irgend ein Thier, ein Pferd, einen feuerspeienden Drachen, einen Tiger, eine zweischwänzige Schlange u. s. w. darstellte.

Diese Straßenbelustigung hielt uns nicht lange auf, denn Maleon führte uns in eine Opiumbude, wo ein aus drei Musikern bestehendes Orchester, eine dreisaitige Geige, ein Steinbrett, das mit Eisenstäbchen geschlagen wurde, und ein Tamtam die Luft mit grellen Mißtönen erfüllte. Um die Musiker her trank man Thee oder aß Kuchen; im Hintergrunde des Saals, auf einer Art sehr niedrigen Diwans, lagen zwei Männer ausgestreckt und rauchten Opium. Wir hätten uns mit diesem Pröbchen von chinesischem Rauchen begnügen können, aber unser Führer hieß uns in ein anderes Zimmer treten, dem eigentlichen Opiumzimmer, wo die Raucher vielzahlreicher waren. Der Saal hatte einen trübseligen Anblick, denn er war weder gepflastert, noch mit Dielen belegt; einige Bretter an den Mauern, die mit abgeriebenen schmierigen Matten belegt waren, dienten den Rauchern als Ruhebett. In einer Ecke am Eingang saß der Mann, welcher mit einer Nachtlampe zur Seite seine kleinen Opiumportionen bereitete. Sobald man eine Pfeife verlangt, bringen Knaben sie herbei, welche sämmtlich bleich und kränklich aussehen. Man erhitzt das Opium an einer Nachtlampe, und so wie dasselbe aufbraust, zieht der Raucher den Rauch ein, den er bis in die Lungen schlingen muß. Jede Pfeife hat nur fünf oder sechs Züge, und man braucht deren 40 oder 50, bis man zu den reizenden Träumen des Rausches gelangt. Der Raucher zieht nur den Rauch ein, der Knabe, welcher auf dem Ruhebette dem Raucher in entgegengesetzter Richtung liegt, muß die Pfeife stets brennend erhalten. Wir sahen Raucher von Profession, die ganz thierisch waren; auf ihrem Munde schwebte ein so stupides Lächeln, wie man es in Frankreich nur im Narrenhause findet.

Der amerikanische Ausfuhrhandel des Jahres 1843 erhob sich auf die Summe von 107,141,519 Dollar. Davon gingen nach England über 33, nach Frankreich 17½ Millionen, nach Cuba beinahe 10, nach China 6,640,820. (Die Ausfuhr nach Deutschland hat man nicht der Mühe werth gefunden herauszuheben, sie dürfte aber ein bedeutendes Item betragen.) Von der ganzen Summe führte Nordamerika auf eigenen Schiffen für beinahe 93 Millionen Dollar aus. (Moniteur industriel vom 9 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 81.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 März 1845.

Die Gräber der Chinesen.

(Auszug aus einem Schreiben im Athenäum vom 8 März.)

Im südlichen China gibt es nicht, wie bei uns in Europa, regelmäßige Begräbnißplätze, sondern die Gräber der Todten sind über die Bergabhänge hingestreut, meistens an sehr freundlichen Stellen. Die Reichern führen ihre Todten gewöhnlich weit weg, und nehmen eine Art Wahrsager in Dienst, der den geeignetsten Platz zum Begräbniß aussuchen muß. Dieser Mensch geht mit der Leiche nach dem bestimmten Orte in, gibt sich natürlich für sehr klug in der Wahl des Platzes sowohl, als auch des Bodens aus, mit welchem sich in spätern Jahren die Asche des Todten vermischen soll; findet er bei näherer Untersuchung die Bodenbeschaffenheit untauglich, dann läßt er den Zug sogleich nach einer andern Stelle in der Nähe aufbrechen, wo er in der Wahl glücklicher zu seyn hofft. Ich glaube, viele Chinesen haben alles dieß schon vor ihrem Tode festgesetzt, denn als eines Tages einer der bedeutendsten englischen Kaufleute in China den alten Howqua, den bekannten Hongkaufmann zu Canton, besuchte, wurde eine weite Schüssel hereingebracht mit mehrern Erdarten darauf, die der alte Mann sorgfältig untersuchte und dann eine als diejenige bezeichnete, in welche er begraben seyn wolle. Eine besonders gute Lage an einem Bergabhang gilt für eine Sache von großer Wichtigkeit. Die Aussicht auf eine schöne Bay, oder einen See, oder noch besser auf einen Strom, der dem Berge, auf dem das Grab stehen soll, sich nähert, dann ausbeugt und wieder demselben nahe kommt, gilt als eine höchst vorzügliche Lage, und wird stets gewählt, wenn sie zu haben ist. Der oben erwähnte Ceremoniendirector bestimmt mit einem Compaß in der Hand die Richtung, in welcher der Körper liegen soll, — ein zweiter, nicht minder wichtiger Punkt. Ein kluger Chinese, mit dem ich bekannt war, sagte mir, diese Wahrsager seyen oft sehr beredt in Beschreibungen des künftigen Glücks derjenigen, die ihrer Anweisung folgen; er sage ihnen, sie oder ihre Kinder, oder sonst jemand, an dem sie großes Interesse nehmen, werde in seinem spätern Leben als Belohnung der Achtung für die sterblichen Reste ihrer Väter reich und angesehen seyn. Diese Leute sind, wie sich denken läßt, meist arge Spitzbuben, welche die Vorurtheile des Volks benützen, und es kommt sogar nicht selten vor, daß sie einige Zeit nach der Beerdigung den Verwandten sagen, aus dem oder jenem Grunde sey die Entfernung und Wiederbeerdigung der Leiche durchaus nothwendig. Wenn die Verwandten sich weigern, so erhalten sie die Antwort: „nun wohl, mich geht's nichts an, aber eure Kinder und Verwandte werden eben so wenig auf euch Rücksicht nehmen, wenn ihr sterbet und ihr werdet unglücklich seyn in Eurem Grabe." So bearbeitet man die Gefühle der armen getäuschten Chinesen, und eine weitere Geldsumme wird abgepreßt, um ein passenderes Grab für den Todten zu suchen.

Auf meinen Wanderungen im südlichen China stieß ich oft auf Gräber in den entlegensten Stellen in den Bergen: sie waren alle mehr oder minder von derselben Form, nämlich ein aus der Seite des Berges ausgeschnittener Halbkreis, hinter dem die Leiche begraben ist. Manchmal waren es mehrere solcher Halbkreise mit Terrassen vorn, bei den Reichen auch mit Backsteinen oder Steinen ausgemauert. In der Mitte des Halbkreises und also ganz nahe an der Leiche steht der Grabstein mit der einfachen Inschrift des Namens und des Todesjahrs. In einigen Fällen — ich kann nicht sagen ob in allen — werden, wenn der Körper zerfallen ist, die Gebeine ausgegraben, und sorgfältig in irdene Krüge gelegt, die man am Bergabhang aufstellt. Diese, so wie die Gräber, werden zu bestimmten Zeiten von den Verwandten besucht: sie gehen zuerst zum Patriarchen oder Urvater des Stammes, dann der Reihe nach zu den andern, verrichten ihre Andacht, bringen Weihrauch dar, und speisen, wenn die Ceremonien vorüber sind, mit einander.

In der Nähe von Amoy, einer sehr volkreichen Stadt, ist man, wohl wegen der großen Bevölkerung, von der zerstreuten Beerdigungsart abgegangen, doch fand ich auch hier in den entlegenern, unzugänglichern Theilen der Berge einzelnstehende Gräber, eben so wie in den Südprovinzen, und sie waren sicherlich das Eigenthum reicherer Einwohner.

Je weiter man gegen Norden kommt, desto mehr nimmt

die runde Form der Gräber ab, und sie werden mannichfaltiger. In Tschusan, Ningpo u. s. w. steht eine große Menge Särge über dem Boden und ist bloß mit Stroh gedeckt. Man trifft solche Särge allenthalben, manchmal ist das Dach völlig weg, das Holz des Sarges verfault, und die Reste irgend eines alten Chinesen kommen zu Tage. Auf einem Berg in der Insel Tschusan trat ich beim Durchwandern des Gebüsches mehr als einmal einen Sargdeckel ein. Die reichen Bewohner dieser Gegenden begraben, so viel ich weiß, ihre Todten tief in die Erde, und bauen hübsche Grabmäler darüber. Auf der Insel Tschusan sah ich drei oder vier sehr schöne; das Pflaster vor dem Erdaufwurf, der die Leiche enthält, ist wahrhaft prächtig, mit Skulpturen verziert und viereckig, nicht rund, wie im südlichen China.

In dem District von Schanghai habe ich öfters große Gebäude besucht, die von Reichen vor ihrem Tode zur Aufnahme ihrer Gebeine erbaut worden zu seyn scheinen. Der Sarg stand gewöhnlich in einem der Hauptzimmer nebst einem Altar, vor dem an hohen Festtagen Weihrauch zum Andenken des Todten verbraunt und manche andere Ceremonien von den Verwandten verrichtet werden. Diese Häuser stehen gewöhnlich in einem Fichtenwald, die Leiche ist manchmal auch außerhalb der Thüre begraben, und nur der Altar nebst den historischen Nachrichten über den Todten sind im Hause, wobei stets ein Chinese zur Aufsicht angestellt ist.

Das merkwürdigste Grab, das ich sah, fand ich auf einer Reise ins Innere in der Nähe der Stadt Lun-kiang-fu. Es stand an einem Bergabhang und gehörte augenscheinlich einem sehr reichen und vornehmen Manne dieser Stadt. Vom Fuße des Berges, in dessen mittlerer Höhe das Grab war, steigt man eine breite Treppe hinauf, an deren beiden Seiten eine Menge aus Stein gehauener Figuren aufgestellt waren. So viel ich mich erinnern kann, standen die Figuren in folgender Ordnung: zuerst ein Paar Ziegen oder Schafe, eines auf jeder Seite, dann zwei Hunde, drittens zwei Katzen, viertens zwei Pferde, gesattelt und gezäumt, und fünftens zwei riesenhafte Priester. Ich habe später zwei ähnliche Gräber zu Ningpo, aber in viel kleinerem Maaßstab gesehen.

Arme sowohl als Reiche behalten oft die Todten lange in ihren Wohnungen, manchmal Jahre lang, wie ich aus der großen Anzahl Särge schließen muß, die ich in den Wohnungen sah. Die Särge sind dick und stark, die Fugen sorgfältig verstrichen, um zu verhindern, daß kein unangenehmer Geruch daraus hervordringe. An dieser Aufbewahrung der Todten mag viel Form und Gewohnheit seyn; gewiß aber hat sie auch ihren Grund in wirklicher Verehrung für die Todten und in dem Gedanken, daß, wie sie jetzt die Gräber und Särge ihrer Väter besuchen, so einst ihre Gräber von ihren Kindern auch nicht werden vernachlässigt werden.

Das Gebiet von Mailand.

(Schluß.)

Man durchwandere das Milanesische in allen Richtungen, vom Fuß des Apennins bis zum Fuß der Alpen, und vom adriatischen Meer bis zu den Seen an den Gränzen von Piemont, allenthalben wiederholen sich dieselben Zeichen, und derselbe Stempel zeigt sich allenthalben. Es ist immer das lymphatische Temperament, in allen seinen Nuancen und Abartungen. Die kräftige Race der Longobarden aus der Zeit ihres Einbruchs in Italien hat allerdings noch Proben von Körperstärke zurückgelassen, die nicht entartet scheinen. Aber diese Ueberreste der Vergangenheit sind selten, und dann findet sich auf ihren Gesichtern doch immer ein Verwandtschaftszeichen mit denjenigen, welche die tiefsten Spuren der schlimmen klimatischen Einflüsse an sich tragen. Die matte Blässe lymphatischer Constitutionen ist sehr gewöhnlich in der Lombardei, aber man bemerkt auch die lebhafte Röthe auf einer weißen durchsichtigen Haut, die so oft ein Anzeichen tuberculöser Entartung ist, deren Gefahr selbst noch vor dem Alter der Mannbarkeit zu Tage tritt. Hier trifft man auch sehr gewöhnlich die unmäßigen Auswüchse, die mehr oder minder von dem lymphatischen Zustand abhängen, und die man nur als Seltenheiten in andern Ländern trifft. Verhärtete Drüsenanschwellungen, ungeheure Kröpfe und Verhärtungen des Zellengewebes zeigen sich in zahlreichen Fällen. Man hat nicht nöthig, weitläufige statistische Nachweisungen zu durchblättern, von den Aerzten Nachrichten einzuziehen, man entdeckt allenthalben lebendige Zeugnisse des Einflusses von Luft und Boden. Man darf nur die engen Gassen der Dörfer und selbst die glänzendsten Quartiere der Städte durchwandern, und kein Tag wird vergehen, ohne daß man eine interessante Entdeckung macht.

Der feuchte Zustand der Luft durch die unmäßige Verdünstung verbindet sich noch mit andern Ursachen. Im Norden, Süden und Westen ist das Land von hohen, größtentheils mit Eis und Nebeln bedeckten Bergen begränzt, und diese sind hier wie allenthalben die Ursache sehr schnellen Temperaturwechsels. Allerdings erstreckt sich der Einfluß dieser Berge nicht über die ganze lombardische Ebene, aber ein großer Theil derselben ist wenigstens davon betroffen, und die Folgen sind zahlreiche Hautkrankheiten, namentlich in der Nähe der piemontesischen Alpen. Hier ist der Hauptsitz einer Krankheit, von der man zwar auch in andern Theilen Oberitaliens Spuren findet, aber hier zeigt sie sich mit ihrem ganzen Gefolge der furchtbarsten Symptome, deren schrecklichstes und letztes bekanntlich der Wahnsinn ist. Dieß ist die Pellagra. Man hat behauptet und schien zu glauben, ihre Entwicklung sey eine directe Folge der rohen Nahrung dieses Volkes, nämlich des Welschkorns. Aber eine so mächtige Wirkung kann ihren Grund nicht allein in einer einzigen Ursache haben. Die Ernährung mit Welschkorn*) kann unmöglich allein einen krankhaften Zustand erklären, der mit einem Hautausschlag anfängt, und mit Wahnsinn endet; der Einfluß einer mit Wasser gesättigten Atmosphäre und schneller Temperaturwechsel wird wohl mehr dazu beitragen.

*) Verderblich scheint es hauptsächlich dadurch, daß es aus Armuth, nicht wie in Ungarn, mit thierischer Nahrung, namentlich Milch genossen wird.

Mailand, diese natürliche Hauptstadt des lombardischen Königreichs, sowohl durch seinen Reichthum als durch seine fast centrale Lage ließ uns einen andern Anblick erwarten. Allenthalben auf dem Wege herwärts hatte sich in der zahlreichen Bevölkerung die krankhafte Anlage selbst bei äußerer Wohlhäbigkeit und körperlicher Thätigkeit bemerklich gemacht, und nur die Leute, die von der Feldarbeit zurückkamen, zeigten durch ihre leichten Bewegungen weniger die Angegriffenheit des Körpers. Wir dachten, in Mailand, wo die Luft frei durchziehen kann, wo die Plätze sehr groß, die Straßen weit und reinlich sind, den krankhaften Charakter, welcher der übrigen Bevölkerung aufgedrückt ist, nicht zu treffen, aber was wir auf dem Lande und in den kleinern Städten gesehen, wiederholte sich auch in Mailand. Die matte Blässe bildet gleichsam die Uniform der Gesichter, namentlich bei der niedern Volksclasse. Die Skropheln zeigen hie und da ihre häßlichen Wunden unterhalb des Ohrs, und die krankhafte Körperfülle, welche in feuchten Ländern namentlich bei Frauen so gewöhnlich ist, trifft man nicht selten. Den höhern Classen ist der Stempel skrophulöser Leiden weniger aufgedrückt. Unter ihnen sieht man männliche Gesichter, kräftige Körper und die bräunliche Farbe, wie in gewissen Theilen Süditaliens. Aber diese Ausnahmen beweisen nichts gegen die Regel.

Die Topographie der Stadt ist übrigens mit den physiologischen Verhältnissen, die wir eben angeführt, völlig im Einklang. Mailand ist von Wasser umgeben und der Mittelpunkt dreier großer Canäle, des Naviglio grande, der aus dem Tessin kommt, des Canals von Pavia, und des Canals von Martesanna, der aus der Adda kommt und die Mauern einschließt. Ferner liegen der Comer See und der Lago Maggiore, diese ungeheuren Wasserbehälter, im Norden und Nordosten der Stadt, nur in einer Entfernung von 15 oder 20 Lieues. Hier beginnt die Bergregion, so daß, wenn man kaum die Seen überschritten hat, auch die West- und Nordgränze des Landes erreicht ist; somit hat Mailand nicht bloß eine sehr feuchte Luft, sondern ist auch kaum von den Bergen getrennt. Verbindet man hiemit seine vollkommen flache Lage, so ist einleuchtend, daß die Stadt dem launenhaftesten Wetterwechsel zugänglich ist. Der Eindruck, den dieß Klima auf den Beobachter macht, verschwindet freilich, wenn man Mailand und so viele andere Städte der Lombardei von einer glänzenden, am wolkenlosen Himmel strahlenden Sonne erleuchtet sieht, und ein warmer Wind über die grünen, reich bebauten Fluren vom adriatischen Meere her weht. Aber die Seen sind hart in der Nähe und die Schneeberge erheben hinter ihnen ihre Gipfel; schnell wechselt die Scene, und der wahre Charakter des Klima's gewinnt bald wieder das nur auf Augenblicke verlorene Uebergewicht.

Das ist nicht sehr einladend für einen Touristen, am wenigsten für einen Kranken, denn eigentlich gibt es gar keine Jahreszeit, um in der Lombardei zu reisen. Das gestehen übrigens die italienischen Aerzte selbst. Man muß sich wohl befinden, sagen sie, um die Städte des Königreichs zu durchwandern, oder Mailand zu bewohnen, denn Reconvalescenten oder Kranke ertragen nur schwer den sehr strengen Winter, das regnerische Frühjahr, den Herbst, wo der Horizont mit Nebeln bedeckt ist, und den Sommer, wo die miasmatische Ausdünstung über die ganze Fläche mit einer Stärke unterhalten ist, die nur durch eine radicale Reform im lombardischen Ackerbau verschwinden wird. Indeß darf man darum nicht das ganze transalpinische Land in den Bann der Medicin thun. Es ist gegen Osten offen an einem Meere, dessen Wellen die Ufer Griechenlands bespülen. Venedig und Padua liegen an oder in der Nähe des Ufers, und vieles versöhnt wieder mit einem Klima, das allerdings mit dem des eigentlichen Italiens, Toscana's und der Ufer des tyrrhenischen Meeres sehr wenig Aehnlichkeit hat.

— - —

Panama und Neugranada.

(Revue de Paris. 6 März.)

Panama, die glänzende spanische Stadt des 16ten Jahrhunderts, ist nur noch ein Schatten ihrer ehemaligen Herrlichkeit; ihre Denkmäler und Gebäude fallen in Ruinen, ihr Anblick ist trübselig, und ihre Bewohner scheinen in einem Halbschlaf zu warten, daß eine wohlthätige Macht ihrer Stadt Bewegung und Leben wieder gebe. Das in großartigem Maaßstab angelegte Panama galt lange Zeit als eine der schönsten Besitzungen der Krone Spanien und genoß auch viele Jahre einer hohen Wohlfahrt. Als der Handel Südamerika's noch durch die berühmten Gallionen Philipps II und seiner Nachfolger betrieben wurde, war Panama der Stapelplatz für Europa, Asien und Amerika: sein Freihafen nahm die Schiffe aller Welttheile auf. Während dieser zwei Jahrhunderte langen Periode stieg sein Reichthum und seine Pracht ins Unermeßliche, und seine mit jedem Jahre zunehmende Bevölkerung erreichte die Zahl von 50,000 Seelen. Panama war damals die Königin der Südsee, jetzt aber ist alles anders: auf den Reichthum folgte die Armuth, der Handel von Panama ist fast Null, und die Zahl der Einwohner beträgt kaum 8000. Im Jahre 1740 hatte sie den Hochpunkt ihres Glanzes erreicht und begann zu sinken: damals wurde gleiche Handelsfreiheit auch allen andern Häfen Südamerika's zu Theil; die Schiffe verließen nach und nach Panama und verbreiteten sich in allen Häfen des Uferstrichs. So vom Handel verlassen, zog auch ihre thätige Bevölkerung nach und nach ab, und seit dieser Zeit schleppt sie ein mit jedem Tage kläglicheres Leben hin.

Vor 20 Jahren indeß bot sich eine großartige Gelegenheit dar, der Stadt die alte Wichtigkeit zurückzugeben; Bolivar, der Reformator der neuen Welt, hatte auf seiner Rückkehr aus Peru den Gedanken, einen allgemeinen Congreß aller amerikanischen Völker nach Panama zu berufen. Er forderte die Republiken Südamerika's auf, Abgeordnete dahin zu senden, um sich im Interesse der Civilisation über gewisse allgemeine Grundsätze des Völkerrechts zu verständigen; seine Absicht war, daß dieser Congreß periodisch alle 7 Jahre stattfinden sollte, um die gemeinsamen Interessen dieser neuen Staaten in Güte abzumachen. Dieser großartige Gedanke blieb ohne Folge; Brasilien, Peru, Buenos-Ayres konnten, von Bürgerkrieg zerrissen, den Wünschen des Libertadors nicht entsprechen, der Congreß trennte sich trotz seiner guten Absichten ohne Entscheidung, und Panama, das durch Bolivars Stimme einen Augenblick aufgerüttelt worden war, sank bald wieder in seinen gewöhnlichen Schlummer zurück.

Einige Jahre später veränderten Ereignisse anderer Art das Geschick und die Verhältnisse dieser Länder. Im Jahre 1831 zerfiel Columbia, das bisher einen einzigen ungeheuern Staat gebildet hatte, in drei unabhängige Staaten: Neugranada mit der Hauptstadt Santa Fé de Bogota, Ecuador mit der Hauptstadt Quito und Venezuela mit der Hauptstadt Caraccas. Diesem wichtigen Ereigniß folgten zahlreiche innere Kämpfe, die jedoch damit endigten, daß die neuen Staaten sich constituirten. Im Laufe dieser Veränderungen fiel Panama, seiner geographischen Lage nach, Neugranada zu und wurde der Hauptort des Departements del Istmo, dessen wichtigster Punkt es auch ohne Widerspruch ist. Die Stadt liegt auf einer kleinen Halbinsel auf der Nordküste des gleichnamigen Golfs und ist durch einige sich ins Meer hinausstreckende Inseln gedeckt. Die Rhede ist groß, aber gefährlich wegen der unaufhörlich hier wehenden Nordwinde und der geringen Tiefe des Meeres. Dieß hindert die großen Schiffe am Einlaufen, und nöthigt sie in einer Entfernung von etwa 1000 Klaftern zu ankern an den Inseln Perico und Flaminco, wo sie auch ihre Waaren ausladen.

Die Stadt ist, wie alle diejenigen, welche die Spanier im 16ten Jahrhundert erbauten, nach den damals herrschenden religiösen Ansichten in Kreuzesform gebaut. In der Mitte ist ein großer, jetzt mit Gras überwachsener Platz voll Ruinen und Schutt von einem ehemals hier gestandenen Jesuitencollegium, einem ungeheuern jetzt gänzlich verödeten Gebäude. Die Kirchen, so wie die andern Hauptgebäude sind von Stein, solid gebaut, und ihre keineswegs charakterlose Architektur scheint, wenn auch nur entfernt, an Granada und Sevilla zu mahnen. Zu den merkwürdigsten Gebäuden gehört die Kathedrale, die Kirche San Antonio und ein sehr schönes Hospital. Eine große Menge Klöster hat die Zeit überdauert, sie stehen aber leer, und nur Eines erfüllt noch seine fromme Bestimmung. Es enthält Nonnen, die ganz nach der alten Regel fortleben, und auf dieser fernen Küste der letzte Rest der mönchischen Regierung Philipps II scheinen.

Panama theilt sich in zwei Theile, die obere und die untere Stadt. Die letztere, welche den Namen El Varal erhalten hat, ist ganz von Negern bevölkert, welche in ärmlichen Häusern von Holz und Stroh, in schmutzigen, ungesunden Straßen wohnen. Die aus Stein aufgeführten Häuser der obern Stadt bieten im allgemeinen einen schönen Anblick dar, und haben sämmtlich große Balcone, auf denen die Einwohner nach der Hitze des Tages frische Luft schöpfen. Die Straßen dieses Theils der Stadt sind reinlich, gerade, aber trübselig; die wenigen Läden darin sind fast leer und sehr schlecht besucht.

Die Einwohner von Panama sind im allgemeinen liebenswürdig und gutmüthig, aber nicht sehr mittheilend; selten verlassen sie ihre Häuser, und sie bringen ihre meiste Zeit mit Schlafen und Rauchen zu. Die Frauen sind schön, von sanftem, aber indolentem Charakter; man sieht sie Tage lang auf ihre Balcone gestützt mit den Augen dem Rauche folgen, den sie aus ihren Cigarren blasen. Sie gehen aus mit bloßem Kopf und lassen die langen Locken ihrer schönen schwarzen Haare auf ihre Schultern herabfallen. Die Sitten sind unglaublich locker; die meisten Einwohner machen sich ganz ohne alle Scheu von den Banden der Ehe los. Da es weder Industrie noch Handel gibt, so ist das Geld sehr selten und übt eine magische Gewalt aus. Man hört gar häufig Eltern, deren Töchter das väterliche Haus verlassen haben, um einem Verführer zu folgen, ganz kaltblütig sagen, ihre Töchter seyen verheurathet (casados). Fremde, die ins Land kommen und die man stets für reich hält, sind der Gegenstand zahlreicher Aufmerksamkeiten, und können sehr leicht sich verheurathen. Das Vorübergehende dieser Verbindungen erschreckt die Frauen nicht, und man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie dem Mann, der sie gewählt hat, meistens treu bleiben. Die einzigen gebräuchlichen Musikinstrumente sind die Guitarre und der Tambourin. Zwei Pianos, Reste vergangener Zeiten, lassen hie und da noch ihre mißtönigen Klänge unter den Fingern irgend eines neuangelangten Europäers hören. Nie ist seit den Zeiten ihres Glanzes eine Equipage durch die Straßen der Stadt gefahren; auf den Promenaden sieht man nur Maulthiere und hie und da ein Pferd.

Das Klima ist nicht so heiß, wie in andern Theilen Südamerika's, denn der Thermometer steigt selbst in den heißesten Tagen nicht über 38° R. Vom December bis 1 Julius ist die Witterung prachtvoll. Im Julius beginnt die Winterzeit, die sich durch unausgesetzten Regen ankündigt. Während dieser Regenzeit tritt aber ein Monat ein, wo der Regen einhält und der Himmel hell und klar ist; man nennt diese Zeit den San-Juan-Sommer.

Die Einwohner sind sehr religiös und beobachten streng alle äußern Ceremonien des Cultus. Der Padre ist aufrichtig geachtet und übt eine ganz patriarchalische Gewalt aus. Der Bischof der Diöcese, ein mehr als 80jähriger Greis, ist allgemein verehrt und steht allen religiösen Handlungen vor. Unter diesen ist eine, welche man die Todtenprocession nennt, und die durch ihren phantastischen Charakter an die Gebräuche früherer Jahrhunderte mahnt. Alle Sonnabend in der Nacht ziehen Weiber, Kinder und Greise aus der Kathedrale, durchwandern in Procession mit Fackeln in den Händen und Psalmen zum Andenken der Todten singend die Straßen der Stadt. Der Anblick dieser Menge, welche langsam bei Mond- und Sternenschein durch die verödete Stadt sich fortbewegt, den frommen Bischof mit seiner Geistlichkeit an der Spitze, macht einen ergreifenden Eindruck.

Die Behörden von Panama, welche zugleich die der ganzen Provinz des Isthmus sind, bestehen aus einem Gouverneur, einem Xefe politico, einem Militärcommandanten und 300 Soldaten. Dieß genügt für eine Bevölkerung von etwa 100,000 Seelen. Die Gerichtsbehörden sind das Tribunal erster Instanz, bestehend aus einem einzigen Richter, der obere Gerichtshof, corte major, bestehend aus zwei Richtern und einem Beisitzer, und der Cassationshof, welcher seinen Sitz zu Bogota hat. Die Gesetze sind mild, der Diebstahl selten, Todesstrafe fast unbekannt. Die Sklaverei ist patriarchalisch, und niemals hört man von den entsetzlichen Rohheiten, mit denen andere Länder sich besudeln. Ueberdieß mindert sich die Sklaverei von Tag zu Tag, und bald wird die Zeit kommen, wo sie ganz verschwunden seyn wird. Im Jahre 1821 verbot die Republik Columbia den Negerhandel und verkündete die Freiheit aller Sklaven, welche der Nation im Kampf gegen Spanien Dienste geleistet hätten, so wie alle seit der ersten Unabhängigkeitserklärung gebornen Sklavenkinder. Diese Verordnungen wurden in den drei Republiken, die aus der Zertrümmerung Columbiens entstanden, aufrecht erhalten. (Fortsetzung folgt.)

Theure englische Balladensammlung. Die schöne Sammlung alter englischer Balladen, welche Bagford für den freigebigen Grafen von Orford begann und die der Herzog von Roxburghe bedeutend vermehrte, wurde in einer Versteigerung für das brittische Museum für die Summe von 535 Pfd. St. angekauft. (Athenäum vom 8 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 82.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 März 1845.

Ein Zug durch die Felsengebirge.

Wanderung von Browns Hole nach Fort Hall.

(Aus: Travels in the great Western Prairies, the Anahuac and Rocky Mountains by Th. J. Farnham.)

Während meines Aufenthalts in Browns Hole zog ich mancherlei Nachrichten über die umwohnenden indianischen Völkerschaften ein, da eine Bekanntschaft mit denselben mir in jeder Hinsicht nützlich und nothwendig war. Die Schlangenindianer oder Schoschonis sind ein wandernder Stamm in dem Theil der Felsengebirge, welcher an den Grand- und Green-River genannten Armen des westlichen Colorado, am großen Bärenfluß, an dem bewohnbaren Ufer des großen Salzsees, am Schlangenfluß ober- und unterhalb des Forts Hall und noch etliche hundert Meilen weiter westlich wohnt. Die am letztgenannten Orte sollen hauptsächlich von Wurzeln leben, die am Schlangenfluß von Fischen, Büffeln, Rehen und anderem Wilde. Die am Colorado, wo die Jagd reich ist, haben viele Pferde, die nebst ihren Tausenden von Schweinen, ihre einzigen Hausthiere sind. Sie haben konische Hütten aus Fellen, einige Feldkessel, Messer und Flinten, aber viele brauchen noch Bogen und Pfeile. In ihrer Kleidung folgen sie der allgemeinen Indianersitte, indem sie Mocassins, Beinschienen und das Jagdhemd tragen. Den Kopf bedeckt nur das Haar, und dieß mag auch hinreichend seyn, wenn manche Angaben darüber, daß es sehr häufig 4 — 5 Fuß und darüber lang werde, wahr sind; dann wird das Haar geflochten, und in Form eines Turbans um den Kopf gebunden; ist es nur zwei oder drei Fuß lang, so wird es von den Weibern in zwei Zöpfe geflochten, welche die Schultern hinabhängen, die Männer aber kämmen es hinter die Ohren und lassen es um die Schultern fliegen. Biber-, Otter-, Lama- und Büffelfelle tauschen sie an die Arrapahos, die amerikanischen und englischen Pelzhändler aus gegen Wollbetten und Hüte; da aber ihr Vorrath von Fellen immer nur gering ist, so müssen sie solche wohl zu Rathe halten, um sich Tabak, Waffen und Munition zu verschaffen.

Seit ihrer ersten Bekanntschaft mit den Weißen hat sich dieß Volk durch seine Abneigung gegen Krieg und die bei Indianern sonst so gewöhnlichen Grausamkeiten ausgezeichnet. Wenn man sie in Frieden jagen läßt, so bekriegen sie niemand und lassen keinen Hungrigen von ihren Wohnungen gehen. Das aber schützt sie nicht gegen die Schwarzfüße, Krähen, Sioux und Utaws, die ihnen das Recht an den „alten Park“ und andere Theile ihres Gebiets streitig zu machen suchen, und jährlich Streifpartien gegen sie senden, um ihnen ihre Pferde zu stehlen. Da aber die Pässe, welche in das Land der Schoschonis führen, immer mehr von Wild, und somit von Unterhaltsmitteln entblößt werden, so sind auch diese Raubzüge in neuerer Zeit minder häufig und in minder großer Zahl unternommen worden. Seit sie mit Lewis und Clark an den Quellen des Missouri zusammentrafen, haben sie ihre Hütten den Weißen auf die freundlichste Weise geöffnet, und zahlreiche Bürger der Vereinigten Staaten so wie Englands vom Hungertode in diesen furchtbaren Einöden gerettet. Ein Gast unter ihnen ist ein heiliges Pfand des großen Geistes; sein Eigenthum steht unter dem Schutze ihrer Ehre, und sollte je Habsucht irgend ein Mitglied ihres Stammes zu einem Diebstahl verlocken, so wird das Gestohlene oder dessen Werth zurückerstattet und der Dieb bestraft. Die Schoschonis sind ein ausnehmend verständiger Stamm, was sich in ihren wohleingerichteten Wohnungen und ihrer eben so bequemen als zierlichen Kleidung, ihrem Pferdegeschirre u. dgl. zeigt, namentlich aber in ihren Ansichten über sinnliche Ausschweifungen und andere Laster. Diese sind durch uraltes Herkommen des Stammes verpönt, aber auch neue Laster, die nicht unter ihnen selbst entsprungen, behandeln sie mit Strenge. Hiezu gehört namentlich, daß sie keinen Branntwein trinken, und ihn, seit er das erstemal zu ihnen gebracht wurde, abgeschworen haben. Dafür geben sie sehr gute Gründe an. „Er schwächt uns für die Jagd und die Vertheidigung gegen unsere Feinde, er erregt unnatürliche Spaltungen unter uns selbst, setzt den Häuptling herab unter den gemeinen Indianer, und durch seinen Gebrauch wird Schwäche und Verderben über die Schoschonis kommen.“ Gewiß urtheilen diese Indianer von ihrem Standpunkt aus ungemein richtig, und könnten vielen andern als Vorbild dienen.

Die Krähen sind ein wandernder Stamm, den man gewöhnlich in den hohen Ebenen um den Oberlauf des Platte-, Schlangen- und Yellowstone-Flusses findet. Man schätzt ihre Zahl auf 5000, und sie gelten für die ärgsten Spitzbuben im Gebirg. Die Handelsleute sagen von ihnen, „man habe kein Beispiel, daß sie ihr Wort gehalten oder ehrlich gehandelt hätten.“ Weder ein Weißer, noch ein Indianer traut ihnen. Mord und Raub ist ihr Handwerk. Ein großer Theil ihres Landes ist gut bewässert, und würde die Arbeit des Landmanns reichlich lohnen.

Die Schwarzfüße wohnen am Marias und andern Armen des Missouri oberhalb der Fälle. Im J. 1828 zählten sie etwa 2500 Hütten oder Familien. Während dieses Jahres stahlen sie aus einem Dampfboot der amerikanischen Pelzcompagnie eine Wolldecke, die einem bei der Auffahrt an den Pocken gestorbenen Weißen gehört hatte. Die furchtbare Krankheit verbreitete sich unter dem ganzen Stamme, und erregte allgemeinen Schrecken. Die Erscheinung der Krankheit war ihren „Arzneimännern“ völlig neu, und daß die faulende Leiche während des Begrabens in Stücke zerfiel, füllte jedes Herz mit Schrecken. In ihrem Wahnsinn und ihrer Unwissenheit vermehrten sie die Zahl ihrer Schwitzöfen an den Ufern des Flusses, und ob sie nun von Fieberhitze glühten, ob der Schmerz sie wüthend machte oder ob sie schon in Todesschwäche wankten, man brachte sie in diesen Schwitzöfen zum stärksten Schweiß und tauchte sie dann in das Schneewasser des Flusses. Die Sterblichkeit, welche auf diese Behandlung folgte, war entsetzlich. Sie suchten eine Zeitlang die Todten zu begraben, aber bald waren der Todten mehr als der Lebenden. „Die bösen Arzneimänner aller Zeiten waren in Schaaren aus der Geisterwelt herüber gekommen, und arbeiteten jetzt an der Vernichtung ihres Stammes; der große Geist hatte gleichfalls die Fluthen seines Mißfallens zwischen ihm und ihnen ausgegossen; er hatte einen Nebel geworfen über die Augen ihrer Beschwörer, daß sie die hülfreiche Beschwörungsformel nicht finden konnten.“ Ihre Jagden waren zu Ende, ihre Bogen gebrochen, das Feuer in der großen Pfeife für immer ausgelöscht, ihnen riefen nur noch die Gräber, und dem Ruf antworteten tausend Sterbeseufzer. Toll von Aberglauben und Furcht verließ jetzt der Bruder die Schwester, der Vater den Sohn, die Mutter ihren Säugling, und alles floh in die höhern Thäler in die westlichen Berge, wo der Einfluß des stärkenden Klima's den Rest des Stammes wieder herstellte. Von den 2500 Familien waren aber am Ende der Pest nur noch einige Mitglieder von 800 derselben übrig, und noch jetzt liegen die Gebeine von 7 bis 8000 Schwarzfüßen unbegraben unter den verfallenden Hütten der verlassenen Dörfer am Ufer des Yellowstone. Aber dieß schreckliche Strafgericht hat ihren blutdürstigen Sinn keineswegs gemildert; wie früher führen sie einen Vertilgungskrieg gegen die Handelsleute und Trapper und gegen die Oregon-Indianer.

Die Arrapahos wohnen südlich von den Schlangenindianern. In der Winterzeit ziehen sie durch das Land um den großen Kenyon (Spalt) des westlichen Colorado und eine bedeutende Strecke diesen Strom hinab, im Sommer aber jagen sie den Büffel im „Neuen Park“ oder „Stierpferch,“ im „Alten Park,“ am Grand River, und im Bayou Salade. Ihre Anzahl ist nicht genau bekannt, gewöhnlich schätzt man sie auf 3000. Sie sind tapfer und furchtlos, klug und gastfrei, besitzen Pferde, Maulthiere, Schafe und Hunde in großer Menge. Die letztern füttern und verzehren sie, daher auch ihr Name Arrapahos, Hundeesser. Die Wolle ihrer Schafe wissen sie sehr kunstreich zu Decken zu verweben, durch die kein Regen dringt. Dieser Stamm hat ein merkwürdiges, auf das Vermögen gegründetes Naturalisationsgesetz. Jedermann, sey er roth oder weiß, kann dieß in Anspruch nehmen. Wer sich aufnehmen lassen will, muß ein Pferd besitzen, das den Büffel im Laufe überholt, und ein zweites oder ein Maulthier, das 200 Pfund tragen kann. Werden diese dem Häuptling vorgezeigt, und die Absicht dabei bekannt gemacht, so wird der Bittende zum Bürger des Arrapaho-Stammes gemacht und ist berechtigt eine Frau zu nehmen. Diese sorgt für seine Pferde, verfertigt seine Sättel und Zügel, seine Mocassins, Beinschienen und Jagdhemden aus dem von ihrer eigenen Hand bereiteten Leder und sonstigem Material; sie klopft mit einem hölzernen Schlegel seine Büffelhäute, bis sie weich und angenehm zum Lager sind, sie gerbt Felle für sein Zelt, und holt aus den fernen Bergen die reinen weißen Fichtenstangen um es zu stützen, und wenn Krankheit ihn überholt und der Tod an seine Thüre klopft, bewacht seine Frau sorgsam die letzten Regungen des fliehenden Geistes. Seine einzige Pflicht als ihr Herr und als Bürger des Arrapahostammes ist die, das Pferd zu reiten das sie sattelt und vor sein Zelt bringt, das Wild zu tödten das sie zerlegt und dörrt, auf dem Lager zu schlummern das sie ausbreitet, und gegen die Feinde des Stammes zu fechten. Die Sprache dieses letztern ist wesentlich dieselbe, wie die der Schoschonis und Comantschen.

Unter den verschiedenen Leuten, die ich zu Browns Hole traf, war ein alter Schlangenindianer, der im Jahr 1805 zuerst die Herren Lewis und Clark*) an dem Oberlauf des Missouri sah. Er scheint als Wachtposten das Land durchstreift zu haben, als er plötzlich sich den Weißen gegenüber fand. Das Erstaunen machte ihn regungslos, denn Männer mit Gesichtern, bleich wie Asche, hatten weder er noch sein Volk je gesehen. Endlich überwog die Furcht seine Neugierde, und er floh in der Richtung auf das indianische Lager zu; aber die Weißen hatten ihn gesehen, verfolgten ihn, und brachten ihn zurück; sie zeigten ihm die Wirkung ihrer Feuerwaffen, beluden ihn mit Geschenken, und ließen ihn dann gehen. Als er unter seinem Volk angelangt war, erzählte er, daß er Männer mit Gesichtern, bleich wie Asche, gesehen, welche Donner und Blitz machten u. s. w. Diese Nachricht setzte alles in Bewegung. Sie hatten so lange Jahre gelebt, ihre Vorfahren noch viel länger, und ihre Sagen erzählten von vielen wunderbaren Dingen, aber Solches hatte man nie erhört. Ein Rath ward berufen, um die Sache in Erwägung zu

*) Die ersten, welche die Felsengebirge überschritten.

ziehen. Der Mann, der die wundersamen Dinge erzählt, ward vorgerufen, wiederholte, was er andern gesagt hatte, fand aber keinen Glauben. „Alle Menschen seyen roth, und er könne deßhalb keine Menschen gesehen haben, bleich wie Asche. Der große Geist mache den Donner und den Blitz, er könne deßhalb nicht Leute, von welcher Farbe es auch sey, gesehen haben, welche Donner und Blitz erzeugten. Er habe nichts gesehen, habe den Häuptling belogen und müsse sterben.“ Der Schuldige zeigte einige der Geschenke vor, die er von den bleichen Menschen empfangen habe. Da diese den Richtern so neu waren, wie die bleichen Gesichter selbst, so erfolgte der Bescheid, „er solle seine Richter an den Ort führen, wo er die seltsamen Menschen gesehen haben wollte, und fänden sie sich, so solle er schuldfrei seyn. Fänden sie sich aber nicht, so sollten die Geschenke als sicherer Beweis gegen ihn gelten, daß er mit bösen Geistern verkehre und den Tod durch die Pfeile seiner Stammesgenossen verdient habe.“ Die bleichen Menschen, die den Donner machten, fanden sich, und bezeugten die Wahrheit der Erzählung, der Angeschuldigte ward freigegeben, und ist seit dieser Zeit, so wie jeder weiße Mann in den Bergen, von seinem Stamme geehrt und geliebt. Er ist jetzt etwa 80 Jahre alt und arm, da er aber stets um das Fort David Crocketts sich aufhält, so läßt man ihn nicht darben.

Am 17 August kam ein gewisser Paul Richardson mit dreien seiner Gefährten von Fort Hall an. Dieser alte Yankee-Waldmann war auf einem seiner beliebten Sommerausflüge von St. Louis nach den Gränzen des Oregongebiets, und hatte einer Anzahl Missionäre, die zu den Oregon-Indianern gingen, als Führer und Jäger gedient. Seine Berichte über das Oregon-Land, das er sehr wohl kannte, lauteten nicht sehr günstig: es war nicht so fruchtbar wie Neuengland, fünfzehn Bushels Weizen vom Acre ist schon eine außerordentliche Ernte, Kartoffeln geben nicht die Aussaat wieder; fünf Monate im Jahre fiel unaufhörlich Regen, und in der übrigen Zeit nicht einmal Thau; die dort wohnenden Indianer und Weißen hatten häufig Fieber und Gicht oder Gallenkrankheiten; der Rest des Lebens ward verbittert durch Moskitos und Sandfliegen; der Columbia-Fluß sey nicht schiffbar, höchstens ein indianischer Fischteich. Ein solcher Bericht von Oregon — diesem Lande, das Handelsleute, Trappers und Reisende als außerordentlich schön, gesund und fruchtbar schilderten — war schreckhaft, unerwartet und entmuthigend. Jetzt, wo ich das Oregongebiet gesehen habe, würde ich mir den Zweck einer solchen Schilderung gar nicht erklären können, wenn ich mich nicht erinnerte, daß Richardson Gründe hatte, die Zahl seiner Reisegesellschaft für den Zug durch die gefahrvollen Ebenen nach den Staaten hin zu vermehren.

Richardsons Schilderungen hatten indeß die Folge, zwei meiner Gefährten von ihrem Reiseplan abzubringen. Sie wußten seinem Bericht keinen gegentheiligen entgegen zu halten; er hatte zwei Jahre in dem Gebiet gewohnt, und erklärte auf diese Erfahrungen gestützt, es sey ein keineswegs sehr ansprechender Aufenthalt; sie gaben deßhalb ihren Plan auf und schlossen sich ihm an, um in die grünen Thäler der Staaten zurückzukehren. Am andern Morgen zeigten sie mir ihren Entschluß an; es war der härteste Schlag, der mich noch auf der Reise betroffen: diese beiden Männer, Oakley und Wood, hatten in allen Gefahren muthvoll und standhaft sich benommen, stets ihre Pflicht rasch und mit Freudigkeit erfüllt; es war deßhalb sehr schmerzlich sie zu einer Zeit zu verlieren, wo ihre Dienste am nöthigsten waren. Sie verließen das Fort um 10 Uhr. Ich war nun allein mitten in den Felsengebirgen, in dem Gebiete, das die Kriegszüge der Schwarzfüße durchstrichen, mit erschütterter Gesundheit, und hatte niemand bei mir als den armen alten Blair und den mehr als nutzlosen Vagabunden Smith, um mir gegen einen Anfall dieser Wilden beizustehen. Ich fühlte mich einsam; man bot mir freundlich ein Winterquartier in Browns Hole an, aber wenn ich es annahm, so konnte ich im nächsten Jahre unmöglich nach den Staaten zurückkehren; ich beschloß also die Mündung des Columbia auf jede Gefahr hin zu erreichen, und miethete einen Schlangenindianer, den die Weißen Jim nannten, um mich nach Fort Hall, eine Strecke von 200 Meilen (etwa 44 geographische) zu geleiten, gegen eine Entschädigung von 50 Schuß Munition und 3 Bündel Glasperlen.

(Fortsetzung folgt.)

Sprachenkarte des französischen Flanderns.

Die historische Commission des Norddepartements in Frankreich hat unter Leitung Hrn. Victor Derode's aus Lille eine merkwürdige Untersuchung über die Gränzen der französischen und flämischen Sprache in dem Departement du Nord und dem Departement Pas du Calais angestellt und einen interessanten Bericht darüber abgestattet. Die Commission hat eine topographische Karte entworfen, auf welcher die Orte, in denen diese beiden Sprachen gesprochen werden, so wie diejenigen, in welchen man beider Sprachen sich bedient, mit Farben angezeigt worden. Ein Blick auf diese Karte zeigt das rasche Zurückweichen der flämischen Sprache vor der französischen, die, abgesehen von dem Seitendruck, sich auch ins Herz des flämischen Landes eingeschlichen hat durch einen Canal, der mit der großen Straße von Valenciennes und Lille nach Dünkirchen ziemlich zusammenfällt. Vor fünfzig Jahren war in letzterer Stadt das Flämische noch die herrschende Sprache, jetzt ist es das Französische. Auch breitet sich das letztere längs der Küste aus. Nach vielen merkwürdigen Einzelnheiten über das Fortschreiten dieser Eroberung stellt die Commission folgendes als die Ursachen auf, denen dasselbe zuzuschreiben ist: der harmonischere Charakter der französischen Sprache, ihre einschmeichelndere, eindringlichere Literatur, der politische und commercielle Einfluß Frankreichs, die Bemühungen der öffentlichen Lehrer, die Erziehung, welche die höhern Classen in Frankreich selbst suchen, die Anwesenheit der Verwaltungsbehörden in den Städten, so wie der Beamten in den Dörfern. (Athenäum vom 8 März.)

Panama und Neugranada.

(Fortsetzung.)

Neugranada, in dessen Gebiet Panama eine der bedeutendsten Städte ist, wurde von den Spaniern zuerst im Jahre 1510 besucht. Einige

Jahre später, im Jahre 1536, eroberten es zwei Abenteurer, Benalzar und Quesada, und vereinigten es mit der Krone Spanien, die es im Jahre 1547 zu einer Generalcapitänerie erhob. Seine Wichtigkeit und sein Reichthum stiegen mit jedem Tage, und im Jahre 1718 errichtete Spanien hier ein Vicekönigreich. Ein Jahrhundert später, als die spanischen Colonien sich gegen das Mutterland erhoben, pflanzte Venezuela in diesem Theil der Welt zuerst die Fahne der Freiheit unter Leitung Bolivars auf; Neugranada ahmte dieß Beispiel nach, und diese beiden Provinzen bestanden mehrere Jahre hindurch furchtbare Kämpfe gegen die spanischen Armeen. Als Bolivar von der Verfolgung der Spanier aus Peru zurückkehrte, fand er das Land bereits im Bürgerkrieg: Paez hatte die Fahne des Aufstandes erhoben; Bolivar, statt seinen ehemaligen Waffengefährten mit Gewalt zu bekämpfen, nahm seine Zuflucht zur Ueberredung und Paez unterwarf sich. Aber die Verleumdung klagte Bolivar an, daß er nach der königlichen Würde strebe, und als Antwort hierauf legte er die Dictatur nieder, mit welcher er bisher bekleidet gewesen war. Die verständigen Leute der Republik beriefen einen Generalcongreß nach Ocaña, um eine allgemeine Erklärung zu Gunsten des Libertadors hervorzurufen. Bolivar gab den Bitten des Congresses nach und nahm aufs neue die Präsidentschaft der Republik an. Bald folgten aber neue Bewegungen, die ihn entmuthigten und ihm einen tiefen Widerwillen einflößten. Einer seiner Waffengefährten, Santander, der ihn während seines glänzenden Zuges nach Peru in der Regierung als Vicepräsident ersetzt hatte, wurde der Verschwörung gegen die Republik überführt und mit mehreren seiner Gefährten zum Tode verurtheilt. Bolivar verwandelte seine Strafe in die des Exils, aber die andern wurden erschossen. Dieß erregte bei manchen große Unzufriedenheit, und gerade während dieser Vorfälle erhob sich Venezuela gegen den Verband Columbiens, erklärte sich als unabhängige Republik und ernannte den General Paez zum Präsidenten. Dieß schmerzte Bolivar, der seinen Mitbürgern stets Einigkeit empfohlen hatte, sehr, und da er noch überdieß bemerkte, daß eine stille Opposition sich gegen ihn bilde, berief er im Januar 1830 einen neuen Congreß und legte sein hohes Amt zum letztenmal nieder. Jetzt erst begriff die Nation, welchen Verlust sie erleide, der Congreß bat ihn einstimmig, die Gewalt wieder zu übernehmen, er weigerte sich aber standhaft, verließ Bogota und zog sich auf sein Landhaus zu San Pedro nahe bei Santa Marta zurück, wo er am 17 Sept. 1830 von Krankheiten und Kummer verzehrt, erst 45 Jahre alt, starb. Der Congreß ernannte Joaquin Mosquera zum Präsidenten, der einige Monate später die Zerreißung dieses hoffnungsvollen Staates geschehen lassen mußte. Die Trennung Columbiens in drei Republiken, zu der Venezuela das Signal gegeben und die es schon vor Bolivars Tode vollzogen hatte, wurde erst im Jahre 1831 vollständig.

Neugranada liegt gerade zwischen dem atlantischen Ocean und dem stillen Meere, stößt an die Staaten Ecuador, Venezuela und Peru, und steht in naher Verbindung mit Mexico, Brasilien und Chili. Sein Klima ist im allgemeinen gesund, und der fruchtbare Boden erzeugt Zucker, Kaffee, Cacao, Indigo, Baumwolle, Tabak, Vanille, Quinquina u. s. w. Leider entspricht die Bevölkerung nicht der Ausdehnung des Gebiets, und wie in allen Staaten dieses Welttheils, fehlen die Arme. Die Regierung besteht in einem Senat, einer Kammer der Repräsentanten und einem Präsidenten, der alle vier Jahre ernannt wird. Gegenwärtig nimmt General Herran diese Stelle ein und zeigt sich ihrer vollkommen würdig. Die Einkünfte der Republik betragen 2 bis 3 Millionen Pesos, reichen aber zu den Ausgaben nicht hin. Die Zahl der Truppen beträgt 10,000 Mann, von denen jedoch nur ein Drittel gut bewaffnet und ausgerüstet ist; die Flotte besteht aus vier Goeletten, von denen eine im stillen, die drei andern im atlantischen Meere stationirt sind. Die Hauptstadt ist Santa Fé de Bogota, die alte Residenz des Vicekönigs. Diese große und schöne Stadt erhebt sich am Fuße des Abhangs einer Bergkette, auf einer weiten Hochebene, 2700 Metres über dem Meere. Die beiden kleinen Flüsse San Francisco und San Augustino durchschneiden die Ebene in allen Richtungen; sieben solide Brücken, davon sechs steinerne, sind darüber erbaut. Diese große prachtvolle Stadt enthält sieben öffentliche Plätze, von denen einer in Europa selbst kaum seines Gleichen hat, eine Universität, einen erzbischöflichen Palast, zwölf Kirchen, vier Collegien, sechzehn Klöster für beide Geschlechter, ein schönes Hospital, eine Armenanstalt, zwei Casernen, einen Münzhof, eine Bibliothek, ein Observatorium, ein Theater und zahlreiche Schulen. Mehrere dieser Anstalten und namentlich die für den Unterricht wurden von Bolivar gegründet. Unglücklicherweise ist diese schöne Stadt den Erdbeben ausgesetzt und wurde im Jahre 1826 fast gänzlich zerstört; sie ist jetzt aus ihren Trümmern hervorgegangen, aber wie in Quito, der Hauptstadt von Ecuador, läßt die Vergangenheit immer zittern für die Zukunft. Doch kehren wir zu Panama zurück.

Bekanntlich ist hier die Stelle, wo das feste Land Amerika's die geringste Breite hat, nur etwa 80 Kilometres (ungefähr über 10 geographische Meilen). Dieß hat zu verschiedenen Zeiten den Plan hervorgerufen, beide Meere durch einen Canal zu verbinden. Schon Cortez und seine Nachfolger hegten solche Absichten, aber die Zeit zur Ausführung fehlte ihnen. Lange Zeit nachher beauftragte der Vicekönig Don Antonio Bucareli zwei Ingenieure, das Terrain aufzunehmen und das Ergebniß ihrer Untersuchungen war dem Plane günstig. Ein halbes Jahrhundert später im Jahre 1814 decretirten die spanischen Cortes, auf den Vorschlag des mexicanischen Deputirten Hrn. Alaman, die Ausführung des Canals durch den Isthmus von Tehuantepec, aber die spätern Ereignisse gestatteten Spanien nicht daran zu denken. Im Jahre 1825 wurde ein mexicanischer Ingenieurofficier, Don Juan Obregoso, ein Mann von großem Verdienst, beauftragt, vollständigere Untersuchungen anzustellen, aber seine Bemerkungen waren dem Plane nicht günstig, den er für chimärisch ansah. Die Aufmerksamkeit der neuen Welt blieb indeß fortwährend auf eine Verbindung der zwei Weltmeere gerichtet, und im Jahre 1828 beauftragte Bolivar zwei Ingenieure, die HH. Lloyd und Falmark, mit neuen Terrainuntersuchungen. Falmark starb aber bald, und Lloyd ging, nachdem er seine Arbeit beendigt, nach London, um die Ergebnisse dort bekannt zu machen. Während des Jahres 1837 begaben sich zwei Franzosen, die HH. Joly de Sabla und Morel aus Guadeloupe, nach Panama, veranstalteten eine vollkommene Aufnahme des Landes auf ihre Kosten und suchten endlich zu beweisen, daß der Canal ausführbar sey.

(Schluß folgt.)

Kupfer- und Silberminen am Obern See in Nordamerika. Wenn man erwägt, welche Thätigkeit sich seit den letzten 30 Jahren auf den canadischen Seen entfaltet hat, namentlich in Folge der dort zahlreichen Bleiminen, so ist zu erwarten, daß die Entdeckung von gediegenem Kupfer und Silber (Echo du Monde Savant vom 6 März) den Strom der Bevölkerung noch weit mehr in diese Richtung hinleiten wird.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 83.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 März 1845.

Die slowakische Schriftsprache.

Der Sprachenstreit in Ungarn ist bekannt, weniger aber, daß derselbe auch unter den Slawen selbst eine Spaltung hervorbringt. Die Slowaken Oberungarns, zu denen Jan Koller, einer der ausgezeichnetsten böhmischen Schriftsteller gehört, bedienten sich bis jetzt fast immer der böhmischen als Schriftsprache, hauptsächlich weil ihnen die Bibel in böhmischer Uebersetzung zugekommen und für sie ein Wendepunkt ihrer Sprache geworden ist, wie Luthers Bibelübersetzung in Deutschland. Es hat allerdings nicht an Bemühungen gefehlt, die slowakische Mundart zur selbstständigen Sprache zu erheben, sie haben aber bis jetzt nur sehr geringen Anhalt gefunden, und erst seit es im Interesse der Magyaren liegt, den literarischen Zusammenhang zwischen Böhmen und dem Lande der Slowaken zu zerreißen, hat das Bestreben einen neuen Anlauf genommen, wie sich aus dem Umstande ergibt, daß die neue slawische Zeitung von Pesth mit Ausnahme der literarischen Beilage nicht böhmisch, sondern in slowakischer Mundart erscheinen soll. Die Sache findet nicht bloß in Böhmen, sondern auch unter den Slowaken selbst mancherlei Anstoß, und da es sich dabei um eine stärkere Zersplitterung oder engere Vereinigung der slawischen Literaturen handelt, so heben wir aus einem offenen, in der Zeitschrift des böhmischen Museums (Jahrgang 1845, 1. Heft) mitgetheilten Sendschreiben *) einige Stellen aus, welche die Sache etwas näher bezeichnen: „Ich habe aus Ihrer Einladung zu der bei Ihnen entstandenen Gesellschaft Tatrina **) ersehen, daß auch Sie eine neue Schriftsprache und Literatur für das Slowakenland zu gründen beabsichtigen. Ihr wollt also, daß die Slowaken von der böhmischen Sprache sich lossagen und slowakisch schreiben, aber welche von den slowakischen Mundarten wollt Ihr denn als Schriftsprache annehmen, die Liptauer? Trentschiner? Saroser? Gömörer? oder Gott weiß noch was für welche? Ihr wißt wohl, daß so viel es bei euch Gespannschaften gibt, so viel gibt es auch verschiedene Mundarten, von denen eine jede von der andern so verschieden ist, als sie alle mit einander von der böhmischen; welche soll also zur Schriftsprache erhoben werden? Ihr antwortet: keine, sondern ihr wollt von allen das was Gutes sich darin findet, ausheben und beibehalten. Aber irgend eine Mundart muß doch zum Grund gelegt werden, und wer bestimmt denn, was von den übrigen Mundarten dazu genommen werden soll? Bernolak hat am Ende des vorigen Jahrhunderts den Slowaken eine Schriftsprache geschöpft, die Slowaken haben sie aber nicht als ihre Muttersprache anerkannt, so daß darüber arger Hader entstanden ist, und jetzt wollt ihr wiederum Samaria von Judäa losreißen, und Grund zu neuem Streit und Zerstücklung legen. Freunde, ihr solltet, wenn auch nicht um der Vereinigung mit Böhmen willen, doch wenigstens wegen der Einigkeit unter euch selbst, die böhmische Schriftsprache nicht lassen. Sie ist das kirchliche Band, welches uns bisher mächtig zusammengeknüpft hat; zerreißt ihr dieß, so entsteht Verwirrung unter uns, aus der uns keine Macht wieder retten kann. Unsere Sprache übt keine Macht aus, wir haben keinen Centralpunkt, keine Akademie, nicht einmal eine Zeitung, *) auf welche Art soll sich also einer unserer verschiedenen Dialekte als der herrschende hinstellen? Und wenn man auch irgend eine Mundart, irgend eine Grammatik als die allgemeine unter den Slowaken einführen könnte, was wäre damit gewonnen? Wird unserem Volke die slowakische Schriftsprache verständlicher seyn als die böhmische? Keineswegs, und der Beweis ist, daß Bernolaks Sprache z. B. den Bewohnern des Saroser und Trentschiner Comitats minder verständlich ist als das Böhmische. Und gesetzt auch, daß wir unsere Mundart grammatisch in Aufnahme bringen könnten, so werden und können wir doch niemals lexikographisch eine eigene Sprache haben. Wenn wir nicht in eine verderbliche Anarchie verfallen wollen, so dürfen wir uns von der böhmischen Bibelsprache nicht losmachen; sie ist das Palladium unserer

*) Der Name des Briefstellers wie des Adressaten sind für das deutsche Publicum gleichgültig.

**) So benannt nach dem Tatragebirge.

*) Der Brief war geschrieben, ehe die Erlaubniß zur Erscheinung einer Zeitung in Pesth ertheilt war, und die Zeitung soll jetzt selbst die Spaltung bildlich darstellen, indem der politische Theil slowakisch, der literarische böhmisch geschrieben seyn soll.

Nationalität *), und jemehr wir Slowaken böhmisch schreiben, destomehr slowakische Elemente werden auch in die böhmische Sprache übergehen."

Das Unternehmen hat, obgleich die neue Zeitung in Pesth selbst sich der Spaltung fügen muß, keine Aussicht auf Erfolg, und wird schon darum bei der nächsten Gelegenheit wieder zusammenfallen, weil man das Ganze als einen Versuch von Seite der Magyaren ansehen wird, Uneinigkeit unter den Slowaken auszusäen.

Ein Zug durch die Felsengebirge.

Wanderung von Browns Hole nach Fort Hall.

(Fortsetzung.)

In diesem Thal und in einigen andern Theilen der Berge wächst die sogenannte Ochsenbeere, welche eine ungemein angenehme Säure hat und so groß ist wie die gewöhnliche Johannisbeere; sie ist dunkelroth und wächst auf 8 bis 10 Fuß hohen Büschen, die in ihrem äußeren Ansehen einem jungen Buchenbaum gleichen. Von dieser Beere erhielt ich einen geringen Vorrath, ließ einen Hund schlachten, nahm einige Pfund gedörrtes Büffelfleisch, kaufte noch ein Pferd und am Morgen des 19 verließ ich Browns Hole, um mich in die öden Wüsten hineinzuwagen, die den Raum zwischen diesem und Fort Hall einnehmen. Blair, Smith und mein Führer Jim machten meine ganze Begleitung aus. Zahlreiche Kriegszüge der Schwarzfüße und Sioux streiften umher; wurden wir von ihnen entdeckt, so war der Tod gewiß; entkamen wir ihnen und tödtete uns nicht der Hunger, so konnten wir die Gewässer des Schlangenflusses erreichen. Jedenfalls mußte der Versuch gemacht werden, und um 10 Uhr Vormittags zogen wir am Sheetskadee aufwärts; dieser war etwas über hundert Schritte breit, zwei Fuß tief und floß sehr rasch dahin. Auf beiden Seiten in der Entfernung von etwa 1000 Schritten erheben sich die Berge in dunkeln geschichteten Massen etwa 1000 Fuß über das Wasser. An den Abhängen standen spärliche Zwergweiden, die niedrigen Höhen waren mit dem verhaßten wilden Wermuth und Cactus bewachsen. Am Abend schlugen wir unser Lager an dem hohen Ufer des Flusses unter Buschwerk auf und unser Abendessen bestand aus gekochtem Hundefleisch.

Am andern Morgen brachen wir zeitig auf, und kamen nach einer starken Stunde an eine Schlucht, durch die der Fluß sich seinen Weg die Höhen herab mit donnerndem Getöse bahnte. Die Schlucht wand sich auf einer Strecke von mehr als zwei Stunden nach allen Richtungen, und die Felsen hingen so über das Wasser hinein daß es unmöglich war, längs dem Flußbette hinzuziehen. Darum mußten wir über ungeheure Steilabstürze und an gähnenden Felsen hinklettern, auf Pfaden von kaum 14 bis 15 Zoll Breite, ohne einen Busch, an dem man sich im Falle eines falschen Schrittes hätte halten können. Aber unsere indianischen Pferde waren an Stellen dieser Art so gewöhnt, daß wir ohne allen Unfall den schlimmsten Theil des Weges zurücklegten. Schon wünschte ich mir zum glücklichen Hinaufsteigen Glück, als oben sich mein zu Puebla gekauftes Pferd losriß, von dem gewöhnlichen Pfad abkam und in Klippen hineingerieth, die immer steiler an dem Abhang hinausliefen; es probte mit den Füßen ob es seinen Weg abwärts finden könne, als es plötzlich durch das Gewicht seiner Ladung das Gleichgewicht verlor und 600 Fuß tief hinabstürzte. Wir fanden es schwer verstümmelt und mußten das Thier seinem Schicksal überlassen.

Wir zogen nun über unfruchtbare, mit pyramidalen Kieshügeln übersäete Ebenen fort und hielten gegen 4 Uhr Abends an einem Bach, um die Nacht hier zu bleiben, da Jim in seinem gebrochenen Englisch zu verstehen gab, das nächste Wasser sey zu weit entfernt, als daß wir es noch an demselben Abend erreichen könnten. Jim ließ alsbald sein Pferd grasen und ging mit seiner Büchse nach den Bergen auf die Jagd; bald hörten wir auch einen Schuß und fanden, daß er eine schöne Antilope geschossen habe. Wir warfen nun den Rest unseres Hundefleisches in die Weiden, den Wölfen zum Fraße; Jim hatte, seit wir das Fort verlassen, nichts gegessen, denn sein Stamm hat einen Aberglauben, der ihnen das Essen von Hundefleisch verbietet. Ein Hundeesser ist ein Schimpfwort bei ihnen, und es ist auffallend, daß die mit den Schoschonen so nahe verwandten Arrapahos oder Hundeesser diese Thiere zu einem großen jährlichen Feste mästen. Gegen das Antilopenfleisch hatte aber Jim keine Abneigung, denn er aß unmäßig, wusch sich dann, kämmte sein langes dunkles Haar und legte sich schlafen.

Am nächsten Vormittag ging's fort über kiesige, von Gras, Holz und Buschwerk entblößte Ebenen, Nachmittags über zerrissene Berge, an denen hie und da Schichten von schönem Schiefer hervorstanden. Selbst die Uferstriche waren so dürr wie die Sahara. Die einzigen lebenden Wesen waren der kleine Prairiewolf und Schaaren von Elstern; dieser Vogel haust in den ödesten Bergen und scheint ein Vergnügen daran zu finden, die Wüsten durch sein unglückliches Gekrächz noch furchtbarer zu machen. Bei Einbruch der Nacht befanden wir uns wieder am Sheetskadee, lagerten hier unter einigen alten Baumwollbäumen, und unsere Pferde, die seit 48 Stunden wenig bekommen hatten, fraßen begierig das trockne Gras am Ufer. Seit wir Browns Hole verlassen, hatten wir eine fast nördliche Richtung eingeschlagen. Am andern Morgen aber mußten wir auf die Westseite des fast südwärts strömenden Flusses übersetzen und kamen nun an einen seiner Zuflüsse, Hams Fork genannt, welcher im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, ungeheure Wassermassen abführen muß, denn sein Bette war da, wo wir es trafen, über 1000 Schritte breit und 200 Fuß tief; dagegen war das Wasser jetzt im August nur 6 Fuß breit und kaum einige Zoll tief. Gegen Mittag erschienen in Nordosten in der Entfernung von einigen Stunden drei hohe Massen: die eine glich einer ungeheuren Kirche mit einer wahrscheinlich 300 Fuß hohen senkrechten Felspyramide. Die

*) Sie gilt auch bei den Böhmen selbst als das Palladium ihrer Nationalsprache.

Erhöhung, auf der sie ruhte, glich in Farbe dem Sande dieser Gegend. Die Felspyramide aber war schwärzlich, wahrscheinlich Basalt; die zwei andern Felskegel waren minder hoch. Jenseits derselben gegen Osten schien das Land eine offene Ebene, südwärts dehnte sich eine dunkle Bergkette aus, aber der ganze Gesichtskreis, so weit das Auge reichte, bot für Menschen und Vieh nichts dar als einige kleine Strecken dürren Grases und das Wasser des Baches; nichts Grünes zeigte sich, nichts als die verbrannte unfruchtbare Wüste, die keine Menschenkunst je dem Anbau gewinnen kann. Nach einem spärlichen Abendessen legten wir uns in die Wolldecken gehüllt nieder unter dem hellen Sternenfirmament, und schliefen sanft nach der mühseligen Reise. Gegen Mitternacht erwachte ich; es war eine herrliche Nacht, die Sterne schienen kleiner als in minder hohen Lagen, aber darum nicht minder schön. Es war Mitternacht, denn die Wölfe begannen zu heulen und diese halten ihre Zeit sehr genau ein. Ich hatte kaum den Anblick der schönen Sternennacht genossen, als diese schlaflosen Schildwachen der Wüste ihr mitternächtliches Geheul erhoben, das von Rudel zu Rudel fortgepflanzt endlich in den fernen Thälern sich in dem Schweigen der Nacht verlor. Es ist dieß ein merkwürdiger Instinct dieser Thiere. Sobald das erste Morgenlicht im Osten erscheint, stimmen sie in den Prairien des Westens ihr Morgengeheul an, das mit dem Schritt der Zeit vom Westen des Mississippi bis in die Tiefen der Felsengebirge sich fortpflanzt. Den ganzen Tag ruhen sie schweigend in ihren Höhlen. Aber ein zweites Geheul, furchtbarer und länger, weckt um Mitternacht die schlafende Wildniß, und es ist ausnehmend merkwürdig, mit welcher Genauigkeit sie die Stunden treffen. Wir sollten sie in den nächsten Tagen noch oft hören, denn der Weg führte nicht mehr am Ufer des Flusses hin, sondern quer durch die Ebene, die allmählich zu immer bedeutendern Höhen anschwoll, so daß unsere Aussicht sehr beschränkt wurde, und wir von den Höhen herab weder die Windfluß-Berge noch die Anahuak-Kette sahen. Nach allen Richtungen hin hoben sich die todten, blattlosen Anschwellungen des Bodens, zwischen denen Wölfe und Raben hausen, deren Geheul und Gekrächz aus hungrigen Kehlen zu kommen schien; wir konnten in der That nicht errathen, wovon sie in dieser Oede sich nährten.

Am folgenden Morgen, den 25sten, ward allmählich der Boden minder unfruchtbar; im Thale des Flusses standen junge, kräftige Baumwollenbäume, Steinbeerbüsche und schwarze Ellern, die uns hoffen ließen bald Gras und Blumen zu sehen und die kühlen Quellen der Hochlande, die zwischen uns und dem großen Bärenfluß lagen, zu erreichen. Der Tag aber war schwül, und der Staub hing über uns, wie der Dampf eines Dorfs an einem stillen Maimorgen. Gegen Mittag überschritten wir den Fluß und hatten kaum uns aus dem Buschwerk längs demselben herausgemacht, als Jim einen scharfen, schrillen Ton ausstieß und auf einen einsamen Reiter deutete, der eine Viertelstunde von uns sein Pferd die Höhe aufwärts uns entgegentrieb. Als ächter Bergjäger kam er im Galopp auf uns zu gesprengt, grüßte uns mit einem herzlichen Händedruck und zeigte uns an, daß er nach Browns Hole gehe, um seine Frau und sein sonstiges Besitzthum wieder zu sehen. Madison Gordon — so hieß der Jäger — ist ein Ueberrest jener großen Jagdzüge der amerikanischen Pelzcompagnie, die meistens in Browns Hole den Winter zubringen. Ich glaube in der That, die Eigenthümer dieses Postens sind sämmtlich Trappers der Compagnie, welche durch den langen Aufenthalt in den Gebirgen den Geschmack am civilisirten Leben ganz verloren und sich nun hier niedergelassen haben, nicht nur um eine ihren Neigungen angemessene Lebensweise zu führen, sondern auch um ihre lustigen alten Gefährten mit ihren Erzählungen, Scherzen und Liedern um sich zu vereinigen. Gordon, wie alle andern Trapper, die ich in den Bergen sah, erklärte sich überzeugt, daß so wenig Biber, so wenig Wild und so viele Gefahren jetzt im Gebirge sich fänden, daß „ein Weißer hier nichts mehr zu thun habe; er stehe deßhalb im Begriff seine Squaw und all sein Besitzthum zu holen, dann den Columbia hinabzugehen und sich im Thale des Willamette anzusiedeln. Dieß sey, sagte er, auch die Absicht fast aller Trapper, die er kenne; sie wollten ihre indianischen Weiber und Kinder mit sich nehmen, irgendwo in der Nähe sich niederlassen, je nach Umständen den Boden anbauen oder der Jagd leben, und so den Abend ihres Lebens unter den wilden Freuden dieser köstlichen Wildniß zubringen. (Fortsetzung folgt.)

Nachricht von dem Reisenden Castelnau.

Das Echo du Monde Savant vom 12 März meldet, daß neue Nachrichten von dem Grafen Castelnau eingelaufen sind, welcher bekanntlich von den Ministern des Innern und des öffentlichen Unterrichts mit einer wissenschaftlichen Mission nach den Centralprovinzen Südamerika's beauftragt ist. „Ende Octobers hatte dieser muthvolle Reisende Goyaz verlassen, um sich nach Cuyaba und dem (fast fabelhaften) See Xarayes an den Gränzen von Brasilien und Peru zu begeben. Der Paraguaystrom, welcher in den Gebirgen von Arinos entspringt, durchfließt den Xarayes-See. Hr. v. Castelnau hatte von Rio aus die Provinzen Minas und Goyaz durchzogen, und war, nachdem er sich einen Monat lang in der Hauptstadt der letztern Provinz aufgehalten, wieder aufgebrochen, um die fast unbekannten Striche im Süden der Provinz Para zu besuchen. Er fuhr den Rio Araguay hinab, den seit 20 Jahren kein Reisender besucht hat, und kam zurück, indem er den Fluß Tocantins hinauffuhr. Während dieser Reise von mehr als 800 Lieues hatte Graf Castelnau Gelegenheit die Sitten verschiedener Völker kennen zu lernen, die bis jetzt auch nicht dem Namen nach bekannt waren. Hr. v. Castelnau will in kurzem wieder nach Cuyaba aufbrechen und seine Reise durch den amerikanischen Continent fortsetzen, wo er auch die alten Denkmäler an den Gränzen des peruanischen Gebiets zu untersuchen gedenkt.“ (Wir werden den Bericht des Grafen Castelnau an den Minister des öffentlichen Unterrichts vom 22 October vorigen Jahres demnächst mittheilen.)

Panama und Neugranada.

(Schluß.)

Angelockt durch diese Versicherungen und durch den Wunsch, ein der Republik so günstiges Unternehmen ausgeführt zu sehen, bewilligte

der Congreß von Neugranada durch Decret vom 30 März 1838 den HH. Augustin Salomon und Comp. ein Privilegium für die auf dem Isthmus von Panama ins Werk zu setzenden Verbindungen jeder Art, und stellte im Fall der Ausführung große Vortheile in Aussicht. Aber troß des Decrets und den der Compagnie gewährten Vortheilen vergingen mehrere Jahre und die Sachen rückten nicht vorwärts, worauf endlich die französische Regierung beschloß sich Licht über die Sache zu verschaffen, und durch Hinsendung von zuverlässigen Leuten die Frage über die Möglichkeit einer Verbindung beider Meere zur Entscheidung zu bringen.

Die hingesandten Personen waren der Mineningenieur Garella und Hr. Courtines, der bei mehrern Gelegenheiten, namentlich in der Erbauung einer schwierigen Straße durch die Pyrenäen, Beweise eines großen Talents gegeben hatte. Diese beiden Ingenieure kamen am Anfang des Jahres 1844 zu Panama an und machten sich augenblicklich an die Arbeit. Hr. Courtines, der mit dem Terrainstudium und den Nivellirungsarbeiten beauftragt war, brachte vier Monate damit zu, den Isthmus Metre für Metre zu untersuchen. Er führte 20 Neger mit sich, die er zur Arbeit abgerichtet hatte, und bildete ein kleines Lager. Jeden Abend hing er seinen Hamak an einen Baum auf, aber selten ging eine Nacht ohne Belästigung vorüber, bald war es ein Tiger, den man im Wald brüllen hörte, bald eine Schlange, welche die Neger im Augenblick tödteten, wo sie sich ins Zelt einschleichen wollte.

Die Arbeit war unter die Neger gleich vertheilt: die einen hieben Pfosten zu, hieben die Bäume nieder, um einen Weg in den Wald zu bahnen, oder hielten ihm bei der Arbeit die Instrumente. Die andern besorgten alle für den Unterhalt nothwendigen Gegenstände, gingen alle drei Tage nach Chorrera, einer kleinen Stadt in der Nähe von Panama, um Lebensmittel zu holen, bereiteten die Speisen und trugen den Arbeitenden ihre Nahrung zu. So ging das Geschäft fort, und alles that unter der Leitung des Directors seine Pflicht.

Der Isthmus von Panama ist von der Andenkette durchzogen, welche die ganze Breite des Isthmus einnimmt, und deren Höhe an der niedersten Uebergangsstelle 130 Metres beträgt. Dieß macht die Anlage eines Canals ausnehmend schwer und vor allem sehr kostbar. Ein Canal müßte, um seinen Zweck zu erreichen, Schiffen von 7 bis 800 Tonnen den Durchgang gestatten, und nach der neuesten Berechnung der Ingenieure wenigstens 6 Metres Tiefe haben, die Schleußen aber zwischen beiden Thoren 60 Metres lang und 12 Metres breit seyn. Die Gesammtlänge des Canals wäre etwa 60 Kilometres, da man einen Fluß benützen könnte, der die Länge des Canals bedeutend ermäßigte; die Zahl der Schleußen wäre 70, unabhängig von einer Regulirungsschleuße an der Mündung des Canals nach dem stillen Meere hin. Die Gesammtausgabe für diese große Arbeit würde nach den mäßigsten Berechnungen 70 bis 80 Millionen (Franken?) betragen, und was die Kosten merklich steigern würde, ist die Nothwendigkeit, gewissermaßen zwei Häfen zu graben, da das Meer an beiden Ufern nicht sehr tief ist.

Die Mission der HH. Garella und Courtines wird die Folge gehabt haben, der Welt zu zeigen, daß die materiellen Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind und daß der Canal möglich ist. Dieß ist ohne Widerspruch die beste Untersuchung, die bis jetzt noch angestellt wurde, und man wird die aufgenommenen Plane immer mit Nutzen zu Rathe ziehen; aber das Hinderniß liegt in der großen Ausgabe, die noch überdieß so mäßig wie möglich berechnet ist, und in der Schwierigkeit, die nöthigen Gelder zu Erbauung des Canals zusammenzubringen. So wenig man also die Unternehmung als unmöglich ansehen darf, so werden doch noch lange Jahre verfließen, ehe sie zur Ausführung kommt.

Die Compagnie, welche eine Concession zur Ausführung einer Verbindung zwischen beiden Meeren erhalten hat, hat nun den einzigen ausführbaren Plan angenommen, und bildet eine Gesellschaft, um eine Eisenbahn anzulegen, welche von der Bay von Limon, dem günstigsten Punkt an der atlantischen Küste, ausginge und bei Panama endete. Auf diese Art wären beide Ufer auf eine Art verbunden, die dem Isthmus den Durchgang der Waaren von beiden Seiten her sichern und ihn mit allen amerikanischen Ländern in fortwährenden Verkehr brächte. Jetzt besteht nur ein ganz schlechter Weg von Chagres nach Panama, der völlig unzureichend ist. Der nach den genauen Untersuchungen des Ingenieurs Courtines entworfene Plan zu einer Eisenbahn würde keine unmäßigen Ausgaben erfordern und könnte binnen zwei Jahren fertig seyn. Er würde dem Lande Bewegung und Leben zurückgeben, Handel und Reichthum in seinen Schooß zurückführen und in einigen Jahren, wenn dadurch der Isthmus ein anderes Ansehen gewonnen und alle Nationen seine Wichtigkeit eingesehen hätten, wenn alle Theile des Gebiets vollständig untersucht wären, endlich auch ernstlich an einen Canal denken lassen.

Der Isthmus von Panama ist einer der fruchtbarsten Striche des amerikanischen Continents; er ist mit schönen Wäldern bedeckt, in denen man Palmen, Platanen, Mangos, Orangebäume, Acajou, Eisenholz und alle Arten von Färbehölzern findet. Er vereinigt die Producte der Antillen mit denen der heißen Zone. Reis, Mais, Bananen, Cacao, Kaffee, Sarsaparille, Kautschuk, Vanille, Jalappa, Zuckerrohr gedeihen in Fülle; schöne Flüsse bewässern und befruchten den Boden; zahlreiche Minen enthalten in ihrem Schooße noch unerforschte Reichthümer. Das Klima ist nicht ungesund, und noch niemals ist die mörderische Pest des gelben Fiebers dahin gedrungen.

Miscellen.

Echinocactus Stainesii. Die Echinocactus stammen beinahe alle aus dem Hochlande von Mexico, und der District, wo man sie in größter Menge findet, ist San Luis Potosi. Von hier hat ein Hr. Staines eine Art nach England in die Gärten von Kew geschickt, welche von Hrn. Hooker Ech. Stainesii genannt wurde. Es ist die größte in Europa bekannte Art; das Gewicht betrug, nachdem die Wurzeln gänzlich von Erde gereinigt waren, 116 Kilogramme, die Höhe vom Hals an über 1 Metre, der Durchmesser 60 Centimetres (etwa 2 Fuß). Das Exemplar ist vollkommen gut erhalten in Kew angelangt, und hat auch kurz, nachdem es eingesetzt worden, Blumen getragen, über hundert, die sich am Gipfel entfalteten, von der Größe der Opuntia, aber orangefarb. (Echo du Monde Savant. 13 Febr.)

*

Das Skelett der in Ostindien gefundenen fossilen Riesenschildkröte, eine der Arten, die in der indischen Mythologie eine so große Rolle spielen, wurde kürzlich der Londoner geologischen Gesellschaft zugeschickt. Es ist das einzige seiner Art in Europa und wurde am Fuße des Himalaya in einem Thonlager gefunden, das auch fossile Knochen von Mastodonten, Nilpferden, Rhinocerossen u. s. w. einschloß. Die Gesammtlänge des Thieres ist 18 Fuß 7 Zoll, des Schildes 12 Fuß 3 Zoll. (Echo du Monde Savant vom 12 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 84.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 März 1845.

Professor Latham über den Ursprung der amerikanischen Racen.

Seit einiger Zeit äußert sich Prof. Latham bald in der einen bald in der andern englischen Gesellschaft, namentlich in der neuerstandenen ethnologischen, über Völkerverwandtschaften überhaupt, und namentlich über die der amerikanischen. Seine Studien gehen hauptsächlich von der Sprache aus, und diese scheint nun allerdings ein Hauptkennzeichen, sie ist aber bekanntlich nicht das einzige und noch dazu vielleicht das schwierigste von allen. Seine Bemerkungen scheinen uns einen starken Zug von Oberflächlichkeit an der Stirne zu tragen und manche sind mehr als gewagt. Da ihm indeß seine vielfache Beschäftigung mit diesen Gegenständen nothwendig einen Ueberblick geben muß, so heben wir aus zwei seiner neuesten Vorträge, von denen der eine „über den Ursprung der mexicanischen Racen" in der königlichen Gesellschaft zu London am 28 Febr., der andere „über die Ethnographie des westlichen Amerika's" in der ethnologischen Gesellschaft zu London am 19 Febr. gehalten wurde, die Hauptsache aus, weil seine Ansichten, wenn auch nicht über den Ursprung der amerikanischen Racen, doch über den Zusammenhang der nördlichsten Völker Amerika's einiges Licht verbreiten, wenn wir sie gleich vielfach für falsch halten müssen. Seine Lucubrationen über die indogermanischen, semitischen und afrikanischen Sprachen lassen wir dabei völlig dahingestellt, da sie hier billiger Weise in keinen Betracht kommen können.

Lathams Angaben zufolge finden sich in Nordamerika eilf Sprachengruppen, die zum Theil in sehr viele Dialekte zerfallen, aber auch die Gruppen selbst sind nicht von einander gänzlich verschieden, sondern vielfach in einander übergegangen und verschmolzen. In Südamerika bestehen 7 Gruppen, gleichfalls in sehr viele Dialekte gespalten; die Sprache der Waraus (Guiana) ist die vereinzeltste, aber das Pescheräh, die Sprache des Feuerlandes, welche bis jetzt nicht näher bestimmt wurde, rechnet Hr. Latham zum Patagonischen. Die Schwierigkeit des Studiums der amerikanischen Sprache entspringt hauptsächlich aus dem sehr verwickelten Bau der Worte, da alle vielsylbig sind, oft 17 Sylben haben und in den Wurzeln selbst zusammengesetzt sind. So sind die Elemente dieser Sprache versteckt, aber es ist den Philologen gelungen, die zusammengesetzten Wörter zu zerlegen und ausfindig zu machen, daß ihre einfachsten Wurzeln den Worten der einsylbigen Sprachen Ostasiens entsprechen. Hr. Latham scheint anzunehmen — denn in den uns vorliegenden Mittheilungen im Athenäum und der Liter. Gazette vom 8 März ist es nicht bestimmt gesagt — daß die Sprachen Nordostasiens mit den einsylbigen Sprachen des südlichen Ostasiens im wesentlichen zusammenfallen, eine Behauptung, die wohl noch manchem Zweifel unterliegen dürfte. Ebenso zweifelhaft erscheint die Behauptung, daß die Aehnlichkeit der Eskimosprache mit den amerikanischen augenscheinlich sey, und in der That alle amerikanischen Gruppen sich auf das Eskimo zurückführen lassen. (all the american Languages may be traced into the Esquimaux). Die Eskimos und die Rothhäute sind physisch zu sehr geschieden, als daß wir ohne die allertriftigsten Beweise eine solche Verwandtschaft annehmen dürfen, und Hr. Latham scheint seine Ansicht selbst zu widerlegen, indem er an einer andern Stelle sagt: „in einem Theile Amerika's (in dem westlichen Gebiet) sey die Sprache der Coluschen und der Eskimos vermischt," denn gerade von diesen Coluschen sagt er: „in den Gegenden um Cooks Einfahrt und den Berg Elias soll eine zweite Race erscheinen, welche von den Eskimos scharf (by a broad line of demarcation) geschieden ist. Dieß sind die Coluschen, welche man allgemein den Eskimos gegenüberstellt." Dagegen schildert Latham die Stämme, welche am nördlichen Ocean und unmittelbar südwärts von der Behringsstraße wohnen, die Tschuktschen, Tschugatschen, Cadiaks und Aleuten als Eskimos. Wenn nun die Coluschen von den Eskimos sich so sehr unterscheiden, so muß auch die Verschiedenheit von den übrigen Stämmen nicht unbedeutend seyn, und jedenfalls beginnt dann mit den Coluschen ein anderer amerikanischer Stamm, der nicht zu den Eskimos gehört, und durch seine Zahl viel bedeutender erscheint, als die nördlicher wohnenden Eskimos. Hr. Latham rühmt die zahlreichen Hülfsmittel, welche die russische Regierung und die russisch-amerikanische

Compagnie zur Kenntniß der Sprache und Sitten dieser Stämme geliefert, aber Hr. Latham scheint die Vocabularien — ohnehin oft arge Irrlichter — nicht sonderlich benützt zu haben, wenn er daraus nichts als einen solchen Galimathias von Stammnamen entnimmt, deren er etliche zwanzig aufzählt. Gegen die Verwandtschaft der Coluschen und Eskimos sprechen seine eigenen Worte und gegen die der Eskimos mit den amerikanischen Rothhäuten so viele physische Unterschiede, daß wir volles Recht haben, den ganzen Wirrwarr von Namen und Sprachen als ein höchst unbedeutendes Zeug bei Seite zu werfen. Das wirkliche Resultat möchte nur die Verbreitung der Eskimos seyn, welche viel größer scheint, als man gewöhnlich annimmt.

Ein Zug durch die Felsengebirge.

Wanderung von Browns Hole nach Fort Hall.

(Fortsetzung.)

Das Land wechselte jetzt bedeutend gegen früher: statt der harten steinigen Hochebenen oder der unfruchtbaren Berge von Lehm und Sand, wo sich oft Tage lang nicht Gras genug fand, um ein Duzend Pferde auch nur einen Tag lang zu nähren, waren jetzt die Bergabhänge grün, wie die Felder in den Vereinigten Staaten im Mai, kleine Bäche plätscherten durch die Thäler und die Blumen dufteten, wie im schönsten Frühjahr. Es war aber auch wirklich Mai hier: der Schnee war vor kurzem erst verschwunden, und noch später war Regen gefallen. Es war dieß die Wasserscheide zwischen dem Sheetskadee und dem großen Bärenfluß, aber keine Bergkette; von dem höchsten Punkt aus gesehen, erschien sie wie eine Hochebene, die in leichten Wellen anstieg, aber doch hoch genug über den öden Wüsten im Osten lag, um Feuchtigkeit aus den Wolken anzuziehen. Indeß blieb der Boden zu arm, um Holz zu tragen; nur Gras wächst üppig, und diese Stellen bilden einen seltsamen Contrast mit den von rothem und weißem Sand bedeckten Strichen. Hier liegt der Schnee neun Monate des Jahres hindurch, und wenn er endlich vor der warmen Sonne des Junius und Julius weicht, ist der Boden fast in einem einzigen Tage mit grünem Grase bedeckt. Gegen Sonnenuntergang ritten wir einen steilen, mit Felsblöcken übersäeten Abhang hinab, und schlugen hier an einem kleinen nordwärts fließenden Bache ein Lager auf. Mein unermüdlicher Jim erlegte hier eine Antilope — ein unerwartetes Glück, denn nach allen Berichten über diesen Theil meines Weges erwartete ich von hier an fasten zu müssen bis ich Fort Hall oder meines Lebens Ende erreicht hätte.

Der Bach an dem wir lagerten, war ein oberer Zufluß des großen Bärenflusses, der hauptsächlich, wo nicht ausschließlich, den großen Salzsee nährt. Wir zogen längs dem kleinen grünen Thal hinab und erreichten den Hauptfluß gegen 12 Uhr; er war 25 Fuß breit, 2 Fuß tief und floß ziemlich rasch über ein Bett von braunem Sand und Kies hin. Wir hielten an, um unsern Thieren Ruhe zu gönnen, und zogen dann noch eine gute Strecke am Ufer hinab; die Berge, die das Flußthal einschlossen, waren von konischer Form, 500 bis 2500 Fuß über dem Wasserspiegel des Flusses hoch, die Uferstriche theils mit rauhem Grase, theils mit Espen, schwarzen Birken und Weiden bedeckt. In den Bergschluchten schauten hie und da üppig wuchernde Baumgruppen zwischen den schwarzen Felsenwänden hervor. Als wir am andern Morgen früh aufbrechen wollten, und eben den Gurt unserer Sattelpferde — das letzte Geschäft beim Lageraufbruch in den Bergen — fester zogen, erblickte Jims Adlerauge in der Ferne etwas Verdächtiges. Alsbald wurden neue Zündhütchen aufgesetzt, schnell zu Pferde gestiegen und hinter einer Barrikade von Gestrüpp Platz genommen, um Zahl, Farbe und Absicht der unwillkommenen Besucher zu erforschen. Jim blickte durchs Gebüsch mit der vollen Anstrengung indianischer Vorsicht. Es war ganz der Ort für Streifzüge von Sioux, Krähen oder Schwarzfüßen, und dieß Erscheinen so früh am Tage war ein Umstand, der stark nach Bogen und Pfeilen roch. Bald jedoch ritt Jim aus dem Versteck hervor und galoppirte einem Fremden entgegen. Ein Schütteln der Hände und allerlei Verdrehungen des Gesichts und wunderliche Gebärden zum Zeichen des gegenseitigen Erkennens folgten einander, und ein schwärzlicher alter Trapper näherte sich unserer Schaar. Es war niemand geringeres als der berühmte Bärentödter Meek, der im Museum von St. Louis abgebildet ist, wie ein ungeheurer grauer Bär, der ihm die Finger und den Daumen der linken Hand abgebissen hat, die Tatzen auf seine Schultern legt, während Meek ihm das Jagdmesser mit der rechten Hand tief in die Kehle stößt. *) „Guten Morgen, wie geht's?“ redete er mich an; „fremd in den Bergen, nicht wahr?“ Ehe ich ein Wort antworten konnte, schlug er uns vor, eine Antilopenschulter, die er noch bei sich hatte, mit ihm zu verzehren; aber wir waren einmal im Sattel, wollten die Morgenkühle nicht verlieren, und dankten ihm für seine freundliche Einladung mit der Versicherung, daß wir selbst noch Fleisch hätten. Als er hörte, daß wir nach dem Columbiafluß reisten, benachrichtigte er uns, daß wir wahrscheinlich mit den Durchbohrten Nasen (Nez-percés-Indians), welche eine Tagreise von Fort Hall am Salmenfluß lagerten, den Weg hinab machen würden; er selbst sey auf dem Wege nach Browns Hole um seine Frau und sein sonstiges Eigenthum **) zu holen und dann sich ihrem Lager anzuschließen; die Indianer würden ihre Lagerplätze in etwa zehn Tagen verlassen.

Dieser Mann ist gleichfalls ein Ueberrest der Jagdzüge der amerikanischen Pelzcompagnie. Er kam vor langen Jahren in die Gebirge und hat so lange mit Indianern in Gemeinschaft gelebt, daß er ihnen in den Sitten völlig gleicht; derselbe unruhige, stets wachsame Ausdruck der Augen, dieselbe unnatürliche Gesticulation im Gespräch, dieselbe Abneigung gegen das Sprechen, wenn ein Zeichen, eine Verdrehung des Gesichts oder des Körpers oder allenfalls auch eine Bewegung

---

*) Er selbst schilderte aber den Kampf anders, auch hatte er nicht die Finger dabei verloren.

**) Dafür ist der curiose Ausdruck „possibles“ gebraucht.

der Hand den Gedanken ausdrückt, kurz er ist in allem, im Stehen, Gehen und Reiten — bis auf die Farbe — ein Indianer. Als er uns Lebewohl sagte und zum Wegreiten sich anschickte, bemerkte er noch: „Haltet Eure Augen wachsam vor den Schwarzfüßen. Sie streifen um die Bierquellen herum, und, halt! — mein weißes Roß war eines Abends im Lager sehr müde, ich mußte mein Gepäck vergraben (cache) und es zurücklassen; bedient euch seiner, wenn ihr könnt und nehmt es mit nach dem Fort.“ So sprechend trieb er sein müdes Thier zu einem Trabe an und war bald in dem Buschwerk des Thales verschwunden. Meek war augenscheinlich sehr arm und hatte kaum genug Kleidung seinen Leib zu decken. Während er mit uns sprach, wehte ein kalter Wind das Thal herauf und machte ihn zittern wie ein Espenblatt. Er sprach von seiner ärmlichen Lage und beklagte sich über die Ungerechtigkeit seiner früheren Brodherren, die geringe Belohnung, die er für die ausgestandenen Mühseligkeiten und Gefahren erhalten — eine Klage die ich von jedem Trapper hörte, den ich auf der Reise getroffen.

Das Thal öffnete sich, während wir an der Nordseite unsern Weg verfolgten, immer mehr, Boden, Wasser und Vegetation so ziemlich dieselben wie früher. Die Berge auf beiden Seiten entfernten und hoben sich in felsige schroffe Ketten, die in dunkeln drohenden Massen wild durch einander gethürmt waren. Aus den Felsenspalten hervor ragten zahlreiche Zwergcedern, ihr Bergflachs war in üppiger Fülle und reif. Die Wurzel glich der von perennirenden Pflanzen, die Faser aber war die der gewöhnlichen Jahrespflanze in den Staaten, auch Blume und Samengefäße sind dieselben; jedoch der Same selbst war viel kleiner und von dunkelbrauner Farbe. Dieß Thal ist das Kornfeld und der Wurzelgarten der Schoschonis, denn hier wachsen eine Menge eßbarer Wurzeln, die sie im Monat August ausgraben und für den Winter trocknen. Auch findet sich hier ein Gras, das einen Samen trägt halb so groß wie der gewöhnliche Roggen und ähnlich in der Form. Auch diesen sammeln und trocknen sie und heben ihn auf in Ledersäcken für die „Zeit des Mangels.“ Diese Indianer hatten ihre Wurzeln u. s. w. wenige Tage vor unserer Ankunft gesammelt, aber die Ernte war so schmal ausgefallen, daß sie kaum zu ihrem Unterhalt während ihres Aufenthalts hinreichte; um aber die Feinde zu hindern dasjenige zu sammeln, was ihnen allenfalls entgangen seyn mochte, steckten sie große Strecken des fruchtbarsten Theils in Brand. Wir hatten an diesem Tage 30 Meilen zurückgelegt, schlugen Nachts unser Lager in einem dichten Gebüsch von schwarzen Ellern auf und verzehrten unser letztes Fleisch, obwohl wir vor unserer Ankunft zu Fort Hall, vier Tagemärsche, keine Aussicht hatten anderes zu bekommen.

Am folgenden Morgen standen wir mit der Sonne auf, und fanden, nachdem wir eine Stunde lang geritten waren, Meeks weißes Roß. Es kam im Galopp auf uns zu, mit hellem Wiehern. Jim setzte jetzt sein edles Thier in raschen Gang, wies dabei auf den Boden, legte den Kopf auf die eine Schulter des Pferdes und schnarchte; dieß sollte bedeuten, daß unser nächster Schlafplatz eine sehr lange Tagreise entfernt sey. Und wer mit dem Mienenspiel der Indianer vertraut war, konnte aus seinem Gesichte den Entschluß abnehmen, dieses Ziel vor Abend zu erreichen, mochten die Folgen auch seyn welche sie wollten. Und so geschah es auch. Bei Sonnenuntergang kochte unser Feldkessel mit einem Pelikan, den wir an den „Dampfbootquellen“ erhalten. Der Theil des Thales, den wir heute zurückgelegt, war fast allenthalben mit einer dicken Decke rauhen Grases überzogen, was nebst einigen andern Andeutungen mich zur Vermuthung brachte, der Boden möchte nicht unfruchtbar seyn, namentlich wenn man das Wasser des Flusses benützte, um die Felder zu bewässern. Allerdings war der Mangel an Holz ein großes Hinderniß, doch kein so großes, daß man nicht glauben sollte, das Thal des großen Bärenflusses könnte im Laufe der Zeit ein Wohnsitz gebildeter, fleißiger Menschen werden. Seine Lage, so entfernt von beiden Meeren, kann solche Hoffnungen nur steigern, besonders wenn man erwägt, daß die beste mit Wagen fahrbare Straße von den Staaten nach dem Oregongebiet und Californien durch dieß Thal führt. Das Nordende des großen Salzsees sollte von unserm dießmaligen Lagerplatz nur 30 M. entfernt seyn und zwischen diesen beiden Punkten sind die Berge an beiden Thalseiten steiler und zerrissener, das Wasser im Flusse stärker, der Boden fruchtbarer und die Landschaft malerischer als in den obern Strecken. Eine Menge Zuflüsse münden sich von Osten her ein, eine Anzahl kleinerer, reizender Thäler öffnet sich innerhalb der schwarzen Gebirge, und um den See her an der Einmündung des Flusses ist Wasser und Boden vortrefflich, Holz in Fülle und der Himmel lacht in unbewölktem Frühling.

(Schluß folgt.)

Ausflüge nach Ungarn.

Dritter Ausflug.

Fast zwei Stunden lang genossen wir des zauberischen Anblicks von der Höhe des Kohut herab, bis uns die heftig brennende Sonne und der prosaische Magen erinnerten, herabzusteigen und Kühlung nebst einem Frühstück zu suchen. Wir stiegen an der Südseite zwischen Gestrüpp und Granitblöcken hinab bis zur sogenannten Jungfernquelle, wo uns das vortreffliche Wasser und einige substantiellere Vorräthe aus dem Reisesack des Nachtwächters von Chyzno sehr erfrischten. Die Aussicht von der Jungfernquelle auf das Schloß von Muran hätte uns wohl noch länger aufgehalten, aber im Gebüsch erhob sich ein Rauschen und Krachen und die gehörnten Gefährten unseres Nachtlagers drängten sich zur Quelle. Gern machten wir ihnen Platz und stiegen durch schattige Wälder und blühende Wiesen bequem hinab nach dem Städtchen Rewucz, das allerliebst hart am Fuße des Kohut im Thal lag. Wir hatten keine Zeit mehr uns mit dem hiesigen Geistlichen bekannt zu machen, einem ächten Slawen, der Sprüchwörter und Segen des Volks sammelt und diese demnächst herauszugeben gedenkt. Es war schon angespannt und wir eilten nach Muran, an dem gleichnamigen altberühmten Schloß. Als wir im Gasthof aus dem Wagen gestiegen waren, fanden wir uns alsbald von einer Schaar zerrissener, halbnackter

Zigeuner umgeben. Ein Haufe krauser Köpfe drängte sich um uns und streckte bettelnd die schwarzen Hände gegen uns. In diesem buntscheckigen Gedränge jedes Alters und Geschlechts machte sich ein hübsches Mädchen am keckften bemerklich, augenscheinlich wohl wissend, daß der Mann seinen Tribut der Schönheit nicht versagt. Es war dieß die erste hübsche Zigeunerin, die ich sah, und was ich von den Reizen dieser Schönen gelesen oder gehört hatte, das sah ich jetzt vor mir stehen: ein zarter Wuchs von mittlerer Größe, eine Fülle rabenschwarzer Haare, schwarze Augen, aus denen Blitze sprühten, und ein Korallenmund mit kleinen schneeweißen Zähnen. Aber leider war diese reizende Gestalt so mit Schmutz bedeckt, daß es nicht möglich war, ohne Ekel näher zu ihr hinzutreten, und sie schien mit Wasser, Seife und Kamm noch niemals Bekanntschaft gemacht zu haben. Dieß Zigeunervolk ist ein wahres Räthsel. Kommt man in irgend ein Dorf in Ungarn, so sieht man am Ende desselben einen Haufen aus Stroh und Lehm zusammengepappter Hütten, die mehr in die Erde vergraben sind, als sich daraus emporheben. Dieß ist das Zigeunerviertel, wo dieß Gesindel nistet. Sobald eine Kutsche auf der Straße daher rollt, schwärmt aus diesen Löchern eine Schaar sonnenverbrannter nackter Kinder hervor, mit aufgesträubten Köpfen, wie die Habichte, und diese schreien und schlagen Purzelbäume so lange, bis der Reisende durch einen hinausgeworfenen Kreuzer sich von der widerlichen Begleitung befreit. Außer dem Wahrsagen und dem Diebstahl treiben sie noch einige Gewerbe, namentlich das Schmiedehandwerk. In diesem Pfuhl der ärgsten Noth ist aber doch nicht jeder Gedanke an Ehrlichkeit bei ihnen verloren gegangen. Ich kenne einen Herrn, dessen Pferd auf der Reise ein Eisen verlor, und der, um nicht größern Unannehmlichkeiten sich auszusetzen, bei der nächsten Schmiede anhielt und den Zigeunerschmied aufforderte, ihm sein Pferd zu beschlagen. „Herr!“ sagte der ehrliche Zigeuner, „ich bin darin nicht sonderlich geschickt und könnte Eurem schönen Pferde einen Schaden thun; fahrt lieber noch etwas weiter und Ihr werdet bald einen geschicktern oder keckern Schmied finden.“ Die Nahrung dieser Menschen stimmt mit ihrer Wirthschaft zusammen; gefallenes Vieh ist ein Leckerbissen.

In Murau hielt uns in dem reinlichen, geräumigen Gasthof das Mittagsmahl so lange auf, daß wir alsbald nach Beendigung desselben uns aufmachten, um die Trümmer des Schlosses zu besuchen und zum Nachtlager noch nach Rothenfels (cerwena skala) zu gelangen. Die Sonne brannte kräftig auf uns herab, trotz der buschigen Buchen, in deren Schatten unser Weg aufwärts sich wand, und es kostete uns viel Schweiß, bis wir die Höhe erreichten. Außer dem Kynast im Riesengebirge habe ich kaum je ein Schloß gesehen, das sich so hoch über das Thal erhob, und doch ist der Weg zwischen den überwachsenen Felsen und mit der Aussicht auf das weite Thal ausnehmend angenehm und romantisch. Das Schloß Obermurau hebt sich stolz und trotzig über dem furchtbaren Abgrund, und zeugt noch in seinen Trümmern von der Kraft und dem Unternehmungsgeist der Väter. Es wurde im 15ten Jahrhundert von dem tapfern Ziskra von Brandeis, einem böhmischen Ritter, gegründet, der die Würde eines obersten Heerführers des Königreichs Ungarn erlangte. Dieß war der Mann, von dem der Kanzler des deutschen Reichs, Kaspar Schlick, in seinem Briefe an Ulrich von Rosenberg, das Böhmische aus Liebhaberei mit lateinischen Brocken durchflechtend, schreibt: Ille est præcursor, qui præparare debet vias Domini (das ist der Vorläufer, der dem Herrn die Wege bahnen soll), womit er auf König Ladislaus anspielt. Die Unbeugsamkeit der Böhmen des 15ten Jahrhunderts zeigt sich in diesen mächtigen Burgen und kühnen Thürmen noch bis auf den heutigen Tag, aber die der Decke beraubten Zinnen sind von Moos und Nesseln überwachsen, und auf dem Hofe kam uns statt des gastlichen Hausherrn ein schönes Reh entgegen, das uns einen Augenblick angaffte und dann in vollem Laufe wieder unter den Schutthaufen verschwand. Während der innern Kämpfe in Ungarn gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts befand sich im Besitz dieses Schlosses Maria, die Wittwe des bekannten Rebellen Seci, und vertheidigte solches hartnäckig gegen das sie belagernde Heer Kaiser Leopolds I und seine treuen Ungarn unter Anführung Wesselenyi's. Umsonst versuchte kriegerische Tapferkeit das Schloß zu gewinnen, bis endlich was Gewalt nicht vermochte, die Liebe gewann. Maria verliebte sich in Wesselenyi, überlieferte ihm sich selbst und ihr Besitzthum und der blutige Kampf endete mit einer Hochzeit. Wesselenyi ließ sich später, wohl von seiner Gattin angetrieben, in geheime Verbindungen mit den ungarischen Rebellen ein und wurde seinem Herrn ungetreu. Nach seinem plötzlichen zu Obermurau erfolgten Tode führten die aufgefundenen Briefe und Schriften zur Entdeckung einer Verschwörung, wegen welcher Nadasdy in Wien, Zriny und Frangipani in Wienerisch-Neustadt und Tattenbach in Grätz hingerichtet wurden, wie denn auch eine Grabschrift in Wienerisch-Neustadt sagt: „in diese Grube sind wir gefallen, weil ein Blinder den Blinden führte.“ Unser Führer wies auf die mit Schutt überdeckten Räume hin und sagte, dieß sey die Caserne, dieß die Küche, dieß das Gefängniß u. s. w. gewesen. Das alles lebt noch im Andenken des Volks, und was die Sache um so glaubwürdiger macht, ist der Umstand, daß ein munterer Slowake uns auch die Stelle andeutete, wo bei der erwähnten Belagerung die kaiserlichen Geschütze aufgestellt waren, woran man vom militärischen Gesichtspunkt aus betrachtet auch nicht wohl zweifeln kann.

Schon bedeckten die riesenhaften Schatten der Berge den bunten Teppich der Wiesen und Felder im Thal, als uns beifiel, daß wir heute noch nach Rothenfels müßten. Wir rafften uns deßhalb auf, nahmen Abschied von dem Schlosse Obermurau und stiegen über flache, von Fichtenwäldern eingeschlossene Wiesen in lieblicher Kühle hinab. Kaum waren wir aber bis zum Wald gelangt, so überraschte uns die Dunkelheit und der Weg wurde äußerst beschwerlich. Nicht eine lebende Seele war zu sehen. Nur ein einzelner Walache, ein Hirt im schwarzen Hemd, den breiten, mit gelbem Blech eingefaßten Hut auf dem Kopf und die lange Axt schwingend, ging um uns her. Diese Walachen zeichnen sich selbst unter den ziemlich großen Slowaken, — namentlich um die Quellen der Gran bieten die schlanken, großen Söhne Slawas einen erfreulichen Anblick dar, — durch ihre Größe aus. Sie leben ausschließlich von der Viehzucht und scheinen verslawte Celten zu seyn. Die Bergspitzen heißen bei ihnen noch Turna, was an das celtische Volk der Taurisker in Steyermark und an die dortigen, Tauern genannten Berge mahnt. Wir gedachten aber jetzt wenig an die Alterthümer und die Geschichte der Nachbarvölker, denn der Weg nahm unsere Aufmerksamkeit über die Maaßen in Anspruch.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lager von Seemuscheln wurde kürzlich von Hrn. Thirlet (Verhandlung der französischen Akademie vom 1 März) bei Tournus 500 Kilometres von und 175 Metres über dem Meere aufgefunden. Zwei der dortigen Muscheln, Ostrea hippopus und Murex trunculus, finden sich noch lebend an den atlantischen und mittelländischen Küsten.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 85.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 März 1845.

Bemerkungen über die Keilschrift zu Ninive.

Ein Engländer, der sich mit *A* unterzeichnet und seiner Angabe zufolge selbst in Persien gereist ist, theilt wiederum in der Literary Gazette (vom 8 Mai) einige Bemerkungen über diese Alterthümer mit, die vielleicht für unsere Leser von Interesse sind, indeß so weit nichts neues enthalten, als die Alterthümer, wie schon geschehen, der zweiten assyrischen von Cyarares gestürzten Dynastie vindicirt sind. Seine interessantesten Bemerkungen betreffen die Inschriften, deren die Alterthümer von Mesopotamien, Persien und Adserbaidschan gewöhnlich dreierlei enthalten, die wir bis auf weitere Berichtigung Persisch, Babylonisch und Medisch nennen wollen. Diese verschiedenen Arten von Keilinschriften stehen nicht immer in derselben Ordnung: so entspricht z. B. in den dreisprachigen Inschriften von Hamadan und Persepolis die erste Columne links der ersten Columne rechts in der dreisprachigen Inschrift zu Wan; die dritte Columne rechts in der Inschrift von Hamadan entspricht der mittlern Columne zu Persepolis ꝛc. Ueber die Bedeutung dieser verschiedenen Anordnung wird man erst urtheilen können, wenn man nicht bloß die Inschriften entziffert hat, sondern auch, was freilich dann nicht mehr schwer seyn dürfte, die Alterthümer den verschiedenen Dynastien und Königen zugetheilt sind. In Bezug auf Ninive ist nun zu bemerken, daß die daselbst gebrauchte Art von Keilschrift der mittleren Columne in Hamadan, Wan und wahrscheinlich auch in Bisutun gleicht; sie erscheint minder complicirt als die babylonische und minder einfach als die persische Keilschrift. Man hat diese Art Schrift die medische genannt, ohne genugsamen Grund, denn sie findet sich zu Wan einzeln auf Denkmalen, die viel älter als die dortigen dreisprachigen sind, und man hat sie daselbst der Semiramis zugeschrieben, während derselbe Charakter gleichfalls einzeln auf mehreren alten Denkmälern in Susiana und Elymais vorkommt. Ebenso findet man zu Ninive auf Backsteinen, die man in den Grundmauern von Gebäuden entdeckte, welche augenscheinlich dem höchsten Alterthum angehören, auf Cylindern (wie in Palmyra?) und auf Bruchstücken von behauenen Steinen, meist Basalt, die babylonische oder zum mindesten gesagt, eine ebenso verwickelte Schrift. Daraus geht jedenfalls hervor, daß zu Ninive in verschiedenen Zeiten zweierlei Schriftarten im Gebrauch waren. Wenn die verwickelte Form von Keilschrift die älteste ist, wie wir nach allen bis jetzt gemachten Entdeckungen beinahe glauben müssen, und wenn sie in Babylon vor der medopersischen Eroberung im Gebrauch war, dann können wir annehmen, daß sie im ganzen assyrischen Reiche unter den frühern Dynastien in Anwendung kam. Man möchte den ungewissen Ausdruck „medisch", welchen man jetzt der Mittelform gibt, noch eher annehmen, wenn allmählich Modificationen der Schreibart eingeführt worden wären, und die Schrift nach und nach die größte Einfachheit erlangt hätte durch die Perser, welche die drei Schriftarten in ihren dreisprachigen Inschriften verbanden. Man bemerkt im Aegyptischen einen allmählichen Uebergang der ideographischen Schrift in die phonetische, und im Chinesischen könnte ein ähnlicher Proceß vor sich gegangen seyn. Es ist aber sehr die Frage, ob sich etwas Aehnliches mit der Keilschrift zugetragen hat, und dieser schwierige Punkt ließe sich nur durch eine lange und sehr genaue Untersuchung über die Geschichte der Keilschrift entscheiden, wozu aber wohl die Sache noch bei weitem nicht hinreichend untersucht und gereift ist. In Bezug auf Ninive und die daselbst entdeckten Inschriften ist fürs erste bloß zu bemerken, daß, jene oben erwähnten alten Backsteine, Cylinder u. s. w. abgerechnet, die nur fragmentarisch sich finden, diejenige Keilschrift, welche man gewöhnlich die medische nennt, in den von Botta entdeckten Denkmälern ausschließlich vorkommt.

Außer diesem ausschließlichen Gebrauch der sogenanten medischen Schrift ist an den Alterthümern von Ninive der Umstand zu bemerken, daß nicht eine Spur von Säulen sich findet. Dieser Umstand stellt die Ruinen von Ninive im Charakter den babylonischen ohne Vergleich näher als den persepolitanischen, in denen die Säulen eine große Rolle spielen. Hiezu kommt als Zierrath der Stier mit dem Menschenkopf, ein rein semitisches Symbol, das sich im Tempel Bels oder Baals in der frühesten Zeit von Babylon fand.

Allerdings scheinen die Perser dieß assyrisch-babylonische Symbol gleichfalls aufgenommen zu haben, wie die Zierrathen namentlich an den Säulen zeigen; daß aber der thierische Theil der Figur auf den persepolitanischen Denkmalen so unbestimmt ist, daß man sich vielfach gestritten hat, was es denn für ein Thier vorstellen solle, mag als Beweis dienen, einestheils, daß das Symbol ohne rechtes Verständniß seiner Bedeutung von fremder Hand übernommen wurde, anderntheils aber auch, daß die Skulpturen von Chorsabad in richtiger Zeichnung und geschmackvoller Ausführung über den persepolitanischen stehen.

Ein Zug durch die Felsengebirge.

Wanderung von Browns Hole nach Fort Hall.

(Schluß.)

Die Hauptsache, auf welche alle gleichmäßig hinauskommen, besteht darin, daß der See 200 Meilen lang, 80 bis 100 breit, daß das Wasser sehr schwer und so salzig ist, daß ein Stück Holz, welches man hineintaucht und dann an der Sonne trocknen läßt, mit weißem Salz sich überziehen soll; die Ufer bestehen meistens aus Anschwellungen von Sand und unfruchtbarem braunem Lehm, auf den nicht hinreichend Feuchtigkeit fällt, um eine andere Vegetation als wilden Wermuth und Cactus zu tragen; alle Versuche, den See in Kähnen zu umschiffen, wurden nach ein- oder zweitägigem Versuch aus Mangel an frischem Wasser aufgegeben. Der große Bärenfluß ist das einzige bedeutende Wasser, welches sich darein ergießt; in der Mitte erblickt man hohes Land, ob dieß aber eine Insel oder eine lange Halbinsel ist, darüber sind die Nachrichten getheilt. Die Thäler des großen Bärenflusses und seiner Zuflüsse so wie der nördliche Theil des Sees liegen, wie man glaubt, noch im Gebiet der Vereinigten Staaten.

Die unmittelbare Nachbarschaft unsers Lagers ist eine der merkwürdigsten Stellen in den Felsengebirgen. Der Umstand, daß der Weg nach dem Oregongebiet und nach Californien stets nothwendig hier durchführen, daß an dieser Stelle ein Haltplatz für die langen Karawanenlinien zwischen den Gewässern des Missouri und dem Stillen Meere errichtet werden muß, ist allein schon wichtig genug, um alle diejenigen zu interessiren, welche an dem unwiderstehlichen Vordringen der Civilisation auf dem amerikanischen Continent Antheil nehmen. Aber diese Stelle bietet auch noch andere interessante Gegenstände dar: ihre Geologie, ihre Mineralogie und ich möchte auch sagen die chemischen Verhältnisse derselben — denn hier sind Laboratorien und Gase in der größten Fülle — werden mit der Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich ziehen. Die Sodaquellen, bei den Pelzhändlern „Bierquellen" genannt, gehören zu den merkwürdigsten Gegenständen dieser Art, die ich kenne. Sie liegen etwa 250 Schritte von dem nordwestlichen Ufer des Flusses. Es sind sechs Gruppen oder mit andern Worten sechs kleine, etwa zwei Fuß tiefe Höhlungen, von runder Form, sieben bis acht Fuß im Durchmesser, in denen eine Menge Quellen große Massen von Gas und Wasser ausstoßen mit einem Geräusch, das dem Kochen von ungeheuren Kesseln gleicht. Diese Senkungen sind gewöhnlich rein, mit einem kiesigen Boden, in einigen jedoch wächst Torf oder Büschel von rauhem Gras, zwischen denen viele kleine Quellen sind, worin das Wasser so lustig hervorbricht, daß ich versucht war an einer zu trinken. Als ich mich aber näherte, trieb mich das erstickende Gas alsbald zurück. Ich machte einen Versuch an einer zweiten Quelle und konnte hier ohne viele Mühe trinken; das Wasser schien mir mit Soda und Säure stärker geschwängert als das von Saratoga, und war ausnehmend angenehm. Einige Quellen stießen wenigstens vier Gallonen Gas in der Secunde aus, und obgleich sie auch große Massen Wasser, für das man keinen Ablauf finden kann, unaufhörlich ausströmen, so konnte ich doch weder eine Vermehrung noch Verminderung desselben bemerken. Es gibt noch fünf oder sechs andere Quellen am Ufer des Flusses, deren Wasser ganz ähnlicher Art ist.

Fünf- bis sechshundert Schritte stromabwärts von der Sodaquelle ist die Dampfbootquelle, die aus einem senkrechten Felsen am Ufer des Flusses hervorbricht; sie hat acht Zoll im Durchmesser. Sechs Fuß etwa auf der horizontalen Fläche des Felsens ist eine andere Oeffnung, einen Zoll im Durchmesser, welche in der untern Höhle mit der großen Oeffnung verbunden ist. Wenn man sich der Höhle nähert, hört man unter dem Boden einen gurgelnden, zischenden Ton, der durch die Erzeugung des Gases in der untern Höhle hervorgebracht zu werden scheint. Dieses bricht, wenn der Raum angefüllt ist, durch eine andere mit Wasser gefüllte Höhle, und stößt dieses schäumend und sprudelnd in den Fluß. Beim Durchgang durch die kleinere Oeffnung entweicht das gespannte Gas so ziemlich mit demselben Ton, wie bei einem Dampfboot, wenn man den Dampf ausläßt; daher der Name. Die Zeiten der Entladung sind sehr unregelmäßig: manchmal folgen sie sich in zwei, manchmal in drei, vier, fünf Minuten. Auch die Stärke der Ausströmung ist sehr wandelbar: manche behaupten, das Geräusch habe weit in den Bergen wiedergehallt, ich selbst aber konnte es in der Entfernung von 250 Schritten nicht mehr hören. Auch die Temperatur des Wassers scheint in verschiedenen Zeiten sehr verschieden zu seyn. Als ich es untersuchte, fand ich es etwas über Blutwärme, andere fanden die Temperatur viel höher.

Die merkwürdigste Erscheinung ist aber erst noch zu erwähnen. Der ganze Fluß von der Dampfboot- bis zu den Sodaquellen, eine Strecke von wenigstens 600 Schritten, ist angefüllt mit mehr als tausend Quellen, die alle durch das zwei Fuß hoch über ihnen hinfließende Wasser brechen und ihre Dampfsäulen zum Theil sechs Zoll über die Oberfläche hinausstoßen. Das Wasser ist ziemlich dasselbe, wie das der Sodaquellen. Ganz nahe an den Sodaquellen und an dem gegenüberliegenden Ufer des Flusses findet man zahlreiche Felsen mit Oeffnungen in der Mitte und andern Andeutungen, daß durch sie gleichfalls einst ähnliche, aber jetzt erloschene Quellen sich ergossen haben. Die Landschaft um diese wunderbaren Quellen her ist sehr romantisch. Gegen Ostnordost öff-

net sich das obere Thal des großen Bärenflusses, welches auf beiden Seiten mit dunkeln Vorgebirgen eingefaßt ist, die sich thürmend über das Thal erheben; gegen Südwesten streicht das untere Thal hin, an dessen beiden Seiten nackte Felsen aufstreben, deren wilde Erhabenheit mit der sanften Schönheit des Stroms und Thals seltsam contrastirt. Man möchte fast prophezeihen, daß in künftigen Jahrhunderten diese Stelle an den Sodaquellen ein sehr fashionabler Badeplatz seyn wird.

Unser Schlaf war unterbrochen worden durch das flackernde Feuer eines indianischen Lagers auf einer benachbarten Anhöhe. Wahrscheinlich waren es Schwarzfüße; wir hielten uns deßhalb sehr still, brachen vor Tagesanbruch auf und kamen in kurzem nach dem „Thal der Schlünde," wodurch wir den verdächtigen Nachbarn völlig aus dem Gesichte kamen. Dieß Thal hat seinen Namen von den zahlreichen Rissen oder Schlünden in den vulcanischen Felsen, die seinen Boden ausmachen; sie sind so breit und tief, daß die Eingebornen von jeher meilenweit über die niedern Hügel auf der Nordostseite ziehen mußten. Jim ritt auf dieser Wegspur raschen Trabes fort, und winkte uns in ominöser Weise ihm zu folgen und uns zusammenzuhalten; die scharfkantigen Steine und Schlacken lagen allenthalben umher und verletzten die armen Thiere fast bei jedem Schritt, aber Jim kannte kein Erbarmen, wenn er wußte, daß Schwarzfüße in der Nähe seyen. Fort ging es mit aller Eile, welche Sporn und Peitsche erzwingen konnten, bis wir nach Einbruch der Nacht unter den Weiden des Thals, 40 Meilen von dem gestrigen Lagerplatz, eintrafen. Unser rascher Zug hatte mir wenig Zeit gelassen, dieß seltsame Thal zu untersuchen, und ich bemerkte bloß, daß es, wie die Zwischenthäler des Bärenflusses, mit rauhem Gras bedeckt sey, das die sengenden Strahlen der Sonne bereits in Heu verwandelt hatten. Eine merkwürdige Gasquelle zog gleichfalls Morgens um neun Uhr meine Aufmerksamkeit auf sich; das Hervorstrudeln und das schöne Becken erregte selbst die Bewunderung meines sonst so stumpfen Führers Jim; zum erstenmal, seit ich die Ehre seiner Bekanntschaft gemacht hatte, hielt er an, um eine merkwürdige Erscheinung dieser Art zu bewundern. Es war auch in der That eine schöne Probe der Baukunst der Natur: das Becken hatte etwa sechs Fuß im Durchmesser, der Boden bestand aus einer niedern horizontalen Fläche und war wie der acht Zoll hohe Rand von festem Fels. In der Mitte des Bodens stieg das Gas und Wasser auf, letzteres sechs Zoll tief, klar und etwas säuerlich.

Am 31 August machten wir uns zeitig auf und erreichten nach drei Stunden den Fuß der Berge, welche das „Thal der Schlünde" vom Schlangenfluß trennen; eine breite Senkung zwischen den Höhen bietet hier eine Straße dar, die beladene Wagen ohne Mühe zurücklegen könnten. Diese Straße schlugen wir ein. Das Land war bedeckt mit grünem Gras, mit Büschen und Bäumen, das Murmeln eines kleinen Baches unterbrach die öde Stille, kleine Vögel zirpten in den Gebüschen, alles gewann ein freundliches Aussehen — aber der Hunger! Wir waren, seit wir Browns Hole verließen, auf schwache Rationen gesetzt gewesen. Am Tage, wo wir die Sodaquellen erreichten, hatte ich den achten Theil eines Pelikans gegessen, die zwei letzten Tage nichts, aber ich litt von dem nagenden Hunger weniger als in der vorigen Nacht. Eine tödtliche Stumpfheit durchdrang das ganze Magen- und Nervensystem: eine Schwäche des Herzschlags, Unsicherheit der Sehorgane und eine schmerzliche Abmattung beschlich mich. Nach kurzer Ruhe kroch ich in die Büsche und fand hier nach langem Suchen zwei rothe Rosenknospen. Diese aß ich und streckte mich dann auf mein Lager.

Der erste September war ein schöner Tag: die Sonne ging glänzend und unbewölkt hinter den östlichen Gebirgen auf und weckte uns aus dem Schlummer. Der Hunger nagte freilich, aber der Schlaf hatte doch die Mattigkeit zum Theil weggenommen, und die Erinnerung an die überstandenen Gefahren, der belebende Anblick des südlichen Arms des Columbiastroms, die Gewißheit im Oregon-Gebiet eingetroffen zu seyn, befreite die Seele von der Angst und gab uns eine Freudigkeit, die nur der begreift, welcher so viel gelitten hat. Fort Hall lag vor uns, und noch ehe die Sonne unterging, sollten wir von seinen gastlichen Mauern umfangen seyn. Darum wurden jetzt die Kleider gewechselt, die Rasirmesser in Thätigkeit gesetzt, unsere sonnenverbrannten Gesichter gebadet, und so aufs beste ausgerüstet ritten wir eilig nach der Ebene hinab. Eine Stunde noch durch Sand und wilden Wermuth, eine Stunde längs den Ufern des Saptinflusses, eine Stunde durch den Wald und vor uns erhoben sich die weißen Zinnen von Fort Hall. Als wir aus dem Walde hervortraten, schossen wir auf Jims Anweisung unsere Büchsen ab, und bald trat ein einzelner, wohl bewaffneter Reiter aus dem Thor, der vorsichtig durch das Gebüsch reitend uns forschend beobachtete. Nachdem er sich versichert, daß unsere Haut ursprünglich wenigstens weiß gewesen, kam er heran, und als er erfuhr, daß wir aus den Staaten seyen, daß wir keine feindseligen Absichten hätten und wüßten, daß Hr. Walker sich im Fort befände, kehrte er um, und bald kam auch Hr. Walker uns entgegen. Das „Willkommen in Fort Hall!" wurde so freundlich gegeben, daß wir uns wie zu Hause fühlten. Eine Flasche alter Jamaica-Rum, Weizenbrod, frische Butter und Büffelzungen wurden, sobald wir uns unseres Reiseanzugs und Reisestaubs entledigt hatten, aufgesetzt und vertrieben bald das entsetzliche Gefühl des Hungers.

Ausflüge nach Ungarn.

Dritter Ausflug.

(Fortsetzung.)

Auf einem Hügel zeigte sich endlich etwas Weißes, und ich fragte den Führer, was das sey. — Die Schalasche an der Gran, war die Antwort; denn wir sind noch im Gebiet der Gran. — Aber jetzt war stockfinstere Nacht eingebrochen, und in der vorigen Woche hatten einige Uebelthäter in dieser Schalasche den Baza (Schaffner) ermordet und alles, was darin war, gestohlen. Diese Nachricht war uns also nicht

sehr angenehm, denn wir hatten unsere Waffen in dem Wagen gelassen, den wir auf der Landstraße nach Rothenfels geschickt, und irrten jetzt in dem verdächtigen Landstrich ganz waffenlos herum. Am meisten Sorge machte uns der Weg selbst, der in gänzlicher Dunkelheit zwischen hohen Baumstämmen sich hinwand, und wenn uns hie und da die Sterne ein wenig leuchteten, so zeigten sie uns höchstens einen Stein, einen Bach oder vermoderte Brücken, denen wir unsere Last nicht wohl anvertrauen konnten. Wir fragten zwar unsern Führer mehreremal, ob wir auf dem rechten Wege, ob es noch weit nach Rothenfels sey, er antwortete aber jedesmal mürrisch mit dem moralischen Satz: ehrliche Leute schliefen bei Nacht und streiften bei dieser Zeit nicht in der Welt herum. Wir fingen an unsern Schritt herzlich zu bereuen und sehnten uns nach dem bequemen Gasthof in Murau, wie die Juden auf der Wanderung nach den Fleischtöpfen Aegyptens, um so mehr, als man uns gesagt hatte, wir würden in Rothenfels nichts als gewöhnliche Dorfschenken finden. Inzwischen erschien mit einemmal vor uns im Walde ein Licht, und wie der Wanderer in der Fabel trösteten wir uns, daß dieß ein irdischer Stern aus einem verzauberten Schlosse sey, aus dem wir eine nach allerlei Abenteuern eingesperrte Prinzessin befreien sollten. Das Licht aber bewegte sich, und nach einigen Minuten erkannten wir eine Laterne, hinter der eine männliche Stimme uns zurief: „guten Abend, meine gnädigen Herren!" Es war dieß der herrschaftliche Heiduke aus Rothenfels, der sich gerade im Wirthshaus befand, als unser Wagen dort anlangte. Als er und der Wirth vernahmen, daß wir von dem Schlosse Obermurau gerade über die Berge hinüberstiegen, beriethen sie sich, wie man uns wohl den beschwerlichen Weg erleichtern könne, und das Resultat ihrer Berathung war, daß der Heiduke mit einer Laterne uns entgegen gehen solle. Nach einer halben Stunde befanden wir uns im Gasthof, der freilich dorfmäßig und einfach genug aussah, doch aber reinlich und anständig war. Trotz aller bösen Nachreden hatten wir ein bequemes Zimmer, schneeweiße Betten, ein leckeres Abendessen und noch dazu die freundlichen Gesichter der dienstfertigen Leute des Hauses, wie ich es indeß gewöhnlich fand, wenn ich bei ächten Slowaken übernachtete. Freilich gibt es kein Paradies ohne Schlange und kein Wirthshaus ohne Rechnung, aber diese war hier, wie im ganzen Slowakenlande, unbedeutend.

Am andern Morgen, als der Nebel noch wie der Geist Gottes über dem jungen muntern Granfluß und über den Fichtenwäldern hinwogte, saßen wir bereits im Wagen und fuhren nach den Eisenwerken von Pohorele. Schwarze Wälder, stattliche Häuser, hohe Berge und freundliche Wiesen zieren in buntester Mannichfaltigkeit das Thal, und ehe noch die Sonne über die Gipfel der Berge hervortrat, waren wir schon an Ort und Stelle. Der Director der Eisenwerke, an den wir eine schriftliche Empfehlung hatten, schlief noch, und wir spazierten einstweilen in dem neuangelegten englischen Garten herum. In solchem Lande, wo die Natur selbst schon die schönsten Aussichten und Localitäten darbietet, ist es leicht einen Garten anzulegen, nur muß der Gärtner nicht die Abgeschmacktheit begehen und mühsam Hügelchen und Felschen aufeinander häufen, welche in dieser Umgebung sich wie ein Ameisenhaufen ausnehmen müssen. Inzwischen war der Director aufgestanden und nahm unsern Besuch an, worauf wir mit ihm die Werke besichtigten. Diese sind großartig und seit einiger Zeit in ungewöhnlicher Thätigkeit; sie möchten wohl verdienen von einem erfahrenen Bergbaukundigen genauer geschildert zu werden. Dampfmaschinen sind noch nicht da, man braucht sie aber auch noch nicht, da die jugendliche Gran die Arbeit verrichtet. Nachdem wir alle Oefen, alle Anstalten zum Strecken und Walzen des Eisens gesehen, nahmen wir Abschied von dem Director, um sowohl uns als den Pferden Ruhe in Rothenfels zu gönnen. Eine schöne Straße führte uns von hier gegen Osten zu den zerstreuten Häuschen, die man hier Telgart, d. h. Thiergarten, nennt. Hier soll sich eine Quelle finden, die bald trocken ist, bald wieder hervorquillt. Möchte doch irgend ein gelehrter Slawe Nachricht über diese Naturmerkwürdigkeit geben. Wir konnten uns nicht aufhalten, um zu untersuchen, wo und wie das Wasser hervorquelle; dazu ist ein Geologe und vielleicht ein Chemiker nöthig. Man sagte uns, sie stehe zweimal in 24 Stunden stille.

Jenseits Telgart verließen wir das Flußgebiet der Gran und fuhren durch einen engen Paß unter dem Königsberg hin nach Ztracena an der Gränze des Zipser Comitats. Der Tag war heiß und am Himmel sammelten sich immer dichtere Wolken, zwischen denen hie und da ein Sonnenstrahl erglänzte, und hier eine Wiese, dort den dunkeln Wald vergoldete, oder von den kleinen Wellen des tosenden Bachs zurückgeworfen ward. Je tiefer der Weg uns ins Thal führte, desto enger drängten sich die grünen Hügel und die grauen oder rothen Felsen zusammen, an denen mannichfaches Buschwerk bis zu den Höhen hinauf sich wand. Endlich war im Thal kein Raum mehr als für den Bach und den unter den Felsen sich hinwindenden Weg, und als wir in dem Hohlweg gegen die Anhöhen uns wandten, wurden wir von der Schönheit der Gegend ergriffen. Uns gegenüber stand der senkrecht von dem Flüßchen aus sich erhebende Felsberg, mit dem mannichfaltigsten Grün geschmückt, und unter den mannichfach gestalteten Felsen zeichnete sich namentlich Einer aus, der einige Klafter hoch aus dem Wasser sich erhob und auf dessen Gipfel ein Kreuz zur Andacht mahnt. Damit aber nicht bloß die Augen, sondern auch die Ohren den heiligen Eindruck fühlen möchten, donnerte es über uns so heftig, daß es zehnfach an den Bergseiten widerhallte und die mächtigen Eichen und Buchen bis in die Wurzel erschüttert wurden, worauf ein heftiger Regen herabstürzte. Unter einer Wölbung des Felsens fanden wir eine Zufluchtsstätte und einen Haufen weinender Kinder, denen unsere Anwesenheit und freundliches Zureden wieder Zuversicht einflößten. Nach einer Viertelstunde hörte der Regen auf und die Sonne trat wieder hervor, nur der Donner grollte noch in der Ferne. Wir machten uns wieder auf den Weg, der bei jeder Wendung des Baches, ja fast bei jedem Schritt ein neues Bild darbot. Man begreift oft nicht, wie man aus diesem steinernen Labyrinth herauskommen soll, jeden Augenblick meint man am Ende der betretbaren oder wenigstens befahrbaren Welt zu seyn. Auf einmal scheint eine senkrechte Wand alles Weiterkommen völlig abzuschneiden, aber immer ist von den fleißigen Slowaken ein Weg durchgebrochen, und mit dankbarem Gefühl schreitet der Reisende durch dieß wahrhafte Triumphthor weiter. Das ist das unfehlbare Kennzeichen slowakischer Bevölkerung in Ungarn: wo man gute Straßen, sichere Brücken und Dämme findet, da haben die Magyaren noch nicht Besitz genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reiterstatue des Herzogs von Orleans, von Marochetti modellirt und von Soyer gegossen, soll demnächst im Hofe des Louvre aufgestellt werden, aber nur zwei Monate daselbst bleiben, denn ihre eigentliche Bestimmung ist Algier. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 86.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 März 1845.

Ausflug nach Linternum am Lago di Patria.

In quest' angusta e solitaria villa
Era il grand' uom, che d'Africa s'apella
Perchè primo col ferro al vivo aprilla.

PETRARCA.

Wohl kann man mit Recht behaupten, daß Campaniens Boden die Natur in allen ihren Formen abspiegelt: Capua's fruchtbare Ebenen, des Vesuvs verbrannte Klüfte, Bajä's zauberreicher Golf, der euböische Uferstrich und endlich die Felder Linternums, heut in Nebel gehüllt und morgen von den schärfsten Sonnenstrahlen Italiens getroffen, gewähren sie uns nicht die raschesten Uebergänge vom Unheimlichen zum Heiterbelebenden, von der Freude zur melancholischen Trauer? Salvator Rosa, Claude Lorrain und Poussin würden mannichfaltigen Stoff für ihre Bilder hier gefunden haben. Ueberaus romantisch erscheint uns die Umgegend von Patria, höchst selten nur von Reisenden besucht. Wir lassen Pozzuoli hinter uns, fahren am Monte Gauro vorüber, einst reich an kostbaren Reben, Villen und Gräbern, und gelangen auf die Höhe, welche den Averner See beherrscht. Wir werfen einen Blick auf seine ewig unbeweglichen Gewässer, auf denen einst in Gegenwart des Augustus mit glanzvoller Pracht ein Scheingefecht der Schlacht von Actium aufgeführt wurde und befinden uns gleich darauf am Arco felice. Dieser herrliche, ganz aus Ziegelsteinen, in unverwüstlicher Kraft erbaute Bogen überspannt einen Bergeinschnitt und schützt die nachgiebigen reichen Tufmassen vor dem Zusammensinken. Einst soll dieser Bogen, ein würdiges Portal für das cumanische Gebiet, reich mit Zierrath aller Art und Marmorstatuen bekleidet gewesen seyn, und ein anderer von geringerer Höhe ihn gestützt haben.

Mit jedem Schritt stößt man hier auf Monumente, welche Zeugniß ablegen von der Größe der Stadt, die einst Megasthenes gegründet. Links bleibt das Amphitheater, der Sammelplatz der reichen Cumaner, nachdem sie griechische Sitten und Gebräuche mit denen ihrer Besieger vertauscht, nachdem die griechische Sprache bereits in die römische übergegangen war. Diese Straße, welche die äußern Mauern der römischen Cumae streift, war rechts und links mit Landhäusern, Tempeln und Gräbern bedeckt. Man erkennt noch einen Halbkreis, ähnlich dem in der Gräberstraße Pompeji's, zum Ruhesitze der Lustwandelnden bestimmt, nur mit dem Unterschiede, daß dieser eine Art von Decke besaß, die in zwölf Fächern elegante Stuckverzierungen und unter dem Fries mehrere jetzt fast gänzlich verwischte Gemälde aufweisen konnte, z. B. Phrixus auf dem Widder, Europa auf dem Rücken des Stiers und eine Nereide auf ihrem Seepferde. Ringsherum, etwas über dem Boden erhoben, befanden sich die Sitze. Ueberall erkennt man die Trümmer der Stadt, welche sich bis zu den Mauern und Wällen der Akropolis sanft den Hügel hinanzog. Doch es würde hier zu weit führen von dem zu reden, was früher schon, dann namentlich im Jahre 1836 und ganz kürzlich durch die Engländer Vernon und Walpole ans Tageslicht gebracht wurde, noch weniger wollen wir hier die Sibyllengrotte, die Ueberreste des Apollotempels, die Heiligthümer des Mercurius, des Jupiter u. s. w. schildern.

Die Straße wird einsamer und einförmiger, jemehr man sich Patria nähert. Der See oder vielmehr Sumpf von Licola bleibt links. In den sogenannten Reali Difese schauen voll Kraft und Majestät mit weitgeöffneten Nüstern Stiere wie die Münzen von Thurium und Pästum sie uns liefern, neugierig auf die Vorüberfahrenden. Die beiden Weiher von Varcatura und Lingua di Cane zeichnen sich wie zwei dunkelblaue Linien unter dem melancholischen Grün der wenigen Bäume ab: man gelangt in die Nähe der kleinen Hügelkette von Gaudio oder Gauvio, wo jene berühmte Quelle entsprang, deren Wasser nach Plinius berauschende Wirkung äußerte. Man erreicht Patria, heutzutage eine Fischerstation am Ufer des Meeres, am Ausfluß des Sees gleichen Namens. Nur die Trümmer einer Brücke aus dem Mittelalter und ein viereckiger Thurm zum Schutz gegen seeräuberische Ueberfälle finden sich hier. Man glaubt daß die dünenartigen Erhebungen, welche mit niedrigem Gestrüppe bewachsen sind und sich ostwärts bis an den Theil des Sees erstrecken, welcher Tironi genannt wird, die Ueberreste des alten Linternum in sich schließen. Linternum war eine der sieben Städte, welche die Cumaner in dieser Gegend gründeten. Die gewandten und erfin-

derischen cumanischen Griechen gruben einen tiefen Canal, um eine immerwährende Verbindung zwischen dem Meere und dem Wasser des Sees zu unterhalten, und erreichten so den doppelten Vortheil, sich des Sees wie eines natürlichen Hafens bedienen zu können, und die Stagnation des Wassers so wie die Verwesung der ringsherum wachsenden Sumpfpflanzen zu verhindern. Auf diese Weise erfreuten sich die damaligen Bewohner einer gesunden Luft und empfanden nichts von jenen pestartigen Ausdünstungen, welche heutzutage Tod und Verderben bringen. In üppiger Fruchtbarkeit, in herrlichem Anbau breiteten sich damals die schönen Ebenen aus vom Fuße des cumanischen Felsens bis zu den berühmten Campi stellati. Es scheint, als ob Linternum mit seiner mütterlichen Pflanzstadt das gleiche Loos getroffen. Lange schon waren die Römer in Campaniens Ebenen herabgestiegen: ihre Kriege mit den Samniten waren bereits gefochten, da betrat Hannibal diesen Boden nach der Schlacht von Cannä, und Rom wendete alle seine Kräfte auf, diesen Landstrich in seinen Besitz zu bringen und den in Lüsten und Wohlleben zu Baja und Capua schwelgenden Feind aus Italien zu verjagen. Von Sinuessa her bewegte sich ein römisches Heer, befehligt vom Consul T. Sempronius, setzte über den Vulturnus und lagerte sich in der Nähe von Linternum, um die Carthaginenser im Auge zu behalten, welche sich Neapels bemächtigen wollten und List und Verrath gegen Cumä spannen. Sempronius vertheidigte Cumä tapfer gegen alle Angriffe des punischen Eroberers und zwang ihn zuletzt zu den tifatinischen Bergen bei Capua zurückzukehren, nachdem er alle seine Plane vereitelt und ihm viele Krieger getödtet hatte.

Mehr als alles andere jedoch machte diesen Ort berühmt das freiwillige Exil des Scipio und das Grabmal, das er sich hier selbst errichtet. Wer kennt nicht die Thaten dieses außerordentlichen Mannes, der als ächter Typus des römischen Charakters dasteht? In der Niederlage am Ticinus (Livius 21, 46), im Alter von 17 Jahren, deckte er mit seinem Schild dem Vater das Haupt und rettete ihm das Leben, selbst mit 27 Wunden bedeckt; im Alter von 24 Jahren unterjochte er Spanien und rächte hier den Tod seines Vaters und seines Oheims, welche im Kampfe gefallen waren. Endlich 34 Jahr alt, nachdem Hannibal bei Zama besiegt, Carthago zinsbar geworden, konnte er als der erste Römer über Afrika triumphiren und durfte den Beinamen eines Welttheils annehmen. So große Verdienste machten ihn der Republik verdächtig: man fürchtete seinen Einfluß auf Heer und Volk und sein in allen Unternehmungen bewährtes Glück, welches er selbst den Eingebungen der ewigen Götter zuschrieb. So schöpften endlich die allzu eifrigen Freunde der Freiheit und besonders der alte Cato Verdacht. Vielleicht hatte er sich eine Partei erworben, welche ihn zum Consul und Dictator auf Lebenszeit zu wählen beabsichtigte. So kam es zu Verfolgungen und Anfechtungen. Die Tribunen verlangten von ihm strenge Rechenschaft seiner Verwaltung und der Anwendung der Schätze, welche er für die Republik erworben. Er aber mit erhabenem Stolze ließ sich nicht herab so schimpfliche Anklage zu widerlegen, und brach das Stillschweigen einzig und allein dadurch, daß er dem Volke seine Undankbarkeit gegen alle die Wohlthaten vorwarf, womit er dasselbe überhäuft. Er schloß mit den denkwürdigen Worten: „Gerade heute, ihr Mitbürger, ist der Jahrestag meines Sieges über Hannibal. Deßhalb laßt uns in die Tempel eilen, um den Göttern Dank zu sagen, welche mir euere Feinde besiegen halfen und nicht allein bei dieser sondern auch bei andern Gelegenheiten mich begünstigten, dem Vaterlande wichtige Dienste leisten zu können. Mögen diese Götter euch stets Befehlshaber verleihen, welche mir gleichen!" — Prophetische Worte, deren Kraft späterhin das ungenügsame und schwer zu leitende Volk zu erproben hatte, als Marius und Sulla, Cäsar und Pompejus seine Leiter wurden. Nachdem er also geredet, soll er dem Volke Lebewohl gesagt und ohne weitern Aufschub sich auf seine hier am Meer gelegene Villa zurückgezogen haben. Nur vier Jahre lebte er hier und starb von Kummer gebeugt in einem keineswegs hohen Alter. Livius erzählt uns, daß Sipio sich hier sein Grabmal erbaute, und daß dasselbe sammt der Büste bereits damals von Sturm und Ungewitter beschädigt gewesen. Seneca, welcher hier eine Nacht verweilte, betete zu den Manen des großen Mannes und beugte seine Knie an diesem Grabmal wie an einem Altar; er erzählt, daß Scipio's Villa aus Quadersteinen erbaut gewesen, daß die Mauer von einem Wald umgürtet, an jedem Endpunkte zwei Thürme enthalten habe, zum Schutz des Hauptgebäudes, daß ferner eine große Cisterne, welche einem ganzen Heere genügt haben würde, am Ende der Gebäude und Gärten sich befunden. Auch von einem kleinen, engen und schattigen Bade ist die Rede, welches mit warmen Wasser gefüllt werden konnte: ein gewisser Aegialus, ein wackerer und thätiger Mann, war zu der Zeit Besitzer der Villa. Scipio soll, alten Berichten zufolge, sich eifrig auf seinem Gütchen mit der Landwirthschaft beschäftigt haben: mit eigenen Händen pflügte er den Acker, und der ältere Plinius sah die Oliven und Myrthen, welche er pflanzte. Daher pflegte er zu sagen, daß er sich niemals weniger müßig befunden als gerade im Müßiggange. Cicero konnte sich in diese Aeußerung nicht recht finden, weil sein Ehrgeiz sich nicht mit Schweigen und Einsamkeit vertrug, und bemüht sich darzuthun, daß seine Unthätigkeit keineswegs mit jener des Africanus zu vergleichen, denn Scipio ruhte aus auf den Lorbeeren der herrlichsten Unternehmungen, welche er für den Staat vollführt: ihm war diese einsame Zurückgezogenheit ein Hafen des Friedens; Cicero hingegen eilte aufs Land nicht aus Liebe zur Ruhe, sondern aus wirklichem Mangel an Geschäften. „Nachdem der Senat vernichtet," sagt er, „was gibt es noch für uns würdiges auf dem Forum oder in der Curie zu thun? Nachdem uns Glanz und Ruhm zu Theil geworden, nachdem wir alle öffentliche Aufmerksamkeit auf uns gezogen, müssen wir jetzt den Blicken der Trauernden uns entziehen und in die Einsamkeit flüchten. Und wahrlich! loben müssen wir den Africanus, denn da er in Schriften keine Beweise seines schaffenden Geistes hinterlassen, keine Producte seines Müßigganges, keine Früchte seiner Einsamkeit sonst

vorhanden, so müssen wir durchaus annehmen, daß er sowohl durch eine seinem Geiste eigenthümliche Thätigkeit als auch durch fortgesetztes Nachdenken über Gegenstände, deren Wesen sich endlich seinen Forschungen enthüllt, niemals allein und müßig sich gefühlt habe; wir hingegen, welche keine solche Kraft und Stärke besitzen, in der Sammlung unserer Gedanken ein Mittel gegen die Langeweile aufzufinden, sehen uns genöthigt allen Fleiß und alle Sorgfalt auf die Abfassung dieses Werks zu verwenden....." Dieses aufrichtige Bekenntniß des Tullius während er das dritte Buch der Pflichten in seiner Villa zu Pompeji schrieb, enthüllt uns deutlich seinen Kummer über den Untergang seiner politischen Hoffnungen. Ohne Amt, verlassen von der in Asien unter Brutus sich befindenden republicanischen Partei, ohne Schmeichler und Anhang, unstät und flüchtig, voll Angst und Furcht vor einem gewaltsamen Tode, eilte er von einer Villa in die andere, um den Schreckbildern seiner Phantasie zu entfliehen. Den sonst so großen Mann erblicken wir nicht frei von Schwächen. Er jammerte weniger über den Untergang der Republik als um seine verlorenen Ehrenstellen und um sein eingebüßtes Ansehen. Welch ein Unterschied zwischen Scipio und ihm! Cicero schwang sich nicht zu jener Erhabenheit des Geistes empor, welche jedem Geschick die Spitze bietet und in sich selbst Genugthuung findet: er wollte nicht auf die Gaben der Fortuna verzichten, die ihn einmal an ihren Wagen gefesselt hatte, und deren Gunst er ängstlich zu verlieren fürchtete. Aus diesem Grunde, um sich der aufreibenden Langenweile und den kummervollen, in ihrem Gefolge sich befindenden Gedanken zu entziehen, schrieb er seinem Marcus moralische Abhandlungen, während Scipio in stolzem Schweigen, in erhabenem Selbstgespräch über das Verhängniß es verschmähte, der Nachwelt seine großen Gedanken zu hinterlassen. Seine Thaten, sein Loos verkündigten seinen Namen, der durch drei Welttheile wiederhallte. Der Name Scipio Africanus ist unzertrennlich geworden von dem Roms als Republik, dennoch lautet die letzte Zeile seines Lebens, welches er am Ufer von Linternum aushauchte, also: Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Gebeine sollst du besitzen..... So stand es auf seinem Grabmal geschrieben, und das aus dieser Inschrift einzig und allein erhaltene Wort „Patria" soll dem See und dem heutigen Fischerdorfe den Namen gegeben haben.

Im Jahre 730 nach Roms Erbauung führte Augustus eine Militärcolonie nach Linternum: diese bestand aus jenen Veteranen, welche von Perugia's Belagerung und aus der Schlacht bei Philippi übrig geblieben waren; sie erbauten am Ufer des Meeres verschiedene Villen, deren Spuren noch in schwachen Trümmern vorhanden sind und die alten, obschon etwas verstümmelten Namen beibehalten haben. Nach der Theilung des Reichs und dem Einfalle der Barbaren hatte Linternum mit den übrigen Städten Campaniens das gleiche Schicksal: Genserich, König der Vandalen, zerstörte es von Grund aus im J. 455 der christlichen Zeitrechnung. Hie und da gewährte noch ein Stück hingesunkenen Mauerwerks aus opus reticulatum oder ein Marmorfragment eine schwache Andeutung der untergegangenen Stadt. In geringer Entfernung sieht man den Clanius (il Lagno), ein unbedeutendes Flüßchen, welches in einem Thal zwischen Nola und Avella entspringt, die Campagna Felice zwischen Capua und Aversa durcheilt, und hier angelangt sich in zwei Aeste theilt, von denen der eine den Gewässern des Sees Zufluß gewährt, der andere sich geraden Weges ins tyrrhenische Meer ergießt.

Aber wo, so dürfte man fragen, ist denn der Ort, wo Scipio's Villa und sein Grabmal sich befindet, welches Petrarca, begleitet von Giovanni Barile und Francesco Barbato auf seiner zweiten Reise nach Neapel, aus Mangel an einem guten Führer vergebens suchte? Nach Pratilli (Via Appia) waltet hierüber gar kein Zweifel ob: beide sollen sich etwa 500 Schritte diesseits Vico di Pantano finden, wo zu seiner (Pratillis Zeit) einige Hütten, genannt la Villa, standen. Noch jetzt sieht man hier mehrere Ruinen, und auch die Leute der Umgegend erzählen von einer großen, jedoch ganz verwüsteten und mit Schutt und Steinen, damit die Kinder und die Thiere nicht hineinfallen möchten, ausgefüllten Cisterne. Auf diese Weise möchte auch der Ausdruck des Valerius Maximus zu verstehen seyn, wenn er den Scipio Bewohner eines elenden Dorfes nennt (vici ignobilis accolam).

(Schluß folgt.)

Eisenbahnen in Algier.

Die moderne Civilisation mit ihren Eisenarmen wirft auch bereits ihre Blicke auf die neueste europäische Eroberung, auf Algier. Das Blatt „Algérie" vom 16 März enthält hierüber Folgendes: „Was vor kurzem noch ein Traum schien, wird bald eine Wirklichkeit werden: eine Eisenbahn wird Blidah mit Algier verbinden und durch ein sichtbares Zeichen die neue Aera der Eroberung durch die Arbeit bezeichnen. Ein Civilingenieur von Algier, Hr. de Redon, hat die vollständigsten Vorarbeiten zu diesem Plane vollendet. Kräftig unterstützt durch Marschall Bugeaud hat er alle Hindernisse überwunden, und jetzt ist der Chef eines der bedeutendsten Häuser von Marseille, Hr. Luce, in Paris, um über die letzten Bedingungen der Concession einer Eisenbahn von Algier nach Blidah zu unterhandeln. Die Compagnie, die sich gebildet hat, besteht aus den achtungswerthesten Männern des Marseiller Handelsstandes, die Capitalien sind in Bereitschaft, sie verlangt von der Regierung nichts, und alles läßt hoffen, daß die Arbeiter sich bald ans Werk machen und daß Algier binnen zwei Jahren seine erste Eisenbahn besitzen wird, die erste Masche des Netzes, welches eines Tages das Land von Tunis bis Marocco, von der Küste bis an die Wüste bedecken soll. So ausschweifend auch dieser Gedanke erscheinen mag, er ist es viel minder, als der Traum von gestern, der sich heute realisirte. Natürlich ist nicht daran zu denken, in Algerien sogleich alle großen Straßen zu Eisenbahnen machen zu wollen, aber doch wäre es klug, alle großen Straßen jetzt schon mit Rücksicht auf die Möglichkeit, daß sie einst zu Eisenbahnen werden, anzulegen, namentlich an denjenigen Orten, wo das Terrain keine besondern Schwierigkeiten in den Weg legt. Erwägt man die jetzigen ungeheuern Transportkosten in Algerien und vergleicht man, was die Amerikaner in Führung von

Eisenbahnen durch gleichfalls noch unbewohnte Landstriche geleistet haben, so wird man nicht sagen können, daß wir ausschweifenden Träumen nachjagen." .

Ausflüge nach Ungarn.

Dritter Ausflug.

(Fortsetzung.)

Hinter dem durch den Felsen gebrochenen Thor zeigten sich einige Gebäude längs dem Wasser. Auf die Frage, wie das Dorf heiße, erwiederte ein vorübergehender Bauer: Ztracena (das verlorene), und es ist in der That in dieser Ecke verloren. Der Slawe ist der ächte Sohn der Natur, er kennt seine Mutter und hegt sie in seinem Herzen. Welcher gemeine Mann eines andern Volks schöpft seinem Dorfe einen Namen von so origineller Bedeutung? Darum segnet auch die Natur diese Namen, denn die Benennungen, welche die Slawen den Landstrichen und andern Naturgegenständen gegeben haben, erhalten sich troß des einbrechenden Fremdthums. Der Slawe ist allenthalben von der Natur zum Singen begeistert, auch der Tscheche, obgleich dieser am meisten von allen Slawen nach fremdem Wesen riecht; das beweisen seine zahlreichen Volkslieder, die immer mit einem Bild aus der Natur beginnen. Das ist slawische Weisheit, die von der Weisheit anderer Völker auffallend sich unterscheidet; davon bot uns eben in Ztracena der Wirth, ein Deutscher aus Zips, ein auffallendes Beispiel. Als wir aus dem Wagen stiegen, fragten wir diesen dicken Philosophen, wie der hiesige Bergwerksbeamte heiße. „Wozu fragt Ihr das? Wenn ich's Euch auch sagte, so hilft's Euch doch zu nichts, wenn Ihr ihn sonst nicht kennt." Nachher fiel es uns bei ihn auch noch zu fragen, wie weit es nach Leutschau sey? Er aber entgegnete: wozu wollt Ihr das wissen? Ihr geht ja doch nicht hin. Wir fingen schon an uns über den Mann zu ärgern, als er uns auch noch von seiner Feinheit einen Beweis gab. Da wir in der schmutzigen Schenke weder etwas essen noch trinken konnten, so gaben wir unser Abendessen einem ermüdeten Slowaken, der eben daher kam. Das wollte aber der Wirth nicht dulden und sagte: „jeder Gast sorgt für sich und ich für alle, hier bekommt niemand etwas, außer durch mich." Wir bezweifelten die Richtigkeit dieses hochweisen Grundsatzes, und mußten ihn mit Gewalt und groben Worten zurückhalten, daß er nicht dem armen Reisenden den sauern Wein und das harte Brod vor dem Munde wegriß.*) Und doch hat dieser Mann eine gute Zehrung, denn gleich hinter seinem Gasthof ist die Wage, wo jede Fuhre Eisenerz, die man aus den benachbarten Bergen nach Pohorele führt, gewogen wird; selten hält ein Fuhrmann hier an, ohne einzukehren, und bei dem jetzigen lebhaften Betrieb der koburgischen Eisenwerke zählten wir über 30 Wagen in der einzigen Stunde unseres Aufenthalts zu Ztracena.

*) Diese ganze Reiseschilderung ist mit Seitenhieben auf Magyaren und Deutsche wohl durchspickt, und trägt den Stempel des jetzt so gewöhnlichen überreizten Slawenthums an der Stirne. Einige solcher Hiebe haben wir bei Seite gelassen, den obigen aber, der so recht vom Zaune gebrochen ist, — ob jener deutsche Wirth ein Flegel war oder nicht, kann uns hier gleichgültig seyn, — führen wir an, um zu zeigen, mit welchen ärmlichen Mitteln ein Theil der böhmischen Literaten Haß gegen Deutsche zu säen sucht. Die bittere Frucht dürfte nicht ausbleiben, wer sie aber zu kosten bekommt, möchte kaum zweifelhaft seyn. A. d. U.

Noch hatten wir einen hohen Berg zu übersteigen, ehe wir unser Nachtlager zu Dobszina erreichten. Von dem Gipfel dieses Bergs genossen wir beim klaren Licht der untergehenden Sonne einer prachtvollen Aussicht auf das Thal der Sajawa und einige wie in einer Reihe hintereinander aufgestellte Gebirgsschichten, deren mannichfaches Farbenspiel einen prächtigen Anblick gewährte, und deren wundersame Gestaltung an dem reinen Abendhimmel sich abzeichnete. Unter uns in tiefer Höhlung lag das Städtchen Dobszina, nach welchem wir an zahllosen, Erz nach Pohorele führenden Wagen und einigen Eisenschachten vorbei, wovon der ganze Berg durchbohrt ist, auf der durch das üppigste Gebüsch sich windenden Landstraße hinabfuhren. Auf dem Fußsteig schneidet man, glaube ich, eine Stunde ab. In diesem Städtchen wurde vor fast neun Jahrhunderten durch slawische Hände das Schwert des heiligen Königs Stephan geschmiedet, das seitdem jeder König Ungarns bei seiner Krönung in Preßburg entblößt und nach den vier Weltgegenden schwingt, zum Zeichen des Schutzes und der Mehrung des ungarischen Reichs. Jetzt aber ist Dobszina deutsch, das Schwert führen die Magyaren und der verachtete Slowake seufzt unter den Tatras: „so ändern sich die Zeiten, so ist der Lauf der Welt!"

Am andern Morgen brachen wir zeitig auf und nahmen unsere Richtung südlich durch das Thal der jungen und noch kleinen Sajawa. Das Land ist schön, die Dörfer stattlich und namentlich zeichnen sich die der Walachen durch schöne Lage und hübsche Gebäude aus. In Rosenau (Roznowa), einer hübschen Stadt und Bischofssitz, nahmen wir ein Frühstück ein, und beschlossen hier, bald möglichst die Eisgrube von Silice zu besuchen und dann über Pelsöcz (Plesiwez) nach Agtelek zu gehen. Die strahlende Sonne erglänzte auf den Wassern der Sajawa; in den Eichen an den Bergabhängen bewegte sich kein Blättchen, und fast ohnmächtig in der Mittagshitze ruhten wir aus, ehe wir von Rosenau nach Gombasek fuhren. Nachdem wir hier das Mittagessen bestellt, — nämlich einige Kolben unreifen Wälschkorns, ein allgemeiner Leckerbissen in Ungarn und im östlichen Galizien, — suchten und fanden wir einen Führer nach der bekannten Eisgrube. Wir machten uns auf den Weg an den Trümmern einer gothischen Kirche vorbei, dann durchs Gebüsch den ziemlich steilen Bergabhang aufwärts. Als wir die Höhe erreicht hatten, bemerkten wir jene merkwürdige Kalkbildung, die sich zwischen Rosenau, Pelsöcz und Torna ausdehnt. Es ist dieß der sogenannte Karst, d. h. ein Bergrücken ohne regelmäßige Thäler, an deren Stellen nur Senkungen ohne Ausgang, d. h. Gruben von verschiedener Tiefe und Ausdehnung sich zeigen. Eine solche Berggestaltung findet sich selten, im ganzen Slawengebiet kenne ich keine andere, als die der illyrischen Halbinsel am adriatischen Meere. Wie dort bedeutende Flüsse unter den Felsen vorbrechen und nach kurzem Lauf wieder in unerforschten Tiefen sich verlieren, so ist es auch hier in der Umgebung des Dorfes Silice, wo Bäche sich zeigen und dann wieder unter der Erde verschwinden. Um die felsigen, mit mannichfaltigem Gebüsch überwachsenen Gruben kreuzen sich allerlei krumme Wege, und ohne Führer kann ein Fremder sich aus diesem Irrsal nicht herausfinden.

(Schluß folgt.)

Die Bevölkerung Galiziens ist vom Jahre 1776 bis 1843 von 2,480,885 Seelen auf 4,932,829 gestiegen, hat sich also mehr als verdoppelt, auch die jüdische, welche von 145,598 Seelen auf 203,273 stieg. (Tygodnik lit. Nr. 42.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 87.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 März 1845.

Das Leben auf den Pußten.

In Ungarn hat es vor ein paar Jahrhunderten eine Menge großer, sehr großer Pußten (Wüsten, Oedungen) gegeben; aus diesen Oedungen sind eben so große Landwirthschaften geworden, auf denen Feldbau und Viehzucht im Großen betrieben wird. Obwohl sie nunmehr auch nicht einmal ein Zeichen einer Wüste an sich tragen, werden sie dessen ungeachtet von den Eingebornen noch fortwährend Pußta benannt, und von dem Nichtsachkundigen, wörtlich übersetzt, als Wüsten und Oedungen auf dem geduldigen Papiere betrachtet, und diese suchen dem wandersüchtigen Volke weißzumachen: in Ungarn werden derlei Prachtgüter verschenkt, man sey froh, wenn Ansiedler diese Wüsten beleben und urbar machen. Auf einer derlei Pußta habe ich mehrere Jahre zugebracht; es war eine glatte Ebene von circa 4 Quadratmeilen. Stand ich in der Mitte, wo die Wirthschafts- und Wohngebäude sich befanden, so sah ich nirgends eine Ortschaft, nirgends ein Haus, nirgends einen Baum, selbst die besagten Gebäude betrugen kaum so viel, als ein gewöhnlicher großer Bauernhof einer bekirchten Ortschaft, und doch war alles belebt. Es wohnten hier bei 60 bis 70 große und kleine Menschen, dann einige tausend Stücke Hornvieh, Pferde und Schafe, nebst einer Unzahl von Geflügel und bei dreißig Hunde. Ich hatte weder ein Buch noch eine städtische Gesellschaft, und fühlte doch nie Langeweile. Hier ist die Gastfreundschaft zu Hause, ich hatte aber sehr selten einen Gast, da keine Straße durchführt; daher nur solche kamen, die hier oder auf der anstoßenden Pußta zu thun hatten. Diese bestanden aus ehrlichen und nichtehrlichen Leuten, Juden, Christen und Szegény legények (Ochsen- und Pferdediebe, Räuber; das Wort Szegény legény bedeutet armer Bursche). Alle wurden freundlich bewirthet sammt ihren Pferden, und das unentgeltlich, jeder nach seinem Charakter; war es ein sogenannter Herr — wenn auch Jude oder Handelsmann — der speiste am Herrentisch, sein Knecht in der Gesindestube. Es kamen manchmal sechs der erwähnten Armen-Bursche, wohlberitten; diese sprangen von ihren Pferden, grüßten freundlich und baten um Brod, Speck und Branntwein, für die Pferde um etwas Hafer und Heu; aßen, tranken und erzählten manchmal ihre kleinen Abenteuer aus dem Stegreif mit ächt ritterlichem Pathos; dann bedankten sie sich manchmal höflicher als die sogenannten Herren, schwangen sich auf ihre gefütterten und getränkten Pferde und sprengten davon. — Sie werden sagen: solche Leute sollte man lieber festnehmen und sie den Gerichten übergeben, was auch — ob mit Verletzung des Gastrechts? — in meiner Macht gestanden hätte. Was würden Sie aber dann gesagt haben — erlauben Sie mir gütigst die Frage — wenn Sie acht Tage nach einer solchen Affaire zum Fenster hinausgeblickt und in einer Entfernung von einer bis zwei Stunden acht bis zehn Ihrer Heutristen, jede mit circa 5000 Centnern und darüber, in Brand gesehen hätten?! Da wird sich jeder Pußtabesitzer höflichst bedanken, und vorab, wenn diese brennenden Tristen nur ein Zeichen sind, daß er auch seiner übrigen Habe, ja seines eigenen Lebens nicht mehr sicher sey! Nochmal gesagt, auch mit derlei Leuten muß man sich in Güte vertragen. — Um ein naturgetreues Bild liefern zu können, verfügt sich der Künstler in die grausenerregende Gesellschaft von Schwelgern, Spielern und selbst in die Höhlen der Mordbrenner und Räuber; dabei spielt er gewiß keine Gerichtsperson, keinen Denuncianten, will er anders nicht sein Bild — selbst bezahlen! — Eines unter andern. Ich hatte einen Braunen (mein Leibroß), der mich auf die Nachbar-Pußta zu einer Schäferhochzeit trug; es war an einem sehr angenehmen Herbsttage. Ich, ein zwanzigjähriger Junge, fand an allem Vergnügen, so auch hier an der Musik des mit einem Dudelsackpfeifer wohlbesetzten Orchesters. Auch hier wurde so gut wie überall, die Residenz selbst nicht ausgenommen, gegessen, getrunken, getanzt und geschwitzt. Keines der Pußtafräuleins rümpfte die Nase, wenn ihr im Tanze zufällig auf den Fuß getreten wurde, und vom Herunterreißen von Kleidergarnirungen und Spitzen war schon gar keine Rede! Kurzum, es ging recht gemüthlich zu. Sogar Odores gab es! d. h. Düfte von Schafschmalz und Schafpelz — nichts von Moschus. Auf das Geruchsorgan wird auch an solchen Orten gar nicht reflectirt, die übrigen Sinne sind sämmtlich in Beschlag genommen, denn wer an einem solchen

Orte nicht lustig, nicht ausgelassen mitlustig seyn kann, den muß irgendwo der Schuh drücken. Aus aller Augen lacht Freude, Frohsinn ist Capellmeister, Ceremonienmeister und Küchenmeister. Die Mädchen kurz geschürzt, nicht viel Zierliches an der Kleidung, aber aus ihren kurzen, buschigen Hemdärmeln — welche Arme! Das Angesicht, eine aufzuspringen drohende Kirsche, ein Mund voll perlenweißer Zähne, daher gute Verdauung; und welche Augen! meist schwarz oder blau mit dichten Brauen beschattet. Ebenso dicht sind die Haare in einer langen Flechte, mit einem breiten Atlaßband durchflochten, am Ende mit einer famosen Schleife. Dieß alles fällt mir jetzt erst, nach einem Vierteljahrhundert, auf; in jener Zeit sah ich nichts als Augen, Zähne, Arme und Busen — sehr natürlich!

Es war schon ziemlich dunkel, als ich mich von diesen frohen Leuten trennte, ja ordentlich wegstahl, denn man würde mich nicht fort, oder wenigstens nicht ohne Begleitung fortgelassen haben, zumal ich bei drei Stunden gut zu reiten hatte, wohl gemerkt, auf einer unabsehbaren Ebene, ohne Dorf, ohne Straße, nirgends Gendarmen. Ich ließ mir durch einen Bujtar, Hirtenjungen, das Pferd hinter den Schafstall führen, schlüpfte aus der dunstenden Stube hinaus, und husch war ich über alle — nicht vorhandenen — Berge. Es war helles Mondlicht, das Pferd wußte den Weg so gut, als die Pferde oder Ochsen der Neckawinkler Holzbauern den Weg von Wien nach Hause wissen, sonst ging es wahrlich manchem schlecht genug mit dem Nachhausekommen, wenn er seinen guten Fuhrlohn bei Heller und Pfennig vertrunken. Ich war zwar nicht trunken, aber der Dudelsack, die Arme, die mich umfaßt gehalten, die Augen, von denen ich angeblickt worden, der rasche Tanz, das wirbelte und sprudelte und schaukelte meine jugendlichen Sinne so in eine süße Phantasie, daß ich bereits zwei Stunden geritten war, als mir endlich einfiel eine Pfeife anzustecken. Ich zog, noch immer mehr mechanisch als bewußt, meinen Kostök hervor, stopfte vielleicht zehn Minuten an der Pfeife — auf einmal höre ich einen mächtigen Mannesruf in der nächtlichen Grabesstille: „Meg-álly, a' ki Istened van.“ („Halt, wenn du einen Gott hast!“) Dieß war die Herausforderung von sechs durch den mir zur Linken fallenden Moor watenden Szegény-legény's, deren Pferde ich jenseits des Moores bei einer Hirten-Cserény (eine von Weiden geflochtene Wand, womit sich die Hirten gegen den Wind schützen) angehalftert erblickte. Das war ein Zauberlaut! In einem Nu war das Schaukeln und Gaukeln meiner Sinne wie verschwunden, die Pfeife, noch nicht angebrannt, verschwand ebenso schnell in meinem am Sattelknopf hängenden Tornister. Die Kerls, obwohl zu Fuß, denn durch den Moor konnten sie mit den Pferden des Versinkens wegen nicht, und selbst sie mußten Schritt für Schritt das Schilfrohr umbiegen, darauf treten und auf diese Art herüber kommen, hatten mich beinahe in ihrer Gewalt, da sie den mühevollen Weg schon zurückgelegt hatten, überdieß laufen sie vogelschnell, trotz ihren flinkesten Magyarenpferden, und jeder hatte einen scharf geschliffenen, hellblinkenden Fokos (Hakenstock) emporgehoben in seiner Rechten, und ein Paar Pistolen in seinen Gatyenriemen stecken. Vor mir ein bei drei Klafter breites Sumpfwasser, das ein Pferd nur äußerst mühsam durchwatet, weil der Fuß stets weit über den Huf in den Lehmboden knetet. Mein schußscheues Pferd, das bis jetzt ungemahnt mit mir zwei Stunden trottirte, aufgeschreckt von dem mörderischen Meg-ally! und meinem plötzlichen Imbügelstehen, und indem ich zugleich den Fokos, meine einzige Waffe, aus dem Halfter zog, ergriff mit mir die Flucht. Das gute Thier kannte bereits sehr wohl den Grund des vor ihm liegenden Sumpfwassers; unangetrieben übersetzte mein braver Vogel (Md'uar hieß das Pferd) die ganze Breite, ich hatte mich zu halten, denn in längstens zehn Minuten legte es eine Stunde Weges zurück und stand, ohne angehalten zu werden, zitternd auf allen Vieren und schweißtriefend plötzlich in der Mitte unseres Hofes. Ich sprang ab, und da ich ziemlich erschöpft aussah, erkundigte sich der mich erwartende Göbölyös (Oberhirt der Mastrinder-Heerde) theilnehmend, was mir außerordentliches begegnet sey? Ich erzählte ihm mein Begegniß, er hörte mir zähneknirschend zu und als ich endigte, schwang er sich auf mein Roß, dessen Werth er genau kannte, denn er zog es auf und ich kaufte es ihm ab, und ehe ich noch fragen konnte, was er zu thun gesonnen, sprengte er hinaus vom Hofe und kehrte ungefähr nach einer Stunde im schnellen Ritt sammt den sechs Bengeln zurück.

(Schluß folgt.)

Ausflug nach Linternum am Lago di Patria.

(Schluß.)

Mit welchem Entzücken würde der Sänger der Laura an diesem Punkte verweilt haben, er, ein leidenschaftlicher Bewunderer des Charakters dieses edlen Römers, dessen Ruhm er in einem besondern Gedichte (von jenem des Silius Italicus nichts wissend) gepriesen? Aber er fand weder die Villa noch das Grabmal, obschon er zweimal vergebens seine Schritte hieher gelenkt hatte. Und das was in damaliger Zeit schwierig war, wo unstreitig noch viel mehr von den Ruinen zu sehen war, ist heutzutage ebenfalls nicht leicht. Unter den fünfzig Führern von Pozzuoli gibt es nur einen einzigen, der über Cumae hinaus antiquarische Ortskenntniß besitzt. Petrarca, welcher jenes Gedicht in den ersten Strophen dem Robert widmet, legte den Schluß auf desselben Roberts Grabmal nieder.

Bei Linternum fand man seinen Kopf des Scipio ähnlich dem Bilde aus Bronze, welches das Museo Borbonico besitzt. Auf diesem Kopfe zeigt sich wie auf allen andern den Scipio darstellenden Büsten eine Narbe an der rechten Schläfe. Der gelehrte Visconti findet hierin eine Anspielung auf die am Flusse Ticinus empfangenen 27 Wunden. Dieses hier gefundene Denkmal stellt den Scipio in vorgerücktem Alter dar, etwa während der letzten Jahre seines Aufenthalts zu Linternum.

In fast unabsehbarer Länge zieht sich ein niedriger Wald

von Dornengebüsch, Lentiskus, Rosmarin, Ginster und Myrthen am Meeresufer entlang. Es ist die Selva Gallinaria der Alten, aus welcher für die römischen Flotten das Schiffbauholz genommen wurde: früher prangte dieser Wald mit hohen Bäumen, namentlich mit Pinien (gleich der herrlichen Pineta bei Ravenna *) und erstreckte sich 10 Miglien weit vom Cap Misen bis über die Mündung des Volturno hinaus. Durch ihn zog sich die Via Domitiana, die heutzutage unter Wurzelknorren, Gebüsch und Sanddünen begraben liegt. Im Jahre 1739 fand man hier einen dem Hercules Defensor geweihten Altar, ein sicheres Anzeichen, daß diese Gegend einst durch Räuber beunruhigt worden, indem Hercules der Fabel nach das Land nicht allein vom Cacus, Eryx u. s. w. befreite, sondern es auch von Räubern säuberte. So geht die Sage, daß diese Räuber stets Scipio's Landhaus verschont und ihn aus ihrem Versteck mit Bewunderung bei seinen Feldarbeiten betrachtet hätten. Heutzutage heißt dieser buschige Landstrich Pineta di Patria. Steineichen und Pinien sind künstlich hinzugepflanzt worden und stehen melancholisch in einzelnen Gruppen auch weiter landeinwärts. Ein großer Theil dieses sogenannten Waldes ist eingehegt und bildet ein königliches Jagdrevier; Wildschweine, Rehe und Hasen sind zahlreich vorhanden. Dieß war schon zur Zeit Friedrichs II, des Hohenstaufen, der Fall: es kommt eine Verordnung dieses Kaisers aus dem Jahre 1239 vor, worin dem Richard von Montenegro, dem Gerichtshalter der Provinz von Terra di Lavoro, aufgetragen wird, zwei Leute in den Wald von Patria — Waldo Patriae heißt es in der Urkunde — zu schicken, um dort mit einem gewissen Pulver die Wölfe und Füchse auszurotten.

Von dem oben erwähnten Thurme, der wie Scipio allen Stürmen in dieser Einsamkeit Trotz geboten,

> .... come torre ferma che non crolla
> Giammai la cima per soffiar di venti,

hat man eine weite Aussicht über Land und Meer. Zu den Füßen des Beschauers liegt der See ruhig und unbewegt, klar und durchsichtig, Schilf und Weiden umgürten den Uferrand. Wir bestiegen eine Barke und ruderten in langsamen Ruderschlägen bis in seine Mitte. Ueberall melancholisches Schweigen. Nur in den Schilfgewächsen brüteten Enten und hin und wieder warf ein Raubvogel, der mit Geschrei vorüberflog, seinen Schatten in den klaren See, worin sich neben ihm die vorüberziehenden Wolken spiegelten. Aus der Campagna Felice bis nach Capua und Aversa hinauf tauchen vereinzelte Sand- und Tufhügel, mit Cypressen, Ulmen und Reben bepflanzt empor, dahinter zieht sich in weitem Halbbogen das Kalkgebirge Italiens vom Monte Massico bis zum Sant Angelo. Das tyrrhenische Meer bespült fast, so wie man sich wendet, die Grundmauer des Thurms.

Wir schickten uns zur Heimkehr an, gemahnt durch die hier herrschende schlechte Luft und durch die trübe Stimmung, welche sich unserer Seelen bemeisterte. Dem wackern Architekten Rossi, welcher ganz kürzlich dem König einen herrlichen Plan zur Schiffbarmachung und zum Anbau dieser Gegenden vorlegte, wünschten wir im Stillen Glück und Segen bei dieser Unternehmung. In einförmigem Geplätscher benetzten die Wellen unsere Füße und traurig irrten die Blicke am Ufer entlang, das einst die Opiker bewohnten, und suchten Trost in den anmuthigen Formen, welche der Fels von Cumä, der Monte di Procida und der zweigipflige Epomeo auf Ischia gewährten. Dann ging es zu Wagen auf festerem Boden weiter, und es erquickten uns noch einmal die Prachtscenen des Morgens, beleuchtet von dem aufgehenden Monde. Ein sanfter Scirocco säuselte in den hohen Pinienkronen und Nachtvögel aller Art schwirrten um uns herum. Der Berg von Cumä tauchte aus Weinreben, Gebüsch und Blumen wie ein hoher, einsamer Grabhügel hervor, und vor unserem Geiste zogen die Schatten der Sibylle, des Aeneas, des Aristodemus und des Virgil lautlos vorüber. Wir fuhren durch das schlaftrunkene Pozzuoli und erreichten vor Mitternacht das fröhlich bewegte Neapel.

*) Die Lord Byron so schön beschreibt.

Ausflüge nach Ungarn.

Dritter Ausflug.

(Schluß.)

Im Schatten einiger Eichen und Fichten gingen wir über duftenden Thymian nach der berühmten Eisgrube, deren Außenseite sich von der anderer Gruben durchaus nicht unterscheidet. Die Südseite derselben bildet ein steiler ungefähr sechzig Fuß hoher Fels, an dessen unterem Ende sich eine Grotte wölbt. Als wir durch das Gebüsch an der Ostseite hinabstiegen, sahen wir vor der schwarzen Oeffnung der Höhle einen fast klafterlangen Eiszapfen. Die Luft wehte uns so kalt an, daß wir stehen blieben, um so mehr, als wir auch vom Gehen sehr ermüdet waren. Als wir uns abgekühlt hatten, stiegen wir nach der Grotte hinunter und befanden uns nun bald auf einer Eisfläche. Wie wunderbar ist es, hier auf dem Eis zu gleiten, während über uns das frische von der Sommersonne erleuchtete Buschwerk den grünen Schimmer zurückwarf. Naturforscher wissen dieß ohne Zweifel sehr schön zu erklären, können sie aber auch mit ihrer Kenntniß von den Principien der Wärme und Kälte eine solche Eisgrube bilden? Das bezweifle ich sehr, und so lange sie dieß nicht ausführen, halte ich auch ihr Wissen für Stückwerk. Im Winter ist hier auch kein Brocken Eis, nicht einmal Schnee hält sich, und die Luft ist um diese Zeit hier so warm, wie in einem guten Keller. In der Nähe von Leitmeritz bei Kameyk kann man etwas Aehnliches beobachten; in den Ritzen und Spalten eines zerklüfteten Basaltfelsens sieht man dort im Sommer Eis, während im Winter der Schnee schmilzt, sobald er fällt. Ich habe es selbst oft gesehen, die Sache läßt sich aber vielleicht nur hinsichtlich des Grundes mit der Eisgrube von Silice vergleichen, nicht aber hinsichtlich der Schönheit und des Umfangs. Unbemerkt verfloß uns eine Stunde. Wir tranken aus der nahen Quelle vortreffliches Wasser, und machten allerlei Luftschlösser, wie wir den Ort heben wollten, wenn wir Besitzer dieses Gutes wären. In der westlichen Ecke endet sich die Grotte mit einem schwarzen Abgrund, in den man am Rande des gefrorenen Wasserfalls nur mit Schaudern hinabsehen kann. Als wir wieder ans frische Tageslicht heraustraten, hatten wir dasselbe Gefühl, wie wenn man bei starkem Frost auf einmal in ein gewärmtes Zimmer tritt.

Wir bedauerten die Kürze der Zeit und eilten nun zurück nach Gombasek, wo wir unsere Maiskolben verzehrten und dann vom Slowakenlande Abschied nahmen. Die Stadt Pelsöcz hat schon gemischte Bevölkerung. Hier versahen wir uns auch mit Fackeln zum Besuch der Höhle von Agtelek, an welchen Ort wir nach abermaliger Passage über den höckerigen Karst zwischen Senkungen und Gruben hin über Hoszusző und Büdöskö noch vor Sonnenuntergang gelangten.

Agtelek ist ein von magyarischen Edelleuten bewohntes Dorf und ist durch zahlreichen Besuch von Fremden sehr belebt; nichtsdestoweniger konnten wir im Gasthof auch nicht einmal ein Zimmer für uns allein bekommen, denn es wurde jetzt erst etwas ähnliches hinter dem Hofe gebaut. Kaum war unser Wagen auf dem Dorfplatz angekommen, so hielt ein junger Edelmann im bloßen Hemd und weiten Linnenhosen eine lange Rede an uns, von der ich jedoch nur das einzige Wort „barlang“ verstand, welches Höhle bedeutet. Aus unserer Verlegenheit, wie wir hier einen Menschen von indo-europäischem Stamm finden sollten, riß uns der Wirth, der uns slowakisch anredete. Wir mietheten nun einen Führer, mußten jedoch schlechterdings zwei nehmen, und da beide Magyaren waren, gab uns der Wirth auch noch einen Dolmetscher, einen slowakischen Maurer aus Silice, mit. Die Magyaren geben sich nicht gern mit Handwerken ab, der niederste Stand gibt sich mit Viehzucht ab, die Höhern treiben Politik, und die Slowaken thun die meisten Arbeiten. Als wir uns am Eingang der mit Thüren versehenen und verschlossenen Höhle befanden, war es mir, als seyen wir nicht im Lande des Kaisers von Oesterreich, nicht einmal in Europa, sondern wir seyen irgendwohin ins ferne Asien entrückt; die Klänge der fremden Sprache, das überflüssige Gefolge, alles das schmeckte nicht nach Europa. Ich meinte in die unterirdischen Tempel der alten indischen Götter hinabzusteigen oder in die fabelhaften Hallen der ägyptischen Pyramiden, und das Innere der Höhle unterstützt noch diese Einbildung. Als wir einen engen Gang durchwandert, traten wir in ein prächtiges Gewölbe, hoch und weit wie eine Kirche. In jeder Ecke, an den Seiten und der Decke und von dem Boden hingen oder erhoben sich Tropfsteingebilde, wie heidnische Götzen und wie Mumien von Menschen und Thieren. Weiter fort gingen wir auf gewundenen Pfaden und durch breite Höfe an schwarzen unerforschten Oeffnungen und an funkelnden roth und weißen Wänden hin, hinter denen Wasserfälle rauschten, die noch kein menschliches Auge geschaut hatte. Der Weg ist hie und da kothig, die über die unterirdischen Bretter gelegten Bretter morsch, aber doch kann man ziemlich bequem fortkommen. Nur der Zugang zu dem sogenannten Paradies ist mühselig, an manchen Stellen eng, und durch die Fackeln der zahlreichen Reisenden so berußt, daß wir fast wie Kaminfeger aussahen, als wir ins Paradies gelangten. Hier sind herrliche Tropfsteine von der mannichfaltigsten Form und den schönsten Farben, aber wir konnten die Pracht nicht lange genießen, denn wir bemerkten jetzt, daß nur der Dolmetscher und der eine Führer mit uns ins Paradies getreten seyen. „Wo ist denn der dritte mit dem Feuerzeug und der dritten Fackel?“ — „In der großen Höhle,“ lautete die Antwort, „hier sind wir zwei genug.“ Uns schien dieß nicht so, denn es war schon mehrmals vorgekommen, daß zwei Fackeln auf einmal erloschen, und wie sollte es uns dann ergehen, da wir kein Feuerzeug hatten. Wir mußten deßhalb das Paradies so schnell verlassen, als ob die Cherubim mit den Flammenschwertern uns ausgetrieben. Wirklich erlosch auch in dem südlichen Durchgang die eine Fackel. In die neue Höhle, die durch Schönheit und Reinheit der Tropfsteinformationen bekannt ist, konnten wir nicht eindringen, da man diese nur nach trockenen Sommern besucht, wo der Zugang nicht mit Wasser angefüllt ist. Das sonderbarste Räthsel in der Höhle von Agtelek ist, daß lange, tief eingeschnittene Geleise sich auf dem Boden hinziehen, so deutlich, als führe man heutigen Tages noch daselbst, da sie doch Ueberreste unvordenklicher Zeiten sind, denn durch die enge Oeffnung könnte ein Wagen nur stückweise durchkommen. Man sollte glauben an diesem Ort sey ein unterirdisches Fuhrwerk eingerichtet worden, um Erz, — aber davon soll sich keine Spur finden, — oder Tropfsteinsäulen herauszuschaffen. Diese könnten allerdings ein schönes Baumaterial liefern, aber bis jetzt benützt man sie nicht, nur ein benachbarter Edelmann hat im vorigen Jahre sechs zu Erbauung eines neuen Hauses herausgebrochen.

Als wir aus der Höhle traten, grüßten wir freudig wie verirrte Seefahrer den Sternenhimmel und sogen gierig die frische kühle Nachtluft ein. Das von der Höhle eine Viertelstunde entfernte Dorf und Wirthshaus schienen uns weit entlegen zu seyn und eilfertig schritten wir dahin, aber hier begann erst Plage und Unannehmlichkeit: das Summen der Fliegen hätte uns fast an der Schwelle zurückgetrieben, als wir die Thüre öffneten; im Zimmer befanden sich einige weinende Kinder und der Wirth war schwindsüchtig. Animus meminisse horret, luctuque refugit.

Das Morgenroth befreite uns von dieser Qual; wir fuhren zeitig ab und gedachten bis Mittag in Mischkolz (Miszkowez) zu seyn, dem großen Marktflecken, der wenige Wochen zuvor durch eine furchtbare Feuersbrunst heimgesucht worden war: 1400 Häuser waren niedergebrannt und außerdem noch 500 Dächer. Menschen waren dabei nicht umgekommen, ein deutsches Glück, wie die Polen sagen, denn die Deutschen sollen die gottergebene Ansicht haben, daß sie bei jedem Unglück auch ein Glück sehen, indem es noch viel schlimmer hätte ausfallen können. Ich wollte die große Brandstätte von Mischkolz sehen und die interessante Umgegend kennen lernen, aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Wir fuhren durch einen schönen Eichenwald; der in der Morgensonne erglänzende Kriwan und die Lomnitzer Spitze traten hie und da zwischen dem Buschwerk am Himmel hervor, — aber warum haben wir denn die Sonne im Rücken? Wir gehen also nach Westen und Mischkolz liegt gegen Südosten! Indeß fand sich kein Kreuzweg, keine Seele zum Fragen, bis wir ins Thal der — Sajawa kamen. Jetzt war es zu spät nach Osten umzukehren; verdrießlich fuhren wir nach Putnok, ohne auf die Umgegend zu achten, sondern mit dem Verspeisen einer Wassermelone beschäftigt, und kamen Nachts nach Erlau.

Indeß war die Zeit meines Aufenthalts in Ungarn verflossen und ich mußte auf den Rückweg denken. Ich blieb nur eine Nacht in Pesth und bestieg dann das Dampfboot Franz I, das jedoch dießmal wegen widrigen Windes volle 48 Stunden nach Wien brauchte, dieser schwarzen, von Hauptstädten umgebenen Vorstadt, wie es ein witziger Franzose genannt hat.

Regenmenge in Algier. Seit dem Jahre 1838 werden mit einem Regenmesser regelmäßige Beobachtungen zu Algier angestellt, und es findet sich, daß die Mittelhöhe des gefallenen Wassers 856,335 Millimetres betrug. Bei weitem die größte Masse fiel im vorigen Jahre mit 1046,075. (Algérie vom 16 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 88.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 März 1845.

Die Stadt Kiew. *)

Spät in der Nacht kamen wir unterhalb Kiew am Dniepr an, den wir hier, nach der Aufnahme der Beresina, der Soscha, des Prypez und der Desna als einen Riesen wieder fanden. Von der Stadt war gar nichts zu sehen. Vom jenseitigen Ufer her schienen nur einige schwache Lichter durch die Nacht zu uns herüber. Das hohe, steile Westufer, an und auf dem die Stadt erbaut ist, sonderte sich scharf, wie eine gleichmäßige, dunkle Erdmasse vom grauen Himmel ab. Man sollte sich dieser Mutter der russischen Städte nie in der Nacht nähern.

Wenn irgend eine russische Stadt den Gang ihres Geschicks zu beklagen hat, so ist es Kiew. Einst wetteiferte sie an Glanz mit Konstantinopel und soll eine halbe Million Einwohner umschlossen haben. Nur ihren alten Umfang hat sie erhalten, aber zwischen den Trümmern ihrer alten Größe hausen jetzt kaum 30,000 Menschen.

Das jetzige Kiew besteht aus vier ausgedehnten Städten. Zwei derselben liegen auf der Höhe des rechten Dnieprufers, das hier 284 Fuß über den Spiegel des Flusses ansteigt. Die nördliche hohe Stadt ist das eigentliche Kiew; die südliche mit der Festung und dem Höhlenkloster ist Petschersk, nach diesem Höhlenkloster genannt. Ein tiefes Thal, das Taufthal, in dem Wladimirs Machtwort die Russen zur ersten großen christlichen Taufe versammelte, trennt beide Stadttheile. In der flachen Niederung zwischen den Bergen von Alt-Kiew und dem Dniepr liegt die tiefe Stadt Podol dicht über dem Wasserspiegel. Westlich von beiden hohen Stadttheilen in einem kleinen Seitenthal des Dniepr sieht man das noch im Entstehen begriffene Neu-Kiew oder die Stadt des heiligen Wladimir, die erst unter der Kaiserin Katharina gegründet wurde, und bis jetzt noch weniger zur Verschönerung, als zu einer unzweckmäßigen Erweiterung Kiews beiträgt.

Nur die Stadt Podol hat dichtgedrängte Häusermassen und regelrechte, gerade Straßen, und gewährt von den steilen Abstürzen von der Höhe Alt-Kiews, von wo man sie mit ihren zahlreichen Kirchen und Klöstern und goldenen Kuppeln ganz übersieht, einen imposanten Anblick. Westlich von der Stadt verläuft nach der Ferne hin ein blauer Höhenzug, die Fortsetzung des hohen Ufers, auf dem Alt-Kiew liegt. Oestlich von der Stadt durchschneidet der Dniepr, der hier mit Kähnen, Barken und Holzflößen bedeckt ist, in mehrern Armen die Ebene und bildet an vielen Stellen Inseln, die mit niederm Buschwerk bewachsen sind. Die Ostufer des Dniepr, mit dunklen Waldstrecken und Sandflächen bedeckt, steigen langsam an, und erst in der Entfernung von mehrern Wersten sieht man wieder flaches, kahles Land. So glaubt man denn noch eine blühende Stadt in einer mannichfach reizenden Gegend vor sich zu haben.

Anders ist der Blick auf Alt-Kiew und Petschersk. An den breiten Straßen und zwischen riesengroßen, öden Plätzen liegen nur selten die Häuser geschlossen, meist unregelmäßig zerstreut, hier ein mächtiger Palast und in der Nähe niedrige Hütten. Mitten in den unebenen, hügelig zerrissenen Stadttheilen sieht man ausgedehnte, unbebaute Strecken theils leer und öde, theils mit unregelmäßigen, ch selbst überlassenen Baumanpflanzungen bedeckt, wie mit halbzerstörten Wäldern. Die kampf- und zerstörungslustigen Kriegs- und Raubschaaren der eigenen Fürsten, der Tataren und Litthauer haben so oft in diesen altehrwürdigen Mauern gemordet und gebrannt, daß nur wenige Trümmer der alten Herrlichkeit geblieben sind.

Mitten zwischen den traurigen Andeutungen alter Größe erheben sich noch in altem Glanze die ältesten russischen Nationalheiligthümer, die nicht einmal durch die spätere Blüthe Moskau's verdunkelt worden sind: das Höhlenkloster mit seinen acht glanzvollen Kirchen in der Citadelle von Petschersk, die Kirche der heiligen Sophie mit eilf strahlenden Kuppeln auf der Höhe von Alt-Kiew, und in ihrer Nähe noch zahlreiche andere Kirchen und Klöster in mannichfacher Pracht und Gestalt. Sogar, wer die fabelhafte Pracht der Zaarenburg in Moskau kennt, fühlt sich wunderbar überrascht und ergriffen von diesen halb ernsten, halb glänzenden Gruppen und Formen, die mit ihren goldenen Häuptern wie eine Versamm-

*) Aus Blasius' Reise im europäischen Rußland.

lung von Heiligen gerettet zwischen den Trümmern einer untergegangenen Welt dastehen.

Kiew wurde mit aller seiner Pracht und seinen Schätzen wiederholt bis in den Grund vernichtet. Alle seine weltliche Herrlichkeit ist verschwunden; nur Ein einziges der alten Fürstengräber, und nur unter dem Schutze der heiligen Sophie, ist bis auf diesen Tag erhalten, und ein Rest der goldenen Pforte. Einzelne Punkte der oft mit Blut getränkten Hügel sind von späteren Jahrhunderten wieder überbaut, ohne daß man die Stätte kennt, wo die alten Paläste standen, oder auch nur eine Erinnerung an die alten Zeiten und Herrscher hätte festhalten können. Auch die alten Kirchen sind theilweise bis auf den Grund zerstört, theilweise bis auf das Mauerwerk niedergebrannt worden. Aber immer neu und prachtvoll sind sie wieder aus der Asche entstanden, gleichsam ein Symbol des Unvergänglichen mitten in einer wandelbaren Umgebung. Und so stehen sie jetzt noch allein da, als Zeugen der Vergangenheit, als eine ernste Warnung der Geschichte, und mögen in diesem Sinne in den Augen des frommen Russen einen erhöhten Werth erhalten.

Der Ursprung der Stadt Kiew, des Ursitzes der russischen Macht und des ersten Christenthums in Rußland, ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Um die Mitte des 9ten Jahrhunderts beginnt mit ihren bedeutsameren Schicksalen die Geschichte Rußlands. Als Rurik sich im Jahre 862 mit seinen nordischen Kriegern in der Gegend von Nowgorod festgesetzt hatte, zogen zwei seiner Landsleute, Askold und Dir, auf Konstantinopel zu, um ihr Glück zu versuchen, bemächtigten sich aber unterwegs zuerst der Stadt Kiew, die den Chasaren Tribut entrichtete, zogen noch viele Waräger-Russen von ihren Landsleuten aus Nowgorod an sich, fingen an hier als Fürsten zu herrschen, und zogen dann zum Kampfe mit dem griechischen Kaiserthum aus. Nur kümmerliche Ueberreste der kühnen Nordländer kehrten nach Kiew zurück, und mit ihnen eine Neigung für das Christenthum, mit dem sie auf ihrem Raubzuge in Berührung gekommen waren. Ein Hirtenbrief des Patriarchen Photius vom Jahre 866 erklärt die Russen schon für Bekenner des Christenthums.

Nachdem Rurik in Nowgorod im Jahre 879 gestorben war, zog sein Nachfolger Oleg nach den Dnieprgegenden, bemächtigte sich der beiden Brüder Askold und Dir durch List, ließ sie tödten und zog als Eroberer in die Stadt ein, die von dieser Zeit an der Sitz der russischen Großfürsten wurde. Oleg und sein Nachfolger Igor, der Sohn Ruriks, duldete das Christenthum, obwohl beide Konstantinopel mit Krieg überzogen. Erst die Gemahlin Igors, die Großfürstin Olga, zog in Frieden nach Konstantinopel und ließ sich dort im Jahr 955 taufen; doch ihr kriegerischer Sohn Swätoslaw hielt noch an den slavischen Götzen Perun und Woloß fest.

Auch der heilige apostelgleiche Großfürst Wladimir bestieg den Thron im Jahre 980 als Heide, nachdem er seinen Bruder Jaropolk durch Meuchelmord von demselben entfernt hatte. Das Christenthum schien in großer Gefahr; denn Wladimir ließ ein neues Götzenbild von Perun anfertigen und vor seiner Burg auf einem Hügel aufstellen, und demselben nicht allein Thiere, sondern auch Kriegsgefangene und Kinder opfern. Auch im übrigen war sein Leben noch wenig apostelgleich, da er außer vier rechtmäßigen Frauen in Kiew noch 300 andere in Wyschegorod, 300 in Bjelgorod und 200 in Berestow in der Nähe von Kiew hielt.

Erst als der Großfürst die griechische und christliche Stadt Cherson durch List erobert hatte, verstand er sich, nach vorgeschriebener Bedingung, zur Taufe, um die Schwester des Kaisers, Anna, zur Gemahlin zu erhalten.

Mit diesem Schritt war das Christenthum im ganzen Großfürstenthum eingeführt. Wladimir nahm von Cherson Priester nach Kiew mit, ließ sich vom Cherson'schen Metropoliten in den Geheimnissen des Christenthums und, was fast noch erbaulicher und nothwendiger scheinen konnte, in der Sittenlehre unterrichten, und eilte, das Volk seiner Hauptstadt „durch die Taufe zu erleuchten." Perun wurde an den Schweif eines Pferdes gebunden, mit Keulen geschlagen und in den Dniepr gestürzt; fürstliche Soldaten stießen ihn vom Ufer ab, damit die Heiden ihn nicht herauszögen. Erst unterhalb der Wasserfälle wurde er wieder ans Ufer geworfen; das erstaunte Volk vergoß Thränen, wagte es aber nicht, seine Götter zu vertheidigen. Wladimir befahl, daß andern Tages alles Volk, Herren und Knechte, Reiche und Arme, zur Taufe erschien. Und das Volk strömte in dichten Haufen an das Ufer, in der natürlichen Voraussetzung, „der neue Glaube müsse heilig und weise seyn, da der Fürst ihn dem Glauben seiner Väter vorgezogen habe." Auf ein gegebenes Zeichen ging eine unzählige Volksmenge in den Fluß; die Großen standen bis an Brust und Hals im Wasser; Väter und Mütter hielten ihre Kinder auf dem Arme; die Priester lasen die Taufgebete ab; Wladimir sprach selber mit freudigem Entzücken, die Blicke gen Himmel gerichtet, mit lauter Stimme ein Gebet: und das ganze Volk war wie Ein Christ. An diesem großen Tage, sagt der Annalist, feierte Himmel und Erde.

Zur weitern Verbreitung des Christenthums wandte Wladimir keine Gewalt an. „Er wollte, wie es scheint, keinen Gewissenszwang erlauben." Auch konnte das, nach dem Erfolg in Kiew, nur unnütz erscheinen, obwohl noch in einigen russischen Ländern das Heidenthum bis zum 12ten Jahrhundert bestand. Wo Perun gestanden, erbaute der Großfürst dem heiligen Basilius eine hölzerne Kirche, und ließ Baumeister aus Konstantinopel kommen, um dem Namen der Mutter Gottes 989 eine steinerne Kirche zu errichten, an der Stelle, wo die zwei christlichen Waräger, Feodor und Jwan, Vater und Sohn, von denen der letztere als Dankopfer für Wladimirs Siege dem Perun hatte geopfert werden sollen, unter Wladimirs Augen von den Kiewern als Märtyrer erschlagen worden waren. Es war dieß die Zehntkirche, die älteste Steinkirche Kiews, in der Wladimirs Gebeine 1015 bestattet wurden. Die russische Kirche sprach den mächtigen Großfürsten heilig, und noch wallfahrten alljährig Tausende zu seinem Haupte, das in der Kirche zur Himmelfahrt Mariä im Höhlenkloster ausgestellt ist, und durch das ewige Licht einer golde-

nen Ampel beleuchtet wird, die Katharina II in gläubig frommem Sinn hier dem ihr an Geist und Neigungen so ähnlichen Lieblingsheiligen anbringen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben auf den Pußten.

(Schluß.)

Es war bereits Mitternacht vorüber, ich ging mit raschen Schritten in meiner Stube auf und nieder, starke Nebel aus der Sarospataker-Pfeife staubend; plötzlich erscholl das Gebell sämmtlicher Rüden, sicheres Zeichen der Ankunft von Fremden. Ich öffnete behutsam den Fensterladen, und sah zu meinem nicht geringen Erstaunen sieben schwarze Betyars von ihren muthigen Pferden springen; unter letzteren erkannte ich jedoch bald meinen Madar und dabei den genannten Göbölyös. Dieß beruhigte mich einigermaßen, da ich auch wahrnahm, daß sich so ziemlich alles auf dem Friedensfuße befand. Die zwei vor meiner Thüre wachehaltenden Knechte erkundigten sich was es gäbe, und kamen dann mir zu melden, daß der höfliche Nachtbesuch meiner Wenigkeit gelte. Gleich darauf kam auch schon der Oberhirt Michaly und ihm folgten, freundlich schmunzelnd, die sechs Straußritter, ihre breitkrempigen, mit einem Riemen unter dem Kinn befestigten Hüte abnehmend, mit einem derben, aber gut gemeinten: Meg-áldja Isten! „Gott segne Sie!" Und nun erklärten sie mir unter tausend ceremoniellen Versicherungen ihrer stets für mich gehegten Wohlaffectionirtheit, daß der Strauß, dem ich durch meinen ritterlichen Madar glücklich entflohen bin, nicht mir, sondern dem Eigenthümer, oder vielmehr Pächter der Pußta, von wannen ich kam, und eigentlich seinem Pferde, das mit dem meinigen viele Aehnlichkeit hatte und in der ganzen Umgebung der berühmteste Renner war, gegolten habe, daß sie mich aber durchaus nicht kannten, daher wenn ich stehen geblieben und sie erwartet hätte, sie mich ungekränkt würden weiter haben ziehen lassen.

Diese Leute halten sehr viel auf gute, schnelle Rosse, weil sie nur mit Hülfe solcher ihre Strauße ausführen und den sie stets verfolgenden Comitats-Panduren und Lieutenanten eine Nase drehen können. Die Strauße dieser Glücksritter bestehen darin, daß sie nie einzeln, sondern immer ihrer mehrere auf ihren guten Rossen, gewöhnlich bei schlimmem Wetter und zur Nachtzeit, wenn sich die Hirten etwas zusammenziehen und gerade nicht mit den besten Hunden versehen sind, zu dem im Freien stehenden Weidevieh, Rinder oder Pferde, in möglichster Stille heranreiten, sich in einem Hui 5 bis 6 der besten Stücke herausschnappen, und diese dann im Carriere davontreiben, um selbe auf einem entlegenen Jahrmarkte oder sonst unter der Hand an Kleinhändler (Kupetz) zu verkaufen. Dieß ihr Handel; das sogenannte Wegelagern und Leuteerschlagen ist unter ihrer Würde, daher man auch in den offenen Niederungen Ungarns ganz sicher reist.

Ich war übrigens froh, daß mein Abenteuer so glücklich abgelaufen und ich der hohen Gunst dieser gefährlichen Herren versichert war, credenzte ihnen einen Krug Branntwein, etwas Speck und Brod, worauf sie mich unter wiederholter Betheuerung ihrer vorzüglichen Hochachtung verließen. Der Morgen fing schon an zu grauen, als ich mich endlich auf das Bett warf und sogleich einschlief. Kein Raubritter schreckte mein Traumbild; Dudelsack, runde Arme, schwarze leuchtende Augen und Haarflechten beschäftigten meine Phantasie, und es war schon hoch am Tage, als ich erwachte. Da ich mich nicht entkleidet hatte, so ersparte ich das Ankleiden. Ich wusch mich also, verrichtete meine Morgenandacht, und nahm meine mit Speck bereitete Eierspeise zu mir, keinen Kaffee. Eben wollte ich mich hinaus verfügen, als der brave Farago-beres, Schnitzlerknecht, bei mir eingrüßte und mich zu Gevatter bat; sein Weib war nämlich diese Nacht von einem kleinen Magyaren entbunden worden. Dazu ließ ich mich nicht zweimal bitten, ich sagte zu und verfügte mich sogleich mit dem glücklichen Vater in die Putri, um der Wöchnerin eine Visite zu machen.

Nun endlich bin ich angelangt bei den Menschen, die unter der Mutter Erde wohnen! eine Putri, gemeinschaftliche Wohnung verheurattheter Knechte. Es wird nämlich, und hier war es der Fall, eine kleine Anhöhe dazu gewählt, wo keine vorhanden, wird sie angelegt; in diese wird eine bei 10 bis 12 und mehrere Klafter lange, 4 bis 5 Klafter breite, regelmäßig abgestochene Tiefung gegraben, so daß der Boden dieser Tiefung ungefähr 3 bis 4 Fuß über dem allgemeinen Niveau zu liegen kömmt. Ist die obere Erdschichte von derlei Hügeln abgeräumt, folgt gewöhnlich Lehm oder Thon, beides läßt sich gut stechen. Sind die vier Wände fertig, ordentlich abgeglättet, so wird an der einen Seite ein ebener, etwas nach außen abschüssiger Eingang gestochen, worauf schon beim Beginn der Arbeit Rücksicht genommen wird, um durch diese Oeffnung die ausgehobene Erde oder Lehm bei Seite schaffen zu können. Dieß geschieht in den heißen Sommermonaten am besten; man läßt es sohin gut austrocknen, macht, wenn es völlig ausgetrocknet, mehrere Tage hindurch mit dem in Menge vorhandenen Schilfrohr Feuer darin, so daß das Ganze gleichsam ausgebrannt wird; regnet es auch inzwischen, so kann es keinen Schaden bringen, weil der Ausgang und somit der schnelle Auslauf des Wassers schon besorgt ist. Wenn es dann, wie gesagt, gut ausgebrannt ist, werden nunmehr auch mehrere Lichtöffnungen, Fenster, an den Wänden ausgestochen, nach außen stark abschüssig; dann wird zur Bedachung geschritten. Es werden nämlich in die Mitte einige eichene Säulen gesetzt, die als Stütze der Dachung dienen; oben der Länge nach liegen auf diesen im Gabeleinschnitt ebenfalls starke Bäume, was somit einen einfachen Dachstuhl bildet. Derselbe wird ferner mit Schilf und Weiden verflochten und mit Thon oder Lehm ungefähr 1 Fuß hoch belegt, dieser aber festgestampft. Das Ganze muß gut austrocknen, damit das Holzgerippe nicht so bald verfaule; dann kommt Erde und endlich ein Rasen darüber, was sich mit der Zeit zu einem festen Körper verbindet. Der Hügel steht nun wieder da mit zwei Luftzügen, Rauchfängen, die auch nur in Form eines Bienenkorbs herausragen; übrigens erkennt man von der Seite, wo kein

Eingang ist, durchaus keine Wohnung. Zudem werden an den Abhängen Kürbis- oder Plutzerkerne gesteckt, welche sich über den Hügel fortranken, und deren Frucht hier gleichfalls für Menschen und Schweine zur Nahrung dient.

Das Innere dieser Putris ist mit weißem Thon statt Kalk geweißt, der Boden wie eine Tenne fest gestampft, stets reinlich gehalten, und hat zwei niedere Feuerstellen zunächst unter den Luftlöchern; dann wird der ganze große Saal casernenartig eingetheilt, es hat sonach jeder verheurathete Beres, Knecht, seinen eigenen Raum für sein Bett, für ein paar Truhen und allenthalben noch für den kleinen Nachwuchs. Das Ganze ist mit einer vom Pußtai-Schnitzler verfertigten Thüre, bloß mit einem hölzernen Fallschloß, verschlossen und hat vier kleine Fenster, welch letztere man in einer Stadt anzukaufen hat. Ein solch festes Haus brennt nicht ab, kostet wenig, ist trocken und gesund, da es erhaben liegt und der innere Raum auch sehr hoch ist; es ist gut verwahrt, daher im Winter warm, im Sommer kühl, und man sieht darin wenig oder gar keine Fliegen. Thiere finden durchaus keine Einquartierung, auch nicht die kleinsten. Die Weiber haben außer ihrer eigenen Wäsche nichts zu waschen, denn wenn der Mann neue hänfene Hemden und Gatyen erhält, werden selbe ganz in Schweinfett getränkt, und auf dem Leibe behalten, bis sie in Trümmer gehen; dieß leidet keine Inwohner und erhält die Elasticität des Leibes, daher diese Männer bei all ihrer Rauhheit doch eine reinlich sammtfeine Haut behalten. Jede derlei Schlafstelle ist mit einer hanfleinwandenen Tapete von der andern abgeschlossen.

Und so verfügte ich mich denn, wie gesagt, zu der niedern Wöchnerin. Diese saß schon auf im Bette, und hatte den kleinen getauft werden sollenden Bandi — Andräsl — an der Mutterbrust. Der mit mir eingetretene Papa stand, seinen Hut drehend und schnellend, vor dem Bette, und freute sich fürstlich seines vielversprechenden Dauphins. Tags darauf mußte der Csöß, Feldhüter, im leichten Leiterwagen einspannen, die Frau Csößne nahm den kleinen Erstling in Verwahrung, und so fuhren wir mit Vieren in den nächsten, starke zwei Meilen entlegenen Flecken, um aus ihm vorderhand einen kleinen Calviner und einen Bandi zu machen. — Ich kaufte ein paar Tüchelchen und einige Ellen weißes Kammertuch zu Hemdärmeln, fuhr mit meinem kleinen Bandi nach Hause, fand unterwegs meinen vor sechs Wochen im Reiten verzettelten sehr schönen Kostök, Widderbeutel, auf der Wiese, wo ich ihn verloren, sammt Tabak wieder, und so kam ich doppelt vergnügt nach Hause, übergab der Frau Gevatterin den Bandika nebst Geschenk, somit war das Fest beendigt, und ich zum erstenmal in meinem Leben ein Taufpathe gewesen. — Durchaus keine Langeweile.

Gibt es viel Arbeit auf dem Felde, so wird einem der Tag immer zu kurz, selbst das Putribauen muß im Sommer unterbleiben; es wird daher die Tiefung im Herbste verfertigt und über den Winter zur Auswitterung offen gelassen, dann im Monat März die Dachung vollendet. Ueberhaupt findet der fleißige Landwirth immer zu thun, und mir wäre es gar nie eingefallen, während dringender Feldarbeit wegzugehen und nach Vergnügen zu jagen. Um den steht es immer traurig, wer an seinem Berufe kein Behagen findet.

Der ungarische Bauer, wenn er auf acht Tage von Hause fährt, ist im Stande, ohne einen Heller verzehrt zu haben, mit vier Stücken Zugvieh heimzukehren. Viehfutter nimmt er vom Hause mit so viel er braucht, dann wird auch für seine eigene Person gesorgt: 2 Brode, 16 Pfunde, Salz, Paprika und Speck, hierauf wird ein in Bissen geschnittenes Rind- oder Schöpsenfleisch in ein Kesselchen gegeben, Wasser, Salz und Paprika quantum satis daran, das Ganze wird gekocht, öfter geschüttelt, bis der Saft vollends eingedünstet und das Fleisch braun wie geröstet ist; dieß wird dann über Nacht ausgelegt und am folgenden Morgen in ein schon dazu gewidmetes hanfleinenes Säckchen geleert. Dieser ganze Proviant nebst einem Kulacs (Holzflasche) voll Wein wird mitgenommen, der kleine Kessel (Bogracs) auch nicht zu Hause gelassen, und so ausstaffirt wird die Reise angetreten; überall wo ein Brunnen oder sonst trinkbares Wasser ist, gehalten und erforderlichen Falls gefüttert. Zum Frühstück dient Speck und Brod, zur Mittagsstunde wird nebst diesem etwas Wein getrunken und getrachtet, daß man Abends wieder an einen Brunnen gelangen könne. Nun erst wird ordentlich gelagert, wo Holz zu finden, gesammelt, wo keines vorhanden, mit dürrem Kühkoth Feuer angefacht; ein Grübchen in der Erde, darüber ein Krummholz für den Bogracs, und die Küche ist fertig. Eine Handvoll von dem kalten gerösteten Fleisch — Perkelthus — in den Kessel, darüber Wasser, und nach einer halben Stunde ist eine warme Suppe mit Gulyashus — Hirtenfleisch — fix und fertig, bald gegessen, nun ein paar Schluck Wein, die Pferde gefüttert und getränkt, dann wird neben dem Wagen hingestreckt, und mit dem Bunda zugedeckt — Bunda oder Suba ist ein bequemer schaffellener Mantel, Pelz — geschlafen; der treue Hund wacht für die Sicherheit. Wie es tagt, wird weiter gefahren, und so geht es Tag für Tag; regnet es, nun dann ist er genöthigt in einem Wirthshaus einzustellen, hier verzehrt er 4 bis 6 kr. W. W. für Wein und damit ist auch sein Kulacs wieder gefüllt (ein Maaß Wein à 4 kr.). Der Wagen steht dafür unterm Schoppen und die Pferde oder Ochsen im Stalle, wohin auch er sich begibt nach bezahlter Zeche. Aber er ist auch zu dieser Einkehr nicht nothgedrungen, denn Mann und Pferd sind gewohnt auch beim schlechtesten Wetter im Freien zu leben.

David B.....

Miscellen.

Rübenzucker in England. Man glaubte bisher, in England werde gar kein Rübenzucker fabricirt, aber ein officielles Papier (s. Shipping Gazette vom 12 März) gibt die Masse des im Jahre 1843 fabricirten Runkelrüben- und Kartoffelzuckers auf 3843, im Jahre 1844 auf 5597 Centner an. Vermuthlich ist dieß aber nur ein kleiner Theil des wirklich fabricirten, und die Herabsetzung des Zolls hat auch den Zweck diese Fabrication zu vernichten.

Harpunenschießen in England. Seit einiger Zeit werden zu Peterhead regelmäßige Harpunenschießübungen angestellt und die besten Schützen belohnt. (Shipp. Gaz. vom 13 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 89.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 März 1845.

Das Eisenbahnwesen in England.

Kaum ist ein Monat verflossen, seit wir über diesen Gegenstand einige Mittheilungen gemacht (s. Nr. 58 und 59), und schon wieder sehen wir uns veranlaßt darauf zurückzukommen, denn es läßt sich jetzt mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, was in dieser Parlamentssession hinsichtlich der Eisenbahnen geschehen wird. Man findet allmählich, daß in England die Sache ebenso viel und zum Theil noch größere Verlegenheiten bietet, als auf dem Continent; diese neue Macht ist den Regierungen offenbar sehr ungelegen gekommen, und diejenigen, welche das Gesammt-Eisenbahnwesen unter ihre eigene Leitung genommen, finden sich immer ohne allen Vergleich besser dabei, als diejenigen, welche mit oder ohne Absicht die Ausführung an Compagnien überlassen haben. Die Frage, was mit den 248 Eisenbahnbills in der jetzigen Parlamentssession geschehen soll, ist immer noch ungelöst. Das Ansinnen, welches Hr. Bernal hingeworfen hat, daß man eine nichtparlamentarische Committee mit den Eisenbahnbills beauftragen solle, hat (in der Sitzung vom 4 März) lebhafte Widersacher gefunden, namentlich an Peel selbst, der geradezu erklärte, wenn das Parlament so die ernstesten Arbeiten an andere übertrage, so würde es allmählich zu einem debattirenden Club ohne Macht und Ansehen heruntersinken. Das ist nicht unrichtig, aber diese Ansicht Peels ist nur negativ, einen eigenen zweckdienlichen Vorschlag hat Sir Robert nicht gemacht, und man hat ihm geradezu vorgeworfen, er wisse auch keinen zu machen, und sey selbst in der größten Verlegenheit es zu thun. Das mag wahr seyn, aber schwerlich, weil Sir Robert kein Auskunftsmittel weiß, sondern weil er keines anzuwenden wagt. Man hat ihm über seinen, in Bausch und Bogen gemachten Vorschlag 430 Artikel aus dem Tarif zu streichen, bittere Vorwürfe gemacht, und den bekannten Vers auf ihn angewendet: dat veniam corvis, vexat censura columbas. So sagt das Banker's Circular vom 28 Febr.: „Dieser muthwillige und unnöthige Krieg gegen unser Schutzsystem in allen kleinen Gewerben und Handelszweigen zerstört alles Vertrauen auf die kundgegebene Absicht die Korngesetze aufrecht zu halten. Es wäre im höchsten Grade gemein und feig, die Großen und Mächtigen entschlüpfen zu lassen, weil sie Kraft zum Widerstand haben, die Kleinen und vergleichsweise Unbedeutenden aber zu erdrücken, weil sie schwach sind." Wie Sir Robert die kleinen Handels- und Gewerbsmonopole mitleidslos angreift, aber die großen, die Korn- und Zuckermonopole, verschont, ja das letztere durch seine neuesten Maaßregeln noch besonders begünstigt, so wagt er sich auch nicht an das große Monopol der Eisenbahnbesitzer, und scheint wenigstens warten zu wollen, bis das Geschrei gegen sie überwältigend geworden ist. Bis dahin aber können sie Schaden genug angerichtet haben, und es wird, um ein so übermäßig herangewachsenes Monopol zu brechen, einer ähnlichen, wenn nicht größeren Aufregung des Landes bedürfen, wie bei der Reformbill.

Was bis jetzt im Parlament geschehen ist, beschränkt sich im Wesentlichen auf eine Anzahl Resolutionen über Zusammensetzung und Geschäftsverfahren der Committees, welchen wie es scheint die Beurtheilung ganzer Eisenbahngruppen zugeschieden werden soll. Das Handelsbureau hat nämlich etwa 140 Eisenbahnbills günstig bevorwortet, und diese zur leichtern Uebersicht in Gruppen getheilt; da nun die bis jetzt bestehende „Select Committee" nicht alle diese Geschäfte allein abmachen kann, so wird man nach der Zahl dieser Gruppen kleinere Committees ernennen. Damit ist aber dem Uebelstande und dem Geschäftsdrang des Hauses selbst nicht abgeholfen, da dieses doch die Endentscheidung fällen muß, und die herrschende Ansicht ist die, daß wenn endlich die Zeit zur Entscheidung heranrückt, eine Anzahl Bills ziemlich übereilt angenommen, und die Mehrzahl auf die nächste Session hinausgeschoben werden wird. Ein solches Endergebniß wäre zwar manchen Einzelnen schädlich, im Ganzen jedoch kein großer Nachtheil, aber die eigentliche Frage liegt keineswegs in der Erlaubniß zum Bau, sondern in der Verwaltung, und hierüber ist bis jetzt gar nichts geschehen.

Es ist notorisch, daß manche Eisenbahnen einen Gewinn von 25, ja einige wollen behaupten von 50 Proc. machen, und daß dieser Gewinn auf alle Art vertuscht wird durch neue Anlagen u. s. w., weil das Handelsbureau der Acte vom

vorigen Jahre gemäß einschreiten könnte, sobald der Gewinn eine bestimmte Zeit hindurch 10 Procent überschreitet; man will aber die vortheilhaften, übermäßigen Fahrpreise so lange behaupten wie möglich, und es möchte dem Handelsbureau schwer, wo nicht unmöglich fallen, eine inquisitorische Aufsicht über die Rechnungen und die Geschäftsführung einer Compagnie durchzusetzen. Dieß Uebel wächst in dem Grade, als die Compagnien sich vergrößern und mehr Macht in sich vereinigen. Die mächtigern Compagnien fahren fort andere Eisenbahnen, selbst mit augenscheinlichem Verlust anzukaufen: eines der neuesten Beispiele ist der Ankauf der Birmingham-, Glocester- und Bristol-Linien für die Compagnie, welche die London- und Birmingham-Bahn besitzt, so daß jetzt alle Linien von Leeds nach Bristol, die früher im Besitz von fünf Compagnien waren, einer einzigen gehören. Das Circular to Bankers bemerkt über diese, so wie mehrere ähnliche Käufe: „Es läßt sich vernünftigerweise nicht annehmen, daß diese großen Besitzwechsel, wo viele Millionen Pfd. Sterling anscheinend so leicht, wie ein Theaterbillet, verhandelt werden, zu einem andern Zweck vor sich gehen, als um sich durch die Unterdrückung von Nebenbuhlern ein Monopol zu sichern. Wird die Regierung in kindischem Festhalten an dem philosophischen Princip (crotchet) der freien Concurrenz dieß Verfahren dulden? Wie die Sachen jetzt stehen, bedeutet die freie Concurrenz nichts mehr und nichts weniger als ein riesenhaftes Monopol und einen eisernen Despotismus, denn der stärkste wird am Ende alles erhalten, was er will."

Die Sache sieht für England keineswegs spaßhaft aus, denn wer sieht nicht ein, daß ein Theil derjenigen, welche gegenwärtig das Korn- und Zuckermonopol in den Händen haben, sich der Mittel, welche diese Monopole ihnen in die Hände geben, bedienen werden, um auch bei den Eisenbahnmonopolen sich zu betheiligen, und daß ein Schutz- und Trutzbündniß dieser verschiedenen Monopole erfolgen wird, um jeden Angriff im Parlament gleich in der Geburt zu ersticken. Daß solche Dinge erstrebt werden, leidet keinen Zweifel, und ergibt sich auch daraus, daß z. B. Eisenbahncompagnien bereits den Kampf mit sehr mächtigen Gegnern aufnehmen, mit den Canalbesitzern. Eine projectirte und am 11 März durch Lord Campbell dem Oberhaus eingereichte Bittschrift der Worcester-and-Birmingham-Canal-Company enthält darüber interessante Details. *) Diese beklagt sich, daß die Eisenbahncompagnien schwere Waaren, wie Erze, Wolle, Steine, Holz ꝛc. zu einem Preis transportiren, der unmöglich rentiren könne, und sich für diesen Verlust an den Passagieren erholen; sie transportiren solche Waaren zu einem Durchschnittspreise von 5 Sh. die Tonne, während zwölf Reisende, die etwa auch eine Tonne zusammenwiegen, acht Pfund oder das 32fache zahlen. In der Petition heißt es wörtlich: „Ihre Bittsteller machen dem ehrenwerthen Hause bemerklich, daß das in Canälen angelegte Capital gar wohl zu 100 Mill. Pf. St. angeschlagen werden kann, und bei näherer Untersuchung wird es sich zeigen, daß ein noch viel größerer Betrag dabei betheiligt ist. Sie hoffen daher unterthänig, daß das ehrenwerthe Haus solche Vorsorge treffen wird, daß nicht unter dem scheinbaren Vorwand der Concurrenz großes Unrecht geübt werden möge, und bitten unterthänig dem ehrenwerthen Hause vorstellen zu dürfen, daß wenn man den Eisenbahnen gestattet, den jetzigen Handel auf den Canälen zu vernichten — eine unvermeidliche Folge, wenn auf den unverhältnißmäßig geringen Transportansätzen beharrt wird — die wirkliche Concurrenz zu Ende ist; denn wenn einmal die Canäle zerstört sind, und die Schifffahrt auf denselben eingestellt ist, so können die Eisenbahncompagnien unter sich übereinkommen und ein Monopol schaffen, gegen welches Widerstand hoffnungslos, wo nicht unmöglich wäre."

*) Der Herzog von Wellington erkannte die großen Nachtheile der Sache an, wußte aber nichts darauf zu erwiedern, als: man werde den Eisenbahnen verbieten herabgesetzte Tarife wieder hinaufzusetzen, — eine sehr ungenügende Auskunft.

Man sieht leicht, welche riesenhafte Verhältnisse die Frage annimmt, sobald sie von dieser Seite aufgefaßt wird, und die Regierung muß, gern oder ungern, früh oder spät, den Kampf mit den Eisenbahncompagnien aufnehmen. Je bälder es geschieht, desto besser. Bereits ist es viel schwerer geworden, als es vor zwei Jahren war; damals erschien die bekannte Schrift: on railway reform, die man den Beamten des Handelsbureau's, vielleicht nicht mit Unrecht, in die Schuhe schob. Zu jener Zeit hätte noch die Regierung mit einer raschen Maaßregel und mit einem Opfer von 60 Mill. Pfd. St. alle Eisenbahnen an sich ziehen können; jetzt beträgt das Grundcapital, ohne die diesjährigen Eisenbahnen zu rechnen, über 100 Mill., und ehe das Jahr ausgeht, dürfte die Regierung 200 Millionen opfern müssen, um dasselbe zu erreichen, was sie vor zwei Jahren mit 60 Millionen erreichte. Die Zeit schreitet schnell, aber Peel hat keine Eile, extreme Schritte sind nicht seine Sache, und so läßt man die Sache anwachsen, bis sie nicht mehr zu verschieben ist und dann mit einer Art Gewaltstreich enden muß. Eine wichtige Frage ist, ob das Parlament sich noch in diesem Jahre entschließt, die Macht der Handelsbureaux über das Eisenbahnwesen zu erweitern; geschieht es, so darf man dieß als ein gutes Zeichen des Fortschrittes auf einer richtigen Bahn ansehen, geschieht es nicht, so hat das Monopol im Parlament schon zu viele Verfechter, und wird fortwuchern, bis es durch Uebertreibung sich sein eigenes Grab gräbt.

Die Stadt Kiew.

(Fortsetzung.)

Wenige Jahre nach der Bekehrung Kiews waren schon Bisthümer in Nowgorod und Rostow angeordnet; so entwickelte sich das Christenthum im Stillen ruhig weiter, während das mit dreifachem Brudermord belastete Ungeheuer, Swätopolk, auf dem geraubten Thron saß, und sich nur dadurch Verdienste um die Kirche erwarb, daß er wider Willen die Zahl der Heiligen durch seine zwei gemordeten Brüder Boris und Gleb vermehrte.

Die Einfälle und Raub- und Mordzüge der Polowzer, die Schandthaten der eigenen Fürsten, die mit Waffengewalt, List, Treulosigkeit und Verrath gegen einander wütheten, vereint mit den Kriegen der Polen, Böhmen und Ungarn, vollendeten allmählich den Verfall des Großfürstenthums, welchen nicht einmal der heldenmüthige Wladimir Monomach, der mächtige Jsiaslaw Mstislawitsch und der thätige Juri Dolgoruki hemmen konnten. Nachdem Krieg und Aufruhr wiederholt die Fackel der Verwüstung durch Kiew getragen, und die Stadt jedesmal kaum Zeit gewonnen hatte sich auf Augenblicke wieder zu erholen, nachdem alle Theilfürsten von Kiew abgefallen waren, blieb der ehrwürdige Sitz des Großfürstenthums nur noch ein Schatten seiner alten Macht. Als nun aber auch noch Roman, der Sohn des letzten Kiew'schen Großfürsten Mstislaw Jsiaslawitsch, das Gebiet einiger Theilfürsten verheerte, stellte Andreas von Susdal, der Sohn Dolgoruki's, sich an die Spitze von eilf Fürsten und nahm im Jahre 1169 die Stadt zum erstenmal mit Waffengewalt. Die Sieger vergaßen, daß sie Russen waren, raubten und plünderten drei Tage in der Stadt, in den Häusern, Kirchen und Klöstern, und führten alle Schätze und Heiligthümer der Sophien- und Zehntkirche mit sich weg.

So fiel die Stadt durch eigener Fürsten Hand. Andreas nahm auf immer die Krone von ihrem Haupt und verlegte den Sitz der Großfürsten nach dem neu aufblühenden Wladimir an der Kliasma im susdalschen Lande.

Unter fortdauernden Bürgerkriegen kam Kiew unter die Herrschaft der Fürsten von Galitzsch. Während der mächtige Roman zum Schutz des griechischen Kaiserthums gegen die Polowzer auszog, fielen die Fürsten von Tschernigof, mit den Polowzern im Bunde, 1204 in Kiew ein, und wütheten noch furchtbarer wie früher Andreas in der Stadt. Jn demselben Jahre wurde auch Konstantinopel von den Kreuzfahrern erobert, und der Hauptsitz des griechischen Patriarchen, an dem die russischen Metropoliten, ungeachtet der frommen Hirtenermahnungen des Papstes Innocenz III, festhielten, nach Nicäa verlegt.

Doch diese Verwüstungen schienen nur ein Vorspiel zu der gänzlichen Zerstörung Kiews durch neue Feinde, durch die Mongolen, die schon im J. 1225 an der Kalka den heldenmüthigen Fürsten Kiew's, Mstislaw Romanowitsch, nach tapferer Gegenwehr wortbrüchig ermordeten und sein Heer vernichteten.

Im J. 1240 standen die Mongolen unter Baty zum zweitenmal im südlichen Rußland und vor den Mauern Kiews. Die um die Stadt kämpfenden Fürsten flohen und überließen die Vertheidigung dem Bojaren Dmitri. Die Mauern der Stadt fielen im Sturm und die Vertheidiger zogen sich nach einem verzweifelten Kampfe in die Zehntkirche zurück, die auch bald der rohen Uebermacht erlag. Die Mongolen feierten ihren Sieg tagelang durch Mord und alle Gräuel der Zerstörung. Das alte Kiew verschwand auf immer. Diese Mutter der russischen Städte und Civilisation lag noch im 15ten Jahrhundert in Trümmern. Baty schonte selbst der Gräber nicht, und die rohen Fremdlinge traten die Schädel der alten Fürsten mit Füßen. Nur Jaroslaws Grab blieb übrig. Die Zehntkirche aber mit dem Grabe Wladimirs wurde bis auf den Grund zerstört, und das Höhlenkloster, aus dem nur einige Mönche den Mordschwertern Baty's entgingen, hatte dasselbe Schicksal.

Die Mongolen scheinen sich nun um das Schicksal der zerstörten Stadt nicht weiter bekümmert zu haben, und sie fiel wieder russischen Fürsten in die Hände, bis zu Anfang des 14ten Jahrhunderts sich Gedimin, der Großfürst von Litthauen, ihrer bemächtigte, und die kiew'schen Fürsten von sich abhängig machte. Von hier an finden wir die Stadt und das Fürstenthum, wie das übrige westliche Rußland, den Einflüssen der Litthauer und Polen geöffnet, die hier mit mehr Milde zu herrschen scheinen, wie früher die unabhängigen Fürsten. Kiew wurde erst 1667 durch den Frieden von Andrussof wieder mit Rußland vereint, und der übrige Theil des alten Großfürstenthums blieb noch mit Polen verbunden bis zum J. 1793.

In diesen Andeutungen liegt ein Aufschluß über den Ursprung und die spätern Schicksale der russischen Kirchen, aus dem allein ihre Form begriffen werden kann. Wie die Religion, so erhielten die Russen auch die Idee zu ihren Kirchen und ihre Baumeister von Konstantinopel. So sind auch alle ursprünglichen Elemente der altrussischen Kirchen byzantinisch, und die Kirchen starre Nachahmungen der griechischen; doch nur wenige dieser ursprünglichen Bauten sind bis auf unsere Zeiten gekommen. Von den 400 Kirchen, die Kiew in seiner Blüthenzeit besessen haben soll, sind kaum mehr als Reste dreier vorhanden. Baty vernichtete die meisten Kirchen bis auf den Grund, von einigen blieb nur das Mauerwerk stehen, und erst unter der Herrschaft der Litthauer und Polen scheinen die alten Heiligthümer wieder hergestellt, und es bleibt unsicher und sogar unwahrscheinlich, ob ganz im alten Styl. In den Zeiten der Unterwerfung des übrigen Rußlands unter die Herrschaft der Mongolen scheinen auch fremde Einflüsse auf den Kirchenbau eingewirkt zu haben, und so bleibt es unsicher, ob irgend eine der jetzigen russischen Kirchen noch unverändert den Styl der ältesten darstellt. Litthauisch-polnische Einflüsse im Westen und mongolische im Innern von Rußland sind mit der alten Bauart zu einem bunten Ganzen verschmolzen.

(Schluß folgt.)

Cochinchinesische Gesandte am Hofe zu Bankok.

(Nach Dr. G. Finlayson.)

Das Volk von Siam lebt offenbar ziemlich gut, obgleich seine Subsistenzmittel, wenn wir das ausnehmen, was die See und die Flüsse darbieten, nicht sehr in die Augen fallen. Reis, Fische und Geflügel haben sie die Fülle; gut genährte starke Leute von gedrungenem, untersetztem Körperbau sind diese Siamesen; das Haar tragen sie dicht am Kopfe geschoren und nur vorn ist ein Büschel, den sie hinterwärts kämmen; in dieser Hinsicht findet kein Unterschied zwischen Männern und Frauen statt; beide schneiden das Haar kurz ab. So

wie Europäer ihre Zähne weiß zu erhalten streben, so thun die Siamesen alles, die ihrigen schwarz zu machen; bei ihnen werden nur schwarze Zähne als schön betrachtet, und man muß ihnen zugestehen, daß sie diese Art des Schmuckes sehr glücklich zu bewerkstelligen wissen. Dieß nebst der plumpen rothen Färbung ihres Mundes und ihrer Lippen durch das beständige Kauen einer aus Betel, Catechu und Kalk bestehenden Masse macht ihr Aeußeres widerlich. Das Gesicht des Siamesen ist auffallend groß, der Vorderkopf sehr breit, auf beiden Seiten hervorstehend; die behaarte Kopfhaut reicht weiter herunter, als ich bei irgend einem andern Volk bemerkt habe; bei einigen zieht sich dieselbe bis auf einen Zoll oder gar noch weiter gegen die Augenbrauen herab, bedeckt die ganzen Schläfe und erstreckt sich fast bis an die äußern Augenwinkel. Die Backenknochen sind groß, breit und hervorstehend.

Im allgemeinen geht das Volk mit unbekleidetem Oberleibe, und nur bisweilen wirft man ein Stück Tuch über die Schultern. Alte Frauenzimmer sieht man mit entblößter Brust, vermuthlich weil von ihren Reizen nichts mehr zu befürchten steht; die jungen hingegen tragen eine Brustbedeckung mit Schleifen. Die siamesischen Frauen sind in der Regel sehr muntere Geschöpfe, die gern schwatzen und lachen und singen. Im hohen indischen Grase, welches die Flußufer bedeckt, im Schatten der Kokosbäume und Arekapalmen sah ich bei Sonnenuntergang häufig ganze Schaaren junger Mädchen von Bankok, welche, ihren kleinen, engen Wohnungen entflohen, hier im Freien fröhlich sich herumtummelten und allerlei mit Mimik und Gesang verbundene Spiele und Tänze aufführten; diesen indischen Schönheiten ist auch das Pfänderspiel nicht unbekannt.

Während unseres Aufenthalts zu Bankok erhielt der Hof die Nachricht, daß ein cochinchinesischer Gesandter nebst Gefolge an der Mündung des Flusses angekommen sey. Nachdem er die Halbinsel Cambodscha durchreist, hatte er sich im Hafen von Saigon eingeschifft und war mit einem zahlreichen Gefolge auf einer kleinen Flotte von Fahrzeugen zu Paknam angekommen, von wo aus die königliche siamesische Regierung sogleich von seiner Ankunft benachrichtigt wurde. Dem Gouverneur von Paknam wurde befohlen, den Gesandten während seines Aufenthalts an diesem Orte frei zu halten; zugleich nahm man die geeigneten Maaßregeln, denselben auf eine seinem Range angemessene Weise zur Hauptstadt zu geleiten. Die Festlichkeiten, womit man ihn in Paknam zu ehren suchte, waren zwar nicht gerade die prächtigsten, aber doch wahrscheinlich die besten, die man in diesem Lande zu geben weiß. Sie dauerten mehrere Tage und bestanden hauptsächlich in theatralischen Vorstellungen, musikalischen Unterhaltungen und gymnastischen Uebungen.

Der Empfang dieser Gesandtschaft von Seite des Hofs von Bankok mußte unsere Aufmerksamkeit und Neugierde im höchsten Grade erregen, da es uns ganz unerwartet kam, neben uns noch andere Gesandte auftreten zu sehen. Wir waren außerordentlich begierig unsern eigenen Zustand mit dem des cochinchinesischen Gesandten vergleichen zu können und dadurch die eigentlichen Gesinnungen der Siamesen hinsichtlich der englischen Gesandtschaft kennen zu lernen.

Was der eigentliche Zweck dieser Mission von Cochinchina gewesen sey, konnten wir nicht recht erfahren; man sagte, sie habe ihren Ursprung in Gefühlen der Dankbarkeit, welche der regierende König von Cochinchina gegen den König von Siam hege, weil derselbe seinem Vorfahren in seinem Unglück eine schützende Freistätte bereitet habe, als sein Land von aufrührerischen Unterthanen usurpirt und er als hülfloser Flüchtling in fremde Länder vertrieben war. Er hatte nun einen Gesandten abgeschickt, um den König von Siam von seinen freundschaftlichen und friedlichen Gesinnungen und dem Wunsche zu benachrichtigen, sich noch inniger und fester mit einer Nation zu verbinden, die mit so großer Uneigennützigkeit gegen seine Familie sich benommen hatte, als dieselbe durch die Anarchie eines Bürgerkriegs vom Throne gestoßen war.

Derselbe König hatte vor einiger Zeit an den birmanischen Hof eine Gesandtschaft geschickt, die aber bei den Siamesen, welche die Birmanen als ihre natürlichen und unversöhnlichen Feinde betrachten, einiges Mißtrauen erregt hatte. Stets wachsam auf das Benehmen der Cochinchinesen und ungewiß, wie der neue König dieses Landes gegen sie, die siamesische Regierung, gesinnt sey, hatte die so unerwartete Gesandtschaft an den Hof von Amarapura ihre Besorgniß erregt; es war deßhalb sogleich eine Legation nach Cochinchina abgeschickt worden, theils um die geheimen Ursachen jener Sendung zu erforschen, theils auch um die Gesinnung des neuen Königs gegen Siam zu prüfen. Die gegenwärtige Gesandtschaft konnte demnach als Compliment für die Siamesen betrachtet werden, während die ausgezeichnete Aufmerksamkeit, mit welcher man die Gesandtschaft empfing, offenbar bewies, wie sehr sie durch dieselbe geschmeichelt waren. Es möchte wohl mehr zur Befriedigung der Neugierde dienen, als von wahrem Nutzen seyn, wenn ich eine genaue Parallele zwischen der Aufnahme dieses Gesandten, eines gewöhnlichen Botschafters von einem verhältnißmäßig kleinen Staate, und der Aufnahme, die man der Sendung des Generalgouverneurs des brittischen Indiens angedeihen ließ, ziehen wollte; schmeichelhaft für uns würde eine solche Parallele nicht seyn. Es sey genug zu bemerken, daß sogar Prinz Chromakid, einer der einflußreichsten Männer am Hofe zu Bankok, öffentlich geäußert haben soll, wie unangenehm es ihm sey, daß die cochinchinesische Gesandtschaft gerade jetzt gekommen, wo die Mitglieder der englischen Mission natürlich die ungünstigsten Vergleichungen anstellen müßten.

Etwa eine Woche nach der Ankunft des Gesandten zu Paknam schienen die nothwendigen Vorbereitungen zu seiner Reise nach der Hauptstadt beendigt zu seyn. Eine bedeutende Anzahl von Booten waren zu seiner Verfügung gestellt. In diese schiffte er sich mit seinem Gefolge ein und in mäßigen Tagereisen den Fluß hinauf fahrend, überall mit Festlichkeiten und allen Zeichen der Aufmerksamkeit und Höflichkeit empfangen, kam er zu Bankok an.

(Schluß folgt.)

Brunnen in Algier. Die Franzosen machen jetzt die Bemerkung, daß sie in der Bauart noch manches von den Landeseingebornen lernen können. Sie haben vor einigen Jahren einen sehr schönen Brunnen auf einem der öffentlichen Plätze aufgeführt; das Wasser fällt dabei in ein mächtiges flaches Becken, allein es ist in keiner Weise weder gegen den Einfluß der Sonne noch des Staubes geschützt, und so bietet der schöne Brunnen nur ein laulichtes, unreines Wasser. Die „Algérie“ vom 12 März bemerkt, daß die Wasservertheilung im Innern der Städte Algeriens ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Seite der Mauren gewesen sey, und daß sie die Brunnen der Einwirkung der Sonnenstrahlen entzogen, so daß man zu allen Zeiten selbst während der Hundstage, kühles Wasser erhalten konnte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 93.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 April 1845.

Die Botschaft des Präsidenten Tyler über den Sklavenhandel

ist, so wenig es vielleicht den Anschein hat, eine der wichtigsten Staatsschriften neuerer Zeit; diese Botschaft datirt vom 19 Febr. d. J. und ist die unmittelbare Fortsetzung der Depesche Hrn. Calhoun's vom 12 August vorigen Jahrs an Hrn. King, den amerikanischen Minister zu Paris. Seit langen Jahren hat England sich auf alle Weise bemüht, Nordamerika wegen der in seinem Innern fortdauernden Sklaverei und des durch die Maaßregeln der amerikanischen Regierung geförderten Sklavenhandels in den Bann der gesitteten Welt zu thun. Nachdem es durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel die Abolitionistenpartei in den Vereinigten Staaten selbst zu heben bemüht gewesen, hat es im Jahre 1840 durch den sogenannten „Weltconvent" (worlds convention) England als die Beschützerin des Negerstammes und den Vorkämpfer aller Philanthropie ausposaunen, Amerika aber als den Vertheidiger und Förderer der Negersklaverei brandmarken lassen. Bei solchen Demonstrationen aber, nur berechnet die Einfältigen im Geiste zu blenden, ist es nicht stehen geblieben, sondern hat mit Rußland, Preußen, Oesterreich und Frankreich im J. 1841 den bekannten, viel besprochenen Vertrag zur möglichst vollständigen Unterdrückung des Sklavenhandels geschlossen, und sich dabei die Polizei der Meere vorbehalten; diesem Vertrage beizutreten sollte auch die große amerikanische Republik eingeladen und im Weigerungsfall als im Bann des gesitteten Europa's stehend angesehen werden. Der Plan scheiterte, erstens weil Frankreich, der einzige unter den Colonialstaaten, der ein wahres Interesse an der Sache hatte, die Ratificirung des Vertrags verweigerte, andererseits weil Amerika, um diese englische Rodomontade sich wenig kümmernd, das Recht seiner Flagge um so eifersüchtiger wahrte, und sogar jede Forderung, die dahin zielte, durch englische Schiffe untersuchen zu lassen, ob ein Schiff die amerikanische Flagge mit Recht führe, durchaus abschlug. England, damals durch die Unfälle in Afghanistan erschüttert und mit einem Aufstand in Indien selbst bedroht, schloß den bekannten, fast berüchtigten Ashburtonvertrag am 9 Aug. 1842, wodurch es das Recht der Durchsuchung auf dem Meere stillschweigend, aber factisch aufgab. Amerika empfing die Nachricht, daß England die so lange behauptete Forderung aufgegeben, mit einem höhnischen Siegsgeschrei, England aber, durch die glückliche Wendung der Dinge in Afghanistan und Indien aufs neue ermuthigt, stellte das nur stillschweigend erfolgte Zugeständniß in Abrede, und es erfolgten die bekannten entgegengesetzten Erklärungen über den Ashburtonvertrag im englischen Parlament und im Congreß — Erklärungen, die durch später gewechselte Staatsschriften außer Zweifel gesetzt wurden.

Die durch das Verfahren der Engländer gesteigerte Eifersucht der Amerikaner für die Unabhängigkeit ihrer Flagge hatte die natürliche Folge, die Benützung derselben für den Sklavenhandel zu steigern. Der Präsident unterrichtet uns, welches Manöver eingeschlagen wurde, um die Gesetze der Vereinigten Staaten, wie die Wachsamkeit der englischen Kreuzer zu täuschen. Brasilianische Sklavenhändler mietheten amerikanische Schiffe, und diese nehmen eine Anzahl brasilischer Seeleute als Passagiere an Bord, fahren damit nach England, kaufen da „Küstengüter," d. h. die zum Ankauf von Sklaven nöthigen Waaren, und segeln damit an die afrikanische Küste, wo die zum voraus bereit gehaltenen Sklavenladungen sich befinden; hier geht das Schiff in den Besitz der Brasilianer über, die als Passagiere mitgenommenen brasilischen Seeleute machen jetzt die Bemannung des Schiffs aus, und haben nur noch die Fahrt von der afrikanischen Küste nach Brasilien zurückzulegen, was gleichfalls, wenigstens nach englischen Berichten, häufig unter amerikanischer Flagge geschieht. Weder die Engländer, noch die amerikanische Regierung konnten dieß hindern, und die Beschuldigungen, daß die amerikanische Regierung den Sklavenhandel befördere, dauerten fort.

Da kam die Texasfrage, und die allgemeine Frage wurde nun eine specielle. England wollte den Anschluß hindern, weil Texas ihm die Brücke werden konnte, von wo aus englische Waaren nach Mexico und nach den Vereinigten Staaten ohne Zoll geworfen werden konnten. Dadurch wurde der amerikanische Tarif nahezu vernichtet und die amerikanischen

Finanzen erhielten einen verderblichen Stoß. Darum sprach sich Jackson und mit ihm die ganze demokratische Partei so energisch für den Anschluß an Texas aus, und daraus erklärt es sich auch, weßhalb John Quincy Adams, der gewesene Präsident und Erzvater der Abolitionisten, sich jetzt für den Anschluß erklärt hat. England bietet allen seinen Einfluß, und wie man wohl nicht mit Unrecht behauptet, auch sein Gold auf, um sich einen Einfluß in Texas zu erwerben; auch fehlt es nicht an Leuten, welche die glänzenden Handelsaussichten, die sich aus der fortdauernden Unabhängigkeit für Texas auf eine Zeitlang eröffnen, mit Begierde ergreifen. England hat sich an den Eigennutz der Amerikaner gewandt, um mit seinen Planen durchzudringen: es will den Handel des obern Mississippithals durch Canada fördern und möglichst wohlfeile Waaren für die Rohproducte liefern; es zählt auf die Abneigung der südlichen Staaten gegen den Tarif — eine Abneigung, welche in den Texanern noch viel stärker ist — um diese für sich zu gewinnen; aber es hat sich in Nordamerika zu viel Gemeingeist entwickelt, als daß die dem Einzelnen gebotenen Vortheile die Mehrzahl über den Nachtheil, der dem Ganzen erwächst, blenden könnten. Man kennt in Amerika den Handelsgeist und die Handelsherrschsucht der Engländer zu gut.

Um bei den Texanern ein Interesse zu wecken, das dem der südlichen Staaten der Union widerspräche, wirkte man darauf hin, in Texas die Negersklaverei aufheben zu lassen. England hat, wie Calhoun in seiner oben erwähnten Depesche an Hrn. King ohne Umschweife sagt, seinen Einfluß und seine Diplomatie zu diesem Zwecke angewendet, wird aber wohl die Abschaffung der Sklaverei so wenig erreichen, als den, die Texaner den Nordamerikanern zu entfremden, denn noch ist außer den europäischen Einwanderern und den wenigen zurückgebliebenen Mexicanern kein Erwachsener in Texas, der nicht in den Vereinigten Staaten geboren wäre. Die Union hat, wie wir oben gesehen, das dringendste Interesse, den Anschluß von Texas in möglichster Bälde zu bewerkstelligen, und ist dadurch gezwungen, auch der Sklaverei in Texas das Wort zu reden. Aber es scheint, die amerikanische Regierung hat gegenüber den unermüdlichen Bestrebungen Englands sie vor den Augen des civilisirten Europa's an den Pranger zu stellen, die Nothwendigkeit gefühlt, sich über ihre Ansichten und ihre Stellung auszusprechen, und dieß ist zuerst in der Note Calhouns geschehen, worin das Interesse, das die Continentalstaaten haben, sich den Bestrebungen Englands in Bezug auf den Sklavenhandel und die Verhinderung des Anschlusses von Texas zu widersetzen, klar hervorgehoben wird. Die Sprache dieser Depesche ist ausnehmend herb, und hat auch in England einen solchen Eindruck gemacht, daß man sie geradezu als ein Libell, wo nicht als ein Kriegsmanifest erklärte. Da aber diese Depesche fast geradezu die Sklaverei vertheidigte, so hat jetzt Hr. Tyler, noch kurz vor dem Schlusse seiner Amtsverwaltung, die Botschaft erlassen, worin er nun den Krieg vollends gerade in feindliches Land trägt, indem er nachweist, wie das Verfahren Englands dem Sklavenhandel directen Vorschub thut, und wie nicht bloß Amerikaner, sondern auch Engländer durch den auri sacra fames gelockt, an dem Handel großen Antheil nehmen. Das Wichtigste ist aber die ausgesprochene Beschuldigung, daß die englische Regierung die in weggenommenen Sklavenschiffen befindlichen Schwarzen als „Lehrlinge" (apprentices) nach Westindien führen und dort Jahre lang, unter denselben Verhältnissen, wie wenn sie Sklaven wären, arbeiten lasse. Das hat Sir R. Peel in einer zum voraus arrangirten Paradeerklärung in Abrede gestellt, da es in Westindien keine „Apprentices" mehr gebe, allein der fast thierisch rohe, willenlose Neger arbeitet, weil man ihn dazu angestellt, und Peels Erklärung erklärt die Sache nicht weg, möchte vielmehr nur geeignet seyn, eine Gegenerklärung von Seite der amerikanischen Regierung „über den neu eingeleiteten Negerhandel" hervorzurufen. Es ist dieß der ernsteste Zwiespalt zwischen England und Amerika, den die letzten 30 Jahre aufzuweisen hatten, und die Sprache, die man von beiden Seiten allmählich gegen einander führt, lautet in keiner Beziehung versöhnlich.

Das Fest der Haarlocke in Siam.

(Nach Dr. George Finlayson.)

Unsere Nachforschungen über den Ursprung der buddhistischen Religion unter den Siamesen haben wenig glücklichen Erfolg gehabt, und wir können auch nicht sehr hoffen, daß dieser interessante, aber in Dunkel gehüllte Gegenstand durch irgend ein Document das gehörige Licht erhalten werde. Die allgemeine Meinung unter den Priestern ist, daß der Buddhacultus, wie er in Siam besteht, dem heiligen Lande Lanka — so nennen sie die Insel Ceylon — entnommen sey; vor dieser in ganz Ostasien hochverehrten Insel haben auch die Priester und das Volk von Siam die höchste Achtung und Ehrfurcht. Dort haben sich, sagte mir einst der Praklang, unsere Glaubenslehren in der vollkommensten Reinheit erhalten. Unter Buddha's Leitung wurde dort von gottesfürchtigen Talapoinen das heilige Buch Prasaka geschrieben; hier heißt es ausdrücklich, Buddha habe die verwilderten Menschen an ein civilisirtes Leben gewöhnt und habe sie dringend ermahnt, Raub und Mord zu verabscheuen; alsdann überredete er sie, den Boden anzubauen, Bäume zu pflanzen, ihre wilden Sitten abzulegen und Frieden unter einander zu halten. Ferner gebot er ihnen, kein berauschendes Getränk zu genießen, und am achten und fünfzehnten des zunehmenden Mondes mit keinem Weibe zusammen zu seyn.

Es ist ein heiliger und sehr alter Brauch bei den Siamesen, ihren Kindern an dem Vorderkopfe eine Haarlocke zu lassen, die sie bis zu einem gewissen Alter nicht anrühren, dann aber mit großer Feierlichkeit abschneiden. Buddha selbst hat dieses Fest der Haarlocke eingesetzt und allen seinen Bekennern die Beobachtung desselben anbefohlen. Die Ceremonie des Abschneidens heißt „Konkok" und findet, je nachdem es der Wunsch der Eltern ist, im eilften, dreizehnten oder fünfzehnten Lebensjahre statt, womit eine Art Confirmation

verbunden ist. In reichen, angesehenen Familien ist dieses Fest allemal eine Zeit der größten Feierlichkeiten und des größten Glanzes; Verwandte und Freunde bringen Geschenke dar; die Priester sind versammelt, um Gebete zu sprechen und die Familie zu segnen; dann werden sie bewirthet und mit neuen Gewändern von gelbem Tuch beschenkt, welches die einzige Farbe ist, die sie tragen dürfen. Musikchöre sind bestellt, um die Gäste zu erheitern, und bei reichen Leuten dauern die mit Schmäusen verbundenen Festlichkeiten fünf Tage.

Während unseres Aufenthaltes zu Bankok hatte der älteste und liebste Sohn des Praklang (Staatskanzler), ein schwächlicher aber gescheidter Knabe, das zur Vollziehung dieser Ceremonie gehörige Alter erreicht. Der Rang und die Stellung des Vaters heischten eine reichliche Darbringung von Geschenken; sechs Diener waren aufgestellt, um die Gaben der guten Leute von Bankok in Empfang zu nehmen. Die Agenten des Generalgouverneurs von Indien, welche man zu dem Feste eingeladen hatte, sahen sich ebenfalls veranlaßt, dem Praklang ein werthvolles Geschenk nebst Glückwunsch zu übersenden und die Gabe wurde huldvoll angenommen.

Die Abschneidung der Haarlocke geschah mit großer Feierlichkeit in dem schönsten Zimmer des Hauses, welches fünf Tage und fünf Nächte festlich beleuchtet war. In der Mitte des mit Verwandten und befreundeten Leuten angefüllten Gemachs stand der festlich gekleidete Knabe, dessen Haupt verhüllt war mit einem weißen Schleier. Dann ging der älteste Priester auf ihn zu, legte seine Rechte auf des Knaben Haupt, segnete ihn mit dem Segen Buddha's, lüftete dann den Schleier und schnitt ihm die Haarlocke ab, die er dreimal gen Himmel hob, mystische Worte dabei sprechend. Nachdem alle Anwesenden dem beglückten Vater des Knaben gratulirt hatten, sprach der fungirende Priester ein ziemlich langes Schlußgebet in der heiligen Palisprache, die nur den Geweihten verständlich ist; nicht das mindeste versteht davon das gemeine Volk. Dieses wurde nun mit Confect beschenkt, wobei sich Alte und Junge als große Näscher zeigten. Dann erschienen zwölf weißgekleidete Frauen und führten einen Tanz auf; hierauf wurde geschmaust und man that sich gütlich mit allerlei Leckerbissen von Siam; ich meinestheils hielt mich lediglich an den Reis und an das Geflügel.

Am dritten Tage des Festes wurde der Knabe in feierlichem Zuge, den sechs Priester eröffneten, in den größten Buddhatempel von Bankok geführt, allda gewissermaßen der Gemeinde vorgestellt und dann nochmals gesegnet. Die abgeschnittene Haarlocke ward in ein zierliches Kästchen von Arekaholz gelegt und von den Priestern aufbewahrt. Einer der Gottesgelehrten von Bankok sagte mir, nunmehr habe der Knabe die Sünden, welche er begehe, selbst zu verantworten und nicht mehr sein Vater. Unter den gottesdienstlichen Bräuchen der Ostasiaten ist dieses Fest der Haarlocke eines der eigenthümlichsten.

Die Wohnungen der Abyssinier.

Das Athenäum vom 15 März enthält eine Mittheilung von Antoine d'Abbadie über die Wohnungen der Abyssinier, welche ein mannichfaches Interesse bietet: In Abyssinien gibt es zweierlei Arten von Häusern, das Beta nögus oder runde Haus und das Sakala, dessen Grundriß ein längliches Viereck ist. Das letztere scheint aus Jemen hieher verpflanzt worden zu seyn, denn Niebuhrs Abbildung seines Empfangs durch den Imam von Sana gibt ein genaues Bild der abyssinischen Sakala. Aber das Beta nögus ist wesentlich äthiopischen Ursprungs, denn bei weitem die Mehrzahl der Wohnungen vom Takazay (Takazze) unter 14° bis Gobo unter 5° hat diese Form. Sie ist wesentlich ein hamitisches Kennzeichen, wenn wir nach der allgemeinen Tradition bei den Abyssiniern diese von Noahs zweitem Sohn abstammen lassen. Wie der Gründer der Pyramiden, so behaupten alle Aethiopier, seyen sie nun Abyssinier, Galla, Södama oder Danro, das Innere der Wohnung der Menschen müsse dunkel seyn, und es sey schimpflich, wenn die Sonnenstrahlen auf einen Tisch oder ein Lager fallen. Fast alle neuen Kirchen Abyssiniens sind Beta nögus, als falle die Nation, ohne es zu wissen, in ihre ursprünglichen Gebräuche zurück; aber als die Könige von Axum ihre eigenen Münzen schlugen, als sie das Land bis an die Mündungen des Marab und Ansaba eroberten, als Jared seine heilige Musik und die Lebensbeschreibungen heiliger Männer schrieb, als Takla Haymanot das Kreuz in Damot aufpflanzte und König Itbarök beredete seine Krone niederzulegen, damals war der herrschende Geschmack für die Sakala, wie das Steinhaus zu Abba Asfe, die Ruinen bei Mariam Wagayro, die Grundmauern des Axumtempels und die Kirche von Abba Garima zur Genüge beweisen. Die längliche Kirche auf der Insel Tsana in dem großen See und einige andere, die erst im Anfang des 15ten Jahrhunderts gebaut wurden, zeigen, daß die Vorneigung zu der classischen Sakala noch lange nach dem Sinken der äthiopischen Literatur und der Bedeutung des Reichs fortdauerte.

Ich wurde unvermerkt auf diese Rückblicke auf die abyssinische Architektur geleitet durch ein Gebäude, das ich hier in Godscham in dem Dorfe Libau fand; es ist dieß ein ungeheurer Beta nögus mit einem konischen Dach, der über einer aus ungebrannten Ziegeln errichteten Sakala aufgeführt ist.

Herodot sagt uns, daß die alten Aegyptier von ausgewanderten Oberäthiopiern abstammten, und ich habe in Gudru eine seltsame Bestätigung hievon in einer von natürlichen Obelisken eingeschlossenen Höhle gefunden, welche ein genaues Prototyp eines ägyptischen Tempels ist. Die Sidama in ihrem Ultima Thule bewahren noch das heilige Feuer, obgleich nur einen Funken, indem sie ihre hölzernen Tische, Stühle und Thürpfosten schnitzen. Bruchstücke von Steinsculptur in der Kirche von Abba Penteleon, früher ein heidnischer Tempel, mahnten mich stark an unsere mittelalterlichen Schnitzereien, und die hölzerne Kirche von Abba Garima, die in dem 14ten Jahrhundert gebaut wurde, verdient einen eigenen Maler, denn eine solche Architekturprobe habe ich nirgends gesehen. Die berühmten Kirchen von Lalibala sind ärmliche Copien von griechischen und byzantinischen Mustern. Man sollte glauben, ein bilderstürmerischer Missionär habe hier das Christenthum gepredigt, denn mit Ausnahme einiger portugiesischen Sculpturen finden sich keine christlichen Nachahmungen der beseelten Natur.

Notizen über die englischen Colonien.

Canada.

In England hat die schlimme Lage der Rheder zahlreiche Versammlungen hervorgerufen, und in diesen wurde unter andern Ursachen der Noth der Rheder und Schiffsbauer in England auch der Umstand angeführt, daß die in Canada erbauten, allerdings oft ziemlich schlechten Schiffe wesentlich dazu beitrügen, den Gewinn der Rheder und Schiffbauer in England herabzudrücken; man beschloß sich deßhalb ans Parlament zu wenden, um künftig Maaßregeln gegen die freie Verwendung canadischer Schiffe in der englischen Rhederei zu ergreifen; dieß regte einen großen Sturm in Canada auf, namentlich in Quebec, wo der sechzehnte Theil der Bevölkerung den Winter hindurch mit dem Schiffbau beschäftigt ist und 36 bis 40,000 Pfd. St. damit verdient. Man kann sich denken, daß unter den Schiffbauern wie unter den Arbeitern die Aufregung nicht gering war. Die Befürchtung aber, daß man diesen Schiffbau einer besondern Steuer unterwerfen werde, scheint ungegründet. Indeß kam die Sache doch auch in der Assembly ernstlich zur Sprache.

*

Ein kürzlich auf dem Ontario-See von Seite der Amerikaner vom Stapel gelassener Dampfzollschooner, der auf 26 Kanonen gebohrt ist, für den Augenblick aber nur eine einzige führt, gibt den canadischen Blättern viel zu reden, und man erinnert die Regierung an die tüchtigen Schläge, welche die Amerikaner den Engländern während des letzten Kriegs auf den Seen beibrachten. Die Regierungsblätter trösten sich aber mit der Ansicht, daß der Canal, welcher den Lorenzstrom mit den obern Seen verbindet, den Engländern gestatte schnell größere und kleinere Dampfschiffe im Nothfall nach den Seen zu schaffen.

*

Man hat seit langer Zeit den französischen Canadiern vorgeworfen, daß sie sich nicht wie die englischen immer weiter in ihrem Lande ausdehnen. Ein Hauptgrund war, daß sie sich nicht von ihren Geistlichen trennen wollten. Jetzt aber ist auch in dieser Beziehung Vorsorge getroffen. Eine Anzahl canadischer Missionspriester, Pères Oblats genannt, ist dem frühern Beispiel der Jesuiten gefolgt, hat sich am Saguenay niedergelassen und eine gute Anzahl canadischer Colonisten ist ihnen dahin vorangegangen. Man hofft, daß der Saguenay bald wie der Lorenzstrom mit französisch-canadischen Kirchspielen besetzt seyn wird.

*

Am 4 December ward die Assembly eröffnet, und die Wahl Sir Allen M'Nabs, eines sehr entschiedenen Conservativen, bewies die Majorität, welche dem neuen Vollziehungsrath, d. h. dem Generalgouverneur, zu Gebot stand; sie betrug indeß gewöhnlich nur sechs Stimmen. Die Assembly vertagte sich nach unbedeutenden Geschäften vom 21 December auf den 7 Januar 1845.

*

Wie die ersten vierzehn Tage der Session der Assembly so ziemlich in unnützen Reden verliefen, so drohte es auch bei der Wiederaufnahme der Sitzungen nach dem 7 Januar zu gehen. Die Majorität des Generalgouverneurs hielt sich noch, aber sie schien wankend zu werden, und die neuesten, bis in die Mitte Februars reichenden amerikanischen Blätter wollen von mehrern Fällen wissen, wo die Regierung in der Minorität blieb, ohne jedoch anzugeben, welcher Art die vorgeschlagenen Maaßregeln waren.

*

Trotz dieser Reibungen war jedoch allmählich eine Zuversicht in den Bestand der Dinge zurückgekehrt, und die Capitalisten von England entwarfen wieder Plane zu weitläufigen Unternehmungen oder zeigten sich geneigt, die Plane anderer mit Geld zu unterstützen. Zu der ersten Kategorie gehörte die Wiederaufnahme der Fischerei an der Halbinsel Gaspé in der Bay des Chaleurs, so wie die Bearbeitung neuentdeckter Kohlenminen; zu der zweiten aber die schon obenerwähnte größere Colonisation des Saguenay-Thals und der in dasselbe mündenden Thäler, vor allem jedoch die Verbindung von Montreal einerseits mit dem Huron-See durch einen Canal und andrerseits durch eine halb in Canada, halb in den Vereinigten Staaten laufende Eisenbahn mit Boston in Massachusetts oder mit Portland in Maine. Ueber dieß letztere Unternehmen äußert sich die Col. Gaz. vom 1 März folgendermaßen: „Von der Spitze des Erie-Sees bis zur Mündung des St. Lorenzstromes, einer Strecke von 700 geographischen (englischen, also 175 deutschen *) Meilen, läuft der Lorenzstrom der Küste des atlantischen Meeres in einer durchschnittlichen Entfernung von 200 geographischen (50 deutschen) Meilen parallel. Montreal liegt etwa in der Mitte zwischen dem Golf von St. Lorenz und der Spitze des Erie-Sees, da wo die Fahrt für Seeschiffe endet. Montreal, der Einfuhrhafen nicht bloß für den unmittelbar benachbarten District, sondern für ganz Westcanada, ist von der Natur als die commercielle und politische Hauptstadt der Provinz bezeichnet. An der Gränze der französischen und englischen Districte gelegen, bildet es eine Art gemeinsamen Grundes, auf dem die beiden Racen am leichtesten sich begegnen, bis sie sich allmählich ganz verschmelzen, und ist der Mittelpunkt, von dem die Ansiedlung Canada's, die Entwicklung seiner Hülfsquellen und die Begründung seiner Gesetze **) hauptsächlich ausgehen muß. Jede Verbesserung in den innern und äußern Verbindungen Canada's, die den Verkehr Montreals mit der Provinz selbst, mit dem Mutterland und der Welt überhaupt erleichtert, wird die Macht der Hauptstadt und die Wohlfahrt von ganz Canada vermehren. Viel ist bereits geschehen durch die Canäle Lachine, Beauharnois, Cornwall und Welland, und durch den Bau von Straßen in der großen, durch die Seen Ontario, Huron und Erie gebildeten Halbinsel, jetzt aber soll 1) eine Eisenbahn von Montreal nach der Gränze von Neuengland gebaut werden, um dort mit Eisenbahnen aus Neuengland, sey es nun durch Maine oder durch Massachusetts, zusammenzutreffen; 2) will man eine Canalverbindung zwischen Montreal und der Georgs-Bay im Huron-See durch das Thal des Ottawa und den See Nipissing anlegen.“ Man ersieht hieraus, daß Canada sich mit Macht rüstet, nicht hinter den Vereinigten Staaten hinsichtlich der innern und äußern Verbindungen zurückzubleiben. Der Vortheil Englands trifft hier mit dem der Provinz so eng zusammen, daß es an Capitalien von Seite des Mutterlandes in keiner Weise fehlen wird.

---

*) Wenn die Engländer von geographischen Meilen sprechen, so rechnen sie 60 auf einen Grad.

**) Diese curiose Behauptung, daß von hier die Begründung der Gesetze ausgehen müsse, hat ihren Grund in dem Streit über die Hauptstadt, der lange mit großer Erbitterung geführt wurde. Als man die beiden Canadas zu Einem Generalgouvernement verschmolz, handelte es sich auch darum eine gemeinsame Hauptstadt zu wählen, da weder Quebec in Untercanada noch Toronto in Obercanada dazu dienen konnte. Montreal verdient jedenfalls den Vorzug vor Kingston (in Obercanada), das gleichfalls Anspruch auf diese Ehre machte.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 92.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 April 1845.

Der Bogen des Trajan zu Benevent.

Die Pracht der Monumente welche, um das Andenken verdienstvoller Männer zu ehren und zu erhalten, aufgeführt wurden, ist uns nicht allein Beweis, wie man Tugend und Verdienst zu schätzen verstand, sondern redet für die Größe der Nationen selbst. Man sieht freilich auch in unseren Tagen große Verdienste durch öffentliche und dauerhafte Monumente in Italien ehren: jedoch — sey es Mangel an großen Mitteln, welche erhabene Plane und deren Ausführung hindert, oder sey es Mangel an geistiger Fähigkeit, welche Tugend und Größe nicht mehr so wie sie es verdient zu ehren versteht — unsere Nachkommen werden aus den ihnen hinterlassenen Monumenten keine Bewunderung dieses Zeitalters schöpfen können. Ich will damit nicht sagen, daß der Werth eines Denkmals in seinem Umfange und seiner Größe zu suchen, denn ich weiß recht wohl, daß ein kleines Werk, wenn es von vollendeter Schönheit ist, mehr gilt als alle Grandiosität, sondern nur das will ich behaupten daß, wenn zum Schönen in der Kunst sich Pracht und Größe hinzugesellen, es auch an Bewunderung und Anerkennung niemals fehlen wird. Wenn man dieß bei allen Kunstwerken nicht ganz aus den Augen lassen sollte, so gilt es doch ganz besonders bei öffentlichen, vom Staate decretirten Monumenten.

Die Römer, deren geistiges Fortschreiten mit der Größe und Ausdehnung ihres Reichs gleichen Schritt hielt, handelten auf die eben angedeutete Weise. Die Trümmer ihrer Bauten, obschon Zeit und Barbaren darüber hinzogen, geben davon Zeugniß. Als ein solches Zeugniß steht der Triumphbogen zu Benevent da, welcher auf Befehl des römischen Volks und des römischen Senats dem Trajan errichtet wurde, und heutzutage den schönen Namen der „Goldenen Pforte" führt. Jedweder der ihn mit Aufmerksamkeit betrachtet, fühlt sich nach Rom versetzt, in die Heimath des Schönen und des Erhabenen. Er ist von überaus hoher Schönheit und Pracht, und fesselt Blicke und Gedanken. Auf schönen regelrecht behauenen Quadermassen erhebt sich der stolze Bau ganz aus parischem Marmor, 68 Palmen (Spannen) hoch, 65 lang und 28 breit. Die Architektur ist die sogenannte römische oder zusammengesetzte, nicht ohne Grund Triumphal-Styl genannt, indem er, Eleganz mit Festigkeit und Pracht vereinend, ganz besonders bei Verherrlichung römischer Triumphe angewendet wurde. Demgemäß zeigen sich auch die beiden Façaden, von denen die eine Brundusium (Brindisi), die andere Rom zugewendet ist. Vier cannellirte Säulen, welche in das Ganze hineingeflochten, verleihen diesem Monument etwas Schlankes, etwas anmuthig und leicht Emporstrebendes, wie man es von einem Werke des Apollodor, dieses berühmtesten Werkmeisters damaliger glücklicher Zeiten, erwarten kann. Welch ein Ebenmaaß der Verhältnisse, welche Eleganz in den Ornamenten, welche Uebereinstimmung der einzelnen Theile mit dem Ganzen! Und hinter den architektonischen Schönheiten blieben die der Sculptur wahrlich nicht zurück. Ueberreich ist auch an diesen der Triumphbogen.

Des Trajans Regierung verlieh Rom unendlichen Segen, denn Nerva's kurzes Leben hatte kaum genügt, um nach der überstandenen verabscheuungswürdigen Tyrannei des Domitian wieder Athem zu schaffen. Glück und Segen gingen unter ihm Hand in Hand mit Sieg und Ruhm. Dacier, Armenier, Parther, Araber und andere Völkerschaften besiegte er und machte sie dem römischen Reiche zinsbar. Die schönen Künste, der Handel, die Verwaltung blühten unter ihm empor zu Glanz, Fülle und Kraft. Prachtvolle Gebäude, herrliche Landstraßen, Brücken, weise Gesetze, Zufriedenheit aller Gutgesinnten, Schrecken und Furcht der Uebelwollenden bezeichneten diese Epoche. Die Geschichte dieses Helden, reich an glanzvollen Thaten wie irgend eine andere, gab dem Bildhauer den Stoff für vierzehn große Darstellungen, die in bewundernswürdiger Kunst die beiden Façaden und die innern Wände des Bogens zieren.

Betrachtet man den Bogen von der Seite aus, die Rom zugewendet ist, so bieten sich sechs große Tafeln dar, von denen die vier untern vom Wetter und vielleicht auch von menschlicher Barbarei so übel zugerichtet sind, daß man nur mit Mühe noch erkennen kann, daß auch hier menschliche Figuren abgebildet gewesen, dennoch entdeckt man in der am

wenigsten verstümmelten die Darstellung der Feier, mit welcher Nerva den Trajan als Sohn adoptirt und ihn zum Nachfolger auf dem Throne ernennt. Auf den beiden höchsten und am besten erhaltenen Feldern stellt das zur Linken des Beschauers den kaiserlichen Palast dar, das zur Rechten enthält die Apotheose des Nerva, welche derselbe wohl mit Recht verdiente, nachdem er Rom einen so weisen Herrscher gegeben wie Trajan. Sehr schön tritt hier ein Hercules hervor, mit der Keule bewaffnet und von der breiten Schulter das Fell des Löwen herabhängend. In der Stellung des Körpers, in den gespannten nervigen und schön geformten Gliedern bewundert man ein herrlich aufgefaßtes Bild menschlicher Kraft. Jupiter, welcher dem zu einem Gotte Emporgehobenen ein Bündel Blitzstrahlen überreicht, gibt in seinem Antlitze, worin Schrecken und Milde gepaart erscheinen, zu erkennen, daß er nicht allein der Lenker und Herrscher der Geschicke der Menschen, sondern auch deren Vater sey. Pallas in Waffenschmuck, ein geflügelter Mercur, im Begriff sich zum Fluge zu erheben, Bacchus in jugendlicher Heiterkeit mit Kränzen aus Weinlaub, Epheu und Reben umschlungen, sind ohne allen Zweifel symbolische Darstellungen der Weisheit und des Reichthums, welche aus dem Handel und dem Ackerbau entspringen. Im sogenannten Schlüssel des Bogens ist das Bildniß der Fortuna Redux angebracht; ihr zur Seite zwei fliegende Genien, der eine im Begriff ihr eine Krone darzubringen, der andere eine entfaltete Fahne, Anspielungen auf die Dankbarkeit des römischen Volks. Die Tafeln der innern Wände des Bogens sind weniger vom Zahn der Zeit angegriffen und bringen zwei heilige Handlungen ins Gedächtniß, die darauf hindeuten, daß Trajan über den Sorgen und Pflichten, die er als Kaiser hatte, keineswegs diejenigen vergaß, welche als Pontifex Maximus auf ihm ruhten. Die eine zeigt an einem Opferfeste die großmüthige Freigebigkeit des Herrschers; die andere stellt den Trajan, zur Seite einen Dreifuß umgeben von Priestern, Opferdienern, Wachen und Volk dar, wie er das Amt des Pontifex verrichtet und dem Jupiter einen fetten und jugendlichen Stier opfert. Richtet man den Blick aufwärts zur Mitte der Wölbung, die in Fächer abgetheilt ist und große Rosetten von herrlicher Steinschnitzarbeit enthält, so erscheint eine geflügelte Victoria, die den Besieger so vieler Völkerschaften krönt: ein wahrhaft ausgezeichnetes Werk.

Sechs andere große Bilder boten dem Trajan, als er triumphirend von Brundusium nach Rom heimzog, die künstlerische Verherrlichung seiner Siege dar. Hier der besiegte König von Armenien, Parthamasiris, in kniegebeugter Stellung um Gnade flehend, dort der überwundene Decebalus, der im Bewußtseyn der verletzten Treue von den Lippen des Siegers sein und seiner Dacier Geschick zu vernehmen erwartet.

Da, wo an dieser östlichen Seite des Bogens der Schlüssel sich befindet, stellte der geistvolle Künstler unter dem Bilde der ehelichen Treue die Gemahlin des Kaisers dar: jene Plantina, welche im höchsten Glanz und Glück niemals Bescheidenheit und Einfachheit der Sitten vergaß. Zur Seite ruhen unter Wasserpflanzen und die Arme auf Muscheln gestützt, ein Flußgott und eine Najade.

Die Friese, welche an den beiden Façaden des Bogens die großen Bilder von einander trennen, enthalten eine Anzahl von Kandelabern, Opferdarstellungen, Spiele und Athletenkämpfe. Um die Bilder herum, in der Art eines Karnießes, sind Rüstungen und kriegerische Trophäen angebracht und das große Karnieß enthält in 170 Figuren den Triumphzug des Trajan zum Tempel des Jupiter Capitolinus. An beiden Frontseiten liest man in einer geschickt angebrachten Inschrift, daß „Senatus Populusque Romanus" diesen Bogen dem Trajan, dem tapfersten und mächtigsten Kaiser zu Ehren errichtet.

Alle Vorzüge und artistischen Schönheiten dieses grandiosen Monuments zu schildern, hält schwer: es genüge zu sagen, daß das Werk den Triumphen und dem Andenken Trajans alle Ehre macht. Benevent und die Umgegend wurden häufig durch Erdbeben erschüttert, dieser Bogen jedoch blieb in allen Stürmen als einziges Monument eines glücklichen Zeitalters, wo die Künste einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichten, unerschüttert stehen.

Wenige Schritte von diesem Denkmal des Sieges und des Ruhmes eines glücklichen, römischen Herrschers befindet sich ein Punkt von ganz entgegengesetzter Bedeutung. Es ist die Brücke de' Lebbrosi, in deren Nähe der tapfere Manfred durch Verrath und Bosheit fiel. Kein Stein, keine Capelle, noch weniger ein Monument bezeichnet dem Wanderer den Ort, wo der unglückliche Sohn des edlen Hohenstaufen seine Seele aushauchte. Unmuth schleicht sich in die Brust desjenigen, der diese Gegenden durchwandert, die einst Verbrechen und Laster unter dem grausamen Karl von Anjou befleckten. Jedoch ein Denkmal, dauernder als Marmor und Erz, schufen Dante's göttliche Verse dem unglücklichen, im bitterem Kampfe hier gefallenen Krieger.

Nasr Allah Bahadur Chan, Emir von Buchara.

(Schluß.)

Chanikoff erzählt das Verfahren Nasrullahs nach seiner Thronbesteigung in folgender Weise: „seine ersten Handlungen verriethen große Umsicht, und sein Hauptbestreben ging dahin, den Kusch Begi hinsichtlich seines Strebens nach Gewalt zu täuschen; er überließ ihm die ganze Verwaltung und machte ihn glauben, er habe nur ein Ohr für die Lockungen des Vergnügens; indeß ließ er doch, so weit es ohne den Verdacht des Kusch Begi zu wecken geschehen konnte, keine Gelegenheit vorüber, sich vor dem Volk als gerecht zu zeigen. Nicht minder war er bemüht, den Einfluß der Sipahis zu brechen, welche während der schwachen Regierung seines Vaters sehr übermüthig geworden waren. Dieß erforderte aber viel Vorsicht, denn er wußte wohl, wie eng der Kusch Begi mit den Sipahis verbunden sey, auch konnte er sich leicht denken, daß der Kusch Begi, der Husein Chan vergiftet hatte, auch ihn nicht verschonen würde, wenn es in seinem Interesse liege. Lange handelte er im Verborgenen, und erst gegen Ende des Jahres

1837 trat er öffentlich auf: der Kusch Begi ward verbannt, zuerst nach Karschi, dann nach Nur-Ata, hierauf nach Buchara zurückgerufen und ins Palastgefängniß geworfen. Sein Schwiegervater Ayas wurde, zur Belohnung für die ausgezeichneten Dienste, die er dem Emir bei seiner Thronbesteigung geleistet, zum Bey ernannt und als Gouverneur nach Samarkand geschickt. Nasrullah überhäufte ihn mit Reichthümern, aber doch fühlte Ayas, als er das Schicksal des Kusch Begi erfuhr, daß sein Fall herannahe; dennoch konnte er der Gewalt des Emirs nicht offen Trotz bieten, und als er den Befehl erhielt, in Buchara vor ihm zu erscheinen, mußte er alsbald der Ladung folgen. Aber der Emir war zu schlau, um ihm hier ein Leid zuzufügen, sondern er beschwichtigte vielmehr seine Furcht, in der Besorgniß, Ayas möchte, wenn der Verdacht des alten Mannes geweckt sey, einen Theil seiner Reichthümer verbergen oder seinem Sohn übergeben, und dadurch ihn um die reiche Ernte bringen. Er empfing ihn deßhalb sehr freundlich und schenkte ihm am Tage vor seiner Rückkehr nach Samarkand ein Khelat (Ehrenkleid) von Goldbrokat, nebst einem Turban von demselben Stoff. Ein schöner, reich geschirrter Argamak (turkmanischer Hengst) wurde ihm gleichfalls vorgeführt, und der Emir kam selbst herbei, um ihm in den Sattel zu helfen. Ayas war über diese Herablassung so erschrocken, daß er abstieg, sich tief verbeugte und sagte, er fühle sich schuldig vor den Augen des Emirs und bitte um alsbaldige Bestrafung. Nasrullah umarmte ihn, dankte ihm für seine früheren Dienste und wußte durch seine schlangenglatten Schmeicheleien wirklich den Verdacht des alten Mannes einzuschläfern. Ayas kehrte nach Samarkand zurück, erhielt auf seine Berichte noch zwei äußerst gnädige Schreiben vom Chan, und glaubte nun wirklich der Sturm sey vorüber und der Chan werde ihn nicht in den Fall des Kusch Begi hineinziehen. Aber seine Täuschungen verschwanden bald, er ward nochmals nach Buchara geladen und in dasselbe Gefängniß mit dem Kusch Begi geworfen, wo beide im Frühjahr 1840 hingerichtet wurden."

Von dieser Zeit an verfolgte der Emir die Sipahis mitleidslos, zuerst die Verwandten des Kusch Begi, dann auch die übrigen: viele wurden hingerichtet, andere verbannt, eine gute Anzahl entzog sich seiner Rache durch die Flucht, kurz, der Furcht vor dem Kusch Begi entledigt, warf Nasrullah Chan die Maske ab. Dieß Verfahren zeigt einen verschlossenen, heimtückischen, aber auch einen sehr zähen Charakter, der einen einmal gefaßten Plan nicht leicht fahren läßt. Wahrscheinlich hatte er den Plan zu Vergrößerung seiner Macht schon lange entworfen, und sich nur zuvor der Militäraristokratie entledigen wollen, weil diese ihn bei jedem Kriegszuge in ihrer Gewalt gehabt hätte. Darum war ihm Abdul Samet mit seinem Vorschlag, europäisch exercirte Truppen einzuführen, ein sehr willkommenes Werkzeug. Da dieser Abdul Samet es ist, dem man hauptsächlich den Tod der nach Buchara gekommenen Europäer schuld gibt, indem er aus Neid wegen ihrer überlegenen Kriegskunde den Chan gegen sie aufzureizen gesucht habe, so wollen wir demselben einige Worte widmen.

Abdul Samet ist in Tebris geboren, und diente im Anfang des Jahrhunderts in der persischen Armee; wegen eines Mords wurde er zum Tode verurtheilt, und entfloh nach Indien, wo er in die Dienste eines persischen Flüchtlings trat, eines Verwandten Feth Ali Schahs, dem die englische Regierung eine Pension gegeben hatte. Abdul Samet verschwor sich mit einigen andern Dienern, seinen Herrn zu berauben, tödtete diesen, wurde aber ergriffen und zum Tode durch den Strang verurtheilt, dem er jedoch durch Flucht aus seinem Gefängniß entging, und sich nach Cabul begab, wo er bald die Gunst Dost Mohammeds sich erwarb. Sein unruhiger Charakter brach aber bald wieder hervor; bei einer Revue gerieth er mit Dost Mohammeds Sohn, Akbar Chan, in Streit, drückte eine Pistole auf ihn ab, und verletzte ihn schwer. Dost Mohammed befahl im ersten Zorn, ihm die Ohren abzuschneiden und ihn ins Gefängniß zu werfen, in welchem er vermuthlich umgekommen wäre, wenn er nicht noch einmal die Flucht ergriffen hätte. Er ging nach Buchara, machte dem Chan den Vorschlag, reguläre Truppen zu errichten, und erwies sich bald als ein sehr nützliches Werkzeug, da er ohne Verbindungen im Lande und, wie natürlich, von den Usbeken ungern gesehen, gegen Nasrullah auf keinen Fall etwas unternehmen konnte. Abdul Samet leistete in dem Kriege mit Chokand durch seine Kanonen und seine Sarbasen wesentliche Dienste, zum großen Verdruß der Usbeken, welche gar gern seinen Untergang gesehen hätten.

Durch solches Verfahren und solche Hülfsmittel ist Nasrullah Chan zu einer Macht gelangt, wie sie — so verächtlich solche auch in den Augen eines Europäers scheinen mag — nicht Einem seiner Nachbarn zu Gebote steht, und welche, wenn ihn Unruhen in den chinesischen Besitzungen begünstigen, für ganz Centralasien von Bedeutung werden kann. Die zehn ersten Jahre seiner Regierung verflossen in Vorarbeiten, und erst seit dem Jahre 1837 tritt er persönlich auf. Ohne Zweifel wird er demnächst wieder seine Waffen gegen Balkh, Khullum und Khunduz wenden, um das Land bis an den Hindukusch seinen Waffen zu unterwerfen; hier aber treten ihm Dost Mohammed und Akbar Chan entgegen, welche ihm im vorigen Jahre eine Niederlage beigebracht haben sollen; diese sind in europäischer Kriegskunst doch schon zu sehr bewandert, als daß Nasrullah Chan etwas gegen sie sollte ausrichten können. Aber gegen Norden und vielleicht gegen Westen kann er seine Macht erweitern; wenn er übrigens in seinem System gegen die Sipahis und seiner Bevorzugung der Perser fortfährt, so muß das Regierungsverhältniß sich wesentlich ändern, und der Chan mit der Mehrzahl seiner kriegerischen Unterthanen, mit den Usbeken, in Streit gerathen.

Der Marawi-See.

Man scheint diesem lange fabelhaften See doch allmählich etwas sicherer auf die Spur zu kommen. Berghaus in seiner bekannten Karte von Afrika gibt diesem See eine Länge von etwa 6 Graden (von 7 bis

13° S. B.), und nennt ihn am Südende Morawi, am Nordende Zambre oder Zembere. Die Lage ist richtiger, als man nach dieser bloß auf Hörensagen von Eingebornen berechneten Angabe erwarten sollte. Macqueen, bekannt durch eine Schrift über die Geographie Afrika's, scheint seine Arbeiten fortwährend diesem Lande zuzuwenden, und hat in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 10 März einige neue Nachrichten zur Berichtigung der Geographie von Süd- und Ostafrika mitgetheilt. Die erste und wichtigste betrifft den Marawi-See, nach den Angaben eines Eingebornen von Zanzibar, der zweimal die Reise nach den Ufern desselben gemacht hat. Er war von der Küste aus 140 Tage unterwegs, und legte jedesmal 9 bis 10 englische Meilen zurück; wir erhalten hier also eine Entfernung von etwa 1800 englischen oder 280 bis 300 deutschen Meilen (18 bis 20 Grade), allerdings fast die doppelte Entfernung von der Küste, welche Berghaus auf seiner Karte angibt. Macqueen berechnet die Lage auf 30° O. L. v. Gr. (47 bis 48° v. F.) und 8 bis 9° S. B. Berghaus hat ihn etwa unter 53° O. L. v. P. Allein diese Verschiedenheit der Angabe darf keineswegs beirren. Das Lupatagebirge, der Erdrücken, wie das Afrika vom südlichen Wendekreis bis an die Sahara durchziehende Gebirge heißt, fällt allen Nachrichten zufolge in verschiedenen, bald mehr, bald minder breiten und markirten Terrassen gegen Osten und Westen ab; auf diesen Terrassen müssen Seen liegen, die in der Regenzeit sich stark füllen und ausdehnen, dann sich in die niedern Terrassen ergießen; es ist also höchst wahrscheinlich, daß mehrere große Seen sich in dieser Region befinden, von denen vielleicht Einer eine besondere Größe behält. Das Jagen nach Angaben über die Lage dieses Sees ist deßhalb ziemlich unfruchtbar, so lange wir nicht über die Abdachung des Lupatagebirgs besser aufgeklärt sind.

Notizen über die englischen Colonien.

Canada.

Eine ziemlich vollständige Einsicht in den Stand der Dinge gibt das volle Ergebniß der Wahlen. Ober- und Untercanada liefern gleich viel Repräsentanten, obgleich die Bevölkerung des letztern viel stärker ist. Obercanada ist ganz englisch (Irländer und Schotten, zum Theil Hochschotten, freilich mit einbegriffen), Untercanada zu mehr als drei Viertheilen französisch. Von 84 Wahlen, worunter eine Doppelwahl, waren 46 für den Generalgouverneur (31 aus Ober- und 15 aus Untercanada), 27 entschieden für die Opposition, davon 19 aus Unter-, 8 aus Obercanada, 10 unentschieden, 7 aus Unter- und 3 aus Obercanada. Von den 26 Mitgliedern, welche die rein französischen Districte Untercanada's liefern, waren 19 entschiedene Gegner der Regierung, und man schätzte es als ein Glück, daß 7 sich dahin erklärten, die guten Maaßregeln des Generalgouverneurs unterstützen zu wollen. Man kann somit die französischen Canadier als entschieden feindselig ansehen. Die fünfzehn der Regierung günstigen Mitglieder aus Untercanada sind sämmtlich aus Districten, wo die Engländer entweder vorherrschen oder doch sehr stark unter die Franzosen gemischt sind. Die Oppositionsmitglieder aus Obercanada betrachtet man als amerikanische Republicaner oder als irische Repealer. Die Col. Gaz. (vom 21 Dec.) schmeichelt auffallend den französischen Canadiern trotz ihrer Feindseligkeit, und macht sie darauf aufmerksam, daß sie von einem Sieg der angloirischen Oppositionsmitglieder, wenn dieser möglich wäre, mehr zu fürchten hätten, als von der englischen Regierung. Die Tendenz dieses Benehmens ist leicht einzusehen, ob es aber ein Erfolg ist, steht freilich sehr dahin.

*

Die Irländer, welche an dem Canal Lachine mehrere Hundert an der Zahl arbeiten, sind, wie in ihrem Vaterlande, äußerst streitsüchtig, und es fallen jeden Augenblick Raufereien vor. Diesen würde man nicht die mindeste Bedeutung beilegen, aber sie haben sich in neuerer Zeit eine gute Anzahl Feuerwaffen zu verschaffen gewußt, und da man die irischen Repealers ohnehin nicht unter die Freunde der Verbindung mit England zählt, so hegt man die Befürchtung, sie möchten bei allenfalls ausbrechenden Unruhen ihre Waffen nicht bloß gegeneinander kehren, obgleich auch dieß allein schon Vorkehrungen der Polizei rechtfertigt. In der Mitte Novembers wurden deßhalb auf einmal Truppen nach den Wohnungen der Canalarbeiter geschickt, dieselben durchsucht und gegen 100 Gewehre weggenommen. Einige Blätter aber (Montreal Gazette vom 23 Nov.) wollen behaupten, das sey der kleinste Theil der Waffen, die sie wirklich besäßen.

*

Bald genug zeigte es sich, daß die Befürchtungen eben nicht ungegründet waren; bei einer im Anfang Decembers vorgenommenen Wahl kam es zu blutigen Raufereien und mehrere Personen wurden erschossen. Das Gefährliche an der Sache aber war, daß wie die irischen Canalarbeiter, so auch ihre Gegner geheime Bündnisse unter sich geschlossen und sogenannte „loyale Schutzgesellschaften" gebildet hatten. Die Regierung scheint nicht mit gehöriger Entschlossenheit eingeschritten zu seyn, und die gegenseitige Erbitterung war ungemein groß. Zwei Blätter, der Pilot, welchen man als von dem ehemaligen Minister Baldwin bezahlt, und die Minerva, welche man als das Blatt Lafontaine's betrachtet, goßen Oel ins Feuer. Doch tröstete man sich, die bewaffnete Organisation der Parteien gehe nicht durch die ganze Provinz, sondern sey ein locales Uebel. So drückt sich wenigstens die Colon. Gaz. vom 4 Jan. aus, allein der Umstand, daß schon in der vorigen Assembly eine Bill eingebracht war, um geheime Gesellschaften möglichst zu unterdrücken, eine Bill, zu der die englische Regierung ihre Einwilligung im Anfang der neuen Session der Assembly erklärte, deutet auf eine größere Allgemeinheit des Uebels hin.

*

Ein Census der Provinz Untercanada erschien in einigen canadischen Blättern; es geht daraus hervor, daß die Bevölkerung im Jahre 1831 514,019 Seelen betragen hatte, im Jahre 1844 aber 678,590 betrug, eine Zunahme von 32½ Proc. in 13 Jahren. Hiebei ist zu bemerken, daß das Wachsthum der Bevölkerung theils durch die Cholera in den Jahren 1832 und 1834, theils durch die politischen Unruhen in den Jahren 1837 und 1838 wesentlich gehemmt wurde. Im Jahre 1844 langten auf dem St. Lorenzstrom 20,142 Auswanderer aus England an. (Col. Gaz. vom 18 Jan.)

Schnelligkeit der Mittheilung. Peels Budgetrede begann 20 Minuten vor 5 Uhr und endete 5 Minuten vor 8 Uhr, so daß er 3¼ Stunde sprach. Um 8½ Uhr, also 35 Minuten später, war die Rede in zehn Columnen des Sun gedruckt und ging mit besondern Locomotiven nach allen Provinzen ab. Der Sun hatte an diesem Tage neun Stenographen, die sich von fünf zu fünf Minuten ablösten, und die Zwischenzeit dazu verwandten, das Niedergeschriebene umzuschreiben oder zu dictiren. (Engl. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 91.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 April 1845.

Nasr Ullah Bahadur Chan, Emir von Buchara.

(Mit einem Porträt.)

Der Name dieses Mannes ist in neuerer Zeit häufig in europäischen Zeitschriften erwähnt worden, da er es war, welcher die Engländer Oberst Stoddart und Hauptmann Conolly, so wie mehrere andere Europäer hinrichten ließ, und von dessen argwöhnischer Tyrannei uns der Missionär Wolff so manches mitgetheilt hat. Das beigelegte Porträt ist aus der englischen Uebersetzung *) eines russischen Werkes: „Buchara, sein Emir und sein Volk,“ entnommen — eines Werkes, das über Buchara mehr und bessere Aufschlüsse gibt, als irgend ein anderes. Hr. Chanikoff, der Verfasser, ist in der orientalischen Abtheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg angestellt, und war mit einer Mission nach Buchara beauftragt. Welcher Art diese war, sagt freilich der Verfasser nicht, jedenfalls aber sollte er die politischen und commerciellen Verhältnisse des Landes kennen lernen, und war vielleicht auch insofern mit einer Unterhandlung beauftragt, als er den Russen eine bessere Behandlung sichern sollte. Buchara ist nämlich trotz des steigenden Handels ein sehr unbequemer Kunde für Rußland. Hier gilt mit aller Strenge das moslemitische Gesetz, nach welchem von seinen Waaren der Moslem, mag er Unterthan des Emirs von Buchara seyn oder nicht, nur den vierzigsten Theil des Werthes ($2\frac{1}{2}$ Proc.), ein Ungläubiger aber den zwanzigsten Theil (5 Proc.) zahlt; man richtet sich also nicht nach nationalen Unterschieden, sondern nach dem Glauben, und dadurch wird Buchara für die zahlreichen mohammedanischen Unterthanen Rußlands ein sehr wichtiges Land, denn diese sind, wenn sie nach Buchara gehen, als Moslems ohne Vergleich besser behandelt, als die christlichen Unterthanen Rußlands. Vielleicht hatte Chanikoff den Auftrag, die Aufhebung dieser Unterscheidung zu bewirken, wenigstens ist dieß daraus zu schließen, daß in mehreren von der russischen Regierung herausgegebenen Zeitschriften über diesen Punkt Klage geführt worden ist. Das ist jedoch schwerlich alles, was Chanikoff in diesen Landen zu thun hatte, und seine Hauptaufgabe war wohl die, welche Aussicht auf Erfolg die seit einiger Zeit befolgte oder wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthete Politik des Emirs habe. Es läßt sich nämlich nicht läugnen, daß Buchara unter der Leitung Nasrullahs sich aus dem Verfall erhebt, in den es durch die Schwäche seines Vaters gesunken war. Die Gränzen der Herrschaft Buchara's lassen sich durchaus nicht angeben; ist der Herrscher kräftig, so reicht sein Einfluß bis an den Nordabhang des Hindukusch und so weit nach Norden und Nordosten, als die Chinesen gestatten; ist der Herrscher schwach, so fallen die Usbekenstaaten Balkh, Khullum, Khundus u. s. w. ab, und im Norden heben sich, wie z. B. in Chotschend, eigene Staaten, oder sie folgen die einen dem Reiche von Cabul, das letztere dem Chan von Chokand. Unter Nasrullahs Großvater, Tschan Murad Bey, der im Jahre 1802 starb, und dessen Herrschaft schon in die Zeit des Sinkens der afghanischen Dynastie der Seddusels fiel, reichte Buchara's Macht südwärts bis nahe an den Hindukusch, und nördlich gehorchte noch Chotschend unweigerlich; aber unter Murad Beg's Sohn Seid schickten Balkh und Khullum nur noch Geschenke, wie sie Fürsten, die einander gleichstehen, sich zusenden; im Norden machte Ura-Tube sich unabhängig, während Chotschend in die Gewalt der Cholander fiel.

Nasr Ullah Chan sucht nach dem Beispiel seines Großvaters wieder ganz Mawaralnahar *) seiner Macht zu unterwerfen und hat in dieser Beziehung schon einiges geleistet, wenn auch noch nicht alles nach seinem Willen gegangen. Gegen Süden ist er minder glücklich gewesen, da Dost Mohammed mit seinen Afghanen ihm überlegen ist, aber gegen Norden hat er nicht

*) Auch eine deutsche Uebersetzung aus dem russischen Orginal und mit Zusätzen des Verfassers vermehrt, wird in nicht ferner Zeit im J. G. Cotta'schen Verlage erscheinen.

*) Wörtlich „was hinter dem Strome liegt,“ der arabische Name für Transoxana; die englische Uebersetzung hat die russische Verkehrung dieses Namens, Manero-Innachr beibehalten. Die Russen haben überhaupt, weil sie die orientalischen Namen durch den Mund anderer Völker bekamen, auch dieselben auf andere Weise wie wir verketzert. Unser Muselmann (französisch musulman, arabisch moslemin) lautet russisch: busurman.

nur Chotschend wieder gewonnen, sondern Chokand selbst ist nach mehrjährigen Feldzügen in seine Hände gefallen. Dadurch hat Nasrullah Chan die Stellung und Rolle des Chans von Chokand gegen China geerbt, und diese besteht darin, als Haupt der Moslems — er nennt sich, gleich den Chalifen, Emir el Mumenin — die mohammedanischen Usbeken von Yarkand, Kaschgar u. s. w. gegen die chinesische Herrschaft in die Waffen zu bringen. Gelingt ihm dieß, so kommt er dadurch in den Besitz der wichtigsten Handelsstraße nach China von der Westseite her, eine Straße, auf der jetzt schon eine Menge russischer Waaren nach dem unter chinesischer Herrschaft stehenden Ostturkestan gelangen. Rußland ist also bei diesen Bewegungen Nasrullah Chans sehr betheiligt, und die Sendung Chanikoffs erklärt sich ohne alle Mühe.

Die Frage: ist Nasr Ullah der Mann, solche Plane, wie man sie ihm zuschreibt, auszuführen, und besitzt er die Mittel dazu, läßt sich begreiflicherweise nicht geradezu beantworten. Bis jetzt hat Nasrullah Beweise von großer Schlauheit, vollkommener asiatischer Verstellungskunst und Treulosigkeit, aber auch von Klugheit und Entschlossenheit gegeben. Mit großer Vorsicht hat er sich den Weg zum Thron gebahnt, hat die angesehensten und mächtigsten Personen für sich zu gewinnen gewußt, hat diese nach und nach in vollkommene Sicherheit gewiegt, und sich ihrer als sein Zweck erreicht war, mit vollkommener Rücksichtslosigkeit und kalter Berechnung entledigt. Er tritt in die Fußstapfen aller der zahlreichen mohammedanischen Fürsten, welche ihre Macht durch europäisch geübte Truppen zu verstärken suchen, und zu dem Ende die alte Militäraristokratie des Landes brechen; er ist zu Erreichung eines solchen Zweckes günstiger gestellt, als die auf einem größern Felde handelnden vorderasiatischen Herrscher, Sultan Mahmud und Mehemed Ali, und was ihn bei seinen Planen wesentlich unterstützt, ist die strenge, in Buchara herrschende Orthodoxie, die seinen Zwecken dient, und ihm ein großes Ansehen in dem ganzen Gebiete von den Paropamisaden bis an die Gränze Sibiriens, von der Ostküste des kaspischen Meeres bis in das chinesische Gebiet hinein sichert, um so mehr, als sein Vortheil mit dem Vortheil der regierenden Kaste, zu der die sunnitischen Mollas gehören, Hand in Hand geht.

Die Bevölkerung des Chanats, im Ganzen zu etwa dritthalb Millionen angeschlagen, bildet, abgesehen von den Juden, eine höchst heterogene Masse, die nur durch das Band der Religion, und auch durch dieß nur bis zu einem gewissen Grade zusammengehalten wird. Der Grundstock derselben, jetzt sehr vermindert und fast auf Buchara und Samarkand beschränkt, sind die Tadschiks, die Persischredenden, Ueberbleibsel der in vorhistorischer Zeit aus dem Westen gekommenen Bevölkerung, die das noch ganz wilde Land zuerst anbaute; die zweite Classe sind die Araber, die mohammedanischen Eroberer des Landes, welche noch jetzt als Nomaden leben, und dadurch ihre Sprache, wenn auch verdorben, erhalten haben. Den Arabern folgten als Eroberer seit Dschingischan die verschiedenartigen turkmanischen Stämme, welche jetzt unter dem geläufigen Namen Usbeken das Land in Besitz haben, und aus denen auch die regierende Familie stammt. Ein viertes, seit einiger Zeit immer mächtiger [illegible]es Element sind die Perser, welche theils als Gefangene dahin gebracht werden und allmählich die Freiheit erlangen, theils von dem Großvater des jetzigen Chan aus Merw, 40,000 Familien stark, nach Buchara verpflanzt wurden; sie sind den Usbeken an Schlauheit weit überlegen, hassen sie, wissen sich aber dem Chan nützlich und nothwendig zu machen, so daß man ihnen mehr traut, als sich vielleicht mit der Klugheit verträgt; ein großer Theil der neugegründeten regulären Truppen besteht aus Persern, und der Chan bedarf ihrer um so mehr, als er, wie wir schon oben erwähnt, die alte Militäraristokratie des Landes unterjocht und halb vernichtet hat. Diese Erscheinung, welche wir gegenwärtig fast in allen mohammedanischen Ländern beobachten, und welche das sicherste Zeichen ist, daß sich dieselbe in einem gefährlichen Zustand des Uebergangs befinden, müssen wir etwas genauer ins Auge fassen, denn nur auf diese Weise können wir die Geschichte Nasrullahs verstehen lernen.

In Buchara wie in andern von den Mohammedanern eroberten Ländern zerfällt der Boden in zweierlei Art von Besitzthum: es ist Uschriya,*) d. h. Zehntland, oder Hiradj, Steuerland. Das erstere gehörte denjenigen, welche gleich beim Einrücken der Moslems den Islam freiwillig annahmen, das andere denjenigen, welche anfangs den Islam anzunehmen sich weigerten, und deßhalb dem Charatsch unterworfen wurden. Das sind die ursprünglichen Abtheilungen, welche sich freilich mannichfach modificirt, aber doch, wie in andern mohammedanischen Ländern, erhalten haben. Die Charatsch-Ländereien wurden unter Sipahis (ebenso wie in der Türkei) gestellt, welche einen Theil der Steuern für sich behalten durften, und dafür Kriegsdienst leisteten, den andern aber an den Chan zu entrichten hatten, der ihn durch die Districtsgouverneure (wie in der Türkei durch den den Paschas zugegebenen Ziamet-Defterdar, d. h. Lehensfinanzbeamten) erheben ließ. Die mohammedanische Eroberung mit ihrem eigenthümlichen Besitzrecht hatte also auch hier einen Militäradel geschaffen, der je nach den Fähigkeiten und der Macht, welche der Chan entfaltete, mehr oder minder Macht und Einfluß an sich riß.

Wie sehr das ganze Verhältniß aus der mohammedanischen Eroberung herstammt, ergibt sich aus dem Umstand, daß die zwei vornehmsten Classen die Seids und Khodschas sind. Die ersten gelten für Nachkommen Osmans und Ali's, die zweiten für Abkömmlinge Abu Bekrs und Omar-el-Fareks; sie müssen geschriebene Genealogien haben, doch gibt es auch welche, die ihnen gleich behandelt werden, weil zwar ihr Stammbaum verloren gegangen ist, die Familien aber seit undenklicher Zeit als Khodschas behandelt worden sind. Diesen zwei Hauptclassen schließen sich dann die Ruhdars oder Uruhdars, die Edeln, an, wozu sämmtliche Uzbeken gehören. Alles

*) So schreibt die englische Uebersetzung Chanikoffs; es sollte aber Aschriah heißen; ebenso ist das Wort Hiradj, eigentlich Charatsch, nicht ganz leicht zu erkennen.

andere Volk, Tadschiks, eingewanderte Perser, freigelassene Sklaven u. s. w. werden unter dem Namen Schakird Peischeh*) aufgezählt.

Es ist sehr natürlich, daß eine solche Bevölkerung keinen sonderlichen innern Zusammenhang hat, und daß es einem schlauen Fürsten nicht schwer werden kann, eine dieser Classen gegen die andere zu gebrauchen. Nasrullah Chan, der zweite Sohn Emir Seids, der im Jahre 1825 starb, hatte schon vor dem Tode seines Vaters, zu dessen Lebzeiten er Gouverneur der Stadt und des Districts Karschi war, seinen Plan angelegt, um an der Stelle seines ältern Bruders den Thron zu besteigen. Zu diesem Ende hatte er den Kusch Begi, d. h. den ersten Minister, zugleich das Haupt des Militäradels oder der Sipahis, nebst dem Toptschi-Baschi (Befehlshaber des Geschützes) für sich gewonnen. Als aber im J. 1826 Said starb, war der älteste Sohn Husein schnell bei der Hand und bemächtigte sich des Throns, noch ehe Nasrullah Chan zur Hand seyn konnte; Husein konnte jedoch gegen Nasrullah, dessen Plane ihm kein Geheimniß waren, nichts ausrichten, da derselbe die Sipahi seines Districts durch Preisgebung des ihnen untergeordneten Landvolks für sich gewonnen hatte, und ehe er noch recht auf dem Throne festsaß, starb er nach kaum dreimonatlicher Regierung, wahrscheinlich an Gift, das ihm der für Nasrullah Chan gewonnene Kusch Begi beigebracht hatte. Chanikoff theilt eine Berathung zwischen Nasrullah Chan und seinen vornehmsten Anhängern mit, worin der erstere sich verpflichtete, den letztern eine gewisse Anzahl Jerliks, d. h. Güter, deren Einkünfte sie zur Hälfte genießen sollten, zu übergeben, wogegen sie sich anheischig machten, eine gewisse Anzahl Truppen für ihn zu stellen. Er hatte sich also des Militäradels und seiner Häupter bedient, um sich den Weg zur Macht zu bahnen, und so wurde es ihm, obgleich nach Husein's Tode sein Oheim Omar sich des Throns bemächtigte, nicht schwer diesen zu verdrängen. Er eilte, sobald er Huseins Tod erfuhr, mit einer kleinen Truppenzahl nach Samarkand, dessen Gouverneur trotz der strengen Befehle Omars keinen Widerstand gegen ihn versuchte, sey es, daß er mit in den Bund gezogen war, oder daß er der ausgesprochenen Gesinnung der Geistlichkeit und des Adels gegenüber keinen Widerstand wagte. Eben so handelten die Gouverneure einiger andern, minder bedeutenden Städte. Wie sehr er indeß allen mißtraute, geht aus dem Umstande hervor, daß er keinen der Gouverneure an seiner Stelle ließ, sondern sie alle durch Anhänger, die er schon in Karschi um sich gehabt hatte, ersetzte und in seinem Gefolge auf dem Zuge gegen Buchara mit sich nahm, wo er am 7 Februar 1826 anlangte. Der Kusch Begi und der Toptschi Baschi Ayas befanden sich als vornehmste Befehlshaber in der Stadt, aber Omar Chan scheint so viel Einfluß und Energie entwickelt zu haben, daß keiner von beiden offen sich für Nasrullah zu erklären wagte, sondern nur insgeheim dessen Sache unterstützte. Vom 7 Febr. bis zum 22 März lag Nasrullah vor seiner Hauptstadt, ohne sie bezwingen zu können. Da öffnete ihm Ayas heimlich eines der Thore, Nasrullah Chan rückte ein, verschonte der Verabredung gemäß die Stadt und ließ nur die Häuser Omar Chans plündern. So hatte Nasrullah das Ziel seines Ehrgeizes erreicht, aber er mußte sehr vorsichtig auftreten, denn eben die Militäraristokratie, welche ihn gehoben, könnte ihn auch wieder stürzen.

*) Chanikoff erklärt den Namen nicht, es scheint aber, als sey seine Bedeutung so ziemlich, was der Ausdruck „Kammerknechte" bezeichnen wollte.

(Schluß folgt.)

Notizen über die englischen Colonien.

Canada.

Dieß Land nimmt gegenwärtig eine äußerst wichtige Stellung ein. Geraume Zeit vom Mutterlande vernachläßigt und planlos verwaltet hatten die innern Verhältnisse sich allmählich so sehr verwirrt, daß es zum offenen Aufstand kam. England war stark genug diesen niederzuschlagen, aber die größere Aufgabe blieb zurück, Canada von nun an so zu verwalten, daß es sein Vortheil und in Folge hievon die Neigung der Mehrzahl sey, lieber unter dem Schutz Englands zu stehen, als sich an die Vereinigten Staaten anzuschließen. Daß sich zahlreiche Elemente finden, die nach Unabhängigkeit von England, wenn auch nicht gerade nach Anschluß an die Vereinigten Staaten streben, ist offenkundig, und die Stellung des Generalgouverneurs keineswegs leicht. Sir Ch. Metcalfe fand ein Ministerium zusammengesetzt aus untercanadischen Franzosen und obercanadischen Liberalen, das Ministerium Baldwin-Lafontaine, welches darauf ausging, den Generalgouverneur durch seine Uebermacht in dem legislativen Körper (Assembly) zur Puppe zu machen, indem sie ihn als den Stellvertreter des Souveräns, sich aber als das allein verantwortlich Ministerium hinstellten. Dazu war Sir Ch. Metcalfe nicht der Mann, er entließ das Ministerium, suspendirte die Assembly und löste sie endlich, als er zu neuen Wahlen hinreichende Vorbereitungen getroffen zu haben glaubte, auf, um eine neue zu berufen. Sein Hauptbestreben mußte dahin gehen, die materiellen Hülfsquellen des Landes zu entwickeln, wozu ihm die Abschaffung des Zolls auf canadisches Holz in England, so wie der fast nur nominelle Zoll auf canadisches Getreide sehr behülflich waren. Eine große Wichtigkeit mußte bei dieser Entwicklung des Handels dem Canal beigelegt werden, der die Schifffahrt aus den Seen nach dem untern Lorenzstrom ohne eine Unterbrechung durch die Wasserfälle möglich machen sollte, ein Unternehmen, das mit dem Erie-Canal in New-York hinsichtlich der Handelswichtigkeit concurrirt, und zu dessen Ausführung deßhalb das Parlament in England ein Anlehen von anderthalb Millionen Pfund Sterling garantirt hatte. Nach diesen Hauptverhältnissen sind die nachfolgenden Notizen zu beurtheilen. Wir entnehmen sie aus der Colonial Gazette und beginnen mit der Nummer vom 5 October, an welchem die Redaction gewechselt wurde und in die Hände kenntnißreicher und sehr entschiedener Männer überging. Die Nachrichten reichten damals bis in die Mitte Septembers; das neue Ministerium war gebildet, aber die Assembly noch nicht aufgelöst. In dem einleitenden Artikel über Canada heißt es nun ganz bezeichnend für die Stellung der canadischen Regierung den Partien gegenüber: „Das Geschäft, zu dessen Mit-

ausführung Sir Charles seine neuen Collegen eingeladen hat, — denn man darf nie vergessen, daß das Verhältniß des Gouverneurs zu seinem Vollziehungsrathe das eines Premierministers zu seinen Departementschefs, nicht eines Souveräns zu seinen Ministern ist, — ist die Einführung praktischer Reformen, die Gewinnung des öffentlichen Vertrauens, indem sie die guten Folgen einer verständigen Verwaltung allen fühlbar machen. Wir warten darum nicht ohne Beängstigung, aber doch nicht ohne Hoffnung die Zusammenberufung der Assembly ab; die Canadier spielen hohes Spiel, denn es handelt sich um nichts mehr oder weniger, als ob Canada ein glückliches, im gedeihlichen Wohlseyn fortschreitendes Land werden oder eine Beute zankender Factionen bleiben solle." Mit andern Worten: wenn der bis jetzt herrschende Oppositionsgeist das Uebergewicht behält, so erlangen die Vereinigten Staaten Einfluß genug, um Canada allmählich auf ihre Seite hinüberzuziehen, so die englische Herrschaft in Amerika zu vernichten und die Oregonfrage factisch zu entscheiden; gelingt es aber dem Generalgouverneur, der Mehrzahl der Canadier das Gefühl einzupflanzen, daß die Dauer der Verbindung mit England für ihre Interessen nothwendig sey, so kann England von Canada aus den Vereinigten Staaten bei einem möglichen Kriegsausbruch hart genug zusetzen, — kurz in Canada, mehr als in Texas, handelt es sich um ie Frage über die Herrschaft in ganz Nordamerika.

*

Die Ernennung anderer Minister, während die Assembly nicht versammelt war, erregte unter der Opposition eine heftige Stimmung, und diese wurde noch geschärft durch den Umstand, daß eine in sehr scharfem Tone abgefaßte englisch-conservative Adresse an Sir Ch. Metcalfe von den Einwohnern der Grafschaft Drummond eingereicht wurde, bei deren Beantwortung Sir Ch. Metcalfe sich des Ausdrucks bediente, „er habe es für seine Pflicht gehalten, der natürlichen Tendenz der Plane, welche das vorige Ministerium verfolgte, sich zu widersetzen." Die abgetretenen Minister mischten sich selbst in diesen Streit, was nicht dazu beitrug, die Aufregung zu mäßigen.

*

Welche fatale Stellung der Generalgouverneur seinem ehemaligen Ministerium gegenüber einnahm, geht aus folgenden Angaben hervor: sie verlangten, gleich den Ministern Englands, alle Stellen jeder Art, auch die in der Umgebung des Generalgouverneurs, zu besetzen. In der aus 84 Mitgliedern bestehenden Assembly befanden sich 32 Mitglieder mit Aemtern; alle, die dem Ministerium nicht günstig waren, wurden entfernt und durch Freunde ersetzt, und da das Ministerium oder, wie es in Canada heißt, der Vollziehungsrath selbst aus eilf Mitgliedern bestand, so machten diese Beamten und der Vollziehungsrath zusammen schon 43 oder eine Majorität der Assembly aus; um noch sicherer zu gehen, hatten sie noch 14 ehemalige Mitglieder der Assembly mit Stellen versorgt, so daß ihre Macht auch über die Auflösung der Assembly hinausreichen mußte. Wenn Sir Charles Metcalfe ruhig zusah, so war er, der Generalgouverneur, bald der allerüberflüssigste Mann im Lande.

*

Am 23 September erschienen drei Proclamationen, von denen die erste die Assembly auflöst, die zweite eine neue Wahl verordnet, die dritte die Gewählten auf den 12 November zusammenruft. Die Col. Gaz. vom 19 Oct. sagt darüber: „Die Wahlbewegung hatte schon begonnen, noch ehe die Proclamationen erschienen, und die gewesenen Mitglieder des Erziehungsraths hatten ihre Adressen an ihre Wählerschaft erlassen. Man scheint allenthalben anzunehmen, daß die Wahlen sehr hitzig ausfallen werden. Die Klugheit und Vorsicht, welche bis jetzt jeden Schritt des Generalgouverneurs ausgezeichnet haben, lassen annehmen, daß er recht gut seine Stellung erkannte, ehe er die Assembly auflöste. Er spielt gerades und männliches Spiel, aber er hat keine Erfahrung in den Wahltracasserien, und hat Leute gegenüber, die zum Theil in der Wahl ihrer Mittel nicht sehr scrupulös sind."

*

Die Erwartungen, die man von Sir Ch. Metcalfe's Geschicklichkeit gehegt, wurden nicht getäuscht; schon die nächsten Nachrichten (Col. Gaz. vom 16 Nov.) brachten 44 Wahlen, wovon 25 für die Regierung, 14 für die Opposition und 5 unentschieden waren. Die zweite Post brachte entschiedenen Sieg: von 77 Wahlen waren 42 für die Regierung, 27 für die Opposition und 4 zweifelhaft; von den übrigen 11 mußten gleichfalls noch mehrere sich für die Regierung entscheiden, so daß an dem Wahlsieg kein Zweifel mehr seyn konnte. Erwägt man, um was es sich handelte, so kann man die Freude, welche der Sieg in England erregte, leicht begreifen.

*

Charakteristisch ist es, wie die Colonial Gazette (30 Nov.) über den Sieg und dessen Befestigung sich äußert: „Ein großer Sieg wurde in Canada gewonnen und die Verbindung mit dem Mutterlande gesichert; aber selbst noch ein mächtigeres Interesse, als das der Verbindung Canada's mit England, stand auf dem Spiel. Von dem Ergebniß der Wahlen hing es ab, ob die Institutionen Canada's, — sey es nun in Verbindung mit England oder als unabhängiger Staat, wenn dieser Tag je kommen sollte, — nach dem constitutionellen monarchischen Vorbild Englands oder nach der eigenthümlichen Form von demokratischem Republikanismus, der in den Vereinigten Staaten herrscht, sich formen sollen." Man erkennt hier wieder den vorherrschenden Gedanken, eine Neben-, d. h. feindselige Macht gegen die Vereinigten Staaten aufzustellen, und um die Institutionen Canada's von denen der Vereinigten Staaten zu scheiden, erinnert man an einige Adelstitel, die sowohl den französischen Canadiern noch von den französischen Königen als den amerikanischen, nach Canada übergesiedelten Loyalisten ertheilt wurden und die beide noch in gutem Angedenken stehen sollen. Von dieser Reminiscenz macht die Colonial Gazette plötzlich einen Sprung und sagt: „Die Mehrzahl des canadischen Volks ist entschieden zu Gunsten monarchischer und aristokratischer Einrichtungen, und wenn die brittische Regierung diese Vorneigung begünstigt und aufmuntert, so würde sie eben dadurch das Emporkommen eines canadischen, von dem der Vereinigten Staaten wesentlich verschiedenen Nationalgeistes fördern. Dieß monarchisch-aristokratische Gefühl wäre ein Band der Sympathie mit England, und würde die anglonormannische Bevölkerung Canada's dahin führen, mehr einen Bund mit England als mit den Vereinigten Staaten zu suchen." Der Pferdefuß, nämlich die Feindschaft gegen die Vereinigten Staaten, sieht allenthalben vor, und führt selbst viele sonst ganz verständige Leute auf Irrwege. Die englische Regierung selbst scheint mehr Gewicht auf die den Canadiern gewährten Handelsvortheile, als auf die Ertheilung einiger Adelstitel zu legen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 90.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 März 1845.

Die Baktropehlwi-Inschrift in der Provinz Peschawer.

Wir haben in Nro. 40 einer Inschrift erwähnt, welche der bekannte Hr. Masson zu Kapur-di-Ghari, etwa 35 Meilen nördlich von Peschawer, auf der rauhen Fläche eines Felsens fand; die Schrift glich einigermaßen derjenigen, welche auf den baktrischen Münzen in Gebrauch war und durch den bekannten James Prinsep großentheils entziffert wurde. Die Entdeckung dieses für orientalische Alterthümer zu früh verstorbenen Mannes hatte eine wichtige Folge; Prinsep ward dadurch in Stand gesetzt, einige indische, bisher undechiffrirte Inschriften zu entziffern, welche die Thatsache herausstellten, daß im zweiten und dritten Jahrhundert vor Christo der größte Theil Indiens von buddhistischen Fürsten beherrscht war, welche keineswegs Indien gegen das Ausland abzuschließen suchten, sondern mit den Ptolemäern und den Fürsten Vorderasiens in Verkehr standen. Diese Thatsache erhält nun durch die von Masson entdeckte, und wie in Nr. 40 erzählt wurde, auf Baumwollenzeug abgeklatschte Inschrift von mehr als 150 Quadratfuß eine merkwürdige Bestätigung. Die Schrift ist Pehlwi, augenscheinlich semitischen Ursprungs und mit der hebräischen verwandt, auch von Rechts nach Links geschrieben, aber die Sprache ist indisch, und dieser Umstand wird wohl zur Entzifferung der noch unerklärten baktrischen Münzen führen. Hr. Norris hat sich mit der Entzifferung der Inschrift, von der er ein verkleinertes Facsimile anfertigen ließ, beschäftigt, und die Resultate seiner Bemühungen in der Sitzung der asiatischen Gesellschaft vom 1 März mitgetheilt. Ihn leitete die wiederholte Anführung zweier Worte „Devanampiya Piyadasi" und bald fand er, daß die Inschrift von dem buddhistischen Fürsten dieses Namens herrühre, der im dritten Jahrhundert vor Christus regierte, und von dem auch die wohl bekannte von J. Prinsep entzifferte Inschrift auf dem Girnar-Felsen herrührt. Bei näherer Vergleichung fand sich, daß beide Inschriften wesentlich dasselbe enthielten, daß über die Hälfte der Worte durchaus die gleichen seyen, und wahrscheinlich auch viele der übrigen, obgleich sie allmählich verwischt und durch die Länge der Zeit beschädigt wurden. Indeß ist diese neuentdeckte Inschrift doch nicht eine bloße Copie der Inschrift auf dem Girnarfelsen, sondern sie enthält mehr. Hrn. Norris war es noch nicht gelungen, die Inschrift in allen Einzelnheiten zu entziffern, er hatte aber mit großer Aufmerksamkeit den Theil untersucht, welcher die Namen der Könige des Westens enthielt, und hier die Namen Antiochus, Ptolemäus, Magas, Antigonus und Alexander ganz deutlich erhalten gefunden. Diese Namen sind entscheidend in Bezug auf das Alter des interessanten Documents, und Prof. Wilson bemerkte, es sey als ein Glück anzusehen, daß diese Inschrift fast nur eine Wiederholung einer schon bekannten sey, indem die seltsame Anwendung einer semitischen Schrift auf eine indische Sprache wesentlich dazu beitragen werde die baktrischen Münzen genügend zu erklären.

Die Stadt Kiew.
(Schluß.)

Die alten Kirchen Kiews tragen, von den Thürmen und Kuppeln abgesehen, noch die Zeichen einer allmählichen Veränderung an sich. Das ursprüngliche Gebäude hat man nach den Bedürfnissen der Zeit seitwärts durch Anbau erweitert. Das ursprüngliche Schiff ist quadratisch und mit vier Thürmen auf den Ecken des Quadrats versehen, zwischen denen sich der Mittelthurm erhebt. Dieser Anordnung mindestens läßt sich die Ursprünglichkeit nicht abläugnen, und sie ist durch alle spätern Jahrhunderte in den russischen Kirchen erhalten. Die Erweiterung der Kirchen geschieht dadurch, daß das ursprüngliche Quadrat von einem andern umschlossen wird, mit dem es die östliche Wand gemein hat. Auch der Haupteingang im Westen bleibt meist der ursprüngliche, so daß das spätere Quadrat, an der Portalseite in der Mitte unterbrochen, mit zwei Flügeln über das ursprüngliche Portal vorsteht. Dieß zweite Quadrat kann sogar von einem dritten und vierten umschlossen werden. Das äußerste dieser Quadrate erhält zwei Seitenthürme, die mit dem ursprünglichen Mittelthurm in der Richtung von Norden nach Süden in einer Linie stehen, oder doch symmetrisch um die Mittellinie in der Rich-

tung von Westen nach Osten. Das Zwischenquadrat wird, wie das ursprüngliche, mit vier Winkelthürmen überbaut. Auch in dieser Beziehung sind die Kiew'schen Kirchen wesentlich von den moskowitischen verschieden.

Die älteste der noch erhaltenen Kirchen ist die der heiligen Sophie auf der Höhe von Alt-Kiew, von Jaroslaw 1037 erbaut. Die Kirche des heiligen Michael in der Nähe der Sophienkirche ist wenig über ein halbes Jahrhundert jünger als die erwähnte. Dem Alter nach fällt die Hauptkirche des Höhlenklosters zwischen die beiden vorher genannten Kirchen. Sie wurde von Isiaslaw gegründet im J. 1055. Viele Fürsten und Bojaren trugen zur reichen Ausstattung der Kirche bei, und der Bruder des Großfürsten, Swätoslaw von Tschernigof, rief Künstler und Bauverständige dazu aus Konstantinopel herbei und half eigenhändig am Fundamente graben. Die Kirche wurde bald die reichste Rußlands. Noch bewahrt man in ihr eine der bedeutendsten russischen Reliquien, das Haupt des heiligen Wladimir. Die goldenen Kuppeln überstrahlen an Glanz die der heiligen Sophie, denen sie in der Form sehr nahe stehen. Die beiden außer den fünf normalen Thürmen vorhandenen Nebenthürme sind in der Richtung der Mittellinie angebracht. Das Schiff trägt Spuren mannichfacher Zerstörungen an sich, und die Erneuerungen der spätern Zeiten sind keineswegs an Schönheit den ursprünglichen Formen gleichzustellen.

Das Schicksal der Kirche steht in genauem Zusammenhange mit dem des merkwürdigen Klosters, des bedeutsamsten Rußlands, aus dem sich das Christenthum allmählich über ganz Rußland verbreitete. Der Ursprung des Klosters, das noch jetzt acht prachtvolle Kirchen über der Erde zählt, fällt unter die Regierung Jaroslaws. Hilarion, ein Geistlicher in Berestow, grub sich in einem finstern Walde am Ufer des Dniepr eine Höhle, um hier in der Einsamkeit zu beten. Als Jaroslaw ihn 1051, unabhängig von Konstantinopel, zum Metropoliten einsetzte, blieb die Höhle leer. Doch kurz nachher ließ sich der russische Mönch Anton, der auf dem Berge Athos die Tonsur erhalten hatte, in ihr nieder, und lebte hier als Einsiedler, da ihm das russische Klosterleben nicht gefiel. Das Gerücht von seiner Frömmigkeit versammelte viele andere Fromme um ihn, von denen er einige zu Mönchen weihte. Die zwölf ersten gruben hier eine unterirdische Kirche und Zellen für sich aus. Als ihre Zahl rasch wuchs, schenkte der Großfürst Isiaslaw ihnen den ganzen Berg über den Höhlen, auf dem sie die große Kirche anlegten, die bald von allen Mächtigen und Frommen reich ausgestattet wurde. Anton übergab das Kloster dem Abt Warlam, dem Sohne eines angesehenen Bojaren, den er selber zum Mönch eingekleidet hatte, und zog sich in seine Zelle zurück, aus der der mißtrauische Großfürst Isiaslaw, der ihn für einen Anhänger seines Gegners Wseslaw hielt, ihn vertreiben ließ. In die Zeit dieser Flucht fällt die Gründung des Eliasklosters bei Tschernigof. Doch bald kehrte Anton wieder in seine Höhle zurück, in der er vierzig Jahre lang bis an sein Ende lebte, und das Kloster noch in seiner größten Blüthe sah.

Der zweite Abt des Klosters, der heilige Theodosius, gab demselben eine feste Ordensregel, die später in allen russischen Klöstern eingeführt wurde, und die er dem Seminaristen-Kloster in Konstantinopel entlehnte. Die Gebeine dieses Heiligen, die anfangs in der Höhle lagen, wurden im J. 1093 von Nestor, dem Chronisten und Mönche des Klosters, aufgenommen und in Begleitung vieler Bischöfe, Aebte und Mönche in der Klosterkirche beigesetzt.

Um diese Zeit fingen die Mönche schon an in die Welt zu gehen und die Heiden zu belehren, und viele erwarben sich die Märtyrerkrone, wie der heil. Leontius in Rostow. Viele Fürsten und Vornehme entsagten der Welt und traten ins Höhlenkloster ein, wie der Fürst Swiatoscha von Tschernigof, der anfangs Knecht und Thürhüter hier war, und sein Vermögen zur Stiftung der Bibliothek vermachte und den Armen schenkte. Der Großfürst Rostislaw ließ sich nur durch den Abt Polycarp bestimmen, nicht ins Kloster einzutreten. Swätopolk Isiaslawitsch zog nie in den Krieg aus, ohne sich auf dem Grabe des heiligen Theodosius den Segen geholt zu haben. Sogar den Todten wurde es als hohe Ehre angerechnet, wenn sie in den Katakomben des Klosters aufgenommen wurden, wie der heilige Niphont von Nowgorod, und der Bischof Simon und Dionys von Susdal.

Das Kloster erhob sich in weniger als einem Jahrhundert zu einem Glanz und einer Bedeutung, in denen kaum das spätere Sergiuskloster bei Moskau ihm an die Seite zu stellen ist. Doch war es nicht bloß eine Pflanzschule für russische Apostel und eine Zuflucht für fromme Gemüther, die mit der Welt abgerechnet hatten. Es wurde auch der Sitz der Wissenschaften und Künste im älteren Rußland. Viele Namen, die in dieser Beziehung das Kloster zieren, sind für immer der Nachwelt erhalten. Unter allen oben an zu nennen ist der Mönch Nestor, der älteste Chronist Rußlands, aus dem 11ten Jahrhundert. Er sah noch mit eigenen Augen die alten Denkmäler, die Gräber der Fürsten, die alten Kirchenbücher, und theilte auch die mündlichen Ueberlieferungen der Vorzeit mit, welche er von Fremden und Einheimischen, von Vornehmen und Greisen aufnahm.

Auch vom heiligen Theodosius, dem zweiten Abt des Klosters, sind noch Briefe erhalten. Agapet, ein Mönch des Höhlenklosters, war als Arzt berühmt, und er wandte nicht bloß, wie die Nonnen in Kyrillof, das Gebet, sondern auch Kräuter zur Heilung des Großfürsten Wladimir Monomach an. Griechische Maler, die das Kloster mit Bildern verziert hatten, unterrichteten den Mönch Olympius, den ersten russischen Maler, von dem noch jetzt Bilder in Kirchenbüchern, auf Pergament gemalt, vorhanden sind, deren Farben seit sechs bis sieben Jahrhunderten nichts an Frische verloren haben. Während der Gräuel der Bürgerkriege und der Verwüstungen der Polowzer und Tataren, unter denen nichts Dauer in Rußland zu haben schien, bildeten sich hier im Stillen die ersten Anfänge der geistigen Cultur des Volks fort.

Nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts ertheilte der Großfürst Andreas Bogolubski dem Höhlenkloster den Vorrang

vor allen Klöstern Rußlands, gab ihm den Ehrentitel Lawra, entzog es der Aufsicht des Metropoliten, und stellte es unmittelbar unter den Patriarchen von Konstantinopel. In dieser Abhängigkeit von Konstantinopel blieb das Kloster bis zum Jahre 1687, wo der Patriarch Dionys durch Urkunden dem Zaaren Iwan und seinem Bruder, Peter dem Großen, seine Rechte auf die kiew'sche Metropolie und was von derselben abhing, abtrat.

Hat auch das Kloster nur geringen Antheil an der politischen Entwicklung der Dinge genommen, so hat es sich doch den Folgen und Ereignissen derselben nicht immer entziehen können, und diese haben auf das Kloster meist hemmend und zerstörend eingewirkt. Schon bald nach der Gründung, im Jahre 1095, drang Bonák, ein Fürst der Polowzer, in der Nacht ins Kloster ein, tödtete mehrere Mönche, beraubte die Kirchen und Cellen, und hinterließ die Gebäude in Flammen. Auch bei den wiederholten Plünderungen der Stadt durch russische Fürsten scheint es nicht verschont geblieben. Gegen Baty suchten die Mönche vergeblich das Kloster zu vertheidigen. Er zertrümmerte die Mauern, zerstörte die Cellen, raubte die Kirchenschätze, ließ das goldene Kreuz von der Kuppel herabbrechen, und dann die Kirche bis an die Fenster niederreißen. Mit Recht behaupten die Annalisten späterer Zeiten, daß der ursprüngliche griechische Bau dieser alten Kirche den spätern an Schönheit weit übertroffen habe; die jetzigen Ueberreste desselben lassen keinen Zweifel darüber aufkommen.

Nachdem das Großfürstenthum seinen Sitz nach dem Innern von Rußland verlegt hatte, und das Serginskloster bei Moskau entstanden war, verlor das Höhlenkloster seinen Einfluß und seine Bedeutung immer mehr. Fremder Herrschaft unterworfen, behandelten die Gewalthaber es sogar feindlich, und Iwan III bewog den Chan der Krim, das Höhlenkloster nebst der Stadt zu verbrennen. Der Vorrang, den das Kloster vor allen übrigen in Rußland behauptete, war nur ein formeller, und konnte sich nirgend zur wesentlichen Förderung der Kloster- oder anderer Interessen thätig zeigen. Die mannichfachen Fäden, die das Kloster früher mit ganz Rußland verbanden, waren abgerissen, und es stand allein da. Doch hatte es seine Hauptaufgabe gelööt, und sich ein Recht auf den dauernden Dank der Nachwelt erworben.

So ist es denn auch ein wohlthuender Anblick, daß die Dankbarkeit späterer Jahrhunderte nicht ganz erloschen ist, daß das Kloster sich in äußerem Glanze erhalten hat, und mit seinen acht Kirchen und dem hohen, schönen Glockenthurm noch alle Klöster Rußlands überstrahlt. Nähert man sich dem Dniepr von Osten her, so ist Petschersk, mit den mächtigen Festungswerken umschlossen, allein fähig den Eindruck einer großen, bedeutenden Stadt hervorzurufen. Es ist, als ob sich die Reste der alten Pracht ganz in das befestigte Kloster zurückgezogen hätten.

Das jetzige Kiew krankt außer an den Folgen einer Jahrhunderte langen Vernachlässigung noch an anderen unverschuldeten Mißverhältnissen. Dieselben widerstreitenden Elemente, die das Volksleben in Witebsk und Mohilef so unerfreulich gestalten, sind hier nur allzudeutlich ausgeprägt. Der Ursitz der russischen Geschichte und Civilisation ist zu lange unter litthauisch-polnischer Herrschaft gewesen, als daß nicht auch im Volk und unter den Gutsbesitzern mannichfache Spuren derselben lebendig erhalten seyn sollten. Viele polnische Gutsbesitzer gehören noch zu den Resten dieser alten Polenherrschaft. Die Erinnerungen, Neigungen, Wünsche und Bestrebungen beider Nationen sind zu verschieden, als daß sie von selber unter einen Hut zu bringen gewesen wären. Eine versöhnende Hand hätte die Kluft zwischen beiden Volkselementen leichter ausfüllen können, als Terrorismus mit spionirendem Mißtrauen. Wenn der öffentlichen Stimme hier zu trauen ist, so haben sich die Localbehörden mehr bemüht, die feindlich erachteten Elemente zu vernichten, als zu versöhnen. Es zeugt nur für einen unglücklich gestörten geselligen Zustand, wenn sich die Ueberzeugung geltend gemacht hat, die Behörde habe sich umgeben mit Menschen des übelsten Rufes, die sich bestrebten, in die verstecktesten Gesinnungen einzudringen. Uebrigens soll hier diese Art von halböffentlicher Aufsicht und Ueberwachung ein nicht beabsichtigtes Resultat herbeigeführt haben. Sogar von den unabhängigen russischen Gutsbesitzern wird behauptet, sie ergriffen innerlich Partei für ihre unglücklichen polnischen Nachbarn und brandmarkten die gesinnungslosen Werkzeuge solcher Maximen mit Haß und Verachtung.

Cochinchinesische Gesandte am Hofe zu Bankok.

(Schluß.)

Das Wetter war mild und angenehm, und ganz dazu geeignet, einen Aufzug dieser Art recht vortheilhaft darzustellen. Der Anblick übertraf in der That alle Erwartung, er war schön und malerisch im höchsten Grade. Die Schnelligkeit, mit welcher die Boote sich bewegten, die Ordnung und Regelmäßigkeit, mit welcher die Ruderknechte, die auf das prächtigste herausgeputzt waren, die Ruder hoben und niedersenkten, indem sie sich nach den gellenden Tönen eines freilich barbarischen Gesanges richteten, dazu die sonderbaren und fremdartigen Gestalten, die seltsamen Trachten, die glänzenden Farben, die vergoldeten Baldachine über den Booten, die bunten Costüme, die lauten und wiederholten Zurufe der unzähligen Zuschauer — alles dieß gab der vorüberschwimmenden Scene einen ganz eigenthümlichen Reiz.

Es war das erstemal, daß wir Gelegenheit hatten, diese sonderbaren, reich verzierten königlichen Barken zu sehen, welche schon die Aufmerksamkeit des Hrn. v. Chaumont, Gesandten Ludwigs XIV in Siam, und seines Gefolges erregt hatten. Gewöhnlich sind diese Barken sechzig bis achtzig Fuß lang, etwa vier Fuß breit und heben sich in der Mitte etwa zwei Fuß über das Wasser; Bug und Hintertheil erhoben sich bis zu einer beträchtlichen Höhe; sie sind reich verziert mit seltsamen Bildern, die alle in Holz geschnitzt und vergoldet sind; die Form des Ganzen ist die eines monströsen phantastischen Thieres. Im Mittelpunkt erhebt sich ein reichvergoldeter Baldachin, der mit seidenen Vorhängen oder mit golddurchwirktem Tuch verhängt ist. Der Raum unter dem Baldachin kann eine oder zwei

Personen aufnehmen; der übrige Raum des Bootes wird ganz von den Ruderknechten eingenommen, deren oft vierzig bis fünfzig sind. Diese königlichen Prachtbarken sind, wie die siamesischen Tempel, reich an Tändelei und Flittergold; an manchen sind auch zu beiden Seiten und am Vordertheil kleine Buddhabilder hingemalt.

Der Zug bewegte sich in folgender Ordnung: zuerst kamen vier lange Boote mit zahlreichen Ruderern, die in rothe Jacken gekleidet waren und hohe kegelförmige Mützen von derselben Farbe auf dem Kopfe trugen. In jedem dieser Boote befand sich ein leichtes Zelt von Matten; in der ersten Barke bemerkte ich einen buntgekleideten Herold mit einer Art Standarte. Dann folgten sechs reichverzierte Boote mit vergoldeten Baldachinen in Form einer Kuppel und mit in Holz geschnittenen grotesken Bildern allenthalben bedeckt. In ihnen befanden sich die Gehülfen und das Gefolge des Gesandten; jedes Boot führte vorn eine kleine eherne Drehbasse; die Leute waren eben so gekleidet wie in den ersten vier Booten; die Zahl der Ruderer in jedem Boote betrug vierzig. Dann folgte eine besonders schöngebaute und reichgeschmückte Barke mit einem vergoldeten Baldachin mit prächtig gewirkten Vorhängen; in dieser Staatsbarke befand sich der Gesandte selbst und in den Händen hielt er den Brief des Königs von Cochinchina — sein Beglaubigungsschreiben. Vier Barken wie die an der Spitze des Zuges beschlossen denselben.

Wenige Tage nach seiner Ankunft zu Bankok wurde der Gesandte in einer Audienz dem König vorgestellt, ohne die Formalitäten zu beobachten, die man dem Agenten des Generalgouverneurs von Indien als unumgänglich nothwendig vorgestellt hatte. Der Gesandte besuchte weder den Prinzen Chromakid noch den Staatskanzler Suriwon, ehe man ihm die Audienz bei dem König verstattete. Sein erstes öffentliches Zusammentreffen mit Sr. Majestät wurde als sehr freundlich und vertraulich geschildert. Der Gesandte wurde durch seine eigene Dienerschaft in einem Palankin, vor welchem eine zahlreiche bewaffnete Mannschaft einherging, zum Palast getragen. Er stieg erst am innern Thor aus und ging nur bis zum Audienzsaal zu Fuße, aber ohne die Schuhe auszuziehen; hier nahm er den ihm angewiesenen Platz ein und sein eigener Dolmetscher begleitete ihn überall. Der König saß unter einem reichvergoldeten Baldachin, und obgleich keine Geschäftssachen verhandelt wurden, dauerte die Audienz doch ziemlich lange. Der Saal war, wie bei unserer Vorstellung am Hofe, mit einer Menge Menschen von jedem Range angefüllt. Der König benahm sich gegen den Gesandten sehr gnädig und leutselig.

Einige Tage darauf machte der Gesandte seinen ersten Besuch bei dem Staatskanzler (Praklang), bei welcher Gelegenheit wir ihn und sein Gefolge zu sehen bekamen, da unsere Gemächer so lagen, daß wir alles, was bei der Zusammenkunft vorfiel, sehen konnten. Die Siamesen wählen gewöhnlich den ersten Theil der Nacht, um ihre Besuche zu machen. Der Praklang hatte bei dieser Gelegenheit seine Zimmer in einem sehr hübschen Styl erleuchtet und sie mit all dem Geschmack, der ihm zu Gebote stand, ausmeublirt; auch hatte er neue Teppiche und neue Polster auflegen lassen. Alle Diener und Angehörige des Praklang Suriwon waren aufgeboten, um bei dieser wichtigen Gelegenheit aufzuwarten; wie leblose Bilder lagen sie in einer doppelten Reihe an dem einen Ende des Zimmers niedergestreckt auf dem Fußboden. Vom Ufer des Flusses an bis zum Hause standen Fackelträger. Es war offenbar, daß der Praklang in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit vor dem Fremden sich zeigen wollte, und obgleich der Geschmack, der sich überall und besonders in den zu verschwenderisch angebrachten Verzierungen des Zimmers offenbarte, weit entfernt von dem war, was uns bewundernswerth erscheint, so konnte man doch nicht läugnen, daß das Ganze eine stärkere Wirkung hervorbrachte, als man von einem in so vielen Künsten des civilisirten Lebens ganz unwissenden Volke hätte erwarten sollen; hinzufügen muß man jedoch, daß die europäischen Glasmanufacturen viel zu diesem Glanze beigetragen hatten.

Der Gesandte schien wenig geneigt, etwas von seiner Würde bei dieser Gelegenheit zu vergeben. Erst nachdem der ängstliche Praklang mit seiner ganzen Dienerschaft einige Stunden gewartet hatte, erschien er endlich mit einem Gefolge von dreißig Dienern und einigen andern bunt ausstaffirten Leuten, welche in Büchsen Geschenke trugen. Der Gesandte war ein schon ältlicher Mann, schmächtig, mit eingefallenen Wangen, aber mit einem durchdringenden Blick; für einen Ostasiaten war er auffallend hübsch; auf seinem Kopf trug er ein Stück weißen Krepp, der locker in Gestalt eines Turbans zusammengerollt war, ferner hatte er ein weites Gewand mit weiten Aermeln an, das aus demselben Stoff bestand und dieselbe Farbe hatte wie der Turban; sein ganzes Gefolge war ebenfalls weiß gekleidet; drei weiße Sonnenschirme wurden über ihn gehalten. Sechs seiner Trabanten waren in Jacken von rothem Tuch gekleidet und trugen kegelförmige Mützen mit rothen Federbüschen.

Das Benehmen des Gesandten war würdig und doch ungezwungen; er blieb einen Augenblick an der Thürschwelle stehen und übersah das Zimmer, ohne Rücksicht zu nehmen auf den Praklang; dann ging er auf den Teppich zu, der in des Gemachs Mitte ausgebreitet lag; hier nun machte er eine leichte Begrüßung, indem er seine rechte Hand bis zum Gesicht erhob; sein Dolmetscher und sein erster Secretär setzten sich neben ihn; nun wurde Confect herumgegeben und nach Verlauf einer Stunde trennte man sich.

Ein großes Fest, welches die Siamesen und andere Verehrer des Buddha feiern, ist das Fest der Geister des Todes. Der Gesandte von Cochinchina und wir hatten Gelegenheit, es mit anzusehen. Zur Zeit dieses Festes suchen die Siamesen die Elemente zu versöhnen, insbesondere das Wasser, weßhalb die Flüsse den größten Antheil an diesem Feste haben. Reis, Früchte, Palmenzweige wurden in den Menamfluß geworfen; tausend phantastische Dinge läßt man alsdann auf dem Wasser schwimmen und Tausende von schwimmenden Lampen verbreiten über die ganze Scene ein schwankendes Licht. Das Nahen des Abends wird sowohl als die Zeit eines unschuldigen Vergnügens als auch einer religiösen Pflichterfüllung begrüßt.

Wie wir selbst früher, wurde nun auch der Gesandte von Cochinchina zu den Ställen der weißen Elephanten geführt, die ganz nahe bei den Gemächern des Königs sich befinden und von den Siamesen außerordentlich verehrt werden. Dem Gesandten ward die große Ehre zu Theil, die fünf weißen Elephanten des Königs von Siam mit einigen Schachteln voll Confituren erfreuen zu dürfen.

Unter den Geschenken, welche der Gesandte für den König mitgebracht hatte, befand sich auch ein ganz weißer Affe, der in jeder Beziehung ein vollkommener Albino war; er hatte die Größe eines kleinen Hundes und ergötzte den Hof von Bankok durch seine allerliebsten Kunststücke.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 4 und Umschlag zum Monat März.)

№ 4.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Montag 31 März 1845.

[26] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 8. Luginsland: Der brasilische Handelsvertrag. Die ostfriesische Eisenbahn. Ein Handelsvertrag mit Frankreich. Ein neuer Beweis englischen Uebermuths. Die Frankfurter Oberpostamts-Zeitung über die Stiftung des Zollvereins. — Zwei Wege zu einem deutschen Differentialzollsystem. — Die Anliegen der Industrie an die dießjährige Zollconferenz. — Miscellen: Die Eisenpreise in England. Handel der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hamburg und Stettin. — Beilage: Die Petition der Bürger von Elberfeld an den rheinischen Landtag um Revision des Vereinstarifs. — Belgiens maritime Zukunft. — Der auswärtige Handel Frankreichs.

Inhalt. Nr. 9. Luginsland: Hubers Janus über den Handelsvertrag mit Brasilien. Englands jetzige Blüthe, die Baumwollindustrie, die Agricultur. Die preußische Ordensverleihung an deutsche Industrielle. Peels Antrag auf Aufhebung des Baumwollzolls. — Der Herold über ein Differentialzollsystem. — Noch ein Blick auf die deutsche Seeschifffahrt. — Die Anliegen der Industrie an die dießjährige Zollconferenz. — Die Besteuerung des rohen und fabricirten Fischbeins im Zollverein. — Die wissenschaftlichen Förderungsmittel der Landwirthschaft. — Anzeige. — Beilage: Eine Stimme gegen den Handelsvertrag mit Brasilien. — Bestand der preußischen Rhederei. — Die Banken von Frankreich und England. — Miscellen.

Inhalt. Nr. 10. Luginsland: Die Zuziehung von Industriellen zu den Berathungen des Handelsamts in Berlin. Der Janus über den hannoverisch-englischen Vertrag. R. Peels neue Zollreformen. Die Schlesische Zeitung über Hand- und Maschinengespinnst. Die neue preußische Gewerbe-Ordnung. An die Leipziger Allgemeine Zeitung. — Ueber die Handelsbilanz des Zollvereins. — Die Anliegen der Industrie an die dießjährige Zollconferenz. — Die Elbzölle und der Hamburger Handel. — Zur Reform des deutschen Münzwesens. — Die Nothwendigkeit eines Schutzes gegen den Nachdruck gemusterter Modezeuge und Tapeten. — Bremens Linnenhandel im Jahre 1843.

Inhalt. Nr. 11. Luginsland: Ostfriesland und die ostfriesische Eisenbahn. Nordamerika und der englische Getreidemarkt. R. Peels Aufhebung der Verbrauchssteuer von Glas. Die Sodaproduction im Zollverein. — Ueber die Handelsbilanz des Zollvereins. — Der Schutzzoll für Roh- und Stabeisen. (Petition rheinischer Eisenwerkbesitzer an den achten rheinischen Landtag in Coblenz.) — Die englischen und die deutschen Leinen. — Beilage: Deutsch-transatlantische Dampfschifffahrt. — Brasiliens Productenhandel. — Die württembergische Glasindustrie.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[27] Neu erscheint so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Sechster Theil.

Mit einer lithographirten Tafel.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt. Der Tod des Prinzen von Condé. — Rudolf Kühnapfel. — Jonathan Wild. — Urban Grandier. — Rosenfeld. — Die beiden Christusfamilien zu Jöllenbeck. — Matheo von Casale. (Mit einer lithographirten Tafel.) — Burke und die Burkiten. — La Roncière und Marie Morell. — Maria Katharina Wächtler, geb. Wunsch.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis fünfte Theil jeder 2 Thlr.

Leipzig, im November 1844. **F. A. Brockhaus.**

---

[28] In Unterzeichnetem erschien so eben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

In Sachen der Kirche.

Neujahrsbetrachtungen

von

Wolfgang Menzel.

gr. 8. brosch. Preis 24 kr. oder 6 gGr.

Die außerordentliche Nachfrage nach dieser im Menzel'schen Litteraturblatt erschienenen Abhandlung war die Veranlassung zum besonderen Abdruck derselben. Gewiß ist nicht zu läugnen, daß mit dieser Schrift ein schöner Beitrag zur Verständigung in Sachen der Kirche und zu gegenseitiger Anerkennung beider Confessionen gegeben ist.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

[29] In unterzeichnetem Verlag ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aus den

gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen

einer Reise in Frankreich

von

Moriz Mohl,

königlich württembergischem Obersteuerrath.

Mit 148 Holzschnitten.

Gr. 8. Preis 3 fl.

Einer der geistvollsten und kenntnißreichsten Schriftsteller im Fache der National-Oekonomie, ein Mann, dem das Wohl seines Vaterlandes vor allem am Herzen liegt, hat in diesem Buche Erfahrungen niedergelegt, welche er auf mehrjährigen Reisen im Ausland über Gewerbsverhältnisse gesammelt hat. Wir hören von unsern Gewerbtreibenden mehr als je die Klage über Mangel an Absatz, Concurrenz des Auslandes, schlechte Preise u. s. w.

Vorliegendes Werk gibt die Gründe hiefür genau an und theilt die Mittel zu deren Beseitigung mit. Es ist nicht sowohl für den National-Oekonomen, für den Theoretiker, für den Gelehrten, als hauptsächlich für den Mann von Fach geschrieben. Es wird ihm der Weg zur Fortbildung gezeigt und ihm die Bahn angewiesen, auf der er zu immer weiterer Vollkommenheit gelangen kann, wenn er sich auf der Höhe der Zeit erhalten, wenn er die Kundschaft des immer mehr fordernden Publicums nicht verscherzen will.

Die württembergische Staatsregierung im wohlverstandenen Interesse der Gewerbtreibenden hat es für wichtig genug erachtet, den Hrn. Verfasser mit Ankauf von Mustern ausländischer Gewerbserzeugnisse zu beauftragen, und es sind von derselben diese Erwerbungen in Tabletterie-Geflecht und Wollewaaren so vertheilt worden, daß die betreffenden Industriezweige an diesen Mustern eine treffliche Schule machen können.

Das Werk des Hrn. Obersteuerraths Mohl gibt die ausführlichsten Beschreibungen und Anweisungen zur Verfertigung der Waaren obenbezeichneter Art, und erläuternde Holzschnitte im Text zeigen aufs deutlichste, was durch Worte nicht veranschaulicht werden kann.

Der Gewerbfleiß mehrerer Gegenden des Auslandes wird mit dem unsrer Gewerbsorte verglichen, die Ursachen der gegenwärtigen Ueberlegenheit Frankreichs im Tabletterie-Gewerbe nachgewiesen, die Art des Betriebs im Auslande, der Wohlstand der Arbeiter, die Art des Absatzes genau bekannt gegeben. Man findet Anweisungen über die Technik der Fabrication, über Bezugsquellen und Preise der Urstoffe in Elfenbein, Perlmutter, Bein, Horn, Holz, Metall, Glas, Schildkrot; dann werden die verschiedenen Gegenstände dieser Gewerbe aufgeführt und beschrieben, endlich aus allem Angeführten der Schluß gezogen, daß sich dieser Industriezweig auch in Süddeutschland aufs zweckmäßigste entwickeln und steigern lasse.

Hiezu werden ausführlich alle Mittel angegeben und gezeigt, daß durch Unterricht, technische Hülfsmittel, Geschmack und Kenntnisse bei dem anerkannten Fleiß unsrer Arbeiter das schönste und lohnendste Resultat zu erreichen sey.

Aber nicht allein dieser weit ausgedehnte Gewerbszweig der Tabletterie-Waaren ist es der dem Hrn. Verfasser zu Beobachtungen im Interesse seiner Landsleute diente, auch die Schaf- und Baumwollenverarbeitung in ihrem ganzen Umfange hat er genauer Prüfung im Auslande unterworfen, und macht in seinem Buche die Resultate aufs zweckmäßigste und verständlichste bekannt. Die unermeßliche Ausdehnung der französischen und englischen Fabrication von Wollmusselinen, Merinos, Thibets, Bombasines, Creps-Rachels und all der verschiedennamigen Stoffe der Producte der Strumpfwirkerei, der Bandweberei, mit denen das Ausland alljährlich unsre Märkte überschwemmt, ist wie der Hr. Verfasser nachweist, nur die Schuld unsrer eigenen Unthätigkeit. Diese zu heben, die richtigen Wege und Hülfsmittel zu finden, darüber werden unsre Industriellen in diesem Buche ausführlich belehrt. Kein Mann von Fach, keiner dem das Wohl unserer arbeitenden Classen am Herzen liegt, wird dieses Werk unbefriedigt aus der Hand legen; er wird finden daß wir in unserm Süddeutschland, in unsern Händen Mittel genug haben der einreißenden Armuth zu steuern, daß in weiser geordneter Benützung dieser Mittel der Grund zum sittlichen und wirthschaftlichen Glücke des Landes gegeben ist, und daß der beste Auswanderungsplan zurückbleibt hinter der lohnenden Beschäftigung einer der thätigsten und nützlichsten Classen der Bevölkerung.

Stuttgart, im März 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[30] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Reime des Francesco Petrarca

übersetzt und erläutert von

Karl Kekule und Ludwig v. Biegeleben.

2 Bände. gr. 8. Velinpapier in Umschlag broschirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

Diese neue Uebertragung der reizenden Empfindungsgemälde des „Patriarchen der modernen Lyrik," gemeinschaftlich unternommen von zwei Freunden, zum Drucke befördert durch den Zweitgenannten, den Ueberlebenden, gibt die Originale mit dem feinsten Tacte für ihren innern Lebenspuls, mit allem Wohlklange, dessen die deutsche Sprache als Nachbildnerin fremder Poesie fähig ist, und mit der strengen Reinheit der Rhythmen und Reime wieder, welche die Form des Sonetts und ähnlicher Dichtarten, die nur in der vollständigen Ueberwindung ihrer Schwierigkeiten schön sind, zu erlangen berechtigt ist. Eine zweckmäßige Einleitung belehrt uns aus Petrarca's Munde über ihn selber, und läßt uns in den Noten den Streit über Laura's Persönlichkeit überschauen. Die Uebersetzung selbst richtet sich nach der Marsand'schen Recension und Anordnung des Textes und eine Auswahl von Anmerkungen entfernt jedes Dunkel aus den herrlichen Gedichten.

Stuttgart und Tübingen, 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

Nr. 94.



Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 April 1845.

Spanien und die Spanier im Jahre 1843.

(Nach Capitän Widdrington.)

2. Reise nach Estremadura.

Ich machte mit meinem Freund Daubeny alle Nachforschungen über den Zustand der Provinz, die wir zu durchreisen im Sinne hatten, und erfuhren, daß sie ziemlich ruhig sey, auch der südlichere Theil gegen die Mancha hin, für den ich am meisten fürchtete. Dieser letztere District war noch nach dem Kriege der Schauplatz der Thätigkeit der größten Räuberschaar, die seit dem Mittelalter je in Europa erschienen ist, unter dem Namen der Centralarmee des Don Carlos gewesen, und obgleich ich wußte, daß ihre kleine militärische Organisation längst aufgehört habe, so befürchtete ich doch, einzelne streifende Abtheilungen möchten da und dort sich noch finden. Da ihre Anfälle nicht bloß mit Raub, sondern auch mit Mord und jeder Art von Gewaltthat bezeichnet waren, so wurde es unerläßlich, die nöthigen Maaßregeln zu unserer Sicherheit zu treffen. In einer Gesellschaft erhob sich eines Abends ein Streit darüber, ob es klug sey, in solchen Fällen bewaffnet zu seyn oder nicht; manche waren der Ansicht, der Besitz von Waffen sey nur geeignet größeres Unheil hervorzurufen, indem die Räuber dadurch veranlaßt würden, sich in Hinterhalt zu legen und ohne Aufforderung zu feuern, statt wie sonst den freundlichen Ruf hören zu lassen: a tierra! boca abajo! (zu Boden! mit dem Gesicht nach unten!). Diese Ansicht hat manches Wahre, wo man es mit regelmäßigen Räubern, wie die oben erwähnten und die von Valencia, den Ueberresten von Cabrera's Schaaren, zu thun hat, vielleicht auch bei einigen catalonischen Banden, die kaum minder schlimm sind. Wo man auf solche trifft, wird natürlich kein Vernünftiger sein Leben aufs Spiel setzen, um ein wenig Gepäck oder ein paar Pesos zu retten; in gewöhnlichen Fällen aber sichern zwei oder drei Gewehre allenthalben einen unbelästigten Durchzug, und vermindern ungemein die Wahrscheinlichkeit ausgeplündert zu werden in dem größten Theil Spaniens, wo man Rateros in kleinen Schaaren zu fürchten hat. Dieß war meine Ansicht nach den wenigen Erfahrungen, die ich gemacht, und Waffen bildeten deßhalb einen Theil unserer Ausrüstung. Auch theilten wir unser Gepäck: der gewichtigere Theil blieb zu Madrid und einiges wurde uns nach Sevilla nachgesendet.

Wir verließen Madrid mit der Diligence von Badajoz früh Morgens und hatten unsere Plätze nach Truxillo genommen, wo wir am Abend des dritten Tages eintreffen sollten. Die Entfernung ist nur 41 Leguas, und man sollte also die Strecke in viel kürzerer Zeit zurücklegen, aber der Weg ist schlecht und die Verwaltung die schlechteste in Spanien; das geringe Einkommen soll durch einen Schwarm von Empleados aufgezehrt werden. Wir hatten nur zwei Tiros oder Umspannungen den ganzen Tag; gewöhnlich brachen wir um zwei Uhr Morgens auf und es ging so lange fort, als die ersten Maulthiere ziehen wollten; dann hielt man zum Frühstück, worauf es wieder fortging, bis man für den Abend Halt machte; es ging also immer sehr langsam. Alles übrige war nach Verhältniß, der Wagen elend, schmal und dießmal überfüllt; zum Glück war die Gesellschaft recht angenehm, und namentlich mein Nachbar gegenüber, ein Grundbesitzer aus Badajoz, ein äußerst unterrichteter Mann, der auch noch vom Unabhängigkeitskriege her mehrere englische Officiere kannte.

Man kann sich kaum etwas öderes denken als dieß Land auf viele Leguas von der Straße seitwärts; die Dörfer sind elend gebaut und weit von einander entlegen, aber der Boden ist fruchtbar, und es geben sich deutliche Zeichen eines Fortschrittes im Ackerbau kund; doch gibt es wenige Stellen, welche nicht mit geringer Sorgfalt von Seite der Eigenthümer bald ein ganz anderes Ansehen bekommen könnten. Die Felder sind an manchen Orten eingehegt, was etwas völlig neues ist, und in vielen Theilen Spaniens jetzt beginnt; die Vortheile, welche man aus diesem Verfahren zieht, sind bedeutend.

Rechts hatten wir prachtvolle Aussichten auf die große Centralkette, die den Hintergrund eines schönen offenen Waldlandes voll Encinas (spanische Eichen), Kork- und andern Bäumen bildete. Die natürliche Schönheit und die Fruchtbarkeit des Bodens haben hier kaum ihres Gleichen, aber mit

Ausnahme von spärlichen Cortijos (Pachthöfen) und Jagdhäusern ist diese herrliche Gegend, deren Klima zu den besten Spaniens gehört, und deren Boden zu jeder Art von Anbau geeignet ist, eine Despoblado oder unbewohnte Wüste. Die Erzeugnisse sind Weizen, Roggen, Gerste und Garbanzos (Kichererbsen), das Gemüse des Landes, Wein und Oel in Fülle, und nichts fehlt als eine gute Regierung, um die Gaben, welche die Vorsehung über diese schöne Gegend ausgoß, zur Entwicklung zu bringen.

Wir speisten zu Talavera an einem Markttag; obwohl dieß aber der Hauptort des schönsten Theils dieses prächtigen Thales ist, so wurde ihm doch ein mehr als gewöhnliches Maaß von Elend zu Theil in diesem Lande elender Städte, denn ärmlich und verfallen wie es ist, hat es noch keinen Theil genommen an der in den meisten Orten jetzt sichtbaren Bewegung, und man kann nicht einmal die Verheerungen des Bürgerkriegs zur Entschuldigung anführen, denn das Thal des Tajo litt vergleichungsweise wenig dadurch.

Wir kamen an einem prächtigen Gut der Mönche vom Escurial vorüber, das gerade zum Verkauf ausgeboten war: es besteht namentlich aus Monte oder Wald und ist auf 3 Mill. Realen geschätzt, wird aber wahrscheinlich das Doppelte eintragen. Der Weg ist allenthalben schlecht, und wurde immer schlechter, als wir uns dem Uebergang über den Tajo näherten, besonders durch die offenen Einschnitte, womit man das Wasser auf die Felder leitete. Am dritten Tage frühstückten wir zu Almaraz in einer sehr elenden Posada, wie sie auf dieser Straße alle sind, und kamen dann an die Fähre über den Tajo, wo wir eine Zeitlang aufgehalten wurden. Die Diligence fuhr ohne Schwierigkeit in die Barke hinein, aber als wir am entgegengesetzten Ufer landen sollten, war eine mächtige Galera oben auf einer Sandbank gestrandet, die der Strom bei einer neuerlichen Ueberschwemmung aufgeworfen hatte. Dieser Wagen bildete ein unübersteigliches Hinderniß gegen das Landen des unsrigen. Der dabei befindliche Mayoral hatte versucht, seine ungefüge Maschine gerade den steilsten Theil des Ufers hinaufziehen zu lassen, dabei waren aber die Vorderräder so tief in den Sand hineingetrieben worden, daß keine Möglichkeit da war sie weiter zu bringen; er hatte deßhalb die Maulthiere ausgespannt, einen Theil des Gepäckes abgeladen und war dann ganz kaltblütig in eine benachbarte Hütte gegangen, um dort auszuruhen (descansar). Die zahlreichen Passagiere, die auf ihrem Gepäck im Schatten saßen, was jedoch bei der großen Hitze nicht sehr angenehm war, sagten mir, sie hätten nun bereits drei Stunden hier zugebracht.

Unser eigener Mayoral setzte seine Maulthiere ans Land, und machte sich ganz ruhig an die Arbeit, den Achselbaum, der durch die heftigen Stöße beim Fahren über die Wasserrinnen stark gelitten hatte, wieder auszubessern. Ein Paar herculische Fährleute, die aus Nachlässigkeit den Landungsplatz nicht rein gehalten und dadurch den ganzen Aufenthalt veranlaßt hatten, warfen mit ihren mächtigen Händen kleine Massen von Sand in Körbe und leerten diese in den Fluß aus, wobei wir hinreichend freie Zeit erhielten, uns die ganze Scenerie umher genau zu betrachten. Der prächtige Strom mit seinem tiefen, durch eine glänzende Sonne überstrahlten Seegrün floß rasch zwischen keck aufstrebenden Felsen hin, die mit Cistus und andern schönen Pflanzen bedeckt waren. Gegen diese Pracht der Natur stach spanisches Menschenwerk seltsam ab. Die gestrandete Galera und die Beschäftigung unseres eigenen Mayorals mit seinem kaum in besserer Verfassung befindlichen Wagen, Züge von Ochsenkarren, Maulthieren und Eseln, die auf beiden Seiten des Stroms anlangten und geduldig die Entwicklung abwarteten; eine Anzahl Häuser, die eine Stadt werden sollten, welche der Friedensfürst vor langen Jahren zu gründen versuchte, die es aber nie zu einem Dach gebracht hatten; eine zerlumpte und halb verhungerte Escorte, die uns über die Berge geleiten sollte; die prächtige Brücke, die noch nicht hergestellt war, obgleich sie schon vor 30 Jahren einstürzte und eine der Hauptarterien des Landes ist, welche jetzt durch eine schwache Schiffbrücke zum Ueberführen der Merinoheerden ersetzt wird; eine große Heerde dieser Thiere, die nach ihrer Sommerweide in Altcastilien unterwegs war, mit ihrem Mayoral, ihren Zagalen und Hunden, und ohne Zweifel in gebührender Entfernung gefolgt von Wölfen, welche die Zurückbleibenden wegschnappen — alle diese Gegenstände der Natur und Kunst neben einander gruppirt bildeten ein so ganz und ausschließlich spanisches Bild, daß ich lebhaft davon betroffen wurde und meine Mitreisenden darauf aufmerksam machte. Diese fühlten, wie alle gebildeten Spanier, das Abgeschmackte und Lächerliche, das ihr Land bot, wenn man sie nur in geeigneter Art darauf hinwies, sehr wohl, und gestanden ganz offen, daß wenn auch im übrigen Spanien manches anders und besser geworden, diese Veränderungen noch nicht sonderlich in Estremadura eingedrungen seyen. Es war Alt-Spanien unverändert und unwandelbar.

Endlich begann die Sandbank den lilliputischen Arbeiten der mächtigen Charons zu weichen, und die respectiven Behörden hielten eine Berathung, in welcher beschlossen wurde, die beiden Tiros zugleich vorzuspannen, und so den Weg frei zu machen. Diese Operation dauerte über eine Stunde, und wir erwarteten nichts anderes, als daß die ungefüge Maschine in Trümmer gehen werde, wobei wir noch viel länger hätten liegen bleiben müssen; endlich aber brachte man sie doch den Felsenabhang hinauf, und somit auf den Weg. Die Sandbank, welche die ganze Zögerung verursacht hatte, mußte wenigstens seit drei oder vier Wochen hier gelegen haben, und wir waren alle der Meinung, man habe sie absichtlich dagelassen, um den Verkauf von Bacalhao (Stockfisch), Branntwein und andern Leckereien zu befördern, die man in den nahen elenden Hütten zum Verkauf bot. Die Regierung hatte nach allerlei Planen und Untersuchungen beschlossen, diese Brücke nach dem ursprünglichen kühnen und schönen Plane wieder aufzubauen; der Termin der Contrahenten war natürlicherweise beschränkt und nahezu abgelaufen; noch war aber nichts geschehen, um

die Wiederherstellung in Ausführung zu bringen, als daß man einige Mauersteine zusammengebracht hatte. Vermuthlich hatten die Contrahenten bei näherer Besichtigung gefunden, daß sie die Kosten der Wiederherstellung zu gering angeschlagen hatten, und es fragte sich jetzt, was die Regierung thun wolle, um sie zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten zu nöthigen. Das gewöhnliche Verfahren bei solchen Bauten ist, daß man die Wiederherstellung an Einzelne oder an Compagnien überläßt, die sich durch einen Zoll entschädigen, welcher dem frühern Fährgeld gleichkommt.

Hier verließ uns ein Theil unserer Reisegesellschaft, meist junge Leute von guter Familie, deren Verwandte mit Pferden und Dienern herbeikamen, um sie zu geleiten. Der Weg wurde als ausnehmend schlecht geschildert, kaum brauchbar außer für Pferde, und um nach Placencia zu gelangen, muß man eine hohe Kette übersteigen, die wie die ganze Nachbarschaft meist unsicher ist, indem die Führer der Merinoheerden die Räuber beherbergen. Almaraz ist ein elendes Dorf und somit ein schlechter Stellvertreter für eine großartige Stadt, die in jedem andern Lande in einer solchen Lage, wo so viele Straßen sich durchkreuzen, sich gebildet haben würde.

Der Weg jenseits des Tajo ist vortrefflich und bald stiegen wir nach dem Puerto de Miravete hinan, einem der wildesten, von jeher als Zuflucht der Räuber berüchtigtsten Pässe in Spanien, denn die weiten Wälder und Despoblados, die zu beiden Seiten desselben sich ausdehnen, gewähren ihnen stets eine sichere Stätte. Unsere aus jungen Liniensoldaten bestehende Escorte suchte gleichen Schritt mit uns zu halten, und obgleich nach Uebersteigung des Puerto die Fahrt bedeutend schneller ging, so langten sie doch zu Jaraicejo, dem Umspannungsorte, zugleich mit der Diligence an. Der größte Theil des Wegs nach dem Passe führt durch Xaral, d. h. durch einen mit Cistusrosen bedeckten Landstrich. Der Ausdruck ist arabisch, von Xara, die Cistusrose, und sehr gut geeignet für das Lieblingsland dieser Pflanze, das wir jetzt betreten hatten. Es waren vier Arten in Blüthe, der Gummicistus, eine große weiße Varietät ohne Flecken, eine kleine weiße, die ich für die Libanotis hielt, und die purpurrothe unserer Gärten. Ein schöner Stechginster kam eben in den wärmeren Theilen in Blüthe, und Retama oder spanischer Ginster von verschiedenen Arten nebst andern noch nicht blühenden Stauden vollendeten die interessante Sammlung. Nachdem wir den Puerto überschritten hatten und abwärts fuhren, kamen wir durch weite Wälder, namentlich von spanischen Eichen, und die ganze Strecke nach der Sierra de Guadalupe hin war ausnehmend schön. In den Wäldern, da wo die Bäume an die Straße heranreichten, sah ich einmal die blaue Elster (Mobiño) mit ihrem lebhaften Flug und ihrem schönen Gefieder. Ich hatte diesen Vogel in dem untern Theile des Tajo nicht getroffen, zu Madrid aber ist er gewöhnlich und ich bemerkte ihn zuerst in der Nähe des Escurial. Ich hatte diese Gegend schon im Jahre 1841, aber bei sehr schlechtem Wetter in einer trübseligen Jahreszeit durchreist, und war sehr froh, sie unter günstigen Verhältnissen wieder zu sehen. Wir wechselten die Maulthiere zu Jaraicejo, was früher die Nachtstation war, jetzt ist aber Truxillo an dessen Stelle getreten, wohin wir also heute noch gelangen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sahara von Algier.

Tuggurt.

(Auszug aus einem noch ungedruckten Werke. Journal des Débats. 1 Febr.)

In einer der letzten Sitzungen der französischen Deputirtenkammer entspannen sich sehr ernstliche Verhandlungen über die Möglichkeit der Anknüpfung von Handelsverbindungen zwischen Algier und dem Innern von Afrika. Die Untersuchung dieser wichtigen Frage hatte schon seit längerer Zeit in Algier selbst einige denkende, für die Wohlfahrt der Colonie begeisterte Köpfe beschäftigt. Die Centraldirection der arabischen Angelegenheiten ließ mit großem Aufwande von Geld und Mühe eine detaillirte Karte der Sahara ausfertigen, während sie zu gleicher Zeit Materialien über die politische, commercielle, geographische und statistische Geschichte der bisher unbekannten Völkerschaften sammelte, welche dieselbe bewohnen.

Dieses große Ganze hat mehr als zwei Jahre angestrengter Arbeit gekostet; der Obristlieutenant Daumas hat alle Materialien dazu aus dem Munde von wenigstens zweitausend Arabern aller Länder und Stände zusammengetragen und verglichen. Die Ausführung der Karte war Hrn. Gaboriaud, Hauptmann beim Generalstabe, anvertraut worden, und der erläuternde Text, der zwei Bände ausmachen wird, wurde von Hrn. Ausone de Chancel, Secretär der Direction der arabischen Angelegenheiten, redigirt. Das Bruchstück von dieser Arbeit, das wir hiemit vorlegen, hat ein neues Interesse durch die theilweise schon stattgefundene Verwirklichung erhalten. Biskra ist besetzt worden. Tuggurt zahlt seinen ersten Tribut an Frankreich und erkennt sich damit aufs neue als Vasallin von Constantine an.*) Wir zweifeln daher nicht, daß die folgenden Berichte von Gelehrten, Oekonomisten und Neugierigen im allgemeinen gleich günstig werden aufgenommen werden.

Die Besitznahme von Biskra hat uns die Straße nach Tuggurt eröffnet; von einer Stadt zur andern zählt man sechsundsiebzig Stunden Wegs, deren Stationen folgende sind: von Biskra nach el Gueráa fünfzehn Stunden; von Gueráa nach Wad el Malah oder el Dur zwölf Stunden; von Wad el Malah bis el Meghrieur zwölf Stunden. Dieser erste Theil der Reise geht durch Sand; man findet sehr wenig Wasser, und die angezeigte Straße ist nicht die einzige, die dem Reisenden von Biskra zu Gebote steht; aber außerdem, daß sich alle in Meghrieur vereinigen, haben wir, wie im ganzen Werke, immer diejenige ausgewählt, welche von den Kaufleuten und Karawanen gebraucht wird.

Von Meghrieur nach Ughrlana sind es zwölf Stunden; von Ughrlana nach Megguenr dreizehn Reisestunden; von Megguenr nach Tuggurt dreizehn. Mit Meghrieur fängt die Oase von Tuggurt an, diese Kette von fünfunddreißig Dörfern unter einer doppelten Einfassung von Palmbäumen, welche die Araber metaphorisch einen Fluß nennen, den Fluß der Ruaghra,**) Wed Righre, nach dem Namen seiner Ein-

*) Durch Vermittlung von Tuggurt hat jetzt auch die Oase von Wargelah, viel tiefer im Süden, ihre Unterwerfung angeboten. S. Algérie vom 22 März. A. d. R.

**) Ruaghra scheint eine Pluralform von Righre. A. d. R.

wohner; es ist ein kleines Aegypten, ein fruchtbares Thal inmitten der Sandwüste, reichlich mit Wasser versehen, von Gärten oder vielmehr Baumgruppen durchschnitten und von einer zahlreichen Bevölkerung belebt. Die fünfunddreißig Dörfer von Wed Righre bilden einen kleinen Staat zusammen, dessen Hauptstadt Tuggurt ist. Dazu muß man auch Temasin rechnen, welches, obgleich ganz in der Nachbarschaft von Tuggurt, unabhängig von demselben ist und sich selbst regiert; wir werden später darauf zurückkommen.

Es versteht sich von selbst, daß die drei weiter oben als Aufenthaltspunkte für die Reisenden bezeichneten Dörfer keine nothwendigen Stationen sind; es sind bloß die gewöhnlichsten.

Das Land der Ruaghras ist bloß künstlich bewässert; es hat weder Bach noch Fluß und nur höchst selten Quellen. Es scheint jedoch, daß ein unermeßlicher Wasserbehälter, „ein unterirdisches Meer," bahar el tahatani, nach dem malerischen Ausdruck der Eingebornen, in einer abwechselnden Tiefe von fünfzig, hundert, zweihundert bis zu vierhundert Metres unter dem Boden eingeschlossen sey.

Shaw spricht von tiefen Brunnen, welche die Ruaghras graben; wir haben über diesen Gegenstand die allergenauesten Nachrichten gesammelt, und können versichern, daß diese Brunnen wahrhaft artesische sind. In jedem Dorfe, wie uns eine große Menge Araber versichert, hat man Brunnen gegraben, — und man gräbt deren bei eintretendem Bedürfnisse noch jetzt, — die gegen hundert Mannshöhen tief sind. Der Durchschnitt derselben ist viereckig; ein einziger Arbeiter ist mit der innern Arbeit beschäftigt, und so wie er tiefer gräbt, unterstützt er die Erde mit vier Balken von Palmenholz. Andere an der Mündung aufgestellte Arbeiter ziehen den Schutt in Säcken heraus. An gewissen untrüglichen Kennzeichen, z. B. wenn die Erde schwärzlich und sehr feucht wird, erkennt der Brunnengräber, daß er ans Ziel seiner Arbeit gekommen ist. Er stopft sich sodann die Ohren und Nasenlöcher mit Wachs zu, und benachrichtigt seine Gehülfen, daß sie ihn auf ein gegebenes Zeichen hinaufziehen sollen, denn er hat sich an Seilen in den Abgrund hinuntergelassen. Auf einen letzten Streich mit dem Pickel springt sodann das Wasser mit einer solchen Gewalt empor, daß der unglückliche Arbeiter sehr oft bewußtlos heraufgezogen wird. Eine solche unerschöpfliche Quelle gehört dem Dorfe, das sie graben ließ, gemeinschaftlich an, und wird durch Leitungen in Palmholzdeicheln in die Gärten vertheilt.

Im Osten von Wed Righre befinden sich Sümpfe von salzigem Wasser, welches beim Austrocknen im Sommer eine große Menge Salz liefert. Die Ruaghras verführen es in die Wüste. Diese Sümpfe scheinen der Richtung von Wed Righre in seiner ganzen Länge zu folgen, von Meghrieur bis nach Tuggurt. Nach diesen Angaben kann man sich eine Vorstellung von den Ländern machen, welche Tuggurt beherrscht, und unter denen es gegen Süden hin die erste Stelle einnimmt. Diese Stadt, welche fünf- oder sechshundert Häuser enthält, ist auf einer Ebene erbaut an der Stelle und zum Theil aus den Trümmern einer Stadt, die wir für das Turaphylum des Ptolemäus, das Techort des Leo Africanus halten können, welcher lange Zeit daselbst in Freundschaft mit ihrem Oberhaupte gelebt hatte. Die Kasbah ist ganz aus wohlbehauenen Quadersteinen erbaut. Zwei Europäer, die sich in Tuggurt naturalisirt haben und auf die wir bald zu sprechen kommen werden, rücken ihren neuen Landsleuten mit Stolz vor: „Unsere Vorfahren sind vor euch hier gewesen, sie haben eure Stadt erbaut!"

Die Einwohner von Tuggurt sind von gemischtem Ursprunge; „dieß kommt davon her, sagt Leo der Africaner, daß sie sich mit schwarzen Sklavinnen verbinden." Wir möchten hinzusetzen, daß hier, wie in allen Ländern unter muselmännischem Gesetz, der Sohn einer Sklavin, von welcher Farbe sie auch seyn mag, alle Rechte, selbst die der Erbschaft, mit seinen legitimen Brüdern theilt, und von dem Tage an, wo eine Sklavin ihrem Herrn einen Sohn geboren hat, sie als ein Mitglied der Familie angesehen wird. Diese Thatsache der beständigen Vermischung der weißen und der schwarzen Race auf der äußersten Gränze der Sahara war schon lange bekannt, aber die mündliche Ueberlieferung unter dem Volk des Landes gibt einen andern Grund für die Veränderung der Farbe unter den Eingebornen an. „Im Anfange, berichtet sie, waren die Familien von Tuggurt schwarz." Dürfen wir daraus schließen, daß die schwarzen Völkerschaften sich in ganz frühen Zeiten bis hieher ausdehnten, und daß die Berbern von den Küsten, durch die Einfälle der Römer, Vandalen und selbst der Araber gegen den Süden gedrängt, sich dort mit ihren Gastfreunden vermischt hätten?

Es leben in Tuggurt nur sechzig weiße Familien, deren Vorfahren nach der noch lebenden Tradition Juden waren; gegenwärtig sind sie Moslems. Aber warum haben sich diese nicht auch wie die andern vermischt? Sollten sie durch den immer noch bei ihnen fortlebenden Geist ihrer Familienreligion, der sich bei der jüdischen Race so hartnäckig ausspricht, abgehalten worden seyn, andere Verbindungen als untereinander selbst einzugehen? Man möchte dieß nach den erhaltenen Nachrichten annehmen. Die Juden, von denen sie abstammen, gehörten vielleicht zu denselben, von welchen uns Sallust erzählt, daß sie seit undenklichen Zeiten unter den gätulischen, libyschen und numidischen Völkerschaften zerstreut lebten und ihnen auf ihren Wanderungen nach dem Süden vor den siegreichen Heeren der westlichen Völker gefolgt seyen.

Wir überlassen bescheiden diese Fragen einer nähern Erforschung.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Jermak auf der Bühne. Die Russen verherrlichen jetzt den kecken Kosaken, der einen guten Theil Sibiriens eroberte, auf alle Weise; außer mehrern historischen Werken und Romanen bringt ihn Polewoi jetzt auch aufs Theater, nicht als Trauerspiel, sondern bloß als dramatische Darstellung in fünf Aufzügen, von denen jeder einen besondern Titel führt. Es scheint als Spectakelstück arrangirt und guten Effect zu machen, denn es wurde auf dem Alexandersthater in Petersburg zehnmal hintereinander bei vollem Hause aufgeführt. Das hindert den Kriticus in der Nordischen Biene (5 März) nicht, das Machwerk als ein sehr ungefäges Ding anzusehen, aber was kann man am Ende nicht einem Theaterpublicum bieten?

*

Zahl der amerikanischen Seeleute. Aus einem an den Congreß abgestatteten Bericht ergibt sich, daß von 109,000 Seeleuten, welche auf amerikanischen Schiffen sich befinden, nur 9000 oder 1 unter 12 Amerikaner sind. Das Linienschiff Ohio, das mit einer Mannschaft von 1000 Köpfen auf eine dreijährige Fahrt von New-York absegelte, hatte unter diesen nur 182 Amerikaner an Bord. So berichtet die Colonial Gazette vom 22 März. Das könnte allerdings bei dem Ausbruch eines Kriegs gefährlich werden, denn von den 100,000 Nichtamerikanern sind wenigstens 50,000 Engländer, von denen im Fall eines Kriegs gewiß ein großer Theil nach Hause geht. Dieser Matrosenreichthum in Nordamerika bildet einen starken Contrast gegen die Matrosennoth in England.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 95.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 April 1845.

Umgebungen von Babinowitsch und Orscha. *)

Babinowitsch ist ungefähr in der Mitte zwischen Witebsk und Orscha gelegen, in einer Meereshöhe von 600 Fuß. Die Gegend um Babinowitsch behält nach Norden und Süden auf etliche Meilen hin unverändert denselben Charakter bei, der die Wasserscheiden in der Formation des alten rothen Sandsteins im Norden bezeichnet. Das Terrain ist auf weite Strecken flach und sumpfig, und noch nicht von Flüssen tief ausgespült. Die Sümpfe scheinen auch hier die höchsten Stellen zu bezeichnen, an denen noch keine Abzugscanäle sich gebildet haben, und das Wasser gezwungen ist zu stagniren. Die einzigen Unebenheiten sind flache Sandwellen, die in der Richtung von Westen nach Osten die Fläche durchschneiden. Mächtige nordische Granitblöcke bedecken diese Strecken und ordnen sich, mit den Sandstrecken wechselnd, zu ähnlichen Reihen in dieser Richtung zusammen, gleichsam wie erstarrte Wellenschläge, Uferschwellen des immer weiter nach Norden zurückgetretenen Diluvialmeeres.

Vergleicht man die bewaldeten Höhen von Orscha mit der Vegetation bei Babinowitsch, so glaubt man um mindestens ebenso viele Meilen nach Süden fortgeschritten zu seyn, als man Werste von diesem ergreifend traurigen Orte entfernt ist. Bei Babinowitsch sieht man sich von finstern, nordisch verkrüppelten und halbabgestorbenen Tannenwäldern umgeben, mitten zwischen ausgedehnten Riedgrassümpfen und Mooren, und wo die Wälder auf kurze Strecken gelichtet sind und der Boden urbar gemacht ist, stellt sich die nordische weiße Eller als Gränzhüter in zusammenhängenden Strecken ein, und bedeckt alle lichteren Abhänge am Fuße der Nadelwälder bis nach der Düna hin. Bei Orscha sind die Höhen trocken und erst in größerer Entfernung von den Flußthälern wieder bewaldet. Die weiten, lichten Ackerfelder schneiden scharf nach den Wäldern hin ab, und die Gränzregion der weißen Eller ist, ebenso wie die Eller, völlig verschwunden. In den Wäldern sieht man fast nur Kiefern und Birken, und da, wo der Boden fester wird, treten auch gesunde Eichen auf.

Die Höhen um Orscha können nicht bedeutend niedriger seyn, wie die in der Nähe von Babinowitsch. Diese Aenderung scheint wesentlich durch die geographische Lage, durch den Einfluß eines südlicheren Klima's und durch die Beschaffenheit des Bodens bedingt. Obschon an den Gränzen der Tannenregion, ist das plötzliche Verschwinden der Tanne doch nur dadurch erklärbar, daß sie an einen festen Boden gebunden scheint, der in den Diluvialschichten bei Orscha auf größere Strecken fehlt. Das rasche Verschwinden der weißen Eller, die man am linken Ufer der Orschiza höchstens noch in einzelnen Individuen antrifft, ist jedoch nur als ein scharfgezogenes, geographisches Verhältniß anzusehen.

Diese geographisch so auffallend charakteristische Eller, mit deren Südgränze für das Innere von Rußland, für das Flußgebiet des Dniepr und der Wolga, auch die Nordgränze der Obstcultur zusammenfällt, scheint, in Gemeinschaft mit dem Auftreten der wilden Obstarten in Südrußland, die wesentlichsten Naturgränzen Rußlands anzudeuten. Mit unbedeutenden Schwankungen scheint sie von hier an in der Richtung über Twer nach Danilof, nicht nach Süden vorzudringen, so wie das wilde Obst erst auftritt, nachdem man das Flußgebiet des Seim erreicht hat. Diese beiden Linien, zwischen der Nordgränze des Gouvernements Jaroslaw und der Südgränze des Gouvernements Orel, umschließen das Innere von Rußland, dessen mittlerer Charakter durch die Naturverhältnisse im Gouvernement Moskau und Kaluga bezeichnet werden kann.

Nachdem man die zusammenhängenden Wälder dieser nördlichen Region, die nur in der Nähe der Flüsse mehr oder weniger gelichtet sind, verlassen hat, sieht man die urbar gemachten Strecken bis auf die Höhe des Landes sich ausdehnen, und allmählich Feld und Wald im Gleichgewicht. Dann verlieren sich bei weiterm Fortschreiten nach Süden die unterbrochenen Waldstrecken von der Höhe des Landes, und alle Waldvegetation zieht sich nach und nach, umgekehrt wie im Norden, in die Schluchten und Niederungen an den Fluß-

*) Aus Blasius' Reise im europäischen Rußland.

thälern zurück, wie schon an vielen Stellen des Gouvernements Tula. In der Steppe verschwindet endlich jede Spur von Waldvegetation.

Spanien und die Spanier im Jahre 1843.

9. Reise nach Estremadura.

(Fortsetzung.)

Wir fanden zu Truxillo eine geräumige, vortreffliche Posada, die von einer ehrwürdigen alten Frau gehalten wurde; sie ist durchaus spanisch, reinlich, bequem und eine der besten im Lande. Der einzige Mangel war an Glasfenstern, deren nur wenige sich fanden, denn die meisten Fensteröffnungen waren bloß mit hölzernen Läden geschlossen. Wir waren ohne Unfall angelangt, was wir bei dem Zustande unseres Fuhrwerks vernünftigerweise nicht erwarten konnten. Man sagte mir, jede Reise nach Madrid koste eine umständliche Ausbesserung der Wagen, die solche allerdings nöthig haben. Die Diligence geht einmal die Woche und die Mensageria oder schnelle Galera mit den gleichen Zugthieren auch einmal, etwas wohlfeiler, aber zu derselben Zeit. Als diese Diligence zuerst in Gang kam, hatte sie Zweigfahrten nach Sevilla und Lissabon, aber Don Miguel und der Bürgerkrieg machten beiden ein Ende, und die Hauptlinie wird bald nachfolgen. Man versicherte mich, während der ganzen Zeit, wo die Verbindung mit Lissabon offen war, habe man nie in der Diligence jemand anders als Couriere und andere Geschäftsleute, so wie Fremde gesehen; kaum sey je irgend eine Person aus den höhern Classen durchgereist, um die spanische Hauptstadt zu besuchen.

Truxillo liegt auf einer breiten Höhe, die durch eine Granitmasse gebildet ist, welche durch den die Grundlage des Landes bildenden Schiefer durchgebrochen zu seyn scheint. Sie beherrscht eine weite, fruchtbare, durch Bergketten und einzelne Gipfel nach allen Richtungen eingeschlossene Ebene. Den Ostabhang der Höhe nimmt die neue Stadt ein, West- und Nordabhang aber sind steil und leicht zu vertheidigen. Den Gipfel des Felsrückens gegen Norden nimmt eine römische Veste ein, während der mittlere und westliche Theil fast ganz mit den Ueberresten von öffentlichen und Privatgebäuden bedeckt ist. Einige dieser letztern sind noch bewohnt, die meisten aber liegen in Ruinen, eine Folge der zahlreichen Unfälle, welche die Stadt namentlich im Unabhängigkeitskriege trafen. Die obere Stadt, welche die Villa heißt, scheint hauptsächlich der Aufenthalt der höhern Classen der Gesellschaft gewesen zu seyn, einige sind aber ganz weggezogen, andere haben bequemere Lagen am Fuße des Berges vorgezogen. Die Untersuchung der Ruinen ist ausnehmend interessant: der bedeutendste Theil der Architektur ist aus der normannischen Periode, und einige Bruchstücke mahnen selbst an die byzantinische oder an den Styl, der in Europa vor der Einführung des Spitzbogens herrschte. Entschieden Maurisches konnte ich nicht entdecken, nur das von den Franzosen gesprengte Fort am Westende hat etwas vom Charakter maurischer Arbeiten.

Die Villa ist im Westen durch eine Mauer von bedeutender Stärke begränzt, welche längs der Höhe des Rückens hinläuft, den Steilabhang überragt, und eine weite Aussicht über das Land gewährt. Der Bogen von Santiago, auf dem eine hübsche Darstellung des Heiligen zu Pferde in Relief zu sehen ist, bildet den Haupteingang von der Cindad nach der Villa, und hart daneben ist ein Thurm von normännischem Charakter, welcher mit einer kleinen Kirche in Verbindung steht, die ein rein normannisches Thor ohne viel Schmuckwerk und runde Fenster hat. Auf der entgegengesetzten Seite des Thorwegs ist ein Thurm von bedeutender Höhe, welcher schmäler wird gegen den Gipfel zu, wo man maurische Arbeit bemerkt; er gehört zum Hause des Herzogs von Nobleras.

Die Alberca ist eine tiefe, offene Cisterne voll Wasser, das von keinem sehr lockenden Ansehen ist, und von Zeit zu Zeit herausgeschafft wird. Sie soll von den Mauren herstammen, ich halte sie aber eher für römisch, und fand auch nach vielen Fragen eine regelmäßige und sehr gute Piscina oder einen Wasserbehälter, der nicht mehr gebraucht wird, aber wenig gelitten hat und leicht wieder hergestellt werden könnte. Das Ayuntamiento hat, um sich einem Gesetz zu fügen, erklärt, daß die Villa nicht zur Stadt gehöre, und ein Theil der zerstörten Wohnungen wird jetzt zu einem Campo Santo verwendet. Die Wege und Straßen sind ausnehmend schmal, an einigen Stellen völlig aus dem Granit gehauen, und eine Strecke weit so breit gemacht, daß die Leichenzüge durchkommen können. Außer den erwähnten merkwürdigen Ueberresten stößt man bei jedem Schritt auf alte Thorwege, welche cyklopischen oder römischen Bauten gleichen, und einige Thürme sind in maurischem Styl mit Azulejos (Backsteinplatten) verziert. Mit ungemeinem Interesse wanderte ich in der zerstörten Stadt umher, die mich an die alten Städte Italiens mahnte, wo man auch häufig alle Zeitalter und Stylarten repräsentirt findet.

An dem Nordende des Felsrückens, wo derselbe schroff über der Ebene abfällt, steht, wie schon erwähnt, die römische Veste, die noch fast ganz erhalten ist, aber an einigen Stellen restaurirt wurde; während des Bürgerkriegs hat man einige Außenwerke hinzugefügt und sie in regelmäßigen Vertheidigungsstand gesetzt. Sie ist kleiner, aber in der Form der von Merida ziemlich ähnlich mit kleinen viereckigen Thürmen auf den Flanken und zwei vorgeschobenen, die mit dem Hauptwerk durch eine Art von Brücke in Verbindung stehen. Obgleich diese einigermaßen dem Hauptwerke entsprechen, so halte ich sie doch für spätere Zugaben, wiewohl sich die Zeit ihrer Erbauung nicht angeben läßt. Das römische Mauerwerk besteht aus großen, unregelmäßigen Granitblöcken, deren Zwischenräume mit Massen von schwarzem Schiefer und Mörtel ausgefüllt sind. Die neuesten Zugaben haben das Fort bedeutend ausgedehnt, es hat eine Esplanade vor dem Eingang, ist ausnehmend hoch, fest, und bedurfte weniger Truppen zur Vertheidigung; jedenfalls war es ein sehr nützlicher Posten in der Mitte dieser ungeheuren Ebenen, wo es mehrere wichtige Straßen und Verbindungslinien beherrschte, und dadurch ge-

gewissermaßen ein Schlüssel des Landes war. Wir wurden von einem schläfrigen Wachtposten hineingelassen, fanden aber den innern Theil, der mit Vorräthen angefüllt war, verschlossen. Hier fürchtet man keine Unruhen, und das Volk ist dem neuen System anhänglich, sonst würde die Ueberrumpelung dieses Forts keine Schwierigkeit darbieten.

In dem an die Villa stoßenden Theile der Ciudad ist die Plaza, ein ziemlich großer, aber unregelmäßiger Platz mit Arcaden. Hier wird der geringe Verkehr der Stadt betrieben, und in der Nähe sind die bedeutendsten öffentlichen Gebäude, so wie die Wohnungen der höhern Classen. An der einen Ecke der Plaza ist die Kirche San Martino, in dem ältern, spitzbogigen Styl erbaut und wie mir schien vom Ende des 14ten Jahrhunderts. Es finden sich hier einige Gräber, darunter eines von Granit, in welchem Basreliefs ausgehauen sind, die sich auf den Krieg mit den Mauren beziehen; ich konnte aber den Namen des Kriegers nicht finden. Auf dem Boden sind viele Lapidarinschriften, darunter auch die des Eroberers von Peru, dessen Nachkommen, wiewohl nur in einer Seitenlinie, noch jetzt am Orte leben; leider konnte ich wegen zufälliger Abwesenheit der Familie das Innere des Hauses nicht sehen, das, wie ich glaube, manches Merkwürdige enthält. In dem kleinern Gebäude ist das berühmte Wappen abgebildet, das die Eroberung Peru's versinnlicht. Das Haus oder der Palast, wenn man will, macht keine großen architektonischen Ansprüche, aber nach dem Aeußern zu schließen, muß es viel bequemer eingerichtet seyn, als mehrere viel anspruchsvollere Gebäude der Stadt.

In dem Quartier unterhalb der Plaza, welcher den größten Theil des jetzt bewohnten Umfangs bildet, ist wenig Beachtenswerthes zu sehen, außer einigen bedeutenden Klöstern und den Ruinen eines schönen Hauses, das der Familie Santa Martilla gehört, und einen schönen Garten an der Fronte hatte. Dieß Haus, eines der schönsten von allen, wurde von den Franzosen zerstört, um Materialien zu einem Fort zu gewinnen, und die Familie bewohnt jetzt ein kleines Haus in der Stadt. Ich war erstaunt, daß die Bevölkerung des Orts nicht mehr als 4000 Menschen betrage, während derselbe eine Hauptstadt mit wenigstens zehnfacher Anzahl seyn könnte. Ich hatte Empfehlungsschreiben an mehrere Personen der Stadt, die mich mit aller spanischen Höflichkeit aufnahmen; überhaupt fand ich die Leute ernst, feingesittet und ihre Sprache ausnehmend rein.

(Fortsetzung folgt.)

Die himjaritische Schrift.

In England hat sich ein sehr hitziger, stark in Persönlichkeiten ausartender Streit über diese Schrift und ihre Erklärung erhoben, namentlich ist ein Hr. Forster mit einer Untersuchung aufgetreten und hat diese mit großer Hitze vertheidigt. Endlich kam man überein einen dritten die Entscheidung fällen zu lassen. Dieser dritte war Hr. Cullimore, bekannt durch manche antiquarische Forschungen, und dieser zog den durch seine ägyptischen Studien bekannten Bonomi bei. Sie versuchten es zuerst mit Forsters Erklärungsart, und dann mit der von Rödiger, Gesenius und Hincks vorgeschlagenen; das Resultat war, daß sie mit der ersten vier, mit der letzten achtzehn Buchstaben entzifferten, und somit das Urtheil fällten, daß die von den genannten Gelehrten eingeschlagene Verfahrungsmethode die einzige sey, die zum Ziel führen werde. Der Streit ist nicht ohne Interesse, weil man mehr und mehr in Südarabien vordringt. Ein in der syroägyptischen Gesellschaft am 18 März vorgelesenes Schreiben des Lieutenant Cruttenden, politischen Assistenten zu Aden, meldet, daß es Baron Wrede gelungen, glücklich nach der alten Himjaritenstadt Marab zu gelangen, und daß es überhaupt nicht sehr schwer fallen werde, von Aden aus in östlicher Richtung vorzudringen und die ganze Linie von Forts, womit die Himjariten den Süden ihres Landes vertheidigten, zu untersuchen. (Literary Gazette vom 22 März.)

Die Sahara von Algier.

Tuggurt.

(Fortsetzung.)

Die regierende Familie in Tuggurt ist von weißer Farbe; dieß erklärt sich aus ihrem arabischen Ursprunge, und macht es wahrscheinlich, daß ihre Mitglieder bloß untereinander Verbindungen eingehen. Die Stadt Tuggurt kann sieben- bis achthundert Mann mit Flinten bewaffnete Truppen auf die Beine stellen. Sie ist mit einer schlecht ausgeführten Ringmauer und einem zwei mannstiefen, zehn bis zwölf Fuß breiten Graben umgeben. Dieser Graben liegt beinahe beständig trocken; aber im Fall eines Angriffs läßt er sich aus den Brunnen der Stadt mit Wasser füllen, das sich durch in den Mauern angebrachte Röhren dahinein ergießt. Tuggurt hat zwei Thore: das eine gegen Osten heißt Bab-el-Khrobra, das andere gegen Westen Bab-el-Selam; beide sind mit Eisen beschlagen. Sie öffnen sich nach zwei über den Vertheidigungsgraben geworfenen Zugbrücken, die man nach Belieben aufziehen kann. Diese ziemlich kunstreiche Einrichtung ist ohne Zweifel von dem Plan der alten Stadt, deren Stelle Tuggurt einnimmt, beibehalten worden.

Die Hauptbrunnen sind: Ain-el-Meléha, bei dem östlichen Thor, Ain-el-Megaria, Ain-Sultan, Ain-el-Abbas, Ain-el-Mestan; das Wasser derselben sammelt sich in Bassins, von welchen Canäle ausgehen, die dasselbe auch in die äußern Gärten führen. Der größte öffentliche Platz in Tuggurt heißt Rhabet-Suffa und seine bedeutendste Moschee Dschamáa-el-Kebir. Die ganze Stadt ist übrigens ziemlich schlecht gebaut. Die Häuser des gemeinen Volkes sind niedrig und aus schlechten Backsteinen erbaut; die Häuser der Reichen sind ebenfalls aus Backsteinen, aber die letztern sind nicht wie die der Armen aus Sand und Erde, sondern aus einem kreidenartigen Stein gemacht, welchen man in der Ebene findet, und der mit Gyps gebacken ziemlich dauerhaft ist.

Die Gärten, von welchen Tuggurt umgeben ist, erstrecken sich auf einem wohlbewässerten, beinahe sumpfigen Boden hin und sind außerordentlich fruchtbar, aber gerade diese Ursache der üppigen Vegetation, welche den Reichthum der Stadt ausmacht, entwickelt daselbst zu gewissen Epochen des Jahres, in der Mitte des Frühlings, mitten im Sommer und im Anfang des Herbstes, Fieber, welche für die Eingebornen höchst gefährlich und für Fremde tödtlich sind. Das ganze Land von Biskra

bis nach Tuggurt ist sodann so ungesund, daß sich nur wenige Reisende dahin wagen.

Die Einwohner von Tuggurt sind, wie die Ruaghras, mehr Gärtner als Ackerbauer: sie haben kein Ackerland; daher ernten sie nur wenig Getreide. Ihre Obstgärten sind mit Feigenbäumen, mit Granat-, Aprikosen-, Pfirsichbäumen und besonders mit Dattelpalmen angepflanzt. Färberröthe wird in solcher Menge gebaut, daß oft ein einziger Mann hundert Maulthierladungen davon einheimst. Man baut außerdem noch Melonen, Kürbisse, Gurken, Zwiebeln, Knoblauch, Kohl, rothen Pfeffer, Hirse, türkisch Korn und eine Pflanze, welche man Tekerurt nennt; dieß ist dasselbe, was el Haschisch ist. Bekanntlich wird der Haschisch wieder mit Tabak vermengt geraucht, und versetzt den Raucher in den trunkenen Zustand, welcher den Opiumrauchern so verderblich wird. Unter der Regierung des Dey gab es in Algier ein Kaffeehaus, das eigens für die Haschisch-Raucher bestimmt war.

Tuggurt und seine Umgebung stehen unter einem Oberhaupt, welches den Titel Scheich führt und welchen die Araber gewöhnlich Sultan nennen. Er regiert mit der Beihülfe eines Dschemàa, d. h. eines unter dem Vorsitz eines Kalifa versammelten Rathes. Die Gewalt ist erblich. Die gegenwärtig regierende Familie ist die der Uled-ben-Dschellab (Kinder der Heerden); wahrscheinlich zählt sie eine sehr zahlreiche Ahnenreihe von Scheichs, denn der Ursprung ihrer Macht verliert sich in die Zeit der Sage, vielleicht der Fabel. Der Sultan von Tuggurt war, der Ueberlieferung zufolge, ohne Nachkommen gestorben; die Eifersucht der Großen und die daraus entspringenden bürgerlichen Kriege rafften das Volk hinweg. Zuletzt, müde einander wechselseitig ohne Aussicht auf Sieg zu zerfleischen, kamen die Parteien überein, daß der Erste, welcher an einem gegebenen Tage die Stadt betreten würde, zum Sultan ernannt werden sollte. Ein armer Araber der Wüste, ein Viehtreiber (Dschellab), war der erste, welcher an diesem Tage seinen Fuß nach Tuggurt setzte; der Zufall hatte ihn zum König gemacht! Man gehorchte ihm jedoch so gut und besser, als wenn er von dem Volke erwählt worden wäre, und niemanden fiel es ein, der Familie der Uled-ben-Dschellab die Gewalt oder Erbfolge streitig zu machen.

Wir geben diese Sage, wie sie uns zugekommen ist, ohne derselben viel mehr Glauben beizumessen, als allen andern derartigen historischen Sagen; jedoch scheint uns der daraus zu ziehende Schluß nicht unwahrscheinlich, daß die Familie der Uled-ben-Dschellab arabischen Ursprungs ist; es liegt immer etwas Wahres selbst in einem historischen Roman.

Der Scheich von Tuggurt ist gegenwärtig ein Kind von zwölf oder dreizehn Jahren, mit Namen Abderrhaman-bu-Lifa; er folgte seinem Onkel, dem Scheik Ali, in der Regierung nach; sein Kalifa, der Präsident der Dschemàa, heißt El-Hadsch-el-Mahdy; er ist von gemischtem Blut; seine einflußreichsten Räthe sind El-Arbi-ben-el-Aschur und Mohammed-ben-el-Gaid. Durch eine eigenthümliche Anomalie, von welcher die arabischen Sitten nur höchst seltene Beispiele darbieten, hat die Mutter des Scheich die größte Gewalt in der Dschemàa. Diese Frau, welche sehr schön seyn soll und Lalla-Ayschusch heißt, leitet die Regierung von Tuggurt ohne Zweifel eben so sehr durch den Einfluß ihrer Schönheit, als durch den Einfluß ihres Verstandes. Die Araber nennen sie den Kalifa des Scheich, und wenn sie ihre Gewandtheit in Geschäften preisen, sprechen sie dagegen sehr ironisch von ihren strengen Sitten.

Der Sultan von Tuggurt übt alle Vorrechte des absolutesten Despotismus aus: er wohnt in der Kasbah, einer Art von Festung, die mit den Mauern der Stadt in Verbindung steht. Um in den innern Hof seines sogenannten Palastes zu gelangen, muß man durch sieben Thore eingehen, deren jedes von zwei bewaffneten Negern bewacht ist. Dahinter sind seine Reichthümer, welche ohne Zweifel das Gerücht sehr übertreibt, seine vier rechtmäßigen Weiber und seine hundert Kebsweiber eingeschlossen. Ein Machsen von fünfzig berittenen Negern, die er in seinem Solde hält, bildet eine Art von Ehrenwache, wenn er ausreitet, und für den Nothfall eine hinreichende kleine Armee zur Unterdrückung von Aufständen, zur Erhebung der Steuern und zur Aufrechterhaltung der Maaßregeln der Regierung. Auch stehen unter seiner Botmäßigkeit die sechs arabischen Stämme der Fetait, der Uled-Mulat, der Saih, der Uled-Sidi-Abd-Allah, der Uled-Schud, der Selmya, der Uled-Rhaman, einer Unterabtheilung desselben Stammes, deren Duars ganz nahe bei der Stadt aufgeschlagen sind und die ihm sieben- bis achthundert Reiter stellen können. Diese Stämme gehen im Frühjahr von Tuggurt weg, um ihrem Nomadenleben nachzuziehen und ihre Heerden in der Wüste zu weiden.

Der Sultan läßt sich bloß am Freitage sehen, und wenn er manchmal zu andern Zeiten ausgeht, so wird er von seiner Negergarde mit geladenen Gewehren begleitet; vor ihm her marschirt seine Musik mit Hautboen und Trommeln; zwei Sklaven halten ihm die Steigbügel, ein Schirmträger hält ihn im Schatten. Am Geburtstage des Propheten, wenn er sich an das Grabmal des heiligen Marabuts Sidi-abd-Esselam begibt, zieht die Reiterei voraus, das Fußvolk folgt ihm, Sklaven treiben die Menge auseinander und andere führen zwei herrlich aufgezäumte, mit goldgestickten Sätteln, goldenen Behängen an den Ohren und goldenen Ringen an den Füßen gezierte Pferde vor ihm her.

Aber ist das nicht vielleicht ein Mährchen, eine Erinnerung von der Tausend und Einen Nacht? Dieser Luxus in der Mitte der Wüste, diese königliche Pracht in einer Oase scheinen unglaublich. Diese Angaben sind uns mehr als einmal von Eingebornen gegeben und bestätigt worden, von Leuten, die einander durchaus nicht kannten und keine Abreden nehmen konnten, um uns zu betrügen. Was uns noch unglaublicher scheint, ist der Bericht, daß dieser kleine Souverän, gleich unsern Baronen des Mittelalters, ein Recht besitzen soll, welches sehr im Gegensatze mit dem Koran und den arabischen Sitten steht, ein eigentliches Lehnsherrenrecht, das ihm ausschließlich vorbehalten ist. Er kann, wenn sich einer seiner Unterthanen verheurathet, einen für den armen künftigen Ehemann sehr kränkenden Aschur von der Verlobten erheben und scheint sogar dasselbe Recht über alle Frauen unter seiner Regierung zu besitzen. Er bedient sich übrigens desselben bloß, wenn sie hübsch sind, setzte der Araber, der uns diese Verhältnisse erzählte, sehr naiv hinzu. Wenn sich der Ehemann ungebärdig dabei anstellt, wird er gehängt oder gekreuzigt. Wir wiederholen es hier, daß wir gegen diese mit Localfarben aufgetragenen Erzählungen sehr auf unserer Hut sind; indessen würde es uns jedenfalls höchlich überraschen, wenn auch die fruchtbarste arabische Einbildungskraft ein solches arabisches Mährchen mit einem Bruchstück des westlichen Mittelalters hätte verschmelzen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 96.



Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 April 1845.

Die Heurathen der Trapper (Biberjäger) mit Indianerinnen.

Farnham gibt in seinem von uns schon mehrfach benützten Werkchen: „Reisen in den großen, westlichen Prairien," eine Schilderung dieser merkwürdigen Heurathen, welche allmählich eine Mischlingsbevölkerung in den Felsengebirgen zur Folge haben dürften, die sich keiner Staatsordnung in unserm Sinne, nicht einmal der der Vereinigten Staaten je fügen dürfte. Wenn der Sommer und Herbst vorüber ist, und der Winter mit seinem Schnee die Jagd in jenen rauhen Gegenden unmöglich macht, dann ziehen sich die Trappers entweder in die einzelnen, von Europäern angelegten Forts zurück, um welche sich des bessern Schutzes wegen allmählich die Indianerschaaren gesammelt haben, oder sie überwintern in den Stammsitzen der befreundeten Indianer, und hier, wo mit Gesängen, Erzählungen, Tänzen und Musik die trübe Winterzeit hingebracht wird, entspinnen sich zahlreiche Liebesverhältnisse mit indianischen Mädchen, und Ehen werden in nicht geringer Anzahl geschlossen. Sobald ein solcher Trapper seine Augen auf ein Mädchen geworfen hat, so begibt er sich vor allem andern zu seinen Pferden, wählt das schönste und werthvollste unter denselben aus, und geht mit demselben nach der Wohnung der Eltern, oder, wenn diese gestorben sind, der nächsten Verwandten des Mädchens, bindet das Thier an den Zeltpfahl an und geht weg. Sobald er fort ist, treten die Bewohner des Zelts hervor, untersuchen das Pferd, und wenn ihnen dieß so viel als das Mädchen werth zu seyn scheint, so findet eine Unterredung statt, die Eltern nehmen das Pferd und der Liebhaber das Mädchen. Letzteres wird nun völliges Eigenthum des Mannes, und kann, wenn der Stand des Marktes oder die gesunkene Zuneigung es gestatten, auch wieder verkauft werden. Glauben aber die Eltern, das Mädchen sey mehr werth als das Pferd, so wird ein zweites gebracht, und dieß geht dann auch manchmal so weit, daß der Liebhaber zurücktritt.

Wenn ein Weißer geneigt ist, eine Squaw unter den Schlangenindianern zu nehmen, so muß er sich den in allen solchen Dingen bestehenden Gesetzen und dem Herkommen des Stammes fügen. Ob der Freier ein Weißer oder ein Rother ist, scheint durchaus keinen Unterschied zu machen, als daß die Schönen häufig den Weißen den Vorzug geben, so daß diese die ausgezeichnetsten Mädchen des Stammes erhalten. Diese Verbindungen zwischen den Trappern und indianischen Frauen sind die Ursache, daß so viele der erstern ihr Leben lang in den blutgetränkten Thälern der Felsengebirge bleiben, denn ihre Zuneigung zu den rothen Schönen wird oft so lebhaft und innig, als sie nur immer gegen Frauen ihrer eigenen Farbe seyn könnte. Hr. Farnham fand im Fort David Crockett einen weißen Händler, der mit einer Frau aus dem Utawstamme verheurathet war, und um ihrer Reize willen Freunde, Vermögen und ein bequemes Leben in civilisirter Gesellschaft aufgegeben hatte für eine indianische Hütte unter allen den Gefahren der Wildniß. Man erzählt sogar, ein anderer Weißer habe ihm, wenn er seine Frau binnen einer gewissen Zeit ihm abtreten wolle, 700 Dollars dafür geboten, aber nichts habe ihn bewegen können, freiwillig ihrer Gesellschaft zu entsagen.

Spanien und die Spanier im Jahre 1843.

9. Reise nach Estremadura.

(Fortsetzung.)

Als wir uns zur Abreise nach Logrosan rüsteten, war die erste Schwierigkeit auf welche wir stießen, die Herbeischaffung von Pferden oder Maulthieren: weder Pferde noch Sattelmaulthiere waren zu haben, und es blieb nichts übrig, als Ackerthiere zu miethen, die schlecht genug und noch überdieß ſ er theuer waren, denn sie kosteten einen Duro den Tag; wir hatten indeß keine Wahl und mußten uns jeder Forderung unterwerfen, ja ich machte die Bedingung, daß wir die Thiere auch noch von Logrosan aus benützen könnten, da ich nicht mit Unrecht fürchtete, wir möchten dort noch weniger welche bekommen. Ich war nicht wenig erstaunt über einen solchen Zustand der Dinge in dieser Provinz, welche früher wegen der Zucht der besten Maulthiere in Spanien berühmt

war und die prächtigsten Weiden hatte, um alle Arten von Thieren in der größten Vollkommenheit zu ziehen. Die unwandelbar gegebene und ohne Zweifel auch richtige Antwort war, daß der Mangel und die schlechte Beschaffenheit von Maulthieren und Pferden theils der Noth und den hohen Abgaben der Pächter, theils den Erpressungen während des Bürgerkriegs zuzuschreiben sey, denn die einzelnen Schaaren führten alle Pferde und Maulthiere fort, theils um sie zu verkaufen, theils um ihre Anhänger zu Reitern zu machen, was mit den spanischen Soldaten der meisten Provinzen sehr leicht geht. Die meisten Raubzüge, welche in der letzten Zeit des Kriegs von dem Hauptquartier des Don Carlos ausgeschickt wurden, hatten hauptsächlich diese Art von Plünderung zum Zweck, so wie das Hinwegführen der jungen Mannschaft und ihre gezwungene Einreihung unter die Truppen, da außer in den baskischen Provinzen auf keinem anderen Wege Recruten zu bekommen waren.

Als wir von Truxillo nach Logrosan zu aufbrachen, hatten wir bald den Granit hinter uns, und gelangten an die große Schieferformation von Estremadura, die nur hie und da von kleinen Granitmassen durchbrochen ist. Wir kamen an einem halbzerstörten Cortijo vorbei, der den hochtönenden Titel „La Conquista“ führt und den Pizarros gehört; in der Nähe war ein elendes Dorf, da wir aber weder hier noch in einem zweiten eine Posada fanden, so ritten wir weiter zu einer kleinen Eremitei, die etwas vom Wege ablag und wo wir anhielten, um Mittag zu machen und die Maulthiere zu füttern. Hier fanden wir eine geräumige alte Capelle, die noch unterhalten und an gewissen Tagen von dem umliegenden Landvolk besucht wird. Der Eremit trug Bauernkleidung und lebte in einem anstoßenden Häuschen, da es damals nicht gestattet war Capucinerkleidung zu tragen; er war sehr höflich und gefällig, und besaß einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln, um die Reisenden, welche manchmal bei ihm einsprechen, zu versorgen. Hier findet sich ein berühmter Brunnen, der vermuthlich die Gründung der Capelle veranlaßt hat, und so sehr auch jetzt die Baulichkeiten verfielen, so blieb doch die Quelle mit ihrem vortrefflichen Wasser, an der eben eine Ziegenheerde anlangte, so daß wir uns auch mit Milch versorgen konnten.

Von diesem Punkt aus hatten wir die Wahl unter den Wegen: der längere führte durch die Ebene und war für Karren fahrbar, der kürzere über die Berge. Wir schlugen den letzteren als den vielversprechendern ein, kamen bald aus den Kornfeldern hinaus und betraten einen Strich Xaral und offenen Waldes, meistens Encinas, der ohne viel Unterbrechung fortdauerte, bis wir den Engpaß erreichten, wo Logrosan liegt. Briefe waren uns vorangegangen, alle Vorbereitungen zu unserem Empfange getroffen, aber die Leute waren nach spanischer Sitte uns entgegen gezogen, leider auf dem unrechten Wege. Wir fanden indeß in dem für uns bestimmten Hause mehrere Personen, unter andern Señor Luna von Caceres, den Eigenthümer des Hauptheils der Mine, welche das Ziel unserer Reise ausmachte. Man führte uns in ein kleines aber bequemes Zimmer mit Alcoven zu den Betten und mit Glasfenstern, wohl den einzigen in der Stadt. Nachdem man uns ins Zimmer geleitet und wir die nöthigen Höflichkeiten ausgetauscht hatten, hörte ich diese Leute mit dem Tact, der sie auszeichnet, unter einander sagen: wir wollen uns jetzt zurückziehen und die Herren allein lassen; ganz gegen die Gewohnheit in andern Ländern, wo man stehen bleibt und jede Bewegung der Reisenden bewacht. Da indeß das Wetter schön und der Tag noch nicht zu Ende war, so waren wir alsbald bereit zum Ausgehen, und schlugen einen Gang nach der Mine vor. Dieß ward mit Vergnügen angenommen und so zogen wir in ziemlich zahlreicher Begleitung — denn viele Bewohner der Stadt hatten sich angeschlossen — zu einer vorläufigen Untersuchung aus.

Der Weg führte uns einige Tausend Schritte vor die Stadt hinaus, und bald befanden wir uns an Ort und Stelle. Alle Zweifel über die Lagerung des Phosphorit, deren Untersuchung uns hier namentlich interessirte, waren mit einmal zu Ende: statt der Berge und Hügel und Thäler fanden wir eine einzige Ader, die den Weg durchschneidet, und alle bisher eingezogenen mündlichen und schriftlichen Erkundigungen erwiesen sich als falsch. Die Ader oder das Lager von Phosphorit schien mir zugleich mit dem Schiefer gehoben zu seyn und diesem anzugehören, so daß sie von Granit und allen andern Formationen ganz unabhängig war. Die Ader ist von unbekannter Tiefe, und die Qualität wird besser je weiter man hinabkommt; gewöhnlich ist sie 6 bis 7 Fuß dick, manchmal aber wird sie viel breiter, was auch in der Tiefe der Fall zu seyn scheint. Sie ist aber nicht in dieser ganzen Breite rein, sondern geht in Kiesel über, von dem manche Stücke hart genug wurden, daß sie Flintensteine hätten abgeben können, ja an einigen Orten hat sie ein chalcedonartiges Ansehen, und während ich mit dem Hammer arbeitete, erhielt ich durch ein Bruchstück einen Schnitt in die Hand, so rein, als wäre derselbe mit dem Messer gemacht worden.

Durch die Gefälligkeit des Señor Luna erhielten wir die Erlaubniß zu graben wo wir wollten, und wegzuführen, so viel Hr. Daubeny zur Untersuchung nöthig finden mochte. Wir nahmen somit vier Maulesel-Ladungen, jede zu 8 Arrobas oder 200 Pfund, die man in die starken, groben Linnensäcke packte, die hier wie in allen den umliegenden Städten gewoben werden. Wegen des großen specifischen Gewichts hatten die Ladungen das Ansehen von Blei oder einem andern schweren Mineral. Vieles war wegen der Kieseltheile ziemlich unbrauchbar, die bessern Theile aber waren purpurroth und weiß gefärbt, geblättert und, wenn gepulvert und auf Kohle geworfen, sehr stark phosphorescirend, was nebst dem von allen benachbarten Steinarten sehr verschiedenen Aussehen wohl zur Entdeckung dieses Phosphoritlagers in dem wenig besuchten District geführt hat.

Logrosan ist ein schlecht gebauter und schmutziger Ort, die Straßen eng, durch die allenthalben vorstehenden Schiefermassen äußerst unbequem, und wenn das Wasser von den höhern Strichen herabkommt, nahezu ungangbar. Die Be-

völkerung beträgt etwa 4000 Seelen, und ist ein Musterbild derjenigen Orte, die man Labradoresstädte nennt, d. h. die von Pächtern und Landarbeitern bewohnt werden. Einige Häuser haben Wappenschilde über den Thüren, und neben diesen befinden sich kleine Mayorazgos oder unabhängige Güter, sie sind aber wenig von denen ihrer Nachbarn unterschieden, und es scheint auch hier so ziemlich die Art von Gleichheit zu herrschen, die man so oft an derlei Orten in Spanien findet. Es gibt hier keine Kaufläden und kaum irgend einen Handel, denn das Volk ist allein mit dem Anbau des Bodens beschäftigt. Drei große Güter gehören der Stadt, und jeder Einwohner hat einen Antheil daran; zwei davon sind angebaut und das dritte ist Monte oder Waldland, welches Holz und Weide liefert. Die Sitte ist, einmal im Jahre das Ackerland zu theilen: wer ein Joch Ochsen hat, erhält einen doppelten Antheil, wer keins hat, einen einfachen. Diese Ländereien liefern den Hauptunterhalt des Landvolks, und bilden eine Probe dieser äußerst merkwürdigen und wenig beachteten Erscheinung in der spanischen Nationalökonomie. Es ist einleuchtend, daß mit diesem System die Ländereien schlecht angebaut werden, denn da sie jedes Jahr wechseln, so hat keiner ein anderes Interesse, als so wenig die Felder zu verbessern, und so viel daraus zu ziehen wie möglich. Ich bemerkte, wenn jeder Einzelne seinen Antheil behalten dürfe, so würde das Land weit besser angebaut werden, als dieß jetzt der Fall sey; dieß gaben sie zu, allein sie erklärten, dieß könne ohne eine gesetzliche Verfügung nicht eingeführt werden. und auch dann würde die Ausführung große praktische Schwierigkeiten haben. Die Mißbräuche in der Verwaltung der Stadtländereien gehören zu den eingewurzeltsten und unheilbarsten in dem ganzen Nationalhaushalt Spaniens. Ungeheure Landstriche, über deren Umfang, so viel ich weiß, gar keine Berechnung vorliegt, stehen in diesem Besitzrecht, das eine Ursache der Armuth, aber auch der Unabhängigkeit und der würdevollen Haltung des spanischen Bauers ist, welche dem Fremden so auffällt. Durch seinen Antheil an dem Gemeindeland ist er Grundeigenthümer und so ziemlich vor Mangel geschützt. Da er bei der Vertheilung und andern Anordnungen, welche in voller Versammlung von den Alcalden und andern Behörden des Orts vorgenommen werden, mit seinen Nachbarn auf gleichem Fuße steht, und das Recht hat, jedem Plan, der von dem alten Herkommen abweicht, oder seinen Beifall nicht hat, sich zu widersetzen, so genießt er herkömmlich und ganz abgesehen von allen politischen oder constitutionellen Rechten, viele Vortheile der Freiheit. Dieß System stammt aus sehr alter Zeit, wahrscheinlich aus dem westgothischen Gewohnheitsrecht, von wo noch so manche traditionelle Freiheiten Spaniens sich herschreiben.

In den meisten Theilen Spaniens würden die Städte nicht bloß wohlhabend, sondern sehr reich seyn, wenn die Ländereien gut verwaltet würden, und nichts im ganzen Staatshaushalt wird eine sorgfältigere und aufmerksamere Prüfung erfordern, und, obwohl eine Aenderung dringend nöthig ist, größere Schwierigkeiten darbieten. In den meisten Städten des Landes ist ein Theil der Gemeindegründe den man Propios nennt, verpachtet, und der Ertrag wird zum Unterhalt der Spitäler und anderer öffentlichen Anstalten verwendet. Andere sind gegen eine eiserne Rente verpachtet, was aber zu mancherlei Mißbräuchen führt. In der Verfassung von Logrosan, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, gibt es keine Propios, d. h. kein Theil der Ländereien ist zu einem besonderen Zwecke bestimmt, sondern das Ganze wird unter das Volk vertheilt; in Folge hievon und bei der schlechten Verwaltung ist der Ort sehr arm, und es gibt keinen Handel irgend einer Art, obwohl das Land in der Nachbarschaft ziemlich fruchtbar ist und alles in Fülle gedeihen könnte. Das Haupterzeugniß ist gegenwärtig Oel und Korn, sehr wenig Wein wird gewonnen, aber dieser ist vortrefflich, und auch die Orange würde an geschützten Stellen wohl gedeihen. Die Häuser hier bestehen ganz aus rohen Massen von sehr hartem, schwarzem Schiefer, einige der besseren aber haben breite Thüröffnungen aus grauem Granit, in der Form, wie man sie zu Truxillo und Valladolid so oft sieht, eine Art von römischer Structur, die durch ihre Schönheit und Solidität mit dem übrigen Bau seltsam contrastirt.

(Schluß folgt.)

Die Sahara von Algier.

Tuggurt.

(Fortsetzung.)

Diese Uebertreibung der Gewalt zum Vortheil eines Einzelnen hindert übrigens die Räder der Regierung nicht, einen sehr regelmäßigen Gang zu gehen. Die Gerechtigkeitspflege ist wohl organisirt. Die Schulen, worin die Tolbas (Gelehrten) den Kindern das Lesen, Schreiben und die Vorschriften der Religion lehren, sind sehr besucht. Die Steuern, welche keine andern sind als der Zehnte (Aschur), können ohne Schwierigkeit erhoben werden, nicht bloß von den obenerwähnten fünfunddreißig Dörfern, sondern auch von El Aalia und Blidet Amar, die von Tuggurt abhängig sind. Diebstähle sind selten und die Diebe werden strenge bestraft: die bedeutendern werden gehängt, den andern schneidet man eines oder beide Ohren ab.

Im Innern der Stadt sind die Sitten ziemlich rein, aber hier wie beinahe um alle Centralpunkte der großen Wüste her lagern sich die Töchter der Stämme der Uled Nayl und der Aghrazelias während der Winterzeit auf einem kleinen Hügel, den man Deráa el Guamel (Hügel der Flöhe) nennt, um sich dort für Geld preiszugeben. Sie sind im allgemeinen sehr schön, aber höchst unreinlich; sie gehen mit entblößtem Gesicht, wie alle Weiber der Wüste. Ob diese armen Mädchen von Elend und Mangel hieher getrieben werden, nachdem alle Vorräthe ihrer Stämme erschöpft sind, ob sie die Habsucht ihrer Eltern zwingt, von ihren reichen Nachbarn einige Duros zu erjagen? können wir hier, ohne bloße Muthmaßungen zu wagen, nicht entscheiden, und geben die einfache allgemein bestätigte Thatsache: die Zeit für eine philosophische Geschichte dieser beinahe unbekannten Welt ist noch nicht gekommen.

Zwietracht und Haß zwischen den Mitgliedern der regierenden Familie und in Folge davon Revolutionen des Palastes sind in Tuggurt nichts Seltenes. Es würde schwer fallen, sich einen Begriff von der

Gesetzlosigkeit zu machen, welche in diesem Fall die Stadt zerfleischt, wenn wir sie nicht in der Geschichte aller muselmännischen Städte in Asien und Konstantinopel wieder fänden. Endlose Metzeleien finden alsdann statt, bis zuletzt die siegreiche Partie dem Lande ihren Sultan aufgezwungen und zum Henker ihre Zuflucht nimmt, um ihren Sieg zu sichern. Immer wird zu den schrecklichsten und äußersten Maaßregeln gegriffen: die Verräther, d. h. die Besiegten, werden lebendig geschunden, gekreuzigt oder aus Gnaden gehängt.

Tuggurt wurde vor ungefähr vierzig Jahren von Salah-Bey, dem Bey von Constantine, angegriffen. Salah wurde zu dieser Unternehmung von Scheich Ahmed eingeladen, einem mißvergnügten Mitgliede der Familie der Uled-ben-Dschellab und Vetter des regierenden Sultans Scheich Aameur, welchen er entthronen wollte. Die Artikel des zwischen Scheich Hamed und dem Bey Salah abgeschlossenen Handels sind sehr charakteristisch: von jedem Haltplatze zwischen Constantine nach Tuggurt sollte der Bey tausend Budschus an Scheich Hamed bezahlen, welcher dafür, sobald er zur Gewalt gelangt sey, ihm eine Entschädigungssumme von einer Million abzutragen habe. Der Bey Salah, von dem Verräther geführt, setzte sich an der Spitze einer Armee mit einigen Kanonen in Marsch. Bei seiner Annäherung zogen sich alle Einwohner des Wad-Righre nach Tuggurt zurück. Salah blieb sechs Monate vor dem Platze liegen; denn obgleich dessen Bewohner mehr handeltreibend als kriegerisch sind, so fechten sie doch hinter Mauern mit großer Herzhaftigkeit. Ungeachtet dieses hartnäckigen Widerstandes schoß die Artillerie Bresche in die Ringmauer, nachdem alle Palmbäume um die Stadt waren abgehauen worden und die Belagerten schon vom Hunger bedroht waren; der Bey eroberte endlich die Stadt in einem entscheidenden Sturme. Die ungeheuern Contributionen, die er derselben, so wie allen Dörfern des Wad-Righre auferlegte, entschädigten ihn hinlänglich für die Kriegskosten und für die Budschus, welche er dem Scheich Hamed gewissenhaft ausbezahlt hatte, und wofür dieser, da er Sultan geworden war, den vertragsmäßigen Ersatz leistete.

Da indessen die Beys von Constantine nur eine sehr bedingte Gewalt über einen so entfernten Punkt ausübten, so bezahlten ihnen die Sultane von Tuggurt ihren Tribut niemals sehr regelmäßig; der Betrag wechselte je nach dem Grade der Furcht, welchen der Vasall vor seinem Oberlehnsherrn hatte. Dem gefürchteten Bey Salah wurde eine Million bezahlt; dem weniger furchtbaren Ahmed-el-Mameluk gab man nur 500,000; den Beys, welche man gar nicht fürchtete, gab man bloß einige Neger, 5 oder 6000 Haiks, alles zusammen nicht mehr als ungefähr 40 oder 50,000 Franken im Werthe.

Der Staat Tuggurt hat übrigens keine häufigen Kriege zu bestehen, einmal weil er 3 bis 4000 Mann auf die Beine stellen kann und dieß eine verhältnißmäßig sehr bedeutende Macht ist für eine Umgebung von bloß nomadischen oder auf einen ganz kleinen Raum beschränkten Völkerschaften, und endlich weil diese Stadt von Gärtnern, Kaufleuten und Handwerkern weder von großem Nationalhaß, noch außerordentlichen Bedürfnissen oder Ehrgeiz beunruhigt wird.

Indessen sucht eine eifersüchtige, sieben oder acht Stunden entfernte Nachbarstadt Temasin, welche gleichfalls ihre Märkte und ihre Ansprüche auf Centralisation der Erzeugnisse der Wüste hat, zwar kleiner als Tuggurt, aber bei weitem kriegerischer ist, die Reisenden an sich zu ziehen, indem sie ohne Zweifel, wie es zwischen Handelshäusern geschieht, die Waaren und Erzeugnisse ihrer Nebenbuhlerin herabsetzt. Dieß hat Zwistigkeiten, Zänkereien und öfters Krieg zur Folge. Einige arabische Stämme, die um Temasin gelagert sind und 125 bis 150 Reiter stellen können, ergreifen sodann die Partei ihrer angenommenen Mutterstadt und machen den Kampf hitziger und langwieriger. Die schwächere Anzahl nöthigt die letztern jedoch beinahe immer früher oder später nachzugeben, wobei einige tausend Budschus bezahlt und Tributpferde übersendet werden müssen, welcher Tribut bis zu einem neuen Kriege jährlich wiederkehrt. Gegenwärtig sind die beiden Städte in Frieden miteinander.

Was wir von dem Luxus des Bu-Lifa gesagt haben, so wie von der Million, welche sein Vorfahre vor vierzig Jahren dem Bey Salah bezahlte, mag übertrieben erscheinen, erklärt sich jedoch leicht aus den Quellen selbst, welche dem Schatz der Sultane von Tuggurt zufließen. Außer dem Aschur oder Zehnten, welcher von allen Waaren erhoben wird und von den Datteln allein ein ungeheures Einkommen abwirft, haben diese kleinen Autokraten noch den Genuß von zahlreichen Geldstrafen, welche für das kleinste Vergehen auferlegt werden, und von Geschenken in Geld, Handelsartikeln und Pferden, welche die Stämme der Wüste ihnen für das Recht, auf den Märkten der Stadt kaufen und verkaufen zu dürfen, zu geben gezwungen sind. Diese Stämme, deren Anzahl vierundvierzig ist, kommen von allen Punkten der Sahara in Tuggurt zusammen. Diejenigen, welche vom Zab kommen, bringen Weizen, Gerste, Säcke von Wolle und von Palmblattriemen, Tettis genannt, womit man die Maulthiere und Kamele beladet, Teppiche, Butter, Schafkäse, Bohnen, Kichererbsen, auch treiben sie Kamele und Schafe dahin. Der weit verbreitete Stamm der Uled-Nayl bringt Wolle, Kamele und Schafe zum Verkauf. Der von Arbas dieselben Waaren wie die vorigen und außerdem noch Pferde und Esel. Die Leute von El Aghuat und vom Westen bringen Feigen, getrocknete Trauben, Krapp, Wollenwaaren, Burnus, Haiks. Die Beni-Mzab dieselben Waaren, und außerdem noch wollene Kleidungsstücke, Oel von Bu-Saâda, Pfeffer, Kamelsfett, Schafe und Neger, welche sie in Tafilelt kaufen.

Die Tuaög, die nach Wargla und nach Tuggurt zurückkehren, bringen Goldstaub dahin zurück, obgleich in unbeträchtlicher Menge, Alaun, Schwefel, Schießpulver, Salpeter und Elephantenzähne; sie führen ferner Neger und Schafe ein, letztere von einer besondern Art, die wir noch nirgends beschrieben gesehen haben. Diese Thiere, sagen die Araber, haben einen zugespitzten Kopf wie ein Windhund und sind mit einem sehr kurzhaarigen Fell bedeckt, das durchaus keinem Vließe gleicht. Ihr Kopf ist mit Widderhörnern bewaffnet und ihr sehr fetter und dicker Schwanz hängt bis auf die Erde herunter. Man würde Mühe haben, in diesem Thier ein Schaf zu erkennen. Wir geben ihm diesen Namen nur, um das, was uns die Araber berichteten, mit wörtlicher Treue wiederzugeben. Was es auch sey, es existirt einmal. Man nennt es Elaâdeman; sein Fleisch wird sehr geschätzt. Die Männer von Dschebel-el-Aamur und dem fernern Westen kommen nach Tuggurt mit Teppichen, Butter, Bohnen, Feigen, Pistazien, Quitten, Eicheln und Schafen. (Schluß folgt.)

Das alte Wineta. Die Zeitschrift des böhmischen Museums (Januar 1845) enthält eine historische Abhandlung von Paul Schaffarik über das fast fabelhafte Wineta; derselbe weist mit Glück nach, daß Wineta und Julin oder Jumin, das Jomsburg der Skandinavier, Eine Stadt und zwar an der Stelle des heutigen Wolin in Pommern gewesen sey.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 97.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 April 1845.

Spanien und die Spanier im Jahre 1843.

8. Reise nach Estremadura.

(Schluß.)

Als wir unsere Geschäfte in Logrosan abgethan hatten, nahmen wir Maulthiere, um einen Ausflug nach dem sieben Leguas entfernten Guadalupe zu machen; der Weg dahin lief halb in der Ebene, halb in der Sierra, die den weiten Ebenen von Ober-Estremadura gleichsam als Widerlager dient, und an die Albaner Berge und die römische Campagna mahnt, nur daß hier alles in größerem Maaßstabe ist. Wir stiegen eine Schlucht durch das reizend gelegene Dorf Cañomero hinauf, und erreichten ein Tafelland, wohl 3000 Fuß über dem Meere, von wo man eine herrliche Aussicht über das östliche Estremadura genießt. Von da ging es abwärts nach dem Kloster, das sich in edlem Styl auf einem freien Platz erhebt: augenblicklich fällt die Mischung aller Thürme mit der spitzigen Fronte der Kirche auf, denn die Gebäude waren im Mittelalter eine Veste, man ließ die Thürme, welche den kleinern der Alhambra gleichen, stehen, und verarbeitete sie in die ganze Masse der Gebäude. Dieß gibt dem prachtvollen Bau einen ganz eigenthümlichen Effect, der nicht geschmälert wird durch eine Gruppe von Gebäuden links mit runden Thürmchen und andern maurischen Bauformen. Eine weitere Abwechselung gewähren die von den Räuberschaaren des Palillos, die während des Bürgerkriegs eine Zeitlang im Besitz des Klosters waren, aufgeworfenen Vertheidigungswerke und die Inschrift: Plaza de Isabel IIa y de la constitucion.

Der Haupteingang ist eine prächtige Vorhalle mit einem regelmäßigen maurischen Bogen links, und hier ist der Sagrario oder die Capelle, wo dem Volke der Stadt das Abendmahl ausgetheilt wird, während in der anstoßenden Capelle das erste Generalconcil Spaniens im Jahre 1414 gehalten wurde, von welchem eine Art Darstellung gegeben ist. Der Styl der Kirche ist spitzbogig vom Jahre 1400, schwer und massenhaft gleich den meisten spanischen Spitzbogenbauten, wie es denn den Gebäuden aus jener Zeit im allgemeinen an Leichtigkeit und Eleganz fehlt. Die Kuppel ist achteckig, die Capitäler vergoldet, und eine ungeheure Reja, oder eisernes Gitter, 40 Fuß hoch und das Werk einiger Mönche, trennt den Raum, welchen die Mönche sich vorbehalten, von dem, welcher dem Publicum offen steht. Dieß und der Coro, oder die Galerie, wo die Mönche dem Gottesdienst beiwohnen, gibt der Kirche ein schweres und etwas düsteres Ansehen. Unmittelbar an die Kirche stößt eine ungeheure Reihe Capellen, Sacristeien, Antisacristeien und andere Gebäude, wie man sie gewöhnlich in solchen Anstalten findet. Die große Sacristei ist eine der schönsten in Spanien, und man kann, nachdem so ungeheure Summen darauf verwendet worden, nur den drohenden unvermeidlichen Ruin bedauern. Es finden sich hier einige der besten Werke Zurbarans, aber wegen der Richtung des ganzen Raums gegen Norden und der Stellung der Fenster stehen sie in schlechtem Lichte; man sollte sie nach dem Museum in Madrid schaffen, wo sie eine große Lücke ausfüllen würden.

Die Gräber der Könige, wie man sie nennt, obgleich mehrere der hier begrabenen Personen nur aus königlichem Blut waren, aber nie den Thron bestiegen, sind noch vorhanden und völlig erhalten. Ueber denselben ist die Camarina der heiligen Jungfrau und andere Gemächer, worin früher die Reliquien und die unermeßlich reichen Alhajas oder Zierrathen, Kleidungen u. s. w. aufbewahrt wurden, meist Geschenke verschiedener Könige und anderer reichen Personen. Hier war auch eine Custodia mit ungeheuren Massen von silbernen Gegenständen, darunter 80 Lampen, die stets brennend erhalten wurden. Alles das ist natürlich verschwunden und einige französische Generale und andere, welche sich in die spolia opima theilten, müssen eine ganz erträgliche Sammlung werthvoller Artikel gehabt haben. Die Camarina der heiligen Jungfrau ist in einem sehr schlechten, unangemessenen Styl aufgebaut und von Luca Giordano gemalt, aber die Decorationen sind so geschmacklos, daß keine gute Arbeit hier einen sonderlichen Eindruck machen kann, vielmehr unter der Masse von Abgeschmacktheiten verloren geht.

Die ganze Anstalt ist vergleichungsweise neuern Ursprungs, denn sie datirt nur vom J. 1330, wo das Bild der Jungfrau,

welches ursprünglich der heilige Leander, Erzbischof von Sevilla, aus dem Orient gebracht, das aber 600 Jahre lang verloren war, der Legende zufolge in den Felsen dieser Sierra wieder gefunden wurde. Die Zeit war für eine solche Entdeckung ungemein günstig, und das Heiligthum erhielt schnell einen Ruf, wie kein anderes in der Halbinsel, selbst nicht das del Pilar zu Saragossa.

Unmittelbar hinter den prächtigen Nebengebäuden der Kirche erheben sich die nicht minder reichen und ausgedehnten Klostergebäude, darunter auch eine geräumige Bibliothek, von der aber nur noch die Schatten in Form des Ausschusses, wie er in allen solchen Sammlungen sich findet, zurückgeblieben sind, denn alles Werthvolle ist längst fort. Wendet man sich von dem Haupteingang des Klosters links, so stößt man auf eine ungeheure Masse von Ställen und andern Gebäuden, die unmittelbar an die Hauptbauten anstoßen. Hier war Raum für Ochsen, Maulthiere, Pferde u. s. w., so wie für deren Führer, welche in besondern Wohnungen sich aufhielten, und unter einem Mönch standen, welcher der Bursarius war und die Oberaufsicht namentlich über das Viehfutter in der ungeheuren Anstalt hatte. Die regelmäßige Zahl der Mönche war etwa 65 und diese bei der Aufhebung ganz vollzählig. Fast alle leben noch, wie mich einer derselben, ein verständiger, gebildeter Mann versicherte, der jetzt als Cura oder Kirchspielsgeistlicher hier fungirt. Ich kann den sehr ungewöhnlichen Umstand, daß die Zahl ganz vollständig war, nur zwei Ursachen zuschreiben, einestheils dem ungeheuren Reichthum und den zahlreichen Lebensbequemlichkeiten, welche den Neueinzutretenden zu Gebot standen und darum viele anlockten, anderntheils dem außerordentlichen Ruhme und der Gunst, die dieß Heiligthum stets genossen, und welche hoffen ließen, daß man seine Inwohner noch eine oder zwei Generationen länger als die minder begünstigten Anstalten belassen würde. Eitle Hoffnung! Es ist nicht nur aufgehoben, sondern mit der oben erwähnten Ausnahme ist nicht eine Spur von einem Mönch mehr zu sehen. Der einzige Bewohner ist jetzt ein alter Militär, den man den Gouverneur nennt, und der mit seiner Familie und einem oder zwei Bedienten in den Zimmern des Priors wohnt.

Zu der Zeit, wo das Kloster gegründet wurde, in der Mitte des 14ten Jahrhunderts, war die ganze Sierra wenig mehr als ein ungeheurer Wald. Den Namen „Wolfsthal" erhielt es von den Mauren, um den damaligen Zustand zu bezeichnen, und selbst noch jetzt fehlt es an Wölfen nicht. Nach der wunderbaren Entdeckung des Bildes wurde, wie es in solchen Fällen gewöhnlich ist, zuerst eine Eremitei oder kleine Capelle angelegt, die allmählich zu dem ungeheuren Kloster anwuchs und bis zum französischen Einfall unberührt blieb. Es erhielt nach und nach so reiche Geschenke, daß sein Vermögen an Aeckern, Wäldern, Weiden, Schaf- und Ochsenheerden, Häusern, an Silber, Schmuck und anderem beweglichen Eigenthum auf 4 bis 5 Millionen Duros geschätzt wurde. Wahrscheinlich war es das reichste Kloster in Spanien: vor 50 Jahren besaß es 80,000 Schafe, 3000 Ochsen und anderes Vieh in Verhältniß. Ich glaube von den ungeheuren Besitzungen ist noch nichts verkauft, und man wartet, daß eine englische Compagnie das Ganze übernehme. Wäre es möglich einen solchen Kauf zu machen, eine fleißige Colonie dahin zu verpflanzen und alles unter gute Leitung zu stellen, so möchte dieß allerdings eine gute Speculation seyn. Die Ländereien würden freilich wohlfeil verkauft werden, da wenig oder keine Concurrenz da wäre. Die Gewässer des Guadalupe und Ruecas bieten eine Fülle von Wasser dar, um Maschinen zu treiben, aber man benützt es wenig; wir sahen ein kleines Kupferwerk, wo man Kochgeschirre von der gröbsten Art verfertigt, und das Kupfer dazu aus großer Entfernung, selbst aus Andalusien bringt.

Die Stadt ist schlecht gebaut, mit engen, schmutzigen Straßen, die um so unangenehmer sind, als sie einen steilen Abhang hinabführen; der Ort gehörte, wo nicht ganz, doch größtentheils dem Kloster, und die Einwohner lebten von dem Geld, das die Mönche in Umlauf brachten, und an den großen Summen, welche die Pilger hier ausgaben. Das einzige, was von der ganzen ungeheuren Anstalt noch benützt wird, ist die Kirche, welche die einzige Pfarrkirche der Stadt ist und darum wohl erhalten werden wird. Ein anderer noch erhaltener Ueberrest ist die Apotheke, welche unter der Aufsicht eines alten ehrwürdigen Mannes aus Burgos steht, der nach mancherlei Abenteuern sich endlich an diesen einsamen Ort zurückzog.

Die Frage erhebt sich ganz natürlich: hat die Regierung klug gehandelt, diese ungeheure Anstalt aufzuheben? Wäre es nicht besser gewesen, die Bruderschaft im Besitz der Gebäude und eines Theils der Ländereien zu lassen, und einen gewissen Pacht von ihnen zu verlangen, wie dieß zu Camaldoli und in vielen andern ähnlichen Anstalten der Fall ist, welche gleichfalls unterdrückt und aufgehoben wurden? Die Antwort würde für jeden, der mit dem Lande nicht näher bekannt ist, ganz unzweifelhaft seyn, aber in Spanien stellen sich einige praktische Schwierigkeiten in den Weg: fürs erste würde bei der spanischen Administration wenig oder kein Pachtgeld in den Schatz fließen, alles würde durch die Verwaltung oder durch die zu deren Beaufsichtigung berufenen Juntas aufgezehrt werden; den Rest würden die Vampire zu Madrid verschlingen und der Staat würde nichts dabei gewinnen. Hinsichtlich der wahrscheinlichen Ergebnisse der mönchischen Verwaltung braucht man nur auf den Zustand der ungeheuren Ländereien zu verweisen, die sich so ziemlich noch in demselben Zustande befinden, wie zur Zeit wo die Mönche sie verließen: fast alle Wälder waren niedergeschlagen und nichts als Monte baxo, d. h. Gestrüpp übrig geblieben, in welchem Schafe und Ziegen weideten. Eine andere sehr ernste Rücksicht lag in dem politischen Charakter der Brüderschaft: hätte man sie in irgend einer Weise wieder hergestellt, so würden sie alles mögliche aufgeboten haben, um die jetzige Regierungsform zu ändern. Alle diese Gründe zusammen bestimmten die Minister zur Aufhebung zu schreiten. Die Mönche waren Hieronymiter, ein Zweig der Benedictiner, die reichsten und angesehensten

Mönche in ganz Spanien, dieselben wie im Escurial, mit denen sie hinsichtlich ihrer Stellung noch am meisten Aehnlichkeit hatten.

Unter den mannichfachen Aenderungen, welche dieß berühmte Kloster erfuhr, gehört auch die, daß es nahe daran war, in ein regelmäßiges Räubernest von der größten Sorte umgewandelt zu werden. Da Cabrera's Zufluchtsort zu Cantavieja, wo er seine Gefangenen und seinen Raub unterbrachte, dem Zweck, welchen man sich vorgesetzt hatte, so gut entsprach, so beschloß Palillos, der Obergeneral der Centralarmee, so viel ich weiß ursprünglich ein Presidiario (Galeerensträfling), Guadalupe zu seiner Veste und zum Mittelpunkt seiner Operationen zu machen. Er besetzte dasselbe, und schon waren in der Befestigung einige Fortschritte gemacht, als der Plan wieder aufgegeben werden mußte, da die Regierung, so wie sie der Sache einige Aufmerksamkeit schenken konnte, einschritt. Guadalupe wäre allerdings zu einem solchen Zweck eine furchtbare Stellung gewesen, aber es ist stark zu bezweifeln, ob Palillos je dasselbe erreicht hätte, wie seine Brüder in Valencia, denn das Land ist zugänglich und es wäre nicht schwer gewesen, zu jeder beliebigen Zeit Reiterei und Artillerie dahin zu bringen. In den Bergen von Valencia fehlt es an Futter und die Wege sind abscheulich, deßhalb sind die Pferde fast nicht fortzubringen, und dieß war eine Hauptursache der Erfolge Cabrera's. Ein anderes Hinderniß wäre gewesen, daß das Volk in Estremadura, und zwar auf allen Seiten der Sierra de Guadalupe, nicht geneigt war solche Räuberschaaren zu hegen, und die Truppen der Königin jederzeit gern unterstützt hätte, um dieselben zu unterdrücken; auch sind keine reichen Städte in der Nähe, die man plündern und brandschatzen könnte wie in Valencia. Indeß hätte Palillos von hier aus mit seiner Reiterei das ganze Tajothal beherrschen können.

Ich hatte sehr übertriebene Berichte über die schlechten Straßen durch den Paß oberhalb Cañomero vernommen, in Wirklichkeit war es aber anders: allerdings ist es ein bloßer Maulthierpfad, wie gewöhnlich in diesen Bergen, aber allenthalben fest und hart. Das Schlimmste ist das Hinabsteigen nach Guadalupe, aber auch dieß war minder gefährlich als mühsam, da man fortwährend im Schritt reiten mußte. Man kann diese ungeheure Bergmasse der Serrania de Ronda in Andalusien vergleichen, der sie in der allgemeinen Gestaltung und in der Höhe ähnlich ist, aber nicht in den geologischen Verhältnissen und in der Flora, welche stark von einander abweichen. Der höchste Theil ist unmittelbar hinter dem Kloster und steigt wahrscheinlich auf 7000 Fuß an, sie hebt sich vom Tajo aus ziemlich steil, und bildet gleichmäßig die Wasserscheide zwischen diesem Fluß und dem Guadiana. In geologischer Hinsicht gehört diese Kette der großen Schieferformation von Estremadura an, und die höheren Theile wurden bloß durch vulcanische Felsen emporgetrieben, welche aber meist nur stellenweise und nie in ausgedehntem Maaße zu Tage treten.

Scene auf einem Sklavenschiff.

Capitän Bouet, Commandant einer französischen Corvette an der Sklavenküste in den Jahren 1838 und 1839, erzählt in dem Annuaire des Voyages et de la Géographie, daß er im Flusse Boni auf einen Sklavenhändler gestoßen sey, da er aber kraft seiner Vollmachten sich desselben nicht bemächtigen konnte, so untersuchte er bloß, ob es kein Seeräuber sey, und bat dann die Sklaven ausfragen zu dürfen, wie sie Sklaven geworden seyen. Ein Kru von Boni diente als Dolmetscher; die meisten Sklaven waren zu Boni gekauft worden, und kamen aus den Ländern Ibo, Bibi, Braß, Athan u. s. w. Von acht jungen Mädchen, die er ausfragte, waren zwei von ihrem Bruder je um ein Gewehr, eine andere von ihrem Mann um einige Rationen Rindfleisch, zwei von ihrem Oheim, eine von einem Freunde ihres Vaters verkauft worden; eine siebente war an der Quelle, wo sie Wasser schöpfte, weggeraubt, und die achte von ihrer eigenen Mutter verhandelt worden. Danach kann man sich von dem Gesellschaftszustande im Innern Afrika's einen Begriff machen.

Die Sahara von Algier.

Tuggurt.

(Schluß.)

Alle diese Völkerschaften versehen sich dort durch Einkauf oder Austausch mit Gewehren, Pistolen, Säbeln, Schaschyas (rothen Mützen), Halstüchern, Börsen, Quincaillerie-, Glaswaaren, Linnen, Calicots, Zitz, Papier, Spiegeln, Messern, Wollkartätschen, Linsen, Weizen, Oel in großer Menge, Spezereiwaaren, Zucker, Kaffee, welchen bloß die Reichen genießen, Pfeifen, Schreibzeugen, Seide, Bijouterien, Sattlerarbeit, Steigbügeln u. s. w., was alles von Tunis kommt, Tabak von Suf, mit Schuhen und Datteln in unberechenbaren Quantitäten.

Die Waaren von Tunis werden nach Tuggurt, dem allgemeinen Stapelplatze, durch die Einwohner der auf der Straße liegenden Städte und Dorfschaften gebracht, und nicht durch große Karawanen, wie man zu allgemein annimmt. Diese commercielle Bewegung geht gegen das Ende des Frühjahrs in kleinen Tagereisen vor sich, unter dem Schutze einer Abtheilung des tunesischen Heeres, welche zwei Monate vorher bis Nöfta marschirt war und um diese Zeit sich auf dem Rückmarsch befindet. Die Straßen sind daher vollkommen sicher, und die Kaufleute von Tuggurt und von den Dörfern, welche zu jeder andern Jahreszeit die räuberischen Araber zu fürchten haben würden, bringen ihre Waaren und Erzeugnisse nach Tunis und nehmen dort ihre Vorräthe ein. Im Monat Julius, wo alle Araber mit ihren Ernten beschäftigt oder weggezogen sind, um Getreide im Tell einzukaufen, reisen sie zurück. Ohne Zweifel ist die Zeit nicht mehr fern, wo sie ihren Weg über Constantine und Algier nehmen werden.

Dieser immerwährende Jahrmarkt, wovon Tuggurt der Mittelpunkt ist, erklärt auch den Umstand, warum diese Stadt keine Bettler hat; die wenigen, die sich dort finden, sind Araber von den benachbarten Stämmen: auch werden aus diesem Grunde ohne Zweifel die Bewohner von Tuggurt in der Wüste so sehr geachtet; sie ernähren die Bevölkerung derselben: es ist die Dankbarkeit des Magens.

Von allen Quellen des Reichthums jedoch, welche Tuggurt seiner Lage verdankt und welche es wiederum nach allen Punkten der Sahara

und auf Tunis verbreitet, ist der Handel mit seinen Datteln ohne Zweifel die fruchtbarste. Seine Ernte dieser vortrefflichen Frucht, dieses Brodes der Wüste, ist unschätzbar. Die Datteln machen die Hauptnahrung aller nomadischen oder festwohnenden Völkerschaften der Sahara aus. Bloß die Reichen essen Brod oder vielmehr gebackene Kuchen und Kuskussu. Es scheint jedoch, daß man unter Gefahr eines schweren und selbst tödtlichen Erkrankens die Datteln immer mit einem andern Nahrungsmittel vermischen muß: mit Käse, Milch oder Kuchen.

Wir haben über den Anbau des Dattelbaumes und über die Art, die Datteln aufzubewahren, einige Nachrichten gesammelt, die man vielleicht nicht ohne Nutzen lesen wird. Die aus Samen gezogenen Dattelpalmen sind gewöhnlich unfruchtbar und von weit unansehnlicherem Wuchs, als die durch Ableger gepflanzten. Die letzte Art der Fortpflanzung ist daher allgemein angenommen. Wenn ein Palmbaum eine Höhe von sieben bis acht Fuß erreicht hat, wirft er Sprößlinge aus, welche man ablöst und in ein dazu vorbereitetes Erdreich gräbt; man wässert sie reichlich und fortwährend mittelst Rinnen. In sechs oder sieben Jahren wächst der Baum zu einer Höhe von acht oder zehn Fuß und fängt an Früchte zu tragen. Die weiblichen Dattelbäume, die einzigen fruchtbringenden, findet man in viel größerer Anzahl als die männlichen, welche von der Natur zur Befruchtung bestimmt sind. In der Sahara, so wie in Aegypten und Nubien helfen die Eingebornen der Vereinigung beider Geschlechter auf folgende Weise nach: im Zeitpunkt der Blüthe der männlichen, welche der weiblichen vierzehn Tage vorhergeht, löst man von diesem Baume einen der Blumenbüschel (hardschun) ab, die seinen Gipfel krönen und befestigt denselben auf den weiblichen Dattelbaum. Das übrige thut die Natur. Die Früchte werden im Monat November gesammelt; in jedem Hause sind Magazine zu ihrer Aufnahme eingerichtet und mit kleinen Canälen durchzogen, welche den Honig der trocknenden Datteln aufnehmen und weiter führen. Auf diese Art zubereitet und vollkommen ausgetrocknet, kann man sie zehn oder zwölf Jahre erhalten: die Araber scheinen sie den frischen Datteln vorzuziehen. Diejenigen, welche nach Europa und selbst nach Algier kommen, sind von so viel schlechterer Qualität, daß man sie im Innern den Kamelen, Maulthieren und Pferden zum Futter gibt, nachdem man sie vorher sorgfältig mit Gerste oder mit einem Kraut, Sefsfa genannt, vermischt hat.

Wenn ein Palmbaum sich unfruchtbar zeigt, so suchen die Eingebornen dadurch Nutzen von ihm zu ziehen, daß sie unter seiner Krone, welche sie Kussa oder Galle nennen, einen oder mehrere Einschnitte machen, unter welche sie ein Gefäß stellen, welches sich bald mit einem zum Trinken angenehmen Saft füllt, der durch die Gährung berauschend wird: dieß ist der Palmwein (el âguemi). Ein so zubereiteter Baum liefert diesen Saft mehrere Monate lang. Man bindet sodann diese Einschnitte zu, nachdem man sie mit Sand zugestopft hat, und die Araber versichern, daß diese Operation öfters den Baum fruchtbar macht.

Der Zusammenfluß von Fremden in Tuggurt ist immer sehr beträchtlich. Der Handel zieht, wie wir schon gesehen haben, zahlreiche Völkerschaften hin, welche, und dieß ist wohl zu merken, nicht bloß zu bestimmten abgeredeten Zeiten da zusammentreffen, sondern zu verschiedenen Jahreszeiten, je nach ihren Bedürfnissen. Oefters ruhen auch die heiligen Karawanen von Marocco auf ihrem Wege nach Mekka mehrere Tage daselbst aus.

Jüdische Goldschmiede, Wollenkrämer, Weber u. s. w. begeben sich dahin, um ihre Industrie feilzubieten, aber keiner derselben hat den Muth, der Fieberzeit daselbst zu trotzen; sie kehren alle nach Hause, sobald die Krankheit zu wüthen anfängt.

Das in der Stadt und Umgegend circulirende Geld ist die Münze von Tunis, welche man daselbst Terbaga nennt; sie ist stark legirt. Auch nimmt man die spanischen Duros.

Daß man in dieser in Mitte der Sandwüsten einsam liegenden Stadt Fremde von allen Farben und den entferntesten Gegenden antrifft, sogar Neger von Tombuctu, ist ein sehr erklärlicher Umstand; auffallender ist es zwei Europäer daselbst zu finden, welche sich eingebürgert zu haben scheinen.

Vor vier oder fünf Jahren wollte der damals regierende Sultan mit aller Gewalt Kanonen haben; er ließ daher in Tunis vier europäische Arbeiter anwerben, welche sich anheischig machten, ihm eine Kanonengießerei einzurichten, und welche mit zwei Weibern dahin abreisten. Nach ihrer Ankunft verschaffte man ihnen alles zu ihrer Verfügung, was sie verlangten: Arbeiter, Kohlen, Weißblech, Eisen, Blei, Kupfer u. s. w. Jeden Tag kamen sie mit neuen Forderungen, welche alsbald befriedigt wurden. Vielleicht hatten sie sich träumen lassen, daß man ihnen auch das Gold in Körben voll abreichen würde. Aber immer noch kamen keine Kanonen zum Vorschein. „Die Kohlen taugen nichts, wir brauchen Kohlen von Aprikosenholz." — „Hier sind Aprikosenkohlen," antwortete ihnen der Sultan nach einigen Tagen. Die Zeit verstrich und noch immer keine Kanonen. Die armen Teufel, welche ohne Zweifel bloß Zeit gewinnen wollten, um eine glückliche Wendung ihres Schicksals abzuwarten, waren mit ihren Forderungen und einer Wissenschaft, die sie niemals besessen hatten, zu Ende gekommen. Der schon seit geraumer Zeit argwöhnisch gewordene Sultan verlor endlich alle Geduld und ließ die vorgeblichen Kanonengießer mitten in der Nacht durch einige Leute seiner Garde überfallen. Zwei derselben wurden niedergehauen; die beiden andern gingen zum Islam über und dienen unter der regelmäßigen Reiterei; sie sind verheurathet und leben ganz wie die Eingebornen. Die Tochter des einen ist an den Schirmträger Sr. Hoheit verheurathet. Vielleicht erwarten sie die Franzosen als ihre Befreier. Aus allen diesen Berichten über eine so merkwürdige und wichtige Stadt, wie Tuggurt ist, wird sich ohne Zweifel den meisten Staatsökonomen die Ueberzeugung aufdringen: es wäre nicht unmöglich die große commercielle Strömung, die sich gegenwärtig von Tuggurt nach Tunis ergießt, durch Biskra gegen Constantine und durch Bu-Saada gegen Algier zu wenden. Zwei Hindernisse werden sich dabei darbieten: Religionshaß und die Macht der Gewohnheit; aber nichts steht der Hoffnung im Wege, daß sich durch eine weise Politik der erstere schwächen und durch einige Opfer die zweite überwinden läßt.

Freimaurerei unter der französischen Armee. Marschall Soult hat vor kurzem ein Circular gegen die Freimaurerei in der Armee erlassen, und man wirft ihm deßhalb vor, daß er selbst Freimaurer sey, und mit Ney, Davoust, Kellerman, Lobau u. s. w. den großen Orient Frankreichs gebildet habe. Man scheint die Maurerei jetzt nicht mehr als eine so unschuldige Spielerei anzusehen, wie sie unter dem Kaiserreich war, wo sie hauptsächlich zur Bereicherung der Oberhäupter diente.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 98.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 April 1845.

Die Kabylen oder Berbern des Dschurdschura.

Man bereitet gegenwärtig in Frankreich, falls nicht die Bewegungen Abdel-Kaders der Sache eine andere Wendung geben, einen Zug gegen die Berberstämme des Dschurdschura vor — gegen die Kabylie, wie sich das geographische Rothwälsch der Zeitungen ausdrückt. Ein Artikel der Revue indépendante vom 25 März, Pascal Duprat unterzeichnet, sucht das Unkluge und Ungerechte dieses Zugs nachzuweisen, und enthält manche schätzbare Notizen über diese Völker. Zugleich kündigt er eine von ihm verfaßte Schrift an: „Historischer Versuch über die alten und neuen Racen Nordafrika's, ihren Ursprung, ihre Bewegungen und ihre Umwandlungen von dem entferntesten Alterthum bis auf unsere Zeit." Da der obgenannte Artikel dazu dienen soll, dieß Buch dem Publicum vorzuführen, so entlehnen wir daraus den ersten ethnographischen Abschnitt.

*

Wenn man von der ungeheuren Rhede aus, in deren Hintergrunde Algiers weiße Mauern sich erheben, gegen Osten segelt, so entdeckt man in der Ferne oberhalb der am Ufer zerstreuten Städte zahlreiche, bald mehr, bald minder vom Meere entfernte Bergkämme. Es ist keine gleichförmige, fortlaufende Kette, sondern unregelmäßig durch einander laufende Massen. Der riesenhafte Bau des Atlas bricht plötzlich ab, man bemerkt nur noch Trümmer, enge Thäler, steile Schluchten durchschneiden jeden Augenblick die zerstreuten Kämme; aber das Gebirge ist immer noch da, und die getrennten Glieder verbinden sich weiterhin immer wieder, wie durch eine unwiderstehliche Bewegung getrieben. Die Art und Gestaltung dieses Theils des Maghreb wurde frühzeitig von den Arabern beobachtet, und ihre Schriftsteller, Abulfeda unter andern, nennen es nur El Aduah, das Hohe. Nicht bloß längs dem Meere herrscht dieß Gebirgsdurcheinander, sondern es erstreckt sich weit hinein in das Land, und man stößt mehr als einmal auf dasselbe, wenn man von Algier nach Constantine wandert. Der Anblick ist nicht allenthalben derselbe: hier ist er rauher, wilder, gezackter, dort sanfter und flacher, manchmal öffnet er einen Weg quer durch tiefe Schluchten, an andern Orten mußte man Felsen durchbrechen, um sich einen Pfad zu bahnen. Diese ziemlich regelmäßig durchschnittenen Felsen gleichen Thoren, die ins furchtbare Heiligthum dieser Berge einführen, und darum haben ihm auch die Araber den Namen Biban, Thore, gegeben.

In diesem Gebirgsstock hausen die Kabylen oder Kobail,*) die zur großen berberischen Familie gehören; wegen ihrer Wohnung auf den Bergen heißen sie bei den Arabern auch Dschebali, Bergbewohner. Ihr eigentlicher Name Berber, der in Asien und Afrika verbreitet ist, wird in diesem Theile des Maghreb nicht gebraucht. Sie leben zerstreut auf den Hochebenen, und kein gemeinsamer Mittelpunkt verbindet sie; ihre Häuptlinge werden meist von ihnen gewählt, denn das Unabhängigkeitsgefühl ist so stark bei diesen Völkern, daß sie nicht einmal von ihrem eigenen Stamm einen Erbherrn dulden. Sie sind in viele kleine, einander häufig fremde, manchmal feindliche Gruppen getheilt. Der Bürgerkrieg hat diese Berge wiederholt verwüstet, und wenn wir jetzt Familien- und Ortsnamen nicht mehr finden, die von Schriftstellern, welche uns ziemlich nahe stehen, z. B. Shaw, bezeichnet werden, so muß man dieß nicht den Angriffen von außen, sondern den innern Ruhestörungen zuschreiben. Aber trotz der zahlreichen Ruinen findet man mitten unter den Bergkämmen und bis in die Thäler herab eine große Anzahl Daskrahs oder Dörfer, deren Hütten (Gurbi) meist aus Geflecht bestehen, das mit Erde bedeckt ist. Diese Daskrahs haben ein ganz anderes Ansehen als die Duars der Ebene oder der Wüste, in denen Araber hausen, und welche nichts anderes als ein Haufen Hyma oder Biut-el-schar, d. h. Haarkammern sind, wie man sich im Lande auszudrücken pflegt. Manchmal trifft man in dem Bau der Gurbis Steine aus alten Gebäuden, die von fremden Völkern errichtet wurden. Es sind dieß die letzten Reste der ehemaligen Herrscher des Landes, und die Hand der Berbern zerstört sie somit jeden Tag mehr, gleichsam zur Rache für die einstige Verletzung ihres Gebiets. Die Gurbis

*) Wir brauchen kaum daran zu erinnern, daß Kabyla im Arabischen einen Stamm, Tribus, bedeutet; Kobail ist nichts anders als eine Pluralform. A. d. R.

sind nicht größer und nicht bequemer als die Hymas, denn sie enthalten nur einen Raum, in welchem die Familie sich gegen das rauhe Wetter birgt, und einen Stall für die Heerden. Der Unterschied zwischen den Hymas und Gurbis ist nur, daß die erstern mit den Arabern wandern, während die letztern mit den Kabylen an den Boden gefestet sind. Hier ist die starre Unbeweglichkeit des Gebirgs neben der launenhaften Beweglichkeit der Ebene, zwei verschiedene Heimathen, zweierlei Völker, zweierlei Geschichte.

Diese Atlasbewohner sind hart, ausdauernd und kraftvoll: sie haben ihre ganze ursprüngliche Einfachheit mit der unbeugsamen Energie des Charakters und den rauhen Sitten erhalten, welche an die alten Zeiten mahnen. Sie kennen unsere Genüsse nicht, aber fast eben so wenig unsere Bedürfnisse; sie sind völlig der unverbesserlichen Weichlichkeit entgangen, in welche das verlockende Klima des Maghreb so oft die Bewohner des Sahel und der Städte gestürzt hat. Die reine frische Luft der Berge, die sie bewohnen, ist das Wasser des Lebens, in dem dieses alte Geschlecht die ewig jungen Glieder badet. Sie sind nicht bloß kraftvoll, sondern wirklich auch fleißig und ausdauernd bei der Arbeit. Sie waren es, die vor der französischen Eroberung Algiers die Marine des Bey bemannten und die algierischen Felucken bauten, die zwar nicht sehr zierlich aussahen, aber durch die Festigkeit ihrer Seitenwände kühn mit ihren furchtbaren Corsaren den Stürmen des Mittelmeeres Trotz boten. In ihren Bergen gibt es Minen von Eisen und Blei, die sie seit langer Zeit ausbeuten. Sie bereiten Waffen und Pulver, sie schlagen Geld mit einer Geschicklichkeit und Vollkommenheit, welche nicht gewöhnliche metallurgische Kenntnisse voraussetzen.

Habsüchtig und geldgierig verlassen sie gern ihre Berge, um in den Städten am Meeresufer oder im Innern die Erzeugnisse ihres Fleißes zu verkaufen. Die Liebe zum Gewinn hält sie manchmal zurück, aber ihre rohe trotzige Physiognomie erhält sich mit einer wunderbaren Hartnäckigkeit, und niemals geben sie es ganz auf, in ihr Felsennest zurückzukehren. Das Gebirg zieht diese Menschen unwiderstehlich an. Dieß abgesonderte Leben machte es den Kabylen möglich ihre Sprache zu erhalten, so daß fremde Herrschaft nur wenige Wörter in dieselbe hineinbringen konnte. Man unterscheidet bei ihnen mehrere stark abweichende Dialekte, aber es ist nicht schwer sie alle an einen gemeinsamen Stamm zu knüpfen. Durch Reisen und Handelsverkehr lernen einige Familien aus diesen Stämmen das Arabische und sprechen es geläufig, aber die andern kennen es gar nicht und scheinen sich in ihrer Sprache wie in ihren Bergen abzuschließen, ein starkes Hinderniß gegen eine Vereinigung der beiden Hauptracen des Maghreb und ein glücklicher Umstand für die neuen Eroberer, die sich auf dem afrikanischen Sahel niederlassen wollen.

Durch Sprache, Sitten, Gewohnheiten und Abstammung von den Arabern geschieden, scheinen sie ihnen doch durch die Religion nahe zu stehen, denn sie bekennen sich ja zum Islam, wie die Söhne Ismaels. Aber Koran, Sunna und andere hochgeachtete Schriften des Islam existiren eigentlich für sie nicht, und man darf nur die Araber fragen, was sie von der moslemitischen Orthodoxie diesen Berbern halten, um sich zu überzeugen, daß man sie fast als Ungläubige ansieht. Alle diese Kabylen kümmern sich im Ganzen genommen um die durch den Islam eingeführten Ceremonien sehr wenig, sie kennen den glühenden, stürmischen Fanatismus nicht, der manchmal die arabischen Stämme ergreift; die religiösen Leidenschaften haben über diese kalten, ernsten, besonnenen Naturen keine Gewalt.

Betrachtet man dieß Volk näher, so scheint seine ganze Physiognomie, noch mehr als die Sage und Geschichte, anzudeuten, daß es von all den fremden Eroberungen nie sonderlich angetastet worden ist. Die Race ist in diesen Gebirgen ohne Zweifel minder rein und unversehrt, als auf der Seite des atlantischen Oceans, ist aber im Wesentlichen doch dieselbe geblieben. Die Eroberungen des Alterthums haben sie aufgeregt und gerüttelt, ohne sie ganz zu ergreifen, was man hinsichtlich der Phönizier sagen kann; die Römer drangen schon tiefer in dieß Labyrinth von Bergen und Thälern ein, gelangten aber auch nicht überall hin. Die Vandalen zogen vorüber, ohne große Spuren zu hinterlassen, und mit den Byzantinern war es nach einigen vergeblichen Anstrengungen dasselbe. Der Stoß der Araber war härter, mächtiger; sie umwickelten völlig diese verworrenen Massen von Bergen und Schluchten, aber man ersieht aus den Berichten von Ibn Khaldun, Noweiri und andern Geschichtschreibern des Islam, daß die Araber hier den ernstlichsten Widerstand erfuhren, und es ist keineswegs ausgemacht, ob sie sich je dieses Landstrichs völlig bemeisterten. Die Türken versuchten häufig sich desselben zu bemächtigen, und schickten nach einander mehrere Armeen aus, um das Land zu erobern. Aber alle wurden nach und nach vernichtet in einem Kampf, wo sie zugleich gegen Klima, Boden und Menschen zu kämpfen hatten. Ein Kabyle vom Dschurdschura, den wir um nähere Auskunft über das Land baten, brauchte, als er von den Unfällen der Türken sprach, den Ausdruck: hada dschebel el kobur! (Das ist das Gebirge der Gräber!)

Barquisimeto und Carabobo.

(Aus Hamiltons Erinnerungen an Columbien.)

Den vierten Theil des ganzen Gebietes der Republik Venezuela nehmen die Llanos ein und dehnen sich von dem südlichen Abfall der Küstengebirge und der Andeskette von Merida ununterbrochen aus bis an die Ufer des Orinoko und des Rio Guaviare, wie ein Grasocean, ein großes Mittelmeer, eingeschlossen im Norden von den Cordilleren, im Süden von den unermeßlichen Urwäldern von Guayana. Obgleich in ihrem Haupttypus einander gleich, unterscheidet Codazzi, ein trefflicher Maler ihrer Natur, doch, dem Localcharakter nach, vier Classen derselben, die von Cumana und Barcelona, die von Caracas und Carabobo, die von Barinas und die von Apure. Die östlichsten, die von Cumana, zeichnen sich aus durch größeren Wasserreichthum und durch die Frische der Vegetation, je näher sie den Küsten des Golfes von Paria

und dem Delta des Orinoko liegen. Die südlichsten, die von Apure, sind charakterisirt durch eine so gleiche und ebene Beschaffenheit der Oberfläche, daß ihre Neigung sich kaum durch den Fall des Apure und des Meta, welche sie durchfließen, wahrnehmen läßt, indem der schwächste Ostwind und das geringste Anschwellen des Orinoko das Wasser jener beiden Flüsse aufwärts fließen macht. Weder eine Felsenkette, noch ein Stein, noch ein Kiesel finden sich in diesen Ebenen, sie bestehen ganz aus Sand und Kalk, und haben das Ansehen eines weiten, stets grünen Oceans, auf welchem einige Matas, Gruppen von Bäumen, dem Wanderer wie ferne Schiffe unter Segel erscheinen. Die Llanos von Caracas, Carabobo und Barinas sind etwas weniger einförmig durch mehr sichtbare Neigung, kleine Hügelreihen, Bänke und Mesas. Da die unzähligen Viehheerden der Llanos den reellsten Theil des Nationalreichthums der Republik Venezuela ausmachen, ist es sehr erfreulich, daß die hierauf gerichtete Thätigkeit der Einwohner in neuerer Zeit wieder einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Seit den letzten zehn Jahren hat sich, den Angaben eines zuverlässigen Statistikers zufolge, die Zahl der Heerden von Venezuela beinahe verdoppelt, ungeachtet der Seuchen, durch welche das Land wiederholt heimgesucht wurde. Ein großer Theil der Bevölkerung von Venezuela beschäftigt sich ausschließlich mit der Viehzucht. Zur Zeit der spanischen Herrschaft wurden jährlich 30,000 Maulthiere nach den Antillen ausgeführt. Man ist gegenwärtig sehr bemüht, die Pferde- und Maulthierzucht wieder in einen gedeihlichen Stand zu bringen, denn die langen Kriege hatten große Verheerungen angerichtet. Bis jetzt hat nur die Rindviehzucht wieder die Bedeutung erhalten, welche sie vor der Revolution hatte.

Carabobo, eine Provinz des Freistaates Venezuela, hat dermalen eine Bevölkerung von etwa 100,000 Seelen. Diese Provinz enthält den schönen See von Valencia oder Tacarigua, dessen Verdunstung die reichen Thäler von Aragua ihre Fruchtbarkeit verdanken. Die Hauptproducte der Provinz Carabobo sind: Kaffee, Cacao, Baumwolle, Zuckerrohr, Tabak, Mais, Yuca und schöne Früchte so wie Gartengewächse der heißen und mehrere der gemäßigten Zone. Sie zerfällt in sieben Cantone. Valencia, die Hauptstadt der Provinz, ist von fruchtbaren Ebenen umgeben und liegt sehr vortheilhaft für den Handel, denn alle Waaren, welche aus dem Innern des Landes, aus der ganzen Provinz Carabobo und aus denen von Barinas und Barquisimeto nach dem schönen Hafen von Puerto Cabello gehen, von dem sie nur acht Meilen auf einem guten Wege entfernt liegt, passiren durch Valencia. Deßhalb und wegen der leicht zu eröffnenden Verbindungen mit den südwärts gelegenen Llanos und den in den Orinoko mündenden schiffbaren Flüssen dieser Ebenen bedauert man im Lande wohl mit Grund, daß Valencia nicht die Hauptstadt des Freistaates Venezuela geworden ist. Diese Stadt, welche gegenwärtig 16,000 Einwohner zählen soll, die sehr thätig Ackerbau und Handel treiben, ist gut und sehr weitläufig gebaut, hat sehr breite Straßen und einen Marktplatz von außerordentlicher Größe; sie besitzt ein Collegium und verschiedene Schulen. Ihr Klima ist sehr gesund und angenehm, da die Hitze durch die vermittelst der gegen Puerto Cabello geöffneten Bergschlucht eindringenden Seewinde gemildert wird. Eine große Plage hat Valencia jedoch an den Bachacos, Ameisen, welche unglaubliche Verwüstungen anrichten und durch ihre Ausgrabungen unterirdischer Canäle sogar den Gebäuden der Stadt gefährlich werden.

Die Cultur des ursprünglich der alten Welt angehörenden Kaffeebaums, welche in Venezuela gegenwärtig wichtiger geworden ist als die des einheimischen Cacao und sich auf dessen Kosten ausgedehnt hat, wurde erst gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts in der Capitania general eingeführt. Zwar wurden schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Kaffeebäume von den Antillen nach der Tierra Firma verpflanzt, allein erst im J. 1784 legte der Pfarrer Antonio Mohedano, nachheriger Bischof von Guayana, förmliche Kaffeeplantagen nach der auf den Antillen gebräuchlichen Methode an. Der Kaffee ist nicht wie der Cacao auf die Tierra Caliente des Landes beschränkt, er liebt sogar einen etwas erhöhten und temperirten Standpunkt, und in den Thälern der heißen Zone müssen sogar oft die Erythrenas zum Schutze der Kaffeepflanzen gegen die Sonnenhitze angewendet werden. In Venezuela findet sich die untere Gränze der Kaffeecultur in der Höhe von 213 Meter über der Meeresfläche. Ausnehmend günstige Lagen haben für die Kaffeecultur die 500—800 Meter hohen kleinen Plateaux in den Provinzen Barquisimeto, Carabobo, Caracas und Cumana. Auf einer Fanegada werden gewöhnlich 5300 Bäume gepflanzt. Mit dem dritten Jahre bringt der Kaffeebaum schon reichliche Ernte und eine Plantage dauert ungefähr fünfzig Jahre. Der Kaffee wird, je nach der mehr oder weniger heißen Oertlichkeit, in den Monaten October bis December geerntet, und zwar in dreimaligen Sammlungen, weil nicht alle Früchte zu gleicher Zeit reifen. Der Kaffeebaum blüht erst im zweiten Jahre und seine schöne weiße Blüthe dauert nicht über 24 Stunden. Der Regen, wenn er zur Blüthezeit fällt, Mangel an Wasser für die in den tiefgelegenen heißen Thälern nöthige künstliche Bewässerung und eine parasytische Pflanze werden öfters den Plantagen sehr schädlich. Dennoch sind die Ernten des Kaffees lange nicht so unsicher wie die des Cacao, und diesem Umstande so wie dem Vortheil, daß die Kaffeeplantagen früher Ertrag geben als die des Cacao, und daß die Früchte des erstern sich weit besser conserviren lassen als die des letztern, welche deßhalb der Pflanzer gleich nach der Ernte auch unter ungünstigen Conjuncturen verkaufen muß, ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß der Anbau des Kaffees in Venezuela in neuerer Zeit sich gegen den des Cacao so sehr ausgebreitet hat. Auch auf den Höhen der Küstengebirgskette, wo man früher die Seeatmosphäre für schädlich hielt, wird jetzt Kaffee gebaut. Durch ein neuerdings von den französischen Antillen eingeführtes Verfahren bei der Gewinnung des Kaffees wird derselbe in einigen Landestheilen so sehr verbessert, daß er dadurch im Werthe beträchtlich gewinnt. Von einem gründlichen Statistiker, dessen be-

währten und zuverlässigen Angaben wir folgen, weil sie auf authentischen Mittheilungen beruhen, sind uns jüngst über den gegenwärtigen blühenden Stand der Kaffeeproduction von Venezuela sehr interessante detaillirte Notizen geliefert worden. Obgleich der Bürgerkrieg in Columbia auch auf diesen Industriezweig hemmend und störend eingewirkt hat, brachte er ihn doch nicht so herunter wie den Anbau des Cacao. Es wird dermalen auf den Plantagen von Venezuela dreimal so viel Kaffee gewonnen, als zur Zeit der spanischen Herrschaft.

Der zur Provinz Carabobo gehörige Hafen von Puerto Cabello ist einer der prächtigsten und wundersamsten, den irgendwo die Natur gebildet hat — eine geräumige, gegen alle Winde geschützte Bai, deren Einfahrt sehr leicht ist und welche so bequemen Ankergrund hat, daß die größten Schiffe unmittelbar an den Molo anlegen und ohne Barken laden und löschen können. Puerto Caballo ist eine schöne, malerisch gelegene Stadt, die sich jetzt erholt von den nachtheiligen Wirkungen des Bürgerkriegs, dessen Geißel auch sie traf, dessen Wohlthaten ihr jetzt aber auch zu gute kommen. Sie wurde ursprünglich von Schmugglern wegen der vortheilhaften Nähe von Curaçao gegründet. Puerto Cabello treibt bedeutenden Küstenhandel und Verkehr mit den Antillen; doch auch die directen Verbindungen mit Europa nehmen jetzt zu. In neuester Zeit hat die Regierung bedeutende Mittel dafür bestimmt, den Hafen, der durch den von den Bergströmen hineingeführten Sand leicht dem Versanden ausgesetzt ist, auszutiefen.

Westlich von Carabobo liegt die in sechs Cantone eingetheilte Provinz Barquisimeto mit einem Flächeninhalt von 782 Quadratmeilen. Die Hauptstadt Barquisimeto liegt in einer schönen fruchtbaren Gegend und sehr vortheilhaft für den Verkehr, da bei ihr die Wege aus verschiedenen andern Provinzen des Freistaates zusammenlaufen. Die Stadt, welche durch das Erdbeben von 1812 fast gänzlich zerstört wurde, ist jetzt gut wieder aufgebaut und hat dermalen eine Bevölkerung von 12,000 Einwohnern. Sie hat ein Collegium und mehrere Schulen; das Klima ist gesund und angenehm. Im Jahre 1552 von Villegas gegründet und Neusegovia genannt, wurde Barquisimeto im Jahre 1830 zur Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, welche vorher zu Carabobo gehört hatte, erhoben. In dieser Stadt fand der berüchtigte Lope de Aguirre, der Tyrann genannt, dessen Andenken sich bei dem Volke in einem großen Theile von Südamerika erhalten hat, im Jahre 1562 sein tragisches Ende.

San Felipe, Carova und Tocuyo mit seinen ausgedehnten und ergiebigen Kaffeeplantagen sind drei durch den Handel und Gewerbfleiß ihrer Bewohner aufblühende, zur Provinz Barquisimeto gehörige Städte. Tocuyo, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von Juan de Carbazal gegründet, liegt in einem schönen Gebirgsthale am Flusse gleichen Namens, und hat ein treffliches Klima. Ein Einwohner von Tocuyo, Cristobal Rodriguez, hat zuerst im Jahre 1548 Rindvieh nach den Llanos gebracht, und so zur dortigen ausgedehnten Viehzucht den Impuls gegeben.

Im Norden wird die Provinz Barquisimeto durch das antillische Meer begränzt, und im Westen durch Truxillo und Maracaybo. Ihre Hauptausfuhrproducte sind Waizen, Kaffee, Cacao, Mais und Indigo. Diese Provinz bildet ein von krummen Linien begränztes Dreieck, und hat an ihren breitesten Stellen vierzig Meilen Ausdehnung.

Fort Hall in den Felsengebirgen und die Hudsonsbay-Compagnie.

Die Hudsonsbay-Compagnie hat nach und nach durch ihr überlegenes Capital und, wie die Amerikaner selbst gestehen, auch durch ihre überlegene Geschicklichkeit bis jetzt alle amerikanischen Mitbewerber im Pelzhandel aus dem Felde geschlagen. Wie dieß mit den Compagnien ging, so erging's auch mit den Einzelnen. Farnham erzählt in seinem Schriftchen über Fort Hall, dessen wir vor kurzem näher erwähnten, folgendes: „Dieß Fort wurde im Jahre 1832 vom Capitän Wyeth aus Boston gebaut, um mit den Indianern in der Nachbarschaft Handel zu treiben. Er hatte Waaren nach den tiefer gelegenen Theilen des Landes mit sich genommen, um sie gegen Salmen auszutauschen; aber die Concurrenz trieb ihn von den Fischereien weg nach diesem entlegenen Punkte, wo er von den Indianern Pelze kaufen zu können hoffte, ohne von der Hudsonsbay-Compagnie, deren nächster Posten 700 (englische) Meilen entfernt war, belästigt zu werden. Dabei hatte er aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Nach dem ausgesprochenen Grundsatze dieser Compagnie, daß westlich von den Felsengebirgen niemand Pelzhandel treiben solle, so lange ihr Capital, so wie ihre unvergleichliche Geschicklichkeit und Ausdauer es verhindern können, gründete sie in seiner Nähe gleichfalls ein Fort, folgte ihm allenthalben, umgarnte ihn auf jede Weise und schnitt seinem Fortkommen mit aller Freundlichkeit und Höflichkeit so den Lebensfaden ab, daß Wyeth endlich sein ganzes schon bestehendes Anwesen, so wie seine künftigen Aussichten im Oregongebiet seinen edelmüthigen, aber allzu gewandten, unermüdlichen und mächtigen Gegnern verkaufen mußte. Nach allem, was ich von Wyeths Geschäftsführung in Oregon sah und hörte, muß ich glauben, daß er ohne allen Vergleich der ausgezeichnetste Geschäftsmann war, der je aus den Vereinigten Staaten sich im Oregongebiet niederließ. Man verkauft an diesem Posten Wolldecken, Munition, Gewehre, Tabak u. s. w. an die benachbarten Indianer gegen die Felle von Bibern und Landottern, man liefert den Weißen Biberfelle, Pferde, Sättel, Zügel, Lebensmittel, um sie in den Stand zu setzen diese Thiere zu jagen, aber nur — für die Hudsonsbay-Compagnie. Pferde werden ihnen geliehen, andere Ausrüstungsartikel auf Credit verkauft bis nach der Jagd. Die einzige Sicherheit, welche die Compagnie verlangt, ist das Ehrenwort der Biberfänger, und daß sie die gewonnenen Pelze zu einem bestimmten Preis zur Bezahlung der Schulden abtreten. Waaren werden hier nur halb so theuer als in den amerikanischen Posten verkauft, weiße Trappers höher bezahlt als Indianer, und alle mit so gleichförmiger Gerechtigkeit behandelt, daß selbst die amerikanischen Trapper den Dienst ihrer Landsleute mehr und mehr verlassen wegen des größern Gewinns und der bessern Behandlung bei den Engländern."

Baken und Leuchtthürme in China. Die Engländer sind sehr bemüht, den Chinesen begreiflich zu machen, daß sie für die erhobenen Hafengelder auch etwas zu leisten haben, und daß sie an allen Flüssen und Häfen Leuchtthürme und Baken einrichten müssen. (Col. Gaz. vom 22 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 99.



Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 April 1845.

Schilderungen aus Persien.

(Nach Bode's: Luristan and Arabistan.)

4. Reise von Persepolis über Schiras nach Bebehan.

Von den Ruinen, die ich lieb gewonnen, trennte ich mich nur schwer, und schlug endlich, als die Abreise nicht mehr länger zu verschieben war, den Weg nach Schiras ein, in dessen Nähe ich nach kurzer, uninteressanter Fahrt eintraf. Einen halben Farsang von den Thoren ist ein schmaler Paß, Tengi Allah Akbar genannt, von wo man eine prächtige Uebersicht über die Gebäude und Gärten der Stadt hat. Ich erreichte die leztere erst gegen Sonnenuntergang, wurde aufs freundlichste von Mohammed Ali Chan Nawab, einem alten Bekannten, aufgenommen, und blieb bei ihm die paar Tage, welche ich in Schiras zubrachte.

Ich fand eine gute Anzahl Gäste in dem Hause meines Freundes versammelt, sobald aber das Abendgebet vollzogen war, nahmen diese Abschied, und mein freundlicher Wirth führte mich nun in ein inneres Gemach, wo ein Tisch mit Fleischspeisen in europäischem Geschmack meiner harrte. Hier brachten wir einen äußerst angenehmen Abend zu, und ließen die mannichfachen Ereignisse die Revue passiren, deren Zeugen wir einige Jahre zuvor bei der Thronbesteigung des jezt regierenden Schahs in Teheran gewesen waren. Am folgenden Tage besuchten wir die verschiedenen Gärten, durch welche Schiras so besonders berühmt ist. Die Jahreszeit war freilich troz des schönen Wetters nicht günstig, aber mit etwas Einbildungskraft konnte ich alles, was die Perser zum Leben dieser lieblichen „Wohnsitze der Nachtigall" geschrieben, für baare Münze nehmen. In der That mußten im Frühjahr diese Gärten sehr schön seyn. Der reine Glanz des persischen Himmels, die helle Frische des Grüns, der liebliche Geruch, der von den Fruchtbäumen her die Luft erfüllt, und das Gemurmel der krystallklaren Cascaden müssen die Sinne entzücken, und unwillkürlich das Herz derjenigen gewinnen, die für solche Reize der Natur empfänglich sind. Die Schönheit dieser kleinen Oasen wird, da alles in der Welt nur relativ ist, noch erhöht durch die dürren Felsen und Ebenen, von denen sie umgeben sind. Ich übergehe jedoch die Schilderung der Gärten von Hafis und Saadi, nebst den Denkmälern dieser beiden Dichter und Philosophen, die der Stolz ihrer Landsleute sind, den Garten von Delkuscha und den mit dem Palast Tachti Kadschar (Kadscharenthron), da die meisten Reisenden, welche Schiras besuchten, darüber schon zur Genüge berichtet haben. Ehe ich jedoch die Stadt verlasse, um meine neue Reise anzutreten, will ich einige Bemerkungen machen über den Zustand, in welchem ich sie, so wie die Provinz Fars fand.

Seit dem Tode Feth Ali Schahs, der am Ende des Jahres 1834 eintrat, sind sechs verschiedene Gouverneure in der Verwaltung der Provinz auf einander gefolgt. Nach der Entfernung Husein Ali Mirzas, welcher Firman Firmai oder Vicekönig von Fars während der Lebzeiten seines Vaters, des alten Königs, viele Jahre lang gewesen war und fast wie ein unabhängiger Fürst geherrscht hatte, wurde Manutscheher Chan von dem jezigen König hieher gesendet, um unter der nominellen Autorität von Firus Mirza, einem der jüngern Bruder des Schahs, Ordnung in die Angelegenheiten der Provinz zu bringen. Im J. 1836 wurde ein anderer Bruder des Königs, Feridun Mirza, früher Befehlshaber von Aderbeidschan und Lieblingszögling des Premierministers, zum Firman Firmai von Fars, Manutscheher aber zum Gouverneur von Kermanschah mit Einschluß von Luristan und Arabistan ernannt. Symptome von Mißvergnügen gaben sich kund, und erreichten bald eine solche Höhe, daß der Schahzade aus Schiras fliehen und Mirza Nebi Chan, der Diwan Begi (d. h. Präsident des Civil- und Criminalgerichts) hieher gesendet werden mußte, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Im Sommer 1840 folgte ihm ein naher Verwandter des Schah, Nasrullah Chan Kadschar, der bald nach seiner Ankunft krank wurde und starb. Ein anderer Stiefbruder des Königs, Ferhad Mirza, ersezte ihn. Durch diese rasche Aufeinanderfolge von Befehlshabern litt die Provinz bedeutend, denn jeder dieser Gouverneure hatte, außer der Summe, die er für die Pachtung der Provinz an die Krone bezahlte, noch andere bedeutende Ausgaben durch die Geschenke, welche bei

solchen öffentlichen Gunstbezeugungen gewöhnlich sind. Der erste Zweck des Gouverneurs, nachdem er von der neuen Verwaltung Besitz ergriffen, ging dahin, sich für seine Ausgaben zu entschädigen, natürlich zum großen Nachtheil der Einwohner, da die regelmäßigen Steuern dennoch aufgebracht werden mußten. *)

Obwohl Fars eine der reichsten, wo nicht die reichste Provinz des Königreichs ist, wuchsen doch die Steuerrückstände unmäßig an, und die erschöpften Einwohner vermochten die Forderungen der Regierung nicht mehr zu befriedigen. Die jährliche Steuer von Fars ist 360,000 Tomans (etwa so viel Ducaten) und könnte bei guter Verwaltung leicht verdoppelt werden, denn der Boden ist reich und das Land bedarf nur einer guten Verwaltung und etwas Sicherheit für das Eigenthum, um sich in blühendem Zustand zu befinden. Aber unglücklicherweise fehlen diese Vorbedingungen im ganzen Reiche, und werden auch so bald nicht zu erlangen seyn.

Ich fand Schiras in zwei feindliche Lager gespalten. An der Spitze der einen Partei stand der Il Begi, dessen älterer Bruder, der Il Chani, d. h. das Oberhaupt einer großen Zahl nomadischer Stämme (Ilipats) in Fars, zu Teheran wohnt; an der Spitze der andern stand der Kalentar oder Civilgouverneur der Stadt Hadschi Mirza Ali Akbar, der Sohn des bekannten Hadschi Ibrahim, der die Sache des Lutf Ali Chan, des letzten aus der Zenddynastie, an den Kadscharen Aga Mohammed Chan verrieth. Die Macht des Kalentars schien im Umkreis der Stadt sicherer begründet, als die seines Gegners, dessen Einfluß dagegen im Lande unter den Ilipats desto größer war. Der Schah-Zade und sein Wesir hofften ihr Ansehen dadurch zu behaupten, daß sie den Haß beider Parteien schürten, und in dieser Beziehung übten sie nur die allgemein im Reich angenommene Politik, welche seit undenklicher Zeit das Herrschaftssystem gewesen zu seyn scheint. Es trifft sich noch öfter, daß der Prinz, welcher zum Gouverneur einer Provinz ernannt wird, sich auf die eine, sein Wesir auf die andere Partei schlägt, und man kann sich leicht denken, welche Ordnung und Uebereinstimmung dabei in der Verwaltung herrschen kann.

Als Fremder und als Gast, der zu keiner Partei gehörte, wurde ich von den Führern beider Lager bewillkommt und bewirthet, so daß ich meine Zeit sehr angenehm zubrachte. Auch traf ich in Schiras zu meiner großen Freude den Scheich eines Araberstammes, Ali Chan Baseri, den ich im J. 1837 zu Kermanschah kennen gelernt, und dem ich damals einen kleinen Dienst hatte erweisen können. Diesen Dienst hatte er nicht vergessen, und sobald er meine Ankunft erfuhr, suchte er mich auf und lud mich am Abend vor meiner Abreise zu einem glänzenden Bankett, bei dem ich zwei Söhne des frühern Firman Firmai fand, die zwar stark von ihrer frühern Wichtigkeit verloren hatten, aber geraume Zeit noch ihren Rang zu behaupten suchten, bis dieser allmählich vor dem strömenden Wein dahinschwand und sie sehr gesprächig wurden. Von Ali Chan Baseri erfuhr ich vieles, was mir auf meiner Reise durch Luristan sehr nützlich wurde. Den Beinamen Baseri haben diese Araber daher, daß sie von denjenigen abstammen, welche zuerst bei Basra sich niederließen und von da ihre Eroberungen in Persien ausdehnten.

Als ich zu Schiras anlangte, stellte ich die nöthigen Nachfragen an, welchen Weg ich nach Bebehan einschlagen solle, an dessen Gouverneur ich ein Schreiben von dem Moëtemid hatte, daß er mir die Mittel verschaffen möchte, Schußter in Sicherheit zu erreichen. Ich erfuhr, daß drei verschiedene Straßen nach Bebehan führten. Die erste läuft durch das Thal von Hular, berühmt durch seine Weingärten, welche die beste Art von Schiras-Wein liefern; auf dieser Straße, welche durch den Paß von Kaleh Sefid führt und von Sir John M'Donald Kinneir auf seiner Reise von Schußter nach Schiras eingehalten wurde, beträgt die Entfernung nicht über 50 Farsangs. Die zweite geht über Kasrun nach Abu Schehr (Buschir), von da zur See nach Hindiyan, und dann zu Lande nach Bebehan; dieß ist die gewöhnliche Reisestraße. Die dritte wendet sich von Kasrun aus etwas nordwärts, führt an den Ruinen von Schapur vorüber ins Herz des Landes der Mamasenni und stößt mit der ersten bei Faliyan zusammen. Da ich von keiner Beschreibung dieser letzten Straße wußte, und übrigens die Ruinen von Schapur und Nobendschan an derselben lagen, so zog ich sie den beiden andern vor, und verschaffte mir mit Hülfe meines Gastfreundes bald die nöthigen Papiere an die verschiedenen kleinen Häuptlinge der Mamasenni, abgesehen von dem Firman des Schah, der in allgemeinen Ausdrücken an die Gouverneure der Provinzen und die Ketchodas der Dörfer gerichtet war, und eines Rekem oder Befehls von dem Gouverneur der Provinz Fars, in dessen Gebiet Bebehan lag. Von Schiras her war ich mit der Post gereist, was die schnellste Art zum Fortkommen, aber weit minder bequem als die mit eigenen Pferden ist. Da es aber zwischen Schiras und Bebehan keine Tschaparchanehs oder Poststationen gab, so hatte der junge Prinz Ferhad Mirza die Artigkeit, mich mit Pferden aus dem Artilleriepark zu versorgen und mir auch noch einen Artilleriesergeanten, der das Land wohl kannte, mitzugeben, um mich sicher nach Bebehan zu geleiten.

Am 18 Januar 1841 verließ ich Schiras vor Sonnenaufgang. Der Morgen war ausnehmend kalt; der Schnee, welcher den Tag zuvor gefallen und von den Dächern herabgefegt worden war, lag in den Straßen aufgehäuft, und hemmte unser Fortkommen nicht wenig. Der Wind blies aus Nordosten, und als ich zu den Thoren der Stadt hinaus war, fand ich die Ebenen von Schiras, welche die einheimischen Dichter mit den Gärten des Paradieses vergleichen, so ziemlich einer

*) Als ich den Palast Kerim Chans (eines der temporären Herrscher nach Nadir Schahs Tode) besuchte, traf ich hier einen alten Mann, der wahrscheinlich noch Kerim Chan selbst gesehen hatte, und mit Thränen in den Augen auf die in den Verzierungen der Zimmer angerichtete Zerstörung hinwies. Venetianische Spiegel und auf Glas gemalte Porträts, womit früher die Säle ausgeschmückt waren, hatte man weggenommen, und was den Räuberhänden Widerstand leistete, weil es zu fest in der Mauer saß, war muthwillig zerstört worden.

sibirischen Tundra im Winter ähnlich. Sobald die Sonne emporstieg, wurde die Helle durch das Rückprallen der Sonnenstrahlen vom Schnee so blendend, daß ich meine farbige Brille aufsetzte, und als ein unglücklicher Sprung meines Pferdes sie herunterwarf, daß sie zerbrach, griff ich nach einem Stück grünen Krepp, womit ich mich versehen hatte. Ich rathe allen denen, welche im Winter in Persien reisen, sich mit farbigen Brillen oder grünem Krepp zu versehen, denn ohne diese Vorsicht erhält man leicht eine Augenentzündung, welche unsägliche Schmerzen verursacht.*) Wir verfolgten eine westliche Richtung, zuerst über die Ebene von Schiras, dann längs der Hügel, bis wir das Dorf und Karawanserai Kaleh Zenian, etwa 8 Farsangs von der Stadt erreichten. Von hier aus windet sich der Weg durch ein hügeliges, mit Stauden und Zwergeichen bedecktes Land. Rechts lagen die hohen Gebirge von Ardekan, und von dem Gipfel des Sine-sefid oder der weißen Brust — wo ein runder Thurm steht, in welchem der müde Wanderer etwas Schutz gegen das Unwetter finden kann — fallen die Hügel gegen das Thal Descht Ardschan ab, während die große Kette ihren südöstlichen Lauf fortsetzt. Es dauerte geraume Zeit, bis wir den Rand des Thals erreichten, und die Sonne war lang hinab, als wir an dem zerstörten Karawanserai des verlassenen Dorfes Descht Ardschan anlangten. Nach einem Ritt von 12 Farsangs (etwa 10 deutsche Meilen) durch ein sehr schwieriges und unangenehmes Land, war keiner von uns sehr geneigt, erst ein Abendessen zuzurichten, und hätte auch irgend einer Neigung gehabt, seinem Nachbar behülflich zu seyn, so war doch nichts zu bekommen. Das beste, was ich thun konnte, war, mich in meinen Mantel einzuwickeln und mich der Wärme wegen hart an den Pferden hinzulegen, wo ich bald in tiefen Schlaf sank.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das beste Mittel dagegen, so weit meine Erfahrung reicht, ist das, welches die Eingebornen anwenden, indem man das Gesicht über Dampf hält, so heiß man ihn nur ertragen kann. Man erhält Dampf, indem man glühende Kohlen oder ein rothglühendes Eisen in einen Korb voll Schnee steckt; auch der Dampf von einem Aufguß von schwarzem Thee wirkt günstig, aber man muß die Vorsicht gebrauchen sich nebst dem Dampfapparat von dem Zutritt der äußern Luft abzusperren, indem man sich völlig mit einem Tuch einhüllt.

Notizen aus den englischen Colonien.

Westindien.

Die Hauptfrage in diesem wichtigen Theil der englischen Besitzungen bleibt immer: was soll das Verhältniß der schwarzen und weißen Race seyn? Dieser Frage sind alle andern untergeordnet, auch die über den Anbau des Bodens; wollen die Schwarzen arbeiten für die Weißen, so geht der Anbau der Handelswaaren fort und die Colonien prosperiren, d. h. es wird viel Zucker und Kaffee erzeugt, Pflanzer und Kaufleute gewinnen. Das ist die „Prosperity,“ nach der die Engländer streben, die sie so ziemlich allen andern Rücksichten nachsetzen und wozu sie ihre Regierungsgewalt benützen. Die Schwarzen haben natürlich nicht dieselben Interessen: sie arbeiten in den Zuckerplantagen nur so viel, als sie ihren Interessen und Bedürfnissen zuträglich finden, und wollen im übrigen ein gemächliches Leben führen. Dazu ist es nöthig, daß der ungewöhnlich hohe Taglohn erhalten werde, deßhalb widersetzen sie sich einer weitern Einführung von Schwarzen aus Afrika, wie von Culis aus Ostindien, und in dieser Beziehung wirken die Missionäre, namentlich die Baptisten, zu ihren Gunsten. Diese erklären die Einführung neuer Schwarzen aus Afrika, der sie übrigens durch ihre Verbündeten auch in Sierra Leone entgegenarbeiten lassen, für einen neuen Sklavenhandel, und die Einführung von Culis für nichts als einen zweiten Menschenhandel. Darum stehen sich die Pflanzer und deren Vorsprecher einerseits, die Baptistenmissionäre und die Schwarzen andrerseits sehr schroff gegenüber, an allerlei Beschuldigungen gegen die geistlichen Herren fehlt es nicht, und man behauptet geradezu, sie ließen sich nicht nur von ihren Beichtkindern tüchtig bezahlen, sondern sie strebten auch nach einer Theokratie, welche mit der Zeit der englischen Herrschaft gefährlich werden würde. Man hat darum die Nachrichten, welche die Colonial Gazette und andere aus dem Handelsinteresse hervorgegangene Blätter liefern, mit billigem Mißtrauen aufzunehmen, während manche salbungsvolle Reden der geistlichen Herren gleichfalls nur cum grano salis gelten zu lassen sind. Einen Hauptgegenstand der Besprechung auf den größern Inseln, so wie in Guiana, das wir mit zu Westindien zählen müssen, ist die Frage über das Squatten, d. h. über das Ansiedeln der Neger auf herrenlosen, für die Krone in Anspruch genommenen Grundstücken. Die legislativen Maaßregeln gegen dieß Squatten, namentlich in Jamaica, Trinidad und Guiana, sind sehr zahlreich, und allenthalben hört man die Klage, daß sie unzureichend seyen. Das ist nun freilich nicht zu verwundern: der Neger strebt, wie jeder Mensch, nach einem eigenen unverkümmerten und unbestrittenen Besitz, und behagt ihm der Lohndienst nicht mehr, so baut er gern sein eigenes Stück Feld. Neben diesen Punkten tauchen allmählich noch andere Fragen auf: die Stellung der Schwarzen und Leibeigenen nicht bloß im Staat, sondern in der Gesellschaft. Die Farbigen arbeiten sich allmählich empor, erringen eine Stellung in der Gesellschaft, und die Weißen, in denen so ziemlich die nämliche aristokratische Abneigung gegen das schwarze Blut steckt, wie in den Nordamerikanern, sind darüber sehr ungehalten und reden nicht gern davon, weßhalb auch die gewöhnlichen Berichte kaum der Sache erwähnen; man betrachtet die Colonien in guter alter Weise als Handelssache, und die innern Entwicklungen laufen nur so nebenher, wenn man der Erwähnung nicht ausweichen kann.

Die Versorgung Westindiens mit Arbeitern hatte manche Schwierigkeiten; die Regierung ging nur mit Widerstreben daran, weil sie von außen her den eben nicht unbegründeten Vorwurf fürchtete, sie organisire einen neuen Menschenhandel, besonders wenn sie die Auswanderung von Negern auch aus andern Theilen Afrika's als aus Sierra Leone gestattete. Deßhalb verfiel die englische Regierung auf das Auskunftsmittel 10,000 Culis aus Ostindien nach Jamaica, Trinidad und Guiana zu senden, eine Ankündigung, die von der Handelspartei mit Jubel aufgenommen und mit dem Beisatz bekannt gemacht wurde, die Fracht werde auch der sinkenden Rhederei aufhelfen. Die neue Redaction der Colonial Gazette macht in ihrem Einleitungsartikel (s. Nr. v. 5 Oct.) über Westindien bloß die Bemerkung: „es ist aller Grund zur Hoffnung vorhanden, daß das Experiment, Westindien mit freien tropischen Arbeitern zu versorgen, endlich in einer billigen Weise wird versucht werden.

Die neuesten Nachrichten aus Calcutta sind vielversprechend, und wenn man das Colonialamt mit wachsamer Strenge beobachtet, so kann man doch kein Anzeichen entdecken, daß es auch dießmal Ausflüchte machen werde (can detect no indications of shuffling). Aber das Experiment wird auch noch jetzt in furchtsamem und ungenügendem Maaßstabe unternommen und seine vorurtheilsvollen und gewissenlosen (!) Gegner sind zahlreich und thätig im Unterhause."

Wir haben in der Einleitung bemerkt, daß die Baptisten-Missionäre sich auf die Seite der Schwarzen, somit auf ein ganz demokratisches Element gestellt hätten. Die Hochkirche dagegen hatte aus leicht begreiflichen Gründen schon wegen der Einkünfte, die sie aus den öffentlichen Cassen bezog, die Seite der Pflanzer ergriffen; so stellte sich die Sache wenigstens in Jamaica. Die Baptisten-Missionäre suchten nun den Grundsatz geltend zu machen, jede Gemeinde müsse ihre Geistlichen unterhalten, und eine Bewilligung von Seite des Staats sey unnöthig und unbillig. Am 26 August löste der Gouverneur von Jamaica die Assembly auf und ordnete neue Wahlen an. Hierüber bringt nun die Col. Gaz. vom 12 Oct. folgende Mittheilung: „Die allgemeine Meinung ist, daß die Bewegungen der Baptisten und anderer Missionäre hinsichtlich der Verbindung zwischen Kirche und Staat bedeutenden Einfluß auf den Entschluß des Gouverneurs hatten. Wir sind anderer Ansicht; was aber auch der bestimmende Grund gewesen seyn mag, so viel ist gewiß, daß die Auflösung unter denen, welche auf eine durchgreifende Aenderung in der Constitution der Assembly warteten, großen Aerger erregt und ihre Plane vollkommen zerstört hat. Wie man sich denken kann, steht die Freude und der Triumph der einen Partei gerade im Verhältniß zu dem Aerger und der Niedergeschlagenheit der andern. Die Partei, welche gegen eine Verbindung zwischen Kirche und Staat ist, verdammt den Gouverneur, während die andere sein Verfahren als einen Meisterstreich der Politik beklatscht." In die Wahlen sollen sich die Baptisten stark eingemischt haben, selbst in die der Hauptstadt Kingston.

Auf den 5 October wurden die sogenannten „financiellen Repräsentanten" von Guiana zusammenberufen und ihnen von Seite des Gouverneurs der Vorschlag gemacht, 75,000 Pfd. St. zu votiren, um die Kosten einer Einführung von 5000 Culis zu bestreiten.

Das Geld wurde, wie man sich denken kann, ohne Mühe verwilligt, mit der Nachricht hievon aber gingen nach England auch Petitionen gegen die Einführung von Culis ab, darunter eine von fünf Missionären der Londoner Missionsgesellschaft unterzeichnet. Meetings waren berufen, von den Missionären Reden gehalten und Petitionen gegen die Culieinwanderung vorgelegt worden. Ein Hauptumstand dabei war, daß eine Taxe umgelegt werden mußte, um die 75,000 Pfd. St. mit ihren Interessen zu zahlen; an dieser Taxe mußten natürlich die Schwarzen, namentlich die Vermöglichern, mit Theil nehmen, diese waren gerade, wie man sich denken kann, gegen die Einwanderung, und die Missionäre liehen nun dieser Unzufriedenheit Worte. Die Col. Gaz. vom 18 November ist über diese Einmischung sehr erbost, und läßt sich darüber, so wie über die Missionäre überhaupt folgendermaßen vernehmen: „Die Frage über Arbeit und Arbeitslohn ist eine Privatfrage, die Frage über die Einwanderung auf öffentliche Kosten ist eine öffentliche Frage, in welche die Diener der Religion, — wenn sie nicht durch Umstände gezwungen werden, — sich nicht zu mischen haben. Die Missionäre der Londoner Missionsgesellschaft in Brittisch-Guiana haben jedoch einen vorwiegenden Antheil an dem Streit genommen; sie sind verfahren, wie eine organisirte Körperschaft, und haben die Rollen von eifrigen und rücksichtslosen politischen Agitatoren gespielt. Im Anfang des Jahres 1843 waren zwölf Missionäre der Londoner Gesellschaft in dieser Colonie, jeder derselben hatte einen oder mehrere Unterlehrer, und sie waren über den angebauten Theil des Landes in mäßigen Entfernungen zerstreut. Die Ausgabe der Londoner Gesellschaft für ihre Guiana-Mission war im Jahre 1838 9157 Pfd. Dieß begreift aber bei weitem nicht alle Mittel, die den Missionären zu Gebot stehen, wenn die in einem vor uns liegenden Briefe gemachten Angaben richtig sind, daß einige derselben von ihren geistlichen Heerden ein Einkommen von 3 bis 4000 Pfd. beziehen. Angenommen auch, in diese Angaben habe sich eine unabsichtliche Uebertreibung eingeschlichen, so ist doch so viel klar, daß diesen Leuten Mittel zu Gebot stehen, welche in Verbindung mit ihrem geistigen Einfluß ihnen eine große Gewalt über die arbeitende Bevölkerung sichern. Aus allem geht hervor, daß die Missionäre sich nicht bloß in die Agitation mischen, sondern sie selbst machen, und daß diese ohne die Missionäre gar nicht vorhanden wäre." Damit ist indeß die Sache noch nicht abgethan, sondern man gibt ihnen auch Schuld, daß sie die Schwarzen zum Haß gegen die Staatskirche aufreizen, eine Beschuldigung, die, wie oben schon bemerkt, auch hinsichtlich Jamaica's laut geworden ist. Hiebei können wir nicht unterlassen zu bemerken, daß diese Streitigkeiten nicht bloß für Westindien und Guiana, sondern für England selbst sehr bemerkenswerth sind, indem dort jetzt ein hitziger Kampf gegen den „puritanischen" Geist entbrennt, der sich in viele Stellen, auch in Regierungsbureaux, eingeschlichen. So bemerkt dieselbe Colonial Gazette, daß die Bittschriften der Pflanzer um Beförderung der Einwanderung freier Arbeiter Jahre lang im Colonialamt unbeachtet gelegen seyen, daß aber den Bittschriften der Missionäre gegen die Einwanderung alsbald eine schmeichelhafte Antwort zu Theil geworden sey.

Miscellen.

Die Schädelsammlung in Petersburg. Es ist ein Museum eröffnet worden für die specielle Aufnahme der Schädel aller der verschiedenen Racen, welche das ungeheure russische Reich bewohnt haben. Bereits enthält die Sammlung 122 Schädel, wovon fünf im Januar in der Nähe von Nowgorod in großer Tiefe unter dem Boden gefunden wurden, und in ihrer Formation weder den jetzigen Einwohnern, noch den Finnen oder Deutschen gleichen, welche früher neben den Slawen diesen Theil Rußlands inne hatten. Die russischen Naturforscher glauben, diese Schädel gehörten einer asiatischen Race an, welche in das europäische Rußland eingewandert und hier ausgestorben sey, wie in Sibirien die einst zahlreiche Race der Kargassen, mongolischen Stammes, jetzt allmählich ausstirbt. (Athenäum vom 22 März.)

Verwandtschaft des Armenischen und Georgischen. Hr. Brosset sucht in einem Schreiben an Dr. Rosen (Bull. de l'Academ. imp. de St. Petersbourg. Tom. II. N. 9) den Zusammenhang des Georgischen mit dem Sanskrit durch des erstern nahe Verwandtschaft mit dem Armenischen nachzuweisen, und bemerkt, daß von etwas mehr als 2000 Wurzeln im Armenischen 600 sich auch im Georgischen finden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 100.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 April 1845.

Die großen fossilen Thiere auf den südamerikanischen Ebenen.

Man hat in der Nähe des Hafens von St. Julian in Patagonien das Skelett eines riesenhaften fossilen Llamas gefunden, das die Größe des jetzigen Kamels gehabt haben muß. Darwin gibt in seinen naturwissenschaftlichen Reisen *) nähern Bericht über die geologischen Verhältnisse dieser Länderstrecke, und schließt dann mit einigen allgemeinen Betrachtungen über die in denselben gefundenen Thierreste.

„Das merkwürdigste Resultat der Entdeckung des letzteren, wie auch der früher in diesem Buche erwähnten Reste, ist die Bestätigung des Gesetzes, daß noch vorhandene Thiere eine genaue Verwandtschaft in ihrer Gestalt mit den erloschenen Arten desselben Landes haben. Heutzutage gibt es in Südamerika wahrscheinlich neunzehn Arten dieser Ordnung, die in mehrere Gattungen vertheilt sind, während in der übrigen Welt sich nur fünf finden. Wenn es also eine Verwandtschaft zwischen den lebenden und ausgestorbenen gibt, so müssen wir erwarten, daß die Edentata im fossilen Zustande zahlreich seyn würden. Ich erwähne nur das Megatherium und die drei oder vier anderen großen Arten, die in Bahia Blanca entdeckt wurden, von denen sich einige auch häufig in dem ganzen ungeheuren Gebiete des Plata finden. Die merkwürdige Verwandtschaft, welche zwischen dem Armadillo und seinen großen Urbildern besteht, habe ich bereits erwähnt, und zwar selbst in einem anscheinend so unbedeutenden Punkte, als ihre äußere Bedeckung ist.

„Das Gesetz der Aufeinanderfolge von Typen ist zwar einigen merkwürdigen Ausnahmen unterworfen, muß aber das größte Interesse für jeden philosophischen Naturforscher besitzen, und wurde zuerst deutlich in Bezug auf Australien nachgewiesen, wo die fossilen Ueberbleibsel einer großen und erloschenen Känguruh-Art und anderer Beutelthiere in einer Höhle gefunden wurden.**) In Amerika war die merkwürdigste Veränderung unter den Säugethieren das Verschwinden mehrerer Arten des Mastodon, eines Elephanten und des Pferdes. Diese Dickhäuter scheinen in früheren Zeiten eine Verbreitung über die Welt gehabt zu haben, wie der Hirsch und die Antilopen in der Jetztzeit. Hätte Buffon diese gigantischen Armadillos, großen Nager und die verloren gegangenen Dickhäuter gekannt, so würde er mit größerem Recht gesagt haben, daß die Schöpfungskraft in Amerika ihre Stärke verloren, nicht daß sie niemals solche Kräfte besessen habe.

„Man kann nicht ohne das tiefste Erstaunen über den veränderten Zustand dieses Festlandes nachdenken. Früher muß es von großen Ungeheuern voll gewesen seyn, wie die südlichen Theile von Afrika; jetzt finden wir nur den Tapir, das Guanako, das Armadillo und Capybara, wahre Pygmäen, wenn man sie mit den untergegangenen Racen vergleicht. Die größte Zahl, vielleicht alle, von diesen vorweltlichen Vierfüßlern lebten in einer sehr neuen Periode; manche von ihnen waren Zeitgenossen von noch lebenden Mollusken. Seitdem sie verloren gegangen sind, kann keine sehr bedeutende physische Veränderung in der Natur des Landes stattgefunden haben. Wodurch denn wurden so viele lebende Geschöpfe ausgerottet? In den Pampas, der großen Grabstätte solcher Ueberreste, gibt es kein Zeichen einer gewaltsamen Umwälzung, sondern im Gegentheil nur von sehr ruhigen und kaum merklichen Veränderungen. In Bahia Blanca suchte ich die Wahrscheinlichkeit nachzuweisen, daß die fossilen Edentata wie die gegenwärtigen Arten in einem trockenen und unfruchtbaren Lande lebten, wie man es jetzt in jener Nachbarschaft findet. Was das zu den Pachydermen gehörige Thier von Port Sanct Julian anbelangt, so kann dieselbe Bemerkung ausgesprochen werden und wird vielleicht durch seine Verwandtschaft mit dem Guanako oder Llama bestätigt. Aber was sollen wir von dem Tode des fossilen Pferdes sagen? Versagten diese Ebenen die Weide, da sie doch später mit

*) Uebersetzt von Dieffenbach. Braunschweig bei Fr. Vieweg.

**) Es erhielt neue und bedeutende Bestätigung in Bezug auf Australien durch die Sammlung von merkwürdigen Fossilien, die von Sir J. Mitchell nach England gebracht und von Hrn. Owen beschrieben worden sind und in Bezug auf Amerika durch die Entdeckungen von Lund.

Tausenden und Abertausenden von den Abkömmlingen der neuen Race bevölkert wurden, die der spanische Ansiedler mit sich brachte? In einigen Ländern mag die Zahl der später eingeführten Arten, indem sie die Nahrung der früheren Racen verzehrten, ihre Vertilgung veranlaßt haben, aber wir können kaum glauben, daß das Armadillo das Futter des ungeheuren Megatherium, das Capybara das des Toxodon oder das Guanako das der Macrauchenia verzehrt hat. Aber angenommen, daß alle solche Veränderungen klein gewesen sind, so sind wir doch so durchaus unwissend in Bezug auf die physiologischen Beziehungen, von denen das Leben und selbst die Gesundheit (wir machen nur auf die Epidemien aufmerksam) einer vorhandenen Art abhängt, daß wir noch viel weniger etwas Wahrscheinliches über Leben oder Tod einer erloschenen Art vorbringen können."

Schilderungen aus Persien.

4. Reise von Persepolis über Schiras nach Bebehan.

(Fortsetzung.)

Wir waren mit Tagesanbruch auf und folgten dem Thal von Descht Ardschan in südlicher Richtung. Der Boden war mit Schnee bedeckt und nach den umliegenden Bergen zu schließen, durch die ich am Nachmittag zog, mußte das Thal ein sehr hohes Tafelland bilden. Ein kleiner Bach, neben dessen Quelle das oben erwähnte Karawanserai lag, läuft hindurch und bildet einen Farsang weiter gegen Südosten einen See oder einen mit Binsen überwachsenen Sumpf. Descht Ardschan hat schöne Weiden, auf denen die Gestüte des früheren Firman Firmai weideten; der Prinz selbst besuchte oft den Ort um der Jagd willen, da es in den benachbarten Bergen Wild in Menge gibt; auch wilde Eber sollen sich in dem Geröhricht finden. Nach zweistündigem Ritt hatten wir einen kurzen Aufstieg, und dann ging's sehr rasch und lang hinab. Dieser von Nordwesten nach Südosten laufende Berg heißt Piri Zen, der Altweiber-Berg, und von seinem Gipfel herab bemerkt man einen höchst auffallenden Contrast. Das Thal des Descht Ardschan mit den Schneehöhen dahinter und die Ostabhänge des Piri-Zen waren mit Schnee bedeckt und trugen alle Anzeichen des Winters, während auf der Westseite gegen Katel-i-Dochter, d. h. den Mädchen-Berg, die Vegetation grün, die Luft balsamisch und warm und nicht ein Fleckchen Schnee zu sehen war. Ich pflückte selbst einige Frühlingsblumen, die zwischen den Steinen am Wege emporwuchsen. So diente die steile Kette des Piri-Zen als Scheidelinie zwischen Winter und Frühling, und die Namen „Altes Weib" und „Mädchen," welche die Perser diesen beiden Ketten geben, ist eine poetische Anspielung auf die bemerkenswerthe klimatische Verschiedenheit.

Als wir das Karawanserai von Mian-Katel mitten auf dem Abhang des Piri-Zen verließen, und das die beiden Ketten trennende Thal Deschtber, welches nur zum Theil angebaut und meist mit Waldbäumen bedeckt ist, durchzogen, ritt ich den Katel-i-Dochter hinauf, von dessen Höhe man eine herrliche Aussicht über die Ebene von Kasrun erhält. Der Abstieg von Katel-i-Dochter ist sehr steil, und ein steinernes, in Stufen abgetheiltes Pflaster läuft im Zickzack hinab. Es ist von Reisenden so oft beschrieben worden, daß ich dessen enthoben seyn kann, und nur meinen Zweifel ausdrücke, ob dieß die große Treppe (κλίμαξ μεγάλη) des Plinius sey, wie manche vermuthet haben, denn Plinius erwähnt ausdrücklich, dieselbe sey im Innern des Landes gegen Medien hin, was hier nicht der Fall ist.

Spät Abends und sehr ermüdet waren wir in Kasrun angekommen, und brachen zeitig am andern Morgen wieder auf; bis die Pferde gesattelt wurden, stieg ich auf das flache Dach meiner Wohnung, um eine Uebersicht über die Stadt zu gewinnen. Diese liegt in einer Ebene und muß früher von ziemlicher Ausdehnung gewesen seyn, gegenwärtig aber ist sie sehr verfallen, theils in Folge eines Erdbebens, theils durch den Krieg. Die Häuser sind von Stein mit weißem Cement verbunden, und die Wände weiß angestrichen, was der Stadt ganz im Widerspruch mit andern persischen Städten ein sehr reinliches Ansehen gibt. Fast in jedem Hofraum entdeckte ich Palmbäume, denn Kasrun ist der erste Ort westlich von Schiras, wo die Palme gedeiht. Außer der mohammedanischen Bevölkerung, die einige tausend Seelen betragen mag, enthält die Stadt auch vierzig jüdische Familien, aber keine Armenier. Der jetzige Befehlshaber des Orts ist ein Türke aus Tebris, Namens Mohammed Hasan Chan, ein Sartip oder General im Dienste des Schah; er hat etwa 400 Mann Infanterie, zwei Feldstücke und 40 bis 50 gut ausgerüstete Reiter unter sich.

Von diesem erhielt ich vier Mann zur Bedeckung, worauf ich die Ebene von Kasrun mit der Kette Katel-i-Dochter zur Rechten und der von Kamaridsch zur Linken in nördlicher Richtung durchzog, und bald nach Diriz und von da nach Taleghan gelangte. Dieß elende Dorf ist der Winteraufenthalt oder Kischlak des Gilewandstammes, und gegen jeden Ueberfall wohl geschützt durch eine Schaar wilder, zottiger Hunde, die uns mit lautem Bellen und andern nicht sehr freundlichen Demonstrationen entgegensprangen. Die Golams, welche Mohammed Hasan Chan mir mitgegeben, überlieferten mich hier einem Duzend Gilewand-Tufenktschis (Musketiere), die mich in das Land der Mamasenni geleiten, und so viel möglich gegen die Angriffe dieser rohen Bergstämme schützen sollten.

Die Ebene von Kasrun, welche in nördlicher Richtung nach dem Schapur-Fluß zu läuft, mag zwei Farsangen breit, drei lang seyn und ist sehr gut angebaut. Wenn man sich den Ruinen von Schapur nähert, wird das Land wilder, mit Gestrüpp und Baumgruppen bedeckt, unter denen der Gertschek *) wild wächst und eine Höhe von 12 bis 14 Fuß erreicht. Der Weg wurde jetzt etwas mehr östlich, und als wir uns den Bergen näherten, kamen wir an einer Cisterne mit klarem Quellwasser vorüber, die mit Wasserpflanzen bedeckt

*) Rhicinus Palma Christi, aus dem das Castoröl gewonnen wird.

und mit schlanken Bäumen eingefaßt war. Die Wände dieser Cisterne waren zum Theil mit großen, sehr gut gearbeiteten Blöcken von polirtem Granit eingefaßt, ähnlich denen, welche Hr. Morier unter den Ruinen von Schapur bemerkte; diese letztern sind über die Ebenen verstreut, von einer üppig wuchernden Vegetation fast versteckt, und ich hatte leider nicht Zeit, weder diese noch die Basreliefs an den Porphyrwänden beim Eingang des Thals von Schapur zu untersuchen, da meine Begleitung nicht geneigt war, dem scharfen, kalten Wind, der von dem Paß her blies, lange ausgesetzt zu bleiben. Ich tröstete mich deßhalb mit dem Gedanken, daß diese Ruinen schon von mehrern europäischen Reisenden, namentlich von den HH. Flandin und Coste besucht worden seyen. Das Thal von Schapur bietet sechs verschiedene Basreliefs dar, zwei auf dem linken und vier auf dem rechten Ufer des Flusses. Der Styl gleicht dem in den Sculpturen von Nakschi Rustam und Nakschi Kedscheb, aber die Arbeit ist nicht allenthaben gleich, und scheint von verschiedenen Händen und wahrscheinlich auch zu verschiedenen Zeiten gefertigt worden zu seyn. Ich erfuhr von meinen einheimischen Führern, daß vor wenigen Jahren der berühmte Mamasenni-Häuptling Weli Chan unter den Ruinen des Schlosses, das auf dem den Paß beherrschenden Berge liegt, einen bedeutenden Schatz von Goldmünzen gefunden habe, mit Figuren, ähnlich denen auf den Basreliefs (also aus der sasanidischen Periode), daß er sie eingeschmolzen und eine Kette zum Schmuck am Zaum seines Pferdes daraus habe machen lassen.

Als ich an dem Lager des Daschmen-Zivari-Stammes angelangt war, fanden wir hier bloß Weiber und Kinder, die mit ihren Hunden einen furchtbaren Lärm erhoben, und heftig gegen unsern Aufenthalt während der Nacht protestirten. Nur mit Schwierigkeit konnte ich den Weibern begreiflich machen, daß sie nichts zu fürchten hätten, und daß sie für die Nahrung für Menschen und Vieh bezahlt werden sollten. Endlich gaben sie nach und räumten uns eine Hütte ein. Der Boden bestand aus einem erhöhten Estrich, über dem eine schwarze Decke auf Pfählen ausgespannt war. Dieß ist die gewöhnliche Wohnung der Nomaden in ihrem Germesir*) oder Winterlager. Zuerst verschafften wir uns grobes Waizenbrod und Schafmilch, dann ward ein junges Böcklein am Spieße gebraten, und war unsern hungrigen Mägen äußerst willkommen. Nach und nach erstarben die schrillen Stimmen der Weiber, das Geschrei der Kinder und das Bellen der Hunde, alles war in Schlaf versunken, ich aber brachte den größten Theil der Nacht mit Ordnung meiner Reisebemerkungen und mit Briefschreiben zu, denn ich befand mich jetzt auf selten betretenem Boden und war im Begriff unter die wilden Stämme der Mamasenni, Khogilu und Bachtiaren zu reisen. Die Localität selbst bot Stoff genug zum Nachdenken, denn in diesem Thale liegen die Ruinen von Schapur, einst die schöne Lieblingsresidenz der stolzen Sasanidenfürsten. Auf diesen Felsen hatte der gewaltige Schapur der Nachwelt seinen eigenen Ruhm und die Schmach Roms verkündet, jetzt aber ist das Reich des Siegers und des Besiegten längst zusammengebrochen, zum Zeichen der Nichtigkeit aller Erdengröße.

*) Hier scheint also das „türkische Kischlak" nicht mehr der für die Winterlager gebräuchliche Ausdruck. A. d. U.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen aus den englischen Colonien.

Westindien.

Von den Bahamas hat eine Auswanderung nach Guiana begonnen; die Regierung wünschte anfangs solche nicht, weil sie die Bahamas wegen ihrer wichtigen militärischen Lage gern möglichst bevölkert gesehen hätte, aber die einzelnen Inseln sind ziemlich unfruchtbar, auch zuweilen der Dürre ausgesetzt, so daß die emancipirten Neger, so wie die frisch hingebrachten Afrikaner in Hungersnoth gestürzt wurden, und eine Anzahl derselben auswanderte, um ihr Unterkommen anderswo zu suchen. Eine Gesellschaft in Berbice hat die Lage derselben benützt und ein Schiff hingesendet. (Col. Gaz. vom 12 März.)

In Jamaica war in kurzem die Assembly wieder gewählt worden, auch Farbige befanden sich unter den Gewählten, und die Missionäre hatten zwar nicht die Majorität, doch eine nicht unbedeutende Stimmzahl erhalten, so daß der Beschluß hinsichtlich einer Einführung von Culi-Arbeitern gefährdet war. Einige Anlagen, ihn ganz zu beseitigen, wurden mit 27 gegen 16 und 24 gegen 18 Stimmen beseitigt, aber man wagte doch nicht, dieselbe Zahl wie in Guiana, nämlich 5000, in Vorschlag zu bringen, sondern nur 3000, und auch diese Zahl wurde in Folge der Verhandlungen noch auf 2000 herabgesetzt, was die Pflanzer- und Handelspartei sehr mißfällig aufnahm. Es war darum auch später davon die Rede noch weitere 50,000 Pfd. St. für Einwanderung zu verwilligen, wogegen sich aber die Bittschriften heftig aussprachen.

In Guiana wurde am 9 October zu Neu-Amsterdam eine öffentliche Versammlung unter dem Vorsitz des Sherif gehalten, in welcher die Einführung von Arbeitern besprochen werden sollte, allein nach längerem Streit schieden die Missionäre mit den Schwarzen aus, und nun erst gingen die Anträge zur Beförderung der Einwanderung durch; der Versuch, durch eine solche öffentliche Versammlung die Gemüther einander näher zu bringen, war völlig fehlgeschlagen, und namentlich wurde die heftigste Stimmung unter den Pflanzern gegen die Missionäre laut, die man beschuldigte, daß sie geheime Versammlungen gehalten und die Gemüther der Schwarzen in Flammen gesetzt hätten. (Col. Gaz. vom 23 Nov.)

Ein Beweis der herrschenden Stimmung liegt in folgendem von der Col. Gaz. (23 Nov.) nach der George Town Royal Gazette berichteten Vorfall. Ein Steuerbeamter hatte von den schwarzen Höfern die Bezahlung der Verkaufslicenz mit etwas unklugem Eifer eingetrieben. Die Sache erregte große Erbitterung unter dem betroffenen Theil der schwarzen Bevölkerung, und ein Missionär, Namens Rattray, erließ in den Guiana Times ein öffentliches Schreiben, worin er das Benehmen des Steuercommissärs als ungesetzlich angriff und behauptete, wenn er Reiche und nicht armes Volk vor sich gehabt hätte, würde er nicht so verfahren seyn. Dieß war Oel ins Feuer gegossen, und man sagt

sagar, Hr. Rattray habe am nächsten Sonntag nicht nur gegen die Steuer, sondern auch gegen mehrere benachbarte Pflanzer als den Arbeitern feindlich gesinnt gepredigt, indem diese durch ihre Nachrichten den Steuercommissär zur Beitreibung der Zahlung veranlaßt hatten. Wenige Tage darauf wurden einige Pflanzungen in Brand gesteckt, und wie man mit großer Zuversicht behauptete von Schwarzen aus der Nachbarschaft. Ob es sich mit diesen Beschuldigungen beiderseits ganz richtig verhalte, ließ sich im Augenblick nicht ermitteln,*) aber jedenfalls beweisen sie, in welchem Zustand diese Colonie ist und wie sich die verschiedenen Theile der Bevölkerung gegenüberstehen.

*

Daß sich diese Stimmung keineswegs auf Guiana beschränkt, kann man aus nachstehendem Vorfall auf St. Lucia abnehmen, wo freilich noch der Umstand dazu kommt, daß die Negerbevölkerung französisch spricht, und namentlich durch flüchtige Schwarze aus Martinique, die den Spitznamen Passe-par-terres führen,**) in Aufregung gehalten wird. Ein farbiger Junge war wegen eines erwiesenen Meineids vor Gericht zu einem Monat Gefängniß und 15 Peitschenhieben verurtheilt worden. Dieser letztere Beisatz erregte, als an die Sklavenzeit erinnernd, große Aufregung und ein Auflauf fand statt, in welchem sich die Schwarzen und Leibeigenen reichlich mit Säbelmessern und selbst Flinten aus den Waffenläden versorgten. Sie entlehnten solche Waffen bloß und gaben sie nachher sehr sorgsam zurück. Mehrere Beamte, ein Richter und der Gouverneur selbst wurden mit Geschrei und Drohungen überhäuft. Jetzt erschien Militär, der Haufe stäubte auseinander, und hätte man jetzt die Auspeitschung der Schuldigen vollzogen, so wäre wahrscheinlich die Sache vorbei gewesen. Aber der Gouverneur nahm eine Deputation der Farbigen an, versprach die Sache zu überlegen und erließ endlich eine Bekanntmachung, daß dem Burschen die Peitschenstrafe erlassen seyn solle, da der Gefängnißarzt erklärt habe, die Körperstrafe könne sehr nachtheilige Folgen auf seine Gesundheit haben. Diese Nachgiebigkeit hatte den Erfolg für den Augenblick alles zu beschwichtigen, aber drei Tage nachher brach unter den schwarzen Arbeitern an den öffentlichen Straßen ein Aufstand aus, der mit Gewalt gedämpft werden mußte, und der Gouverneur sah sich veranlaßt, demjenigen, der genaue Nachricht über die Leute bringe, welche das Gerücht ausstreuten, die Regierung wolle wieder die Sklaverei einführen, eine Belohnung von 250 Dollars zu versprechen.

*

Es ist nicht mehr als billig, daß wir nach den bittern Ausfällen der Colonial Gazette und der westindischen Blätter gegen die Missionäre auch einmal diese reden lassen. Einer derselben, Hr. E. A. Wallbridge, hat auf den obenerwähnten Artikel der Royal Gazette geantwortet; diese Antwort ist sehr scharf, namentlich in dem Punkt, wo die Colonial Gazette und andere den Missionären das Recht absprechen, sich in solche Angelegenheiten zu mischen, und er legt die ganze Grundsuppe des Streits auf, der gegenwärtig so manche Länder in Europa berührt: „so lange Bischöfe und Geistlichkeit die geschmeidigen politischen Werkzeuge der bestehenden Staatsgewalt sind, so lange klagt man nicht gegen Geistliche, die sich in die Politik mischen, sobald aber sie oder andere Diener der Religion das Recht des Volks zu vertheidigen wagen, sich hochgestellten Personen widersetzen, dann erhebt man alsbald ein Geschrei gegen Pfaffen, die sich in Politik mischen.“ Die Colonial Gazette hatte bemerkt, Geistliche hätten sich in politische Dinge nicht zu mischen, „außer wenn sie durch die Umstände gezwungen würden.“ Dieß faßt der Briefsteller auf und fährt dann fort: „Die Colonial Gazette gesteht also, daß es Umstände geben kann, unter denen ein Diener des Evangeliums gerechtfertigt ist, wenn er an einer Frage über Arbeitslohn, Einwanderung oder sonst einen politischen Gegenstand Antheil nimmt. Und die Colonial Gazette steht in diesem Zugeständniß nicht allein, denn ich weiß Fälle, wo westindische Grundbesitzer und Pflanzer der Ansicht waren, sie verlangten von einem Missionär nichts, das über seine Pflicht hinausgehe, wenn sie ihn angingen mit den Arbeitern sich wegen des Taglohns zu besprechen. Dann freilich sollte er den Arbeitern sagen, sie sollten niedern Lohn nehmen und in den Tarif der Pflanzer einwilligen. Wollten die Missionäre nur handeln, wie die Geistlichen der Staatskirche gehandelt haben, d. h. sich den Pflanzern verkaufen für einen Antheil an den von der Regierung für die Geistlichkeit ausgeworfenen Summen, wollten sie nur ihren Einfluß für die Einwanderung fremder Arbeiter verwenden, dann dürften wir so thätig seyn, als wir wollten, und je thätiger wir wären, desto mehr gefiele den Pflanzern unsere Geschäftigkeit in Dingen, die der Colonial Gazette zufolge zu weltlich für geistliche Einmischung sind. Die Londoner Missionäre in Brittisch-Guiana glauben, „„daß sie durch die Umstände genöthigt““ sind, durch alle ihr zu Gebot stehenden gesetzlichen, constitutionellen und friedlichen Mittel — und selbst unsere bittersten Feinde fordern wir heraus, wenn sie können, zu beweisen, daß wir je andere angewendet haben — die Einwanderungsplane zu hintertreiben, da sie am Ende den eigentlichen Grundbesitzern sich so nachtheilig als den arbeitenden Classen erweisen werden, und darauf hinwirken einige Wenige auf Kosten der Mehrzahl zu bereichern. Die Frage zwischen der Colonial Gazette und den Londoner Missionären dreht sich also bloß um die „„Umstände,““ welche die Einmischung in solche politische oder weltliche Angelegenheiten rechtfertigen. Wir, d. h. meine Brüder und ich, glauben, daß die Stellung, in welcher wir uns den einst Sklaven gewesenen Schwarzen gegenüber befinden, uns rechtfertigt, ja zwingt, die Rolle zu spielen, welche wir in Bezug auf den Einwanderungsplan zu spielen völlig entschlossen sind, wenn wir unsere Gewissen nicht mit dem Gefühl belästigen wollen, daß wir die Pflichten gegen unsere Nebenmenschen vernachlässigt haben.“ Die Missionäre scheinen also im allgemeinen den Taglohn, der zwischen 2¼ und 4 Sch. schwankt und den man gern auf 2¼ Sch. (1 fl. 30 kr.) erhalten möchte, für zu niedrig zu halten. Nach unsern Geldverhältnissen wäre er hoch, aber auch nach westindischen? Das ist eine Frage, die wir nicht beantworten können, und auf welche sich die Vertheidiger der Pflanzer nicht einlassen. Ist dieser Taglohn verhältnißmäßig niedrig, so steht den westindischen Inseln eine ähnliche financielle Revolution wie vor 7 Jahren Nordamerika und vor 4 Jahren Australien bevor, und dagegen werden alle Anstrengungen der Pflanzer wenig helfen.

---

*) Später wurde eine genaue Untersuchung durch den High Sheriff angeordnet, und dieser stellte — nach dem officiellen Bericht desselben vom 24 Oct. (s. Col. Gaz. vom 14 Dec.) — die völlige Nichtbegründung der Anklage heraus, auch mußte Hrn. Rattray öffentlich Ehrenerklärung gegeben werden.

**) Wenn man namentlich in Castries einen Vagabunden anhält und fragt, woher er gekommen sey, so antwortet er gewöhnlich, er sey zu Lande hergekommen, um nicht gestehen zu müssen, daß er aus Martinique entflohen sey. Daher gab man ihnen den obigen Spitznamen, weil sie alle „zu Lande“ angekommen seyn wollen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 101.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 April 1845.

Die Ukraine. *)

Der Name Ukraine, der ursprünglich willkürlich ein Land „an der Gränze“ bezeichnet, ist von den Polen und Russen in sehr verschiedenem Sinne angewandt worden. Nach der Besiegung des Fürstenthums Kiew durch die Litthauer bildete der südliche Theil des Kiew'schen Landes die Gränze nach den meist nomadisirenden Steppenbewohnern hin; diese Gegenden wurden von den Polen mit dem Namen Ukraine bezeichnet. Die polnische Herrschaft dehnte sich über die meisten Besitzungen des alten Großfürstenthums Kiew aus bis fast in die Gegenden des Donetz. Erst im 17ten Jahrhundert, unter dem Zaaren Alexei Michailowitsch, wurde die Polenherrschaft in diesen Gegenden beschränkt. Die in der Steppe unabhängig herumschweifenden Kosacken, die sich zu verschiedenen Staaten am Don und Dniepr vereinigt hatten, schlossen sich wechselsweise dem einen oder anderen Reiche an, ohne deßhalb ihre feindlichen Gesinnungen, sobald es ihr Vortheil wollte, gegen beide zu verbergen. Die wachsende Macht der Moskowiter bewog viele der östlichen Kosacken, sich an Alexei anzuschließen, und sich zum Schutz gegen Polen in verschiedenen Colonien am Donetz, an der obern Worskla und dem Psiol anzusiedeln. Diese Gränzansiedelungen der Kosacken, hauptsächlich über das jetzige Gouvernement Charkow ausgedehnt, wurden von den Russen zu jener Zeit mit dem Namen Ukraine belegt, der sich auch noch jetzt, wo die Gränze wieder nach Westen, weit über das alte Großfürstenthum hinaus gerückt ist, für diese Gegend erhalten hat. Der Name Ukraine wird durchgängig noch jetzt in Rußland für diesen östlichen Länderstrich gebraucht; doch hat man ihn mit dem Fortrücken nach Westen weniger bestimmt von Kursk an bis zu den entlegenen Dniepergegenden ausgedehnt, und noch jetzt hört man von den Gutsherren dieser Gegenden nicht selten das Gouvernement Pultawa zur Ukraine ziehen.

Die ursprüngliche Ukraine, unter demselben Himmelsstrich gelegen, wie das Gouvernement Pultawa, stimmt in vielen wichtigen Naturverhältnissen mit diesem überein. Die Gestalt der Oberfläche des Landes ist jedoch wesentlich verschieden. Während Pultawa als eine einzige unübersehbare Ebene erscheint, wird die Ukraine von einem mannichfach gestalteten Hügellande gebildet. Dieß steht aufs auffallendste mit der geognostischen Zusammensetzung des Landes in Verbindung. Die höchsten Punkte im Innern von Rußland bilden einen zusammenhängenden Höhenzug von Smolensk an in südöstlicher Richtung über Orel hinaus, das Quellland der Soscha, Desna und Oka; hier herrscht das Uebergangsgebirge, besonders die Formation des alten rothen Sandsteins. Diesem Höhenzuge, über den die Wasserscheide zwischen dem Wolga- und Dnieprgebiet verläuft, schließt sich nach Südwesten ein niedriger gelegenes Hügelland an, das sich zwischen der mittleren Soscha und dem Donetz und mittleren Don ausbreitet; überall an den Flußufern tritt auf diesem Gebiet das Kreidegebirge in mannichfacher Gestalt zu Tage, und die Ukraine bildet ungefähr die Mitte dieses Hügellandes. Das Land zwischen dieser zweiten Hügelterrasse und dem Dniepr und Donetz, die dritte niedrigste Terrasse, wird von der weiten Ebene gebildet, in welcher der untere Theil der Flüsse Soscha, Desna, Psiol, Worskla und Samara verläuft; es ist das Steppenland des Gouvernements Pultawa und Tschernigof, das sich bis in den Süden des Gouvernements Mohilef fortsetzt. Diese weite Fläche ist von mächtigen diluvialen Sandschichten bedeckt, über denen sich die fruchtbare Humusdecke der schwarzen Erde entwickelt hat. So geht hier die Gestalt und Erhebung des Landes über die Meeresfläche eine genaue Parallele mit der geognostischen Zusammensetzung des Bodens ein. Nach der von der Natur scharf bezeichneten Gränze beginnt die alte Ukraine zwischen den Städten Pultawa und Charkow.

Sobald man die Sanddünen am linken Dnieprufer, östlich von Krementschug, überschritten hat, fühlt man sich wieder mitten in der leeren Steppe, bis man zu den Ufern des Psiol gelangt. Nichts kann überraschender seyn, als der plötzliche Wechsel der Natur, den eine solche tiefe, weite Thalfläche im Gegensatz zur hohen Ebene zeigt: hier die kahle Fläche, und unten zu den Füßen ausgedehnte reiche Dörfer

*) Aus Blasius' Reise im europäischen Rußland.

mit schönen Obstgärten, Wäldern und Gebüschen. Von der Ebene aus senkt sich die rechte Uferwand gegen 80 bis 100 Fuß steil bis auf die Thalfläche hinab. Längs der Thalwand ziehen sich ausgedehnte Wälder von Ulmen, Linden, Eichen, Eschen und Espen hin bis in die Nähe des Flußbettes, das sich mitten durch eine mit sterilem, weißem Triebsande bedeckte Fläche windet. An den steilen Sandabstürzen zeigt sich keine Spur von schwarzer Erde; die schwarze Humusdecke auf der tiefen Thalfläche ist jedoch mächtiger, als die auf der Höhe der Ebene. Nur auf der bei jedem hohen Wasserstande überschwemmten, vegetationslosen Triebsandfläche dicht am gewöhnlichen Flußbett fehlt sie ganz. An der linken, schwach ansteigenden Thalwand stellt sie sich bald wieder in alter Mächtigkeit ein.

Nichts ist augenscheinlicher, als daß die weiten Flußthäler bloß der Gewalt des Wassers ihren Ursprung verdanken, und nur Auswaschungen in der ursprünglich gleichmäßigen Ebene sind. Um so überraschender ist das Mißverhältniß der Tiefe und Breite der Thäler zu der jetzigen geringen Wassermasse. In einem Thal von 100 bis 150 Fuß Tiefe und ein bis zwei Werst Weite bewegt sich versteckt ein Fluß, der den größten Theil des Jahres kaum 20 bis 30 Schritte breit ist. Von den Frühlingswassern schwillt der Fluß zwar mächtig an, bedeckt aber doch immer nur einen geringen Theil der Thalwandfläche.

Schilderungen aus Persien.

4. Reise von Persepolis über Schiras nach Bebehan.

(Fortsetzung.)

Mit dem Grauen des Tages waren meine Führer in Bereitschaft, mich zu einer natürlichen Höhle hoch oben am Berge zu geleiten, wo eine kolossale Statue sich finden sollte. Mit großer Schwierigkeit kletterte ich den steilen Felsenhügel hinauf, der zum Theil so schlüpfrig war, daß ich die Stiefel ausziehen und auf allen Vieren kriechen mußte. Dabei konnte ich nicht umhin, die ziegenartige Gewandtheit meiner Führer zu bewundern, die mit einer Sicherheit und Nonchalance von Fels zu Fels sprangen, als schritten sie auf ebenem Boden fort. Die Bergbewohner Persiens tragen allgemein eine Art Sandalen mit aufgebogenen Spitzen, um die Zehen gegen die Dornen zu schützen. Derjenige Theil der Sandalen, welcher die Seiten bedeckt, ist mit dicker, gedrehter Baumwolle geflochten und sehr elastisch, die Sohle aber, statt aus Einem Lederstück zu bestehen, ist aus kurzen Streifen roher Ochsenhaut fest zusammen genäht. Es ist erstaunlich, wie dauerhaft diese Sandalen sind, und wie sehr sie das Auf- und Absteigen an den Bergen erleichtern, da sie das Ausgleiten verhindern.

Wir erreichten endlich die Mündung der Höhle, welche am Eingang sowohl als im Innern sehr geräumig ist. Eine kolossale Figur lag vor uns, der Kopf halb in der Erde begraben, die Füße oder vielmehr die Stumpen derselben aufwärts gerichtet, während auf einem mächtigen Stein, der als Piedestal dient, noch der untere Theil der Büste mit den Sandalen zu sehen war. Die Statue muß die Decke erreicht haben, und bildete wahrscheinlich einst eine natürliche Säule, welche den obern Theil stützte, ehe man sie zur Bildsäule Schapurs umschuf. Auch die Arme waren gebrochen, und ich mußte die Erde wegräumen, ehe ich mich versichern konnte, welche Art von Tiara der Kopf trug. Während meine Führer geschäftig waren, die Fackeln zu bereiten und sie in Naphtha zu tauchen, das ich zur Vorsicht aus Kasrun mitgenommen hatte, zeichnete ich die Figur und machte mich dann auf ins Innere der Höhle. Wir kamen von einer Kammer in die andere, bald durch breite, bald durch schmale Gänge; lange Stalaktiten hingen von der Decke herab, und manchmal warfen die weißen Kalkwände den Glast unserer Fackeln zurück, an andern Stellen aber waren sie gelblich mit dunkeln Streifen und modrigen Flecken, die durch das aus Ritzen dringende Wasser und die allgemeine Feuchtigkeit dieses unterirdischen Aufenthalts erzeugt waren. Ich wünschte sehr bis ans Ende der Grotte zu gehen, aber meine Führer versicherten mich ganz ernsthaft, die Grotte habe gar kein Ende, selbst Weli Chan, der neuere Rustam der Mamasenni, habe einmal sich weit in die Eingeweide der Erde hineingewagt, sey endlich in einen geräumigen Saal gekommen, durch den ein unterirdischer Fluß strömte, und habe hier eine Nacht mit seinen Freunden gezecht; niemand sey jedoch weiter gekommen und man könne in der That auch nicht weiter gehen. Diese Erzählung hätte mich freilich nicht abgehalten weiter vorzudringen, allein unsere Fackeln erloschen oder wurden naß, eine nach der andern, so daß wir aus der Noth eine Tugend machen und umkehren mußten.

Wir stiegen hinab und betraten um eilf Uhr das Thal des Koh-mereh oder Descht-i-Ber, und wandten uns nordwärts. Dieß Thal liegt zwischen den Bergketten Piri Zen und Katel-i-Dochter, und mag einen bis anderthalb Farsang breit seyn. Um Mittag erreichten wir das Lager Dschehangir Chans, Häuptling des Stamms der Daschmen-Zivari. Meine Führer, die mich von Kasrun hergeleitet hatten, überlieferten mich dem Häuptling, empfingen von ihm eine Bescheinigung, daß ich gesund und wohlbehalten in seinem Zelt angelangt sey, und verließen mich dann. Ich hielt auf meiner ganzen Reise durch diesen wilden Landstrich das Verfahren ein, mich wie einen Waarenballen von Hand zu Hand überliefern zu lassen, und hatte allen Grund mit den Folgen dieser Vorsicht zufrieden zu seyn.

Die Residenz Dschehangir Chans bestand aus einem viereckigen Thurm, der aus Lehm aufgeführt, außen weiß angestrichen und mit Schießscharten versehen war; rings umher lagen Rohrhütten der Mamasenni oder schwarze mit Matten bedeckte Zelte. Die Daschmen-Zivari bilden seit dem Tode ihres obersten Häuptlings Mohammed Riza Chan, der im J. 1840 zu Schiras auf Befehl des damaligen Gouverneurs, Prinz Feridun Mirza, hingerichtet wurde, drei Abtheilungen, die eine unter Aga Chan, dem Sohne des Hingerichteten, die andere unter Hadschi Husein Chan, und die dritte zu Tschenoschedschan unter dem Befehle Dschehangir Chans. Tschenosched-

schan war das Germesir oder Winterquartier Mohammed Riza Chans, und ist eine weite Ebene, die östlich durch eine Fortsetzung des Piri-Zen, nordwestlich durch einen Ausläufer derselben Kette und im Süden durch das Ende des Kateli Dochter begränzt ist. In den Thälern sowohl als an den Abhängen der Berge finden wir die Balut, eine Eichenart, deren Eicheln zu einem Brei gemacht werden, welcher den Iliyats als Nahrung dient. Die sehr steilen Höhen des Piri-Zen sind alle voller einzelnen Gipfel, und hinter denselben erhebt die Kette von Ardekan ihr Schneehaupt.

Beim Eintritt in das Land der Mamasenni warnte ich meine Bedienten, ja auf alles wohl Acht zu haben, weil die Eingebornen, so wie sie nicht rauben können, auf alle mögliche Weise stehlen. Ich war glücklich genug nicht ein Stück zu verlieren, aber einer meiner Bekannten, der das Lager zu Tschenoschedschan einige Monate später besuchte, erzählte mir, daß die Mamasenni, während er schlief, ihm seinen Säbel unter dem Kopfkissen weggestohlen hätten, indem sie ihn vorsichtig aus der Scheide zogen und letztere zurückließen. Der Europäer argwöhnte, Dschehangir habe selbst den Diebstahl begangen, bewunderte aber die schlaue Art, und übergab am nächsten Morgen seinem Wirth auch die Scheide, da er für seinen neuacquirirten Säbel wohl eine nöthig haben werde. Der Chan nahm sie und dankte ihm.

Am folgenden Morgen bestieg ich um 7 Uhr mein Pferd, begleitet von zwölf Iliyat-Tufenktschis, die mich nach der nächsten Station begleiten sollten. Die Richtung des Wegs war nördlich, bis wir aus den Balut-Wäldern herauskamen und die Höhen von Mune-nahl erreichten. Dieß ist die Gränze der Districte Kasrun und Fahliyan. Als wir den Mune-nahl hinabritten, betraten wir wiederum ein gegen Nordnordost gewendetes Thal, das mit Eichen bewachsen war, und erreichten gegen 10 Uhr eine Bastengah, d. h. einen Bergvorsprung, den man mir als die Stelle bezeichnete, von wo die Mamasenni und ihre Nachbarn, die Bovi vom Koghilu-Stamm, die Karawanen überfallen. Der Platz ist, das muß man gestehen, zu solchen Zügen sehr geeignet. In den Bergen zur Rechten ist das schöne Thal Bum mit seinen Weingärten und Granatenwäldern, während hinter den Bergen links ein öder Strich, Namens Mohur sich gegen den persischen Golf ausdehnt, der nur von Löwen, Wildschweinen und Antilopen bewohnt ist.

Wir beunruhigten durch unsern Marsch eine Anzahl Weiber und Knaben, welche mit Eichelnsammeln beschäftigt waren und, sobald sie uns in der Ferne erblickten, davon liefen. Vergebens riefen wir ihnen zu, sie sollten sich nicht fürchten; je lauter wir riefen, desto eiliger rannten die armen Dinger, bis wir sie endlich im Dickicht aus dem Gesicht verloren. Dieser unbedeutende Umstand liefert den besten Maaßstab, wie unruhig das Land sey, das wir eben durchzogen.

Nach eilf Uhr erreichten wir die Ebene von Sahrai Behram, an deren Eingang ich ein Basrelief auf einem Felsen ausgehauen fand, das diesen Fürsten sitzend darstellt zwischen zwei stehenden Figuren auf jeder Seite. Da nur Kämpfer eine kurze Nachricht über diese Abbildung gegeben hat, so kann ich wohl eine kurze Beschreibung hier mittheilen. Man erkennt Behram an der zweihornigen Tiara mit breiten, auf die Schultern herabfallenden Netzen, wie sie gewöhnlich auf den Denkmälern sasanidischer Könige sind; auch hat er den großen Kopf mit gelocktem Haar, das die Bilder der Fürsten dieser Dynastie auszeichnet. Die beiden Figuren links tragen eine Art Mitra auf dem Kopfe, ähnlich den Mobeds oder hohen Priestern zu Persepolis, und haben Bärte; sie sind in Profil, das Gesicht gegen den König gewendet; die eine derselben hat ein gerades Schwert in der Hand, dessen Spitze abwärts gesenkt ist. Die zwei Figuren rechts, gleichfalls im Profil und gegen Behram gewendet, haben keinen Bart und tragen Mützen, wie man sie auf einigen Münzen der Arsaciden findet. Ihre Hände sind gefaltet und bittend erhoben. Alle Figuren, die des Fürsten ausgenommen, haben volle, faltenreiche Beinkleider. Dieß ist alles, was sich unterscheiden läßt, denn leider hat weder die Hand der Zeit, noch die Araber dieß alte Denkmal geachtet. Die Arbeit daran ist roher als zu Nakschi Rustam, Nakschi Redscheb und selbst als zu Schapur. Vielleicht ist die Felsart daran schuld, oder auch daß nach Schapurs Tode die schönen Künste in Persien sanken.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen aus den englischen Colonien.

Westindien.

Einen Begriff von der Umwandlung der Dinge in Westindien kann eine neulich angefertigte statistische Arbeit in Guiana geben. In Guiana fanden sich im Jahre 1842 mit Einschluß einer nicht unbedeutenden Anzahl neuer Einwanderer 79,000 schwarze Einwohner. Von diesen hatten sich 8322 Familien mit 15,906 Personen größere Landstücke gekauft und Häuser zum Theil mit einer Ausgabe von 2 bis 300 Pfd. St. darauf gebaut. Diese Zahl muß sich in den letzten zwei Jahren nicht unbedeutend, wie es scheint auf mehr als 4000, vermehrt haben, so daß der vierte Theil der schwarzen Bevölkerung jetzt mittlere Landbesitzer sind, denn die Zahl der kleinen Landbesitzer, welche die von ihnen schon als Sklaven besessenen Grundstücke käuflich an sich gebracht haben, ist viel größer. Man kann sich hieraus ohne Mühe abnehmen, warum es für die großen Plantagen an Arbeitern fehlt, und man hat eben nicht nöthig, wie es jeden Augenblick geschieht, die Missionäre anzuklagen, daß sie die Schwarzen von der Arbeit abhalten. Das Obige ist einem Artikel der Royal Gazette von Guiana entnommen, der die Aufschrift führt: „die schwarze Bauerschaft von Guiana."

*

Schon im October wurde auf Antigua der Antrag gemacht, daß man sich mit allen andern Inseln in Verbindung setzen solle, um gemeinsam die Maaßregeln dem Colonialminister vorzuschlagen, welche dem gedrückten Zustande aufhelfen sollten. Was in dieser Beziehung verabredet wurde, läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, doch ist aus den Zeitungen leicht zu entnehmen, daß man eine starke Ermäßigung der Zuckerzölle verlangte, wie sie denn auch durch die neuesten Maaßregeln Peels gewährt wurde. Ob dadurch dem Uebel abgeholfen wird,

steht sehr dahin, denn Peels Annahme, daß statt 200,000 Tonnen Zucker in Folge der Preisermäßigung 50,000 verbraucht werden würden, ist höchst zweifelhaft, und eine Steigerung der Preise höchstens nur für 1 bis 2 Jahre zu erwarten.

*

Ein anderes Hülfsmittel schlugen die Missionäre vor in einer Art Manifest, das sie an die Pflanzer und Geschäftsführer in Guiana richteten. Darin drangen sie namentlich auf Einschränkung in den Ausgaben, auf einen geordneten Lebenswandel der Pflanzer und auf die Einführung einer Art Metairiesystem auf den Pflanzungen. Die Col. Gaz. vom 28 Dec. verwirft diesen letzten Vorschlag als durchaus unpraktisch und schon durch die Erfahrung widerlegt, völlig, allein es fragt sich, ob man nicht das Metairiesystem auf eine Art auszubeuten suchte, die allen Vortheil dem Pflanzer ließ. Aus allem ergibt sich, daß die Frage im Wesentlichen durchaus eine ökonomische ist: die Pflanzer haben fast die unbeschränkte politische Macht, und bedienen sich dieser und ihres Einflusses, um den alten unhaltbar gewordenen Zustand der Dinge aufrecht zu erhalten. Wer sie in diesen Mitteln stören will, ist ihr Feind und wird auf alle Weise verfolgt, verhindern aber wird sich die financielle, durch die Abschaffung der Sklaverei unvermeidlich gewordene Umwälzung doch nicht lassen, was jedoch aus den dadurch veranlaßten oder verbitterten Streitigkeiten hervorgeht, läßt sich noch auf keine Weise absehen.

*

Die Jamaica Times (Col. Gaz. vom 11 Jan.) bespricht den allgemeinen Zustand dieser Insel, welche wegen ihrer großen Ausdehnung von dem relativen Mangel an Arbeitern am meisten gelitten hat, und gibt folgende Specialitäten an. Vor 1830, wenigstens von 1799 bis 1821, erzeugte Jamaica durchschnittlich 2 Mill. Ctr. Zucker; im Jahre 1830, dem Jahre vor dem großen Sklavenaufstande, 1,379,000, und im Jahre 1843 war dieses Erzeugniß auf 659,000 Ctr. herabgesunken. (Heuer rechnet man auf 8 bis 900,000 Ctr. als auf eine sehr gute Ernte, falls sie ganz eingebracht werden kann und es nicht an Arbeitern fehlt.) Die Abnahme der Zuckererzeugung datirt sich also schon aus der Zeit vor der völligen, im Jahre 1838 erfolgten Emancipation, weil die Sklaven bereits schwieriger geworden waren — ein Beweis, daß die Emancipation kein so ganz freiwilliger Act war, als die Engländer gewöhnlich glauben machen wollen, denn die gewaltsame Aufrechterhaltung der Sklaverei kostete bedeutende Summen. Im Jahre 1820 war der letzte Sklavencensus und dieser ergab 311,000 Köpfe. Rechnen wir die 11,000 für Hausdienerschaft ab, so bleiben 300,000. Im Jahre 1844 wurde ein Census aufgenommen, nach welchem 180,000 sich als Arbeiter irgend einer Art, Ackerbauer oder Handwerker angaben, 142,000 abermals ohne bestimmte Beschäftigung. Daraus ergibt sich denn freilich, daß der Anbau des Bodens nicht in der frühern Weise fortgesetzt werden konnte, um so mehr, als die, welche wirklich arbeiteten, doch nicht so viel thaten, als damals, wo man sie mit der Peitsche trieb.

*

Ein Preuße, Baron von Griesheim, der durch eine Heurath Grundeigenthum in Guiana erlangt hatte, schrieb seine Bemerkungen über den Zustand der Colonie nieder, welche aber den Pflanzern und ihren Vorsprechern nicht sehr gemundet zu haben scheinen. Er verlangt nämlich Trennung der Zuckerfabrication von dem Plantagenbau und Einführung der bessern Maschinen von Derosne. Die Einrichtung solcher Maschinen würde es möglich machen, daß eine mit denselben versehene Zuckerfabrik dem Pflanzer für das gelieferte Zuckerrohr dieselbe Masse Zucker unentgeltlich zurückstellte, die er früher aus dem Rohr gewann, und daß sie dennoch einen bedeutenden Profit machte, weil diese Maschinerie das Zuckerrohr ohne Vergleich viel vollkommener auspreßt. Man scheint aber nicht sonderlich geneigt, an die Colonie ein so bedeutendes Capital, wie solche Anlagen erfordern, zu wagen, und bleibt lieber bei der alten Methode, Arbeiter in der halben Welt herum zusammenzusuchen.

*

Im December vorigen Jahres starb auf Sta. Lucia ein Neger, Namens George Aubert, als Generaladvocat. Er war der erste Schwarze auf der Insel, welcher Advocat wurde, sprach französisch und englisch gleich fertig, und seine strenge Redlichkeit, seine männliche Unabhängigkeit, so wie seine Geschäftskenntniß waren der Gegenstand allgemeiner Anerkennung.

*

In Trinidad ging der Antrag durch, 250,000 Pfd. St. zum Behuf der Culi-Einwanderung aufzunehmen und binnen fünf Jahren zu verwenden.

*

Eines der neueren Blätter der Col. Gaz. (vom 11 März) enthält einen Streit zwischen einem Hrn. Harris, einem Pflanzer, und einem Hrn. Davies, einem Missionär, über die Frage der Culi-Einwanderung. Der erstere scheint dem letztern einige starke Widersprüche nachgewiesen zu haben, und blieb in Folge des Streits aus der Kirche des Hrn. Davies weg, worauf letzterer ihm den fernern Eintritt in seine Kirche völlig versagte oder, wie die Colonial Gazette sich ausdrückt, ihn excommunicirte.

*

Am 18 Januar langte zu Berbice ein Schiff mit 348 Negern aus Afrika an, lauter frisch weggenommene (captured) Leute, viele darunter Coffus, ein Volk, von dem bis jetzt noch niemand in Westindien eingeführt worden war. Diese Einführung weggenommener Sklaven kostete die Colonie nur 1500 Pfd. St., während eine gleiche Anzahl Neger die Brasilianer 30,000 Pfd. St. kosten würde. (Col. Gaz. vom 15 März.)

Verhältniß der Geburten und Sterbfälle in Frankreich. Hr. Wolowski hat kürzlich in seinem Cursus über industrielle Gesetzgebung einige Zahlen mitgetheilt, welche zu interessanten Ergebnissen über die mittlere Dauer des menschlichen Lebens führen. Die Bevölkerung steigt in Frankreich, und doch nimmt die Zahl der Geburten in einem noch stärkern Verhältniß als die Sterblichkeit ab, weil nämlich die mittlere Lebensdauer wächst. Im Jahre 1784 rechnete man nach Necker 1 Geburt auf 25 Menschen und 1 Todesfall auf 30. Das mittlere Menschenleben war damals, wie die Berechnungen Duvillards beweisen, nicht mehr als 28 Jahre. In den Jahren 1801 bis 1805 war die Zahl der Geburten 1 unter 30 Menschen, die Zahl der Todesfälle fiel auf 1 unter 33. Seitdem ist diese Bewegung fortgegangen: in den Jahren 1834 und 1835 betrug die Zahl der Geburten nicht mehr als 1 unter 33 und die der Todesfälle fiel auf 1 unter 38. Das Annuaire du Bureau des Longitudes von 1844 veröffentlicht die im Jahre 1841 gesammelten Angaben, nach denen 1 Geburt auf 32,2 Seelen und 1 Todesfall auf 39,9 kommt. (Voleur vom 10 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 102.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 April 1845.

Die Musik der Siamesen.

(Nach F. Dangerfield.)

Die Siamesen sind große Freunde der Musik, und selbst Personen von Rang halten es nicht unter ihrer Würde diese Kunst zu erlernen. Meistens ist ihre Musik sehr lebhaft und dem Ohre eines Europäers angenehmer, als man von einem Volke, welches in Künsten und Wissenschaften noch so weit zurück ist, erwarten sollte. Woher dieser verhältnißmäßig hohe Standpunkt ihrer Musik komme, läßt sich um so schwieriger erklären, als dieselbe nur wenige Spuren jener ausschweifenden und schwermüthigen Einbildungskraft darbietet, durch welche sich die Siamesen in jeder andern Hinsicht so sehr auszeichnen. Wir haben nicht Mittel genug, um sicher entscheiden zu können, wie viel bei der Verbesserung und Vervollkommnung der Musik ihr eigenes Verdienst ist, und wie viel sie dabei dem Verkehr mit Fremden verdanken. Auf unsere Fragen wurden wir berichtet, daß die vorzüglichsten in Siam gebräuchlichen Instrumente peguanischen und chinesischen Ursprungs seyen, und daß sie im Gebiete der Musik sehr viel von diesen ihren Nachbarn, besonders von Pegu, entlehnt hätten. Ein Buddhapriester zu Bankok, den wir deßhalb befragten, versicherte uns, daß die Siamesen ihre Musik derselben Quelle verdankten, aus welcher sie ihre Religion haben; unsere Musik wie unsern Glauben, sagte er, haben wir von den Cingalesen, den gesegneten Bewohnern der heiligen Insel Ceylon; dort in den duftenden Zimmtwäldern ist diese weiche, liebliche, alle Hörer entzückende Musik erfunden, und im Laufe der Zeiten auch uns mitgetheilt worden; sie stimmt überein mit Buddha's menschenfreundlichen Lehren!

Wer von beiden Recht habe, ist schwer zu entscheiden. Wenn ich an stillen schönen Abenden die weiblichen Liederchöre an den Gestaden des Menamflusses vernahm, jene ostasiatischen Concerte, deren wundersam melancholische Töne meinem Gemüthe tief eingeprägt sind, dann stellte ich nicht weiter grundgelehrte Forschungen an über den Ursprung der Musik in Siam, sondern ich genoß die Kunst dieser Naturkinder, wie sie sich darbot, bewundernd ihre Naivetät und ihre Eigenthümlichkeit. Manche Melodien der Siamesen erinnern auch an die der Malaien und übrigen Bewohner der indischen Inseln; viel Pathos gibt sich kund in einigen siamesischen Musikstücken, in welchen kein rauher und widriger Ton vorkömmt, kein plötzlicher und unvorbereiteter Uebergang; die Lieblichkeit einiger Musikstücke erregte unsere Bewunderung, sie sind über den Zustand hinaus, wo die Menschen schon von dem bloßen Ton erfreut werden, das Uranfängliche liegt hinter ihnen; der Musiker von Siam hat schon höhere Bestrebungen, er will das Gefühl in Anspruch nehmen, das Gemüth aufregen und Leidenschaften wecken.

Ein Musiker von einiger Berühmtheit, der vor uns spielte, behauptete, daß er über 170 Melodien kenne; dieser Mann hatte zwei Instrumente bei sich, ein Blas- und ein Saiteninstrument; das erstere, Glana genannt, glich an Gestalt und Ton einem Flageolet, war jedoch hinsichtlich des Tones voller und lauter als dieses Instrument; das andere noch angenehmere Instrument heißt Tukai, von seiner eingebildeten Aehnlichkeit mit einer Eidechse, ich möchte es jedoch vielmehr mit einer chinesischen Junka vergleichen; es ist etwa 3 Fuß lang, hat einen hohlen Körper und drei große Tonlöcher; es ist aus Stücken von hartem Holz zusammengesetzt, die mit Perlmutter ausgelegt sind, drei Saiten, eine von Messingdraht, die andern von Seide, gehen von einem Ende des Instruments bis zum andern; sie ruhen auf kleinen Stückchen Holz und werden vermittelst langer Wirbel gestimmt; der Musiker drückt mit der linken Hand in den gehörigen Distanzen auf die Saiten und mit dem Vorderfinger der rechten Hand schlägt er sie an.

Noch ein Instrument haben die Siamesen, welches Konong heißt und sehr angenehme, liebliche Töne hat; es besteht aus einer Reihe von kleinen Cymbeln, die an einem Gestelle aus Bambusrohr horizontal herabhangen und einen großen Kreisabschnitt bilden; es ist bisweilen so groß, daß der Musiker innerhalb dieses Instruments, welches mit leichten hölzernen Stäben geschlagen wird, sitzen kann.

In der Verbindung der verschiedenen Instrumente zum Behuf eines angenehmen und überraschenden Effects beweisen

die Siamesen viel Kenntniß und Geschicklichkeit; ihre Vocalmusik ist in der Regel melancholisch, ihre Instrumentalmusik lebhaft und fröhlich. Bei gewissen religiösen Festen und Feierlichkeiten erscheinen auch weibliche Liederkränze, und kunstgeübte, festlich geschmückte Frauen begleiten die Gesänge ihrer Schwestern mit passender Instrumentalmusik; unvergeßlich sind mir die sanften klagenden Töne eines solchen Liederchors.

Bei einem großen Feste, welches sie dem Buddha zu Ehren feiern, haben die Priester von Siam, wie weiland die Phönizier und Pelasger, eine lärmende Opfermusik, die in einer rhythmischen Bewegung von Klappern, Klingeln und Trommeln besteht. Bei diesem mystischen Buddhafeste werden nur solche, die in die Geheimlehre eingeweiht sind, zugelassen.

Schilderungen aus Persien.

4. Reise von Persepolis über Schiras nach Behbehan.

(Fortsetzung.)

Am Fuße des Felsens, auf dem die Abbildung ausgehauen ist, befindet sich die Quelle des Behramflusses, der fast mit Binsen angefüllt, gleich dem Schapur in nordwestlicher Richtung nach der Ebene hinläuft. Nakschi Behram, von Bäumen, Wasser und Graswuchs umgeben, ist ein sehr malerischer Fleck, und ich blieb bis 12 Uhr um das Basrelief zu zeichnen. Die meisten meiner Führer verließen mich hier, weil zwischen den Daschmen Ziyari und den Bekesch, deren Lager wir uns jetzt näherten, große Feindseligkeit herrscht; nur drei wagten es mich noch weiter zu begleiten, um ihrem Häuptling die gewöhnliche Bescheinigung zurückzubringen, aber sie ließen ihre Waffen bei ihren Gefährten zurück, um dadurch ihren Nachbarn ein Zeichen zu geben, daß sie ohne feindliche Absicht kämen. Ich machte mich zugleich verantwortlich, daß ihnen kein Leid widerfahren sollte.

Als wir über den Felsen von Nakschi Behram hinaus waren, erweiterte sich die Ebene, und nach einer Stunde kamen wir in der Nähe der Berge an einer Schwefelquelle vorüber. Gegen zwei Uhr erreichten wir die Ruinen von Nobendschan, einst eine blühende Stadt, an der Timur anhielt, ehe er Kaleh Sefi (das weiße Schloß) belagerte. Nobendschan wurde von Schapur erbaut, von Abu Said Kasruni zerstört, von Dschauli, Atabek von Luri Büzürk (Groß Luristan), wieder aufgebaut, um nochmals zerstört zu werden. Nichts ist jetzt übrig, als über die Ebene hin zerstreute Steinhaufen, redende Zeugen von der Unstätigkeit menschlicher Dinge. Eine Viertelstunde von Nobendschan ist das Fort Nurabad, in der Ebene erbaut und von vier Bastionen flankirt. Auf allen Seiten desselben dehnen sich die Strohhütten und Zelte der Mamasenni vom Stamm Bekesch aus, dessen Häuptling Murad Chan ist. Rechts von Nurabad ist ein kleiner Imam Zadeh (Grabmal eines Heiligen) mit eisernen Thüren, und links auf einer Anhöhe die Trümmer von Alt-Nurabad.

Sahrai Behram (die Ebene von Behram) mag ungefähr von Osten nach Westen 3 Farsangen lang und zwei Farsangen breit seyn. Etwa zwei Farsangen gegen Nordosten sind die Ruinen von Kaleh Sefid, das von persischen Dichtern und Geschichtschreibern so oft erwähnt wird. Die Höhe, auf der die Citadelle steht, ist völlig isolirt, hat zwar eine breite Grundlage, wird aber gegen Oben allmählich steil, und endlich so schroff, daß sie nur auf einem Pfad zugänglich ist. Da ich Fahliyan möglichst bald zu erreichen wünschte, so besuchte ich das von Macdonald Kinneir schon beschriebene Kaleh Sefid nicht. *) Meine neuern Führer bestanden aus dem ältesten Sohne Murad Chans, des (gerade abwesenden) Häuptlings der Bekesch, aus Scherif Chan, einem Jungen von 10 Jahren, aber sehr geachtet von seinem Clan als der Sohn des berühmten Räubers Weli Chan, dessen kecke Thaten in Liedern leben, und der seinen Stamm auf eine Höhe erhoben, daß er seine Nachbarn nur mit Verachtung anschaut. Noch einige andere junge Leute waren dabei, wohl bewaffnet und auf schönen muntern Pferden, alle nicht wenig stolz darauf zum Bekesch-Stamme zu gehören. Sie zeigten ihre Reitkunst, und hätten mir gerne auch sich als gute Schützen zu erkennen gegeben; letzteres wollte aber nicht glücken, denn sie verfehlten meistens ihr Ziel.

Von Nurabad geht der Weg nordwärts, zuerst durch die Ebene und dann längs der Höhen, welche die Sahrai Behram von Scha'b Bevan trennen. In dem Buchsdickicht auf der Ebene hausen wilde Schweine, Fasanen und der Turadsch, ein Vogel, etwas kleiner als der Fasan, schwarz mit weißen Flecken; das Fleisch ist so zart wie das des Fasanen und von noch besserem Geschmack. Ich habe diese Vögel im Thale Gurgan in Turkomanien, in der russischen Provinz Karabagh, so wie in der Kabardah, nördlich von der großen Kaukasuskette gefunden. Nach 2 Uhr erreichte ich die höchste Spitze des Berges, und blickte hinab auf das schöne Thal, das sich zu meinen Füßen ausbreitete, von einem Flusse bewässert und mit Blumen fast überdeckt war; ich hatte nicht erwartet im Monat Januar so viele in der Blüthe zu finden. Als ich hinabstieg, kam mir der Duft der Narcissen, die wie ein weißer Teppich meilenweit den Boden bedeckten, entgegen. Meine ganze Begleitung ritt in diesen reichen Blüthenschmuck hinein bis an den Bauch der Pferde, um den Duft so viel wie möglich zu genießen; ich selbst nahm anfangs Anstand, die zarten Kinder der Natur so niederzutreten, folgte aber am Ende dem verführerischen Beispiel. Dieß ist keine übertriebene Schilderung der Reize Scha'b-bevans, das von den arabischen und persischen Dichtern für eines der vier Paradiese der Welt erklärt wird.

Hie und da sind angebaute Felder im Thal, welche Baumwolle, Reis, Gerste und Weizen hervorbringen, wo aber das Feld brach liegt, da gewinnt der Narciß wieder seine Herr-

---

*) Kaleh Sefid beherrscht die große Straße nach Schiras; die feinzige Befestigung dieses seltsamen Ortes ist eine Linie mächtiger Steine, die in regelmäßiger Ordnung am Rande deer Steilabhänge so aufgestellt sind, daß man nur die Unterlage wegziehen darf, um die Steine mit unwiderstehlicher Gewalt hinabrollen zu lassen.

schaft, und scheint Scha'b-bevan so wie die Ebenen von Behbehan zu seinen Lieblingsplätzen auserkohren zu haben. Wir folgten dem Thal in nordnordwestlicher Richtung, und erreichten gegen 4 Uhr Nachmittags Fahliyan, eine kleine ärmliche Stadt mit höchstens 60 bis 70 Häusern; sie ist von weiten, jetzt verfallenen Mauern eingeschlossen, welche den Beweis liefern, daß die Stadt früher nicht so unbedeutend war. In den Zeiten der Sofis hatte sie 5000 Einwohner, eine Moschee, vier öffentliche Bäder, und ihr Gebiet dehnte sich einst gegen Norden und Süden weit aus; allein die Mamasenni hatten sich nach und nach all ihrer Getreidefelder bemächtigt, und die Einwohner beklagen sich bitter über die Erpressungen, denen sie unaufhörlich ausgesetzt sind. Die Stadt ist mit Wasser versehen durch einen Canal, der längs der Berge von der schneebedeckten Kette jenseits Kaleh Sefid vielleicht vier Farsangen weit geführt ist, denn das Wasser des Abschur ist brackisch und kann nur zur Bewässerung der Felder benützt werden. Der Boden ist hier sehr fruchtbar und das Wasser reichlich, aber es fehlen die Hände zum Anbau der Felder; wenn diese künstlich bewässert sind, liefern sie 25 bis 40fach in den Winterernten; Reis liefert das 150-, Sesam (kundschut) das 100fache der Aussaat. Fahliyan ist von schönen Palmbäumen umgeben, und hat ein zerfallenes Fort auf dem Gipfel eines kleinen Berges. Seine Abgaben betragen nicht über 1000 Tomans. Dieß erfuhr ich von Mirza Abul Kasim, dem Gouverneur der Stadt, und seinem jüngern Bruder, die mit mehrern Mollahs mich besuchten.

Um 9 Uhr Morgens kam ich an den Ruinen von Tschahar Basar vorüber, einen Farsang nördlich von Fahliyan. Etwas weiter hin ist der Tepeh oder Hügel Sendschar Mohammed Belutschi's, der hier den furchtbaren Nadir Schah aufzuhalten suchte,*) für welche Keckheit er bei der Rückkehr des Eroberers von Bagdad mit dem Kopf büßte. Um 10 Uhr betraten wir das Thal Sir Abi Siyah (Schwarzwasserquelle), das zwischen zwei parallelen Bergketten liegt. Anfangs war es wohl bebaut, aber weiter hin mit hohem Grase bedeckt und wurde allmählich ein bloßer Sumpf, worin es Wild in Menge gab; viele Quellen springen hier aus dem Boden und den Felsen. Längs dem Fuße der Berge auf beiden Seiten des Thales liefen Straßen hin und ich wählte die linke, als die kürzeste, als aber der Bruder Chan-Ali-Chans, des Haupts der Rustemis, uns begegnete, beredete er mich, auf die andere Seite hinüber zu gehen, indem dort der Weg besser sey. Wahrscheinlich erwartete er auf dieser Seite seinen Bruder: Chan Ali Chan erschien auch bald, begleitet von einer Menge wohlberittener und wohlbewaffneter Leute, eine Parade, die wohl den Frengi von der Bedeutung des Häuptlings und der Stärke seines Stammes überzeugen sollte, denn die Perser sind große Prahler.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungen stiegen wir ab, mein Reiseteppich ward auf dem Boden ausgebreitet, und kaltes Geflügel nebst Pillau vor mich hingesetzt. Dieß einfache Mahl lockte den Mamasenni-Häuptling nicht, der von seinem zahlreichen Gefolge umgeben mir gegenübersaß; aber auf etwas anderes heftete sich sein gieriges Auge, und dieß war eine Flasche Schiras-Wein. Ich trennte mich sehr ungern davon, denn es war die letzte, und ich hatte eine lange Reise zu machen, ehe ich hoffen konnte einen neuen Vorrath zu erhalten, jedenfalls nicht ehe ich nach Isfahan kam, und keinenfalls konnte ich auf so guten Wein rechnen, denn die Flasche vor mir war vom besten Hulari.*) Während diese selbstsüchtigen Gedanken in meinem Kopf herumgingen, trieben nicht minder selbstsüchtige Ansichten meinen Nachbar, die Hand auszustrecken und die Flasche zu ergreifen mit der Bemerkung, er wünsche auf meine Gesundheit zu trinken. „Bo salumeti schuma, Sahib!“ (Auf Euer Wohl, Herr!) So stürzte er ein Glas nach dem andern stets mit demselben guten Wunsche hinab, bis das Ganze verschwunden war.

Ich deutete einmal, während das Vernichtungswerk vor sich ging, darauf hin, der Wein sey sehr stark und könne vielleicht seinen Kopf angreifen; dieß eben, sagte er, sey gerade seine beste Empfehlung. Als wir aufstanden, um wieder zu Pferde zu steigen, fand ich meine Vorhersagung bestätigt, denn Chan Ali Chan begann bald in seinem Sattel zu schwanken. Er hatte früher darauf bestanden, daß ich einige Tage bei ihm bleiben solle, und schien etwas pikirt, daß ich dieß Anerbieten ablehnte. Seine Anhänger zu Fahliyan bemühten sich sehr mir begreiflich zu machen, daß man dem Chan nichts abschlagen könne, eine Wahrheit, von der sie sich wahrscheinlich auf ihre Kosten überzeugt hatten, wie ich schon zu Schiras gehört, denn Chan Ali Chan steht nicht in gutem Ruf und herrscht über diesen Theil des Landes mit despotischer Strenge. Meine Weigerung verdroß deßhalb den Chan nicht wenig, als aber die Dünste des Schiras-Weines in ihm aufstiegen, schienen seine Ansichten gleichfalls wankend zu werden. Wir kamen über manche Quellen, die fast unter unsern Füßen hervorsprangen, und bald nachher das Wasser der benachbarten Seen und Teiche vermehrten, die keinen Ausfluß zu haben scheinen und sehr tief sind. Das Rohr und Gras, welches diese Sümpfe bedeckt, soll der Versteck zahlreicher Löwen, wilder Schweine und Büffel, so wie einer ungeheuren Menge kleinen Wildes seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Durango.

(Nach Thomas Glennie.)

Hinter uns lagen die Hügel von Zacatecas, die Triften von La Soledad; wir waren entschlossen, die Gefilde des nördlichen Mexico zu betreten, in die sich bisher nur sehr wenige Reisende gewagt hatten. Wir besuchten das Thal von Calabaza und Muleros, eine der vorzüglichsten Haciendas des Staates Durango, bekannt in ganz Neuspanien

*) Nadir Schah hatte seinen Herrn Thamasp Schah abgesetzt, aber Sandschar Mohammed dessen Sache ergriffen und 30,000 Belutschen zusammen gebracht.

*) Hular ist ein bergiger District bei Schiras mit schönen Weingärten, in denen der beste persische Wein bereitet wird, rother und weißer. Der Wein hat viel Gehalt, gleicht den starken Capweinen und würde zur Ausfuhr taugen.

wegen ihrer ausgedehnten Maulthierzucht. Diese Hacienda besitzt an den Ufern eines niemals völlig vertrocknenden Flusses Ländereien, welche mit Hülfe des beständigen Wasservorraths sehr ergiebig gemacht werden könnten. Manche Leser werden vielleicht darüber lächeln, daß das Nicht-vertrocknen als eine besonders merkwürdige Eigenschaft eines Flusses angeführt wird; allein in sehr vielen Gegenden des großen mexicanischen Staatenbundes sind die Flüsse noch ungewisser als in Spanien, und in letzterem Lande wurde einst am Morgen des Einzugs einer neuen Königin der Befehl ertheilt, das Bett des Manzanares mit Wasser zu versehen, damit Ihre Majestät nicht vom Staube belästigt würde.

Der Staat Durango wurde von Ansiedlern bevölkert, die aus den betriebsamsten spanischen Provinzen, aus Biscaya, Navarra und Catalonien gekommen waren. Dieser gediegene Colonistenschlag vermischte sich niemals mit den Ureinwohnern durch Heurath; stolz auf die Reinheit ihrer Abstammung, haben diese Hidalgos die ursprüngliche Denk- und Lebensweise ihrer Voreltern beibehalten. Diese Leute haben viel von der Loyalität und edeln Freimüthigkeit, welche den altspanischen Charakter früher so berühmt machten, dabei viele natürliche Gewandtheit, Artigkeit und Beredsamkeit, so wie große Energie an Leib und Seele, verbunden mit einem Unternehmungsgeist, der jetzt, da die bisherigen hemmenden Fesseln abgeschüttelt sind, in wenigen Jahren dem Nordgebiet von Mexico einen überwiegenden Einfluß verleihen wird.

Durango, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, hat sich seit der Abwerfung des spanischen Joches sehr gehoben. Die Hauptstraßen, die Plaza mayor, das Theater und alle öffentlichen Gebäude wurden von Zambrano erbaut, der aus seinen Minen zu San Dimas und Guarisamey über dreißig Millionen Dollars gewonnen haben soll. Durango ist Sitz eines Bischofs; der jetzige erwirbt sich, wie sein Vorgänger, große, bleibende Verdienste um die Förderung des Landbaues. Durango hat eine Bevölkerung von 24,000 Seelen; unter der spanischen Herrschaft war es nichts weiter als ein großes Dorf.

Nur wenige Manufacturen hat der Staat Durango; seine Reichthümer bestehen in den Bergwerken und den Producten des Landbaues, welche letztere so bedeutend sind, daß die gegenwärtig bebauten Ländereien für eine fünfmal so große Bevölkerung hinreichenden Unterhalt liefern könnten. Die meisten Haciendas sind viel zu groß, um gut bewirthschaftet werden zu können; diese großen Landgüter in Durango sind zur Zucht von Hornvieh, Maulthieren und Schafen bestimmt, von welchen letztern etwa 150,000 jährlich auf den Markt nach Mexico geschickt werden. Die Hacienda de la Sarca besitzt allein eine Heerde von 200,000 Schafen und 40,000 Maulthieren und Pferden; die von Ramos, welche vierhundert Sitios enthält, hat 80,000 Schafe; die von Guatimape 40,000 Ochsen und Kühe. Das Thal von Pranas, etwa sieben Meilen östlich von der Hauptstadt, enthält nichts als Korngefilde; es wird von einem Flusse bewässert, der mitten durch dasselbe strömt und an dessen Ufern neun Haciendas de trigo (Kornlandgüter) nebeneinander liegen, welche die Hauptstadt mit Mehl von der besten Qualität, zu sechs bis acht Dollars die Fanega, versorgen.

Die natürlichen Vortheile des Staates Durango werden jetzt mehr beachtet als früher; Zucker könnte man in jedem Theil der Thäler der Sierra Madre bauen; man hat da Wasser die Fülle und das Klima ist günstig; bis jetzt aber wird dieses Product von Cuernavaca über zweihundert Stunden weit her eingeführt, weßhalb es sehr theuer ist. Indigo und Kaffee kann man gleichfalls zu den natürlichen Erzeugnissen des Bodens von Durango rechnen; in den Barrancas der Sierra Madre werden sie wild gefunden.

Eisen ist im Ueberfluß innerhalb einer Viertelstunde von den Thoren von Durango vorhanden; der Cerro del Mercado besteht ganz aus Eisenerzstufen von zwei verschiedenen Arten (krystallisirtes und magnetisches), aber beide fast auf gleiche Weise reichhaltig, indem sie über 70 Procent reines Eisen enthalten. Die Operation, vermöge welcher dieses Erz geschmolzen wird, ist mit manchen Schwierigkeiten verbunden. Man sollte schwedische Schmiede kommen lassen, denn das Eisen von Mercado ist dem von Danemora sehr ähnlich. Löblich ist es, daß man jetzt gute Fahrstraßen anlegt, denn bisher verminderte der kostspielige Transport des Erzes auf Maulthieren nach den Reductionswerken gar sehr den Gewinn der Unternehmung.

Die Verfassung von Durango ist in einem sehr liberalen Geist verfaßt. Zwar ist die römisch-katholische Religion als die des Staates anerkannt, allein dieß schließt keineswegs weder die öffentliche noch häusliche Uebung eines andern Gottesdienstes aus, und es scheint die Fassung dieses Artikels eigens so eingerichtet worden zu seyn, um die Einführung eines duldsamern Systems zu erleichtern, sobald die allgemeinen Gesetze der Föderation dieß gestatten. Ausländern, die sich hier naturalisiren wollen, leistet man vielen Vorschub; die Majorate und Adelsvorrechte sind aufgehoben, ingleichen die Sklaverei. Die Legislation hat bereits viele gute und nützliche Gesetze gegeben und durch ihren Einfluß die Bemühungen des trefflichen Gouverneurs Don Joaquin Ortiz, welcher die lobenswertheste Thätigkeit in jedem Zweige der Verwaltung entwickelte, unterstützt. Ihm verdankt Durango die Gründung einer Buchdruckerei, einer Glasmanufactur und einer Tabaksfabrik, von welchen Etablissements der Staat bereits großen Vortheil zieht. Die früher sehr vernachlässigte Stadtpolizei ist jetzt trefflich organisirt, und von Räubereien und sonstigen Störungen des Friedens hört man jetzt nichts mehr.

Das Territorium von Durango ist in zehn Partidos oder Districte getheilt. Das Land ist genugsam mit allen Lebensbedürfnissen versehen, mit Mais, Weizen, Erdäpfeln, Gemüsen aller Art und trefflichem Obst. Ein fetter Ochs wird mit zwölf Dollars bezahlt und Schafe kann man zu der Jahreszeit, wenn die großen Heerden aus Neumexico auf ihrem Wege nach den mittlern Provinzen durch Durango kommen, zu einem Dollar das Stück erhalten. Baumaterial aller Art hat man im Ueberfluß.

Nachricht aus Tibet. Die Colonial Gazette vom 22 März enthält einige Mittheilungen aus diesem Lande, die nicht ohne Interesse sind. Diesen zufolge ist der Dalai Lama gegenwärtig nur noch ein Schatten und der eigentliche Beherrscher des Landes ist Keschen, der kaiserliche Commissär. Dieser hat, als er ins Land kam, eine fatale Entdeckung gemacht, nämlich ein starkes Deficit. Der Kaiser muß alle Jahre für seine dort stehenden Truppen 50 bis 100,000 Taels hinsenden, die ihm dann durch die dahin handelnden Kaufleute wieder ersetzt werden müssen, damit kein Geld aus dem Lande gehe. Während des Kriegs mit England konnte der Kaiser kein Geld schicken, und die Militärbefehlshaber schöpften deßhalb aus den öffentlichen Cassen und machten Schulden, bei welcher Gelegenheit dann mancher Unterschleif vorgefallen zu seyn scheint. Die Sache wäre von keinem Belang, wenn sie nicht bewiese, wie sehr die ohnehin schwankende Herrschaft der Chinesen außerhalb des eigentlichen China durch Zerwürfnisse mit fremden Mächten alsbald afficirt wird.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 103.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 April 1845.



Die Indianerstämme der columbischen Republiken. *)

Auf dem rechten Ufer des Orinoco, südwestlich von der Mission Encaramada in Venezuela, hausen die Tamanaken, welche vormals sehr zahlreich, jetzt aber schwach sind. Die interessanten Traditionen dieses Volkes sind über das ganze zwischen dem Amazonenstrome und dem Orinoco liegende Land verbreitet, und ihnen gehören ohne Zweifel die symbolischen, in die Felsen gehauenen Figuren an, welche sich auf den Glauben des Amalivaka beziehen. Die Tamanaken sind Fischer und Jäger; mit einer aus Thierfehnen gedrehten kräftigen Schnur wird der Bogen bespannt, die Pfeile sind sehr niedlich und mit Sorgfalt verfertigt, und an der Spitze mit Obsidian versehen; nächst Bogen und Pfeil haben die Tamanaken noch ein anderes Schießgewehr, das Blaserohr. Leidenschaftliche Tänzer sind diese Indianer und geben bei ihren Tänzen auch Darstellungen von Kriegsscenen; man bildet einen Kreis, in dessen Mitte ein Knabe aufgestellt wird, eine Partie versucht es den Kreis zu sprengen und den Knaben herauszuholen.

Sehr gewandte Fischer sind diese Tamanaken; sie erkennen die Nähe eines Fisches an gewissen Kennzeichen, und ehe der zuschauende Europäer bemerkt worauf ihn der Indianer aufmerksam gemacht hat, fliegt der Pfeil schon ab und der Fisch krümmt sich tödtlich verwundet auf der Oberfläche des Wassers; auch durch Betäubung fangen sie viele Fische: die zerriebene Wurzel des Caraquatabaumes schütten sie in das Wasser, die Fische werden dadurch betäubt, taumeln ohnmächtig auf dem Wasser herum und werden dann leicht gefangen.

Die Guarunos streifen im Delta des Orinoco umher, und beschäftigen sich vorzugsweise mit Schleichhandel, dessen Mittelpunkt die Insel Trinidad bildet. Sie sind meist Matrosen und leben entweder auf Bäumen oder Fahrzeugen. In politischer Hinsicht ist dieser Indianerstamm von großer Bedeutung, da es in seiner Macht liegt, einem Heere, welches einen Einfall in das columbische Guyana unternehmen will, bedeutenden Vorschub zu leisten.

*) Stevenson travels in South America.

Die Chaymas, die Cumanapoten und die Arawaken sind in ganz Columbien als kühne Jägerstämme bekannt. Die jungen Männer gehen nicht selten mit Masken auf die Hirschjagd, ein Brauch, der bei manchen nord- und südamerikanischen Indianerstämmen vorkömmt; bei den Indianern von Florida bemerkten diesen Brauch bereits die Reisenden des 16ten Jahrhunderts. Der Jäger setzt einen Hirschkopf auf sein Haupt und ahmt wie auf vier Beinen gehend die Bewegungen der grasenden Hirsche nach; er hat indessen Pfeil und Bogen zur Hand. Mit bunten Gewändern angethan, mit dem sonderbarsten Putz behängt, begeben sich häufig die Jäger der Arawaken auf die Hirschjagd. Der Rudel stutzt bei dieser seltsamen Erscheinung und macht Halt; unterdessen sind die maskirten Waldmänner immer näher gekommen, haben sich die besten Stücke ausgesucht und bringen treffliche Jagdbeute mit nach Hause.

Die Guahivas sind ein wildes, raublustiges Nomadenvolk, welches am untern Meta und an den Gestaden des Orinoco sich herumtreibt. Sie beunruhigen häufig die ganze große Landstrecke zu beiden Seiten des Metaflusses und sind ein Schrecken der dortigen columbischen Ansiedler, denen sie oft Viehheerden rauben.

Ein roher, ganz uncultivirter Stamm sind die Ottomaken, die in den Wäldern am Orinoco und an den Ufern des Apure hausen; merkwürdig sind diese Ottomaken in physiologischer Hinsicht, sie essen nämlich mehrere Monate hindurch alle Tage eine beträchtliche Menge Erde, ohne daß dadurch ihre Gesundheit leidet. Zur Zeit der Ueberschwemmung bildet diese Erde sogar ihr Hauptnahrungsmittel; sie lieben den Genuß derselben so sehr, daß sie den meisten Speisen Thon beimischen.

In den zu Venezuela gehörenden Departements Maturin und Orinoco hausen die kühnen, kriegerischen Karaiben. In frühern Zeiten gaben sie sich auch mit Sklavenhandel ab, waren aber, obschon wilde Grausamkeit alle ihre Kriegszüge bezeichnete, niemals Menschenfresser, wie ihre Brüder auf den kleinen Antillen. Das Bedürfniß, die Gegenstände ihres kleinen Handels zusammenzurechnen und einander Neuigkeiten mitzutheilen, hatte dieses Volk auf eine Vervollkommnung

der Quippos geführt; wie Rosenkränze sehen diese Quippos aus, aber nicht zum Abbeten brauchen sie die Karaiben, sondern sie zählen mit Hülfe derselben, machen also einen rein kaufmännischen Gebrauch davon.

Die Goahiros bewohnen den nordwestlichen Theil der Halbinsel, welche vom Golf von Maracaybo und dem Antillenmeere gebildet wird. Sie waren oft im Kriege mit den Spaniern und standen mit den Engländern auf Jamaica in Handelsverbindungen. Die Wege über die Gebirge machten sie häufig unsicher, unternahmen zuweilen auch verwüstende Einfälle in die Ebenen. Bolivar schloß mit ihnen einen Bund der Freundschaft, und seitdem sind sie keine Plage mehr für die columbischen Bürger. Man findet unter diesen Goahiros viele aufgeweckte Köpfe, und sie sind nicht abgeneigt, europäische Cultur bei sich aufzunehmen.

In den östlichen Theilen von Neugranada leben die Cunacuas, die früher den spanischen Ansiedlern durch häufige Ueberfälle viel zu schaffen machten; selbst auf dem Meere raubten sie Fahrzeuge, die mit Lebensmitteln beladen waren. Mit den Columbiern leben sie jetzt in Frieden.

Schöne Männer und Frauen mit sprechenden, ausdrucksvollen Gesichtszügen findet man unter den Indianern des herrlichen, an erhabenen Naturschönheiten überreichen Caucathales; diese Indianer kleiden sich auch sehr malerisch und sind große Freunde von Musik und Tanz; sie haben Pfeifen und Trommeln, nach welchen sie im Tacte marschiren. Viele dieser kräftigen Männer hausen in den Bergen und sind weit und breit als treffliche Schützen bekannt.

Schilderungen aus Persien.

4. Reise von Persepolis über Schiras nach Behbehan.

(Fortsetzung.)

Ehe wir uns trennten, zeigte mir Ali Chan Ali einen Imam Zadeh unten am Wege, neben dem ein Grabstein mit einer kufischen Inschrift sich befand, ein Beweis, daß dieser District ehemals unter arabischer Herrschaft stand. Als ich ihn verließ, setzte ich über den Fluß Schir oder Abi Scha'ab, der von Scherifeddin in seinem Bericht über Timurs Marsch erwähnt ist. Er kommt aus einem Thal gegen Norden, wo der Rustemi-Häuptling sein Lager hält, wendet sich gegen Südwesten und läßt das große Dorf Sir Abi Siyah zur Linken liegen, neben dem auf einem Berge das Fort des Ali Weis Chan, des obersten Häuptlings der Rustemi, sich befindet. Der Ort Schir ist die Gränze zwischen den Mamasenni und Koghilu, und ein Streifen neutralen Bodens ist noch außerdem zwischen ihnen gelassen.

Gegen Abend betraten wir das Dschulgeh oder Thal von Wascht, und bald auch das Schloß dieses Namens, welches den alten Feudalschlössern in Europa gleicht; es ist von sehr hohen Mauern eingeschlossen und von Thürmen flankirt, rundumher liegen die Wohnungen der Vasallen, welche unter dem Schatten seines Schutzes leben und ihm die Mittel liefern, seinen Feinden Widerstand zu leisten. Scherif Chan, das Haupt der Bovi, eines Zweigs der Koghilu, war eben abwesend, und an seiner Stelle empfing mich Allah Kerim Chan, sein Sohn, der sich ausnehmend gastfrei und gesprächig erwies, und mich bis spät am Abend mit der Geschichte der unversöhnlichen Fehden unterhielt, welche zwischen diesen Bergstämmen statt finden. Ich kann hier gelegentlich bemerken, daß ich bei meinem vielfachen Verkehr mit den Wanderstämmen Persiens ihren Charakter gewöhnlich sehr offen, wenn auch mit viel Schlauheit gemischt, fand; diese Eigenschaften scheinen auf den ersten Anblick unvereinbar, aber ihre Verbindung läßt sich erklären theils durch das einfache, patriarchalische Leben, welches diese Häuptlinge innerhalb ihrer Familien führen, theils durch die Nothwendigkeit, stets auf der Hut zu seyn, um die Anschläge ihrer Gegner zu vereiteln.

Als wir Wascht etwas vor 8 Uhr Morgens verließen, ritten wir zuerst einen sehr steilen Berg hinauf und dann auf einem sehr steinigen Pfade in ein Thal voll Eichen, wilden blühenden Mandelbäumen und Kuhnars, *) einem dem südlichen Persien eigenthümlichen Baum, hinab. Wir trafen auf dem Wege einen Zug von Iliyats, die mit ihrem Zug von Schaf- und Rinderheerden nach einem andern Weideplatz zogen. Gewöhnlich führen Schafe und Ziegen, geführt von jungen Hirten, der Blüthe und Kraft des Stammes, mit ihren treuen Gefährten, den zottigen Hunden, den Zug an. Dann folgen Esel und Ochsen von einer kleinen Art, beladen mit den schwarzen Zelten und Zeltstangen, so wie mit Säcken voll Lebensmittel oder auch mit den alten und schwachen Leuten des Stammes. Auch das Federvieh wird auf den Ochsen fortgeschafft, ist nur mit einem Fuß oder einem Flügel an den Packsattel angebunden, und bringt seine Zeit damit zu, sich so gut im Gleichgewicht zu halten wie möglich. Männer, Weiber und Kinder, theils einzeln, theils in Gruppen und jedes mit etwas Haus- oder Küchengeräthe beladen, begleiten oder folgen dem Zug. Die kleinen Ziegen und Lämmer, die auf dem Wege geboren werden, setzt man in Körbe und die Iliyats tragen sie auf dem Rücken oder man legt sie in die Packsättel der Lastthiere. Den lahmen Thieren oder welche eben geworfen haben, sind eigene Führer zugewiesen, welche sie mit Sanftmuth antreiben, oder wenn sie müde sind, aufhalten und füttern. Die Weiber sieht man mit ihren Spinnrädern auf dem Rücken, bald Wolle spinnend, bald vorwärts gebeugt unter der Last ihrer Kinder, welche die kleinen Aermchen um den Nacken der Mutter schlingen, während sie mit den Beinen sich um die Mitte des Leibes festhalten; die kleinern bindet man in einen Sack auf den Rücken, und die Säuglinge werden mit ihrer plumpen Wiege von den treuen Müttern auf dem Kopf oder der Schulter getragen. Mutterliebe ist dieselbe unter allen Zonen, die ängstliche Sorge ist die nämliche, aber die körperliche Anstrengung einer armen Iliyat-Mutter ist vielleicht größer, als die Frauen in irgend einem andern Lebens-

*) Die Frucht dieses Baums, einigermaßen der des Sorbus ähnlich, ist gelb, wenn sie reif ist, leicht säuerlich und von angenehmem Geschmack; unreif ist sie grün und roth.

verhältniß zu ertragen haben, denn die Strecken, welche diese Iliyatstämme auf ihren jährlichen Wanderungen durchziehen, sind wahrhaft unglaublich. Von den Südgränzen der Provinz Fars kommen die Kaschgoi*) im Frühjahr auf die Weideplätze von Isfahan, und treffen hier mit den wandernden Bachtiyari zusammen, die von ihren warmen Weideplätzen von Arabistan am obern Ende des persischen Golfs hieher gezogen sind. Mit der Annäherung des Winters kehren beide Stämme in ihre Germesirs zurück.

Nach zweistündigem Marsch kamen wir an das trockene Bette eines Flusses, der aus den schneebedeckten Bergen rechts von der Straße und westlich von Bascht herabkommt, und bei der Schneeschmelze voll Wasser ist. Nach vier Stunden erreichten wir dem Flußbett folgend die Station Daghumbezun, etwa 8 Farsangs von Basckt. Auf dieser ganzen Strecke trafen wir keine Wohnungen und zu dieser Zeit des Jahres findet sich auch kein Wasser. So war es aber früher nicht, denn längs der Seite der Straße sind Ueberreste von unterirdischen Canälen, und zwei Farsangs, ehe man nach Daghumbezun gelangt, stößt man auf die Ruinen eines Karawanserais und eines Dorfes. Der Boden ist im allgemeinen steinig und nur in weiten Zwischenräumen trifft man Felder, die von den in den Bergen hausenden Koghilus bebaut werden. Auch Daghumbezun ist ein zerstörtes Karawanserai, das neben einer Quelle liegt; in geringer Entfernung davon ist das Kaleh Aru, ein Fort, wo der Häuptling der Bu-Rahmet, einer der Unterabtheilungen des Koghilustammes, residirte.

Unser Zeltplatz galt nicht für sehr sicher wegen des räuberischen Geistes der Bergstämme, und man warnte uns gute Wache zu halten, zu welchem Ende wir uns in dem verfallenen Karawanserai so gut verbarricadirten als es gehen wollte. Nach kurzer Rast brachen wir am 25sten Morgens nach Behbehan auf, zogen noch zwei Farsangen weiter durch dasselbe Thal, dem wir am vorigen Tage gefolgt waren, aber allmählich schlossen sich die Berge und einen Farsang weit ging es durch einen sehr rauhen Strich; dann aber kamen wir in ein reizendes, von Baumgruppen beschattetes Thal, das von hohen Bergen eingeschlossen und von dem Schemsi-Arab, — vielleicht dem Brizana Nearchs — bewässert war. Wiederum kamen wir an einem zerstörten Karawanserai vorüber, setzten dann über den Fluß, und betraten endlich die Ebene Lischter, wo nach Scherifeddins Zeugniß Timur einst sein Lager aufschlug. Von Daghumbezun aus war unser Weg westlich gegangen, von hier aus wandten wir uns gegen Nordwesten, und erreichten gegen 11 Uhr einen ziemlich bedeutenden Fluß, Abi Schirin in Timus Lebensbeschreibung, jetzt gewöhnlich der Fluß von Kheirabad genannt von einem jetzt in Ruinen liegenden Dorf; es ist wohl das Arosis der Alten und der Hindian unserer Tage. Von hier aus nach Behbehan ist es nur noch drei Farsangs, anfangs in nordwestlicher Richtung durch ein rauhes, felsiges Land, dann aber westlich über eine wohlbebaute Ebene.

*) Ein türkischer Stamm etwa 12,000 Familien stark, der unter dem Il Chani in Fars steht, einem der einflußreichsten Männer dieser Provinz.

Wir haben im Vorhergehenden das Land der Mamasenni beschrieben, das bei den orientalischen Schriftstellern den Namen Schulistan führt. Ob die Mamasenni von den Schuls abstammen oder nicht, kann ich nicht mit Sicherheit behaupten, denn zu Fahliyan sagte man mir, sie seyen erst zu Nadir Schahs Zeiten nach Schulistan verpflanzt worden. Sie gehören indeß zu den Luren, eben so wie die Koghilu und Bachtiyari, die gleich ihnen die Thäler der großen Zagros-Kette bewohnen, welche Irak Adschemi von den Provinzen am persischen Golf scheidet. Alle diese Stämme sind Abkömmlinge der Zendrace. Qu. Curtius spricht von einem Volk Mamaceni, das in Bactrien bei Maracanda eine Zeit lang den Waffen Alexanders tapfer Trotz bot. Obgleich die Entfernung zwischen den Mamaceni des Curtius und den Mamasenni der Jetztzeit sehr bedeutend ist, so kann man es doch nicht unwahrscheinlich nennen, daß sie in sehr alter Zeit zu einerlei Stamme gehörten, denn wenn wir erwägen, daß der Strom der Wanderung des Zendvolks von Nordost nach Südwest, d. h. von Centralasien nach den Ufern des persischen Golfs ging, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß ein Theil der Mamasenni der allgemeinen Strömung folgte, während der ursprüngliche Stamm auf seinen frühern Weideplätzen oder in seinen unmauerten Städten zurückblieb. Eben so finden wir die Arti oder Ardi, einen andern Zweig der alten Perser, über dieselbe Strecke zwischen ihrer ursprünglichen Heimath in Centralasien und dem Lande Fars, wo sie sich später niederließen, verbreitet. Vielleicht läßt sich das Wort „Lur" der allgemeine Name des Stammes, zu dem auch die Mamasenni gehören, in Lur-asp oder Lohr-asp, einem ihrer alten Könige, der zur Zeit Zoroasters gelebt haben soll und dem man die Errichtung des Feuertempels von Aredschan in der Nähe von Behbehan zuschreibt, erkennen. Die Endung „asp" wird oft dem Namen solcher Völker angehängt, deren Hauptmacht in Reiterei bestand,*) wie z. B. Ariasp, Hesarasp u. s. w. Ich werfe diese Gedanken bloß als Vermuthungen hin, die einer näheren Untersuchung bedürfen, ehe man die Frage als gelöst betrachten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise des Grafen Castelnau in Südamerika.**)

Ich habe die Ehre EE. anzuzeigen, daß ich von einer Reise von 800 Lieues in den Wüsteneien, welche diese Stadt von der Südgränze Paras trennen, erst seit wenigen Tagen zurück bin. Auf dieser Reise bin ich den Rio Araguay hinabgefahren, den seit 30 Jahren kein Europäer besucht hat. Dieser Fluß wurde zwar schon früher von einem jener Abenteurer entdeckt, welche die Lust trieb Goldminen zu suchen und indianische Völkerschaften zu unterwerfen, später errichteten hier die Jesuiten einige Missionen, aber erst im Jahre 1791 befuhr Tho-

*) Rhode übersetzt „Lohrasp" mit „Herr der Pferde," wahrscheinlich Reiterführer.

**) Bericht an den französischen Minister des öffentlichen Unterrichts aus Goyaz vom 22 Oct. 1844. Moniteur vom 9 März.

was de Souza den Strom zu Handelszwecken. Im Anfang dieses Jahrhunderts fanden mehrere Expeditionen dieser Art statt, und die portugiesische Regierung errichtete längs seinem Laufe zwei Militärposten, den einen in dem Furo (Loch) de Bananal und den andern an der Carvëra de Santa Maria, aber da Uneinigkeit zwischen den Christen und Wilden ausbrach, so griffen diese letztern die Niederlassungen an, welche auch im J. 1813 zerstört und verlassen wurden. Ein Kaufmann, der im folgenden Jahre den Fluß hinaufzufahren suchte, wurde von den Indianern mit Wuth angegriffen, und mußte sich glücklich schätzen nach Verlust seiner halben Mannschaft wieder umkehren zu können. Seit mehr als 30 Jahren war also diese schöne Gegend von keinem civilisirten Menschen besucht worden, und dieser reiche Theil des brasilianischen Reichs blieb in den Händen zahlreicher Stämme, die man selbst nicht dem Namen nach kannte. Die brasilianische Regierung wünschte lebhaft Nachrichten über diese Gegend zu erhalten, und der Präsident der Provinz Goyaz verlangte von mir einen Bericht über diese Reise für den Kaiser.

Ich reiste am 9 Mai mit den Mitgliedern meiner Expedition, dem Vic. de Orsery, dem Dr. Weddell und Hrn. Deville, begleitet von meinen Bedienten und einer militärischen Escorte, ab. Der Präsident der Provinz hatte mir Briefe an alle Behörden mitgegeben. Ich sage nichts über meine Reise nach Crixas durch die Aldea der Chavantes von Carretao; von hier aus nahm ich vier Indianer, die mir der Capitao Mor bezeichnete, mit, und setzte meinen Weg fort durch die Wüste, welche diesen Punkt von der kleinen Niederlassung von Salinas trennt. Der Weg durch diese Sertao ist furchtbar, da er durch die Wasserrisse und Taquara-Wälder (eine Art Dornstrauch von 20 bis 30 Fuß Höhe) kaum angedeutet ist und unaufhörlich durch hohes Gras hinläuft, das oft den Kopf des Reiters überragt. Zwischen diesen beiden Punkten gibt es gegenwärtig keine Wohnungen, denn die, welche hier waren, sind durch die wilden Chavantes, deren Züge sich bis hieher erstreckten, zerstört wurden. Die Wüste bietet prächtige Aussichten, und die Traurigkeit, welche die entsetzliche Oede einflößt, wird oft durch den Anblick prächtiger Palmen von der Gattung Mauritia unterbrochen, die man im Lande unter dem Namen Buritis kennt; die Zierlichkeit ihrer Blätter ist noch gehoben durch den Glanz der schönen Aras, die darin wohnen, und deren betäubendes Geschrei man schon aus ziemlicher Ferne hört.

Am 14 kamen wir nach der Aldea de Salinas, einem kleinen Dorf eine Legua vom Rio Crixas, welcher ein unbedeutender Zufluß des Araguay ist. Die Bevölkerung besteht großentheils aus Chavantes-Indianern. Es befindet sich ein Militärposten unter einem Sergeanten hier, und die Carajahis-Indianer kommen häufig, um Tauschgegenstände, Bogen, Pfeile, Aras u. dgl., hieher zu bringen. Mir fiel das hier herrschende Elend auf, und ich fürchtete sehr, meine Vorbereitungen zur Flußschifffahrt nicht treffen zu können, um so mehr, als man mich versicherte, daß es kein Fahrzeug gebe, das zu einer solchen Reise dienen könne, und daß ich weder einen Lootsen, noch Lebensmittel finden würde. Indeß die Thätigkeit des hier commandirenden Sergeanten verschaffte mir zwei große Fischerkähne, ich ließ noch zwei andere bauen, errichtete eine Schmiedewerkstätte, man erfand eine besondere Art Blasbalg, und einem Soldaten gelang es, indem er alte Bajonnette und Säbel schmiedete, uns Nägel und anderes Eisenwerk für die Nachen, nebst Angeln, Harpunen u. s. w. zu verschaffen. In den Wäldern suchte man das nöthige Harz, um den Theer zu ersetzen; man zerrieb Maniocwurzeln, um Mehl zu gewinnen, schlachtete vier Ochsen, deren Fleisch man an der Sonne dörrte und dann mit Salz, welches man in der Nähe fand, das aber voll Erde und schwarz war, einsalzte. Endlich nahm ich fünf Soldaten des Detaschements mit, was die Gesammtzahl meiner Leute auf 32 brachte, die in vier Nachen vertheilt waren; jeder war mit einem Gewehr bewaffnet, übrigens hatten wir Pistolen, Säbel und Munition in hinreichender Menge.

Aber diese furchtbare Ausrüstung, welche durch die zahlreichen wilden Stämme, denen wir Trotz zu bieten hatten, nöthig gemacht war, vermochte nichts gegen die drohendste Gefahr, welche die Beschiffung des Araguay darbietet, nämlich gegen die furchtbaren Cascaden, welche die Schifffahrt unterbrechen und in denen schon so viele Menschen den Tod gefunden haben. Die Carajahi-Indianer sprachen mit beredten Zeichen von den furchtbaren Gefahren, denen wir entgegen gingen, und keine Belohnung konnte sie bewegen uns zu begleiten. Unsere Abreise aus dem kleinen Hafen Coraira war ein rührendes Schauspiel, denn wir nahmen alle Männer des Dorfes mit uns, und ihre Frauen und Schwestern vergossen bittere Abschiedsthränen. Am 10 kam der Cura an den Einschiffungsort, las die Messe und gab den Segen, worauf wir unter Musketensalven abfuhren.

Nachdem wir den Rio Crixas sechs Leguas weit hinabgefahren waren, fuhren wir in den prächtigen Araguay ein, und nichts kann einen Begriff von der Großartigkeit dieses mächtigen Stromes geben, der mitten in der ungeheuern Einöde, die ihn allenthalben umgibt, seine klaren Wellen dahin rollt. Die Nacht des 11 brachten wir am Lande zu, und erreichten am andern Morgen die Südspitze der Insel Bananal, die eine Länge von 100 Leguas und eine wahrscheinliche Breite von 20 bis 25 hat; sie kann folglich als die größte Flußinsel betrachtet werden, die es auf dem Erdenrunde gibt; um sie zu bilden, theilt sich der Araguay in zwei Arme, die der rechte und linke Furo genannt werden. Der erstere ist der geradere Weg, der andere ist nie erforscht worden; an diesem letztern liegen die Dörfer der Carajahi. Da nur der erstere zu Handelsverbindungen dienen konnte, glaubte ich ihn dem zweiten vorziehen zu müssen; ehe ich aber weiter gehe, glaube ich in wenigen Worten das schöne Schauspiel schildern zu müssen, welches die Südspitze darbietet, auf der wir uns gelagert hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Riesenhafte Elektrisirmaschine. Man baut gegenwärtig in England für die Vereinigten Staaten eine Dampfelektrisirmaschine von riesenhafter Größe; sie wird einen elektrischen Strom von 36 Zoll erzeugen können, und soll sich über eine Metallfläche von 3500 Fuß in einer Batterie von 48 Leydener Flaschen von 2 Fuß Höhe und 10 Zoll Durchmesser verbreiten. Der elektrische Schlag dieses Apparats könnte 1000 Personen auf der Stelle tödten. Der Apparat wird viermal so stark seyn, als derjenige, welcher im vorigen Jahre im polytechnischen Institut von London ausgestellt wurde. Sein Preis soll 4500 Dollars seyn, und man wird ihm den Namen Benjamin Franklin geben. (Moniteur industriel vom 27 März.)

Das Wetter in England. Der Februar dieses Jahres war um 8° Fahrenheit unter der Durchschnittstemperatur; ebenso der März. Man weiß zum mindesten seit 1797 keinen so kalten Märzmonat. (Athenäum vom 29 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 104.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 April 1845.

Spanische Hirten.

(Nach Ch. Ragers.)

Majestätisch erhebt sich das Granitgebäude der Pyrenäen mit den glänzenden Gipfeln, mit den dunkeln Wäldern und Bergen, mit den wildromantischen Thalschluchten. Auf den nackten Gipfeln bleibt selbst im hohen Sommer der Schnee liegen. Den Montperdu sieht man ganz deutlich in Saragossa. Die Buchten des Thals von Trimbacilla und die Spitzen, welche es einschließen, sind die letzte Zuflucht des Steinbocks und des Luchses, welche beide Thierarten gegenwärtig ebenso selten sind, als es noch vor sechzig Jahren gewöhnlich war sie bis in die unteren Thäler herabsteigen zu sehen. Ein alter Hirt sagte mir, daß er einst an einer Bergquelle einen schönen Steinbock gesehen habe. An manchen Stellen sind die Thäler gesperrt durch ungeheure wild durch einander geworfene Steinmassen, die ein ergreifendes Bild der Zerstörung darbieten; zwei gegenüberstehende Bergwände sind über einen Fluß hinweg gegen einander gestürzt und haben das Thal mit ihren Trümmern erfüllt. Gregor von Tours erwähnt in seiner Frankengeschichte eines Erdbebens, welches in den achtziger Jahren des sechsten Jahrhunderts die größten Verwüstungen in den Pyrenäen anrichtete, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieses Chaos, von den Thalbewohnern Lapeirada genannt, aus den Trümmern der damals niedergestürzten Berge entstanden ist. Manche Bergmassen in den Pyrenäen gleichen Bauwerken von Menschenhand; es scheint, die Natur habe, nach einem menschlichen Plane bauend, hier zeigen wollen wie sehr sie uns überrage, selbst wenn sie unsere Normen auf Momente zu den ihrigen macht. So wunderbar symmetrisch sind die Stufen, solche Ordnung hält der Kranz von Pfeilern; so regelmäßig erheben sich diese Marmorthürme! Wer aber beschreibt den Glanz der Gletscher und Eisfelder, das Dunkel der Säulen und das um die gigantischen Felswände ausgegossene ätherische Blau? Alles dieß ist von unbesiegbarer Größe und Schönheit und wird auf Erden nicht wieder gefunden.

Diese Berge werden fast ausschließlich von spanischen Hirten beweidet, denen sie die Natur, den politischen Gränzen zum Trotz, ausgeliefert zu haben scheint, indem sie ihnen von Süden her leichtere Zugänge eröffnete. In mikroskopischer Ferne sieht man sie mit ihren Heerden auf den Scheiteln hinziehen, den Hirten und seine Familie voran, dem die Heerde folgt, ohne daß er sie anders als mit seiner Pfeife regierte. In die Thäler herab tönt ihr Hirtenlied. Nach lange fortgesetzten kleinen Kämpfen mit den französischen Bergbewohnern zieht nun ruhig und ungestört der spanische Schäfer über diese Berge. Was die Natur gewollt hat durch ihre großen, einfachen Gesetze, das macht sich am Ende immer geltend, das stellt sich her trotz dem Widerstreben menschlicher Einrichtungen. Diese spanischen Hirten sind übrigens zu einem Zustande der Halbwildheit verurtheilt, der den guten und bösen Neigungen der ursprünglichen Menschennatur die unbeschränkteste Entwicklung gibt. Vielen unter ihnen ist der Werth des Geldes durchaus unbekannt; aber es ist ohne Beispiel, daß sie dem bedürftigen Fremden Beistand oder Nahrung verweigert hätten. Nach einem beschwerlichen Marsch durch die Gebirge thut es dem Wanderer wohl, bei diesen Hirtenfeuern sich zu wärmen und zu trocknen und mit der frischen Milch der Heerden sich zu laben. Will man ihnen aber bei dem Abschiede Gold reichen, so verschmähen sie es mit ächtspanischem Stolz, und mit den Gebärden eines Granden erhebt sich einer von seinem Lager und sagt einem trocken in gutem Castilianisch: wer Geld hat, mag es behalten und bewahren, wir Hirten brauchen keines! Und damit legt er sich wieder, um zu ruhen, auf seinem ausgebreiteten Mantel. Ihre Kleidung sind Schaffelle, ihre Wohnung das weite Dach des Himmels, ihre Nahrung Wurzeln und Milch, ihre Freude einen Menschen zu sehen, ihr Leid dem Winter vor Ende August weichen zu müssen.

Wenn die Blätter der Ulmen und Birken gelb werden, kommt die Heerde von den Gipfeln herab und verzehrt was auf den mittlern Bergwiesen zurückgeblieben oder nachgeschossen ist; mit dem October kommt sie ganz unten an, und nun beginnt die Winterfütterung aus der Scheune, und die Hirtenfamilie kehrt in die traute Thalhütte zurück. Dieß aber

ist der günstigste Zustand des Hirten in den Pyrenäen, wenn er mit den Vorräthen des Sommers den Winter hindurch ausreicht, ein Zustand, der nur in einigen glücklichen Thälern angetroffen wird. Viele müssen droben auf den Bergen dem Winter trotzen, Hirt und Heerde dem Hunger preisgegeben, und wehe ihm, wenn das Frühjahr länger als gewöhnlich ausbleibt, oder frühe Fröste seinen kleinen Sommervorrath geschmälert haben! Aber auch in der günstigsten Lage consumirt er mit seiner Familie den ganzen Ertrag der Heerde, und in der Unmöglichkeit, das geringste über sein tägliches Bedürfniß zu gewinnen, bleibt sein Zustand immer höchst bedenklich. Allein sich selbst überlassen und wegen Vertheidigung seiner Gränzen wie in jeder andern Beziehung auf sich selbst verwiesen, hat der spanische Hirt jenes Selbstvertrauen, jene Gewandtheit und jenen Trotz, die den Pyrenäenbewohner von dem stillern Schweizer unterscheiden. Seine Gestalt, sein Anstand und seine ganze Erscheinung, wenn er, das Gewehr über die Brust gehängt, über die Berge schreitet, sind die eines Heroen. Auf unzugänglichen Felswarten durchwacht er ganze Nächte bei seiner Heerde; hier, wo man meint, daß nur Adler horsten könnten, hier greift er an und schlägt seinen Feind; hier ringt er mit einem Bären und durchbohrt ihn mit seinem Messer. Einer dieser Schäfer ist einst, nachdem er seinen Dolchstoß vergeblich angebracht und das Messer verloren hatte, mit einem der stärksten Thiere handgemein geworden, und hat keinen andern Weg zu seinem Heil erspähet, als den Bären auf gut Glück an den Rand eines Abgrundes zu schleppen und ihn von hier hinabzustürzen. Diese verwegenen Hirten und Jäger der Pyramiden haben auf ihren Zügen, Fahrten und Wanderungen die merkwürdigsten Abenteuer bestanden, und interessant ist ihre Ueberzeugung, daß ein kräftiger und gewandter Mensch, mit einem Dolche bewaffnet, auch dem stärksten Bären gewachsen sey, vorausgesetzt daß er Gesicht und Hals bei dem ersten Angriff zu decken wisse und kaltes Blut für den rechten Stoß zwischen den Vordertatzen des Thiers behalte. Zu Lovedano am Fuße der Pyrenäen zeigte man mir einen Mann, der in einem Jahre fünf Bären mit seinem Jagdmesser getödtet hatte.

Schilderungen aus Persien.

4. Reise von Persepolis über Schiras nach Behbehan.

(Fortsetzung.)

Die Mamasenni unserer Zeit bestehen aus vier großen Abtheilungen, welche wieder in kleinere Clans zerfallen. Die Hauptabtheilungen sind: 1) die Rustemi, 2) die Bekesch, 3) die Daschmen-Ziyari, 4) die Dschoi. Die Rustemi, deren Oberhäupter Ali Weis Chan und Chan Ali Chan sind, gelten für die tapfersten und mächtigsten. Sie bewohnen das Thal des Ser-abi-Siyah und das benachbarte Bergland; eine Unterabtheilung des Stammes, Mohammed Salehi genannt, hat die Weiden von Diyar in der Ebene von Behram inne. Zunächst nach den Rustemi kommen die Bekesch mit ihrem Häuptling Murad Chan; ihre feste Burg ist Nurabad in Sahrai Behram, während eine andere Abtheilung des Stammes zu Tengi Schapur lagert; die Bergveste Kaleh Sefid ist gleichfalls in ihrem Besitz. Zwischen den Rustemi und Bekesch herrschte große Eifersucht und Feindschaft, da sie in Macht einander beinahe gleich sind: eher sind die Rustemi etwas stärker, und dieß können die Bekesch nicht vertragen, nachdem sie, so lange Weli Chan den ganzen Stamm beherrschte, Jahre lang den ersten Rang unter den Mamasenni einnahmen. Die Daschmen Ziyari sind seit der Hinrichtung ihres Häuptlings, Mohammed Riza Chan, im Jahre 1840 und durch die darauf folgenden innern Streitigkeiten sehr geschwächt, und haben ihr Ansehen in dem Stamme verloren. Ein Theil der Daschmen Ziyari hat sich in den Schutz der Rustemi begeben, und so die Macht der letztern vermehrt. Ihre Lager sind im Ardekangebirg in der Nähe von Schapur und bei Tschenoschedschan. Die Dschoi unter ihrem Häuptling Feth Ullah Chan lagern in der Nähe von Kaleh Sefid und im obern Thal des Abschur.

Die Zahl der Familien (oder Khanehwar) der Mamasenni soll über 4000 betragen, und die von ihnen erhobene Steuer beläuft sich auf 7000 Tomans. In den letzten Jahren der Regierung Feth Ali Schahs wurden sie eine Geißel des Landes und beraubten die Karawanen, namentlich unter Anführung Weli Chans, vom Bekesch-Stamme, der sich vom Peischkhidmet (Diener) des Vicekönigs von Fars schnell zum Haupt der Mamasenni emporschwang. Die schwachen Behörden von Fars, welche seiner Raublust keinen Einhalt zu thun vermochten, suchten seiner Ehrbegierde eine andere Richtung zu geben, und brachten eine Vermählung zwischen seiner Tochter und einem der Söhne des Firman Firmai, Timur Mirza, *) zu Stande, welcher damals dem Namen nach Behbehan und Schulistan verwaltete. Aber Weli Chan blieb so unbotmäßig wie zuvor, und setzte seine Raubzüge fort, namentlich während der Zeit der Unordnung nach Feth Ali Schahs Tode. Die Verbindungen zwischen Buschir und Schiras waren dort fast ganz abgeschnitten, bis Manutschehr Chan zum Gouverneur von Fars ernannt wurde. Jetzt nahm die Sache eine andere Wendung. Weli Chan wurde auf das Versprechen hin, daß ihm nichts geschehen solle, vermocht nach Schiras zu gehen, und von hier mit Mohammed Taghi Chan ausgesendet, um die Abgaben von den Mamasenni zu erheben. Auf diesem Zuge vergaß sich letzterer bei einem Gastmahl, von Wein erhitzt, so sehr, daß er sich unehrerbietige Ausdrücke gegen Weli Chans Tochter, die Frau Timur Mirzas, erlaubte. Dieß erbitterte ihren Bruder Baghir Chan dergestalt, daß er aufstand und seine Landsleute aufforderte, die Ehre ihres Clans zu rächen. Er fand augenblicklichen Gehorsam: der größte Theil von Mohammed Taghi Chans Truppen ward niedergehauen, er selbst ergriffen, gefesselt und nach Kischt, tiefer in den Bergen, geschleppt. Der ganze Clan erhob sich jetzt in Waffen.

Als der Gouverneur von Fars heranzog, um den Aufstand zu unterdrücken, floh Weli Chan nach Galedar, am per-

*) Demselben, der einige Jahre später England besuchte.

sischen Golf, Baghir Chan aber zog sich in die Forts von Gul-i-Gulab zurück, die eines über dem andern erbaut waren und mit einander in Verbindung standen. Sobald der Gouverneur sie belagerte, überlieferten die Einwohner Baghir Chan und seines Vaters Familie in die Hände des Moatemid. Weli Chan soll von der Annäherung seiner Verfolger benachrichtigt worden seyn, als er eben einigen Schiras-Wein, das Eigenthum eines englischen Officiers im Dienste des Schah, den seine Anhänger weggenommen hatten, sich munden ließ. In der Eile der Flucht und bei seiner Berauschung schwang er sich etwas zu heftig in den Sattel, und fiel auf der andern Seite wieder herunter, wo ihn dann seine eben anlangenden Verfolger alsbald ergriffen. Beide, Baghir und Weli Chan wurden seitdem in der Citadelle von Tebris gefangen gesetzt, aber ihre Popularität in Fars ist so groß, daß ihre Namen und Thaten in Liedern verewigt werden und unter den Iliyats von Mund zu Mund gehen. Seit ihrer Einsperrung ist die Macht der Mamasennis etwas gebrochen, und die Behörden von Fars haben Gouverneure über sie gesetzt. Diese sind jedoch selten sicher unter dem Stamme, und müssen gegen geheime Intriguen, wie gegen offene Angriffe auf der Hut seyn, obwohl man Geiseln von jedem Clan als Gewähr für seine gute Aufführung in Schiras zurückhält. Als ich das Land durchzog, hatten die Mamasenni kein besonderes Oberhaupt, das sie zusammenhielt. Sardar Hassan Chan war in neuerer Zeit zu diesem Posten ernannt worden, war aber noch zu Schiras und unterhandelte mit den als Geisel dort befindlichen Häuptlingen wegen einer guten Aufnahme unter ihren Stämmen in Schulistan.

Mit dem Austritt aus dem Land der Mamasenni betrat ich das der Koghilu-Stämme, die so wild und gesetzlos sind, wie ihre Nachbarn im Osten und die Bachtiyari-Clans im Westen. Die Koghilu gehören mit den beiden andern eben genannten Stämmen zu der großen Familie der Luren *) und sprechen einen rohen Dialekt der persischen Sprache oder wahrscheinlich die verdorbene alte Sprache von Fars.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die andern großen Abtheilungen sind die Leken und Curden; ich glaube nicht, daß man den Ursprung dieser Stämme schon genügend ermittelt hat: sie sind weder arabischer, noch türkischer Abkunft und können deßhalb als Ureinwohner, oder zum mindesten als die ältesten Ansiedler von Iran betrachtet werden. Sie scheinen stets das Bergland, welches vom Südosten nach dem Nordwesten Persiens läuft, inne gehabt zu haben, und bildeten den Kern des Zendvolks. Die verschiedenen Dialekte dieser Bergvölker sollen eine Menge Worte aus der alten Zendsprache enthalten; unter den Leken führt noch heutigen Tages ein Stamm den Namen Zend, und dieser gab im vorigen Jahrhundert Persien einen Herrscher in der Person Kerim Chans. Das abgeschlossene Thal in den Bergen von Behbehan, wo ich einige sehr alte Basreliefs nebst Inschriften in unbekannten Charakteren entdeckte, führt den Namen Salek, wovon die letzte Sylbe vielleicht eine Hindeutung auf den Stammnamen enthält. Vielleicht gehören auch die Lezghi in Daghestan, welche in Persien und Georgien Leksi heißen, ursprünglich zu derselben Abtheilung des Zendvolks.

Etwas über Neumexico.

Das Journal of the geogr. Society (Vol. XIV. Part. II) zeigt eine Schrift von Josiah Gregg an, welche den Titel führt: Commerce of the Prairies or the Journal of a Santa Fé trader, und theilt daraus folgende Einzelheiten mit: „In den Archiven von Santa Fé findet sich über die Ansiedlung von Neumexico nichts als eine Denkschrift von Don Juan de Oñate, Einnehmer von Zacatecas, vom 21 September 1595; in derselben wird der Vicekönig um Erlaubniß gebeten eine Colonie am Rio del Norte in dem damals schon Neumexico genannten Lande anzulegen; auch geht daraus hervor, daß ein Abenteurer, Francisco de Legoa Borillo, mit einigen Leuten früher schon in diese Gegend eingedrungen war, und daß Oñate ermächtigt wurde ihn zu verhaften. Missionäre sollen das Land im Jahre 1581 besucht haben. Im Jahre 1680 brach eine Verschwörung der Indianer aus und die Spanier wären beinahe aus dem Lande gejagt worden; ein achtjähriger Krieg folgte, aber im Jahre 1698 brach abermals ein Aufstand aus, und nun erfolgte die gänzliche Unterjochung des Landes. Neumexico wird im Norden und Osten von dem Gebiet der Vereinigten Staaten, im Süden von Texas und dem Departement von Chihuahua, im Westen von Obercalifornien begränzt. Es ist von Bergketten und Prairiewildnissen umgeben, und in der Richtung nach Chihuahua hin ist es von den mexicanischen Niederlassungen dieses Landstrichs durch eine unbewohnte Wüste von fast 200 (englischen) Meilen getrennt. Der Rio del Norte ist den größten Theil des Jahres hindurch so seicht, daß er kaum die indianischen Kähne trägt, und die Schifffahrt ist über 1000 Meilen unterhalb Santa Fé durch Untiefen unterbrochen. Taos gegenüber läuft er 15 Meilen weit in einem tiefen Cañon,*) durch den er sich reißend hindurcharbeitet. Santa Fé liegt an der Stelle eines indianischen Dorfes, 12 bis 15 Meilen östlich von dem Rio del Norte Die Bevölkerung beträgt wenig über 3000, mit den umliegenden Dörfern aber gegen 6000 Seelen. Die Lage der Stadt ist unter 35° 41' N. B. und 106° W. L. v. Gr. Der höchste Berggipfel, zehn Meilen nordöstlich von der Stadt, wird auf 5000 Fuß über der Ebene geschätzt und ist stets mit Schnee bedeckt. Die Ansiedlungen im Thal von Taos — denn es ist kein besonderes Dorf dieses Namens da — umfassen mehrere Dörfer; der Name kommt von dem Indianerstamme der Taosa her. Kein Theil Neumexico's kommt diesem Thal an Fruchtbarkeit des Bodens und an Schönheit gleich. Das Klima ist äußerst angenehm, die Regenzeit dauert von Julius bis October. Die ganze Bevölkerung von Neumexico wird folgendermaßen geschätzt: Spanier 70,000, weiße Creolen 1000, Mestizen oder gemischte Creolen 59,000 und Pueblos (Indianer) 10,000. An einigen Stellen hat man Gold gewaschen, fast alle Placeres sind aber wieder aufgegeben. Auf dem Tafellande zwischen dem Rio del Norte und Pesos sind einige bedeutende Salzseen; der größte hat 5 bis 6 Meilen im Umkreis. Auch mehrere warme Quellen gibt es im Lande; Gyps ist reichlich vorhanden; an den Rändern der Mesas oder Hochebenen findet man schöne Proben von versteinerten Bäumen."

*) Dieß Wort haben die Angloamerikaner in Kenyon umgewandelt.



Chronik der Reisen.

Reise des Grafen Castelnau in Südamerika.

(Fortsetzung.)

Die Stelle, auf der wir uns befanden, war eine ungeheure Fläche vom feinsten weißen Sand; vor uns breitete sich der Riese der Gewässer in mehr als einer halben Legua Breite aus, während seine ungeheuern Arme sich nach allen Richtungen hin erstreckten; hinter dem Lager bedeckten finstere Wälder die Insel und bildeten die einzige Gränze dieser prachtvollen Landschaft, in der alles an die Unermeßlichkeit des Meeres mahnte; das Ufer, auf dem wir uns befanden, die Rochen und andere Fische, die wir unablässig fingen, die Delphine, die auf dem Wasser spielten, und das betäubende Geschrei der Möven und Wasserraben, die in Schaaren über unsern Köpfen hinflogen, alles trug dazu bei die Aehnlichkeit mit den Küsten des Oceans noch auffallender zu machen; unter den Fischen, welche wir hier fingen, kann ich nicht umhin den riesenhaften Pirarucu zu erwähnen, den die Naturforscher unter dem Namen Vastrès kennen, und dessen Umfang so groß ist, daß ein Fisch gewöhnlicher Größe fast so viel trockenes Fleisch gibt als ein Ochse.

Am 13 fuhren wir in den ziemlich engen Furo; rechts sind seine Ufer nach der Seite des festen Landes zu von den Chavantes und Javaes bewohnt, deren Spuren und deren Feuer wir oft erblickten. Den Reisenden ist sehr zu rathen, stets die Nacht auf dem andern, unbewohnten Ufer zuzubringen. Wir brauchten dreizehn Tage, um aus dem Furo herauszukommen, und während dieser ganzen Zeit sahen wir kein menschliches Wesen, aber ich bin nicht im Stande die Mannichfaltigkeit zu schildern, welche uns das Thierreich darbot. Auf den weiten Uferstrichen erblickte man unermeßliche Schaaren des ungeheuern unter dem Namen Jabiru bekannten Vogels; weiterhin bemerkte man Reiher verschiedener Art, die zierliche Löffelgans, die mit dem lebhaften Rosenroth ihres Gefieders eine der schönsten Zierden dieser unzähligen Vogelschaaren ist; in den Bäumen spielen die Heulaffen und die artigen Sajous, und im Schatten der großen Wälder bemerkt man den edeln Hirsch und den furchtbaren Jaguar. Aber wenn dieß Land mit großen und schönen Thieren bedeckt ist, so scheinen die Gewässer noch viel belebter, nur daß hier die Natur Tod und Vernichtung zu athmen scheint. Allenthalben durchschießen Fische mit bizarren Formen die Tiefe der Gewässer, bald verfolgt von dem riesenhaften Piraruen, der selbst die Jungen seines eigenen Geschlechts nicht verschont, bald von dem Zitterrochen, der sie mit seinem elektrischen Schlag trifft und gelähmt ihrem furchtbaren Feinde überliefert; alle diese werden selbst wieder die Beute zahlreicher Kaimans. Aber ohne Widerspruch die furchtbarste Geißel ist ein Fisch von geringer Größe mit zierlichen Farben geschmückt und unter dem Namen Pirangua bekannt; nichts fällt ins Wasser, ohne sogleich von Myriaden dieser Fische zerrissen zu werden, und jedes verwundete Thier wird augenblicklich ihre Beute.

Am Morgen des 25 erreichten wir das Nordende der Insel und blieben hier einen ganzen Tag, um die geographische Lage zu bestimmen, wie wir dieß schon am Südende gethan hatten. Am 29 kamen wir an der ersten Cascade oder Intoipaba an, wie man hier eine quer durchlaufende Felsenbarre nennt, über welche die Gewässer sich mit Gewalt hinabstürzen; wir kamen mit Hülfe der Ruder über diese, so wie über mehrere andere hinüber. Am folgenden Tage kamen wir an der Cascade Santa Maria vorbei, die aus einer langen Reihe von Schnellen besteht. Der 31 wurde ganz damit zugebracht, die Barken über diese gefährlichen Stellen hinwegzubringen; zu diesem Ende ziehen die Leute ihre Kleider aus, gehen ins Wasser, die einen halten sich vorn an den Barken, um sie zu leiten, die andern fassen die Stricke, die am Hintertheil befestigt sind, um sie zurückzuhalten, wenn die Strömung zu reißend wird; die übrigen endlich halten Wache, um die Arbeiter gegen die Wilden zu vertheidigen.

Am 2 Julius bemerkte man plötzlich bei einer Wendung des Flusses einen Kahn voll Indianer, welche uns aus der Ferne zu beobachten schienen; ich hielt es für äußerst wichtig mit diesem Kahn in Verkehr zu treten, da ich mit Recht vermuthete, es seyen dieß Chambioa-Indianer und ich mich der Gesinnungen dieses Stammes zu vergewissern wünschte; ich ließ die andern Barken anhalten und suchte mich dem Kahn zu nähern, indem ich den Wilden alle möglichen Arten von Freundschaftsbezeugungen machte; nichts konnte aber ihr Mißtrauen überwinden, sie hielten sich stets am Rande des Flusses, bedienten sich, um ihren Kahn vorwärts zu treiben, langer Stangen, die man hier Vareigiu nennt, und kamen dadurch meiner Barke immer mehr voraus. Ich beauftragte somit den Dr. Weddell, der das leichteste unserer Schiffe befehligte, Jagd auf den Kahn zu machen, und nun bot sich uns ein sehr interessantes Schauspiel dar: von beiden Seiten strengte man alle Kräfte an, einerseits um den Kahn der Indianer durch die Kraft der Ruder zu überholen, andrerseits um einem als gewiß angesehenen Tod zu entrinnen; die langen starken Stangen brachen unter den nervigen Armen der Wilden.

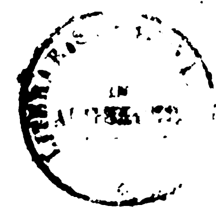
Die Jagd dauerte eine Zeitlang fort, bis man an eine kleine Cascade kam: die Indianer, welche den Vortheil nicht verlieren wollten, den ihnen ihre Vareigius gaben, machten eine Wendung, um sich im weniger tiefen Wasser zu halten, der Kahn des Doctors dagegen schoß über die Schnelle hinab und schnitt dadurch dem der Indianer den Weg ab; sobald die Wilden sich in unserer Gewalt sahen, sanken sie auf die Kniee und erhoben die gefalteten Hände über den Köpfen; man beruhigte sie, und sobald sie sahen, daß man sie mit Geschenken und Freundschaftsbezeugungen überhäufte, drückten sie auf eine äußerst naive Weise ihre Freude aus, und gingen bald darauf voran, um den Ihrigen unsere nahe Ankunft zu verkünden. An diesem Tage hätte ich beinahe das Leben eingebüßt, denn im Augenblick, wo meine Barke eine sehr gefährliche Schnelle hinabfuhr, stieß sie auf einen Felsen auf und blieb zwischen zwei Steinen stecken; in diesem Augenblick kam ein zweiter Kahn durch die vereinte Gewalt der Strömung und der Ruder getrieben auf uns zu, und schon glaubten wir beide verloren, als durch eine glückliche Wendung des Steuermanns die zweite Barke nur einige Zoll von der unsrigen mit Blitzesschnelligkeit vorüberfuhr, so daß wir der größten Gefahr, welche wir auf der ganzen Reise zu bestehen hatten, glücklich entgingen; am Abend schlugen wir unser Lager in der Nähe des ersten Dorfes auf, um erst am andern Morgen dasselbe zu betreten.

(Schluß folgt.)

Bevölkerung der Gambier-Inseln. Beechey schätzte diese im J. 1826 auf 1500 Einw., wahrscheinlich etwas zu nieder; die französischen Missionäre berechneten sie 5 Jahre später auf 2200 bis 2800. Die größte Insel Mangareva hat etwa 1500 E., die Inseln Taravai, Akena und Kamaru etwa 800. (Echo du Monde Savant. 27 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 105.



Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 April 1845.

Stand der Dinge im Laplata.

Die Zeit der Entscheidung scheint endlich für diese seit Jahren vom Kriege zerrütteten Gegenden heranzurücken. Wir haben wiederholt auf den eigentlichen Grund des Streits aufmerksam gemacht, welcher darin besteht daß Rosas direct oder indirect die Herrschaft auch über die Banda Oriental üben will, weil er dann die Schifffahrt auf allen den großen Strömen, auf dem Parana und Uruguay, somit den ganzen Handel mit dem innern Lande beherrscht. Dagegen setzen sich diejenigen Staaten und Provinzen, welche westlich vom Parana und Uruguay liegen, weil sie einer solchen Handelsherrschaft sich nicht unterwerfen wollen, und es ist gleichmäßig das Interesse Brasiliens, so wie noch mehr des europäischen und nordamerikanischen Handels, daß nicht *eine* Macht diese Ströme beherrsche, sondern daß die Vertheilung dieser Herrschaft dem fremden Handel den Zugang öffne. Für Rosas und Buenos Ayres handelt es sich jetzt, wie in früheren Jahren, um die Begründung eines großen Reichs; auf der andern Seite steht das in Amerika so mächtige Localinteresse, unterstützt von dem fremden Handel, dessen Thätigkeit ermunternd auf das Land zurückwirkt. Daraus entsprang die Feindseligkeit von Corrientes gegen Rosas, indem ersteres den Buenos Ayriern eine bedeutende Waarenflottille auf dem Parana wegnahm; daher auch der Entschluß Paraguay's, den Schiffen von Buenos Ayres den Zugang zu verbieten.

Diese Maaßnahmen haben endlich Rosas dahin gebracht, alle Häfen der Banda Oriental in Blokadezustand zu erklären und kein fremdes Schiff mehr in dieselben einlaufen zu lassen. Dieß scheint die Geduld der englischen Kaufleute, welche schon lange bei dem jetzigen Zustande der Dinge im Laplatagebiet litten, erschöpft zu haben, und man dringt in Lord Aberdeen, endlich energische Maaßregeln zu ergreifen. Man fürchtet nicht ohne Grund, wenn Montevideo völlig von fremder Hülfe, die ihm bis jetzt immer noch geleistet wurde, abgeschnitten würde, so werde die Stadt von den wilden Schaaren unter Oribe mit Sturm genommen, die Einwohner größtentheils niedergemacht, und das sehr bedeutende fremde Eigenthum geplündert werden, abgesehen davon daß, wenn Rosas durch die Eroberung von Montevideo sich zum Meister der Banda Oriental gemacht, er dann den fremden Handel ganz beliebigen Erpressungen unterwerfen wird. Das Handelsinteresse Englands und Frankreichs, so wie das politische Interesse Brasiliens treffen somit hier einträchtiglich zusammen; dennoch ist es immer noch eine große Frage, ob England sich zum Einschreiten entschließen wird, denn unglücklicherweise setzt sich hier ein politisches Interesse dem Handelsinteresse entgegen. In Montevideo sind gegen 18,000 Franzosen angesiedelt, zu denen auch einige tausend Italiener kommen, welche sich gleichfalls zu den Franzosen halten. Dieß gibt in einem Lande, das vielleicht noch keine 100,000 Einwohner hat, den Franzosen ein entschiedenes Uebergewicht; England wird also so lange wie immer möglich einen Schritt vermeiden, der ihm auch Buenos Ayres durchaus entfremden muß, ohne daß es Hoffnung hätte in Montevideo zu gewinnen, was es in Buenos Ayres verliert. Die Wahl, welche England hier zwischen seinem politischen und seinem Handelsinteresse ergreift, wird nicht ohne Bedeutung seyn, da es sich jetzt entscheiden muß, was in den gegenwärtigen Umständen vorwiegt.

Schilderungen aus Persien.

4. Reise von Persepolis über Schiras nach Behbehan.
(Fortsetzung.)

Mirza Kumo, der Gouverneur von Behbehan, übt eine gewisse Macht über die Koghilu aus, obwohl sie unter der unmittelbaren Herrschaft ihrer eigenen kleinen Häuptlinge stehen. Kürzlich aber haben mehrere dieser Clans die Oberherrlichkeit Mirza Kumo's völlig abgeworfen und sich in den Schutz der benachbarten Bachtiyari-Häuptlinge begeben. Die Koghilu zerfallen in folgende Stämme, 1) die Bovi, welche über 4000 Familien zählen, und Bascht, westlich von den Mamasenni, inne haben. Ihr Häuptling Scherif Chan wurde auf Befehl des vormaligen Firman Firmai von Fars, Husein Mirza, geblendet, und lebt jetzt zu Schiras, während sein Sohn Allah Kerim Chan die Angelegenheit des Stammes zu

Bascht leitet, und als das eigentliche Haupt desselben betrachtet werden kann. Ich erfuhr von ihm, daß die Abnherren seiner Familie aus dem Lande Scha'b sich hier niedergelassen und daß in spätern Jahren nach einem fruchtlosen Widerstand gegen Nadir Schah die Bovi mit ihrem Häuptling Haschem Khan nach Chorassan versetzt worden seyen; dieser wurde später zum Gouverneur ernannt, endete aber, wie so oft im Orient, damit daß er auf Befehl Nadir Schahs geblendet wurde. Nach dem Tode des letztern fand Haschem Chans Sohn Mittel, während der damaligen Unruhen wieder nach Fars zurückzukehren. Der jetzige Häuptling Allah Kerim Chan, theils um die Gefahren abzuwenden, welche ihm von der Nachbarschaft der Mamasenni und durch die unangenehme Nähe seines unmittelbaren Herrn Mirza Kumo drohen, theils um die Dauer seiner eigenen Macht zu sichern, hat klugerweise Familienverbindungen mit beiden Theilen eingegangen, indem er die Tochter des Gouverneurs von Behbehan und die Schwester des Mamasenni-Häuptlings vom Rustem-Stamm heurathete. Der zweite Stamm sind die Bu Rahmed, etwa 3000 Familien stark, aber getheilter. Der dritte sind die Nui, etwa 2000 Familien; sie gelten für die besten Reiter unter den Koghilu, wie die Rustemi unter den Mamasenni, und bewohnen das Bergland im Nordosten von Behbehan. Der vierte Stamm, die Tenghabi oder Taibi, etwa 3000 Familien stark, bewohnen die Berggegenden von Bars und Dinarun. Der fünfte, die Bachmei, gehört zu den wildesten und unbotmäßigsten Stämmen des Gebirgs, obwohl ihre Anzahl nur 2000 Familien betragen soll. Früher erkannten sie, obwohl nur nominell, die Gewalt Mirza Kumo's an; dieser mußte aber, um den Tribut zu erheben, jedesmal eine bewaffnete Macht aussenden; jetzt erkennen sie ihn gar nicht an und sind zu Mohammed Taghi Chan, dem mächtigen Bachtiyari-Häuptling, übergegangen. Als eine Probe ihres Unabhängigkeitsgeistes und ihrer geringen Achtung selbst für den Schah, erzählte mir ein Steuereinnehmer, er habe eines Tages einem Bachmei vorzustellen gesucht, man verlange von ihm nur den dem Schah gebührenden Tribut; dieser habe aber erwiedert, er gebe nur der Gewalt nach, und wisse von keinem Schah Persiens, glaube auch nicht an sein Daseyn, wenn er denselben nicht wirklich vor Augen haben könne. Die Bachmei bewohnen die Gebirge nordwestlich von Behbehan, zu Tengi Salek.

Alle diese Stämme sind über den Gebirgsstrich hin verbreitet, namentlich am Südabhang der großen Kette, welche von Hamadan und Zohab gegen Fars, von Nordwest gegen Südost streicht. Mein rascher Zug durch das Land erlaubte mir nicht, ihre Sitten, Gebräuche und religiösen Ceremonien zu beobachten; auch traf ich auf der Straße die ich einhielt nur wenige Zelte, da sie in den entlegenern Thälern lagern; meine Bemerkungen können also nur sehr spärlich und oberflächlich seyn. Eine nähere Kenntniß wäre indeß von hohem Interesse, da sie wahrscheinlich Abkömmlinge der alten Mardi, Parätaci und Uxii sind, welche in Alexanders Zug von Susa nach Persepolis erwähnt werden. Diese Wanderstämme bekennen sich zwar äußerlich zum Islam, scheinen mir aber nur sehr schwache Begriffe von Religion zu haben; ihr ganzer Glaube besteht in einigen abergläubischen Gebräuchen und in einer herkömmlichen Verehrung für ihre Piri oder Heiligen, zu deren Gräbern sie wallfahrten. Zu den Opfern, die sie bringen, um dadurch sich irgend einen Gegenstand ihrer Wünsche zu verschaffen, gehören kleine zinnerne Lampen, die sie an Stricken über dem Grab ihrer Heiligen aufhängen, oder farbige Lappen, welche die Frauen an geweihte Bäume befestigen. Ich habe geweihte Bäume dieser Art in Persien gesehen, an denen mehr solcher Lumpen als Blätter hingen.

Was ihr äußeres Ansehen betrifft, so fand ich unter den Koghilu weniger hochgewachsene Männer als unter den Mamasenni, aber sie sind sehr abgehärtet und danken ohne Zweifel ihre Kraft und Stärke hauptsächlich ihrer thätigen Lebensweise, der Einfachheit ihrer Nahrung und der erfrischenden Luft ihrer Berge. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Hüten der Schaf- und Ziegenheerden, und sie gleichen in dieser Beziehung allen Wanderstämmen Persiens. Ihre Hauptnahrung besteht in Eicheln, welche zuerst zwischen zwei Steinen gerieben und dann an der Sonne getrocknet werden; die Weiber backen Kuchen aus diesem Mehl, indeß wird der Teig auch roh genossen und gilt für sehr nahrhaft.

Außer den Koghilu hausen auch noch einige andere Stämme in diesen Bergen, wie die Dscharumi, die Jusufi und über tausend Familien, welche direct unter Mirza Kumo stehen, bewohnen die Ebene von Behbehan und leben in Dörfern oder in Zelten zerstreut. Dieß sind die Dschuma Büzürg, die Affscharen und einige arabische Ansiedler.*) Mirza Kumo selbst ist arabischer Abkunft. Seine Familie ist aus Mecca eingewandert, und gilt für einen Zweig der heiligen Familie des Propheten, weßhalb seine Anhänger behaupten, seine Person sey unverletzlich; wer ihn angreife, begehe ein Verbrechen gegen Gott, und der kecke Frevler werde vom Blitze des Himmels getroffen werden.

Die Einwohner der Stadt Behbehan sind sehr geschickt im Bereiten und Färben wollener Tücher, zeigen sich aber keineswegs geneigt die Geheimnisse ihrer Kunst preiszugeben, weßhalb ich keine taugliche Nachricht darüber zu erlangen vermochte. Die jährliche Besteurung Behbehans nebst Schulistan beträgt 20,000 Tomans, der Gouverneur hat aber seit mehreren Jahren Mittel gefunden, der Zahlung an die Behörden in Schiras auszuweichen, so daß die Rückstände auf hunderttausend Tomans angewachsen seyn sollen. Dieser Zustand der Dinge hat Mirza Kumo in eine sehr unangenehme Stellung zu dem Gouverneur von Fars gebracht, da letzterer öfters drohte, ihn durch Waffengewalt zur Zahlung zu bringen, wenn er sich länger weigere seinen Tribut an die Krone abzutragen. Mirza Kumo hoffte noch immer den Sturm ab-

*) Die Namen der türkischen Stämme sind Karabaghi, Akbagbi, Begdeli, Golebi und Schuri, sie sprechen noch türkisch, während die Affscharen, obgleich derselben Abkunft, ihre Muttersprache vergessen haben. Die Doveti, Gheft-i-Magaskuli, Barasch, Milush und Dscheleki sind lurischen Stammes und sprechen den lurischen Dialekt.

wenden zu können, indem er einige Geschenke und etwas Geld als Peischkesch*) an den Prinzen und seinen Wesir in Schiras schickte. Diese Geschenke sollen aus einigen schönen arabischen Pferden und 200 Rollen der berühmten Mumia**) bestehen, die im Orient wegen ihrer Heilkräfte sehr berühmt ist. Inzwischen war Mirza Kumo eifrig beschäftigt, seine Stadt für mögliche Fälle zu befestigen, troß der unter dem Volke herrschenden Ansicht, daß wegen seiner Abstammung vom Propheten kein Moslem ihn ungestraft angreifen werde. Dem sey wie ihm wolle, ich fand Mirza Kumo sehr eingebildet auf die Befestigungen, und als wir aus einem Fenster des Schlosses auf einige Arbeiter hinabsahen, die eben beschäftigt waren den Graben zu erweitern, fragte er mich, ob ich nicht die Stadt für uneinnehmbar halte. Ich entgegnete ihm, wenn er nur solche Feinde zu bekämpfen habe, wie die wilden Bachtiparis, so könne er hoffen, ihnen mit Erfolg Widerstand zu leisten; wenn er aber ernstlich meine Meinung zu wissen wünsche, so könne ich mich nicht enthalten ihm ehrlich meine Ueberzeugung mitzutheilen, daß weder die Mauern seines Schlosses, noch die äußern Wälle im Stande seyen, gegen regelmäßige, mit schwerem Geschütz versehene Truppen auszuhalten. Ich setzte hinzu, als sein Gast, der sein Brod und Salz genossen habe und deßhalb ihm nur Gutes wünsche, müßte ich ihm ernstlich rathen, es nicht auf eine Probe ankommen zu lassen, die ihm theuer zu stehen kommen könne. Mirza Kumo beachtete meinen Rath nicht, und leider waren meine Besorgnisse nur allzu richtig. Kurze Zeit nachdem ich in Teheran wieder eingetroffen war, erhielt man die Nachricht, daß die von dem Gouverneur von Fars gegen ihn gesendeten Truppen von Behbehan Besitz genommen und viele der Einwohner niedergemacht hätten.

Mirza Kumo war in das Land der Scha'b geflohen, aber seine Weiber und erwachsenen Töchter [unter Mansur Chans siegreiche Truppen vertheilt worden mit Ausnahme einer einzigen, die, um dem Schimpf in die Hand eines solchen Feindes zu fallen zu entgehen, sich in einen tiefen mit Steinen ausgelegten Brunnen gestürzt hatte und alsbald todt geblieben war. Dieß ist kein vereinzeltes Beispiel des verzweifelten Entschlusses der Ilipatfrauen, lieber zu sterben als die Opfer der Gewaltthat der Sieger zu werden. Als die von den Mamasenni-Rebellen besetzten Forts von Gul-i-Gulab sich an die Truppen des Schah übergeben hatten, stürzten sich viele dahin geflüchtete Mamasenni-Frauen, um nicht in die Hände der Sieger zu fallen, von der Höhe des Forts die steilen Felsen herab. Mehrere blieben auf der Stelle todt, während andere wie durch ein Wunder dem Tode entgingen, doch nicht ohne mehrere Glieder zu brechen. Durch den zeitigen Beistand des geschickten englischen Arztes, Dr. Griffith, der das persische Truppencorps begleitete, wurden viele wieder hergestellt und durften in Frieden zu ihrem Clan zurückkehren.

Ich weiß nicht, was das Schicksal des unglücklichen Mirza Kumo seyn mag, wahrscheinlich aber irrt er noch als Flüchtling unter den Araberstämmen umher.

(Schluß folgt.)

---

*) Dieß ist ein Geschenk, das der Untergeordnete einem Höhern darbringt, und hat Aehnlichkeit mit den Leistungen der europäischen Vasallen im Mittelalter an ihren Lehensherrn.

**) Es scheint eine Art Naphtha, die aus mehreren Bergspalten quillt, und sich dann allmählich verhärtet; man formt sie in Cylinder, die man in Silber- oder Goldpapier einschlägt.

Die Cochinchinesen.

(Nach L. Rutherford.)

Diese in der Regel kleinen, untersetzten Leute mit kugelrunden Köpfen haben viel Aehnlichkeit mit der tatarischen Race. Die Stirne ist kurz, aber breit; die Backenknochen stehen nicht auffallend hervor; die Nase ist klein, aber gut gebildet; der Bart sehr sparsam. Gewöhnlich sind sie in jedem Lebensalter etwas fett; die Neigung dazu entwickelt sich bei den Frauen im jugendlichen Alter früher als bei den Männern. Der Leib ist gut proportionirt und die Gliedmaßen schön gebildet, obgleich meistens klein. Ich sah eine Menge Cochinchinesen, die große Aehnlichkeit hatten mit Italienern, Spaniern und Portugiesen.

Sie sind gutmüthig, artig, aufmerksam und nachgiebig gegen Fremde; ihr Betragen ist angenehm; meistens findet man sie in einer muntern lustigen Stimmung und sehr geneigt sich der Freude hinzugeben; sie sind vielleicht die lustigsten unter allen Orientalen; allein der Uebergang von Freude zu Betrübniß und zu den übrigen unangenehmen Gemüthsbewegungen scheint bei ihnen ganz gewöhnlich zu seyn. Wie bei den Affen schweift ihre Aufmerksamkeit unaufhörlich von einem Gegenstand zum andern.

In Hue, Saigon und andern größern Orten sind die Wohnhäuser groß und bequem und sind mit Ziegeln gedeckt; manche sind mit diversen grotesken Figuren bemalt. Jedes Haus hat eine offene Halle, wo man Besuche annimmt, Geschäfte abmacht und Waaren zum Verkauf auslegt. Im Hintergrunde dieser Halle ist ein mit Sinnbildern der buddhistischen Religion geschmückter Altar, woselbst sie ihre Gebete verrichten. Die zum Privatgebrauch bestimmten Gemächer und Kammern sind mit allerlei glänzenden Geräthschaften, lackirten Tassen, Glaswaaren und sonstigen Utensilien versehen; auf Bänken, die mit Matten bedeckt sind, schlafen sie.

Die Kleidung der Cochinchinesen ist mehr bequem als elegant; bei beiden Geschlechtern ist sie fast gleich; sie besteht aus zwei oder noch mehr weiten Gewändern mit langen Aermeln; bis an die Kniee reichen diese Gewänder und können um den Hals enge zugeknöpft werden. Unter diesen tragen sie weite Pantalons; bei feierlichen Gelegenheiten werfen Personen von Rang noch einen großen schwarzen Mantel von geblümter Seide über das Ganze. Der Kopf ist mit einem Turban von Krepp bedeckt, welcher bei den Männern meistens schwarz ist; die Frauen tragen über dem Turban einen großen Hut, der wie ein Korb aussieht. Alle Classen der Gesellschaft verwenden auf ihren Anzug viel Sorgfalt; der Aermste ist vom Kopf bis zu den Füßen gekleidet, weßhalb hier zu Lande das gemeine Volk anständiger und besser aussieht, als bei andern östlichen Nationen, wo es nackt oder in Lumpen einherzieht. Allgemein ist das Tabakrauchen und Betelkauen. Selbst in den kleinen Flecken und Dorfschaften sind artige Bazars, wo sich die Eingebornen mit allen Bedürfnissen versehen können.

Ich besuchte von Saigon aus die Dörfer Bungtao und Kandiu und war erstaunt über die Nettigkeit, Reinlichkeit und gute Ordnung

in denselben. Jedes dieser Dörfer hat einen großen freien Platz, der mit Arekapalmen eingefaßt ist; die Alten haben hier ihre Rathsversammlungen, und der muntern spiellustigen Jugend dienen diese schattigen Räume zu erwünschten Tummelplätzen. Ueberdieß prangt das Dorf Bungtao mit einem sehr ansehnlichen viel besuchten Buddhatempel. Die Gefälligkeit und Höflichkeit der Einwohner kann nicht genug gerühmt werden; sie ersuchten mich bei ihnen zu bleiben, so lange es mir gefalle, und konnten durchaus nicht bewogen werden, für die Hühner und Enten, die sie mit Vergnügen beibrachten, Bezahlung anzunehmen. Diese so überaus gefälligen, dienstwilligen cochinchinesischen Dorfbewohner fand ich hinsichtlich ihrer Natur etwas kleiner als die Malayen und Siamesen; sie sind nicht plump und unbeholfen, sondern flink, gewandt und rasch bei der Hand.

Zahlreiche Fischerfamilien bewohnen die Küsten von Cochinchina; daselbst ist jedes Boot die Wohnung einer Familie; jeder verfertigt sich seine einfachen Geräthschaften, Netze, Segel, Tauwerk. So ausgerüstet gehen sie in See, alles mit sich nehmend, was sie besitzen; so wandern sie von Bay zu Bay, indem sie ihrer Nahrung nachgehen. Die Nacht und ihre übrigen Mußestunden verträumen sie am sandigen Ufer oder im Schatten der Kokosbäume und Tamarinden; sie feiern und rasten, bis sie die Noth wieder zur Thätigkeit zwingt. Ihre Arbeit und Mühe ist nicht sehr groß, da ihre Boote so eingerichtet sind, daß sie mit allen Winden und in jeder Richtung segeln können.

Die Bay von Turon ist ganz von Land umschlossen, und wäre ihr Eingang eben so leicht, als ihr Inneres sicher ist, so würde sie zu den besten Häfen der Welt gehören. Wir glaubten uns hier plötzlich in einen schönen ruhigen See versetzt; mit hohen steilen Bergen, die bis zu ihren Gipfeln mit Waldungen bedeckt sind, ist die Bay umgeben. Hie und da gewahrt man Fischerhütten und kleine Reisfelder; die seltsamen und kühnen Gestalten einiger Felsen verleihen diesem Hafen ein ganz eigenthümliches Interesse. An den Ufern gedeihen Sesam und süße Bataten. Dem Botaniker bieten die den Hafen umgebenden Berge ein unermeßliches Feld für die interessantesten Untersuchungen. Die täglichen Excursionen, welche die Schiffsgesellschaft machte, brachten meinem Herbarium manche wichtige Bereicherung.

Die Bewohner des großen Dorfes Turon versahen uns bereitwillig mit Fischen, Früchten, Enten und Ferkeln. Dieses Dorf wird durch ein Fort beschützt und die Regierung von Cochinchina unterhält hier zweihundert Gränzsoldaten. Von dem Befehlshaber derselben hatten wir eine höfliche Einladung in seine Wohnung erhalten und angenommen.

Chronik der Reisen.

Reise des Grafen Castelnau in Südamerika.

(Schluß.)

Am 3 brachen wir mit Tagesanbruch auf unter der Führung eines Indianers, der die Nacht bei uns zugebracht hatte, und uns geschickt eine ziemlich hohe Cascade hinabgeleitete. Mit Einemmal lag dieß erste Dorf der Chambioa vor uns, ein großer Haufe Wilder versammelte sich am Ufer, und wir sahen Kähne mit Frauen und Kindern abfahren. Indeß stellte sich das Zutrauen bald völlig her; an demselben Abend kamen wir nahe zu dem zweiten Dorfe, das wir am nächsten Morgen besuchten, und die Nacht des 5 brachten wir im dritten Dorfe zu. Diese Dörfer sind alle nach demselben Plane angelegt; die Häuser, obwohl nur aus Palmblättern aufgeführt, sind groß, und stehen im Halbkreis um eine noch viel geräumigere Hütte, die zu den öffentlichen Spielen bestimmt ist. Die Gesammtzahl dieses Stammes mag sich etwa auf 6000 Seelen belaufen; beide Geschlechter gehen vollkommen nackt und malen den Körper vermittelst Rucu scharlachroth; sie sind arbeitsam, und ihre Felder erstrecken sich auf eine halbe Legua längs dem Flusse; sie pflanzen Manioc, Bataten, Bananen, Zuckerrohr ꝛc. Sie verstehen die Baumwolle zu weben und machen sich Hamacs daraus. Ihr Benehmen gegen uns war ausgezeichnet freundlich und friedlich; sie gehören zum großen Volk der Carajes. Im dritten Dorfe hatte ich das Glück vier Christen, die sie dort gefangen hielten, zu befreien: drei derselben gehörten der Provinz Para an, und ich überlieferte sie dem Commandanten von San Juan, der letztere war ein Soldat, der mit mir nach Goyaz zurückkehrte.

Indeß hatten wir nur einen sehr kleinen Theil der Gefahren und Schwierigkeiten unserer Unternehmung überwunden, denn erst am 6 Jul. erreichten wir die großen Cascaden, die man in zwei Gruppen theilen kann: 1) die Caroëra comprida, welche zwei Leguas und 2) die Caroëra grande, welche drei Leguas Länge hat. Während dieser Zeit hatten wir grausam von Hunger zu leiden, denn vom Furo de Bananal an findet man weder Fische noch Wild. Endlich am 14 erreichten wir das Fort San Juan das duas barras, welches die Südspitze von Para bildet.

Wir kehrten den Tocantins aufwärts zurück, besuchten die schöne Mission des Capuciners Frey Francisco zu Boa Vista, die Dörfer der Apinages und Carahos-Indianer, die Städte Carolina und Porto Imperial, wo wir unsere Fahrzeuge dem brasilianischen Gouvernement zur Verfügung überließen, und kehrten zu Lande durch eine Wüste von 150 Leguas, welche unaufhörlich den Einfällen der Canoëres und Chavantes ausgesetzt ist, nach Goyaz zurück.

Im Laufe dieser Reise hatte ich Gelegenheit die geographische Lage einer großen Anzahl Punkte zu bestimmen und bedeutende Sammlungen in allen Zweigen der Naturgeschichte zu machen; diese letztern sind für die öffentlichen Versammlungen bestimmt, und ich habe sie an den französischen Consul in Rio gesendet. — In wenigen Tagen reise ich nach Cuyaba, einer Stadt in der Mitte des Continents, ab, und werde von da aus suchen in Paraguay einzudringen.

Empfangen Sie u. s. w.

Das conchyliologische Museum Delesserts besteht erstens aus einer speciellen Büchersammlung und dann aus einer Muschelsammlung, die wahrscheinlich ihres Gleichen nicht in der Welt hat. Delessert sammelte seit 40 Jahren; im Jahre 1833 erwarb er auf einmal die Sammlung Dufresne's, welche 8200 Stücke enthielt, die genau benannt und sorgfältig ausgewählt waren. Im Jahre 1840 erhielt er die berühmte Sammlung Lamark, und diese war es, welche ihm die Mittel zu seinem großen conchyliologischen Werke lieferte. Diese Sammlung kam anfangs, 50,000 Muscheln und 13,288 Arten stark, von denen 1243 noch nicht beschrieben waren, in die Hände des Fürsten Massena und dann erst an Hrn. Delessert. Die ganze Sammlung beträgt jetzt 300 Gattungen, 25,000 Arten und 150,000 Stücke. (Echo du Monde Savant vom 26 März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 106.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 April 1845.



Schilderungen aus Persien.

4. Reise von Persepolis über Schiras nach Behbehan.

(Schluß.)

Alterthümer um Behbehan.

Die Provinz Fars war früher in fünf Districte oder Kureh eingetheilt, nämlich Istakhr, Darabdschird, Schapur, Ardaschir und Cobad; gegenwärtig besteht sie aus drei Haupttheilen, 1) das eigentliche Fars, 2) Luristan oder Laristan (am persischen Golf) und 3) Behbehan oder das Land der Koghilu, die alte Kureh von Cobad. Das Gebiet von Behbehan ist nördlich durch den großen Berggürtel begränzt, welcher Irak Adschemi von den südlichen Provinzen Persiens scheidet, gegen Süden bilden die Nord- und Nordostufer des persischen Golfs seine Gränzen; das Land der Scha'b-Araber liegt gegen Westen, während Schulistan dasselbe im Osten von der eigentlichen Provinz Fars trennt. In ethnographischer Beziehung ist Behbehan gegen Osten und Südosten von den Mamasenni, gegen Nord- und Nordwest von den Bachtiyari, gegen Westen und Südwesten von den Scha'b-Arabern begränzt. Der Boden von Behbehan ist sehr fruchtbar, da er von mehrern bedeutenden Flüssen, dem Schemsi-Arab, Kheirabad und Kurdistan *), so wie mehrern kleinern, die von der Ardekankettte herabkommen, bewässert ist, und könnte ein reicher Ackerbaudistrict seyn, wenn er dichter bevölkert, und vor allem, wenn mehr Sicherheit vorhanden wäre. Auf der weiten Ebene um die Stadt wird Korn gewonnen, das 24fach erträgt, während näher am Golf Baumwolle und Reis die Stapelproducte sind. Unter den Fruchtbäumen steht die Palme oben an, obgleich Limonen, Orangen und Granaten gleichfalls mit Erfolg gebaut werden. Um einen Begriff von der Milde des Klima's zu geben, brauche ich bloß zu bemerken, daß im Januar die Wiesen um die Stadt auf Meilen weit mit blühenden Narcissen bedeckt waren, welche die Luft mit einem köstlichen Duft erfüllten.

Ich weiß nicht wer Behbehan gegründet hat, vielleicht ist es sasanidischen Ursprungs, doch scheint es erst nach der Zerstörung von Arredschan und Cobad bedeutend geworden zu seyn; daß es im 14ten Jahrhundert bestand, ergibt sich aus Scherifeddin Alis Lebensbeschreibung von Timur. Die Ebene umher, so wie die Thäler in den Bergen, zeigen Spuren bedeutender Städte, welche beweisen, daß in älterer Zeit dieser Theil Persiens in einem viel blühendern Zustand gewesen seyn muß. Halbwegs zwischen Behbehan und dem Fluß Kurdistan sind Ruinen über eine bedeutende Strecke verbreitet; sie bestehen aus Backsteinen, weißem Mörtel und mehr oder minder hohen künstlichen Erhöhungen. Wie ich glaube, war es hier, daß Macdonald Kinneir eine Steinplatte fand mit einer Keilinschrift, ein sicheres Zeichen hohen Alterthums. Auf beiden Seiten des Flusses liegen etwas neuere Gebäude, doch wahrscheinlich mindestens aus der Sasanidenzeit, und vermuthlich gleichzeitig mit zwei riesenhaften Brückenüberresten, wovon die arabischen Schriftsteller mit großen Lobeserhebungen sprechen. Auf dem linken Ufer, aber etwas weiter landeinwärts traf ich einige mohammedanische Gräber mit gewölbten Domen, die nach allen vier Seiten offen sind. Dieß ist die wahre Lage von Arredschan, während die oben erwähnten Reste einer weit ältern Stadt angehören.

Die Ruinen von Arredschan bestehen aus Stein- und Backsteingebäuden, die an den hohen Ufern des Kurdistanflusses zerstreut sind. Mit Ausnahme der Brücken sind keine Ueberreste großer Gebäude da, und die Häuser scheinen nur Ein Stockwerk mit gewölbtem Dach gehabt zu haben. Beide Seiten der Stadt waren durch zwei von einander nicht sehr entfernte Brücken verbunden; sie sind von Stein und Backstein, und müssen nach den Ueberresten zu schließen, in sehr großem Maaßstab angelegt gewesen seyn. Einige Plattformen der Pfeiler, auf denen die Bogen ruhten, stehen noch auf beiden Ufern, alles andere hat das reißende Wasser des Flusses hinweggeschwemmt. Die Brücken, welche etwa einen Farsang

*) Der Schem-si-Arab, auch Canbidac genannt, ist wie schon erwähnt, wahrscheinlich der Brizana der Alten; der Kheirabad, so genannt von einem Dorfe, sonst Abi-Schirin, ist der Arosis, und der Kurdistan,. bei den Arabern gewöhnlich Dscherahi oder Tab, bei den Persern auch Aberghun genannt, der Agradates.

von dem schmalen Durchgang in den Bergen entfernt sind, aus denen der Kurdistanfluß hervorkommt, führen jetzt die Namen Puli Begum und Puli Dochter (Brücke der Fürstin und Brücke der Tochter). Zu der letztern gehört ein massives zweistöckiges Gebäude auf der linken Seite, das die Brücke in eine Fläche mit dem höhern Ufer brachte, so daß der Uebergang über das zweite Stockwerk statt fand. In beiden Stockwerken waren geräumige Zimmer. Ibn Batuta und Edrisi sprechen beide von diesen Brücken.

Der arabische Geograph Jakuti schreibt die Gründung Arredschans, das er ins dritte Klima versetzt, dem Sasaniden Cobad zu, dem Sohne des Firus und Vater des Nuschirwan, um das Ende des fünften und den Anfang des sechsten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung. Den Namen Ardschan aber finden wir in einem viel frühern Abschnitt der Geschichte, denn der Feuertempel zu Ardschan soll gegen das Ende der Regierung Lohrasps errichtet worden seyn. Ob aber Ardschan, der Feuertempel, und die Stadt Arredschan an einer und derselben Stelle gelegen, ist zweifelhaft, indeß kann ersterer doch nicht sehr von der letztern entfernt gewesen seyn. Nahe an dem Engpaß Tengi-Teko, von wo der Kurdistanfluß oberhalb der Ruinen von Arredschan in die Ebene tritt, nicht weit von dem Dorfe Peischker, ist hoch in den Bergen eine Spalte, aus der eine schwarze, pechähnliche Substanz quillt, die von den Eingebornen gesammelt und wegen ihrer Heilkräfte von den Persern sehr geschätzt wird. Dieß ist das oben erwähnte Mumia. Die Spalte wurde ohne Zweifel ursprünglich durch einen jetzt erloschenen Vulcan erzeugt. Als Schiras vor 20 oder 30 Jahren durch ein Erdbeben heimgesucht wurde, erweiterte sich die Spalte im Berg, aus der das Mumia bisher nur spärlich ausfloß, und seit dieser Zeit strömt sie reichlicher, aber die Qualität soll schlechter geworden seyn. Wir ersehen aus arabischen Schriftstellern, daß der Berg, welcher dieses Mumia liefert, ein Vulcan war, und da natürliches Feuer und namentlich die Naphthaquellen (Azer-i-Nusch) ein Gegenstand besonderer Verehrung bei den alten Persern war, so mag der Feuertempel von Ardschan wohl in der Nähe dieses Berges errichtet worden seyn.

Arredschan muß den arabischen Itinerarien zufolge eine Stadt von Bedeutung gewesen seyn. Es besteht eine freilich schwierige Straße zwischen Behbehan und Isfahan durch die Berge, und Arredschan mag das Emporium des Handels zwischen dem persischen Golf und dem Innern gewesen seyn. Nach arabischen Geographen war Mahruban der Hafen von Arredschan an der Mündung des Tab.*) Eben so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Stadt Hindiyan an der Mündung des Kheirabad ihren Namen und vielleicht ihren Ursprung dem indischen Handel mit Persien dankt, als die Südprovinzen des Königreichs noch in blühendem Zustand waren; als die zahlreichen Ruinen, die man jetzt in den Bergthälern findet, noch berühmte Städte waren; als Kumischeh, wo die Straßen von Fars, Behbehan, Chusistan und Isfahan zusammentreffen, statt eines unbedeutenden Orts eine große Stadt war, wie die Ruinen noch jetzt andeuten, und wo endlich Isfahan selbst sich eines größern Reichthums und größerer Lebensthätigkeit rühmte.

Der Hindiyan ist schiffbar von der See bis Zeitun — so genannt von seinen zahlreichen Olivengärten — welche letztere Stadt nur eine Tagreise (5 Farsangs) von Behbehan entfernt ist. Diese beiden Handelsstraßen mögen gleichzeitig und ohne gegenseitigen Nachtheil neben einander bestanden haben, die erstere für den Handel mit Arabien, die zweite mit Indien. Man mag es für bequemer gefunden haben, persische Waaren den rasch strömenden Tab nach Mahruban und dem persischen Golf hinabzuschicken, während die Producte Indiens über Hindiyan und Zeitun in Persien eingeführt wurden, wodurch die Schifffahrt auf dem persischen Golf abgekürzt, und die schwierige Auffahrt auf dem reißenden Tab vermieden wurde. Im zehnten Jahrhundert scheint der Name Arredschan nicht auf die Stadt beschränkt gewesen zu seyn, sondern sich auf den ganzen Landstrich ausgedehnt zu haben.

Etwa 6 Meilen von Behbehan, in ostnordöstlicher Richtung, ist das Dorf Mansurieh, das auf den Ruinen und mit den Materialien der alten Stadt Cobad gebaut worden seyn soll, von welcher der ganze Landstrich früher den Namen hatte. Die Stadt Cobad dankt wahrscheinlich ihren Ursprung dem sasanidischen Monarchen dieses Namens, demselben, der auch die Stadt Arredschan gründete, denn Mirchond, der Geschichtschreiber der Sasanidendynastie, erwähnt der besondern Neigung Cobads, Städte zu gründen.

Wir haben weiter oben der Ruinen einer alten Stadt erwähnt, die zwischen Behbehan und dem Fluß Kurdistan lag. Uebersieht man die Karte von Ptolemäus, so sieht man, daß die Lage der Stadt Ardea auf der Ebene unterhalb der Berge und nahe am Fluß Arosis der Lage dieser Ruine so ziemlich entsprechen würde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Ardekanberge das Land bezeichnen, welches ursprünglich die Ardi oder Artäi bewohnten, welchen Namen Herodot den alten Persern gibt, und man kann vielleicht nicht mit Unrecht daraus folgern, daß die Stadt Ardea ihren Namen von den Artäern hatte, und eine der wichtigsten Städte Altpersiens war. Folgt man in der Karte des Ptolemäus dem Bache aufwärts, an welchem Ardea liegt, so stoßen wir auf eine andere Stadt, Namens Arima. Während meines Aufenthalts zu Behbehan erfuhr ich, daß acht Farsangen von dieser Stadt nordwärts in den Bergen Spuren einer alten und sehr bedeutenden Stadt in einem angenehmen Thale sich fänden. Hr. Stoqueler, der die Berge von Behbehan nach Isfahan überschritt, erwähnt dieser Ruinen und spricht auch von den Ueberresten einer andern Stadt in der Nähe von Sadaat, tiefer in den Bergen, so wie von zahlreichen Höhlen bei Tengh Berarah in dem Bergland zwischen Kumischeh und Behbehan. Nach Curtius drang Alexander bald nach der Einnahme von Persepolis in ein mit Schnee und Eis bedecktes Bergland ein, verheerte das Land, bezwang mehrere Städte und kam endlich in das Land der Mardi, die er mit ihren Fami-

*) So heißt auch der Dscherahi oder Kurdistan-Fluß.

lien in Höhlen wohnend fand, welche in die Berge hinein ausgegraben waren. Für jeden, der den Anblick des Landes um Persepolis kennt, ist es einleuchtend, daß der Landstrich, den der Geschichtschreiber als mit Schnee und Eis bedeckt schildert, nichts anderes als die hohe Kette von Ardekan, westlich und nordwestlich von Persepolis, seyn kann. Wir wissen auch aus andern Quellen, daß die Mardi in dieser Richtung in dem bergigen District zwischen Persien und Susiana wohnten und Nachbarn des Bergvolks der Urier waren.

Dieses von zahlreichen Quellen bewässerte Bergland, das von Weidegründen und fruchtbaren Thälern durchschnitten ist, und in Folge seiner schneebedeckten Berge einer viel kühleren Luft als die Ebenen im Süden genießt, muß für die älteren Ansiedler Irans große Reize gehabt haben. Wenn wir hiezu noch den Umstand fügen, daß dieser Theil des Landes stets äußerst schwer zugänglich war, so ist es vielleicht nicht unpassend, hier das Asyl der Perser zu suchen, in welches mehrere von Alexanders Nachfolgern, so wie die parthischen Könige, umsonst einzudringen versuchten. Das heilige Feuer des Tempels von Ardschan, der in der Nähe war, wirft auf den Gegenstand ein günstiges Licht, und kann als ein gewichtiger Grund zu Gunsten dieser Ansicht betrachtet werden.

Die alten Perser hatten von ihrem Gesetzgeber die Anweisung erhalten, in Städten zu leben, gaben aber darum ihr Hirtenleben nicht ganz auf, wie sie es denn auch noch bis auf den heutigen Tag beibehalten haben: sie hatten demnach, wie die Iliyats von Fars noch jetzt, die Thäler in den Bergen und das hohe Tafelland von Merdascht *) und Murgab (wo Persepolis und Pasargada lagen), während der Sommermonate inne, und stiegen bei Annäherung des Winters aus den Alpengegenden herab in der Richtung gegen den persischen Golf. Dieselbe Lebensweise bemerkt man noch jetzt bei den Bewohnern der Südufer des kaspischen Meeres. Die ganze Bevölkerung von Amol, der frühern Hauptstadt des Niederlandes von Mazanderan, zieht im Sommer auf die Hochlande von Laridschan, wo sie sich in Dörfer zerstreuen und erst dann nach ihrer verlassenen Stadt zurückkehren, wenn die Kälte sie aus den Bergen treibt. Als Persien auf dem Gipfel seiner Macht stand und Medien nebst Babylonien beherrschte, behielten seine großen Könige immer noch ihre Wandergewohnheiten bei, denn jede Jahreszeit fand sie mit ihren Höfen in einer andern Hauptstadt. Diese Wanderlust der Perser, die auf der Natur ihres Landes beruht, findet sich auch in der thierischen Schöpfung, und eine Eigenthümlichkeit dieser Art kann man auch in der persepolitanischen Ebene beobachten.

Als ich die unterirdischen Gänge besuchte, welche in verschiedenen Richtungen unter den Ruinen von Persepolis hinlaufen, fand ich eine große Menge Stacheln vom Stachelschwein und die trockenen Excremente des Thieres waren in den langen engen Gängen angehäuft. Auf meine Frage, weßhalb kein lebendes Stachelschwein zu sehen sey, antwortete man mir, diese Thiere bewohnten die kühlen Zellen des jetzt verlassenen Dschemschid-Palastes nur während der Sommerhitze, zögen aber, sobald das kalte Wetter beginne, zu Tausenden gegen Süden, um dieselbe Zeit und ziemlich in derselben Richtung, wie die Nomaden, welche ihre Schafe und Ziegen nach den wärmern Weiden von Dscharum und Luristan gegen den persischen Golf hintreiben. Nicht Mangel an Nahrung treibt die Stachelschweine aus ihrem königlichen Aufenthalt, sondern die Kälte, und ihr Instinct führt sie nach Süden. Man versicherte mich, die Thiere zögen in bedeutenden Schaaren und schlügen den kürzesten Weg über Berg und Thal ein. Nicht Ein Stachelschwein bleibt zurück, aber mit der Rückkehr des Frühlings und des warmen Wetters nehmen sie wieder ihr gewöhnliches Quartier unter den Mauern von Persepolis.

*) Der Name Merdascht ist vielleicht Merd-dascht, die Ebene der Merdi oder Mardi.

Die Eilande in der Bay von Siam.

(Nach Dr. G. Finlayson.)

Die Hauptinsel dieser in geologischer und botanischer Hinsicht bemerkenswerthen Gruppe führt den Namen Sechan und die an Größe ihr am nächsten kommende, etwa eine Meile westlich von ihr entfernte heißt Kokan; die übrigen Inseln sind nur von geringem Umfang und mit verkrüppeltem Holze bedeckt; vier derselben sind ganz nackte Felsen, die über das Wasser hervorragen; Strandtauben und Seevögel nisten hier. Sechan und Kokan tragen offenbare Spuren eines frühern Anbaues, und aus dem Munde eines zuverlässigen Mannes in Bankok vernahm ich, daß Kokan in frühern Zeiten sehr bevölkert war, und daß sich daselbst auch ein berühmtes Heiligthum der Buddhisten befand; der Sage nach soll Buddha selbst sieben Tage und sieben Nächte auf Kokan sich aufgehalten und die dortigen Wilden zu seinem Glauben bekehrt haben.

Des ebenen Bodens ist freilich zu wenig, um eine bedeutende Bevölkerung fassen zu können, und die wenigen Leute, die wir auf den Inseln Sechan und Kokan sahen, sind von der siamesischen Regierung gezwungen, hier zu leben, um für ihren politischen Ehrgeiz zu büßen — beide Inseln sind Verbannungsorte für Staatsverbrecher, für Leute, deren Gesinnungen dem Hofe von Bankok verdächtig sind. Noch einige Duzend andere Leutchen hausen auf Sechan und Kokan — harmlose Fischer und Vogelsteller, die nur Karpfen und Reihern, aber keinem Minister nach dem Leben trachten. Für bessern Anbau dieser von der Natur reichbegabten Eilande Sechan und Kokan thut die Regierung von Siam gar nichts.

Auf einem schmalen sandigen Uferplatze an der nördlichen Spitze von Kokan befinden sich zwölf kleine Hütten von Palmblättern, jede mit zwei Abtheilungen; aus denselben kamen einige Bewohner heraus, um unserer Landung zuzusehen; die Männer waren zurückhaltend und zeigten Argwohn; die Weiber dagegen freuten sich über unsere Ankunft und zeigten auf alle Weise, wie willkommen ihnen unser Besuch sey; die uneigennützigste, freundlichste Behandlung ward uns zu Theil; man brachte uns Pisang, Yamswurzeln und einige Fische, und bat uns dringend, diese Gaben anzunehmen; sie erbaten weder noch erwarteten sie irgend eine Bezahlung dafür, und sie schienen eben so erstaunt als erfreut darüber zu seyn, als ich ihnen bei einem folgenden Besuch einige bunte Kleinigkeiten zum Geschenk machte. Diese armen Leute

legten alles zu unsern Füßen, was nur irgend einigen Werth in ihren Augen hatte. Während unseres Aufenthalts gewannen sie immer mehr Vertrauen zu uns; selbst Vogeleier und große seltene Muscheln brachten sie uns. Sie leben hauptsächlich von Fischen, womit das Meer sie reichlich versehen könnte; aber so groß ist die Armuth oder der Mangel an Thätigkeit bei diesen Geschöpfen, daß sie oft selbst in dieser Hinsicht Mangel leiden. Uns betrachteten sie als Wesen höherer Art.

Wir erstiegen auf Kokan einen sanft ansteigenden, mit Tamarindenbäumen und Arekapalmen bewachsenen Hügel, woselbst die Insulaner zwei Laubhütten gebaut hatten; eine dieser Hütten ist ihr Gotteshaus, woselbst sie vor einem Bilde des Buddha ihre Andacht verrichten. „Nicht auf köstlichen, reichverzierten Betten sollst du schlafen, sondern auf einer einfachen Matte!" Dieses Gebot des Buddha wird von Kokans genügsamen Bewohnern pünktlich befolgt. Und was hat, fragte ich einen jungen Fischer, was hat euch Buddha ferner befohlen? Er antwortete: du sollst nicht lügen und betrügen! du sollst nicht Umgang haben mit den Weibern anderer Männer! du sollst Nachmittags nichts essen!

Es verdient bemerkt zu werden, daß wir auf diesen Inseln eine bedeutende Menge von Pflanzen fanden, deren Beschaffenheit der Dioscorea glich; es sind schöngestaltete Kriechpflanzen, sie haben eine üppige Fülle von herrlichem Laubwerk und steigen bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume empor, ja bedecken sie oft ganz wie mit einem Mantel; einige dieser wundersamen Pflanzen hängen in schönen Festons an den Zweigen der benachbarten Bäume und bilden knotige Wurzeln von außerordentlicher Größe; diese Wurzeln werden von den Eingebornen als Arzneimittel gebraucht. Dem Botaniker gewähren diese Inseln Sechan und Kokan ein sehr interessantes Feld; von unsern wiederholten Besuchen kehrten wir nie ohne eine bedeutende Anzahl von Pflanzen zurück, die uns neu waren, und unter denen sich mehrere befanden, die in unsern systematischen Katalogen nicht beschrieben werden.

Das weiße etwa acht Zoll lange Eichhörnchen, welches auf beiden Eilanden getroffen wird, ist ein munteres, hübsches Thierchen; im verflossenen Jahre wurde den Insulanern befohlen, dem Hofe von Bankok sechs solcher Eichhörnchen zu liefern. Von Vögeln nisten auf diesen Inseln schöne schwarze Pelikane, blaufarbige Reiher, weiße Falken und braune Strandtauben; auch findet man eine eigenthümliche sehr schöne Species von Eidechsen.

Bei der Untersuchung der felsigen Ufer und der nackten Klippen dieser Eilande dürfte der Geologe ein weites Feld für seine Studien finden; ich kenne nicht viele Inseln, deren geologische Structur mich so interessirt hätte, wie die von Sechan und Kokan. Zur Zeit der Ebbe gewahrt man große Massen von grobkörnigem Granit, der häufig Platten von grauem und schwarzem Glimmer enthält und von einer fast schieferartigen Structur ist, indem der Glimmer meistens in dünnen parallelen Lagen geschichtet ist. Man hat Grund zu vermuthen, daß diese Felsenmasse die Basis sowohl der Inseln als auch der von ihnen gebildeten Bay ausmache. Auf den kleinern Inseln ist der Quarzfelsen von netzförmigen eisenhaltigen Adern durchschnitten.

Auf Kokan und Sechan sahen wir etwa zehn Aecker, die mit Yams, süßen Pataten und indianischem Korn bepflanzt waren; auch Pfeffer gedeiht vortrefflich; groß ist die natürliche Ueppigkeit dieser Eilande; sie haben nur zu wenig ebenen Boden, und die Hügel sind zu steil, um eine leichte und vortheilhafte Cultur zuzulassen; es ist daher nicht wahrscheinlich, daß jemals auf diesen Inseln bedeutende Ansiedlungen entstehen werden. Ihr Besitz würde jedoch ein vortheilhaftes Depot zu Handelsunternehmungen gewähren; die Bay ist geräumig und zu allen Zeiten sicher, der Eingang weit, der Ankergrund gut und die Vertheidigung würde nicht schwer seyn. Es ist wahrscheinlich, daß der Handel von Siam und Cochinchina sich hier concentriren lassen könnte, denn nahe liegen die Länder, welche Pfeffer, Cardamomen, Agilaholz und Benzoin produciren — lauter Artikel, die in China sehr gesucht sind.

Miscellen.

Ueber die Menschenknochen in den brasilianischen Höhlen. Hr. Lund hat bekanntlich in Brasilien Höhlen mit zahlreichen Knochen, darunter auch Menschenknochen, gefunden. Hr. Marcel de Serres hat eine Beurtheilung dieser Entdeckungen in die Bibliothèque univ. de Genève (Nr. vom Dec. 1844) einrücken lassen, worin er nachzuweisen sucht, daß diese aufgefundenen Knochen nicht fossil seyen, obgleich gemischt mit Knochen jetzt untergegangener Arten, und daß deßhalb die Existenz von fossilen Menschen, d. h. ihre Anwesenheit in Tertiärgebilden, noch immer keineswegs erwiesen sey.

Curiose Versteigerung. In dem römischen Amphitheater zu Manchester fand kürzlich eine curiose Versteigerung statt, nämlich die der Menagerie Van Amburghs. Die herbeiströmende Menge war, wie man sich denken kann, ungeheuer, aber für die wilden Thiere fanden sich nicht viele Liebhaber. Ein schöner afrikanischer Löwe, der, wie man sagt, seines Gleichen nicht in England hat, wurde um 350 Pfd. St. verkauft. Hr. Cobbold, im zoologischen Garten von Edinburg angestellt, kaufte einen jungen, nur sechs Monate alten Löwen, um 12 Pfd. 10 Sch., dagegen brachte eine junge Löwin von demselben Alter 30 Pfd. ein. Der Elephant Bolivar wurde um 950 Pfd., eine sehr schöne Giraffe um 400 Pfd. verkauft. (Engl. Bl.)

Gemäldeausstellungen in Frankreich. Seit 1699, wo die erste Gemäldeausstellung in Paris stattfand, zählt man bis jetzt deren 78 mit Einschluß der jetzt eröffneten. Seit 1830 ist die Ausstellung jährlich, und zum Glück kann man nicht gerade sagen, daß die Zahl der Werke im Zunehmen ist, obwohl man sie immer noch als zu groß ansehen muß. Im Jahre 1831 waren 2881 Arbeiten eingeschrieben, dieses Jahr 2332. Die höchste Zahl war im Jahre 1838 mit 2932, die mindeste im Jahre 1843 mit 1597. (Voleur vom 5 April.)

Riesenspargeln. Unter den der Gartenbaugesellschaft vorgelegten merkwürdigen Bodenerzeugnissen fand sich neulich auch ein Bündel von hundert Spargeln, der 9 Pfund wog; mehrere Spargeln hatten die Dicke von einem Zoll. Man hatte die Erde zu dem Ende mit heißem Wasser erhitzt und zwar vermuthlich mittelst des Thermosiphon, eines Wärmeapparats mit siedendem Wasser, der gegenwärtig, namentlich auch in Paris, für solche erzwungene Erzeugnisse des Bodens die Wärme ersetzt, die man sonst nur dem gährenden Mist abgewonnen. Dieser Apparat scheint den Mist selbst mit pecuniärem Vortheil zu ersetzen, besonders in der Umgegend großer Städte, wo der Mist ein sehr theures Material ist. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 107.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 April 1845.

Die Wissenschaft und die Erdkunde der Chinesen.

Auf welche tiefe Stufe geistiger und sittlicher Bildung ein Volk herabsinkt, dessen Regierung bloß das sogenannte Nützliche, das für den Augenblick Vortheilhafte und Bequeme ins Auge faßt, und die andern menschlichen Fähigkeiten und Bestrebungen in Fesseln schlägt, das sehen wir an den reichbegabten Bewohnern China's, eines von der Natur mit allen nothwendigen und nützlichen Erzeugnissen gesegneten Landes. Man fragt nicht selten mit Verwunderung, durch welche außerordentliche Künste es den Himmelssöhnen möglich ward die riesenhafte Bevölkerung des Mittelreiches zusammenzuhalten und zu regieren; das Massenhafte und der mehr als dreitausendjährige Bestand dieses Staates machen selbst auf die scharfsinnigsten Denker und umsichtigsten Forscher des Abendlandes einen tiefen Eindruck, so daß mehrere derselben, wie Tocqueville, sich sogar der Hoffnung hingeben, es möchten, wenn erst das östliche Asien ganz aufgeschlossen sey, allerlei unbekannte Wahrheiten und großartige staatsmännische Maximen zum Vorschein kommen. Eitle Täuschungen! Das Abendland hat nichts vom Morgenlande, unsere Zeit hat nichts von den Jahrhunderten des Jao und Kongtse, des Menu und Buddha zu lernen! Warum? Mit wenigen Worten läßt sich dieß erklären. „Vernichtung jeder Selbständigkeit im Denken und Handeln und die Menschheit in die Bande hergebrachter Formeln zu schlagen, das ist der oberste Grundsatz, die politische Weisheit aller östlichen Staaten." Man lernt und studirt auch im Osten, man lernt eifrig und studirt viele Jahre lang, nicht aber um die Natur und den Geist, um Welt und Menschen kennen zu lernen, sondern um die Laute und Wörter, um die Einfälle und Gedanken, den Glauben und Aberglauben der Ahnen in sich aufzunehmen und sie mechanisch den künftigen Geschlechtern zuzuschieben. Und selbst in diesem elenden wiederkäuenden Geschäft ist den Talenten kein freier Spielraum gestattet; sie müssen, wollen sie nicht darben und im Elend umkommen, an der hölzernen Staatsmaschine ziehen helfen und ihren Zwecken dienen, denn nur die Regierung verleiht Sold und Reichthum, Ehre und Würden, und neben ihr ist nichts vorhanden im Lande. Der Mandarinenstaat ist Alles in Allem; außerhalb seines Zauberkreises gibt es keine selbstständigen Corporationen, keinen mächtigen, seiner Würde sich bewußten Adel, keinen geachteten einflußreichen Kaufmanns- und Gewerbsstand — er ist im Gegentheil verachtet — sondern bloß einen beschränkten Bauern- und Gewerbsstand, einen in Schmutz und Aberglauben versunkenen Pöbel, dessen Gedankenlosigkeit und sinnliche Behaglichkeit, die man mit väterlicher Sorgfalt zu erhalten und zu nähren pflegt, die sicherste Schutzmauer, die festesten Pfeiler bilden für die Aufrechthaltung der bestehenden entmenschlichenden Zustände. Selbst dieß würde nichts nützen, wenn auch ein tüchtiger Geist alle Genüsse und Vortheile des Dienerstandes verachten und mit Laotse sagen wollte: wer sich selbst genug ist, besiegt die Welt — es würde dieser Mann, sobald er nur ein einzigesmal von dem breitgetretenen platten Wege der Alltäglichkeit abweicht und eine Seitenbahn einschlägt, bei der nächsten Gelegenheit den Netzen des Staates verfallen. Die Freiheit unserer gelehrten Republik, sagt mit Recht der chinesische Jesuit P. Ko, ist bloß Gnade; der Drache des Gesetzes verfolgt die Talente und das Genie auf ihren glänzendsten Flügen, das Schwert des Gesetzes, das über ihrem Haupte schwebt, trifft sie bei der geringsten Abweichung von der vorgeschriebenen überlieferten Norm. Man bedenke überdieß, daß China, ringsum vom Meere, von Bergen und von Barbaren umgeben, seit den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag den andern gebildeten Nationen den Zutritt zum Lande untersagte, wodurch denn aller Kampf, alle Reibung der Kräfte von selbst aufhörte. Aus allen diesen Gründen verweichlichten und vermorschten Geist und Körper in einem solchen Grade, daß es den Chinesen gar nicht mehr einfiel, sich der lieben Gewohnheit, dem trägen Hingaffen zu entwinden, und dem bleiernen Despotismus irgend einen Widerstand entgegenzusetzen. Wie leicht ward es nicht die herabgewürdigten Geschöpfe Jahrtausende lang am Mühlrade der Zeit im gleichmäßig umkreisenden Gange zu halten!

„Wir haben die hochverehrten Schriften und Lehren unsrer Ahnen; in ihnen ist jede Weisheit, jede Wissenschaft enthalten;

wer sie erfaßt, ist allen Verhältnissen des Lebens, ist allen Geschäften des Staates gewachsen." Dieß ist die Norm des chinesischen Staates, nach ihr sind alle Studienanstalten eingerichtet; nur in diesen sogenannten classischen Studien wird in den höhern wie in den niedern Schulen Unterricht ertheilt. Nirgendwo ist die leiseste Spur vorhanden von dem Zurückgehen zur Quelle des Lebens und der Wissenschaft, zur Natur. Alles was man lernt, alles worauf man sieht, sind Meinungen, sind herkömmliche Gebräuche der Ahnen; von der Gegenwart erfährt man so wenig als möglich, die Schulen sind bloß für das Alterthum vorhanden. Für die verschiedenen Zweige der physikalischen und naturhistorischen Wissenschaften, für Mineralogie, Botanik und Zoologie, für Astronomie, Mathematik und Geographie wurden niemals im Mittelreich Lehrstühle errichtet. Das Hanlin, zu deutsch der „Pinselwald" oder das oberste Schreibercollegium, ist keineswegs, wie fälschlich behauptet wird, eine Akademie im europäischen Sinne des Wortes; sie ist keine von Herrscher- und Beamtenlaunen unabhängige wissenschaftliche Anstalt, welche sich unter den Würdigsten des Landes ihre Genossen auswählt. Im Gegentheile, die Mitglieder dieser Behörde werden unmittelbar vom Fürsten selbst geprüft, und wenn ihre sogenannten Kenntnisse und Ansichten Beifall erhalten, wenn sie sich durch unbedingte Anhänglichkeit an die allerhöchste Person auszeichnen, allergnädigst zu Mitgliedern ernannt. Das Hanlin ist eine Regierungsanstalt wie jede andere, sie führt die oberste literarische Polizei im Lande und bildet eine Art Censurgericht. Die Provincialgelehrten, welche ihre Werke auf kaiserliche Kosten gedruckt wünschen — einen Ehrensold kennt man in China nicht und die Sprache hat kein Wort dafür — senden sie nach Peking, wo das Hanlin bestimmt, ob sie dieser Auszeichnung werth sind oder nicht. Die Mitglieder dieses obersten Schreibercollegiums präsidiren überdieß bei den höhern öffentlichen Prüfungen, in der Hauptstadt wie in den Kreisen; sie halten bei gewissen feierlichen Gelegenheiten, bei dem Geburtstage der zehntausend Jahre und der Kaiserin Mutter, die öffentlichen Reden, verfassen die Gebete zu besondern Opfermahlen und Lieder, um die Tugend und Weisheit des Himmelssohnes und der ganzen herrschenden Familie zu verherrlichen. Es ist hier natürlich nirgendwo von einem poetischen Schwunge, von genialen, schöpferischen Erzeugnissen die Rede; sind doch bei diesen zeitlichen Lobgedichten sogar die Anzahl der Strophen und Wörter vorgeschrieben! Auch müssen sich diese immer noch verdächtigen Gelehrten des Hanlin in allen diesen Verrichtungen mit den Präsidenten des Cultusministeriums benehmen, welche darüber wachen, daß jede freie Bewegung unterdrückt und bloß nach den herkömmlichen geistlichen Formen, nach der landesüblichen Liturgie gehandelt werde.

Die Hanlin beschäftigen sich überdieß, zum Theil aus eigenem Antriebe, zum Theil aus Auftrag, mit literarischen Arbeiten, das heißt mit Compiliren und Commentiren. Diese Compilationen sind gewöhnlich von sehr großem Umfange: wie ehemals in den Klöstern der Christenheit, so ist auch hier jedem sein Fach zugetheilt, mit welchem er alle Tage seines Lebens hinbringt. Man erstaunt über die Masse umfangsreicher Werke, die bloß während der Regierung der Mandschu in den letzten zwei Jahrhunderten der obersten wissenschaftlichen Behörde des Reiches übertragen und von ihr auch zum großen Theil vollendet und dann mit kaiserlichen Vorreden, welche an der rothen Schrift zu erkennen sind, versehen wurden. Sie finden sich in dem Staatshandbuche unter den Verordnungen über diese oberste Studienbehörde verzeichnet und umfassen sicherlich einige hunderttausend Bände. Es sind dieß tonische und nach Classen geordnete Wörterbücher; Wörterbücher und Vocabulare der mandschurischen, mongolischen, tübetanischen und siamesischen Sprache; geschichtliche und geographische Werke, Erklärungen über die verschiedenen classischen Werke, Sammlungen von Gedichten, von allerlei geistigen Erzeugnissen und Denkmalen alter und neuer Zeit, dann literarische und naturhistorische Encyklopädien. Ein Theil der Hanlin beschäftigt sich mit der Abfassung der officiellen Reichsannalen, ein anderer begleitet, um alles genau zu erforschen, den Fürsten und die ersten Mitglieder der regierenden Familie bei allen wichtigen Staatsunternehmungen; sie sind bei den Audienzen zugegen, und sollen sogar, wie behauptet wird, was aber unglaublich scheint, im Harem Zutritt haben, um seine Geheimnisse zu erspähen. Von diesem ihrem Geschäfte führen einige Mitglieder der Hanlin noch den besondern Namen, Berichterstatter. Neben dieser obersten Studienbehörde gibt es nur noch zwei wissenschaftliche Centralstellen im Reiche: das Collegium der Leibärzte und der Astronomen. Die Arzneikunde, über welche die Chinesen eine unzählige Menge Bücher geschrieben haben, ist in China eine freie Kunst; ein praktischer Arzt zu seyn, bedarf es keiner Nachweisung von Kenntnissen und Fähigkeiten; es ist jedem Marktschreier gestattet, je nachdem er es versteht, die Unterthanen des Himmelssohnes zu heilen oder zu verderben. Aus der Masse dieser sogenannten Aerzte wird von dem Criminalgerichte eine Anzahl ausgewählt, die ihre Kunst an den Gefangenen und Verbrechern bewähren müssen. Diejenigen, welche die glücklichsten Curen verrichten, werden nach einiger Prüfung in das Collegium der Leibärzte aufgenommen, welches neben seinen Berufsgeschäften die Verpflichtung hat darüber zu wachen, daß von den herkömmlichen Heilmethoden nicht abgewichen werde. Doch scheint diese Vorschrift, wie so vieles andere in den Statuten des Mittelreichs, bloß ein todter Buchstabe zu seyn; denn englische Missionsärzte haben während der letzten Jahrzehnte in allen Uferlandschaften des Reiches prakticirt, an manchen Orten selbst Hospitäler angelegt, ohne daß sich der Staat im geringsten darum bekümmert hätte. Auf welcher niedern Stufe aber die einheimische Medicin noch stehen muß, ist schon allein daraus zu entnehmen, daß man im östlichen Asien von Anatomie gar keine Ahnung hat, und nur mit Grausen an das Seciren eines Leichnams denkt! daß man hier bei Verwundungen nur im äußersten Falle zum Messer greift und alle innerlichen wie äußerlichen Gebrechen des menschlichen Körpers nur nach einer abenteuerlichen Naturphilosophie von einer männlichen

und weiblichen Kraft, von deren Gleichgewicht alles abhänge, betrachtet und behandelt.

Ueber keinen Gegenstand des asiatischen Alterthums waren von jeher und sind heutigen Tags noch die Meinungen so verschieden, als über die astronomischen Kenntnisse der Chinesen in den frühesten Jahrhunderten ihrer Geschichte. Einem Laien dieser Wissenschaft ist es nicht gestattet über diese schwierigste Frage des östlichen Alterthums ein Urtheil zu fällen oder auch nur eine bestimmte Ansicht auszusprechen; es scheint ihm aber, daß man im allgemeinen mit einem gewissen Rechte von den wissenschaftlichen Kenntnissen und geistigen Fähigkeiten der Chinesen in den hellen historischen Zeiten auf die der frühern dunkeln Jahrhunderte zurückschließen dürfe, und daß dieß der einzige wissenschaftliche Weg sey, um zu einem sichern Ergebnisse zu gelangen. Nun wissen wir, daß sich die Chinesen zu allen Zeiten der beurkundeten Geschichte in allen höhern geistigen Forschungen, in den mathematischen wie in den logischen Wissenschaften als Schwachköpfe und Stümper gezeigt haben. Die höheren physikalischen Kenntnisse, welche sie im Laufe der Jahrhunderte aus der Fremde erhielten, von den Hindu, den Arabern und den Europäern, sind unter ihren Händen nach wenigen Jahrzehnten verkrüppelt; die mechanische Nachäfferei wußte den Geist nicht festzuhalten und, eine nothwendige Folge hievon, sich bald auch nicht mehr in den wissenschaftlichen Formeln zurechtzufinden.

Man wähne nicht, daß die Mitglieder des astronomischen Collegiums, deren an 200 sind, den Himmel beobachten, um hier ungewöhnliche Erscheinungen, neue Kometen oder Firsterne zu entdecken; im Gegentheile, chinesische Sternkundige verbringen den größten Theil ihrer Zeit mit astrologischen Träumereien, und fürchten, vermöge der abergläubischen Naturansicht der Völker des chinesischen Culturſystems, neue Phänomene eben so sehr als europäische Astronomen sich darüber freuen. Sie sind ihnen überdieß beschwerlich und kostspielig, denn sobald sie solche Erscheinungen beobachten, müssen sie sich alsbald auf eigene Kosten an den Hof begeben, mag er in der Stadt oder auf dem Lande sich befinden, um über die neuen, unwillkommenen Gäste Bericht zu erstatten, wo sie natürlich mit verdrießlichen Gesichtern empfangen werden, denn jede Veränderung im Raume wird als mißbilligendes Zeichen des Vaters Himmel betrachtet, wodurch der Himmelssohn, der Statthalter auf Erden, gewarnt wird, sein eigenes und seiner Knechte lasterhaftes Wesen zu zügeln und die Norm der Tugend und Gerechtigkeit der alten Himmelssöhne wieder zur unabänderlichen Richtschnur im Reiche zu erheben. Die chinesischen Astronomen sind, nach der geistreichen Bemerkung Parennie's, den äußersten Gränzposten eines Lagers zu vergleichen, die nichts weniger als die Annäherung des Feindes wünschen, weil sie seinen Angriffen am ersten ausgesetzt sind. Unter solchen Verhältnissen wird man natürlich auf jede wissenschaftliche Himmels- oder Erdkunde von Seite der Chinesen Verzicht leisten müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Mechoacan.

(Nach dem Englischen des B. Carrington. Vergl. mit Barra Noticia estatistica de Mechoacan.)

Wir hatten Cipimeo sehr zeitig erreicht. Für die schlechten Wege war die schöne Gegend reicher Ersatz. Aber der Himmel war mit Wolken bedeckt und in den Fichtenwäldern war es empfindlich kühl. Die Thäler, die von den Bergen der Sierra Madre eingeschlossen sind, haben viel Wasser und sind sehr fruchtbar; die Berge versorgen die Ortschaften mit gutem Brennmaterial, denn sie tragen viel Holz. In einem der Thäler liegt Cipimeo, ehedem die bedeutendste Hacienda im Staate Mechoacan, die sich jetzt erst wieder von den Schlägen des Bürgerkriegs erholt.

Der Staat Mechoacan umfaßt die Ländereien, die früher den Tarasken gehörten, einem mächtigen indianischen Volksstamm, der anfangs der Verbündete, dann der Nebenbuhler der Azteken war, denen er bei der Auswanderung vom Norden gefolgt seyn soll. Ihre Hauptstadt lag am See Pascuaro, den sie Tzinzunzan nannten, nach der Menge von Colibris (Tzinzun), die es hier gab, und mit deren Federn sie die Statuen ihrer Götter schmückten. Die Indianer wurden von ihren Ueberwindern in die Wälder getrieben und führten hier ein wildes Barbarenleben, bis sie durch den ersten Bischof von Valladolid, Vasco de Quiroga, zurückgerufen wurden, der dreißig Jahre seines Lebens anwendete, das Unglück zu mildern, welches der Ehrgeiz und die Habsucht seiner Landsleute über die Eingebornen gebracht hatten. Das Bisthum ward im Jahre 1536 gestiftet und bis 1565 durch den trefflichen Quiroga verwaltet; während dieser Zeit kehrten viele Indianer zurück, und die Thäler und Berghöhen und Seeufer füllten sich wieder mit Einwohnern; die Eingebornen wurden in Dörfer vertheilt und beschäftigten sich wieder, wozu sie Quiroga unablässig ermunterte, mit Industrie und Landbau. Diese Tarasken zeichnen sich durch sanfte Sitten und ihre Fertigkeit in mechanischen Arbeiten aus. Sie sollen es auch in der Sculptur weit gebracht haben, aber ihre Federmosaik beweist nach Beltrami's Behauptung, daß sie es in der Malerei weiter gebracht hatten, und noch jetzt verfertigen sie bewundernswürdige Gemälde dieser Art. Es ist erstaunlich zu sehen, wie diese Wilden aus Tausenden kleiner Federn, von denen manche nicht so groß wie der Knopf einer Stecknadel sind, Draperien bilden, Wolken, Schattirungen, Himmel und Erde, Landschaften, Blumen und zwar eben so fein als vollendet in jeder Hinsicht. Die Federn werden mit Leim auf Blechplatten befestigt, die sie von den Spaniern erhielten, denn früher kannten sie dergleichen nicht und leimten die Federn auf Magueyblätter. Diese Tarasken waren vormals herrschende Nation im Königreich Mechoacan, und in der Hauptstadt Tzinzunzan stand ein großer Tempel, woselbst sie jährlich Zusammenkünfte hatten.

Der jetzige Eigenthümer der großen Hacienda Cipimeo, Don Jose Maria Torres, war Officier bei der Creolenarmee, und sein Vater rettete zwanzig Europäer, die Hidalgo's Proscription traf. Dieß zog der Familie die Feindschaft der ersten Insurgenten und die Zerstörung ihrer Besitzungen zu. Hr. v. Torres gibt sich große Mühe, alles wieder in guten gedeihlichen Stand zu bringen. Die Hacienda besitzt große Waldungen, Aecker genug, um vierhundert Fanegas Mais zu säen, und herrliche ausgedehnte Triften und Weiden. Es fließt ein Fluß durch die Besitzung, die zum Theil von Sümpfen umgeben ist, was in der trockenen Zeit für das Vieh sehr gut ist.

Wir reisten weiter nach Valladolid, der Hauptstadt von Mechoacan. Der Weg führt durch schöne Hügel und ist durchaus angenehm. Ich schoß auf den Sümpfen neun Enten und zwei wilde Gänse; wir fanden sie sehr wohlschmeckend, und bedauerten, daß die Gänse so schwer zu schießen waren. Die Indianer verfolgen die Enten mit Kähnen, und da sie mit Flinten reich versehen sind, so bringt mancher Kahn oft zwölfhundert Enten nach Hause. Auch Wachteln gibt es die Menge, auch Schnepfen und Lärchen, welche die Tarasken mit Blaseröhren und Vogelflinten erlegen. Die nördlichen Gebiete von Mechoacan wimmeln von wilden Gänsen, Schwänen und Kranichen, und man sieht ganze Heerden großer Reiher; diese sind aber sehr schwer zu schießen, weil man ihnen nicht in rechte Schußweite kommen kann.

Zwei Stunden lang sieht man Valladolid vor sich liegen; der Weg schlängelt sich unaufhörlich durch die Hügel; uns begegneten Arrieros, welche Waaren in die Stadt geführt hatten; sie mußten gut bezahlt worden seyn, denn sie waren sehr fröhlich und sangen und jubelten. Endlich steigt man auf steilem Pfade in die Ebene hinab, wo ein langer Damm zu den Thoren der Stadt führt. Viele niedrige Häuschen und Hütten gewahrt man in den Vorstädten, aber die Hauptstraße von Valladolid ist schön und die Kathedrale gewährt einen imposanten Anblick. Wir logirten in dem Gasthofe Nuestra Senora de la Soledad, wo wir hübsche, schön meublirte Zimmer fanden. Wohlwollende Bischöfe haben die Stadt Valladolid mit Kirchen, Klöstern, Hospitälern, einem Waisenhause und einer Wasserleitung verschönert und bereichert. Auch den Dom haben die Bischöfe gebaut; er ist sehr reich begütert, obgleich der spanische General Truxillo während der Revolution einen Theil der Schätze wegführte und die goldenen Lampen und Candelaber von den Altären wegnahm. In keinem Theil von Mexico wird die spanische Geistlichkeit so gerühmt wie in Mechoacan, wo sie von jeher viel that für die Armen und für den Volksunterricht; Valladolids Bischöfe haben sich stets durch Güte, Einfachheit und wahre Religiosität ausgezeichnet.

Die Tierra Caliente am Fuße der Cordilleren ist reich an allen Producten der Wendekreise; vor der Revolution wurde auch in den höhern Thälern viel Zucker gebaut; südlich von Pascuaro ist das beste Zuckerland. Dermalen sind im Staate Mechoacan drei Bergwerke im Gange, unter welchen das von Ozumatlan das ergiebigste ist; sie liegen im westlichen Theil der Sierra Madre und werden von einheimischen und ausländischen Gesellschaften ausgebeutet. Aber die Blüthe von Mechoacan beruht auf dem Landbau; ihn zu heben und zu fördern, hat sich neulich in Valladolid ein landwirthschaftlicher Verein gebildet, der sonder Zweifel sehr wohlthätig wirken wird.

Wegen der vielen Schluchten ist der Weg nach Ozumatlan sehr beschwerlich; auf beiden Seiten des Weges sind hohe mit schönen Eichen und Tannen bewachsene Berge und ein schäumender Fluß füllt das ganze Thal. Der Weg windet sich von einem Felsen zum andern, bis man endlich, aus dem Thal heraustretend, das Dorf mit seinen leichtgebauten Häusern und Hütten vor sich liegen sieht. Die Gesellschaft von Real del Monte besitzt die hiesigen Bergwerke mit ihren Schmelzhütten; die reichsten Stufen bestehen aus Blei und Silber und der Ertrag ist ein sehr reicher. Arbeiter sind leicht zu haben und an Lebensmitteln ist Ueberfluß. Ozumatlan ist, abgeschieden von aller Welt, ein Ort für Einsiedler.

Am Fuße des Jorullo baut man Cacao und Indigo. Dieser Vulcan von Jorullo ist eine merkwürdige geologische Erscheinung; er bildete sich plötzlich im Jahre 1795 im Innern eines Festlandes, weit entfernt von andern thätigen Vulcanen; die Höhe beträgt über 1500 Fuß und er ist mit vielen kleinen Kratern versehen. Dieser Vulcan von Jorullo ist das Naturwunder von Mechoacan.

Etwas über Gemüsebau um Paris. Ein Hr. Ysabeau, Gemüsegärtner zu Choisy-le-Roi, macht in Pariser Blättern (Voleur vom 30 März) etwas über diesen Gegenstand bekannt, was mannichfaches Interesse darbietet. Eine der größten Schwierigkeiten, gegen welche der Gemüsebau gegenwärtig zu kämpfen hat, ist das fortdauernde Steigen des Mistpreises. Die 40 bis 50,000 Luxus- und Arbeitspferde in Paris liefern etwa 15,000 Karren voll des Jahres, und diese waren stets das Hauptmittel des Gemüsebaues, der außerdem auch den Straßenkehricht (la gadoue) benützt. Der Preis eines Wagens Pferdemist stieg seit einigen Jahren von 8 auf 14 Franken und scheint noch nicht seine größte Höhe erreicht zu haben. Für die Erzeugung von grünen Erbsen, Bohnen, Spargeln, Erdbeeren und Melonen hat man sich durch den Thermosiphon (s. Nr. 106) geholfen, aber der Mist ist deßhalb doch nicht im Preise gefallen, und zwar in Folge eines ganz eigenthümlichen Umstandes. Die künstliche Erzeugung von eßbaren Schwämmen (agaricus edulis) hat seit fünf oder sechs Jahren eine kolossale Ausdehnung erreicht. Da dieser Anbau nur in unterirdischen Gemächern vorgenommen werden kann, so hielt er sich geraume Zeit in sehr mäßigen Gränzen, plötzlich aber hat die ungeheure Anzahl von Steinbrüchen, die man zum Behuf der Festungswerke von Paris eröffnet hat, die Erzeugung von Schwämmen auf eine Art vermehrt, von der man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat. Wir haben kürzlich eine der bestunterhaltenen Anstalten dieser Art besucht; die Erdschichten sind in zwei Reihen, jede von etwa 60 Centimetres (ungefähr 2 Fuß) Höhe, eben so viel Breite und etwa 50 Centimetres am obern Theil, welcher abgerundet und gewölbt ist. Wenn man alle diese Erdschichten in dieser einzigen Anstalt, die ein wahres Labyrinth bildet, in eine Linie nebeneinander stellen wollte, statt daß sie jetzt in zwei und oft drei Reihen übereinander liegen, so würden sie von der Barrière d'Enfer nach dem Thor von St. Denis reichen (eine gute deutsche Meile). Alle diese Erdschichten sind mit Schwämmen bedeckt, welche Käufer finden. Wenn man erwägt, daß der Pferdemist, ehe er zur Erzeugung von Schwämmen dienen kann, schon Manipulationen erfahren hat, die seinen Umfang auf die Hälfte vermindert haben, so erschrickt man über die Masse von Mist, welche diese einzige Anstalt verbraucht. Es gibt aber noch gegen zwanzig Anstalten von ähnlichem Umfang, ohne die Hunderte von kleinern zu rechnen. Dieß ist es, was den Mist so in die Höhe treibt. Wenn er vier Monate gedient hat, um eßbare Schwämme zu erzeugen, so ist er so zu sagen nichts mehr nütze und wird dennoch aus Mangel an anderem Mist noch sehr theuer verkauft. Die Eisenbahnen gefährden das Daseyn dieser großen Anstalten von Kunstgärtnerei um Paris, und die Eigenthümer derselben müssen den Augenblick, wo ihre Concurrenten aus dem Süden in Zeit von wenigen Stunden ihre Erzeugnisse zu Markt bringen können, als sehr nahe bevorstehend ansehen; mit diesen können sie im Preise nicht concurriren. Mit den gewöhnlichen Gemüsen ist dieß nicht der gleiche Fall, diese Art von Gartenbau hat die Concurrenz nicht zu fürchten, denn er kann nicht weit auswandern, da er den Mist und den Koth der Stadt Paris braucht, ein Hülfsmittel, das er anderswo nicht findet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 108.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für


Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 April 1845.

Oaxaca.

(Monuments of New Spain, by M. Dupaix.)

Oaxaca, eine der schönsten Städte in Mexico, liegt am Ufer des Rioverde, mitten zwischen Gärten, Orangenwäldchen und Nopalplantagen. Das durch die lange Lebensdauer der Einwohner berühmte Klima ist herrlich. Die Häuser in einigen Straßen sind nicht höher als ein Stockwerk, aber gut gebaut und haben ein sauberes, nettes Ansehen. Früher wurden die Straßen zur Nachtzeit mit großen Papierlaternen erleuchtet. Der Markt bietet stets frisches Fleisch im Ueberfluß und mannichfaltige Arten von Früchten und Gemüsen; von vorzüglicher Güte sind die Trauben und Ananas. Die Einwohner halten in buntbemalten Käfigen allerlei Singvögel, auch den Tropial mit seinem prachtvollen Gefieder, der, wenn er gut schlägt, theuer bezahlt wird. Der Tag des heiligen Sebastian ist auch hier in Oaxaca ein Tag des fröhlichen Scherzes, an dem Mulatten und Creolen allerlei Lustbarkeiten veranstalten. Die zierlichen Arbeiten der hiesigen Bijoutiers sind sehr gesucht; feine Strohhüte und Handschuhe werden hier verfertigt.

Oaxaca ist Sitz eines Bischofs und der bischöfliche Palast, die Kathedrale und das Seminar sind die bemerkenswerthesten Gebäude, die gleich den übrigen Häusern aus grünfarbigen Steinen aufgeführt sind. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf dreißigtausend. Zwei Klöster wurden von der jetzigen Regierung aufgehoben und die frühern Bewohner derselben veranlaßt, ihre Zeit dem Volksunterricht zu widmen.

Neben der Stadt ist ein Relief aufgefunden worden, das zu den merkwürdigsten Ueberbleibseln der mexicanischen Sculptur gehört; es stellt einen Krieger dar, der eben aus der Schlacht kommt und mit der dem Feinde abgenommenen Beute geschmückt ist; sein Anzug besteht aus einem Gemisch von Costümen; die zu den Füßen des Siegers mit übereinander gekreuzten Beinen sitzenden Sklaven sind nackt, und was am meisten auffällt, das sind die enorm großen Nasen, welche bei allen sechs im Profil abgebildeten Figuren vorkommen.

In der Nähe von Oaxaca steht eine ungeheure Cypresse, die 108 Fuß im Umfange hat; der Stamm wird aus drei zusammengewachsenen Bäumen gebildet. Herrlich und mit der üppigsten Vegetation gesegnet ist das Thal, in welchem Oaxaca liegt; in geringer Entfernung von einander liegen viele durch historische Erinnerungen oder Naturschönheiten merkwürdige Dörfer: Talitaca mit außerordentlich fruchtreichen Aeckern, Guayapa, der Garten von Oaxaca, mit großen Cacaoplantagen; hier sind die trefflichsten Aepfel, Pflaumen, Citronen und Orangen zu haben; auch mit eingemachten Früchten treiben die Bewohner dieses Dorfs einen nicht unbeträchtlichen Handel.

Alterthümer mancher Art bietet das Dorf Zachita, eine Meile von Oaxaca. Die alten Monumente des mexicanischen Staates erscheinen uns als die bedeutsamsten Denkmäler in Amerika. Sehr wünschenswerth würde es seyn, über das verschiedene Alter dieser Monumente und über die verschiedenen Völkerschaften, denen die einzelnen unter ihnen angehören, nähere Bestimmungen vorlegen zu können. Aber noch ist unsere Kenntniß des mexicanischen Alterthums überhaupt so wie die der Monumente in ihrer Gesammtheit keineswegs schon bis zu dem Grade fortgeschritten, daß man mit genügender Schärfe darauf eingehen könnte. Nach den bisherigen Forschungen haben wir im allgemeinen nur anzunehmen, daß die Errichtung jener Denkmäler in die Zeit des Mittelalters falle. Zu verschiedenen Perioden des Mittelalters begegnen uns hier Völkerzüge, die von Norden nach Süden ziehen und in dem südlichen Theile des mexicanischen Staates, besonders auf dem Hochlande von Anahuac, blühende und civilisirte Staaten gründen.

Mannichfache Bauanlagen von pyramidaler Art finden sich in den Umgebungen von Oaxaca. Hier zeichnet sich namentlich ein kolossales Monument aus, welches in acht Absätzen emporsteigt, und auf dem großen Plateau, das seine obere Fläche bildet, verschiedene Baulichkeiten enthält. Man meint, daß dieses Monument nicht nur für religiöse, sondern auch für kriegerische Zwecke aufgeführt worden sey. Was die Sculpturen von Oaxaca betrifft, so schweift an ihnen die Phantasie,

geleitet von den Vorstellungen einer düstern Priesterlehre, willkürlich umher und fügt, besonders bei der Darstellung dämonischer Wesen, das Verschiedenartige zum abenteuerlichen Ganzen zusammen.

Die Indianer in der Umgegend von Oaxaca sind als geschickte Töpfer berühmt und versehen zahlreiche Märkte mit ihren schönen Arbeiten. In diesen gesegneten Gefilden ward auch das erste von den Spaniern mitgebrachte Getreide geerntet. Im ganzen Thale von Oaxaca wird herrliche Cochenille gesammelt.

Die Wissenschaft und die Erdkunde der Chinesen.

(Fortsetzung.)

Wir finden bei dem chinesischen Volke in seiner langen Geschichte unter der großen Masse literarischer Erzeugnisse keine Werke, die auf diesen Namen Anspruch machen könnten. Was berechtigt uns nun zur Annahme, daß die Urahnen des Mittelreiches mit größern Kenntnissen und Fähigkeiten ausgestattet waren? Es sind jetzt bloß wenige Jahrzehnte verflossen, seitdem die gelehrten Missionäre nicht mehr an der Spitze des astronomischen Collegiums zu Peking stehen — in dem Staatshandbuche wird zwar immer noch ein Sijangschin oder Europäer aufgeführt, die Stelle ist jetzt aber unbesetzt — und die Wissenschaft dieser Stelle scheint bereits wieder auf ihren ehemaligen dürftigen Zustand herabgesunken zu seyn. Wie es mit ihrer Zeitrechnung aussicht, können wir nicht angeben, in der Erdkunde haben sie aber, wie wir aus ihren neuesten officiellen Karten ersehen, wieder das Meiste von dem vergessen, was sie während des 17ten und 18ten Jahrhunderts von den gelehrten Jesuiten gelernt hatten. Unter allen den zahlreichen Behörden des Mittelreiches findet sich keine, welche mit dem topographischen Bureau oder dem Katasteramt der europäischen Staaten zu vergleichen wäre. Von geognostischen Aufnahmen, von meteorologischen und magnetischen Beobachtungen haben die eingebildeten Magister des Mittelreichs natürlich gar keine Ahnung; dessenungeachtet, was zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden muß, haben die Chinesen schon in den frühern Jahrhunderten ihrer Geschichte die Eigenschaft des Magnets erkannt und sogar vor der Ankunft europäischer Missionäre die Grade der Abweichung der Magnetnadel genau bestimmt.*)

Zu dem Kriegsministerium gehört zwar eine Stelle (Tschi fang juen), welcher zum Behufe kriegerischer Operationen die Verfertigung geographischer Karten, die Inspection der Festungen und die Ortsbeschreibung obliegt, man vermißt aber durchgängig bei allen diesen Aufnahmen wissenschaftliche Genauigkeit; selbst in der Unterhaltung der bestehenden Forts ist das Kriegsministerium sehr saumselig. Man läßt sie, wie uns die Engländer berichten, welche die Küstenstriche besuchten, in Schutt und Trümmer zerfallen.

*) Gaubil in den Observations mathématiques von Souciet; II. 101.

In den ältesten Denkmälern der Chinesen, wie im Annalenbuche, werden bereits Landkarten, in Erz und Stein eingegraben, erwähnt; es sind dieß aber solche Darstellungen einzelner Gegenden und ganzer Länder, worin die Entfernung der Orte bloß nach dem Augenschein, nach der sinnlichen Erfahrung oder der Meilenangabe der benachbarten Bewohner eingetragen wurde. Von astronomischen Beobachtungen und mathematischen Berechnungen, um die Lage und die Entfernung einzelner Plätze von einander zu bestimmen, ist in den frühesten Jahrhunderten der chinesischen Geschichte nirgendwo die Rede. Zu den Zeiten Davids verstanden es jedoch die hervorragenden Männer des Mittelreichs die Polhöhe, nach der Weise des Pytheas von Massilia, vermittelst eines Gnomon zu bestimmen; ob sie aber auch ohne Hülfe der Fremden die Länge berechnen konnten, wird wohl niemals mit Sicherheit angegeben werden. Aus der Lebensbeschreibung des berühmten Astronomen und Mathematikers Kuoscheuking erhellt, daß dieß zur Zeit der Mongolenherrschaft in China der Fall gewesen ist. Kuoschen berechnete die Länge der Orte von dem Mittagkreise, den er durch Peking zog; der Chinese mag aber diese Kenntniß von den vielen Fremden, Mohammedanern und Christen, welche zu den Zeiten der Juen sein Vaterland besuchten, erhalten haben. So viel ist sicher, daß bei der Wiederentdeckung des Landes durch portugiesische Kauffahrer und christliche Sendboten die Bewohner des Mittelreichs in allen astronomischen, mathematischen und geographischen Wissenschaften nur sehr geringe oberflächliche Kenntnisse hatten. Die romanischen Jesuiten haben später wohl aus Parteizwecken die Kenntnisse und Einsichten ihrer Schützlinge zu hoch gestellt. „Schreibe meinestheils du Halde, sagt der deutsche Jesuit P. Frölich, was er immer wolle von der Richtigkeit der chinesischen Abmessungen, ich, der ich anjetzo dieses Reich ziemlich zu Fuß abmesse, bin ein aus eigener Erfahrung belehrter Zeuge, was große Fehler in diesen Maaßen unterlaufen, wie unwissend jene waren, die an der Ausmessung dieses Reichs Hand angelegt haben.*)" Es scheint sogar, daß Frölich selbst auf die Arbeiten seiner Genossen zu den Zeiten Kanghi's anspielen und auch sie, was von anderer Seite her ebenfalls geschehen ist, der Flüchtigkeit und Ungenauigkeit beschuldigen wollte. Vor den Aufnahmen und Vermessungen der katholischen Sendboten waren nur höchst selten die Längen und Breiten der Orte angegeben, wie man aus den höchst mangelhaften Karten in der officiellen Beschreibung des Reichs zu den Zeiten der Ming und aus der geographischen Darstellung der Tatarei und China's im Beginne der Jahrbücher der Mongolendynastie ersieht. Dieß ist sogar jetzt noch bei den Karten der Fall, die den neuesten Ausgaben der statistischen, geographischen und administrativen Beschreibungen des Mittelreiches beigegeben sind; mehrere Angaben des kostbaren, in Deutschland einzigen Werkes von gesammelten Satzungen sind in den Atlas Asiens von Ritter und Grimm eingetragen

*) Der Brief ist vom 18 Julius 1746 datirt, und steht in dem Neuen Weltbott Bd. 35. S. 25.



worden; es hat sie der Schreiber dieses den Verfassern zu diesem Endzwecke mitgetheilt. Die Mangelhaftigkeit der geographischen Darstellungen der Chinesen heutigen Tages ist desto auffallender, weil sie durch die trefflichen Karten und geographischen Werke *) der Missionäre längst schon eines Bessern belehrt wurden. Sind doch noch ganz vor kurzem einige mathematisch-geographische Werke in China erschienen, freilich nicht von Mitgliedern des Hanlin, in welchen das Weltgebäude nach dem ptolemäischen System dargestellt wird.

Der zweite Himmelssohn des jetzt regierenden Herrscherhauses der Mandschu, welchen wir gewöhnlich nach dem Namen seiner Regierungsperiode Kanghi nennen, war einsichtsvoll genug, das Mangelhafte der einheimischen Landkarten zu erkennen; deßhalb befahl er den an seinem Hofe lebenden Jesuiten das Reich zu vermessen und nach astronomischen Beobachtungen die Längen- und Breitengrade der einzelnen Orte zu bestimmen. „Ich habe Leute ausgeschickt," so spricht der Fürst in einem seiner Werke, „um die Berge, die Flüsse, die Städte und Dörfer genau aufzunehmen, von dem Reiche der Birmanen im Süden bis zu dem der Moskowiter im Norden, von dem Meere im Osten bis zu der tübetanischen Bergkette Kentis im Westen. Es wurden die himmlischen Grade aller Orte angegeben und das Ganze dann „Allgemeine Karte des Mittelreiches" genannt. Ich habe dieses Werk durch geschickte Zeichner darstellen, in Kupfer stechen (1721) und dann dem Drucke übergeben lassen." **) Der Himmelssohn ließ die Arbeit der Missionäre durch eine eigene Commission prüfen. Es sey dieß, heißt es in seinem Erlasse, ein Werk von mehr als 20 Jahren, man möge diese Karte sorgfältig mit der Steuerrolle des Ju im Buche der Chroniken vergleichen und über das Ergebniß Bericht erstatten. Da ein einsichtsvoller, redlicher Fürst an ihrer Spitze stand, so waren auch die Beamten einsichtsvoll und redlich genug zu erklären, die alten Karten des Mittelreiches, nach geschriebenen oder mündlichen Ueberlieferungen gezeichnet, ließen viel zu wünschen übrig, es seyen Flüsse und Berge unrichtig dargestellt; auf dieser neuen Karte hingegen wäre alles so klar wie Sonne und Mond, alle Wolken seyen verscheucht und die Menschheit erleuchtet.***) Die Missionäre hatten zu dieser Zeit nur China, im engern Sinne des Wortes, die Mandschurei bis zum Amurgebiete und der russischen Gränze, dann einen kleinen Theil der Mongolei wissenschaftlich aufgenommen. Korea, Mittelasien, Tübet mit eingerechnet, konnten bloß nach unsichern Reiserouten und den fehlerhaften einheimischen Karten dargestellt werden. Kienlong, der zweite Nachfolger des Kanghi, befahl im 20sten Jahre seiner Regierung (1756), daß die noch fehlenden Länder Mittelasiens durch August Hallerstein, seit 1746 einer der Vorsteher der astronomischen Behörde, und einige andere Jesuiten ebenfalls wissenschaftlich aufgenommen würden, was auch geschehen ist. Durch diese Arbeiten Hallersteins und seiner Genossen haben überdieß die bereits vermessenen Kreise, namentlich die nordwestlichen Theile des Reiches, manche Zusätze und Verbesserungen erhalten. Diese neuen Karten Mittelasiens wurden dann, auf Befehl des Himmelssohnes, in chinesischer und mandschurischer Sprache bekannt gemacht und sind höchst wahrscheinlich auch der officiellen Beschreibung der westlichen Gegenden (Sijü-tu-tschi) in 52 Büchern beigegeben worden. Man weiß, daß wir diesen trefflichen Arbeiten, den Aufnahmen und Vermessungen der Missionäre unter Kanghi und Kienlong unsere wissenschaftliche Kunde von Ost- und Mittelasien verdanken und daß sie heutigen Tages noch allen unsern chartographischen Darstellungen dieser großen Länderstrecken zu Grunde liegen. Die geographische Kenntniß dieser Gegenden der Erde ist seit dieser Zeit nur an einzelnen unbedeutenden Punkten erweitert und berichtigt worden, im Nordwesten des Mittelreiches durch die Russen und an den südöstlichen Gestadelandschaften durch die Beobachtungen der Engländer, namentlich durch die Messungen des Capitän Roß und Maughan, welche in dem bekannten nautischen Werke von Horsburgh gesammelt wurden. Diese neuern und neuesten Beobachtungen und Aufnahmen stimmen aber durchgängig mit den Angaben der Missionäre bis auf geringe Abweichungen überein; sie zeigen, daß wir uns auf die Genauigkeit und Sorgfalt der gelehrten Jesuiten vollkommen verlassen können. Es blieb uns jetzt nur noch zu wünschen, daß auch wir Leute des großen westlichen Oceans diese Arbeiten der Missionäre rein und unverfälscht, wie sie aus ihren Händen kamen, erhielten. Dieß ist nur zum Theil geschehen. Die Ergebnisse der Aufnahmen und Forschungen über Mittelasien und die benachbarten Länder zu den Zeiten des Kienlong sind in der großen Karte Mittelasiens *) von Klaproth enthalten. Die ursprünglichen Karten des P. Hallerstein und seiner Genossen, welche dieser Sinologe wahrscheinlich, wie die von Bayer, aus Rußland mitgenommen hatte, **) sind noch nicht herausgegeben oder auch nur zum Vorscheine gekommen; es findet sich jetzt, so viel ich weiß, kein Exemplar derselben in Europa, wenn man nicht die Darstellungen in den gesammelten Satzungen des Reiches, wo aber wie gesagt die Längen und Breiten fehlen, dafür gelten lassen will. Wir wissen aus einem Briefe des P. Hallerstein, daß die Jesuiten zu Peking ihre mathematischen und geographischen Werke nach St. Petersburg schickten, ***) wo sich vielleicht auch diese Karten neben den andern kostbaren handschriftlichen Arbeiten dieser gelehrten Männer vorfinden.

(Schluß folgt.)

---

*) Mehrere der geographischen Werke der Missionäre, welche sie zu den Zeiten der Ming und der jetzt regierenden Dynastie herausgegeben haben, sind in dem officiellen Kataloge der großen Büchersammlung des Kienlong, unter der Abtheilung Geographie, verzeichnet.

**) Mém. concernant les Chinois IV. 187.

***) Mailla, Histoire générale de la Chine. Préface 55.

*) Carte de l'Asie centrale, dessinée d'après les cartes levées par ordre de l'empereur Khiang Loung, par les missionnaires de Peking, et d'après un grand nombre de notions extraites et traduites de livres chinois. Par M. J. Klaproth. Paris 1836. Publiée par L. Berthe, Editeur de Géographie, rue des Noyers Nr. 46.

**) Catalogue des livres de feu Mr. Klaproth Nr. 972.

***) Neuer Weltbott a. a. O. 128.

Pegu.

(Nach Dr. G. Finlayson.)

Es sind jetzt bald hundert Jahre, seit die gleichnamige Hauptstadt dieses merkwürdigen Landes von Alompra, dem Stifter des birmanischen Reichs, erobert und fast gänzlich zerstört wurde (J. 1747). Das neue an dessen Stelle erbaute Pegu nimmt etwa die Hälfte des Raumes des alten Pegu ein, dessen Ruinen weit und breit umher liegen. Die ziemlich breiten, hie und da mit Betelnußbäumen besetzten Straßen sind mit Ziegeln von den Trümmern der alten Stadt gepflastert. Nur die Regierungsgebäude und die Tempel sind von Steinen erbaut; das gewöhnliche Volk darf kein gemauertes Haus haben, weil man befürchtet, es könne solches bei einer Empörung zur Festung machen.

Das merkwürdigste Gebäude in Pegu ist der große Tempel des Buddha, welchen Gott man hier zu Lande Gaudma oder Godama nennt; dieses in mancher Hinsicht interessante Denkmal ostasiatischer Architektur wurde bei der Zerstörung der Stadt verschont, denn selbst die Birmanen hatten Ehrfurcht vor diesem berühmten Heiligthum der Buddhisten. Dieses bewundernswürdige, den ägyptischen Pyramiden vergleichbare Gebäude steht auf zwei Terrassen, eine über der andern. Man ersteigt diese Terrassen auf steinernen Stufen; auf beiden Seiten wohnen die Priester des Buddha, die sehr zahlreich sind und bei denen auch die Jugend von Pegu in die Schule geht. In ihrer Kleidung, Lehre, Lebensregel haben diese Buddhapriester die größte Uebereinstimmung mit den Lamas der Chinesen und Tübetaner; auch haben sie, wie die Bekenner der römisch-katholischen Kirche, ihre klösterlichen Einrichtungen.

Der große Tempel von Pegu (Schomadu vom Volk genannt) ist eine massive Pyramide von Backsteinen und Mörtel, ohne Höhlung oder Oeffnung irgend einer Art; an der Basis achteckig und nach oben zu gewunden; jede Seite der Basis ist hundert und sechzig Fuß lang; ein sechs Fuß hoher Rand umgibt die Basis der Pyramide, und auf diesem stehen siebenunddreißig Thürmchen rund um den Tempel herum; alle sind massiv gebaut und etwa dreißig Fuß hoch. Eine Menge Zierrathen umgeben das Gebäude; auch erblickt man rohe Sculpturen und Malereien, die auf Buddha's gesegnete Wirksamkeit auf Erden Bezug haben. Das Ganze krönt der sogenannte Ti, ein durchbrochener eiserner Aufsatz, über welchem ein vergoldeter Wetterhahn befestigt ist. Dieser Ti hat sechsundfünfzig Fuß im Umfang und ist mit starken Ketten an der Spitze befestigt; unten hängen viele Glöckchen herab, die, wenn ein Wind sich erhebt, ein beständiges Geklingel verursachen. Der ganze Ti ist vergoldet. Des Tempels ganze Höhe von der Grundfläche an beträgt dreihundert einundsechzig Fuß. Das Alter dieses weit und breit berühmten Schomadutempels wird von den Priestern des Buddha auf zweitausend dreihundert Jahre angegeben.

In der Nähe von Pegu befinden sich zwei sehenswerthe Grottentempel, ebenfalls gewidmet dem Schöpfer und Erhalter der Welt, wie die Inschriften besagen. Diese Dagopen vergegenwärtigen das Bild der Wasserblase, das stets wiederkehrende Symbol des Buddhismus, das sich unmittelbar auf Buddha's eigene ascetische Lehre bezieht. Diese Grottentempel enthalten, wie die in den Ghatgebirgen, Reliquien von berühmten Heiligen und Märtyrern, und Buddha's Statue erscheint auch hier in ihrer stets wiederkehrenden typischen Bildung. Mit den Kirchenbauten des europäisch-christlichen Mittelalters haben diese gewölbten buddhistischen Tempel eine auffallende Verwandtschaft. Vielleicht verschwindet das Befremdliche dieses Verhältnisses, wenn wir, wie tief auch der Buddhismus unter dem Christenthum stehen mag, die unläugbare Verwandtschaft zwischen beiden berücksichtigen, die sich in der Lehre wie in vielen äußern Einrichtungen ausspricht.

Der größte Strom des Landes Pegu ist der Irawaddi, dessen Ufer zum Theil herrlich cultivirt sind. Das Land ist meistens eine sehr fruchtbare Ebene mit einem warmen Klima. Das Pflanzenreich bringt trefflichen Reis, Zuckerrohr, Cardamomen, Indigo, Baumwolle, Betel und fast alle tropischen Gewächse in Menge hervor. Ein großer Reichthum des Landes besteht in dem Tikaholz, welches in unerschöpflichen Waldungen das ganze Tiefland von Pegu bis zu den Gränzgebirgen von Arrakan bedeckt; von diesen wird es in größter Menge bis zum Irawaddi herabgeflößt und mehrere Städte treiben damit einen sehr wichtigen Holzhandel. Vor allem ist es sehr geeignet zum Schiffbau; der Baum ist ziemlich hoch, immer grün und das Holz ist so hart als Eichenholz. Viel davon erhalten auch die Britten in Ostindien; Bombay, Madras und Calcutta erhalten ihr Schiffszimmerholz aus Pegu, und zu den tüchtigsten und geschicktesten dieser Gegenden gehören die peguanischen Zimmerleute.

Die Wälder sind voll Elephanten, Büffel und Tiger, und am Ufer des Irawaddi zeigte man mir einen Mann, der in einem Jahre siebzehn Tiger erlegt hatte; zwei, die er in Fallen lebendig fing, zähmte er mit bewundernswerther Ausdauer. Dieselben Wälder von Pegu wimmeln von wilden Schweinen, die sich oft bis an die sumpfigen Ufer des Irawaddi verirren.

Von ihren Oberherren, den Birmanen, unterscheiden sich die Peguaner durch ihre blassere Gesichtsfarbe und ihren Haarschnitt. Unter den Frauen bemerkt man viele üppige Gestalten; auf das Flechten ihrer Zöpfe verwenden sie viele Zeit; sie sind auch große Freundinnen des Gesanges, wie denn überhaupt die Peguaner viele alte Volkslieder religiösen und profanen Inhalts haben.

Das früher selbständige Pegu ist seit hundert Jahren ein Bestandtheil des birmanischen Reichs und empfängt von dem Hofe zu Amarapura seine Verhaltungsbefehle. Die meisten königlichen Beamten in der Hauptstadt Pegu sind geborne Birmanen; um den Hals tragen sie goldene Ketten und schnupfen aus Dosen von Betelnußholz. Der König erhält den Zehnten von allen Landesproducten, verwendet ihn für sich und zum Gehalt der Staatsbeamten. Den Söhnen des Königs und den Statthaltern der Provinzen sind gewisse Districte zum Unterhalt angewiesen. Auch die beträchtlichen Seidenwebereien in der Stadt Pegu stehen unter der Aufsicht eines königlichen Inspectors.

Englisches Urtheil über Vernets Gemälde der Wegnahme der Smala. Dieß ungeheure Gemälde des flink malenden Vernet findet vor den Augen des prosaischen Engländers keine Gnade. Ein Correspondent des Athenäums (5 April) bemerkt darüber, es fehle wenig, so biete dieß Gemälde eine ungeheure Satyre auf die Triumphe der französischen Waffen in Algier dar. Auf der einen Seite eine französische Truppe in allem Pomp und Glanz europäischen Kriegswesens, auf der andern eine Handvoll elend aussehender Beduinen, mit nichts als dem Burnus zur Bedeckung, keiner Waffe als dem Speer, den sie schwingen, Gruppen von geschreckten Frauen und gescheuchten Thieren, die vor den siegreichen Waffen Frankreichs fliehen. Man kann sich kaum etwas Unedleres als einen solchen Triumph denken.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 109.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 April 1845.

Die Bewegung der Menschenracen.

Die Revue des deux Mondes vom 1 April enthält unter diesem Artikel eine Mittheilung von einem Hrn. Esquiros, den die Vorlesungen Hrn. Serres' im Jardin des Plantes zur Bearbeitung dieses Gegenstandes veranlaßt haben. Herr Esquiros mischt Eisenbahnverhältnisse und moderne Politik hinein auf eine oft höchst unpassende, ja man kann ohne weiteres sagen, einfältige Weise, und wir heben darum aus dem ganzen Aufsatz nur dasjenige aus, was uns Angaben des Hrn. Serres zu seyn scheinen, da wir es mit den politischen Lucubrationen des Hrn. Esquiros keineswegs zu thun haben. Wir vermögen indeß zwischen dem Antheil der beiden Herren nicht immer zu unterscheiden, und müssen dieß um so mehr bemerken, da wir mit einigen hier ausgesprochenen Ansichten nicht sehr einverstanden seyn können, unsere Ansicht aber gegen die des Hrn. Serres nicht in die Wagschale legen wollen.

*

Um den Schleier zu heben, der über der Wiege unserer Gattung liegt, muß man vor allem die Elemente scheiden. Die weiße Race rückt ihren Ursprung hinauf bis zum Beginn des Menschengeschlechts, aber alles läßt vermuthen, daß andere ihr vorangegangen sind. Man kann das Menschengeschlecht als ein abgesondertes Reich in der Schöpfung betrachten: die Racen stehen in gewissen Beziehungen einander gegenüber, wie die Arten im Thierreiche; da aber alles in der Welt auf einen Fortschritt hindeutet, so muß man natürlich auch annehmen, daß die tiefer stehenden Racen die älteren waren. Wie in der Geschichte der antediluvianischen Perioden jede Umgestaltung des Erdkörpers mit einem Fortschritt im Thierreich zusammenfällt, ebenso scheinen auch die Veränderungen, welche nach der großen Woche des Moses eintraten, das allmähliche Auftreten verschiedener Menschengruppen auf verschiedenen Punkten des Planeten zur Folge gehabt zu haben. Wir können bereits in die Nähe des Aequators die Wiege der schwarzen Race, in die Atlantis die der rothen, ins südliche Asien den Ursprung der gelben, in den Norden oder in Centralasien die ersten Spuren der weißen Race versetzen. Die Bewegung der Zerstörung und Wiedererzeugung, welche in der ganzen Natur vorherrscht, scheint sich auch auf die Entstehung des Menschengeschlechts erstreckt zu haben: die schwarze Race ist ein Trümmerrest einer älteren Welt, der in elender Weise den Schauplatz seiner Stärke und Macht überlebt hat; die rothe Race scheint uns gleichfalls halb untergegangen zu seyn, und Columbus nur die zerstreuten Reste gefunden zu haben, welche auf dem Boden Amerika's sich wieder zu bilden anfingen. Derselbe Schlag von Gottes Hand, der einen Continent vernichtete und die rothe Race in die Tiefe stürzte, hob vielleicht auf der andern Seite die Gebirge Asiens, auf denen die weiße Race hervortreten sollte.

Es hat sich in neuer Zeit eine Ansicht erhoben, auf die wir später zu sprechen kommen werden: einige ausgezeichnete Physiologen haben die Racen durch Entwicklung aus einem gemeinsamen Stamm abgeleitet; die schwarze Race soll sich im Laufe der Zeit durch mehrere Zwischenschattirungen in die weiße Race umgestaltet haben. Diese für die Theorie des Fortschritts schmeichelhafte Annahme stützt sich indeß bis jetzt noch auf keine authentischen Ueberreste; es bestehen factisch mehrere deutlich erkennbare Menschenracen, deren charakteristische Kennzeichen eine sehr große Widerstandskraft zu haben scheinen; die Natur hat zwischen den verschiedenen Gruppen unserer Gattung Gränzen gesetzt, welche bisher die Untereinandermischung derselben gehindert haben, denn die Natur wacht über die Erhaltung dieser die Racen bezeichnenden Unterschiede, weil an diese Unterschiede auch verschiedene moralische und physische Eigenschaften geknüpft sind. Die Verschiedenheiten in der Hautfarbe, in der Kopfform und überhaupt im Bau des Körpers hängen mit besonderen Vermögen zusammen, deren Gesammtheit die Harmonie des Menschengeschlechtes bildet.

Wenn man eine Stufenfolge der Macht auf die Haut der verschiedenen Racen begründen kann, so besteht auch ein Maaßstab der Herrschaft, welcher auf der Schädelbildung beruht. Man fand in Mittelamerika eine Insel, die Opferinsel genannt, wo die alten Bewohner dieses Theiles der Welt Menschenopfer brachten. Die an Ort und Stelle erhaltenen

und im großen Werke Humboldts wiedergegebenen Zeichnungen bieten schauderhafte Scenen dar; auffallend ist aber die Verschiedenheit der Kopfbildung bei den Opferern und Opfern; die letztern sind so zu sagen Acephalen (Unköpfigen) und gehören, obwohl gleichfalls von rother Farbe, augenscheinlich einer tiefer stehenden Race an; jetzt, wo die Zeit über die Völker der neuen Welt hingegangen ist, und die Ueberreste der einen wie der andern in den Eingeweiden der Erde durch einander geworfen hat, unterscheidet man doch noch die Schädel der Geopferten und der Opferer. Die Kopfbildung der erstern ist schmal, die Stirne weicht zurück, und alles deutet schwache Wesen an, während die Natur dem Schädel der schrecklichen Opferer den Stempel einer furchtbaren Stärke aufgedrückt hat. Man sieht also, daß im Schooße von Völkern gleicher Farbe bedeutende Varietäten sich finden, welche als Grundlage einer ewigen Hierarchie dienen, und daß die stärkern Racen unabläßig die Schwächern zu besiegen und zu unterdrücken streben.

Die Wissenschaft vom Menschen muß, um endlich aus dem Fabelreich hervorzugehen, auf die anatomischen Unterschiede fußen. Hr. Prof. Serres hat in seinem öffentlichen Cursus die ersten Grundzüge einer vergleichenden Anthropologie entworfen und nachgewiesen, wie die Functionen in dem Maaße, als man von der kaukasischen Race zu den untern hinabsteigt, mit den Organen eine tiefere Stufe einnehmen. Eine interessante Bemerkung ist die über die Senkung der Nabelschnur bei der amerikanischen Race; der Nabel steht tiefer, weil die Leber einen größern Umfang hat, wo aber die Leber vorherrscht, da ist auch eine größere Gefräßigkeit. Serres besitzt einen amerikanischen Schädel, in dessen Kinnbacke er einen ungeheuren Hundszahn nachweist, der fast über die Oberlippe hervorstehen mußte, ein Zug von Aehnlichkeit mit den reißenden Thieren, der die Wildheit mancher amerikanischen Stämme erklärt. Derselbe Naturforscher betrachtete an zehn oder zwölf Aethiopiern, deren Leichen er secirt hatte, eine auffallende Biegsamkeit (flexuosité) der Pulsadern, welche eine sehr langsame Blutcirculation zur Folge haben mußte; diese Anlage, welche für den Menschen der kaukasischen Race in einem gewissen Alter eine Lebensbedingung bildet, ist für den Schwarzen ein dauerndes Gesetz seiner Natur. Könnte man nicht daraus die geistigen Verhältnisse der äthiopischen Race ableiten? stimmt dieser träge Blutumlauf nicht zu der Stumpfheit und Apathie, die einen Charakterzug des Negers bilden? Die Verlängerung der Glieder, namentlich der untern Theile, woraus stets eine Entstellung des Beckens entspringt, erklärt die physische Schwäche der schwarzen Race in Vergleich mit der weißen, ein Unterschied, den alle Reisenden anerkannt haben. Die Kürze des Halses, woraus die langen Arme entspringen, vernichtet die zierliche Rundung der Formen, welche bei uns die Schönheit des Weibes ausmacht, und dieß geht noch weiter, wenn die Verkürzung des Halses, dieses Organs, das nach Hr. Serres' Ansicht in einem untergeordneten Verhältniß zur Hand steht (organe satellite de la main) dazu beiträgt, den Neger ungeschickt und ungewandt zu machen. In dem Maaße, als der Hals sich verkürzt, schiebt sich das Gesicht vor, und diese ganze thierische Stellung scheint zum Zweck zu haben, das Fassen der Lebensmittel zu erleichtern. In dem Maaße, als wir in den Menschenracen abwärts steigen, erhalten das Rückenmark und die Nerven, je mehr man sich der äthiopischen Race nähert, einen desto größeren Umfang. Zwischen der Gesichtsbildung und dem Gehirn ist ein sehr ausgesprochener Widerstreit: wo die Gesichtsbildung vorwiegend ist, herrschen auch die Sinne vor, und die Verstandeskräfte sinken in demselben Verhältniß. Die tiefer stehenden Racen sind ausgezeichnet durch den feinen Geruch; die Neger und Indianer der neuen Welt erkennen die Individuen, die Geschlechter, die Fremden durch den Geruch, sie unterscheiden durch diesen Sinn ihre Feinde. Auch der Geschmackssinn ist in der rothen und schwarzen Race auffallend entwickelt; das Behagen, welches diese beiden Racen bei dem Anblick und bei dem Verzehren der Nahrung empfinden, läßt sich gar nicht beschreiben; im Vergleich mit ihnen versteht die weiße Race gar nicht zu essen.

Die Civilisation scheint die Folge zu haben, den Umfang des Bauches zu vermindern; bei den wilden oder barbarischen Racen neigen sich alle Apparate des vegetativen und animalischen Lebens zu einem bedeutenden Umfang.*) Wir finden in den tiefer stehenden Racen alle Züge des Thierlebens: in dem Maaße, als die Macht der Sinne sich bei ihnen entwickelt, verliert die Physiognomie von ihrer Beweglichkeit, von ihrem Ausdruck und ihrem Adel. Die Seele hat bei uns zweierlei Sprachen, um ihre Gefühle auszudrücken, das Wort und die Physiognomie; bei der äthiopischen Race ist dieß nicht mehr der Fall: hier treffen wir eine völlige Apathie des Gesichts, das Spiel der Physiognomie ist erloschen und drückt höchstens noch eine rohe Befriedigung der materiellen Gelüste durch eine Grimasse aus. Fern davon, diesen thierischen Ausdruck zu vermeiden, scheinen die niedrigen Racen ihn vielmehr zu suchen. Einige amerikanische Völker suchten ihre Nase nach dem Muster eines Adlerschnabels zu gestalten. Die natürliche Schädelbildung der Mexicaner war ohnehin schon oben etwas gedrückt und an den Seiten aufgedunsen, sie hatten aber diese Form noch künstlich gesteigert. Die Mexicaner hatten sich ein Löwengesicht gegeben, wahrscheinlich um durch diese wilde Häßlichkeit ihre Feinde zu schrecken, indeß wäre dieß künstliche Zusammendrücken, nach Serres' Ansicht, bei Individuen der kaukasischen Race nicht möglich gewesen. Wir können hieraus schließen, daß man durch das Studium der Anatomie dahin gelangen wird, die Ursachen der Sitten und die Entwicklung der verschiedenen Menschenracen zu bestimmen.

(Fortsetzung folgt.

*) Dieser Satz, schwerlich von Serres in dieser Weise ausgesprochen, ist nur mit sehr großen Einschränkungen wahr; rohere Völker haben gewöhnlich schlechtere, minder nahrhafte Lebensmittel, oder wenigstens haben sie solche nicht in gleicher Regelmäßigkeit, aber die Entwicklung eines Fettwanstes z. B. wird man bei einem kriegerischen, überhaupt körperlich thätigen Volke nicht finden, während sie bei trägeren, wenn auch gebildeteren Völkern, wie z. B. die Chinesen, sehr häufig ist. A. d. U.

Die Wissenschaft und die Erdkunde der Chinesen.

(Schluß.)

Die Missionäre zu den Zeiten Kanghi's haben ohne Zweifel mehrere Abschriften ihrer Karten nach Europa gesandt; sie kamen aber entweder nicht in die rechten Hände oder wurden entwendet und, was bei ihren Arbeiten nicht selten der Fall war, heimlich benutzt und verkauft. Der berühmte Geograph d'Anville erhielt von du Halde ein Exemplar dieses Kartenwerks und bearbeitete hienach seinen Atlas des chinesischen Reichs; es wurden aber in diese europäischen Karten verhältnißmäßig nur wenige Orte eingetragen und die Namen der meisten Flüsse, Berge, Buchten und Inseln ganz weggelassen, die hingegen, welche man darauf liest, sind nicht selten bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Diesen Mangel ersetzt jetzt Hr. Endlicher in Wien durch die Herausgabe des ursprünglichen Atlas der Missionäre,*) wovon die erste Lieferung, die Kreise Tschekiang, Kiangsu, Schantong und Honan enthaltend, in einer wahrhaft prachtvollen kaiserlichen Ausführung erschienen ist. Das ganze Werk wird in sechs Lieferungen, wovon eine jede vier Blätter enthält, vollendet seyn. Der Herausgeber glaubte mit Recht, daß es am zweckmäßigsten sey, die Karten in der Gestalt und Größe der Originale mitzutheilen, und an ihnen so wenig als möglich zu ändern; nur wurden die Kreise, die Bezirke und Städte nach ihren jetzigen Gränzen und administrativen Rangordnungen dargestellt. Auch sind einige Oertlichkeiten des seit Kanghi sehr erweiterten Kreises Kansu, längs des Rhabarbergebirges im Norden des Kokonor, nach den spätern Aufnahmen unter Kienlong in die frühern Karten eingetragen worden, wofür die Geographen dem umsichtigen Gelehrten zu besonderem Danke verpflichtet sind. Man wird es aber schwerlich allenthalben billigen, daß die französische Umschreibung der chinesischen Wörter beibehalten wurde. Warum sollen wir Deutsche uns nach dem französischen Lautsystem richten, welches doch, wie bekannt, viel ärmer und unvollkommener ist, als das unserer Muttersprache? Das Hauptverdienst des Herausgebers besteht aber in dem Verzeichnisse aller größern und kleinern Orte, mit Angabe der Längen und Breiten, wobei die auf astronomischen Beobachtungen beruhenden vermittelst einer durchschossenen Schrift hervorgehoben sind. Auch die Namen der Berge und Inseln, der Flüsse und Canäle wurden sowohl mit chinesischer als europäischer Schrift in den Inder eingetragen. Erst durch diese mühevolle, mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführte Arbeit erhält der Atlas für den Kundigen das richtige Verständniß, seinen Werth und seine Brauchbarkeit. Aber auch der des Chinesischen Unkundige wird selbst bei einer bloß oberflächlichen Vergleichung dieses Werkes mit den vorhandenen graphischen Darstellungen des Mittelreiches, z. B. mit der 1840 bei Allen in London erschienenen sehr gerühmten Karte des östlichen Asiens ersehen, wie sehr unsere geographischen Kenntnisse des Morgenlandes, namentlich in topographischer Beziehung durch diese Originalkarten der Jesuiten bereichert werden. Ein Sinologe, welcher zu diesem Verzeichnisse der Namen, wie sie heutigen Tages gäng und gäbe sind im Reiche, die historischen Benennungen der frühern Jahrhunderte hinzufügen wollte, würde sich um die Förderung der chinesischen Geschichte und Erdkunde ein Verdienst erwerben; denn es ist kaum irgend eine Oertlichkeit, ein Berg oder Fluß, welcher nicht im Laufe der chinesischen Geschichte mehrere verschiedene Namen erhalten hätte. Das Werk des Herrn E. Biot kann diesen Mangel nicht ersetzen, es ist nach einem zu beschränkten Maaßstabe angelegt und umfaßt bloß die Städte ersten, zweiten und dritten Ranges. Diese Arbeit wäre auch gar nicht schwierig und erheischt keine großen Kenntnisse der chinesischen Sprache, denn die Chinesen haben in dieser Beziehung wie in den meisten Arbeiten compilatorischer Natur bereits alles zusammengetragen; man kann sich mit einiger Sachkenntniß ausgerüstet in ihren Werken schnell zurechtfinden und sie für unsere europäisch-wissenschaftlichen Zwecke leicht benutzen. In den meisten neuern Ausgaben der geographischen Beschreibungen des Reiches wurden Tabellen (Taitsing-itong-tschipiao) hinzugefügt, in welchen die wechselnden Namen aller Oertlichkeiten, der Berge, Flüsse und Gewässer von dem Beginne der Monarchie bis auf den heutigen Tag enthalten sind. Sie füllen in der Ausgabe des Tongtschi vom J. 1794 nicht weniger als acht starke Bände von mehr als sechshundert Doppelseiten.

Auf dem Atlas der Missionäre findet man selbst eine größere Menge von Städten, Inseln und Buchten verzeichnet und richtiger benannt, als auf der Karte der Ostküste des chinesischen Reiches, welche Horsburgh kurz vor seinem Tode nach den chinesischen Originalen im ostindischen Hause bearbeitet hat. Der berühmte Hydrograph scheint der Hülfe eines kundigen Sinologen entbehrt zu haben, denn mehrere chinesische Charaktere sind unrichtig geschrieben und fehlerhaft ausgesprochen. Man wird jetzt wohl auch, wo man die einheimischen Benennungen der kleinsten Localitäten kennt, von der Barbarei ablassen, sie mit neuen, aus der Phantasie oder der Schmeichelsucht der Seefahrer hervorgegangenen zu bezeichnen. So heißt die sogenannte Stauntonsinsel, dem Fort Tsinghai (36° 53′ 0″ n. B. 6° 7′ 20″ östl. L.) gegenüber, auf den einheimischen Karten Ortao oder Ohreiland, die Sattelinsel der Tschenschan-Gruppe an der Küste Tschekiangs, Takieuschan. Dieselbe Bewandtniß hat es mit der Gützlaffsinsel, mit der Buffaloinsel und mehrern andern Namen, die wir den Einfällen ununterrichteter Seefahrer verdanken, welche die von Culturvölkern bewohnten und seit Jahrtausenden benannten Gegenden als neue Entdeckungen betrachten und ihnen gleich wie den namenlosen Eilanden um den Südpol neue Benennungen beilegen. Endlicher zweifelt nicht an der Existenz des von Klaproth sogenannten Archipels Potocki, längs den Küsten von Liaotong. Horsburgh hielt diese Frage noch für unentschieden, und es ist in der That höchst auffallend, daß auf den neuesten Karten (1818) von Liaotong in den gesammelten Satzungen des Reiches auch nicht eine einzige Insel dieses

*) Atlas von China, nach den Aufnahmen der Jesuiten-Missionäre. Herausgegeben von Stephan Endlicher. I. Liefer. Wien, 1843.

bedeutenden Archipels aufgeführt wird; nur auf der graphischen Darstellung von Schingking in der Geographie des Kienlong, deren Druck bereits im J. 1789 begonnen hatte, aber erst 1804 vollendet wurde, finden sich der Stadt dritten Ranges, Ninghai gegenüber, neun Inseln verzeichnet, deren Namen weder auf der Karte noch in dem sonst so ausführlichen Texte gefunden werden.

Man glaube aber nicht, daß auch diese so reichen Karten die Namen aller Oertlichkeiten des chinesischen Reiches enthalten; dieß ist keineswegs der Fall. Es fehlen hier noch eine Masse geographischer Einzelnheiten, die auf den Specialkarten der chinesischen Topographien verzeichnet sind; an solchen Specialarbeiten besitzt die chinesische Literatur bekanntlich einen großen Reichthum, denn der Kleinigkeitssinn des Volkes gefällt sich in solchen ermüdenden, geisttödtenden Einzelnheiten. Genaues Nachahmen des Gegebenen, selbst bis auf einen zufälligen Schmutz- oder Rostflecken, das Auswendiglernen ganzer Bücher mit der herkömmlichen Betonung eines jeden Wortes, den Körper nach den im Sittenspiegel verzeichneten Normen zu wenden und zu drehen, jeden Berg und jeden Hügel, jedes Bächlein und jede Pfütze bei ihren ehemaligen und gegenwärtigen Namen zu nennen, das ist ja der Stolz der himmlischen Magister des Mittelreiches. Diese sogenannte Wissenschaft wird von der Regierung erhoben und verehrt; auf diesem äußerlichen Flickwerk, auf diesen Fetzen der wahren Civilisation beruht der barbarische Hochmuth der Söhne der Tang. Die Innerlichkeit einer Gemüths- und Geistesbildung findet sich wohl ausnahmsweise bei einzelnen hervorragenden Männern und Frauen; in der herkömmlichen Volkserziehung, die man richtiger eine Volksverdummung nennen könnte, wird aber niemals darauf hingewirkt. Und so sind durch das tausendjährige Einerlei die höhern geistigen Fähigkeiten wie die tiefern gemüthlichen Regungen, mit einem Worte, der Mensch ist in der äußerlichen thierischen Abrichterei zu Grunde gegangen.

Die Nationen Nordafrika's.

In der ethnologischen Gesellschaft theilte am 26 März der bekannte Hr. Marqueen eine allgemeine Uebersicht der afrikanischen Nationen mit, aus der wir nachfolgende Bemerkungen über das nördliche Afrika (nach der Literary Gazette vom 5 April) mittheilen. „Die Berbern wurden in einer sehr frühen Zeit aus Arabien vertrieben und besetzten zuerst die abyssinische Küste um Assab; von hier aus zogen sie westwärts durch das Innere Afrika's, besiegten die Völker auf ihrem Zuge, namentlich die Tuariks, und ließen sich dann vom Berg Atlas bis ans Mittelmeer nieder. Die Tuariks sind eine sehr bemerkenswerthe und verglichen mit den andern afrikanischen Stämmen sehr überlegene Race. Sie kamen ursprünglich in fünf Stämmen von Augela und andern Orten in Fezzan, folgten dann den Berbern auf ihrem Eroberungszug im Innern und bewohnen und beherrschen jetzt die Oasen im Innern von 2° W. bis 14° O. L. (v. Gr.) und von 15° bis 26° N. B. Sie sind augenscheinlich eine von Mauren, Arabern und Negern verschiedene Race. Die Buchstaben ihres Alphabets sind, so viel bekannt ist, neunzehn an der Zahl und ziemlich dieselben mit den althimjaritischen, die man kürzlich in Südarabien entdeckt hat. — Das bemerkenswertheste Volk im Innern sind die Fulahs, die allenthalben sich finden, in einem großen Theil Afrika's die herrschende Race und von ziemlich heller Hautfarbe sind." Die übrigen Angaben, wenigstens so weit sie in der Literary Gazette sich finden, sind nicht von Belang, namentlich finden sich über die Schoho, Dankali, Somali u. s. w. gar keine nähern Angaben, so interessant es auch wäre, einmal zu erfahren, zu welchem Stamm sie gehören, da sie und ihr Verhältniß zu den Amhara Aufschluß über die alten Verbindungen mit Arabien geben müssen. Die Hauptfrage in diesem Vorsprung Ostafrika's ist immer noch, wie weit hat sich semitischer Einfluß erstreckt, wo fängt das afrikanische Wesen an und welches sind die Mittelglieder. Ehe nicht diese Frage entschieden ist, können die tiefer liegenden über Einflüsse fremder Cultur und vielleicht fremder Stämme gar nicht aufgeworfen werden, leider aber liegen wir mit unsern Kenntnissen in dieser Beziehung, auch noch nach d'Abbadie, immer im Argen, denn seine Uebersicht der abyssinischen Sprachen ist vielfach mangelhaft und unsicher, von den übrigen Reisenden aber hat es kaum einer versucht, diese Fragen zu lösen, die freilich mehr Vorkenntnisse erfordern, als gewöhnliche Reisende besitzen.

Miscellen.

Statistische Bemerkungen über England. Dieß ist eines der Länder, wo die Bevölkerung mit der größten Schnelligkeit anwächst. Im Jahre 1811 hatten England und Wales nur 11 Mill. Einwohner, im Jahre 1841 18½ Mill. und Irland 8. Namentlich seit 1821 ist der Fortschritt sehr rasch: damals war die Gesammtbevölkerung 21 Mill., jetzt 27. Unter dieser Zahl ist das männliche Geschlecht, namentlich in England selbst, in der Minderheit. Die Ackerbaubevölkerung nimmt fortwährend ab: im Jahre 1811 waren von 100 Einwohnern 35 Ackerbauer, jetzt, 30 Jahre später, nur noch 22. Die Webereien jeder Art beschäftigten im Jahre 1841 800,000 Arbeiter, die Minen 194,000, die Verarbeitung der Metalle 80,000. Hätte keine Auswanderung stattgefunden, so wäre die Bevölkerung noch in stärkerem Maaße gewachsen: von 1825 bis 1842 (incl.) wanderten 1,128,000 Menschen aus, 505,000 nach den Colonien in Nordamerika, 498,000 nach den Vereinigten Staaten, 115,000 nach Australien und Neuseeland, 10,000 nach andern Ländern. (Moniteur univ. vom 26 März.)

Altchristliche Gräber bei Alexandrien. Aus einem Schreiben Bonoms an das Athenäum (5 April) geht hervor, daß man bei den Ausgrabungen in der Nähe Alexandriens, wo man Steine zu den neuen Festungsbauten sucht, auf interessante Gräber alter Christen gestoßen ist. Sie liegen am Meeresufer, ostwärts von der Stadt, 2 bis 3000 Schritte vom Rosettathor. Es scheint, daß diese Christen auf demselben Boden mit ihren heidnischen Verwandten begraben wurden, denn man hat auch merkwürdige ausgehöhlte Katakomben von griechischer Arbeit, mit Pilastern, Stukkatur und andern architektonischen Verzierungen gefunden; in diesen Gräbern, die man schon lange kannte, hat man jedoch kein christliches Emblem gefunden, in den neuerlich entdeckten aber einige sehr interessante christliche Inschriften in griechischer Sprache, die von einem Franken vor dem Kalkofen bewahrt und gerettet wurden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 110.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 April 1845.

Nachricht von alten Räubern im Gouvernement Saratow.

Die Saratowsche Gouvernementszeitung (siehe Nordische Biene 20 März) enthält einige Nachricht über zwei Räuber, Kudejar und Bakut, welche nicht über das vorige Jahrhundert hinaufreichen, und um so interessanter sind, als sie den Zustand des Landes noch ganz anders schildern, als derselbe jetzt ist, und durch die Ausrottung der Wälder immer mehr wird.

„In dem Lande am Choper, in den jetzigen Kreisen Serdobol und Balascheff, Gouv. Saratow, waren vor Alters dichte, finstere Wälder; an einigen Stellen waren es ewig grüne Fichtenwälder, sonst aber meist Laubholz; noch jetzt finden sich in einigen Dörfern dieser Kreise Kirchen, Zäune und Wohnhäuser aus mächtigen Eichenstämmen aufgeführt. Lange hätte die Art der Einwohner für ihre häuslichen Bedürfnisse diesen Schatz nicht erschöpft, aber die Branntweinbrennereien der umliegenden Gutsbesitzer verschlangen rasch die unermeßlichen Eichenwälder, und die freien Bauern trugen zur Zerstörung bei, indem sie gegen unbedeutende Bezahlung das Holz nach verschiedenen Orten hin verkauften. So gingen mit der Zeit ungeheure Wälder zu Grunde, in denen Hirsche, Wildschweine und Bären gehaust hatten, Adler und Rohrfalken auf riesenhaften Bäumen nach Raub gespäht, und auf Wiesen, Seen und Sümpfen Schwäne und Schaaren anderer Vögel sich aufgehalten hatten. Nachdem Rußland das mongolisch-tatarische Joch abgeworfen, siedelten sich Auswanderer aus Rjäsan, Tambow, Woronesh, Kursk und Pensa hier an, und bei diesen ältern Ansiedlern hat sich die Sage erhalten, daß hier einst Räuberschaaren nisteten, deren Atamane Kudejar und Bakut waren. Beide sollen Tataren von ungewöhnlicher Größe, wildem Aussehen und seltener Körperkraft gewesen seyn. Wo eigentlich die Wohnung dieser Räuber gewesen, weiß die Sage nicht mit Bestimmtheit anzugeben, aber was bedurfte es auch besonderer Wohnungen für diejenigen, welche in finstern Wäldern und unzugänglichen Schluchten sich bargen. Darüber jedoch, wo Kudejar und Bakut sich die meiste Zeit aufhielten, sind einige Nachrichten übrig geblieben. Die alten Leute erzählen, Kudejar habe seinen Aufenthaltsort nicht weit von dem Dorfe Groß-Karai an einem über den Choper hereinhängenden Berge gehabt. Von dieser Höhe herab habe er, wie ein Raubfalke, jeden Reiter und Fußgänger in der Ebene verfolgen können. Nach andern Nachrichten hielt er sich auf dem Berge Krutiza auf, der gleichfalls am Choper liegt; auf dem Gipfel desselben lag ein finsterer Fichtenwald, rund umher tiefe mit Jahrhunderte alten Eichen überwachsene Thäler. Vor etwa 30 Jahren wurde dieser Wald ausgehauen, und die Neugier lockte mich, denselben näher in Augenschein zu nehmen. In der That zeigte mir auch in der Tiefe desselben ein alter Bauer des Dorfes Repnoi, ein Bienenzüchter, die Räuberwohnung, welche aus dicken, in die Erde geschlagenen Eichenstämmen aufgeführt war. Sie war 30 Klafter lang und 4 breit ohne Fenster, nach dem Eingang führte ein schmaler Pfad mit Stufen, als Dach dienten ähnliche Balken, die mit Rasen und Stroh bedeckt und dem Boden gleichgemacht worden. Alles das wurde jetzt bloß gelegt: in einer Grube fand man einen Haufen Steine, Asche, Kohlen, Schädel und Knochen. Die Frau Kudejars soll eine Russin von seltener Schönheit gewesen seyn und in der Nähe begraben liegen. Wohin Kudejar gekommen, ist unbekannt, und man erzählt bloß, daß er bei seinem Weggehen unermeßliche Schätze von Gold, Silber und Kostbarkeiten hinterlassen habe, daß Schatzgräber auf dieselbe gestoßen, und unter ihren Schaufeln schon das erwünschte Metall erklungen habe, als plötzlich vor ihnen die bewaffneten Wächter der Schätze erschienen seyen und drohend einige Menschenköpfe verlangt hätten, worauf sie voll Schrecken nach Haus entflohen seyen. Ich selbst entsinne mich noch eines Schatzgräbers, der mit einer langen, eisernen Sondirstange und mit einem kupfernen Ring ausgestattet bis in sein hohes Alter die Kurgane umwühlte, aber ärmlich lebte. Ein anderer alter Mann erzählte mir, ihn hätten die Schätze Kudejars völlig um den Verstand gebracht, bis er endlich in sich gegangen, die Sondirstange weggeworfen und zum Pfluge gegriffen habe. Zur Zeit meiner eigenen Spaziergänge in dieser Gegend sah man in der Nähe der Zufluchtsstätte Kudejars Sandhügel,

die der Wind verwehte und dadurch Gebeine bloß legte, die meistens nach moslemitischer Art beerdigt waren; bei einigen fanden sich vom Rost angefressene Rüstungen, Dolche, Piken, Partisanen und Riegelpanzer, an einigen Stellen stieß man auch auf kleine tatarische Kupfer- und Silbermünzen, Ringe ꝛc.

„Der Räuber Bakut hatte seinen Aufenthaltsort an der Gränze der jetzigen Kreise Serdobol und Balatscheff, auf einer weiten Steppe zwischen den Flüssen Arkadak und Jsnair in einer mit Buschwerk bedeckten Gegend, die noch heutigen Tages „Bakuts Gebüsch“ heißt. Eine Erdhütte schützte hier den Räuber gegen Sturm und Unwetter und war auch die Niederlage des geraubten Eigenthums. Weder Reiter noch Fußgänger kam hier unangegriffen durch, und wenn es den Räubern an Beschäftigung fehlte, so zog die ganze Schaar nach den benachbarten, noch sehr schwach bevölkerten Dörfern. Dieser Räuber trat hier viel später als Kudejar auf, und kam auch auf einem Raubzuge um, aber seine Schaar hielt sich noch lange in dieser Gegend auf, und viele derselben schlossen sich den Schaaren Pugatschews an, als eine derselben diesen Landstrich durchzog. Selbst nach Pugatschews Zeit bargen sich hier geraume Zeit noch Ueberreste von Räuberschaaren, häufig fielen sie während der Erntezeit bei hellem Tage die Wohnungen wohlhabender Bauern an, plünderten sie aus und verbrannten die Dörfer, Nachts aber lagerten sie an den großen Straßen und plünderten die Reisenden, erschlugen auch die Hirten und trieben ihnen die Pferde- und Schafheerden fort. Jetzt ist „Bakuts Gebüsch“ nicht mehr furchtbar, denn die Steppe ist mit Vorwerken und Dörfern übersäet.

Die Bewegung der Menschenracen.

(Fortsetzung.)

Die Wissenschaft ist indeß noch weiter gegangen: nicht zufrieden, die Kennzeichen der Racen in ihrem Elementarzustand zu beobachten, hat sie auch die Wirkungen zu ermitteln gesucht, welche die Kreuzung derselben hervorbringt. Alle menschlichen Racen können sich unter einander verbinden, indeß hat die Natur doch der Annäherung der beiden Extreme gewisse Gränzen gesteckt: die Verbindungen von Negern mit weißen Frauen sind in Folge vorherrschender Abneigung selten und meist unfruchtbar, während im Gegentheil die Verbindungen von Weißen mit Negerinnen durch keine natürliche Abneigung gehemmt und meist fruchtbar sind. Serres meint, die Natur deute dadurch an, daß sie die Erhebung und nicht das Heruntersteigen der Racen wolle, denn bei einer Verbindung des Negers mit einer Weißen steigt das Kind zu der äthiopischen Race herab, bei der Verbindung des Weißen mit der Negerin steigt es zur kaukasischen Race auf. Man ersieht hieraus schon, daß die Mischung der Racen bis zu einem gewissen Punkte ein Mittel zur Vervollkommung der menschlichen Gattung ist.

Die Möglichkeit der Reproduction unter den Geschlechtern verschiedener Racen entscheidet über die Frage der Einheit: es gibt mehrere Racen, aber nur Eine menschliche Natur. Die Thiere, welche nicht von einerlei Gattung sind, erzeugen sich nicht unter einander, bei nahestehenden Arten aber gibt die Kreuzung Mischlingsracen, deren Fruchtbarkeit in der ersten oder zweiten Generation aufhört. Die Einheit der Menschennatur zeigt sich noch in einer andern Thatsache, welche die Wissenschaft aufgegriffen hat: wenn die Verbindung zweier Personen von verschiedener Race fruchtbar ist, so trägt die höhere Race zu der Natur des Kindes wenigstens zwei Drittheile bei. Serres hat gefunden, daß die kaukasische Race den andern Racen, die sie berührt, ihren Stempel aufdrückt: sie steigt zuerst etwas abwärts, aber in der vierten, fünften oder sechsten Generation hebt sie sich wieder und führt alle andern Typen auf sich zurück; wer erkennt nicht, welche Schlüsse sich aus dieser Thatsache für die Naturgeschichte ziehen lassen? Die Ausbreitung der weißen Race wirkt gegenwärtig dahin auf der ganzen Erde die Existenz der andern Racen auszutilgen.*)

Die höhern Racen absorbiren nach und nach die niedrigern, diese Thatsache ist ohne Ausnahme; alles läßt glauben, daß die schwarze Race ursprünglich die zahlreichere war, und sie besitzt noch jetzt eine Fruchtbarkeit, welche allenthalben die Sklaverei aufrecht erhält; ihr Daseyn auf der Erdoberfläche ist nur durch die Uebergriffe der andern Racen beschränkt, die sich über ihr festgesetzt haben. In Amerika bildet die rothe Race die untere Schichte, das Substrat, und viele Eingeborne der neuen Welt sind bereits von dem Angesicht der Erde verschwunden. Die Autochthonen, minder stark als die Inkas, wurden durch diese ersetzt, und die kaukasische Race hat ihrerseits die Inkas erdrückt. Diese Bewegung erstreckt sich über die ganze Erde: die Schwarzen von Vandiemensland sind ausgerottet, denn es gibt nur noch 30 oder 40 Individuen, die Guanches sind vernichtet, die Caraiben, deren Race auf dem amerikanischen Continent noch besteht, sind auf den Inseln ausgetilgt. Die Nähe stärkerer Racen vernichtet allenthalben die schwächeren: es gibt eine fossile Geschichte des Menschengeschlechts, welche nicht über die historischen Zeiten hinaufreicht; in dem Maaße als man tiefer in die Erde eindringt, findet man Spuren schwächerer, tiefer stehender Racen, die unterlegen sind. Wenn diese Absorption auf natürlichem, friedlichem Wege vor sich geht, so ist sie ein Fortschritt; die niedrigen Racen gehen in den höhern auf, und lassen in diesen die Keime zu neuen Entwicklungen zurück. Unglücklicherweise mischt sich fast immer die rohe Stärke in diesen Gang der Dinge, und rafft gewaltsam die ursprünglichen Racen vom Angesicht der Erde weg, noch ehe sie Zeit gehabt haben sich in die andere zu verschmelzen. Man fragt sich noch immer, ob die Entdeckung der neuen Welt eine Wohlthat für die künftigen Generationen war: unter den Völkern Amerika's hatten die einen schon sehr gute Fortschritte auf der

---

*) Gegen diesen Satz möchten sich nicht bloß im allgemeinen Einwürfe erheben lassen, da die jetzigen Racenunterschiede sich wohl noch ungezählte Jahrhunderte hindurch behaupten werden, sondern auch im Speciellen: auf Hayti z. B. ist die Mulattenrace entschieden im Sinken, und die Bevölkerung strebt wieder zum reinen Negertypus zurück. A. d. U.

Bahn der Civilisation gemacht, die andern waren bereits auf dem Punkte regelmäßige Staatengesellschaften zu bilden, als die weiße Race über sie herfiel. Dieß Ereigniß hielt ihren Fortschritt auf. Unser Gesellschaftszustand, mitten unter rohe Stämme hinein versetzt, wurde für sie eine Ursache des Stehenbleibens und des Untergangs, und nicht zufrieden, die natürliche Entwicklung in diesen Stämmen zu ersticken, war die Ankunft der Europäer auch Ursache, daß ganze Bevölkerungen durch Krieg hinweggerafft wurden. Diese Race, deren Trümmer aus den Fluthen der Urwelt sich herausgerettet, ward durch die Eroberung neuerdings in den Abgrund gestürzt. Die Nordamerikaner gehen kaum milder mit den Rothhäuten um, als die Spanier, und in andern Landstrichen ist es nicht besser, unsere europäischen Colonien wurden bis jetzt nur durch die Vernichtung der Eingebornen gegründet, und ein Strom von Thränen und Blut bezeichnet die Fortschritte der kaukasischen Race auf dem Erdkreise.

Die Folgen der Kreuzung der Racen sind sehr interessant: Serres hat die Bemerkung gemacht, daß die Menschenracen, wenn man sie im reinen Zustand betrachtet, ein gleichförmiges Temperament zeigen, das bei allen Einzelnen vorherrscht; wenn das umgekehrte stattfindet, mit andern Worten, wenn man eine sehr gemischte Race vor sich hat, so unterscheidet man eine große Verschiedenheit von Temperamenten, und die Einzelnen zeigen die geistigen Verhältnisse derjenigen Racen, aus denen sie entsprossen sind. Diese Thatsache, aus der sich sehr zahlreiche Folgerungen ziehen lassen, entschleiert uns eine der Folgen der Kreuzung, nämlich eine Vermehrung der Manifestationen der Menschennatur. Der Zufall hat im vorigen Winter zwei Botocuden nach Paris geführt und die Naturforscher hatten Gelegenheit, den ursprünglichen Zustand der amerikanischen Race, der geheimnißvollsten von allen, in der Nähe und mit Muße zu untersuchen. Die Wurzeln der menschlichen Vervollkommnung scheinen in dieser Race der Frau anzugehören, so daß der viehische Zustand dieser wilden Bevölkerungen seine Ursachen in der Unterdrückung der Frau durch den Mann hat. Wenn diese Bemerkung auch auf die andern Racen sich ausdehnt, so würde die Frau, dieß wichtigste Werkzeug der Wiedererzeugung, sich als das eigentliche Mittel des Fortschrittes darstellen. Die Neigung, welche die Geschlechter verschiedener Racen zu einander zieht, ist keine blinde Bewegung; die untergeordneten Racen sind bestimmt den höhern als Nahrung zu dienen und die Züge der erstern werden darum nicht ausgetilgt oder verwischt, sondern sie erhalten sich, selbst im Schooß der kaukasischen Race, deren Mannichfaltigkeit sie vermehren.

Mit diesen allgemeinen Grundsätzen haben wir ein Mittel, um den Einfluß der Kreuzung der Racen auf die Gesellschaft zu beurtheilen. Man muß anerkennen, daß sich in jeder Race eine geheime Kraft findet, welche den Umfang und die Formen ihrer Entwicklung bestimmt: Gesetze, Sitten, Einrichtungen und religiöser Glaube sind dieser Kraft untergeordnet und hierin liegt die Physiognomie der Gesellschaften. Die Organisation eines Staats zeigt stets die natürlichen Charakterzüge eines Volks. Diese Kenntniß ist nothwendig, um unser Verhältniß zu andern Racen zu leiten; der kaukasische Stamm muß auf die andern einwirken, er muß darauf seine Einwirkung nach dem Standpunkt ihrer Entwicklung regeln. Die Universalgeschichte wird, von diesem Standpunkt aus beurtheilt, eine fortlaufende Verkettung von Thatsachen, welche sämmtlich in der Natur der Racen und ihrer Umwandlung ihren Anhaltspunkt haben. Auf der untersten Stufe der Leiter treffen wir die wilden Völker, bei denen alle Entwicklungen der Civilisation gescheitert sind. Höher hinauf beginnen die barbarischen Völker — wir haben keinen Ausdruck, um die Mittelzustände zu bezeichnen — und bei diesen erblicken wir die ersten Versuche eines gesellschaftlichen Zustandes. Diese ursprünglichen Formen der Gesellschaft vervollständigen sich nach Maaßgabe, als man sich der weißen Race nähert, welche das Ende der Reihe bildet. Die Reihenfolge der Gesellschaftszustände im Verhältniß zur Reihenfolge der Racen ist eine neue Wahrheit, welche Wissenschaft und Reisen in der Zukunft weiter ausbilden und fruchtbar machen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schulbuch der Chinesen.

(Mitgetheilt von Prof. Neumann.)

Einleitung.

Das nachfolgende chinesische Schulbuch, der Jugendunterricht in Versen genannt, ward von einem Tschoang juen, das ist von einem Gelehrten, der die höchste Stufe der Wissenschaft erreicht hat, verfaßt und besteht in vierunddreißig Strophen, wovon jede vier Verse und jeder Vers fünf Wörter enthält. Die ersten zehn Strophen sind darauf berechnet, die Jugend anzufeuern, daß auch sie alle Kräfte aufbiete, um diesen höchsten Rang in der Literatur und im Staate zu erreichen. Niemand fehlt die Kraft hiezu, denn dem Menschen ist alles möglich. Der große Ju hat Berge gespalten, um die Gewässer zum Ocean zu leiten, und ein anderer mythischer Himmelssohn hat sogar das geborstene Firmament wieder ausgemauert. In den folgenden eilf Strophen wird die Herrlichkeit und das beneidenswerthe Glück eines solchen Tschoang juen geschildert. Er erscheint mit grünen Kleidern, grün ist die Farbe der ausgezeichneten Doctoren, in einer Pracht wie der alte Laolai — eine zwischen der Mythe und Geschichte stehende Person. Einige Forscher des Mittelreichs behaupten, es sey dieß nur ein anderer Name des Weisen Laotse, bekanntlich der Verfasser des berühmten Buches über Weisheit und Tugend. Der Himmelssohn ruft den ausgezeichneten Mann, auf den alle mit Bewunderung schauen, an den Hof, wo ihn jede irdische Herrlichkeit erwartet; es wird der Palast des erhabenen Herrschers beschrieben, die weiten Hallen, die blumenreichen Gärten und die lieblichen Seen; es werden alle Genüsse aufgezählt, welche treffliche Speisen und Getränke, heitere und geistreiche Genossen, Lieder und Musik, Gesang und Tanz gewähren. Nun folgt die Schilderung der vier Jahreszeiten, jede in einer besondern Strophe. Der Knabe erfährt die Eigenschaften und die Vortheile des Pinsels, der Feder, wie wir sagen würden, der Tinte und des Tintensteines. Die letzten fünf Strophen enthalten allerlei Lehren und anmuthige Bilder, die in gegenseitiger Beziehung stehen; es wird dem

Knaben zu Gemüthe geführt, wie nothwendig Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung sind, dann wie schnell die Zeit entflieht, die fernen Hügel, die Zukunft, kann man nicht erkennen, jeder Augenblick ist verschieden von dem andern, und die Zeit verzehrt alles, Trauer und Freude, Lust und Schmerz, Liebe und Haß.

Der westliche Leser erhält durch diese wenigen Blätter ein klares Bild von der Aeußerlichkeit der ganzen chinesischen Civilisation; ist doch alles in diesem Jugendunterricht auf Eitelkeit, auf nichtigen Glanz und äußerlichen Wetteifer, auf Selbstsucht und Sinnlichkeit berechnet! Daß Tugend und Gerechtigkeit, gründliche Wissenschaft und wahre Geistesbildung in sich selbst ihren Lohn finden, daß Sittlichkeit, Wahrheit und Recht die Grundpfeiler sind jeder bürgerlichen Gesellschaft, und daß am Ende ein Gott im Himmel waltet, der strenges Gericht hält über die Guten und die Bösen, über die Hohen und die Niedern, über die Dummen und die Gescheidten — von diesem allen findet man hier auch nicht die leiseste Andeutung. Diese Ideen sind zwar den Chinesen nicht ganz fremd, sie werden aber nur selten berührt in ihren moralischen Werken und sind von geringem oder gar keinem Einflusse auf Thun und Handeln im Staate. Die ganze Erziehung besteht in einer äußerlichen Abrichterei, das ganze Leben in Selbst- und Genußsucht, mit blendenden Formen, mit höflichen und sittlichen Redensarten überkleistert. Zu welcher gräulichen Fäulniß solch eine Erziehung, solch ein Leben führt, zeigen uns die kriegerischen Ereignisse der letzten Jahre — ein Schreckbild und eine Warnungstafel für alle Völker und alle Zeiten.

Jugendunterricht in Versen.

Ermunterung zum Lernen.

1.

Der Himmelssohn verehrt der Weisheit Kraft,
Eröffnet Bildungsschulen für euch alle;
Gemeiner Art ist, was sonst man treibt und schafft,
Nur Wissenslust ersteigt die Ruhmeshalle.

2.

O kleiner Junge, fleißig, fleißig lerne,
Literatur allein wird dich erheben;
Am Hofe glänzen reichgeschmückte Sterne, —
Die Männer ganz der Wissenschaft ergeben.

3.

Ein Junge mit dem Liederbuch vertraut,
Der nicht nach andern fernen Dingen schaut,
Erwirbt das ewig frische Lorbeerkraut
Und überragt den, der das Land bebaut.

4.

Wenn ihr nur Söhne unterrichten wollt,
In Büchern liegen Edelstein und Gold;
Erringt ein Sohn des hohen Herrschers Gnade,
Das ganze Haus genießt des Himmels Sold.

5.

Das Erste ist ein guter Unterricht;
Ein Thor, wer sagt, Armuth gestatt' es nicht;
Die Hand, die einen Pinsel führen kann,
Ernährt ja allenthalben ihren Mann.

6.

Ein Göttersohn nur sieben Jahre alt,
Lien, sprach er, gibt uns Geist zum Lohn;
Der Genius glänzt am Hofe mit Gewalt,
Den Grafen braucht er nicht, nicht den Baron.

7.

Des Morgens früh bebaut' ich noch das Feld,
Des Abends stieg ich schon zum Himmelszelt;
Kein Vorrecht, auch du kannst zur Höhe bringen,
Du wirst mit Kraft und Fleiß das Ziel erringen.

8.

Man spaltet Berge für den Ocean,
Ergänzt den Himmel durch geschmolz'ne Steine;
Daß schwer was sey auf Erden, ist ein Wahn,
Beharrlichkeit, sie fehlt dem Mensch alleine.

9.

Vor kurzem noch ein armer Magister
Und fahre jetzt im Wagen mit vier Pferden;
Bewundernd gaffen alle Philister.
So geht's, wenn Söhne unterrichtet werden.

10.

Den Spiegel putz', es wird das Licht durchdringen,
Und wäschst du rein den Sand, so glänzt das Gold;
O Menschen, wollt ihr Wissenschaft erringen,
So nehmet alle Kräfte in den Sold!

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die buddhistische Büchersammlung in Nepal. Bekanntlich hat man lange die heiligen Bücher der Buddhisten aufgesucht, bis man sie endlich in Nepal entdeckte; die ganze Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen, den Gandschur von 108 und den Dandschur von 240 Foliobänden. Jetzt haben französische Missionäre durch einen mongolischen Priester in Erfahrung gebracht, daß diese beiden encyklopädischen Sammlungen von den Kaisern der jetzigen Dynastie zu Peking in chinesischer, tübetanischer, mongolischer und mandschurischer Sprache herausgegeben wurden, und daß die 1392 Bände, — denn so viel machen die vier Uebersetzungen zusammen aus, — zu Peking um 1560 Pfd. St. (18,720 fl.) gekauft werden können.

Gutta Percha ist der Saft eines großen Baumes in Singapur; wenn man Einschnitte in die Rinde macht, schwitzt die Gutta Percha aus in Form eines milchigen Saftes, der aber bald gerinnt. In seinen chemischen Eigenschaften gleicht er einigermaßen dem Kautschuk, ist aber weit minder elastisch; dagegen besitzt er Eigenschaften, welche dem Kautschuk abgehen, und die ihn zu einem sehr werthvollen Ersatzmittel für medicinische Instrumente in heißen Klimaten machen. Wenn man die Gutta Percha in fast siedendes Wasser taucht, so läuft sie zusammen und wird ganz plastisch, so daß man sie, ehe sie unter 130 bis 140° F. (43 bis 48° R.) verkühlt, in jede beliebige Form drücken kann. In diesem Zustande wird sie sehr starr und zäh, und behält ihre Form in jeder Temperatur unter 110° F. (34½° R.), so daß man sie in Singapur bei Handheben von Hackmessern dem Büffelhorn vorzieht. Die Mittheilung hierüber wurde in London in der Gesellschaft der Künste am 19 März gemacht, und der Secretär legte zugleich mehrere Abdrücke von Münzen u. dgl. vor, die er hatte nehmen lassen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 111.



Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 April 1845.

Das unterirdische Meer in der algierischen Sahara.

(Revue indép. 10 Nov.)

Hr. Fournel, Oberingenieur der Marine, ist seit mehr als zwei Jahren beschäftigt, das Gebiet von Algier in allen Richtungen zu durchziehen, theils um die natürlichen Reichthümer des Landes zu erforschen, theils um Plane zu entwerfen, wie weit europäische Kunst und Wissenschaft den Anbau des Bodens und den Wohlstand der Völker befördern können. Die Akademie der Wissenschaften hat kürzlich von ihm einen Auszug des Berichts erhalten, welchen er an den Kriegsminister über seine Arbeiten zur Bestimmung des Niveau's von Biskra gemacht hatte, welches am Fuße des Südabhanges der Berge an der Gränze der Wüste liegt. Seine Aufnahme beginnt bei Philippeville, geht über Constantine, welches schon 650 Metres über dem Meere liegt, nach dem Lager bei Batnah (1013 M.) und der Höhe des dortigen Passes (1090 M.) von wo das Terrain sich wieder senkt, so daß die Oase von Biskra nur noch 75 Metres über dem Meere liegt. Hr. Fournel untersuchte genau die Neigung der Schichten, welche die zu übersteigenden Berge bilden, und fand in den Räumen zwischen Merdschet el Ghnzi und Constantine einer-, und in der Hochebene el Kantara andererseits zwei artesische Becken, und da die Neigung der Schichten gegen Süden sich auch auf dem Südabhang durch die Wüste fortzusetzen scheint, so glaubte er wenn man sondire, so müsse sich in nicht sehr bedeutender Tiefe Wasser genug finden, um artesische Brunnen bohren zu können. Ein solcher Versuch wäre um so minder kostspielig, als die Verwaltung mit allem nöthigen Material zu den Sondirungen versehen ist, und die Kosten sich beinahe auf den Handlohn beschränken würden. Wenn man erwägt, daß die Karawanen, welche von Tuggurt nach Biskra gehen, durch eine Wüste von wenigstens 1400 Kilometers (182 deutsche Meilen) ziehen müssen, so kann man sich denken, welche Wohlthat es für die Reisenden wäre, wenn man von Strecke zu Strecke die unterirdische Wassermasse durch artesische Brunnen an die Oberfläche brächte. Dieß Wasser würde durch die Feuchtigkeit, welche es auf der Oberfläche unterhielte, den Anbau an verschiedenen Punkten begünstigen und neue Oasen schaffen, an denen die Reisenden eifrigst den so nothwendigen Schutz gegen die brennende Dürre der Wüste suchen würden.

Shaw, welcher in Algerien zwölf Jahre (1720 bis 1732) als Caplan der Factorei zu Algier sich aufhielt und mehrere Ausflüge ins Innere machte, erzählt in Bezug auf das Land in der Nähe von Tuggurt, daß die Umgegend des Wadi Righ auf eine eigenthümliche Weise mit Wasser versehen werde, und beschreibt die Art, wie die Araber Brunnen von großer Tiefe graben, aus denen das Wasser in reichlicher Fülle hervorspringe. Den Angaben der Araber zufolge kommt dieß Wasser aus dem unterirdischen Meer (bahr-el-herd), auf das man im Graben hinabkommen müsse. Offenbar haben diese Brunnen große Aehnlichkeit mit den artesischen, und es läßt sich gewiß mit den vervollkommneten Mitteln der europäischen Baukunst noch mehr erreichen. Es wäre gewiß ein sehr nützliches Unternehmen, wenn man auf einer Straße durch die Wüste eine Reihefolge von Brunnen anlegen wollte, wodurch die Verbindung mit den Völkern im Innern wesentlich erleichtert würde. Denn dieß wäre eine schöne Gelegenheit, den arabischen Bevölkerungen einen hohen Begriff von europäischer Macht zu geben, und das Unternehmen möchte wohl noch leichter seyn, als es nach den Angaben Hrn. Fournels scheinen möchte, denn dieser hat auf frühere Berechnungen gestützt die Höhe von Constantine auf 650 Metres angenommen, während andere in neuerer Zeit nur 604,4 Metres herausgebracht haben, wonach die Höhe von Biskra über dem Meere noch bedeutend geringer als oben angegeben ist, sich herausstellen müßte.

Die Bewegung der Menschenracen.

(Fortsetzung.)

Wenn man die geographische Verbreitung der Religionen auf dem Erdenrund verfolgt, so sieht man mit Erstaunen, daß sie allenthalben einem Naturgesetz unterworfen ist. Das Christenthum hat sich im allgemeinen nur in der weißen Race

festgesetzt, konnte sich aber nie dauernd auf die andern Racen ausdehnen. Dieß hat seinen Grund in der physischen Constitution unserer Gattung und in der geistigen Richtung der verschiedenen Religionen. Das Christenthum ist der Sieg des innern Menschen über die Sinne, des Geistes über die Materie. Wo diese Lehre zu Völkern von der weißen Race kam, fand sie einen zu ihrer Aufnahme günstigen Boden. Bei der kaukasischen Race ist das Gehirn überwiegend, eben damit auch die Thätigkeit des Geistes über die Macht der Sinne. In dem Maaße als wir zu den tiefern Racen hinabsteigen, verschwindet dieß Uebergewicht, die Verlängerung des Gesichts hört auf, die Sinnenorgane entwickeln sich, und mit ihnen steigt der physische Widerstand gegen die christliche Lehre. Der Fetischismus tritt allmählich auf, und bildet an der untersten Stufe der Leiter den einzigen Cultus des Negers. Die Araber und die Türken, welche einerseits den Uebergang von der äthiopischen, andererseits von der mongolischen Race zur blonden vermitteln, haben einen gemischten Cultus, denn der Islam ist, wie Hr. de Maistre sagt, eine christliche Secte, welcher aber der Geist dieser beiden Völker den sinnlichen Charakter aufdrückte. Die Organisation einer Race übt also ihren Einfluß auf alle geistigen, religiösen und moralischen Aeußerungen der Gesellschaft. Daher die Reihenfolge der Civilisationen, welche auf verschiedenen Stufen plötzlich anhalten. Wird das Menschengeschlecht diese Ungleichheiten durch einen allgemeinen Fortschritt austilgen? Die Schranken, die Hindernisse, welche die Natur der Vereinigung der Religionen entgegengesetzt hat, werden fallen, nach Maaßgabe als die weiße Race den andern ihren physischen Charakter aufdrücken wird, aus dem der moralische stets von selbst sich ergibt. Die Einheit der Religionen wird hervorgehen aus der Tendenz des kaukasischen Typus seinen Charakter den andern Familien der menschlichen Gattung aufzudrücken.*)

Es besteht in der Wissenschaft eine Ansicht, welche den Einfluß der Racen auf einander beschränken zu wollen scheint, nämlich die Widerstandskraft der unterscheidenden Charakterzüge. Wenn eine gebildete Nation mit einem rohen Volk in Berührung kommt, so fragt sich, in welchem Maaße weicht der rohere Typus? Hier sind die Physiologen getheilt: die einen behaupten, daß die durch den Kampf herbeigeführten Modificationen die allgemeine Form, welche dieselbe bleibt, nicht antasten. Aber wie weit gehen diese Modificationen? Das kann niemand genau bestimmen. Die Erfahrung zeigt, daß eine Pflanze, die man den natürlichen Verhältnissen entzieht, ihrem Klima entreißt und unter die Hand des Menschen stellt, sehr bedeutende Aenderungen erfährt, die manchmal die ursprüngliche Form ganz verhüllen; auch zeigt sie, daß dieselbe Pflanze, wenn man sie in ihre ursprünglichen Verhältnisse zurück versetzt, allmählich ihre alten Kennzeichen wieder annimmt und wird was sie früher war. Die Thatsache ist merkwürdig, aber sie läßt keine Folgerung zu, denn es bleibt immer noch die Frage übrig, ob die innere Kraft der Pflanze oder die erneute Einwirkung der ursprünglichen Ursachen die Rückkehr zum ursprünglichen Typus bewirkt hat. Alle Physiologen erkennen Fälle an, wo die Typen sich erhalten und andere, wo sie entarten. Es geht mit den Racen in ihrer historischen Entwicklung etwas ähnliches vor, wie mit den organischen Wesen in der großen Epoche der Erdbildung: es gibt Typen, die Widerstand leisten und sich brechen, Typen, welche die großen Stöße unangefochten überdauern, und Typen, welche weichen. Es ist also nicht unmöglich, eine Race über den Kreis, den ihr die Natur vorgezeichnet hat, hinaus in die Bewegung einer andern Race hineinzuziehen. Gewiß und anerkannt ist aber, daß neue Typen aus der Verbindung zweier Racen hervorgehen. Aus der Zahl der Elemente, die ein Volk bilden, und der mehr oder minder innigen Verschmelzung geht gewissermaßen die ihm eigenthümliche Form hervor. Je reiner die Race ist, desto einfacher ist ihre gesellschaftliche Organisation, desto beschränkter ist ihr intellectuelles Leben und ihr Daseyn als Nation; die Racen vervollkommnen sich durch die Kreuzung mit andern Gruppen des Menschengeschlechts, und ihre Charakterzüge geben durch die Vermischung einer unendlichen Menge von Mittelstufen das Daseyn. Je mehr ein Volk Elemente in sich aufnimmt, desto mehr hebt es sich, seine gesellschaftliche Organisation breitet sich aus und seine Lebensthätigkeit wächst. So hat die Natur mit einer sehr geringen Anzahl ursprünglicher Racen durch die unendliche Menge von Kreuzungen für die materielle Vervollkommnungsthätigkeit der Staatsgesellschaften gesorgt.

Das ethnographische Studium des Erdkreises zeigt uns die große Scheidung der fortschreitenden und der stille stehenden Racen. Es tritt für die einen früher, für die andern später ein Augenblick ein, wo die Thätigkeit der Nationen sich erschöpft. Von der Stufe, auf welcher sie stille stehen, hängt ihre Erhebung oder ihr Sinken in der Geschichte ab. Diese Racen überleben manchmal ihre eigene Größe, wie die Ruinen den Bau, in dem sie einst eingeschlossen waren. Ihre Zukunft ist die Unbeweglichkeit. Einige sind, wie die mongolischen Völker, stehen geblieben, andere zurückgewichen. Afrika ist besonders die Wiege dieser stets in demselben Alter gebliebenen Völker, hat aber auch andere, die einen gewissen Grad von Civilisation erreicht haben und wieder zurücksinken. Vorderasien, Chaldäa, Babylonien geben uns ein Bild dieser traurigen Metamorphose. Die Seele dieser Völker ist zum wilden Thier geworden (anima fiera divenuta). Diese stehen gebliebenen Racen sind todt für die Civilisation, und werden unfehlbar ohne Dazwischenkunft einer civilisirten Nation von dem Schauplatz der Erde verschwinden.*)

(Schluß folgt.)

*) Diesen gewagten Satz mag Hr. Esquiros vertheidigen. Bis jetzt haben sich die schwarze, die rothe, die gelbe Race nach des Verfassers eigenen Ansichten aus der Zerstörung mehrerer Erdrevolutionen als Trümmer heraus gerettet; nimmt man nun auch den höhern Stand der kaukasischen Race ohne weiteres an, so sieht man noch nicht ab, warum der weißen Race vorbehalten seyn soll, alle andern zu absorbiren, da doch weder die rothe die schwarze, noch die gelbe die schwarze und rothe absorbirt haben.

*) Diese Argumentation ist, zum mindesten gesagt, äußerst oberflächlich, und gewinnt keineswegs durch die Behauptung, daß

Ueber die vorbraminische Religion Indiens.

Stevenson in Bombay, der sich diesen Gegenstand zum besondern Studium gemacht zu haben scheint, sandte an die asiatische Gesellschaft abermals eine Abhandlung ein, worin er sich vor allem darüber ausläßt, unter wie vielfachen Formen sich die Braminen-Religion in Indien darstelle; jede Secte verehre irgend ein Glied des Hindupantheons besonders und bekleide es mit den Eigenschaften aller übrigen. Aus dieser und andern Thatsachen schließt er, daß die jetzige Religion Indiens aus drei verschiedenen Quellen entsprungen sey, aus der alten Religion der Vedas, aus der der Anhänger Buddha's und aus den mannichfachen Götzendiensten, die in Indien vor der Ankunft der Braminen geherrscht haben. Der braminische Theil hat sich erhalten in dem täglichen Lesen der Vedas, der Bewahrung und Verehrung des heiligen Feuers und der Anbetung von Wischnu. Der buddhistische Glaube hat die Sorgfalt für Erhaltung des thierischen Lebens hineingebracht, und die verschiedenen Ceremonien der Urstämme haben zu dem in ganz Indien überreichlich hervortretenden Localaberglauben vielleicht mehr beigetragen als die beiden ersten Quellen. Die Verehrung von Siwa als dem Lingam glaubt Stevenson aus der letztern Quelle ableiten zu müssen, und da dieser Gott der große Liebling der neuen Braminen ist und mehr als die andern in den Puranas gefeiert wird, so gibt ihm dieß Veranlassung eine Meinung auszusprechen, welche von der bisher angenommenen bedeutend abweicht. Die Trias der Götter, deren oberstes Mitglied Siwa jetzt ist, hat in den alten Vedas, welche nichts darüber enthalten, durchaus keine Begründung; die einzige Trias, welche in den Vedas anerkannt wird, ist die der drei heiligen Feuer, die man bei den Opfern anzündet, und Siwa wird auch in den alten Hymnen nie erwähnt, während alle andern Götter häufig einzeln bei Namen angerufen werden, um an dem Opfer Theil zu nehmen. Manche haben behauptet, Siwa sey so viel als Rudra und unter diesem Namen verehrt worden, aber Stevenson weist nach, daß Rudra eine ganz untergeordnete Person gewesen und nicht einmal zu den Adityas gerechnet worden sey. Ferner scheine die Legende von Dakscha und dessen Unterwerfung unter Siwa eine gänzliche Veränderung der Religion und die Ersetzung des alten braminischen Dienstes durch die Verehrung von Siwa anzudeuten. Die jetzt so allgemeine Verehrung des Linga ist eine noch neuere Einführung, und Stevenson erwähnt einer Stelle in dem Linga Purana, welche angibt, daß bei dem Streit der Buddhisten und Braminen um die Oberherrschaft die götzendienerischen Anhänger des Volksglaubens dazwischen getreten seyen und selbst den Preis davon getragen hätten. Einen weitern Grund zur Annahme, daß die Anbetung Siwa's eine Neuerung sey, findet Stevenson in dem Umstande, daß die zahlreichsten Heiligthümer Siwa's in den östlichen und südlichen Theilen Indiens seyen, also in den von dem ursprünglichen Sitze der Braminen entferntesten Gegenden. Die Braminen sind die dienstthuenden Priester in allen Tempeln Wischnu's, aber im Mahrattenlande, wo die Saiva vorherrschen, versieht kein Bramine in einem Lingatempel den Gottesdienst; eine besondere Classe Sudras ist dazu bestimmt, und der Bramine wohnt der Feier wie jeder andere bei, ohne das heilige Bild je zu berühren. Stevenson sieht hierin einen Beweis der unvollständigen Mischung des braminischen und Siwadienstes, und schließt aus allem diesem, daß Siwa in die Religion der Hindus aufgenommen wurde, um einen Einfluß unter den Ureinwohnern des Landes zu gewinnen.

Frankreich durch den Zug Napoleons nach Aegypten und die Eroberung Algiers zur Wiederbelebung der semitischen Race „prädestinirt" worden sey. Ueberhaupt spielt der Civilisationshochmuth dem Verfasser arge Streiche, und er vergißt ganz, daß man in der Geschichte der Racen nicht nach äußern Erscheinungen und nicht nach kurzen Zeitperioden urtheilen darf. Uebrigens sind ja unsere Kenntnisse, was die Racen betrifft, noch höchst mangelhaft. Die Finnen z. B. gehören gewiß nicht zum kaukasischen Stamm, und zum mongolischen kann man sie doch auch nicht mit Zuversicht rechnen; jedenfalls aber sind durch sie mehrere europäische Völker, namentlich die Slawen, bedeutend modificirt worden. Dieß als Bemerkung auf die gleichfolgende Behauptung, daß die weiße Race sich in Europa von aller Berührung rein gehalten habe.

Ein Schulbuch der Chinesen.

(Schluß.)

Die Freuden des Gelehrten.

11.

Du mußt, mein Sohn, dich in der Prüfung zeigen,
Wenn beide Eltern noch jung an der Zeit;
Die höchsten Stellen wirst du dann erreichen
Und glänzen wie mit Laolai's Kleid.

12.

Noch gestern rang er nach dem hohen Glück,
Heut' schon erschien er in der grünen Pracht;
Er kehrt zu seinen Eltern froh zurück,
Erkennt und preist des Wissens große Macht.

13.

Zum Mondeszelt ist er hinaufgegangen,
Mit Lorbeer duftend' Kleidern angethan;
Im Blumenweg geschmückte Mädchen rangen,
Zu schauen in dem grünen Kleid den Mann.

14.

Er kehrt die Erde mit dem Schleppgewand,
Und mit den breiten Aermeln spielt der Wind;
Er strebt empor zum Herrn vom Meer und Land
Und bückt sich nicht vor dem Hofgesind.

15.

Der hehre Jüngling mit dem Schleppgewand,
Mit seinen Aermeln spielt der Frühlingswind,
Und kommt er vom Herrn über Meer und Land,
Dann erst begrüßt er all das Hofgesind.

16.

Im dritten Mond des Lenzes nächstes Jahr
Zerstampfen duftend Kraut des Pferdes Hufen;
Es blickt empor der Menschen große Schaar,
Wie auf er steigt zu jenen Wolkenstufen.

17.

Im Sonnenglanz die gold'nen Hallen scheinen,
Von Demanttreppen schöne Weisen klingen;
Aus Sälen tönt der Frauen Spiel, der reinen,
Und uns'res Herrschers Söhne Lieder singen.

18.

In einem Blick sieht man den Säulengang,
Wo reine Lüfte auf den Wassern schweben;
Die weiße Wolke zieht den Raum entlang,
Am Rand die grünen Berge sich erheben.

19.

Zur Blume kommt der Schmetterling geflogen,
Und fliegt davon, hat er sie ausgesogen;
Die Schwalbe kehrt zur alten Halle ein,
Wenn auch der Hausherr sollt' ein Armer seyn.

20.

Wenn bei Gesang und Wein die guten Gäste,
Bei Wind und Blumen, Schnee und Mondenschein,
In Ehr' und Reichthum sitzen an dem Feste,
Geschäftslos, werden sie nicht Götter seyn?

21.

Und was vergangen, dünkt uns dann ein Traum,
Die Jahre, die verkürzen unser Leben,
Die Frühlingstage, die vorüberschweben
Und lassen bloß für Nacht und Regen Raum.

Der Frühling.

22.

Der Regen strömt herab zur Frühlingszeit,
Verdirbt die Blumen all', die offen stehen.
Und kennst du nicht des Frühlings nasses Kleid?
Die schwarzen Regenwolken wirst du sehen.

Der Sommer.

23.

Und dünkt die Hitz' auch schwer den Menschen allen,
Die langen Sommertage mir gefallen,
Die feinen Lüfte aus des Südens Revier,
In Hall' und Saal da weht der kühle Zephyr.

Der Herbst.

24.

Des Morgens früh auf Treppen liegt der Thau,
Zum blauen Raum der Nebel steigt vom Thal,
Von Tropfen voll ist Gras und Land und Au,
Wie Perlen schön und rund und ohne Zahl.

Der Winter.

25.

Des Ahorn Blätter fallen, der Wusluß ist kalt,
Und Schneegestöber herrscht dort an des Tsu Gefilden;
Der klare Dampf entsteigt dem Wasser mit Gewalt,
Er liebt die Sonne, will da oben Wolken bilden.

Der Pinsel zum Schreiben.

26.

Die Rollen sind schnell auf- und zugewunden,
Der Pinsel tönt, wie wenn ein Seidenwurm nagt;
Gedanken werden ans Papier gebunden,
Und schnell der Wind zum lieben Freund sie tragt.

27.

Der Bogen, mit den sieben Strick' gewunden,
Das tausendpfündige Geschoß ist ohne Macht;
Das siebenzöllig' Rohr ward gut befunden,
Denn Manchen hat es schon zum Himmelshof gebracht.

Die Tinte.

28.

Ein Leim mit Quecksilber und Ruß vermischt,
Viereckig, rund und flachgeformt hier steht;
Es wird tagtäglich mehr herabgewischt,
Zuletzt sein Körper ganz und gar vergeht.

Der Tintenstein.

29.

Von blauer Farbe sey der Tintenstein,
Ein Stück, das ohne Adern und ganz fein;
Ihr Herren, immer mög' er bei euch bleiben,
O laßt doch keinen andern darauf reiben.

Selbsterkenntniß.

30.

Die ihren schlechten Wandel nicht ablegen,
Dem weisen Freund nicht kommen vors Gesicht;
Wenn gleich sie sonst als Menschen sich bewegen,
Es ist unmöglich, Menschen sind sie nicht.

31.

Wenn auch die Tugend ragt zu Berges Spitzen
Und zu des Meeres Grund dein groß Talent;
O lass' dich nicht durch Leidenschaft erhitzen,
Des Menschen Herz wie dürres Holz entbrennt.

Die fernen Berge.

32.

Er kennt des Berges Farbe nicht von ferne,
Der auch den ganzen Tag nach ihnen schaut;
Die steilen Gipfel ändern sich gar gerne,
Der Wanderer weiß nicht ihres Namens Laut.

33.

Am neunten in des Drachenbergs Gelagen
Den Räthen lächeln gelbe Blümlein;
Die Hüt', die hat der Wind davongetragen
Den Tänzern dort beim lieben Mondenschein.

Die schnelle Zeit.

34.

Mit jedem Tag beginnt ein neues Jahr,
Und jedes Jahr begräbt, was früher war;
Der hundert Jahre Mühe und Gefahr
Nicht länger dauern als die hundert Jahr'.

Der Botaniker Fortune, von welchem zahlreiche, auch in unser Blatt übergegangene Schilderungen chinesischer Städte herrührten, befindet sich jetzt in Hongkong und ist mit Anordnung seiner Pflanzen beschäftigt. Man hofft, daß mehrere derselben, auch Fruchtbäume, sich in Europa akklimatisiren werden. (Echo du Monde Savant. 10 April.)

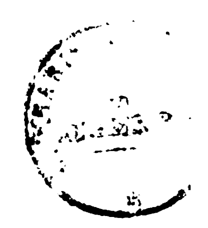
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 112.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 April 1845.



Polesien.

Von Jos. Sniadecki.

(Bibliotheca Warszawska. April 1845.)

Die weite, zwischen den Höhen von Litthauen und Wolhynien eingeschlossene Fläche, welche durch ihre eigenthümliche Lage und Aussehen sich gänzlich von diesen unterscheidet, und von den Ufern des Dniepr bis zum Bug sich ausdehnt, heißt Polesien. Es ist dieß eine weite Niederung, welche ihre höchsten und tiefsten Punkte, ihre Abhänge und Senkungen hat, die jedoch alle sehr unbedeutend sind.*) Die zwei Höhen, die von Litthauen und Wolhynien, welche dieß Land einschließen, senden nach dieser Niederung ihre Flüsse und Quellen: die Berezina, die Oressa, der große und kleine Ptycz, der Slucz, die Jasiolda und andere kleinere, doch aber, namentlich im Frühjahre, mehr oder minder schiffbare Flüsse und Flüßchen, fallen von litthauischer Seite ein, von der volhynischen aber die Slaweczna, der Styr, Horyn, der volhynische Slucz, die Uborc, Swicha und andere, welche sich mit dem Prypiec verbinden und seine Wassermasse vermehren. Der Prypiec ist der Hauptfluß, welcher fast das ganze Land der Länge nach durchschneidet; er ist der König dieser Gegend, welcher die Hauptbewegung, den Handel und den leichten Absatz jeder Art vermittelt. Bis auf den heutigen Tag scheint er nur die Reichthümer des Landes auszusaugen und fernen Gegenden zuzusenden, vielleicht wird er aber mit der Zeit ein Mittel, welches Wohlstand und Geschäftsthätigkeit ins Land einführt. Auf ihm verschiffen und versenden Volhynien und die nächsten Kreise Litthauens, das Land um Pinsk (Pinszczyzna) und ganz Polesien, ja selbst die fruchtbare Ukraine, ihr Holz und ihre Felderzeugnisse. Außer diesen größeren Flüssen durchschneiden Tausende von Flüßchen und Bächen gleich Adern die Felder und Wälder Polesiens, und vereinigen in verschiedenen Richtungen durch Seen und Flüsse ihre Gewässer.

*) Die Thäler Polesiens scheinen bloß durch das lange Stehenbleiben des Wassers, die Höhen durch Aufschwemmung von Sand gebildet.

Der Lauf dieser Flüsse und Flüßchen ist langsam, und da sie meist sumpfig, von tausenderlei Hindernissen gar nicht gereinigt sind, so scheinen sie fast gar keine Strömung zu haben; im trocknen Sommer versiegen sie meistentheils, oder haben sehr wenig Wasser; selbst der Prypiec verengt sich bedeutend in seinem Bett und ist viele Monate hindurch nicht schiffbar. Namentlich sind trockene Sommer und schneelose Winter in Polesien ein großer Verlust für den Handel, aber erwünscht für den Ackerbau, denn dann ist das Jahr fruchtbar; dagegen sind feuchte Sommer und große Ueberschwemmungen dem Handel sehr förderlich, vermehren die Bewegung und das Leben auf den Flüssen und Gewässern, während sie schlechte Ernten geben, da die fruchtbarsten Felder überschwemmt und die Aussaat vernichtet wird. Die fruchtbaren Uferstriche, namentlich der schwarze Boden bei Turow und Dawidgrodek, sind weithin mit der ganzen Wintersaat überschwemmt; in diesen Städtchen fährt man in den Straßen mit Nachen, und aus den an den Flüssen gelegenen Dörfern muß man die Einwohner weither herausholen; bleibt das Wasser einige Wochen stehen, so verliert der Landmann die Aussaat und die Arbeit, abgesehen von der Aussicht auf einen reichlichen Ertrag. Häufig findet er bei der Rückkehr seine Gebäude vernichtet oder bedeutend beschädigt, glücklich noch, wenn ein zeitiges Fallen des Wassers und das Austrocknen des Bodens ihm gestattet Sommergetreide anzusäen. Im Verhältniß jedoch zur Größe dieser Ueberschwemmung des Prypiec ist der angerichtete Schaden, im Vergleich zu andern Flüssen von ähnlicher Größe, sehr klein und kaum zu rechnen, denn das auf der weiten Fläche ausgebreitete Wasser fließt und fällt ganz ruhig, es verliert seine Kraft durch die Ueberschwemmung selbst, und richtet in seinem Grunde keine großen Verwüstungen an.

Außer der Erleichterung der Handelsverbindungen ist der Prypiec in Bezug auf den Ackerbau für Polesien, was der Nil für Aegypten ist; die Ueberschwemmungen befruchten den Boden, freilich nur so viel, als dieß durch die natürliche Lage desselben möglich ist, denn Kunst und Fleiß haben bis jetzt noch keinen Antheil daran, was jedoch bei gehöriger Be-

mühung und genügenden Geldmitteln großen Vortheil gewähren könnte. Es ist dieß eine von den vielen Aussichten für die Zukunft.

Die außerordentlichen Ueberschwemmungen der Flüsse und Gewässer verändern gänzlich den Anblick des Landes; da wo man im Sommer trockenen Fußes geht, wo kein Tropfen Wasser zu sehen ist, sondern nur Haufen von Flugsand, da kann man im Frühjahr oder im nassen Herbst kaum anders als im Nachen durchkommen. Besonders die volhynischen Flüsse liefern Polesien dieses Ueberschwemmungswasser, weit mehr als die litthauischen: Tausende von Niederungen füllen sich langsam oder plötzlich mit Wasser, Flüsse und Flüßchen heben sich und überschwemmen fast das ganze Land. Der Prypiec breitet sich, wenn er aus dem Bette tritt, auf zwei und mehr Meilen aus, aber nur das Wasser im Bette selbst fließt rasch und reißend, weiterhin ist es ruhig und still, und Nachen und Flöße fahren bei Ermangelung eines günstigen Windes in der Regel lieber auf den Seiten als im Flusse; außer dieser großartigen Ueberschwemmung des Prypiec treten noch Tausende kleiner Flüsse aus, und dann bietet das Land einen eigenthümlichen und majestätischen Anblick dar mit seinen weiten, vom Wasser überschwemmten Eichenwäldern, seinen in große Seen verwandelten inselreichen Sümpfen, aus denen nur hie und da noch die Gipfel der Weidenbäume hervorschauen. Das plötzliche Eintreten der Ueberschwemmung ist ausnehmend schädlich, denn dann veranlaßt sie häufig den Verlust von Hausgeräth und Vieh, und fordert selbst Menschenleben. Ein solches Austreten bringt namentlich im Herbst wenig Vortheil, sondern meist bloß Verluste, namentlich an den zahlreichen aufgehäuften Heuschobern, die entweder ganz fortgeschwemmt oder völlig durchnäßt und verdorben werden. Dagegen ist eine Ueberschwemmung im Frühjahr stets erwünscht, denn während die Herbstüberschwemmung außer einem reichlichen Fischfang gewöhnlich gar keinen Vortheil bringt, erleichtert diese die Verschiffung des näher oder ferner vom Fluß in Masse aufgestapelten Holzes, des Theers, Branntweins und anderer Producte, und befruchtet die Uferwiesen, welche in Folge dessen eine reichliche Ernte von gutem und nahrhaftem Heu geben.

Der Anblick Polesiens im allgemeinen ist trübselig; hier findet man nicht die freundlichen Landschaften von Litthauen und Volhynien, bedeckt mit artigen Wäldchen, die grünen Hügel, die raschen Flüsse und Bäche, die üppigen Aecker und Wiesen, welche mit frischem Rasen überdeckt sind.*) Polesien ist größtentheils sandig, seine Waldstriche haben etwas Trauriges, machen aber einen ernsten Eindruck auf Auge und Herz; alle Bäume wachsen hoch und mit breiten Aesten, ebenso das Gras, welches ausnehmend lang, aber spitzig und rauh ist. Im allgemeinen herrscht in den Landstrichen Polesiens eine große Einförmigkeit, Uferstriche, Waldland, Felder, nichts hat die Mannichfaltigkeit, welche das Auge besonders ergötzt. Wer Eine dieser Landschaften, Eine Gegend Polesiens gesehen hat, der hat ganz Polesien gesehen. Die Uferstriche sind freundlich, die weiten Wiesen am Prypiec, mit uralten Eichen bedeckt, grünen und blühen, bis sie unter der Sichel fallen; die Anhöhen dagegen sind von der Sonne ausgedörrt, in den Niederungen ist Wasser, Sumpf, und die in großer Zahl darin wachsenden Weiden so wie die verkrüppelten Eichen haben an sich etwas Trauriges. Die Landschaften am Prypiec gewinnen bei den Ueberschwemmungen so viel, als sie in trocknen Sommern verlieren, in den allertrockensten Jahren aber ist der Prypiec schön, und darf wohl zu den ersten Flüssen Polens gezählt werden.

*) Eine Ausnahme bildet die Umgegend der Bezirksstadt Mozyr, die im allgemeinen hügelig und schön ist. Mozyr liegt am rechten Ufer eines Flusses am Fuße hoher Berge. Die Gegend um Kimborowka, wo ein Kloster von Cisterciensermönchen und Nonnen ist, erinnert an die Uferstriche bei Wilna, aber die Aussicht auf den großen Fluß gibt ihr noch den Vorzug.

Das Klima Polesiens ist gemäßigt, milde und gesund, und der sogenannte Weichselzopf, obwohl im Volk namentlich im Gebiete von Pinsk sehr häufig, hindert doch nicht, daß das Volk gesund und kräftig sey. Bei der schweren Arbeit in den Wäldern — denn das Volk treibt sich den größten Theil seines Lebens im Wald und auf dem Wasser umher — ist es ausdauernd und gut gebaut; auch die Weiber sind hübsch und wohl gestaltet, nur entstellt sie häufig ein wunderlicher und geschmackloser Kopfputz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bewegung der Menschenracen.

(Schluß.)

Südamerika enthält jetzt Racen, die in ihrer Entwicklung gehemmt worden sind, und die Einwirkung der weißen Race erwarten, um sich wieder frei zu machen. Asien hat in seiner mongolischen Race einen Zweig, der aus Mangel an Lebenssaft abfällt.*) Die Vereinzelung hat die Macht dieser wilden stolzen Völker gebrochen, die in der Person Attila's und Dschengischans Europa so sehr erschreckten. Die kaukasische Race, längere Zeit in Asien durch die mongolische gedrückt, hat sich allmählich ganz von derselben befreit, und diese wagt es jetzt kaum mehr sich gegen die weiße zu vertheidigen. Europa

*) Wir möchten dieß Urtheil bestreiten, so gut wie das über die semitische Race. Die Zeit der großen Mongolenmacht fällt ins 13te und ihre Erneuerung in den Anfang des 15ten Jahrhunderts, liegt also erst vier Jahrhunderte hinter uns. Nach so furchtbaren Stürmen, wie sie Dschengis Chan und Timur über die Welt hingeführt, mußten diese Hirtenvölker sich an Zahl erschöpfen, um so mehr, als uns die Geschichte von mehr als einem absichtlich ausgemordeten Stamme berichtet. Nicht glimpflicher sind die Mandschukaiser mit den Mongolenstämmen umgegangen, und jetzt sind diese in der Arbeit begriffen, die leeren Räume wieder zu füllen. Es ist ähnlich mit den Semiten gegangen: wir wissen aus der mythischen und verbürgten Geschichte von drei großen Erhebungen gegen die Nachbarvölker, unter Zohak, im assyrischen Reich und im Islam, wobei wir die Entwicklung der phönicischen Schifffahrt in die Epoche der zweiten Erhebung mit einrechnen. Wer kann behaupten, ob nicht der Wahabismus der Anfangspunkt einer neuen Erhebung ist. A. d. R.

ist derjenige Welttheil, wo die europäische Race, rein von aller Berührung, alle ihre Charakterzüge am vollsten entwickelt. Die Ueberlegenheit dieser Race ist anerkannt. Während der Mongole die Eroberung des Menschen über die Natur nur begonnen hat, verfolgte die kaukasische Race ihren Sieg und machte sich zur Meisterin der Elemente wie der Meere. Noch bemerkenswerther ist ihre Willenskraft: während die andern Racen unter dem Joch einer blinden Nothwendigkeit schlummern, hat die weiße Race alle Hindernisse überwältigt; sie hat sich nicht mit ihren eigenen Kräften begnügt, sie hat neue geschaffen, und so oft sie den andern Racen sich nähert, hat sie solche absorbirt; sie hat dem Neger, Amerikaner, Mongolen ihre nervösen, gallichten, lymphatischen Temperamente entnommen, und aus allem diesem Menschen nach ihrem Bilde geformt. Diese Race hat ihr Werk noch nicht vollendet: sie hat in Asien begonnen, und die jetzige Bevölkerung unseres Continents ist das Ergebniß mehrerer aufeinander folgender Wanderungen und der Kreuzung dieser Wanderungen unter einander. Der Zug der Colonien, die von den Bergen in Nordasien sich losgelöst, geht unwandelbar von Osten nach Westen, die celtische Gruppe ist der teutonischen, und diese der slawischen vorangegangen; die Bildung dieser verschiedenen Völker weist auf Zwischenräume der Ruhe und des Anhaltens hin. Jedes dieser Völker hat seine Eigenthümlichkeiten mitgebracht, und aus ihrer Aufeinanderfolge und Mischung ist die jetzige Gestaltung Europa's hervorgegangen. *)

Es besteht ein gewisses Wachsthum in den Racen: in dem Maaße, als sie sich vermehren, vollendet die Hand der Natur an ihnen ihr Werk. Je weiter wir zur Wiege der kaukasischen Race hinaufsteigen, desto mehr entdecken wir die Charakterzüge der ersten Kindheit. Viele geschichtliche Denkmäler stellen uns die ersten Wandervölker dar mit blauen Augen und mit einem Haar, das zwischen Roth und Hellblond wechselte: die Celten waren blond **), die Germanen roth. Diese beiden Nuancen sind in Frankreich und in Deutschland nicht mehr vorherrschend. Die Schotten waren gleichfalls blond und haben dieß Kennzeichen verloren. Man kann also im allgemeinen sagen, daß die Farbe der jetzigen Bevölkerung Europa's wesentlich von all den Racen verschieden ist, die zu ihrer Bildung beigetragen haben — ein Ergebniß, das sich nur zum Theil durch die Veränderungen erklärt, welche durch die Vermischung der Völker und die Einflüsse des Klima's hervorgebracht wurden. Man muß zur Erklärung auch noch zu einer andern Wirksamkeit seine Zuflucht nehmen, durch deren Vermittlung eine Race ihre ursprüngliche Form abwirft, um unabläßig sich in neue zu kleiden. Der Abbé Frère, welchem wir sehr merkwürdige Forschungen über die historischen Perioden verdanken, hat bemerkt, daß das Temperament unserer Race nach einander lymphatisch, sanguinisch und dann gallicht gewesen. Die Hautfarbe folgte diesem Wechsel. Die meisten griechischen und lateinischen Schriftsteller schildern die Celten als sehr weiß, Ammian. Marcellinus wird nicht müde das milchfarbige Weiß der gallischen Frauen zu loben; diese erste Farbe wandelte sich in Roth um, und dann erst wurde sie bräunlich; noch bedeutendere Aenderungen scheinen mit dem Umfang, der Form und der Entwicklung des Kopfes vorgegangen zu seyn. Hr. Frère hat dem Museum des Jardin des Plantes eine Sammlung Schädel geschenkt, die bei Nachgrabungen aufgefunden wurden und den verschiedenen Zeitaltern der französischen Nation angehörten; diese Schädel zeigen deutlich das Gesetz des Fortschritts in der menschlichen Organisation.

Die Bewegung ist nicht für alle Varietäten dieselbe, jede Gruppe der weißen Race schreitet zu eigenthümlichen Charakterzügen vor, gelangt aber nur durch eine Reihenfolge von Uebergangszuständen zu einer bestimmten Form. In dem Maaße, als die Nationen ihren physischen Charakter erneuern, erneuern sich auch die Grundlagen ihres gesellschaftlichen Zustandes, und im Laufe dieser Fortschritte, namentlich aber im Uebergange von einem Alter ins andere treten die großen Ereignisse auf, welche den politischen Zustand der civilisirten Nationen verändern. Diese Bewegung wird erst anhalten, wenn die Race alle ihre Elemente entwickelt hat, worauf im physischen wie im moralischen Zustand der Gesellschaft ein Stehenbleiben eintritt. Als Hr. Et. Geoffroy St. Hilaire Aegypten besuchte und die Körperbildung der gegenwärtigen Einwohner mit denen der Mumien in den Hypogäen verglich, fand er sie einander vollkommen ähnlich. Keine Nation Europa's steht noch auf diesem Punkte, alle schreiten durch eine fortlaufende Erneuerung der Formen, durch eine Reihe von Aenderungen zu einem noch unbekannten Zustande vor.

Vergleichen wir nun die Bewegungen der weißen Race mit denen der andern, so finden wir, daß sie allmählich die Spuren der frühern Altersperioden, welche den Zustand der orientalischen Nationen in dauernder Weise bestimmen, abgestreift hat. Die Stufe, auf der die letztern stehen, hat sich bei uns in einem gegebenen Zeitpunkt unserer Geschichte wiederholt. Werfen wir einen Blick auf die ursprünglichen Gesellschaften Asiens, Afrika's und der neuen Welt, so finden wir sie in den bürgerlichen und religiösen Formen, an denen auch unsere europäischen Staatsgesellschaften Jahrhunderte lang festgehalten, von denen sie sich aber durch ihre Entwicklung jetzt losgemacht haben. Die Theokratie, die Kasteneintheilung, welche eben so viel unterscheidende Kennzeichen der Civilisationen Indiens, China's *), Altägyptens und Mexico's bilden, finden sich bei uns in der mittelalterlichen Gesellschaft. Der ganze Unterschied zwischen der Bewegung dieser Racen und der unsrigen besteht darin, daß sie an Institutionen stehen

*) Bei dieser Aufzählung ist nur zu verwundern, daß Esquiros, selbst Romane, die romanischen oder richtiger die pelasgischen Völker, welche weder vom Kaukasus noch von den Gebirgen Centralasiens, sondern vom Taurus herkamen, übergangen hat.
A. d. U.

**) In dieser Beziehung dürfte wohl eine aus dem Irrlicht des celtischen Namens entsprungene Verwechslung obwalten.
A. d. U.

*) Von China ist dieß nicht richtig, dagegen hat dieß den Beamtenstaat zu einer Vollkommenheit ausgebildet, deren man sich in Europa immer noch nicht rühmen kann. A. d. U.

geblieben sind, welche nur temporär die unsrigen waren und dann wieder verworfen wurden. Man darf die gesellschaftliche Organisation tiefer stehender Völker nicht mit der der höher stehenden in ihrem Zustand der Vollendung vergleichen, sondern man muß die Stufe der einen neben die Kindheit der andern stellen, und dann werden sich zahlreiche entsprechende Charakterzüge ergeben.

Pulocondore.

(Nach Dr. G. Finlayson.)

Von Saigon aus besuchten wir diese in mancher Beziehung merkwürdige Insel, die dem Beherrscher von Cochinchina unterworfen ist. Von Seeschwalben und Strandtauben umflattert, warfen wir in einer schönen geräumigen Bay die Anker aus. Nach dem Frühstück landeten wir bei den gegenüberliegenden Felsen und schritten längs derselben vorwärts, bis wir zu einer ausgedehnten Sandebene kamen. Die ganze Insel besteht aus steilen Bergreihen, die bald halbrunde Bayen, bald schmale Buchten bilden; im Innern gewahrt man eine sonderbar gestaltete ziemlich hohe Bergspitze, deren Abhänge mit duftenden Palmenwäldern bedeckt sind; weiter im Innern der Insel gewahrt man tiefe Abgründe, kleine Seen und Teiche, die mit allerlei Wasserpflanzen prangen. In den Thälern ist die üppigste Vegetation, deren Macht, wenn Klima und Feuchtigkeit ihr zu Hülfe kommen, so groß ist, daß sie alle Schwierigkeiten überwindet, und wo wir nichts als Unfruchtbarkeit und Nacktheit erwarten durften, da trat uns Schönheit, Leben und Ueppigkeit entgegen; so leicht gelangt die Natur mit Mitteln, die uns ganz unerreichbar scheinen, zu den größten Zwecken. Dieß bestätigt Pulocondore; die harten Sienitfelsen dieses Eilandes sind mit der schönsten tropischen Vegetation geschmückt.

An dem Meeresufer fanden wir einige schöne Bäume in voller Blüthe; die Kokospalme erreicht hier eine seltene Höhe und aus den Gummibäumen macht man den schönen Lackfirniß. Vierzigfältige Frucht bringt der Reis, der am Ufer und im Innern gebaut und zweimal jährlich geerntet wird; auch Pfeffer und Ingwer gedeihen vortrefflich.

In den Bergwäldern hausen große schwarze Eichhörner; ein Exemplar dieser Thierart fingen wir lebendig, allein es entsprang seinem Käfig, in den es an Bord des Schiffes eingesperrt worden war; dieses schöne Eichhörnchen war ein allerliebstes Thier, mit einem Fell so weich wie Sammet; auch Affen und wilde Schweine halten sich in den Wäldern auf.

Nachdem wir die felsige Küste und die steilen Bergabhänge verlassen hatten, gelangten wir an eine große Sandebene; am Ende derselben liegt ein ziemlich großes Dorf mit etwa vierhundert Einwohnern. Pflanzungen von Kokosbäumen umgeben dasselbe; Jasminlauben spenden den netten Häusern und Hütten erquickenden Schatten. Wir trafen hier ein interessantes, lebendiges Völkchen. Die Colonie stammt ursprünglich aus Cochinchina, mit welchem Lande ein ununterbrochener Verkehr stattfindet; einige von diesen Dorfbewohnern haben jedoch viele Aehnlichkeit mit Menschen von der Malayenrace. Eine Anzahl Knaben und Mädchen waren am Strande mit Spielen beschäftigt; bei unserer Annäherung zeigten sie die größte Ehrfurcht gegen uns, und es war uns eine eben so angenehme als unerwartete Erscheinung, so viel Artigkeit, Gastfreundschaft und Höflichkeit bei diesem Völkchen zu finden. Sie hörten sogleich bei unserer Ankunft auf zu spielen, und nachdem einige ältliche Leute sich zu ihnen gesellt hatten, geleiteten sie uns zu einer offenen Hütte mit einem Fußboden von Bambusrohr; in dieser Hütte pflegt der Vorsteher, der Schultheiß dieses Dorfes, Audienz zu geben; es war ein hübscher alter Mann mit silberweißen Haaren und langem Barte; dieser Patriarch war lebhaft und gesprächig; das Alter schien ihn noch wenig zu bedrängen. Er hieß uns freundlich willkommen und fragte, ob er etwas für uns thun könne? Er unterhielt sich sehr lebhaft mit uns; seit mehrern Jahren hatte er kein europäisches Schiff gesehen; er war auf dieser Insel geboren und hier, sagte er, werde ich wahrscheinlich auch den Tod abwarten. Dieser liebenswürdige Alte machte uns große Freude; wir hatten nicht daran gedacht, auf dieser entlegenen Insel einen so interessanten Menschen zu finden. Bei unserem Scheiden breitete er die Arme aus und erklärte in sehr deutlichen Ausdrücken, wie angenehm ihm diese Zusammenkunft gewesen sey. Als Andenken ließ ich ihm ein schönes englisches Taschenmesser.

Diese Insel gibt an Cochinchina einen Tribut in Turteltauben und in einem gewissen Oel, das von diesen Thieren gewonnen wird. Die Insel hat mehrere Dörfer und die Zahl der Einwohner soll sich auf zwölfhundert belaufen. Cochinchinesische Dschunken und Küstenfahrzeuge bringen Getreide hieher und nehmen gesalzene Fische, Vogeleier, Büffelhäute mit, häufig auch ganze Ladungen Melonen, die auf Pulocondore vortrefflich gedeihen; auch Yams baut man, Kürbisse und etwas indianisches Korn.

Bieder und uneigennützig benahmen sich gegen uns diese guten Bewohner von Pulocondore; unser Besuch machte ihnen viele Freude und sie versahen uns mit Reis und schönem Geflügel. Sie luden uns zu einer Büffeljagd ein, wir aber hatten nicht Zeit, so lange zu verweilen. Zwei schwarze Turteltauben, die ich mit nach England brachte, sind ein Geschenk des liebenswürdigen Alten.

In jedem Dorfe sind zwei mit Spießen bewaffnete Wächter, die Tag und Nacht im Dienste sind; wenn sie müde sind, werden sie abgelöst und zwei andere beziehen die Wache.

Wir entdeckten auf Pulocondore die geringen Ueberbleibsel einer brittischen Factorei, der eine hohe Sandbank von beiden Seiten Schutz gewährte. Einige Soldaten von Macassar, die im Dienste unserer Landsleute standen, empörten sich gegen sie und ermordeten den größten Theil derselben; nur wenigen gelang es, in Booten zu entfliehen. Dieß geschah im Jahre 1704.

In den Wäldern fanden wir auch eine Art Weinstock (vitis labrusca); er war mit einer großen Menge von Trauben bedeckt, die, obgleich noch nicht ganz reif, nicht unangenehm schmeckten. Diese Weinstöcke schlängeln sich oft fünfzehn bis zwanzig Ellen weit die Bäume hinauf. Am Meeresufer sahen wir auch in schönster Blüthe die Barringtonia speciosa, einen Baum, welcher vollkommen das Lob verdient, welches die Botaniker seiner schönen Gestalt beilegen.

Der Insel gerade gegenüber erheben sich aus den Meereswellen zwei steile nackte Felsen, die mit ganzen Schaaren von Seeschwalben bedeckt sind; auch Pelikane und blaufarbige Reiher nisten hier.

Honorare in Frankreich. So viel bekannt, hat Hr. Thiers für seine Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs 500,000 Fr. empfangen, es scheint aber, daß Lamartine einen noch bessern Handel gemacht hat, denn aus einem Proceß zwischen ihm und seinem Verleger geht hervor, daß dieser seine Werke um 700,000 Fr. angekauft hat. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 113.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 April 1845.

Die Griechen in Paris.

Man spielt gegenwärtig in Paris trotz aller Verbote mehr als man je gespielt hat, und wenn das Spiel für die einen ein Zeitvertreib ist, so macht der andere daraus sein Gewerbe. In einem neuerlichen Processe figurirten einige dieser gewandten Cartomanen, die durch geschickte Kniffe sich Meister des Zufalls und Glücks zu machen und den Zufall zu zwingen wissen, sich als ihr folgsamster Diener zu erweisen. Man nennt solche Leute die Griechen, wahrscheinlich aus englischer Afferei, da man dort eine gewisse Classe ebenso nennt, vielleicht auch aus irgend einer curiosen Laune, wie man die Leute, welche im Theater den Sieg oder das Durchfallen eines Stücks herbeizuführen wissen, die Römer nennt.

Der Grieche in Paris ist gewöhnlich ein junger Mensch von 25 bis 30 Jahren, von eleganter Tournure und untadelhafter Modekleidung. Er trägt sich nicht nur mit Geschmack, sondern zeigt auch mehrere kostbare Schmucksachen, die seinen Credit steigern müssen. Er lebt auf großem Fuße, wie ein reicher Mann, und besitzt doch unter der Sonne nichts, als was er bei Kerzenschein gewinnt. Er spricht manchmal von seinen Gütern und hat doch kein anderes Feld, als den grünen Tisch, der ihm freilich größere Ernte gewährt, als eine Pachtung in der Normandie: er säet hier Gold aus, um Bankbillette zu ernten. Beobachtet man sein ungezwungenes Benehmen, das Air von großem Herrn, welches er sich gibt, so sollte man glauben, er sey aus einem alten aristokratischen Hause, und doch ist er vielleicht ganz einfach in einer Portierloge geboren. Aber die Erziehung hat ihn gebildet, das Studium seine natürlichen Anlagen entwickelt, und er hat als Dandy begonnen, um zu einer andern Charge emporzusteigen. Mit seinen ersten Ersparnissen hat er sich in die Welt geworfen, wo man die Leute empfängt nach ihrem guten Aussehen, wo die äußere Hülle genügt, um der Aufnahme sicher zu seyn, und selbst bis zum vertraulichen Umgang emporzusteigen. Warum auch einem jungen Menschen mißtrauen, der sich unter einem so vortheilhaften Aeußern darstellt? Warum ihn weiter ausfragen? Seine Kleider sind nach der neuesten Mode; ein prächtiger Diamant erglänzt am Knopf seiner Cravatte, er ist vortrefflich frisirt, und seine Hände sind ganz nach der Mode mit langen Nägeln versehen, weil dieß auch Gelegenheit gibt, gelegentlich Karten zu bezeichnen, wodurch man die geheimnißvollen As und die Könige beim Ausgeben erkennen kann.

Außerdem haben wir noch den Griechen reiferen Alters von 45 bis 50 Jahren, minder elegant, minder Petit-Maitre, aber mit andern Mitteln zur Erlangung seiner Zwecke ausgerüstet: er trägt einen großen Schnurrbart, mehrere Kreuze, hat gedient, schießt vortrefflich mit Pistolen, ein Talent, das Respect einflößt und Bekanntschaften vermittelt. Man übt sich im Schießen, spielt Champagner heraus, und dieß gibt dem alten Griechen, der im Schießen den Sieg davon getragen, Veranlassung, Revanche im Kartenspiel anzutragen. Dieß wird angenommen, und somit ist alles im Gange, der unglückliche Spieler wird ausgezogen, endlich regulirt man die Rechnung und schlägt vor, für die auf Ehrenwort verlorenen Summen Wechsel auszustellen. Wenn der Verlierende sich weigert, weist der Grieche auf seine Pistolen, und die Weigerung hat ein Ende.

Man glaubt vielleicht solche Dinge gingen nur bei geschlossenen Thüren vor, an Orten, wo man im Verborgenen spielt? Keineswegs, das geschieht in der vornehmen Welt, wo der junge Spieler unter der Verhüllung seines eleganten Aeußern, der alte durch seine Kreuze und seinen Baronentitel sich einschleicht, denn der alte Grieche hat gewöhnlich gefälschte alte Pergamente. Wenige Salons sind von solchen Eindringlingen gesichert, denn fast überall wissen sie sich einzuschleichen; manchmal werden sie in guter Gesellschaft auf frischer That ergriffen. Vor kurzem erscheint ein junger Unbekannter in Gesellschaft bei einem Wechselagenten; die Zahl der Gäste war groß, man bemerkte ihn anfangs nicht, aber er spielt, gewinnt viel und sein außerordentliches Glück erweckt die Aufmerksamkeit. Der Herr des Hauses fragt ihn mit größter Höflichkeit nach seinem Namen, der junge Grieche nennt ihn, und er klingt so hell und artig wie sein Geld. „Ich

habe nicht die Ehre gehabt, Sie einzuladen," bemerkt der Wechselagent.

„Allerdings," erwiedert der junge Mann, „und ich bitte tausendmal um Entschuldigung für meine Indiscretion. Madame de L... hatte mir vorgeschlagen, mich bei Ihnen einzuführen, ich bin hieher gekommen und habe meine Beschützerin umsonst im Saale gesucht."

Der genannte Name war eine vollgültige Empfehlung, und der junge Abenteurer hatte seine Vorsichtsmaaßregeln genommen, denn er hatte in Erfahrung gebracht, Md. de L. werde diesen Abend in einem andern Hause zubringen. Der Wechselagent bereute schon seinen anfänglichen Verdacht, als Madame de L. angekündigt wurde, welche den Rest des Abends in der Gesellschaft zubringen wollte. Das war ein Donnerschlag für den jungen Griechen. Der Wechselagent ging Md. de L. entgegen, bot ihr den Arm, führte sie an den Spieltisch und sagte: „Wollen Sie vielleicht die Güte haben, mir den Herrn da vorzustellen?" — „Aber ich kenne ihn ja nicht," erwiederte sie.

„Kein Aufsehen, ich beschwöre Sie," sagte der junge Grieche, indem er aufstand, „um Gottes willen, richten Sie mich nicht zu Grunde, nehmen Sie das Geld zurück, das ich gewonnen, und lassen Sie mich ohne Aufsehen hinausgehen." Mit diesen Worten zog er zwei Hände voll Gold und einige Bankbillets aus der Tasche, warf sie auf den Tisch, eilte durch die erstaunten Zuschauer fort und entfernte sich. Jeder nahm, was man ihm abgenommen hatte, und nach geschehener Theilung fanden sich noch 1500 Fr., denn der Grieche hatte in seiner Verwirrung mehr gezahlt als er gewonnen hatte. Am folgenden Tage schickte man die 1500 Fr. an eine Wohlthätigkeitsanstalt.

Geraume Zeit hatten sich vier junge Leute, die man wegen ihrer engen Vertraulichkeit unter einander die vier Haimonskinder genannt hatte, in den besten Häusern herumgetrieben. Es waren charmante Leute, artige Schwätzer, vortreffliche Musiker, gewandte, gefällige Tänzer und namentlich gute Spieler. Es gab kein Fest ohne sie, man lud sie allenthalben ein, der eine setzte sich ans Piano, der andere tanzte, der dritte führte die Conversation, der vierte spielte; einer nach dem andern nahm diese Rolle, und nie schlug das Glück ihnen fehl. Immer spielte einer nach dem andern, und nur selten zwei zugleich, um sich gegenseitig Beistand zu leisten. Sie gewannen nie viel auf einmal, damit ihr Glück nicht auffalle, aber ihr vereinter Gewinn betrug nach jeder Soirée im Durchschnitt 500 Fr. So lebten sie mehrere Jahre mitten unter Vergnügungen, in ausgewählten Cirkeln und allenthalben wohlwollend aufgenommen. Aber endlich brachte ein Zufall ihren Betrug ans Tageslicht; in der Gesellschaft, die sie so eifrig bei sich aufgenommen, herrschte allgemeines Erstarren. Zum Glück war die Sache der Art, daß kein Zweifel aufkommen konnte, und die vier Haimonskinder verschwanden, wahrscheinlich um einzeln oder vereint ihr Talent an fremden Höfen zu entwickeln.

Polesien.

(Fortsetzung.)

Die im Jahr 1829 von Hr. Kontrym, einem Beamten der polnischen Bank, den Prypiec hinab gemachte Reise gibt einen Begriff von dem Stand des Handels in diesem Lande, seinem Gewinn und den Mitteln zum Transport. Mir scheint indeß, daß es nicht hinreicht dieß zum Handel geschaffene Land zu schildern, wie es war, oder wie es jetzt ist, denn Polesien ist hinsichtlich des Ackerbaues und der Waldwirthschaft, und selbst hinsichtlich des Transporthandels noch in der Kindheit, gleichsam noch im Zustand der Natur, aus deren Reichthümern die Menschenhand die größtmöglichen Vortheile zu ziehen sucht; das Land ist noch weit von dem Punkte entfernt, den es erreichen kann und erreichen wird, wenn dieselbe Hand unter dem Beistand der Regierung und durch die Mittel der Landeigenthümer unterstützt, den Handel vergrößert, seine Gränzen erweitert, die Bevölkerung vermehrt, die Sümpfe und Niederungen austrocknet, und die fruchtbaren Felder von dem sie bedeckenden Walde befreit und anbaut. Wenn zu diesem Zwecke Fleiß und Kunst sich vereinigen, so wird das Land seinen Anblick verändern, es wird seine große Bestimmung nicht nur im Ackerbau und Handel erfüllen, sondern auch den allgemeinen Gewinn der nähern oder entferntern Slawenländer vermehren.

Hr. Kontrym will in seinem Werke den Umfang Polesiens beschränken, da er fast nur das Pinskerland darunter begreift und noch etwas auf Mozyr zu den Fluß hinabgeht; ich verstehe aber darunter das ganze, von dem eigentlichen Litthauen und Volhynien verschiedene Land, verschieden nicht bloß im äußern Ansehen, sondern auch in der Art der Bodenbedeckung, im Baum- und Graswuchs, im Lauf der Gewässer, in der Kleidung und dem Körperbau der Menschen, so wie im Bau der Wohnungen, die statt mit Stroh mit Brettern gedeckt sind, die ganze weite Niederung, die mit Tausenden von Sümpfen und Seen bedeckt, von zahllosen Flüssen und Flüßchen durchschnitten ist, wo die weiten Wälder und Einöden, mit Ausnahme der Zeit der Ernte und der Aussaat, vom Schlag der Axt wiederhallen, worin wenn auch spärliches Eisen bearbeitet wird, wo mannichfaches, im übrigen Europa seltenes oder unbekanntes Wild sich hält, und der Biber z. B. noch vor gänzlicher Vernichtung geschützt ist.

Früher war der Ackerbau in Polesien in sehr elendem Zustande. Die Vorwerke und Dörfer, meist bloß auf den Sandanschwemmungen aufgeführt, von Wäldern und Sümpfen umgeben, zählten aus Mangel an Vieh nur wenige Düngerstätten, und hatten weit entlegene, zwischen Sümpfen und Wäldern zerstreute Felder, auf denen viel ausgesäet und wenig eingeerntet wurde. Höfe und Dörfer wurden meist nur zur Ausrodung des Waldes und zwar nur auf den höhern Stellen angelegt, wo man die Bäume niederhieb und verbrannte, mit der Asche den Sand auf einige Jahre fruchtbar machte und dann die Felder abermals zur Wiederbewaldung liegen ließ. Manche Bauern treiben diese Wirthschaft noch bis auf den

heutigen Tag, denn die Bearbeitung dieser von Natur sandigen Ländereien ist sehr leicht, nur einmal werden sie gepflügt und geeggt wird gar nicht. *) Die anscheinend so wenig versprechenden Sandfelder sind indeß doch sehr fruchtbar, Roggen und Buchweizen wachsen darauf sehr üppig und ohne Unkraut, das Stroh ist ärmlich aber die Aehren gut und körnerreich. Die Fruchtbarkeit hängt mit der niedern Lage zusammen, weil sie immer mehr oder minder Feuchtigkeit erlangen, und dann trägt das Ausruhen des Bodens auch viel dazu bei. Das Haupterzeugniß ist Roggen, von dem alles, was nicht im Lande verzehrt wird, in Branntwein umgewandelt wird; eben so die Kartoffeln. Der Anbau von diesen ist ziemlich allgemein und wird in großem Maaßstabe betrieben; der Roggen verliert etwas dabei und noch mehr die Sommerfrucht, wo aber der Branntweinabsatz leicht ist, wird dieser Verlust zum Gewinn.

Der Feldbau hat in den letzten Jahren besondere Fortschritte gemacht, die Brennereien haben zugenommen, und dadurch sind die Sommerfelder der Edelhöfe besser bebaut und gedüngt worden. Die Fortschritte wären wohl noch größer gewesen, wenn nicht die Waldarbeit dem Felde die nöthigen Hände entzöge. Die Lage Polesiens ist so, daß wenn sich seine Bevölkerung verdreifachen könnte, dennoch immer noch Beschäftigung für sie vorhanden wäre, und zwar vortheilhafte Beschäftigung, denn man würde für Waldarbeiten die Leute gern doppelt bezahlen, wenn man sie nur finden könnte. Im Verhältniß zum Umfange des Landes ist die Bevölkerung allzu klein, sie konnte nie die Früchte ihrer Arbeit aufzehren, darum war früher der Landbau so gut wie nichts, und der Preis der Güter niedrig. Man säete nur so viel, als die Local-Consumtion nöthig machte, und im Fall einer Mißernte versorgte man sich aus der Nachbarschaft oder litt Hunger. Später stellte sich der Handel und der Absatz nach Krementschug und dem schwarzen Meere ein. Dadurch hat sich der Speculationsgeist gehoben, welcher den Zustand Polesiens sehr verändert hat, und noch weit mehr in Zukunft zu verändern verspricht. Der Preis der Güter ist gestiegen, und es ist schwer, welche zum Ankauf zu erhalten.

Gegenwärtig hat jedes Gut seine Branntweinbrennerei, und es wird weit mehr Branntwein erzeugt, als die Bevölkerung trinken kann; den Ueberrest schickt man nach Krementschug, und der Preis regulirt sich nach demjenigen, welcher dort gilt. Diese Branntweinbrennerei ist jetzt die Stütze der großen Wirthschaft, denn weder das Getreide, noch die in großer Menge geernteten Kartoffeln würden, besonders in fruchtbaren Jahren, einen Käufer finden: die Trester dienen als Viehfutter, stärken dadurch den Ackerbau, und der Branntwein selbst trägt etwas baares Geld, so wohlfeil er auch oft verkauft werden muß. Polesien kennt keine mäßigen Preise, denn sie sind entweder ungemein niedrig oder sehr hoch. Dieß richtet sich nach der größeren oder schwächeren Ueberschwemmung, von der die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit des Bodens abhängt; so wechseln die Preise oft schnell zwischen dem Ein- und Vier- bis Fünffachen. Die Nähe der Ukraine und Volhyniens trägt zur Erschwerung des Absatzes bei, und die Lage der Grundbesitzer wäre oft sehr kritisch, wenn nicht die Vorsehung durch das reichlich vorhandene Holz und die Schifffahrt einen Ersatz gewährt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man sagt deßhalb, in Polesien egge der Wind.

Notizen über englische Colonien.

Das Cap.

Diese Colonie ist in mannichfachen Nöthen, aus denen sie sich nicht so leicht herausziehen wird. Einerseits sind es die Gränzverhältnisse zu den Kaffern, welche sehr nachtheilig geworden sind und fast auf Krieg deuten, denn die Kaffern treiben Raub und Diebstahl ziemlich frech in den angränzenden Gegenden, die durch den Abzug der Boeren keineswegs so dicht wie früher bewohnt sind. Andrerseits ist immer das Verhältniß zu den Boeren noch nicht ausgeglichen; die von Natal wollen sich den Anordnungen der neuerrichteten Natalcolonie nicht fügen, und die im Innern an den obern Zuflüssen des Oranjeflusses Angesiedelten sind ohnehin außer allem Bereich der Engländer, die das verderbliche System befolgen, ihnen an den einheimischen Stämmen Feinde zu erwecken. Was allein Ruhe und Frieden in diesen Gegenden herstellen kann, ist die Besitzergreifung alles Landes bis an die Gränze der portugiesischen Colonien durch die Engländer, allein wenn diese nicht bloß dem Namen, sondern der That nach ausgeführt werden soll, so ist es ein etwas weitaussehendes und kostspieliges Unternehmen. Eine neue Steuer, welche die Colonialregierung ausgeschrieben hat und die großen Widerstand findet, scheint darauf hinzudeuten, daß man die Mittel zu einem solchen Unternehmen sammeln will, ohne die Finanzen von England in Mitleidenschaft zu ziehen, und andrerseits können die zahlreich unternommenen Reisen ins Innere als Beweis dienen, daß Plane dieser Art im Werke sind.

•

Das Einkommen der Colonie wurde in dem officiellen Finanzbericht für 1845 auf 172,257 Pfd. St. Einnahme, die Ausgabe auf 151,248 Pfd. St. geschätzt, so daß sich ein Ueberschuß von 21,009 Pfd. ergab. (Col. Gaz. vom 5 Oct.)

•

Nach den officiellen Papieren der Hafenverwaltung liefen in der Tafelbay im Jahre 1824 178 Schiffe mit 35,632 Tonnen ein, im Jahre 1843 dagegen 405 Schiffe mit 112,870 Tonnen. Der Handel der Colonie hat sich demnach verdreifacht. Man glaubt indeß, daß die Zahl der Schiffe in den nächsten Jahren sich noch bedeutend vermehren würde, da die Hafenzölle abgeschafft wurden. In den Wintermonaten, d. h. Junius, Julius, August und zum Theil September, laufen selten Schiffe ein, wenn sie nicht gerade Waaren in der Hauptstadt abzugeben haben oder durch die Noth dazu gezwungen werden. (ibid.)

•

Man schätzt die Zahl der Einwohner von Pieter-Mauritzburg auf etwa 2000 Menschen, lauter Weiße. Wie wenig sich die Engländer in der Nähe dieser holländischen Niederlassung sicher fühlen, geht aus dem Umstande hervor, daß sie nicht bloß den Eingang des Hafens durch ein Fort zu decken suchen, sondern ein zweites halbwegs zwischen Natal und Pieter-Mauritzburg errichten.

Die Räubereien der Kaffern sind ein Gegenstand fortwährender Klage: der South African Comm. Advertiser vom 18 und 25 Mai vorigen Jahres führt zahlreiche Beispiele an, und unter andern eines, wo Vieh 60 (englische) Meilen von der Kaffergränze geraubt und die Spur bis an die Kaffergränze verfolgt wurde.

Ueber die Kafferräubereien, die nicht selten von Mordthaten begleitet waren, gingen unaufhörlich Klagen nach England; Lord Stanley antwortete darauf in einer Depesche vom 11 März folgenden Jahres, aber seine Antwort befriedigte keineswegs. Der Streitpunkt ist in Kürze folgender: der Vertrag vom Jahre 1836 schreibt vor, daß man die Spur eines Raubes bis an die Gränze und von da weiter bis in das kafferische Dorf verfolgen müsse, um die Schuldigen ausfindig zu machen. Dieß ist bei der Art des Terrains häufig nicht möglich, und man hat deßhalb vorgeschlagen, das System eines frühern Gouverneurs, Sir Benjamin Urban, wieder ins Leben zu rufen. Dieß System, eine gemilderte Ausführung des alten Commandosystems der Holländer, läuft darauf hinaus, die Häuptlinge der Kaffern an der Gränze summarisch für solche Vergehen verantwortlich zu machen, indem sie gewöhnlich den Uebelthätern Vorschub leisten und oft selbst bei dem Raub betheiligt seyn sollen. Die Frage reducirt sich, wie man sieht, darauf: soll man die Kaffern wie eine civilisirte Nation behandeln, oder als das annehmen, was sie noch immer sind, als Wilde, deren Thun und Lassen man nicht nach den Spitzfindigkeiten unseres internationalen Rechts beurtheilen kann. In dieser Beziehung läßt sich nun die Colon. Gaz. (vom 19 Oct.) über diese Frage also vernehmen: „In dem Colonialamt geht eine systematische falsche Darstellung aller Verhältnisse zwischen brittischen Ansiedlern und Wilden vor sich. Lord Stanley wird systematisch betrogen und alle seine Vorgänger wurden systematisch betrogen. Es herrscht in dem Colonialamt ein überwiegender Einfluß, den die Beamten in den Colonien sehr wohl kennen und ihre Berichte demgemäß einrichten, so daß der ostensible Colonialsecretär zum Eingehen in diese Ansichten des vorwiegenden Einflusses verleitet wird. Ein Blick auf die Geschichte des Colonialamts wird zeigen, was es mit diesem Einfluß für eine Bewandtniß hat. Vor dem Jahre 1794 gab es gar kein Colonialdepartement, sondern die Geschäfte wurden bei dem Ministerium des Innern verhandelt. Um dieß zu erleichtern, erschuf man um jene Zeit einen neuen Staatssecretär, dem man das Kriegsdepartement und die Colonien unterordnete. In der Aufregung des großen europäischen Kriegs wandte man jedoch den letztern wenig Aufmerksamkeit zu, aber allmählich entstand dennoch ein besonderes Colonialamt unter Lord Bathurst, einem gutmüthigen Mann, der völlig unter dem Einfluß von Wilberforce stand. Auf Verwenden des letztern wurde Hr. Stephen gesetzlicher Anwalt des Colonialamts, und hat in dieser Eigenschaft die Geschäfte seit dieser Zeit geleitet, und zwar wie sich nach seiner Stellung und seinen Ansichten vermuthen ließ im Geist einer Nebencommittee der Anti-slavery- oder Aborigines Protection-Society. Das Colonialamt hat alle wahren Colonialgeschäfte vernachlässigt, und hat sich per fas aut nefas um die Verbreitung des Glaubens bemüht, wie sie von Exeter Hall betrieben wird. Der schnelle und unaufhörliche Ministerwechsel in den letzten Jahren hat stets Leute in dieß Amt gebracht, welche mit den Colonialgeschäften ganz unbekannt waren. Dieß brachte sie unter den Einfluß des bisherigen Vorstandes: wer auch Colonialsecretär seyn mochte, Hr. Stephen war stets factisch sein Herr, und in der Person Hrn. Stephens ist Exeter Hall in allen seinen verschiedenen Phasen im Colonialamt überwiegend. Hr. Stephen wurde dahin gesetzt zur Förderung der Ansichten der puritanischen, der Wilberforce-Partei; ihre Ansichten und die Art, sie in Ausführung zu bringen, sind die Gränzen seiner Kenntnisse und seines Ehrgeizes, in eigentlicher Colonialpolitik ist er kläglich unwissend, und sein System ist alle Colonialgeschäfte hinauszuschieben und die Geschäfte seiner Secte und seiner Partei vor allem in Ausführung zu bringen. Dieß ist der Einfluß, der jeden Colonialminister blendet und mißleitet."

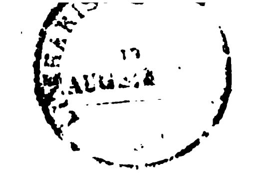
Sir Benjamin d'Urban hatte im Jahre 1834/35 einen Angriff der Kaffern zurückgeschlagen und ein System ergriffen, das die Colonie wirksam schützte. Die Missionäre waren aber damit nicht zufrieden, und da um jene Zeit Hr. Stockenstrom, der ein Amt an der Gränze bekleidet hatte, nach England ging und sich dort gleichfalls gegen Sir B. d'Urbans Verfahren aussprach, so wurde er von den Freunden der Missionäre im Colonialministerium zum Lieutenant-Gouverneur an der Gränze ernannt. Sein Verfahren erregte aber so sehr die Erbitterung der Colonisten, daß man ihn nach zwei Jahren absetzen mußte. „Aber, sagt die Colon. Gaz. (vom 29 Oct.), das Uebel war geschehen, die Gränze ist seitdem immer unsicher gewesen, und aus dieser Unsicherheit und der verachtungsvollen Nachlässigkeit, womit man die Klagen der Colonisten aufnahm, entsprang großentheils die so viele Verlegenheiten erzeugende Auswanderung der Boeren." Seit 1835 sollen 85 Mordthaten und 19 Mordversuche von den Kaffern verübt worden seyn, von denen nicht der vierte Theil in den officiellen Berichten vorkomme.*) (Bei dieser Gelegenheit müssen wir bemerken, daß wir Pringle's Schilderungen von dem Zustand an der Gränze**) sehr wohl kennen, aber wir vermögen nicht unter den widersprechenden Angaben zu unterscheiden; unserer Ansicht nach hat Pringle die Kaffern etwas zu sehr ins Schöne gemalt, und was man auch gegen die Colonisten an der Gränze vorbringen mag, so wird man doch zugestehen, daß nicht Tausende mit Weib und Kind und Heerden ihre alten Wohnsitze verlassen und auf blutgetränkten Feldern mitten unter Wilden neue aufsuchen, bloß weil man sie hinderte, den Kaffern Unrecht zu thun. Jetzt sind nicht bloß holländische Boeren, sondern großentheils englische Ansiedler an der Gränze, die Klagen aber sind dieselben wie früher.)

Heuschrecken in Algier. In der Sitzung der französischen Akademie am 7 April wurde eine Mittheilung von einem Mitglied der wissenschaftlichen Commission Algeriens, dem Bataillonsarzt Levaillant, vorgelesen über einen Einbruch von Heuschrecken (acridiens migratoriens), welche am 18 März in einem Theil der Provinz einfielen. „Ihre Zahl, sagt er, muß unermeßlich gewesen seyn, denn man schätzte die Ausdehnung der Masse auf 3 bis 4 Myriametres (4 bis 5 deutsche Meilen). Die Temperatur war ungewöhnlich für diese Jahreszeit, nämlich 27° C nach Sonnenuntergang. Sie kamen wie gewöhnlich sehr hungrig, und verzehrten mit einem Geräusch, wie der Regen, schnell alles Grüne.

*) Die Colon. Gaz. zählt sie nach dem Grahams Town Journal vom 11 Jul. 1844 alle einzeln mit Angabe der Daten auf. Eine andere Angabe folgt weiter unten.

**) Siehe: Südafrikanische Skizzen von Th. Pringle. Aus dem Englischen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1836.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 114.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 April 1845.

Das alte Mexico.

Michel Chevalier, der sich freilich mit etwas vielerlei Gegenständen abgibt, hat in dem Journal des Débats einige Aufsätze über Prescotts bekanntes Werk „die Eroberung Mexico's" geliefert, und diese Aufsätze später umgearbeitet, und in der Revue des deux Mondes (15 März) einrücken lassen. Wir wollen daraus einzelne Abschnitte entlehnen, und beginnen mit der

1. Bevölkerung.

Mexico muß in alter Zeit sehr stark bevölkert gewesen seyn; die angenommene Formel war: Montezuma zählte 30 Vasallen, von denen jeder 100,000 Bewaffnete stellen könne. Wahrscheinlich erlaubte man sich in diesen westlichen Landen so gut Hyperbeln, wie im Orient, und ich glaube an die drei Millionen Krieger Montezuma's so wenig, wie an die Million, welche Xerxes über den Hellespont geführt haben soll; aber in den Briefen von Cortez, in den Berichten von Bernal Diaz und andern Chroniken sieht man doch jeden Augenblick Heere von 40 bis 50,000 Mann auftreten. Alles beweist, daß damals das Land viel bevölkerter war wie jetzt. Man weiß, welche Menschenmasse ein kleines Stück Land unter den Tropen ernähren kann. Humboldt rechnet, daß die Ernährungsfähigkeit eines mit Bananen angebauten Bodens fünfundzwanzigmal größer ist, als die von gutem Weizenlande in Europa. Die Banane gedeiht zwar nicht auf der Hochebene, im Thale von Mexico selbst, sondern nur in der sogenannten warmen und gemäßigten Zone (Tierra caliente und templada), aber auf den beiden Abdachungen nach dem stillen und atlantischen Meere hin besaß Montezuma große Striche warmen und gemäßigten Landes, und auf der Hochebene, die man als kaltes Land (Tierra fria) bezeichnet, obwohl man das ganze Jahr hindurch das Feuer missen kann, hatte man den Mais, der unter den Tropen 150- bis 800fach erträgt, und der damals wie jetzt unter der Form von Tortillas (Maiskuchen) die Hauptnahrung des Volks ausmachte. Die großen Städte lagen dicht neben einander rund um die Seen: in dem herrlichen Anahuac,*) das damals lachender und glänzender war, als es jetzt noch seyn kann,**) gab es zwanzig Städte, von deren Pracht noch jetzt die Sage berichtet. Außer der prächtigen Hauptstadt, welche, wie Venedig, sich aus dem Wasser erhob, finden sich hier Tezcuco, Tlacopan, Residenzen von Fürsten, Iztapalapan, ein dem Bruder des Kaisers gehöriges Leben, Chalco, Xochimilco, Xoloc, Culhuacan, Popotla, Tepejacac, Cuitlahuac, Ajotzinco, Teotihuacan u. s. w., die jetzt fast alle zu elenden Dörfern herunter gesunken sind. Mexico selbst hatte über 300,000 Einwohner und war weit größer, als die neue von Cortez um denselben Mittelpunkt wieder aufgebaute Stadt, die doch auch 150,000 Seelen zählt. Tezcuco hatte 150,000 Einw., Iztapalapan wenigstens 60,000; auf dem entgegengesetzten Abhang der Mexico beherrschenden Schneekette lag die Priester- und Kaufmannsstadt Chalollan (Cholula) mit nicht weniger als 100,000 Einwohnern.

Eine zahlreiche Bevölkerung ist das Anzeichen eines größeren Fortschrittes in der Civilisation. Wo viele Menschen auf demselben Raum zusammengehäuft sind, bedarf es regsamen Fleißes, um sie zu nähren und regelmäßiger Gesetze, um die Reibungen zu mildern. Die menschliche Industrie hatte auf diesem Hochlande bereits merkwürdige Schritte gethan. Der Ackerbau, diese Nährmutter der Staaten, war ausnehmend blühend; außer dem Mais und der Banane bauten die Mexicaner auch Baumwolle, welche sie wohl zu spinnen und zu weben wußten; sie hatten den Cacao, und wenn ihnen auch das Zuckerrohr fehlte, so fehlte ihnen der Zucker nicht, den sie aus den Maisstengeln zogen. Eine der Lianen ihres Waldes gab die Vanille, welche Mexico noch jetzt Europa vorzugsweise liefert; auf ihren Cactus zogen sie die Cochenille, welche noch jetzt einer der Hauptgegenstände des mexicanischen

*) So hieß damals und heißt noch jetzt das Land um die Seen, denn der Name bedeutet „nahe dem Wasser."

**) Weil die Spanier, um Mexico gegen Ueberschwemmungen zu sichern, die Wasserflächen zum Theil abgeleitet, und dadurch ein mit Salz geschwängertes Land trocken gelegt haben, auf dem nichts gedeihen kann.

Handels ist. Aber der merkwürdigste Anbau war der der mexicanischen Agave, bei ihnen gewöhnlich unter dem Namen Maguey bekannt. Diese lieferte ihnen den berühmten Pulquesaft, welcher noch jetzt das Lieblingsgetränk der Mexicaner ist, und, die der Europäer ausgenommen, täglich auf die Tafeln kommt. Die Blätter des Maguey geben, zu einem Brei gestampft, ein weißes Papier, auf das man schrieb, wie die Aegyptier auf den Papyrus.*) Die Fasern der Blätter wurden zu gewöhnlichen Zeugen verwoben, oder Stricke daraus gedreht. Die Stacheln der Pflanze dienten als Nadeln, die ganzen Blätter zur Bedachung der Häuser, und die Wurzel selbst gab eine angenehme, nährende Speise. Kurz, der Maguey befriedigte fast alle ihre Bedürfnisse, und wird auch noch jetzt sehr vielfach gebaut. Der Maguey und der Nopalcactus sind die beiden charakteristischen Pflanzen des mexicanischen Hochlandes, und nehmen in den unbebauten Gegenden weite Strecken ein.

Daß der Ackerbau, der eine so große Menschenmenge nähren mußte, nicht mehr auf der ersten Stufe stand, zeigt die Kunst, womit die Mexicaner ihre Felder bewässerten. Canäle, die man seit der Eroberung in Verfall gerathen ließ, verbreiteten Fruchtbarkeit über weite Landstriche. Selbst die Forstcultur war nicht unbekannt, denn strenge Gesetze hinderten die Zerstörung der Wälder auf dem Hochlande, da man den Einfluß der Wälder auf die Milderung der Sommerhitze und auf die Unterhaltung der Bäche zur Bewässerung des Landes wohl erkannte; die Spanier dagegen haben auf das Hochland ihren Abscheu gegen Bäume hingebracht, der aus Castilien eine so nackte, traurige Ebene gemacht hat.

*) Noch jetzt gibt es zwei Fabriken, die Papier aus Magueyblättern bereiten.

Polesien.

(Fortsetzung.)

Im allgemeinen haben die Uferstriche des Prypiec einen grauen, manchmal auch den (über ganz Südrußland so weit hin verbreiteten) schwarzen Boden; die vom Fluß entfernten Striche sind meist sandig. Der Boden auf der volhynischen Seite ist im Durchschnitt besser als auf der litthauischen, doch ist der Grund sehr mannichfaltig: auf den Sandstrichen ist der Thon selten, Steine fast unbekannt; auf den Strichen von festem Boden ist ein starker Thongrund mit reichlichen Steinen und hier wächst das Holz vortrefflich, während auf dem reinen Sandboden auch der Baumwuchs elend ist. — Das Heu, dieser in der Landwirthschaft so bedeutende Gegenstand, ist reichlich und gut, denn die durch die Ueberschwemmungen befruchteten Wiesen am Strom geben ein äußerst üppiges Gras voll aromatischer Kräuter und Blumen; es wächst so reichlich, daß man es in guten Jahren nicht alles mähen kann, aber in trockenen Jahren erntet man dagegen kaum die Hälfte oder den vierten Theil, und das Gras ist viel minder gut. Eine andere Art Gras wächst in den Eichenwäldern, ist aber minder nahrhaft und braucht zum Einsammeln mehr Arbeit. Die ausgedehnten Moore, die man zeitig im Frühjahr niederbrennt, oder doch nur einmal mäht, geben ein Gras, welches vom Vieh minder gern gefressen wird; es ist indeß eine durch Erfahrung beglaubigte Sache, daß fortdauerndes Mähen sie bedeutend verbessert. Der Umfang dieser Wiesen ist so groß und ausgedehnt, daß man nur mit Trauer die reichlichen Gaben der Vorsehung ungenützt zu Grunde gehen sieht, denn an manche wird auch nie eine Sense angelegt. Um sie benützen zu können, müßte Polesien weit mehr Menschen aufbieten, als es zu stellen vermag, aber die eigentliche Industrie ist jetzt allein auf die Holzarbeit gerichtet.

Dieser Reichthum an Wiesen und Futter begünstigt die Viehzucht außerordentlich; die Gattung ist größer als die litthauische, kleiner als die ukrainische, unter dem Namen der polesischen bekannt, kräftig und meist von grauer Farbe; die Ochsen sind gut zur Arbeit und liefern schmackhaftes Fleisch, die Kühe aber vergleichungsweise wenig Milch. Die Viehzucht ist sehr bedeutend, aber im Frühjahr und Sommer leidet das Vieh ungemein durch verschiedene Arten von Fliegen und anderem Ungeziefer, die sich oft in Nasen und Ohren einnisten, und die armen Thiere zu Tode martern, wenn man sie nicht möglichst schnell mit Eis einreibt. Die zahlreichen Jahr- und Viehmärkte in den polesischen Städtchen, auf welchen oft mehrere tausend Stück Vieh zum Verkauf kommen, sind eine der Hauptursachen des in Polesien so häufigen Viehsterbens, indem die grauen Stiere aus den ukrainischen Steppen die Viehseuche *) oder den Typhus mitbringen. Diese ansteckende Krankheit ist für das Steppenvieh, welches leicht davon genest, nicht so verderblich, aber für das polesische fast immer tödtlich. Sie verbreitet eine außerordentliche Sterblichkeit unter den zahlreichen Heerden, entreißt mit einemmal den armen Landleuten ihren Hauptreichthum, und fügt dem Landbau große Verluste zu. Es ist dieß eine der größten Plagen, und sie sucht häufig ganz Polesien heim, welches der Hauptviehmarkt für ganz Litthauen ist. In trocknen Jahren erzeugt das schlammige und ungesunde Wasser aus den halbausgetrockneten Sümpfen und Seen eigenthümliche Geschwüre (Carbunkeln), aber diese Krankheit ist nicht so mörderisch wie der Typhus, und zeitig angewendete Hülfsmittel machen sie viel minder verderblich. Das Viehsterben macht sich um so mehr fühlbar, als alles Gespann nur aus Ochsen besteht, und namentlich die Bauern fast gar nie Pferde halten. Dieß kommt wohl nicht bloß von der leichtern Fütterung und Unterhaltung her, sondern auch davon, daß der Ochse die Sümpfe und Pfützen sicherer als das Pferd durchschreitet, im Sande nicht so schnell müde wird, und die Plage der Fliegen geduldiger erträgt. Aus ähnlichen Ursachen ist die Schweinezucht in dem feuchten Lande sehr in Flor, die Schafzucht aber sehr unbedeutend, denn die Schafe werden häufig durch die Drehkrankheit hingerafft.

Die nicht seltene Werthlosigkeit des Getreides und des Branntweins wird, wie oben schon erwähnt, aufgewogen durch

*) Der Ausdruck dafür ist in der Ukraine derselbe, womit man die Pest bezeichnet, nämlich „tschuma."

den Werth der Walderzeugnisse, welche stets eifrige Käufer finden. Namentlich der Theer findet einzelne Käufer, die gerne den ganzen Ertrag eines Jahres voraus bezahlen. Der Handel mit den Waldproducten Polesiens ist bis jetzt noch fast ausschließlich in den Händen der Juden von Pinsk und andern Städtchen, und erst seit einiger Zeit haben die Bürger von Dawidgrodek, Petrykow oder Czarnobyl, welche bedeutende Gelder zusammenschoßen, einen kleinen Antheil daran genommen. Sie fingen an mit Honig, Pilzen, Moosbeeren u. dgl. zu handeln, gingen dann aufs Salz, von diesem auf den Theer, endlich auf Balken und große Stämme über, und waren nun nicht mehr Kleinhändler, sondern Capitalisten. Der arme Jude beginnt zuerst mit Pelzen von Füchsen und Fischottern, dann geht er zu den Biberfellen über, zu Honig, Pilzen und Fischen, sodann kauft er eine Barke, handelt mit Salz, Theer und Pech, und schickt endlich reiche Ladungen nach Cherson oder Memel. Der vollständige Mangel an Capitalien und Credit, der Mangel an Associationsgeist hielt die Landeigenthümer wie in Erstarrung, daß sie alle die Reichthümer, welche sie in der Hand hatten, fast um nichts hingaben, da doch, wenn sie die Waaren nur einige Tagereisen weit fortschickten, ihr Werth sich bedeutend vergrößerte, und der Transport bis zu den Dnieprschnellen keine Gefahr darbietet und durchaus keine großen Kosten verursacht. Die erste Handelscompagnie von Gutsbesitzern bildete sich zu Pinsk unter der Firma des Marschalls Twardowski, gewesenen Rectors der Universität Wilna, ging aber mit dem Tode dieses Mannes wieder ein. Das zweite Handelshaus der Gebrüder Horwat besteht noch, und sie treiben die Sache in ziemlich großem Maaßstab, indem sie jährlich Tausende von Fässern Theer und Branntwein auf die Märkte nach Krementschug, Tausende von Klaftern Brennholz nach Kiew, so wie nach Jekaterinoslaw und Cherson liefern, viele Tausende von Fichtenstämmen den Strom hinabflößen, und zugleich den Handel mit ukrainischen Ochsen nach Petersburg vermitteln.

Früher war der Holzhandel in Polesien sehr unbedeutend, und ganz nach den Häfen des baltischen Meeres gerichtet. Litthauen war noch reich an Holz und wegen des schwierigen Transports zu Wasser die Concurrenz der Kaufleute geringer. Die Wälder Volhyniens und Polesiens lieferten nur ganz altes Fichtenholz zu Masten und Balken (Bruse), so wie auch eichene Balken, die man Wanczos*) nannte. Pottasche, deren Preis damals hoch stand, wurde in bedeutender Menge fabricirt, aber die innern Räume des finstern Waldes blieben zu jener Zeit noch unberührt in ihrem ursprünglichen Zustand, denn der Handel nach dem Schwarzen Meere war damals noch wenig bekannt, und so blieben die großen Fichtenwälder verschont. Das Volk von Polesien erinnert sich noch wohl dieser Zeit, wo himmelansteigende Fichten gerade wie die Kerzen eine neben der andern standen, und ihre verschränkten Wipfel den Anblick des Himmels verdeckten. Ein solcher Wald ist jetzt in Polesien unbekannt, namentlich in den dem Flusse näher gelegenen Strecken, und er existirt nur noch in der Sage. Das Pottaschebrennen ist die Hauptursache der Waldverheerung in Polesien. So lange man noch Blauasche machte, hielt man sich mehr in den Eichenwäldern und dem Gestrüpp am Ufer des Prypiec, als aber diese im Handel minder nothwendig wurde und das Unterholz in der Nähe des Prypiec schon in bedeutender Masse ausgerottet war, drang man auch in die innern Wälder ein, hieb ohne Ordnung und Plan alles nieder, und bald waren weite Waldstrecken in öde Wüsten verwandelt.

*) Es kommen auch hier eine Menge nichtslawischer Ausdrücke vor.

(Schluß folgt.)

Etwas über den Zustand der Eingebornen in Algerien.

Die Civilverwaltung in Constantine hat die Anordnung getroffen den Census der Bevölkerung aufnehmen zu lassen; das Blatt Algérie (12 April) erklärt sich gegen diese Maaßregel, welche das Volk und die Böswilliggesinnten nur mißdeuten würden, indem man den Familienvätern glauben machen werde, die Regierung beabsichtige ihre Kinder zu Soldaten oder Matrosen wegzunehmen. Dabei läßt es sich folgendermaßen vernehmen: „Was kann uns diese Statistik Neues sagen? Daß viele ehemals reiche Leute seit der Eroberung ins größte Elend gerathen sind; davon haben wir schon lange den Beweis an dem Verkauf von Kostbarkeiten und reichen Kleidern, der alle Tage vorkommt, um hungernden Familien Brod zu verschaffen. Besser wäre es die Nafirs, die Muftis und Kadis der verschiedenen Quartiere zu fragen, wie viel den Moscheen zugegebene Leute, an Vorlesern, Schreibern, Richtern, Imams und Tolbas (Studirende), von den Einkünften der Moscheen und der Rechtsverwaltung nicht mehr leben, auch sonst nicht ihren Unterhalt verdienen können und sich im Elend befinden. Wenn man auf die Bedürfnisse dieser bis zu einem gewissen Grade gebildeten Classe Rücksicht nähme, die mehr Einfluß ausübt als die reiche, und jeden Tag unsere Städte verläßt mit Haß im Herzen, den sie im Lande umher verbreitet, so würde man ein wahrhaft verdienstliches Werk thun."

Notizen über englische Colonien.

Das Cap.

Das Verhältniß zwischen Kaffern und Gränzcolonisten, wie es bisher war, konnte nicht länger dauern, um so weniger als die durch die Engländer aus der Knechtschaft bei den Kaffern befreiten Fingos gleichfalls vagabundenartig durch das Land zogen und Vieh stahlen, oft auch die Kaffern bei ihren Räubereien unterstützt zu haben scheinen. Endlich führte der Mord eines angesehenen holländischen Boeren, Namens de Langhe, im Anfang Augusts vorigen Jahres eine Art Entscheidung herbei, eine Versammlung von Boeren ward abgehalten und in dieser mehrere Beschlüsse gefaßt im Wesentlichen folgenden Inhalts: 1) daß die Gränze seit der Ratification der bestehenden Verträge fortdauernd in einem Zustand von Furcht und Unsicherheit erhalten wurde durch die kecken Angriffe der Kaffern auf Leben und Eigenthum. 2) Daß die bestehenden Verträge von den Kaffern wiederholt ungestraft gebrochen und die Kaffern durch die unbegreifliche Gleichgültigkeit, welche die Regierung für den unbeschützten Zustand der Gränze zeigte, zu immer

kaffern Angriffen gereizt worden seyen, so daß die Gränzcolonisten in ihren eigenen Wohnungen keine Sicherheit mehr fänden. (Diese Resolution ward von einem bejahrten Mann Namens Nel gemacht, und dieser führte in der Rede aus, daß eine große Anzahl Boeren längst getrekt, d. h. über die Gränze gezogen wären, wenn er sie nicht noch durch Zureden abgehalten hätte, eine Thatsache, die von mehrern Leuten bestätigt wurde.) 3) Daß die Kafferhäuptlinge, weit entfernt den Räubereien Einhalt zu thun, vielmehr die Räuber und Mörder gegen Entdeckung zu schützen suchten. (Bei Gelegenheit dieser Resolution wurde darauf aufmerksam gemacht, wie man geflissentlich in England die holländischen Boeren als gesetzlose Wilde und mitleidlose Unterdrücker der Eingebornen hinzustellen suche, und dabei Chambers Journal und die Illustrated London News vom J. 1843 citirt, ein Beweis, daß diese Leute in englischer Unterhaltungslectüre wohl erfahren sind. Man erklärte geradezu dieß System, die holländischen Boeren, weil man sie als Feinde Englands ansehe, als Barbaren hinzustellen, sey die Wurzel des Uebels. Der Redner führte zugleich an, daß in den zehn Jahren von 1834 bis 1844 den Gränzcolonisten 2469 Pferde und 11,234 Hornvieh geraubt, 103 Morde begangen und 88 mörderische Anfälle versucht worden seyen, wie sich aus unzweifelhaften Urkunden nachweisen lasse.) 4) Daß die Gränzcolonisten nur mit Unwillen sehen könnten, wie Kaufleute und andere die Kaffern mit Gewehren versorgten. (Häufig werden auch Colonisten angefallen, nur um sich ihrer Gewehre zu bemächtigen, und die Sache gewinnt allmählich eine drohende Gestalt, indem die Kaffern statt wie früher nur zu Fuß mit Assagaien zu fechten, jetzt allmählich ein mit Feuergewehren versehenes Reitervolk werden.) Bezeichnend für die Stellung der Boeren war es in dieser Versammlung, daß der einzige, welcher die Regierung in sehr strengen Ausdrücken tadelte, kein Holländer, sondern ein Engländer, Namens Bowker, war.

•

Die Colon. Gaz. (vom 9 Nov.) bemerkt über diesen Vorfall: „Die Politik, welche im Jahre 1836 das Uebergewicht im Colonialamt erhielt, trägt am Cap, wie in Neuseeland, ihre natürlichen Früchte. Die abgeschmackte Ansicht, mit räuberischen Kafferhäuptlingen wie mit civilisirten Staaten zu unterhandeln, konnte nur in Einer Art endigen. Nachdem man die nächtlichen Räubereien acht Jahre lang zahm geduldet, nachdem man die Ermordung einiger der besten Colonisten und ihrer Diener unklugerweise ungerächt gelassen hatte, haben sich endlich die Colonialbehörden genöthigt gesehen, militärische Operationen im Kafferland zu beginnen. Indeß sind wir keineswegs sehr geneigt zu erwarten, daß die Capregierung mit der Entschlossenheit zu Werk gehen werde, welche die Umstände erfordern. Die Truppen sind den einen Tag vorgerückt, den andern haben sie sich wieder zurückgezogen. Die Kaffern verstehen diese Manövres nicht, sondern schreiben sie der Furcht oder der Schwäche zu und werden dadurch in ihrer feindseligen Stimmung bestärkt; nur entschlossene Operationen können ihnen die Ueberzeugung von ihrer eigenen Schwäche einflößen und sie so schrecken, daß sie die Räubereien aufgeben. Damit ist nicht zu zögern. Die Schwäche der Regierung, welche die Räubereien und Mordthaten der Kaffern ungeahndet hingehen ließ, hat großes Mißvergnügen unter den Colonisten erzeugt, und wir haben schon Erfahrungen mit dem holländischen Charakter gemacht: was sie mit ruhiger Ueberlegung aussprechen, das werden sie mit unbeugsamer Entschlossenheit ausführen. Und sie erklären alle insgesammt mit der ruhigen Entschiedenheit, die ihrem Charakter eigen ist, daß wenn man sie in Zukunft nicht besser schütze, sie dem Beispiel der bereits ausgewanderten Boeren folgen müßten."

•

Diese Vorstellungen konnten unmöglich ohne Folgen bleiben, und die Anwesenheit der englischen Truppen im Kafferland führte zu einem Vertrag (s. Colon. Gaz. vom 21 Dec.), dessen Bestimmung das genannte Blatt in folgender Weise zusammenfaßt: „Dieser Vertrag enthält drei wichtige Bestimmungen: die räuberischen schlauen Häuptlinge haben sich in gewissen Fällen unbedingt dem Ausspruch der brittischen Gerichtshöfe unterworfen; sie haben der brittischen Regierung die Gewalt anheimgestellt in ihren Fehden zu entscheiden, und haben versprochen diejenige Partei zu unterstützen, welche sich in ihrem Recht befindet. Sie haben der brittischen Regierung zugestanden, die bekehrten Christen aus den untern Ständen gegen die willkürliche Unterdrückung der Häuptlinge zu schützen. Kurz dieser Vertrag begründet die brittische Souveränetät im Kafferland, und legt den Grund zu einer regelmäßigen Regierung. Dieß ist die einzige Art, wie eine civilisirte Nation einer wilden aufhelfen kann: sie muß die Macht eben sowohl wie den Willen haben, verständige Gesetze einzuführen, religiöse Duldung und Sicherheit für Person und Eigenthum auch gegen den Mächtigen zu gewährleisten."

•

Kurze Zeit nach diesem Vertrag machte der Gouverneur (Anfang Octobers) eine Reise durch diese Districte bis nach Colesberg; man überreichte ihm zahlreiche Adressen und dankte ihm für den neuerlichen abgeschlossenen Vertrag, welcher der Gränze mehr Ruhe und Sicherheit verspreche, indeß konnten die „Burghers" von Klaß Smits River und Tarka doch nicht unterlassen, ihn auf die Vergangenheit hinzuweisen und zu bemerken, daß 20,000 ihrer Freunde in Folge der frühern Belästigungen ausgewandert und 1000 davon ein Opfer der wilden Stämme geworden seyen, was noch immer eine düstere Stimmung unter der ganzen Bevölkerung verbreite, um so mehr, als die Gründe, weßhalb diese ausgewandert, noch keineswegs alle hinweggeräumt seyen, da immer noch Vagabunden (Fingos, Bastardhottentotten u. s. w.) umherstrichen und sich großentheils von Diebstahl nährten, während es den Boeren an Dienern fehle, um die Felder zu bestellen und die Heerden zu hüten. Der Gouverneur vermied in seiner Antwort, auf diesen kitzlichen Punkt einzugehen, war übrigens sehr herablassend und scheint einen guten Eindruck auf die Boeren gemacht zu haben. Ob dieser Eindruck sich auch auf die schon Ausgewanderten erstrecken wird, wie das (englische) Grahams Town Journal vom 17 Oct. sich alsbald schmeichelte, mag freilich dahingestellt bleiben.

Palmölhandel in England. Der Palmölhandel hat eine besondere Bedeutung, weil er eines der sichersten Mittel zur Unterdrückung des Sklavenhandels ist, da er am besten geeignet ist, die Afrikaner den Werth der menschlichen Arbeit zu lehren. Die Zunahme dieses Handels ist auch wirklich außerordentlich, denn im Jahre 1790 betrug die Ausfuhr von Palmöl an der afrikanischen Küste nur 2599 Centner, im Jahre 1844 dagegen 414,570 Ctr. Bis zum Jahre 1807 hielt sich der Handel unter 10,000, bis zum Jahre 1827 hatte er nur einmal 100,000 überstiegen, und erst seit letzterer Zeit datirt sich der große Aufschwung des Handels. (Shipp. Gaz. vom 10 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 115.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 April 1845.

Die weißen Einwohner Australiens.

(Von Adolf Schayer, ehemaligem Oberintendanten der Vandiemensland-Compagnie.)

Die Einwohner sind entweder freie Einwanderer oder Emancipirte, d. h. ehemalige deportirte Sträflinge, die nach überstandener Strafzeit oder auf dem Wege der Begnadigung frei geworden sind, und sich in der Colonie niedergelassen haben. Von den beiden andern Bestandtheilen der Bevölkerung, den Sträflingen, die in politischer, und den eingebornen Schwarzen, die in moralischer Beziehung nicht frei sind, wird später die Rede seyn.

Der Drang im Menschen, durch nutzbringende Thätigkeit sich eine selbstständige Existenz zu verschaffen, ist das Resultat seiner Erziehung im Sinne der Civilisation. Diese Richtung, weit entfernt den bloß materiellen Interessen anzugehören, beruht auf einem ächt sittlichen Boden, denn ihr verdanken wir viele der bedeutendsten Erscheinungen und wichtigsten Entdeckungen in der Geschichte der Menschheit. Wie es einzelne Individuen gibt, die sich durch besondere Eigenschaften auszeichnen, und dadurch in gewissen Sphären der Thätigkeit mehr als andere zu leisten vermögen, eben so besitzt jedes Volk seine charakteristischen Eigenschaften, die ihm seinen Wirkungskreis in der Reihe der Nationen anweisen. Die Bewohner der brittischen Insel scheinen dazu bestimmt zu seyn, europäische Civilisation nach den fernsten Theilen der Erde zu verpflanzen. Dieser Trieb wird durch mannichfache, natürliche und künstliche Verhältnisse hervorgerufen: eine starke Bevölkerung, deren Arbeitskräfte das Maaß vielfach überschrettet, das zur Hervorbringung der Landesbedürfnisse erforderlich ist, der Sinn für eine unabhängige Stellung in der Gesellschaft, endlich die Mittel, welche überseeische Verbindungen an die Hand geben, ferne Weltgegenden zu besuchen — dieß sind einige der erheblichsten Verhältnisse, welche die Auswanderung befördern und im brittischen Reiche in höherem Maaße als in andern Staaten stattfinden. Als die australischen Colonien die Aufmerksamkeit des größern Publicums im Mutterlande auf sich zu ziehen begannen, da war eine Reise dahin ein großes, kostspieliges Unternehmen, denn die Fahrt dauerte 6 bis 7 Monate; es konnten daher nur wohlhabende Leute sich dahin begeben, und diese gehörten mehrentheils den gebildeten Ständen an, als Kaufleute, ehemalige Officiere der Land- und Seemacht, Schiffscapitäne, Aerzte, Advocaten u. s. w. Unter den eigentlichen Landwirthen, für die, wie man meinen sollte, hier ein ganz entsprechendes Feld der Thätigkeit geöffnet war, fand die Auswanderung wenig Anklang, und dürfte die Ursache dazu wohl in der dem Landwirthe eigenthümlichen und nothwendigen Vorsicht und Ruhe, wie in seiner besondern Anhänglichkeit an den heimatlichen Herd zu suchen seyn. Es scheint unerklärlich, wie Personen, die nie zuvor sich mit diesem Gegenstand beschäftigt, unter den schwierigen Verhältnissen einer neuen Colonie im Ackerbau und in der Viehzucht so günstige Resultate zu erzielen vermochten; denn fast allen ist es gelungen ihr Besitzthum zu erweitern und einen soliden Wohlstand zu erreichen. In dieser Classe von Ansiedlern trifft man einen gewissen Grad von Bildung an, wie sie in den bessern Kreisen des Mutterlandes zu suchen ist, und ihr hat man es zu verdanken, daß trotz der ungünstigen Verhältnisse für Erziehung und Bildung die in der Colonie geborene Generation nicht in Rohheit und Unwissenheit verfällt. Nächst diesen wanderten in spätern Jahren Personen aus den geringen Ständen und von beschränkten Mitteln ein, die sich im Laufe der Zeit emporgeschwungen und zu bedeutendem Besitzthum gelangt sind. Auf den Charakter mancher dieser Leute hat der Glückswechsel nicht gerade vortheilhaft eingewirkt; durch Stolz und Ueberhebung machen sie sich unbeliebt, durch Affectation und Eitelkeit lächerlich. So klagte ein wohlhabender Gutsbesitzer, der früher in London mit Hüten gehandelt, seinen Freunden bitterlich, daß er vernommen, man bezeichne ihn, da es mehrere seines Namens gäbe, mit dem Beiwort „der Hutmacher," und fand sich dadurch so tief verletzt, daß er nach Südaustralien übersiedelte. Andere dagegen, von einem gesunden Sinne geleitet, wissen in den neuen Verhältnissen sich mit Anstand zu finden, sie sind gastfrei, ohne zudringlich zu seyn und leben in gemächlicher Umgebung ihrer

Bildung angemessen, ohne die Lebensweise der feinen Welt copiren zu wollen.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen dieser Art, die mir begegneten, gehörte eine Familie in der Nähe von Hobart Town, die ich bei einer Excursion den Derwentfluß hinauf besuchte. Der Mann, ein Schneider von Gewerbe, hatte London mit einem kleinen Vermögen verlassen; auf der Reise lernte er ein junges Mädchen kennen, die mit ihren Eltern auch ausgewandert war und seine Neigung gewann, was bekanntlich bei langen Seereisen unter jungen Leuten sehr häufig vorkommt. In Hobart Town angelangt, findet er so gute Aussichten für sein Gewerbe, daß er seine Reisegefährtin zur Lebensgefährtin macht, und von ihr unterstützt, beginnt er ein Geschäft, dessen Früchte ihn nach 12 oder 15 Jahren in den Stand setzen, ein Landgut zu kaufen und ganz der Landwirthschaft zu leben. Als ich sein Haus besuchte, fand ich den weiblichen Theil der Familie in der Küche, die nach alter Weise, wie sie nur in England bei den Farmers von altem Schlage angetroffen wird, eingerichtet war. Die Reinlichkeit des Fußbodens und der mit Holzwerk ausgelegten Wände, die Sauberkeit des großen Kamines und der aufgestellten Geschirre gereichten der Hausfrau zur Ehre, die mit ihren zwei hübschen Töchtern mit häuslicher Arbeit beschäftigt war. Den Mädchen lag die Besorgung der Wirthschaft ob, die sie, wie der Zustand der Milchkammer und die Beschaffenheit der Butter und des Käses bewiesen, vollkommen verstanden. Später kam der Mann, von einem rüstigen Poney getragen, vom Feld zurück, er zeigte mir sein Vieh, seine Getreidschober und meinte, dieses alles in Ordnung zu halten sey eine gesundere Beschäftigung als die am engen Arbeitstische — aber, setzte er hinzu, ohne jenen wäre ich schwerlich hiezu gelangt. Ich schied, innig erfreut über die Einfachheit, Biederkeit und den Ausdruck inniger Zufriedenheit, die ich hier gefunden.

Unter der eigentlichen arbeitenden und dienenden Classe findet man verhältnißmäßig nur wenige freie Einwanderer, und diese sind größtentheils für Rechnung der wohlhabenden Landbesitzer übergeschifft worden unter der Verbindlichkeit, die Kosten der Ueberfahrt durch gewisse Dienstleistungen abzulösen, dieß sind die sogenannten indented Servants, von denen in der Folge noch die Rede seyn wird. In neuerer Zeit hat die Regierung auf directe Weise die Auswanderung nach Australien dadurch angeregt, daß sie bedeutende Summen aus dem Ertrage der Ländereiverkäufe dazu bestimmte, freie Leute aus der arbeitenden Classe des Mutterlandes einzuführen. Die deßfallsigen Bestimmungen setzen folgendes fest:

„Die Colonial-Regierung, in der Absicht, die Einwanderung nützlicher Personen aus den vereinigten Königreichen, wie Schäfer, Feldarbeiter, Zimmerleute, Schmiede, Wagenbauer, Maurer und Dienstboten zu befördern, wird denselben eine Entschädigung der Ueberfahrtskosten gewähren, und zwar: für jeden verheuratheten Mann und seine Frau 38 Pf., für jedes Kind zwischen 1 und 7 Jahren 5 Pf., zwischen 7 und 15 Jahren 10 Pf., über 15 Jahre 15 Pf., doch nur für solche Kinder, die ihre Eltern begleiten, für jede unverheurathete männliche oder weibliche Person nicht unter 15 und nicht über 30 Jahre, die unter Aufsicht eines Ehepaares und als Mitglied der Familie sich überschifft, 19 Pf., doch nur in dem Falle, wenn eine gleiche Anzahl Mädchen, die jedoch einer Familie angehören müssen, gleichzeitig eingeführt wird." Die Ueberschiffung solcher Bounty-Immigrants geschah von Handelsgesellschaften und Schiffscapitänen unter Controle der öffentlichen Behörden, und ist auch die Auswahl der Personen nicht immer im Sinne der gesetzlichen Bestimmungen geschehen, so ist doch nicht zu verkennen, daß durch diese Maaßregeln viele nützliche Hände der Colonie zugeführt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Polesien.

(Schluß.)

Eine andere Quelle von Einkommen war das Eisen, wovon sich an vielen Orten, wenn auch noch nicht in Wirklichkeit, doch in den Namen Spuren finden, denn viele kleine und große Dorfschaften sind nach Erzgruben benannt, und wo nur immer ein rascher strömendes Flüßchen oder ein etwas größerer Teich sich findet, stößt man auf Spuren von Eisen. Raseneisenstein (ruda blotna) ist sehr häufig in Polesien, denn er bildet die untere Schichte sumpfiger Wiesen. Man bearbeitet denselben, macht Stabeisen, und bereitet Pflugschaaren und andere Ackerwerkzeuge. Dieß ist freilich das Hauptproduct. Aber der Mangel an unterrichteten Leuten, so wie auch an Unternehmungsgeist und Capitalien und die Aermlichkeit des Betriebs überhaupt machen, daß man der Sache wenig Aufmerksamkeit zuwendet. Der Betrieb war meistens Speculation der Juden und gehörte an vielen Orten zu den Pachtungen der Schankgerechtigkeit, was auch eine der Ursachen ihres Verfalls zu seyn scheint.

Hiezu kommt das Ausroden der Wälder und das Fallen der Pottasche, so daß die Bereitung derselben ganz darniederliegt. Die Leute, welche sich damit beschäftigten — und welche allgemein Masuren heißen, weil sie ursprünglich aus Masowien kamen, und zwar in solcher Zahl, daß das litthauische und volhynische Polesien in bedeutendem Maaße von ihnen bevölkert ist — haben sich jetzt zur Bereitung von Faßdauben gewendet. Es sind dieß meist freie Leute, die von einem Ort zum andern ziehen, wo sie einen für ihr Geschäft günstigen Wald finden. Wenn sie an zehn Jahre und darüber an Einem Ort bleiben, gerathen sie häufig in Schulden gegen die Grundbesitzer, und müssen diese dann auf deren Gütern durch spätere Arbeit wieder abverdienen. Jetzt wo auch das Material zu Faßdauben seltener zu werden anfängt, vermiethen sie sich gegen mäßigen Lohn zum Ausgraben von harzigem Holz.

Ein ehemals reichlich bereitetes Product, welches jetzt häufig das Pech ersetzen muß, ist Birkentheer. Der Preis ist aber von 25 Ducaten für das große Faß (von 54 Wedro) auf 10 gefallen, so daß wenn irgendwo auch nur eine geringe Menge bereitet wird, man schwer einen Käufer finden kann. Man brauchte früher den Birkentheer bei der Marine und

zur Zubereitung verschiedener Felle; jetzt wird das gewöhnliche Pech in Kesseln verkocht und dabei scheidet sich ein dicker Schleim ab, welcher in der Marine die Stelle des Birkentheers vertritt; das zurückgebliebene, geronnene und dicke Pech ist doch noch brauchbar. Der Birkentheer wird im Frühjahr gewonnen, wo die Rinde durch den Saft aufschwillt und sich leichter abziehen läßt; die Leute und die Ochsen, welche man zum Abziehen, Einpacken und Wegführen der Rinde verwendet, bleiben in den Wäldern bis zur Mitte Junius, wo sie zur Heuernte nach Hause kehren. Die Birkenrinde wird auf einen Meiler gebracht, wie beim Bereiten des Pechs; sie wird auf ähnliche Weise zusammengelegt, mit Erde und verfaultem Holz bedeckt, und dann durch den Ataman (Brennmeister) angezündet; der Meiler brennt in langsamem Feuer fort, und der Birkentheer fließt in ein unter dem Ofen angebrachtes Gefäß. Diese Operation dauert je nach der Größe des Meilers drei oder vier Wochen. Die Bereitung des Theers fügt den Birken großen Schaden zu, da die vorgeschriebenen Vorsichtsmaaßregeln selten eingehalten werden.

Diejenige Waare, auf welche gegenwärtig am eifrigsten gearbeitet wird, ist das Pech: die dazu verwandten Arbeiter werden am besten bezahlt und alle Kaufleute machen um die Wette Vorauszahlungen. Vor nicht langer Zeit noch wurde in der Gewinnung dieser Waare Maaß gehalten, wenigstens auf den großen Gütern; auf vielen wurde gar kein Pech oder nur sehr wenig gemacht, und sogar die Arbeit an Fremde gegen ein unbedeutendes Stammgeld*) überlassen. In den letzten Jahren aber war der Begehr so groß, daß der Preis eines Fasses (von 54 Wedro) von 10 bis 12 auf 18 bis 20 S.R. an Ort und Stelle stieg. Dieß war Veranlassung, daß sich nun alles auf die Bereitung von Pech warf, wo nur immer eine Spur von Fichtenwald war, und der Preis mußte deßhalb bald wieder sinken. Oft fällte man die ältesten Fichten, hieb nur den pechigen Theil (Keml) in Kienstücke, und ließ den übrigen Theil des Holzes vermodern, jetzt ist man etwas sparsamer geworden, und gräbt hauptsächlich nur die alten Baumstämme aus. Dennoch wird bei der allgemeinen Vernichtung der Wälder die Pechbereitung immer schwieriger.

Ueberrechnet man genau die erforderliche Arbeit und das Holzmaterial, so ergibt sich die große Frage, ob bei der Pechbereitung Gewinn oder Verlust sich herausstellt. Gewiß ist, daß der Wald immer ärger ausgerodet wird, und daß wenn ein eigentlicher Gewinn sich aus der Industrie ergeben soll, der Preis sich bedeutend heben müßte, namentlich wenn die Arbeiter gemiethet werden. Bedenkt man aber die Mühseligkeit und den schlechten Gewinn des Absatzes von Landerzeugnissen, namentlich in fruchtbaren Jahren, und den geringen Preis des Holzes selbst, da die Bäume, aus denen man Pech bereitet, sonst gar keinen Werth hätten, und die Arbeiter sehr wenig kosten, so kann man nicht läugnen, daß unter allen diesen Industriezweigen die Pechbereitung noch immer den Vorzug verdient. Jedenfalls gewinnt man damit eine Menge Geld, und bei der Leichtigkeit des Absatzes kommen die Auslagen schnell wieder herein. Darum ist es bei der jetzigen Lage der Güter am vortheilhaftesten, alle Kräfte hierauf zu verwenden, und dieß ist auch jetzt die allgemeine Ansicht in Polesien.

*) Pniószczyzna, was man für das Recht der Holzfällung bezahlt.

Die Wälder des Landes haben so schöne Gattungen von verschiedenartigen Hölzern, daß man nicht bloß Pottasche, Birkentheer und Pech gewinnt. Trotz aller Verheerungen und trotz des Mangels an einer richtigen Forstwirthschaft wird man immer noch Holz genug für den Handel finden, große Engländer-Stämme,*) Faßdauben für Cherson und Memel, Barken und Nachen für den Transporthandel auf dem Dniepr und Prypiec. Nach dem Hafen von Cherson gehen Fichtenstämme, Schwaien genannt, von 6, 7, 8 Klafter Länge,**) Eschen- und Ahornbalken von 4 Klafter, Erlenstämme von 6 Klafter Länge. Die Barken werden mit geringer Sorgfalt gebaut, da sie nur bis Cherson zusammenhalten sollen, dort aber auseinander genommen und das Holz zum Bauen oder Brennen verwendet wird.

So versieht Polesien die holzlosen Gegenden der Ukraine und des schwarzen Meeres, eben so wie Baltisch Port und Memel. Die Bäume wachsen hoch und schön; an vielen Orten sind schöne, reine Fichtenwälder der Länge nach von Thälern durchschnitten, welche durchaus mit Laubholz, meist Eichen, in dichter Masse besetzt sind. Ulmen, Hagebuchen, Eschen, Ahornbäume, Espen, Pappeln (die man hier Jasiokor nennt) wachsen an den Ufern der Flüsse und überhaupt in der Nähe des Wassers; in den Niederungen wachsen riesenhafte Erlen und bilden viele Gehölze, in denen nicht minder mächtige Weidenbäume emporwachsen. Die Tanne ist in Polesien selten, und auf dem rechten Ufer des Prypiec von Pinsk an gibt es gar keine, nur auf dem linken Ufer, namentlich gegen Norden, wird sie häufiger.

*) Man nennt sie Engländer-Stämme, wie man im Schwarzwalde die großen Bäume Holländer nennt. Die meisten gehen jetzt aber auf russische Schiffswerften. A. d. U.

**) Kürzere Klötze von 4 Klafter Länge heißen Katschalken.

Die Höhle von Campiglia.

Der Geologe Leopold Pilla untersuchte die Kupfergruben von Campiglia in Toscana und bemerkte hierüber: „Diese sind schon in alter Zeit, wahrscheinlich von den Etruskern, in sehr großem Umfang ausgebeutet worden. Auf der ganzen Länge des Ganges sieht man eine Menge Schachte, wovon einige sehr oberflächlich sind, andere aber bis in große Tiefe gehen und sich zu ungeheuern Höhlen erweitern. Man kann sich von der langen Dauer dieser Ausbeutungen überzeugen, wenn man die ungeheure Masse von Schlacken betrachtet, die in der Nähe von Campiglia aufgehäuft sind, ein kleines Thal anfüllen und eine Reihe von Hügeln bilden.“ Pilla stieg in einen der Schachte hinab und entdeckte eine Höhle ähnlich der blauen Grotte von Capri, aber die blaue Farbe ist entschiedener als in der letztern, wo sie auf der optischen Wirkung des Meerwassers auf die Wände der Grotte beruht während in der Höhle von Campiglia die Stalaktiten, welche die Wände wie eine prächtige Draperie bekleiden, selbst blau sind. Auch

der Boden der Grotte theilt diese Verzierung: er ist mit Stalagmiten bedeckt, deren Oberfläche die merkwürdigsten Reliefs zeigt. Dieser feste Teppich, der mehrere Zoll Dicke hat, besteht aus schwefelsaurem Kupfer und Kupfererz, das mit einer Kiesel- und Gypspaste gemischt ist. Die blaue Farbe herrscht vor, geht aber an einigen Stellen unmerklich ins entschiedenste Grün über. Pilla berechnete die Zeit, welche zur Bildung dieser wichtigen Stalaktitenschichten durch die langsame Wirkung des Wassers erforderlich war, auf wenigstens 3000 Jahre, falls nicht elektromagnetische Strömungen dieselbe beschleunigten. (Revue de Paris vom 29 März.)

Notizen über englische Colonien.

Das Cap.

Auf der Reise des Gouverneurs trugen sich allerhand, mitunter sonderbare Dinge zu. Außer allerlei Glückwunschadressen erhielt er auch mehrere, die sich über das Herumschweifen der Fingos und andern Gesindels beschwerten, ein Uebel, dem gar nicht abzuhelfen scheint, wenn man nicht die Obergewalt der Weißen über die Farbigen bis zu einem gewissen Grade wieder herstellt. Eine Deputation von einem Theil der ausgewanderten Boeren sollte eingetroffen seyn, welche den Schutz der Regierung gegen ihre unruhigen Brüder in Anspruch nahm. Darüber konnte der Gouverneur nichts sagen, als sein Bedauern ausdrücken. Ein wahres Curiosum war, daß der Häuptling der Corannas sich über Adam Kock, den Häuptling der Griquas, beklagte, daß dieser ihm einen Theil seiner Ländereien genommen und an die ausgewanderten Boeren verkauft habe. Die Griquas — ein willkürlich angenommener Name für Bastardhottentotten — sind das Hauptwerkzeug, dessen sich die englische Regierung gegen die ausgewanderten Boeren bedient; man kann sich also denken, daß Hr. Goliath Yzerbeck, so heißt der Häuptling der Corannas, nicht eben gnädig aufgenommen wurde, denn der Gouverneur bedeutete ihm, er werde die Sache wo möglich durch die Missionäre vermitteln lassen, sie sollten aber, wenn sie sich nicht der Rache der Engländer aussetzen wollten, sich nicht beikommen lassen, Selbsthülfe zu suchen. Dagegen hatte Adam Kock eine geheime Conferenz mit Sr. Excellenz, von der nichts verlautete, die aber ohne Zweifel die Stellung der ausgewanderten Boeren zum Gegenstand hatte. — Diese Mittheilungen sind aus dem Zuid African (s. Colon. Gaz. vom 11 Jan.), welcher noch einige andere für uns minder verständliche Gegenstände enthält, namentlich Klagen der Bewohner des Districts von Cokesberg, die darauf hinauslaufen, daß man durch allerlei Manövres einigen wenigen englischen Colonisten die ersten Stellen im District zu verschaffen sucht, während man sich doch das Ansehen gibt, sie seyen aus freier Volkswahl hervorgegangen. Das Mißvergnügen sprach sich auf eine sehr laute und empfindliche Art aus.

Einem in Natal erscheinenden Blatt zufolge ist eine Deputation der Boeren von Pietermauritzburg nach der Delagoa-Bay gegangen und in Verbindung mit dem portugiesischen Gouverneur getreten, der ihnen Land im Innern abtrat, nebst dem Recht weiteres von den Wilden zu kaufen. Bereits soll sich ein Theil der Boeren dahin auf den Weg gemacht haben. Von einer Aussöhnung mit den Engländern ist also nicht die Rede.

Am Ende des vorigen Jahres machte der Gouverneur im gesetzgebenden Rath den Antrag, das bisherige allerdings mangelhafte Stempelgesetz zu ändern, und legte den Plan zu einem neuen vor. Der Antrag fand in der Presse, der englischen wie der holländischen, allgemeinen Widerspruch, namentlich fand man es, wie auch die Frontier Times ausdrücklich bemerken, ganz unbegreiflich, daß bei dem aufblühenden Stand der Finanzen der Colonie, welche, wie oben erwähnt, 20,000 Pfd. St. Ueberschuß ergab, ein solcher Plan vorgebracht werden könne. Ueberdieß ist auch der Stempel in einem dünn bevölkerten Lande, wo die Verbindung noch so schwer ist, ein sehr schlecht gewähltes Mittel, um Geld aufzubringen. Die Colon. Gaz. (vom 1 März) sagt, dieß sey ein Fall, wo die englische Regierung, wenn der Gouverneur auf seinem Plan beharre, ein Veto einlegen müsse. Wenn man nicht größere Unternehmungen gegen Kaffern und Boeren im Plan hat, so ist diese Abgabe auch ganz unbegreiflich. Am 6, 11 und 27 Januar fanden in der Capstadt öffentliche Versammlungen gegen die Erlassung der Stempelacte statt, in welcher sehr starke Beschlüsse gefaßt und dem Gouverneur vorgelegt wurden. (Nach der neuesten Colon. Gaz. vom 12 April hat der Gouverneur, Sir Peregrine Maitland, gewarnt durch die allgemeine Widersetzlichkeit, den Plan völlig aufgegeben.)

Der neue Vertrag, den wir im gestrigen Blatte erwähnten, scheint von Seite der Kaffern auf Hindernisse zu stoßen. Einige Häuptlinge, die man nach dem Victoria-Posten eingeladen hatte, kamen gar nicht, andere, welche kamen, z. B. der aus frühern Vorfällen wohl bekannte, auch von Th. Pringle ungemein gepriesene Macomo, hörten die Vorlesung mit Aufmerksamkeit an, weigerten sich aber denselben zu unterzeichnen. Eine Abtheilung von 1000 Kaffern, welche sich während der Conferenz um den Posten her sammelte, mußte mit Waffengewalt auseinander getrieben werden. Die Gaikahäuptlinge erklärten, sie seyen mit dem alten Vertrag vollkommen zufrieden; wenn man nur diesen ausführen wolle, so würden wenige oder keine Räubereien vorfallen. So wenigstens melden die Cape Frontier Times vom 2 Jan.)

Miscellen.

Der Reisende Hartweg, welcher schon, so viel wir wissen, seit mehrern Jahren in Auftrag der Londoner Gartenbaugesellschaft reiste, wird jetzt abermals von ihr nach dem westlichen Amerika geschickt. Er soll Californien bereisen und von da aus weiter nordwärts an der Küste vordringen. Man verspricht sich für den europäischen Gartenbau viel von dieser Reise, da die Pflanzen Californiens in den europäischen Gärten noch immer sehr wenig bekannt sind. (Echo du Monde Savant vom 13 April.)

Ein neuer Pantograph. Der französischen Akademie ist ein neuer Pantograph von einem Hrn. Pawlowicz vorgelegt und dieser in einem Bericht von Hrn. Mathieu sehr günstig beurtheilt worden. Wir können uns nicht auf eine Schilderung desselben einlassen, da sie zu sehr in mechanische Details geht, aber die Leistungen haben bisher sehr günstig dafür gesprochen. Man besitzt zwei gravirte Reductionen einer Karte von Frankreich, die eine nur einen Quadratdecimetre groß, die andere noch viermal kleiner, die zugleich mit dem großen Pantographen auf Kupferplatten gezeichnet wurden, die man mit Scheidewasser präparirt hatte. Die Details sind trotz der kleinen Dimension der beiden Karten mit einer großen Treue wiedergegeben. (Ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 116.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 April 1845.

Die Tibbus.

(Nach dem Englischen des J. Bradshaw: Reisen in Tripolis, Fezzan und den Nachbarlanden.)

Die gefürchteten Stämme der Tibbus hausen im Belad el Dscherid und in den östlichen Bezirken der Sahara, wo sie hinter Felsen und Sandhügeln auf Beute lauern. Im Norden ist das Land Barka im Besitze von Arabern verschiedenen Stammes; die benachbarte Oasenreihe wird von fleißigen, der Viehzucht obliegenden Berbern bewohnt. Im Süden streifen die Wulad Ali, die Beni Hassan, Dogani, die El-Assala, die Salamat und andere Beduinenstämme umher, und in ihrer Nachbarschaft, häufig in Fehde mit ihnen wohnen die Mischlingsstämme der Lawata und Berdawa. Die mittlere Gegend gehört den Tibbus, die ebenfalls in eine große Anzahl von Stämmen zerfallen.

Die Zahl derselben ist dreizehn, unter welchen folgende die wichtigern sind: die Tibbus von Bilma zwischen Fezzan und der kleinen Oase Agadem; ihr Scheich residirt in der kleinen Stadt Bilma, welche durch zwei Salzseen in ihrer Nähe von Bedeutung ist; das hier in großer Masse gewonnene Salz wird nach Nigritien ausgeführt. Die Tibbus von Gonda sind berüchtigte Räuber, die den Karawanen von Fezzan nach Bornu auflauern. Diese Tibbus, deren Häuptling den Namen Minathar führt, besitzen einige Tausend Kamele, auf deren Zucht sie große Sorgfalt verwenden; seit einiger Zeit haben sie angefangen, sich auch mit Gewerben und Handel zu befassen, denn diese Tibbus sind wohlhabende Leute und ihr Stamm ist sehr zahlreich. Daß sie sich jetzt auch auf den Handel legen, ist eine Folge des lebhaften Verkehrs, in welchem sie mit den Kaufleuten von Tripoli, Mesurata, Murzuk, Germa und Gadames stehen. Südlich von ihnen hausen die Tibbus von Traita, östlich die von Borgu; in den Sandsteinhöhlen der Berge von Tibesti leben die Tibbus von Reschade, die als verwegene Räuber bekannt sind und mit Thierfellen, Gummi und Straußenfedern Handel treiben.

Auf dem Wege nach Kisbe fanden unsere Pferde und Kamele etwas Gras, sonst ist alles dürr und öde, und hinter glühenden Sandhügeln geht die Sonne unter. Kisbe besuchen die Karawanen von Fezzan und Tunis, und man zahlt daselbst dem Scheich der Tibbus eine Abgabe für die Erlaubniß, sein Gebiet zu durchziehen. Seine barbarische Hoheit empfingen von uns einen Burnus von Scharlachfarbe, für welche Aufmerksamkeit uns sicheres Geleit zugesichert wurde. Des Abends tanzten Tibbus vor unsern Zelten, und nach ihnen sieben Paar Sklaven und Sklavinnen aus Sudan.

Von Kisbe gelangten wir nach Tigema, dessen Bewohner größtentheils reisende Kaufleute sind, welche mit allerlei Handelsartikeln Murzuk und Bornu besuchen; nur vier Monate im Jahre sind sie zu Hause bei ihren Familien; es sind muntere, frohsinnige, dem Gesang und Tanz ergebene Menschen; ein Wadi bei Tigema bringt Datteln und Gras im Ueberfluß hervor, und auf dem benachbarten Salzsee hausen viele wilde Vögel, auf welche die Tibbus Jagd machen: nur die Kibitze verspeisen sie nicht, denn sie halten das Fleisch derselben für unrein und schädlich, Hundefleisch dagegen essen die herumziehenden Tibbus, wie mich mein Führer versicherte.

Nach einem kurzen Marsch gelangten wir nach Aligt, dessen Bewohner uns mit Musik entgegenkamen. Etwa fünfzig Schritte von den Pferden fielen sie ganz in orientalischer Weise auf die Knie, priesen Gott ob unserer glücklichen Ankunft, sangen dann ein beliebtes Volkslied, während andere jubelten und trommelten, was stets bei freudigen Gelegenheiten statt findet. Als wir unter einigen Kalebassenbäumen, die hier in Menge sind, ausruhten, hatten wir einen für uns neuen und erfreulichen Anblick — eine Heerde schöner Rinder; schon der Gedanke, daß wir nun wieder in einer Gegend waren, wo es Fleisch und Weideplätze gab, war beruhigend und tröstend. In dem benachbarten Dorfe Dirke wurden wir mit Nüssen und Käse bewirthet, der einen angenehmen Geschmack hatte, aber so hart war, daß wir ihn mit Wasser erweichen mußten, ehe wir ihn essen konnten; in der Nähe der meisten dieser den Tibbus gehörigen Ortschaften ist die Oberfläche des Bodens mit Salz geschwängert. Die meisten Männer von Dirke waren nach verschiedenen Richtungen ausgezo-

gen, um Datteln und andere Lebensmittel einzukaufen. Den Speer wissen die Tibbus trefflich zu handhaben; ein sechzigjähriger Mann traf einen Baum zweimal in einer Entfernung von 20 Yards; ein anderer, der jung und kräftig war, warf den Speer 80 Yards weit; alle Tibbus, die zu Fuß reisen, haben zwei Speere; das Schwert, welches sie führen, hat eine eigenthümliche Form, und wird von ihnen Hugamunga genannt.

Glücklich hatten wir Bilma erreicht, die eigentliche Hauptstadt der Tibbus. Mit fünfzig Bewaffneten und hundert Frauen war uns der Scheik zur freundlichen Begrüßung entgegen gekommen. Man schwang unter Jauchzen die Speere in der Luft, wie im Triumph zogen wir in Bilma ein, die phantastisch geputzten Weiber tanzten voran, schreiend und singend in seltsamen Weisen; einige derselben konnte man schön nennen, die regelmäßigen Zähne, weiß wie Perlen, stachen sehr ab gegen die dunkle Hautfarbe; auf beiden Seiten des Angesichts hängen die Haarflechten herab, und die Wohlhabenden tragen Halsbänder von Bernstein-Corallen in der Nase und sind mit Fächern versehen, wie europäische Koketten. Bei unserer Ankunft in Bilma hielten wir im Schatten eines großen Baumes, bis die für uns bestimmten Zelte aufgeschlagen waren. Zu unserer Unterhaltung tanzten die Frauen mit großer Lust und, wie uns der Neffe des Scheich versicherte, auch mit großer Kunst; dazu erklang ein Instrument, welches aus einem Kürbis besteht, der mit einer Ziegenhaut überspannt ist.

Die Salzseen von Bilma sind weit und breit berühmt; das reine, krystallisirte Salz wird in Körben zum Verkauf ausgestellt; zwei der Seen sind besonders ergiebig und liefern ein vorzüglich schönes Product; nach Bornu und Sudan wird damit ein starker Handel getrieben, eine gröbere Sorte bringt man in harten Stücken zum Verkauf, sie sind sehr gesucht und im Lande der Neger kostet ein Stück, welches 12 Pfd. wiegt, vier Dollars. Die Tuariks holen alles Salz, das sie brauchen, aus den Wadis der Tibbus; sie sollen in manchen Jahren 20,000 Säcke fortgeschafft haben; sie bezahlen es nicht, sondern rauben das Salz. Es ist sehr hart, sagte ein Tibbu zu mir, uns zu bestehlen, nicht bloß zu eigenem Gebrauch, sondern auch zum Handel und uns den Preis im Sudan zu verderben. Man hätte ihm mit den Worten der Schrift antworten können: mit welchem Maaße ihr messet, mit demselben soll auch euch gemessen werden; denn wer von beiden die ärgeren Räuber sind, die Tuariks oder die Tibbus, ist nicht leicht zu sagen.

In der Nähe von Bilma ist eine Quelle mit schönem, klarem Wasser, und auf dreihundert Ellen umher ist der Boden mit frischem Grase bedeckt. Sobald man diese kleine, liebliche Oase hinter sich hat, hört alle Vegetation auf, und man ist wieder in einer Wüste, die zu durchreisen man dreizehn Tage nöthig hat.

Die weißen Einwohner Australiens.

(Fortsetzung.)

Das Gesetz stellt die Emancipisten in politischer Beziehung dem freien Manne gleich, und erwägt man, daß die Deportation nicht bloß die Bestrafung des Verbrechers, sondern auch seine moralische Besserung zum Zweck habe, so erscheint es unerläßlich, daß diesem nach überstandener Strafzeit die Mittel geboten werden, einen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft wieder einnehmen zu können. Von diesem Grundsatze ausgehend, haben manche Gouverneure die Classe der Emancipisten besonders begünstigt, und sich bemüht, sie mit den freien Ansiedlern zu amalgamiren, andere überlassen es der Zeit, diese schwierige Aufgabe zu lösen, oder vielmehr dem Publicum, den rechten Weg einzuschlagen. Der gesunde Sinn der gebildeten Classe hat auch hierin die richtige Mitte getroffen, und benimmt sich den Emancipisten gegenüber auf eine Weise, die den menschlichen Absichten des Gesetzes genügt, ohne den gewohnten Begriffen von Sittlichkeit Abbruch zu thun. Das gebildete Publicum erwägt, was das Gesetz nicht thut, die Natur des Vergehens, den frühern Charakter des Emancipisten, und macht hiernach eine Unterscheidung zwischen dem Falschmünzer und dem, der seinen Gegner im Duell erschossen, zwischen dem muthwilligen Bankerottirer und dem politischen Schwärmer. Es erfreuen sich daher manche Emancipisten der allgemeinen Achtung, während andere kein größeres Vertrauen als vor ihrer Emancipation genießen. Es ist ein erfreuliches Zeichen von dem tief eingewurzelten Sittlichkeitsgefühl, daß selbst materielle Interessen, die hier noch mehr wie in der alten Welt ein großes Gewicht haben, in dieser Beziehung die öffentliche Meinung nicht zu bestechen vermögen. So begegnete man in den Straßen von Launceston einem Emancipisten, der die bedeutendsten Viehheerden in der Colonie, große Ländereien und Capitalien besaß, deren Werth man auf 150,000 Pf. St. schätzte, mit dem aber kein anständiger Mann Umgang pflegte. Aber selbst jene bessere Classe der Emancipisten trifft man selten in den vertrauten Kreisen der freien Familien an, ihr eigenes Gefühl hält sie von jeder Intimität der Art entfernt, und sie ziehen es selbst vor, mit Personen ihres Gleichen umzugehen. Auf die Kinder aber trägt die öffentliche Meinung den Makel nicht über, der an ihren Eltern haftet, und wenn sie sonst nur die Eigenschaften besitzen sich Achtung zu erwerben, so fragt man nach dem Stammbaum nicht. Man findet daher in den besten Gesellschaften Männer und Frauen, deren Väter als Sträflinge in die Colonie gekommen; sie werden vom Gouverneur zur Tafel geladen und verschwägern sich mit den Familien der wohlhabendsten Kaufleute, der höhern Beamten und Militärpersonen. Man muß daher in den Strafcolonien, mehr noch wie in den Gesellschaften der alten Welt auf seiner Hut seyn, um nicht Anstoß zu geben; am gerathensten ist es aber, in größern Kreisen über Deportation und was sonst in dieß Gebiet gehört, ganz zu schweigen.

Die Masse der Emancipisten gehört jedoch, wie leicht be-

greiflich, den niedern Ständen der Gesellschaft an, sie sind Tagelöhner, Handwerker, Gast- und Schenkwirthe, viele betreiben auch Landwirthschaft und Viehzucht. Diese finden in den Familien der freien Einwanderer der geringern Classe leicht Eingang, denn vermöge ihrer Localkenntniß und vielen Erfahrung wissen sie sich diesen sehr nützlich zu machen, und da diese Art Leute in der Regel eine gewisse Energie des Charakters besitzen, so erlangen sie bald ein Uebergewicht, das sie nicht immer mit Mäßigung zu benutzen wissen.

Fragt man nach dem allgemeinen sittlichen Zustand, so zeigen sich dieselben Verhältnisse, wie in der Gesellschaft der civilisirten Welt überhaupt; er ist am erfreulichsten in der gebildeten Mittelclasse, aber sehr mangelhaft in den niedern, unwissenden Ständen. Ob letztere in Folge ihrer Berührung mit Sträflingen in der Colonie ausarten, wie man dieß oft behaupten hört, will ich dahin gestellt seyn lassen; mir sind von freien Eingewanderten der dienenden Classe Handlungen bekannt, die sie auf der Ueberfahrt nach der Colonie begangen, deren sich mancher Sträfling schämen würde. Auch hierüber herrschen in England sowohl als auf dem Continente sehr irrige Meinungen und ich glaube behaupten zu dürfen, daß nicht nur in Beziehung auf die materielle Sicherheit der Person und des Eigenthums, sondern auch in dem tiefern Sinne für Recht und Sittlichkeit das dortige Publicum keinen Vergleich zu scheuen braucht — zu diesem Publicum aber gehören eben so wenig die deportirten Verbrecher, als die Sträflinge in den Arbeitshäusern in Brandenburg und Schweidnitz zu den Einwohnern dieser Städte gezählt werden dürfen.

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem innern Columbien.

La Plata und seine Umgebungen.

(Nach Hamiltons Erinnerung an Columbien.)

Der reißende Paisfluß entspringt auf dem Paramo der Sierra Dientla, wo sich ein schöner Indianerstamm aufhält, der nur wenig spanisch versteht. Nachdem wir bei Domingo Arias nochmals den Magdalena passirt hatten, mußten wir beträchtlich aufwärts steigen und das Klima begann kälter zu werden. Die Gegend, die gebirgig und mit schönen Waldungen wohl bewachsen ist, bekommt ein frisches, romantisches Ansehen. Dr. Barrero, unser Wegweiser, fand seine Lust daran, uns heute in der Irre umherzuführen, über furchtbare Abgründe, wo wir bei einem einzigen Fehltritt unsers Maulthieres einen Sturz zu einer Tiefe hinab gethan haben würden, der uns unvermeidlich hätte zerschmettern müssen. Zuweilen mußte ich die Augen schließen, weil ich nicht ohne schwindlig zu werden in die ungeheuern Klüfte, die sich zur Rechten und Linken neben mir öffneten, blicken konnte. Der Doctor nannte diesen Weg scherzweise: el camino Real de los Godos, „die königliche Prachtstraße der Gothen.“ Sie können hier sehen, fügte er bei, was die Herren Spanier bei uns für Wasser- und Straßenbau gethan haben!

Um sein Versehen einigermaßen wieder gut zu machen, schoß er für uns einen großen wohlgenährten wilden Truthahn. Es war in der That ein ergötzliches unvergleichliches Schauspiel den Doctor unter den Büschen wegkriechen zu sehen, um den Truthahn zu überlisten, der, ungeachtet Freund Barrero's alte französische Flinte wenigstens zehnmal versagte, dennoch ruhig auf seinem Baume sitzen blieb.

Zwischen fünf und sechs Uhr des Nachmittags kamen wir an eine Maierei, Namens Monteleone, die sehr hübsch auf einem vorspringenden Hügel liegt, von dem man eine herrliche Aussicht in ein weites Thal hat. Der Besitzer, ein Mann von würdevollem Aeußern, erzählte mir, daß er erst vor einigen Monaten wieder auf sein Gut zurückgekehrt sey, nachdem er sich wegen der Spanier, die ihn aller seiner Habe beraubt und von seinem Hause sogar Thüren und Fenster weggenommen hatten, acht Jahre lang entfernt habe halten müssen. Seine Frau schien eine sehr thätige Wirthschafterin zu seyn, und seine zwei Töchter, beide noch nicht zwanzig Jahre alt, waren sehr schöne Mädchen.

Der wilde Truthahn, mit Reis gekocht, und einige Gläser starken Punsches versetzten den Doctor in die beste Stimmung. Der Koch hatte Befehl ihm alle Morgen, zur Erwärmung seines Magens, eine Flasche voll Jamaicarum zu geben.

Wir hörten heute zum erstenmal die Stimmen der Micos oder kleinen Meerkatzen, die aber hinter so dichtem Laube saßen, daß wir sie nicht zu sehen bekamen. Diese Thierchen sind sehr schlau und listig, vorzüglich wenn es darauf ankommt, Cacaoplantagen, Pisang, Reisfelder und Obstbäume zu plündern; sie stellen dann Posten auf den Bäumen aus, die, sobald sich ein Feind naht, Lärm machen müssen. Der Doctor versicherte mich, er habe gesehen, daß diese Wachen gezüchtigt worden seyen, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht gehörig gethan hätten. Einige dieser Micos hatten sich, wie uns unser Wirth erzählte, kürzlich an ein Reisfeld geschlichen und den Arbeitern ihr ganzes Mittagessen, das sie unter Büschen verborgen hatten, gestohlen.

Das Vieh in diesen Berggegenden ist größer und schöner als in den Ebenen, was vielleicht mit darin seinen Grund hat, daß es hier, wo es weniger von Fliegen und andern Insecten geplagt wird, ruhiger und ungestörter grasen kann. Es werden hier auch Esel zur Zucht der Maulthiere gehalten, die von dem Mais, mit dem man sie füttert, sehr groß und stark werden. Um die Condors und Geyer zu verscheuchen, hängt man den Kälbern und Schafen Halsbänder von großen inländischen Muscheln um, die durch ihr Zusammenschlagen ein beständiges Geräusch verursachen. Die Gutsbesitzer bestreichen, um diese Raubvögel zu tödten, das Fleisch todter Schafe mit Cucanagift.

Am folgenden Morgen reisten wir bei guter Zeit von hier ab. Ich ritt, weil der englische Sattel, dessen ich mich statt des hier zu Lande gewöhnlichen zu bedienen pflegte, meine beiden Maulthiere auf dem Rücken wund gerieben hatte, des Doctors graues Pferd. Die englischen Sättel sind am obern Theil für Maulthiere zu weit und verletzen ihre Haut durch die hiedurch verursachte beständige Reibung. Die Maulthiertreiber wuschen die wunden Stellen mit einem Gemisch von Branntwein und gelinder Seife. Dabei sangen sie ein altspanisches Volksliedchen von allerliebster Melodie; einer der Arrieros bemerkte mir: die Lieder der Herren Spanier sind schön und gut, aber ihre Thaten, besonders hier zu Lande, sind nicht zu rühmen!

Wir frühstückten in dem vier Leguas von Monteleone entfernten kleinen indianischen Dorf Pyrcole. Ehe wir dieses Dorf erreichten, kamen wir über einen sehr steilen Berg, auf dessen Gipfel eine kleine Ebene ist, von welcher man eine entzückende Aussicht in ein fruchtbares Thal hat, durch welches der Pais raschen, ungestümen Laufes hinströmt;

rechts erblickt man in einiger Entfernung das indianische Dorf Carnecería (das Schlachthaus), dem die Spanier diesen Namen gegeben haben, weil hier vor etwa hundert und vierzig Jahren eine große Menge ihrer Leute von den Ardekasindianern gefangen genommen und getödtet wurden. Diese Gefangenen hatten die Indianer bei einem Angriff auf die Stadt La Plata gemacht, die sie damals einnahmen und ganz niederbrannten.

Von Pyrcole nach La Plata rechnet man noch vier und eine halbe Legua. Auf dem Wege dahin kamen wir durch eine schöne Alpengegend; das Thal La Plata selbst ist paradiesisch schön und hat ein vortreffliches Klima; der Thermometer steigt in der Regel das ganze Jahr hindurch nicht über 70°. Der kleine La Platafluß, der sich durch dasselbe windet, hat ganz das Ansehen eines Forellenflusses in Südwales.

Auf diesem Wege kamen wir auch über eine durch starke Rindviehzucht ausgezeichnete Hacienda (gutsherrliche Besitzung), die dem Bruder unseres Dr. Barrero gehörte, welcher Postmeister in La Plata war und sich damals auf einer Reise nach Neyva befand.

In den Wäldern dieser Gebirge werden zuweilen milchweiße Rehe geschossen; zwei ganz zahme hatte man vor einigen Monaten dem Gouverneur von Popayan zum Geschenk gesandt.

Der Stadt La Plata gerade gegenüber gingen wir über eine seltsam gebaute, aus einem einzigen Bogen bestehende Brücke von Bambusrohr, unter welcher der La Platafluß durch große Felsen und Steinmassen schäumend hinbraust. Die Seiten dieser Brücke bildeten fast einen spitzen Winkel und waren so steil, daß man, um das Auf- und Absteigen zu erleichtern, Querstöcke von Bambusrohr in geringer Entfernung von einander angebracht hatte, auf die man, um nicht auszugleiten, die Füße setzt. Ueber diese Brücke soll Obrist Macintosh bei einem Angriff, den er auf die Spanier, die in La Plata standen, machte, mit seinem Pferde in vollem Laufe gesprengt seyn. Betrachtet man die Brücke, so sollte man nicht glauben, daß es möglich sey, doch wurde es mir von dem Doctor und mehrern Einwohnern für gewiß versichert. Ich für meinen Theil hatte schon Mühe genug zu Fuße hinüber zu kommen. Wäre die leichtgebaute Brücke gebrochen, so würde der Obrist unfehlbar durch den Sturz in den Abgrund unter ihr zerschmettert worden seyn. Unsere Maulthiere durchschwammen den Fluß etwas unterhalb der Stadt.

Dr. Barrero bezeigte uns aufs freundschaftlichste seine Theilnahme wegen unserer glücklichen Ankunft in seinem Geburtsorte. Sein Vater, der, wie ich bereits erwähnt habe, ein Spanier war, hatte sich, nachdem er einige Jahre als Officier in spanischen Diensten gestanden, mit seiner Familie in La Plata niedergelassen. Hier hatte er ein ansehnliches Vermögen gesammelt und als er starb seinen Kindern, außer beträchtlichen Ländereien, achtzigtausend Dollars hinterlassen. Von seinem Erbtheil hatte der Doctor bei seiner großmüthigen Weise zu hausen und zu handeln, schon vieles aufgeopfert, wiewohl er noch immer ansehnliche Güter und Grundstücke besaß.

Unser Quartier in La Plata war sehr nett eingerichtet und mit Gärten voll mannichfaltiger schöner Blumen umgeben; die Orangenbäume prangten mit den herrlichsten Früchten und unmittelbar vor unsern Fenstern hatten wir blühende Pflanzen, welche die lieblichsten Düfte spendeten. Herrliche Vögel und Schmetterlinge umflatterten uns, wir schwelgten im Anblick, im Genusse dieses prachtvollen Tropenlandes.

Früh des Morgens standen wir auf und badeten in dem La Plata, dessen Wasser sehr erfrischend und fast zu kalt zum Baden war. Welche Erquickung war dieß für uns, nachdem wir fast einen Monat lang beständig die drückende Hitze in den Ebenen und Dörfern am Ufer des Magdalena empfunden hatten. Nach dem Bade ruhten wir eine Stunde und machten dann einen Ausflug in die nächsten Umgebungen, die reich sind an malerisch romantischen Partien.

Am La Plata werden Reis, Mais, Cacao, Pisang und in den benachbarten Berggegenden Weizen, Gerste, Pataten, Gemüse und mancherlei andere europäische Producte gebaut. Die Zahl der indianischen Einwohner ist in diesem Theil des Gebirgs sehr beträchtlich. Unser Doctor sandte in der Nacht Leute auf den Fang des Pisco negro aus, einer schwarzen Fischart, die dort ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen in demselben Ansehen steht, wie in Europa die Forelle.

Am nächsten Morgen langte eine große Menge von Fischen aus dem La Plata bei uns an, und gegen Mittag schickte uns der gütige Doctor wieder neue Vorräthe von Fischen, Geflügel, Küchengewächsen, Früchten und Blumen. Es war mir unangenehm, daß er bei dieser steten Aufmerksamkeit, mit der er für alle unsere Bedürfnisse sorgte, durchaus nicht zugab, daß ich irgend etwas bezahlte; das einzige, was ich ihm, als ich La Plata verließ, zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit geben konnte, waren ein Duzend Flaschen alten Jamaicarums. Die Vorräthe, besonders an Geflügel, die uns der Doctor schickte, waren uns sehr nothwendig, da wir von La Plata fünf Tage lang über die Anden reisen mußten, wo wir fast gar nichts zu kaufen bekommen konnten.

Der Doctor hatte in La Plata ganz das Ansehen eines kleinen Königs, und es war erfreulich zu beobachten, mit welcher Bereitwilligkeit sich die niedere Volksclasse bemühte, allen seinen Wünschen zuvorzukommen. Des Morgens besuchte uns der Priester, der ein munterer Mann von einnehmendem Aeußern war und — was uns in dieser Gegend auffiel — nie rauchte. Zu Mittag wurde hoch gelebt und aus einem großen Paßglase voll Punsch auf das Wohl La Plata's und der Familie Barrero getrunken, worüber der Doctor so erfreut war, daß er uns im Vollgefühl seines Herzens umarmte. Nach dem Mittagessen war die Tafel mit allerlei köstlichen Früchten besetzt, mit Ananas, Granadinos, Chirimoyas und einer mir unbekannten, welche die Größe einer Citrone und einen lieblich säuerlichen Geschmack hatte. Cade und ich wären gern noch eine Woche in La Plata geblieben, wenn uns nicht die herannahende nasse Jahreszeit zur Eile genöthigt hätte.

(Schluß folgt.)

Vermeintliche Abnahme des sibirischen Winters. Im Kaukasus, in Orenburg u. s. w. ist es Volksglaube, daß die Russen, seit sie im Lande sind, einen kältern Winter mitgebracht hätten; die russischen Gelehrten scheinen diesen Wahn zerstören zu wollen und behaupten nun ihrerseits, der russische Winter nehme an Strenge und Dauer ab. So meldet das Londoner Athenäum (12 April), die russische Akademie habe so eben eine Reihe Thatsachen über die Winter Ostsibiriens bekannt gemacht, welche die allmähliche Abnahme der Winterstrenge beweisen sollen. Es wird darin z. B. angegeben, daß das Phänomen des Gefrierens des Quecksilbers, das vor 1820 manchmal drei Tage anhielt, fortdauernd seltener geworden sey, bis man es in den letzten Jahren nur noch in den kältesten Nächten beobachtet habe; in neuester Zeit sey es gar nicht mehr vorgekommen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 117.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 April 1845.

Der Reisbau im Mantuanischen.

(Nach Eug. Briffaut. Revue de Paris. 27 März.)

Wenn man die Stadt Mantua durchwandert hat, wo Virgil verehrt wird, wie anderswo ein Heiliger, wenn man die Piazza Virgiliana gesehen, die aus einem Sumpfe ein mit schönen Gebäuden verzierter Platz geworden ist, auf dem hohe Alleen das Denkmal des Dichters umgeben, so verläßt man die Stadt in der Richtung des Mincio. Dieser Fluß hält einen Augenblick inne in seinem Lauf, um sich mit den Gewässern des dreifachen Sees zu vermengen, der die Befestigungen von Mantua umgibt, und ergießt sich 15 Miglien von da in den Po, welcher hier sehr breit zu werden anfängt. Hier beginnt das System der mächtigen Deiche, welche den Lauf des Flusses bis ans adriatische Meer einschließen: sie bilden eine hohe, doppelte Böschung, auf deren Kamm die Straße läuft, wie auf dem Dammweg einer Eisenbahn. Rechts ist der Strom, links ein weites, niedriges Thal, welches sich gegen das venetianische Gebiet hin erstreckt. Der Boden ist fast ganz zur Reiscultur hergerichtet, und nur am Saume bemerkt man noch den mannichfaltigen, sonst dem Lande eigenthümlichen Anbau. Jedes Feld ist von dem andern durch eine Reihe Weiden oder Pappeln getrennt, durch welche sich die Weinreben guirlandenartig schlingen; die Casinen bezeichnen die verschiedenen Besitzungen, deren jede Mais, Wein, Holz, Viehfutter und Gemüse für die Familie in hinreichender Menge erzeugt. Vor der heitern Wohnung ist eine Art Tenne mit fest geschlagenem Boden, auf der Geflügel in großer Menge gezogen wird. Abgesehen von einer gewissen Nachlässigkeit, von der nichts das träge Italien heilen kann, bietet das Land allenthalben Zeichen von Wohlhabenheit, und keineswegs den dürren Anblick der südwärts liegenden Campagnen. Die Reisfelder sind fast alle tief gelegen, weil sie einen fruchtbaren Boden brauchen und leicht müssen bewässert werden können. Die erste Nothwendigkeit eines Reisfeldes ist, daß man es in große viereckige Stücke theilt, die so ausgetieft sind, daß sie mit Leichtigkeit das Wasser aus den sie umgebenden Canälen aufnehmen können, der Boden muß in einer Art geneigt seyn, die mit der Wasserhöhe im Verhältniß steht, so daß man die Felder je nach dem Bedürfniß bewässern oder trocken legen kann. Diese Einrichtungen müssen kundigen und gewandten Händen überlassen werden, und erfordern bedeutenden Aufwand.

Vier Miglien von Ostiglia, einem am linken Ufer des Po gelegenen Flecken, liegt die schönste Reisplantage im Mantuanischen, Cardinala genannt, welche lange Zeit dem reichen Mailänder Marchese Bevilacqua gehörte. Die Cardinala gilt als ein Muster in einem Lande, das sich rühmt die fruchtbarsten Reisfelder der Welt zu besitzen. Cardinala nimmt einen länglicht runden Raum ein, die Allee, welche sie der Länge nach durchzieht, ist etwa dritthalb Stunden lang, und die Breite der Plantage beträgt etwa anderthalb Stunden. Das ganze Gut ist von einem tiefen, sechs bis sieben Metres breiten Fluß umgeben, der mit Bäumen besetzt ist. Dieser Fluß speist die innern Canäle, welche sich in verschiedenen Richtungen verzweigen, und die Bewässerung ist so vollständig und einfach eingerichtet, daß eine Kinderhand das Wasser ein- und ablassen kann. Der Wirthschaftsgebäude sind sechs an der Zahl: drei davon, welche vorwärts vor dem Hauptgebäude stehen, haben große mit Backsteinen gepflasterte Tennen. Das vierte heißt die Boveria, und hier befindet sich die Razza delle cavalle, deren Bestimmung wir später näher bezeichnen werden. Zwei Mühlen, die eine an der Reisplantage selbst, die andere am Po erbaut, dienen, um den Reis zu enthülsen. Die Erzeugnisse der großen Reispflanzung bestehen aus Reis, Holz, Viehfutter und Binsen, welche sich ungemein nützlich bei der Bewirthschaftung zeigen; im Winter kommt noch der Fischfang und die Jagd auf Sumpfwild dazu, und die Geflügelzucht bildet gleichfalls ein nicht unbedeutendes Nebeneinkommen. Der Abfall der Ernte dient zur Mästung einer großen Anzahl Schweine, und dazu kommt noch der Verkauf der Füllen und die Arbeit der Razza auf den benachbarten Weiden. Das Arbeiterpersonal der Cardinala besteht aus zwei Rizari und einem Gastaldo*) oder Oberaufseher,

*) Das Wort ist bekanntlich deutschen Ursprungs und schon in den altlongobardischen Gesetzen üblich.

der alle Geschäfte leitet. Nach seinen Befehlen beaufsichtigen die beiden Rizari die ihnen zugewiesenen Theile. Der Cavallaro besorgt die Razza, und die beiden Piloten endlich die Reismühlen (pila). Der Rizaro ist in der Ausübung seiner Functionen mit einer langen am Ende mit eiserner Spitze versehenen Stange ausgerüstet, der Gastaldo, obwohl wie die Landleute gekleidet, trägt einen Rohrstock, der Cavalaro hat als Auszeichnung einen ungeheuren Hut, ähnlich dem spanischen Sombrero, einen weiten blauen Mantel, hohe Stiefel und am rechten Fersen einen mächtigen, wahrhaft rittermäßigen Sporn; er führt seine Pferde mit einer langen Stange, und hält sich stets hinter der Truppe.

(Fortsetzung folgt.)

Die weißen Einwohner Australiens.

(Schluß.)

Die Bevölkerung hat sich nicht bloß durch Einwanderungen aus Europa vermehrt, sondern auch in sich selbst, durch die Geburten in der Colonie, und es wird nicht uninteressant seyn, diese „weißen Eingebornen" kennen zu lernen. In ihrer Körperbildung zeichnen sie sich durch einen schlanken, hohen Wuchs und dünne Gliedmaßen aus, sie sind meist blond und von zarter, fast kränklicher Gesichtsfarbe; ihre Züge sind wenig belebt. Im zartesten Alter sind die Kinder blühend und frisch, aber sie schießen schnell empor, verlieren die gesunde Gesichtsfarbe und entwickeln sich frühzeitig. Die Mädchen werden ihren europäischen Müttern in der Regelmäßigkeit der Züge und Fülle der Formen nicht ähnlich, sie sind zart gebaut und weniger hübsch als angenehm. Man nennt scherzweise diese Kinder Korn-Stalks, weil sie wie Kornstengel dünn und hoch aufgeschossen sind. Es ist die Frage, worin die Ursache dieser Ausartung des englischen Blutes zu suchen sey, denn in Beziehung auf die äußere Erscheinung hält der „Eingeborne" mit seinen Stammeltern keinen Vergleich aus. Die klimatischen Verhältnisse scheinen der physischen Entwicklung günstig, wie denn auch die aus Europa eingeführten Thierarten sehr gut gedeihen, allein auch bei ihnen zeigt sich nach wenigen Generationen die Disposition zu vorzeitiger Reife, was immer auf Kosten der Kraft und der Fülle des Individuums geschieht, sollte etwas Analoges auch bei den Menschen stattfinden? Andere sind der Meinung, die Diät trage viel dazu bei, der zu reichliche Genuß animalischer Speisen, sowie des Thees, und die frühzeitige Angewöhnung spirituöser Getränke. Wie dem auch sey, so ist es allerdings gegründet, daß der Verbrauch von Fleisch, Thee, Zucker und spirituösen Getränken in den australischen Colonien im Verhältniß größer ist als in irgend einem Theile der Welt, indem selbst Kinder drei oder viermal täglich Fleisch und Thee genießen.

Durch eigenthümliche Zustände begünstigt, entwickeln sich bei der Jugend frühzeitig schon die charakteristischen Eigenschaften des Colonisten, Selbständigkeit, Unerschrockenheit und unermüdliche Thätigkeit. Knaben von 9 bis 10 Jahren besteigen muthige Pferde, und suchen allein durch Wald und Gebüsch nach den Heerden ihrer Eltern, nach ein paar Jahren theilen sie schon die Strapatzen des Ansiedlers und sehnen sich bald nach eigenen Unternehmungen. Bei diesem so frühzeitig schon auf das Praktische gerichteten Sinn geht ihnen freilich jene harmlose kindliche Zeit verloren, auf die wir in spätern Jahren noch so gern zurückblicken, ihr Verstand reift auf Kosten des Herzens. Dieselbe Erscheinung wird in den amerikanischen Freistaaten wahrgenommen, der Sohn übertrifft den Vater in kaufmännischer Vorsicht und Berechnung, wovon folgende Anekdote, die irgend ein Reisender erzählt, ein Beispiel liefert. Ein Kaufmann auf dem Lande wird von einem seiner Freunde besucht, welcher auf der Durchreise nach der fernen Hauptstadt begriffen ist. Der Wirth ruft sein kleines Söhnchen herbei und sagt ihm, es möchte dem Freunde den Dollar geben, welchen es sich gesammelt, um eine Angelruthe anzuschaffen, derselbe werde ihm dafür eine solche aus der Hauptstadt mitbringen. Hierauf erwiedert der Kleine: I guess, Papa, es wäre besser, wenn mir der Herr erst die Angelruthe brächte, dann werde ich ihm das Geld geben, denn wie leicht könnte er sie auf der Reise zerbrechen oder verlieren. Der Papa blickte seinen Freund triumphirend an, und jener beneidete ihn wahrscheinlich um den hoffnungsvollen Sohn.

Weniger schroff, aber doch immer unkindlich war das Benehmen eines kaum fünfjährigen Kindes, das ich in dem Arbeitszimmer des Vaters, den ich besuchte, allein fand, und mit dem ich mich, dessen Rückkunft abwartend, in ein Gespräch einließ. Unter andern zeigte mir die Kleine das schön geschnitzte Falzbein, welches ihr Vater beim Lesen benutzte, und setzte hinzu: Papa hat noch eins, das noch schöner ist. Nun, sagte ich, so könntest du mir wohl dieß schenken, denn ich habe gar keins und brauche eins nothwendig. Da wurde die Kleine plötzlich ernst, sah mich mit mißtrauischem Blick an und sagte: wenn Sie eins brauchen, so müssen Sie es sich kaufen, dabei ergriff sie das Instrument und hielt sich damit vorsichtig in einiger Entfernung von mir, bis der Vater hereintrat, dem sie es schnell zusteckte.

Die frühzeitige Gewöhnung macht die Jugend zu allen körperlichen Uebungen geschickt, sie sind vorzügliche, nur zu kühne Reiter, gute Schwimmer und Läufer und fertige Ruderer, daher bei den öffentlichen Wettspielen, Pferderennen und Regattas „das junge Vandiemensland" immer den Sieg davon trägt.

Man kann den Einwanderer und den Eingebornen, auch abgesehen von der äußern Erscheinung, leicht erkennen; bei jenen entdeckt man bald gewisse Anklänge, die an europäische Civilisation erinnern, während dieser in einem ganz verschiedenen Ideenkreise zu leben scheint. Seine Ansichten sind gesund und aus dem Leben gegriffen, aber nur auf das nächste beschränkt, sie zeugen von einer gewissen Naivetät des Sinnes, sind aber nicht frei von Selbstsucht und Eigendünkel.

Bei den Frauen gesellt sich hiezu jenes richtige Gefühl, das dem Geschlecht angeboren ist; sie wissen daher im geselli-

gen Leben sich mit Anstand und Freundlichkeit zu benehmen. Im Häuslichen klagt man jedoch sind sie weniger praktisch, als sich erwarten ließ: sie sind nicht so sorgsame und thätige Hausfrauen, als man im Mutterlande antrifft, und legen einen hohen Werth auf den Glanz des äußern Lebens, vielleicht schon darum, weil es ihnen an Gelegenheit fehlt, sich edlere Lebensgenüsse zu verschaffen.

Bei aller Vorliebe für das Land seiner Geburt fühlt der Australier doch eine große Sehnsucht nach Europa, und sucht auf jede Weise sich über dortige Zustände zu unterrichten. Allein es zeigt sich auch hier, daß bloße Lectüre nicht ausreichend ist, indem selbst die genaueste Beschreibung von Zuständen, welche uns nie zur Anschauung gekommen, nur unsere Einbildung aufregt, ohne unsere Wißbegierde zu stillen. Der Gegensatz ist zu groß, als daß er sich jene Zustände vergegenwärtigen könnte; wie sollte der Vandiemensländer z. B. sich eine Vorstellung machen von der Bedeutung einer Stadt wie London, wo es einzelne Straßen gibt, die ebenso viel, wo nicht mehr Einwohner zählen, als die ganze Insel mit ihren Städten und Niederlassungen, oder von einem Gebäude wie die St. Paulskirche mit ihren Säulen und Statuen und mächtigem Orgelspiel, er, der vielleicht nie einem anderen Gottesdienst beigewohnt, als in der Hauscapelle seiner Eltern. Diese Neigung, sich mit den civilisirten Zuständen Europa's bekannt zu machen, ist ein Beweis, daß die von den Vätern eingeführte Bildung in den Kindern noch wirksam ist; denn fehlt es den jungen Leuten auch an Gelegenheit und wohl auch an Neigung und Ausdauer, sich gründliche Kenntnisse zu verschaffen, so bewahren sie doch den Sinn dafür und beschäftigen sich besonders gern mit den Naturwissenschaften, deren Studium sich mit ihrem eigentlichen Geschäftsberufe am besten vereinigen läßt. Dieser Beruf ist fast ausschließlich die Landwirthschaft und Viehzucht, wenige nur beschäftigen sich mit dem eigentlichen Waarenhandel; dennoch aber ist der Eingeborne ein gewandter Kaufmann, der seinen Vortheil wahrzunehmen weiß. Frühzeitig schon wird der Speculationsgeist in ihm geweckt, die Gelegenheiten, diesen nützlich anzuwenden, sind reichlich vorhanden; denn wohin man blickt, öffnen sich frische Erwerbsquellen, und so wird der junge Mann hingerissen vom Strudel der Geschäfte, er lebt und webt in diesem Elemente, und sehnt sich nach nichts anderem. Dieß ist jedoch der naturgemäße Entwicklungszustand jedes jungen Staates: erst müssen die materiellen Interessen feste Wurzeln fassen, und die äußere Existenz gesichert seyn, bevor der Mensch seine Kräfte den höhern Lebenszwecken widmet. Auch fehlt es schon heute nicht an Beispielen eines auf solche edlere Zwecke gerichteten Sinnes; mehrere Eingeborne, und darunter die Söhne von Emancipisten, sind nach England hinüber, um sich dort wissenschaftlich auszubilden, sie studiren Theologie und Medicin, und gedenken in ihrem Geburtslande einen nützlichen Wirkungskreis zu finden.

Eine phosphorescirende Pflanze.

In der Sitzung der Londoner asiatischen Gesellschaft wurde die Wurzel einer indischen Pflanze auf den Tisch gelegt, die man für ein Cardispermum hielt. Die Pflanze hat die eigenthümliche Eigenschaft phosphorescirend zu seyn. Das Schreiben des Einsenders, General Cullen von Uraghum bei Tritschur, gab an, die Pflanze sey von einem Tahsildar gefunden worden, der kürzlich einen Hauptmann Bean auf einer Reise begleitet habe; sie seyen gezwungen worden, bei Nacht Schutz gegen den Regen unter einer Felsenmasse zu suchen, und hätten zu ihrem großen Erstaunen über alles Gras in der Nähe einen phosphorischen Glanz ausgebreitet gesehen. Der Mann brachte einige Proben nach Trivandrum, und eine derselben ist die, welche der asiatischen Gesellschaft vorgelegt wurde. Der Einsender führte Stellen aus mehreren indischen Werken an, wo die Pflanze entweder genannt oder doch wenigstens genau genug bezeichnet ist; in einem derselben heißt sie Dschetotisch-Mati, die leuchtende Pflanze. Die Wurzel war ganz dürr und schien völlig todt, so daß man zweifelte, ob sie noch ihre phosphorische Eigenschaft habe, aber einer der Anwesenden schlug ein kleines Stückchen in ein nasses Tuch und ließ es darin eine Stunde lang liegen. Hierauf leuchtete es wie ein Stück Phosphor, aber etwas blasser, eher wie todte Fische oder faules Holz. Dr. Wight gab an, die Pflanze finde sich in Menge in den Dschungeln am Fuße der Berge im Madura-District und Dr. Wallich habe sie auch in Birma gefunden.

Bilder aus dem innern Columbien.

La Plata und seine Umgebungen.

(Schluß.)

In dieser Gegend liegen noch große Strecken herrlichen Landes unbenutzt, weil es an Händen zu ihrer Bearbeitung fehlt. Auswanderer würden hier ein gesundes Klima finden und durch Anbau der Ländereien bald unabhängige Herren schöner Besitzungen werden können; der nicht weit entfernte Magdalena würde den Handel und die Versendung aller ihrer Producte bis an die Meeresküste erleichtern. Mit einigen tausend Dollars ließen sich hier fürstliche Domänen erwerben.

Ein Deutscher, der mit bei dem Gefechte zugegen gewesen war, welches hier zwischen den Albions (so nannte man die für Columbien kämpfenden Engländer), die Obrist Macintosh commandirte, und den Spaniern vorfiel, erzählte mir die einzelnen Vorfälle desselben genauer. Die Albions marschirten die ganze Nacht hindurch über die Gebirge, um die Spanier vor Tagesanbruch in La Plata zu überfallen. Als sie an die Brücke gekommen, rief ihnen die spanische Wache entgegen: quien vive; ein Unterofficier antwortete: los Ingleses; augenblicklich feuerte die Wache hierauf ihre Muskete ab und suchte über die Brücke zu entkommen, wurde aber eingeholt und mit dem Bajonnett niedergestoßen. Als man das Schießen der Wache in der Stadt vernommen hatte, rückte sogleich eine Abtheilung Spanier aus und feuerte auf die Albions, während sie über die Brücke stürmten; hier wurden drei von ihnen getödtet und mehrere verwundet. Bald aber mußte der Feind der Uebermacht weichen, die Stadt wurde mit Sturm eingenommen und die Spanier, von denen viele getödtet und verwundet wurden, flohen nach allen Seiten hin in die Gebirge. Der Officier, der die Spanier commandirte, erhielt eine Wunde in den Unterleib, entkam aber dennoch in die Wälder und starb daselbst kurz darauf in der Hütte eines Indianers. Er hatte gerade einen Ball in demselben Hause

gegeben, welches wir jetzt bewohnten, und man fand die Salontische noch mit Wein, eingemachten Früchten und andern Resten der Abendmahlzeit bedeckt, welche für die Albions, nachdem sie die ganze Nacht hindurch marschirt, eine erwünschte Beute waren. Das spanische Corps, welches La Plata besetzt hatte, war gegen dreihundert Mann stark gewesen. Die Einwohner versicherten mir, daß sie nie Soldaten gesehen, die in der Schlacht mit solchem Löwenmuthe gefochten und nach dem Siege so viel Menschlichkeit bewiesen hätten als die Engländer.

Die fruchtbaren Gefilde von La Plata sind allenthalben mit schönen Rindviehheerden bedeckt, die auf diesen trefflichen Weiden, wo es nahrhafte duftende Kräuter die Fülle gibt, in Zeit von drei Monaten fett werden.

Auch hier in La Plata üben sich die muntern Knaben im Werfen mit dem Lasso, wobei ihnen gewöhnlich das Hausgeflügel zum Ziel dient.

Das Läuten der Kirchenglocken hört auch hier, wie in den Städten von Altspanien, den ganzen Tag nicht auf. Bei dem Geläute um neun Uhr des Morgens und sechs Uhr des Abends zieht das Volk auf den Straßen die Mützen ab und sagt seine Gebete her. Die altgläubigen Katholiken nehmen auch den Hut ab, wenn sie bei einer Kirche, einem Kloster oder Heiligenbilde vorübergehen.

Die Ufer des La Platafluſſes sind mit schönen Quintas bekränzt; eine der ausgedehntesten gehörte unserem Doctor Barrero. An dem Flusse belustigen sich die Knaben, wenn die Schule zu Ende ist, mit allerlei Spielen; ich sah mehrere, die mit Blaseröhren und Thonkugeln Vögel schossen oder vielmehr so betäubt machten, daß sie herabfielen. In einer Entfernung von zwanzig bis fünfundzwanzig Schritten verfehlten die kleinen Schützen ihr Ziel selten.

Ungern schieden wir von der niedlichen Stadt La Plata. Unser trefflicher Freund, der Doctor, der Priester des Kirchspiels und mehrere andere Bekannte begleiteten uns einige Leguas weit; dann stiegen wir ab ,und schieden nach einer gegenseitigen Umarmung. Dem Doctor versprachen wir im Februar bei unserer Rückkehr nach Bogota (zu dieser Zeit mußte er, als Mitglied des Congresses, in der Hauptstadt anwesend seyn) einen treuen Bericht von unserer Reise abzustatten.

Unser Führer war ein munterer alter Mann, der den Weg über die Anden schon oft gemacht hatte; auch die Maulthiertreiber und Maulthiere, die wir in La Plata erhielten, waren gut und zur Reise tüchtig. Alles dieß verdankten wir der großen Dienstfertigkeit des Doctors.

Die alte Stadt La Plata, die von den Spaniern kurz nach der Eroberung des Landes erbaut, später aber von den Indianern zerstört wurde, lag sechs Leguas weiter den La Platafluß aufwärts. Unser Weg ging den ganzen Tag an den Ufern des Paisflusses hin, der sich reißend durch sein Felsenbett stürzt und schon in weiter Entfernung durch das wilde Rauschen seiner Gewässer vernommen wird; zuweilen bildet er Wasserfälle, die uns einen erhabenen, malerisch schönen Anblick gewährten. Auf unserer ganzen heutigen Tagereise bekamen wir weder eine Hütte noch ein menschliches Wesen zu sehen.

Wir befanden uns jetzt am Fuße der Andesgebirge, welche La Plata von Popayan trennen; der schmale Maulthierpfad windet sich über unabsehbare Bergreihen, die uns immer höher aufwärts führten, während der Pais einige hundert Fuß unter uns floß. Um fünf Uhr des Abends kamen wir an eine indianische Hütte, die seit einiger Zeit von ihren kupferfarbigen Bewohnern verlassen worden war. Unsere alten Feinde, die Moskitos und Sandflöhe, umschwärmten uns hier in Menge und nöthigten uns hinter unsern Moskitonetzen Schutz zu suchen. Wir sahen hier zum erstenmal schwarze Papagaien mit gelben Schnäbeln; nachmals verschaffte ich mir zwei lebendige, von denen einer auf der Ueberfahrt nach England über Bord fiel, der andere zwar glücklich nach London kam, aber wenige Tage darauf von zwei großen Aras todtgebissen wurde und sich jetzt ausgestopft in der Sammlung eines meiner Freunde befindet.

Am folgenden Morgen mußten wir eine Zeitlang warten, bis alle unsere Maulthiere zusammengetrieben waren, die zu meiner Verwunderung am Halse und Rücken bluteten. Die Maulthiertreiber sagten mir, daß ihre Wunden von den großen Fledermäusen oder Vampyrs herrührten, welche das Fell durchbissen, um das Blut der Thiere zu saugen. Während die Leute mit Aufsuchen der Maulthiere beschäftigt waren, ging ich in das naheliegende enge Thal, wo ich unter einem kleinen Dache eine sehr künstlich gearbeitete indianische Zuckerpresse entdeckte, neben der sich einige Pfannen zum Sieden des Zuckers befanden. Ich habe übrigens in diesen Gebirgsgegenden keine Zuckerplantagen bemerkt, auch sollte ich meinen, das Klima müßte hier zum Bau des Zuckerrohrs zu kalt seyn. Wirklich war hier die Luft so kühl, daß uns unsere Bettdecken die Nacht über sehr gut zu statten kamen.

Ziemlich spät am folgenden Morgen verließen wir unser Quartier. Auf unserem Wege sahen wir sehr viele schöne Schmetterlinge, von denen mehrere so groß waren als die Fläche meiner Hand; einige hatten purpurrothe Flügel mit herrlichen scharlachrothen Flecken und schillerten im Sonnenlicht vortrefflich. Zur Frühstückszeit hielten wir in einem kleinen indianischen Dorf, in welchem sich die Einwohner sehr bereitwillig zeigten uns Eier und Milch zu verschaffen. Das Benehmen der hiesigen Indianer hat etwas Freimüthiges und nichts von dem kriechenden Wesen, welches die Indianer in der Ebene von Bogota, im Umgange mit Europäern und Creolen, beständig annehmen.

Wir gingen heute auf einer schmalen Rohrbrücke über den Rio Negro, der diesen Namen von der schwarzen Farbe seines Wassers hat. Die Brücke fing, als wir sie betraten, sehr an zu schwanken; unser Führer versicherte uns aber, daß wir ohne Gefahr hinübergehen könnten

Um sechs Uhr des Abends erreichten wir unser heutiges Nachtquartier Insas, ein hübsches indianisches Dorf mit einer sehr netten Kirche, die auf der Spitze eines Berges liegt. Dieser Ort war wegen der häufigen Plünderungen, die die Spanier in demselben verübt hatten, von seiner Bevölkerung verlassen worden und nur zwei Hütten fanden wir bewohnt. Hier wurde Freund Cade durch eine Tigerkatze erschreckt, die aus dem Gezweige eines Orangenbaumes hervorsprang, von dem er einige Früchte abpflücken wollte; zugleich flog auch eine Schaar Rebhühner in die Höhe, denen die Katze wahrscheinlich aufgelauert hatte.

Der Berg, auf welchem die Kirche von Insas liegt, ist sehr steil und überall mit schönen Bäumen und Stauden bewachsen; am Fuße desselben fließt der kleine fischreiche Fluß Yuncal.

Pflanzensendungen aus China nach Frankreich. Die französische Regierung ist bekanntlich seit Jahren bemüht, chinesische Pflanzen, die in irgend einer Form in den Handel kommen, aus jenem Lande selbst zu beziehen und wo möglich zu akklimatisiren. Jetzt kündigt das Echo du Monde Savant vom 3 April an, daß mehrere Kisten mit Pflanzen, welche die chinesische Mission sammelte, angelangt seyen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 118.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 April 1845.

Abyssinische Gelehrsamkeit und abyssinische Sprachen.

(Aus einem Schreiben Ant. d'Abbadie's an Hrn. G. C. Renouard, auswärtigen Secretär der k. geogr. Gesellschaft. Athenäum, 12 April.)

Ich habe Ludolfs äthiopisches Wörterbuch vor mir und sitze hier in Gondar auf dem Boden eines kleinen Hauses, nahe an dem Palaste, den die Portugiesen für König Facilidas bauten. Ueber hundert Manuscripte sind um mich her zerstreut, meist wenig besser als äthiopischer Lumpenkram, denn die Sorglosigkeit der Copisten und die Gleichgültigkeit der Professoren sind so groß, daß ich nur Abschriften der Evangelien habe, welche mehr Abweichungen darbieten, als Griesbach und Tischendorf je im griechischen Original nachgewiesen haben. Mit dem alten Testamente haben sich die Abyssinier neuerer Zeit noch größere Freiheiten herausgenommen, haben hinzugesetzt und abgeschnitten, nicht bloß zwei oder drei Verse auf einmal, sondern ganze Capitel. Vergebens habe ich versucht ihnen einen Geist der Kritik, wenigstens der Untersuchung einzuflüstern, zum mindesten den wenigen Gelehrten, welche wie die Pompejussaule zu Alexandrien noch allein stehen unter den schwachen Ueberresten ehemaligen Wissens. All meine Mühe war umsonst: jeder Gelehrte hüllte sich in seine Gelehrsamkeit ein, und antwortete auf meine Bemerkungen über die Abgeschmacktheit verschiedener Lesarten trotzig: „Dein Buch hat Unrecht und das meinige Recht." Du choc des opinions jaillit la verité, sagt ein französisches Sprüchwort, und ich suchte einige Gelehrte, deren Manuscripte, wie ich wußte, von einander verschieden waren, einander gegenüberzustellen, in der eitlen Hoffnung, daß sie dann wenigstens über einander herfallen, und ohne es zu wissen mir ihre Gewandtheit in kritischen Kämpfen zeigen würden. Hart bedrängt antworteten sie endlich bloß: „Der Gypt (weiße Mann) geht hart mit uns armen Söhnen Chams um: er ist ein Sohn Japhets, hat also vier Augen, die Araber haben zwei und wir Aethiopier sind blind." In diesen wenigen Worten liegt ein tieferes Gefühl von Verzweiflung und Hülflosigkeit, als meine Feder einem eifrigen europäischen Philologen mittheilen kann. Dasselbe Gefühl geht durch ganz Ostafrika, und wo ich immer in den ungeheuren, von dem Nil und seinen Zuflüssen bewässerten Landstrichen wanderte, habe ich stets dieselbe Bemerkung gehört. Doch zurück zur Gelehrsamkeit Abyssiniens.

Ich will bloß erwähnen, daß ich, abgesehen von der Bibel, von 140 Werken Einsicht genommen habe, daß 15 oder 20 davon in Gondar kaum bekannt sind, und daß meiner Ansicht nach höchstens noch ein Duzend zu entdecken ist. Dieß ist ein schwacher Vorrath für eine Nation, die in den Tagen der Ptolemäer schon zu glänzen begann. Was Ludolfs Wörterbuch betrifft, so braucht es nicht umgewandelt zu werden, denn die Grundlage ist vortrefflich, aber es bedarf mehrfacher Aenderungen, denn Ludolfs äthiopischer Amanuensis war sichtlich kein Mambir (Gelehrter), und beging in der Deutung mancher Ghiz-Worte nach dem entsprechenden griechischen Text verschiedene Fehler. Auch einige Regeln in Ludolfs Grammatik sind augenscheinlich unrichtig; ich kann aber hier nicht näher darauf eingehen, da ich sonst meine Stahlfeder weglegen und mein äthiopisches Rohr ergreifen müßte. Die Ghiz- oder heilige Sprache*) wird zwar noch in Schub a'te Kolfi, in der Nähe von Hamazen gesprochen, ist aber in Tigré seit dem Tod des Dedschesmatsch Walda Gabriel sehr vernachlässigt. Dieser Fürst, selbst ein Dichter ersten Ranges, war der letzte Regent, welcher die Wissenschaften begünstigte; die Godschamgelehrten erinnern sich wohl noch des einzelnen Verses, den ein Bettler in Axum aussprach, und der den Dedschesmatsch so entzückte, daß er des zerlumpten Dichters Mund mit Goldstaub füllte, und ihn auf seinen eigenen Thron setzte. Aber diese goldenen Tage sind längst dahin, und östlich vom Takazay (Takazze) ist nicht ein einziger Lehrer, welcher das alte Testament zu erklären verstünde. In Gondar fand ich den einzigen gelehrten Mann, zu dem ich in die Schule ging, wörtlich am Hungertuch nagend. Bagemidr und Schoa sind noch schlimmer daran, und die wenigen aus dem letzten Lande, welche noch einen Unterricht suchen, müssen durch das Land

*) Für die Unkundigen bemerke ich, daß dieß eine wesentlich semitische Sprache ist, dem Arabischen und Hebräischen sehr nahe stehend, und kaum berührt von afrikanischem oder chamitischem Einfluß. A. d. U.

der Galla hindurch nach Godscham gehen, dem letzten Bollwerk äthiopischer Literatur.

Die andern Sprachen Abyssiniens, welche, wie das Ghiz, der semitischen Familie angehören, sind das Khasy, südlich von Aylat, und das Tigre, östlich vom Takazay, auch auf dem Hochland, in Simen, Walgayt, Bira, Wasaya u. s. w. gesprochen. Ich habe einige Proben der letzten Sprache, die man sonst nur aus der in Adwa gefertigten Uebersetzung der Evangelien kennt.

Die wichtigste Familie der äthiopischen Sprache ist aber diejenige, welche ich chamitisch nannte, entweder wegen der Tradition, die ihren Ursprung auf Cham zurückführt, oder weil die erste dieser Sprachen, welche ich studirte, die Chamtinga, d. h. die Sprache der Chamta oder Agaus von Way oder Wag ist, welches Land an Lasta gränzt, aber von diesem verschieden ist. Mein Chamtinga-Wörterbuch umfaßt 1500 Worte. Die nächst wichtige Sprache ist die Aunga, gesprochen von den Awawa oder Agau, die an Klein-Damot gränzen: ich habe über 2000 Worte von diesem harten, aber reichen Dialekt gesammelt. Meine Wörtersammlungen beweisen, daß die Agau-Sprachen dem Gabi, welches von den Bileu — vermuthlich die Blemmyi der Römer — gesprochen wird, und der Sprache von Atala, Alafa und Kwara nahe verwandt ist. Von der letzten Sprache, die auch von den Folatscha gesprochen wird, habe ich 1300 Wörter gesammelt, da ich aber kürzlich einen guten Lehrer erhielt, in dem verwandten Dialekt von Gimant aufs neue begonnen.

Ich habe Wörterbücher von den drei chamitischen Hauptsprachen von Groß-Damot, nämlich Sidama (1700 Wörter), Daurua (1500 W.) und Jamma oder Jangara (1400 W.) Die Gonga-Sprache auf beiden Seiten des Abay ist mit dem Sidama nahe verwandt, und eine Sammlung von 400 Worten der von den Gamaru oder Gamru gesprochenen Schay-Sprache, welche mit arabischer Schrift geschrieben wird, setzt mich in den Stand, sie als einen Dialekt des Sidama zu betrachten. Der Name dieses Volks, arabisch geschrieben, gab Anlaß zu den fabelhaften Mondsbergen (Dschebel-el-Gamr), was eigentlich die Gebirge der Gamru bedeutet. Die Nao-Sprache scheint bloß ein Dialekt des Schay.

Die Amhara-Familie ist bemerkenswerth durch die chamitische Grammatik und die große Menge semitischer Ausdrücke. Da Signor G. Sapeto ein großes Wörterbuch dieser Sprache gesammelt hat, so hatte ich nichts zu thun, als einige Werke in dieser Sprache zu kaufen. Meine Wörtersammlungen aus den Gliedern der Amhara-Sprache sind sehr unbedeutend, doch kann ich versichern, daß das Adari, welches in Hararge, das Tamburo, welches in der Nähe von Kullo gesprochen wird, die Damot und die Sprache von Argubba damit verwandt sind.

Die Afar-Familie ist eine Mischung von semitischen und Amhara-Worten auf chamitischer Grundlage; sie wächst, wie alle gemischten Sprachen, mit jedem Tage an Wichtigkeit und droht nicht nur die chamitische, sondern auch die Amhara-Sprache zu verschlingen. Die Hauptglieder der Afar-Familie sind: das eigentliche Afar, welches von den Adal, Taltal, Taffen u. s. w., das Saho, welches von den Somali, das Ilmorma, welches von den Orme oder Oromo, besser unter dem Namen Galla bekannt, gesprochen wird. Meine Vocabularien von der Afar-Familie belaufen sich von der Afar-Sprache auf 900, Saho 1400, Ilmorma 2200, Somali 600. Die 200 Worte der Bidscha-Sprache, welche zu Suakin gesprochen wird, reichen nicht aus, um der Sprache ihren Platz unter den Dialekten anzuweisen, und meine Wortsammlungen aus der eigentlichen Negersprache sind noch unbedeutender.

Der Reisbau im Mantuanischen.

(Fortsetzung.)

Von allen Culturen ist die des Reises die unsicherste, die Pflanze ist ausnehmend zart, und zahlreiche, furchtbare Unfälle können das Schicksal der Ernte gefährden. Er wird im März oder April, manchmal noch später, gesäet und im September geerntet. Die erste Bearbeitung des Bodens, welche man das Schlammen des Reisfelds nennt, geschieht mit der Hacke alle Jahre, von zwei zu zwei Jahren aber muß der Boden tiefer umgegraben werden. Zu diesen Arbeiten nimmt man Schaaren von Bauern, die meist aus der Romagna herüberkommen. Diese Arbeiter beiderlei Geschlechts ziehen unter der Führung eines oder mehrerer Häupter, Caporali genannt, welche mit den Gastaldo unterhandeln. Diese wandernden Colonien lassen sich nun auf den Reisfeldern nieder, errichten hier eine Art Lager, das aus Hütten besteht, die aus Baumzweigen errichtet, mit Tuch gedeckt und durch einige Wagen geschützt sind. Bei der Unterhandlung sind die Caporali stets bemüht, die Lieferung des Holzes zum Schutz gegen die Witterung und zum Kochen, Wein und — zur Zeit des Herbstes, die auch zugleich die der Reisernte ist — Trauben auszubedingen, aus denen sie selbst Wein machen und auch trinken, sobald die Trauben ausgetreten sind. Eine wesentliche Clausel des Vertrags ist auch eine Messe am Sonntag, weßhalb alle großen Reisplantagen eine eigene Capelle haben; ohne diese könnte man keine Arbeiter finden. Wenn das sumpfige Terrain hergerichtet ist, setzt man dasselbe durch theilweise Ueberschwemmungen unter Wasser und säet dann erst den Reis. Die Leute durchlaufen die Vierecke im Wasser bis ans Knie; dann wird das Wasser wieder abgelassen, und das heißt den Samen legen. Nun beginnt erst die eigentliche sorgfältige Aufsicht, die keinen Augenblick müßig seyn darf und viele Erfahrung erfordert. Die Gastaldi und ihre Unterbeamten sind bei dem Erfolge betheiligt, denn außer dem Lohn, den sie an Geld erhalten, haben sie auch einen verhältnißmäßigen Antheil an der Ernte. Alle Wasserpflanzen sind dem Reis nachtheilig, denn sie hemmen und ersticken zum Theil seine Entwicklung. Ehe man säet, schickt man Weiber, Mädchen und Kinder auf die Vierecke, um die Wurzeln und parasitischen Pflanzenzwiebel ausraufen zu lassen. Die schädlichste dieser Pflanze ist die Seeblume (nenuphar), welche man auf den Reisfeldern Capellacio nennt, und die durch die breiten Blätter, welche sie über das Wasser hinlegt, das Emporwachsen des Reisstengels hindert. Man

zahlt einen bestimmten Preis für jedes hundert solcher Wurzeln, die ausgerauft werden; dieß ist für die arme Classe eine Gelegenheit zu einträglicher Arbeit.

Man muß vor allem den Wechsel der Atmosphäre und den Zustand der Pflanze beobachten, um sie je nach Bedarf zu bewässern oder trocken zu legen. Der Reis ist in der That launenhaft: leidet er durch Feuchtigkeit, so sieht man das Ende der Pflanze gelb werden; bedarf er der Bewässerung, so zeigt sich dieselbe krankhafte Anlage. Man sieht leicht ein, wie vollkommen das Bewässerungssystem eingerichtet seyn muß, um alle diese Launen zu befriedigen. Wenn ein Gewitter heraufzieht, muß man diese Reisfelder mit Wasser bedecken, denn der geringste Hagel vernichtet die zarte Pflanze. Außerdem erfordert die Landessitte, daß die Reisfelder unter den speciellen Schutz des Himmels gestellt werden, denn man läßt sie jährlich in allen einzelnen Theilen feierlich einsegnen. Je näher endlich die Ernte kommt, desto mehr steigen die Besorgnisse: wenn der Scirocco weht, der die Wolken an der Mündung des Po anhäuft, sind die Gewitter häufig; aber Hagel, Blitz, Sturm und schlagende Regen sind nicht das einzige was man zu fürchten hat: der Fluß wächst und steigt, die Deiche krachen und zittern unter der Masse und Gewalt der Wogen, die unaufhörlich an sie anschlagen. Dann tritt die Ueberschwemmung mit ihren langen, grausenhaften Folgen ein. Jetzt ist die Unruhe allgemein, und die ganze Uferbevölkerung läuft erschreckt herbei nach den Ufern des Stroms, der ihr mit einem Schlag entreißen könnte, was er ihr durch sein mäßig gespendetes Wasser an Wohlthaten zugewendet hat. Wenn das Wasser eine bestimmte Höhe erreicht hat, werden alle Gemeinden am Strome alle guardie! berufen. Jedes Besitzthum muß, je nach seinem Umfang auf dem Deiche Wachen unterhalten, die mit einer soliden Holzbütte, einem stets davor brennenden Feuer, mit einer bestimmten Anzahl Faschinen und Erdsäcken, mit Schiebkarren, Hacke und Schaufel versehen seyn müssen. Jeder dieser Posten hat zwei Wächter, die sich ablösen und zum Beweise ihrer Wachsamkeit auf die häufigen Anrufe, welche die Linie durchlaufen, antworten müssen. Abends, wenn alle Feuer glänzen, schießt der Strom durch eine Flammenreihe hin, die in der furchtbaren Wasserfläche, wiederglänzt, ein prachtvolles, bewundernswerthes Schauspiel, wenn es nicht von so drohenden Schrecken begleitet wäre.

Die Patrouillen gehen eifrig hin und her, und der Fluß wird aufs strengste bewacht, so daß keine Barke sich dem Ufer nähern kann, denn man fürchtet, daß die Bewohner der entgegengesetzten untern Ufer das Wasser von ihrem Grund und Boden abzuleiten suchen, indem sie durch einen Dammbruch die höhern Gelände überschwemmen — eine Furcht, die auf den Geist der Eifersucht gegründet ist, der beide Flußufer beseelt. Während dieser Zeit ist der Rath der Ingenieure, welche den Bau und die Unterhaltung der Dämme zu leiten haben, in Permanenz und berathet fortdauernd über den Zustand des Stroms; von diesem Versammlungsorte aus verbreitet sich abwechselnd, je nach dem Ruf: Cresce (er wächst), oder Cala (er fällt) Hoffnung oder Schrecken auf allen Gesichtern.

Jedes Jahr sind die Ländereien am Po dieser ungeheuren Gefahr ausgesetzt, an deren furchtbare Folgen man kaum zu denken wagt; manchmal wiederholt sich das Wachsen des Stromes und jedesmal herrscht gleicher Schrecken. Dieß hat seinen Grund in der Veränderlichkeit des Flußbettes, das sich durch die von den Zuflüssen des Po herabgeführten Sand- und Erdmassen Jahr um Jahr verändert. Der Po ist auf seinem Lauf den schnellsten Wechseln seines Bettes ausgesetzt. Manchmal steigt der Strom um sieben Metres über den Boden des Thals, und dann fahren die großen Fahrzeuge, welche irgend wo eine Bucht suchen, in der Höhe der Fenster des ersten Stocks vorbei. Manchmal bespült das Wasser die Kammdämme, und ist nur noch wenig von der höhern Chaussee entfernt. Diese Anschwellungen treten plötzlich und unerwartet ein, und dauern gewöhnlich einige Tage, fallen dann aber wieder eben so schnell als sie gekommen sind. Es gibt wohl kein Land, wo man den Dämmen mehr Fleiß und Aufmerksamkeit zuwendet, wenn der Wasserstand niedrig ist, was oft bis zu einem unglaublichen Grade stattfindet; dann werden die Dämme untersucht, auf Proben gestellt, wo sie irgend einen Schaden erlitten zu haben scheinen, und alles wird ohne ängstliche Sparsamkeit ausgeführt, um die Sicherheit des Landes nicht zu gefährden. In unruhigen Zeiten wird das Land oft allarmirt, manchmal auch durch falsche Gerüchte, aber die Menge strömt stets nach den Orten, wo man Gefahr befürchtet.

(Schluß folgt.)

Notizen über englische Colonien.

Mauritius.

Diese ehemals französische Colonie befindet sich in einer ziemlich sonderbaren Lage. Die Neigung der Colonisten ist, das kann man ohne weitere Versicherung sagen, nicht gerade für England, aber die Macht dieses Landes und der persönliche Vortheil halten diese Abneigung zurück. Die Sklavenemancipation war auch für diese Colonie ein harter Schlag, allein sie litt doch darunter ohne Vergleich weniger als die westindischen Inseln, denn einestheils kamen ihr unter dem Namen gemietheter Arbeiter eine gute Anzahl Malgaschen zu, andrerseits wurde bald die Einführung von Culis gestattet. Ueber diese herrscht im allgemeinen großer Streit, denn man kommt in den widersprechenden Angaben der verschiedenen Blätter nicht auf einen grünen Zweig, wie groß eigentlich die Anzahl der brauchbaren Arbeiter seyn möchte. Sie kann freilich nicht sehr gering seyn, und die schon ältern Angaben der Colonial Gazette, daß sie 40,000 Arbeiter betrage, dürfte kaum übertrieben genannt werden, wie sich aus dem Umstand ergibt, daß das verhältnißmäßig kleine Mauritius jährlich zwischen 30 und 40,000 Tonnen Zucker nach England liefert. Indeß hat die Insel trotz dieses schwunghaften Betriebes ihrer Stapelartikel vielfach ihre Noth im Mangel an baarem Geld, das sich oft sehr fühlbar macht und die Preise der Producte drückt.

Anfangs waren die Verschiffungen von Culis reine Privatspeculationen, und die Folge war, daß sie in einen wahren Menschenhandel ausarteten, denn man zahlte manchmal den Werbern bis auf 40 Spa-

nische Piaster für den Mann, der freilich dann seinerseits das erste Halbjahr oder darüber umsonst arbeiten mußte. Darum wurde im Jahre 1839 die Ausfuhr von Culis verboten, das Verbot hatte aber nur die Folge, daß man die Jahresarbeit eines Indiers mit 100 Piastern und darüber bezahlte, und daß die Ausfuhr von Culis doch nicht aufhörte. Indeß waren diese Preise zu ausschweifend hoch, als daß sie sich lange hätten halten können. Am 4 Junius 1840 bildete sich die „Mauritius free labour association," um die Einwanderung freier Arbeiter aus Indien, Madagascar, Mascat u. s. w. zu befördern; sie sollte auf Kosten der Association geschehen, durch Agenten, welche sie aufstellte, beaufsichtigt werden u. s. w. Zugleich ging man die Regierung an, das Verbot der Auswanderung der Culis aufzuheben. So erfolgte unter dem 15 Januar 1842 ein Geheimerrathsbefehl der Königin, worin die Culiauswanderung unter bestimmten Beschränkungen gestattet wurde.

Der Franzose Challaye berechnet (s. Revue de l'Orient September 1844) die Zahl der von Ende 1842 bis Ende 1843 eingewanderten Culis auf 35,120 Männer, 4689 Weiber und 1373 Kinder, zusammen 41,191 Personen. Die Zahl der von frühern Einwanderungen zurückgebliebenen Culis wird auf 17,000 angeschlagen, somit kommen etwas über 52,000 Arbeiter heraus. Der Calcutta Star berechnet die Zahl der Culis nur auf 44,000 Arbeiter und die Zahl der emancipirten Neger, die sich noch auf den Pflanzungen befinden, auf 8000, so daß wiederum eine Zahl von 52,000 Arbeitern herauskommt, welche für den Anbau des Bodens ziemlich genügen dürften, so daß also Mauritius gar nicht an demselben Uebel leidet, wie die westindischen Colonien. Man rechnet, daß nur etwa 5000 jährlich nöthig seyn werden (wohl unter der Voraussetzung, daß nur der Abgang durch Sterben, aber nicht das Hinwegziehen die Zahl vermindere), allein es melden sich weit mehr, so daß, — wenigstens behauptet dieß Challaye, — viele abgewiesen werden müssen, daher wächst wohl jetzt die Ausfuhr von Culis nach Westindien, welche in starkem Maaßstabe begonnen hat. Die Colonialregierung hat bisher die Kosten der Ueberfahrt der Culis selbst bestritten mit etwa 7 Pfd. St. für den Erwachsenen, so daß für die Einwanderung im Jahre 1843 allein 280,000 Pfd. St. gezahlt werden mußten. Der Vortheil, den die Pflanzer aus der Arbeit der Culis ziehen, muß sonach sehr beträchtlich seyn, sonst könnten solche Ausgaben, die doch am Ende größtentheils wieder auf die Pflanzer fallen, nicht bestritten werden. Ein eigenthümliches Hinderniß der Einwanderung und der definitiven Festsetzung von Culifamilien liegt in dem noch barbarischen Gesetzeszustand der Insel. Man glaubte bisher die religiösen Vorurtheile bildeten ein unübersteigliches Hinderniß gegen die Auswanderung der Frauen, dem ist aber nicht also, wie die Erfahrung gezeigt hat, sondern das Haupthinderniß ist der Umstand, daß der Culi-Ehemann nicht das volle Recht über seine Frau hat, da unter den farbigen Leuten der niedern Classe der Ehebruch weder verfolgt noch gestraft wird. So wenigstens behauptet Challaye in dem angezogenen Artikel, der übrigens, wie sich aus den nachfolgenden englischen Berichten ergibt, manches Falsche enthält, namentlich in Betreff der vorhandenen Anzahl von Arbeitern.

Die Berichte aus Mauritius selbst lauten hinsichtlich der nöthigen Menge der Einwanderer anders als die von Challaye mitgetheilten. Der Cernéen vom 12 Jul. v. J. bringt zahlreiche Klagen, namentlich darüber, daß die Culis die Contracte nicht halten. Hinsichtlich der Menge der Einwanderer bemerkt der Calcutta Star vom 30 April: „Die neuesten Mauritiusblätter beklagen sich bitterlich über die Beschränkung der Auswanderung auf den Hafen von Calcutta und auf die Zahl von 500 monatlich oder 6000 des Jahres. Man hat den Gouverneur dringend angegangen die Zahl auf 12,000 jährlich zu erhöhen, als die geringste Anzahl, wenn nach Abzug der Ausreißenden, Abreisenden und Gestorbenen dem Begehr entsprochen werden soll; nicht einmal die 500 monatlich sollen angelangt seyn." Der Grund dieser Klage läßt sich leicht aus den einzelnen Angaben entnehmen: man hat augenscheinlich mit den Culis Contracte in Ostindien abgeschlossen, und die armen Leute glaubten nach ostindischen Preisen einen guten Handel zu machen, wenn sie Wohnung, Verköstigung und fünf Rupien (6 fl.) monatlich annehmen, aber die hohen Preise aller sonstigen Lebensbedürfnisse und das Beispiel der andern Arbeiter, die mehr verdienten, machten, daß viele die Arbeit verließen, theils kleine Hökereigewerbe trieben, theils sich bald möglichst ein Stück Land kauften und darauf niederließen. Da sollen nun die Magistrate helfen und die Leute zur Arbeit zurückbringen, gewiß eine Aufgabe, die sich nicht leicht bewerkstelligen läßt. Der Cernéen bemerkt in der oben angeführten Nummer: „Die Forderungen der Culis steigern sich mit jedem Tag, und sie wollen den monatlichen Lohn von fünf Rupien nicht nehmen, während es in den Straßen von Culi-Händlern schwärmt, als ob das Land anderthalb Millionen Dollars aufgewendet hätte,*) nur um einige Kuchenhändler mehr zu haben." Hieraus geht der Sachverhalt deutlich genug hervor: man will Arbeiter haben, aber sie nicht zu dem Preise zahlen, den der Arbeitermarkt ergibt; deßhalb will man fort und fort mehr Arbeiter einführen, um den Preis der Arbeit zu drücken. Der Plantagenbau kann, wie es scheint, nur durch dieß Mittel aufrecht erhalten werden, denn wenn die Arbeit theurer ist, muß der Preis des Zuckers steigen, und dann kommt es dahin, daß man die Concurrenz nicht mehr halten kann. Noch scheint die Aussicht auf eine Lösung dieses Mißverhältnisses sehr fern: vor drei oder vier Jahren noch mochte Challaye Recht haben, wenn er eine jährliche Zufuhr von 5000 für genügend hielt, denn im Anfang begnügten sich die Culis mit dem neubedungenen Lohn, so wie sie aber näher mit den Verhältnissen bekannt worden, fingen sie an der Arbeit sich zu weigern und wollten um den niedern Lohn nicht dienen; die Pflanzer haben bedeutende Opfer gebracht, um die Culis herüberzuführen, und verlangen jetzt von der Regierung, daß sie die Leute zwingen solle, die eingegangenen Contracte zu halten, man kann sie aber, wenn man nicht mit der Peitsche hinter ihnen steht, nicht zwingen fleißig zu arbeiten, eine Beaufsichtigung aber mit der Peitsche ist Sklaverei, man mag nun der Sache einen Namen geben, welchen man will.

Winterwitterung auf den Faröern. Die Berlingske Tidende vom 8 April meldet: „Eingelaufenen Briefen aus den Faröern zufolge hatte man dort seit Menschengedenken keinen so milden Winter wie den letzten. Ein Dr. Wittusen war den 7 März von den Faröern abgegangen in der Ansicht dem Frühjahr entgegenzugehen, traf aber, je weiter südlich er kam, desto größere Kälte und Eis, so daß das Schiff in einen Hafen des südwestlichen Norwegen einlaufen mußte."

*) Im Text steht 15,000, was offenbar ein Fehler ist. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 119.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 April 1845.

Vergleichung der Klein- und Großrussen. *)

Die Kleinrussen scheinen im allgemeinen in Bezug auf körperliche Abhärtung ihren Nachbarn, den Großrussen, nicht viel nachzugeben. Alles hatte sich schon auf den Winter eingerichtet. Die Bauernweiber waren meist in Pelze eingehüllt, aber dabei gingen sie großentheils mit ganz nackten Beinen und Füßen umher, sogar in den schmutzigen Dörfern, in denen der Straßenkoth fast fußhoch die Wege bedeckte. Die übrigen Weiber aber trugen, wie die Kosaken durchgängig, Stiefeln, die sich von denen der Männer in nichts unterscheiden. Und gestiefelte, wie ungestiefelte Kosakenfrauen standen im tiefen Straßenmorast so ruhig plaudernd zusammen, als hätten sie schon stundenlang so gestanden, ohne Furcht vor möglichen Erkältungen. Im Freien sahen wir die Bauern, wo sie an kleinen Flüssen ankamen, über die kein Steg führte, sich nicht lange besinnen: mit etlichen Kleidungsstücken auf der Schulter gingen sie bis zur Mitte des Leibes durch, und die Frauen folgten leicht, da sie sich gar nicht auszukleiden brauchten. Doch der Schafspelz darf bei alle dem nicht fehlen. Auch die hiesigen Russen scheinen nur partiell zu frieren.

Unter den Kleinrussen sieht man weder die weißen, spitzen Filzmützen der Weißrussen und Smolensker, noch die schwarzen, vielgestaltigen Filzhüte und die viereckigen Tuch- oder Sammetpelzmützen der Großrussen. Die Kleinrussen tragen alle eine fast cylindrische, oben nur schwach erweiterte Mütze von weißgrauem oder schwarzem Schafpelz, die in höherem Grade national zu seyn scheint, wie die großrussische Kopfbedeckung, da sie von allen Ständen getragen wird.

Die Kleidung der Kleinrussen scheint im allgemeinen weniger mannichfach und deßhalb charakteristischer, wie die der Moskowiter zu seyn. Die Fußbekleidung der Kleinrussen ist gewöhnlich ein kleiner, anschließender Stiefel, der die weiten Beinkleider in sich aufnimmt; dagegen tragen die Großrussen Schuhe von Lindenbast oder einem zusammengeschnürten Stück Leder, und dabei eng umwickelte Beine, oder hohe, weite Juchtenstiefeln, die man unter den Kleinrussen nur sehr selten sieht. Der Rock des Kleinrussen ist auffallend kürzer als der des Großrussen, und durchgängig von dunkelbrauner Färbung. Im Winter wird meist noch ein weiter Ueberrock über denselben gezogen, oder ein kurzer, einfacher Mantel, der bei Städtern mit einer Kopfbedeckung von jungen Schaffellen versehen ist, die als Kragen hinten herabhängt. Dieß erinnert an die Tracht der walachischen Hirten und der Slowaken in Ungarn. In Einrichtung und Schnitt der meisten Kleidungsstücke nähert sich der Kleinrusse mehr den übrigen westlichen Slawen, als den Großrussen. Während der Großrusse in jeder Beziehung viel auf äußern Prunk gibt, aber durch keinerlei Art von Unreinlichkeit sich irritiren läßt, trägt sich der Kleinrusse möglichst reinlich und dabei einfach und anspruchslos.

Ein untrüglicher Unterschied in der Tracht der beiden verwandten Stämme liegt in dem glatt rasirten Gesicht der Kleinrussen, in dem nur der schwarze Schnurrbart das Recht hat unangetastet zu bleiben. Auch würde der schwache, dünne Bart der Kleinrussen beim besten Willen nicht die lockige Fülle des großrussischen Barts erreichen. Daher fehlen in Klein-Rußland die ehrwürdigen, imponirenden Greisenköpfe Groß-Rußlands durchgehends; doch treten auch eben deßhalb die Gesichtszüge um so viel schärfer hervor. Während der Kopf und der Körper des Moskowiters im Ganzen und in allen einzelnen Theilen möglichst stark nach der Kugelgestalt strebt, sieht man unter den Kosaken und Kleinrussen überall längliche Gesichter mit scharfen Zügen, schmale und spitze Nasen, scharfe Lippen, ein spitzes Kinn und einen schlanken, fast hagern Hals und Körper. Hohe und gebogene Nasen, wie unter den Smolenskern und Weißrussen, sind auch hier Seltenheiten.

Wenn sich der Reinlichkeitssinn der Kleinrussen auch nicht auf ganze Dörfer erstreckt, so sieht man ihn doch an den einzelnen Wohnungen bethätigt. Seit den nördlichen Gegenden von Rußland hatten wir keine so reinlichen Häuser gesehen wie die der hiesigen Kosaken. Die Blockwände sind an allen kleinrussischen Wohnungen von innen und außen mit Lehm

*) Aus Blasius' Reise im europäischen Rußland.

beworfen und mit einem weißen Thon überstrichen. Auf diesen weißen Lehmwänden wird keine Spur von Schmutz geduldet, wenn auch der Koth um die Häuser und in den Straßen Fuß tief steht.

Man findet in den Flußniederungen schon einzelne auffallend große Dörfer, wie sie für die eigentliche Ukraine so charakteristisch sind. Die Häuser stehen möglichst frei und regellos umher, und jedes Haus hat seinen Obstgarten mit zahlreichen Aepfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäumen: ein augenscheinlicher Beweis, daß die Dörfer ganz oder größtentheils freien Menschen angehören. Größere Gegensätze zu den Tula'schen Dörfern, in denen alle Häuser an ein und derselben Seite der Straße unter einem einzigen Dache stehen und ein jedes Dorf nur zwei Häuserreihen und zwei Dächer hat, kann man nirgend auffinden. Vergebens sucht man in den meisten Gegenden von Großrußland und in allen, in denen durch den Druck der Leibeigenschaft jede freie Strebsamkeit der Bauern mittelbar oder unmittelbar beschränkt ist, eine geregelte Obstcultur. Beim Großrussen vertritt der Kohl und die Rübe durchgängig die Stelle des Obstes, und er ißt beides auch roh aus der Hand, wie man sonst einen Apfel oder eine Birne verzehrt.

Der Reisbau im Mantuanischen.

(Schluß.)

Man verspätet möglichst die Zeit der Ernte, um den Reis reifen zu lassen; man darf aber auch die Ernte nicht zu weit hinausschieben, um noch Zeit zu haben, den Boden trocken werden zu lassen und den Reis hereinzubringen, eine kitzliche Alternative, denn in den Reispflanzungen stecken gewöhnlich ungeheure Summen. Zu dieser Jahreszeit hat die Cardinala manchmal 75,000 Fr. Kosten verschlungen. Diese ungeheure Summe entspringt namentlich aus dem Ankauf von Reissamen, da man niemals auf einer Reispflanzung den Samen aussäet, der darauf gewachsen ist; die Taglohnarbeiten, die Unterhaltung der Canäle, die Gehalte der Agenten und die Steuern erfordern sehr bedeutende Vorschüsse, und in die Berechnung der Ausgaben muß man auch die Kosten der Ernte aufnehmen. Am bestimmten Tage erscheinen die zum voraus gemietheten Romagnolen, sämmtlich mit Sicheln ausgerüstet. Die Caporali vertheilen sie in einzelne Trupps auf der ganzen Ausdehnung der Pflanzung; die Männer betreten die sumpfigen Vierecke gestiefelt, die Weiber barfuß und die Ernte geht vor sich unter Singen, Gelächter und scherzhaften Einfällen. Bei diesem Geschäft sind die Familien der Arbeiter vollständig, denn Weiber und Kinder sind dem Vater und der Mutter gefolgt. Dieß ist der Zeitpunkt, wo die Colonie den belebtesten und muntersten Anblick darbietet. Zur Essenszeit möchte man glauben eine Schaar lustiger Zigeuner zu sehen. Abends vor dem Schlafengehen schließen Tanz und Gesang den arbeitvollen Tag. Die feuchten Garben werden am Ufer der Canäle aufgestellt, von den vorüberfahrenden Barken dann gesammelt und nach den Tennen gebracht; hier werden sie im Kreise hart neben einander aufgestellt, so daß die Aehrenbüschel nach oben schauen; ein solcher Kreis hat etwa fünf Metres im Durchmesser. Jetzt beginnt die Tibia.

Wenn für die niedere Lombardei der Augenblick der Ernte erscheint, so kommen auf den Dämmen des Po große Heerden junger Pferde ohne Hufeisen und ohne Zügel herbei, einige mit einer ungeheuren Schelle am Halse. Der Cavallaro und seine Gehülfen leiten in dem oben beschriebenen malerischen Costüm die Heerde. Gegen Abend verkündet das ferne Klingen der Glocken am Ufer des Stroms die Ankunft der Razza. Aber eine einzige genügt nicht für eine große Reispflanzung, sondern man muß mehrere miethen. Die lombardischen Bauern dreschen nicht in der Scheune, ihre Ernten, namentlich die der großen Reispflanzungen, sind zu bedeutend und das Dreschen ginge nicht schnell genug. Die Garbenkreise, deren wir oben erwähnten, werden nun von den Pferden zusammengetreten und unter ihrem Hufschlag macht die Aehre sich los. Ein Garbenkreis wird von zwölf Pferden, je drei neben einander, ausgetreten: der Cavallaro oder einer seiner Leute steht mit allen vier Zügeln in der Hand in der Mitte und leitet das Ganze. Die Pferde werden, wie in der Reitbahn, in starken Trab versetzt, es gehört aber viel Gewandtheit und Stärke dazu, sie in gleichmäßiger Bewegung und in der rechten Entfernung von einander zu halten. Die Zeit ist so kostbar, daß man auch die Nacht hindurch mit der Ernte fortfährt, und die Tibias bei Fackelschein statt finden; um die Tennen zu erleuchten, halten rings umher Weiber und Kinder lange Büschel von angezündeten Binsen, und dabei singen diese lebendigen Candelaber ihre langsamen Melodien. Ihr Singen, die Bewegung der wiehernden Pferde, die Stimmen der Cavallari, der wunderlich fahle Schimmer der Binsenfackeln, alles trägt dazu bei, diesem belebten Schauspiel einen fremdartigen Anstrich zu geben.

Eine der artigsten Episoden der Reisernte ist das Erscheinen der Aehrenleserinnen (spigolonze). Alle jungen Mädchen der Nachbarschaft kommen auf das Reisfeld; alle haben die Züge, den Blick und den Kopfschmuck, wie ihn Leopold Robert den Frauen seiner Fischer gegeben hat; es ist in der That dieselbe Familie, die adriatische Race findet sich auch noch höher am Strom. — Die Spigolonza theilt die Aehren, die sie im Schlamm der Reisfelder aufsammelt, in zwei Theile, welche sie, wenn die Zeit des Abgangs herankommt, in zwei Garben gebunden an den Enden einer Stange aufsteckt. Die ganze Schaar der Aehrenleserinnen zieht in einer Reihe fort, jede trägt die Stange horizontal, so daß das eine Ende mit der einen Garbe vorn, das andere hinten hinaussteht. Die armen Mädchen stecken die kleine Garbe vorn auf, das ist das Antheil des Herrn, aber wenn dieser mit der Theilung unzufrieden ist, so dreht er die Stange um, und nimmt denjenigen Theil, welchen die Aehrenleserin für sich selbst aufbehalten; Stimme und Blick der Aehrenleserin suchen Abwendung eines strengen Spruchs, der jedoch nur durch die offenkundigste Ungleichheit veranlaßt wird. Die Aehrenleserinnen ziehen aus dem Reisfeld mit ihren Garben auf der Schulter und kehren singend

nach Hause. Man macht sich kaum einen Begriff, welche Anmuth und welcher Anstand in diesen ländlichen Arbeitern Norditaliens herrscht. Am Sonntag tanzen die Schnitter; die Gastaldi mischen sich hinein, und wenn die Musik der Furlana (des Friaulertanzes) ertönt, so dreht sich alles in toller Lust.

Wenn der Reiskern von der Garbe getrennt ist, so folgen erst noch lange und viele Manipulationen, bis er den nöthigen Grad von Trockenheit erreicht hat, um in den Speichern aufbewahrt zu werden. Ein rauhes, gelbes Häutchen bedeckt den Risone genannten Kern, und dieses taugt nicht zur Nahrung. Um das Korn von dieser Hülle zu befreien, bringt man es in die Pila, eine Art Stampfmühle, die durch Wasser getrieben den Risone stampft ohne ihn zu zermalmen, und nur das ihn bedeckende Häutchen wegnimmt. Aus der Pila gehen Riso, Risina und Semole hervor. Der erste in weißen Körnern, die durch die Pila etwas aufgeritzt sind, ist derjenige, welcher in den Handel kommt. Die Risina besteht aus denjenigen Theilchen, welche die Stampfmühle losschlägt; sie ist weniger werth als der eigentliche Reis und dient zur Nahrung der niedern Classen. Der Kleie gibt man den Namen Semole. Die Erzeugnisse der mantuanischen Reispflanzungen werden im Lande selbst verzehrt, was den Absatz erleichtert und beschleunigt. Dieß ist einer der Hauptvortheile dieses Anbaues; wenn derselbe gelingt, wirft er einen größern Gewinn ab als alle andern. Es gibt Jahre, wo die Cardinala das auf sie verwendete Capital verdoppelt, in gewöhnlichen Jahren kann man den Gewinn auf 30 bis 36 Procent der Kosten rechnen, aber unglückliche Jahre lassen auch eine sehr empfindliche Lücke.

Der Reis ist in der Lombardei Grundlage der Nahrung für alle Classen,*) und man kann sich kaum einen Begriff von dem Reisverbrauch im nördlichen Italien machen: man ißt alle Tage Reis, und der Risotto ist immer die erste Speise. Die Italiener essen den Reis halb gekocht, so daß er noch ganz seine Form hat: es ist der türkische Pilau. In der Lombardei setzt man den Reis erst übers Feuer wenn alles beisammen ist, denn die Zeit bis man Platz nimmt, reicht hin um ihn zu kochen. Um sich einen Begriff von der Menge Reis zu machen, die manche Lombarden verzehren, z. B. die Piloten, welche ihn umsonst haben, so sagt man: wenn zwei Piloten ihre Platte mit Risotto zwischen sich stellen, so sehen sie sich nicht mehr, so groß und breit ist die Pyramide.

Man hat viel von der Ungesundheit des Reisbaues gesprochen, hätte aber dieß von dem Boden der Reisfelder sagen sollen und nicht von den Arbeiten, welche aus diesen pestilenzialischen Sümpfen ein nützliches Product ziehen, denn eine gut eingerichtete Bewässerung verschafft den stehenden Wassern einen wohlthätigen Ablauf, so daß die Sumpfmiasmen verschwinden. Im südlichen Frankreich hat man auf die Reiscultur verzichtet wegen der bösartigen Ausdünstungen der Reisfelder. Unter Cardinal Fleury wurde eine Reispflanzung in Auvergne angelegt, aber man mußte wieder darauf verzichten, ebenso im Roussillon. In Spanien sind die Reisfelder eine Legua von den Wohnungen angelegt, und in Piemont erzeugen sie periodische Fieber. Wir wollen diese Thatsachen nicht näher untersuchen, und bemerken bloß, daß der Reisbau in Indien, China und Aegypten betrieben wird, und daß in diesen Ländern, wie in der Lombardie, laufende und ohne Unterlaß erneuerte Wasser keine ungesunden Ausdünstungen haben. In Piemont sind die Reisfelder verderbliche Sümpfe, deren Wasser faulige Miasmen ausdünsten, welche durch die lange Unbeweglichkeit nothwendig erzeugt werden.

Das Reisstroh, aus dem die Modehändlerinnen zu Paris die schönen, weißen, koketten Hüte machen, ist nur eine Fiction, denn das eigentliche Stroh treten die Pferde der Tibia zu einer unförmlichen feuchten, nahezu fauligen Masse zusammen, und in diesem Zustande dient es nur noch den Backsteinboden der Tennen im Winter zu bedecken, um ihn gegen den Frost zu schützen.

Die Patricier von Venedig besaßen ehemals einen großen Theil der Reisfelder im Mantuanischen, und die Kaufleute von Venedig schicken noch jetzt Fahrzeuge den Po herauf, um Reis zu Ostiglia zu laden. Auch Triest und Livorno beziehen solchen zur Versorgung der adriatischen Inseln, der beiden Ufer des Golfs und des Archipels.

*) Dieß gilt jedoch gewiß nur für die südliche Lombardei, denn in der höhern wird es wohl der Mais seyn, wenigstens für die Masse des Volks.

Interessante Entdeckung im westlichen Australien.

Kürzlich machte ein Hr. Drummond eine Reise ins Innere von Westaustralien, und zwar in nordöstlicher Richtung, da das Uferland bereits als so gut wie gänzlich unfruchtbar bekannt ist. Länge und Breite der Gegend war nicht angegeben. In diesem Landstrich fand er in zahlreicher Menge Ochsenknochen zerstreut, namentlich Hirnschädel, die sämmtlich sehr weit von einander abstehende Hörner zeigten — eine Eigenthümlichkeit, die keine der Racen besaß, welche in Westaustralien eingeführt wurden. Auf Befragen erfuhr Hr. Drummond von einem sehr intelligenten Eingebornen, daß diese Thiere lange vor der Ansiedlung der Colonie dagewesen seyen, und wildes Vieh scheint noch in diesen Gegenden zu hausen, denn die Eingebornen beklagen sich, daß der Gouverneur ihnen verboten habe solches zu tödten, da es doch keinem Colonisten gehöre. Drummond meint, dieß Vieh habe sich aus den östlichen Ansiedlungen nach Westen verlaufen, allein abgesehen von der Eigenthümlichkeit der Race spricht auch der Umstand dagegen, daß es kaum etwas mehr als 30 Jahre ist, daß man von Neusüdwales aus die Berge überschritt, und daß die großen Heerden im Darlinggebiet sich erst von etwa 25 Jahren her datiren, so daß man nicht einsieht, wie sich so alle Ochsenschädel in so großer Ferne von den Heerden am westlichen Ende Australiens herschreiben sollen. Der Gegenstand erregt große Aufmerksamkeit, da er auf eine frühere von Nordwesten hergekommene Colonisation zu deuten scheint. Diese Nachrichten sind aus einer längern Mittheilung des im westlichen Australien erscheinenden Inquirer entnommen.

Notizen über englische Colonien.

Mauritius.

Die Frage über Erziehung und Unterricht erregt in Mauritius mehrfache Streitigkeit. Eine Nummer des Cernéen (s. Colon. Gaz. Dec.) läßt sich darüber ziemlich umständlich, jedoch mit einiger Vorsicht aus. Man ersieht indeß immer so viel daraus, daß die Proselytenmacherei der protestantischen Missionäre und der Versuch, der Jugend die englische Sprache vorzugsweise vor dem Französischen einzuprägen, allen Streitigkeiten zum Grunde liegen. Vor zehn Jahren gab es nur vier Schulen in der Colonie, jetzt sollen es ihrer neunundzwanzig seyn, aber mit der Zahl der Schulen ist auch der Streit darüber, in welcher Sprache der Unterricht ertheilt und in welchem Maaße die katholischen Geistlichen Zutritt haben sollen, heftiger geworden.

*

Die Einfuhr von Culis scheint, wie oben schon bemerkt, den Pflanzern sehr große Lasten auferlegt zu haben, und sie wandten sich mit der Bitte um Erleichterung an die Colonialregierung. Die Erleichterung sollte in der Abschaffung des Ausfuhrzolls von 1 Sch. von dem Centner Zucker bestehen. Da Mauritius zwischen 30 und 40,000 Tonnen, d. h. 6 bis 700,000 Ctr. Zucker ausführt, so beträgt diese Einnahme 30 bis 35,000 Pfd. St. Der Gouverneur erwiederte ihnen, die Kosten der Einführung von Arbeitern beliefen sich auf 50,000 Pfd. St. jährlich, und wenn man statt 6000 jährlich 20,000 einführen wolle, wie die Einwanderungs-Committee vorschlage, so könne der Ausfuhrzoll vom Zucker nicht entbehrt werden. Uebrigens zeigte sich der Gouverneur zu allen ausführbaren Erleichterungen bereit, falls die financiellen Rechnungen solche zulassen sollten. (Colon. Gaz. vom 14 Dec.)

*

Das Budget erschien (s. Cernéen vom 30 Oct.) und brachte den Pflanzern wenig Trost. Die Gesammtausgabe für 1845 wurde auf 221,429 Pfd. St. ausschließlich der Einwanderungskosten, die Einnahme ausschließlich der Einwanderungssteuer auf 235,761 Pfd. St. berechnet, so daß sich ein Ueberschuß von 14,000 Pfd. St. ergab. Man sucht an den öffentlichen Bauten zu ersparen und findet die Ausgaben für Polizei — über 30,000 Pfd. St., wozu noch die besoldeten Magistrate kommen, so daß das Ganze etwa 35,000 Pfd. St. ausmacht, — unmäßig hoch. Sodann beklagt man sich, daß die Colonie die Ausgabe für die Besetzung der Seychellen zahlen solle, gleichfalls etwa 4500 Pfd. St. Die Gesammtausgabe der Insel belief sich also, die Kosten für die Einwanderung nur zu 50,000 Pfd. St. veranschlagt, auf die gewiß nicht unbedeutende Summe von 270,000 Pfd. St.

*

Seit einiger Zeit fangen die Engländer an Besorgnisse wegen Madagascar zu hegen, was natürlich nicht ohne Rückwirkung auf Mauritius bleiben kann. Vor kurzem fragten einige Franzosen zu Mauritius an, „ob französische Schiffe Vieh aus Madagascar in diese Colonie einführen dürften.“ Da nach englischen Schifffahrtsgesetzen ein fremdes Land nur seine eigenen oder seiner Colonie Erzeugnisse in englischen Besitzungen einführen darf, so heißt diese Anfrage eigentlich so viel, als: ob man englischerseits die Insel Madagascar als französisches Besitzthum betrachte. Wir müssen uns eine andere Gelegenheit vorbehalten, die neuesten Verhältnisse in Bezug auf Madagascar auseinanderzusetzen, und entheben vorerst nur aus der Col. Gaz. vom 12 April folgende hierauf bezügliche Stelle: „Englische Kaufleute beklagen sich laut, daß sie durch die Franzosen aus Tamatave hinausgedrängt worden seyen. Alles dieß sieht aus, als ob die Franzosen zu Madagascar ein zweites algierisches Spiel spielen wollten. Das greift tief in Großbritanniens Interessen ein. Mauritius bezieht gegenwärtig alle seine Bedürfnisse an Vieh und Salzfleisch aus Madagascar, wenn dieses eine französische Colonie wird, so erhält Mauritius diese Bedürfnisse künftig nur „par souffrance.“

Miscellen.

Chinesische Auswanderung. Als Nachtrag zu der Culiauswanderung entnehmen wir aus dem Bericht der Committee westindischer Pflanzer und Kaufleute (Col. Gaz. vom 22 Febr.) nachfolgende Angaben über die Auswanderung der Chinesen und ihrer möglichen Benützung für englische Zwecke: „Die Chinesen wandern in großer Zahl auf ihren einheimischen Schiffen aus nach den Inseln des indischen Archipels. Diese Auswanderer sind so arm, daß sie ihre Ueberfahrt nicht zahlen können, sondern von ihrer zukünftigen Arbeit die Bezahlung abhängig machen. Sie finden meist schnell einen Arbeitgeber, der die Zahlung für sie leistet, und den sie dann aus ihrem allmählich sich häufenden Lohn zurückzahlen. Man glaubte einige dieser Auswanderer könnten bewogen werden nach Westindien zu gehen, und Lord Stanley erlaubte auch einen beschränkten Versuch damit zu machen. Dieser schlug aber unglücklicherweise fehl. Die Vorschriften über ihre Versorgung und spätere Beschäftigung waren nicht geeignet den Erfolg zu verbürgen, da die einzelnen Grundeigenthümer sich nicht genugsam aufgefordert fühlten, die Kosten und die Verantwortlichkeit dieser Uebersiedlung zu übernehmen. Uebrigens haben die chinesischen Arbeiter, welche bis jetzt nach Singapur kamen, dort schnell Beschäftigung gefunden, und zeigten sich nicht geneigt weiter zu gehen. Die Chinesen scheinen besser zu Ansiedlern zu passen, die sich vereinigen um Contracte zu unternehmen, als zu Arbeitern um täglichen Lohn unter europäischen Aufsehern; man glaubt deßhalb, daß wenn die Regierung gestatten wollte, daß die Auswanderung direct von Hongkong nach Westindien stattfände, so könnte dieselbe Arbeiterclasse unter Bedingungen, die für beide Theile vortheilhaft wären, bewogen werden dorthin zu gehen. Die ganze Ausgabe würde wahrscheinlich nicht 20 Pfd. St. für den Kopf übersteigen, und diese könnte man als ein Anlehen betrachten, das sie in langsamen Fristen zurückzahlen. Man würde sie dann in Westindien ans Land setzen, völlig frei sich an jeden zu vermiethen, zu dem sie Lust haben, und sie würden keine Verbindlichkeit haben, als der Colonie die Ausgabe von 20 Pfd. St. allmählich zurückzuersetzen.“ In welchem Umfang man diesen Plan auszuführen gedenkt, geht aus dem Umstand hervor, daß die Committe darauf antrug, das Parlament um die Garantie für ein Anlehen von 1,500,000 Pfd. St. anzugehen.

*

Ausrüstung der arktischen Expedition mit Rum. Diese Expedition scheint nicht nach dem Mäßigkeitsprincip geführt werden zu sollen, denn die englische Admiralität hat eben eine Lieferung von 3000 Gallons extra starken westindischen Rums, der 35 Procent über die Probe hat, für die Schiffe Erebus und Terror ausgeschrieben. (Engl. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 120.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 April 1845.

Ueber den Marsch der Karawanen aus dem Sudan nach dem Norden von Afrika.

(Nach E. Subtil. Revue de l'Orient. Janvier.)

Der Hauptkern der Karawanen geht von Tombuctu aus: die Kaufleute dieser Stadt stellen sich unter den Schutz eines der einflußreichsten Fürsten des Sudan, mit welchem sie im Geschäftsverkehr stehen, und die Karawane erhält dann den Namen fürstliche Karawane, welcher Titel ihr nicht allein größere Achtung verschafft, sondern sie auch von allen Abgaben befreit, welche die kleinen Karawanen bezahlen müssen. Sie folgt bei ihrer Abreise dem Lauf des Nigers, ohne sich davon weit zu entfernen, weil das fruchtbare Uferland ihr nicht nur die nöthigen Lebensmittel liefert, sondern auch Tauschgegenstände in Ackerbauerzeugnissen, die in sehr großer Fülle sich finden. Unter den zahlreichen Producten dieses Landstriches ist namentlich Eines zu bemerken, das in manchen Gegenden des Innern einen großen Werth hat, nämlich die Guru-Nuß, welche manchmal einen Drittel-Franken das Stück kostet.*) Diese Nuß hat nur so lange einen Werth, als sie frisch ist, daher man sie in Blätter wickelt, welche von Zeit zu Zeit angefeuchtet werden.

Die Karawane gelangt endlich nach Kasma, einem sehr wichtigen Handelsplatz, denn er ist der Vereinigungspunkt aller andern kleinen Karawanen des Sudan und von Bornu, welche hier die große Karawane abwarten, und, wenn sie ihre Handelsgeschäfte abgemacht haben, mit ihren eingetauschten Waaren wieder zurückkehren. Nach einem mehr oder minder langen Aufenthalt setzt die große Karawane ihren Zug nach Bornu fort, nimmt auf dem Wege die Kaufleute auf, die sich ihr anschließen wollen, der Sultan von Bornu läßt seine eigene Karawane dazu stoßen, und beide nehmen nun ihren Weg nach den Ufern des Tschad-Sees.

*) Die Form dieser Frucht ist oval; sie hat die Größe einer gewöhnlichen Nuß, und ist von einem Häutchen umgeben. Die Araber lieben diese Frucht sehr, weil sie durch ihre abstringirende Bitterkeit etwas Tonisches hat und das Wasser angenehmer zum Trinken macht.

Neue Handelsgeschäfte finden hier statt, zahlreichere und größere als sonst allenthalben, wegen der Wichtigkeit der Erzeugnisse dieses Centraltheils von Afrika, nämlich Sklaven, Elfenbein, Straußenfedern, Goldstaub, Senegal-Gummi, gelbes Wachs, Medicinalwaaren u. dgl. Von hier aus ziehen die beiden vereinten Karawanen von Sudan und Bornu, stets auf dem Marsche neue Wanderer aufnehmend, nach den Tibbus, indem sie einer Bergkette folgen, die von Bornu bis zu den Tibbus sich ausdehnt, und den Reisenden eine minder glühende Temperatur und zahlreiche Brunnen auf dem Wege darbietet. Die Tibbus sind ein Archipel von mehr oder minder großen Oasen, von denen jede einen Häuptling hat, welche jedoch sämmtlich unter dem „Sultan el-Kelmi" stehen. Derselbe Tauschhandel findet in den Tibbus wie in Bornu statt. Auch der Sultan el Kelmi läßt seine Karawane zu den beiden ersten stoßen, und sendet sie alle drei an Mehemed, den Sohn Abdel Dschelils, *) Oberhaupt einer der Tibbu-Oasen und einer der einflußreichsten Häuptlinge der Tuariks. Auch dieser Fürst läßt seine Karawane zu der großen stoßen, und sendet sie nach Gatts im Lande der Tuariks. Diese Stadt ist sehr berühmt wegen des großen Marktes, der hier alle Jahre gehalten wird, und wohin sich die Kaufleute fast aus allen Theilen des innern Afrika's begeben; sie besitzt ungeheure Niederlagen, und einige Mitglieder der Familie Abdel Dschelils haben sich hier niedergelassen. Die große Karawane bleibt einige Zeit zu Gatts, wo ein großer Austausch stattfindet; mehrere Gruppen trennen sich, um mit den eingetauschten Producten in ihre Heimath zurückzukehren, aber der Ueberrest setzt seine Reise unter dem Schutze der Tuariks fort.

Diese bilden einen großen und zahlreichen Stamm, sind vortreffliche Reiter und besitzen seit undenklichen Zeiten das Recht, eine zahlreiche, wohlbewaffnete Escorte zu liefern, welche die große Karawane bis an die Gränzen der verschiedenen Barbareskenstaaten begleiten und schützen sollen; hier versammeln sich die mit den Tuariks verbündeten Stämme,

*) S. dessen Geschichte und die Ursachen, weßhalb sich der Sohn in dieser Oase aufhält. Ausl. Nr. 292 ff. 1844.

um die Karawane bis an ihre Bestimmungsorte zu begleiten. Diese Stämme, welche das Land ganz genau kennen, sind um so mehr interessirt, die Karawane sicher und ungefährdet durch ihr Gebiet zu führen, als ihre eigenen Erzeugnisse auch mit derselben ziehen. Dieß Vorrecht der Tuariks hängt mit ihrer Stellung in der Wüste zusammen, denn beim Austritt aus dem Lande der Tibbus endet dieser gegenseitige Schutz, welchen die Fürsten von Sudan, Bornu und Tibbu der Karawane gegenseitig gewähren. Das Oberhaupt der Tuariks, welches in einer der Oasen der Tibbus wohnt, wählt als der letzte Fürst dieses Handelsbundes und als nächster Nachbar der Barbareskenküsten diejenige Richtung aus, welche ihm die günstigste scheint, und ertheilt dem Anführer der Tuarikhorde den Befehl, die Karawane nach dem bezeichneten Lande zu geleiten. Die Karawane wendet sich, wenn sie die Tibbus verlassen hat, gewöhnlich nach Gadames, welches 180 Lieues davon entfernt ist; ein Theil aber schlägt den Weg nach Aegypten ein, theils wegen der zahlreichen Schwierigkeiten, welche die Karawanen durch die in den verschiedenen Barbareskenstaaten vorgefallenen politischen Ereignisse zu erfahren haben, theils wegen der Leichtigkeit des Verkaufs der Sklaven. Ein starker Austausch findet noch in der Stadt Gadames statt; die Türken, welche hier befehligen, haben allem aufgeboten, um die Karawanenführer zu vermögen, sich nach Tripoli zu wenden, aber diese letzteren, welche bestimmte Befehle haben, widerstanden allen Lockungen, worauf die Türken sich rächten, indem sie den Karawanen so schwere Steuern auflegten, daß Mehemed ihnen jetzt eine andere Richtung zu geben sucht. Bereits hat er mehrere kleine Karawanen versuchsweise nach Aegypten geschickt, und es ist zu fürchten, daß die großen bald dieselbe Richtung einschlagen werden; dann wäre der Verkehr Centralafrika's mit den Barbaresken auf lange Zeit unterbrochen. Die drückenden Maaßregeln der Türken hemmen den Handel der Karawanen ungemein, weil sie in Aegypten die Tauschgegenstände nicht finden, welche sie in den Regentschaften Tunis, Tripoli und Algier zu finden gewohnt waren.

Dieses Wegdrängen des Handels von der gewohnten Bahn, die nothwendige Folge des Raubsystems der Türken, würde sich bald heben, wenn Frankreich einen Consularagenten zu Gadames hätte, der sich mit Mehemed in Verbindung setzte, und bei ihm auswirkte, daß die Karawanen nach dem Gebiete von Algier gewiesen würden; dann stünde die Karawane unter französischem Schutze, und die Türken könnten nur den durch die Verträge festgesetzten Transitzoll fordern. Die Waaren, welche diese Karawanen mitbringen, bestehen in Goldstaub, Gummi, Indigo, Wachs, Sennesblätter, Elfenbein, Straußenfedern und mehreren Erzeugnissen der einheimischen Industrie. Sie nehmen dagegen grobe Tücher aller Farben, Wollen- und Baumwollenzeuge, blanke Waffen, einige Flinten und viel Quincaillerie- und Glaswaaren mit. Selten nehmen sie Geld, und wenn sie welches nehmen, nur Silber, niemals Gold, weil das Silber im Sudan und in Bornu fehlt, die Neger jedoch aus diesem Metall alle ihre Zierrathen machen.

Ehemals stieß auch die Karawane von Fezzan zu der großen Karawane und die Sultane dieses Landes gehörten zu dem großen Handelsbund der Fürsten Mittelafrika's, aber seit die Türken nach dem Tode Abdel-Dscheilils Meister des Landes geworden sind, weisen sie alle Karawanen nach Tripoli. Indeß sind die Karawanen von Fezzan jetzt viel minder reich, als sie unter ihren Fürsten waren, weil sie nicht mehr den Handel mit dem Innern haben, und somit nach Tripoli nur die Erzeugnisse ihres eigenen Bodens bringen, namentlich Datteln, Natron, Wachs und Sennesblätter. Die Engländer, welche überall auf einen erweiterten Absatz ihrer Industrie-Erzeugnisse bedacht sind, haben zu Murzuk, der Hauptstadt von Fezzan, einen Consul aufgestellt, welcher den Auftrag hat, die Karawanen dieses Landes an die unter englischem Schutz stehenden Juden von Tripoli zu weisen, weil diese ihnen als Austausch gegen ihre Waaren englische Baumwollenzeuge und Quincaillerie geben, die aus Malta kommen.

Man ersieht aus dem Obigen, daß die Leitung der Karawanen Centralafrika's von einem der Tuarikfürsten, nämlich von Mehemed, dem Sohne Abdel Dscheilils, abhängt, und daß, wenn die französische Regierung dahin trachtet die Karawanen nach Constantine zu ziehen, Frankreich zu Gadames einen Agenten haben muß, welcher mit diesem Häuptling sich in Verbindung setzt. Mehemed würde einen solchen Vorschlag mit Bereitwilligkeit annehmen, da er ganz in seinem Interesse liegt, einerseits weil die an den Consularagenten gesendeten Karawanen unter französischem Schutz ständen, und von den Türken nicht mehr so willkürlich ausgebeutet werden könnten, zweitens weil sie in Constantine ihre Waaren leichter und vortheilhafter absetzen würden. Zu diesem Ende bedürfte es nur der Aufstellung zweier Consuln, des einen zu Gadames, des andern zu Tuggurt, des erstern um die Karawanen direct von dem Tuarikfürsten in Empfang zu nehmen, sie in dieser Stadt gegen die Erpressungen der Türken zu schützen und endlich seinem Collegen in Tuggurt zuzusenden, welcher darüber zu wachen hätte, daß der Bey dieser Stadt nur die gesetzlichen Zölle erhebe.

Wenn England für ein noch sehr unbedeutendes Interesse*) einen Consul in Fezzan aufgestellt hat, so sollte Frankreich, das so große politische und Handelsinteressen bei der Sache hat, nicht die Ernennung zweier Consuln verschieben, denn es handelt sich darum, einen großen Theil des Handels von Centralafrika in das algierische Gebiet zu ziehen, und den französischen Einfluß über weite Strecken auszubreiten.

In den ersten Jahren, welche auf die Eroberung Algiers folgten, beschränkte sich die Besetzung von Seite der Franzosen auf die Uferstädte, und der Ruf davon

*) Es scheint dieß Consulat in Fezzan nur der erste Schritt auf einer Bahn zu einer umfassenden Unternehmung zu seyn, welche die Engländer schon lange entworfen haben, denn sie erwerben sich dadurch Verbündete, deren Mitwirkung ihnen später das Innere Afrika's aufschließen und sie in Verbindung mit den sich am Niger formenden Handelsniederlassungen bringen kann, deren bekannter Zweck ist, ihre Verbindungen bis zur Quelle dieses Stromes auszudehnen.

drang kaum ins Innere, denn die feindlichen Stämme hatten ein Interesse, den Namen Frankreichs herabzusetzen: die Einnahme Algiers ward dargestellt als die Folge des Verraths einiger Renegaten, Frankreich sey eine kleine, schwache Macht, unfähig den Anstrengungen guter Moslems zu widerstehen, und nicht im Stande neue Truppen zu senden, indem es alle seine Macht bereits an die Küste Afrika's verschickt habe. Diese Hoffnungen, welche der Eigenliebe der fanatischen Bevölkerungen schmeichelten, diese von Abdel-Kader absichtlich ausgestreuten Gerüchte fanden allein Glauben in den Atlasgebirgen, und drangen bis in die Wüste vor. Jetzt sind die Sachen freilich sehr verändert, seit Abdel-Kaders Macht gebrochen; darum kommt man jetzt den Franzosen mit Achtung und Unterwürfigkeit entgegen, besonders seit der Zug gegen die Ziban den Weg nach der Wüste geöffnet hat, und auch der Chalife des Westens die Waffen der Franzosen schwer empfand. Dieser Umstand muß die Verbindungen mit der Wüste eröffnen, und dieß ist um so nöthiger, als die commercielle Zukunft Algeriens davon abhängt, daß der Karawanenhandel aus dem Sudan wieder in diese Richtung geleitet werde.

Directe und indirecte Besteuerung in England.

Wir haben früher öfters auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß unsere modernen Steuersysteme, vor allen das von England, den bei weitem größten Theil der Last auf die arbeitenden und mittleren Classen werfen, während der große Reichthum vergleichungsweise frei ausgeht. Peel hat bekanntlich schon vor drei Jahren erklärt, daß das System der indirecten Steuern erschöpft sey, und als ein Beweis, daß dieses Wort nicht leichtsinnig hingesprochen war, mag der Umstand dienen, daß sich kürzlich Lord Stanley in der Verhandlung über die Einkommenssteuer in England ganz in ähnlicher Weise ausdrückte; er bemerkte, die Tendenz in England, wie in allen großen Handelsstaaten sey die Anhäufung und ungleiche Vertheilung des Vermögens, und die Steuerauflage nach den bisher befolgten Grundsätzen habe ihr Maximum erreicht. „Die Classe," sagte er, „auf welche die Steuerlast hauptsächlich fiel, war nicht mehr im Stande sie zu tragen; auf die reichern Classen, welche nicht im Verhältniß zu ihrem Vermögen besteuert waren, fällt jetzt hauptsächlich die Einkommensteuer." Das Journal of Commerce vom 12 April bemerkt hierüber: „Der einfache Sinn hievon ist, daß indirecte Besteuerung auf Verbrauchsartikel durch directe Steuern auf das Vermögen ersetzt werden muß." Hinsichtlich der Erleichterung der Consumenten ist indeß noch sehr wenig geschehen, und das genannte Journal stellt die Möglichkeit in Aussicht, da die Einkommenssteuer in Folge dieser ausgesprochenen Grundsätze im J. 1848 nicht nur nicht abgeschafft, sondern möglicher Weise auf das Doppelte, wo nicht weiter gesteigert werden könnte. Das wird freilich noch einen langen, schweren Kampf kosten.

Bilder aus dem innern Columbien.

Der Wasserfall von Teenendama. — Tunja und die Muyscas.

(Aus Hamiltons Erinnerungen an Columbien.)

In dem kleinen netten, von Fruchtgefilden und Obsthainen umgebenen Dorfe Sucho übernachteten wir in dem Pfarrhause bei dem liebenswürdigen Pater Candia, einem Priester vom Orden des heiligen Franciscus, der uns sehr liebreich und gastfrei aufnahm. Dieser wackere Mann bekundete in seinem ganzen Wesen nichts Mönchisches, nichts Asketisches, vielmehr bemerkte man an seinem freimüthigen gewandten Benehmen, daß er in stetem Umgange mit der Welt gelebt hatte. Wir waren daher auch bald bei ihm wie zu Hause. Pater Candia hatte sich zu der Zeit, da das Land von den spanischen Truppen unter dem General Morillo besetzt war, als ein eifriger Republicaner gezeigt. Er schien, als wir bei ihm zum Besuche waren, zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Lebensjahre zu stehen, und in seinem Gesichte sprach sich bei vieler Milde und Gutmüthigkeit zugleich auch Scharfsinn und Klugheit aus. Der aufgeklärte Mann erzählte uns mit vieler Laune, wie er einst wegen einer freimüthigen Predigt vor das Inquisitionstribunal in Quito, woselbst er früher als Cleriker fungirt hatte, beschieden worden war. Ich biß mich glücklich heraus, sagte der Pater, und kam mit einem Verweise davon. Die Predigt hatte zum Text gehabt: Hütet euch vor denen, die in Schafspelzen einhergehen, inwendig aber reißende Wölfe sind!

Die Häuser des Dorfes Sucho sind reinlich und gut eingerichtet, und die stille Zufriedenheit, welche man überall unter den Pfarrkindern wahrnahm, schien der beste Beweis dafür zu seyn, daß Pater Candia in seinem Gemüthe weder Fanatismus noch Habsucht hegte. Wenn man ein rechter Franciscaner seyn will, sagte er, muß man sich auch den heiligen Franz von Assisi zum Vorbild nehmen. Glücklich wäre Columbien, besäße es viele solcher Priester, die, dem Aberglauben und der Unwissenheit entgegenarbeitend, die Bildung der niedern Volksclassen sich angelegen seyn lassen. Pater Candia ist weit und breit als erleuchteter Geistlicher und ausgezeichneter Prediger bekannt; sein klarer, volksthümlicher Vortrag wird allgemein gerühmt. Wir freuten uns, die Bekanntschaft eines solchen Mannes zu machen.

Am nächsten Morgen setzten wir unsere Reise nach der berühmten Cascade von Teenendama, die etwa zwei Leguas von Sucho entfernt ist, fort. Eine halbe Stunde von dem Dorfe kamen wir an der Hacienda Canoas vorüber, deren Eigenthümer großen Gewinn aus dem Verkauf des Weizens zieht, der hier gebaut wird; er gilt für vorzüglich und steht auf den Märkten im höchsten Preise. Im besten Rufe steht auch die eine treffliche Wolle liefernde Schäferei dieses Landgutes, dessen Besitzer einer der intelligentesten und regsamsten Oekonomen Columbiens seyn soll.

Als wir uns dem Fuße des Gebirgs nahten, überraschte uns die Schönheit, die Fülle und das Leben der Natur, welche sich uns überall in diesem Theil der Hochebene offenbarten. Der Bogotafluß windet sich mit sanfter Strömung durch ihre Fluren, deren buntes Ansehen durch Weizen- und Gerstenfelder, die, weil man hier zweimal des Jahres säet, hinsichtlich ihrer Reife und Entwicklung sehr weit auseinander sind, noch erhöht wird. Heerden von Schafen, Rindvieh und Pferden grasen hier auf unabsehbaren Weiden, und Züge von wildem Geflügel eilten, als wir hier vorbeikamen, in westlicher Richtung einigen

großen Binnenseen zu. Als wir eine Anhöhe erstiegen, die sich über fünfhundert Fuß über die Ebene erhebt, gewährte die Aussicht auf die mannichfaltigen Krümmungen des Flusses, auf die großen Seen im Westen, auf die vielen Dörfer an den Bergen und in der Ebene einen großartigen und erhabenen Anblick. Wir alle verweilten eine Zeitlang an dieser Stelle, um unsere Augen an der herrlichen Gegend zu weiden. Und wie günstig ist dieses Klima für das Gedeihen aller menschlichen Bedürfnisse!

Tunja ward gleichfalls von uns besucht, Tunja, welches in frühern Zeiten eine reiche, stark bevölkerte, blühende Stadt war. Hier residirte vor der Ankunft der Spanier der Zaque oder König der Muyscas, einer mächtigen Nation, die damals auf dem Plateau von Bogota herrschend war. Gleich den Japanern standen die Muyscas unter zwei Herrschern; der erste, eine Art von Oberpriester, hatten seinen Sitz in Irace und war dort, wie der Dalai Lama und der Dairi noch jetzt sind, Gegenstand der Verehrung für eine große Zahl von Pilgern, die ihm Geschenke darbrachten; der zweite war das politische Oberhaupt oder König, führte den Titel Zaque und residirte, von einer Leibwache umgeben, in Tunja; die Fürsten von Bogota, Zippas genannt, zahlten ihm einen jährlichen Tribut. Die Muyscas beteten die Sonne an und hatten so bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht, daß man sie nächst den Mexicanern und Peruanern als das policirteste Volk in Amerika betrachten kann. Sie scheinen Hieroglyphen gehabt zu haben, die denen der Mexicaner ähnlich waren, und hatten drei verschiedene Kalender, welche ihre drei Jahre, das ländliche, das kirchliche und das bürgerliche, darstellten. Auch sind diese Muyscas dadurch merkwürdig, daß sie von allen bis jetzt bekannten Völkern die kürzesten Wochen hatten; jede dauerte nämlich nur drei Tage. Sie waren als geschickte Weber und Färber berühmt und ihre Hausfrauen lieferten die feinsten Gespinnste. Diese ganze indianische Cultur ging zu Grunde durch die Grausamkeit der Spanier.

Das merkwürdigste Denkmal, welches sich von den Muyscas erhalten hat, ist der zu Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt gewordene, in einen großen Stein eingegrabene Mondskalender. Wie die alten Arkadier hatten auch die Muyscas eine Tradition von einer Zeit, in welcher der Mond die Erde noch nicht begleitete. Diese Idee, die keinen symbolischen Begriff in sich schließt, scheint die Annahme alter Verbindungen zwischen Europa und Amerika zu bestätigen.

Die Bevölkerung der schönen Ebene von Bogota ist im Verhältniß zu ihrer Größe und der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens gering; bei ihrer höchst günstigen Naturbeschaffenheit läßt sich aber nicht zweifeln, daß sich die Bewohnerzahl bald auf das Zehnfache vermehren und in einigen Jahren so groß seyn werde als zu der Zeit, da Gonzalo Ximenes de Quesada diese Länder noch nicht erobert hatte, denn damals war die Ebene nach allen Richtungen hin mit indianischen Dörfern bedeckt. Welches herrliche Klima, welchen vortrefflichen Boden findet hier der Europäer, der Lust hat sich in diesen Gegenden niederzulassen, und wie müßte der Ertrag der Ländereien alle Erwartungen übertreffen, wenn gehöriger Fleiß auf den Ackerbau gewendet würde. Es wird sich dann zeigen, welche erstaunliche Productionskraft der Boden dieser schönen Hochebenen besitzt, die, ungeachtet sie dem Aequator so nahe liegen, hinsichtlich ihres Klima's von keinem Lande der Erde übertroffen werden können. Ein jeder kann sich in Südamerika das Klima nach Gefallen wählen, denn wer mit dem Thermometer in der Hand allmählich höher aufwärts oder tiefer abwärts steigt, kann genau das Klima ausmitteln, welches seiner Gesundheit am zuträglichsten ist.

Von der mit duftenden Kräutern und Stauden bewachsenen Anhöhe stiegen wir jetzt abwärts nach dem Wasserfall zu; der Weg, der abschüssig, schlüpfrig und an mehreren Stellen gefährlich war, ging durch einen hohen düstern Wald, dessen Schatten uns vor den heißen Sonnenstrahlen schützte. Weiter abwärts herrschte überall eine feierliche Stille, die nur zuweilen durch die ernste Stimme des Tropials unterbrochen ward; auch zogen hie und da Vögel mit herrlichem Gefieder, die in diesen romantischen Wildnissen ungestört hausen, unsere Aufmerksamkeit auf sich. Cade, dessen Sattel bei dem Abwärtsreiten auf die Seite glitt, hätte leicht einen gefährlichen Sturz thun können. Auf einer kleinen, ebenen Stelle ließen wir unsere Diener mit den Pferden zurück, und als wir hierauf noch einige hundert Fuß abwärts gestiegen waren, erblickten wir den Wasserfall von Tecuendama, den der Bogotafluß hier bildet. Nachdem dieser Fluß in einer Breite von ungefähr hundert vierzig Fuß zwischen zwei Felsen hingeströmt ist, kommt er an einen Abhang, von dem er sich in einer etwa sechzig Fuß breiten und vierundzwanzig Fuß dicken Wassermasse in einen tiefen, fast perpendiculären, aus röthlichen Granitlagern bestehenden Abgrund hinabstürzt; in den Cordilleren nennt man solche Abhänge Barancas. Die Höhe des Falls beträgt etwa zwölfhundert Fuß. Auf den Granitmassen stehen hohe Bäume, die das Großartige des Anblicks noch vermehren. Am Fuße des Abhangs flatterten Papagaien und Waldvögel umher.

Es läßt sich nicht aussprechen, von welchen Gefühlen des Staunens, der Freude und des Grausens der Zuschauer bei dem Anblick des Sturzes dieser gewaltigen Wassermasse ergriffen wird. In stumme Bewunderung versetzt durch dieses erhabene Schauspiel der Natur, verweilte ich einige Minuten am Rande des Abhangs. Das im Fall zerstäubte Wasser glich einer dichten Wolke bei einem heftigen Schneegestöber und die darauf fallenden Sonnenstrahlen brachen sich in den schönsten Regenbogenfarben. Nur ein geringer Theil der herabstürzenden Wassermasse erreicht die Erde, das übrige verdunstet während des Falls in der Luft.

In den benachbarten Wäldern hält sich viel Wild auf, welches hier die Chuscopflanze, sein Lieblingsfutter, in Menge findet. Auch den Pellacovogel sahen wir hier, der auf dem Rücken und der Brust grün, an der Kehle und dem Schweife roth ist; sein Schnabel ist lang und gekrümmt; dieser an Gestalt der Amsel gleichende Vogel hat einen sanften, lieblichen Gesang. Den alten Muyscas war er ein heiliger Vogel, und es stand schwere Strafe darauf, einen zu tödten. In der Nähe des Wasserfalls von Tecuendama hat man verschiedene indianische Götzenbilder ausgegraben.

Nachdem wir auf dem Rückwege bei unserem lieben Pater Candia ein stärkendes, durch den besten Appetit gewürztes Frühstück eingenommen hatten, besuchten wir in seiner eben so lehrreichen als angenehmen Gesellschaft die natürlichen Brücken von Icononzo, die über den Bergstrom Summa Paz führen und von ungeheuern Felsblöcken gebildet werden. Die Eingebornen hätten dadurch einen Begriff von gemauerten Bogen bekommen können, die jedoch den Amerikanern wie den alten Aegyptiern unbekannt waren.

Bank in Algier. Die Bank von Frankreich hat sich entschlossen ein Comptoir in Algier zu errichten und solches mit 10 Millionen zu dotiren. Es ist dieß ein Beweis, daß man allen commerciellen und agricolen Unternehmungen in diesem Lande thätig unter die Arme greifen will.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 5 und Umschlag zum Monat April.)

Nr. 121.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Mai 1845.

Peel und die Maynoothbill.

Es ist immer ein interessantes Schauspiel, wenn in einem Lande freier Institutionen alle moralischen Elemente in Aufregung sind, und dieß Interesse steigert sich noch in dem gegenwärtigen Falle durch den Umstand, daß die immer wiederkehrende religiöse Frage die sociale zugleich zur Lösung bringen muß. Der Ausgang der jetzigen Krise in England mag seyn welcher er will, so viel ist gewiß, daß die Parteien und ihre Wortführer wiederum mehr eine Wahrheit werden. Der Vorwurf, den man Peel gemacht hat, daß er, zur Macht gelangt, nur Whigmaaßregeln ausgeführt habe, ist ziemlich banal geworden, aber er ist nicht ohne Grund, und hat seit Anfang des Streits über die Maynoothbill nicht aufgehört schwer auf ihm zu lasten. Das Durcheinander der Stimmen ist betäubend, und die Verwirrung scheint endlos: die ächten Tories beschwören die Whigs, doch nicht eine Regierungsmaaßregel zu begünstigen, bloß weil sie ihrer Ansicht zusagt; die Whigs ihrerseits richten die Beschwörungen an die Dissenters, doch ja nicht gegen die Bill, welche nur die moralische Hebung der katholischen Geistlichen zum Zweck habe, zu arbeiten; O'Connell hält Sir R. Peel eine höhnische Lobrede und verspricht ihm, noch mehr zu rumoren wie bisher, überzeugt, dann von ihm noch mehr Concessionen zu erlangen; die Repealbewegung ist sichtlich im Steigen bei einer Maaßregel, welche allen Regierungsorganen zufolge dahin wirken soll, sie zu beschwichtigen. Alle diese anscheinenden Widersprüche heben sich alsbald, sobald man nicht die Worte der Stimmführer, sondern den Stand der Sachen und die Stellung der Parteien ins Auge faßt.

Die Hauptspaltung in den Whigs und der Sieg der Tories schreibt sich von dem Augenblick her, wo die Appropriationsclausel vor acht oder neun Jahren vorgeschlagen wurde. Diese Appropriationsclausel besagte, daß von den überreichen Einkünften der angloirischen Staatskirche Geld zur allgemeinen Erziehung des Volks verwendet werden solle. Lord Stanley und Sir J. Graham traten aus dem Ministerium, weil sie erklärten, sie könnten nicht in eine Maaßregel willigen, welche den Anfang einer Beraubung der Staatskirche mache. Wäre die Whigregierung damals auf ihrer Ansicht geblieben, hätte sie sich im Parlamente schlagen lassen, so wäre eine Torpverwaltung eingetreten, welche, da die „conservative Opposition" unter Peels Leitung damals noch nicht ihre volle Stärke erlangt hatte, schwerlich sich auch nur ein Jahr gehalten hätte. Russell wäre wieder ins Ministerium eingetreten und hätte den Grundsatz der allmählichen Reform der Staatskirche siegreich durchgeführt. Aber die Mittelparteien, welche versöhnend auftreten wollen, scheinen zu ewiger Schwäche verdammt. Russell setzte für die Appropriationsclausel seine ministerielle Existenz nicht aufs Spiel, und von dem Augenblick an war seine Partei verloren. Obgleich sie noch Irland mit Milde behandelte und dadurch einigermaßen in Schranken hielt, so sagte sich doch O'Connell allmählich von ihnen los, weil er einsah, daß die Whigs auch bei gutem Willen zu schwach seyen, die auf Irland lastende angloirische Staatskirche zu erschüttern. Daher seine Repealbewegungen, die einen so furchtbaren Charakter annahmen, daß die englische Regierung genöthigt war, nahe an 40,000 Mann nach Irland zu senden, um einem immerhin möglichen Ausbruch mit Kraft zu begegnen. Indeß konnte dieser gewaltsame Zustand nicht anhalten, besonders wenn ein auswärtiger Krieg droht, auf den eine Partei in England selbst hinarbeitet. Somit mußten Vermittlungsmaaßregeln ergriffen werden, und die erste war die factische Anerkennung der katholischen Würdenträger und die bekannte Vermächtnißbill, wodurch Peel die Verwaltung katholischer Vermächtnisse im wesentlichen auch den Katholiken überließ. Diese Maaßregel hat trotz O'Connells wirklichem oder scheinbarem Widerstreben sehr günstig gewirkt, und Peel sah sich nun veranlaßt auf der einmal betretenen Bahn fortzuschreiten, und Maynooth besser auszustatten, mit andern Worten für einen angemessenen Unterricht der katholischen Geistlichkeit zu sorgen. Der Vorschlag ist an sich so gut und nothwendig, daß sich wenig Kluges dagegen einwenden läßt, und daß auch eine Anzahl katholischer Prälaten alsbald Sir R. Peel ihren Dank für seine Maaßregel ausgedrückt hat.

Jetzt kommen wir aber zur Kehrseite. Peel ist unter der theils ausdrücklichen, theils stillschweigenden Bedingung, daß

er die Korngesetze und die Kirche aufrecht erhalte, ins Ministerium gelangt. Das wird ihm jetzt im Parlament von seinem bösen Genius, dem Hrn. d'Israeli, aufs bitterste vorgeworfen; aber nicht nur im Parlament selbst, auch in der Presse und in den öffentlichen Versammlungen erhebt sich ein Schrei des Unwillens gegen den Mann, der jetzt schon zum zweitenmal in dieser socialen Lebensfrage des brittischen Reiches seinem früheren Thun und Lassen schnurstracks zuwider handelte. Peels Ruf erhält dadurch einen Stoß, von dem er sich nicht mehr erheben wird, und die schon lange murrende Partei der Tories hat jetzt die widerwärtig getragene Maske abgeworfen, und stellt sich ihm offen gegenüber. Es ist kein unmerkwürdiger Umstand, daß selbst die bestunterrichteten Leute dadurch völlig überrascht wurden. Noch kaum vierzehn Tage zuvor enthielt das Morning Chronicle einen Artikel, worin mit vieler Entschiedenheit angeführt wurde, man täusche sich sehr, wenn man glaube, Peel sey mit seiner Partei zerfallen; alles dieß sey Spiegelfechterei, um die Gegner in den Schlaf zu lullen, die Tories wüßten recht gut, wie weit sie gingen, sie seyen, wenn auch nicht gerade mit Peel selbst, doch mit seinen Maaßregeln zufrieden, weil er es vortrefflich verstehe, seine kleinen Concessionen als große Opfer erscheinen zu lassen; Peel sey ihr Werkzeug und nicht sie die Betrogenen u. s. w. Da kommt die Maynoothbill und auf einmal zeigt es sich, daß die angebliche Spiegelfechterei Wahrheit ist, und die Entdeckung, daß die Tories ein liberales Amendement *) benützen wollten, um Peel zu stürzen, erregte im Unterhause selbst das größte Erstaunen.

Dieß Erstaunen war allerdings nicht ohne Grund, denn die einfache Frage: wer soll nach Peel das Ministerium übernehmen? hätte, wie man glaubte, alle solche Machinationen mit einemmal abschneiden sollen. Allein die Tories meinten, als sie das Plänchen machten, ihren Lord der Schatzkammer schon in der Tasche zu haben. Gladstone, der eifrige Streiter für die Hochkirche, war früher aus dem Ministerium getreten, seiner eigenen Angabe zufolge, weil er sich mit der irischen Politik Peels nicht befreunden konnte. Gladstone ist ein gewandter Parlamentsredner und hat als Handelsminister Proben von Einsicht und Thätigkeit abgelegt, wenn auch seine neueste Schrift zur Vertheidigung der seit drei Jahren vorgenommenen Aenderungen im Handelssystem hart mitgenommen worden ist, und seinem Ruf in der großen Handelswelt sehr geschadet hat. Gladstone war zum Minister und Führer des Unterhauses ausersehen, und in der That ist er auch unter der hochkirchlichen Partei der einzige, welcher einer solchen Stellung einigermaßen gewachsen ist. Auf ihn waren deßhalb im Fall von Peels Rücktritt die Hoffnungen gestellt, um die Lücke auszufüllen. Die Maynoothbill rückt heran, da tritt Gladstone auf, und — hält einen langen Sermon zu Gunsten der Maaßregel Peels. Das Erstaunen war nicht gering. Wenige Monate vorher hatte er sich gegen Peels Ansichten ausgesprochen, trat vom Ministerium ab, und jetzt vertheidigt er dessen Maaßregeln. Er mochte in der Zwischenzeit erwogen haben, daß er doch nicht der Atlas sey, um die Last des Staats zu tragen, und daß er eine ephemere Stellung als erster Lord der Schatzkammer doch mit seiner ganzen politischen Zukunft etwas zu theuer bezahle.

Indeß fingen aber alle die politischen Springfedern, die man in Bewegung gesetzt hatte, um den „antipapistischen" Geist Altenglands aufzustacheln, ihre Wirksamkeit zu äußern an. Die Aufregung ging durch das ganze Land, und ergriff nicht bloß die Anhänger der Hochkirche, sondern auch die Dissenters. Die Masse dieser letztern mag freilich aus Abneigung gegen den Katholicismus handeln, den Häuptern und Führern aber kann man eine solche Plattheit wohl schwerlich vorwerfen, und muß nach andern Gründen ihres Handels suchen, die nicht allzu fern liegen. Sie sind eng verbunden mit denen, welche aller Verbindung zwischen Kirche und Staat entgegen sind; ihre Neigung, wie ihr Vortheil und ihre Grundsätze sind einer Staatskirche entgegen, und wenn sie dennoch dießmal in gleicher Richtung wie die Anhänger der Staatskirche wandeln, so müssen sie einen andern Zweck verfolgen. Sie erklären sich gegen eine Unterstützung der katholischen Kirche durch den Staat, weil sie fürchten müssen, wenn dieß System weiter geht, so werde wenigstens ein langer Waffenstillstand zwischen den Katholiken und der Staatskirche geschlossen, während die Aufrechthaltung der schreienden Ungerechtigkeit, welche in dem Bestehen der irischen Staatskirche liegt, eine nahe Abhülfe unerläßlich macht. Sie haben sich der whiggischen Appropriationsclausel nicht widersetzt, weil diese, wenn auch langsam, zur Aufhebung der Staatskirche führen mußte, aber sie widersetzen sich der Unterstützung von Maynooth, weil diese die Kirche, wenigens noch auf geraume Zeit hinaus unangetastet läßt. Die Macht, welche sie vor zwei Jahren bei Gelegenheit der Erziehung der Fabrikkinder entfaltet haben, wird jetzt wieder aufgeboten und zu demselben Zweck; damals wollte sich die Staatskirche der Erziehung der armen Städtebevölkerung ausschließlich zum Nachtheil der Dissenter bemächtigen, und dieser Plan brach sich an dem Widerstand dieser letztern. Sie sind also consequent, wenn man gleich nicht läugnen kann, daß sie einigermaßen falsches Spiel spielen, da sie die Massen in einer Absicht aufregen, die sie nicht offen gestehen können oder wollen. Dieß mag eine gute Parteitaktik seyn, aber alle solche Verdrehungen der Wahrheit im öffentlichen Leben ziehen unvermeidlich ihre Strafe nach sich. Diese Aufregung wird im ganzen Lande die Stimmung gegen die Katholiken verschlimmern, und die Aussöhnung mit Irland erschweren, welche nothwendiger geworden ist, als je; die Masse versteht die Kniffe der Führer nicht, und nimmt das Geschrei gegen den Katholicismus für Ernst. Freilich wird sich auch diese Aufregung wieder legen, wie sich so manche andere gelegt hat, aber die Folge wird eine Mißachtung der Führer seyn, und namentlich des Parlaments selbst, das seit Jahren auf diesem Wege immer schnellere Fortschritte gemacht hat.

*) Das von Ward, dem zufolge die Unterstützung für Maynooth allerdings geleistet werden sollte, aber nicht aus Staatsmitteln, wie Peel vorschlug, sondern aus den Mitteln der irischen Kirche. Es war also eine neue Form der alten Appropriationsclausel.

Gehen wir nun auf die Whigs über, so wird sich leicht zeigen lassen, daß ihre Stellung gleichfalls höchst einfach ist, und aus ihren Interessen sich leicht erklären läßt, daß man ihnen aber wegen eines besondern Festhaltens an ihren Grundsätzen eben noch keine großen Lobsprüche zu ertheilen braucht, wie gegenwärtig so vielfach geschieht. Zwischen der Appropriationsclausel, welche das Eigenthum der Staatskirche antastete, und der Bewilligung für Maynooth ist ein sehr bedeutender Unterschied; wollen sie consequent seyn, so müssen sie das Amendement Hrn. Wards unterstützen, was sich aber mit Sir R. Peels Plan nicht verträgt; man kann also eher sagen: sie sind in ihrem Benehmen inconsequent, und nur der Umstand, daß die eine Maaßregel wie die andere zu Irlands Gunsten und zu dessen Versöhnung wirken muß, erleichtert ihnen den Schein, als ob sie in dieser ganzen Angelegenheit aus purer politischer Consequenz handelten. Das thörichte Festklammern der Tories an unhaltbar gewordenen Institutionen hatte die Spaltung in ihrer eigenen Partei zur Folge, und diese Spaltung führt die Whigs bis ins oder wenigstens nahe ans Ministerium, da Peel durch die Maynoothbill mit der alttoryistischen Partei, wir möchten sagen mit Alt-England gebrochen hat; zudem waren sie nie darauf bedacht, das Band zwischen Kirche und Staat zu zerreißen, sie waren dem sogenannten Voluntary Principle, d. h. dem Satz, daß jede Kirche sich nur durch die Beiträge ihrer Angehörigen erhalten solle, stets entgegen; sie wollten nur eine kleine, möglichst kleine Reform der Kirche; sie wollten die Concessionen in homöopathischen Dosen zumessen, weil mit der Umwandlung der Kirche ein großer Theil des aristokratischen Einflusses fällt, was sie, selbst Aristokraten, nicht wollen können. So nahmen sie Peels Maaßregel, gleich als wäre es ihre eigene auf, erweiterten dadurch den Bruch zwischen ihm und seiner Partei, und machen eine gänzliche Umwandlung in der innern Politik Englands unerläßlich. Peel kann seine Maaßregel nur mit Hülfe der Whigs und der Radicalen durchsetzen, und hat also mit seiner eigenen Partei ganz und für immer gebrochen. Von jetzt an theilt sich das Parlament nicht mehr in drei Parteien ab, von denen nur zwei regierungsfähig sind, sondern in eine rechte und linke Seite und in ein ministerielles Centrum. Rechts stehen die Tories, die Vertheidiger der alten Verbindung zwischen Kirche und Staat, weil auf dieser Verbindung die Lebenskraft des Adels in hohem Grade beruht, die starren Vorkämpfer der Korngesetze, weil diese allein die Pachtschillinge in die Höhe halten; links stehen die Vertheidiger des freien Handels, die Gegner der Verbindung zwischen Kirche und Staat, die Vorkämpfer der demokratischen Interessen, kurz alle die, welche man bisher als Radicale bezeichnete; in der Mitte aber stehen die neuen Conservativen unter Peel mit den aristokratischen Whigs verbunden und entschlossen, von der alten Macht der Aristokratie so wenig wie möglich aufzuopfern, übrigens, ohne Festhalten an einem bestimmten Princip, das zu thun, was die Noth des Tages erheischt.

(Schluß folgt.)

Sitten und Gebräuche in der Bretagne.

Erster Abschnitt.

Unter allen Provinzen, in welche ehemals Frankreich eingetheilt war, hat keine ihren alten Nationalcharakter, ihre Sitten und ihre Gebräuche getreuer bewahrt als die Bretagne. Hier findet man noch das ganze Mittelalter mit seinem Feuerglauben an Wunder, seinen Festen, seinen wunderlichen Verkleidungen und Aufzügen. Die Erinnerungen an ein, obgleich im Princip erloschenes Feudalrecht lebt noch in den örtlichen Gebräuchen fort, ebenso die kindlichen und naiven Sagen, die aus den ersten Zeiten der christlichen Kirche stammen; ja mehrere Gebräuche, die unter dem Volk herrschen, tragen unverkennbar die Spuren einer noch vorchristlichen Civilisation. Die Dol-men *) der Druiden, auf denen sich jetzt oft ein steinernes Kreuz erhebt, das man plötzlich mitten in einer Haide oder auf einem freien Platz im Wald erblickt, sind das passende Sinnbild der Bretagne, wo die heidnischen und christlichen Sagen untereinander vermengt und verwechselt im Mund des Volks sind, wo sich die Geschichte der beiden Iseults, des Zauberers Merlin und Lancelots mit den wunderbaren Legenden der Heiligen, mit dem Glauben an vermittelnde Geister vermischt. Schreitet die Civilisation in diesem Lande nur langsam und hinkend voran, so verwischt sich dagegen auch kein Andenken auf diesem Granitboden. Aus dem Ganzen dieser verschiedenen Sagen, die von so verschiedenen Völkern herrühren und sich durch so viele Jahrhunderte erhalten haben, haben sich diese wunderlichen Sitten, diese seltsamen Gebräuche gebildet, die noch jetzt in diesem Theil Frankreichs, den die Franzosen l'Armorique nennen, herrschen, und der weit weniger durch seine geographische Lage als durch seine Sprache und seinen Widerwillen gegen alles Fremdartige von der übrigen Welt isolirt ist.

Der Bauer der Bretagne ist lebhaft, sehr empfänglich für Eindrücke, welche wunderliche Dinge auf ihn machen, und dabei nicht ohne Intelligenz; man macht einen guten Soldaten und einen trefflichen Matrosen aus ihm. Indessen befindet er sich fern von der Heimath, die er über alles liebt und verehrt, doch nie ganz wohl. — Nur mitten in seinen Steppen und Haiden und seinen Sandflächen zeigt er die ganze Thatkraft und Thätigkeit seines leidenschaftlichen Charakters. Von Natur munter, heiter und unbekümmert, ergreift der Landmann der Bretagne eifrig jede sich ihm darbietende Gelegenheit einem Schauspiel oder einem Fest beizuwohnen. Je mühsamer, arbeitsvoll und eintöniger sein Alltagsleben ist, desto mehr sucht er sich durch wilde Spiele und die Poesie seiner Feste zu entschädigen.

Alle wichtigern Begebenheiten des Lebens, sie seyen traurig oder freudig, Hochzeiten wie Begräbnisse, sie dienen ihm zum Vorwand sich Genüsse zu verschaffen, eben so weiß er sich die Hauptepochen des Jahres zu Nutzen zu machen.

Die heitersten und fröhlichsten Feste führt der Frühling herbei. In dieser Jahreszeit vergeht fast kein Sonntag, an dem nicht irgend eine Wallfahrt zu machen, das Fest irgend eines Nationalheiligen, dessen Namen der Kalender aufweist und dessen ländliche Capelle von zwei Reihen uralter Eichen umgeben sich in der Nähe des Orts befindet, zu feiern wäre. Weiber, Kinder, Greise und selbst Kranke

*) Dol-men und Men-hir sind ungeheure Steinblöcke, die man besonders an den Küsten der Bretagne aufgerichtet findet, und welche man für die Altäre hält, an denen die Druiden ihre blutigen Opfer vollbrachten.

schleppen sich an den Ort des Festes, niemand will zurückbleiben. — Hier prangen die jungen Dorfschönheiten in dem Schmuck der buntesten Farben, und die jungen Bursche, eine Pfauenfeder um ihren breitrandigen Hut gewunden, machen ihnen um die Wette den Hof und überbieten sich in Artigkeiten à la mode de Bretagne. Die Liebe ist bei den Naturkindern auf dem Land in der Regel sehr einfach und selbst etwas plump, sie ist mehr ein Instinct als ein Gefühl. In der Bretagne wird sie doch durch gewisse Gebräuche weit poetischer als in andern Gegenden Frankreichs, obgleich diese in der Civilisation weit mehr vorgerückt seyn mögen. Jedes Bisthum, ja sogar jeder Kirchsprengel hat in dieser Hinsicht andere Gewohnheiten. So z. B. darf sich in gewissen Kantonen der Anbeter eines jungen Mädchen demselben nur stumm nähern, und nachdem er sie ohne ein Wort zu sprechen gegrüßt, ergreift er das Band ihres Schurzes und beginnt damit dieses um seinen Finger zu wickeln; entzieht ihm die Schöne dasselbe, so ist es ein schlimmes Zeichen und er mag sein Glück anderwärts versuchen, gestattet sie ihm aber dieses Spiel, so ist er seiner Eroberung zwar noch nicht gewiß, allein er kann auf die Ehre rechnen, sich als einen ihrer für diesen Tag erkorenen Tänzer betrachten zu dürfen. In der That wird kein junges Mädchen, die hübsch ist und zu einer nichtarmen Familie gehört, vergnügt von diesem Fest zurückkehren, wenn sie nicht wenigstens ein halbes Dutzend Verehrer heim geleiten. Alle diese Liebhaber bilden eine fröhliche, lachende und singende Schutzwache und sind vollkommen einig unter sich. Der Vater der jungen Dirne empfängt sie gastfreundlich und geht ihnen bis an die Schwelle der Hausthüre entgegen, indem er sie einzutreten bittet, wo ihrer ein wohlbesetzter Tisch harrt. Sie werden nun mit dem Besten, was Küche und Keller bieten, bedient, und Gebackenes, Speck, Schinken und Cider wird im Ueberfluß aufgetragen. Das junge Mädchen schleicht sich indessen, unter dem Vorwand sich ihrer Feierkleider zu entledigen, bald davon und geht auf ihre Kammer. Hier besuchen sie sodann die jungen Leute einer nach dem andern, in der Ordnung und Weise, wie sie mit ihr getanzt haben. In der Regel gibt das Mädchen hier keinem ihrer Anbeter den Vorzug, sie empfängt sie alle mit gleicher Leutseligkeit und gleicher Freundlichkeit, aber auch mit großer Zurückhaltung. Das Tête à Tête ist länger oder kürzer, je nachdem die Zahl der Besuchenden groß ist, dauert aber nie länger als eine Viertelstunde, denn bevor die Nacht völlig eingebrochen ist, muß jeder seinen Besuch abgestattet haben. — Uebrigens zieht dieß alles durchaus keine Folgen nach sich und fast nie ist von Heurathsangelegenheiten dabei die Rede. Selbst nach mehrern Jahren einer solchen Aufmerksamkeit ist man nicht mehr gebunden, als wenn man in Deutschland ein paar Walzer miteinander getanzt hat. Oft werden die Mädchen auch dann, wenn sie schon aufgeboten sind, noch von ihren Anbetern von den Festen heimbegleitet. In diesem Fall wird der Bräutigam sogar nicht besser wie die andern behandelt, und er würde ausgelacht und für einen unerträglichen Eifersüchtigen gehalten werden, wenn er deßhalb nur den mindesten Unwillen merken ließe oder Mißvergnügen zeigte.

Wenn jedoch die beiderseitigen Eltern einverstanden sind und der Verspruch gewesen ist, so wählt sich die Braut unter ihren Verwandtinnen oder vertrautesten Freundinnen eine Ehrenjungfer, so wie der Bräutigam einen Ehrenburschen nach seinem Geschmack. Nun geht man, die Braut mit dem Ehrenburschen und der Bräutigam mit der Ehrenjungfer, vierzehn Tage umher die ganze Familie bis auf die entferntesten Verwandten zur Hochzeit einzuladen, denn bei dieser feierlichen Gelegenheit wird niemand vergessen, seine Lage und seine Vermögensumstände mögen seyn welche sie wollen. Nun gibt es aber vielleicht kein Land in der Welt, wo man so große Stücke auf die Verwandtschaft hält als in der Bretagne, man fragt nicht danach, woher sich die Vetterschaft schreibt, man ist schon durch die Sage, die sich von Ureltern herschreibt, verwandt, und man sollte wirklich glauben, daß sich in diesen Familien die alte patriarchalische Gastfreundschaft noch von dem goldenen Zeitalter her erhalten habe. Auch ist die Zahl der Hochzeitsgäste gewöhnlich sehr groß, und bei Hochzeiten wohlhabender Pächter zählt man nicht selten viele hundert, ja wohl Tausende von Anverwandten.

Der Sonntag, der dem Hochzeitstag vorangeht, wird durch einen besondern Gebrauch geheiligt: alle diejenigen, welche eine Einladung angenommen haben, schicken der jungen Braut ein Geschenk, welches ein schmuck herausgeputzter Knecht überbringt, dessen Anzug einen hohen Begriff von dem Geschmack und der Prachtliebe seines Herrn geben soll. Diese Geschenke sind manchmal von bedeutendem Werth, doch beschränken sie sich in der Regel auf Haushaltungsgegenstände oder auf Leckerbissen für den Hochzeitstag. — Dieser wird fast immer auf einen Dienstag verlegt, und wo möglich in dem elterlichen Haus der Braut gefeiert; dieß ist sogar eine der nothwendigsten Bedingungen für die Ordnung des Festes. Die jungen Leute hingegen versammeln sich in dem zunächst gelegenen Dorf, wohin sie der Bräutigam beschieden hat.

Sobald sie in gehöriger Zahl beisammen sind, treten sie, die Musikanten, die aus einem Tamburin, einem Brummbaß und einer Art Sackpfeife bestehen, ihren Marsch an, um sich in die Wohnung der Braut zu begeben. Hier aber herrscht eine Todtenstille und die tiefste Ruhe, Hofthor und Hausthüre sind geschlossen, und obgleich das Aussehen der Pächterswohnung und der Scheunen errathen lassen, daß man sich auf ein Fest vorbereitet hat, so tritt doch ein Mann, ein Ginsterstöckchen in der Hand, unter die Hausthüre und sagt den Ankommenden in einer schön gereimten Rede, sie möchten den Weg zu dem nächsten Schloß einschlagen, wo, wie er sie versicherte, eine so schöne Gesellschaft mit so prächtigen Kleidern geschmückt eine vortreffliche Aufnahme finden würde.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Belohnungen für Waldanpflanzung in Frankreich. Man findet es allmählich sehr nöthig die Bemühungen um Wiederbewaldung mancher Striche in Frankreich zu belohnen; so hat kürzlich ein Hr. Segalas die große goldene Medaille von der Centralackerbaugesellschaft erhalten, weil er 600 Hektaren Landes im dürrsten Theil des Departements de la Marne mit Kiefern anpflanzte. (Voleur vom 15 April.)

Das Henkeramt in Cayenne. In dieser Colonie befindet sich ein zum Tode verurtheilter Neger, Namens Giranor, der wahrscheinlich nicht hingerichtet werden wird, weil der Henker seit einigen Jahren todt ist und kein Mensch, nicht einmal ein Neger, sich dazu hergeben will, dieß fatale Amt zu übernehmen. Jetzt geht das Gerücht Giranor selbst bewerbe sich um die Stelle, und der Gouverneur suche um seine Begnadigung nach, daß er Henker werden könne. (Voleur vom 15 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 5.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Mittwoch 30 April 1845.

[36] Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Dreißig Jahre in Rußland

von

Eduard Rudolphi.

Zwei Bände in 8. Preis 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl.

Diese politisch-wichtige Schrift eines Mannes, der in den letzten 30 Jahren vermöge seiner Stellung wohl wie wenige befähigt ist den Schleier von dem innern Haushalt im russischen Reich zu lüften und Licht zu geben über vieles, was dort geschehen ist und noch geschieht, ist für die ganze gebildete Lesewelt von größtem Interesse. Inhalt der beiden Bände:

Erster Band: Erster Eindruck. Größe. Gränzsperre. Volk. Regierung. Bestechung. Tschinownik. Bettelter. Justiz. Die Ostseeprovinzen. Russische Sprache und Litteratur. Alexander I. Nikolaus I.

Zweiter Band: Ein vierzehnjähriger Proceß. Oeffentliches und Privatleben. Russische Kaufmannschaft. Kirche. Schule. Finanzverwaltung. Geheime Polizei. Theater. Journalisten. Marquis de Custine.

---

[37] In neuer Auflage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jenseits der Berge.

Von Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweite, vermehrte Auflage.

Zwei Theile.

Gr. 12. geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Von der Verfasserin erschien ferner bei mir:

Gedichte. 8. 1835. geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Neue Gedichte. 8. 1836. geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Venezianische Nächte. 8. 1836. geh. 1 Thlr.

Leipzig, im Februar 1845. F. A. Brockhaus.

---

[38] Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine,

Margrave de Bareith, sœur de Frédéric le grand,

depuis l'anné 1706 jusqu'à 1742, écrits de sa main.

Nouvelle édition. En deux volumes. 8. Velinp. Preis 3 Thlr.

Menschen und Gegenden.

Von Therese,

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden," „Falkenbergs" rc.

8. fein Velinp. geh. Preis: 2 Thlr.

Braunschweig, im März 1845. Friedrich Vieweg & Sohn.

---

[39] Im Verlage der Unterzeichneten erschien so eben:

Die Philosophie des Lebens der Natur

gegenüber den bisherigen speculativen und Natur-Philosophien.

Allen wissenschaftlich Gebildeten gewidmet

von **Heinrich Vogel.**

Gr. 8. geglättetes Velinpapier. geh. Preis: $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Braunschweig, im Februar 1845. Friedrich Vieweg & Sohn.

---

[40] In Unterzeichnetem ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Symbolik der Sprache,

mit besonderer Berücksichtigung

des

Somnambulismus,

von

H. Werner,

der Philosophie Doctor.

gr. 8. brosch. Preis 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.

Den großen Gedanken zu Abfassung dieser Schrift gaben dem Hrn. Verfasser die ausgezeichnet geistreichen Bilder und Symbole, mit welchen die von ihm im Sommer 1840 behandelte Somnambüle ihre Krisen zu herrlichen Bildergalerien erhoben hat und die man den Freunden des Magnetismus nicht vorenthalten wollte. Einmal in die Bilderwelt des Somnambulismus eingetreten, wollte der Hr. Verfasser diese Symbole seiner Seherin nicht so abgerissen wiedergeben, wodurch sie an Interesse verloren hätten, sondern, um ein richtiges Bild von ihr zu entwerfen, die ganze Heilungsgeschichte mit einer Abhandlung begleiten, welche den Geist und Charakter der Bilder klarer hervorheben sollte. Und so entstand eine genaue Darstellung der naturgemäßen Entwicklung der Bildersprache im Somnambulismus, die in folgende Hauptabschnitte zerfällt:

I. Die Sprache der Natur. II. Die Sprache des Geistes. III. Die Sprache der Seele. IV. Die Sprache des Traums. V. Die Sprache der Seele in andern exaltirten Zuständen. VI. Die Sprache des Somnambulismus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[41] In Unterzeichnetem ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die sogenannten Pastoralbriefe des Apostels Paulus

aufs neue kritisch untersucht

von

Dr. Ferdinand Christian Baur,

ord. Professor der Theologie an der Universität Tübingen.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Der Verfasser hat die bekannte Schleiermacher'sche Kritik des ersten Briefs an Timotheus wieder aufgenommen und auf die beiden andern Pastoralbriefe ausgedehnt; zugleich aber sich die Hauptaufgabe gesetzt, die die Briefe betreffende kritische Frage auf dem bisher von den Gegnern und Vertheidigern gleich wenig beachteten Wege der historischen, auf bestimmte Thatsachen sich stützenden Kritik ihrer Entscheidung näher zu bringen.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[42] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden:

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 12. Luginsland: Das Zollvereinsblatt und die Hansestädte. Die Hannover'sche Zeitung über die Leinenzoll-Erhöhung. Der Nürnberger Correspondent über Peels Tarifreformen. — Das deutsche Consulatswesen, seine gegenwärtige Bedeutungslosigkeit und seine Reform. — Großbritanniens Ausfuhr in den letzten neun Jahren. — Neapels Handelspolitik und der Zollverein. — Die Spinnerei zu Hammerstein bei Elberfeld. — Das preußische Handelsamt, seine Wirksamkeit und seine Stellung zu den oberen Behörden. — Miscellen: Belgischer Verkehr mit transatlantischen Staaten.

Inhalt. Nr. 13. Luginsland: Der Landtag der Provinz Preußen. Die Weserzeitung über die Twistfrage. Die Handelskammer in Aachen. Der hannoversche Gewerbeverein über Hand- und Maschinenleinen. Eine deutsche Eisenbahnschienen-Compagnie. — Die Noth der deutschen Eisenproduction. — Die Colonial- und Runkelrübenzucker-Fabrication in Oesterreich. — Der englisch-deutsche Wollhandel. — Englands Export an Baumwollengarn und Baumwollenwaaren. — Die Gesetze zur Sicherung des Eigenthums an Originalmustern in Frankreich. — Die Nadelfabrication im Zollverein. — Miscellen.

Inhalt. Nr. 14. Luginsland: Demonstrationen zu Gunsten eines Schutzzollsystems in Berlin. Die englischen Rheder. Armen-Colonien in Deutschland. Das Lieblingsthema der Leipziger Allgemeinen. — Die wichtigsten Fragen bei Einführung eines Differentialzollsystems im Zollverein. — Die Noth der deutschen Eisenproduction. — Hand- u. Maschinen-Baumwollenweberei.

Inhalt. Nr. 15 Luginsland: Die neuesten Resultate des französischen Handelssystems. Der sächsische Provinciallandtag über die Schutzzollfrage. Der deutsche Handel nach Bulgarien. Ein Hamburger Schiffsrheder über eine deutsche Kriegsflotte. — Die wichtigsten Fragen bei Einführung eines Differentialzollsystems im Zollverein. — Die Börsennachrichten der Ostsee über das Zollvereinsblatt und die Schutzzoll-Fürsprecher. — Die Angriffe der Provincialstände von Ost- und West-Preußen auf die Eisenzölle und das Schutzzollsystem des Zollvereins überhaupt. — Der russisch-chinesische Handel über Kiachta. — Die Manufacturindustrie in Rußland.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

---

[43] In unterzeichnetem Verlag ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aus den

gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen

einer Reise in Frankreich

von

Moriz Mohl,

königlich württembergischem Obersteuerrath.

Mit 148 Holzschnitten.

Gr. 8. Preis 3 fl.

Einer der geistvollsten und kenntnißreichsten Schriftsteller im Fache der National-Oekonomie, ein Mann, dem das Wohl seines Vaterlandes vor allem am Herzen liegt, hat in diesem Buche Erfahrungen niedergelegt, welche er auf mehrjährigen Reisen im Ausland über Gewerbsverhältnisse gesammelt hat. Wir hören von unsern Gewerbtreibenden mehr als je die Klage über Mangel an Absatz, Concurrenz des Auslandes, schlechte Preise u. s. w.

Vorliegendes Werk gibt die Gründe hiefür genau an und theilt die Mittel zu deren Beseitigung mit. Es ist nicht sowohl für den National-Oekonomen, für den Theoretiker, für den Gelehrten, als hauptsächlich für den Mann von Fach geschrieben. Es wird ihm der Weg zur Fortbildung gezeigt und ihm die Bahn angewiesen, auf der er zu immer weiterer Vollkommenheit gelangen kann, wenn er sich auf der Höhe der Zeit erhalten, wenn er die Kundschaft des immer mehr fordernden Publicums nicht verscherzen will.

Die württembergische Staatsregierung im wohlverstandenen Interesse der Gewerbtreibenden hat es für wichtig genug erachtet, den Hrn. Verfasser mit Ankauf von Mustern ausländischer Gewerbserzeugnisse zu beauftragen, und es sind von derselben diese Erwerbungen in Tabletterie-Geflecht und Wollewaaren so vertheilt worden, daß die betreffenden Industriezweige an diesen Mustern eine treffliche Schule machen können.

Das Werk des Hrn. Obersteuerraths Mohl gibt die ausführlichsten Beschreibungen und Anweisungen zur Verfertigung der Waaren obenbezeichneter Art, und erläuternde Holzschnitte im Text zeigen aufs deutlichste, was durch Worte nicht veranschaulicht werden kann.

Der Gewerbfleiß mehrerer Gegenden des Auslandes wird mit dem unsrer Gewerbsorte verglichen, die Ursachen der gegenwär-

tigen Ueberlegenheit Frankreichs im Tabletterie-Gewerbe nachgewiesen, die Art des Betriebs im Auslande, der Wohlstand der Arbeiter, die Art des Absatzes genau bekannt gegeben. Man findet Anweisungen über die Technik der Fabrication, über Bezugsquellen und Preise der Urstoffe in Elfenbein, Perlmutter, Bein, Horn, Holz, Metall, Glas, Schildkrot; dann werden die verschiedenen Gegenstände dieser Gewerbe aufgeführt und beschrieben, endlich aus allem Angeführten der Schluß gezogen, daß sich dieser Industriezweig auch in Süddeutschland aufs zweckmäßigste entwickeln und steigern lasse.

Hiezu werden ausführlich alle Mittel angegeben und gezeigt, daß durch Unterricht, technische Hülfsmittel, Geschmack und Kenntnisse bei dem anerkannten Fleiß unsrer Arbeiter das schönste und lohnendste Resultat zu erreichen sey.

Aber nicht allein dieser weit ausgedehnte Gewerbszweig der Tabletterie-Waaren ist es der dem Hrn. Verfasser zu Beobachtungen im Interesse seiner Landsleute diente, auch die Schaf- und Baumwollenverarbeitung in ihrem ganzen Umfange hat er genauer Prüfung im Auslande unterworfen, und macht in seinem Buche die Resultate aufs zweckmäßigste und verständlichste bekannt. Die unermeßliche Ausdehnung der französischen und englischen Fabrication von Wollmusselinen, Merinos, Thibets, Bombasines, Creps-Rachels und all der verschiedennamigen Stoffe der Producte der Strumpfwirkerei, der Bandweberei, mit denen das Ausland alljährlich unsre Märkte überschwemmt, ist wie der Hr. Verfasser nachweist, nur die Schuld unsrer eigenen Unthätigkeit. Diese zu heben, die richtigen Wege und Hülfsmittel zu finden, darüber werden unsre Industriellen in diesem Buche ausführlich belehrt. Kein Mann von Fach, keiner dem das Wohl unserer arbeitenden Classen am Herzen liegt, wird dieses Werk unbefriedigt aus der Hand legen; er wird finden daß wir in unserm Süddeutschland, in unsern Händen Mittel genug haben der einreißenden Armuth zu steuern, daß in weiser geordneter Benützung dieser Mittel der Grund zum sittlichen und wirthschaftlichen Glücke des Landes gegeben ist, und daß der beste Auswanderungsplan zurückbleibt hinter der lohnenden Beschäftigung einer der thätigsten und nützlichsten Classen der Bevölkerung.

Stuttgart, im März 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[44] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

F. M. Klingers
ausgewählte Werke.

Taschen-Ausgabe in zwölf Bänden,

mit einer Charakteristik und Lebensskizze Klingers und dessen Bildnisse in Stahlstich.

Druck und Papier ganz gleich den beliebten Ausgaben von Schiller, Goethe, Wieland, Lessing ꝛc.

Subscriptionspreis für alle 12 Bände 8 fl. oder 4 Rthlr 16 gr.

Inhalt:

I. Bd. Die Zwillinge. — Die falschen Spieler. — Elfride. — Konradin. — Der Schwur gegen die Ehe. — II. Bd. Der Günstling. — Aristodemos. — Medea in Korinth. — Medea auf dem Kaukasos. — Damokles. — III. Bd. Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt. — IV. Bd. Geschichte Raphaels de Aquillas. — V. Bd. Geschichte Giafars des Barmeciden. — VI. Bd. Reisen vor der Sündfluth. — VII. Bd. Der Faust der Morgenländer. — VIII. Bd. Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. — IX. Bd. Der Weltmann und der Dichter. — X. Bd. Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese. — Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit. — XI. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur. 1r Theil. — XII. Bd. Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Litteratur. 2r Theil. — Lebensskizze F. M. Klingers.

Klinger ist der vornehmste Vertreter der in der deutschen Litteraturgeschichte so wichtigen, von Goethe trefflich geschilderten „Sturm- und Drangperiode," welche ihren Namen selbst von einem Drama Klingers: Sturm und Drang, erhielt, — der Landsmann, Zeitgenosse und „Freund" Goethe's*) — wurde nur wenige Jahre nach diesem zu Frankfurt geboren und starb ein Jahr vor ihm als pensionirter Generallieutenant in Petersburg. — Klinger war ein Mann von „stolzer Unabhängigkeit," von ungemeiner Charakter- und Willenskraft, vom tiefsten Gefühl und imposanter Persönlichkeit, ein Schriftsteller, der, was er als Mensch empfand, dachte und wollte, mit der feurigsten Energie in seinen dichterischen Gebilden aussprach und dadurch reformatorisch zu wirken strebte, der die Gefühle, Gedanken, Zweifel eines gährenden, stürmenden Gemüthes, eines rastlos grübelnden und titanenhaft ringenden Geistes mit den Erfahrungen und Anschauungen eines mühsamen, bewegten, wunderbaren Lebens in niedern und in den höchsten Regionen verband, und beide in seinen Fictionen und Betrachtungen niederlegte; der die Gluth der empörtesten Leidenschaften und die Kälte des klarsten, nüchternsten, unbestechlichsten Verstandes mit gleicher Meisterschaft darstellte, der auf den Rausch der süßen Illusionen des Herzens sich so gut verstand wie auf die Resignation des Nichts bewundernden Stoikers und des enttäuschten Misanthropen, und der das letztere nur darum war oder schien, weil das moralische Gefühl so mächtig in ihm lebte; ein philosophischer Dichter, der mit den großen Problemen der Zeit, welche Goethe und Schiller beschäftigten: Recht, Freiheit, moralische Weltordnung, ebenso rastlos rang, und von der dramatischen Darstellung der Collisionen des bürgerlichen und gesellschaftlichen Lebens zu der erschütternden, wenn auch nicht befriedigenden Darstellung der Räthsel des Weltlaufs, der Einzel- und Völkerschicksale in seinen Erzählungen und Romanen fortschritt, — ein Prosaiker, dessen Styl fast durchaus durch Frische, Klarheit, Schönheit und Gedrungenheit dem besten sich an die Seite stellt und die edelste Männlichkeit athmet, — er ist ein deutscher Autor, der nicht minder seiner bleibenden Vorzüge als seiner litterarhistorischen Bedeutung wegen in noch weiterem Umfang als bisher gekannt zu werden verdient. Den Selbständigen und Geisteskräftigen wird er, mit all seinen ästhetischen, philosophischen und moralischen Schroffheiten und Härten, in seinen Schriften eine anziehende Geistesnahrung bieten, wenn auch ein allzu zarter Geschmack und ein sehr weiches Gemüth sich nicht mit ihm befreunden oder vertragen sollte. Wer Mannichfaltigkeit und Reichthum des Lebens liebt, und zur Erweiterung seiner Begriffe, Anschauungen und Weltkenntniß sich nicht scheut

*) Vergleiche über Klinger: Goethe's Werke, Ausgabe in 55 Bändchen, Bd. XXVI. S. 234.

sich in fremdartige und schroffe Ansichten einzugehen, wird diese kriegerische, trotzige Gestalt neben den vielen friedlicheren, milderen Vertretern der deutschen Litteratur gern erblicken, und in dem was Klinger von andern Schriftstellern unterscheidet, eine höchst fruchtbare Anregung, ja Nöthigung zum ernsten Nachdenken über sich und die Welt, zum gewissenhaften Suchen der Wahrheit finden.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[45] Im Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vierundzwanzig Bücher
Allgemeiner Geschichten,
besonders der
europäischen Menschheit,
von
Johannes v. Müller.
Neue Ausgabe in Einem Bande.
Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich.

Preis 5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 8 gr.

Diese neue Ausgabe des anerkannt ausgezeichnetsten Geschichtswerkes deutscher Zunge, welcher wir die beliebte Einrichtung der Ausgaben in Einem Bande gegeben haben, und die sich in Format, Schrift und Papier ganz der Ausgabe von „Menzels Geschichte der Deutschen" anreiht, ist durch ein ihren Werth gar sehr erhöhendes Register bereichert worden.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[46] Im Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Neueste unveränderte Auflage.

Das nationale System der politischen Oekonomie.
Von
Dr. Friedrich List.
Erster Band.
Der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutsche Zollverein.

Gr. 8. brosch. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die kosmopolitische Oekonomie. — Die Theorie der productiven Kräfte und die Theorie der Werthe. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproductivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Oekonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufacturkraft und die persönlichen, socialen und politischen Productivkräfte. — Die Manufacturkraft und die natürlichen Productivkräfte. — Die Manufacturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Capitale). — Die Manufacturkraft und das Agriculturinteresse. — Die Manufacturkraft und der Handel. — Die Manufacturkraft und die Schifffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufacturkraft und die Circulationsinstrumente. — Die Manufacturkraft und das Princip der Stetigkeit und Werkfortsetzung. — Die Manufacturkraft und die Reizmittel zur Production und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der innern Manufacturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Mercantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agriculturspstem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die Insular-Suprematie und die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik. — Die Oekonomie der deutschen Nation. — Nachtrag.

Stuttgart und Tübingen, 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

Nr. 122.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Mai 1845.

Schilderungen aus Persien.

(Nach Bode's: Luristan and Arabistan.)

5. Wanderung von Behbehan nach Mal Amir.

Während der wenigen Tage, die ich mich zu Behbehan aufhielt, in der Hoffnung Nachricht von dem Zuge des Moëtemid gegen Schuster zu erhalten, erfuhr ich, daß einige merkwürdige Sculpturen und Inschriften etwa 7 Farsangs nordwestlich von der Stadt zwischen den Bahmei-Bergen sich fänden. Da meines Wissens noch kein europäischer Reisender in dieser Richtung so weit vorgedrungen war, oder auch nur dieser Sculpturen erwähnt hatte, so war ich begierig zu erfahren, ob die großartige Schilderung, die man mir davon machte, mit der Wahrheit übereinstimme. War dieß auch nicht der Fall, so konnte doch ein schwacher Ueberrest des Alterthums unsere spärlichen Kenntnisse von den alten Denkmalen der Landschaft Elymais werthvoll erweitern. Ich bat deßhalb den Gouverneur Mirza Kumo, mir einen sichern Führer, theils nach dem Thal wo die Sculpturen sich finden sollten, theils weiter zu dem Häuptlinge der Bachtiyari-Tschaherleng, Mohammed Taghi Chan, zu verschaffen, durch dessen Gebiet ich mußte, ehe ich nach Schußter gelangen konnte. Mein gastfreier Wirth erfüllte nicht nur meinen Wunsch, sondern versorgte auch mich nebst meinen Dienern mit Pferden, da die von Schiras mitgenommenen nicht weiter gehen konnten, und in diesem unsichern Theile des Landes keine Maulthiertreiber aufzufinden waren.

Der Artilleriesergeant, welcher mich von Schiras her begleitet hatte, war von dem Wesir der Provinzen mit einer Kavale oder Anweisung auf den Gouverneur ausgestattet worden, daß derselbe ihm sowohl, als der Compagnie, zu welcher er gehörte, den rückständigen Sold ausbezahlen solle. Der arme Mann fand bald, daß es keine leichte Sache sey, Mirza Kumo zur Honorirung der Regierungswechsel zu bewegen, und ging deßhalb mich um meine Fürsprache an. Da ich mit seinen Dienstleistungen sehr zufrieden gewesen war, so konnte ich sein Begehren nicht abschlagen, obgleich die Aufgabe nichts weniger als angenehm war; indeß gelang es mir Mirza Kumo's Abneigung gegen das Zahlen zu überwinden, indem ich ihm bemerklich machte, daß eine Weigerung sich dem Befehl des Prinzen zu fügen, als eine That offenen Aufstandes angesehen werden könnte, während eine willige Befolgung derselben seinen Verleumdern den Mund schließen werde. Ich weiß nicht, ob meine Gründe allein die gewünschte Wirkung hatten, denn es ist nicht unmöglich, daß die Ueberzeugung, zum Widerstand nicht gehörig gerüstet zu seyn, das Ihrige beitrug. Persien war so lange in seinem Innern zerrüttet, daß die Befehlshaber entlegener Provinzen es für gar kein Verbrechen ansehen, gegen ihre Oberen sich zu empören, sobald sie sich in der Verfassung glauben dieß thun zu können. Man hört sie darum nicht selten den Ausdruck brauchen: wachte jaghi budem! (als ich ein Rebell war..) rc.

Ich verließ Behbehan am 28 Jan. 1841, begleitet von meinem freundlichen Wirth und einem großen Zug von Gefolge auf schönen arabischen Stuten. Ich kann hier gelegentlich bemerken, daß die hiesigen Araber ihre Pferde kurze Zeit ehe sie solche grasen lassen, fast zu Tode reiten. Ich war Zeuge dieses Verfahrens bei einem Thier, das meinem Führer gehörte. Es war eine schöne Vollblutstute, auf die der Araber nicht wenig stolz war, aber er ritt sie so arg, daß das arme Thier am Ende kaum mehr ein Bein schleppen konnte und am ganzen Körper zitterte. Als ich mein Erstaunen über diese unmenschliche Behandlung ausdrückte, antwortete mir mein Cicerone, es sey ihre Sitte, die Pferde möglichst anzustrengen und hungern zu lassen, ehe man sie auf die Weide schicke, denn sie würden dadurch nur um so besser. Dieselbe Sitte herrscht allerdings bis zu einem gewissen Grade in ganz Persien, namentlich mit Hengsten im Anfang des Frühjahrs, um ihren tollen Muth zu beugen und sie mager zu machen, ehe man sie auf die Weide treibt, aber ich hatte dieß System nie so weit ausgedehnt gesehen.

Der Weg führte über eine Ebene, welche sich von Osten nach Westen über 9 Farsangs ausdehnt, und einen schwarzen fruchtbaren Boden hat. Die Luft war angenehm warm, mit dem balsamischen Duft der Narkiß (Narcissen) geschwängert,

die in wilder Ueppigkeit nach den Ruinen von Arredschan hin ganze Wiesen mit einem weißen Teppich bedeckten.

Mirza Kumo nahm Abschied, nachdem er mich seinem Neffen Mirza Ali übergeben hatte, dessen Gast ich diese Nacht in dem Dorfe Keikawus, zwei Farsangen nordwestlich von Behbehan seyn sollte. Im Gefolge Mirza Kumo's befand sich auch der älteste Sohn seines verstorbenen Bruders, Mansur Chan, des früheren Oberhauptes von Behbehan. Der junge Mann schien nicht bei sonderlich guter Laune zu seyn, denn der Oheim hatte die Gewalt an sich gerissen, zum Nachtheil seines Neffen, der als der älteste Sohn des älteren Zweiges ein Recht auf die Nachfolge hatte, nach der herrschenden Sitte unter den nomadischen Stämmen. Es ist übrigens unter den Iliyats nicht selten, daß ein jüngerer Bruder bei dem Tode des ältern die Obergewalt im Clan erhält, doch geschieht dieß meist mit Gewalt und in Folge der Unmündigkeit und Schwäche des nächsten männlichen Erben. Da aber die Moslems mehrere Weiber nehmen, so ist der erstgeborne Sohn nicht immer der nächste Erbe, denn hierüber entscheidet der Adel der Mutter. Daher das traurige Schauspiel des furchtbaren Hasses unter den Mitgliedern derselben Familie, die geheimen Verschwörungen und Intriguen, die Fehden unter den Stämmen, welche bald in geheimnißvollen Tragödien, bald in offenem Blutvergießen endigen. Nach dem alten Gesetze unter dem Zendvolke durfte ein Mann nur Eine Frau haben und nur wenn diese keine Kinder hatte, durfte er eine zweite nehmen, aber auch dann nur mit Einwilligung der erstern.

(Fortsetzung folgt.)

Peel und die Maynoothbill.

(Schluß.)

So stellt sich auf den ersten Anblick die Sache dar, es fragt sich aber sehr, ob die Bildung einer solchen ministeriellen Partei in England möglich, und ob, wenn sie zu Stande kommt, ein solches Zwittergeschöpf auch Lebensfähigkeit habe. Das erste ist noch nicht gewiß, und das zweite möchten wir geradezu bestreiten. Peel hat seine Maaßregel bei der zweiten Verlesung mit starker Majorität, fast 2:1, durchgesetzt, aber nur weil Whigs und Radicale für ihn stimmten; wollen aber die Whigs wirklich auf den Ruhm der Consequenz Anspruch machen, so müssen sie für Wards Amendement stimmen, was Peel und die Tories nicht annehmen können. Peel steht also mit einer kleinen Phalanx allein, muß gerade, wie ehemals die Whigs, das diesem so oft und bitter vorgeworfene Schaukelsystem annehmen, und wird auch wie diese zu Grunde gehen, denn er ist keinen Augenblick sicher, ob nicht Whigs und Tories bei irgend einem nicht direct eine Lebensfrage betreffenden Gegenstand sich vereinen, um ihm sein ministerielles Lebenslicht auszublasen. Das ist eine Stellung, die Peel sich nicht auf die Dauer gefallen lassen kann, und die in kürzerer oder längerer, wahrscheinlich aber in sehr kurzer Frist seinen Fall herbeiführt. Sollten aber die Häupter der Whigs, was kaum zu glauben, und nach Macauley's und Lord John Russells Erklärungen in keiner Weise zu erwarten ist, Wards Amendement verwerfen, und sich mit Sir Robert Peel zu einem Coalitionsministerium vereinigen, so würde die gereizte Ehrenhaftigkeit des englischen Volkes diese Felonie nicht lange dulden, diese „Ueberläufer von allen Fahnen" würde eine verdiente Verachtung treffen, und Peel wie einst der Herzog von Grafton, der sich an die Spitze eines ähnlichen Ministeriums stellte, bald seinen „Junius" finden, dessen Sarkasmen wie ein ätzendes Gift seinen Lebenskern zerstören würden.

Daß solche Angriffe in sicherer Aussicht stehen, hat nicht bloß d'Israeli's spitzige Rede, sondern auch ein Artikel der Times gezeigt, wo nachstehende bittere Ausfälle vorkommen: „Die Zeit wird kommen, wo selbst ein Kind es begreifen wird, wie die Nation zum zweitenmal überrascht, getäuscht, verlockt, betrogen und eingeschüchtert wurde, um ihr einen Entschluß abzuzwingen, den sie in ihrem Gewissen für Unrecht hielt. Selbst ein Kind wird dann unterscheiden zwischen dem Mann und seinem Werke.*) Man wird seinen Charakter und seine Lage einer strengen, vielleicht unfreundlichen Kritik unterwerfen. Man wird bemerken, daß er in der That ein „neuer Mann" (novus homo) gewesen, dessen vortheilhafte persönliche Stellung vielleicht am meisten zu seinen politischen Erfolgen beitrug, dem die Geburt wenig Sympathien mit dem Adel gab, und der möglicherweise bei der Ehre der Aristokratie und selbst der Krone sich nicht sonderlich betheiligt fühlte. Man wird vielleicht mit Härte bemerken, daß ein solcher Mann minder als einer von edlerem Blut es fühlt, welchen gesellschaftlichen Verrath er beging, indem er einen langen Plan gegen Englands Landadel anspann, ihn in den Augen des Volks erniedrigte, und das Oberhaus zur Unbedeutendheit herabdrückte. Scharfe Beobachter werden entdecken, wie der gerühmte Sohn des Baumwollenspinners jede alte mit Englands Größe verwachsene Macht etwas ab externo behandelte, als hätte er es nicht mit einer einheimischen, sondern mit einer fremden Gewalt zu thun." Man hüte sich, diesen Ausfall, der keineswegs vereinzelt dasteht, bloß als den Ausbruch aristokratischen Spleens anzusehen. Es mag wahr seyn, daß der englische Adel in seiner jetzigen Gestalt seinem Falle nahe ist, daß seine jetzigen Vorrechte mit den Anforderungen der neuen Zeit in zu schroffem Widerspruch stehen; aber die Gerechtigkeit kann man ihm nicht verweigern, daß er die Herrschaft über sein Volk in großartiger Weise geführt hat, und daß seine Namen auf jedem Blatte von Englands großer Geschichte eingegraben sind. Die Morning Post hatte Recht, wenn sie noch vor der Entscheidung sagte: „mag das Schicksal dieser Maynoothbill seyn, welches es will, Eine Folge ist unvermeidlich, daß die ganze conservative ministerielle Partei durch den tiefsten Schmutz öffentlicher Schmach gezogen wird." Das wird Peel den Rest seines Lebens hindurch fühlen, und

*) Eine Anspielung auf den in neuerer Zeit beliebten Grundsatz, measures not men, d. h. man soll die Maaßregeln an sich beurtheilen, nicht aber die Leute, die sie vorschlagen.

es sollte uns nicht wundern, wenn er durch die bittersten Angriffe erschöpft bald aus dem öffentlichen Leben schiede.

Tief schmerzt es seit Jahren die alttorystische Partei, daß sie des Baumwollspinners Sohn als Haupt anerkennen sollte, aber die letzte Schmach, die er ihr anthat, konnte sie nicht ertragen und der Bruch zwischen ihm und ihr ist unheilbar, somit Peels Tage gezählt: ein Coalitionsministerium ist vorerst unmöglich, da es nur durch gegenseitiges Aufgeben von Grundsätzen gebildet werden könnte und die öffentliche Meinung es brandmarken würde; was soll also kommen? Das vermag wohl im Augenblick kein Mensch in England selbst vorauszusagen, denn keine der bisher aufgetretenen Parteien und Ansichten ist im Stande ein Ministerium zu bilden, das eine hinreichende Zahl von Stimmen vereinigt. Es wird somit eine parlamentarische Anarchie folgen, von der man kein Ende absieht, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil das Parlament das Land nicht mehr repräsentirt und doch der einzige legale Regent ist. Eine der nächst bevorstehenden Maaßregeln dürfte deßhalb eine Auflösung desselben seyn, bloß um zu versuchen, was möglicherweise daraus sich ergeben kann. Das ist eine für England in jeder Beziehung sehr ernste Frage, und es läßt sich von einem so klugen Manne, wie Peel, nicht annehmen, daß er die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit derselben nicht zum voraus mit in die Berechnug gezogen habe. Es müssen also, wie auch schon andern Orts erwähnt worden ist, sehr gewichtige Gründe vorliegen, weßhalb Peel so und nicht anders handelte. Dieß führt uns zurück auf das Jahr 1829, wo der erste Aufzug dieses Drama's stattfand, aber unter bei weitem minder schlimmen innern Verhältnissen.

Wenn wir in dieser Beziehung eine Vermuthung wagen, so müssen wir uns zum voraus verwahren, solche als etwas anders betrachtet zu sehen. Damals stand Frankreich einer Revolution nahe, welche, wie zu jener Zeit allgemein befürchtet wurde, einen europäischen Krieg nach sich ziehen mußte. Die alte bourbonische Regierung hatte Belgien und die Rheinlande gegen ihre protestantischen Regierungen aufzureizen gesucht, sie stand mit Rußland im Bunde, und hatte sich, wie zu jener Zeit zuversichtlich behauptet worden ist, im Fall eines Kriegs den Besitz der Rheinlande und Belgiens ausbedungen. Damit England im entscheidenden Augenblick nicht einen allzu ernsten Wiederstand wagen könne, wurde die Lage Irlands benützt, und dieß Land bis an den Rand einer Revolution getrieben. Da erkannte das torystische Ministerium die Nothwendigkeit, Irland um jeden Preis zu versöhnen, und es wurde die Emancipation zum Staunen und Schrecken der Tory-Partei von ihrem eigenen Ministerium vorgeschlagen und durchgesetzt. Herrschen nicht vielleicht jetzt in England ähnliche Besorgnisse, welche das Ministerium nicht offen darlegen darf, und die es dennoch zum Handeln zwingen? Seit Jahren führen Frankreich und England einen geheimen Krieg mit einander, und im vorigen Jahre stand ein Ausbruch wegen der maroccanischen Verhältnisse ungemein nahe. Die ewige Kriegsdrohung, welche Frankreich über England schweben läßt, wird nach und nach ungemein lästig, und England ist bemüht, Frankreich mit gleichem Maaße zu messen. Abdel-Kader ist in Aufstand gegen Mulei Abderrahman, der um seiner Herrschaft willen die Vertheidigung des Islam aufgegeben und mit Frankreich Friede geschlossen hat. Aber der Islam kann nicht Friede schließen, und Abdel-Kader ist sein Verfechter. Eine sehr mäßige Unterstützung dieses letztern mit Geld und Waffen macht ihn zu einem furchtbaren Feinde Frankreichs und Mulei Abderrahmans. Der Krieg in Afrika gewinnt sodann eine maaßlose Ausdehnung: Frankreich muß statt 100,000 Mann 150,000, ja vielleicht noch mehr nach Afrika senden, seine Stellung wird wesentlich geschwächt, und England ist sicherer vor einem unerwarteten Ausbruch. Aber Englands Achillesferse ist Irland: von Amerika und Frankreich her wird es bearbeitet, beim geringsten Unfall kann ein entscheidender Ausbruch erfolgen, und es ist sichtlich, daß O'Connell selbst seine Anhänger nicht mehr in alter Weise zügeln kann. Irland muß also beruhigt werden, es koste was es wolle. Sind diese Vermuthungen gegründet, so ist Peels Benehmen jetzt, wie im J. 1829, gerechtfertigt, seine parlamentarische Stellung aber darum keineswegs gebessert, vielmehr auf Jahre hinaus die heftigsten Kämpfe zu erwarten.

Sitten und Gebräuche in der Bretagne.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Da man diesen Fall vorausgesehen hatte, so hat auch der Bräutigam einen Reimschmied, gewöhnlich der Schneider seines Dorfes, mitgebracht. Dieser antwortet seinem Gegner nun gleichfalls in Versen, indem er ihm alle seine Complimente zurück gibt. „Dieses Haus," sagt er, „ist gerade das Schloß, das wir suchen. Wir wissen, daß es eine noch glänzendere Blume als die Sonne enthält, entzieht sie nicht länger unserem Anblick, denn wir sind gekommen, um sie zu suchen."

Nun geht der andere Poet in das Haus zurück und bringt einige Augenblicke darauf ein steinaltes Mütterchen, das er an der Hand führt, herbei, sprechend:

„Dieß hier ist die einzige Blume, die wir besitzen. Ihr scheint mir brave Leute und gute Christen, und wir schätzen uns glücklich sie euch anvertrauen zu können, wenn ihr die Reise um ihrer schönen Augen willen gemacht habt."

„Gewiß, antwortet nun der andere Dichter, ist dieß eine sehr respectable Person; indessen scheint es mir doch, daß ihre schönsten Tage vorüber sind. Wir verkennen keineswegs die Verdienste weißer Haare, besonders wenn sie mit Ehren grau wurden; aber für jetzt suchen wir etwas anderes. Das junge Mädchen, nachdem wir Verlangen tragen, ist wenigstens dreimal jünger als diese Greisin; sie ist leicht an dem Glanz der Schönheit, den sie um sich verbreitet, zu erkennen."

Nun führt der Poet die Alte wieder in das Innere des Hauses und bringt ein Kind in den Windeln, hierauf eine Wittwe, dann eine verheurathete Frau, endlich sogar die Ehrenjungfer selbst, aber sein Gegner findet immer trefflicht Gründe die angebotenen zurückzuweisen, ohne jedoch deren Eigenliebe zu beleidigen, bis endlich die Braut im Glanz ihrer Hochzeitskleider erscheint.

Jetzt tritt die ganze Gesellschaft in das Haus, der Poet wirft sich auf die Knie, betet ein Pater noster für die Lebenden und ein De profundis für die Todten, und verlangt sodann den Segen der ganzen Familie für die junge Braut. — Nun nimmt die ganze bis dahin fast lustige Scene auf einmal einen sehr ernsten, fast traurigen Charakter an, und oft wird der Poet durch Thränen und Schluchzen unterbrochen. Bei allen Festen und Freuden ist immer etwas Feierliches und Rührendes.

In manchen Dörfern der Bretagne will es die Sitte, daß in dem Augenblick, wo sich der Hochzeitszug in Bewegung setzt, um sich in die Kirche zu begeben, die Mutter mit einer Schere ein Stückchen von dem Gürtel der Braut abschneidet, dabei spricht sie: „Liebes Kind, das Band, das uns bis jetzt vereinigte, ist nun gerissen, und die Gewalt, die mir Gott über dich gab, trete ich an einen andern ab. Mein Haus wird nicht mehr das deine seyn, so lange du glücklich bist, denn wenn dich das Unglück heimsuchen sollte, wofür uns Gott bewahre, so bleibt die Mutter immer Mutter, und ihre Arme sind ihren Kindern offen. So wie du, habe auch ich meine Mutter verlassen, um einem Mann zu folgen, und so werden dich auch deine Kinder eines Tages verlassen; so will es das Gesetz. Sind die Vögel groß geworden, so hat das mütterliche Nest keinen Raum mehr für sie. Der Herr unser Gott segne dich und schenke dir so viel Trost als er mir geschenkt hat!"

Nun setzt sich der Zug in Bewegung, um sich in das Dorf zu begeben. Mit einemmal aber wird er durch eine ganze Bande von Bettlern aufgehalten, die sich an den beiden Seiten des Wegs aufgestellt haben und denselben mit einem Dornenseil versperren, das sie bis an die Gesichter der Vorüberziehenden schaukeln. An dem Ehrenburschen ist es nun diese Schranken niederfallen zu machen, welches ihm auch gelingt, indem er eine Handvoll Kupfermünze unter die Bande wirft, dieses Mittel wendet er auch immer und großmüthig an, ist aber der Weg lang und wiederholen sich diese Hindernisse oft, so hat die Wegräumung derselben auch manches Unangenehme für den Ehrenburschen.

Sobald die religiösen Ceremonien vorüber sind, beginnen die weltlichen Festlichkeiten, von deren Treiben man sich kaum einen Begriff machen kann. Die Zahl der Gäste jedes Alters und Geschlechts gewährt den seltsamsten, buntscheckigsten Anblick; die Gruppen ihrer verwirrten Menge getreu darzustellen oder zu beschreiben, möchte eine eben so schwierige Aufgabe für den Maler, wie für die Feder des Schriftstellers seyn.

Schon den Tag vor der Hochzeit werden die Tische unter den zu diesem Zweck aufgeschlagenen Zelten gedeckt und die Küchen unter freiem Himmel eingerichtet. Alle Nachbarn und Eingeladenen, die etwas von der edeln Kochkunst zu verstehen glauben, sind schon mit dem frühesten Morgen gekommen ihre Dienste anzubieten. Bald sieht man unzählige Flammen wirbeln und den Rauch von einigen Duzend Kochherden gen Himmel steigen. In ungeheuern Kesseln sieden und kochen ganze Ochsenviertel, so wie Geflügel aller Art, und die Bratenwender, mit Hammels- und Kalbsschlegel, Enten und Gänsen, drehen sich rastlos an dem Kohlenfeuer, und in dieser siedenden Atmosphäre wandeln unzählige Köche, Köchinnen und Küchenjungen unaufhörlich geschäftig umher. Sobald jedoch das Knallen der Donnerbüchsen und die Musik, der Brummbasse und Sackpfeifen das Herannahen des Hochzeitszugs verkünden, desertiren die meisten der Köche von ihrem Posten, um den Kommenden entgegenzueilen.

An der Spitze des Zugs befinden sich die Neuvermählten, denen die Musikanten und ein Stockkünstler vorangehen, der ungefähr solche Künste wie ein französischer Tambour-Major vor einem Regiment mit seinem Stock macht. Die Väter und Mütter der jungen Eheleute, so wie die Zeugen folgen ihnen unmittelbar, sodann kommen die andern Hochzeitsgäste, ohne irgend eine Rangordnung zu beobachten, in buntem Durcheinander und in den Feierkleidern, wie sie in ihrem Kanton üblich sind, und zwar theilweise zu Pferde, und nicht selten sitzt Mann und Frau auf einem Thier, letztere auf der Gruppe sitzend hält den Mann fest umschlungen. Oft erblickt man auch mit Doppelkörben, aus denen rothwangige bausbäckige Kinderköpfe fröhlich hervorragen, beladene Esel. Diese lachenden Gesichter sehen kaum über den Rand des Korbes heraus, und tragen nicht wenig zur Verschönerung des ländlichen Gemäldes bei. Endlich schließen die Bettler, die sich in zahlreichen Haufen eingefunden haben, den Zug, sie folgen demselben wie die Haifische einem Schiff, um die ab- und herabfallenden Brocken zu verschlingen.

Nachdem man sich ein wenig geordnet und verstanden hat — denn die Ankunft aller dieser Leute verursacht kein kleines Gewirre — nehmen die Gäste an den Tischen Platz. Diese bestehen aus einem Brett, welches auf eine solide Weise auf zwei in die Erde gerammelten Pfählen befestigt ist. — Die Bänke sind auf dieselbe Art verfertigt, aber so hoch, daß sie fast in gleicher Höhe mit den Tischen stehen, so daß man das Knie zwischen sich und dem Teller haben würde, wenn man bei einer ächt bretagnischen Hochzeit den Luxus, der Teller, der sich noch nicht bis hieher verbreitet hat, kennte; diese sind hier noch unbekannte Geschirre. Die Suppe ißt man aus der gemeinschaftlichen Schüssel und die andern Speisen aus der Faust. Das Getränke wird in großen irdenen Krügen aufgetragen, und man trinkt aus einer Tasse, die fünf bis sechs Personen gemeinschaftlich ist. Man betrachtet es selbst als eine Artigkeit seinem Nachbarn die Tasse, aus der man so eben getrunken, darzureichen, um sie vollends zu leeren, dieses ausschlagen würde als eine große Unhöflichkeit angesehen werden und verriethe wenig Lebensart.

Wenn die Speisen selbst auch keine große Mannichfaltigkeit und gesuchte Leckerbissen bieten, so sind sie dagegen in so ungeheuerm Ueberfluß vorhanden, daß sie unwillkürlich an die Hochzeit des Gamacho erinnern. Der junge Ehemann und die Leute, die zu dem Haus gehören, sind unaufhörlich um alle Tische beschäftigt, zum Essen und Trinken aufmunternd, und da nachzuhelfen, wo es allenfalls fehlen könnte, dabei müssen sie so oft Bescheid thun und so manche Tasse Cider aus Gefälligkeit leeren, daß ihnen der Kopf und die Beine nicht selten gleich schwer werden, und letztere manchmal den Dienst versagen.

Nach jedem Gang läßt sich die Musik hören und dann steht jedermann vom Tisch auf: die einen balgen sich, die andern tanzen, und noch andere raffen geschäftig die übrig gebliebenen Brocken zusammen und bringen sie den in einiger Entfernung im Felde gleich einer Heerde Zigeuner lagernden Bettlern, die sich dann gütlich thun und das Hochzeitspaar hochleben lassen. (Fortsetzung folgt.)

Transatlantische Dampfbootverbindung. Frankreich will jetzt nicht bloß mit Nordamerika in eine regelmäßige Dampfbootverbindung treten, sondern auch mit Westindien und Brasilien. (Moniteur industriel vom 13 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 123.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Mai 1845.

Das alte Mexico.

(Revue des deux mondes. 15 März.)

2. Gartenbau und Blumenzucht.

Es ist gewiß ein merkwürdiger Zug, daß dieß als hart und blutdürstig bekannte Volk eine besondere Vorliebe für Blumen hatte. Wie aus Dankbarkeit für die Natur, welche es verschwenderisch mit allen ihren Schätzen begabt hatte, trieben die Mexicaner den Gartenbau und die Blumenzucht mit einer Art von Leidenschaft. In glänzenden Gärten vereinigten sie mit großen Kosten die durch Geruch und Farbe ausgezeichnetsten Blumen, welche ihr Boden theils in den Wäldern, theils am Rande der Flüsse ihnen darbot. Hiezu kamen, methodisch geordnet, medicinische Pflanzen, allerlei Büsche, die durch ihre Blüthe oder ihr Blätterwerk, durch die Vortrefflichkeit ihrer Früchte oder die besonderen Kräfte ihrer Samen bemerkenswerth waren, endlich ihre durch majestätischen Wuchs oder Zierlichkeit ausgezeichneten Bäume. Gerne legten sie ihre Blumenbeete und Gebüsche am Abhange von Hügeln an, leiteten von weit her das Wasser, welches sie in Cascaden herabfallen ließen, oder in mächtigen von seltenen Fischen bevölkerten Teichen sammelten. Zierliche Pavillons bargen sich unter dem Buschwerk, und Bildsäulen erhoben sich mitten unter Blumenbeeten. Alle Merkwürdigkeiten, die wir in unsern Ziergärten sammeln, Vögel von schönem Gefieder in häusergroßen Käfigen, reißende Thiere und kleineres Wild, alles trug dazu bei, diese Vergnügungsorte zu schmücken. Europa selbst hatte in jener Zeit noch fast keine botanischen Gärten. *)

Wenn man die Berichte der Conquistadoren liest, so staunt man über den Garten des Königs Nezahualcoyotl zu Tezotzinco, zwei Leguas von Tezcuco, welcher an der Seite eines Hügels hing, zu dem man auf 25 Stufen hinaufstieg, und auf dessen Gipfel sich vermittelst eines gewaltigen hydraulischen Drucks ein Teich befand, von dem das Wasser in drei andere, mit riesenhaften Bildsäulen geschmückte Reservoirs hinabfloß. Eben so verweilt man bei der Beschreibung der Gärten, womit Cuitlahua, Montezuma's Bruder und ephemerer Nachfolger, seine Residenz zu Iztapalapan geschmückt hatte; die Gärten eines einfachen Caziken zu Huaxtepec hatten, wie Cortez in seinem dritten Briefe an Karl V erzählt, nicht weniger als zwei Leguas im Umkreis. Man erstaunt, wenn man hört, was Montezuma in seinem Garten zu Mexico alles zusammengebracht hatte. Noch jetzt, wenn der Reisende zu Chapoltepec im Schatten ungeheurer Cypressen — die Montezuma's Namen tragen, aber weit älter sind — umherirrt und mit einer Art religiöser Scheu den Boden betritt, der ehemals zum Begräbniß der Kaiser bestimmt war, begreift er, was der aztekische Monarch mit der Kunst seiner Gärtner in der diesen einsamen Porphyrhügel umgebenden Ebene ausrichten konnte, wenn er der tropischen Gewalt der Sonne mit dem reinen, am Fuße des Felsens hervorsprudelnden Wasser zu Hülfe kam, und man erklärt sich die vielbelachte Thorheit des jungen Vicekönigs Galvez, der um das prachtvolle Schauspiel rings umher desto besser zu genießen, auf dem Gipfel ein prächtiges Schloß erbauen ließ, das freilich jetzt in Ruinen liegt.

Selbst die niedersten Classen theilten den Geschmack der Großen für die Blumen. Als Cortez nach seiner Landung und der Gründung der Stadt Villa ricca de la Veracruz in die Stadt Cempoalla einzog, kamen ihm die Eingebornen, Männer und Weiber, entgegen, mischten sich ohne Furcht unter die Soldaten, schmückten den Hals von Cortez' Pferde mit Blumensträußen und Guirlanden, und schlangen um seinen Helm einen Kranz von Rosen. Das deutlichste Zeugniß aber für diesen idyllischen Geschmack waren die vielbesprochenen Chinampas oder schwimmenden Gärten auf den Seen; auf diesen künstlichen Inseln, welche oft 100 bis 300 Fuß in der Länge hatten, baute man Gemüse und Blumen für den Markt von Mexico; einige derselben hatten Festigkeit genug, daß sie ziemlich hohes Buschwerk trugen, und selbst leichte Hütten wurden darauf errichtet. Man band sie nach Gefallen irgendwo vermittelst in den Boden gestoßener Stangen am

*) Der zu Padua im Jahre 1445 gegründete ist der erste, die andern folgten diesem erst sehr spät nach.

Ufer fest, oder fuhr je nach Bedürfniß an einen andern Ort hin. Kaum hat nach Bernal Diaz irgend etwas die Spanier so in Erstaunen gesetzt.

Schilderungen aus Persien.

5. Wanderung von Bebehan nach Mal Amir.

(Fortsetzung.)

Etwa einen Farsang von Behbehan setzten wir über den Kurdistanfluß, der in dem Bergland von Serhad-Tschinar, nördlich oder nordöstlich von Behbehan entspringt, bei Deh Dascht, dem Sommeraufenthalt Mirza Kumo's vorüber, acht Farsangen in den Bergen fließt, und das schmale Thal Tengitekâ (das Engthal des tiefen Wassers*) betritt, dann aber in breiterem, tieferem Bette zwischen den Bergen Bolenghes und Hanis zwischen hohen Ufern dahin strömt. Dieser Fluß läuft, nachdem er das Gebiet von Behbehan verlassen, in nordwestlicher Richtung, verbindet sich südlich von Ram Hormuz mit dem Tezeng oder Alai-Flusse, der von den östlichen Gebirgen herabkommt, und ergießt sich unter dem Namen Dscherahi im Lande der Scha'b-Araber in den Kuren, während ein anderer Arm desselben direct nach dem persischen Golf seine Richtung nehmen soll.

Mirza Ali bewirthete mich mit frischen Datteln, nach denen von Tesa in Fars die köstlichsten, welche ich je genossen, aber fast zu süß und sehr klebrig. Sein Dorf ist von Palmbäumen umgeben, aber die Datteln waren schon alle eingeheimst. Wir brachen am andern Morgen zeitig auf, und mein Wirth begleitete mich eine Strecke weit, um mir einige alte Ruinen zu zeigen. In der Nähe von Kei Kawus sind die Ruinen einer alten Stadt, der man gewöhnlich denselben Namen gibt. Mitten unter einer Masse von Schutt und losen Steinen erhebt sich ein hoher Bau, den die Einwohner unter dem Namen Fil Chaneh, das Elephantenhaus, kennen. Es mag zu diesem Zweck erbaut worden seyn, da es aus zwei hohen Mauern mit einem hohen Thor in jeder besteht. Die Zeit der Erbauung fällt wahrscheinlich in die Periode der Sasaniden.

Wir zogen in nordwestlicher Richtung vorwärts und erreichten schon um neun Uhr Morgens Taschun, dessen Befehlshaber uns mit einigen Bewaffneten entgegen kam. Taschun ist jetzt ein ärmlicher Ort, aber die Ruinen von Häusern, Bazaren, Palästen und Buden, die in allen Richtungen umherliegen, so wie die alten ehrwürdigen Bäume beweisen, daß es früher eine bedeutende und malerische Stadt gewesen seyn muß, vielleicht unter der Herrschaft der Atabegen von Luri Büzürk, denn die Gebäude sind augenscheinlich neu. Nach der einheimischen Tradition ist Taschun der Ort, wo der Patriarch Ibrahim (Abraham) von Nimrod, dem gewaltigen Jäger vor dem Herrn, in einen Feuerofen geworfen wurde — eine Sage, die sich durch Hinweisung auf den Namen Taschun, welches von Atesch (Feuer) herkommt, bekräftigt. Rawlinson erwähnt derselben Sage an einem Orte, Namens Mandschanik, im Lande der Bachtiyari. Was aber unsere Aufmerksamkeit verdient, ist der Umstand, daß in der Nähe von Taschun und auch nicht sehr weit von Mandschanik entfernt ein Dorf Namens Ur liegt, was nach der Schrift der Name des Geburtsorts von Abraham ist.

Sechzehn Farsangen westlich von Behbehan, auf der Straße nach Schuster, liegt Dehi-Ur, das Dorf Ur, wo nach der Angabe der Einwohner von Behbehan ein alter Prophet begraben liegt, dessen Namen man mir nicht sagen konnte. Im Buch der Genesis (Cap. XII. 28. 31.) lesen wir, daß Haran, der Bruder Abrahams, zu Ur in Chaldäa starb, ehe der letztere mit seinem Vater Terah seine Heimath verließ, und Josephus, welcher die Geschichte der Juden nach der letzten Zerstörung von Jerusalem schrieb, erwähnt, daß das Grab Harans noch in seiner Zeit zu Ur in Chaldäa zu sehen gewesen sey. Die Localität von Ur ist, glaube ich, so wenig noch bestimmt worden, als man die Gränzen von Chaldäa genau bezeichnet hat; es ist indeß nicht unwahrscheinlich, daß sie sich so weit gegen Osten ausdehnten, denn wir wissen aus Plinius und selbst aus Strabo, daß einige Flüsse von Susiana ihre Gewässer in den See oder das Meer der Chaldäer ergossen, wahrscheinlich in dem Lande der Scha'b-Araber, südöstlich von Schuster. Nicht minder merkwürdig ist es, daß Ur, wie Taschun und Mandschanik, an den Feuerdienst mahnt, denn Ur heißt im Hebräischen Feuer.

Taschun hat eine Quelle von sehr klarem Wasser, die von Bäumen eingefaßt ist, und worin heilige Fische aufbewahrt werden. Es gibt noch viele solcher Wasserbehälter in Persien, deren Fische heilig sind, und man vermuthet wohl nicht mit Unrecht, daß dieser Aberglauben altheidnischer Natur sey. Auf einer Reise, die ich im J. 1840 von Isfahan über Hunsar und Galpeighan nach Hamadan machte, hielt ich eines Tages an einem Imam Zadeh oder Grab eines moslemitischen Heiligen, das von schönen Platanen überschattet und in dessen Nähe ein Teich mit schönen Fischen war. Der Mutaweli oder Hüter des Grabes remonstrirte, als meine Diener einige Fische für unser Abendessen einfangen wollten, und um uns von einer das Heiligthum seiner Ansicht nach schändenden That abzubringen, erzählte er ein Wunder, das ein Jahrhundert zuvor an diesem Orte geschehen war. Zu der Zeit, wo Isfahan in die Hände der Afghanen fiel, kamen zwei Männer dieses Volks zu dem Imam Zadeh, nahmen, obwohl gewarnt von dem Hüter des Heiligthums, daß die Fische heilig seyen, mehrere derselben, ehe sie sich zur Ruhe begaben. Aber siehe da! am nächsten Morgen war einer dieser Heiligthumsschänder todt, und der andere wurde aus einem sunnitischen Hund, was alle Afghanen sind, durch ein Wunder Ali's ein ächter Schiite. Während der gute Mann seine Erzählung anbrachte, schmorten die Fische in der Pfanne, und was für einen Einfluß sie auch auf die armen Afghanen gehabt haben mögen, so fand ich doch, als ich am nächsten Morgen aufwachte, daß sie nicht den mindesten Eindruck auf mich gemacht hatten.

*) Von tek, tief, im alten Dialekt des Landes, und â (abgekürzt von ab) das Wasser.

Zu Taschun gehören fünf Dörfer, und es zahlt jährlich an den Gouverneur von Behbehan 500 Tomans (so viel Ducaten). Die Erzeugnisse bestehen aus Weizen, Gerste, Mais, Kundschit (oder Sesam), Erbsen, Bohnen, Baumwolle u. s. w. Die Bauern setzen den Ueberschuß ihrer Erzeugnisse an die Wanderstämme in den Bergen gegen die Erzeugnisse ihrer Heerden ab. Mirza Kumo's Befehle waren mir an diesem Ort vorangegangen, und der Häuptling von Taschun nebst einem Halbdutzend wohlbewaffneter Reiter und einem Duzend kräftiger Bauern mit Luntenflinten auf der Schulter und Keulen in den Händen waren bereit mich nach dem Thal von Tengi Saulek zu begleiten. Diese Vorsicht war nöthig wegen der wilden Bahmeis, welche in diesen Bergen umherstreifen, und kaum irgend eine Obrigkeit anerkennen; jetzt aber waren sie noch dazu in offener Fehde mit dem Gouverneur von Behbehan.

Wir zogen jetzt nordwestlich mit einer mächtigen, von Südost nach Nordwest streichenden Bergkette zur Rechten und einem minder hohen parallelen Kalkgebirge zur Linken. Die Straße wurde bald sehr steil, das Land umher öde und ganz von Vegetation entblößt. Wir setzten durch das trockene Bett von mehrern Bergwassern und kamen nach einem mühseligen Marsch von drei Stunden um Mittag an dem Eingang des Tengi Saulek an. Hier hielten wir, schickten Leute aus, um zu sehen ob das Revier sauber sey und stellten Wachen aus, um bei einem Ueberfall Zeichen zu geben. Dann betraten wir das zwischen hohen, überhangenden Felsen eingeschlossene Engthal, in dessen Tiefe ein Gebirgsbach floß. Als wir den steilen Pfad über lose Steine hinanfstiegen, stießen wir zu Zeiten auf ein altes Pflaster, dessen geglättete Steine so schlüpfrig waren, daß die Pferde nur mit Schwierigkeit vorwärts kamen. Bald erweiterte sich der Pfad und wir befanden uns in einem Wäldchen von Eichen, Cypressen und Kuhnar-Bäumen; an dieser abgelegenen Stelle fand ich den Gegenstand meines Suchens.

Ein mächtiger schwarzer Felsblock mit gelben Streifen, 30 oder 40′ hoch und 80 bis 90′ im Umfang, steht abgesondert von den übrigen, und hat auf zwei seiner Seiten Basreliefs und Inschriften. Auf dem ersten ist ein Altar abgebildet mit einer konischen, zuckerhutähnlichen Mütze darauf, um welche das bekannte Netz (Kosti) zu einem Knoten gebunden ist, so daß die beiden Enden abwärts fließen. Neben diesem Altar steht der Mobed oder hohe Priester. Eine konische Mütze ist auf seinem sehr buschigen Kopf mit gekräuseltem Haar, und ein kurzer Bart mit einem Paar Schnurrbärten deckt den untern Theil des Gesichts. Der rechte Arm, in einen engen, gestreiften Aermel gekleidet, ist gegen den Altar ausgestreckt, während die halb verwischte linke Hand in den Busen gesteckt ist. Die Gestalt hat ein kurzes, nur bis an die Knie reichendes Kleid. Unterhalb derselben zeigt sich ein gestreifter Unterrock und weite Beinkleider oder Schalwars, wie sie die Perser noch heutigen Tages tragen. Eine lose, über die rechte Schulter geworfene Tunica fällt gleichfalls bis auf die Knie herab. Ich habe diese Figur etwas genauer geschildert, weil sie die einzige erträglich erhaltene des ganzen Basreliefs ist.

Auf der rechten Seite des Mobed ist eine Gruppe von neun Figuren, die mit Ausnahme der dem Priester zunächst befindlichen, welche auf einem niedern Stuhle sitzt, aufrecht stehen, aber so ruinirt sind, daß man von ihnen nichts näheres angeben kann. Vier andere Figuren tiefer unten sind noch undeutlicher. Auf der äußersten Rechten ist eine Gestalt zu Pferde mit Bogen und Pfeil in der Stellung, als griffe sie ein wildes Thier an, das auf seinen Hinterfüßen sich aufgerichtet hat; es ist schwer zu sagen, ob dieß ein Löwe, ein Bär oder ein wilder Eber ist. Hart daneben ist eine rohe Inschrift von fünf Linien, zum Theil verwischt und in Charakteren, die mir unbekannt sind. Eine Inschrift in gleichen Charakteren, ebenfalls von fünf Linien, steht unter dem Altar, aber die zwei letzten Linien sind noch mehr als das übrige ausgelöscht.

Auf der zweiten Fläche des Felsens sind vier Personen in einer Reihe. Die Hauptfigur lehnt sich auf ein Lager hin, den linken Arm auf einem Kissen, in der rechten Hand einen Reif. Der Kopf ist mit zwei dicken Haarwulsten geziert, aber nicht Ein Zug des Gesichts läßt sich unterscheiden. Zwei Figuren sitzen am Fuße des Lagers, jede mit einem pfeilartig zugespitzten Speer in der rechten Hand. Eine derselben hat ein Diadem auf dem Kopf mit sechs ausgehenden Strahlen, von denen jede eine kleine Kugel am Ende hat. Links von diesen beiden Figuren ist eine dritte Inschrift, gleichfalls in fünf Linien. Endlich steht noch eine Figur hinter dem Lager, und drei andere tiefer unten, aber so stark verwischt, daß sich nichts daraus machen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Sitten und Gebräuche in der Bretagne.

Erster Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Unter der Zeit wird der zweite Gang aufgetragen und die Balgenden und Tanzenden setzen sich wieder zu Tisch, zum Essen und Trinken, und so geht es in gleicher Abwechselung fort, bis die einbrechende Nacht die Gäste erinnert, daß es Zeit ist an die Heimkehr zu denken.

Jetzt werden die Reihen nach und nach lichter, und bald sind der Ehrenbursche und die Ehrenjungfer nur noch die einzigen Fremden, die von den Gästen geblieben sind, sie müssen immer die letzten seyn, und an einigen Orten wachen sie sogar die ganze Nacht über in der Kammer der Neuvermählten, damit diese auch den andern Tag noch würdig sind sich unter die Spiele der ledigen Burschen und Mädchen zu mischen. — Sie stehen dann an dem Fuß des Hochzeitbettes mit angezündetem Licht und entfernen sich nicht, bevor dasselbe ganz abgebrannt ist. — An andern Orten muß der Ehrenbursche während der ganzen Nacht dem jungen Ehegatten Haselnüsse zuwerfen, die dieser aufknackt und seinem Weibchen zu essen gibt. Wir übergehen noch ganz andere, zum Theil sehr wunderliche und seltsame Gebräuche mit Stillschweigen, da deren etwas sehr naive Bosheit leicht unsern Lesern von strengen Sitten zu anstößig scheinen und manche Leserin schamroth machen dürften. Uebrigens sind diese Gebräuche fast in jedem Ort anders, und es ist unmöglich

ein allgemeines vollständiges Gemälde derselben zu entwerfen. So ist z. B. auf der Pfaffeninsel (île des moines) die verkehrte Welt; hier sind es die jungen Mädchen, welche zuerst die Liebeserklärungen und Heirathsanträge machen.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten dauern in der Regel drei Tage, vom Dienstag bis zum Freitag. Dann umarmt die junge Frau ihre Jugendfreundinnen und nimmt einen so rührenden Abschied von ihnen, als sollte sie sie niemals wiedersehen. Wirklich beginnt mit dem Tag der Vermählung ein ganz neues Leben für die Weiber der Bretagne, ihre Tage fließen nun eintönig, traurig, ohne Vergnügen, ohne Feste dahin, und so frei die jungen Mädchen sind, so unterwürfig und eingezogen müssen die Frauen leben. — In manchen Kantonen würde eine Frau, die bei einem Fest noch tanzte und sich wie ein Mädchen schmückte, alle Achtung verlieren und man würde mit den Fingern auf sie zeigen; sie darf sich jetzt nur noch ausschließlich ihrem Hauswesen widmen, und ihr einziger Genuß muß seyn, den häuslichen Frieden zu erhalten.

Einige Abwechselung in dieses einförmige Leben der Familienmütter bringen jedoch außergewöhnliche Begebenheiten und machen sie zum Gegenstand einer besorgten Zärtlichkeit; dieß ist der Fall, wenn sie ihren Gatten mit einem Kind beschenken. Jetzt gewinnt die Pächterswohnung wieder ein fröhlicheres Ansehen; die Thürschwellen werden mit Laub bedeckt, die Sackpfeifen lassen sich wieder hören und erinnern durch ihre Melodien an die Jahre und Träume der Jugend. Die Taufe ist ein großes Fest für das ganze Haus. An diesem Tag ruht der Pflug und die Ochsen bleiben in ihrem Stall und erhalten eine doppelte Ration Hafer, damit sie die Freuden der Familie ebenfalls theilen, wie sie deren Arbeit getheilt haben. Sehr gern steht man zu Gevatter, obgleich die Stelle eines Pathen manche schwere Pflicht auferlegt und Ausgaben verursacht, denn sie müssen die Kosten des Tages tragen und dürfen sich nicht sparsam zeigen, sie müssen im Gegentheil dem Glöckner, dem Priester und den Musikanten Beweise ihrer Großmuth geben, und auch beim Ausgang aus der Kirche dem Haufen der Kinder und Bettler, die eine der Plagen der Bretagne sind und dem Neugebornen alle möglichen Glückseligkeiten wünschen, reichlich bedenken und ganze Händevoll doppelter Sous unter sie werfen, die den Geschwindesten zu Theil werden.

Bei der Nachricht von der glücklichen Niederkunft laufen die Gevatterinnen aus der ganzen Nachbarschaft in das Haus der Kindbetterin und bringen dieser, was sie nur Köstliches auftreiben können, und lassen sogar schöne Geschenke aus der nächsten Stadt für den „kleinen Christen holen, den der gütige Gott aus dem Paradies abgesandt hat, um die Zahl seiner Getreuen auf Erden zu vermehren," wie sie sich in ihrer poetischen Sprache voller Bilder ausdrücken.

Der Abend wird in dem Zimmer der Wöchnerin selbst auf das festlichste zugebracht. Die Kranke muß von allen Speisen kosten, die man ihr zubringt, sie muß auf die tausend Glückwünsche und Gesundheiten, die man ihr zu lieb trinkt, antworten. Dieß ist allerdings eine schwere Aufgabe, die für unsere verzärtelten Städterinnen leicht tödtlich seyn könnte, aber die starke Constitution dieser Weiber läßt sie diese Strapaze leicht ertragen, und sie empfinden in der Regel keine Nachwehen eines so unpassenden und geräuschvollen Festes, das leider oft mit Scenen der Trunkenheit endigt.

In dem Zustand einer so vorgerückten Civilisation wie die unsrige nehmen die Leibesübungen nur eine untergeordnete Stellung in dem gesellschaftlichen Leben ein, da das geistige Leben immer mehr Thätigkeit in Anspruch nimmt. Der Landmann in der Bretagne ist aber noch weit von der Verfeinerung der großen Welt entfernt, er ist noch ein Naturkind, ein halber Wilder, bei dem körperliche Gewandtheit und Leibesstärke einen hohen Rang einnehmen. Ringen, Balgen, Pferderennen dieß sind seine liebsten Vergnügungen, und diese tragen hier noch das Urfiegel der ersten Zeiten.

In dem gebirgigen Theil der Bretagne ist die Liebe für die Pferde eine wahre Leidenschaft. Der Arme hat so gut seinen Renner wie der Reiche. Das Roß des ersten weidet in dem Gebirg, schläft auf freiem Feld und sucht sich seinen Trunk an Quellen und Bächen in den Thälern und Wäldern; meistens hat es gar keinen Stall, und in der rauhen Jahreszeit und den Winternächten theilt es die elende Wohnung seines Herrn und schläft in demselben Raum mit ihm; es gehört so zu sagen zu der Familie.

Der Ursprung der Pferderennen in der Bretagne verliert sich in das Dunkel der Vorzeit. Schon in alten Nationalgesängen ist die Rede von einem König der Bretagne, der, unschlüssig welchem der zahlreichen Bewerber seiner Tochter er deren Hand geben sollte, ein Pferderennen vorschlug, dessen Preis die schöne Prinzessin Lienor seyn sollte. — Später, unter den Herzogen der Bretagne, erhielten die Sieger goldene Ketten und Hermelinpelze zur Belohnung, jetzt aber müssen sie sich mit einem Lorbeerzweig, den man mit einem schönen Band an den Kopf des Renners, der obgesiegt hat, befestigt, begnügen, und diese Ehre ist hinreichend den Eifer der bretagnischen Landleute anzuspornen. Die größte Belohnung des Herrn des siegenden Pferdes ist jedoch das wohlgefällige Lächeln der jungen Mädchen, das Beifallsgeschrei der gaffenden Menge und der Stolz, dem ihn ein eben nicht gefahrloser Sieg verleiht, denn hier ist die Rennbahn kein wohlgeebneter mit Sand bestreuter Raum, den man zum voraus auf das sorgfältigste zum Rennen eingerichtet und alle Hindernisse aus dem Weg geräumt hat; man muß ihn gesehen haben, um sich einen Begriff von den Gefahren dieses Rennens machen zu können. — Die zu durchlaufende Bahn ist bald ein rauher mit Steinen besäeter Weg, bald ein schlammiger Morast, in welchen das Pferd bis an die Knie einsinkt, bald ein schmaler, schlüpfriger, ungleicher Pfad, der längs steilen Felsen an einem jähen Abgrund hinläuft; oft finden sich alle diese Schwierigkeiten und Gefahren vereint.

Die Zahl der Renner ist sehr verschieden, bisweilen sind es deren nur zwei, öfters aber mehr als zwanzig. — Die Pferde der Bretagne, wenigstens diejenigen, die man zu diesem Wettrennen benützt, sind klein, haben zarte Gliedmaßen, einen lebhaften Kopf, ein feuriges Auge, runden und wohlgebildeten Huf, sie sind gut zu halten, ausdauernd bei der Arbeit und unermüdlich im Laufen. Sobald das Zeichen gegeben ist, stürzen sie unter dem Geschrei und Jauchzen der Zuschauer in die Rennbahn. Den Sporen des Reiters, der ihnen beinahe auf dem Hals sitzt, gehorchend, setzen sie über Gräben und Schluchten, durch Ströme und Sumpflöcher; nichts hält sie zurück, nichts schreckt diese verwegenen langhaarigen Reiter, die, gänzlich auf die Zuverlässigkeit ihrer Rosse vertrauend, an nichts als den Sieg denken.

(Schluß folgt.)

Die Zahl der Petitionen gegen die Maynoothbill beträgt nach Parlamentspapieren, die am 19 ausgegeben wurden, 4499. Man erwartet, daß bis zur dritten Lesung die Zahl noch sehr steigen wird. (Shipp. Gaz. 21 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 124.



Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Mai 1845.

Etwas über die Criminalstatistik Frankreichs.

(Nach der Revue de Paris. 17 April.)

Das französische Justizministerium gibt jährlich eine statistische Uebersicht über die in Frankreich begangenen Vergehen und Verbrechen heraus, und so erschien vor kurzem der Bericht über 1843, nicht 1844, denn die Bearbeitung derselben scheint viel Zeit zu erfordern. Das J. 1843 zeigt eine Zahl von 7226 Angeklagten, ziemlich dieselbe Zahl wie sonst auch, nur in dem Verhältniß der einzelnen Arten von Verbrechen zeigt sich eine merklichere Verschiedenheit. Die allgemeinste Classification der Verbrechen ist die von Verbrechen gegen die Personen und gegen das Eigenthum; der erstern waren 2238, der zweiten 4993. Das ist mit dem Gang der Dinge in unserer Zeit sehr in Uebereinstimmung; der Hauptantrieb der Verbrecher ist nicht mehr Rache, die sich im Blute löscht, sondern ein eifersüchtiger Haß, der statt des Lebens nur das Eigenthum des Gegners zum Gegenstand hat. Von 1826 bis 1830 haben sich die Verbrechen gegen die Personen regelmäßig vermindert, seit 1831 fortschreitend vermehrt. In der ersten Epoche waren die Gemüther noch nicht in Gährung, und mit der Epoche der Julirevolution ist eine Art Verwilderung eingetreten. Indeß hat die Vermehrung der Mordthaten in einer Zeit, wo die Verbrechen hauptsächlich auf Prellerei und Diebstahl bedacht sind, ihre natürliche Erklärung darin, daß der Verbrecher öfter, namentlich seit einigen Jahren, den Weg der Gewaltthat einschlägt. Hiebei ist indeß zu bemerken, daß die Statistik keine Tabellen über die Absichten der Verbrecher liefern kann, sondern nur über die äußerlichen Thaten, und daß die Umstände meistens ein tieferes Eindringen in die Beweggründe nicht zulassen. Wenn nun einerseits die Zahl der Mordthaten auf 330 stieg, während sie in den vorhergehenden Jahren niemals 300 erreicht hatte, und wenn auf der andern Seite die Angriffe auf das Eigenthum eine bedeutende Verminderung erfuhren, so kann man zuversichtlich behaupten, daß diese Abnahme nur scheinbar, und daß die Lust nach fremdem Gute noch immer unter den mannichfachen Ursachen, die zum Verbrechen treiben, die vorwiegende ist.

Eine andere Art Attentate, die seit einigen Jahren im Fortschreiten ist, hat gleichfalls zur relativen Verminderung der Angriffe auf das Eigenthum beigetragen: im Jahre 1840 stiegen diese bis auf 5732, und fielen seit dieser Zeit bis auf 4993. Das erklärt sich vielleicht, wenn man bedenkt, daß entartete Gemüther zu allen Verbrechen geneigt sind, und daß sie sich in jede Bahn werfen, wo Zufall oder Umstände sie hinstoßen. Oft braucht es nur eines Beispiels, um einen Verbrecher für diese oder jene Bahn zu entscheiden. So wechselt nur die Art der Verbrechen; diejenige, welche in den letzten Jahren eine große Vermehrung erfahren hat, und die verminderte Zahl der Angriffe auf das Eigenthum reichlich ersetzt, das sind die gewaltsamen Schändungen. Seit 1841 ist der Fortschritt furchtbar. Diese zügellose Brutalität, welche kein Hinderniß scheut, um zum Zweck zu gelangen, offenbart sich in allen Ständen, und ist eben so sehr das traurige Ergebniß roher Sinnlichkeit als kalter Berechnung. Diese Angriffe sind nicht bloß auf Erwachsene gerichtet, sondern auch auf denjenigen Theil der Bevölkerung, der weder die Kraft hat sich dagegen zu wehren, noch die Mittel sich davor zu wahren. Im J. 1841 belief sich die Zahl dieser Verbrechen auf 332, im J. 1842 auf 321, und im Jahre 1843 auf 347. Dasselbe Verbrechen gegen Erwachsene hat seit 1841 abgenommen; die Zahl betrug im J. 1841 236, im folgenden 193, im J. 1843 aber 208. Seit 1826 hat die Zahl dieser Verbrechen sich mehr als verdoppelt, eben so die Fälle der einfachen Diebstähle, des mißbrauchten Vertrauens und der Beutelschneiderei.

In den letzten Jahren hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit namentlich auf die Vergiftungen gerichtet, und man glaubte sie in starker, ja schreckhafter Zunahme. Dem ist indeß nicht also, im Gegentheil, sie sind in der Abnahme: von 1830 bis 1840 war der Durchschnitt 50 Vergiftungen im Jahre, dagegen zählte man im Jahre 1841 nur 40, im Jahre 1842 41 und im Jahre 1843 38. Es ist zu hoffen, daß das Verbot des Arsenikverkaufs jedes Jahr die Zahl der Vergiftungen noch mehr vermindern wird.

Was das Alter der Verbrecher betrifft, so vertheilt sich das Verbrechen nach den letzten drei Jahren folgendermaßen:

unter 21 Jahren 17 bis 18 Proc. der Angeklagten; von 21 bis 30 ungefähr 32 bis 33 Proc., von 30 bis 40 etwa 25 bis 26 Proc., von 40 bis 50 etwa 15 bis 16 Proc., von 50 bis 60 etwa 5 bis 6 Proc., von 60 bis 70 ungefähr eben so viel. Auf die Jahre 21 bis 30 fällt also ungefähr ein Viertel aller Verbrechen; es ist das Alter, welches unmittelbar auf die Mannbarkeit folgt und noch nicht den moralischen Halt hat; die statistischen Angaben weisen nach, daß die Ehe für die öffentliche Moral von großer Wichtigkeit ist; es geht dieß so weit, daß sie oft dem schlechtesten Charakter eine andere Wendung gibt.

Welchen Einfluß die Anhäufung von Menschen an einem Orte oder die größere Einfachheit der Lebensweise auf die Zahl der Verbrecher hat, das ersieht man aus den Angaben über die Zahl der Verbrecher z. B. in dem Departement des Ain und Paris. Im Departement de l'Ain, wo der Luxus noch nicht hingedrungen ist, wo das patriarchalische Familienleben sich vielleicht mehr als irgendwo in Frankreich erhalten hat, finden wir, daß auf 16,938 Einwohner nur Ein Angeklagter kommt, etwa ein Viertheil der Durchschnittszahl in Frankreich. Paris dagegen, dieser Mittelpunkt, wo alles hinströmt, liefert ein Viertheil der gesammten Angeklagten, oder acht- bis neunmal die Durchschnittszahl; übrigens befanden sich unter 100 Pariser Angeklagten 74, welche in der Provinz oder im Ausland geboren waren oder lange gewohnt hatten. Das fordert eine kurze Erklärung: die Rückfälligen und eine gewisse Zahl von Leuten ausgenommen, deren lasterhafte Bewegungen sich schon vor ihrer Ankunft zu Paris entwickelt hatten, machen die meisten ihre Verbrechererziehung in dieser für sie ganz neuen Welt; die dringenden Bedürfnisse des Lebens und selbst die Versuchungen des Luxus führen sie allmählich zu Bedürfnissen und Leidenschaften, die sie in ihrem Heimathlande nicht gekannt hätten. Daher die Verbrechen, welche an der Pariser Atmosphäre hängen, und die häufig nur darum begangen werden, weil die Leute mitten unter den Versuchungen und Vergnügungen einer Stadt leben wollten, von der sie sich hätten fern halten sollten. Aus diesen Gründen erklärt sich auch die Zahl der Selbstmorde in Paris, die in starker Zunahme begriffen ist: im J. 1843 entleibten sich 154 mehr als im J. 1842, 206 mehr als im J. 1841 und 268 mehr als im J. 1840. Im Departement der Seine allein kommen 551 Selbstmorde vor, ein Fünftheil der Gesammtzahl (2708). Der Mangel an Muth für das Leben, der Widerwille gegen das Daseyn, welcher unsere Zeit charakterisirt, ist bis zu den Kindern durchgedrungen, und man findet 15 Selbstmörder, die noch nicht das 16te Jahr erreicht hatten.

Man kann gewiß nicht sagen, daß die Criminalstatistik des Jahres 1843 sehr tröstlich sey, doch spricht sie gegen die Uebertreibung, welche behauptet, daß die Gesellschaft am Rande des Abgrundes stehe. Die Verbrechen ändern sich, aber die Zahl bleibt ziemlich dieselbe, indeß kann man nicht läugnen, daß die herrschende Art von Immoralität schneller Abhülfe sehr bedürfe, und diese ist nur in besserem Unterricht zu suchen und zu finden.

Schilderungen aus Persien.

5. Wanderung von Behbehan nach Mal Amir.

(Fortsetzung.)

Dem oben beschriebenen Monolith gegenüber ist ein zweiter Felsblock, etwas kleiner und mit andern Felsen in Verbindung stehend. Er ist in geringer Entfernung von dem ersten, zum Theil von Bäumen beschattet, aber die Sculpturen sind besser erhalten als auf dem größern Block. Es ist eine Figur zu Pferde in vollem Rennen mit einem Speer in wagrechter Richtung. Sie sitzt seitwärts und die Beine hangen von der rechten Seite des Pferdes hinab; nach den zarten Formen des obern Theils und der deutlichen Krümmung über die Brust zu schließen, scheint es ein Weib. Die Züge des Gesichts sind völlig verwischt, aber die Gestalt des Kopfs ist zierlich und auf jeder Seite ist ein Haarwulst. Drei zwerghafte Gestalten stehen hinter der Reiterin, die etwas über die gewöhnliche Größe hat. Die nächststehende wirft einen Stein, den sie mit beiden Händen über dem Kopf hält, nach der Reiterin. Der zweite Zwerg hinter dem ersten schießt einen Pfeil ab, während der dritte, Kopf und Waffen abwärts und das Haar in Unordnung unter seinen Füßen liegt. Den Hammer unter den Füßen des vordersten Zwergs darf ich nicht vergessen, da er den zwerghaften Figuren, die man auf den babylonischen Alterthümern trifft, eigenthümlich ist. Was die Waffen betrifft, so haben wir jetzt schon in zwei Fällen und auf zwei verschiedenen Basreliefs gesehen, daß der Bogen das Hauptangriffswerkzeug ist, so daß dadurch die Worte des Propheten Jeremias bestätigt werden, wenn er den Zorn Gottes gegen Elam vorhersagt: „siehe ich will brechen den Bogen von Elam, das Element seiner Stärke." Strabo erwähnt gleichfalls, daß die Elamiten des Gebirgs geschickte Bogenschützen waren.

Ohne eine Ansicht über das wahrscheinliche Alter dieser Sculpturen geben zu wollen, was ich der gelehrten Welt überlasse, bemerke ich bloß, daß der Styl derselben von allem, was ich zu Persepolis, auf der Ebene des Murgab, zu Nakschi-Rustam, Nakschi Kedscheb, Bisitun, Tachti Bostan, Schapur und Nakschi Behram sah, durchaus abweicht. Der Charakter der Inschriften scheint mir gleichfalls von der Keilschrift verschieden, aber mein Freund Boré, ein competenter Richter in solchen Dingen, ist der Ansicht, die Schrift biete einige Analogie mit dem Pehlwi-Alphabet dar. Auch scheint mir, daß die Inschriften zu Tengi Saulek einige Aehnlichkeit mit den Facsimiles von indischer Schrift haben, welche Anquetil Duperron in seiner Einleitung zum Zendavesta in tamulischer Sprache gibt.

Da ich jetzt im alten Elymais war, so konnte ich mich der Ansicht nicht erwehren, daß ich vielleicht auf dem Boden stand, welcher einst der Göttin Anaitis oder Mylitta geheiligt war, wo die alten Elymäer Jahrhunderte lang ihre religiösen Gebräuche und Mysterien in ihren heiligen Hainen übten. Das Cypressenwäldchen schien diese Ansicht zu verstärken und erhöhte die Täuschung, obwohl der gelehrte Landseer in seinen scharfsinnigen „Forschungen über die sabäischen Alterthümer" hierüber einen Zweifel aufwarf und meinte,

das Wort Aschri habe nie einen Hain bedeutet, sondern die Nationen, welche den Herrn des Himmels anbeteten, hätten darunter den „Segenspender“ verstanden, und zugleich sey es ein astronomisches Werkzeug in den Händen ihrer Priester gewesen.

Ich erfuhr von meinen Führern, daß eine Verbindung zwischen dem Thal von Tengi Saulek und Isfahan über die Gebirge vorhanden sey, und obgleich der Weg sehr steil und rauh ist, so muß er doch, nach dem schlüpfrigen, ausgetretenen Pflaster zu schließen, in früherer Zeit, vielleicht damals, als jene Sculpturen noch Gegenstände besonderer Verehrung waren, sehr betreten gewesen seyn. Wahrscheinlich schließt sich dieser Weg in nordöstlicher Richtung an die Straße an, welche von Behbehan über die Berge nach Kumyscheh und von da nach Isfahan führt.*)

Auf unserem Rückweg fand ich noch einige alte Sculpturen auf einem Stein hart am Wege, da aber derselbe, wie die oben erwähnten Felsen, von kalkartiger Beschaffenheit, somit den atmosphärischen Einflüssen besonders ausgesetzt war, so zeigten sich die Figuren fast gänzlich verlöscht. Ich glaube deßhalb, daß die Hand der Natur hier das Menschenwerk vertilgte, und nicht der zerstörende Meißel des fanatischen Arabers, der an den alten Denkmälern im Lande Iran sich so furchtbar erwies.

Der Tag war ziemlich zu Ende, als wir aus dem Engthal von Tengi Saulek wieder herauskamen, und ich trieb mein Gefolge an, um bei Zeiten den Imam Zadeh von Baba Ahmed, anderthalb Farsangen von da, zu erreichen, da ich dort für die Nacht anhalten wollte, aber der Weg war uneben, ein Theil meiner Begleiter zu Fuß, so ging es nicht sehr rasch vorwärts, und ich mußte am Fuße der Berge von Nauser, etwas mehr als einen Farsang westsüdwestlich von Tengi Saulek, halten und die Nacht unter freiem Himmel zubringen. Die flinken Bergbewohner sammelten bald Holz von dem Kuhnar- und andern Dornbäumen, die am Saum des Berges wachsen, thürmten es in großen Haufen auf und zündeten ein Feuer an, das uns nicht bloß erwärmen und unser Abendessen kochen, sondern auch die Raubthiere und die nicht minder wilden Bahmei verscheuchen sollte. Einer meiner Begleiter zog besonders meine Aufmerksamkeit auf sich, da er ein wahrer orientalischer Apollo mit Herculesstärke war, obgleich er kaum 19 oder 20 Jahre hatte. Er war über Mittelgröße, hatte wehendes, schwarzes Haar, das über seine männlichen Schultern hinabfiel, blitzende, schwarze Augen, eine schöne, griechische Nase und einen ziemlich kleinen Unterbau des Gesichts, während seine dunkle, aber klare Hautfarbe wunderbar von der Weiße seiner regelmäßigen Zähne abstach. Er schien nicht eben sehr stark gebaut, weil alle seine Glieder das schönste Ebenmaaß darboten. Der einzige Mangel, den ein europäisches Auge an ihm entdecken konnte, war eine leichte Einbiegung der Zehen, was bei Persern ziemlich gewöhnlich ist, und in diesem Fall auf Stärke deuten mochte. — Wenn wir nach Analogien unter den Thieren urtheilen wollen, so finden wir, daß eines der Erfordernisse eines starken Pferdes darin besteht, daß die Hufe der Vorderfüße etwas eingebogen sind, wenigstens ist dieß ein Kennzeichen eines guten Pferdes bei den persischen Roßtäuschern. Es deutet im allgemeinen auf eine breite Brust, und ist ein sicheres Zeichen, daß ein solches Pferd nicht einen Fuß an dem andern reiben wird. Findet dasselbe bei den Hinterfüßen statt, so verhindert es, daß die Knie an einander stoßen, und diese Weite zwischen den Hinterbeinen bezeichnen die Perser mit dem Ausdruck: asp schalwari guschad, wörtlich „ein Pferd in breiten Hosen.“ Die entgegengesetzte Eigenschaft, was wir kuhbeinig nennen, ist immer ein Beweis von einem schwachen Pferd. Doch zurück zu meinem Führer aus Taschun, den seine Gefährten den Pehlewan nannten, ein Name, den man jetzt den persischen Ringern von Profession gibt, der aber früher einen Helden bezeichnete. So war Rustam einer der großen Pehlewans der alten Zeit.

Dieser moderne Rustam war stets der vorderste unter meinen Begleitern, und am Abend, wo alle übrigen nach dem anstrengenden Tagmarsch über unebenen Boden sehr ermüdet waren, zeigte er sich noch ganz frisch und in der muntersten Laune, indem er vor den Reitern herlief und gewandt ihnen auswich, wenn er verfolgt wurde. Um uns Holz zu verschaffen, setzte er seine Füße in einiger Entfernung über dem Boden gegen den Stamm eines mäßig großen Baums, faßte dann die dicken Aeste, und mit einem Schwung und einem Ruck sprengte er den Stamm ab, und brachte ihn nebst den Zweigen herbei. Ich hatte gute Lust dieß Wunderthier für den Rest der Reise in meinen Dienst zu nehmen, und ihn dem Schah vorzustellen; er wäre auch nicht abgeneigt gewesen mich nach Teheran zu begleiten, ich hatte aber kein übriges Pferd. Die Perser sind im allgemeinen ein schöner Menschenschlag, und viel arabisches, georgisches und türkisches Blut fließt in ihren Adern. Auf meinen Streifereien in diesen Ländern traf ich oft, namentlich unter den Kurden, ausgezeichnet schöne, wohlgebaute Leute, doch entsinne ich mich nie ein so vollkommenes Muster männlicher Schönheit gesehen zu haben, wie diesen jugendlichen Pehlewan von Taschun.

(Schluß folgt.)

*) Der Name Saulek und die Stadt Solake, deren Strabo (lib. XVI. C. 1.) erwähnt, und welche nicht sehr weit entfernt gewesen seyn kann, zeigen eine unverkennbare Aehnlichkeit, während die benachbarten Ruinen von Taschun (abgel. von atesch, Feuer) an die Stadt Azara mahnen, welche wahrscheinlich von dem Wort azr, Feuer, abzuleiten ist; Strabo setzt auch diese Stadt in den hier erwähnten Theil des Landes. Ich mache diese Bemerkungen nur hier als Beispiele von auffallendem Zusammentreffen, denn das Land verdient noch genauer erforscht zu werden, als ich Zeit und Gelegenheit hatte dieß zu thun.

Sitten und Gebräuche in der Bretagne.

Erster Abschnitt.

(Schluß.)

Die Sieger sind der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und empfangen Glückwünsche von allen Seiten, man umringt sie, umarmt

ſie, und die Dichter und Reimſchmiede ihres Kantons verewigen ihre Thaten durch Lieder, welche die hübſchen Spinnerinnen bei ihrer Arbeit ſingen. Den bebänderten Lorberzweig bewahrt der Sieger gleich einer heiligen Reliquie, er hängt ihn am Kamin zwiſchen einem geweihten Palmzweig und einer alten Muskete, deren er ſich zu Jagddiebereien bedient, auf.

Die Kämpfe und das Ringen finden hauptſächlich auf dem platten Lande in den Bisthümern von Leon und von Treguier ſtatt. Bald iſt es Mann gegen Mann, der kämpft, bald eine ganze Gemeinde gegen eine andere. — Im letztern Fall werden ſie Soules *) genannt. Dieſe Soules waren ſonſt ſehr häufig, ſeitdem aber die örtlichen Nebenbuhlereien, welche das Lehenwesen hervorgerufen hatte und unterhielt, mit dieſem aufhörten, ſind ſie weit ſeltener geworden, wozu auch häufige Unglücksfälle und ſchwere Verletzungen, ohne die es ſelten abging, das ihrige beigetragen haben mögen. — Oefters blieben einige Todte auf dem Platz und eine nicht geringe Zahl der Kämpfer trugen Verſtümmelungen davon, die ſie auf die übrige Lebenszeit zur Arbeit untauglich machten und verkrüppelten. — Noch ein anderer Umſtand, der dieſe Kämpfe mißlich macht, iſt, daß es oft ſehr ſchwer zu entſcheiden iſt, welche Partei den Sieg davon getragen hat. Man ringt, balgt und ſchlägt ſich oft den größten Theil des Tages, und die Nacht bricht herein, ohne daß der Ballon, der Preis der Sieger, einem oder dem andern Theil unbeſtritten zuerkannt werden kann. Dieſer Ballon iſt das Zeichen des ruhmvollen Triumphs der obſiegenden Gemeinde, welche ihn ehedem an dem auf dem Kampf folgenden Sonntag in Proceſſion herumtrug; jetzt hängt man ihn an der Spitze des Kirchthurms auf, wo er als Zeichen der Tapferkeit der Einwohner des Dorfes prangt.

Die Kämpfe, wo Mann gegen Mann ringt, ſind noch ſehr häufig, und werden in allen benachbarten Gemeinden zum voraus angezeigt. Nach Beendigung der großen Meſſe verkündigt der Maire oder ſein Adjunct, indem er die Kirchhofsmauer beſteigt, dieſe wichtige Neuigkeit. Zum Kampfplatz wählt man in der Regel eine Wieſe oder einen eigens dazu ausgehauenen Platz im Walde. Ein an ſtarken eichenen Bohlen befeſtigter Strick trennt die Kämpfer von den Zuſchauern. Dieſe Schranken würden jedoch von der neugierigen und aufgeregten Menge bald durchbrochen werden, wenn man nicht die Vorſicht gebrauchte dieſelbe durch ein beſonderes und ſeltſames Mittel im Zaum zu halten. In der Nieder-Bretagne gibt es eine Claſſe Leute, die von allen übrigen Einwohnern außerordentlich verachtet wird, und die ſich, wahrſcheinlich aus dieſem Grunde ſelbſt, wieder ſo verachtet, daß ſie ſich, um Geld zu gewinnen, zu allem gebrauchen läßt. — Dieſe Menſchen ſind die Schneider, deren Namen man nie ohne die Worte: „sauf votre respect“ *) ausſpricht, als ob von einem unſaubern Gegenſtand die Rede wäre. — Man wirbt nun ein halbes Dutzend dieſer Schneider an, die man mit Bratpfannen bewaffnet, deren Kehrſeite man mit Fett und Kienruß beſtrichen hat; dieſe machen nun unaufhörlich die Runde im Kreis, und beſtreichen diejenigen, die ſich zu weit vordringen, ſchonungslos und ohne ihre ſchönen Feierkleider zu beachten, mit ihrer furchtbaren Waffe. Hier bewährt ſich das Sprüchwort: „wer den Schaden hat darf für den Spott nicht ſorgen,“ vollkommen, denn die ſo Beſtrichenen müſſen ſich unter dem Bravogeſchrei und dem Hohngelächter der ganzen zahlreichen Verſammlung zurückziehen.

In der Mitte des Kampfplatzes ſitzen die Notabilitäten der Gemeinde und einige alte erprobte Kämpfer, welche das erwählte Kampfgericht bilden. Außerdem aber umgeben den Kreis einige Gendarmen zu Pferde, um die Ordnung zu erhalten und Unglück zu verhüten.

Die Kämpfer ſind barfuß und nur mit kurzen Hoſen und einem neuen Hemd von grober Leinwand bekleidet. Sobald die beiden Athleten in den Kreis treten und ſich anſichtig werden, gehen ſie aufeinander zu und ſchlagen ſich gegenſeitig in die Hände; ſodann ſchwören ſie weder zur Zauberei noch zur Hexerei ihre Zuflucht genommen zu haben, ſondern daß ſie ohne Falſch und Hinterliſt als redliche und biedere Männer kämpfen wollen. — Nun beginnt der Kampf, ein jeder ſucht ſeinen Vortheil, um den Gegner zu überwältigen, durch Ueberraſchung zu umſtricken und in die peinlichſte Lage zu bringen. Es iſt ein Wettkampf der Stärke, der Liſt und der Gewandtheit, der bald in Leidenſchaftlichkeit ausartet. Von allen Seiten erhebt ſich nun das Geſchrei der Zuſchauer, welche den einen oder den andern der Ringer bei ſeinem Namen und ihm ins Gedächtniß rufen, daß es ſich hier um die Ehre der Gemeinde handelt, der er angehört, ſo wie um den Ruhm des ganzen Dorfes. Bald hängen die Kleidungsſtücke in Lappen herab und man ſieht auf den nackten Schultern deutlich die rothen Spuren der Kraftfäuſte des Gegners und das Blut rieſelt am Körper der Athleten herunter. Oft dauert der Kampf über eine Stunde, und ſoll der Sieg vollkommen ſeyn, ſo muß es einem der Kämpfenden gelungen ſeyn, ſeinen Gegner zweimal auf den Rücken hingeſtreckt zu haben, und zwar ſo, daß er den Boden mit ſeinen beiden Schultern berührte. Sobald der Beifall der Zuſchauer den Sieger freudig begrüßt hat, nimmt dieſer den Widder, welcher der Preis des Sieges iſt, bei einem Horn und geht triumphirend dreimal mit demſelben im Kreis herum, indem er ihn mit ſeiner rechten Hand hoch in die Höhe hebt, damit ihn jedermann ſehen kann.

Ungeachtet des wilden und faſt rohen Enthuſiasmus, der ſich bei dieſen Rennen und Kämpfen zeigt und von dem man ſich unmöglich eine richtige Vorſtellung machen kann, ſo findet man doch bei den religiöſen Ceremonien dieſes Volkes etwas, das von hoher poetiſcher Frömmigkeit zeigt und daſſelbe beſonders charakteriſirt. In der That iſt es der religiöſe Glaube, der ſich vielleicht noch aus der Druidenzeit herſchreibt, welcher dieſe alte Provinz von dem übrigen heutigen Frankreich auszeichnet.

*) Soules ein Provincialismus, der mit Rauferei ziemlich gleichbedeutend iſt.

*) Mit Reſpect zu ſagen.

Miscellen.

Atmoſphäriſche Eiſenbahnen. Das alte Syſtem einer fortlaufenden Röhre mit Klappen ſcheint entſchieden aufgegeben; jetzt erregt ein Vorſchlag Pillbrows Aufſehen, und dieſer hat ein Patent genommen, wogegen ein Franzoſe Namens Chameroy remonſtrirt, indem er auf ſeine gleiche Erfindung ſchon vor 15 Monaten (ſ. Moniteur industriel vom 13 April) ein Patent genommen und ſeine Erfindung jetzt ſehr verbeſſert habe.

Indiſche Studenten der Medicin in England. Mit der neueſten indiſchen Poſt ſind vier Hindus unter Leitung eines Dr. Goodeve in England angekommen, um ihre mediciniſche Erziehung in den Londoner Hoſpitälern zu vollenden; zwei davon reiſen auf Koſten des bekannten Dwarkanath Tagor. (Shipp. Gaz. 21 April.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 125.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Mai 1845.

Schilderungen aus Persien.

5. Wanderung von Behbehan nach Mal Amir.

(Schluß.)

Am 30sten war ich vor Sonnenaufgang abermals zu Pferde, entließ meine unberittenen Begleiter nach Taschun, und gelangte binnen einer Stunde nach Baba Ahmed, das in dieser öden Gegend als ein sehr malerischer Platz gelten kann; die weiße konische Kuppel des Imam Zadeh, die reliefartig gearbeitet aus einem Palmenwäldchen hervorschaut, gibt dem Heiligthum das Ansehen eines ungeheuren Pinienapfels. Baba Ahmed hat einige klare Quellen, ist von hohen Binsen und Gras umgeben, und wird von den Lurstämmen ungemein hoch verehrt. Nachdem wir einige Zeit an dem Thore geklopft, wurde dieß endlich von einem alten Derwisch geöffnet, von dem wir erfuhren, daß er sich jede Nacht einschließen müsse, aus Furcht vor einem Löwen, der die Nachbarschaft unsicher mache und durch sein Gebrüll ihm den Schlummer störe. Diese Geschichte mochte erfunden seyn, um andere Eindringlinge wegzuscheuchen, aber meine Führer waren froh, daß wir den Imam Zadeh nicht in der vorhergehenden Nacht erreicht hatten, weil, wenn der Löwe wirklich in der Nachbarschaft umherstreifte, er sicherlich irgend eines der Pferde, die man auf die Weide geschickt haben würde, zerrissen hätte. Löwen greifen in diesen Gegenden selten die Menschen an, sondern meist nur Vieh, doch erzählte man von einem Löwen, der einige Jahre zuvor Karawanen am offenen Tag angriff, und da er einmal Menschenfleisch gekostet hatte, auch die Menschen vorzugsweise angriff.

Baba Ahmed liegt anderthalb Farsangen fast gerade westlich von dem Eingang des Tengi Saulek, und der Weg führt von hier an in nordwestlicher Richtung über ein hügeliges Land und zahlreiche Flüßchen. Von Behbehan ist die allgemeine Richtung nordwestlich; von dem Dorfe Taschun aus läuft eine secundäre Kette von Kalkbergen der hohen Kette parallel, welche der südwestliche Fortsatz der Zagroskette ist. Beide sind von Thälern und Schluchten durchschnitten, die von Flüssen und Bächen gebildet wurden, welche in südwestlicher Richtung nach der Ebene von Ram Hormuz — oder Rumiz, wie die Eingebornen es aussprechen — in dem Lande der Scha'b Araber fließen. Die große Kette hat verschiedene Namen, je nach Defileen, die sie theilen. Gegen 2 Uhr Nachmittags stiegen wir nach der Ebene von Patek (Sahrai Patek) hinab, nachdem wir die Lager einiger Bahmei-Iliyats hinter uns gelassen, und erreichten das Dorf Neu-Patek, jenseits der Ruinen des alten Patek. Dieß Dorf ist von Dschannikis bewohnt, zu welchem Stamm das gegenwärtige Haupt der Bachtiyari-Tschehארleng von mütterlicher Seite gehört.

Eine Stunde später setzten wir über den Allar- oder Abi Talch, der von Ost nach West zwischen hohen Ufern hinströmt. Ich traf hier eine giftige Staude, Herzeli genannt, welche ich früher schon an den Ufern des Zohab-Flusses während meiner Reise in Kurdistan gefunden hatte. Man behauptet, daß Thiere sterben, sobald sie davon essen. Gegen 4 Uhr kamen wir zu Sarila an, das von den Zengheneh bewohnt ist, einem kurdischen Stamm aus Kermanschah, welcher zu derselben Zeit, wo Nadir Schah die Bachtiyaris an die turkomanische Gränze versetzte, hieher verpflanzt wurde. Die Colonie der Zengheneh bestand ursprünglich aus 2000 Familien, ist aber durch allerlei ungünstige Umstände auf 400 herabgeschmolzen.*)

Das Dorf Sarila ist aus Schilf gebaut und von einer Mauer aus demselben Material umgeben, bietet aber im Ganzen ein reinliches Ansehen dar. Der untere Theil der Hütte, in welche man mich führte, war mit Thon überstrichen und geweißt, so daß sie sehr reinlich aussah, ich hatte mich aber kaum gesetzt, als alles, Alt und Jung hereindrang, um den Ferengi anzustaunen. Mit Mühe erwehrte ich mich ihrer ethnologischen Studien, aber es half nichts, daß ich mich der einen entledigte, denn es drängten immer wieder andere nach.

*) Die Zengheneh waren ein sehr bedeutender und mächtiger Stamm unter der Sofidynastie in Persien, haben aber jetzt viel von ihrer Wichtigkeit verloren. Der verstorbene Amiri-Nizam oder Obergeneral der regulären Truppen des Schah gehörte zu diesem Stamme, und war nicht minder wegen seines edlen Charakters als seiner hohen Geburt geachtet, denn seine Familie gehört zu den ältesten und edelsten im Königreich.

Am andern Morgen stand ich früh auf, da ich gehört hatte, daß in der Nähe die Ruinen einer alten Stadt liegen; mein Wirth, der Ketchoda (Schulze) des Dorfes, begleitete mich, und ich eilte vorwärts in der Hoffnung einige alte Inschriften zu finden, war aber sehr getäuscht, denn es waren nichts als Schutthaufen zu sehen; kaum daß noch einige niedere Gewölbe sich zeigten. Wasser wurde nach dieser Stelle aus dem Flusse Tezeng oder Alai vermittelst einer Rinne im Felsen geleitet, wie auf dem Kohi Rahmed zu Tachti Dschemschid. Südöstlich ist ein ähnlicher Canal in dem festen Felsen ausgehauen, um Wasser aus einer Quelle in den Bergen nach Kaleh Gebr (Gebern Schloß) zu leiten, dessen Ueberreste in der Ebene, einen halben Farsang östlich von Sarila zerstreut sind. Aber diese sowohl als die Ruinen auf dem Berge sind wenig mehr wie Schutthaufen, und nach alten Inschriften suchte ich umsonst. Der Ketchoda sagte mir, sieben Farsangs nördlich von der zerstörten Stadt in den Bergen sey ein Fort Namens Obid, zu dem nur ein Fußsteig führe; dort sollten sich Inschriften finden. Solchen Angaben ist aber keineswegs immer zu trauen, indeß wäre ich doch dahin gegangen, wenn meine Zeit es irgend zugelassen hätte, diese noch unerforschten Gegenden genauer zu untersuchen. *)

Ich war darum keineswegs abgeneigt meinen Führer für das zu belohnen, was er mir gezeigt hatte, fühlte aber einigen Widerwillen, meine Börse einem speculirenden Mollah zu öffnen, der sich, auf einem Esel reitend, so daß die Füße fast die Erde berührten, unserer Gesellschaft angeschlossen hatte, und, — weil er einen schmutzigen Lappen um seinen rasirten Kopf geschlungen hatte und von dem Propheten abzustammen behauptete, — ein unzweifelhaftes Recht auf ein Geschenk von mir zu haben meinte. Ich hatte es mir zur Regel gemacht, solchen Ansprüchen nicht nachzugeben, wenn sie nicht durch einen besondern Umstand unterstützt wären; dießmal aber, da ich in einem unbekannten Landstrich völlig allein war, und den Einfluß, welchen der beturbante Herr auf seine Landsleute haben konnte, nicht zu bemessen vermochte, hielt ich es für klüger, von meiner gewöhnlichen Regel abzugehen. Die Unverschämtheit dieser Classe, so wie der Derwische, ist manchmal unerträglich, und seltsamerweise gelingt es ihnen nicht nur der Masse zu imponiren, sondern selbst die Großen und Mächtigen werden manchmal vermocht, ihren Launen sich zu fügen. Als der Schah seinen Zug gegen die Turkomanen antrat, näherte sich ihm auf dem Wege ein Derwisch, welcher eine Rede an Se. Majestät hielt; der langen Rede kurzer Sinn war, daß er gern den Schah begleiten möchte, aber kein Pferd habe. Der Schah gab Befehl ihm ein Maulthier aus den königlichen Ställen zu geben, und alsbald saß mein Derwisch rittlings auf dem neuacquirirten Thiere, die nackten Füße in den Steigbügeln des Packsattels, sein langes verfilztes Haar in malerischer Unordnung den Rücken hinabhängend, in einem grauen, kamelhaarnen, nur mit einem Strick zugebundenen Kalat, so stolz und ohne allen Vergleich viel unabhängiger, als die bunte Gruppe der Chane, welche sich einen Scherz um den andern auf seine Kosten erlaubten. Als der Ordu für die Nacht anhielt, führte Kaussar Schah — so hieß der begünstigte Derwisch — ruhig sein Maulthier in die Ställe des Königs, um es hier füttern und warten zu lassen bis zum nächsten Morgen, wo er sich abermals in den Packsattel schwang und den Marsch wieder mit fortsetzte.

Um 7 Uhr des andern Morgens brach ich wieder auf und erreichte in kurzem den von Osten herkommenden und in einem breiten Thale fließenden Tezeng oder Alai, welcher wie der Allar oder Abi Talch in der Ebene von Ram Hormuz aller Wahrscheinlichkeit nach in den Kurdistan-Fluß fällt. Die Districte von Patek und Beisa, durch welche sie fließen, gelten für sehr fruchtbar, und bestehen aus Weizen- und Gerstenfeldern. Ich setzte über den Tezeng, was ein schöner Fluß mit hartem Kiesbett ist, und dessen Wasser unsern Pferden fast bis an den Gürtel reichte. Ein befestigtes Dschanniki-Dorf steht auf dem rechten Ufer, und ein anderes von Gärten umgebenes auf dem linken. Wir stiegen jetzt einen steilen Berg hinan, und gelangten gegen 9 Uhr an einen gewölbten Thorweg, Rahdar-dervazehi-getsch genannt. Es ist ein alter Bau mit drei runden Bogen in sasanidischem Styl; der Weg führt durch das Mittelthor, und an den Seiten sind gewölbte Zimmer, wahrscheinlich einst die Wohnzimmer der Zolleinnehmer, denn der Name bedeutet ein Zollthor. Es scheint, daß die Verbindungslinie zwischen Elymais und Central-Persien über diese Berge ging, und dieß mag der Weg gewesen seyn, auf dem der Handel zwischen Arabien und Ostindien auf der einen Seite mit Persien, auf der andern mit Medien betrieben wurde.

Von Rahdar-dervazehi-getsch liegt das Fort Mungascht gerade gegen Osten. Früher gehörte es Mirza Kumo von Behbehan, wurde von diesem aber an Mohammed Taghi Chan Bachtiyari übergeben. Hinter dem Fort sind die thurmartig aufsteigenden, zum Theil mit Schnee bedeckten Höhen von Mungascht, und in derselben Richtung, etwas rechts in den Bergen, liegt Kaleh Mulla, die Residenz Mohammed Ali Chans, des Oberhaupts der Tajjibi vom Koghilu-Stamme. Mein Führer, ein Bahmei, den ich auf dem Wege angetroffen, zeigte mir gegen Südosten die Ruinen der Stadt Tezeng, von welcher wahrscheinlich der Fluß den Namen hat. An diese Stelle knüpft sich eine wunderbare Sage über die Kraft eines Talismans gegen Scorpionen, und noch jetzt ist es ein Wallfahrtsort zu dem Grabe Piri Seyid Bezades. Ich erwähne dieses Umstandes, weil Baron Hammer eine ähnliche Legende von der Stadt Tajjib erzählt. Ein anderer Umstand vermehrt die Wahrscheinlichkeit, daß diese Städte identisch sind, nämlich das Daseyn eines Koghilustammes in der Nähe von Tezeng, der den Namen Tajjibi führt. Ist dem wirklich so, dann können die Ruinen von Tezeng oder Tajjib die Stadt Tabä darstellen, wo Antiochus nach seinem unglücklichen Zuge gegen die Feuertempel der Elymäer gestorben seyn soll. Die alten Schriftsteller, welche diesen Theil

*) Zwei andere zerstörte Orte in den Bergen, Kalasir (Kaleh Ser) und Putu genannt, 4 Farsangs gegen Osten, sollen früher unter der Herrschaft von Kaleh Gebr gestanden haben.

des Landes erwähnen, sind in ihren Beschreibungen nicht sonderlich genau, und lassen deshalb den Vermuthungen ein weites Feld offen.

Mein Bahmei-Cicerone, der in alten Sagen wohl bewandert schien, machte mir bemerklich, daß ich den classischen Boden, wo Rustam seine Ställe hatte, betreten habe. Als Beweis zeigte er mir die Krippe, aus welcher Raschk, sein Roß, das Futter zu fressen pflegte. Diese bestand aus einigen sehr großen über einander gelegten und durch Mörtel verbundenen Steinen. Auch den fünfzig Schritte davon entfernten alten Eichenstumpen, an den die Hinterbeine Raschks angehängt waren, wies er mir auf. Wie konnte ich bei solchen Zeugnissen noch Zweifel hegen! Merkwürdig bleibt es immer, wie Rustams Bild auch unter diesen rohen Stämmen noch sich erhalten hat.

Nach einem mühseligen Marsch von dritthalb Stunden über sehr unebenes Land stiegen wir den steilen Abhang nach der Ebene hinab, überschritten den Tala-Fluß und kamen nach einer halben Stunde an die Ruinen von Mandschanik in Baghi Malek. Die klaren Gewässer des Abizerd bespülen die hohen Ufer, auf denen diese Ruinen in großer Verwirrung weit umher liegen. Auf einem einsamen Berge daneben liegt ein Imam Zadeh, da derselbe aber die Stadt beherrschte, so mag in den blühenden Zeiten Mandschaniks hier eine Veste gestanden haben, von der jedoch außer schwachen Mauerresten nichts mehr übrig ist. Die Ruinen der Stadt sind ziemlich ausgedehnt, scheinen aber nicht über die Sasanidenzeit hinaufzureichen. Sehr wahrscheinlich war Mandschanik auch in den Tagen der Atabegen bewohnt, und selbst noch später, da einige Häuser erträglich erhalten und von Ilipats aus Baghi-Malek vom Lur-Frengheneh-Stamm bewohnt sind. Diese Häuser haben sämmtlich nur Ein Stockwerk mit einem gewölbten Dach und runden, gewölbten Thüren ohne Fenster, selten mit mehr als Einem Zimmer vorn und einem kleinen Raum rückwärts, wie man sie gewöhnlich in persischen Karawanserais trifft. In einer Entfernung von einem bis anderthalb Farsangen gegen Westnordwest sieht man in der Nähe der Berge einige andere Ruinen, die man Argawan (scharlachroth) nennt, ich konnte aber nichts näheres darüber erfahren. Der Abi Zerd macht sich unmittelbar ostwärts von Mandschanik mit Gewalt Bahn durch ungeheure Felsen, fließt gegen Argawan und vereinigt sich dort mit dem Tala und einigen andern Flüßchen, die von Norden und Nordosten kommen. Kupfermünzen finden sich manchmal unter den oben genannten Ruinen, ich konnte mir aber leider keine verschaffen.

Nachdem ich meine Neugierde, so weit es die Zeit zuließ, befriedigt, machte ich mich abermals auf, durchzog den fruchtbaren District Baghi Malek, der den Namen des Königsgartens verdient und sehr gut, namentlich mit Tabak, angebaut ist. Um zwei Uhr Nachmittags stiegen wir einen Berg hinan, und eine halbe Stunde später nach der Ebene von Kaleh Tul hinab, wo ich einen Engländer, Namens Layard, traf, der das persische Costüm angenommen hatte: ich war schon früher mit ihm zu Hamadan und kürzlich wieder zu Bethban zusammen getroffen. Von ihm erfuhr ich, daß Mohammed Taghi Chan, das Haupt der Bachtiyari, zu Mal Amir gelagert sey, um den Gouverneur von Isfahan, Luristan und Arabistan zu empfangen, der mit einer starken Truppenzahl diese beiden Provinzen besuchen wollte. Mit ihm brach ich am folgenden Morgen nach Mal Amir auf, welches vier Farsangen von Kaleh Tul entfernt ist. Auf diesem Wege kamen wir über die Ebene Halegun, auf der sich Ruinen aus zwei sehr verschiedenen Zeiten finden, die einen reichen gewiß über die arabische Eroberung hinauf, die andern waren noch von Hasan Chan bewohnt, dem früheren Haupt der Bachtiyari-Tschebarleng, welcher hier 20 Jahre residirte, ehe er von seinem Verwandten, dem jetzigen Oberhaupt Mohammed Taghi Chan, ermordet wurde. Hart an der zerstörten Residenz des ermordeten Häuptlings ist das Dorf Halegun, welches vom Dschaniki-Stamme bewohnt ist. Wir setzten über den Fluß Halegun, sonst auch Schah Ruben genannt, der aber um diese Zeit sehr unbedeutend ist, wandten uns dann gegen Osten und betraten die große Ebene von Mal Amir.

Bilder aus dem innern Columbien.

Der Tambo von Corales. — Der Paramo von Guanaco. — Tortoro.

(Aus Hamiltons Erinnerungen an Columbien.)

Als wir des Morgens Insas verließen, sahen wir mehrere Züge grüner Papagaien mit langen Schwänzen fliegen, deren durchdringendes Geschrei man sehr weit hörte. Wir trafen einen vom Gouverneur von Popayan abgesandten Commissär, der von der Regierung beauftragt war, die Leute von Insas zu bereden, wieder in ihr Dorf zurückzukehren und ihren frühern Geschäften obzuliegen. Der vorletzte Priester von Insas war, als er zur Nachtzeit über die Felsen klettern wollte, hinabgestürzt und auf der Stelle todt geblieben.

Die Nächte wurden immer kälter, je mehr wir uns den höchsten Punkten der Andesgebirge näherten. Unser Führer pflegte in einer Art von Mantel zu schlafen, der aus Binsen geflochten war; unterwegs trug er ihn zusammengerollt auf dem Rücken und nur bei Regenwetter hängte er ihn um, gegen welches er ihn, da er gar keine Nässe durchließ, sehr gut schützte; mein Mantel von feinem Tuch, den ich aus England mitgebracht hatte, wurde dagegen, wenn es regnete, so schwer, daß er mir fast mehr hinderlich als nützlich war. Dieser alte Führer kletterte noch mit der Gewandtheit eines Rehes über die Berge, wobei er sich eines zehn Fuß langen Stockes bediente, den er in der rechten Hand trug. An den steilen Bergen, über die wir kamen, konnten die Maulthiere bei dem Auf- und Absteigen kaum festen Fuß fassen; mehrmals mußten wir absteigen und zu Fuße gehen. An die morastigen Stellen des Weges hatte man, um den Reisenden das Durchkommen zu erleichtern, querüber Stücke Holz gelegt; diese hölzernen Tritte waren, vorzüglich an Orten, wo es kürzlich geregnet hatte, sehr glatt und schlüpfrig; an mehrern Stellen waren sie wieder weggenommen worden und hatten, zur großen Unbequemlichkeit für Reiter und Maulthiere, Löcher zurückgelassen, die mit Wasser und Schlamm angefüllt waren.

Wir kamen heute an den ersten Tambo; so nennt man eine große

Hütte von Rohr, welche die Regierung zur Herberge für Reisende erbauen ließ; hierauf an den wildströmenden Ojucofluß, über den uns abermals eine schmale Rohrbrücke führte. Das Laub der Bäume war hier, wo wir uns schon in der Nähe des Paramo Guanaco befanden, dunkler und weniger üppig gewachsen als in den niedriger liegenden Gegenden. In diesen Theilen der Andesgebirge ist der Paramo Guanaco die höchste Spitze.

Die Untersuchung über den gesellschaftlichen Zustand, in welchem die Europäer die amerikanischen Völker antrafen, und die Vergleichung ihrer Denkmäler mit den asiatischen und ägyptischen werden den Vermuthungen über ihren Ursprung ein weites Feld öffnen, und es scheint, daß man schon jetzt annehmen dürfe, es haben Verbindungen zwischen verschiedenen Punkten beider Continente stattgefunden, wenn auch die Zeit nicht bestimmt werden kann. So bezeichnet man im innern Columbien einen Ort, wo unter der Herrschaft der Indianer ein berühmter Sonnentempel stand. Zu dem Menschenopfer, das hier alle fünfzehn Jahre gebracht wurde, und welches den Anfang einer neuen Indiction bedeuten sollte, wallfahrteten viele Pilger; daselbst pflegten sich auch die Indianerstämme, die am Fuße des Paramo Guanaco hausen, einzufinden. Das dem Tode bestimmte Schlachtopfer hieß Guesa, d. h. ein Herumirrender, der keine Behausung hat; es war gewöhnlich ein den Eltern weggenommenes Kind und mußte immer aus einem bestimmten in den großen Ebenen gelegenen Dorfe stammen, die man jetzt die Llanos von San Juan nennt. Der Guesa ward mit der größten Sorgfalt im Sonnentempel bis zum zehnten Jahre erzogen; dann wurde er aus dem Tempel herausgeführt und mußte auf denselben Wegen wandeln, die Bochica betreten hatte, als er das Volk unterrichtete und Wunder that. Wenn das Kind fünfzehn Jahre alt geworden war, ward es in feierlichem Umzuge zu einer Säule geführt, die zum Messen der Solstitial- und Aequinoctialschatten diente und um den Durchgang der Sonne durch den Scheitelpunkt anzuzeigen. Die Priester, Xeques genannt, begleiteten das Schlachtopfer und waren ganz so vermummt wie die alten ägyptischen Priester. Die einen stellten Bochica dar, den Osiris oder Mithra von Bogota, den man mit drei Köpfen abbildete, weil er, der Trimurti von Hindustan ähnlich, drei Personen einschloß, die nur eine einzige Gottheit bildeten; andere trugen die Sinnbilder der Chia, Bochica's Frau (Isis); noch andere trugen Masken, in denen sie Fröschen ähnlich sahen, um auf dieses erste Anzeichen des neuen Jahres hinzudeuten. Wenn dieser Umzug, der an die astrologischen Processionen und an das Isisfest der alten Aegyptier erinnert, stattgefunden hatte, band man den Guesa an die auf einem freien runden Platz sich erhebende Säule fest und alsbald wurde das heilige Schlachtopfer von allen Seiten mit Pfeilen durchbohrt; dann riß man ihm das Herz aus, welches dem Sonnengott Bochica dargebracht wurde; das Blut des Guesa ward in heiligen Gefäßen aufgefangen.

Gegen Abend erreichten wir den Tambo von Corales, der in einem engen, sumpfigen, mit Schilfpflanzen bewachsenen Thal liegt und überall von hohen Bergen umgeben ist, deren düstere Spitzen wild über uns emporragten. In dem Tambo war es so kühl und schaurig, daß wir, um uns zu erwärmen, die ganze Nacht hindurch ein starkes Feuer unterhalten mußten. Der Ojucofluß strömt dicht an dem Tambo vorüber und verursacht durch seinen jähen Fall von einer Berghöhe ein heftiges Geräusch.

Ein sehenswerthes altindianisches Grabmal, in welchem man ein zwölf Zoll hohes aus Thon gemachtes Götzenbild, das inwendig hohl ist und ein häßliches Gesicht hat, sodann ein Halsband von Kalkstein und allerlei goldene Zierrathen fand, war kurz vor unserer Ankunft ganz in der Nähe des Tambo von Corales entdeckt worden. Der Sage nach soll diese Gegend vor der Eroberung der Spanier ganz von indianischen Hütten bedeckt gewesen seyn, während man jetzt von denselben auch nicht eine Spur mehr sieht.

Wir standen früh des Morgens wieder auf und suchten uns durch einige Gläser Rum und das Rauchen einiger Cigarren vor dem unangenehmen Einflusse der Kälte zu schützen. Unser Führer brachte uns die erfreuliche Nachricht, daß der Morgen zum Uebersteigen des Paramo Guanaco günstig sey, indem ein guter Wind wehe. Der Bischof von Popayan erzählte mir später, daß er einmal wegen eines heftigen Nordwestwindes, bei dem er sich nicht getraut habe den Weg über den Paramo zu machen, drei Tage und drei Nächte lang in diesem Tambo von Corales habe Rast halten müssen. „Da hatte ich, sagte der humoristische Seelenhirt, Zeit und Muße, an die Propheten des alten Bundes und an Johannes in der Wüste zu denken. Auch erlegte damals des Bischofs Diener einen Bären, der vom Gebirge herabgekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Französische und chinesische Seidenwaaren. Im Censeur de Lyon vom 14 April ist ein Urtheil über chinesische Seidenwaaren, welches in mancher Beziehung von Interesse ist. Man hatte einige chinesische Waaren dieser Art, welche bekanntlich in Frankreich verboten sind, weggenommen und der Handelskammer in Lyon zugestellt, damit die Manufacturisten dieser Stadt von dem Zustande der chinesischen Manufacturen sich genaue Rechenschaft möchten geben können. Ihr Urtheil geht nun dahin: „Diese Seidenwaaren bestehen aus weißen und farbigen Shawls und Schärpen, die mit der Hand gestickt sind. Die Shawls und eine der Schärpen wurden auf 450 Fr., die übrigen Schärpen auf 300 Fr. geschätzt. Die Muster sind schön, aber in Frankreich bereits bekannt, und augenscheinlich nach französischen Mustern gemacht, die man in England nachahmt. Zwei Dinge unterscheiden diese chinesischen Waaren von den französischen. Die Seide, welche den Grund bildet, ist von großer Schönheit, und eben so die Art, wie diese Muster vor dem Sticken auf die Seide gezeichnet wird. Dieß geschieht in Frankreich vermittelst schwarzer oder blauer Linien, die eine leicht bemerkliche Spur zurücklassen, in China geschieht dieß Aufzeichnen mit einem uns unbekannten Stoff, der nach kurzer Zeit ganz verschwindet. Was den Seidengrund betrifft, so kann er in Frankreich eben so schön geliefert werden, und wir haben auf der französischen Ausstellung des Jahres 1844 gestickte Seidenzeuge von gleicher Qualität gesehen, welche wohl eine Vergleichung mit den chinesischen aushalten; das einzige, was wir bedürfen, um den Seidengrund gleich gut zu liefern, ist das Rohmaterial. Die ganze Schönheit der chinesischen Seidenzeuge liegt in dem Grund, welcher wirklich ausgezeichnet ist, und dessen vorzügliche Güte aus der Art entspringt, wie die rohe Seide gesponnen wird. Wir theilen deßhalb die Furcht gewisser Manufacturisten in Lyon nicht, welche eine Petition gegen die Einfuhr indischer Seidenwaaren gegen Bezahlung eines Zolls eingereicht haben." Ein besseres Zeugniß kann man wohl der Kunstfertigkeit der Chinesen nicht ausstellen, als wenn selbst die minder furchtsamen Manufacturisten bekennen, daß sie eines Zolls bedürfen, um mit den chinesischen Waaren zu concurriren.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 126.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Mai 1845.

Die schwarzen Einwohner Australiens.

(Von Adolf Schayer, ehemaligem Oberintendanten der Vandiemensland-Compagnie.)

Ueberblicken wir die Erfolge der Colonisation auf diesem fernen Erdtheile, so darf man der Nation Glück wünschen, die so Erfreuliches und Großes vollbracht. Binnen wenigen Jahren erhoben sich aus der Mitte der Wildniß die freundlichen Wohnungen fleißiger Menschen; wo sonst Känguru-Heerden weideten, sehen wir blühende Getreidefelder und fruchtbare Gärten, die Segnungen der Gesittung und des Fleißes treten uns entgegen, wo Rohheit und Stumpfsinn geherrscht. Nur Schade, daß dieses schöne Bild der nach den entfernten Erdtheilen sich verbreitenden Civilisation von einer Seite her dunkel überschattet wird, denn wer vermag auf den heutigen Zustand der schwarzen Eingebornen, der sonstigen Herren dieser Länder, hinzublicken, ohne von tiefem Schmerz ergriffen zu werden.

Unsere Kenntniß von den Urbewohnern Australiens ist sehr unvollkommen; über ihre Abstammung hat man nur Hypothesen aufstellen können, da sie weder Traditionen noch Mythen besitzen, die darauf hindeuten. In der äußern Gestalt ist der Australier keinem andern Menschenstamme ähnlich, er bildet eine eigene Race, die Papuas. Es herrscht jedoch eine solche Abweichung in der Gestalt und Gesichtsbildung der verschiedenen Stämme, daß viele geneigt sind, sie für ganz verschiedene Nationen zu halten, zumal auch ihre Sprache abweichend ist, und die Eingebornen aus Neusüdwales z. B. mit denen an der Südküste Neuhollands sich kaum verständigen können. Im allgemeinen aber ist eine Aehnlichkeit in der Körperbildung wie in den Gesichtszügen bei allen Stämmen nicht zu verkennen. Sie sind von schwarzer Hautfarbe, mit schwarzem schlichtem Haar, der Mund ist groß, die Nase breit, aber nicht so platt wie bei den Negern, die Augen etwas tiefliegend, die Backenknochen hervorstehend. Ihre Größe überschreitet selten die mittlere, Arme und Beine sind dünn, die Brust schmal, der Knochenbau überhaupt ist zarter als bei den Weißen. Ganz verschieden von ihnen sind die Urbewohner von Vandiemensland; diese haben krauses, negerartiges Haar, und alle die Eigenschaften, die unsern Schönheitssinn im Bilde des Australiers verletzen, findet man bei ihnen noch unendlich gesteigert. Ihr Mund ist größer, Nase und Lippen sind dicker und treten stärker hervor, die schmale Brust, die langen, dünnen Arme geben ihnen das Ansehen von Orangutangs. Man ist daher geneigt, den Vandiemensländer für einen von der australischen ganz verschiedenen Menschenschlag zu halten, und seinem Haare nach scheint er einem heißen Klima anzugehören; dieß aber macht die Frage über seine Abstammung nur noch verwickelter.

Wie in der äußern Erscheinung, ist der Australier auch in intellectueller Beziehung dem Vandiemensländer überlegen; behält man dieß im Auge, so wird nachfolgende Schilderung, die aus meinem häufigen Verkehr mit den letztern geschöpft ist, auf sämmtliche Schwarze Australiens anwendbar seyn.

Als ein rein nomadisches Volk auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehend, leben die Urbewohner in einzelnen Stämmen getrennt auf weiten Gebieten, die sie als ihr Eigenthum betrachten und gegen die Eingriffe ihrer Nachbarn eifrig vertheidigen. Jeder Stamm besteht aus 30 bis 50 Familien, die entweder einzeln oder gelegentlich mit einigen andern vereint umherziehen, und was die Natur ihnen darbietet, gemeinschaftlich genießen. Ob der Besitz dieser Gebiete sich auf gewisse Verträge und Bestimmungen unter den verschiedenen Stämmen gründe, ist nicht ermittelt worden, doch scheint dieses Verhältniß schon lange zu bestehen, da manche Stämme sich nach gewissen Localitäten ihres Gebietes nennen, und die meisten einen eigenthümlichen Dialekt reden. An der Spitze eines jeden Stammes steht ein Häuptling, der durch Körpergröße und Fertigkeit im Gebrauch der Waffen den andern überlegen ist und bei großen Zusammenkünften das Wort führt, eine eigentliche Gewalt aber scheint er nicht auszuüben. Ein gleiches Verhältniß findet in den Familien statt, dem Vater wird von den Seinen mit Achtung begegnet, doch gehen diese nach Gefallen ihren eigenen Zwecken nach, ohne daß jener sich darein mische. Demnach hat dieses Volk weder Gesetze noch Richter, jeder handelt nach seinem Gutdünken, niemand darf

ihn zur Rechenschaft ziehen, und die Macht des Stärkern ist die alleinige Gewalt, die sie fürchten.

Die Lebensweise des Schwarzen ist so einfach, daß man kaum absehen kann, wie sich daraus Veranlassungen zu Streitigkeiten entwickeln können. Sie besitzen keine Art von Eigenthum, denn sie brauchen weder Wohnungen noch Kleider, sie bringen durch eigenen Fleiß nichts hervor und benutzen nur, was sie auf der Erde, im Wasser oder in der Luft vorfinden, und diese Gegenstände sind in solcher Menge vorhanden, daß sie für den nächsten Tag nicht zu sorgen brauchen. Es leben daher auch die Familien unter einander in gutem Einverständniß, nur die einzelnen Stämme feinden sich gegenseitig an, wodurch oft blutige Händel herbeigeführt werden. Streitigkeiten werden meistentheils durch Verletzung des Gebiets herbeigeführt, indem benachbarte Stämme das Wild über die Gränzen ihres Bodens verfolgen, oft aber liegt ihnen auch eine ernstere Beschwerde zu Grunde, die in das Familienleben eingreift. Daß die Schwarzen in einem ehelichen Verhältniß leben, ist nicht zu verkennen, doch muß man damit nicht die Begriffe strenger äußerer Formen und der tiefern innern Bedeutung verbinden, welche bei uns diesen Zustand charakterisiren. Der Mann wählt seine Frau unter den Weibern seines Stammes; die Banden der Blutsverwandtschaft kommen dabei nicht in Betracht, und wäre es die eigene Schwester; er ist auch in der Zahl der Frauen nicht beschränkt, ohne daß diese irgend sich dadurch hintangesetzt fühlten. Zuweilen aber fesselt ihn die Frau eines fremden Stammes, was ihm selbst nicht zur Schande gereicht, wohl aber der Familie, deren Tochter dem Feinde zur Braut wird; er muß sich also der List und nur zu häufig der Gewalt bedienen, um den Gegenstand seiner Neigung zu erlangen, und reizt dadurch den beleidigten Stamm zur Wiedervergeltung oder blutiger Rache. Wie bei allen rohen Völkern, befindet sich das Weib in einem Zustande, der an Dienstbarkeit, ja an Erniedrigung gränzt; ihnen liegt ausschließlich die Pflege der Kinder ob, was bei der herumziehenden Lebensweise ein mühseliges Geschäft ist; sie müssen die Speisen zubereiten, für die Erhaltung des Feuers sorgen, während der Mann sich nur mit der Jagd beschäftigt.

Die Mütter sind ihren Kindern sehr zugethan, und selbst die Väter liebkosen die Kleinen und spielen mit ihnen, wie überhaupt in ihrem gegenseitigen Benehmen Freundlichkeit und Gutmüthigkeit vorherrschend sind. Dennoch ist es eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß sämmtliche Eingeborne Australiens Cannibalen sind, und nicht nur das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde, sondern das ihrer eigenen Kinder verzehren, indem sie zuweilen das ältere tödten, wenn die Frau ein anderes zur Welt bringt, bevor jenes gehen kann.

Bei keinem Volke findet man so geringe Spuren geistiger Fähigkeiten, nur die unerläßlichsten Bedürfnisse wissen sie sich zu verschaffen, und auch hiebei bedienen sie sich der rohesten Mittel, wie sie der bloße Instinct an die Hand gibt. Ihre Waffen bestehen aus einem langen Speer, dessen Spitze im Feuer gehärtet ist und den sie mit ziemlicher Sicherheit auf 20 bis 30 Schritt weit werfen. Der Waddy ist ein kurzer, dicker Stock, etwas abgerundet und an dem Griffe mit kleinen Einkerbungen versehen, damit er nicht schlüpft; diese Waffe gebrauchen sie im Handgemenge, wo der Speer nicht anwendbar ist, und erlegen damit auch Vögel im Fluge. Zur Anfertigung der Waffen bedienen sie sich scharfer Steine und Muscheln und ihres eigenen Gebisses, es läßt sich also leicht ermessen, wie roh und unförmlich diese ausfallen. Außerdem findet man bei manchen Stämmen Australiens noch eine Waffe, deren Gebrauchsweise sehr eigenthümlich ist. Der Bromerang gleicht an Form und Größe einer Sichel, er ist von hartem Holze und etwa drei Finger breit. Dieses Instrument verstehen die Eingebornen auf solche Weise zu werfen, daß es dicht am Boden 30 bis 50 Schritte weit horizontal fortfliegt, sich allmählich zu einer Höhe von 50 Schritt erhebt, und indem es eine rückgängige Bewegung macht, auf dem Punkte oder auch hinter demselben herabfällt, von dem es ausgegangen.

Im allgemeinen sind sie mehr friedlich als kriegerischer Natur und lieben außer der Jagd keine andere Thätigkeit, ihr ganzes Leben besteht in einem Wechsel von Jagen und Essen, Schlafen und Tanzen. Eine ähnliche Armuth zeigt sich im Gebiete des Gefühls und der Phantasie. Von religiösen Begriffen hat man nur geringe Spuren gefunden, indeß scheinen sie eine Ahnung von einem Zustande nach diesem Leben zu haben; die Vorstellungen davon sind jedoch, wie sich erwarten läßt, von der sinnlichsten Art. Während es in ihrer Sprache keinen Ausdruck zur Bezeichnung eines höchsten Wesens gibt, fürchten sie doch den bösen Geist, der ihnen auf alle Weise und besonders während der Nachtzeit zu schaden sucht. Man ist lange in Ungewißheit gewesen, auf welche Weise sie die Todten beerdigen, in der letzten Zeit erst hat man gefunden, daß sie die Leichen verbrennen und die Asche mit den noch unverzehrten Knochen in hohlen Bäumen und auf sonstige Weise verbergen. Den Ueberresten ihrer verstorbenen Verwandten bezeugen sie eine große Verehrung und schreiben den Gebeinen derselben die talismanische Eigenschaft zu, gegen Krankheit und frühzeitigen Tod zu schützen.

Ein solches Volk traf der Europäer in dem fernen Lande an, das er zu großartigen Zwecken aufgesucht. Der Boden zeigte nirgends eine Spur menschlicher Thätigkeit, nirgends ein Merkmal, womit die Einwohner ihren Anspruch auf den Besitz desselben bezeichnet hätten.

Beim Anblick der Fremdlinge verhielten die Eingebornen sich leidend; es fehlte ihnen an Intelligenz wie an Muth, ihnen den Boden streitig zu machen; sie verbargen sich nicht, weil sie nichts zu besitzen glaubten, was die Habgier erregen könnte. Doch bald regten sich in den Weißen heftigere Leidenschaften, als die Gier nach Gold und glänzenden Steinen. Das Mißverhältniß in der Zahl der beiden Geschlechter war bei den Einwanderern so groß, daß selbst die wenig anziehenden Weiber der Schwarzen einen hohen Werth gewannen, und da nur wenige gutwillig den Weißen folgten, so wurde List und Gewalt gebraucht, der Widerstrebenden sich zu bemächtigen.

Hieraus entsprangen die ersten Feindseligkeiten, welche beiden Theilen zahlreiche Opfer kosteten: ob der Speer oder die Kugel hiebei verderblicher gewesen, dürfte schwer zu ermitteln seyn. Gewiß sind solche Schandbarkeiten nur von Sträflingen oder von dem rohesten Theile des Volks verübt worden; doch diese Unterscheidung konnte der Wilde nicht machen, seinen Begriffen nach trugen alle die gleiche Schuld, und in jedem Weißen erblickte er den Räuber seines theuersten Gutes.

Daß unter solchen Umständen Furcht und Haß, Neid und Rachsucht an die Stelle traten, wo Vertrauen und Achtung, Theilnahme und Wohlwollen herrschen sollten, ist leicht begreiflich. Der Verlust so vieler Leben ist betrübend genug; allein noch unheilbringender sind die Folgen, welche aus diesen Zerwürfnissen hervorgegangen; denn die Bestrebungen der Bessergesinnten, die Maaßregeln der Regierung, die Eingebornen für unsere Sitten und Lebensweise empfänglich zu machen, blieben fruchtlos, und so finden wir denn, daß der Schwarze in geistiger Beziehung gar nicht vorgeschritten ist, und durch die Berührung mit den Weißen nichts erworben hat, als die Vorliebe für Tabak und Branntwein.

Die Frage, ob der Neu-Holländer sittlichen Eindrücken zugängig, ob er überhaupt zu humanisiren sey, ist von vielen Seiten verneinend beantwortet worden, man hat diese Meinung durch mancherlei Beispiele zu unterstützen gesucht. Gouverneur Macquarie ließ eine Niederlassung „Black Town" ausschließlich für Eingeborne erbauen, allein nur wenige Familien machten davon Gebrauch, und bald standen sämmtliche Wohnungen öde und verlassen. Bennilong, einem Stamme in der Gegend von Port Jackson angehörend, hatte sich die Sitten und die Lebensweise der Weißen so angeeignet, daß er in London, wohin man ihn als einen Beweis der Bildsamkeit seines Volkes gebracht hatte, in vornehme Cirkel eingeführt wurde und sich darin mit viel Anstand zu benehmen wußte. Nach einer Abwesenheit von zwei Jahren kehrt er in die Heimath zurück, und man verspricht sich viel von seinem Einflusse auf die Besserung des Zustandes seiner noch verwilderten Brüder; da wirft Bennilong den modernen Plunder von sich, flieht in die Wildniß und schließt sich seinem Stamm und seiner alten Lebensweise wieder an.

Ich sah ein Mädchen von etwa zehn Jahren, eine Vandiemensländerin, die ein paar Jahre schon in der Familie eines Pächters in der Nähe von Hobart Town gelebt hatte. Nur allmählich konnte das Kind sich gewöhnen in einem Bette zu schlafen, und noch verläßt es seine Lagerstätte und sucht den von der heißen Asche warmen Herd auf, wo man es am Morgen zusammengekauert ohne Bedeckung schlafend findet.

Dergleichen Beispiele beweisen jedoch nur, daß die Gewohnheit eine fast unbezwingbare Gewalt über die Wilden ausübt — und kann der Weiße sich dieser Gewalt ganz entziehen? Je niedriger die Stufe geistiger Ausbildung ist, um so mehr wird das Sinnliche im Menschen vorherrschen, weil da, wo nur die Anlage, aber nicht die Gelegenheit vorhanden ist sich auszubilden, der Geist ungeweckt schlummert, und er Sklave seines sinnlichen Begehrens wird, gleich dem Thiere.

Man versetze einen Landmann in das Gewühl einer volkreichen Stadt, oder einen Matrosen in die geregelte Thätigkeit einer Fabrik hinein, und sie werden sich gewiß in ihren frühern Beruf zurücksehnen, wie beschwerlich und mühevoll dieser uns auch scheinen dürfte. Und wie sollte der Wilde, dessen ganze Lebensweise vom ersten Athemzuge an so ganz verschieden von der unsrigen war, das Gewohnte willig aufgeben, das nie Gekannte sich daß aneignen können?

(Fortsetzung folgt.)

Die Mehari-Kamele in Nordafrika.

Aus einem umständlichen Bericht des Generals Marey über einen im vorigen Jahre gegen Süden unternommenen Zug (s. Revue de l'Orient. Janv. 1845) entnehmen wir folgende Schilderung dieser Thiere. „Ich hatte viel von den Meharis der großen Wüste sprechen hören, welche 50, 60 und selbst 100 Lieues im Tage machen sollten. Es war von Interesse sich dergleichen Thiere zu verschaffen, nicht bloß der Neugierde wegen, sondern auch für Couriere. Wir erhielten drei vom Chalifa der Larbas und des Uled Nail. Das Mehari-Kamel ist keine besondere Art, sondern scheint sich zum gewöhnlichen Kamel zu verhalten, wie ein Rennpferd zu einem Zugpferd. Sein Buckel ist sehr klein und ohne Fett; es zeigt mehr Kraft und Lebendigkeit als die gewöhnlichen Kamele, und sein gewöhnlicher Lauf ist der Trab, den es den ganzen Tag fortsetzen kann. Dieser Trab gleicht dem eines guten Pferdes, aber der Boden muß flach seyn und keine Hindernisse darbieten. Das Mehari des Uled Nail war bei den Schahambas gekauft worden und hatte den Zügel, welcher auf die Nase wirkt, so wie den Sattel, der vor dem Buckel auf den Widerrist gelegt wird; der Reiter setzt sich darauf und stützt die Beine auf den Hals des Thieres."

Bilder aus dem innern Columbien.

Der Tambo von Corales. — Der Paramo von Guanaco. — Tortoro.

(Fortsetzung.)

Das Uebersteigen der Paramos oder Gipfel der Anden ist, zumal bei ungünstiger Jahreszeit, mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden; häufig büßen Reisende dabei ihr Leben ein oder kommen von Sinnen. General Bolivars Truppen hatten, als sie im Jahre 1819 zur Regenzeit über den Paramo Pisba zogen, mit furchtbaren Hindernissen und schrecklichem Ungemach zu kämpfen. Ein Officier in Popayan, der damals unter dem Corps der Albions gedient hatte, erzählte mir, daß bei dem Uebergang über den Paramo sechs Officiere und vierundfünfzig Soldaten ums Leben gekommen seyen. Ein anderer, der als Obrist in demselben Corps gestanden hatte, gab mir folgende Beschreibung von diesem furchtbaren Zuge über die Hochgebirge von Neugranada. „Als wir uns, lustige Lieder anstimmend, den Gebirgen näherten, erblickten wir in der Ferne die hohen Gipfel der Cordilleras und die Gegend bekam ein unaussprechlich erhabenes und großartiges Ansehen. Weiter aufwärts wurden die Regengüsse heftiger und die durch sie angeschwollenen Gebirgswasser stürzten mit solchem Ungestüm

von den Höhen herab, daß bei dem Uebersehen über dieselben häufig Soldaten streckenweise mit fortgerissen wurden und zwei der Unglücklichen ertranken. Maulthiere sammt ihrem Gepäck wurden von den Fluthen verschlungen und, ohne daß man das geringste wieder von ihnen zu sehen bekam, weggeschwemmt. Die Truppen bedienten sich bei dem Marschiren durch die Flüsse starker lederner Lassos (Riemen mit Schlingen), um sich gegenseitig zu halten, aber Gewehre und Munition gingen größtentheils verloren. Nachdem wir in unbekannten Gegenden, durch die Bolivar, um die Spanier zu täuschen, absichtlich die Armee führte, fünfzig Tagemärsche gemacht hatten, zwischen denen nur drei Rasttage gehalten wurden, kamen wir durch einen indianischen Wald auf die Höhe des Gebirgs, wo unsere brittischen Soldaten, die weder Schuhe noch Strümpfe mehr hatten, auf den felsigen und mit scharfen Kieselsteinen bedeckten Wegen furchtbar an den Füßen leiden mußten; dabei regnete es, zur Vollendung ihres Unglücks, beständig. Endlich gelangten wir an den Fuß des berühmten Paramo Pisba. An den schrecklichen Tagemarsch über diesen Gipfel werde ich nie ohne Schauder denken. Die columbischen Truppen hatten den Weg drei Tage vor den unsrigen gemacht; ihre Spur bezeichneten die Leichname von achtzig Soldaten, die an der Straße lagen, und noch weit mehr würde ich gezählt haben, wäre mir nicht zuletzt selbst alles Bewußtseyn vergangen. Vom Corps der Albions wurden vier Officiere und vierundvierzig Soldaten, unter denen mehrere Deutsche waren, Opfer dieses furchtbaren Marsches; einige sah ich neben mir sterben, ohne ihnen den geringsten Beistand leisten zu können. Ich machte mehrere Versuche, diesen Unglücklichen ihre Flinten abzunehmen, aber selbst im Tode hielten sie dieselben so fest umfaßt, daß es mir nicht möglich war, sie ihnen aus den Händen zu winden. Ich muß dabei noch bemerken, daß wir die letzten vierundsechzig Stunden beständig nasse Kleider auf dem Leibe hatten und dreißig Stunden wegen des unaufhörlich herabstürzenden Regens nicht hatten kochen können; die armen Soldaten mußten mit leerem Magen den Weg über den schrecklichen Paramo Pisba machen, der wegen seiner verdünnten Luft und der beständigen Schnee- und Hagelwetter, die man auf demselben trifft, selbst für die gefährlich ist, welche ihn mit frischen Kräften und allen nöthigen Bedürfnissen antreten. Die Vegetation auf dieser öden Höhe beschränkt sich auf eine Pflanzenart, die El Fraylegon genannt wird und sich auf allen Paramos in großer Menge findet; ihre Blätter sind äußerst weich, von weißer Farbe und haben die Größe eines Rübenblattes. Die Soldaten schätzten sich glücklich, wenn sie eine hinlängliche Menge derselben zu ihrem Lager aufbringen konnten." *)

Nachdem mir in Bogota diese schreckliche Beschreibung von Bolivars Zug über den Paramo Pisba gemacht worden war, mußte mir die Versicherung des alten wackern Führers, daß wir gut über den Paramo Guanaco kommen würden, um so willkommener seyn. Wir verließen bald nach sechs Uhr des Morgens den Tambo von Corales und erreichten, nachdem wir beinahe drei Leguas auf einem bösen Wege, auf dem überall die Reste eingelegter Holzstücke umherlagen, gemacht hatten, den Paramo Guanaco, eine große triste Fläche, auf der nur die eben erwähnte Pflanze El Fraylegon wächst. Zur Linken erblickten wir den See, aus welchem der Ojucofluß entspringt; Schweigen allenthalben; nur zuweilen vernimmt man eines Raubvogels heisern Schrei; der See hat ein so melancholisches Ansehen, als wäre er mit den Gewässern des Styx angefüllt.

*) In der Krone dieser Pflanze findet sich eine Art von Gummi, aus welchem Terpenthin gemacht wird und das auch officinelle Eigenschaften hat.

Wir legten den Weg über den Paramo in drei Stunden zurück, ohne daß ich irgend einen übeln Zufall verspürt hätte. Meinen Freund Cade aber überfiel ein solcher Frost, daß er absteigen mußte, um sich durch Gehen und Laufen zu erwärmen. Zum Glück war der Wind nicht stark, der manchem armen Reisenden auf diesen Höhen den Untergang bringt. Mehrere Menschengerippe, die wir am Wege liegen sahen, erinnerten uns an solche Unglückliche; ein Todtenkopf, der, mit dem Gesicht nach der Straße zugekehrt, auf einem großen Stein lag, sollte wahrscheinlich ein memento mori vorstellen; ein Diener mußte absteigen und diesen Schädel mitnehmen, den ich nachmals einem Arzt in London zum Geschenk machte. Viele Geripppe von Maulthieren lagen auf einer Strecke von mehrern Leguas zu beiden Seiten der Straße über den Paramo; ich zählte ihrer gegen hundert; einige noch ganz frische verbreiteten einen verpestenden Geruch; zuweilen lagen sie in so engen Pässen, daß wir mit unsern Maulthieren über sie wegreiten mußten. Den Gallinacho oder schwarzen Geyer trafen wir auf mehrern dieser Aeser beim reichen Mahle sitzend.

Die Armeen haben auf ihren Zügen über den Paramo von Guanaco immer viele Leute eingebüßt und viele Einwohner der Provinz Neyva fanden, als sie im Jahre 1817 vor Morillo flüchteten, auf demselben ihren Tod. Merkwürdig ist es, daß in den Sommermonaten Junius und Julius die Reise über die Paramos der Anden am gefährlichsten ist. Niemand sollte sich auf diesen Paramos niedersetzen; wer dieß thut, wird fast immer von einer Betäubung befallen, aus der er selten wieder erwacht, und die zuweilen Personen während des Essens und Trinkens den Tod zugezogen hat.

Um eilf Uhr erreichten wir, alle sehr vergnügt, den gefürchteten Weg so glücklich vollendet zu haben, den Tambo auf der südlichen Seite des Paramo, wo wir unser Frühstück verzehrten. Hier waren wir auf einmal in eine neue ganz anders als die nördliche Seite des Gebirgs gestaltete Gegend versetzt. Nachdem wir über die Höhe gekommen, neigte sich der Berg allmählich wieder, der Weg war ziemlich gut, und als wir ungefähr eine Legua abwärts gestiegen waren, befanden wir uns schon wieder in einer Region, die mit schönen immergrünen Sträuchen bedeckt war. Als ich vor dem Frühstück in der Nähe des Tambo umherging, entdeckte ich in einem Wachholderbusch ein Amselnest mit einem Ei; das Männchen saß nicht weit davon auf einem wilden Myrtenbaum.

(Schluß folgt.)

Eisenbahnen in Indien. Man beschäftigt sich bekanntlich in Indien viel mit Eisenbahnplanen, und die Frage ist hier wiederum, wer soll sie bauen, die Regierung oder Compagnien. Offenbar kann kein Theil den andern entbehren, die Regierung nicht das Geld der Compagnien, und die Compagnien nicht die Sicherheit, welche nur die Regierung gewähren kann. Die Indian News (vom 23 April) macht den Vorschlag, daß die Regierung sich bei den Eisenbahnen zur Hälfte betheiligen sollte, und hebt den Gedanken heraus, daß sich die Ausgaben der anglobrittischen Regierung schon durch die verminderten Kosten der Truppenverlegung, z. B. zwischen Calcutta und Delhi, binnen zehn Jahren vollkommen ersetzen würden, abgesehen von den Vortheilen, welche sonst noch durch den Handel und Verkehr dem Lande zufließen würden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 127.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Mai 1845.

Eine siamesische Armee.

(Nach Cyraudieau, kathol. Miss. Revue de l'Orient. März 1845.)

In Siam ist niemand unabhängig: sobald ein junger Mensch 16 bis 18 Jahr alt geworden ist, muß er sich unter den Schutz eines Prinzen oder irgend eines großen Mandarinen begeben, dem er als Soldat oder als Handwerker drei oder vier Monate des Jahres umsonst dient, und die übrige Zeit sein Leben durchbringt, so gut er kann. Hat ein Client gar keine Profession, so muß er seinem Herrn jährlich zum mindesten eine gewisse Menge Reis, Früchte, Wildpret, Elfenbein u. dgl. bringen. Sobald ein Siamese solchergestalt Vasall geworden, so werden es seine Kinder und Kindeskinder auf dieselbe Weise, und zwar dienen sie als Soldaten wenn ihr Vater Soldat war, als Aerzte wenn er Arzt war. So kommt es, daß die siamesischen Christen sämmtlich Aerzte, Soldaten oder Dolmetscher sind.

Wenn ein Großer von dem König unter die Fahnen gerufen wird, so führt er alle seine Clienten mit sich, die einen als Soldaten, die andern als Recruten, die dritten bloß um ihm als Ehrenbegleitung zu dienen, so daß von 5—6000 Mann, die ins Feld ziehen, oft keine 100 bis 200 das Gewehr tragen. Nach der Rückkehr aus dem Feldzug gibt jeder seine Waffe wieder ab, und so gibt es viele Siamesen, die häufig im Kriege waren und niemals ein Gewehr losgeschossen haben. Ein Soldat erhält einen jährlichen Sold von 26 Franken, ein Arzt oder Dolmetscher 48 Fr., und dafür müssen sie zwei oder drei Monate im Jahre arbeiten. Wenn sie im Feld sind, dauert ihre Abwesenheit manchmal ein oder zwei Jahre, während welcher Zeit sie sich selbst mit Lebensmitteln und Kleidern versorgen müssen, denn sie erhalten durchaus nichts als ihren jährlichen Sold, der ihnen in Gegenwart des Königs und mit großer Feierlichkeit ausgezahlt wird. Darum sind z. B. die Christen meistens sehr arm, und die Frau muß fast immer den Mann ernähren, indem sie Kuchen backt oder Krebse fängt, oder Schweine zum Verkauf an die Chinesen aufzieht.

Wenn ein Zug beschlossen ist, und ein Großer Befehl vom König erhalten hat gegen den Feind zu marschiren, so benachrichtigt er sogleich alle seine Clienten, auf das erste gegebene Zeichen aufzubrechen. Jeder rafft nun seine Provision Reis, Tabak, Salz, Arecanüsse und Betel zusammen, und steckt alles nebst einem Kochgeschirr in den Sack. Am bestimmten Tage findet man sich beim Großen ein, der endlich auf seinem Elephanten reitend erscheint, und ihm folgt alles ohne Ordnung durch einander zu Fuß, ohne Trommel und Trompete. Vor Tage wird aufgebrochen, gegen neun oder zehn Uhr Halt gemacht, um auszuruhen und zu kochen, und wenn die Hitze abzunehmen anfängt, d. h. gegen drei Uhr, der Marsch fortgesetzt bis in die Nacht. Kaum hat man Halt gemacht, so zerstreut sich die Truppe, jeder sucht etwas Holz zu sammeln, um Reis zu kochen, und legt sich dann unter freiem Himmel nieder. Nur der General und die höhern Anführer schützen sich durch Zelte, alle andern bleiben allem Wechsel der Witterung ausgesetzt. Nach vierzehn Tagen, höchstens drei Wochen, sind die kleinen Vorräthe der Soldaten aufgezehrt, und dann müssen sie stehlen oder betteln; begreiflicherweise reißt der Mangel ein, und dann richten die Fieber furchtbare Verheerungen an. Wer nicht mehr den langen Marsch aushalten kann, den läßt man mit einigen Rationen Reis zurück in der Wüste, wo er dann bald eine Beute wilder Thiere wird. Nach der Schlacht ergeht es den Verwundeten nicht besser.

Schlachten werden freilich möglichst vermieden, und man sucht nur hie und da einzelne Leute zu fangen, um sie dem König als Pfand des Siegs darbieten zu können. Manchmal werden sie freilich vom Feind überrascht und mitleidlos niedergehauen oder ins Land zurückgeschickt mit abgeschnittenen Nasen, Ohren, Zehen und Fingern, denn namentlich die Annamiten geben sich nicht, wie die Siamesen, mit Gefangenen ab. Im Kriege von 1842, wo fast alle Christen im Felde waren mit dem Bruder des Königs, der die See-Expedition leitete, starb nur Einer und zwar an Krankheit. Der Prinz galt für einen großen General, was er freilich in diesem Feldzug nicht bewies, denn wenn er eine Veste, die genommen werden sollte, mit einem Fernglas untersucht hatte, zog er sich in gebührende Entfernung zurück, und befahl dann seinen Leuten den Angriff zu beginnen. Nun wurde vier oder fünf

Tage lang das Fort mit Kanonen beschossen, aber aus einer Entfernung daß die Kugeln kaum an den Fuß der Wälle reichten; endlich ließ man dem Prinzen wissen, Kugeln und Pulver seyen erschöpft, er schickte sodann einen Boten an den König mit der Nachricht die Citadelle sey uneinnehmbar, und erhielt Befehl sich zurückzuziehen.

Viel schlimmer noch erging es dem meist aus Hirten bestehenden Landheer: Krankheiten, Hunger und Elend rafften täglich eine große Anzahl hin; so weit die Nachrichten reichen, haben sie etwa 300 Cochinchinesen gefangen genommen, die Verluste belaufen sich aber auf mehr als 25,000 Todte.

Die schwarzen Einwohner Australiens.

(Fortsetzung.)

Um den Contrast zu begreifen, muß man sich die Lebensweise der Wilden vergegenwärtigen. Unter freiem Himmel erblickt das Kind das Tageslicht, und nackt, wie es in die Welt tritt, wird es von der Mutter auf den steten Wanderungen umhergetragen. Die Hauptnahrung der Erwachsenen, halbrohes Fleisch, ist auch seine Speise, wenn es zu saugen aufhört, kaltes Wasser das einzige Getränk. So wächst der Wilde heran, ohne den Gebrauch irgend eines Kleidungsstückes oder ein schützendes Dach zu kennen; der Nässe und Kälte, der heißen Sonne preisgegeben, gewährt ihm ein Stück Baumrinde oder ein Strauch genügenden Schutz. Mit Sonnenaufgang begeben sich die Männer und Knaben auf die Kängorujagd und verfolgen das Thier über Berg und Thal, durch Gebüsch und Sumpf. In solcher Aufregung bringen sie mehrere Stunden zu und kehren dann, mit Beute beladen, in ihr Lager zurück, wo die Frauen das Feuer bereit halten. Während die Männer auf dem Boden ausruhen, beschäftigen sich jene mit der Zubereitung des Mahls; dieses erfordert wenig Kunst. Das Thier wird mit Haut und Haar aufs Feuer gelegt, und wenn es halb gar ist, in Stücke zerrissen und verzehrt. Eine lange Mittagsruhe folgt dem reichlichen Mahle; dann vereinigt sich Alt und Jung zum Tanze, den sie mit Gesang und grotesken Gebärden begleiten, bis sie aufs neue Hunger verspüren, und die Reste des Mahles aufsuchen. Ein paar Stunden vor Sonnenuntergang sammeln die Männer ihre Waffen und eilen voraus, die Frauen folgen mit den Kindern. Wenn man eine Quelle frischen Wassers in der Nähe des Gehölzes erreicht, zünden die Weiber die Feuer an, während die Männer, wie am Morgen, auf die Jagd gehen. Nach dem reichlichen Abendmahl ergötzt man sich an Tanz und Gesang, die Weiber überdecken dann die Feuer mit Asche, und jede Familie lagert sich in einem Kreise auf den Boden, um am nächsten Morgen dieselbe Lebensweise zu beginnen.

Ein solches Wesen denke man sich plötzlich in die Zustände des civilisirten Lebens versetzt; darf es befremden, daß es sich darin unbehaglich fühlt? Der Wilde soll Kleider anlegen, die ihm den freien Gebrauch seiner Glieder beengen, er soll in geschlossenen Räumen athmen, auf dem engen Stuhl ausruhen, oder auf der Matratze sich lagern, er, der stets nur die frische Luft an der Meeresküste geathmet, kein anderes Lager als die breite Erde gekannt?

Doch ich bin weit entfernt diesem sogenannten Naturzustande das Wort zu reden. Aus der Ferne, beim Lichte einer idealisirenden Beschreibung betrachtet, erscheint ein solcher Zustand idyllisch; man meint, es müßte schön seyn eine solche Lebensweise zu theilen. Doch wie anders ist es in der Wirklichkeit! Die Höhle eines wilden Thieres bietet einen weit reinlichern, unsere Sinne minder verletzenden Anblick dar, als das Lager eines Haufens Eingeborner. Ebenso irrig ist die häufig angenommene Meinung, es genieße der Wilde vor dem civilisirten Menschen den Vorzug dauerhafter Gesundheit und längerer Lebenszeit. Man trifft allerdings wenige schwächliche Personen an, aber nur aus dem Grunde, weil die schwach und kränklich gebornen frühzeitig absterben, oder aus dem Wege geräumt werden, daher die geringe Anzahl lebender Kinder in den Familien. Männer und Frauen leiden häufig an Hautausschlägen, Beulen und Geschwüren, an Leberkrankheiten und Brustübeln, sie altern frühzeitig schon, und so weit es möglich war darüber nachzuforschen, erreichen sie kein hohes Alter.

Also auch in physischer Beziehung würde die Civilisation wohlthätig auf den Zustand der Schwarzen einwirken; aber diese Seite bietet auch die größten Schwierigkeiten dar, ja bei der erwachsenen Generation dürfte in dieser Beziehung wenig auszurichten seyn. Daß aber der Neu-Holländer die Anlage besitzt geistige Eindrücke aufzunehmen, wird niemand in Abrede stellen, der diese Menschen nicht bloß oberflächlich kennen gelernt, sondern ihr eigenthümliches Wesen aufmerksam betrachtet hat. Selbst den Eingebornen von Vandiemensland, die jenen in jeder Beziehung nachstehen, fehlt es an geistigen Anlagen nicht, wie ich bei einem mehrjährigen Verkehr mit ihnen mich vielfach überzeugt.

In der Beurtheilung des Charakters der Wilden muß man vor allem die Manifestationen des Instincts von denen der Vernunft genau unterscheiden, sonst gelangt man zu falschen Schlüssen. Der Kindermord z. B. erscheint uns als eine unnatürliche Handlung; erwägt man jedoch die hülflose Lage der kaum genesenen Mutter auf der ermüdenden Wanderung mit zwei Kleinen belastet, während sie für eines kaum Nahrung in ihren Brüsten hat, so wird es begreiflich, wie die Liebe für das Jüngstgeborne, wie beim Thiere, die Oberhand gewinnt. Man muß ferner auch erwägen, daß der Mensch durch die Macht des Beispiels und früher Angewöhnung sich mit dem Gräßlichsten befreundet.

Bei Gelegenheit eines Besuches von einem Haufen Eingeborner wurde eine Festlichkeit „Corrobori“ veranstaltet, wobei sie ihre Geschicklichkeit im Tanzen und Werfen des Speeres producirten. Der Häuptling hatte sich beim Werfen nach dem Ziele besonders ausgezeichnet, und da es mir bekannt war daß diese Leute, wie die meisten Künstler, sich gern loben lassen, so gab ich ihm meinen Beifall auf die beste Weise zu erkennen, setzte aber scherzweise die Frage hinzu: Ihr habt

wohl manchen Weißen mit diesem Speere getödtet? Der Mann sah mich lächelnd an und erwiederte mit einer Miene des stolzen Bewußtseyns: plenty, plenty (vollauf, vollauf). Manche der anwesenden Weißen waren über diese Antwort empört und wollten hierin einen neuen Beweis von der unbezähmbaren Wildheit der Eingebornen finden; und doch lag in dieser Aeußerung des Schwarzen nichts Boshaftes, er wußte gar nicht daß sie uns mißfallen könnte, sonst hätte er sie unterlassen. Seine Feinde zu tödten ist dem Schwarzen eine Pflicht, die dabei gegebenen Beweise von Muth und Stärke gereichen ihm zur Ehre, und so rühmt er sich solcher Handlungen gern.

Von der Verschiedenheit der Meinungen in Beziehung dessen was schicklich oder unschicklich, anständig oder unanständig sey, hatte ich bei einer ähnlichen Gelegenheit ein merkwürdiges, wiewohl lächerliches Beispiel.

Hr. Robinson, der von der Regierung mit der Pacification der Schwarzen beauftragte Beamte, hatte eine Anzahl Eingeborner bei sich, die ihn bei seinem Verkehr mit den Stämmen im Innern unterstützten. Diese „tame natives,“ wie man sie nannte, sprachen ziemlich verständlich Englisch, und hatten auch in anderer Beziehung europäische Sitten angenommen. Bei einem Corrobori, das diese uns zum Besten gaben, sollte ein großer Tanz aufgeführt werden: es fand sich aber, daß eine Person fehlte, um die nothwendige Anzahl der Tänzer voll zu machen. Einer der Männer, welcher sich eine heftige Erkältung zugezogen hatte, war im Zelte zurückgeblieben, und nach diesem schickte Hr. Robinson, um die Lücke auszufüllen; allein der Mann weigerte sich zu kommen, er hatte nämlich auf Befehl des Arztes Beinkleider anziehen müssen, und in einem solchen Aufzuge schämte er sich vor der Gesellschaft zu erscheinen.

Wo das rein Menschliche unbedingt durch Sitte und Gebrauch hervortreten kann, da erscheint uns der Wilde in seiner kindlichen Naivetät, harmlos und fröhlich, empfänglich für wohlwollende und leicht verletzbar durch lieblose Behandlung. Daß diese Seite seines Wesens wenig gekannt ist, und von Leuten, die sich ihm weit überlegen glauben, aufs tiefste verletzt wird, hat nicht wenig zu der feindlichen Stimmung der beiden Parteien beigetragen. Ein Vorfall dieser Art regt noch in der Erinnerung schmerzliche Gefühle in mir auf. Auf einer Excursion, die ich, von einigen Schäfern begleitet, an der Westküste unternommen, trafen wir plötzlich auf eine Familie Eingeborner, einen Mann, zwei Frauen und ein Paar Knaben, die sich bei einer Quelle gelagert hatten. Sie verriethen gar keine Ueberraschung, der Mann stand vielmehr ruhig auf, ohne einen der Speere zu ergreifen, die er neben sich liegen hatte. Ich winkte ihm freundlich zu, und da auch wir der Erquickung bedurften, befahl ich den Leuten hier Halt zu machen. Während ich vom Pferde steige, nähert sich der Schwarze einem der Schäfer, einem freien Manne, der vor kurzem erst aus England gekommen war, reicht ihm die Hand gutmüthig und sagt in gebrochenem Englisch: *how do you do.* Der Schäfer zieht sich vor der Berührung des Schwarzen zurück, als fürchtete er von einer Schlange gebissen zu werden, und fast schäme ich mich es auszusprechen, speit mit Verachtung in die freundlich dargebotene Hand. Der Schwarze blickte mit einem Ausdruck von Scham und Verwirrung um sich, der deutlich zeigte, wie tief ihn dieser Hohn schmerzte, darauf reibt er gelassen die Hand am Grase trocken, und winkt den Seinen aufzubrechen. Nur mit Mühe gelang es mir ihn zum Bleiben zu bewegen. Der Thee war mittlerweile fertig geworden, und um seinen Fehler wieder gut zu machen, reichte der Schäfer dem Manne einen Becher voll; doch weder er noch die Frau wollten etwas annehmen. Es ergab sich, daß diese Familie zu Mr. Robinsons Begleitung gehörte und auf einer besondern Mission begriffen war. Der Mann errieth auch bald, ich sey aus Monatrix, dieß war bei den Eingebornen der Name für die nördliche Besitzung der Compagnie. Wir waren daher gewissermaßen Bekannte, und so wurde es nicht schwer eine bessere Stimmung herbeizuführen; sie aßen und tranken mit uns und beim Abschiede reichte jeder ihnen freundlich die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Karawanen in Abyssinien.

(Nach Lefèbvre. Revue de l'Orient Mars 1845.)

Zwei große Straßen öffnen sich in Abyssinien für die Karawanen, welche den Aus- und Einfuhrhandel betreiben; sie gehen von Gondar, dem Hauptvereinigungspunkt, aus nach Massowa am rothen Meere und nach Kairo. Die Karawanen ziehen mehrmals im Jahre, doch sind die im Januar nach dem Ende der Regenzeit und im Junius vor dem Anwachsen der Gewässer die zahlreichsten. In Massowa werden die Waaren sehr schnell abgesetzt, nur macht die Berechnung des Zolls, welcher 10 Procent vom Werth beträgt, oft große Schwierigkeiten. Bei der Rückkehr gehen nicht alle Kaufleute wieder nach Gondar, sondern schlagen zum Absatz ihrer Waaren den Weg nach der Ostgränze ein. Da die Kaufleute von Gondar, Adna und Antalo allein nach Massowa ziehen, so gehen auch von hier aus hauptsächlich die Versendungen der fremden Waaren ins Innere, und dahin bringt man auch die Ausfuhrwaaren. Diejenige Karawane, welche von den letztern am meisten mitnimmt, ist die von Sennaar, welche gleichfalls von Gondar auszieht, sich auf dem Wege verstärkt und in sehr bedeutender Anzahl nach Kairo gelangt. Eine dritte Karawane, welche gleichfalls eine sehr bedeutende Ausfuhr nach dem Meere vermittelt, ist die von Alio Amba in der Provinz Ifate. Sie begibt sich direct nach Tadschura und manchmal nach Harrer (in südöstlicher Richtung), von wo die Waaren nach Berbera geschafft werden. Die beiden Hauptkarawanen zählen oft 5 bis 6000 Köpfe.

Bilder aus dem innern Columbien.

Der Tambo von Corales. — Der Paramo von Guanaco. — Tortoro.

(Schluß.)

In dem Tambo trafen wir einige Indianer, die ausgegangen waren, um Rothwild zu jagen. Sie erzählten uns, daß sie aus dem

fünf Leguas von hier entfernten Dorfe Tortoro kämen und nur ein Stück Wild erlegt hätten, das von den Hunden, ehe sie hätten dazu kommen können, gefressen worden wäre; sie hatten zwölf Hunde bei sich, die nicht völlig so groß waren als Windspiele; wir erfuhren von ihnen, daß sich in den Wäldern dieser Gebirge der Danta oder wilde Esel, schwarze Bären, rothe Leoparden, Tigerkatzen, Rothwild und Füchse aufhielten. Die Jagd, sagten sie uns, sey ihr Hauptgewerbe; wenn sie mehrere Stücke Wild erlegt hätten, salzten sie das Fleisch ein und bewahrten es auf. Das ist gute Speise, sagten sie, für uns und unsere Kinder. Ueberhaupt scheint die Jagd eine Lieblingsbeschäftigung der Indianer in diesen Gegenden der Cordilleras zu seyn. Sie gehen dabei zu Fuße und tragen Stücke Hirschfell bei sich, die sie, wenn sie in Dickicht kommen, um Schenkel und Waden binden.

Von hier nahmen wir unsern Weg nach dem indianischen Dorf Tortoro, das wir nach den mancherlei Beschwerden, die wir auf unserer heutigen Reise erduldet hatten, des Abends sehr ermüdet erreichten. Die letzten zwei Stunden waren wir auch noch von heftigem Regen stark durchnäßt worden. Wir kehrten bei dem Priester ein, der sogleich alle zu unserer Bewirthung nöthigen Anstalten traf; seine Mutter und Schwester besorgten die Küche. Der Gouverneur der Provinz Popayan hatte den Priester beauftragt, bei unserer Durchreise durch dieses Dorf, so gut als es die Beschaffenheit des Ortes und der Umstände erlaubten, für unsern Unterhalt und unsere Bequemlichkeit zu sorgen, und dieser, ein etwas schüchterner junger Mann, that auch alles, was in seinen Kräften stand, um uns gefällig zu seyn. Er sagte mir, daß mehrere kleine Städte in den Cordilleras mit zu seinem Kirchspiel gehörten und daß seine Gemeinde einige tausend Seelen stark sey. Des jungen Geistlichen Vater, ein Italiener, wohnte gleichfalls in dieser Gegend.

Um das Dorf Tortoro wurde Weizen mit Grannen gebaut, den wir nicht gesehen seitdem wir die Ebenen Bogota's verlassen hatten; auch des Priesters Haus war zum Theil mit solchem Weizen angefüllt, den er, wie er mir sagte, als Zehnten von den Indianern erhalten hatte. Mutter und Tochter bereiteten für uns eine gute Abendmahlzeit und Cabe und ich erfreuten uns bei einem Glase Punsch des angenehmen Gedankens, daß wir morgen Popayan erreichen würden, wo wir die Monate October und November hindurch — zu welcher Zeit der beständige Regen die Straßen für Maulthiere ungangbar macht — bleiben und von unsern Strapazen ausruhen wollten. Hier in Tortoro kaufte ich von einem indianischen Mädchen für einen Dollar ein hübsches buntes Halsband, das aus aneinandergereihten kleinen Muscheln, Silbermünzen und farbigen Steinchen zusammengesetzt war; das Mädchen wollte sich anfangs nicht dazu verstehen das Halsband herzugeben, aber der Pfarrer schloß den Handel für mich ab.

Da wir am folgenden Morgen, um in einem staatsmäßigen Aufzuge in der Departementshauptstadt erscheinen zu können, auspacken und aus unsern Effecten die nöthigen Stücke hervorsuchen mußten, kamen wir vor neun Uhr nicht von Tortoro fort. Bei dem Abschied dankte ich dem Priester und seiner Familie für alle uns erwiesene Aufmerksamkeit, und sagte dem erstern, daß ich dem Gouverneur von Popayan berichten würde, wie gefällig er sich gegen uns während unseres hiesigen Aufenthalts in seinem Hause bezeigt habe. Unterwegs sprachen wir in der Wohnung seines Vaters ein, den ich kennen zu lernen wünschte, um seine Geschichte zu erfahren, da es mir auffallend war, daß sich ein Italiener in dieser so tief im Innern liegenden Provinz niedergelassen hatte. Ich traf ihn aber nicht zu Hause, sondern nur seine Tochter, ein hübsches Mädchen von achtzehn Jahren mit einem ächtitalienischen Gesicht.

Bald darauf überfiel uns ein heftiges Ungewitter, wobei der Regen eine Stunde lang stromweise herabstürzte und den Weg so schlüpfrig machte, daß weder wir noch die Maulthiere festen Fuß fassen konnten. Es blieb uns also nichts zu thun übrig, als still zu halten und das Ende des Regens geduldig abzuwarten. Nachdem wir uns die Mühe gegeben hatten unsere Sachen auszupacken und uns aufs eleganteste anzuziehen, war es für uns allerdings sehr verdrießlich, durch den Regen auf einmal unsern ganzen Staat verdorben zu sehen. Als das Gewitter vorüber war, schien die Sonne wieder sehr warm und die jetzt, zu Anfang der nassen Jahreszeit, von der Sommerhitze noch ausgetrocknete Erde sog schnell wieder alle Feuchtigkeit ein.

Vor unsern Augen eröffnete sich jetzt eine Landschaft, die es in der That verdient hätte von dem Pinsel eines Claude Lorrain gemalt zu werden. Zu unserer Linken lag der Theil der Cordilleras, über den wir eben gekommen waren; östlich erhob sich der majestätische Puraceberg, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist; vor uns und zu unserer rechten Seite eröffnete sich das weite Thal von Popayan, in welchem wir, etwa neun Meilen entfernt, die durch ihre weiße Farbe sehr kenntlichen Kirchen und Klöster erblickten. Diese herrliche Aussicht wurde im Süden wieder von einer hohen Gebirgsreihe begränzt, welche die Provinzen Popayan und Buenaventura, welche letztere an das stille Weltmeer stößt, von einander scheidet. Wir verweilten hier eine halbe Stunde, um uns an dem Anblick dieser wunderschönen Landschaft zu ergötzen, die so sehr gegen die düstern Gegenden abstach, durch welche wir in den letzten Tagen gekommen waren.

Unterwegs begegneten wir einem Haufen Indianer, die von Popayan nach ihrem Dorfe zurückkehrten; diese Leute hatten sprechende, ausdrucksvolle Gesichtszüge und ein kühnes freisinniges Aeußere; kaum erinnere ich mich irgendwo schönere Männer und Frauen gesehen zu haben als diese. Auf dem Kopfe trugen sie kleine, mit einem scharlachrothen Saume und goldenen Troddeln verzierte Mützen von blauem Tuche, die ihnen nur knapp paßten und kaum die Stirne berührten. Vor ihnen her ging ein Indianer, der mit der Handtrommel und Pfeife Musik machte, nach welcher sie im Tacte marschirten. Die Männer waren vorn mit einer Art von Schurz umgürtet, der dem Philibeg (der rockähnlichen Beinbekleidung) der Hochschotten ähnlich war und trugen lange Lanzen; die Frauen waren von ausgezeichnet schönem Wuchse. Die Indianer um Popayan und im Caucathal gehören zu den schönsten Stämmen America's.

Straßen in China. Der Hauptverkehr in China geschieht durch Schiffe auf Flüssen und Canälen, die Landstraßen verdienen mehr den Namen Fußpfade; ich bin, erzählt Abbé Voisin, auf der großen Straße der Hauptstadt von Se-tschuan gereist, die man mir als eine der schönsten in der Provinz geschildert hatte, und sie ist es auch, hat aber dennoch nicht über 5 Fuß Breite. Wenn man auf diesen Wegen einem Ochsen oder Büffel begegnet, so muß man ihm ausweichen und sich auf die Seite stellen, wenn man nicht in ein mit Wasser angefülltes Reisfeld geworfen seyn will. Ich habe in dem Lande, welches ich durchwanderte, weder Wagen noch Karren gesehen, sondern nur Handwagen. In den Provinzen Honan, Schen-si und Pe-tsche-li soll es jedoch Karren und öffentliche Wagen geben und die Wege viel breiter seyn. (Revue de l'Orient. Mars.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 128.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Mai 1845.

Auswanderung der Neger gegen Norden.

(Revue de l'Orient. Janvier 1845.)

Die verschiedenen Völkerschaften Nigritiens, namentlich die an den Ufern und auf den Inseln des Tschad-Sees, sind bekanntlich fast immer im Kriege mit einander. Der Zweck dieser unaufhörlichen Kämpfe ist Gefangene zu machen, die dann als Sklaven an die Karawanen verkauft werden, welche nach den Barbareskenstaaten ziehen. In Folge dieser Kriege wandern verfolgte Familien, ja ganze Stämme, die sich zum Widerstande zu schwach fühlen, unter dem Schutz der großen Karawane aus, kommen in die Barbareskenstaaten, die ihnen mehr Sicherheit und Freiheit darbieten, und bilden hier kleine Colonien. Die Regentschaften Tunis und Tripoli waren stets der Zufluchtsort den diese Auswanderer wählten; im Süden von Tunis findet man mehrere von Negerstämmen aus dem Sudan gegründete Dörfer, am zahlreichsten sind sie aber in der Regentschaft Tripoli, weil diese ihnen am nächsten liegt, und die Paschas, welche die Wichtigkeit dieser Negercolonien erkannt haben, ihnen Schutz angedeihen ließen. Man zählt in Cyrenaica über 20 von Negern aus dem Sudan gegründete Dörfer; die Provinz Taverga ist fast ganz von ihnen bewohnt und man trifft sie bis vor den Thoren von Tripoli.

Diese Dörfer haben einen eigenthümlichen Charakter: es ist ein Haufen von Hütten aus Holz und Erde und mit Stroh gedeckt; der Eingang wird durch eine Umzäunung von Palmenzweigen oder durch Cactushecken geschützt, und nur zwei Thore sind offen gelassen. Diese Dörfer wurden nicht immer auf einmal gegründet, weil die Auswanderungen von Stämmen selten sind, sondern einzelne Familien fingen an Hütten zu bauen, andere folgten, das Dorf wuchs durch die neuen Ankömmlinge, und einige derselben haben eine sehr bedeutende Ausdehnung erlangt. Die Paschas haben die Ansiedlung dieser ruhigen und arbeitsamen Menschen auf ihrem Gebiet stets begünstigt, und ihnen Ländereien verliehen, die sie mit großer Sorgfalt anbauen und wovon sie den Zehnten regelmäßig entrichten. Die ganze Umgebung der Dörfer zeichnet sich aus durch den Reichthum und die Mannichfaltigkeit des Anbaues: es sind theils schöne Gärten mit allen Arten von Gemüsen, ungeheure Getreidefelder, Tabak- oder Maispflanzungen, oder es sind, wie zu Taverga, ungeheure Strecken mit Dattelpalmen und andern Fruchtbäumen bedeckt.

Diese Leute sind indeß nicht allein Ackerbauer und Hirten, sondern sie treiben auch alle möglichen andern Geschäfte: viele kommen nach Tripoli als Lastträger und Bediente, sie besorgen starke Transporte und sind bekannt als sehr zuverlässige Leute. Am Abend, wenn die Arbeiten beendigt sind, kehren sie in die Dörfer zurück. Die Weiber fabriciren Wolldecken, flechten Matten und andere Gegenstände, wie sie in ihrer Heimath gewöhnlich sind. Die Paschas verlangen von ihnen oft lange und mühselige Frohnenarbeiten, die sie stets mit einer Unterwürfigkeit ausüben, welche gegen den unruhigen, störrischen Geist der Araberstämme stark contrastirt.

Die Bewohner jedes Dorfes leben in einer Art Gemeinschaft unter der Leitung einiger Marabuts, welche zugleich ihre weltlichen und geistlichen Häupter sind. Diese Marabuts sind Araber, um deren Wohnungen her die Schwarzen sich niederlassen, theils aus religiösem Sinne, theils um gleich bei ihrer Ankunft einen Schutz zu finden, einen Vertreter, der bei dem Pascha oder bei den Eingebornen, unter denen sie sich niederlassen, ihre Sache führt. Ist auch fürs erste kein Marabut in der Nähe, so finden sich doch, sobald einige Negerfamilien sich irgendwo niedergelassen haben, alsbald einige ein, theils um sie zu schützen, theils um sie zum Islam zu bekehren, denn die meisten dieser Neger aus dem Sudan sind noch nicht Mohammedaner. Der Marabut wird bald ein Mitglied dieser Familien, die er nach Gefallen leitet, durch den doppelten Einfluß seines religiösen Charakters und der geistigen Ueberlegenheit, welche die schwarze Race der weißen stets zuerkennt.

Die schwarzen Einwohner Australiens.

(Fortsetzung.)

Die Ueberlegenheit der Weißen flößt den Schwarzen mehr Scheu als Bewunderung ein, vielleicht hüten sie sich auch letzteres

Gefühl deutlich an den Tag zu legen. Dagegen machen sie sich gerne über unsere Sitten und Gebräuche lustig und ahmen die Eigenthümlichkeiten mancher Personen glücklich nach. Bungari, der ehemalige Häuptling des Stammes von Port Jackson, pflegte jedes im Hafen angelangte Schiff zu besuchen, und sich zu erkundigen, wie Bruder Georg in England (der König nämlich) sich befände. Er trug eine alte Officiers-Uniform mit zweieckigem Hute und copirte einen alten Soldaten vortrefflich; besonders aber wußte er die eigenthümliche Weise des Verneigens der verschiedenen Gouverneure der Insel täuschend nachzuahmen. Einst belustigte er auf diese Weise eine Gesellschaft auf offener Straße in Sydney und war eben mit der ganzen Reihe der abgegangenen Gouverneure fertig geworden, als einer der Anwesenden ihn aufforderte auch den zeitigen Gouverneur zum Besten zu geben. Da blickt Bungari sehr schlau umher und sagt: das ist noch zu früh, erst muß ein anderer an seine Stelle gekommen seyn. Der Exmonarch bezieht nämlich eine kleine Pension vom Gouvernement.

Daß sie sich in ihren Rechten beeinträchtigt fühlen und das Verfahren der Weißen als ein ihnen zugefügtes Unrecht betrachten, spricht nicht minder dafür, daß sie über ihren Zustand nachzudenken vermögen.

Der ehemalige Gouverneur von Vandiemensland, Sir George Arthur, pflegte einen Eingebornen, Namens Tom, bei manchen Maaßregeln in Beziehung auf die schwarze Bevölkerung zu Rathe zu ziehen. Die Regierung beabsichtigte damals die Schwarzen nach einer an der Ostküste belegenen Insel, Maria-Island, überzuschiffen. Bei dieser Gelegenheit entspann sich folgendes Gespräch zwischen dem Gouverneur und seinem schwarzen Rathe:

Tom: Warum soll der schwarze Mann nach Maria-Island?

G. Weil sie hier mit den Ansiedlern in Streit leben, dort aber werdet ihr ungestört unter einander seyn.

Tom: So! erst kommt weißer Mann hieher, schickt seine vielen Schafe das Gras zu essen, Kängoru bekommen nichts, laufen alle davon, und jetzt sagt er: schwarzer Mann muß auch weg — ist das Recht? Das gefällt mir gar nicht vom weißen Mann, der auf dem Pferde reitet und viele Ochsen hat, unser Land, unser Kängor, wir bleiben hier.

G. Nun so werde ich genöthigt seyn euch mit Gewalt hinzuschicken.

Tom: (lachend) Maria-Island ist nicht weit, schwarzer Mann bald wieder hier seyn. (Diese Bemerkung war ganz richtig, denn es ergab sich, daß die Eingebornen das etwa zwei englische Meilen entfernte Eiland schwimmend erreichen konnten, da zwischen demselben und der Küste ein Felsen war, der ihnen zum Ruhepunkte diente.)

G. Wenn Maria-Island zu nahe ist, so könnt ihr nach Flinders Insel, dort sollt ihr graben und säen u. s. w.

Während der Gouverneur die Vortheile einer solchen Lebensweise auseinandersetzte, hatte sich eine Fliege auf dem Tische, an dem er saß, niedergelassen. Diesen Umstand benutzte Tom zur Begründung seiner Ansicht, „seht Ihr diesen Mann?" fragte er — „ja," erwiedert der Gouverneur, „ich sehe eine Fliege." — „Glaubt Ihr, die Fliege wird arbeiten, wenn Ihr ihr befehlt?" — „Nein, Fliegen können nicht arbeiten." — „Und warum soll schwarzer Mann arbeiten, wenn Ihr befehlt? er kann auch nicht," sagte Tom.

Wenn daher die schwarze Bevölkerung während eines mehr als 40jährigen Verkehrs mit Europäern sich aus der geistigen Kindheit nicht erhoben hat, so ist die Ursache dieser bedauernswerthen Erscheinungen gewiß nicht in dem Mangel an geistigen Anlagen der Schwarzen zu suchen. Die Schwierigkeiten, die sich der Civilisation eines in fast thierischem Zustande lebenden Volkes darbieten, sind so groß und mannichfach, daß dieses Geschäft die ausdauerndste Thätigkeit, Umsicht und Geduld seitens derer erheischt, die sich ihm unmittelbar unterziehen, während es eine heilige Pflicht aller derer ist, die mit den Schwarzen gelegentlich in Berührung kommen, durch ernstes aber liebevolles Begegnen, vor allem jedoch durch ein sittliches Betragen diesen Wilden Vertrauen und Achtung einzuflößen.

Daß die Mehrzahl der Weißen, mit denen die Eingebornen zuerst in Berührung kamen, nicht geeignet waren diesen Eindruck hervorzubringen, ist leicht begreiflich, die Bessergesinnten aber, und auch deren gab es gewiß viele, waren viel zu sehr mit ihren materiellen Interessen beschäftigt, als daß sie jenem philanthropischen Zwecke Zeit und Mühe hätten zuwenden können. Von Seiten der Regierung geschah manches Lobenswerthe, aber auch hier waltete die Fürsorge für die materiellen Interessen der Ansiedler vor, man wollte seine Heerden und Felder ungestört wissen, und war froh, wenn der Schwarze sich so selten als möglich blicken ließ.

Auf dem großen Gebiete Neu-Hollands blieb den Schwarzen noch Raum genug, nachdem der Ansiedler sich niedergelassen, denn dieser hatte nur einen verhältnißmäßig kleinen Strich des Küstenlandes in Besitz genommen. Die Stämme zogen sich mehr nach dem Innern und besuchten nur gelegentlich die Wohnungen der Weißen. Im Laufe der Zeit gewöhnten sich Einzelne an den Anblick der Fremden, sie trieben sich in den Straßen von Sydney umher, verkehrten mit den geringen Classen des Volkes und gewannen diese Lebensweise lieb. Zu eigentlichen Dienstleistungen sind wenige zu brauchen, doch zeigen sie sich als gute Ruderer in kleinen Canoes, als geschickte Schwimmer und muthige Reiter, nur fehlt es ihnen an Ausdauer. Einige dieser halbcivilisirten Neu-Holländer wurden von der Regierung nach Vandiemensland gebracht, um bei der Aufgreifung der dortigen Schwarzen behülflich zu seyn, bei welcher Gelegenheit sie mich oft besuchten. Diese Leute sprachen ziemlich gut englisch und kleideten sich nach Matrosenweise, doch zeigten sie sich am liebsten in ihrer Nationaltracht, unbekleidet, aber geschmackvoll decorirt, und in der That gewährten sie dann einen schönern Anblick. Sie bemalen ihren Körper mit weißen Streifen, die auf der Brust in gleicher Richtung mit den Rippen angebracht sind, und an den Beinen vom Schenkel bis an den

Fußknöchel hinablaufen. Um den Kopf tragen sie ein Band von rohem Känguruleder, worin einige weiße Federn stecken, das Gesicht ist mit rothen und weißen Strichen bedeckt, und in dem durchbohrten Nasenknorpel steckt ein dünner Knochen quer durch. Bei der schwankenden Beleuchtung des Bivouakfeuers, von hohen Bäumen und dunkeln Gebüschen umgeben, gewährt eine Gruppe solcher Figuren einen grottesken Anblick. Mit dem Speer in der Hand traten sie hervor und führten verschiedene Nationaltänze auf, worin sie eine große Gelenkigkeit der Glieder und Sinn für rhythmische Bewegung zeigten. Diese Leute waren während der Herrschaft der Weißen geboren, und hatten sich von Kindheit auf manche Gewohnheiten derselben zu eigen gemacht. Unter andern nehmen sie den Bart mit dem Rasirmesser ab; auf mein Befragen, mit welchem Instrument ihre Landsleute ursprünglich diese Handlung zu verrichten pflegten, erwiederten sie naiv genug „mit Glas," und erst als ich ihnen begreiflich machte, daß auch dieses Material ihnen damals unbekannt gewesen, meinten sie, man habe sich scharfer Muscheln und Steine bedient. Dieß ist einer von den vielen Beweisen die ich gehabt, wie schnell bei dem civilisirten Wilden die Erinnerung an specielle Verhältnisse aus seinem früheren Leben verschwindet. Gebräuche und Genüsse, die ihrem Naturell widerstehen, weisen sie stets von sich, solche aber, die ihnen zusagen, eignen sie sich im Laufe der Zeit so gänzlich an, als seyen sie von jeher damit bekannt gewesen.

In Vandiemensland war die Zahl der Eingebornen als die Weißen dahinkamen zwar nur gering, allein bei dem beschränkten Ländergebiete der Insel fand nothwendig eine größere Berührung zwischen ihnen und den Ansiedlern statt. Die erste Veranlassung zu Streitigkeiten erwuchs, wie schon erwähnt, aus dem Verkehr ihrer Weiber mit den Weißen. Die Schäfer und berittenen Hirten, besonders aber die Seehundsfänger und anderes Gesindel, das sich an der Küste umhertreibt, hielten ihre Frauen tagelang bei sich, oder führten sie gänzlich mit sich fort. Wenn die Männer sich dem widersetzten, kam es zu blutigen Händeln, und so entspann sich ein Krieg auf Tod und Leben. Daß die Schwarzen auch in anderer Beziehung von den Fremden sich beeinträchtigt sahen, ist leicht begreiflich. Der Ansiedler ließ große Strecken einhegen, um seine kostbaren Heerden darauf zu weiden, oder sie zum Acker zu benutzen. Diese Gebiete mochten sonst die reichsten Jagdplätze der Eingebornen gewesen seyn, die nach gewohnter Weise sich darauf ergötzen wollten: aber sollte der Ansiedler seine Heerden umherhetzen, seine Getreidefelder niedertreten lassen? Man gab ihnen zu verstehen, dieß Stück Land gehöre den Weißen, sie könnten ja tiefer ins Innere gehen, da gäbe es Kängoru genug, und sie beruhigten sich dabei. Allein mit der zunehmenden Colonisation drangen auch die Ansiedler immer mehr vor und drängten sie von neuem. Als die Compagnie eine neue Schäferstation im Innern anlegte und die erste Hütte gebaut wurde, zeigten sich mehrere Schwarze, die früher an der Küste gewohnt hatten, schwangen ihre Speere und riefen den Leuten zu: „my Country!" (mein Land!); aber sie waren zu schwach, um sich dem Beginnen ernstlich zu widersetzen, die Gewehre der Schäfer stellten sich ihnen drohend entgegen und sie mußten auch auf dieß Gebiet verzichten. Durch solche Beschränkung und Eingriffe in ihre theuersten Rechte und Gewohnheiten gekränkt, wurde der sonst träge und friedliche Charakter der Schwarzen zur thätigen Selbsthülfe aufgeregt, und da sie den offenen Kampf nicht wagen durften, nahmen sie zu List und Verstellung ihre Zuflucht. Sie bewachten die Bewegungen der Hirten und Schäfer und lauerten ihnen in den Gebüschen auf oder überfielen sie in den Hütten. Einer unserer Schäfer war einst im Garten beschäftigt, als der Hüttenwächter abwesend war, plötzlich fliegen ihm mehrere Speere in den Rücken, zugleich stürzen einige Schwarze mit ihren Waddies auf ihn und schlagen ihn zu Boden. Sie bemächtigten sich darauf was sie irgend in der Hütte aufgreifen konnten und wollen abziehen; da blicken sie noch auf den Schäfer, der betäubt auf dem Boden lag und werden gewahr, daß er noch am Leben sey. Da ergreift einer von ihnen einen schweren Stein und läßt ihn wiederholentlich auf den Kopf des Unglücklichen herabfallen, worauf sie sich schnell entfernen. Der Mann mußte einen eisernen Schädel haben, denn er kam dennoch mit dem Leben davon; aber er schwur allen Schwarzen eine ewige Rache und hielt nur zu gut Wort. Aus andern Gebieten der Insel hörte man von ähnlichen und noch blutigeren Thaten. Die Schäfer und Stock-Keepers waren nirgends mehr sicher, selbst mehrere bedeutende Ansiedler verloren ihr Leben. Unter andern erregte das Schicksal des Capitäns Thomas, eines alten und angesehenen Ansiedlers, viel Aufsehen. Dieser lebte auf Port Sorell an der Nordküste, dessen Gebiet von den Schwarzen besonders heimgesucht wurde. Eines Tages kommen die Frauen einer Familie Eingeborner, die öfters bei ihm einkehrte und sich stets friedlich betragen hatte, mit der Nachricht zu ihm, es haben sich einige Familien eines andern Stammes eingefunden, die ein freundschaftliches Verhältniß mit den Weißen anzuknüpfen wünschten, sie scheuten sich jedoch nach der Niederlassung zu kommen und warteten seiner in einem nahen Wäldchen. Capitän Thomas ist sogleich bereit, die Frauen zu begleiten und hält es nicht einmal für nöthig, ein Gewehr mitzunehmen; sein Verwalter stellt ihm jedoch das Bedenkliche dieses Schrittes vor und bewegt ihn endlich, in seiner Begleitung und wohlbewaffnet den Fremden entgegen zu gehen. So verlassen sie das Haus und kehren nicht mehr wieder. Nach langen Nachsuchungen findet man die Leichen von Speeren durchbohrt und mit zertrümmerten Schädeln in einem Gebüsch.

(Schluß folgt.)

Sitten und Gebräuche in der Bretagne.

Zweiter Abschnitt.

In der Bretagne sind die Wallfahrten noch häufig, und Züge von dreißig, vierzig, fünfzig Personen, ja bisweilen mehrere Hunderte sieht man oft an den als heilig und wunderthätig berühmten Orten an-

kommen! Die meisten Wallfahrer sind barfuß, einige rutschen sogar auf den Knieen, und bringen so ganze Monate auf ihrer Reise zu, indem sie jeden Tag so lange rutschen, bis sie vor Mattigkeit und Schmerzen nicht weiter können. Vor seiner Abreise wählt sich jeder Zug einen Anführer. Dieser bestimmt nun die Länge der Märsche, wo geruht werden soll, und stimmt die frommen Gesänge an, welche unterwegs gesungen werden. Sobald die Wallfahrer die Capelle wahrnehmen, welche das Ziel ihrer Reise ist, halten sie still und werfen sich auf die Kniee nieder, den Boden mit der Stirne berührend, und beten laut in dieser Stellung.

Die Begnadigungsfeste oder die Feste der Schutzheiligen, welche Veranlassung zu diesen Pilgerfahrten geben, sind immer mit Processionen verbunden, die nicht selten in der Nacht beim Fackelschein stattfinden. Zu Guingamp, dem Hauptort eines Bezirks im Departement Côtes du Nord, wo sich eine merkwürdige Kirche und Halle befindet, kommen jährlich mehr als sechstausend Wallfahrer zusammen, die mit brennenden Kerzen in der Hand der nächtlichen Procession folgen, die sich durch die erleuchteten Straßen der Stadt zieht. In der Mitte des Zugs sieht man eine Reihe weißgekleideter bekränzter Jungfrauen, die Madonnenbilder, Gelobungsbilder (ex voto) und dergleichen tragen. Diesen folgen Matrosen und Seeleute barfüßig, die auf starken Stangen ein Schiff tragen, dem ähnlich auf dem sie einst mitten im Sturm scheiterten. Diese kleinen Schiffe sind mit großem Fleiß und vieler Geduld gearbeitet und meistens mit kleinen Kanonen bewaffnet. Von Zeit zu Zeit hält der Zug still und dann werden diese Kanonen aus allen Batterien abgefeuert, was nicht ermangelt diesem nächtlichen durch Kerzenschein erleuchteten Schauspiel etwas Hochfeierliches und selbst Rührendes zu verleihen, um so mehr da wahre Frömmigkeit dabei obwaltet und manche Augen mit Thränen gefüllt sind. Indessen muß man doch gestehen, daß manche dieser Pilgerfahrten, so wie die Ursachen die sie veranlassen, auch ihre komische Seite haben. So z. B. gibt es, Dank dem heiligen St. Guignolé, keine unfruchtbaren Weiber; die Kühe welche man zu dem Fest des heiligen Derbot führt, können nicht verhext werden und geben die fetteste Milch in großem Ueberfluß; der heilige Antonius und die heilige Klara heilen die Blutgeschwüre; der heilige Aloysius die Pferde; der heilige Loup die Wahnsinnigen. Selbst die Schweine haben ihren Schutzpatron im Himmel und einen Ort in der Bretagne wohin man sie pilgern läßt, damit sie fett werden. — Zu St. Sylvester findet unter andern in dem schon erwähnten Departement Côtes du Nord ein sehr seltsamer Gebrauch statt. Den zweiten Sonntag des Monats Julius pilgern die Landleute von der ganzen Küste und aus der Umgegend in Masse nach St. Sylvester. Bevor die Ceremonien beginnen, begeben sich die von den Wallfahrern dazu Erwählten in die Sacristei und kommen mit dem Pfarrer über den Preis für die Fahnen und eines silbernen Kreuzes überein, das sie auf das freigebigste bezahlen. Jetzt beginnt die Procession in bester Ordnung, kaum ist sie aber an einem kleinen Bach, der am Saum eines Gehölzes hinrieselt, angekommen, so entsteht ein starkes Murren und Gemurmel unter den Wallfahrern, sie schwingen ihre Knotenstöcke über den Häuptern und man vernimmt das sonderbare Geschrei: „Sant Gelvestrar bihan ac an divoar glas dean (der kleine heilige Sylvester mit den grünen Beinen), das von allen Seiten in der niederbretagnischen Sprache ertönt. Sogleich drängt, drückt, stößt und schlägt man sich und das Ganze hat das Ansehen einer wahren Schlacht. Kreuz und Fahnen, alles wird zerschlagen und jeder sucht mit Lebensgefahr ein Stückchen davon zu erwischen, ohne was er sicher eine sehr schlechte Ernte von verdorbenem Getreide machen würde.

Schon lange ist man bemüht diese gefährlichen und mörderischen Gebräuche abzuschaffen, bis jetzt jedoch vergeblich. Verweigerten die Geistlichen diese Procession zu veranstalten, so begingen sie die Bauern auch ohne sie, und die Pfarrer verloren die reichen Spenden die ihnen bei dieser Gelegenheit zu Theil wurden. Man versuchte es einmal dem Unwesen durch Gendarmen zu steuern, aber auch diese, viel zu gering an der Zahl, konnten gegen das fanatische Heer der Landleute nichts ausrichten, und wurden verhöhnt und durch einen Steinregen bewillkommt in die Flucht geschlagen. Seitdem blieb es beim Alten.

Manche dieser Wallfahrtsorte dienen den jungen Dirnen als ein untrügliches Orakel. Nach dem Schall den ein Sou von sich gibt, den man in die Opferbüchse des heiligen Mathurin von Moncontour wirft, weiß man auf ein Haar ob der Geliebte treu, ob seine Versprechungen aufrichtig gemeint sind. — Der Brunnen unserer lieben Frauen zu Folgoet hat eine nicht minder außerordentliche Eigenschaft. Man wirft eine Stecknadel, die schon bei dem Leichengewand eines Todten gedient hat, in denselben, und die weissagende Nadel, indem sie auf die Spitze, auf den Kopf oder auf die Seite fällt, sagt dem leichtgläubigen Mädchen, ob sie sich bald oder spät verheurathet, oder ob sie, furchtbares Geschick, mit dem Jungfrauenkranz in die Grube gesenkt werden wird.

Im allgemeinen schreibt man den meisten Brunnen und Quellen der Bretagne noch immer geheimnißvolle Tugenden zu, besonders denjenigen die sich in der Nähe heiliger Orte befinden und welche alle Arten von Krankheiten heilen sollen. Man hängt Bilder und Kreuze und andere Gelobungsgegenstände neben ihnen auf, und nicht selten werfen junge Eheweiber ihre Ringe in dieselben, um den Geist der Eifersucht, der in ihr Hauswesen gedrungen ist, zu bannen. Der Brunnen des heiligen Johannes Du Doigt steht besonders in dem Ruf alle Augenkrankheiten zu heilen, und der Bach, der einem Felsen in der Nähe der Capelle des heiligen Laurentius entströmt, heilt auch die hartnäckigsten Gichtflüsse, wenn man sich einige Secunden unter dieses zwanzig Fuß hohe herabstürzende Wasser stellt. Bei allen diesen Brunnen hält man reinigende Abwaschungen, indem man Gebete hersagt, und man nimmt von diesem Wasser in Phiolen mit, um sich desselben bei Gelegenheit zu bedienen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Bulgarische Lieder. Iwan Bogojew hat kürzlich zu Pesth zwölf historische Gedichte in bulgarischer Sprache herausgegeben; sie gleichen zwar den bosnischen und serbischen Liedern sehr, haben aber nichtsdestoweniger eine eigenthümliche Physiognomie. (Revue de Paris. 19 April.)

Eisenbahnkaffeehaus. Man beschäftigt sich gegenwärtig damit, auf der Eisenbahn von London nach Liverpool eine Restauration und ein Kaffeehaus einzurichten; eine Seitengalerie soll angebracht werden, damit die Garçons von einem Wagen in den andern gelangen können. (Voleur. 25 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 129.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Mai 1845.

Das alte Mexico.

3. Alte Geschichte.*)

Die Civilisation der Mexicaner und mit ihnen verbundenen Völker datirt aus einer ziemlich alten Zeit, aber man hat sich großentheils aus Mangel an Hülfsmitteln noch nicht die Mühe genommen die Völker gehörig je nach ihren Sprachen zu scheiden, und somit bietet die Geschichte derselben, wie man sie jetzt noch bekommt, einen ziemlich rohen Umriß dar; ehe man aber nicht die Indianersprachen genauer, als bisher geschehen, untersucht und auf die Grundlagen, welche dieses Studium bietet, ihre Geschichte baut, ist auch bei ziemlich umständlichen Geschichtserzählungen, wie sie z. B. die Nouvelles Annales des Voges neuerdings lieferten,**) wenig zu machen, und wir halten uns vorerst an die Mittheilungen von Prescott über die auf dem Plateau von Anahuac vorgegangenen Umwälzungen.

Das erste, bis jetzt uns bekannte Volk, das vermuthlich vor dem Ende des 7ten Jahrhunderts aus dem Norden nach Anahuac kam, sind die Tolteken; man hat, wie natürlich sehr wenig Sicheres über ein Volk, dessen geschriebene Annalen untergingen, und das uns nur noch durch die Sagen der Völker, die ihm folgten, bekannt ist. Diese stimmen jedoch darin überein, daß die Tolteken den Ackerbau und die meisten mechanischen Künste von erster Nothwendigkeit kannten, daß sie die Metalle bearbeiteten und das verwickelte chronologische System erfanden, dessen sich später auch die Azteken bedienten. Sie waren mit Einem Wort die Begründer der Civilisation, welche später diesen Theil des Continents auszeichnete. Ihre Hauptstadt war Tula (Tollan) nördlich vom eigentlichen mexicanischen Theil, wo noch zur Zeit der Eroberung Spuren mächtiger Bauten sich fanden. Die prächtigen Ruinen von Tempeln und öffentlichen Gebäuden, die man in verschiedenen Theilen Neuspaniens findet, werden diesem Volke zugeschrieben, dessen Name synonym mit Baumeister*) ist. Ihre in Dunkelheit gehüllte Geschichte mahnt an die Racen, welche den alten Aegyptiern auf der Bahn der Civilisation vorangingen, und den Bauresten, den Denkmälern der Aegyptier einverleibt, diesen letztern das Ansehen von modernen Bauten geben.

Vier Jahrhunderte nach ihrer Einwanderung sollen die Tolteken, welche ihre Herrschaft bis an die fernsten Gränzen von Anahuac ausgedehnt hatten, durch Hunger, Pest und unglückliche Kriege sehr heruntergekommen und ebenso still und geheimnißvoll wie sie hereingekommen, wieder aus dem Lande verschwunden seyn,**) nur eine kleine Zahl blieb zurück; die Masse der Nation scheint weiter südwärts und nach den Inseln gezogen zu seyn. Der Wanderer, welcher jetzt noch die majestätischen Ruinen von Mitla und Palenque bewundert, glaubt darin die Ueberreste dieses außerordentlichen Volkes zu entdecken.

Etwa ein Jahrhundert nach diesen Vorfällen drang ein zahlreicher wilder Stamm, die Tschitschimaken, in das verlassene Land ein. Sie kamen aus dem fernen Nordwesten, und ihnen folgten bald andere, gebildetere Stämme, vielleicht von derselben Race wie die Tolteken, deren Sprache sie geredet zu haben scheinen. Die berühmtesten unter diesen Stämmen waren die Azteken und die Acolhuer, später nach ihrer Hauptstadt Tezcuco am Ostufer des mexicanischen Sees Tezcukaner genannt; diese letztern scheinen durch ihre vergleichungsweise milde Religion am meisten geeignet gewesen zu seyn die Civilisation der geringen Anzahl im Lande gebliebener Tolteken bei sich aufzunehmen, und theilten auch solche den barbarischen Tschitschimaken mit, von denen ein großer Theil allmählich

*) Dieser Abschnitt ist nicht aus der Revue des deux mondes, sondern aus der Revue britannique und zwar gleichfalls nach Prescotts Geschichte entnommen; er enthält nicht gerade viel Neues, ist aber als Uebersicht der Begebenheiten brauchbar.

**) S. Geschichte der Republik Tlaxcallan, von Domingo Muños Camargo, einem Indianer und Eingebornen dieser Stadt, Julius 1843 ff. Geschichte von Mexico, nach Don Alvaro Tezozemoc 1844 April ff.

*) Leitet sich der Baumeister vom Volksnamen ab oder umgekehrt? Wahrscheinlich das letztere, denn es wird wohl derselbe Fall seyn, wie mit den Tyrrhenern (von turris) und den Opikern (von opus).

**) Dieß Verschwinden ähnelt sehr dem der Pelasger in Italien, und ist vermuthlich eben so wahr oder so unwahr, wie dieses.
A. d. U.

sich mit den neuen Ankömmlingen verschmolz. Stark durch diesen Zuwachs und ihre höhere Bildung dehnten die Acolhuer allmählich ihre Herrschaft über die wilderen Stämme des Nordens aus, während ihre Hauptstadt sich mit einer zahlreichen mit den Gewerben und selbst mit den Künsten eines civilisirten Landes beschäftigten Bevölkerung füllte. Mitten in dieser Blüthezeit wurden die Acolhuer plötzlich von kriegerischen Nachbarn, den Tepaneken, die aus demselben Stamm entsprossen waren und dasselbe Thal bewohnten, angefallen, ihre Provinzen verwüstet, ihre Heere geschlagen, ihr König ermordet, und die blühende Stadt Tezcuco ward eine Beute der Sieger. Die seltenen Fähigkeiten des jungen Fürsten Nezahualcoyotl, des Thronfolgers, der mit den Azteken sich verband, rettete das Land aus dem tiefen Verfall und öffnete ihm eine neue Laufbahn, glänzender als die erste.

(Schluß folgt.)

Die schwarzen Einwohner Australiens.

(Schluß.)

Obgleich es nicht zu bezweifeln ist, daß Rachsucht in vielen Fällen der Beweggrund zu Gräuelthaten gewesen ist, wie sie hier geschildert worden, so würde man jedoch die Intelligenz der Schwarzen zu hoch anschlagen und ihren eigentlichen Charakter verkennen, wenn man ihr ganzes Verfahren gegen die Weißen, die Plünderungen und Diebstähle, die muthwilligen Zerstörungen und Mordthaten welche sie verübt, als aus einem klar bewußten Gefühle von Feindschaft und Haß entspringend betrachten wollte. Alle die Gelegenheit gehabt mit den Eingebornen zu verkehren, bestätigen, was auch ich durchweg gefunden, daß sie ein gutmüthiges Völkchen sind, leicht aufgeregt zum Zorn wie zur Fröhlichkeit, aber auch schnell besänftigt. Wir sind nur zu sehr geneigt, bei der Beurtheilung ihrer Handlungen unsere eigenen Begriffe von der Bedeutung derselben zu Grunde zu legen, und dieß muß natürlich zu schiefen Urtheilen Veranlassung geben. Daß sie die Tödtung der Menschen für keine Handlung halten deren sie sich zu schämen brauchen, davon lieferte die oben erwähnte Antwort des Häuptlings einen klaren Beweis; der Mann rühmte sich der Menge von Weißen die er erschlagen, als spräche er von Kängorus. Wie begreiflich, sind ihre Ansichten über das Dein und Mein nicht minder von den unsern verschieden, denn sie haben selbst kein Eigenthum und schätzen den Werth eines Dinges nur nach seinem augenblicklichen Nutzen. Nächstdem dürfte ihr Verfahren noch aus einem andern Gesichtspunkte aufzufassen seyn: es scheint mir, als fänden die Schwarzen in diesen Angriffen eine Quelle der Unterhaltung und angenehmen Aufregung; früher nur auf die Jagd beschränkt, gewährten ihnen diese schlauen Diebereien und plötzlichen Ueberfälle eine willkommene Abwechslung. Während meiner vielfältigen Berührung mit uns befreundeten Familien hat sich mir diese Meinung als sehr wahrscheinlich aufgedrungen. Wir pflegten sie zuweilen an specielle Vorfälle aus früheren Jahren zu erinnern, wobei sie, wie uns bekannt war, thätig gewesen, an Plünderungen und Mordthaten die sie verübt. Wenn es uns gelang dieß Ereigniß genau zu bezeichnen, so waren sie stets geneigt darüber Auskunft zu geben, sie erinnerten sich der nähern Umstände ganz genau, aber selbst die grausendsten Handlungen erzählten sie mit Lachen und unter lustigen Gebärden und ergötzten sich noch in der Erinnerung daran.

Welches auch immer die Motive seyn mochten, die Resultate blieben gleich verderblich; nicht nur das Eigenthum, sondern auch das Leben der Weißen war ihren steten Angriffen ausgesetzt, zumal derer die vereinzelt und abgelegen wohnten. Zu dieser Zahl gehörten besonders die Schäfer und Stock-Keepers, und wie natürlich suchten diese sich auf alle Weise zu schützen, wenn auch die Mittel, derer sie sich dabei bedienten, nicht immer zu rechtfertigen waren. Die Erfahrung hatte gelehrt, daß sie von einem Angriff im Innern der Hütte nichts zu fürchten hatten, da in dem engen Raume der Speer nutzlos ist, im Handgemenge aber war der Schwarze leicht zu überwältigen. Die Eingebornen pflegten daher die Wohnungen zu umstellen und die Leute, wenn sie sich hinausbegaben, mit den Speeren anzugreifen und dann die Hütte zu plündern.

Um den herannahenden Feind beobachten zu können, ohne von ihm bemerkt zu werden, brachten die Schäfer in den Wänden kleine Oeffnungen an, die von außen kaum bemerkbar waren, durch diese spähten sie umher, sobald sich irgend ein Geräusch wahrnehmen ließ. Jener Schäfer, dessen Schädel so hart mitgenommen worden war, zeigte sich besonders erfinderisch in solchen Mitteln zur Abwehr — und wohl auch zur Zerstörung der Schwarzen; denn seit jenem Vorfall, der ihm fast das Leben gekostet, war seine Phantasie stets mit ihnen beschäftigt. Einst lag er allein und, wie er versicherte, schlafend auf seinem Bette; da träumte er, er werde von Schwarzen überfallen, er springt auf um durch die nächste Luke zu sehen und erblickt mehrere Männer mit Speeren bewaffnet leise umherspähen, als wollten sie sich versichern, ob Jemand in der Hütte sey. Von Angst und Furcht, vielleicht auch von Rache angeregt, ergreift er sein Gewehr, legt den Lauf besonnen in die Oeffnung der Luke und zielt auf einen der Schwarzen, welcher, von der Kugel getroffen, hoch aufspringt, einige Schritte läuft und hinstürzt. Seine Gefährten ergreifen betäubt die Flucht, da sie sich aber nicht verfolgt sehen, kehren sie zurück und schleppen die Leiche in ein nahes Gebüsch, worauf sie eiligst das Weite suchen. In welcher Verfassung mittlerweile der Schäfer von der Hütte aus dem Beginnen der Schwarzen zusah, kann man sich leicht vorstellen. Sobald er sich sicher hielt, eilte er nach der Hauptstation, um Verstärkung zu holen, denn man vermuthete einen wiederholten Angriff, es ließ sich aber niemand blicken. Die Leiche fand man vermöge der blutigen Spur bald auf und beerdigte sie im nahen Gehölz.

Die Wohnungen, wenn die Leute ihrem Berufe nachgehend sie verlassen mußten, blieben ohne allen Schutz, die hölzerne Thür war leicht gesprengt, und wenn diese ja Widerstand leistete, stiegen sie zum Schornstein hinein. Auf einer der Stationen, wo sich ein Vorrath von Mehl befand, hatten die

Schwarzen wiederholentlich bedeutende Quantitäten davon weggeschleppt und im Gebüsch umhergestreut. Der Hüttenwächter nimmt darauf zu einem sonderbaren Mittel seine Zuflucht, um ihnen, wie er glaubt, einen Schrecken einzujagen. Er stellt nämlich in einem der Mehlsäcke ein Fangeisen auf, wie man sie zum Fange der Beutelwölfe dort braucht, und befestigt die Kette desselben an dem schweren Holzblock, worauf der Sack stand, so daß das Eisen nicht fortgezogen werden konnte. Er pflegte gegen Sonnenuntergang den Schäfer auf seiner Tour nach dem Revier zu begleiten, und diese Zeit nahmen die Schwarzen wahr die Hütte zu besuchen. Als die Leute eines Abends nach Hause kommen, finden sie die Thüre offen, und eine blutige Spur am Boden zeigt daß irgend jemand dagewesen. In der Nähe des Blockes, wo das Mehl stand, war der Boden ganz mit Blut bedeckt, und alles umhergeworfen, in dem Fangeisen aber fanden sie zu ihrem Schrecken eine schwarze Hand, blutig und verstümmelt. Die Seiten des Fangeisens, die vermöge einer mächtigen Feder bei der geringsten Berührung zusammenschlagen, sind überdieß noch mit scharfen Zähnen versehen; die Wirkung ist daher so heftig, daß häufig die Fußgelenke der Wölfe davon abgekneipt werden. Es ist kaum begreiflich, auf welche Weise es dem Schwarzen gelang sich loszureißen und wie ohne ärztlichen Beistand diese Wunde heilen konnte, denn daß er daran nicht gestorben war, entdeckte sich, sonderbar genug, nach mehrern Jahren.

Diese wenigen Beispiele werden hinreichen, die Stimmung der Weißen gegen die Eingebornen und das verderbliche Treiben der letztern zu charakterisiren — ein solcher Zustand mußte mit der Vertilgung der einen oder der andern Partei endigen.

Der damalige Gouverneur der Insel, Oberst, jetzt Sir George Arthur, war ein Mann von seltener Energie des Charakters; gewohnt schnell und durchgreifend zu handeln, aber immer menschlich, ergriff er auch in dieser Angelegenheit eine durchgreifende Maaßregel, die, wie er meinte, die Colonie von den Eingebornen befreien sollte, ohne die Existenz der letztern zu gefährden. Der Plan bestand nämlich in nichts geringerem, als diejenigen Districte, worin die Schwarzen sich befanden, zu umzingeln; dieser Kreis sollte Tag und Nacht streng bewacht werden und sich immer enger zusammenziehen, um die darin eingeschlossenen Schwarzen wie in einem Netze zu fangen, alsdann sollten sie nach einer benachbarten Insel übergeschifft werden. Diese Expedition wurde von der Regierung schnell auf den Fuß gebracht, viele Ansiedler schlossen sich ihr wie einem Kreuzzuge an, und mehr als 2000 Mann rückten aus. Allein wie umsichtig man dabei auch zu Werke ging, und wie unverdrossen die Ansiedler sich den Strapazen unterzogen, so ergab sich der Plan doch als unausführbar. Das Terrain gestattete nicht die Linien ununterbrochen zu besetzen, es entstanden Lücken in dem großen Kreise, durch dichte Gebüsche und steile Felsen, die den Weißen unzugänglich waren, den Schwarzen aber zu bequemen Durchgangspunkten dienten. Als endlich nach unsäglichen Anstrengungen die Linien von den verschiedenen Punkten nahe genung herangezogen waren, fand man das Netz leer.

War der Zweck des Unternehmens auch verfehlt, so hatte man doch die Gelegenheit gehabt sich mit dem Terrain bekannt zu machen, und die Aufenthaltsplätze der Eingebornen so wie ihre ungefähre Stärke kennen zu lernen. Es zeigte sich, daß sie höchstens einige hundert Köpfe zählten, die, in viele kleine Stämme getheilt, entfernte Punkte bewohnten und in Masse also gar nicht zu erreichen waren. Da machte ein Herr Robinson, der sich ursprünglich als Baumeister in Hobart Town niedergelassen hatte und an dem Schicksale der Schwarzen ein lebhaftes Interesse nahm, dem Gouverneur das Anerbieten, die schwarze Bevölkerung auf dem Wege der Güte unschädlich zu machen. Es war ihm gelungen mehrere Frauen und Männer der Eingebornen, die im Laufe der Zeit mit den Weißen in freundliche Verhältnisse getreten waren oder sich sonst friedlich bewiesen hatten, um sich zu versammeln und ihre Sprache kennen zu lernen; mit Hülfe dieser Leute hoffte er, werde es ihm gelingen die Schlupfwinkel der einzelnen Stämme aufzufinden und diese zu bewegen sich ihm anzuschließen; habe er auf diese Weise erst ihr Vertrauen gewonnen, so werde es auch nicht schwer halten sie zu veranlassen, sich der Regierung freiwillig in die Arme zu werfen. Man machte sich anfangs im Publicum über diesen Plan lustig, der Gouverneur ging aber dennoch darauf ein, und Hr. Robinson begann seine Mission, wie man es nannte, zur Versöhnung der Wilden. Er suchte zu diesem Behufe unter jenen Schwarzen 10 bis 12 kräftige Männer und eben so viele Frauen aus, die mit ihren gewöhnlichen Waffen versehen ihn begleiteten, mehrere von der Regierung überwiesene Sträflinge trugen die Lebensmittel, Zelte und sonstige Erfordernisse für den Busch, er selbst war zu Pferde und führte den Zug an.

Dieses scheinbar abenteuerliche Unternehmen hatte den besten Erfolg, nach wenigen Wochen schon war die schwarze Leibgarde des Hrn. Robinson bedeutend angewachsen, so schnell schlossen sich einzelne Familien und kleine Stämme ihm an, und bald konnte ein kleiner Transport Eingeborner nach dem Orte übergeschifft werden, der zu ihrer Aufnahme bestimmt worden war.

Das Gebiet der Compagnie zählte mehrere und sehr zahlreiche Stämme Eingeborner, Hr. Robinson pflegte daher häufig bei uns einzukehren und hatte im Cape Prim und Circular Head gewissermaßen ein Depot, von wo aus die Haufen Schwarzer auf den Fahrzeugen der Compagnie weiter befördert wurden, denn wir leisteten ihm gern jeden Vorschub. Hiedurch besonders kam ich in häufige Berührung mit den Schwarzen und lernte sie in ihren verschiedenen Zuständen kennen. Unser Freund pflegte, wenn er einen neuen Stamm angeworben, sich nach der nächsten Niederlassung zu begeben und da einige Tage zu rasten, um die Neuangekommenen durch Festlichkeiten und Vergnügungen aller Art zu zerstreuen. Bei solchen Gelegenheiten schlug er in der Nähe der Niederlassung sein Lager auf, besuchte mit den Schwarzen die Wohnungen der Arbeiter, die Ställe und Felder, und was ihnen sonst

nen war. Zugleich durften sie nach gewohnter Weise auf die Jagd gehen, und am Abend fanden die sogenannten Corroboris statt, denen wir schon aus Achtung für den Gast stets beiwohnen mußten.

Der Archipel der Liu-tschu.

(Revue de l'Orient. Avril 1845.)

Dieser zwischen Formosa und den südlichsten japanischen Inseln gelegene Archipel besteht aus 36 Inseln, die einen eigenen Staat bilden, dessen König einen Tribut an das chinesische Reich zahlt. Im Jahre 1844 kam die Corvette Alkmene, welche den Auftrag hatte die selbst den Engländern noch fast unbekannten Häfen der Nordküste von China zu besuchen, dahin, weil sie auch einen Priester der Congregation der auswärtigen Missionen auf Napakiang, der größten dieser Inseln, ans Land setzen sollte. Pater Forcade soll dort das Christenthum verbreiten und wo möglich Verhältnisse mit Japan anzuknüpfen suchen, welche für die Ausbreitung des katholischen Glaubens wie für die Ausdehnung des französischen Handels gleich wichtig werden können. Die Alkmene, welche am 4 April von Macao abging, kam erst am 28 nach einer schwierigen Fahrt vor Napakiang an, wo der Handel der ganzen Gruppe seinen Mittelpunkt hat.

Sitten und Gebräuche in der Bretagne.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Die schönste, romantischste und feierlichste aller religiösen Ceremonien der Bretagne ist unstreitig die Weihe des Meeres. Sie findet an den mittäglichen Küsten der Bretagne statt und zwar vor dem alljährlichen Sardellenfang, der ein reicher Segen für die armen Fischer dieser Gegend ist. Tausende von kleinen Fahrzeugen werden längs den Küsten zu diesem Fang verwendet. Douarnez allein sendet deren zwölfhundert ab, und ist der Tag günstig, so fängt jedes Schiffchen dreißigbis vierzigtausend dieser kleinen Fische, die sogleich eingesalzen und in alle Welt versendet werden. Sobald man den ersten Sardellenzug auf offenem Meere wahrgenommen hat, vereinigen sich alle Schiffe einer Bucht. Auf vier derselben, von denen man die Mastbäume weggenommen hat, befestigt man dicke solide Bohlen, auf denen ein Altar, zu dem einige Stufen führen, errichtet wird und den ein seidenes Zelt schützt. Alle andern Schiffe haben die Anker ausgeworfen und umgeben diese schwimmende Capelle. Sie haben alle ihre Flaggen und Fahnen aufgezogen, und rothe, weiße, grüne, blaue und gelbe Wimpel wehen von ihren Masten und Tauen. Die Vordertheile der Schiffe sind mit Blumen und Laub bekränzt, die Netze auf dem Hintertheil ausgehängt. Das ganze sonnverbrannte Volk der Schiffer und Seeleute sammt Weibern, Greisen und Kindern liegt auf den Knieen in den von den Wellen geschaukelten Schiffen. Eine heilige feierliche Stille herrscht nun unter dieser leise betenden Menge, und wird nur durch das Murmeln dieser schönen, aber so unbeständigen See unterbrochen, welche durch ihre Launen so oft diejenigen täuscht die sich ihr hoffnungsvoll anvertrauen. — Unterdessen kommt der Priester in einer Barke mit schneeweißen Segeln, Wimpel und Flaggen angefahren, deren Ruderer gleichfalls weiß gekleidet sind; in seinen Händen hält er die heiligen Gefäße, besteigt den Altar und liest die Messe mitten auf offener See. Sobald diese beendigt ist, kniet der Geistliche an den Stufen des Altars nieder und ertheilt nun im Angesicht der Menge den Schiffen, den Netzen und selbst dem Meere seinen Segen, indem er vom Himmel einen glücklichen und reichen Fang für die Fischer erfleht. Jetzt ertönt aus allen Kehlen zugleich ein enthusiastisches Geschrei der Hoffnung, das längs den Ufern widerhallt; alle Anker werden schnell gelichtet, und man segelt und rudert dem Hafen zu, wo sich ein bewegtes und freudiges Leben kund gibt. Es scheint daß man jetzt, wo alle diese Barken geweiht sind, die Wuth der Stürme und die Unbeständigkeit des Glücks nicht mehr fürchtet.

Kaum sollte man glauben, daß diese Menschen, die so eben Beweise von einem erprobten Glauben ablegten, dieselben seyen welche arme Schiffbrüchige, die an ihren Küsten scheitern, berauben und oft erwürgen! Und dennoch ist es so. — Ehedem wandten sie sogar List an um solche Unglücksfälle herbeizuführen. Eine der gewöhnlichsten war daß sie eine angezündete Laterne an die Hörner einer Kuh befestigten, von der sie das eine Bein krumm gebunden hatten, und so führten sie das Thier an einem Strick dem Ufer entlang. Der unregelmäßige Gang der Kuh machte daß die Bewegung der Laterne dem Schwanken eines Segelschiffs ähnlich war, und die auf offenem Meer durch dieses verrätherische Signal getäuschten Schiffe steuerten mit vollen Segeln und zu ihrem Unglück auf diese unwirthliche Küste los.

Diesem grausamen und unmenschlichen Gebrauch lag jedoch ein gewisser noch aus heidnischen Zeiten stammender Aberglaube zum Grund. Diese Menschen glaubten durch diese Grausamkeit sogar eine religiöse den Göttern wohlgefällige Handlung zu verrichten. „Gott, sagten sie, ist der allmächtige Herr und Gebieter, und man darf und kann sich seinen Beschlüssen nicht widersetzen. Denjenigen die er beschützt, kann unmöglich etwas Böses widerfahren, und leiden diese Menschen Schiffbruch, so geschieht es weil der Himmel sie verdammt hat ... Seyen wir die Werkzeuge seiner Rache. Darum vorwärts! und zu gleichen Theilen bei den Strandgütern! Uns gehört die Beute, ins Meer mit den Menschen!...“

Dieß war ihr Feldgeschrei und ihr barbarischer Glaube. Diese blutigen Strandgüter bildeten im Mittelalter selbst die Haupteinnahmen der Herren dieses Landes. Ein Graf Leon pflegte zu sagen, daß er in seinen Domänen einen Stein — er wollte sagen eine Klippe — besitze, der allein mehr werth sey als alle Edelsteine einer königlichen Krone.

Indessen sind jetzt die Sitten doch menschlicher geworden, und wenn man auch noch plündert, so mordet man doch nicht mehr; ja man hat in neuerer Zeit sogar gesehen wie die Einwohner der Insel von Sein, deren Wildheit ihnen den Namen „Seeteufel“ zuzog, mit eigener Lebensgefahr die Mannschaft eines in ihre Brandungen gerathenen Schiffes retteten, die Geretteten gastfreundlich aufnahmen und sie nach Vermögen pflegten und bewirtheten.

(Fortsetzung folgt.)

Werth des Straßenkoths in Paris. Bekanntlich wird der Straßenkoth in Paris verkauft, und zwar in Masse und im Aufstreich: vor 22 Jahren brachte der Pacht 75,000 Fr. ein, im Jahre 1831 166,000, jetzt aber 500,500. Diese Summe steigert sich noch ungeheuer, denn wenn man denselben eine Zeitlang aufgeschichtet und zum Faulen liegen gelassen hat, so verkauft man ihn in kleinen Theilen zu 3 bis 4 Fr. den kubischen Metre, was eine Summe von 3,600,000 Fr. ausmacht. (Voleur. 25 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 130.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Mai 1845.

Die schwarzen Einwohner Australiens.*)

Die äußere Erscheinung des Vandiemensländers ist, wie schon erwähnt, in keiner Beziehung angenehm, seiner Körperbildung fehlt alles Ebenmaaß, und so sind auch seine Bewegungen plump und unbeholfen. Auf die Ausschmückung seines Körpers verwendet er viel Sorgfalt, besonders wie alle Wilden auf die des Kopfes, nur ist die Art und Weise derselben geschmacklos und burlesk. Sie reiben den ganzen Körper mit Fett ein, bis die Haut glatt und glänzend ist, das Haar wird reichlich damit getränkt, daß das Fett davon herabtrieft; auf diesem Grunde tragen sie dann die Farben auf, sie bedienen sich dazu einer rothen Ockererde und des Staubes von Bleierz. Das Haar erhält einen schwachen, röthlichen Anstrich, besonders die kleinen Löckchen die an den Seiten herabhangen, das Gesicht aber wird dunkler gefärbt und stellenweise mit blauen Strichen verziert. Die Gestalt der Verzierungen scheint keinen bestimmten Gesetzen unterworfen zu seyn, auch binden sie sich nicht an besondere Theile des Körpers. Die Frauen — denn diese besorgen die Toilette der Männer — ergreifen die Farben und tragen damit nach Gutdünken Striche von verschiedener Größe bald an dieser, bald an jener Stelle auf, oder der Mann nimmt selbst das Material zur Hand, fährt damit auf dem Gesichte umher, und wenn es ausreicht, bestreicht er auch noch die Brust und Hüften. So ausgestattet treten sie mit dem Speere in der Hand hervor und freuen sich, wenn man ihnen Beifall zu erkennen gibt. Die Frauen sind weniger eitel, sie färben das Haar nur selten, auch das Gesicht bemalen sie nur um Stirn und Kinn. Ihre Tänze und Gesänge sind einförmig und ohne Harmonie, sie laufen einzeln im Kreise umher, bald schnell, bald langsam und schlagen unter lautem Geschrei mit der flachen Hand auf den Boden oder springen hoch in die Luft. Zuweilen ahmen sie die Bewegungen der Thiere nach und deuten durch entsprechende Stellungen das Grasen des Emus und die Sprünge des Kängeru an. Diejenigen welche sich mit den Zuständen der Ansiedler bekannt gemacht hatten, bewiesen auch bei dieser Gelegenheit, daß ihr Ideenkreis sich erweitert hatte, sie stellten sich paarweise hinter einander wie ein Zug Ochsen, oder sprangen wie ein Pferd galoppirend einher.

*) Diesem Abschnitt legen wir eine Abbildung des Corrobori-Tanzes nach Hodgkinsons Australia from Port Macquarie to Moreton Bay, London 1845, bei.

Wie plump und mangelhaft diese Darstellungen auch waren, so erfüllten sie doch in der Hauptsache ihren Zweck, denn die Darsteller zeigten dabei eine so kindische Lustigkeit und Fröhlichkeit, und lachten und schäkerten so herzlich, daß man diesem harmlosen Treiben gern zusah. Nur bei einer Gelegenheit sah ich eine Darstellung, die etwas Charakteristisches hatte, obgleich wir die eigentliche Bedeutung nicht erfuhren. Bei einem kleinen Stamme befand sich ein Mann in den mittlern Jahren, von trübem und fast mürrischem Aussehen, der an den Tänzen nur wenig Antheil nahm und sich meist im Hintergrunde hielt. Dieser trat eines Abends am Schlusse des Corrobori hervor und hockte sich bei einem kleinen Feuer nieder, um den die andern einen Kreis bildeten. Mit stierem Auge den ausgestreckten Arm langsam bewegend, blickte er umher und stieß mit heiserer Stimme leise, dann allmählich stärkere Laute aus. Seine Gefährten verhielten sich ungewöhnlich ernst und ruhig und betrachteten seine Gebärden mit einem Ausdruck von Achtung und Scheu; die Laute klangen bald klagend, bald herausfordernd, dabei wurde die Stimme immer rauher und kreischender, immer lebendiger und aufgeregter. Endlich sprang er auf, tanzte wild umher und schlug mit der flachen Hand in die heiße Gluth hinein, bis er in einen Zustand gerieth, der an Raserei gränzte, und besinnungslos auf den Boden stürzte.

Die Frauen nehmen lebhaften Antheil an diesen Vergnügungen, von der Jagd halten sie sich ferne, dagegen tauchten sie häufig nach Hummern und Meerkrebsen, die sie von den Klippen heraufholten. Außerdem beschäftigten sie sich auch mit Handarbeiten, sie reihten kleine Muscheln auf zu Halsbändern und flochten Körbe aus frischem Grase.

Die verschiedenen Stämme, welche Hr. Robinson uns allmählich zuführte, gewährten mancherlei Stoff zu interessanten Beobachtungen. In der Körperbildung, zumal in der Physio-

gnomie herrscht eine große Verschiedenheit, es gab Individuen darunter mit so regelmäßigen Gesichtsformen, wie man sie in der kaukasischen Race findet, aber Auge und Blick schwarz und glänzend und die Zähne wie Elfenbein. Andere vereinigten dagegen alles in sich, was nach unsern Begriffen häßlich und widerwärtig ist. Betrachtete man ein solches nacktes, ungestaltetes Wesen, wie es, am Boden hockend, stier vor sich hin blickte, so schien es mehr irgend einer Affenart als dem menschlichen Geschlechte anzugehören, und doch, wenn man sich mit ihm näher bekannt machte, entdeckte man Aeußerungen geistiger Thätigkeit, die uns belehrten daß in dieser rohen Form ein uns verwandter Geist enthalten sey.

Der Eindruck, den der Anblick eines nie zuvor gesehenen Gegenstandes auf sie hervorbrachte, war gewissermaßen der Maaßstab, nach dem sich die Intelligenz des Eingebornen beurtheilen ließ. Gegenstände, die in der Natur irgend ein Vorbild oder eine wenn auch entfernte Aehnlichkeit hatten, erregte nur in geringem Grade ihre Aufmerksamkeit. Sie betrachteten sich gern im Spiegel, aber da sie dieselbe Erscheinung stets im Wasser gesehen, so zeigten sie keine Verwunderung; einer Spieldose hörten sie nur mit geringer Theilnahme zu, die Musik war ihrem Ohre nicht geräuschvoll genug, die Wirkung erklärten sie ganz einfach, als von Insecten herrührend, die in der Dose eingesperrt seyen. Dagegen machte es einen mächtigen Eindruck auf sie, als sie in der Schmiede der Bearbeitung des Eisens zusahen; das Geräusch des Gebläses mochte ihnen unheimlich vorkommen, denn sie waren nicht zu bewegen demselben näher zu treten, das Hämmern aber und das Sprühen der Funken schien ihnen Vergnügen zu machen. Den Zweck der Operation konnten sie freilich nicht begreifen, erst als sie einen Nagel entstehen sahen, und dieser, nachdem er abgekühlt in die Wand geschlagen wurde, zeigten sie Freude und Beifall.

Die ihnen eigenthümlichen Fertigkeiten stellten sie gerne zur Schau, als sey ihnen daran gelegen uns auch ihrerseits Beweise von Ueberlegenheit zu geben. Diese bestanden natürlich nur in einer erhöhten Thätigkeit ihrer äußern Sinne, wie solche nur im Zustande der Natur entwickelt wird. Hatte man ein Wild angeschossen und konnte die Spur nicht auffinden, so brauchte man ihnen nur die Gegend anzudeuten, und sie brachten uns bald, wonach wir lange vergeblich gesucht; ihr Geruchssinn ist so fein, daß sie das Herannahen von Menschen und Thieren aus großer Entfernung gewahr werden. Aehnliche Beweise geben sie von der Schärfe ihres Auges, sie erkannten auf dem Grase die Spur von Thieren und Menschen, wovon wir durchaus nichts bemerken konnten, und lachten, wenn wir ungläubig die Köpfe schüttelten; aber es fand sich immer daß sie richtig gesehen hatten, ja sie konnten sogar angeben, ob die Person etwas Schweres mit sich getragen oder nicht, und zeigten auf die Stellen, wo der schwere Tritt des Trägers das Gras eingedrückt hatte, während unser Auge keinen Unterschied wahrnehmen konnte.

Auf die Dauer aber wurde der Verkehr mit ihnen unangenehm, es gehörte ein seltener Enthusiasmus und die größte Selbstentsagung dazu, um wie Hr. Robinson in solcher Umgebung Jahre lang zubringen zu können. Sie waren im höchsten Grade unreinlich, ihren Mahlzeiten zumal konnte man ohne Ekel nicht beiwohnen. Wenn man ihr Lager aufsuchen wollte, durfte man nur dem eigenthümlichen Geruche folgen, den die versengten Haare der Thiere und die Ausdünstungen der umherliegenden Ueberreste verbreiteten. Sie verzehren auch die Eingeweide des Kängoru mit allem was darin enthalten, und lieben besonders das Fleisch des Opossum, das einen scharfen Geruch hat, dem gleich, den man bei eng zusammengesperrten wilden Thieren findet. Sobald der Braten halb gahr war, setzten sich die Männer dicht am Feuer umher, ergriffen das Thier gemeinschaftlich am Schwanze und an den Füßen, und zerrten und brachen daran bis ein jeder irgend einen Theil in der Hand behalten. Gleichzeitig werfen die Frauen ein frisches Thier aufs Feuer, das ebenso schnell vergriffen wird, denn sie essen nicht nur viel und schnell, sondern es bleibt auch ein großer Theil des Fleisches an den Knochen sitzen, die sie wegwerfen, so oft ein frischer Braten aufgetischt wird. Die Frauen saßen hinter den Männern und langten erst zu, wenn diese bereits versehen waren; sie warfen sich auch gegenseitig einen Knochen zu, der von Hand zu Hand wanderte und benagt wurde. Gab man ihnen zu verstehen daß dieß oder jenes nicht schicklich sey, so lachten sie und belustigten sich an dem Ekel, welchen wir dabei zu erkennen gaben. Wir theilten zuweilen das Mahl mit ihnen, und reservirten uns den edelsten Theil des Kängoru, den Schwanz, welcher, in der Asche gebraten, eine wahre bonne bouche ist. Schon während des Essens belächelten sie, daß wir ungern unsere Finger gebrauchten und die Asche sorgfältig abwischten, oder sie machten sich den Spaß und legten den gebratenen Schwänzen, die sie uns reichten, einige kleine Fötusse aus der Bauchtasche des Kängoru bei und lachten, wenn mancher aus Ekel darüber die Mahlzeit im Stiche ließ. Hr. Robinson aber vermochte ganz in ihre Sinnesweise einzugehen; er theilte ihre Freude an dergleichen Dingen und lachte mit ihnen um die Wette, was nicht wenig dazu beitrug ihre Anhänglichkeit zu gewinnen. Seine Mission brachte ihn nicht selten in gefährliche Lagen, und mehr als einmal war sein Leben ernst bedroht, allein durch Geistesgegenwart und Kenntniß des Charakters der Leute, mit denen er es zu thun hatte, wußte er stets der Gefahr zu entgehen. Bevor er zu einem unbekannten Stamme sich begab, pflegte er erst durch die Frauen aus seiner Begleitung das Terrain recognosciren zu lassen; diese suchten dann mit jenen bekannt zu werden, erzählten viel von ihrem guten Leben bei den Weißen und zeigten die schönen Sachen, welche sie an sich trugen, bis jene sich entschlossen einige aus ihrer Mitte nach dem Lager zu schicken, um selbst zu sehen wie es dort hergehe; dort wurden sie natürlich gut aufgenommen, bewirthet und beschenkt, und so ließ sich allmählich der ganze Stamm heranziehen.

Eine merkwürdige Episode gewährte die Auffindung eines Mannes, dem die rechte Hand fehlte — der Leser wird leicht errathen, auf welche Weise er dieselbe eingebüßt hatte. Hr. Robinson, dem der Vorfall von früher bekannt war, forschte bei

dem Manne darüber nach, welche Vorstellung er von der Ursache dieses Ereignisses haben mochte. Wir glaubten er würde es dem Bisse eines wilden Thieres zuschreiben, allein der Mann vertraute seinem Gönner, er sey in der Hütte eines Weißen, da er spät am Abend sich hineingewagt hätte, von dem bösen Geist der Nacht erfaßt worden, der ihm die Hand abgerissen. Welche Heilmethode er angewendet, konnten wir nicht erfahren; der Arzt, welcher den Mann untersuchte, war der Meinung, die Theile wären gebrannt worden.

Die Regierung unterstützte auf alle Weise ein Unternehmen, das so glücklich von Statten ging, sie gesellte noch einige andere Personen Hrn. Robinson bei, und nach ein paar Jahren hatte man sämmtliche Schwarze aufgegriffen und nach der Flinders-Insel übergeschifft, die ihnen unter dem Schutze der Regierung einen angenehmen Aufenthalt gewähren sollte.

Die Beseitigung eines so großen Uebels, von dem die Colonie seit ihrem Entstehen heimgesucht gewesen, war ein Gegenstand allgemeiner Freude, und sowohl die Regierung als die Ansiedler bezeugten Hrn. Robinson ihre Dankbarkeit für die geleisteten Dienste. Derselbe ging später nach Fort Phillip als „Chief-Protector of Natives," um die dortigen Eingebornen, welche zu zahlreich waren als daß man mit ihnen auf gleiche Weise wie mit den Vandiemensländern hätte verfahren können, zu beschützen und zu versöhnen.

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Merico.

8. Alte Geschichte.

(Schluß.)

Die Azteken waren gleichfalls aus dem Norden gekommen, wie die andern ihnen verwandten Stämme; sie langten an den Gränzen von Anahuac gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts an. Lange Zeit hatten sie keinen festen Wohnsitz, und besetzten abwechselnd bald diesen, bald jenen Theil des mexicanischen Thals. Einen Augenblick wurden sie von einem mächtigern Stamm unterjocht, aber ihre Wildheit machte sie bald ihren Herren furchtbar. Nach einer Reihe von Wanderungen und Abenteuern, welche mit den seltsamsten Sagen aus der Geschichte der alten Welt den Vergleich aushalten, gelangten sie endlich im Jahre 1325 an das Südwestende des Hauptsees. Hier sahen sie auf einem Napalbaum, der aus einem von dem Wasser des Sees bespülten Felsen emporwuchs, einen Königsadler von außerordentlicher Größe und Schönheit. Dieser Adler hielt eine Schlange in seinen Klauen, und seine großen Flügel waren gegen die aufgehende Sonne ausgebreitet. Die Azteken begrüßten diese glückliche Vorbedeutung, welche einem Orakelspruch zufolge den Platz einer neuen Stadt bezeichnete, und gründeten eine solche auf den kleinen niedern Inseln, die sie durch Dämme unter einander verbanden, und deren Sümpfe sie ausfüllten. Hier bauten sie ihre zerbrechlichen Rohrhütten, lebten vom Fischfang und der Jagd, und bauten einige Früchte auf ihren schwimmenden Gärten. Die neue Stadt, Tenochtitlan genannt, ist jetzt den Europäern nur unter dem Namen Merico bekannt, welcher von dem Kriegsgott dieser Völker, Merítli, abgeleitet ist, und die Sage der Gründung ist aufgefrischt worden durch das Wappen der neuen Republik Merico, welches den Adler und den Napal darstellt. Dieß war der ärmliche Anfang dieses Staats, dessen Lage durch innere Zerwürfnisse noch verschlimmert wurde. Ein Theil der Bewohner der Stadt trennte sich von den übrigen, und bildete eine besondere Gemeinde in den benachbarten Sümpfen. So konnten sie lange nicht daran denken ihr Gebiet auf dem festen Lande zu erweitern.

Indeß wuchs ihre Anzahl, sie befestigten sich durch mehrere innere Einrichtungen und durch ihre Kriegsdisciplin, während der Ruf von ihrer Grausamkeit und ihrem Kriegsmuth sie im ganzen Thal gefürchtet machte. Im Anfang des 15ten Jahrhunderts, fast hundert Jahre nach der Gründung der Stadt, führte ein großes Ereigniß eine vollständige Aenderung der Lage und bis zu einem gewissen Punkt selbst des Charakters der Azteken herbei, nämlich der schon erwähnte Umsturz der toscuianischen Monarchie durch die Tepaneken. Als der Druck der Sieger den Widerstandsgeist geweckt hatte, gelang es dem Fürsten Nezahualcoyotl nach zahllosen Gefahren eine Truppenmacht zusammenzubringen, die ihm erlaubte mit Hülfe der Azteken gegen seine Feinde aufzutreten. In zwei Schlachten wurden die Tepaneken mit großem Verlust geschlagen, ihr König getödtet, und ihr eigenes Gebiet fiel in die Hände der Sieger, welche es den Azteken zur Belohnung ihrer wichtigen Dienste abtraten.

Jetzt bildete sich der merkwürdige und in der Geschichte beispiellose Bund. Die Staaten von Merico, Tezcuco und das kleine benachbarte Königreich Tlacopan (Tecuba) kamen überein sich gegenseitig in ihren Angriffs- und Vertheidigungskriegen zu unterstützen, und von dem Eroberten ein Fünftheil an Tlacopan abzutreten, den Rest aber, man weiß nicht genau in welchem Verhältniß, unter den beiden andern Staaten zu theilen. Die Geschichtschreiber von Tezcuco behaupten, sie hätten einen gleichen Antheil mit den Azteken gehabt, aber die ungeheure Ausdehnung des Gebiets dieser letzteren scheint der Behauptung zu widersprechen. Der Vorzug, dessen die Azteken genossen, läßt sich durch eine sehr wahrscheinliche Vermuthung erklären: trotz ihrer ursprünglichen Schwäche waren sie zur Zeit des Vertrags doch in einer bessern Lage als ihre durch langen Druck entmuthigten Verbündeten. Außerordentlicher noch als der Vertrag selbst ist die Treue, womit er beobachtet wurde. Während eines Jahrhunderts unaufhörlicher Kriege stritten sich die Verbündeten nicht ein einzigesmal über die Theilung der Beute, an welcher Klippe alle ähnlichen Bündnisse civilisirter Staaten scheitern. Eine Zeitlang fanden die Verbündeten Beschäftigung für ihre Waffen im Thal selbst, bald aber überschritten sie seine Felsenwälle, und in der Mitte des 15ten Jahrhunderts, unter dem ersten Montezuma, dehnten sie ihre Herrschaft bis an den Golf von Merico aus. Tenochtitlan, die Hauptstadt der Azteken, legte Zeugniß ab für den öffentlichen Wohlstand; an die Stelle der zerbrechlichen Wohnungen waren solide Stein-

bauten getreten, die Bevölkerung mehrte sich, und die alten Spaltungen verschwanden. Auf dem Thron saß glücklicherweise eine Reihe von Fürsten, welche die neuen Hülfsquellen und den kriegerischen Geist der Nation zu benützen verstanden. Jedes Jahr sah man sie zurückkehren beladen mit der Beute eroberter Städte und gefolgt von Sklavenschaaren. Kein Staat konnte lange den Verbündeten widerstehen. Im Anfang des 16ten Jahrhunderts, im Augenblick wo die Spanier anlangten, dehnte sich die Herrschaft der Azteken von einem Meere zum andern aus, und unter der Regierung des kühnen und blutdürstigen Ahuitzotl waren sie bis in die fernsten Gegenden von Guatimala und Nicaragua vorgedrungen. Die Ausdehnung dieses Reichs, obwohl im Vergleich mit vielen andern Staaten beschränkt, ist doch wunderbar, wenn man erwägt daß dieß die Eroberung eines Volkes war, das kurz zuvor noch in den Umkreis einer kleinen Stadt sich einschloß, und daß das eroberte Gebiet von zahlreichen Völkerschaften bewohnt war, die gleich den Azteken an die Waffen gewöhnt, und deren gesellschaftliche Einrichtung kaum schlechter war als die ihrige. Die Geschichte der Azteken bietet eine auffallende Aehnlichkeit mit der der alten Römer, nicht nur durch ihre militärischen Erfolge, sondern auch durch die Politik, wodurch sie geleitet wurden.

Sitten und Gebräuche in der Bretagne.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Der Winter, der in der Regel das Landleben so traurig und düster macht, während er in den großen Städten die Jahrszeit der Feste und Vergnügungen ist, hat auch seine Freuden für die Landleute der Bretagne. Während Frost und Rauhreif die Bäume der Wälder knarren machen, während ein blendender Schneemantel die Felder und Wiesen bedeckt, ergötzen Weiber und Greise den Kreis ihrer Zuhörer am prasselnden Feuer des Herdes in der Hütte durch Erzählungen, Mährchen und Sagen, von denen manche das unverkennbare Gepräge nordischen und orientalischen Ursprungs haben, und die denen welche der Araber der Wüste unter seinem Zelt erzählt, würdig zur Seite stehen dürften.

Ehedem, zur Zeit des Feudalsystems, als noch der Adel herrschte, versammelte man sich jede Woche einmal in der herrschaftlichen Behausung, um daselbst gemeinschaftlich zu spinnen; ob nun gleich diese Arbeit gerade keine auferlegte Pflicht und Schuldigkeit war, so beeilte man sich doch an dem bestimmten Tag, sobald die Nacht einbrach, aus der ganzen Umgegend sich zeitig dabei einzufinden. Die Spinnerinnen aus allen Dörfern und Weilern brachten ihre Spindel, ihr Spinnrad und eine Kunkel des schönsten Flachses mit. Man kam in dem großen Saal des Schlosses, der ohne großen Luxus meublirt war, zusammen und dessen Geräumigkeit die von allen Seiten wie zu einem Fest herbeieilende Jugend bequem aufnehmen konnte. Hier und unter dem Vorsitz der Schloßdame gaben die Erzähler ihre Mähren zum Besten und die Reimschmiede sangen ihre Lieder, während die jungen Mädchen spannen und willig ihr Ohr den Schmeicheleien ihrer hinter ihnen stehenden Anbeter liehen, welche Strohflechten für ihre breiträndigen Sommerhüte verfertigten.

Dieses Spinnen war ein eifriger und lebhafter Wettkampf für die jungen Mädchen. Es handelte sich hier nicht allein darum wer am meisten spinne, sondern wer am besten spinne. Bevor man sich trennte wurden alle Gespinnste miteinander verglichen, und der Preis, der derjenigen zuerkannt wurde die den Sieg über ihre Gefährtinnen davon getragen hatte, war eine Ehrenkunkel oder ein schönes Band. Der Ertrag der Arbeit dieses Abends war entweder einer bedürftigen Familie bestimmt oder wurde zum Ankauf eines reichen Gewandes für ein verehrtes Madonnenbild verwendet.

Dieser Gebrauch ist ziemlich abgekommen, aber noch finden sich die Spuren davon in den jetzigen Sitten. Jeden Sonntag nach der großen Messe machen nämlich die Kirchenvorsteher, die man aus den ehrbarsten Männern der Gemeinde gewählt hat, einen Umgang um die Kirche, indem sie in der einen Hand einen Korb halten, der dazu bestimmt ist die Gaben der treuen Gläubigen aufzunehmen, und in der andern einen schönen Spinnrocken, der mit Blumen und mit Gold und Silber durchwirkten Bändern umwickelt ist; diese Kunkel wird im Vorübergehen einer der verdientesten Spinnerinnen geschenkt. Glücklich und stolz ist diejenige der diese Auszeichnung zu Theil wird, sie spinnt die geweihte Kunkel mit der außerordentlichsten Sorgfalt und macht einen Strang davon, den sie dem Schatzmeister der Fabrik als einen Tribut ihrer Erkenntlichkeit überbringt.

Heutzutage finden diese Spinnabende nur noch in den Familien der Landleute und ohne alle besondern Feierlichkeiten statt, sind aber nichtsdestoweniger recht aufgeweckt und heiter. Von ihrem schweren Tagwerk ermüdet, finden sich auch die Arbeiter bei dem erwärmenden Feuer ein, um sich zu erholen. Diese Abende sind um so angenehmer, da man in der Regel immer einen Bettler, einen Schneider oder sonstigen wandernden Schnurranten dabei antrifft, der sein Leben zubringt von einer Pächterswohnung zur andern zu gehen um die Leute zu belustigen. Diese Menschen singen die schönsten Lieder und erzählen die lustigsten Mährlein, sie sind so zu sagen die lebendigen Journale des Orts, denn nur durch sie erfährt man in einem entlegenen Dorf oder Weiler daß wieder ein junger Prinz zur Welt gekommen ist, daß eine Revolution stattgefunden hat, daß ein König starb, und alle die großen politischen Neuigkeiten, deren Sitz Paris ist. Hierauf kramen sie Anekdoten und Vorfälle aus die sich in den benachbarten Ortschaften zutrugen und die sie sammelten; sodann haben sie auch ihre Feuilletons, die aus langen, oft eben so endlosen Mysterien bestehen wie die des Eugene Sue, und bei denen der Teufel, die Heiligen und nicht selten der liebe Gott selbst eine Rolle spielen, die nicht immer ihrem Charakter angemessen ist. Bald ist es eine Sage von den Schloßruinen auf dem benachbarten Hügel. Dort bewacht ein furchtbarer Drache eine gefangene Prinzessin, schön wie das Licht des Tages; nothwendigerweise ist die unglückliche Fürstin im Besitz unermeßlicher Schätze, die nebst ihrer Person die Belohnung desjenigen seyn würden der so glücklich ist sie zu erlösen. Dieß ist aber ein so gefährliches Unternehmen daß sich niemand daran wagt, und so schwer daß es noch keinem Waghals gelungen ist dasselbe zu vollbringen. Indessen darf man nicht glauben daß der Bauer der Bretagne diese Mähr für wirklich wahr hält, aber sie ergötzt seine Einbildungskraft und unterhält ihn wenigstens eben so sehr als die Fabricate eines Alexander Dumas und Compagnie die Leser ihrer Feuilletons.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage: Der Corrobori-Tanz der schwarzen Australier.)



Tanz australischer Wilden am [illegible] religiöser Ceremonien.

Nr. 131.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Mai 1845.

Die Condors.

(Aus Charles Darwins naturwissenschaftlichen Reisen, übersetzt von Dieffenbach.)

Es ist ein großartiges Schauspiel, wenn man mehrere von diesen großen Vögeln am Rande eines steilen Abhangs sitzen sieht. Ich will hier mittheilen, was ich in Bezug auf ihre Lebensweise beobachtet habe. Der Condor hat eine weite geographische Verbreitung, da er auf der Westküste von Südamerika von der Magellanstraße durch die Kette der Cordilleren bis zum achten Grade nördlicher Breite gefunden wird. An der Küste von Patagonien war die steile Klippe nahe der Mündung des Rio Negro, im 41sten Breitegrade, der nördlichste Punkt, wo ich diese Vögel sah, oder von ihrer Existenz hörte. Dorthin sind sie also 400 Meilen von dem großen Mittelpunkte ihres Wohnorts in den Anden gewandert. Weiter südlich sind sie zwischen den steilen Klippen, die den Eingang vom Port Desire bilden, nicht selten: doch besuchen nur einige wenige Herumzügler die Seeküste. Eine Klippenreihe nahe der Mündung von Sct. Cruz wird von diesen Vögeln besucht, und ungefähr 80 Meilen den Fluß hinauf, wo zuerst die Seiten des Thales durch steile basaltische Abhänge gebildet sind, erschien der Condor wieder, obgleich in dem Zwischenraume nicht ein einziger gesehen worden war. Aus diesen und ähnlichen Thatsachen scheint die Gegenwart dieses Vogels hauptsächlich durch die Gegenwart senkrechter Abhänge bestimmt zu werden. In Patagonien schläft und nistet der Condor entweder paarweise oder viele zusammen auf derselben überhängenden Klippe. In Chili besuchen sie während des größern Theils des Jahres das niedere Land nahe den Küsten des stillen Oceans, und in der Nacht horsten mehrere in einem Baume; aber früh im Sommer kehren sie auf den unzugänglichsten Theil der innern Cordilleren zurück, um dort in Frieden zu nisten.

In Bezug auf ihre Fortpflanzung erzählten mir die Landleute in Chili, daß der Condor keinerlei Art Nest baue, sondern in den Monaten November und December zwei große weiße Eier auf den nackten Felsen lege. An der Küste sah ich nichts von einem Neste in den Klippen, wo die Jungen standen. Der junge Condor soll ein ganzes Jahr nicht fliegen können. In Concepcion beobachtete ich am 5 März, der unserm September entspricht, einen jungen Vogel, der, nur wenig kleiner als der alte, vollkommen mit einem Flaum wie eine junge Gans, aber von einer schwärzlichen Farbe bedeckt war. Ich bin sicher, daß dieser Vogel seine Flügel nicht lange zum Fliegen gebraucht hat. Nach der Zeit, wenn die jungen Condore, und zwar scheinbar eben so gut als die alten Vögel, fliegen können, schlafen sie doch in der Nacht auf demselben Felsenvorsprunge zusammen und jagen auch bei Tage mit ihren Eltern in Gesellschaft. Ehe indessen der Kragen um den Hals des jungen Vogels weiß geworden ist, sieht man ihn oft allein jagen. An der Mündung des Sct. Cruz sah ich während eines Theils des Mai und April ein Paar alte Vögel täglich auf einem bestimmten Felsvorsprunge sitzen, aber in Gesellschaft eines einzigen Jungen durch die Lüfte segeln, welches letztere zwar vollständig befiedert war, aber noch keinen weißen Kragen hatte. Wenn ich bedachte, in welchem Zustande der Vogel aus Concepcion in dem vorhergehenden Monate war, so glaube ich nicht daß dieser junge Condor aus einem Ei desselben Jahres ausgebrütet worden seyn konnte. Da es keine andern jungen Vögel gab, so scheint es wahrscheinlich, daß der Condor nur einmal in zwei Jahren legt.

Diese Vögel leben gewöhnlich paarweise; aber zwischen den basaltischen Klippen im Innern am Sct. Cruz fand ich eine Stelle, wo sie zu zwanzig beisammen waren. Wenn man plötzlich an den Rand eines Abhangs kam, so war es ein großartiger Anblick, zwischen 20 und 30 dieser großen Vögel sich langsam von ihren Ruheplätzen erheben und in majestätischen Kreisen durch die Luft gleiten zu sehen. Nach der Menge des Düngers auf dem Felsen müssen sie lange diese Klippe besucht haben und wahrscheinlich dort schlafen und brüten. Haben sie sich auf den Ebenen mit Aas vollgefressen, so kehren sie zu ihrem Lieblingsfelsen zurück, um ihre Nahrung zu verdauen. Bis zu einem gewissen Grade ist deßhalb der Condor, wie der Gallinazo, ein gesellschaftlicher Vogel. In diesem Theile des Landes nähren sie sich nur von den Guanakos, die

entweder eines natürlichen Todes gestorben sind, oder, was häufiger stattfindet, von den Pumas getödtet wurden. Nach dem was ich in Patagonien sah, glaube ich, daß sie ihre täglichen Ausflüge gewöhnlich nicht auf eine weite Entfernung von ihren gewöhnlichen Ruheplätzen ausdehnen.

Bisweilen sieht man den Condor in einer großen Höhe über eine gewisse Stelle in den zierlichsten Spiralen und Kreisen schweben. Mehrmals überzeugte ich mich, daß sie es nur des Vergnügens halber thaten, ein andermal behauptete das Landvolk von Chili, daß sie ein todtes Thier bewachen oder zusehen wie der Puma seine Beute verzehrt. Wenn die Condore sich niederlassen und dann alle plötzlich sich zusammen erheben, so weiß der Chilener, daß es der Puma war, der, die Leiche bewachend, die Räuber hinweggetrieben. Außerdem daß sie Aas fressen, greift der Condor auch zuweilen junge Ziegen und Lämmer an. Deßhalb sind die Schäferhunde abgerichtet herauszulaufen, so lange der Feind in den Lüften ist, nach oben zu sehen und heftig zu bellen. Die Chilener tödten und fangen eine große Anzahl und bedienen sich dazu zweierlei Methoden: die eine ist daß sie ein todtes Thier in eine Einhegung auf einen flachen Platz legen und, wenn die Condore sich vollgefressen haben, zu Pferde an den Eingang herangaloppiren und sie auf diese Weise einschließen. Die zweite Methode ist sich die Bäume zu merken, auf denen sie häufig fünf oder sechs zusammen schlafen, in der Nacht sie zu erklettern und sich ihrer mit der Schlinge zu versichern. Sie sind so feste Schläfer, wie ich selbst gesehen habe, daß dieß nicht schwierig ist. In Valparaiso sah ich einen lebenden Condor für vier Groschen verkaufen, der gewöhnliche Preis ist aber bis zu drei Thalern. Einer wurde eingebracht, der mit einem Seil gebunden und sehr beschädigt war, doch fing er, den Augenblick nachdem der Strick, mit welchem sein Schnabel befestigt war, durchschnitten wurde, gierig ein todtes Thier zu zerreißen an, obgleich viele Leute umherstanden. In einem Garten an demselben Platze wurden zwischen 20 und 30 lebend gehalten. Sie wurden nur einmal in der Woche gefüttert, erschienen aber ziemlich gesund. Das Landvolk in Chili behauptet, daß der Condor fünf bis sechs Wochen lang ohne zu fressen leben könne und seine Kräfte behalte. Ich weiß nicht ob die Sache sich so verhält, aber der grausame Versuch ist wahrscheinlich gemacht worden.

Die schwarzen Einwohner Australiens.

(Fortsetzung.)

Mehrere Jahre waren vergangen und man hatte die Schwarzen fast bis auf die Erinnerung vergessen; da berichteten mir im December 1841 die Schäfer einer Station an der Westküste, ihre Hütte sey während ihrer Abwesenheit rein ausgeplündert worden.

Sämmtliches Bettzeug, bedeutende Mengen von Mehl und Zucker, Kleidungsstücke u. s. w. waren verschwunden — nur einer zahlreichen Bande konnte es gelingen in so kurzer Zeit alles das wegzuschleppen. Der Umstand daß von dem Vorrath von frischem Fleisch nichts vermißt wurde, vermehrte den Verdacht die Thäter seyen Schwarze, auch die Fußstapfen welche man in der Nähe der Wohnung auffand, führten zu derselben Vermuthung. Während weniger Wochen wurden noch drei andere Stationen auf ähnliche Weise ausgeplündert, ohne daß man der Thäter auch nur ansichtig werden konnte. Die Bewegungen der Bande waren ebenso rasch als geheimnißvoll, binnen wenigen Stunden besuchten sie die äußersten Punkte des Districtes, oft 25 bis 30 Meilen von einander entfernt. Auf solchen Stationen, die zur Zeit unbewohnt waren, und wo es daher nichts zu rauben gab, richteten sie die muthwilligsten Verwüstungen an; was irgend Bewegliches sich in der Hütte befand, war ins Freie geschleppt, die Thüren und Bänke zertrümmert, kurz es gewährte ein solcher Ort den Anblick als hätten böse Geister darin gehaust. Das Gouvernement wurde um Schutz und Beistand angegangen, allein die Behörden bezweifelten daß die Thäter Schwarze seyen; man fragte wie es zugehen könne, daß nachdem sich Jahre lang keine Spur gezeigt, sie so plötzlich erscheinen konnten. Ich hatte wiederholt die Spur nackter Füße an der Küste entlang wahrgenommen, die Gestalt des Fußes, zumal der großen Zehe, verrieth den Wilden, dennoch sind dieß keine untrüglichen Beweise und die von der Regierung ausgesprochenen Zweifel waren um so mehr zu rechtfertigen, als es bekannt war, daß Banden entlaufener Sträflinge, sogenannte Bushrangers, sich in der Gegend umhertrieben. Es schien mir gerathen einen bewaffneten Wächter auf jeder Station zu unterhalten, der nie die Hütte verlassen durfte, auch wurden die Schäfer mit Schießgewehr versehen. Nur wenige Wochen waren auf diese Weise vergangen, als ein kühner Streich der Bande das Geheimniß löste. Etwa drei Meilen von meinem Hause entfernt lebten zwei Schäfer und zwei Arbeiter mit einem Hüttenwärter. Eines Morgens als die andern kaum eine halbe Stunde die Wohnung verlassen hatten und der Wächter vom nahen Brunnen Wasser holte, gewahrt derselbe in weniger Entfernung von der Thür ein paar mit Speeren bewaffnete Schwarze, die ihm durch Gebärden zu verstehen geben, er solle sich entfernt halten. Der Mann läßt vor Schreck die Eimer aus den Händen fallen, worüber, wie er versichert, die Schwarzen in ein lautes Gelächter ausbrachen; er läuft eine Strecke davon, hält jedoch stille, da ihn niemand verfolgt, und da sieht er nun, daß die zwei Männer ruhig auf ihrem Posten stehen, während mehrere andere Figuren von gleicher Farbe emsig allerlei Gegenstände aus der Hütte schleppen. In etwa zwanzig Minuten verschwand die ganze Gruppe, der Wärter feuerte nun ein Gewehr ab, das er im Garten verborgen hatte, wodurch die im nahen Gehölze beschäftigten Arbeiter alarmirt wurden und schnell herbeieilten; bald kehrten auch die Schäfer mit ihren Hunden zurück. Als ich an Ort und Stelle eintraf, fand ich die Leute beschäftigt die Spur der Schwarzen, welche deutlich auf dem Fußboden, wo sie Mehl verschüttet hatten, sichtbar war, zu verfolgen. Ungefähr zwei Meilen davon fanden wir in einem Gebüsch einige der gestohlenen Gegenstände, die sie als nutzlos weggeworfen haben

mochten, hier aber verlor sich die Spur, die Hunde schnüffelten vergebens umher, und wir mußten von ferneren Nachsuchungen abstehen.

Das Gouvernement konnte nun nicht länger über die Thäter in Zweifel seyn und fand sich jetzt willig auf unsere Anträge über die Maaßregeln zur Aufhebung der Bande einzugehen. Mittlerweile aber wurde es uns zur strengsten Pflicht gemacht jede Gewaltthätigkeit zu vermeiden, und nur im Fall dringendster Lebensgefahr von den Waffen Gebrauch zu machen. Diese Vorsicht Seitens der Regierung zur Verhütung etwaigen Muthwillens war allerdings sehr löblich, nur war die Befolgung derselben mehr als schwierig. Es ist bekannt, daß die Schwarzen den Speer aus bedeutender Entfernung mit vieler Sicherheit werfen, mehrere unserer Leute sind auf diese Weise in früheren Jahren getödtet oder stark verwundet worden. Nun fragt es sich, wann der Moment erlaubter Selbstvertheidigung beginnt; im Augenblick, wann der Speer geschleudert wird, dürfte es zu spät seyn, auf den bloßen Verdacht aber den Schwarzen, sobald er sich uns nahet, niederzuschießen, wäre mehr als grausam. Glücklicherweise wurde uns diese traurige Alternative erspart, die Schwarzen hatten solche Scheu vor Schießgewehren, daß sie keiner so bewaffneten Person nahe kamen. Dennoch war die Lage der Leute auf jenen entlegenen Stationen äußerst schwierig; bei unausgesetzter Vorsicht waren sie am Tage allerdings sicher, zur Nachtzeit aber blieben sie den Angriffen ausgesetzt; wie leicht konnte ihnen das Dach über dem Kopf angezündet werden! Es verdient der Erwähnung, daß Hunde höchst selten Schwarze anbellen und sich sehr bald ihnen anschließen. Die Schäfer hatten mehrere an der Kette, die von keinem Unbekannten sich berühren ließen, und doch gelang es den Schwarzen sie heimlich mit sich fortzuführen. Sie wagten indessen keinen offenen Angriff, dagegen erschienen sie häufig auf den nahen Anhöhen mit ihren zahlreichen Hunden und erhoben ein gellendes Geschrei, von drohenden Gebärden begleitet, oft bis in die Nacht hinein, daß den Leuten die Haare zu Berge standen. Allmählich gewöhnten sich jedoch die Schäfer an ihren Anblick, und anstatt ihre drohenden Demonstrationen zu erwiedern, lud man sie durch freundliche Gebärden ein näher zu kommen. Der erste Schritt zu einem friedlichen Zusammentreffen wurde von beiden Parteien mit vieler Vorsicht eingeleitet: die Schwarzen legten die Speere nieder und hielten ihre ausgestreckten Arme empor, auch die Schäfer legten ihre Waffen bei Seite, und darauf rückte man sich näher. Sie schienen nicht sehr geneigt sich mit den Weißen in Unterhaltung einzulassen, nahmen aber sehr gierig Zucker und Brod an; an Thee war ihnen wenig gelegen, auch das Fleisch unserer Hausthiere sagte ihnen nicht zu. Sobald sie gewahrten, daß sie nichts mehr zu erwarten hatten, zogen sie sich schnell zurück. Die Stärke des Haufens wurde verschiedentlich angegeben: an einem Orte wollte man fünf Männer und mehrere Frauen, an einem andern noch mehrere Kinder gesehen haben, während auf der nahen Felsenspitze einige andere Figuren sichtbar waren, die bei den Zusammenkünften Wache hielten. Die beiden Frauen, dem Anschein nach Mutter und Tochter, bewiesen sich minder scheu als die Männer, sie bezeigten großes Wohlgefallen an den rothen Halstüchern der Schäfer und streckten lüstern ihre Hände danach aus. Als man ihnen jedoch zu verstehen gab, daß dieser Schatz nur in der Hütte zu haben sey, da blickten sie bedenklich auf die Männer. Die Lockung war indeß zu mächtig, denn nach wiederholten Versuchen jene Zierden zu erlangen, erschienen die Frauen allein und wagten sich in die Hütte, deren Thüre sich schnell hinter ihnen schloß. Durch die Unbeholfenheit des Wärters gelang es der Alten sich loszumachen, die Tochter blieb gefangen zurück. — Um die Gefangene in einem decenten Zustande mir vorzustellen, hatten die Schäfer sie bekleidet, aus Mangel an Frauenkleidern aber erschien sie in Männertracht. Die ohnedieß kurze, stämmige Figur in weiten Beinkleidern, überlanger Jacke, eine schottische Mütze auf dem Kopfe, glich mehr einem ausgeputzten Affen als einem menschlichen Wesen; und doch, wer hätte den Anblick lächerlich finden können. Der Gedanke, durch welche Verkettung von Umständen dieses einst freie Geschöpf in diese Lage versetzt worden, erweckte ganz andere Empfindungen. Das Mädchen mochte ungefähr 16 Jahre alt seyn, ihre Gesichtszüge waren freundlicher als bei der Mehrzahl des Macquarry-Harbour-Stammes, dem sie angehörte, Nase und Lippen weniger hervortretend. Nicht scheu, doch ernst und sinnend, trat sie in das Zimmer und betrachtete gleichgültig was sich darin befand. Nur das Bildniß meiner Söhne erregte ihre Aufmerksamkeit; nach kurzem Beschauen schien ihr der Gegenstand deutlich zu werden, sie stieg auf einen Stuhl und endlich auf den Tisch dem Bilde näher, während in ihrem Gesicht Beifall und Wohlgefallen sich lebhaft ausdrückten, und sie einen scharfen Laut, wie W a r r a, wiederholentlich ausstieß. Wäre es mir gestattet gewesen, nach meinem Gutdünken zu verfahren, so hätte ich die Arme ohne weiteres in Freiheit gesetzt; es war jedoch unerläßlich die Gefangene den Behörden zu überliefern, von denen sie bald nach Flinders-Insel übergeschifft wurde.

Es stand nun zu erwarten, daß die Entführung des Mädchens den übrigen Haufen zur Rache anspornen werde, und wir ergriffen Maaßregeln zum Schutze der Leute wie der Heerden. Das beste Mittel wäre allerdings die Aufhebung des ganzen Haufens gewesen. Allein die Erfahrung hatte gelehrt, daß sie sich nie in einen offenen Kampf mit den Weißen einlassen und nur plötzliche Angriffe unternehmen, bei denen sie wenig zu befürchten hatten. Der Plan sie in ihren Schlupfwinkeln zu überraschen und gefangen zu nehmen, war bei dem schwierigen Terrain der Gegend eben so unausführbar, und so blieb nichts übrig, als das gütliche Verfahren zu versuchen, das sich früher als so erfolgreich bewährt hatte, und es wurden mit den Behörden Verhandlungen darüber angeknüpft. Zugleich setzte die Compagnie eine Belohnung von 50 Pfd. St. auf die Gefangennehmung des Haufens, unter der Bedingung jedoch, daß dieses ohne Blutvergießen bewerkstelligt werde. Hiedurch angeregt, versuchten die Schäfer, wenn sich die Schwarzen blicken ließen, sie niederzurennen, und es

ergab sich dabei, daß auf ebenem Boden und weiten Strecken es leicht seyn würde sie einzuholen. Auf solchem Terrain aber ließen sie sich selten antreffen, im Angesicht der Verfolger schlüpften sie in ein Gebüsch, in eine Felsenkluft und entzogen sich so allen fernern Nachstellungen. Selbst bei solchen Gelegenheiten bedienten sie sich ihrer Waffen nicht, als ahneten sie, dieß werde den Weißen berechtigen von seinem zerstörenden Feuerrohr Gebrauch zu machen. Einst jedoch, als sie von einem Manne zu Pferde hart gepreßt wurden, schleuderte einer der Burschen dem Reiter den Speer an die Schulter; die Verwundung war unbedeutend, doch benutzten die Schwarzen den Augenblick der Bestürzung und machten sich davon.

(Fortsetzung folgt.)

Sitten und Gebräuche in der Bretagne.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

In diesen Abenden werden auch jene uralten Volkslieder der Bretagne gesungen, die von Geschlecht zu Geschlecht die alten Sagen fortpflanzen, und nicht weniger durch ihre kräftige Sprache als durch die Zartheit der Empfindungen und ihre Naivetät ergötzen und interessiren. Es ist vielleicht unsern Lesern angenehm, wenn wir ihnen hier den Inhalt eines derselben mittheilen. Ihre Zahl ist unermeßlich, und wir haben auf das Gerathewohl eine jener melancholischen Elegien gewählt, welche den Schmerz eines jungen Seminaristen, des Rosmad, ausdrückt, der den Pflug um der Kirche willen verließ und die goldenen Träume seiner Jugend und die friedlichen Freuden in seiner Familie vermißt.

„Ich sehe meine süße Freundin in der weißen Kammer; sie flechtet ihr blondes Haar; ihr Auge glänzt wie ein Stern.

„Ich grüße dich meine süße Franceza; ich kehre zu meinen Studien nach Quimper zurück.

„Wenn du nach Quimper gehst, so lasse vorher mein Grab graben, bei deiner Zurückkunft werde ich nicht mehr am Leben seyn.

„Wenn dir während meiner Abwesenheit etwas widerfahren sollte, so melde es mir in einem Schreiben, und bei meiner Treue, ich werde dich zu trösten kommen.

„Drei Wochen darauf fiel Franceza Rostang in eine Krankheit; man that Gelübde, man suchte allerlei Hülfsmittel. Aber ach, sie wurde immer schlimmer.

„Mein Vater, meine Mutter, wenn es wahr ist daß Ihr mich liebt, so laßt mir einen Beichtvater kommen.

„Meine Tochter, es ist noch nicht so gefährlich, du bedarfst noch nicht des Geistlichen; willst du es, so wollen wir es dem Rosmad wissen lassen daß er heim komme.

„Ach ich bitte, holt mir den Geistlichen, es ist jetzt nicht der Augenblick mehr an Rosmad zu denken.

„Und als sie das Abendmahl empfangen hatte, bat sie Vater und Mutter jetzt auch den Rosmad holen zu lassen.

„Und als der rasche Bote zu Quimper ankam, sprach er zu den Leuten in der Stadt, Gott grüße euch, wo ist das Seminarium?

„Aber Rosmad streckte den Kopf zu einem Fenster hinaus und rief dem Boten zu: wenn du den Rosmad suchst, hier ist er.

„Rosmad las das Schreiben, bestieg schnell ein Roß, und bei dem alten Rostang angekommen fragte er eintretend: befindet sich hier jedermann wohl?

„Alle sind wohl, nur die sanfte Franceza nicht, diese ist sehr krank.

„Ich grüße dich, meine theure Franceza, ich finde dich sehr verändert. Was ist aus den Rosen deiner Wangen, aus dem Lächeln deines Mundes geworden?

„Wie sollte ich nicht verändert seyn? Seit drei Tagen gehöre ich dieser Welt nicht mehr an. Ich bin nur noch hier um meinem vielgeliebten Rosmad ein Lebewohl zu sagen . . .

„Wenn meine süße Freundin zu Grabe getragen wird, dann werde ich mich in dem Staub des Wagens wälzen, der ihren Sarg fährt.

„Die Geistlichen werden die Gebete singen, und ich werde ihnen folgen, blutige Thränen weinend.

„Als man in der Kirche angekommen war, setzte ich mich auf eine Stufe nieder; ich wollte die Gebete für die Todten lesen, aber der Kummer benahm mir alle Kraft.

„Als alles ein Ende hatte, da rief man auch den jungen Rosmad um ihm das Geld zu geben, welches man den Kirchenleuten austheilt.

„Nein, nein, ich mag euer Geld nicht. Laßt für sie beten dafür; auch ich werde beten, sobald es mir mein Herz erlauben wird.

„Nachdem ich bis in die Nacht fortgeweint hatte, kam ich längs dem Abhang des Hügels zurück und erblickte über den Bäumen schwebend eine schneeweiße Frauengestalt.

„Sie war ganz in Weiß gekleidet, ihre Beine und Füße aber waren bloß, und ein güldener Streif umgab ihr Haupt, und ein Stern glänzte auf ihrer Stirne.

„Junger Rosmad, sprach sie zu mir, was liebst du am meisten auf Erden?

„Gott und die Jungfrau ziehe ich allem vor, nach ihnen gehörte der Franceza mein Herz und meine Zuneigung.

„Gott nahm mich zu sich, damit nichts mehr deine Gedanken vom Himmel abziehen sollte und du die Erde ohne Reue verlassen möchtest.

„Rosmad, ich will dir die Wahrheit sagen, du wirst viermal und nicht mehr die Messe lesen: einmal für deinen Vater, einmal für deine Mutter, einmal für dich selbst und das letztemal für deine Vielgeliebte.

„Diese vier Messen wirst du lesen und bei Beendigung der letzten sterben."

Jetzt sind beide bei Gott, dessen Segen auf ihren Seelen ruhen möge!

(Fortsetzung folgt.)

Colonisation in Algier. Wie sehr diese gegenwärtig betrieben wird, kann man aus dem Umstand abnehmen, daß auf die Bitte des Marschalls Soult der Minister des Innern, Duchatel, an sämmtliche Präfecten ein Kreisschreiben gerichtet hat (s. Moniteur industriel vom 24 April), daß sie die Landleute, denen es an Arbeit fehlt, aufmuntern sollen nach Afrika zu gehen; die Unverheuratheten und diejenigen, welche nur ein oder zwei Kinder haben, brauchen kein Capital, denn man verschafft ihnen alsbald hinreichende Arbeit für ihren und ihrer Familie Unterhalt, wenn diese sich nicht über zwei oder drei Personen beläuft.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 132.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Mai 1845.

Die Schattenseiten der Mission und der Bibelverbreitung.

Unter diesem Titel ist von einem Ungenannten ein kleines nur 139 Seiten starkes Buch erschienen, das wir als ein in jedem Betracht höchst merkwürdiges bezeichnen müssen. Der kerngesunde Menschenverstand, die aufrichtige Ueberzeugung und die gründliche Sachkenntniß, welche aus jeder Zeile sprechen, müssen jeden überzeugen, der mit unbefangenem Sinn die Sache ansieht, und dessen Urtheil nicht durch allerlei Rücksichten bestochen ist. Daß es dem Verfasser keineswegs an einer hinlänglichen Kenntniß des Missionswesens gebricht, zeigt ein flüchtiger Blick, und wenn man ihm auch vielleicht vorwerfen wird, daß er die Missionsschriften und Berichte nicht vollständig gelesen habe, so wird er von einem jeden Billigen alsbald Absolution erlangen, wenn er Seite 114 sagt: „wer fünf bis sechs Nummern dieser Berichte gelesen hat, der ist ganz leicht im Stande die Fortsetzung eines ganzen Jahrgangs von seinen Studirzimmer aus zu liefern, die den ächten gleichen müssen wie ein Ei dem andern, und es hat uns schon manchmal der Verdacht beschleichen wollen, als passire in Basel zuweilen, was bei mancher politischen Zeitungsredaction bisweilen geschieht, daß sie ihre Correspondenznachrichten selbst fabricire." In der That, wer einmal — wie wir selbst die Probe gemacht — einen Jahrgang englischer oder deutscher Missionsberichte durchgelesen hat, und dann im Stande ist, das nächste Jahr mit gleich gutem Magen von vorn anzufangen, vor dem streichen wir willig die Segel in allem was Geduld und Ausdauer betrifft.

Es ist aber durchaus nicht bloß diese geistige Leere, die aus den Berichten der Missionen hervorsieht, auf was der Verfasser seine Aufmerksamkeit richtet, sondern er geht von einem viel umfassendern Standpunkt aus. Er greift ohne allen Rückhalt eben so wie das maaßlose Colportiren der Bibel, so auch das bornirte Bibellesen der Protestanten an, zeigt die schlimmen moralischen und religiösen Folgen, die daraus entsprangen, geht dann erst auf die Missionen über, und erklärt geradezu das Hineintragen unsrer jetzigen Religionsformen in Gesellschaftszustände und Culturgrade, die zur Aufnahme des Christenthums gar nicht geeignet sind, für baaren Unsinn. Wir müßten die halbe Schrift ausheben, wenn wir seine Schlußfolgerungen nur im allgemeinen zeigen wollten, denn weit entfernt von leerem Geschwätze ist in seinem ganzen Schriftchen kaum eine überflüssige Zeile. Wer wird dem Verfasser nicht Recht geben müssen, wenn er mit starken Farben die Folgen malt, welche die Uebertragung unsers Sectenhasses, unsrer ganzen innern Zerrissenheit auf rohe oder minder gebildete Völker schildert, und um dieses Sectenhasses willen unserer Zeit geradezu den Beruf zum Missionswerke abspricht! Man hat schon lange gesagt, daß es thöricht sey, die Heiden in aller Welt, in Labrador, in Grönland, auf Otaheiti und Neuseeland aufzusuchen, aber die Heiden im eigenen Lande, die zahllosen Kinder, denen es an Religionsunterricht gebricht, unbekehrt und ununterrichtet zu lassen; nicht leicht ist aber dieser Unsinn mit so einfachen und doch so schneidenden Worten geschildert worden.

Das Buch hat indeß ein noch viel weitgreifenderes Interesse, als wir hier entwickeln können und als hier an seinem Platze ist; der Verfasser, augenscheinlich ein eifriger, aber vorurtheilsfreier Protestant, zeigt die Gebrechen, welche aus der Gestaltung des Protestantismus hervorgingen; er weist die Quellen des Uebels nach, welche auf dem protestantischen Volksunterricht lasten, er weist nach, wie die Zerrissenheit herankam in der protestantischen Kirche, wie sie fortschritt theilweise bis zum gänzlichen Unglauben und zum Verwerfen derjenigen Grundlage, auf der die ersten Protestanten gebaut. Das Unnütze, ja positiv Schädliche des Missionswesens in fernen Ländern hat ihn zurückgeführt auf das Verderbliche des Religionswesens in unserem eigenen Vaterlande. Er weist nach, wie man vielleicht nicht ohne Absicht den Bruch zwischen dem Kirchenthum und dem fortschreitenden Geist unserer Zeit zu erweitern bemüht ist, wie die Endfäden des Treibens der Pietisten vielleicht in den Händen der Jesuiten zusammenlaufen u. s. w. Dieß und so vieles andere, die auf Thatsachen gestützten Urtheile über das Missionswesen, der Unverstand, die Heuchelei, der Eigennutz, die trotz aller

einzelnen, wahrhaft frommen und gottbegeisterten Gemüther bei der Sache mit unterlaufen, alles dieß kann seinen Eindruck nicht verfehlen; widerlegen wird man das Schriftchen nicht, aber durch Schweigen wird man es in unserer, religiösen Dingen so wenig holden Zeit allmählich der Vergessenheit zuzuführen suchen. In dem Ganzen lebt aber ein zu tüchtiger und gesunder Geist, als daß dieß so leicht gelingen dürfte, und das Schriftchen berührt zu tief gehende Schäden, als daß man es selbst von Seite der protestantischen Kirchenbehörden unbeachtet lassen könnte.

Die schwarzen Einwohner Australiens.

(Fortsetzung.)

In einem frühern Abschnitt habe ich den Leser mit der Classe von Leuten bekannt gemacht, welche in der Basses-Straße das beschwerliche Gewerbe des Seehundsfanges betreiben. Unter den Abenteurern dieser Art, die zuweilen auf unsern Besitzungen einsprachen, um entweder Wasser einzunehmen oder ihre Waaren feilzubieten, zuweilen aber auch zu meinem Verdrusse Rum einzuschwärzen, befand sich eine Familie, die besondere Aufmerksamkeit erregte. Der Führer des Bootes war ein Mann, der, wie man zu sagen pflegt, bessere Tage gesehen hatte, und wirklich verrieth sein Wesen trotz der rauhen Außenseite eine gewisse Urbanität. Er hatte seinen jetzigen Beruf aus Liebe zu einer unabhängigen, doch thätigen Lebensweise gewählt, und dieselbe Excentricität bewog ihn auch wohl eine Schwarze zur Frau zu nehmen. Von seinen zwei Gefährten hatte der eine eine Neu-Holländerin zur Frau, der andere war im Begriff eine Mestize zu heurathen; es schien als habe eine weiße Haut keinen Reiz für diese Leute. Was mir diese Familie interessant machte, war ein Geschöpf, das sie für ihr Pflegekind ausgaben, ein Mädchen von etwa 13 Jahren von ungemein zartem Wuchse, in dessen dunkeln, sinnigen Augen und milden, fast wehmüthigen Zügen ein eigenthümlicher Zauber lag. Mignon, wie ich die Kleine scherzweise nannte, war der Liebling aller, die sie sahen. Ich gestattete ihren Pflegeeltern öfters bei uns einzukehren und wies ihnen manchen Verdienst zu, wenn die Jahreszeit ihrem Geschäft ungünstig war, wofür das Kind durch fleißiges Einsammeln von Muscheln und Insecten sich mir gar dankbar erwies.

Die Unterhandlungen mit dem Gouvernement hatten noch zu keinem Resultat geführt, und es schien nun gerathen, auf eigene Hand etwas zu versuchen. Die Frauen jener Abenteurer hatten sich wiederholentlich thätig und bereitwillig erwiesen, wenn wir bei manchen Bauten an der Küste den Beistand fertiger Taucher und Schwimmer bedurften. Die Männer selbst hatten bei ihrer Lebensweise sich viel von jenen Fertigkeiten zugeeignet, die den Schwarzen ein so bedeutendes physisches Uebergewicht über uns Weiße geben. Und so bot sich denn der Gedanke dar, ihnen die Ausführung des Unternehmens, nämlich die Aufhebung der Schwarzen, anzuvertrauen. Zu diesem Behuf wurde ihnen eine Station an der Küste eingeräumt, und um keinen Verdacht bei den Wilden zu erregen, wurde alle Communication dahin abgebrochen. Die Schwarzen hatten seit der Gefangennehmung des Mädchens sich nicht mehr in die Nähe der Hütten gewagt, dagegen beunruhigten sie die Heerden, hetzten sie mit den Hunden und verwundeten viele mit Speer- und Steinwürfen. Allmählich ließen sie sich seltener verspüren und blieben endlich mehrere Wochen ganz aus. Dieß war ein günstiges Anzeichen und wirklich erschien in wenigen Tagen das Boot der Seehundfänger mit der Flagge, die der Verabredung gemäß das Gelingen des Unternehmens ankündigen sollte. Ueber die nähern Umstände dieses Unternehmens gaben mir die Seehundfänger sehr weitläuftige Berichte, deren Wahrheit ich jedoch nicht verbürgen möchte. Im allgemeinen erfuhr ich, daß beide Parteien sich auf der Jagd begegneten, wo Mignon mit den Kleinen bald vertraut wurde, die Schwarzen erboten sich, das Nachtlager mit ihnen zu theilen und wurden bei dieser Gelegenheit mit zwei Hunden beschenkt, ihr eigenes Lager aber hielten sie geheim. Man trennte sich hierauf im besten Einverständnisse, und die Seehundfänger besprachen sich nun über die fernern Maaßregeln; sie rechneten dabei auf Mignons Beistand und waren daher nicht wenig erstaunt, als diese unumwunden erklärte, sie wolle sich damit nicht befassen, sey vielmehr gesonnen, jene vor der Falle zu warnen. Mit Drohungen war bei der Kleinen nichts auszurichten, und man war froh, als sie nur versprach, sich bei der ganzen Sache leidend zu verhalten. Es gelang endlich den Weibern das Lager der Schwarzen aufzufinden, dieß führte zu einem vertrauten Umgange, und endlich machte man ihnen den Vorschlag, nach einem andern Punkte der Küste überzufahren; der Wind war hiezu aber nicht günstig, und dieß lieh den Vorwand, nach einer andern Gegend zu segeln u. s. w. Ich fand in dem Boote einen alten Mann, drei stämmige Bursche, zwei Knaben von etwa 6 und 10 Jahren, und eine Frau mit einem Kinde, kaum 2 Jahre alt. Diese nebst einer Menge Hunde, so wie die Familie der Seehundfänger, waren wie Häringe in dem engen Raum zusammengedrängt. Die Gefangenen erschienen in ihrem jetzigen Zustande ganz verschiedene Wesen von denen, die uns so viel zu schaffen gemacht. Die leicht beweglichen Figuren, die mit dem Speer in der Hand von Fels zu Fels sprangen, saßen nun zusammengekauert und stumm in dürftiger Bekleidung und schmutziger Umgebung, ein Bild tiefster Erniedrigung.

Die Gefangenen ans Land zu bringen, schien auf keine Weise gerathen, eines unsrer Fahrzeuge, das gerade vor Anker lag, bot daher die gewünschte Gelegenheit dar, sie in jeder Beziehung besser unterzubringen. Hier fühlten sie sich bald behaglicher, die Männer schmauchten vergnüglich ihre Pfeifen, die Kleinen balgten sich mit den Hunden umher, nur die Alte blieb scheu und niedergeschlagen im Hintergrunde. Ich bemerkte eine starke Geschwulst an dem Knöchel ihres Fußes und rief unsern Wundarzt herbei, den Theil zu untersuchen; aber sie lehnte jede Berührung ängstlich ab und entzog den Fuß unsern Blicken. Alle Versuche, irgend eine Auskunft

über die frühern Schicksale der Familie zu erhalten oder sie über ihre jetzige Lage aufzuklären, blieben fruchtlos, weil es uns an der Kenntniß gebrach, uns verständlich zu machen; die Frauen der Seehundfänger konnten uns dabei keinen Vorschub leisten, denn die Neu-Holländerin verstand die Sprache unserer Eingebornen gar nicht, die andere, obgleich eine Landsmännin, gehörte dem Oysterbay-Stamme an der Ostküste an, dessen Idiom von dem der westlichen Stämme verschieden ist, und nur über die einfachsten alltäglichen Gegenstände konnten sie sich verständigen.

Ungünstige Umstände verhinderten die Abfahrt des Schooners, und bald verriethen die Schwarzen große Lust, den engen Schiffsraum zu verlassen und ans Land zu gehen. Man gestattete ihnen dafür ein längeres Verweilen auf dem Verdeck, hier warfen sie sehnsüchtige Blicke nach der Küste hin, besonders schien die Frau von innerem Schmerz ergriffen und bald zogen sie sich in den Schiffsraum zurück. Ich bemühte mich sie aufzuheitern und ließ ihnen allerlei Leckerbissen reichen, die sie mit Wohlgefallen verspeisten; auch die Kinder drängten sich herbei, ihre Hände nach den Rosinen und Mandeln ausstreckend, doch von Mignon unterwiesen, mußten sie eine artige Verbeugung machen, und je gelungener diese ausfiel, desto reichlicher war die Gabe. Die Mutter blickte mit innigem Wohlbehagen auf die gelehrigen Kinder, die wieder und wieder kamen und den Vorrath fast erschöpften. Als nun gar die großen Bursche herbeikamen, eine drollige Verbeugung machten und ihre offenen Hände hinhielten, statt der Leckerbissen aber von Mignons Arm tüchtige Schläge erhielten, da brach ein allgemeiner Jubel aus, jede Spur von Gram war verschwunden und ich ließ die Gefangenen in einem Zustande freudiger Ausgelassenheit zurück, wie man sie nur bei Kindern oder — Wilden wahrnehmen kann.

Bevor ich meine Gäste ihrer fernern Bestimmung zuschicken konnte, stand ihnen noch ein schmerzlicher Verlust bevor: es war unumgänglich nothwendig ihre Hunde bei Seite zu schaffen, für die im Schiffe sich weder Raum noch Unterhalt finden ließ. Da es mir indeß bekannt war, wie sehr sie diesen Thieren zugethan sind, so befahl ich, solche nach einem nahe gelegenen Eilande überzuführen und sie im Stillen aus dem Wege zu räumen. Die Schwarzen widersetzten sich der Abführung der theuern Gefährten, wobei die wachhabenden Constables ihnen etwas roh begegnen mochten; hiedurch in Wuth gesetzt, versuchten sie sich der Speere zu bemächtigen, die man unvorsichtigerweise auf dem Verdeck hatte umher liegen lassen, und als dieß nicht gelang, machten sie Miene über Bord zu springen. Die Leute wußten sich nicht zu helfen und in der Hast des Augenblicks ergriffen sie die Männer und legten ihnen Ketten an. Diese Maaßregel machte einen tiefen Eindruck auf die Gefangenen, nun erst schienen sie ihre Lage zu begreifen und ergaben sich mit stiller Resignation in ihr Schicksal. Von diesen Vorgängen unterrichtet, eilte ich an Bord des Schiffes, ich fand den Alten in aufrechter Stellung am Boden sitzen, die gefesselten Söhne mit gesenktem Haupte ihm zur Seite, in einiger Entfernung saß die Alte, mit trüben Gebärden das Kind an sich schmiegend, die zwei Kleinen unbefangen zu ihren Füßen. Lautlos verharrten sie in dieser Stellung und kaum hatte ich den Muth sie zu unterbrechen. Die Gruppe hatte trotz der niedern Umgebung einen ächt elegischen Ausdruck und erinnerte in der äußern Gestaltung wie in der tiefern Bedeutung an ein herrliches Bild Rendemans, das, freilich nur in einem Steindruck, auch zu mir gedrungen war. Mignon trat nun auch herbei und sah mich mit vorwurfsvollen Blicken an; man wollte gesehen haben, daß sie während des Getümmels versucht habe, den Gefangenen die Waffen in die Hände zu spielen, und gewiß durfte man die Kleine deßhalb wohl nicht tadeln. Es gelang mir sie zu beruhigen, die lästigen Fesseln wurden bei Seite geschafft und bald war alles zur Abfahrt bereit, zuvor aber ließ ich jedem der Männer einen neuen Anzug, der Frau ein prächtig rothes Tuch und den Kindern allerlei Naschwerk reichen. Die Burschen schickten sich sogleich an die neuen Gewänder anzulegen, doch kaum hatten sie die alten abgestreift, so eilten die Kinder herbei und bemächtigten sich dieser zerfetzten Hüllen. In der Eile schlüpften sie bald mit beiden Beinen in einen Aermel, bald mit dem Arm, wo jene eigentlich hingehörten, was denn zu ganz possirlichen Situationen Veranlassung gab. Auch die Männer brachten ihre Toilette nicht ohne mancherlei lächerliche Bewegungen zu Stande, wodurch die Scheidenden in die beste Stimmung versetzt wurden und es kaum gewahrten, als ich sie verließ um mein Boot zu besteigen. In Launceston, von wo aus sie nach Flinders-Insel übergeschifft wurden, erregten sie, zumal bei der jungen Welt viel Interesse, denn seit Jahren hatte man dort keine Familie Eingeborner gesehen.

So hatte ich denn die Gelegenheit, das Land von dem letzten freien Stamm Eingeborner zu befreien, nur hätte ich gewünscht, den Armen ein besseres Loos zu bereiten, als ihnen bevorstand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hungersnoth im District Guntur in Indien.

Im Jahre 1833 wurden mehrere Provinzen Indiens durch eine Hungersnoth heimgesucht. Der Ingenieurofficier Capitän Best, ein wohlgesinnter Mann, welcher das angerichtete Elend in der Nähe gesehen, theilt sehr genaue Nachrichten über den genannten District mit, welcher nur 518,318 Seelen zählte, aber durch die Hungersnoth nahezu die Hälfte verlor. Zieht man, sagt er in einer im vorigen Jahre zu Madras herausgekommenen Schrift, von dieser Hälfte alle diejenigen ab, welche wie Heuschrecken über die benachbarten Districte herfielen und dort mehr oder minder Unterstützung fanden, so bleiben immer noch wenigstens 150,000 Menschen übrig, welche wirklich Hungers starben, mehr als der vierte Theil der ganzen Bevölkerung. Die Anzahl des während dieser Hungersnoth zu Grunde gegangenen Viehs berechnet er auf ungefähr 360,000 Stück. Eine natürliche Folge war, daß das Einkommen von diesem District bedeutend sank: bis zum Jahre 1832 hatte dasselbe im Durchschnitt 183,960 Pfd. St. abgeworfen, und dieß Einkommen fiel im Jahre 1833 auf 95,946 Pfd. St.; in den

nächsten fünf Jahren war das Deficit durchschnittlich noch über 70,000 Pfd. St., und noch jetzt hat das Einkommen nicht die alte Höhe erreicht. Capitän Best meint, wenn man nur 50 bis 60,000 Pfd. St. verwenden wollte, so könnte man dem Lande seine Brunnen, seine Teiche, seine Canäle wieder zurückgeben, die es der Freigebigkeit seiner eigenen Fürsten verdankte, welche aber unter den civilisirten Eroberern völlig verfielen.

Sitten und Gebräuche in der Bretagne.

Zweiter Abschnitt.

(Fortsetzung.)

Wir haben dieses Gedicht wörtlich aus der Sprache der Bretagne übertragen und sind dem Original dabei so treu als möglich geblieben, aber der Reiz und die sanfte Schwermuth die es in der Ursprache hat und die man selbst im Französischen nicht ganz wiedergeben kann, geht freilich größtentheils in der Uebertragung verloren. Um die Lieblichkeit dieser Gesänge zu begreifen, muß man sie in den düstern und finstern Hütten der Bretagne selbst hören, so wie sie den alten Sagen treu nachgesungen werden, und zwar mit der Begleitung der schnurrenden Räder und bei dem fahlen Schein des unter dem Kamin brennenden Kienholzes. Bis in diese Hütten, in welchen fast alles mangelt was das Leben bequem und angenehm macht, sind die modernen Sitten und Verbildung noch wenig gedrungen, zum Ersatz dafür hat eine lebhafte, glänzende und auch launenhafte Poesie hier ihren Sitz aufgeschlagen und entschädigt oft reichlich für so manche Entbehrungen. Der reiche Pächter kennt jedoch schon mehr von dem städtischen Luxus, er kann sogar lesen, schreiben und rechnen; auch machen diese klagenden Elegien und Romanzen wenig Eindruck mehr auf sein Gemüth, welches Materialismus und Civilisation schon verhärtet haben.

Außer diesen Gesängen und Dichtungen, die ein hohes Alter verrathen, gibt es auch noch eine große Menge neuerer Lieder, und die Reimschmiede und Improvisatoren der Bretagne wandern mit ihrer in Lumpen gehüllten Muse von Hütte zu Hütte. Bisweilen sind es Blinde, in der Regel aber Bettler von Profession. Ist der Abend angebrochen, so kommen sie an, bleiben aber an der Thürschwelle der Pächterswohnung stehen und bringen dem Herrn des Hauses ihren Gruß in Reimen dar, sodann den Kindern und dem Gesinde; sie nennen jeden bei seinem Namen und wünschen dem einen eine reiche Ernte, dem andern langes Leben und Gesundheit, und den jungen Leuten eine baldige Hochzeit und schmucke Bräute. Auch die Todten werden bei diesen Improvisationen nicht vergessen und manche Reminiscenzen kommen zum Vorschein. Bisweilen verräth sich bei diesen Menschen auch ein wirkliches Dichtertalent, das sich bis zur Begeisterung erhebt, und nicht selten sieht man wie ihnen ein zahlreiches Auditorium mehrere Stunden lang aufmerksam zuhört, wobei dem Sprecher das Wort auch nicht einen Augenblick ausgeht.

So fließt dem Landmann der Bretagne das Leben zwischen Festen und friedlichen Genüssen, die mit seinen Neigungen und Liebhabereien vollkommen übereinstimmen, dahin. Da er ein wenig Fatalist ist, so betrachtet er den Tod als eine Nothwendigkeit, vor der er nicht zurückschreckt. In seiner Krankheit schenkt er den wirklichen Aerzten wenig Zutrauen. Hat er nur eine leichte Unpäßlichkeit, so nimmt er seine Zuflucht zu Amuletten und zum Louzouen ar groaz, wörtlich: das Kraut des Kreuzes (Eisenkraut), welches vermöge seiner christlichen Weihe noch in eben so großem Ansehen als zur Zeit der Druiden steht. Wird das Uebel schlimmer, so wendet man sich an die Heiligen und hält eine Neuntags-Andacht. Dieses gilt für ein unfehlbares Mittel, und allgemein ist der Glaube verbreitet daß derjenige, bei dem dasselbe nicht anschlägt, seine irdische Laufbahn vollbracht hat.

Aber auch bei diesem, wie bei fast allen andern Dingen, hat jeder Kanton seine eigenen Gebräuche und Ansichten. Es gibt Gemeinden in welchen die neuntägige Andacht von neun jungen Burschen und neun jungen Mädchen ausgeübt wird, die zu drei und drei herumgehen um den Preis für eine Messe einzusammeln; sie nehmen aber nie mehr als einen Liard (Pfennig) von einer Person an, so wie diese Gabe auch nur von einer einzigen Person in jeder Behausung. — An andern Orten wird die Neuntags-Andacht durch neun junge oder alte Weiber vollzogen; diese besuchen dann zwischen dem Anfang und dem Untergang der Sonne neun verschiedene Capellen, sagen in jeder ein Gebet her und zünden in jeder eine kleine Kerze vor dem Hochaltar an. Während dieser neun Tage hat alles eine gute oder schlimme Bedeutung. Läßt eine dieser Frauen den Rosenkranz fallen oder fliegen Raben über ihren Köpfen weg, so gilt dieß für ein schlimmes Zeichen, aber noch weit schlimmer ist es wenn irgend ein Hund dem frommen Zug schweigend und kopfhängend folgt. Der Hund besitzt einen geheimnißvollen Instinct, er deutet ein nahes Leichenbegängniß an, und so oft Hunde in der Nachbarschaft in der Nacht ein Geheul anstimmen, so gilt dieß für das gewisse Zeichen eines nahen Sterbfalles.

Aber so wie es schlimme Vorzeichen gibt, so gibt es auch gute: wenn die vor dem Altar angezündete Kerze eine reine Flamme brennt, wenn der Gesang der Lerche in den Lüften klar und hell schallt, wenn die Glocke in dem Augenblick läutet wo man zuerst die Thurmspitze der Capelle erblickt, so darf man auf den guten Erfolg der Neuntags-Andacht zählen und frohen Hoffnungen Raum geben. Aber öfters ist es der Fall daß während derselben der Kranke schlimmer wird; alsdann nimmt man zum Geistlichen seine Zuflucht, in dessen Seelenarznei der Landmann der Bretagne immer großes Zutrauen setzt, und so streng und hart er oft gegen sich und andere bei körperlichen Leiden ist, so spart er doch nichts sobald es das Seelenheil gilt. In manchen Familien, wo man sich scheuen würde einen Thaler auszugeben um einen Arzt kommen zu lassen, ruinirt man sich gern um Messen für den Verstorbenen lesen zu lassen.

In der Nieder-Bretagne finden den Abend vor einem Begräbniß seltsame Gebräuche an dem Todtenbett statt, die man vergeblich an andern Orten wieder suchen dürfte. — Wie man einen Hochzeitsbitter bei Vermählungen und einen Reimschmied bei andern festlichen Gelegenheiten hat, so hat man einen Paterer (Beter) an dem Sarg eines Verblichenen. Auch dieser ist Poet und Improvisator. Er versteht es alte Gebete dem Charakter und den Handlungen und Eigenschaften des Seligen reimend anzupassen, und oft läßt er den Todten im Sarg, in dem hiezu sich besonders eignenden Idiom der Bretagne, in kühnen und grausenhaften Bildern reden, indem er den Umstehenden Buße predigt und ihnen in herzzerreißenden Schmerzenstönen ein Gott und den Heiligen wohlgefälliges Leben auf das strengste und bei gräßlichen Strafen anempfiehlt und sie vor allem sündhaften Treiben auf das ernstlichste warnt.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 133.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Mai 1845.

Das alte Mexico.

4. Religiöse Begriffe und Einrichtungen.

(Revue britannique. Fevr. 1845.)

Man kann das mexicanische Religionssystem nicht näher untersuchen, ohne von einem auffallenden Widerspruch betroffen zu werden. Ein Theil scheint von einem vergleichungsweise milden und aufgeklärten Volk ausgegangen zu seyn, der andere trägt den völligen Stempel der Wildheit. Dieser Widerspruch leitet auf zweierlei Quellen hin und läßt vermuthen, daß die Azteken von ihren Vorgängern im Lande einen minder grausamen Glauben erbten, dem sie später ihre eigene Mythologie einimpften. Diese letztere gelangte endlich völlig zur Herrschaft, und gab dem Glauben der übrigen Völker, welche Mexico gleich dem alten Rom sich zu assimiliren strebte, jenen finstern Anstrich, den man im ganzen Anahuac fand. Die Azteken erkannten einen einzigen Schöpfer und Herrn der Welt an, aber dieser einfache Begriff war ihrem Verstand noch viel zu erhaben, und sie flüchteten sich, wie dieß gewöhnlich geschieht, in die Mehrheit der Götter; man zählte 13 Haupt- und über 200 Nebengottheiten, von denen jede ihren besondern Tag und ihr Fest hatte. An der Spitze aller dieser Götter stand der furchtbare Huitzilopochtli, der Kriegs- und eigentliche Schutzgott der Azteken, dessen phantastisches Bild mit kostbaren Zierrathen beladen wurde. Seine Tempel waren die großartigsten öffentlichen Gebäude, und in allen Städten des Reichs strömte das Blut der Menschenopfer von seinen Altären. Dagegen hatte Quezalcoatl, der Gott der Luft, während seines Aufenthalts auf Erden das Volk den Gebrauch der Metalle, den Ackerbau und die Friedenskünste gelehrt. Unter seiner Herrschaft hatte die Erde sich mit Früchten bedeckt, ein Maiskolben war so groß, daß ein Mensch daran zu tragen hatte, die Baumwolle nahm von selbst die reichsten Farben an, die Luft war von berauschenden Gerüchen und dem melodischen Gesang der Vögel erfüllt, kurz dieß war das goldene Zeitalter von Anahuac.

Quezalcoatl hatte, man weiß nicht warum, den Zorn einer mächtigern Gottheit auf sich geladen und mußte das Land verlassen. Auf seiner Reise hielt er in der Stadt Cholula an, wo man ihm später einen Tempel errichtete, dessen massive Ruinen eines der merkwürdigsten Alterthümer Mexico's sind. Angelangt am mexicanischen Golf, nahm er Abschied von denen, welche ihm gefolgt waren, versprach in späterer Zeit wieder mit seinen Nachfolgern zurückzukehren, bestieg ein wahrhaftes Zauberschiff aus Schlangenhäuten und schiffte sich nach dem fabelhaften Lande Tlapallan ein. Der Sage nach hatte Quezalcoatl einen hohen Wuchs, weiße Haut, lange schwarze Haare und einen fließenden Bart. Die Azteken hofften auf die Rückkehr dieser wohlthätigen Gottheit, und diese merkwürdige, im Volk tief gewurzelte Sage bereitete der spanischen Eroberung den Weg. Wir können hier nicht umständlicher auf die aztekischen Gottheiten eingehen, und bemerken bloß noch, daß die Eigenschaften der meisten sehr sorgsam bestimmt waren, und die Hierarchie ohne Unterbrechung herabging bis zu den Hausgöttern, deren kleine Bilder selbst die einfachsten Wohnstätten zierten.

Die Azteken hatten die allen Völkern und Zeiten natürliche Neugierde, den Schleier zu heben, der die geheimnißvolle Vergangenheit und die noch furchtbarere Zukunft deckt. Wie die Völker des alten Continents suchten sie eine Art Zuflucht gegen die erdrückende Idee der Ewigkeit in der Theilung der Vergangenheit in vier verschiedene Perioden von mehrern tausend Jahren. Am Schlusse eines jeden solchen Cyclus hatte eines der vier Elemente das Menschengeschlecht vernichtet, und die Sonne war erloschen, um später sich wieder zu entzünden.

Die Azteken dachten sich drei verschiedene Arten von Leben nach dem Austritt aus dieser Welt. Die Bösen sollten ihre Verbrechen an einem Ort ewiger Finsterniß büßen; eine andere Classe, deren einziges Verdienst darin bestand, daß sie an gewissen, launenhaft aus vielen andern ausgewählten Krankheiten starb, genoß eines negativen Daseyns, eines trägen Glücks. Das beste Theil war, wie bei allen kriegerischen Nationen, den in der Schlacht gefallenen Helden oder den den Göttern Geopferten vorbehalten: sie kamen zuerst zur Sonne, welche sie mit ihren Gesängen und Tänzen auf ihrer glänzen-

den Bahn durch den Himmel begleiteten. Nach einigen Jahren verwandelten sich ihre Geister in Wolken oder in Singvögel vom schönsten Gefieder. Mitten unter den Blumen und Wohlgerüchen des Paradieses genossen sie ewiger Seligkeit. Dieß war der Himmel der Azteken, viel idealer, als der des classischen Heidenthums, deren Elysium nur die kriegerischen Spiele und sinnlichen Vergnügungen dieses Lebens aufs neue darbot. Daß die abgeschiedenen Bösen nicht auch physisch gemartert wurden, contrastirt auffallend mit den sinnreich ausgedachten Qualen, wie man sie in dem Glauben selbst der aufgeklärtern Völker findet. Alle diese Ansichten, welche mit dem wilden Naturell der Azteken in so auffallendem Widerspruch standen, zeugen für eine weiter vorgeschrittene, von ihren Vorgängern im Lande ererbte Civilisation.

Beim Tode eines Azteken bedeckte man seine Leiche mit den seiner Schutzgottheit besonders zukommenden Kleidern, so wie mit Papierschnitzeln, die mit Hieroglyphen und Talismanen gegen die Gefahren der Reise beschrieben waren. War er reich, so opferte man bei seiner Leichenfeier eine Menge Sklaven, verbrannte den Körper und bewahrte in einem Zimmer seines Hauses die gesammelte Asche in einem Gefäß auf. Diese sonderbare Mischung von Gebräuchen der verschiedensten Art, der Moslems, der Tataren, der alten Griechen und Römer, beweist, wie sehr man sich vor Schlüssen, die bloß auf die Analogie gebaut sind, hüten muß. Mit Staunen findet man bei den Azteken fast das ganze Ceremoniell der christlichen Taufe. Ehe man den Kindern einen Namen gab, besprengte man ihre Lippen und ihre Brust mit Wasser. Man bat die Gottheit, daß „das heilige Wasser die von den Kindern vor der Gründung der Welt begangene Sünde austilgen und ihnen eine neue Geburt geben möge.“ Mehrere aztekische, von den Priestern verfaßte Gebete erinnern an die christliche Moral: „o Gott, willst du für immer uns aus dem Buche des Lebens tilgen. Soll diese Strafe nicht bloß uns bessern, sondern uns vertilgen?“ — „Gieb uns, Herr, durch deine Gnade die Güter, die wir durch unser eigenes Verdienst nicht zu erhalten würdig sind.“ — „Lebe in Frieden mit aller Welt, dulde die Beleidigungen mit Demuth; Gott, der alles sieht, wird dich rächen.“ Der auffallendste Zug von Aehnlichkeit mit der heiligen Schrift ist der merkwürdige Satz: „wer eine Frau mit allzu viel Neugierde betrachtet, begeht den Ehebruch mit seinen Augen.“ Allerdings sind diese erhabenen Lehren mit andern gemischt, deren kindische und selbst ganz rohe Art von den wirren sittlichen Begriffen eines Volks zeugt, bei welchem die Civilisation erst zu blühen beginnt.

(Schluß folgt.)

Die schwarzen Einwohner Australiens.

(Fortsetzung.)

Die Regierung hatte auf der Flinders-Insel eine förmliche Niederlassung etablirt, eine Ackerwirthschaft und kleine Gärten angelegt. Ein Arzt und ein Geistlicher sollten jeder auf seine Weise den Schwarzen zu Hülfe kommen.

Leider blieben diese humanen Absichten ohne Erfolg: die Schwarzen waren nicht zu bewegen die Wohnungen zu beziehen, sie klagten, ihr Jagdrevier sey zu beschränkt, verloren die gewohnte Heiterkeit und versanken allmählich in Traurigkeit und Apathie.

Ob das Verfahren auf der Flinders-Insel mangelhaft gewesen, und darum der Zweck verfehlt worden, oder ob die tief eingewurzelte Gewohnheit der Eingebornen nicht zu überwältigen war — darüber sind die Meinungen getheilt. Die Erkundigungen, die ich hierüber eingezogen, vereint mit den eigenen Erfahrungen, berechtigen mich zu der Ansicht, daß die Schuld großentheils der Verwaltung beizumessen ist, insofern nämlich, als sie zu viel erreichen wollte, und dadurch alles verfehlte. Nur zwei Auswege boten sich dar, das Schicksal der Eingebornen festzustellen: entweder ihnen ein großes Territorium einzuräumen und sie ohne alle Einmischung der gewohnten Lebensweise zu überlassen, oder sie durch Civilisirung dem Zustande der Wildheit zu entreißen. Die Regierung entschied sich, was nicht anders als zu billigen ist, für die letzte Maaßregel, aber sie erfüllte die dazu erforderlichen Bedingungen nicht, man verfuhr weder consequent noch mit der nöthigen Rücksicht auf den Charakter der Schwarzen. Schon das Zusammenhäufen der verschiedenen Stämme war ein mißlicher Umstand, sie schließen sich nie an einander an, und wenn sie in Berührung kommen, gibt es immer Veranlassung zu Zank und Hader. Hiedurch wurde das so nothwendige gute Vernehmen auf der Insel von Anfang an zerstört. Der ältern Generation wollte man keinen Zwang auflegen und gestattete ihnen nach gewohnter Weise sich auf der Jagd zu ergehen, nur die Jüngern sollten sich allmählich an europäische Sitten gewöhnen. Allein die Bevölkerung war in so viele einzelne Stämme zersplittert, die alle auf besondern Revieren jagen wollten, daß diese Räume viel zu beschränkt wurden und den Erwachsenen keine Unterhaltung gewährten; die Jugend aber blieb in steter Berührung mit den Alten, in deren Gesellschaft die alten Eindrücke immer wieder aufgefrischt, die neuen schnell verlöscht wurden.

Es gewährt ein betrübendes Bild, ein harmloses Völkchen, dem heimathlichen Boden entrissen, in Lebensüberdruß allmählich dahinschwinden zu sehen. Dieß ist leider das Schicksal der einstigen Herren der Vandiemens-Insel, von den Hunderten, die man nach Flinders-Insel gebracht, war im vorigen Jahre nur noch eine Handvoll übrig, und in wenigen Jahren dürfte kaum noch eine Spur von ihnen vorhanden seyn.

Wie unvollkommen auch die Sprache eines Volkes ist, dessen Ideenkreis so eng begränzt ist, so dürften einige Notizen über diesen Gegenstand doch nicht ohne Interesse seyn. Schon d'Entrecasteaux verzeichnete bei seinem Besuche der Insel eine Anzahl Wörter, deren Bedeutung er verstanden zu haben glaubte. Seit der Colonisation ist die Gelegenheit zu einer nähern Kenntniß ihrer Sprache von verschiedenen Personen benutzt worden, und manche, zumal Hr. Robinson, konnten sich den Eingebornen in ihrer Sprache verständlich machen. Wie die vielfältigen Untersuchungen gezeigt, herrschte unter

den Stämmen selbst eine große Verschiedenheit der Sprache, nicht nur die Betonung war verschieden, sondern sie gebrauchten für denselben Gegenstand ganz verschiedene Worte. Es war überdieß sehr schwierig, ihre Laute richtig niederzuschreiben, denn obgleich sie unter einander sich verstanden, so schien es doch unsern Ohren, als wenn jeder ein und dasselbe Wort auf ganz verschiedene Weise ausspräche. Diese Schwierigkeit wurde noch dadurch erhöht, daß die Stämme, welche mit Weißen in Berührung gekommen waren, eine Menge von Gegenständen kennen gelernt hatten, für die sie in ihrer eigenen Sprache keinen Namen fanden; sie mußten daher entweder neue Worte dafür erfinden, oder was näher lag, die englische Bezeichnung in ihre Sprache aufnehmen; welche Verstümmelungen hiebei aber stattfanden, ist leicht begreiflich. So geschah es denn, daß Weiße, die mit einigen befreundeten Schwarzen sich geläufig unterhalten konnten und die Sprache der Eingebornen ganz zu verstehen glaubten, von fremden Stämmen gar nicht verstanden wurden, und daß viele Wörter, die wir mühsam zusammengetragen, sich als bloße Corrumpirungen aus unserer eigenen Sprache ergaben.

Auf den neuen Niederlassungen an der Südküste von Neu-Holland haben die Ansiedler harte Kämpfe mit den Eingebornen zu bestehen, die dort sehr zahlreich vorhanden sind und mehr Muth besitzen als die Vandiemensländer. Seit einigen Jahren haben deutsche Missionäre auf der Colonie Süd-Australien (Adelaide) das Werk der Civilisation begonnen. Folgende Schilderung der Sitten, Gebräuche und Sprache der dortigen Urbewohner ist den Mittheilungen unsrer Landsleute entnommen und dürfte dem Leser nicht ohne Interesse seyn.

Erst seit dem J. 1836 sind die Urbewohner Süd-Australiens uns näher bekannt geworden. Damals, beim Erscheinen der Weißen, glaubten sie in den Ankömmlingen die Pinde-Meyn zu erblicken, d. h. Menschen aus der Tiefe, in deren weißer Hautfarbe und großen Regsamkeit sie ihre längst verstorbenen Vorfahren erkennen wollten, die aus der Wohnung der Todten zurückkehrten. Das Leben des Wilden glich von seiner Geburt an einem Traume, der nur dunkle Erinnerungen zurückläßt, bis er ein Schlafender, medú-butti, wurde und auf einer Bahre von Zweigen, tirkatti, zu Grabe getragen wurde, begleitet von dem ngarra-Kuingo, dem Manne, der gebückt einhergehend in jeder Hand einen ausgelöschten Feuerbrand trägt und der tutta-kuingo, der Frau mit dem tutta, oder dürren Grasbüschel in der Hand.

In der Kindheit hat der Wilde die Namen der verschiedenen Thiere und Pflanzen mit ihren Eigenschaften kennen gelernt, und von diesen entlehnen sie ihre Eigennamen. Der Knabe wird frühzeitig ermuntert, sich mit dem Kutpi oder Kinderspeere zu üben und die Gebräuche kennen zu lernen bei den Aufzügen, kuri oder ngunya-waieta, auch Corrobori genannt. Mit diesen Feierlichkeiten wird der Neumond begrüßt, oder der böse Geist verscheucht, oder sie dienen nur dazu, nach einem in Trägheit verbrachten Tage die schlummernden Kräfte aufzuregen durch pantomimische Tänze bei dem Klange der Speere und Wurfkeulen, ipila, und dem Geschrei und Händeklatschen der Weiber, monde, die im Kreise sitzend dem Schauspiele zusehen.

„Warpunna witarninga, meyunna, ngarnda makketilya,“ „mögen eure Knochen recht stark werden, damit sie gut zittern,“ ist ein Wunsch, der auf die zitternde Bewegung der Beine bei manchen Tänzen hindeutet, was eine schwierige und hochgeachtete Kunst ist.

Dem Mädchen bietet die Zukunft nur die Aussicht auf Arbeit und Plage. Sie muß frühzeitig lernen die verschiedenen Insecten-Larven, „Barti,“ auch Ameisen „Kadugi“ zu sammeln, die öfters zur Speise dienen; sie gräbt mit einem kleinen Stöckchen „Katta“ nach Pflanzenwurzeln, bereitet Kânguru-Felle „Kartanda“ durch Reiben zwischen Steinen, für den Gebrauch zu, und weicht die Blüthen des Banksiabaumes „tarnma“ in Wasser, um dieses zum Trinken angenehm zu machen.

(Schluß folgt.)

Bibliothèque de l'école des Chartes.

Diese Revue verdient eine öffentliche Anerkennung ihrer Leistungen, denn sie hat gewiß mehr als irgend eine andere literarische Erscheinung zur Beförderung des Studiums der Geschichte des Mittelalters in Frankreich beigetragen. Von dieser Zeitschrift erscheint alle zwei Monate ein Heft von 6 bis 7 Bogen und der Preis des Jahrgangs ist nur 10 Fr. für Paris, auf eine Geldspeculation ist es also dabei nicht abgesehen. Durch eine Ordonnanz vom 11 November 1829 wurde die École des chartes neu begründet und die Arbeiten der Schüler sollten auf Staatskosten gedruckt werden. Diese Bestimmung wurde später aufgehoben, aber die Schüler dieser Schule, ehemalige wie jetzige, haben sich zu einer Gesellschaft verbunden, zu dem Endzweck alte Denkmäler der Literatur, Urkunden u. s. w. herauszugeben, die Werke über Geschichte, Archäologie und Philologie zu beleuchten, und namentlich alle für Paläographie und Geschichte nützlichen Entdeckungen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Das Unternehmen fand Anklang, wurde nicht nur von vornehmen Personen reichlich unterstützt, sondern Männer wie Beugnot, Lenormant, Letronne, Fauriel, Littré, Tivrey u. s. w. lieferten wichtige Arbeiten hinein. Fünf Bände sind ausgegeben und beinahe vergriffen; jetzt beginnt man eine neue Serie, worin Abhandlungen von Thierry, Reinaud u. s. w. zugesagt sind.

Sitten und Gebräuche in der Bretagne.

Zweiter Abschnitt.

(Schluß.)

Diese Reden haben nicht selten eine gute Wirkung und bekehren manchen Sünder, da man glaubt der Todte selbst lege sie dem Pater in den Mund. — Der Inhalt eines dieser Gebete ist folgender:

„Betet Verwandte und Freunde, denn die Kinder unterlassen es. Theure Freunde betet, denn die Kinder sind undankbar.

„Ein weißes Tuch, fünf Bretter, ein Strohkissen unter dem Haupt, fünf Schuh Erde darüber, dieß sind die Güter dieser Welt.

„Vielleicht brennt euer Vater, eure Mutter, euer Bruder, eure Schwester in dem höllischen Fegfeuer.

„Hier auf den Knieen, Flammen oben, Flammen unten, rufen sie euch zu: betet! betet!"

Die Wirkung dieser an einer Todtenbahre mit feierlicher und dumpfer Stimme, halb singend, halb declamirend vorgetragenen Poesien ist außerordentlich; man hört nur noch Schluchzen und erstickte Seufzer und Thränen entströmen allen Augen der Umstehenden. Aber kaum ist die letzte Schaufel Erde auf den Sarg geworfen, so zeigt sich auch schon wieder die alte bretagnische Sorglosigkeit und der Geschmack für rauschende Feste. Die Beerdigungen sind eben so gut wie die Taufen und Hochzeiten Gelegenheiten, bei welchen die Familien in einem Banquet oft die Hülfsquellen eines ganzen Jahres sehr unpassend verschwenden. Bald macht der Rausch, den übermäßiges Trinken erzeugt, daß man sich die Traurigkeit vom Morgen und alle Ermahnungen aus dem Sinn schlägt und nur noch an sehr weltliche Dinge denkt. Gleich allen Völkern die eine lebhafte Einbildungskraft besitzen, ist der Bretagner leicht- und abergläubig; er glaubt fest an Zaubereien, an Erscheinungen, an Ahnungen, an die Kraft geheimnißvoller Zahlen, und wenn er auch Gott verehrt, so setzt er doch noch mehr Zutrauen in seine Heiligen, indem er sich einbildet die himmlische Herrschaft sey wie die irdische beschaffen, wo man mit Hülfe der Minister und Räthe weit mehr erlangen kann als durch den Monarchen selbst. Er fürchtet sich außerordentlich vor Hexereien, und so oft der Tod eine jugendliche Blüthe dahinrafft, bildet er sich ein daß dieß nicht mit natürlichen Dingen zugegangen seyn kann. Bald ist es eine eifersüchtige Geliebte, die dem Jüngling einen Zauber angethan hat, bald ist der Tod das schreckliche Resultat einer zu Saint Yves de verité gesagten Messe.

Sobald sich ein Zwist zwischen zwei Bauern entspinnt, so lassen diese, statt an die heilige Justiz zu appelliren und sich in einen langwierigen und kostspieligen Proceß einzulassen, eine Messe in der Capelle des heiligen Yves, Schutzpatron der Advocaten, lesen. Die Kosten dieser Messe tragen beide gemeinschaftlich. Im Lauf des Jahres wird derjenige, der Unrecht hat, unfehlbar krank, und läßt er von seinem ungerechten Begehren nicht ab, so stirbt er. Dieser Gebrauch erinnert an die Gottesgerichte des Mittelalters.

Aber die Hauptursache, der man in der Regel einen schnellen unvorhergesehenen und wie man glaubt unnatürlichen Tod zuschreibt, ist die Begegnung des Karriguel an ancon (Karren des Todes). Dieses Unglück überlebt man nicht lange, auch findet man nicht leicht jemand, der diese furchtbare Erscheinung gesehen haben will, aber viele wollen das furchtbare Getöse, das sie bei ihrem Vorüberrauschen macht, schon gehört haben. Die Erzähler von Profession und alte Leute machen eine ausführliche und genaue Beschreibung von derselben.

Zwischen Mitternacht und ein Uhr des Morgens, gewöhnlich in der Nacht von dem Sonnabend auf den Sonntag, zeigt sich der höllische Zug auf öden abgelegenen Plätzen oder an dem Fuß eines steinernen Kreuzes. — Schrecklich ist dieses Schauspiel zu sehen und noch schrecklicher zu hören! Den Zug eröffnet ein Karren, den eine ganz abgemagerte Kuh zieht, auf welcher eine halbnackte Hexe mit fliegenden Haaren, eine Laterne in der linken, eine Sense in der rechten Hand haltend, reitet. Die Kuh hat eine Glocke am Hals und auf dem Wagen ist eine seltsame Gestalt von Todtenknochen und Todtenköpfen auch die Räder des Wagens sind aus Todtenknochen gemacht und ein Todtenkopf an jedem Ende der Axen. Dieses schreckliche, im wüthendsten Galopp dahin rollende Fuhrwerk macht ein so schneidend kreischendes Getöse, daß dem Menschen Hören und Sehen vergeht; jedes Hinderniß, es sey auch noch so groß, räumt es augenblicklich aus dem Wege, und Feuer und Funken stäuben unter ihm aus der Erde hervor. Dabei ertönt ein Klaggeschrei und ein Heulen und Wimmern, welches sich mit dem Wüthen des Sturmes und dem Krachen des Donners, den unfehlbaren Begleitern dieses Zuges, vermischt und ein schreckliches Concert bildet. — Obgleich der Wagen fast leer scheint, so ist er doch schwer, mit den Seelen aller Verdammten beladen die in den letzten Wochen starben, ohne sich mit dem Himmel versöhnt zu haben. Hinter diesem Karren kommt ein Heer von Teufeln, welche ihn unter höllischem Geschrei vorwärts treiben; ihnen folgen die Nachtwäscherinnen (lavandières de nuit), nackend ihr Leichentuch über den Köpfen fliegend. — Dieses waren die thörichten Jungfrauen ihrer Zeit, und zur Strafe für ihr schamloses Leben müssen sie jede Nacht ihre Leichentücher an einsamen Furten waschen, um die Flecken mit denen es besudelt ist, herauszubringen; aber es ist ein eben so vergebliches Beginnen als das Füllen des Danaidenfasses oder das Wälzen des Steines des Sisyphus. Wehe dem Wanderer, der sich zu dieser ungewohnten Stunde an einen solchen Ort verliert! Die Nachtwäscherin verlangt sogleich daß er ihr bei dieser schmutzigen Arbeit hülfreiche Hand leiste. Willigt er ein, so wickelt sie seine Arme sogleich in ihr Leichentuch, und zwar mit solcher Kraft und Gewalt daß sie beide zerbrechen und er ein Krüppel auf Lebenszeit bleibt. Schlägt er ihr aber den verlangten Dienst ab, so kennt ihre Wuth keine Gränzen mehr, und man findet den Unglücklichen schrecklich verstümmelt und getödtet den andern Morgen auf dem Platz liegen.

Die Kurrikets schließen diesen schrecklichen Zug, dieses sind die am wenigsten gefürchteten und meistens unschädlichen Hausgespenster; sie hausen in den Pächterswohnungen und in den Weilern, schlafen im Winter auf den warmen Platten der Feuerherde und den Sommer in den Ställen. Sie sind in der Regel sehr friedfertig für Geschöpfe so zweifelhaften Ursprungs, und ihre größte Bosheit besteht darin, daß sie des Nachts die Mähnen der Pferde verwirren, die Feuerbrände prasseln machen und sich in Irrlichter verwandeln, welche die jungen Mädchen beim Heimkehren von den Spinnabenden gern irre führen. Diese kleinen Kobolde haben eine durchdringende schneidende Stimme, der einer Grille ähnlich, ihre Köpfe bedecken sie mit ungeheuern runden Hüten, unter denen sie sich fast ganz verbergen. In jeder Pächterswohnung sind deren immer mehrere, wenigstens einer, dafür ist ihre Zahl auch sehr groß. Sie folgen dem Karren des Todes mit ausgestreckten Beinen, und ihre Menge ist so groß, daß man noch lange, nachdem der Zug vorüber ist, das spöttische Summen gleich einem vorüberfliegenden Orcan hört.

Der chinesische Pflug. Die Chinesen haben es mit ihren elenden Ackerwerkzeugen sehr weit gebracht, denn kein europäischer Bauer könnte mit ihrem Pflug auskommen; er ist ohne Pflugeisen, ohne Streichbrett und ohne Rad, nichts als eine Pflugsterze an einem krummen, sehr einfachen Holz; ich glaube, sagt Abbé Voisin (Revue de l'Orient. Mars), der Pflug ist so alt als ihr Reich selbst.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 134.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Mai 1845.

Die schwarzen Einwohner Australiens.

(Schluß.)

Zur Zubereitung des Fleisches von grössern Thieren graben sie ein Loch in die Erde „Kanyoyappa" und zünden darin Holz an, auf welches sie Steine zum Erhitzen legen; während diese sich erwärmen, wird das Kängoru mit dem Laube des Eukalyptus gefüllt, auch thut man einige der heissen Steine hinein, es wird dann in das Loch hineingeschoben und mit den übrigen Steinen und heisser Asche und Erde bedeckt. So bleibt es eine Stunde liegen, bis die Dämpfe schnell aufsteigen, was ein Zeichen ist, das Wild sey gar geworden, „Kanyandi." Ihre künstlichen Arbeiten bestehen im Spinnen von Fäden, „manga," aus einer Wasserpflanze, „warnpa," und den Haaren und Sehnen der Thiere, woraus sie Taschen „tainkyodli" anfertigen; sie machen Beutel von Kängoru-Fellen, „tando," Trommeln „tapurro" aus den ausgestopften Häuten des Oppossums, deren sie beim Tanze sich bedienen; sie nähen mit den gespitzten Knochen, „wauwi-wityo" und den Sehnen des Kängoru „tainya," fertigen das Fischnetz, „wika" das Netz zum Fangen des Walloby, „minde," das grosse Netz, „munta," und die Pelzhüllen, „watpa," den Haargürtel, „gadlotai." Der künftige Gatte führt das Mädchen nach kurzem Freien oder gewaltsam mit sich weg, im letztern Falle wird die Frau „Milla" genannt, welches Wort auch „Gewalt" bedeutet; meistens aber werden die Mädchen schon bei der Geburt zugesagt. Der Knabe, wenn er sich dem Jünglingsalter nähert, heißt „Wilyalundati," von der Ceremonie, die alsdann stattfindet, wobei er mit grünen Zweigen geschlagen wird. Bis zur Beschneidung heißt er auch „Marndo." Sein nächster Verwandter bestimmt die Zeit und den Ort zu dieser Handlung und heißt davon „Pappa-Matanpa." Die Knaben „Pappas" werden den Weibern gewaltsam entführt, wobei diese sich zum Scheine sehr erzürnt stellen, in ihre Stöcke „Katta" beißen und den Männern drohen. Die Knaben werden dann nach dem bezeichneten Orte hingebracht und mit einer Decke überdeckt, bis man die Turlos herbeischafft. Diese haben die Operation zu vollziehen, der Turlo gibt sich dazu scheinbar auch nur gezwungen her, er versucht es zu entrinnen, wird aber von den Verwandten ergriffen, nach jenem Orte hingetragen, auf den Boden gelegt und mit Staub bestreut. Für jeden Knaben ist ein Turlo bestimmt, und gewöhnlich ist auch ein überzähliger zugegen. Nach kurzem Warten wird er bei den Ohren gefaßt und in eine sitzende Stellung gebracht, wobei ein grosses Geschrei erhoben wird, um ihn aus dem vermeintlichen Zustande der Bezauberung zu erwecken. Man zieht dann eine Linie auf den Boden, auf deren einer Seite eine Person, „Parna" genannt, steht (dieses ist der Name eines Sternes), die auf der andern Seite heißt „Tappo" (der Name einer Fliege). Die Katta oder Stöcke der Frauen werden wiederholt im Kreise umhergetragen, keine der Frauen und Kinder dürfen dieser Ceremonie beiwohnen. Die Männer folgen dem Kattaträger mit den Händen auf die Hüften gestemmt, die Ellbogen nach außen zugekehrt, und nähern sich unter fortwährendem Aechzen dem Knaben. Der Kattaträger stößt nun die Katta tief in die Erde, legt sich auf den Boden und stöhnt, alle übrigen folgen seinem Beispiel, dabei kommen sie auf einander zu liegen und bilden so eine Art Altar, auf den der Knabe gelegt und die Handlung vollzogen wird. Von diesem Tage an tritt er in die Classe der Jünglinge „Tinyarra."

Der Jüngling erhält einen Beinamen „Kangatta," von irgend einem Thiere oder sonst einem Gegenstande entlehnt, er hat auch noch einen geheimen Namen und wird in die Mysterien eingeweiht, die vor den Weibern und Kindern geheim gehalten werden. Die heiligen Werkzeuge werden in einem Oppossum-Beutel aufbewahrt, „pinki," sie bestehen aus einem gespitzten Knochen mit einem Stücke Quarz an dem breiten Ende „paityo-watti," dieser soll die Kraft besitzen den Zauber zu lösen, einem Stücke Felsen-Krystall „Kauwemuka," dessen Splitter beim Tättowiren gebraucht werden, dem Kadnomarngutta, einer dünnen, runden Holzscheibe, die sie an einem Faden schwingen, dem „puingurra," einem Pflocken, mit dem sie zur Ader lassen, und der Emu-Feder „Karivvoppa."

Das Tättowiren verrichten sie mit einem scharfen Quarzsteine „Kanyappa," womit auf der Brust Einschnitte gemacht

werden, wodurch erhabene Linien und Punkte „Bakkarta" entstehen. Zur Stillung der Schmerzen bei dieser Operation bedienen sie sich folgender Zauberformel:

Karro karro wimmali
Karro karro hauwemuka
Karro karro makkitya
Karro yernka makkitya
Makkitya mulyeria.

Die ersten zwei Zeilen bedeuten: „Blut, Blut, das Symbol der Eidechse, Blut, Blut, das Krystall," die dritte könnte man „Blut, Blut, vom scharfen Glase," übersetzen, die übrigen sind unverständlich, weil sie wahrscheinlich dem Dialekt eines nördlichen Stammes entlehnt sind, welcher in der Kunst der Zauberei berühmt ist.

Wer auf diese Weise vollständig tättowirt worden ist, heißt „ungulta," die erste der fünf Stufen zwischen der Jugend und dem Greisenalter. Diese heißen „ngulta," Tattow-Wunde, „yellam bambatti," eine heilende Wunde, „tarkanye," von dem Blut, womit er begossen wird, „maukawitya," wörtlich: dünne Narben, weil die Maale vom Tättowiren sich verlieren, und endlich „burtonna," abgelebt.

Der Jüngling, „ngulta," trägt um seinen Arm das Symbol der Freude und Lust, ein Band „ngunga-kurla." Er verziert seinen Kopf nach der Weise „mambarta" genannt, d. h. er bindet ein Band von Oppossum-Haaren um die Stirne, das Haar stark mit Fett eingerieben, daß es in Knötchen herunterhängt und mit „karko" Röthel, gefärbt, darauf noch steckt er vielleicht den Federbusch „wittowito." Kaityandi heißt die Kunst, kleine Stückchen Krystall mittelst einem Gummi an den Speeren und der Keule zu befestigen. Der Schild „mulla bakka," ist von trockener Baumrinde; „midla" heißt das flache, kurze Holz, womit sie den kleinen Speer „kaja" fortschleudern. Mit diesen einfachen Waffen, dem Haargürtel und Mantel, dünkt der Krieger „Jrabina," sich trefflich ausgerüstet. Wenn der Jäger von der hellen Mondnacht angeregt auf den Oppossumfang geht, so nimmt er sein Netz „wikotye," die Keule, „ngallawirra," oder den Kletterstab „wodna," womit er sich auf die Bäume schwingt, wo das Thier sich verbirgt. Beim Jagen wiederholt er Zaubersprüche, wie:

Kauwe mukka minnurappindo
Das krystallne Ei soll wirken.

Tarralye minnurappindo
Das Holz des Baumes soll wirken.

Kirki minnurappindo
Das Harz des Baumes soll wirken.

Worrikarto minnurappindo
Das Blut der Beschneidung soll wirken.

Durtikaro minnurappindo
Das Blut vom Arme soll wirken.

Wimmari minnurappindo
Das Symbol der Eidechse soll wirken.

Der Herbstanfang heißt „wadla worngotti," sie bauen dann ihre Hütten an der Seite umgefallener Baumstämme, einiges Gebüsch ist hinreichend unter jenem Himmel, sie in der rauhesten Jahreszeit zu bergen. Es läßt sich erwarten, daß die Himmelskörper ihre Sinne beschäftigen. Ein rother Stern „modletaltarri" ist die Mutter, ein anderer „parnakkoyerli," der Vater der Sterne im Orion „tiniinyara," diese sind ein Haufen Jünglinge, die auf der weiten Himmelsebene „womma" Kängorus und Emus jagen, während die des Siebengestirns „mankamankarana," Mädchen sind und nach Wurzeln graben. Der Mond ist der Mann der Sonne, einst wohnten sie auf Erden, stiegen aber hinauf von den Sternen begleitet. Jeden Neumond tödtet die Sonne ihren Mann, den Mond, aber indem er stirbt, wird er wieder neu belebt. Die Milchstraße ist ein großer Fluß „wodliparni" und die dunklen Flecke darin Teiche, die Jura bewohnt, der zuerst die Beschneidung lehrte und in ein Seeungeheuer verwandelt wurde.

In solcher Unwissenheit versunken, fanden die Weißen die Urbewohner jenes herrlichen Landes, ihre Waffen von der rohesten Form, ihre Bekleidung — und nur wenige bedienten sich dieser — das Fell des Thieres, ihre Spiele kindisch, ihre Nahrung Larven, Beeren, halbrohes Fleisch und Guannas.

Die Fremden landeten auf „Jertabulti," das Land des Schlafes oder Todes, seitdem Port Adelaide genannt, gingen über die Ebene, die zur Erinnerung an eine Schlacht „Wikawamma" hieß. Sie fanden hier einen Fluß „Karrawerrapari," den sie zu Ehren eines Colonialbeamten „Torrens" nannten, und legten auf „Tandanga" oder Süd-Adelaide den Grund zu einer Stadt, geräumig genug, 150,000 Menschen zu fassen. Beschäftigt mit ihren eigenen Bedürfnissen, fanden sie keine Zeit, den erstaunten Wilden zu belehren. Diesem war mit den Weißen eine neue Welt aufgegangen und er fand schnell Namen für die neuen Dinge. Das Pferd nannte er „pindinanto," das Kängoru aus der Tiefe, wie den Herrn „pindimeyn," den Mann aus der Tiefe. Der Hufschlag des Pferdes, wenn es über den Boden fliegt, heißt „bokkebakandi," von „bakkandi," graben, eingraben, weil es die Spur zurückläßt, „karlta karltanga," nennen sie den Glockenklang, von „karlta," ein Schrei, „kopurlo," Seewasser, heißt der Branntwein, der ihnen wohlschmeckt, aber nicht allgemein beliebt ist.

Die Kugel heißt „parndapura," von „pardenti" Platzen, Knallen; Schießpulver, „tipogadla," Feuerfunken; „tiado" heißt die Uhr, gleich der Sonne. Unsern Reis nennen sie „pindoparri," fremde Maden, und den Floh, der auch erst eingeführt wurde, „pindikudlo, fremde Läuse, den Tabak „koppi" oder Brechmittel (wahrscheinlich von der zuerst empfundenen Wirkung, jetzt aber sind sie leidenschaftliche Raucher). „Scheppi-Kangalangulla," Schafmutter, heißt der Schäfer, weil er die Thiere pflegt („Scheppi" ist unbedingt eine Corruption von Sheep.)

Daß sie einen Begriff von den Banden der Blutsverwandtschaft haben, beweisen ihre mannichfaltigen Wörter für dergleichen Verhältnisse; doch wie verträgt sich damit die grau-

same Sitte ihre Kinder, wenn sie ihnen lästig werden, zu tödten — sie ersticken sie über dem Feuer! — Von Gesetz und Gehorsam haben sie keine Ahnung, keines ihrer Wörter deutet darauf hin, kein Häuptling, keine richterliche Entscheidung, keine feststehenden Gesetze. Vor zwei Jahren wurden zwei Männer, die zwei Weiße ermordet hatten, durch den Strang hingerichtet, ihre Verwandte heißen nun „Ngarriwaringa," Sohn, Vater oder Bruder vom Strick. Als die Männer aus dem nördlichen Gebüsche „wirrameya" bei dieser Veranlassung herabkamen, um diese That zu rächen und den Fluß zu bezaubern, da sprachen die Leute des Adelaide-Stammes zu ihnen: „Unterlasset den Zauber, es ist genug, die Weißen, welche viel Speise haben, wohnen hier, es ist genug, daß zwei von uns getödtet wurden — wir wollen fern von ihnen bleiben."

Um den Mörder eines heimlich Getödteten zu entdecken, haben sie eine seltsame Ordalie: die Leiche wird auf einer Bahre umhergetragen, „tirkatti" genannt, d. h. „die welche weiß," eine Person fragt dann: hat dich jemand erschlagen, als du schliefest, kennst du ihn? Die Antwort ist verneinend, wenn die Bahre sich nicht dreht, bejahend, wenn „Kuingo" der Geist, welcher darüber schwebt, sie bewegt.

Noch trauriger ist das Ergebniß, wenn wir nach ihren Begriffen fragen, die in das Gebiet der Religion gehören, nichts Versöhnendes, Hoffendes, alles Furcht und Schrecken. Das Geschrei des Falken „Karkanya," des Vogels der Dämmerung, lockt die Seele des Kindes, darauf es erkrankt und stirbt; das schwarze Ungeheuer, „Kuingo" oder Tod, mit dem dickgeschwollenen Bauche, lauert des Nachts im Dickicht, um sie zu tödten, seine Stimme tönt von den Bäumen, „ngar," und dieß warnt sie, die Feuer nicht zu erlöschen, weil es nur im Finstern erscheint. Gräuliches Ungeziefer, „Paitya," kriecht in die Leiber der Kranken, aber die Zauberer „warrarä" saugen sie ihnen aus. Diese Leute lassen zur Ader mit dem Instrumente „puingurra," sie singen dabei Zauberformeln, um den Tod zu verscheuchen.

Vor etwa zehn Jahren wurden sie von den Blattern, „nguya," befallen; die östlichen Stämme hatten diese Krankheit wahrscheinlich von Sydney her überkommen, und um diese zu heilen, einen Blatterngesang, „nguya-palti" eingeführt. Die Seelen ihrer Feinde beunruhigen sie durch Zauberformeln und bannen Flüsse, indem sie schmutzige Dinge hineinwerfen. Sie haben mancherlei Legenden von „Tarro-Tarro," der die Geschlechter trennte und sich in eine Eidechse verwandelte, von „Ngarkatta," einem berühmten Jäger, dessen Gesänge noch vorhanden sind, von „Nganno," der den verschiedenen Gegenden Namen gegeben und in ein Meerungeheuer verwandelt worden; „Tarnda," der das Tättowiren lehrte, wurde in ein Kängoru verwandelt, „Jura" aber, der die Beschneidung lehrte, in eine Wasserschlange, die aber zwischen den Sternen lebt.

Daß jene Gegenden den Missionären ein geeignetes und reiches Feld der Wirksamkeit darbieten, unterliegt keinem Zweifel; denn gewiß kann das Sittliche im Menschen nur unter dem Einflusse religiöser Elemente geweckt werden. Aber auch hiebei muß man den Grundsatz festhalten, daß der Wilde ohne Unterschied des Alters in geistiger Beziehung ein Kind sey. Die Einwirkung auf sein Gemüth muß daher von den einfachsten Anfängen ausgehen; denn nur stufenweise und allmählich wird sich der von Unwissenheit und Aberglaube überdeckte Funke der Vernunft zu beseligender Flamme anfachen lassen. Wir wollen wünschen, daß die begonnenen Arbeiten unserer Landsleute segensreiche Früchte tragen, und auf diese Weise das Böse versöhnt werden möge, was der civilisirte Europäer dem Australier zugefügt.

Für die Eingebornen von Vandiemensland kommen diese Wünsche leider zu spät, ihr Untergang gehört in die Reihe jener Welterscheinungen, in denen wir die Fügung der Allmacht mit Demuth und Vertrauen anerkennen, deren Zwecke aber wir nicht zu begreifen vermögen.

Das alte Mexico.

4. Religiöse Begriffe und Einrichtungen.

(Fortsetzung.)

Wenn die Mythologie der Azteken weder durch den Zauber der Dichtkunst, noch durch eine verfeinerte Philosophie bereichert ist, so verstanden es die Priester doch, die Einbildungskraft des Volkes durch ein pomphaftes Ceremoniell zu blenden. Die aztekischen Priester, Astrologen und Wahrsager, hielten die Schlüssel der Zukunft in der Hand, und flößten dem leichtgläubigen Volk mehr Schrecken ein, als irgendwo, selbst in dem fanatischen Aegypten, der Fall war.

Der Priesterstand war so zahlreich, daß der erste Tempel der Hauptstadt allein 5000 Priester zählte, deren Rang und Geschäfte genau bestimmt waren: die besten Musiker leiteten die Chöre, andere überwachten die Feier der Feste nach dem Kalender. Die Priester hatten auch die Jugenderziehung unter sich, die Aufbewahrung der hieroglyphischen Gemälde und der mündlichen Traditionen. Die höchsten Würdenträger behielten sich die Menschenopfer vor, an der Spitze der Hierarchie aber standen zwei Hohepriester, wie es scheint, von den Königen und dem vornehmsten Adel aus dem Schooße des Priesterordens gewählt, ohne Rücksicht auf Geburt. Diese beiden hohen Priester standen nur dem König nach, und dieser zog fast in allen wichtigen Angelegenheiten ihren Rath ein. Alle einfachen Priester waren dem Dienst einer besondern Gottheit geweiht, und wohnten, wenigstens während der Ausübung ihrer Functionen, in dem Umkreis des Tempels, denn sie durften sich verheurathen und ihre Familien außerhalb desselben haben. Während des klosterartigen Aufenthalts im Tempel waren sie der strengsten Disciplin unterworfen, und dreimal des Tages und einmal in der Nacht rief man sie zum Gebet. Ihre Büßungen waren sehr hart: sie fasteten sehr lange und peitschten sich oft bis aufs Blut.

Die großen Städte waren in Quartiere getheilt, die unter der Aufsicht einer Art Kirchspielgeistlichkeit standen. Seltsamerweise fand man bei ihnen Beichte und Absolution; die

Geheimnisse des Beichtstuhls waren unverletzlich und die Bußen, die man auferlegte, glichen sehr denen der römischen Kirche. Indeß hatten die aztekischen Ceremonien zwei merkwürdige Eigenthümlichkeiten; der Rückfall in einen Fehler, für den man bereits Verzeihung erhalten hatte, konnte nicht gebüßt werden, auch beichtete man nur einmal in seinem Leben, und verschob es deßhalb gewöhnlich bis zum Alter; noch seltsamer war, daß die Absolution des Priesters an die Stelle der gesetzlichen Strafe trat und im Fall der Verhaftung dem Schuldigen die Freiheit verschaffte. Lange nach der Eroberung suchten die Eingebornen, welche das Gesetz übertreten hatten, dessen Verfolgungen zu entgehen durch Vorzeigung eines Beichtzettels.

Eines der wichtigsten Geschäfte der Priester war die Erziehung der Jugend; zu diesem Endzweck befanden sich im Umkreis des Haupttempels mehrere Gebäude. Hieher brachte man gleich im zartesten Alter die Jugend beider Geschlechter aus den höchsten und mittlern Ständen. Die Mädchen übergab man den Priesterinnen, denn auch Frauen übten das Priesteramt mit Ausnahme des Opfers. Die Knaben, in mönchischer Disciplin erzogen, schmückten die Altäre der Götter mit Blumen, unterhielten das heilige Feuer und nahmen Theil an den Gesängen und Festen. In einer höhern Schule, Calmecac genannt, weihte man sie ein in die Schätze der Tradition, in die Mysterien der Hieroglyphen, in die Grundsätze der Regierung und in die den Priestern bekannten Zweige der Astronomie und Naturwissenschaften. Die Mädchen lernten weibliche Arbeiten, namentlich das Weben und Sticken der reichen Stoffe, womit man die Altäre der Götter bedeckte. Auf die sittliche Zucht beider Geschlechter wurde große Aufmerksamkeit verwendet, stets herrschte der strengste Anstand, und die Fehler wurden mit äußerster Strenge, manchmal selbst mit dem Tode bestraft.

Wenn die Mädchen mannbar, die Knaben im Alter standen, um in die Welt zu treten, verließen sie das Kloster; nach vielen Ceremonien und auf die Empfehlung der fähigsten Priester erhielten sie wichtige Posten im Staate. Das war die gewandte Politik der aztekischen Priester: im Besitz der Jugenderziehung, bildeten sie die noch weichen Gemüther nach ihrem Gefallen, pflanzten ihnen zeitig Achtung für die Religion und ihre Diener ein, und diese ersten Eindrücke beherrschten noch die Krieger, wenn auch das rohe Waffenhandwerk jede andere Spur der Erziehung ausgetilgt hatte.

Die den Haupttempeln beigegebenen Ländereien lieferten den Priestern ihren Lebensunterhalt; allmählich waren diese Güter theils durch die Politik, theils durch die Frömmigkeit der Fürsten ungemein angewachsen, und bedeckten endlich unter dem letzten Montezuma alle Provinzen des Reichs. Die Priester verwalteten diese Güter selbst, und scheinen ihre Pächter mit der den Mönchskörperschaften eigenthümlichen Nachsicht behandelt zu haben. Außer dem reichlichen Einkommen, das die Priester aus dieser Quelle schöpften, bereicherten sie sich auch noch durch die ersten Früchte und andere Gaben der Frömmigkeit oder des Aberglaubens. Der Ueberschuß der Einkünfte über die Kosten des Nationalcultus wurde an die Armen vertheilt, eine durch das Sittengesetz der Azteken streng vorgezeichnete Pflicht. Die mexicanischen Tempel, Teocallis (Gotteshäuser), wie man sie nennt, waren sehr zahlreich: man zählte deren Hunderte in jeder bedeutenden Stadt, und natürlich mußten dieß meist sehr unbedeutende Gebäude seyn. Sie bestanden aus festen Erdmassen mit einer Bekleidung von Backsteinen oder Steinen, und ihre Form mahnt an die Pyramiden Aegyptens; sie hatten oft über 100 Fuß Länge am Boden und ihre Höhe war noch viel bedeutender. Sie waren in vier oder fünf allmählich kleiner werdende Stockwerke abgetheilt, zu denen man über eine äußere, an einer Ecke angebrachte Treppe hinaufstieg. Diese Treppe führte zu einer Art Terrasse oder Galerie, welche um das zweite Stockwerk herumlief und zu einer andern an derselben Ecke, wie die vorhergehende, angebrachten Treppe leitete, die zur nächsten Galerie führte, so daß man mehreremal den Tempel umkreisen mußte, ehe man auf den Gipfel gelangte. Manchmal jedoch führte die Treppe gerade in der Mitte der Westseite des Baues hinauf. Den Gipfel bildete eine breite Fläche, auf der einer oder zwei Thürme von 40 bis 50 Fuß Höhe standen, in denen man die Bilder der Schutzgottheiten aufbewahrte. Vor den Thürmen erhob sich der furchtbare Opferstein und zwei Altäre, auf denen man ein Feuer unterhielt, so unauslöschlich als das der Vesta. Man behauptet, es habe auf den kleinern Teocallis bloß im Umkreise des Haupttempels von Mexico 600 solcher Altäre gegeben. Diese Altäre, verbunden mit allen denen in den verschiedenen Quartieren der Stadt, beleuchteten die Straßen auch in den dunkelsten Nächten.

In Folge der eigenthümlichen Bauart der Tempel waren alle religiösen Ceremonien öffentlich. Aus den entferntesten Theilen der Stadt konnte man die lange Procession der Priester um die Seiten der Teocalli herum ziehen sehen, ehe sie die Plattform erreichten, auf der das Opfer statt fand. Dieß Schauspiel erfüllte die Azteken mit Verehrung und Schrecken für die furchtbaren Diener eines solchen Cultus.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Bevölkerung der Philippinen. Man schlägt die Zahl der Einwohner, wahrscheinlich nur der Hauptinseln, auf ungefähr 5 Mill. an, welche sich folgendermaßen vertheilen: Neger oder Aëtas 25,000; heidnische Indianer (vom Malayenstamm), Tinguianes, Igorrotes ꝛc. genannt, 1 Mill.; katholische Indianer, gewöhnlich mit dem Namen Filipinos bezeichnet, 3,700,000. Chinesen 10,000, chinesische Mestizen 240,000; europäische Spanier 1500, auf den Philippinen geborene Spanier 3500, spanische Mestizen 20,000. (Nach Dubeux. Revue de l'Orient. Mars.)

Verfall der Gärten in Kleinrußland. Nach der Gouvernementszeitung von Saratow (s. Nord. Biene vom 11 April) ist der sonst so berühmte Gartenbau in Kleinrußland ganz verfallen und er concentrirt sich jetzt fast ausschließlich um Kursk her.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 135.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Mai 1845.

Zug durch Oregon.

(Aus den Travels in the great Western Prairies by Farnham.)

Am 4 September nahmen wir von unserm freundlichen Landsmann in Fort Hall Abschied und ritten an den dürren Ufern des Saptine auf einem alten indianischen Trail (Fußpfad) hinab. Unfern des Forts kamen wir an der Grabstätte eines Weißen vorüber, der hier von der Hand eines Cameraden seinen Tod gefunden. Die Erzählung dieser That, wie ich sie hörte, ist einfach die folgende: „Ein weißer Jäger hatte ein indianisches Mädchen nach Landesbrauch und Sitte für die herkömmlichen Geschenke gekauft, mußte aber bald darauf seinem Geschäft, dem Biberfang, nachgehen und seine junge Frau verlassen, die ihm wenige Wochen später, durch die Ueberredungen eines seiner Freunde verlockt, untreu ward. So fand sie der Jäger, als er, nach einer monatelangen Abwesenheit von den Gefahren der Jagd zur Heimath zurückkehrte. Er schoß den Schänder seines Friedens und seiner Ehre nieder, und dessen Grab zeigt, wie der amerikanische Jäger den Eingriff in seine Rechte bestraft."

Unser Führer war ein fast sechs Fuß hoher, kräftiger Wallawalla-Indianer, und seine lange Dienstzeit in der Hudsonsbay-Compagnie hatte ihn unverdrossen und gehorsam gemacht, wie überhaupt weder Weiße noch Indianer lange im Dienst dieser Compagnie stehen, ohne Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit in dem Fache, das ihnen obliegt, zu erlernen und zu beweisen.

Unser Wallawalla war aber ein gar sonderbar aussehendes Menschenkind; seine Stirne platt, fast wie eingedrückt, seine Augen traten weit aus den Höhlen und die Nase glich mehreren neben einander hängenden Blutegeln; sein kohlschwarzes Haar umflatterte ein paar ungeheure Schultern und seine Füße — doch wer kann etwas beschreiben, von dem es nichts Aehnliches mehr auf der Welt gibt.

Ein kurzer Ritt brachte uns an die westliche Gränze des fruchtbaren Landes um Fort Hall, die Erde wurde roth, verbrannt und dürr, das Gras dünn und trocken, und die Büsche und Bäume unansehnlicher und kleiner. Am 7ten, wo das Land immer noch aus harten, dürren Anschwellungen bestand, trafen wir auf eine Familie der wurzelgrabenden Indianer. Der Mann war halb bekleidet, die Kinder ganz nackt und alle widerlich schmutzig.

Die Gebirge an dem westlichen Ufer des Flusses näherten sich jetzt immer mehr und mehr, und alles was die Hufen unserer Pferde berührten, konnte Anspruch auf vulcanischen Ursprung machen. Nachdem wir über den Fluß gesetzt, erreichten wir acht oder zehn äußerst klare Quellen; die Sonne sandte ihre glühendsten Strahlen hernieder und unser Durst war peinigend geworden; Smith warf sich daher augenblicklich vom Pferd und an einer der Quellen nieder, sprang aber eben so schnell [illegible] sich den Mund verbrannt; die Quellen waren kochend heiß, schienen aber sonst keine mineralischen Kräfte zu besitzen.

Am 12ten setzten wir mit den armen, durch die scharfen Steine fast verkrüppelten Thiere unsern Marsch fort; das ganze Thal schien hier um 6 oder 700 Fuß gesunken zu seyn und in Einer Höhe mit dem Fluß zu liegen, Bäume und Dickichte bedeckten die Ufer desselben und zwischen ihnen wuchs üppiges Gras. Die Gebirge, denen der Boisais, welchem wir uns jetzt näherten, entquoll, stiegen in dunkeln, aufgeschichteten Massen empor, eine steile, ungeheure Schlucht bildete sein Bett, und wilde, drohende Felsen hingen über der Tiefe. Den Abhang hinab kletternd folgten wir eine Strecke lang dem Lauf des Flusses, und gelangten in ein Lager der Schlangen-Fischer, die dort emsig beschäftigt waren ihre Wintervorräthe an Lachsen einzufangen. Viele Pferde weideten auf der Ebene und wir ließen die unsrigen, damit sie sich ein wenig ausruhen und erquicken konnten, ebenfalls frei, während wir den Versuch machen wollten mit den Indianern einen Handel abzuschließen, was denn auf folgende Art geschah. Für einen großen Fischhacken erhielten wir einen Lachs, für ein kleines Packet Zinnober ein Bündel Roggen, und für ein gewöhnliches Messer eine Fischschnur. Diese Indianer sind schmutziger als die Hottentotten, verzehren ihr eigenes Ungeziefer und beide Geschlechter gehen fast nackt; ihre Hütten sind aus in Erde gesteckten Zweigen gebaut und mit Binsenmatten belegt.

Von hier zogen wir ziemlich schnell die grasigen Flächen des Boisais hinunter und kamen an manchen lieblichen Baumgruppen vorbei. Viele Indianer, die elend und schmutzig genug aussahen und die wir beschäftigt fanden Fische zu trocknen, liefen uns nach, um Tabak einzuhandeln oder Pferde zu vertauschen, und wenn wir kaum einem Trupp derselben entgangen zu seyn glaubten, hörten wir schon wieder die schnellen Huftritte anderer, die, fast noch zudringlicher als die Schacherjuden, uns mit ihrer unausstehlichen Bettelei fast zur Verzweiflung brachten. Erst nach ungefähr 30 zurückgelegten Meilen verschwanden sie plötzlich, da sie es nicht wagen dürfen die Gränzlinie, die sie von den Bonaks trennt, zu überschreiten.

Wir näherten uns jetzt dem Fort Boisais und hier erklärte unser Führer Cardo, daß er der Etiquette des Landes gemäß voransprengen und unsere Ankunft im Fort melden müsse. Obgleich wir nun den rechten Weg nicht wußten und Tausende von indianischen Fußpfaden das Land nach allen nur erdenklichen Richtungen durchschnitten, blieben doch alle Vorstellungen erfolglos; er hatte sich vorgenommen seine Pflicht zu thun, galoppirte über Berg und Thal fort und war bald unseren ihm sehnsüchtig nachschauenden Blicken entschwunden. Es mochte ungefähr vier Uhr seyn. Nichts hätte es nützen können, aus den Tausenden einen einzelnen Pfad herauszusuchen, wer hätte ihn, ohne einen Faden der Ariadne, verfolgen können? Daher beschlossen wir, die gebahnten Wege gar nicht zu beachten und nur unsere Richtung beizubehalten. In Folge hievon kreuzten wir mehreremale den Boisais, geriethen in Schlamm und Sumpf, wateten durch Bäche und Dickichte oder durchtrabten, so schnell uns unsere Klepper fortbringen konnten, dürre Ebenen, bis die Sonne untergegangen war und tiefe Dämmerung auf der Wildniß lag; aber kein Fort, nicht einmal den Saptin konnten wir erspähen, und wir mußten, wohl oder übel, nach kurzgehaltener Berathung die einmal angenommene Richtung beibehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Mexico.

4. Religiöse Begriffe und Einrichtungen.

(Schluß.)

Alle Monate waren einer gewissen Schutzgottheit geweiht, keine Woche, kein Tag verging, für den nicht in dem religiösen Kalender irgend eine Ceremonie verzeichnet war. Man begreift nicht, wie die nothwendigen Beschäftigungen des Lebens sich mit diesen Anforderungen der Religion vertragen konnten. Eine große Menge Ceremonien trug den Charakter der Freude, und bestand aus Nationalgesängen und Tänzen, an denen beide Geschlechter Theil nahmen. Man veranstaltete Processionen von Frauen und Kindern, die, mit Blumenkränzen geziert, Opfer von Früchten, Mais oder Wohlgerüchen darbrachten. Die Altäre der Gottheit wurden dann nur mit Thierblut besprengt, und dieß war ohne Zweifel der friedliche Cultus, den die Tolteken den wilden Azteken hinterlassen hatten. Im Anfange des 14ten Jahrhunderts, also zwei Jahrhunderte vor der Eroberung, nahmen diese die Menschenopfer an. Anfangs waren sie sehr selten, mit der Ausdehnung des Reichs aber wurden sie zahlreicher, und bald endeten alle Feste mit diesem blutigen Schauspiel. Die religiösen Ceremonien stellten gewöhnlich einen der auffallendsten Züge des Charakters oder der Geschichte des Gottes dar, den man ehren wollte. Eines der wichtigsten Feste zum Beispiel war das des Gottes Tescatlepoca, der nur dem höchsten Wesen im Range nachstand. Man nannte ihn die Seele der Welt, betrachtete ihn als deren Schöpfer, und stellte ihn mit den Zügen eines schönen jungen Mannes dar. Ein Jahr vor dem Feste wählte man, um diese Gottheit darzustellen, einen Gefangenen von vollkommener Schönheit; die Priester lehrten ihn seine Rolle mit der nöthigen Anmuth und Würde spielen, man bedeckte ihn mit prächtigen Kleidern, brachte ihm verschwenderisch Weihrauch und Blumen; wenn er ausging war er von einer Menge Diener begleitet, und wenn er in der Straße anhielt, um eine Lieblingsmelodie zu spielen, warf sich die Menge vor ihm nieder, und bezeugte ihm ihre Verehrung als dem Repräsentanten der Gottheit. Vier schöne junge Mädchen, welche die Namen der Hauptgöttinnen trugen, wurden ausgewählt, um die Ehre seines Lagers zu theilen. Seine Tage flossen hin in Wollüsten und Festen, welche ihm die vornehmsten Adeligen bereiteten.

Aber der Unglückstag kam heran, und die kurze Zeit seines Glanzes ging zu Ende: man zog ihm seine reichen Kleider aus, er sagte den schönen Gefährtinnen seiner Vergnügungen Lebewohl, eine der königlichen Barken führte ihn über den See nach einem am Rande desselben eine Stunde von der Stadt erbauten Tempel. Alle Bewohner der Hauptstadt liefen herbei, um das Ende des Trauerspiels mit anzusehen. Während die Procession die Seite der Pyramide hinaufzog, zerriß der arme Gefangene nach und nach seine Blumenkränze und zerbrach seine musikalischen Instrumente. Oben erwarteten ihn sechs Priester, deren lange geflochtene Haare in Unordnung über ihre schwarzen, mit geheimnißvollen Hieroglyphen bedeckten Gewänder hinabflossen. Sie ergriffen das Opfer, streckten es auf dem Opferstein aus, einem Jaspisblock, der in seinem obern Theile convex war. Fünf Priester hielten den Kopf und die Glieder des Opfers, während der sechste, mit einem rothen Mantel, dem Emblem seines blutigen Amtes, bekleidet, die Brust des Opfers mit einem scharfen Messer von Itztli, einer vulcanischen, kieselharten Substanz, öffnete, mit der Hand in die Wunde hineingriff, das zitternde Herz herausriß, es der Sonne, dem Gegenstand der Verehrung in ganz Anahuac, darbot und dann zu den Füßen der Gottheit niederwarf, welcher der Tempel geweiht war. Die Volksmenge warf sich dabei betend zu Boden und der Priester schilderte die traurige Geschichte des Gefangenen als ein Bild des menschlichen Geschicks, das oft im Anfang glänzend ist, dann aber in Schmerz und Unglück endet.

Dieß war die Form der Menschenopfer bei den Azteken, dieß das Schauspiel, dem die Europäer, wenn sie ins Land

eindrangen, nur allzu häufig beiwohnten und das traurige Schicksal, das sie selbst zu fürchten hatten. Manchmal wurde auch das Opfer Qualen ausgesetzt, die wir nicht näher schildern wollen, die aber keineswegs, wie bei den Indianern Nordamerika's, bloß die Wirkung natürlicher Grausamkeit, sondern strenge Religionsvorschrift waren.

Bei andern Gelegenheiten, namentlich bei großer Dürre, wurden dem unersättlichen Tlalac, dem Gotte des Regens, Kinder geopfert, meist Knaben. Wenn man sie in ihren Festkleidern und mit den frischesten Blumen bedeckt in offenen Sänften zum Opfertod trug, erregten sie das Mitleid der härtesten Herzen, aber ihr Geschrei wurde durch die wilden Gesänge der Priester übertäubt, die selbst in ihren Klagen eine günstige Vorbedeutung sahen. Gewöhnlich kaufte man die unschuldigen Opfer von armen Eltern, man muß aber zur Ehre der Menschheit annehmen, daß diese nicht bloß aus Habsucht, sondern aus Aberglauben also handelten, wie denn auch erwachsene Azteken oft den Opfertod als den ruhmvollsten erwählten.

Menschenopfer waren bei vielen Nationen im Gebrauche, aber nirgends in so ungeheurer Zahl; die niedrigste Angabe ist 20,000 jährlich, und mehrere Geschichtschreiber schätzen sie auf 50,000. Bei großen Festen, wie die Krönung eines Königs, die Einweihung eines Tempels stieg die Zahl ins Unglaubliche. Bei der Einweihung des großen Tempels des Huitzilopochtli im J. 1486 wurden die seit Jahren für diese Feierlichkeit aufgesparten Gefangenen aus allen Gegenden des Königreichs nach der Hauptstadt geführt. Die Feierlichkeit dauerte mehrere Tage, und 70,000 Gefangene sollen auf den Altären des schrecklichen Gottes geschlachtet worden seyn. Wie ist aber anzunehmen, daß eine solche Anzahl Menschen sich ohne Widerstand wie Schafe zur Schlachtbank führen ließ? Wie sollten ihre Leichen, die man nicht auf die gewöhnliche Weise verzehren konnte, nicht eine Epidemie in der Hauptstadt erzeugt haben? Und doch war dieß zur Zeit der Eroberung noch ein neues Ereigniß, und die bestunterrichteten Geschichtschreiber bezeugen es ausdrücklich. Gewiß ist, daß es Sitte war, die Schädel der Opfer in besondern Gebäuden aufzubewahren, und daß die Gefährten von Cortez in einem einzigen derselben 136,000 zählten. Ohne eine genaue Rechnung machen zu wollen, darf man hieraus doch zum mindesten schließen, daß jährlich in den verschiedenen Städten von Anahuac Tausende geopfert wurden.

Der Krieg hatte bei den Azteken nicht minder die Herbeischaffung der Gefangenen als die Ausdehnung des Reichs zum Zweck, darum tödteten sie auch im Gefecht nie einen Feind, den sie zum Gefangenen zu machen hofften; die Spanier selbst dankten ihre Rettung mehrmals diesem Umstand. Als man Montezuma fragte, weßhalb er die Unabhängigkeit der benachbarten Republik Tlascala geachtet habe, antwortete er: „damit sie fortfahre unsern Göttern Opfer zu liefern." Wenn es an Opfern fehlte, erhoben die Priester ein großes Geschrei, bedrohten den Herrscher mit dem göttlichen Zorn, zogen selbst mit zum Kampf aus, und machten sich durch ihren scheußlichen Anblick und ihre wüthenden Gebärden bemerklich. Ein solcher Gottesdienst konnte nicht verfehlen bei diesem Volk einen blutgierigen Charakter zu entwickeln, und dasselbe ernst und melancholisch zu stimmen, was man jetzt noch bei seinen Nachkommen bemerkt. Die Priesterkaste übte einen unbeschränkten Einfluß und ihr Widerstand hinderte auch den Abschluß der Capitulation, welche die Hauptstadt gerettet hätte.

Der schlimmste Zug bei diesen scheußlichen Opferfesten war der Cannibalismus; das Opfer wurde nach vollbrachter Opferung denjenigen übergeben, welche den Gefangenen eingebracht hatten, und von diesen bei einem feierlichen Gastmahle verzehrt. Die Azteken waren keine Cannibalen im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern sie befolgten ein religiöses Gebot, aber die Menschenfresserei, in welcher Gestalt sie auch auftreten mag, übt auf die Nation, welche sich derselben hingibt, einen erniedrigenden Einfluß aus, und die Mexicaner machten hierin keine Ausnahme von der Regel. Sie erhielten ihre Civilisation von den Tolteken, die nie ihre Altäre und noch minder ihre Tafeln mit Menschenopfern besudelt hatten. Alles was den Namen Wissenschaft verdiente, dankten die Azteken den Tolteken, und die Ruinen der Gebäude, welche man den letztern in mehreren Theilen Neuspaniens zuschreibt, zeugen noch für die Ueberlegenheit ihrer Architektur über die der spätern Racen. Allerdings machten die Mexicaner große Fortschritte in der Regierungskunst und in der materiellen Cultur, eine natürliche Folge des Anwachsens ihrer Reichthümer; aber hinsichtlich der Entwicklung des Verstandes standen sie hinter den Tezkukanern zurück, deren weise Fürsten nur mit Widerstreben sich den Menschenopfern bequemten, und stets sie nur in geringem Maaße übten.

Bei dieser Lage der Sachen kann man es als eine Wohlthat der Vorsehung ansehen, daß ein fremdes Geschlecht das Land von einer blutigen Religion befreite, deren Opfer Tag für Tag mit der Erweiterung des Reichs an Zahl wuchsen.

Mittheilungen über Batavia.

(Aus dem Briefe eines Deutschen datirt Batavia. Januar 1844.)

Reisebericht.

Wie ich Euch in meinem letzten von Nieuwe Diep datirten Briefe meldete, lichteten wir am 16 August 1843 Morgens 4 Uhr die Anker, sahen nach Verlauf von drei Tagen die Küsten Englands und Frankreichs, an denen wir hohe Kreideufer, Leuchtthürme, Städte und Dörfer gewahrten, und kamen hierauf in den Meerbusen von Biscaya, von den Schiffern die spanische See genannt. Hier gab es Wind und Wellen zur Genüge, und erging es uns folglich, wie es wohl allen ergeht, welche zum erstenmal eine Meerfahrt machen. Etwa acht bis zehn Tage hatten wir es mit der Seekrankheit in ihrer schönsten Gestalt zu thun, d. h. wir verwünschten unser Schicksal und die ganze Welt, wünschten uns einmal über das andere den Tod und sprangen doch nicht über Bord. Nachdem wir von dieser Plage befreit waren, hatten wir etwa die Höhe von Oporto erreicht, und hätten nun unter diesem herrlichen Himmel alle Annehmlichkeiten einer Seereise genießen können,

wenn sich nicht die Unannehmlichkeiten unserer Lage allzu fühlbar gemacht hätten. Von jetzt an war, so lange die gute Witterung anhielt, mein Platz in den Rusten des Schiffes. Dieß sind die außerhalb desselben befindlichen starken Planken, an denen die Taue der Strickleitern befestigt sind. Hier plauderte ich mit dem einen oder andern meiner Cameraden, oder las in einem Buch, oder träumte von der Zukunft, dachte an die Heimath u. s. w. Meine Füße hingen fast in die krystallklare dunkelblaue Fluth hinein, und ließen von dem weißen Schaume, den die Brandung am Schiffe machte, allerlei seltsame Figuren auf sich zeichnen, welche das Auge mit Vergnügen betrachtete. Stets mit dem besten Winde fortsegelnd, sahen wir am 12 September die Insel Madeira, am 20 passirten wir den Aequator, am 11 October gewahrten wir die Insel Trinidad unter dem 20° S. B. Bis jetzt hatten wir den nordöstlichen Passatwind benutzt und uns mit diesem der Küste Amerika's genähert, von hier aus richteten wir nun den Steven wieder nach der afrikanischen Küste zu. Am 23 hatten wir die kleine Insel Sachsenburg im Anblick und nahmen nun unsern Cours ganz südlich bis zum 49°, d. i. 13° südlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Auf dieser Fahrt hatten wir viel von der Kälte zu leiden, fünf Wochen lang täglich Schnee, Regen und Sturm. Des letztern ungeachtet geschah kein Unglück am Bord, wenn man nicht den Verlust einiger Segel und Raaen dahin rechnen will. In der Breite von 49° segelten wir bis an die Inseln Amsterdam und St. Paul, von dort richteten wir den Steven nach Norden und früh am 29 November verkündete ein Kanonenschuß der Mannschaft den Anblick der Küste von Java. Alles eilte auf das Deck, um die neue Heimath in Augenschein zu nehmen. In wenigen Stunden glaubten wir auf der Rhede von Batavia anzulangen, allein der bis jetzt so günstige Wind verließ uns und wir mußten in der Sundastraße Anker werfen. Drei Tage lagen wir ganz still, in den beiden folgenden aber erreichten wir glücklich das Ziel unserer Reise, und warfen am 4 December unter dem Donner des Geschützes Anker. Nachdem wir 115 Tage auf der See gewesen waren, betraten wir am 5 December die Mutter Erde auf dem Reichswerft zu Batavia. Ehe ich die Tage der Ausschiffung schildere, will ich die Beschreibung eines Tages am Bord des Schiffes liefern.

Morgens 6 Uhr Reveille. Alles eilt nach oben, um sich im Seewasser zu waschen. Darauf greifen wir mit an, um das Verdeck sauber zu machen, und sobald dieß geschehen ist, schlägt der Tambour den Nationalmarsch (Wilhelmus), womit das Zeichen gegeben ist, den Orlam, d. i. unsere Ration Branntwein zu empfangen. Die Sergeanten der Pelotons rufen jeden einzelnen ihrer Mannschaften namentlich auf, und der dritte Steuermann als Schiffsmundschenk vertheilt das Getränk. Um 8 Uhr ist Appel vor dem Officier du jour, der die Kleidungsstücke revidirt, die etwa vorzubringenden Klagen anhört, untersucht und dem Capitän vorlegt. Dann wird das Frühstück eingenommen, bestehend aus einem Stück Schiffszwieback und Graupen, die mit etwas Butter und Salz steif gekocht sind. Nach Beendigung dieser Mahlzeit geht jeder seinem Vergnügen nach, und gesellt sich zu einer der vielen Gruppen, die sich mit dem Karten-, Lotto-, Domino- oder einem andern Spiel die Zeit vertreiben, wobei alles schreit, schimpft und flucht und so einen höchst unangenehmen Anblick darbietet. Dieß dauert bis 1 Uhr. Dann gibt die Trommel das Zeichen zum Mittagessen, welches aus Erbsen, Bohnen oder Sauerkraut mit Kartoffeln besteht, wozu Pöckelfleisch, Speck oder Stockfisch gereicht wird. Sonntags gibt es ein Gericht, welches Sackkuchen genannt wird, und wovon ich das Recept hiebei mittheilen und zur fleißigen Benutzung empfehlen will: nimm Mehl und Seewasser, rühre beides zusammen, thue es in einen wohl zugebundenen leinenen Sack und koche es mit Pöckelfleisch bis es steif ist. Nach dem Mittagsessen werden die Kleidungsstücke proper gemacht, denn um 4 Uhr ist wieder Appel, nach dessen Beendigung die Austheilung eines zweiten Orlam erfolgt. Von halb 5 bis 7 Uhr ist Musik, Instrumental- und Vocalmusik eines deutschen Sängervereins. Zwei- oder dreimal in der Woche ist Theater (holländisches) auf dem Verdeck. Denkt Euch mitten auf dem Ocean ein Liebhabertheater! Der Gedanke ist originell genug, und die Ausführung war es auch. An solchen Theatertagen oder bei andern feierlichen Gelegenheiten wurde ein dritter extraordinärer Orlam ausgetheilt und dann stieg die Fröhlichkeit oder besser Ausgelassenheit auf den höchsten Grad, bis um 8, 9 oder halb 10 Uhr der Zapfenstreich alles in die Schlafstellen trieb, ich sage nicht in die Betten, denn viele zogen es mit mir vor, auf dem harten Verdeck in der reinen Luft zu campiren, statt unten in dem engen Raum die Ausdünstung von 200 Menschen einzuathmen.

Mit diesem einen Tage habe ich Euch jeden der 115 vom ersten bis zum letzten beschrieben, mit Ausnahme der Periode, wo wir uns südlich vom Cap der guten Hoffnung befanden und die Kälte und das schlechte Wetter keinen langen Aufenthalt auf dem Verdeck gestatteten. Ich sollte auch freilich jetzt noch die Beschreibung eines erlebten Sturmtages geben — aber ich kann mich dieses Geschäftes überheben, wenn ich Euch bitte die gewöhnlichen Schilderungen in den Reisebeschreibungen durch 3, 4 oder 5 zu dividiren. Ihr werdet dann der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Die thurmhohen Wellen werden dann bedeutend herabsinken und die 50 Schuh breiten fabelhaften Albatros, die sich südlich vom Cap aufhalten, werden zu Vögeln von 15 bis 20 Schuh im Fluge. Wir haben selbst einen derselben mit Speck und einem Fischhaken gefangen, der ziemlich zu den größten gehörte, die wir sahen, und dieser maß von der einen Spitze der ausgebreiteten Flügel bis zur andern nicht mehr als 17 Schuh.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Armen und Bettler in China. Der Missionär Abbé Voisin entwirft von diesen (s. Revue de l'Orient. Mars 1845) nachstehendes Bild. „Die arbeitende Classe ist von den Höhern nicht verachtet. Sehr reiche und selbst vornehme Personen glauben sich nicht zu erniedrigen, wenn sie mit ihren armen Verwandten oder selbst mit Arbeitern und Bedienten essen. Alte Leute sind sehr geachtet und selbst die Mandarinen haben Rücksichten für sie. Dagegen sind die Bettler eine ganz herabgewürdigte Classe, und haben oft kaum etwas Stroh um ihre Blöße zu decken. Ihr bleiches aufgedunsenes Gesicht läßt ihren leidenden Zustand sogleich erkennen; niemand nimmt sie bei sich auf, aus Furcht bestohlen zu werden; sie schlafen auf Brücken und öffentlichen Plätzen, und man verweigert ihnen selbst den Aufenthalt in Felsenhöhlen, wenn diese Privateigenthum sind, aus Furcht sie möchten da sterben, denn alsdann muß der Eigenthümer den Mandarinen bezahlen, der die Leiche aufnehmen läßt, und hat manchmal noch einen Proceß, was in China sehr kostspielig ist; man muß indeß gestehen daß diese Armen, wenn sie nicht Spieler oder Spitzbuben sind, an den Geschenken die sie erhalten, genug haben um ihre nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen."

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 136.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Mai 1845.

Etwas über Zacatecas.

(Nach Th. Glennie.)

Eine der gewerbthätigsten Städte der mexicanischen Conföderation ist Aguas calientes, belegen in einer ungemein fruchtbaren Gegend. In der Nähe sind warme Quellen, wovon die Stadt den Namen erhielt; das ganze Gebiet der Stadt ist mit dem gesündesten Klima gesegnet. Weil die Bewohner sehr thätig sind und einige große Straßen hier zusammenstoßen, ist Aguas calientes eine der bedeutendsten Handelsstädte im Innern geworden. Am wichtigsten ist die große Tuchmanufactur, in welcher jetzt über 400 Menschen beschäftigt sind. Jährlich werden 5000 Arrobas Wolle verarbeitet; besonders verfertigt man rothes, grünes, gelbes und blaues Tuch, zur rothen Farbe braucht man Cochenille; das einheimische Indigo gibt ein vortreffliches Blau; Gelb gibt eine Schmarotzerpflanze, Sacatla genannt, die sehr häufig auf den Pfefferbäumen wächst. Gelb mit Indigo vermischt, gibt ein sehr gutes Grün.

In Aguas calientes fanden wir ein gutes Gasthaus, konnten aber nicht lange daselbst verweilen, weil uns der Marquis von Guadalupe, den wir in Mexico kennen gelernt hatten, dringend einlud, eine Wohnung in seinem Hause anzunehmen. So freundlich wie er sind alle Grundbesitzer in Neuspanien. Er besitzt 14 Haciendas, die er im Jahre 1813 in einem so schlechten Zustande übernahm, daß er jährlich nicht über 3000 Dollars davon einnahm. Deßwegen unterzog er sich auf zehn Jahre persönlich der Verwaltung seiner Güter, die seitdem die besten in der ganzen Gegend geworden sind. Alles ist jetzt in so gutem Zustande, daß der Marquis jährlich 75,000 Dollars Revenüen hat und einem bedeutenden Zuwachs entgegensehen darf.

Die Hauptstadt Zacatecas gewährt durch die Menge ihrer Kirchen und Klöster einen schönen Anblick; überdieß hat sie auch einzelne elegant gebaute Paläste, und auf dem Markte ist ein geschäftiges Treiben zu bemerken; es werden hier Gemüse, Früchte und Fische verkauft, von letztern besonders der schuppenlose Bagre, der in der ganzen Tierra caliente zu Hause ist. In den engen Straßen von Zacatecas riecht es stark nach Talg, denn es sind hier zwei große Siedereien. Man zählt über 24,000 Einwohner. In den nordwärts liegenden Gebirgen befinden sich die Erzgänge, welche den Hauptreichthum des Staates Zacatecas ausmachen. Das ganze Gebiet hat eine Volksmenge von etwa 300,000 Seelen und 137 große Haciendas. Unter der frühern Verwaltung waren die altspanischen Mönche immerdar bemüht, das Volk in der tiefsten Dummheit zu erhalten und ihm eine Abneigung gegen alles Fremde einzuflößen. Dermalen bestrebt sich das Gouvernement von Zacatecas durch Hebung des öffentlichen Unterrichts allmählich Licht und Aufklärung zu verbreiten. Wenn ehedem ein Fremder in Zacatecas anlangte, wurde er von dem Pöbel insultirt; die Landleute jedoch sind gutmüthig und gastlich.

Den Weg von San Jacinto nach Aguas calientes verschönern eine Menge Dörfer und Maisfelder; es begegneten uns zahlreiche, mit Chile, Zacate und indischem Korn beladene Wagen, und allenthalben sahen wir große Umzäunungen für Pferde und Rindvieh. In Aguas fühlt man, daß man der Westküste näher ist; man weiß da nichts von rauhen Wintern; die Luft ist mild und angenehm.

Zug nach Oregon.

(Fortsetzung.)

Plötzlich unterbrach ein fürchterlich klagendes Geschrei die Stille, daß wir entsetzt unsere Pferde anhielten, aber schon waren wir kaum fünfzig Schritt von den Bonak-Indianern, die uns schnell bemerkt hatten. Die Bonaks sind ein wilder, kriegerischer Stamm, der jenen zwischen der Mündung des Boisais und den blauen Gebirgen liegenden Theil des Saptin oder Schlangenflusses bewohnt. Sie führen mit den Schwarzfüßen und Krähen Krieg, und überschreiten auf ihren Zügen oftmals die Gebirge; ihre Anzahl ist aber durch die immerwährenden Fehden sehr vermindert worden. Sie sollen eine eigene Sprache reden und bösartig und falsch seyn. Vergebens wäre es jetzt gewesen, einen Versuch zur Flucht zu ma-

chen; muthig ritten wir also auf sie zu und bewogen sie bald durch Versprechungen unsere Führer nach dem Fort zu seyn. Fünf oder sechse von ihnen bestiegen schnell ihre ungesattelten und ungezäumten Pferde und ritten voran, schreckliche Klagelaute tönten aber indessen aus den im Dickicht verborgenen Hütten, denen unsere Führer antworteten; das einzige vernehmbare Wort übrigens, das ich verstehen konnte, klang wie „Pap," dieß wurde erst in leisem, klagendem Ton gesungen, dann lauter, höher und schneller, wie unter wachsendem Schmerz ausgestoßen, und sank dann wieder zu dem ersten stillen Klagelaut herunter.

Unterwegs bemerkte ich, daß die Schwänze und Mähnen ihrer Pferde auf eine keineswegs hübsche Art beschnitten seyen, und die Indianer weinten und stießen dabei in kleinen Zwischenräumen laute Klagen aus. Später hörte ich, daß der Stamm mehrere Todte betrauere, und es bei diesem wie bei andern westlichen Völkern Gebrauch sey, in solchem Falle ihre eigenen Thiere auf diese Art zu verunstalten, das Eigenthum der Verstorbenen aber um die Begräbnißplätze herum aufzuhäufen, deren Pferde zu tödten und mehrere Tage lang auf die eben beschriebene Art zu heulen. Ihre Stadt lag acht Meilen südlich vom Fort Boisais und fortwährend schlossen sich andere Indianer unserem Zuge an, die in das schreckliche „Geheul" mit einstimmten, bis die ganze Luft von ihren Wehklagen erfüllt schien. Der Tod der Freunde mochte den armen Teufeln sehr zu Herzen gehen, wir bekamen es aber doch endlich satt.

Im Fort Boisais fanden wir gastfreundliche Aufnahme und blieben dort mehrere Tage. Es wurde im Jahre 1832 nur deßhalb errichtet, um Wyeths Unternehmung in Fort Hall zu ruiniren. Den Engländern war es nun freilich nicht zu verdenken alle Vortheile, die ihnen der Handel erlaubte, geltend zu machen, aber die verkehrte Politik der Vereinigten Staaten trug selbst die Schuld, daß ihre Bürger auf ihrem eigenen Grund und Boden unterdrückt und von diesem vertrieben wurden. Schon seit dreißig Jahren ist dieß der Fall, seit welcher Zeit sie den Engländern, westlich von den Felsengebirgen, gleiche Handelsrechte mit den Amerikanern gestatteten.

Unter den Merkwürdigkeiten dieses Postens war das Gestell eines einspännigen Wagens, den amerikanische Missionäre aus dem Staate Connecticut bis hieher über die Gebirge gebracht und dann zurückgelassen haben sollen, weil sie fürchteten ihn nicht über die „blauen Berge" schaffen zu können; jetzt ist aber ein Weg entdeckt, auf welchem alle Arten von Wagen im Stande sind bis Wallawalla zu fahren.

Unser Weg lag von hier aus am westlichen Ufer des Flusses hinunter; der Boden bestand aus zu gleichen Theilen gemischtem Sand und Lehm und könnte fruchtbarer seyn, wenn nicht das gänzliche Ausbleiben von Regen und Thau es verhinderte. Die Vegetation beschränkte sich fast ganz auf Büffelgras und wilden Wermuth.

Am 18 verließen wir den Saptin und hier wurden auch die Hügel höher und felsiger. Manches liebliche Thal liegt in diesen Hochlanden und schwarze Birken, Rosen, Weidenbüsche und Espen wuchsen an den Ufern der Bäche. In ermüdenden Märschen unsere Wanderung fortsetzend hatten wir am 21 Nachts ein Lager in einer engen Schlucht aufgeschlagen, befanden uns jedoch bei einem flackernden Feuer, trotz den eisigen Winden, die das schmale Thal durchzogen, ziemlich wohl, und versprachen uns wenigstens eine ruhige Nacht; um so mehr befremdete es mich, daß unser Führer Carbo sich nicht niederlegte, sondern pfeifend zwischen den Pferden, für die wir auch nicht das mindeste Futter hatten, umherging, später seinen Provisionssack öffnete, um eine zweite Abendmahlzeit zu halten, und sich, während er das Feuer wacker aufschürte, dann und wann mit besonderer Aufmerksamkeit nach dem östlichen Horizont umschaute. Da die Thäler unter uns von Indianern angezündet waren, erwartete ich im Anfang, daß ihn einige von seinen Freunden besuchen würden, ich hatte mich aber geirrt.

Sobald sich der Mond über den östlichen Gebirgen zeigte, weckte er mich und gab mir in gebrochenem Französisch zu verstehen, daß unsere Pferde hier Mangel litten und wir, jetzt durch etwas Ruhe gestärkt, den Berg hinaufklettern müßten, um Futter für sie zu suchen. Er hatte leider nur zu sehr Recht, und obgleich mir ein Aufbruch nie zu ungelegenerer Zeit gekommen ist, raffte ich mich doch empor und weckte die übrigen.

Mit unnennbaren Schwierigkeiten stiegen und kletterten wir, die Pferde am Zügel, den steilen Abhang hinan, der, mit lockern Steinen bestreut, unsern armen Thieren nirgends einen festen Fußhalt bot, erreichten aber nur die Kuppe, um hier einer noch größeren Unannehmlichkeit zu begegnen, da Terrassen von scharfkantigen Steinen unser Fortschreiten fast zu einer Unmöglichkeit machten. Nach einer Stunde schrecklichen Weges erreichten wir endlich die weiche, grasige Fläche, welche den zerschnittenen Hufen der erschöpften Pferde nicht geringe Erleichterung gewährte. Grünes, üppiges Gras wuchs hier im Ueberfluß — der Mond goß seinen silbernen Glanz über die schlummernden Höhen und weit in der Ferne glühten die langen Feuerstreifen der von den Indianern angezündeten Landstriche. Wir lagerten an einem kleinen Fichtendickicht fast drei Uhr Morgens.

Am nächsten Tage zogen wir nordwestlich über die Ausläufer der blauen Berge. Der Boden bestand aus einer leichten und lockern Mischung von Sand und Thon, und war hie und da mit Büschelgras bedeckt; den höheren Theil des Landes aber bildete Kies, und dieser schien auch im allgemeinen dürr und unfruchtbar.

Um drei Uhr etwa kamen wir zu dem Lager eines Skyuse-Indianers, der aus den Gebirgsthälern von der Büffeljagd zurückkehrte. Er war ein kräftig gebauter Mann in mittleren Jahren und nach Art der Weißen angezogen, trug einen kurzen, grünen Camelot-Rock, eine schwarze Weste, ein gestreiftes, baumwollenes Hemd, lederne Beinkleider, Mocassins und einen weißen Filzhut. Außer seiner Squaw hatte er noch zwei recht ordentlich aussehende Knaben bei sich, die in sauber

gegerbte Hirschfelle gekleidet gingen; überhaupt schien alles, was zur Einrichtung seines Lagers gehörte, bequem und praktisch zu seyn. Seine Jagd war sehr glücklich gewesen, denn von den siebzehn Pferden seiner Karawane hatte er sechs mit dem besten Fleisch der Büffelkühe, das alles auf die vorzüglichste Art gedörrt war, beladen, zwei andere Lastthiere trugen sein Zelt, Kochgeschirr u. s. w., viere wurden von ihm und seiner Familie geritten und die übrigen fünfe benutzte er, die müde gewordenen abzulösen. Da ich erfuhr, daß dieser Indianer nach Dr. Whitmans Missions-Gebäuden wolle, wo ein großer Theil seines Stammes zu überwintern gedachte, beschloß ich unsern Zug zu verlassen und ihn zu begleiten, während Carbo mit dem übrigen Theil der seinem Schutz Befohlenen dem Fort Wallawalla zuritt.

Crickie, mein neuer Führer, war ein sehr guter Mann, lud, sobald sich Carbo mit meinen bisherigen Reisegefährten entfernt hatte, augenblicklich meine ermüdeten Thiere ab, deren Gepäck er seinen eigenen Pferden auflegte, und gab sich in der That alle nur erdenkliche Mühe, mir die Reise wie seine Gesellschaft so angenehm als möglich zu machen. Als wir am Abend anhielten um unser Lager aufzuschlagen, waren die beiden Knaben zurückgeblieben; sie hatten auf ihren Pferden gespielt, und als die Dunkelheit einbrach die Spur verloren, es dauerte auch wohl eine halbe Stunde ehe sie kamen, und die Eltern zeigten viel Besorgniß, da der jüngste, erst drei Jahre alt, auf dem Pferde, das er ritt, festgebunden saß, während der älteste von sieben Jahren — ein junger Lootse in der Wildniß — den Führer machen mußte; dem Scharfsinn seiner Nation aber getreu, behielt er die genaue Richtung bei, und erreichte die Quelle, an der wir lagerten, etwa 400 Schritte von uns entfernt, worüber die Eltern keine geringe Freude zeigten, und stolz den kindischen Erzählungen der Kleinen lauschten.

Crickie gehörte zu den Methodisten, betete vor dem Essen und hielt nach der Mahlzeit mit seiner Squaw eine ordentliche Abendandacht. Es war das erste Zeichen von Religiösität, das ich, seit ich die Staaten verlassen, bemerkte, und hatte etwas unbeschreiblich Rührendes, Beruhigendes für mich.

(Fortsetzung folgt.)

Wiederherstellung des Möris-Sees.

Der bekannte Orientalist Bonomi schreibt an das Athenäum vom 26 April folgendes: Nach den neuesten Berichten aus Aegypten scheint es wirklich, daß der Vicekönig den Plan hat, den See Möris herzustellen. Er hat Hrn. Linant de Bellefonds „Memoire über den Möris-See" ins Türkische übersetzen lassen, und ist selbst nach Fayum gegangen, um die Localität zu untersuchen. So riesenhaft auch die Unternehmung erscheint, so ist sie doch weit ausführbarer als die Dämmung (barrage), auf welche bereits so viel Zeit und Geld umsonst verschwendet wurde. Zu Gunsten des Seeprojects spricht wenigstens der Umstand, daß ein solcher See schon einmal bestand, wie sich nicht nur aus der Geschichte, sondern auch aus der Topographie der Provinz ergibt, während von einem Plan zur Aufstauung des Nils auch nicht eine Spur vorhanden ist. Dieß ist kein unbedeutender Umstand, denn wenn in dem blühenden Zustande des Landes unter den Pharaonen, welche Werke hinterlassen haben, deren Ruinen die solidesten türkischen Bauten überdauern werden, kein solcher Bewässerungsplan je entworfen wurde, wie sollte derselbe unter der jetzigen Verwaltung je gelingen.

Mittheilungen über Batavia.

(Fortsetzung.)

Mein erster Tag in Indien.

Gleich nach unserer Ankunft auf der Rhede ging der Detaschements-Commandant an das Land, um den Behörden unsere Ankunft zu melden und die nöthigen Vorbereitungen zu unserer Ausschiffung zu treffen. Wir benutzten diese Zeit dazu, uns mit den herrlichen Früchten des Orients, welche uns in Kähnen zugeführt wurden, bekannt zu machen und deren Menge und Mannichfaltigkeit zu bewundern. Für einige Deute hat man hier einen solchen Ueberfluß und eine solche Auswahl von Früchten als die europäischen Lucullе nicht für Tausende zu erlangen im Stande sind. Ananas von nie gesehener Größe und Schönheit, Kokosnüsse, Mango, Pisang, Pompelnuß, Rambutan und wie sie sonst heißen mögen die herrlichen Producte dieses Landes! Auch die dunkelbraunen, nervigen, aber schlanken Gestalten der Javaner mit ihren schwarzen Haaren und Augen und dem schlauen hinterlistigen Ausdruck darin nahmen unsere Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß wir dem folgenden Morgen, der uns in unser neues Vaterland einführen sollte, mit Sehnsucht entgegensahen.

Schon lange vor Tagesanbruch waren wir bereit unsere bisherige Wohnung zu verlassen. Unsere geringe Habe lag zusammengepackt da, um in das Fahrzeug überzugehen, das sie in unsere Caserne bringen sollte. Um halb 6 Uhr erschienen denn auch sechs indianische Fahrzeuge, Prauen genannt, aber diese waren leider mit der Ebbe vom Lande abgegangen und mußten auf die Fluth warten, um den Rückweg antreten zu können. Endlich gegen 10 Uhr trat diese ein und nun begann die Ausschiffung. In etwa einer halben Stunde war alle Mannschaft in den Prauen. Ich war unter den letzten. Ein fröhliches dreimaliges Hurrah war der Scheidegruß, welchen wir unserem treuen Schiffe brachten, das uns durch eine Lage seiner sämmtlichen Stücke und mit einem gleichen Hurrah dankte.

Das Wasser war glatt wie ein Spiegel und durchsichtig wie Krystall. Einige Haifische, diese ekelhaftesten unter allen Thieren, umringten unsere Nachen, als verlangten sie noch jetzt den Tribut, welchen wir ihnen so standhaft versagt hatten. Langsam näherten wir uns dem Ufer. Nichts verrieth, daß diese Küste bewohnt und noch weniger daß eine Handelsstadt von 60,000 Einwohnern in der Nähe sey. Wir sahen nichts als niedriges Gesträuch; keine Häuser, keine Kirchen. Endlich fuhren wir in einen Canal, der durch zwei in die See hineingebaute Dämme gebildet wird. Nach Verlauf von einer halben Stunde kamen wir vermittelst einer alten Schleuße in ein enges, schmutziges Bassin, und aus diesem wieder durch schmutzige, sumpfige Canäle bis an ein ziemlich ansehnliches Gebäude, das Marinearsenal. Hier betraten wir das Land, still und ohne ein Wort zu sagen, denn ein gewisses drückendes Etwas schien auf diesem Orte zu liegen. Ich hätte sagen mögen, wir sind in der Stadt der Todten, denn außer zwei oder drei Offizieren, die uns empfingen, und ein Paar inländischen Schild-

machen sahen wir kein lebendes Geschöpf. Wir fühlten alle deutlich, daß wir uns in Batavia, dem berüchtigten Sitz des Java-Fiebers, befanden. Es war etwa 2 Uhr Nachmittags. Um die Mittagshitze vorübergehen zu lassen, hielten wir hier bis 4 Uhr Rast und empfingen zur Erquickung jeder eine halbe Flasche Wein und eine Semmel. Um 4 Uhr traten wir den Marsch nach Weltevrede, einer etwa 1 Stunde entfernten Vorstadt Batavia's, an, wo der Sitz der Regierung ist und die Europäer wohnen. Der Theil Batavia's, durch den unser Weg führte, schien uns wenig von orientalischem Reichthum zu verrathen. Die Wohnungen oder besser Magazine und Comptoire der Europäer sehen ganz so aus wie die Gebäude dieser Art in allen Handelsstädten Europa's, hohe unförmliche Steinmassen aufeinander geschichtet mit wenigen vergitterten Fenstern. Und diese Gestalt müssen solche Gebäude hier um so mehr haben, da die hiesigen europäischen Kaufleute nicht mit ihren Waaren zwischen denselben vier Mauern wohnen. Denn wie seltsam es auch klingen mag, so ist es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß nicht drei Europäer die Nacht in Batavia zubringen. Alle ziehen sich am Abend in ihre Wohnungen in den höher liegenden Vorstädten Ryswyk, Weltevrede und Meester Cornelis zurück, von wo sie sich des Morgens wieder nach ihren Comptoiren in der Stadt begeben.

Nachdem wir den europäischen Theil der Stadt im Rücken hatten, kamen wir in eine chinesische Straße. Die Chinesen, ein beträchtlicher Theil der hiesigen Bevölkerung, sind wie die Europäer Eindringlinge, nur daß die Zeit ihrer ersten Einwanderung weit vor der der Europäer liegt. Sie sind wie die, welche auf den andern sundischen Inseln wohnen, eine handelnde, im Geldgewinn unermüdlich beschäftigte Nation, die Juden des Orients, wenn es nicht für diese noch ehrenrührig ist mit ihnen verglichen zu werden. Um Handelsvortheile zu erringen ist dem Chinesen kein Mittel zu gemein und zu schlecht, und auch der Reichste verschmäht nicht List und Betrug um eines geringen Gewinnes willen. Natürlich müssen bei solchen Grundsätzen bald Schätze in ihren Händen seyn, wie kein Europäer sie erlangen kann. Sobald sie einen hinreichenden Vorrath von ihnen gesammelt haben, geben sie ihre einfache Lebensweise auf und ziehen sich von den Geschäften zurück, um von nun an ihren Reichthum im vollsten Glanze eines ächt orientalischen Luxus ans Licht treten zu lassen. Die Kleidung der Chinesen ist höchst einfach. Weiße Pantalons von nicht übertriebener Weite und eine gleichfalls weiße Bekleidung des Oberkörpers, welche einer Schifferjacke ähnlich ist und kein Hemde unter sich hat, und ein paar Pantoffeln mit sehr hohen Sohlen — das ist ihr ganzer Anzug. Eine Kopfbedeckung trägt der Chinese nicht. Er scheert das Haupt ganz kahl bis auf einen handbreiten Kreis um den Scheitel, dessen Haare als Zopf gebunden bis auf die Waden herabhängen. Dieser Zopf ist seine größte Zierde und hängt mit seiner Religion zusammen, denn ungeachtet der hohen Besteuerung, welche auf diesen Zopf, so wie auf die langen Nägel gelegt ist, trägt ihn sowohl der Aermste als der Reichste.

Die schlechten Baracken aus Bambus, die nackten Kinder und halbnackten Sklavenweiber vor den Thüren geben dieser langen chinesischen Straße das Ansehen von der tiefsten Armuth und setzten mich in keine geringe Verwunderung, da ich so viel von dem Reichthum der hiesigen Chinesen gehört und gelesen hatte. Aber es war nur der Schein von Armuth, denn wie ich später erfahren habe, wohnen in eben dieser Straße Menschen von ungeheuern Reichthümern.

Nachdem wir diesen Theil der Stadt passirt waren, traten wir in das prächtige Ryswyk. Welcher Wechsel! Aus der Mitte der hohen traurigen Magazine der Europäer und der elenden Hütten der Chinesen welche unsere Erwartungen bedeutend herabgestimmt hatten, sahen wir uns plötzlich in den Sitz des Reichthums und der edelsten Architektur versetzt. Die prächtigen Gebäude, welche in einem Styl aufgeführt sind, der aus dem antikgriechischen und dem neuern italienischen zusammengesetzt ist, und bei welchem man Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit mit Schönheit zu vereinigen gewußt hat, sind von Gartenanlagen umgeben, welche die edeln Formen derselben weniger verstecken als hervorheben. Ich will es versuchen die Einrichtung eines solchen Wohnhauses der Europäer zu beschreiben. Das ganze — in der Regel nur einstöckige — Gebäude steht auf einem erhöhten Rost, um die Feuchtigkeit des Bodens abzuhalten. Dieser Rost ist indessen durch Stufen oder andere Vorkehrungen dem Auge verborgen, und dient außer dem genannten Hauptzweck noch dazu, den Häusern eine Art von Keller zu verschaffen. Um das Gebäude läuft eine Säulengalerie, die das weit überragende sehr hohe Dach trägt, und zum gewöhnlichen Aufenthalt in den schönen Tageszeiten, d. h. früh Morgens und Abends oder in der Nacht, dient. Von hier führen hohe Flügelthüren und ähnliche Fenster, die bis auf den Boden reichen, in das Innere des Hauses. Durch das Oeffnen und Schließen derselben ist es möglich, stets den erforderlichen Luftdurchzug zu erhalten. Durch ähnliche Thüren und Fenster sind auch die einzelnen Gemächer unter sich verbunden, aber es sind Vorrichtungen getroffen, die dem Auge den Zutritt in dieselben verwehren können. In der Mitte des Hauses ist ein großer Saal und in diesem ein Wasserbassin zum Baden. Alle Häuser haben eine ungewöhnliche Tiefe, was zur Kühle derselben ungemein viel beiträgt.

Nachdem wir in Ryswyk eine kurze Rast gehalten hatten, traten wir in das gleich prächtige, aber einförmigere Weltevrede. Hier ist ein Haus dem andern so ähnlich wie ein Ei dem andern, denn hier kennt man nichts als Casernen für Soldaten, Officiere und Beamte. Einzelne Gebäude machen indeß eine Ausnahme, z. B. das Palais des Generalgouverneurs, die katholische Kirche, die Harmonie und vor allen das große Haus. Dieses umfaßt die Bureaux für alle Fächer der Colonialregierung, für das Militär, die Verwaltung und Rechtspflege — und ist der Centralpunkt aller holländisch-ostindischen Besitzungen. Gegen 6 Uhr langten wir in der Caserne an, in welcher wir für diesen und den folgenden Tag eingeschlossen blieben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Temperatur von Algier. Die mittlere Temperatur der Küstenstädte steht zwischen 17° und 18° C., das Maximum ist 36°, welches durch den Sirocco verursacht wird. In Algier fiel die Temperatur nur einmal in 7 Jahren unter den Gefrierpunkt und zu Oran soll dieß noch seltener geschehen. (Pariser Akademie vom 7 April.)

Frühe Früchte in London. Am 1 Mai fanden sich auf dem Coventgardenmarkt in London grüne Erbsen, die ersten in diesem Jahre, sie waren aber kein englisches Product, sondern aus Lissabon oder einer kleinen Insel in der Nähe von Malta eingeführt. Die Zufuhr von Kirschen, Stachelbeeren, Gurken ist gleichfalls in stetem Zunehmen. (Shipp. Gaz. vom 2 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 137.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Mai 1845.



Religiöse Denkmäler auf Java.

(Transactions of the lit. society of Bombay II. p. 154.)

Buddhistische und brahmanische Religion und Theologie erscheinen mit einander verschmolzen in der Blüthezeit von Java; in den Hauptgebieten dieser Insel bestanden sie Jahrhunderte lang neben einander. In dem Styl der javanischen Denkmäler verbindet sich ebenfalls das architektonische Princip beider Religionsformen, so jedoch, daß es, wie reich dieselben auch ausgebildet seyn mögen, doch insgemein eine gewisse Ruhe des Gefühles zeigt, die mehr an die ältern indischen Formen als an die des spätern ausgearteten Pagodenbaues erinnert.

Auf Java sind drei große Gruppen von religiösen Denkmälern vorhanden: die von Brambanan im District von Mataran, die des Boro Budo im District von Kadu, und die von Singasari im District von Malang. Zu Brambanan ist namentlich eine große Anzahl verschiedener Denkmäler zu bemerken, unter denen die Ruinen des Haupttempels in zierlich brillantnen Farben erscheinen. Man erblickt hier Bildsäulen des Ganesa, des Schiwa und anderer Gottheiten von Hindostan; Costüm und Sinnbilder der Statuen und der sie zierenden Basreliefs sind sämmtlich denen in den Hindutempeln ähnlich. In den Tempelruinen des Kobuda zu Brambanan sieht man zwei kolossale Statuen, die umgestürzt und zum Theil zerbrochen sind; dieselben stellen die beiden Hüter des Tempels dar. Alle die ungeheuren Bauwerke von Brambanan sind aus Bruchsteinen und ohne Mörtel oder Kitt aufgeführt, die zwischen ihren Trümmern wachsenden Pflanzen decken sie mit ihrem Schatten und machen sie noch malerischer.

In der Nähe des Dorfes Suka liegen interessante Ruinen, auf einem die Basis des majestätischen Berges Lawu umgebenden Hügel. Eines der Hauptbauwerke besteht in einer abgestumpften Pyramide, die sich auf dem Gipfel von drei einander überragenden Terrassen erhebt; die Eingangsthür dieses Tempels ist ebenfalls pyramidenförmig, die Sculpturen und Basreliefs haben merkwürdige Aehnlichkeit mit den in Aegypten vorkommenden. Hier frißt ein Ungeheuer ein Kind auf und erinnert an den grausamen Typhon; dort erinnert ein Hund an den Anubis, ein Kranich an den auf ägyptischen Denkmälern so häufigen Ibis; man sieht die Palme, die Taube, den Sperber, die Schlange, lauter im alten Aegypten bekannte Symbole. Diese Sculpturen gehören einer Epoche an, von der sich keine Tradition auf Java findet.

Am interessantesten sind ohne Zweifel die Monumente von Boro Budo in der Residentschaft Kadu. Der Haupttempel ist eine grandiose pyramidale Anlage; er steigt, nach der Weise der Pagodenbauten, in sechs Absätzen empor, reich mit Nischen geschmückt, in denen buddhistische Figuren sitzen und deren jede eine Bekrönung in der Gestalt eines einfachen Dagop hat. Oberwärts ist ein großes Plateau, aus dessen Mitte sich ein Doppelkreis kleiner Dagops erhebt; den Schluß des Ganzen bildet ein großer Dagop, emporsteigend aus der Mitte des innern Kreises.

Alle diese javanischen Denkmäler enthalten zugleich einen großen Reichthum von Bildwerken, die theils dem Kreise der buddhistischen, theils der brahmanischen Religion angehören, theils in eigenthümlich phantastischen Formen erscheinen; ein großer Theil von ihnen ist durch wirkliche Schönheit der Form, durch eine große Feinheit und Reinheit der Linien ausgezeichnet; sie sind somit den bessern Arbeiten der indischen Kunst anzureihen. Raffles hat von diesen Denkmälern treffliche Abbildungen geliefert.

Im Bezirk von Malang liegen die Ruinen von Singasari. Man sieht da einen Tempel, dessen Haupteingang auf der Westseite 30 Fuß Höhe hat und über welchem ein ungeheures Gorgonenhaupt eingehauen ist; noch viele andere Sculpturen finden sich an diesem Tempel. Weiter im Walde bei Singasari liegen imposante, mit Bildwerken bedeckte Trümmer: da ist der Phallus, der heilige Stier, Brama und Wischnu, und ein mit Blumen bekränzter Indra, auf einem ungeheuren Büffel reitend; auch sieht man an einen Baum gelehnt eine herrliche Statue mit vier Köpfen, eine andere des Mahadewa mit dem Dreizack, einen Sonnenwagen mit sieben Rossen, die als im schnellsten Laufe befindlich dargestellt

sind mit nach hinten fliegenden Schweifhaaren. Weiter gewahrt man eine kolossale Statue des Ganesa mit einem Elephantenrüssel, langen Armen und ungeheuren Beinen. Diese Figur scheint ursprünglich auf einer Platform oder in einem Tempel gestanden zu haben, denn rings herum sieht man eine bedeutende Masse von Steinen; wenn man noch weiter im Walde vordringt, trifft man auf zwei von jenen kolossalen Statuen, welche Thürsteher an den Tempeln darstellen; diese Figuren sind aus einem einzigen Block gehauen und, obschon in sitzender Stellung, zwölf Fuß hoch. Diese merkwürdigen Tempelruinen im Walde von Singasari enthalten Basreliefs, welche Schlachten, Löwen, Adler und andere vierfüßige Thiere und Vögel darstellen. Es soll hier im Mittelalter eine von Hindus und Javanesen bewohnt gewesene Stadt gestanden haben.

In dieser Gegend ist auch der See Kanu, welcher dadurch merkwürdig ist, daß die in demselben lebenden Krokodile den in ihrer Nachbarschaft wohnenden Javanesen durchaus keinen Schaden thun, und sich überhaupt durch einen Mangel an Gefräßigkeit und Raubsucht auszeichnen; die Eingebornen können sich, ohne etwas von ihnen befürchten zu dürfen, im See baden, während mancher Fremdling seine Tollkühnheit mit dem Leben bezahlen mußte. Die Fremden, welche Java besuchen, versäumen selten nach dem See Kanu zu reisen, an dessen Gestaden man gleichfalls Tempeltrümmer mit buddhistischen Bildwerken entdeckt hat. Die benachbarten Javanesen sind stets bereit, dem Fremden den Anblick eines merkwürdigen Schauspiels zu gewähren, das ohne alle Gefahr ist, da der Pavillon, von welchem herab man den Anblick genießt, etwa 50 Fuß vom Ufer entfernt liegt. Die Javanesen stürzen sich in Menge in den See und schieben einen Kahn vor sich her, auf welchem sie einige Hühner befestigt haben, und locken durch Geschrei die Krokodile, welche auch bald herbeikommen, um die ihnen dargebotene Speise in Empfang zu nehmen. Dabei machen sie niemals Angriffe auf die Schwimmer, die stets unversehrt an das Land sich zurück begeben. Auf manchen Basreliefs von Singasari gewahrt man neben Löwen und Falken auch Krokodile abgebildet. Alle diese javanischen Tempeltrümmer enthalten eine Fülle von bildnerischen Darstellungen.

Zug durch Oregon.

(Fortsetzung.)

Am 23sten näherten wir uns endlich den Missionsgebäuden. Das Land war wellenförmig, dicht mit Büschelgras bewachsen, von kleinen, nordwestlich strömenden Bächen durchschnitten, und der Boden ungemein staubig; wir fanden es daher sehr nöthig, ehe wir uns vor Hrn. Dr. Whitman sehen ließen, ein wenig Toilette zu machen, und auch hier bewies mein indianischer Führer wieder, wie weit er in der Cultur vorgerückt sey, indem er augenblicklich aus seinem Gepäck einen kleinen Spiegel, Taschenkamm, Seife so wie ein Handtuch hervorholte.

Ein kurzer Ritt brachte uns hierauf an die Büsche, welche die Gebäude umgaben; die Flächen um diese waren braun und trocken — alle Vegetation schien abgestorben — Bäume ausgenommen, die mit ihren tiefgehenden Wurzeln von den Wassern des Stromes tranken. Wir durchschnitten den Fluß, ritten am Lager der Indianer dicht vorüber und fanden uns wenige Minuten darauf am Thore der Missionsfelder und in Dr. Whitmans Gegenwart. Dieser zankte eben in der Skyuse-Sprache mit einigen faulen Indianern, die ihr Vieh aus seinem Garten trieben, und ertheilte anderen seine Befehle, ihre Ochsen zu jochen, und das zur Vollendung des neuen Missionsgebäudes nöthige Holz herbeizuschaffen. Noch kam ein Mr. Hall, ein Drucker von den Sandwichinseln, und ein Mr. Monger in ihren Arbeitskleidern, der eine mit einer Axt auf der Schulter, der andere mit einem Hobel herbei, und alle schienen mich ganz verwundert fragen zu wollen, seit wann eine Luftballonfahrt zwischen den Staaten und dem stillen Meere existire, auf welcher einzelne Individuen so sans façon herüber kommen könnten.

Das alte Missionsgebäude steht am nordöstlichen Ufer des Flusses in der Ecke einer etwa 250 Acker einschließenden Umzäunung, von denen 200 bebaut werden. Der Boden besteht aus einer dünnen Schichte Thon mit Sand vermischt, und nicht besonders tiefer Ackererde, deren Unterlage grober Kies bildet. Durch diesen Kies dringt das Wasser aus dem Wallawalla zu den Wurzeln der Gewächse. Die Producte sind: Waizen, Mais, Zwiebeln, Rüben, Wasser- und Netzmelonen, süße Kürbisse, Tomates, Spargel, Gurken, Bohnen rc. Alles dieß gedeiht in vollkommen guter Qualität und Quantität; wie ich aber von glaubwürdigen Personen gehört habe, sollen kaum 2000 Acker auf diesem ungeheuren Landstrich liegen, die cultivirt werden können, was hauptsächlich dem gänzlichen Ausbleiben des Regens und Thaues gerade in der für den Ackerbau nothwendigsten Zeit zugeschrieben wird.

Als am nächsten Morgen der Tisch mit dampfenden Speisen, frischer, goldener Butter und schneeweißem Brod besetzt war, konnte ich mir kaum denken, daß ich mich so fern in der Wildniß, von ihren rothen Söhnen umgeben befände, doch wurde ich während des Frühstücks durch einen kleinen Umstand darauf aufmerksam gemacht — das Fleisch, welches wir aßen, war Pferdefleisch. Nach der Mahlzeit führte mich Dr. Whitman durch seinen Garten und die Felder, diese bestätigten aber meine schon früher gefaßte Ansicht, daß die Erde hier das Wasser zu sich durch den Kies heraufzöge, daß daher, wo die Kieslage von der Wasserfläche nicht erreicht werden könnte, alles verdorrt sey.

Dr. Whitman hatte wirklich in der kurzen Zeit, in welcher er sich in Oregon befand, erstaunliche Anlagen und Verbesserungen gemacht, wie auch die Sprache der Indianer erlernt, die er jetzt unterrichtete und dabei die Pflichten eines Wundarztes und Missionärs an den verschiedenen Stationen des Spokan und Clearwater versah.

Nachmittags versammelte Dr. Whitman mit seiner Frau die Indianer um sich und lehrte sie lesen, wobei sich etwa 40

bis 50 Kinder nebst vielen ältern Leuten einfanden. Interessant war es dabei zu sehen, mit welcher Gierde diese wilden Natursöhne eine neue Idee erfaßten und festhielten.

Als ich am 25sten erwachte, lebte und webte alles auf der Ansiedlung, der lebhafte Klang auf einander klappernder Bretter, die Schläge des Hammers und der Axt, das Zischen des Hobels, die kleine, am Fluß blöckende Heerde, das Wiehern der wilden Pferde, die in den Büschen zwitschernden Vögel, alles kündete reges, thätiges Leben an; nur das Dorf der Skyuse lag noch in vollkommener Ruhe, ein paar einzelne Gestalten ausgenommen, die bedächtigen Schrittes eine kleine Anhöhe hinaufstiegen, um den Weg zu beobachten, den ihre Thiere nehmen würden. Ueberall auf der Ebene standen die kegelförmigen Fellhütten zerstreut und gaben der Landschaft eine eigenthümliche Wildheit. Als sich leise im Osten die Sonne erhob, begannen auch die Bewohner der Wigwams hervor ans Tageslicht zu kriechen. Es war ein frostiger Morgen und sie hatten ihre Büffelfelle, mit den Haaren nach innen, über die Schultern gezogen, daß die schneeweiße Fleischseite der Häute mit den dunkeln, an den Kanten sichtbaren Haarbüscheln des Thieres eingefaßt schien, während ihre langen, glänzenden, schwarzen Haare lose um ihre Schultern flatterten.

Dieß ist der Hauptstamm des Oregon-Gebietes, welcher in frühern Zeiten bis an die Mündung des Columbia und dessen nördlichen und südlichen Armen unumschränkte Gerichtsbarkeit ausübte. Aber nur ihr früherer, talentvoller und muthiger Häuptling konnte ihnen dieses Ansehen bewahren; mit dessen Tode, wie mit dem bald darauf folgenden seines Sohnes, schwand die kaiserliche Würde des Skyuse-Stammes. Die Hüter des Forts Wallawalla haben freilich dem gegenwärtigen Häuptling bessere Kleider gegeben, als die übrigen tragen, und behandeln ihn mit derselben Achtung wie seinen Vorgänger, konnten ihm aber doch nur den Namen, nicht die Ehre und Macht erhalten, die der Stamm sonst besaß.

Die Wallawallas und Tschinuks sind jetzt noch die einzigen, welche die Oberherrschaft der Skyuse anerkennen und gewöhnlich geht im Winter ein Theil der letztern nach den „Dalles“ zu den Tschinuks, um Lachse von ihnen einzuhandeln und über diesen elenden, nichtswürdigen Stamm Gerichtssitzung zu halten, ihren Vergehungen auf die Spur zu kommen und die Strafbaren zu peitschen.

Sie reden zwei von einander verschiedene Sprachen, die eine im gewöhnlichen Leben, die andere bei besondern feierlichen Gelegenheiten, als in Rathsversammlungen u. s. w. Beide sollen ausdrucksvoll und beschreibend seyn.

Die Skyuse besitzen viele Pferde. Einer des Stammes, ein fetter, alter, kräftiger Kerl, hatte allein über 2000, alle wild, die ausgenommen, deren er zu seinem eigenen Gebrauche oder zum Handel bedurfte; im allgemeinen ist es eine schöne, kräftige Race, und ich habe oft bedeutend bessere Thiere unter ihnen gefunden, als in den Vereinigten Staaten. Wenn ein Indianer die Zahl seiner eingerittenen Pferde vermehren will, so sprengt er auf dem schnellsten, das er sein eigen nennt, mit dem Lasso in der Hand zwischen die noch ungezähmten, wirft dem Auserwählten die Schlinge um den Hals und würgt es, bis es niederstürzt; dann bindet er ihm schnell die Hinter- wie Vorderfüße zusammen und läßt es liegen. Sobald nun das Thier wieder zu sich kommt, arbeitet es mit allen Kräften seine Freiheit zu erlangen, jetzt wird aber seine Furcht erregt und seine Anstrengungen werden vermehrt, indem man ihm Bären- und Wolfsfelle und wollene Decken nach dem Kopf wirft, bis es völlig abgemattet ruhig liegen bleibt. Später losgebunden, bäumt es sich und springt in wilden Sätzen an einem langen Seil befestigt, während es aufs neue durch geschwungene und nach ihm geschleuderte Felle erschreckt und geängstigt wird. Nach solcher Operation, die man selten mehr als zweimal zu wiederholen braucht, kann man sich ihm fast immer nähern und es streicheln, und die Indianer verwandeln auf diese Art ihre wildesten Hengste in die herrlichsten Reitpferde.

Um 10 Uhr am nächsten Morgen versammelten sich die Skyuse zum Gottesdienst; die Gebräuche waren alle nach presbyterianischer Form; der Aufruf zum Gebet, die Hymne, das Gebet, eine zweite Hymne, die Predigt, ein Gebet, eine dritte Hymne und der Segen, alles in der Sprache der Nez Percés. Vorzüglich bemerkenswerth erschien mir aber in ihrem Gottesdienst, daß, wenn Dr. Whitman aufstand und den Text vortrug, der Indianer, welchen er am vorhergehenden Abend unterrichtet hatte, sich ebenfalls erhob und denselben wiederholte, auf welche Art er das Ganze sätze- und paragraphenweis durchging. Unter den Skyusen ist dieß bei allen ihren öffentlichen Geschäften Gebrauch und soll dazu dienen, die Sache recht klar und deutlich hervorzuheben; der Doctor that es jedoch wohl immer deßhalb, um es den Indianern in ihrer eigenen Sprache begreiflicher zu machen. Es wundert mich übrigens, daß sowohl Dr. Whitman als die andern Missionäre den Indianern, um sie leichter zu unterrichten, die Sprache der Nez Percez nach grammatikalischen Regeln lehrten, wo sie denselben doch in fast gleicher Zeit das Englische begreiflich machen und ihnen dadurch in späterer Zeit den Weg zu weiterer Ausbildung bahnen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen über Batavia.

(Fortsetzung.)

Meine ersten Tage in Weltevrede.

Die Caserne des Depots ist ein seinem Zweck ganz entsprechendes Gebäude. Hohe luftige Zimmer, geschützt gegen den so verderblichen Zugwind; dabei eine ausgezeichnete Reinlichkeit. Die Nahrung, die wir erhalten, ist ebenfalls gut, obgleich sie anfänglich dem europäischen Gaumen nicht zusagt. Früh um 5 Uhr wird Reveille geschlagen und dann kann ein jeder sich seinen Kaffee und ein Weizenbrödchen holen. Um 6 Uhr ist Appel, nach dessen Beendigung jeder Soldat, der nicht im Dienst ist, bis 10 Uhr ausgehen kann. Zu dieser Stunde ist abermals Appel und gleich darauf wird gefrühstückt, und zwar Bouillon

und Reis. Da der Reis das Hauptlebensmittel ist, so muß ich dessen Zubereitung etwas näher beschreiben. Er wird so lange gekocht, bis er oben anfängt wässerige Theile in sich aufzunehmen, dann nimmt man ihn aus dem Kessel und legt ihn auf einen flachen Korb, der oben auf dem Kessel liegt, und läßt ihn durch die Wasserdämpfe vollends gar werden. Je trockener er zubereitet wird, für desto besser hält man ihn. Diesen so bereiteten Reis ißt man mit rothem spanischem Pfeffer, Sambal, dem schärfsten aller Gewürze. Sobald diese Mahlzeit gethan ist, werfen sich alle auf ihre Betten, denn bis 4 Uhr wird kein Dienst verlangt und darf auch niemand die Caserne verlassen. Die Betten sind einfach und bestehen aus einer hölzernen Bettlade, in welcher ein mit trockenem Gras gefüllter Sack liegt, über welchen man eine aus wohlriechenden Binsen zierlich geflochtene Matte legt, welche die Stelle unserer Betttücher vertreten muß, ferner aus einigen mit Baumwolle gepolsterten Kissen und einer leichten baumwollenen Decke. Wer die Mittel dazu hat, darf sich eine Gardine gegen die Moskitos anschaffen. Bis 3 Uhr bringt alles seine Zeit im Müßiggang, meistens jedoch mit Schlafen zu. Um 3 Uhr wird das Mittagsmahl eingenommen, welches abermals aus Reis mit Sambal besteht, dem aber abwechselnd gebratenes Hühnerfleisch, Fisch, Fricadellen von Schildkröten oder Rindfleisch, ferner eine Schildkröten- oder eine andere Suppe hinzugefügt wird. Außer diesen drei Mahlzeiten stehen den ganzen Tag über in allen Zimmern große Gefäße mit warmem Thee, dem einzigen Getränk, dessen man sich hier ohne Gefahr für die Gesundheit zur Löschung des Durstes bedienen kann. Das Wasser ist so schlecht, daß es fast ungenießbar ist, und dieß ist eine der vornehmsten Ursachen der großen Sterblichkeit.

Drei Hauptkrankheiten gibt es hier, die dem Europäer das Leben rauben. Die Blutdiarrhöe, das Java- oder Batavia-Fieber und die Schwindsucht. Die erstere ist eine Art von Cholera morbus, die eigentlich hier ihren Sitz hatte; ihr erliegen die meisten Opfer, doch kann man durch Vermeidung eines übermäßigen Genusses der Früchte, besonders der Ananas und Melonen, sich ziemlich gegen sie schützen. Das Java-Fieber ist eine heftige Nervenkrankheit, welche periodisch herrscht und nur sehr wenige, die sie ergreift, mit dem Leben davon kommen läßt. Die Schwindsucht ist ganz dieselbe wie bei uns. Außer diesen drei Krankheiten, denen, wie gesagt, der Europäer und besonders der Soldat häufig unterliegt, sind auch die gewöhnlichsten Strapazen, die der Dienst mit sich bringt, schon hinreichend, um den letztern zu tödten. Selten geht ein Detaschement, etwa als Escorte von Geldern, Gefangenen, Depeschen u. s. w., ins Innere des Landes, ohne daß zwei Drittheile desselben umkommen. Und dennoch drängt sich der Soldat zu solchen Diensten.

Doch ich kehre zu unserer Tagsordnung zurück. Um halb 5 Uhr, nachdem der Appel beendigt ist und wenn kein Exerciren stattfindet, steht es dem Soldaten wieder frei sein Campement zu verlassen. Er darf nun auf den Bazar gehen, Besuche bei kranken Cameraden im Hospital machen oder auch in andern Casernen vorsprechen. Um 8 Uhr fällt der Retraiteschuß, der allen Soldaten das Signal gibt, in ihr Campement zurückzukehren, wo um halb 9 Uhr noch einmal Appel abgehalten wird. Von jetzt an bleiben alle in ihren Casernen, aber sie behalten Freiheit zu schlafen oder zu thun was sie wollen, nur darf keiner die Ruhe stören. Uebrigens sind die Casernen die ganze Nacht hindurch so gut erleuchtet, daß man jede Arbeit verrichten kann.

Auf diese Weise verstreicht dem Soldaten ein Tag wie der andere im ermüdendsten Einerlei. Glücklich ist der zu schätzen, der irgend eine Beschäftigung erhält, welche ihn von dem Waffendienst dispensirt, denn mit allen sogenannten Employements ist nicht nur ein angenehmes Leben, sondern auch eine verhältnißmäßig sehr bedeutende Zulage verbunden. Darum jetzt besonders von

den Employirten.

Es gibt ihrer zwei Arten. Die eine besteht aus solchen Individuen, die noch wirklich im Militärverbande stehen und ihren Sold beziehen, aber keinen Militärdienst thun, sondern in irgend einem Fach der Verwaltung benutzt werden. Dahin gehören alle Schreiber niederer Ordnung bei den verschiedenen Militärbureaux, beim Generalstab u. s. w. Sie wohnen in den Casernen oder können es doch wenigstens, werden wie jeder andere Soldat ihres Grades gekleidet und besoldet und stehen durchaus unter der Disciplin ihres Corps. Sie beziehen aber neben ihrem Gehalt noch eine Zulage, welche diesen oft um das Dreifache übersteigt. Ihre Stellung ist in Vergleich zu der des dienstthuenden Soldaten beneidenswerth, zumal sie die Expectanten für die Stellen der zweiten Art der Employirten sind.

Der zu dieser Classe Gehörige tritt aus jedem Militärverhältnisse heraus, trägt bürgerliche Kleidung, bezieht seinen Sold von der Behörde oder dem Bureau, in welchem er arbeitet, mit Einem Wort, er ist Civilbeamter, der in keinem andern Verhältnisse zur Armee steht, als daß er in den Listen beim Generalstab mit aufgeführt wird und im Fall daß er seine bürgerliche Stellung verscherzt, wieder in die Armee zurückgesteckt wird. Auf diese Weise sind hier alle niedern und mittlern Beamtenstellen besetzt, und es ist dieß für das Gouvernement nicht nur die billigste, sondern auch die bei weitem beste Weise, ihre Civilbeamten zu erhalten; denn da es hier in der Armee nie an Individuen fehlt, die solche Aemter versehen können, so braucht man keinen Anstand zu nehmen, schlechte oder unbrauchbare Beamte zu entfernen. Durch diese Einrichtung wird auch die Anstellung von überzähligen Beamten unnöthig, die sonst bei der großen Sterblichkeit vorhanden seyn müßten, um das Stocken in den Geschäften zu vermeiden. Alle diese Leute sind sehr gut besoldet. Zwei- bis vierhundert Gulden monatlichen Gehalts setzen sie in den Stand, den erforderlichen Aufwand zu machen, der so groß ist, daß man von einem Beamten, wie bei uns etwa der Registrator oder der Secretär bei der Regierung ist, verlangt daß er Equipage und fünf bis sechs Dienstboten halte.

Zu den erstern der beschriebenen Gattungen von Employirten gehöre ich jetzt; ich lebe aber in der Hoffnung bald zu der zweiten überzugehen, etwa als Landmeter dritter Classe oder als Opziger. Diese werden bei dem Bau von Festungswerken, Casernen u. s. w. neben den Ingenieurs zur Beaufsichtigung der Arbeiter u. s. w. verwendet und haben außer ihrem Sold manchen Nebenverdienst; auch haben sie in schon fertigen Befestigungswerken, die so unbedeutend sind, daß kein Ingenieur dort stationirt wird, für die Erhaltung der Werke zu sorgen, sind also Quasiingenieurs vom Platze.

(Fortsetzung folgt.)

Industrieausstellung zu Madrid. Dem Moniteur industriel vom 1 Mai zufolge soll nun auch demnächst zu Madrid eine Industrieausstellung stattfinden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 138.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Mai 1845.

Ein Besuch in einem Nonnenkloster zu Popayan.

(Aus Hamiltons Erinnerungen an Columbien.)

Während unseres Aufenthalts in Popayan besuchten Hr. Cade und ich mit unserm trefflichen gefälligen Freunde, dem Bischofe Don S. Ximenez, die Aebtissin Maria Magdalena und die Nonnen des Incarnationsklosters, von denen wir, so wie von den Novizen, aufs freundlichste empfangen wurden. Den schönen Garten der Carmeliterinnen hatte ich in Gesellschaft des Bischofs schon früher besucht. Die Nonnen vom Orden der Incarnation haben bei weitem keine so strenge Regel als der Carmeliterorden; sie übertreiben das Fasten und Beten nicht und erhalten häufig Besuche von ihren Freundinnen, so daß dieser mildern Principien huldigende Orden seinen Mitgliedern in ihrer Abgeschiedenheit von den Sorgen und dem Getümmel der Welt ein recht ruhiges, angenehmes Leben gewähren kann.

Das Kloster ist ein großes Gebäude, welches von Höfen, Gärten und Cacaoplantagen umgeben ist. Vor dem Bürgerkriege wohnten in demselben 80 Nonnen und außerdem noch viele Novizen, Aufwärterinnen und Sklavinnen; jetzt beläuft sich die Zahl der Nonnen nur noch auf 25, von denen die meisten über 40 Jahre alt waren; doch bemerkte ich auch unter ihnen zwei junge Mädchen von außerordentlicher Schönheit, die kaum 20 Jahre alt seyn konnten. Von den jungen Novizen, welche weiße Kleidung und einen zierlich über die Schultern herabhängenden Schleier tragen, besitzen mehrere viel Anmuth und äußere Reize. Unter den Nonnen befanden sich muntere, angenehme und liebenswürdige Geschöpfe; sie waren sehr gesprächig und mittheilend, und thaten mancherlei Fragen wegen der englischen Damen und ihrer Erziehung.

Dieses Frauenkloster wurde von dem Bischofe von Popayan, Augustin Corana, der aus Galizien in Spanien gebürtig war, im Jahre 1593 gestiftet. In der Capelle hing sein Bildniß, leidlich gut gemalt und zwei andere, die den jetzigen Bischof vorstellen. Dieser war immer ein großer Gönner des Klosters gewesen und hatte erst vor kurzem, da das Gebäude in den letzten Jahren sehr in Verfall gerathen war, große Summen auf die Reparatur desselben verwendet.

Einige von den Nonnen beschäftigen sich mit Musik und Malerei; eine Landschaft, die wildromantische Gegend von Purace vorstellend, gemalt von einer kunstgeübten, frommen Schwester, erregte unsere gerechte Bewunderung. Auch eine Dichterin, die wegen der schönen, wohlklingenden spanischen Verse, die sie zu machen versteht, für Geburtstage und andere Feste oft in Anspruch genommen wird, befindet sich unter diesen Himmelsbräuten von Popayan. Die ältern Nonnen ertheilen Mädchen aus der Stadt unentgeltlich Unterricht im Nähen und andern weiblichen Arbeiten.

Der Bischof erzählte mir, die Nonnen hätten während des Kriegs, wo ihnen alle Einkünfte von ihren Besitzungen entzogen wurden, großen Mangel gelitten und oft Tage lang keine anderen Nahrungsmittel gehabt als die Orangen und Citronen aus ihrem Garten. Dennoch besitzen sie eine kleine Krone von gediegenem Golde, die mit Perlen, Smaragden, Rubinen und andern edeln Steinen besetzt ist und mehrere kostbar geschmückte Heilige, von denen sie zu jener Zeit, wo sie fast verhungern mußten, nicht das geringste veräußert hatten. Als man uns diese Kostbarkeiten zeigte, sagte der Bischof scherzhaft: „an Ihrer Stelle hätte ich die geweihte Krone mit allen Heiligen verschluckt!" worauf die Aebtissin in demselben scherzenden Ton ausrief: „mein lieber Bischof, Sie werden wahrhaftig noch ein Ketzer!" Dabei schien sie vergessen zu haben, daß wirklich zwei Ketzer neben ihr standen.

Es wurde uns auch ein Christusbild gezeigt, mit welchem man Processionen in der Stadt zu halten pflegte, um gutes Wetter oder Regen zu erbitten. Auch bei diesem machte der Bischof seine spaßhaften Bemerkungen und sagte mit muthwilligem Lachen: „Bittet die Procession um Regen, so brennt die Sonne jedesmal noch stärker; begehrt sie Sonnenschein, so verdunkelt sich alsbald der Himmel und des Donnerns und Blitzens ist kein Ende." Auf diesen Spott ließ die Aebtissin abermals eine Zurechtweisung folgen, die den Bischof und uns sehr belustigte. Cade sagte mir ins Ohr: Wahrlich das ist ein Bischof nach dem Herzen Voltaire's!

In der Capelle hörten wir auch dem Orgelspiel und Gesang einer jungen Mulattin zu, welche uns durch die Fertig-

keit mit der sie spielte, und durch die Lieblichkeit und Anmuth ihrer Stimme in Erstaunen setzte. Die Aebtissin sagte, diese junge Mulattin sey ein Mädchen von außerordentlich regem, lebhaftem Geiste, dem alles was sie anfinge, gelänge: besonders habe sie von jeher einen feinen, richtigen Sinn für Musik gezeigt. Das Mädchen hatte ein helles, munteres Auge, ein interessantes, ausdrucksvolles Gesicht, wiewohl die Züge desselben nicht regelmäßig waren, und war ausnehmend schön gewachsen. In diesem Kloster wurden mehrere junge Mädchen aus angesehenen Familien der benachbarten Provinzen Antioquia und Buenaventura erzogen.

Nachdem wir Limonade und einige andere Erfrischungen zu uns genommen hatten, empfahlen wir uns der Aebtissin und den Nonnen, deren Gesellschaft uns eine sehr angenehme Unterhaltung gewährt hatte. Bei dem Abschiede mußten wir dem Bischof noch versprechen, daß wir uns zu dem Feste, welches alle drei Jahre bei der Wahl einer neuen Aebtissin mehrere Tage lang gefeiert wird, wieder einstellen wollten. Die jetzige Aebtissin, bemerkte er zugleich, sey bei den Nonnen so beliebt, daß sie ohne Zweifel wieder gewählt würde.

Noch muß ich erwähnen, daß während wir im Garten umhergingen, die Aebtissin auf einmal Hrn. Cade vermißte. Sie schickte sogleich eine alte Nonne ab, um ihn aufzusuchen, die ihn im vertrauten Gespräche mit einer hübschen, jungen Novize begriffen fand. Die Aebtissin hielt ihm dafür eine kleine Strafrede und sagte, daß sie den Novizen nie erlaube allein mit einem jungen Manne zu sprechen; doch geschah dieß alles in dem liebreichsten, freundlichsten Tone. Der Bischof sagte mir dabei ins Ohr: Butter sollte man im Schatten lassen, an der Sonne schmilzt sie ohne Rettung jedesmal.

Nach Verlauf von zwei Wochen wiederholten wir unsern Besuch im Kloster, wo uns der Bischof und die Aebtissin, die jetzt bunt gekleidet war, wie gewöhnlich aufs freundschaftlichste empfingen. Wir wünschten der letztern, die sehr aufgeräumt und ganz mit der Sorge für die Anordnung der Feierlichkeiten beschäftigt zu seyn schien, zu ihrer neuen Erwählung Glück. Von den Nonnen waren mehrere als die Personen gekleidet, welche sie in der Komödie vorstellen sollten, und hatten in diesem phantastischen Anzuge ein so fremdartiges Ansehen, daß weder Cade noch ich sie erkannten. Die Mägde und Sklavinnen, welche als Vorspiel auf dem Klosterhofe eine Schlacht zwischen den Saracenen und Spaniern aufführen sollten, hatten sich alle flitterhaft aufgeputzt und waren mit Fahnen, Speeren, Schilden, Schwertern, Trompeten und Pauken versehen. Das Vorspiel nahm um 2 Uhr seinen Anfang; beide Heere stellten sich, mit ihren Generalen an der Spitze, in Schlachtordnung, die Morisken commandirte das lebhafte Mulattenmädchen, welches so schön auf der Orgel gespielt hatte. Nachdem mehrere Reden von beiden Seiten gehalten und bittere Vorwürfe zwischen den Heeren gewechselt worden waren, kam es zum Gefecht, in dem man sich mit hölzernen Schwertern schlug und die Christen endlich vollständig über die Ungläubigen siegten.

Wir begaben uns hierauf aus dem Hofe in ein geräumiges Zimmer neben der Capelle, welches sehr geschmackvoll zu einem Theater eingerichtet worden war. Der Scene gegenüber standen in einiger Entfernung drei Stühle, von denen der mittlere für den Gouverneur bestimmt war, zu dessen beiden Seiten der Bischof und ich Platz nahmen, während die übrigen Zuschauer sich rechts und links von uns auf kleine Bänke setzten. Die Komödie, das Werk einer Dame von Popayan, wurde von den Nonnen und Novizen vortrefflich aufgeführt, vorzüglich gut spielte die Verfasserin selbst, welche dem Gouverneur, dem Bischof und den sämmtlichen Zuschauern vielen Stoff zum Lachen gab. Das Stück hatte die mancherlei abenteuerlichen Schicksale zum Gegenstand, welche die Aebtissin und die Nonnen während des Bürgerkriegs zu bestehen hatten. Das Hauptinteresse erregten die Auftritte zwischen der Aebtissin und dem auf den Klostergütern angestellten Rentmeister, welcher, um Geld und Lebensmittel herbeizuschaffen, allerlei komische Mittel aussinnt und durch sein glückliches Genie jedes Hinderniß zu überwinden weiß.

Nach der Komödie hatten wir das Vergnügen, die Boleros und andere spanische Tänze von den Nonnen aufführen zu sehen. Den Beschluß machte eine Mahlzeit, die aus Backwerk, Früchten und Wein bestand. Als ich gegen den Bischof äußerte, daß ich früher nicht geahnt hätte, daß Nonnen und Novizen so lustig seyn dürften und so gute Schauspielerinnen abgeben könnten, erwiederte er lächelnd: Mein lieber Freund, in diesen Klöstern finden Sie keine so großen Heiligen als Sie denken!

Nachdem wir der Aebtissin und der übrigen Gesellschaft für die angenehme Unterhaltung, die sie uns verschafft, herzlich gedankt hatten, kehrten wir vergnügt nach Hause zurück.

Zug nach Oregon.

(Fortsetzung.)

Am 29sten schloß ich mit Crocke einen Vertrag, mich nach den „Dalles“ zu bringen und begann, von Mistreß Whitman reichlich mit Provisionen versehen, aufs neue meine Reise nach dem untern Columbia. Mehrere Tage lang, bald ziemlich unfruchtbare Strecken, bald freundliche Thäler durchziehend, wanderten wir jetzt am südlichen Ufer des Columbia, der hier etwa eine halbe englische Meile breit war, hinunter; das nördliche Ufer bildete ein steiler Gebirgsrücken, der sich in ununterbrochenen Massen 700 bis 800 Fuß hoch, schwarz, glänzend und von aller Vegetation entblößt am Ufer hinzog; das jedoch, auf welchem wir uns befanden, bestand aus Erdhügeln, die hie und da von 100 bis 400 Fuß hohen Klippen und oft kühn emporstrebenden Basaltkegeln unterbrochen wurden. Nur wenige Pferde sahen wir, die sich außerordentliche Mühe gaben, das entsetzlich dünn stehende Gras zu vertilgen; alles sah unnatürlich trocken und wüst aus.

Am 5 Oct. endlich schlug die Musik des „tum, tum-water“ — das indianische Englisch für „donnernde Wasser (thundering waters)“ — d. h. der „Fälle“ an mein Ohr. Dieß sind von dort an, wo sich sein nördlicher und südlicher Arm

vereinigen, bis hinunter zum stillen Meer, die einzigen senkrechten Wasserstürze des Columbia, und wahrlich — sie donnern. Eine schwarze Felsmasse bildet oberhalb der Fälle das Bett des Flusses, und steigt an dieser Stelle, da sie ihre horizontale Lage beibehält, über die natürliche Wasserfläche des Stromes, wodurch sie einen jähen Abhang von 60 Fuß bildet, der drohend über dem unten dahinbrausenden Strome hängt. Als ich dort vorbeikam, war der Columbia unglücklicherweise sehr niedrig, dennoch boten die Fälle einen großartigen Anblick. Der Hauptstrom schoß nahe an der südlichen Uferbank vorbei, tobte, in das rauhe, enge Bett eingezwängt, wüthend dem Abgrund zu und stürzte in einem ungeheuren Bogen, als ob er sich scheue den Sprung zu wagen, mit einer Wuth und Stärke dem kleinen Kessel zu, daß die Erde rings erbebte. Das Geräusch war betäubend, erschütternd und tausendfältig gab es das Echo aus den nackten Bergen zurück.

Auf den Theilen des felsigen Ufers, die früher von dem wilden Strome, der sich jetzt andere Canäle gebahnt hatte, ausgewaschen waren, standen die Rasenhütten von etwa hundert Wallawallafischern, die sich gerade mit dem Lachsfang beschäftigten, und zu diesem Behuf theils eine Art Netze, theils Speere mit Knochenspitzen benutzten. Ihr Aeußeres erschien übrigens nicht besonders einladend, sie waren schmutzig und nackt. Einige saßen am Feuer und verschlangen gerösteten Lachs, andere beschmierten sich mit dem Fett desselben; hier waren mehrere beschäftigt, die gefangenen Fische zu trocknen und aufzubewahren, dort standen Gruppen auf vorstehenden Felsstücken und schwangen ihre Netze durch die schäumenden Wasser; es war ein reges Treiben, doch schien es nicht sehr gerathen uns lange zwischen diesen Söhnen der Wildniß aufzuhalten, die unser Gepäck schon aufmerksam zu betrachten anfingen, als uns eben nöthig und zweckmäßig däuchte; wir setzten daher unsern Weg in einem scharfen Trabe fort. Zwar versuchten einige von ihnen zu Fuß zu folgen und verlangten einen Tribut von „Rauch" (Tabak) für die Durchreise durch ihr Gebiet; da wir aber gerade keinen Tabak bei der Hand hatten, ritten wir, ohne uns um sie zu bekümmern, weiter, bis wir über Sandhügel, Lagen vulcanischer Steine und Abgründe hinweg die kleine, freundliche Ansiedlung der amerikanischen Missionäre Lee und Perkins erreichten.

Die Missionsgebäude, obgleich von rohen Baumstämmen aufgeführt, waren im Innern fast überall mit den von den Indianern verfertigten Binsenmatten ausgeschlagen und kamen mir recht wohnlich vor, auch versprachen mehrere hundert Acker benutzbares Feld, die in der Nähe liegen, für spätere Zeiten eine ziemlich bedeutende Ansiedlung. Um die Mission herum sind Massen bröcklicher Sandsteinfelsen von ganz besonderer Form. Ihre Höhe ist von 10 bis 30 und ihr Durchmesser an der Basis von 3 bis 10 Fuß, und im Ganzen haben sie, besonders auf den ersten Anblick, sehr viel Aehnlichkeit mit Obelisken, so daß sie dem Lande, wenn man sie zwischen den Eichen und Fichten theils in Gruppen, theils zerstreut findet, einen eigenen, alterthümlichen Anstrich geben. Diese Täuschung wird noch durch einen andern Fels gesteigert, dessen ungeheure Steinmasse auf einem unverhältnißmäßig kleinen Fußgestell ruht und einer ägyptischen Sphynx ungemein gleicht. Der indianischen Sage nach sollen diese Steine einst Männer gewesen seyn, die gegen den großen Geist gesündigt hätten und von ihm zur Strafe in diese Felsklumpen verwandelt worden wären.

An den sogenannten „Dalles" ist das obere Dorf der Tschinuks und fünf Meilen weiter hinauf an den Fällen das untere der Wallawallas, daher lernt einer der Missionäre, Hr. Lee, die Tschinuk- und Hr. Perkins die Wallawalla-Sprache, wo sie dann an den Sonntagen jeder zu seinem eigenen Volke gehen und dieß unterrichten. Die Tschinuks drücken ihren Kopf mehr ein und sind dünner als irgend ein anderer Stamm am Columbia, dabei haben sie den Ruf der größten Diebe und Schurken. Von aller männlichen und moralischen Tugend entblößt, wohnen sie wie ihre Vorväter dort an den Dalles, fangen Lachse, verzehren ihre Beute und verderben fast in Faulheit und Laster. Auch mir hatten sie den größten Theil meines Reitzeugs gestohlen, sahen sich aber, durch unsere Drohungen eingeschüchtert, gezwungen ihn wieder herauszugeben.

Sonderbarer Aberglaube herrscht unter ihnen; so z. B. behaupten sie, daß die menschliche Existenz nicht durch die Gesetze der Natur zerstört, ja nicht einmal durch Krankheit erschüttert werden könne, wenn nicht die Medicinmänner oder Beschwörer auf irgend eine unsichtbare Art in das System der Menschen übergingen und an deren Lebensfäden zerrten; sie glauben dabei auch, daß ein Beschwörer den andern auszutreiben vermöge; wenn daher ein solcher zu einem Kranken gerufen wird und dessen Gesundheit nicht wieder herstellen kann, so wird er als an seinem Tode mitschuldig befunden, und von den Verwandten demgemäß bestraft. Ihre gewöhnliche Curmethode ist, die Patienten in erhitzte Sandgruben zu stecken, und sie dann aus dem furchtbarsten Schweiß in kaltes Wasser zu tauchen, nachher werden sie auf der Erde ausgestreckt, warm in Decken eingehüllt und bedeutend durchgeknetet, gerollt und gerieben. Indessen gibt der Beschwörer die wunderbarsten Töne von sich.

Die Tschinuks, wie alle anderen Indianer, glauben an eine Existenz nach dem Tode, wobei die Beschwörer sie lehren, daß sie es selbst in ihrer Macht haben würden, den befreundeten Stamm wieder zu besuchen, wenn auch ihr Körper schon zu Staub zerfallen wäre, ja daß sie sich sogar die Gestalt auswählen könnten, in der dieß geschehen würde. Diese bezeichnete Gestalt, das Bild ihres übersiedelten Körpers, wird, roh aus Holz gehauen, über ihrem Begräbnißplatz aufgerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Heurathen in China.

Es kommt in China öfters vor, daß man Heurathen schließt für Kinder, die noch nicht geboren sind, daß z. B. zwei schwangere Frauen sich gegenseitig versprechen, die Kinder, mit denen sie schwanger gehen, zu verheurathen, wenn sie von verschiedenem Geschlecht sind. Um dieß

Versprechen desto bindender zu machen, legt man ein Pfand nieder, einen Ring und ein Armband, welche für diejenige bestimmt sind, welche ein Mädchen zur Welt bringt, und zwei Fächer von gleicher Form und Farbe für die, welche einem Knaben das Leben gibt. Man schreibt sodann das Versprechen auf ein im Schnitt vergoldetes Buch, das aber nur Ein Blatt enthält. Nach der Geburt des Mädchens schreibt man in dieß Buch den Namen desselben, die der Eltern und den Ort der Geburt. Dieß Buch schickt man mit Gepränge an die Eltern des Knaben, die es annehmen und ihrerseits ein ähnliches an die Eltern des Mädchens schicken. Wenn diese Formalitäten erfüllt sind, darf man nicht mehr zurückweichen, außer im Fall ein Theil der künftigen Gatten aussätzig würde. (Voleur vom 5 Mai.)

Mittheilungen über Batavia.

(Fortsetzung.)

Die Casernen.

Das Innere einer hiesigen Caserne ist sehr verschieden von dem, was man in diesen Gebäuden in Europa zu sehen gewohnt ist. Ein Bataillons-Campement besteht nach Abrechnung der dazu gehörigen Officierwohnungen aus vierzehn Blöcken, d. i. Baracken, die von Balken und Brettern, oft auch nur von Bambusrohr leicht aufgeführt sind. Da das Bataillon sechs Compagnien zählt (wovon die erste und sechste aus allerlei Europäern und Afrikanern, die vier mittlern aber aus Holländern bestehen), so kommen auf jede Compagnie zwei Blöcke und für die Musik, die Bureaux und Handwerkstätten zusammen auch zwei. Der Block hat für seine 60 bis 70 Bewohner nur Einen Raum, in welchem längs den Wänden in angemessener Entfernung von einander die Betten stehen, die in der Regel von Gardinen umhängt sind. Die meisten Soldaten nehmen ein eingebornes Mädchen zu sich, das für wenige Gulden zwar nicht als eigentliche Sklavin, aber doch in einem ähnlichen Verhältnisse lebt. Denn der Soldat kann die angenommene Gesellschafterin fortjagen wann er will, sie dagegen darf ihren Herrn nicht ohne seine Zustimmung verlassen oder sie muß dabei die Beihülfe des Gerichts in Anspruch nehmen. Mit dieser kupferbraunen Hälfte wohnt der Soldat in seiner Krippe, so heißt sein Bett, einer neben dem andern. Man kann sich denken, welch einen erfreulichen Ohrenschmaus das Gerenne und Gezänk der Weiber und das Geschrei der Kinder gewährt!

Das Gouvernement erzieht alle von europäischen Vätern gezeugte Kinder in Waisenhäusern, die ganz vorzüglich eingerichtet sind. Doch ist es den Vätern unbenommen, ihre Kinder bei sich zu behalten, ein Recht, welches den Müttern nicht zusteht. Diesen Waisenhäusern fällt die Hinterlassenschaft aller hier sterbenden Soldaten und niedern Beamten zu, so weit dasselbe nicht von rechtmäßigen Erben in Anspruch genommen wird, was bei der großen Entfernung von Europa selten der Fall ist. Hat der Verstorbene Kinder im Waisenhause, so wird sein Vermögen für diese verwaltet. Aus den Mädchen, die auf solche Weise vom Staate erzogen werden, hat jeder Europäer, der ein monatliches Einkommen von 60 Gulden nachweisen kann, das Recht sich eine Gattin auszusuchen. Da auch hinterlassene Kinder verschollener Eltern in das Waisenhaus kommen, welche von ihren Vermögensumständen nichts erfahren, so kommt es zuweilen vor, daß einem Mann, der ein ganz armes Mädchen zu heurathen glaubt, nach vollzogener Ehe ein bedeutendes Vermögen überliefert wird. Freilich kann man auf solches Risico hin keine Frau aus dem Waisenhause nehmen, zumal man nach geschlossener ehelicher Verbindung genöthigt ist, im Lande zu bleiben, wofern man nicht die Mittel besitzt Frau und Kinder auf eigene Kosten nach Europa mitzunehmen. Ich halte diese ganze Einrichtung für sehr zweckmäßig; denn mit einem javanischen Mädchen zu leben kann ich bis jetzt eben nicht sehr schmackhaft finden. Und doch wird das letztere gewissermaßen nothwendig, sobald man eine eigene Wohnung hat; denn Restaurationen und Garküchen gibt es in diesem Lande nicht, und essen will doch ein jeder. Also werde auch ich wohl, sobald ich von dem Casernenleben befreit bin, einen schwarzbraunen Engel als Gefährtin zu mir nehmen müssen. So sonderbar ist es in der Welt! Was in Europa für unanständig und sündhaft gilt, das ist hier nicht nur gestattet, sondern durch die Umstände sogar geboten. Außerhalb der Caserne mag dieß alles noch duldbar seyn, aber innerhalb der Caserne ist es ekelhaft, wenn gleich jene Geschöpfe als Marketenderinnen und Wäscherinnen dem Soldaten manchen Gewinn zuführen. Beiläufig gesagt ist die Ausgabe für Wäsche hier eine der fühlbarsten und bedeutendsten. Für jedes Hemd und jedes Beinkleid bezahle ich 10 Deute, d. i. 20 Pf., und da ich diese Kleidungsstücke nur Einen Tag tragen kann, so macht dieß täglich 20 Deute oder 6 fl. monatlich, und das ist doch wahrlich etwas viel für einen Soldaten! Dabei muß ich aber gestehen, daß ich in Europa nie so weiße Wäsche gesehen noch getragen habe als hier. Das Geheimniß des Waschens kann ich indeß nicht verrathen, da ich bis jetzt zu wenig Kenntniß von der malayischen Sprache besitze, um mich über diesen interessanten Gegenstand informiren zu lassen. Was ich bei dieser Gelegenheit noch rühmen muß, ist die Feinheit und Güte der vom Gouvernement gelieferten Hemden. Leider ist die Anzahl derselben nicht genügend. Denn bei der ersten Ausrüstung zwei Hemden und dann alle vier Monate ein neues — das kann hier nicht hinreichend seyn. Dasselbe gilt auch von den andern Kleidungsstücken. Der Soldat ist daher genöthigt von seinem Gehalt etwas hierauf zu verwenden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die unbestraften Verbrechen in Frankreich. Die vom französischen Ministerium der Justiz bekannt gemachten Uebersichten enthalten auch eine Tabelle der unbestraft gebliebenen Verbrechen, und die Zahl dieser letztern ist nicht klein, denn man zählt ihrer in den Jahren 1840 bis 1842 nicht weniger als 47,207. Darunter 36,945 Diebstähle, 152 Mordthaten, 74 Todtschläge, 195 Kindermorde, 25 Vergiftungen, 64 Fälschungen und 2213 absichtliche Brandlegungen. (Voleur vom 5 Mai.)

Eisenbahnen in Frankreich. Dieß Land zählt jetzt sechzehn fertige Eisenbahnen, die befahren werden, eine Länge von 866 Kilometres und 268,690,000 Fr. gekostet haben; siebzehn andere sind im Bau begriffen, welche 2247 Kilometres lang seyn und 470,209,000 Fr. kosten werden. (Voleur vom 1 Mai.)

Aussatz in Biskra. Die daselbst stehenden französischen Truppen werden regelmäßig, wenn sie eine Zeitlang dort sind, von einem Aussatz befallen, den die Aerzte der Beschaffenheit des Wassers zuschreiben und deßhalb die Bohrung artesischer Brunnen anrathen. (Algérie. 6 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 139.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Mai 1845.

Die englischen Colonien und die Korngesetze.

Die Schwierigkeiten, welche einer Aufhebung der englischen Korngesetze entgegenstehen, sind bekannt, und man kann sie im wesentlichen in dem Satze zusammenfassen, daß das Grundeigenthum dadurch wenigstens um ein Drittheil im Werth herabgesetzt, daß die Preise aller Dinge gewaltsam durch dieselben herabgedrückt, die Steuern und die Schuld aber um eben so viel lästiger werden. Das alles weiß man, wenn es gleich der Natur der Sache nach in öffentlichen Blättern und öffentlichen Versammlungen nicht so vielfach besprochen werden kann. Indeß sind hohe Preise der ersten Lebensbedürfnisse in England und weit niedrigere in benachbarten oder durch Handel mit England eng verbundenen Ländern doch ein Unding, und da man das bewegliche Geld nicht wie den Boden bannen kann, so suchen die Dinge ihr natürliches Niveau so gut wieder auf, wie das gestaute Wasser. Dieser Gang der Sache ist nun in vollem Zuge. Das überflüssige, durch einen ungeheuern Handel in England aufgehäufte Capital sucht Beschäftigung, und fand sie eine Zeitlang in den Colonien, namentlich neuerer Zeit in den australischen: gierig warfen sich die Capitalisten auf die neue Beute, man stopfte die Colonisten so zu sagen mit Gold voll, eine unsinnige Speculation erwachte, man trieb den Bodenwerth der australischen Colonien auf eine unnatürliche Höhe hinauf, bis der Tag der Abrechnung kam, und die Erzeugnisse die Zinsen der Capitalien nicht aufwogen. Da brach der Bankerott herein, und dieser Zustand des Bankerotts, der für die Banken und Kaufleute bereits vorüber ist, dauert noch für die Landbesitzer fort, wie denn ein Schreiben des Gouverneurs von Vandiemensland, datirt vom 20 Mai 1844 *) geradezu erklärt, „daß 19 Zwanzigsttheile der Landbesitzer in Vandiemensland zahlungsunfähig seyen, und daß man jetzt das beste, bereits angebaute und mit Wirthschaftsgebäuden versehene Land zu einem niedrigeren Preise kaufe, als die Regierung für wüstes Land verlangt.“ Man kann wohl den in den australischen Colonien vorgegangenen Umschwung der Dinge nicht deutlicher schildern. Das englische Capital hat den raschen Aufschwung des Landbaues in dieser Colonie möglich gemacht, ist aber, wie sich aus diesen Angaben ergibt, auch großentheils verloren gegangen, und jetzt kommt die Rückwirkung auf die englischen Korngesetze, d. h. auf den Güterwerth in England, den man durch diese Korngesetze feststellen zu können glaubte. Das einzige Mittel, welches man gegen die Insolvenz der australischen Grundbesitzer, namentlich der Vandiemensländer und Südaustralier, vorschlägt, ist Erlaubniß der freien Einfuhr des Weizens in England. Man hat, um Canada desto sicherer von Nordamerika fern zu halten, diesem die Einfuhr seines Korns zu dem Nominalzoll von 1 Sh. gestattet, und kann nun ohne eine grobe Ungerechtigkeit zu begehen, dasselbe Recht den andern Colonien nicht verweigern. Dieß Recht ist auch durch die ostindische Compagnie für Ostindien, durch die Gouverneure und einzelne Privaten für das Cap und die australischen Colonien in Anspruch genommen worden. Es heißt die Ausfuhrfähigkeit aller dieser Colonien sehr gering anschlagen, wenn man sie jetzt schon auf 400,000 Q. Weizen berechnet, und annimmt, daß sie in sehr wenigen Jahren auf 800,000 steigen wird. Erwägt man nun, daß England in völligen Mangeljahren nicht über dritthalb bis drei Mill. Quarter braucht, in guten Jahren aber eine gar nicht nennenswerthe Quantität einführt, so wird man finden, daß eine stetige Zufuhr von 800,000 Q. — eine Zufuhr, welche der Natur der Sache nach in fortdauernder Zunahme ist — das Bedürfniß Englands vollkommen deckt, sogar einen jährlichen Ueberschuß ergibt. Nun kann aber canadischer Weizen um 30 bis 35 Sh. nach England geliefert werden, ostindischer und australischer um 35 bis 40 Sh. — wobei zu bemerken, daß der letztere jetzt schon wegen seiner vorzüglichen Güte um 8 bis 9 Sh. höher als der englische bezahlt wird, — der Ueberschuß muß also den Preis des Weizens in England auf denjenigen herunterdrücken, um welchen er aus den Colonien geliefert werden kann. Dieß Resultat läßt sich nicht mehr verhindern, kaum hinausschieben, da man den übrigen Colonien auch nicht mit einem Schein von Recht verweigern kann, was man Canada gewährt hat. Die Wirksam-

*) Gedruckt auf Befehl des Unterhauses am 11 April d. J.

keit der brittischen Korngesetze, insofern sie in England hohe Preise aufrecht erhalten sollten, wird also in kurzem nicht durch fremde Einfuhr, sondern durch Colonialeinfuhr vernichtet werden, und statt eines einzelnen englischen Privilegiums wird man, wenn die Zeit des Monopols aufhören wird, mit dem Privilegium von einem halben Duzend Colonien zu kämpfen haben, die mit einemmal in ihrem Fortschritt gewaltsam zurückgedrängt werden, wenn das Privilegium aufhört; dieß alles abgesehen von den Folgen der Aufhebung oder Vernichtung der Korngesetze für England und der daraus entspringenden gänzlichen Umgestaltung seiner socialen Verhältnisse.

Zug durch Oregon.

(Fortsetzung.)

Durch den Streit mit den Indianern, des gestohlenen Reitzeuges wegen, hatten wir im Anfang einige Schwierigkeit Ruderer zu bekommen, da besonders der Häuptling jedem seines Stammes streng untersagt hatte uns behülflich zu seyn. Versprechungen und Geschenke thaten aber das ihre, denn bald glitten wir leise und pfeilschnell in der leichten Barke den tiefen, klaren Columbia hinunter und staunten die kühn emporsteigenden, bergigen Uferbänke an, die mit ihren dunkeln, grünen Fichten- und Kieferwaldungen einen eigenen Eindruck auf uns machten. Unsere Aufmerksamkeit wurde jedoch sehr bald hievon abgewandt, denn wir näherten uns jetzt der „Insel der Gräber," und schweigend deuteten unsere Indianer auf die Felsen, welche die heiligen Ueberreste der Ihrigen bargen. Wir landeten an der westlichen Seite, und kletterten einen wohl 200 Fuß hohen Abhang von schwarzen, glänzenden Steinmassen hinan, und etwa 150 Schritte durch Sandwehen watend, gelangten wir zu den Gräbern. Sie bestanden aus von Cederholzbrettern verfertigten Kästen, die, acht bis zehn Fuß hoch, etwa zehn bis zwölf Fuß im Quadrat haben mochten, und durch ein rohes, aufrechtes Gestell an den Seiten und ein horizontales am Dach oder Deckel gehalten und unterstützt wurden. Auf ihnen und um sie herum war das Kochgeschirr und anderes persönliches Eigenthum der Verstorbenen angehäuft, inwendig aber, dicht in Elennthier- oder Hirschhäute eingeschlagen, mit Riemen fest umwunden in einzelnen Haufen, die Köpfe alle nach Osten gekehrt — lagen die Leichname.

Unter den noch unverwesten Körpern sah ich an manchen Stellen ganze Wagenladungen von Knochen, von denen die Umhüllung und das Fleisch abgefallen war; drei oder vier der Gräber schienen durch die Zeit zerstört und Schädel wie andere Gebeine lagen auf dem Boden umher gestreut. Die Schädel waren alle flach gedrückt und ich hob einen von ihnen in der Absicht auf, ihn mit mir nach den Vereinigten Staaten zu nehmen; mein Begleiter versicherte mir aber, daß die außerordentliche Ehrfurcht, welche die Lebenden vor den Todten hegen, den Versuch sehr gefährlich machen könnte, und ich legte, obgleich ungern, den Kopf auf seinen alten Ruheplatz.

Bald darauf kehrten wir zu unserem Canoe zurück und glitten schnell und fröhlich den Strom hinunter, der sich jetzt zu einer Breite von anderthalb Meilen ausgedehnt hatte, dabei verringerte sich die Strömung, das Wasser blieb aber klar, kühl und sehr tief. Verschiedene Arten von Enten und Tauchern schwammen auf seiner Oberfläche, und der haarige Seehund zeigte sich sehr häufig. Die Gebirge stiegen an beiden Ufern zu steiler Höhe empor, waren mit immergrünen Bäumen bedeckt, und trugen in ihren Schluchten, nahe am Wasser, kleine Eichen. Zwischen diesen standen indianische, aus rohgespaltenen Cederbrettern aufgerichtete Wigwams. Einige derselben besuchte ich, als wir um unser Abendessen einzunehmen landeten, fand sie aber entsetzlich unrein und mit Ungeziefer angefüllt.

In einem von ihnen lag ein kränker Mann, und ein schrecklich aussehendes altes Weib war emsig beschäftigt den Teufel aus ihm herauszukneten und zu drücken. Der Kranke hatte ein Gallenfieber, da aber, wie die Beschwörer gesagt, ein Medicinmann an seiner Galle zerrte, so war es natürlich vor allen Dingen nöthig, diesen auszutreiben, und die alte Hexe quetschte und drückte seinen Kopf, preßte seinen Unterleib und peinigte ihn mit der Wuth und dem Stöhnen einer Wahnsinnigen. — Nicht ein einziger Acker urbaren Landes war am Ufer zu sehen, und die Indianer leben hier einzig und allein von Fischen und den Früchten der Weißeiche.

Nach dem Abendessen setzten wir unsere Fahrt fort, und langsam schlugen aufs neue die indianischen Ruder den leise plätschernden Wasserspiegel. Die Sterne schauten still und freundlich auf uns herab, die Feuer der Eingebornen leuchteten zwischen den dunkeln Holzungen hervor, das Canoe glitt pfeilgeschwind dicht am Ufer hin, der Wind brauste über die Bergspitzen und der „Coon," der nächtliche Taucher, spielte in der schwimmenden Welle; es war eine wilde, schaurige Scenerie in dem tiefen Thal des Columbia. Der aufgehende Mond veränderte die ganze Landschaft — tiefes Schweigen herrschte, das nur durch den leisen, eintönigen Ruderschlag unterbrochen wurde; die indianischen Feuer unter den dunkeln Fichten waren niedergebrannt, die Sterne erblaßten und die Tiefen des blauen Firmaments erglühten in einem schmelzend lichten Schimmer; aber noch war die Mondesscheibe selbst von den östlichen Bergen verdeckt, die südwestlichen Höhen nur tranken die blassen Strahlen und warfen einen zitternden Lichtschein auf den dunkel dahinströmenden Fluß; jetzt hob sich der Mond, und die großartigen Umrisse von Berg, Schlucht und Klippen, der mächtige Columbia, in die Schatten goldener Mitternacht eingehüllt, überraschten auf einmal den Geist, der all die Wunder, welche sich seinen entzückten Blicken boten, nicht zu fassen vermochte.

Gegen Morgen überzog sich der Himmel und später fiel ein kleiner Regenschauer — der erste seit wir Bayou Salade verlassen; obgleich aber die Luft kühl und der Regen keineswegs angenehm war, gewährte es mir doch unendliches Vergnügen, die klaren Wassertropfen wieder einmal um mich her-

um niederfallen zu sehen. Gefahren, Wüsten, Durst und schreckliche Dürre bestanden nur noch in der Erinnerung, und wie die Verwirklichung eines schönen Traumes aus der Schreckenszeit, lagen die so heiß ersehnten grünen Berge, mächtigen Wälder und Ströme vor unseren Augen.

Horch! jenes Rauschen und Brausen — die pfeilschnelle Strömung, das Brechen der Wasser an jenem Felsen — der ganze Fluß versinkt vor uns und verschwindet. Die Indianer tauchen ihre Ruder schnell und tief, das leichte Boot schießt durch eine Inselkette nach dem nördlichen Ufer, gleitet blitzesschnell durch einen schmalen Canal, an einigen aus Cederbrettern errichteten Wigwams vorüber, umfließt die untere Insel und siehe da — dort sind die Fälle. Hier mußten wir unser Gepäck landen, und dieses wie das Boot über den Trageplatz nach dem ruhigen Wasser unterhalb der Wasserstürze fortschaffen lassen, während wir selbst, einen schmalen Felspfad wählend, an den Fuß derselben hinabstiegen und dort für unsere kleine Anstrengung mit dem großartigsten Anblick belohnt wurden. Das Bett des Flusses ist hier ein ungeheurer Trog von weißen Felsmassen, 60 bis 80 Fuß tief, am oberen Rande etwa 600 Fuß breit, und am Boden bis etwa zur Hälfte schräg zulaufend. Der Trog ist eine engl. Meile lang und in dieser Entfernung fällt die Fluth 130 Fuß; aber unberechenbar ist die Quantität Wassers, welche sich hier hindurch stürzt. Einen Begriff kann man sich jedoch davon machen, wenn man bedenkt, daß die ungeheure Masse bei einer Schnelle, in der das Auge kaum den darauf hinschießenden Gegenständen zu folgen vermag, selbst bei dem niedrigsten Wasserstande steigt, und sich wie eine See geschmolzenen Glases über den gewaltigen Felsrücken hinbiegt, ohne nur die Oberfläche zu kräuseln — so tief ist die mächtige Fluth. Wenn im Junius der geschmolzene Schnee aus den 700 Meilen fernen Gebirgen herabstürmt, müssen diese Fälle ein Schauspiel bieten, dem nur der Niagara verglichen werden kann.

Mit Mühe uns von diesem Anblick losreißend, setzten wir unsern Weg nach dem weiter unterhalb gelegenen ruhigen Wasser des Stromes, wo wir die Indianer wieder treffen sollten, fort. Der Boden war mit Stücken versteinerter Bäume von drei Zoll bis zwei Fuß im Durchmesser überstreut und Felsen (Quarz und Granit) mischten sich mit anderem, mehr oder weniger von Vulcanen abstammendem Gestein. Unser Weg führte uns durch tiefe Schlünde, deren Boden ein rauher, mit dünner Ackererde bedeckter Kies war. Auf einer offenen Fläche, die wir durchschneiden mußten, fanden wir auch wieder eine Anzahl indianischer Grabhügel, die denen auf der „Insel der Gräber“ ähnlich waren. Es mochten sechs oder acht seyn, die eine große Anzahl von Knochen enthielten.

An den auswendigen Brettern waren die Figuren von Pferden, Hunden ꝛc. abgebildet, sogar die Embleme des Todes nicht vergessen — „Ein Schädel, mit den fleischlosen Knochen um ihn her aufgehäuft.“ — Eine von diesen Hütten enthielt, wie uns unserer Führer sagte, die Ueberreste eines berühmten Medicinmannes, und trug die Figur eines roh aus Cederholz gehauenen Pferdes, da er nämlich in dieser Gestalt seine künftigen Besuche abzustatten gedachte. Kleine Messingkessel, hölzerne Gefäße und Körbe von eigenthümlicher Arbeit lagen auf dem Dache aufgeschichtet.

Von dort aus brachte uns eine halbe Meile über steinigen, theils offenen, theils mit Wald bedeckten Boden am felsigen Flußrand unterhalb der Fälle zu unserm Canoe, dem wir uns wieder anvertrauten und pfeilschnell von der starken Strömung den Fluß hinabgetragen wurden. Die Scenerie um uns her war wahrhaft großartig; schmale, einzelne Nebelstreifen hingen noch an den dunkeln Klippen der südlichen Uferberge, zahlreiche Wasserfälle schossen aus den höchsten Felsen, stürzten von Absatz zu Absatz und brausten zuletzt, Hunderte von Ellen, zwischen wild durcheinander geworfenen Felsmassen ins Thal. Die Klippen selbst waren sehr pittoresk, mehrere von ihnen Basalt und stiegen oft in stolzen Säulen über den hohen Gebirgsrücken empor. Besonders merkwürdig erschien ein Wasserfall, der auf der höchsten Bergkuppe entsprang, plötzlich, nachdem er eine Strecke lang zwischen dunkeln Spalten hingeglitten, ins Freie brach und hier vom Rande eines Abgrundes in das den Fuß des Berges umwachsende Dickicht immergrüner Bäume mit einem senkrechten Fall von wohl 600 Fuß stürzte. Der größte Theil des Wassers löste sich, ehe es den Boden erreichte, in Schaum und Nebel auf, das übrige aber durchbrauste die Ebene und sandte sein lautes, schrilles Echo in die Höhen zurück. Die Niederung des Flusses war abwechselnd Prairie und Holzland, die erstere mit dichtem, wildem Grase, das letztere mit Fichten, Baumwollenholz, schwarzen Eschen und verschiedenen Arten von Gebüschen bewachsen. Der Fluß wechselte in seiner Breite von einer zu zwei Meilen und war tief und ruhig, doch dann und wann von Sandbänken gekreuzt.

Durch die Jagdlust einiger der Unsern aufgehalten, verlängerte sich die Fahrt bedeutend, und schon lag tiefe Nacht auf dem Thal, und noch immer konnten wir die Lichter des Forts nicht erspähen, dazu kam noch ein naßkalter Regen und Hagel von einem scharfen Nordwind begleitet, der nicht geeignet war uns besonders aufzuheitern. Doch vermochte das Versprechen von etwas „Rauch“ die Indianer, ihre Kräfte auf das Aeußerste anzustrengen, und bald nach 11 Uhr schoß unser Boot an dem Landungsplatz von Vancouver auf. Wenige hundert Schritte unterhalb schwamm ein Schiff und eine Schaluppe, die man jedoch durch den Nebel kaum erkennen konnte, und am Ufer erhob sich ein Damm oder eine Art Brustwehr, an welcher die dunkeln Gestalten mehrerer Indianer leise und behutsam hinschlichen, in der Entfernung aber hörten wir die süßen Klänge der Heimath, die vaterländische Sprache.

Wir landeten, erstiegen den Damm, gelangten in einen schmalen Weg, der an beiden Seiten von urbar gemachten Feldern begränzt war und betraten, diesen etwa eine Viertelmeile verfolgend, Fort Vancouver, das lang ersehnte Ziel meiner Wanderungen.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen über Batavia.

(Fortsetzung.)

Nun werdet Ihr es mir nicht übel nehmen, wenn ich die Caserne verlasse und mit Euch eine Promenade mache auf den

Bazar.

Wer hat nicht von der Pracht der orientalischen Bazars gehört! Wer nicht die mährchenhaften Aufzählungen der dort aufgehäuften Schätze gelesen! So vorbereitet, wie es wohl die meisten Europäer seyn mögen, betrete ich zum erstenmal den hiesigen Bazar. Aber welche Enttäuschung! Statt der geträumten herrlichen Gewölbe sehe ich hier nichts als eine breite schmutzige Straße, in welcher auf Binsenmatten hohe Haufen von Ananas, Kokosnüssen, Mango, Pisang u. s. w. liegen. Unter dem Vordache der unbedeutenden Bambushütten, von denen die Straße eingefaßt ist, hat man die reichen Schätze Indiens zum Verkauf ausgestellt, aber alles in so unbedeutender Form, daß man nicht glaubt, daß in diesen Hütten Schätze liegen, welche den Neid europäischer Fürsten erregen können. Mit Einem Wort, Ihr würdet eher auf einem Dorfjahrmarkt als auf einem der berühmtesten Bazars des Orients zu seyn glauben, wenn nicht die funkelnden Augen des Armeniers und das schlaue Gesicht des Chinesen, so wie die herrlichen Früchte, welche wie bei uns die Kartoffeln auf der Erde aufgeschichtet liegen, eines andern belehrten.

Bei dieser Gelegenheit muß ich auch der Opiumhäuser gedenken, die sich in einem abgelegenen Theil des Bazars befinden und wahre Pesthöhlen des scheußlichsten aller Laster sind. Hohläugige, abgedorrte, schauderhafte Gestalten liegen hier auf dem Boden um düster brennende Lampen her, das Werkzeug ihres Lasters — die Opiumpfeife — im Munde. Der junge Schmaucher läßt den eingezogenen Qualm nach einiger Zeit wieder fahren, der alte dagegen schluckt ihn völlig hinunter. Beide aber gerathen in einen Zustand von so furchtbarer Berauschung, wie ihn kein anderes Mittel hervorzubringen vermag. Diesem Laster sind die Chinesen und Javanen sehr stark ergeben; die Europäer sucht man demselben dadurch unzugänglich zu machen, daß jedem derselben, weß Ranges er auch seyn möge, der Gebrauch des Opiums bei Strafe von Stockschlägen verboten ist. Uebrigens ist dieses Gift so schwer besteuert, daß es in Wahrheit mit Gold aufgewogen werden muß. Daher kommt es auch, daß der Opiumschmaucher nicht nur körperlich und moralisch, sondern auch in seinen häuslichen und financiellen Verhältnissen zu Grunde geht. Eine der schrecklichsten Krankheiten, denen der Mensch unterliegen kann, die Elephantiasis, ist die alleinige Folge des Opiumgenusses.

Vom Bazar komme ich in

das Hospital,

welches sicherlich die allgemeinste Aufmerksamkeit verdient, da es nicht nur für die Soldaten und Bürger der holländischen Besitzungen, sondern für jeden hier erkrankenden Fremden der Ort ist, wo er Genesung zu erwarten oder seinen Geist auszuhauchen hat. Es besteht nach Art der Campements aus 10 bis 20 Blöcken und den nöthigen Nebengebäuden, als Küche, Apotheke, Wohnung der Aerzte und Beamten. Jede Hauptkrankheit hat ihren eigenen Block. Sobald ein Kranker in das Hospital kommt erhält er einen vollständigen Lazarethanzug, Schuhe, weiße Beinkleider, Schlafrock, Schlafmütze und Hemden, die, so oft es erforderlich ist, gewechselt werden. Seine hölzerne Bettstelle ist mit einer Matratze von Pferdehaaren, mit Kopfpolster, zwei leinenen Betttüchern und einer eben solchen Decke versehen. Speise, und zwar ganz vorzügliche, erhält er so viel als ihm irgend zuträglich ist. Den Reconvalescenten werden außerdem noch die besten und theuersten Weine gereicht.

Jeder Saal steht unter der speciellen Aufsicht eines Oberarztes, der durch lange Praxis mit der ihm überwiesenen besondern Art von Kranken gründlicher bekannt seyn muß, als dieß der Fall seyn könnte, wenn er körperliche Leiden aller Art zu behandeln hätte; drei oder vier Unterärzte und Eleven assistiren ihm. Einer von den letztern hat die Wache im Saal und darf sich nie entfernen, denn es gibt stets Schwerkranke, welche die schleunigste ärztliche Hülfe nöthig haben, wenn sie nicht gleich zur Armee des Capitän Gaß übergehen sollen. Dieß ist eine sprüchwörtliche Redensart. Der Capitän Gaß war nämlich der Commandeur des ersten holländischen Militärs, welches aus Europa hieher geführt wurde, und auch der erste seines Detaschements, der hier starb, daher heißt jener Ausdruck so viel als sterben. Wie gesagt, das Hospital ist für alle bestimmt, die hier erkranken und nicht verheurathet sind, und alle, vom armen Soldaten bis zum Millionär hinauf, genießen gleiche Behandlung und dieselbe Speise, nur daß die Officiere und andere Kranke von Stand einen eigenen Block haben.

Von meiner persönlichen Lage in der Gegenwart und von meinen Aussichten in die Zukunft kann ich Euch leider nicht viel Erfreuliches melden, obgleich ich Ursache habe, mich in Vergleich mit den meisten meiner Schicksalsgefährten für glücklich zu halten. Aussichten auf Avancement sind hier zur Zeit durchaus nicht, da die officielle Ordre besteht, daß kein Ausländer zum Officierexamen gelassen werden darf. Die Civilcarriere ist uns ebenfalls versperrt, da ein Ausländer nur Bürger werden kann nachdem er 10 Jahre Soldat gewesen ist. Was bleibt uns da anders übrig als employirt zu werden, und dieses Glück ist mir, wie ich bereits gesagt habe, zu Theil geworden. Ich habe ein Examen als Zeichner und Geometer gemacht und bin als solcher dem Geniecorps zugetheilt. Bis jetzt habe ich meinen Aufenthalt noch hier in Batavia und habe außer meinem Sold, der 33 fl. monatlich beträgt, nichts. Man hat mir aber die Zusicherung gegeben, daß ich bald in das Innere der Insel geschickt werden soll, und dann darf ich meine monatliche Revenue wohl auf 100 bis 120 fl. anschlagen, womit ich ziemlich gut leben kann. Wenn ich mich späterhin in dem neu erwählten Fach vervollkommt habe, kann ich noch auf manchen Nebenverdienst rechnen, doch nie in der Art, daß ich dabei reich werden kann. Das Klima bekommt mir bis jetzt recht gut; die Hitze ist nicht größer als bei uns im Sommer, nur bleibt sie immer von gleicher Stärke, so daß von Abwechseln nicht die Rede ist. Ich hoffe mit ihr fertig zu werden. Aber sollte ich dennoch dem Klima erliegen und sterben, so darf ich darüber nicht klagen. Als Invalide heimkehren zu müssen halte ich für viel schrecklicher, und doch ist dieß das Schicksal so vieler.

(Schluß folgt.)

Ponsards Lucretia soll den großen Preis für die beste Tragödie, welcher 10,000 Fr. beträgt, erhalten, wenigstens ist dieß der Vorschlag, der an die Akademie gelangen wird. (Voleur vom 30 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 140.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Mai 1845.

Thawanan, der Zauberer.

Südabyssinische Wundersage. *)

Vorbemerkung.

An den bewaldeten Halden und der felsigen Zinne des Mamrat oder Gnadenmutter-Berges, der viele tausend Fuß ober Ankober, der Hauptstadt des südabyssinischen Reichs Schoa, sich erhebt, sind mancherlei Klüfte und Höhlen, an deren eine, welche schon im 14ten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung einem hochberühmten frommen Siedler und Erretter seines Landes in einer großen Feldschlacht wider den Sultan der mohammedanischen Adaiel zur Wohncelle diente, sich die von Harris während seines jüngsten gesandtschaftlichen Aufenthalts in Schoa aufgelesene, hier nacherzählte Wundersage aus der Zeit Asfa Wusens, des Großvaters des jetztregierenden Beherrschers von Schoa, Sahela Selassi, knüpft. Ihr Held ist Thawanan, dessen furchtbarer Zaubermacht der Amharaer jetzt noch nie anders als mit Anrufung Gottes gedenkt. Thawanan war ein verbannter Edler aus Nordabyssinien, kam in hohe Gunst bei Asfa Wusen, bald aber in tiefste Ungnade, die bis zur Strafe des Ausbrennens des einen Auges mit einem glühenden Eisen sich härtete, weil er gewagt hatte, sich der gewaltsamen Erniedrigung seiner schönen Schwester zu einem der Kebsweiber des Monarchen zu widersetzen. Auf Rache bedacht — wurde der Ausgestoßene ein Anbeter der achtundachtzig unsichtbaren bösen Geister oder „Sarotsch," jener unheilbringenden Sendlinge Warobal Mama's, des Geisterfürsten, der auf dem Grunde des Alobar-Sees in der südabyssinischen Landschaft Maas Hof hält, von wo das erschreckte Ohr des Menschen seine Trommel über die Fluthen dröhnen hört, wenn immer Krieg, Pestilenz oder theure Zeit das Land heimzusuchen auf dem Wege sind.

Wie nun Thawanan um seiner Seele Preis übernatürliche Kräfte erkaufte, wie er durch sie dem König die Schwester wieder entriß und diese selbst auf jegliche Art peinigte, ist eben in folgendem beschrieben. Zum frommen Schlusse aber geht Thawanan in sich, nimmt den Namen Abba Sowald an, und wird ein strenger Ascetiker. Noch werden seine Gebeine Tag und Nacht von seinem, selbst schon tief im Thale des Lebens stehenden und in Gottseligkeit dem hingeschiedenen frommen Büßer nacheifernden, einzigen Jünger bewacht; sie liegen in der Felsencelle unter einer rauhen Steinaufhäufung, die ihm während vieler Jahre der Selbstpeinigung und Kasteiung zum Lager diente. Engel sollen ihm gedient haben; seine Stimme galt als ein Orakel; und da keiner den Zauberer in dem heiligen christlichen Einsiedler wieder erkannte, der die Welt und ihre Eitelkeiten durch ein halbes Jahrhundert verachtend mied, so lebte er allgemein in Abyssinien als ein zweiter Petrus angesehen. D. Red.

* * *

In den einsamen Tiefen einer Felsenhöhle lag in düsteres Sinnen verloren der Jüngling Thawanan. Die Furchen der Sorge und geistigen Anstrengung waren unaustilgbar auf seiner hohen Stirn eingegraben; und wiewohl die gerunzelte Braue und die zuckende Lippe vom finster stürmenden Kampfe seines Innern zeugten, so leuchteten doch Muth und hohes Wagen hell durch das Rachegewölk, das über seine dunkeln Züge sich gebreitet hatte. Das weiße Mantelkleid Abyssiniens lag unruhig auf der Schulter, wie seine ganze Gestalt in Marter drunter sich hob und senkte; und die blaue Seidenschnur, das Abzeichen des Christenthums,*) das seinen Nacken umzog, barst schier entzwei, wie die geschwollenen Spannadern aus der Gurgel hervortraten in dieser seiner Stunde der qualvollsten Seelenpein.

Ein furchtbares Unwetter tobte draußen, der Donner rollte in unaufhörlichen Schlägen, daß das Sparrendach der Kluft zerstob, und der heiße Blitz erhellte jeden Winkel und jede Ecke des Höhlenverstecks, während die Fluthen des breiten Sees,

*) Nach Harris, von K. v. K. — Vergl. die Vorbemerkung zu „Medoko, der Rebell," im Ausland vom 1 Febr. d. J.

*) Abyss. „Mateb" — die jeder abyssinische Christ zur Beurkundung seines Glaubens um den Hals trägt; an ihr hängt gewöhnlich ein kleines, silbernes Kreuz.

in grimmigem Zorne jetzt aufgebäumt, schäumend durch den engen Eingang mit dem vollen Ungestüm eines winterlichen Meeres hereingeschossen kamen. Allein der Krieg der Elemente rauschte achtlos an dem Leidenden vorüber, der alle Augenblicke aus seiner rückgelehnten Lage auffahrend den unebenen Boden der schlüpfrigen Höhle auf und nieder schritt, und sich die Brust in wildbewegter Verzweiflung schlug und grimmig die Rechte emporschüttelte.

„Jahre sind seit jenem versehrenden Augenblick verrollt," rief er aus, „aber die Wunde schwärt noch, ungeschlossen im erinnernden Geiste und das Gefühl ist noch so frisch, wie im Schmerzringen unter dem Brenneisen des Wütherichs. Der Stern Medabut verkündigt die Stunde des erforderten Opfers. Ich erkenne deine Macht an, großer Geist des Wassers. Warobal Mama, ich rufe dich an um Beistand!"

Das Gewand von sich ablegend und die Binde von dem verstümmelten und sehlosen Auge reißend, trieb er eine schlafende Ziege aus einem Winkel der Höhle auf. Ein Gehänge gelber Blumen wurde in phantastischen Verschlingungen in die langen spitzen Hörner gewunden, und ein weißes Halsband zog sein mystisches Schnurgewirr um die Kehle. Das Thier war ein Liebling aus frühern Tagen, als es noch auf den grünen Matten Schoa's weidete, gewesen, und folgte jetzt ruhig der bekannten Stimme seines Herrn in die Mitte der Grotte.

Die glänzenden Augen blickten in vertrauender Unschuld auf, wie es die Hand leckte, die es so oft gefüttert und geliebkost hatte; allein alles Mitleid und Erbarmen war in einem glühenden Rachegefühl untergegangen. Die Worte der furchtbaren Zauberbeschwörung an den Geist der Tiefe schollen hinaus auf den Mitternachtssturm, das scharfe Messer blinkte einen Augenblick im schwachen Schein der niedergebrannten Fackel, und im nächsten war es ins Herz des widerstandslosen Schlachtopfers getaucht.

Aufschreie durchgellten die Höhle und unirdische Wiederhalle schollen allerorten von der zerklüfteten Wölbung zurück, während der Lebensstrom gurgelnd verquoll, mit den rasenden Wassern des Sees sich zu mischen, und wie das letzte schwache Stöhnen dem verscheidenden Thier sich entrang, empfing das Abzeichen und Sinnbild des Christenthums die träufelnden Tropfen der Purpurfluth, die zu Ehren des Geisterfürsten und seiner Trabanten geflossen war.

Ein schwefelfarbenes Huhn wurde darauf den nothwendigen Vorbereitungen zum Opfer unterworfen. Unter Gotteslästerung und Verwünschung wurde bedächtlich ein Auge ausgebohrt und die hellblaue Schnur, die bisher den Nacken des Christen geschmückt hatte, in einem geheimnißvollen Knoten diesem zweiten Opfer für die Mächte der Finsterniß aufgebunden. Das heilige Kreuz wurde an die entweihte Schnur geknüpft, und nachdem er die zuckende Kohlengluth mit duftenden Hölzern und feinen Würzwassern angefacht hatte, zerquetschte Thawanan den Kopf der Henne unter der Ferse, daß das Hirn ausfloß, und schmetterte dann den Rumpf tief in die Gluthenge. Die Flamme schoß, blitzend wie der Pfeil des Höllenmeeres, in einer spitzsäuligen Lohe hoch auf und sank dann nieder, gesättigt vom prickelnden Opfer in einer erstickenden Wolke stinkenden Rauchs nieder. In der Stellung eines Anbetenden auf den Felsenboden hingeworfen, lauschte der Jüngling in ehrfürchtiger Scheu dem Stöhnen des Windes, das auf den Orkan gefolgt war, der während der ganzen Verrichtung des Zauberopfers in grimmigem Jubel getobt hatte. Sein Muth aber war unerschüttert geblieben wie die Grundvesten Mamrats, und wohl ihm, daß sein Herz nicht verzagt hatte in der fürwahr gefahrvoll zu bestehenden Stunde.

Gellendes Gekreisch scholl aufs neue durch die Höhle. Garstiger Spuk blöckte und schnatterte ihm in die Ohren, und das kalte Rauschen träg durch die Luft klatschender Schwingen näßte ihn mit schlammichtem Gischt. Aber Rachgier und Verzweiflung hatten seine Nerven gestählt, und nach einem, dem Erdulder endlos bedünkenden, Zeitumschwung voll des unsäglichsten Elendsgefühls dröhnte dumpf über den See her der schwermüthige Ton einer Trommel — das willkommene Wahrzeichen, daß die Stunde der Prüfung vorbei und daß das Opfer angenommen worden sey. Lauter und lauter ertönte das Rollen der Geistertrommel und erschütterte die Felsen mit seinen unaufhörlichen Donnerhallen. Die unirdischen Stimmen stellten ihr Martern ein und verschwebten zumal; der Glaubensabtrünnige aber warf noch einen Blick auf die Asche heiliger und einst hochgehaltener Dinge und schritt dann hinaus vor den Schlund der Höhle.

Aufgetrieben zu verwegenem Thun in diesem Augenblick rasender Erregung stürzte sich Thawanan mit einem kurzen Gebet zu dem Geiste, den er angerufen hatte, häuptlings in die kalten, tiefen Fluthen, welche purzelnd und wallend über dem Abwärtsstrebenden zusammenschlugen; allein getäuscht in seiner Absicht, zum glitzernden weißen Saale — jetzt seinem alleinigen Hoffnungsport — hinab zu gelangen, stieg er noch einmal zur Oberfläche empor.

Alles war finster, unheimlich, einsam. Ein dicker Nebel verhüllte das Wasser und die Erde und den Himmel, während die Stimme seines bessern Engels allein durch den Nachtqualm kam, wehklagend um die verlorne Seele eines Adamssohnes. Wieder und wieder kämpfte er sich ab, zum glühenden Grunde des Sees hinunter zu kommen, allein sterbliche Kraft und Willensstärke strengten sich umsonst an, durch den bodenlosen Wasserschlund durchzudringen. Das klare durchdringende Element rauschte ihm unwiderstanden in den Mund und die Ohren — die Ohnmacht des Todes lähmte, erstarrte seine erschöpften Glieder — und hierhin . . . dorthin geworfen, wurde seine bewußtlose Gestalt das Spiel der steigenden und fallenden Welle.

Doch die Worte der Beschwörung waren nicht ungehört auf dem Sturme hingeklungen, und der schmackhafte Duft des Opfers war in die Zauberhallen gedrungen. Ein langer, sehniger Arm hob den leblosen Leib hoch über das Wasser empor. Die Trommel erdröhnte aufs neue durch die gränzenlose Weite; das helle Feuer sprang in einem letzten siegsfrohen Strahl hoch über den Seespiegel empor, und einem

schweren, plätschernden Sturz unter die Wogen folgte das Todesschweigen der Einsamkeit.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Zug nach Oregon.

(Schluß.)

Vertheidigung der amerikanischen Ansprüche auf Oregon.

Da die Streitigkeiten über den Besitz des Oregongebietes jetzt an beiden Seiten des atlantischen Oceans ein so bedeutendes Interesse erregen, möchte es vielleicht wünschenswerth seyn, die Gründe zu vernehmen, auf welche die Amerikaner ihr Recht hinsichtlich der Angehörigkeit jener ungeheuren Landstrecke fußen; Farnham sagt in der Einleitung zu seiner Reisebeschreibung hierüber Folgendes:

Zufolge eines Einverständnisses zwischen den Vereinigten Staaten, Spanien, Mexico und Rußland, sind die südlichen Gränzen des Oregongebietes auf den 42 Gr. nördl. Breite, die nördlichen hingegen in einer von Ost nach West gezogenen Linie auf 50° 40′ bestimmt. Die natürliche Gränze desselben ist im Osten der Rücken der Felsengebirge, ungefähr 400 M. östlich vom stillen Meer gelegen, von welchem es im Westen bespült wird. Seine Länge würde also etwa 600, seine Breite 400 Meilen betragen.

Nach den bestehenden Gesetzen der Nationen gehört das Recht der Alleinherrschaft dem ersten Entdecker und Besitznehmer eines Landes, oder später dem, der es durch Abtretung von dem ersten Entdecker und Besitznehmer erhalten hat. Vom Jahre 1532 bis 1540 sandte die spanische Regierung vier Expeditionen aus, um an der nordwestlichen Küste Amerika's einen Verbindungsweg mit dem atlantischen Ocean aufzufinden; die Flotten waren theils von Maznela, theils von Grijalva, Bevera und Ulloa befehligt und untersuchten die Küsten von Kalifornien wie den südwestlichen Theil des Oregongebietes. Die nächste See-Expedition drang unter dem Befehl Bartholomeo Ferrelo's, von derselben Macht ausgesandt, bis zum 43° N. Br. und entdeckte Cap Blanco.

Juan de Fuca entdeckte 1592 die Straße, welche noch jetzt seinen Namen führt und lief hinein, handelte mit den Eingebornen, hielt sich etwa zwanzig Tage darin auf und nahm das dortige Gebiet für die Krone von Spanien in Besitz. Die Meerenge De Fucas dringt unter dem 49 Breitegrad in das Land, erstreckt sich etwa 100 Meilen in einer südöstlichen Richtung fort, ändert dann ihren Cours gegen Nordwest und mündet wieder, unter dem 51° in den Ocean. Hieraus geht also hervor, daß Spanien diesen Landstrich vor 251 Jahren, also 184 Jahre früher entdeckte, als die berühmte Expedition unter Capitän Cook stattfand. 1602 und die nachfolgenden Jahre untersuchten Carran und Viscains im Auftrage Spaniens verschiedene Theile des Oregongebietes und Aguilar entdeckte im nächsten, unter derselben Regierung, die Mündung des Umpqua-Flusses unter 44° N. B. Im August 1774 fanden Parez und Martinez (unter spanischer Flagge) den Nootka-Sund — 49° bis 50° — und eben diese untersuchten die Nordwestküste bis zum 58°. Am 6 Mai 1789 nahm der spanische Capitän Martinez, der zwei bewaffnete Schiffe commandirte, von Nootka und der umliegenden Landschaft Besitz. Vor dieser Besitznahme — sagt Greenoughs Geschichte der nordwestlichen Küste von Amerika — hatte keine andere civilisirte Macht durch einen ihrer Unterthanen an irgend einem Theil dieser Nordwestküste zwischen 37° und 60° n. Br. irgend einen Theil entdeckt und als den ihren betrachtet, was natürlich klar beweist, welche Rechte Spanien auf die erste Entdeckung und Besitznahme des Oregongebietes hat. Was aber nun England betrifft, so ist dieß Recht für Spanien wo möglich noch fester geworden durch den Vertrag vom 10 Febr. 1763 zwischen Spanien, England und Frankreich, durch welchen England in seinen canadischen Colonien, Spanien hingegen in seinen Entdeckungen und angekauften Besitzungen westlich vom Mississippi bestätigt worden. Hat England also ein von Spanien abgeleitetes Recht, so müsse dieses auf nach diesem Datum abgeschlossenen Verhandlungen beruhen. Ferner finden wir, daß es im Jahre 1800 mit Spanien in Unterhandlung gestanden und von diesem jene Landstriche um den Nootka-Sund erlangt habe, wobei im fünften Artikel das Folgende bestimmt ist: „Sowohl in den Plätzen, welche den brittischen Unterthanen, dem ersten Artikel gemäß, übergeben werden, als auch in allen andern Theilen der Nordwestküste von Nordamerika oder der nahebeiliegenden Inseln, die nördlich von der schon durch die Spanier in Besitz genommenen Küste liegen und wo sich die Unterthanen beider Mächte schon seit dem Monat April 1789 angesiedelt haben oder sich noch ansiedeln werden, sollen die Unterthanen der andern Macht freien Zutritt haben und dort ihren Handel ohne Störung und Belästigung treiben dürfen."

Am natürlichsten ist nun hier die Frage, in welchen Theilen der Nordwestküste dieser Artikel wirksam war und inwiefern die Vereinigten Staaten als Nachfolger Spaniens durch diesen Vertrag gebunden sind. Kalifornien konnte auf keinen Fall damit einbegriffen seyn, England hat auch nie darauf Anspruch gemacht, wohl aber der Nootka-Sund, an welchem die einzige zwischen dem April 1787 und dem Tage des Vertrags gegründete Ansiedlung lag, eben so der übrige Theil der Küste, nördlich von Nootka, auf welche Spanien ebenfalls Rechte hatte, aber nicht ein Zoll breit von dem Columbia-Thale, so wie der sich in diesen ergießenden Wasser, gehörte zu dem 1763 geschlossenen Vertrag. Ueberhaupt erstreckten sich die an England abgetretenen Rechte nur darauf, mit den Eingebornen als den wirklichen Eigenthümern des Landes handeln zu dürfen; ein solcher Vertrag kann also unmöglich die frühere Alleinherrschaft eines Landes aufheben. Auf frühere Entdeckungen kann England seine Rechte auch nicht stützen, denn das erste englische Schiff, welches diese Küsten besuchte, stand unter dem Befehl von Franz Drake, welcher erst im J. 1578 in den stillen Ocean einlief, an der Küste bis zum 45° nördl.

Breite hinauffsegelte, bis 38° zurückkehrte, die Krone, welche ihm der Fürst des Landes bot, im Namen seiner Königin annahm, das Land New-Albion nannte und nach England zurückkehrte. Dieselben von Drake gesehenen Küsten waren aber schon seit dreißig Jahren von den Spaniern gesehen und untersucht worden. Sir Thomas Cavendish kam nach Drake, sah aber nicht so viel als dieser.

Der berühmte Capitän Cook folgte auf Cavendish; er befuhr die Küste vom 43 bis 48°, lief an der Meerenge De Fucas ohne sie zu sehen, vorbei, und ankerte am 16 Februar 1779 im Nootka Sund. Im Handel mit den Indianern fand er übrigens, daß sie eiserne Waffen, Messing, Schmuck und Löffel von spanischer Arbeit hatten. Nootka war von den Spaniern vier Jahre früher entdeckt und in Besitz genommen worden, und Spaniens Recht also in dieser Hinsicht unantastbar. In den Verträgen über Florida, die im Jahre 1819 am 22 Febr. bestätigt wurden, begab sich Spanien seiner Rechte auf das Oregon-Gebiet zu Gunsten der Vereinigten Staaten in folgenden Worten: „Se. kathol. Majestät tritt an die Vereinigten Staaten alle seine Rechte und Ansprüche auf irgend ein Territorium östlich und nördlich von besagter Linie ab (als worunter verstanden ist der 42ste Grad nördl. Br., und zwar von den Quellen des Arkansas in paralleler Linie westlich zu dem stillen Meer), und entsagt für sich selbst und seine Erben und Nachfolger für immer allen den benannten Gebieten."

Aber abgesehen hievon haben die Vereinigten Staaten selbst Ansprüche auf das Oregon-Gebiet, welche mit denen jeder andern Macht in die Schranken treten können. Ihre Bürger entdeckten zuerst, daß das Land, an welchem Nootka Sund liegt, eine Insel sey; beschifften zuerst jenen Theil der de Fuca Meerenge, welcher sich zwischen Pugets Sund und der Königin Charlotte Insel hinstreckt, und entdeckten dadurch von 48 bis 50° nördl. Br. den nordwestlichen Continent Amerika's; ebenso die Königin Charlotte Insel, die sie umsegelten und das feste Land bis zum 55° fanden. Aber amerikanische Bürger waren es auch, welche die Mündung des Columbia entdeckten, und den Gesetzen des Völkerrechts gemäß ist nun das ganze Gebiet, welches von diesem Fluß bewässert wird und gewissermaßen von ihm abhängt, ihr Eigenthum, so daß das Columbia-Thal nicht allein durch den Ankauf von Spanien, als erstem Entdecker des Festlandes, sondern auch durch Entdeckung der Mündung dieses gewaltigen Stromes das Eigenthum der Vereinigten Staaten von Nordamerika geworden ist.

Mittheilungen über Batavia.

(Schluß.)

Um das Schicksal unseres ausgewanderten Landsmannes so weit zu erfahren, als die neuesten Nachrichten von ihm reichen, füge ich zum Schlusse noch einen Auszug aus seinem Briefe hinzu, welcher Batavia den 7 März 1844 datirt ist. Er schreibt darin, daß er noch immer in Weltevrede sey, dem er diesen Namen sicherlich nicht beigelegt haben würde, da er daselbst sich keineswegs „wohl zufrieden" fühle. Er berichtet, daß er sehr ernsthaft krank gewesen sey und 43 Tage unter der sorgfältigsten Behandlung und Verpflegung im Hospital zugebracht habe, worauf sein Chef ihm einen vierzehntägigen Urlaub nach dem eine halbe Meile höher ins Land hineingelegenen und deßhalb gesündern Dorfe Meester Cornelis bewilligt habe, wo eine Caserne und ein kleines Detaschement liegt, und er seine Gesundheit so weit wieder erlangt habe, daß er seine Geschäfte versehen könne. Dann fährt er in der Erzählung so fort:

In Folge meiner Krankheit sind aber die rothen Wangen unwiederbringlich verloren, und an ihre Stelle ist jene graugelbe Farbe getreten, die man bei allen bemerkt, welche längere Zeit in den Tropenländern gelebt und dort die klimatischen Krankheiten überstanden haben. Mais cela ne m'inquiète pas. Hier fällt der Mangel an rothen Backen nicht auf, und sollte ich das Glück haben Europa wieder zu sehen, so tröstet mich dieß über alles.

Vor etwa vierzehn Tagen habe ich meine endliche Bestimmung erhalten. Ich gehe an die Westküste von Sumatra nach der Colonie Padang mit einem Gehalt von 45 fl., wozu indessen noch eine Zulage von monatlich 50 und für Pferdeunterhaltung 25 fl. kommt, so daß ich Summa Summarum 120 fl. im Monat habe, womit ich recht gut bestehen kann. Außerdem habe ich ein Geschenk von 300 fl. zur Beschaffung meiner Ausrüstung erhalten, zu welcher ein Pferd, Jagdwaffen, Kleidung u. s. w. gehört. Der Wunsch oder das Bedürfniß, eine gute Karte von dieser großen Besitzung zu erhalten, hat den Gouverneur bestimmt einen Capitän, einen Lieutenant und 12 Topographen dorthin zu senden, um das Land zu vermessen; unter den letztern bin ich. Die Insel, nach welcher ich zu gehen im Begriff stehe, liegt gerade unter dem Aequator. Die Hauptstadt der Colonie Padang wird von demselben durchschnitten. Dieser Umstand, so wie die andern örtlichen Verhältnisse machen diesen Aufenthalt eben nicht zu einem gesunden. Ueberdieß ist das Land keineswegs im Zustande der Ruhe und des Friedens. Immerwährende Einfälle der tiefer im Innern wohnenden Völkerschaften in die Colonie und Vertilgung der vereinzelten kleinen Posten längs der Gränze sind an der Tagsordnung. Padang ist die einzige holländische Colonie, in welcher der Krieg gegen die Landeseinwohner noch fortdauert. Daß unter solchen Umständen eine Aufgabe wie die unsrige mit ungeheuern Schwierigkeiten verbunden ist, läßt sich leicht begreifen. Es wird mir an persönlichen Gefahren, Mühen und Strapazen nicht fehlen, aber um auf dem Sopha zu liegen, eine Pfeife Tabak beim Mokka zu schmauchen und im dolce far niente von den Strapazen der Bälle und Landpartien auszuruhen, dazu bin ich auch nicht hergekommen. Deßhalb hoffe ich mit Gott meine Aufgabe zu lösen. Ich betrachte Indien für mich als eine Universität, auf der ich 6 Jahre zu studiren habe, nach deren Beendigung ich reicher an Kenntnissen und Erfahrungen heimkehre, um mein Brod auf die eine oder andere Weise zu verdienen.

Elektrischer Telegraph in Frankreich. Am 27 April wurde mit dem auf Befehl der Regierung an der Paris-Rouener Eisenbahn angebrachten elektrischen Telegraphen die große Probe gemacht. Die elektrischen Apparate waren der eine zu Mantes, der andere am Einsteigeplatz zu Paris aufgestellt, die elektrischen Strömungen legten ungehindert den Weg zurück, und lieferten in wenigen Minuten eine ganze Correspondenz von Signalen. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 141.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Mai 1845.

Ein Blick auf die Provinz Jakutsk.

(Nach Alfejewski. Journ. des Min. des Innern. Nov. 1844.)

Sibirien ist ein Schreckenswort in den Ohren des russischen Volks. Unter dem Namen Sibirien versteht man einen Verbannungsort, welcher von der Gesellschaft ausgestoßene Menschen enthält, eine Art Festung oder Sträflingsanstalt, deren Gränzen gleich hinter den Mauern des Ural beginnen. Wer aber jenseits des Ural gewesen ist und Sibirien mit Aufmerksamkeit betrachtet hat, der findet, daß selbst diejenigen Orte, welche den Verbrechern und den von der Gesellschaft Ausgestoßenen angewiesen sind, einen ganz erträglichen Anblick darbieten. Die Gouvernements von Tobolsk, Tomsk, Jeniseisk und Irkutsk bis zur Provinz Jakutsk hin sind hinsichtlich der Einrichtungen und des Ueberflusses an Lebensbedürfnissen manchen Gouvernements des europäischen Rußlands vorzuziehen. Das Land ist noch nicht so vertheilt, und man kann Feld und Wald umsonst haben. Wo immer der Ansiedler nicht träge ist, pflügt er den Boden, wo er immer will, erntet er Korn und Heu, schlägt Holz, fängt Fische und Wild, treibt Viehzucht und alle andern landwirthschaftlichen Geschäfte, kurz er lebt völlig sorglos mit seinem Zustand zufrieden. Darum ist das russische Volk in Sibirien ohne Vergleich reicher und wohlhabender, als im Innern Rußlands. In den westlichen Theilen Sibiriens ist alles entschieden russisch: russisch ist Sprache und Religion, russisch sind Sitten und Gewohnheiten. Sibirien, dieß Wort im moralischen Sinne genommen, liegt weit hinter dem Ural, es beginnt erst mit der Provinz Jakutsk; dort ist nur wenig russisch, vielmehr deutet alles auf Asien hin. Dieser Landstrich ist so schwach von Russen bevölkert, daß selbst an den Ufern des größten Stromes, der Lena, welche im Winter und Sommer als Straße von Irkutsk nach Jakutsk dient, auf einer Strecke von 30 bis 40 Wersten nur einige kleine russische Dörfchen sich finden, welche die Post besorgen und deßhalb angelegt sind, zum Theil auch ihren Unterhalt darin finden. Aber selbst dieser spärlichen Bevölkerung ist durch den unaufhörlichen Verkehr mit den Waldbewohnern an der Lena, den Jakuten und wandernden Tungusen, ein ganz asiatischer Charakter aufgedrückt; sie suchen ihren Unterhalt lieber mit Pulver und Blei, als mit dem Pflug und der Sense, und in den undurchdringlichen Nadelwäldern, womit die Felsen und Schluchten an der Lena bedeckt sind, ist es auch in der That natürlicher von der Jagd zu leben, als von der Viehzucht und dem Ackerbau, wofür die Localität nur wenig Vortheile darbietet. Da es keine Weideebenen gibt, so ersteigt das Vieh die mit Gras bewachsenen Felsen, wo es beim geringsten Fehltritt in das Wasser der Lena oder in die Schluchten an derselben hinabstürzt, so daß eben so viel Vieh auf diese Weise als durch die wilden Thiere umkommt, besonders bei Unwetter, wo die Bäume selbst, deren Wurzeln in dem auf den Felsen aufgeschwemmten Erdreich nicht tief einschlagen können, in die breite, aber nicht allenthalben und immer tiefe Lena hinabstürzen, und zwar in solcher Zahl, daß die Reisenden manchmal längere Zeit dadurch aufgehalten werden.

Bei einem solchen Zustand des Landes ist es nicht zu verwundern, daß Viehzucht und Ackerbau bei den Anwohnern des Landes nicht in einem blühenden Zustand seyn können, und wenn man in dem jakutischen Landstrich reist, so findet man in keiner Jahreszeit, nicht einmal in einem Posthause, ein Stück Rindfleisch oder Brod, wenn man es auch noch so gut bezahlen wollte, und man muß sich deßhalb in einer Stadt mit den nöthigen Mundvorräthen versehen. Im Winter muß man als Vorrath auf die Reise russische Pasteten machen, Kohlsuppe kochen, russisches Brod backen, und alles dieß gefrieren lassen, um es in den Posthäusern von Irkutsk nach Jakutsk stückweise auf den Kaminen aufthauen zu lassen; sonst stirbt man Hungers.

Diese Kamine sind das einzig Gute, was man in diesem Jakutenlande findet; die freundliche Flamme ist nach dem mühseligen öden Wege das ächte Symbol asiatischer Gastfreundschaft. Die Flamme reinigt die Luft von den üblen Gerüchen des schlechten Tabaks, den die Eingebornen rauchen, und der schmutzigen Leute selbst, die mit dem Vieh unter einem Dache wohnen. Alles andere außer dem Ofen steht bei den Bewohnern der jakutischen Provinzen noch auf der ersten Stufe

der Entwicklung, und trägt den entschiedenen Stempel der Wildheit. Der Jakute ißt alles, außer Hunde, er ißt Fichtenrinde, gefallenes Vieh, Maulwürfe und Mäuse. An Festtagen und Hochzeiten trinkt er zerlassene Butter und Stutenmilch, aus der er sein Lieblingsgetränk, Kumys, bereitet. Es sind jetzt über 200 Jahre verflossen, seit die Jakuten russische Unterthanen wurden und zugleich den christlichen Glauben annahmen, aber dennoch sind sie unbeweglich stehen geblieben, und die Stadt Jakutsk selbst, der Gründung nach viel älter als Irkutsk, ist doch jetzt im Vergleich mit diesem ein bloßes Dorf. Der Grund dieser Unbeweglichkeit liegt wohl größtentheils in nicht zu beseitigenden physischen Hindernissen, denn es fehlt dem Jakuten nicht an natürlichen Anlagen. Die Wohlhabenden, die, welche im Stande sind Korn zur Aussaat anzukaufen, bauen den Boden so gut wie die Russen, und die jakutischen Zimmerleute, welche in der Stadt den Russen Wohnungen bauen, wie man sie bei den Jakuten selbst noch nicht findet, übertreffen die russischen Zimmerleute weit durch die Sauberkeit ihrer Arbeit; sie arbeiten langsamer, aber schöner und fester. Es gibt unter den Jakuten Schmiede und Schlosser, welche so scharfe Messer liefern, daß die Jakuten selbst und sogar manche Russen sich damit den Bart, statt mit Rasirmessern, scheeren. Es gibt Drechsler, welche ohne Anweisung bloß nach Zeichnungen aus Knochen Kämme und Schatullen ausschneiden, so schön, daß man sie in Rußland als Zierrathen kauft. Die Frauen wissen aus Pferdehäuten bunte Teppiche zu nähen, welche in den Häusern der Russen zum Decken des Bodens dienen, und bei der großen Kälte, welche im Winter manchmal auf 49° R. steigt, den Boden warm halten. Der Jakute ist also gar nicht einfältig und ungeschickt, vielmehr sehr gewandt und geschickt.

Der Hauptgrund, weßhalb er durchaus nicht vorschreitet, liegt in der Undankbarkeit des Bodens, den er bewohnt, und im Klima, das aller Anstrengungen spottet. Der Boden ist in der Provinz Jakutsk ewig gefroren, er thaut nie über eine Arschine tief auf, die Leichen gefrieren immer und bleiben, ohne einbalsamirt zu seyn, unversehrt, selbst die Kleider, die sie tragen. Der Winter dauert sieben Monate, und in der Mitte Novembers bis Mitte Februars hat man selten unter 35° Kälte; der Sommer ist heiß aber kurz; das ganze Jahr hindurch gibt es nur fünf schneelose Monate. Dieß hindert indeß nicht in den Ebenen und Niederungen den Boden zu bauen; Feld- und Gartenfrüchte gedeihen mit einer unglaublichen Schnelligkeit: am Abend sieht man noch auf den Feldern alles öde und grau, und am nächsten Tage gegen Mittag findet man den Boden nicht bloß grün, sondern selbst einzelne Blumen. Ebenso rasch entwickelt sich der Samen, welchen man dem Boden anvertraut: anderthalb Monate nach der Aussaat kann man die Früchte seines Fleißes ernten. Diese ungewöhnliche Vegetation hat meiner Ansicht nach zweierlei Ursachen: nämlich die durch das Aufthauen des ewig gefrorenen Bodens stets erhaltene Feuchtigkeit und die lange Einwirkung der Sonne, welche im Anfang des Sommers fast nicht untergeht, folglich beinahe 24 Stunden lang wärmt und leuchtet.

Warum sind nun aber trotz dieses ungeheuren Wachsthums die Jakuten ohne Brod? Warum sind sie so arm, daß sie auch nicht in Einem Jahre ihre ärmlichen Steuern völlig abtragen können? Weil sie weder die Mittel noch die Anleitung haben, sich die zum Ackerbau nöthigen Werkzeuge und das Saatkorn zu kaufen. Ich gab einst einem Jakuten bei der Durchreise durch die Provinz fünf Rubel, um sich Korn zu kaufen; er machte den Versuch, baute ein kleines Stück Feld an, und erhielt eine reichliche Ernte. Man darf sie also nur aufmuntern, und dieß ist namentlich jetzt nicht schwer, da ihre Anzahl sich auf 100,000 vermehrt hat, und mit der Ausbreitung der Wohnungen nach allen Seiten hin sich die Jagd sehr verminderte; Ackerbau ist also das einzige Mittel, um die Provinz aus ihrer jetzigen kläglichen Lage herauszureißen. Es würde keine sehr lange Zeit erfordern, um dieß jetzt öde Steppenland, das sich von dem Stanowoi-Gebirge bis ans Eismeer ausdehnt, und fast zwei Drittheile des ungeheuren Gouvernements Irkutsk einnimmt, in ein europäisches Land mit vergleichsweise blühendem Handel und Industrie umzuschaffen. Dieß läßt sich indeß nicht ausführen, als bis das Land ganz russisch geworden und von russischen oder wenigstens russisch gewordenen Ansiedlern bewohnt ist. Dann erst wird man Schulen und andere Lehranstalten gründen können, und das bis jetzt nur mit der russischen Herrschaft maschinenmäßig angenommene Christenthum wird bessere Wurzeln schlagen. Dann wird der jetzt lügnerische, tückische und hinterlistige Jakute ein redlicher Mann werden, und aus seiner Mitte werden nicht mehr nackte Vagabunden und Räuber hervorgehen, die bei dem jetzigen Zustande des Landes gar nicht einzufangen sind. Im Jahre 1841 reichte ein gewisser Amosk, im Jahre 1843 ein Manytschar hin, um die ganze Provinz in Schrecken zu setzen. Im Sommer streifen diese Leute frei und ohne Furcht vor Verfolgung in dem öden Lande umher, und spotten der gegen sie ausgesandten Commandos. Solche Uebelthäter gelten bei dem rohen, unwissenden Jakuten nicht selten für Helden, und unter dem Namen einzelner hervorragender Leute, wie jener Amosk und Manytschar, werden zahlreiche Raub- und Mordthaten begangen von Menschen, die man nicht im geringsten verdächtigt.

Thawanan, der Zauberer.

Südabyssinische Wundersage.

(Fortsetzung.)

Sanfte Harfentöne klangen leise zuerst in den Schlummer des Geisterlehrlings. Hellschimmernde selige Gesichte gleiteten über seine erwachenden Sinne und Gesang lieblicher Stimmen leitete ihn wieder ins Daseyn ein. Aus seinem Todesschlaf auffahrend, fand der verwirrte Thawanan reichen Spielraum zum Verwundern und Erstaunen. So weit nur das Auge absehen konnte, streckten sich unzählige Säulenreihen von Bernstein und Krystall, welche Kuppeln von schimmernder Perlmutter trugen, in endlosen Durchblicken nach allen Richtungen

bin, und Tücher, prächtig wie nur Kaiser sie aufweisen können, deckten überall in reichster Verschwendung den Boden.

In der Mitte eines jeden Ganges stand ein Altar von gediegenem Silber, aus der ein immer und immer aufschießender Flammenpfeil mit den wechselndsten Regenbogenfarben die Pfeiler der Halle in sanftem Lichte bespielte. Daneben sprangen Strahlen süßduftender Wasser hoch in die Luft und verstreuten die köstlichsten Gerüche, und auf der Spitze jedes solchen Strahls tanzte — ein freundlicher Weiser für den im Siebenfarbenschimmer aufspritzenden Quell und ein Wahrzeichen, daß hier die Elemente einem ordnenden Herrn gehorchten — ein funkelnder Smaragd.

Herrliche, durchsichtig beleuchtete Gemälde gossen ein traumhaft gedämpftes Licht über den Schauplatz, und Musik lieh ihre unerschöpflichen Reize, den Sinn zu befangen. Liebliche siegfeiernde Weisen, die in vollem Chor die hohen Kuppelwölbungen entlang erklangen, verschwebten zu sanfter Ruhe; und unterweilen drang schmeichelnd das leise Murmeln der Wellen ans Ohr, wie der See seine Brunnen zur Huldigung an den Geisterherrn entströmte und den Kuß des Gehorsams auf die Zauberwohnung Warobal Mama's drückte.

Riesige Standbilder von Hunger, Krieg und Seuche ragten, finsterdräuend auf ihren hohen Fußgestellen, in all dem starren Ernst des Erzes ober den Herrlichkeiten dieses reichen und buntschimmernden Schauplatzes auf. Ober der eisernen Unglückstrommel *) emporgehoben schwang jeder Riesenarm die knotige Keule, deren donnernder Schlag v o r dem kommenden Unheil den entsetzten Bewohnern der Oberwelt nur zu wohl bekannt war.

Künste und Wissenschaften hatten jede ihre besondere Blende in dem weiten Gemache, und begünstigte Jünger waren tief beschäftigt mit dem Ergrübeln feiner Oele oder der Bereitung mächtiger Zaubermittel. Das Summen verwirrter Stimmen schwebte angenehm wie Bienengeschwirr durch den würzigduftenden Luftkreis auf, während von Zeit zu Zeit seltsame Sinnbilder und Wahrzeichen von den Meistern den wartenden Schülern zugestellt wurden, deren jeder auf bunten Schwingen flink aufstieg, das Geheiß seines Oberen zu vollführen. Eines aber mangelte zum vollen Zauber des Zauberorts — schöner Frauen lächelndes Antlitz, denn die Liebe war unbekannt in diesem, dem gefürchteten Geiste des Sees gewidmeten, verborgenen Aufenthalt.

Ganz in der Nähe des wundererfüllten Sterblichen stand, den Blicken am ausgezeichnetsten, ein erhöhter Thron. Wendelstufen von geschmolzenem Golde führten zu dem geweihten Stuhle der Macht. Edelsteine in reichen Kränzen von Schmelz funkelnd hingen — ein Glanzgeländer — davor, und eine weiße Perlenmuschel, gefüllt mit silbernen Geflechten, ruhete, den Sitz hoher Ehre und Stellung bildend, unter den glänzenden Blättern des immer Blumen tragenden Lotus. Die Seeschlange erhob sich in glitzernden, grünen Wellenbiegungen, den rückgelehnt ruhenden Inhaber in ihren weichen Umschlingungen aufzunehmen, und dienende Geister von seltsamer Gestaltung waren, Harfe und Räucherfaß tragend, in Schweigen umher gereiht.

*) Vergl. die Vorbemerkung.

Erdonnernde Musik und allgemeines Niederwerfen verkündete die Gegenwart des Geistes des Orts, und unter Lautenklang und Cimbelnschmettern enthüllte eine hoch zu Häupten sich verziehende Weihrauchwolke ein auf der schimmernden Muschel gekauertes winziges Wesen. Sein Anblick war mild und wohlwollend, und ein wallender, weißer Bart bedeckte fast die ganze Zwerggestalt; aber aus dem durchdringenden schwarzen Auge schoß der Strahl einer höhern Begabung und in den langen, gelben *) Locken spielte ein blasser Schein wie eines überirdischen Feuers. Wiederum entklangen den Harfen die Silbertöne des Willkomms und ein Gesang vieler Stimmen schwebte dem entzückten Ohre des Eindringlings auffordernd entgegen:

„Bitt' um Reichthum, bitt' um Schätze,
Um Ruhm, Kraft oder Herrschermacht,
Um Siegsgewalt bei Frauenschön,
Rach' für Unbild, Lebens Länge!“

Von einem unwiderstehlichen Antrieb vorwärts gedrängt, fand sich Thawanan unter der knienden Menge vor dem Throne, und vom hohen Sitze aus ertönte eine sanfte stille Stimme: „Sterblicher, was willst Du von uns? Antworte ohne Furcht.“ „Rache,“ erwiederte der Bittsteller, „Rache für unverdiente Wehthat, für einen ausgeraubten und in Asche gelegten Herd, für eine in den gesetzlosen Frauenzwinger weggeschleppte, holde Schwester, für den ausgesengten Augapfel Eines, der bis daher den großen Beherrscher Schoa's wie ein vollkommenes Gottwesen auf Erden angesehen hatte.“

„Lasset den Erdensohn den Treueid ablegen und ihn unterrichten, wie er seinen Wunsch erlange,“ lautete die Antwort des Wesens, in dessen winziger Gestalt so viel Macht und Erhabenheit zusammengedrängt war, und wie die Worte von seinen Lippen ertönten, bebte der Boden und versank urplötzlich unter den Füßen des Neugläubigen, und Thawanan stand mit einem begleitenden Geiste in der Mitte einer düstern Grotte.

Ein blutrothes Kreuz, das in der Finsterniß funkelte und flammte, enthüllte Gesichte, grausenhaft anzuschauen, und beschwor vor die Einbildungskraft Gedanken, auf denen in diesem Augenblick zu weilen Wahnsinn war. Aber trotzig wagend bis zum Aeußersten schwor der Glaubensabtrünnige, in Gegenwart des Sinnbilds des Christenthums, all sein hohes Himmelshoffen ab. Rache auf Erden füllte seine Seele für den Augenblick, und wenn gleich die Berührung jenes gesegneten Zeichens sein junges Herz wie der scharfe Stoß des Brenneisens durchfuhr, so sprach er doch den furchtbaren Eid fest und deutlich nach.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

*) Die gelbe Farbe spielt bei Zauber= oder höhern Dingen eine besonders bedeutende Rolle.

Bilder aus Mexico.

(Nach Th. Glennie.)

Queretaro. Guadalaxara. See von Chapala.

Bei Tula, einer kleinen, aber lebhaften und gewerbthätigen Stadt, badeten wir in dem schönen klaren Flusse Montezuma, und nach dem Bade, welches uns alle sehr erfrischt hatte, gingen wir auf die Jagd und schossen einige Duzend wilde Enten. Auf dem Rückwege kamen wir durch schöne, vom Abendroth beglänzte Maisfelder. Die Kirche von Tula ist auffallend, indem sie zur Zeit der Eroberung als eine militärische Position erbaut worden war, und mit ihren Wällen, Schießscharten und Thürmen gleicht sie auch jetzt noch weit mehr einem alten Castell, als einem zur Gottesverehrung bestimmten Gebäude. Es gibt auch in Jalapa eine Kirche von ähnlicher Bauart; beide gleichen sehr den von den Tempelherren in Frankreich erbauten Kirchen.

Die Straße nach San Juan del Rio führt von Aroyo Sarco aus ununterbrochen etwa drei Wegstunden lang bergab, worauf man zu dem Llano del Cazadero kommt, so genannt von einer großen Jagdpartie, welche der Vicekönig Don Antonio del Mendoza einst hier veranstaltet und wobei man Hunderte von Rehen, Hasen und anderem Wild erlegt hatte. In der Nähe von San Juan del Rio gibt es eine große Menge von Gärten und Obstbäumen, welche der ganzen Gegend ein sehr liebliches Ansehen geben, besonders von der Spitze eines steilen Abhanges aus gesehen, welcher La Bajada de San Juan heißt. In einer kleinen Posada fanden wir Lebensmittel aller Art, Milch, Eier; vortreffliches Brod, Tortillas und große Schüsseln mit Frijoles, einer Art schwarzer Bohnen, wovon die Mexicaner ein sehr schmackhaftes Gericht zu bereiten verstehen. In einer Schlucht, der Posada gegenüber, fand ich Hasen in solcher Menge, daß ich statt der fünf, die ich schoß, deren nöthigenfalls mit eben so leichter Mühe fünfzig hätte erlegen können.

Wir erblickten bei jeder Wendung des Weges ungeheure Maisfelder und kleine Gruppen indianischer Hütten. Von einer Oeffnung zwischen zwei Hügeln hat man eine überraschende reizende Aussicht auf die bedeutende Stadt Queretaro. Der erste Anblick einer großen Wasserleitung, welche die Stadt aus einer etwa drei Stunden entfernten Quelle in den Bergen mit Wasser versorgt, ist überaus malerisch; ihre Bogen sind hoch, leicht und kühn; dieser in jeder Hinsicht prachtvolle Aquäduct ist ein Werk, dessen sich die alten Römer nicht zu schämen brauchten; er zieht sich durch die ganze Ebene hin, deren schönste Zierde er ist.

Queretaro ist die Hauptstadt des gleichnamigen Staates, der den neuesten Berichten zufolge gegenwärtig eine Bevölkerung von etwa 260,000 Seelen zählt. Die Staatsverfassung ist eine Copie von der der Föderation, von welcher sie den ganzen Mechanismus der Verwaltung aufgenommen hat. Die Einwohner beschäftigen sich, mit Ausnahme der Bewohner der Hauptstadt, größtentheils mit dem Ackerbau. Der District von Cadereita enthält die Minen el Doctor, Maconi und San Cristobal. Es gibt in diesem Staat viele schöne Haciendas, auf denen theils Rindvieh und Schafe (ganado mayor y menor), theils Weizen, Mais und Bohnen in Menge gezogen werden.

Während der Revolution fanden sich manchmal in der Hauptstadt Queretaro über 80,000 Einwohner, indem die Eigenthümer der benachbarten Haciendas sich häufig genöthigt sahen, mit ihren Familien und Dienstboten in der Stadt Zuflucht zu suchen, während ihr Eigenthum von den kämpfenden Parteien verheert wurde.

Queretaro ist in fünf Curatos oder Kirchspiele getheilt, von denen vier in der Stadt sich befinden, das fünfte dagegen in der Vorstadt San Sebastian, die durch einen Bach von der Stadt getrennt ist. Einige dieser Kirchen sind schön und reich, besonders die von Guadalupe und die der Franciscaner. Eine besondere Merkwürdigkeit von Queretaro ist das Kloster der heiligen Klara, in welchem gegen dreihundert Frauen wohnen, von denen siebzig Nonnen sind; die übrigen sind Laienschwestern und Töchter vornehmer Herkunft, die den Geweihten der heiligen Klara zur Erziehung und Bildung anvertraut sind. Das Kloster ist ein ungeheures Gebäude und gleicht im Innern einer kleinen Stadt mit Straßen und Märkten; leider konnten wir uns nicht durch eigene Ansicht davon überzeugen, indem es selbst Mexicanern nicht gestattet ist in das Innere einzudringen.

Wir wunderten uns sehr über die Geschäftigkeit und Rührigkeit, die sich in der Stadt zeigt und ihr das Ansehen eines Manufacturortes gibt. Ueber die Hälfte der Häuser hat Buden oder Läden, und die ganze Volksmenge beschäftigt sich entweder mit Kleinhandel oder in den Wollenmanufacturen, deren Anzahl immer noch sehr beträchtlich ist; diese liefern grobe Tücher von jeder Größe und jedem Muster; ein Theil davon wird an Ort und Stelle selbst, nämlich auf dem großen Marktplatz von Queretaro, abgesetzt, woselbst jeden Abend bei Fackellicht Markt gehalten wird, ein anderer Theil wird versandt nach den übrigen Städten der Conföderation. Die Fabriken von Queretaro liefern die Tücher für das Bundesheer von Mexico. Große Sorgfalt widmet man dermalen der Veredlung der Schafe, um eine geschätzte Wolle zu erzielen.

Wir besuchten den Gouverneur und einige der angesehensten Kaufleute, an welche wir Empfehlungsbriefe hatten. Abends begaben wir uns in angenehmer Gesellschaft nach der Canada, einem etwa zwei Stunden von der Stadt entfernten Bergkessel, der von einem Indianerstamm bewohnt wird, welcher sich hier seit der Eroberung des Landes durch Cortez aufgehalten hat. Man sieht hier zahlreiche Gärten mit prachtvollen Bäumen und den hiesigen heißen Bädern werden ausgezeichnete Heilkräfte zugeschrieben.

Queretaro ist eine der schönsten Städte in Mexico, in einer reizenden Lage, mit herrlichen Gebäuden. Die Straßen durchschneiden einander rechtwinklig und laufen auf die drei Hauptplätze aus. Queretaro hat eine höhere Lehranstalt, woselbst auch mineralogische Vorlesungen gehalten werden, und im Kloster des heiligen Franciscus befindet sich eine ansehnliche Bibliothek. Die Stadt zählt dermalen 42,000 Einwohner. Zwei Eisenwerke des Staates Queretaro werden von Deutschen bearbeitet. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eisenbahn in Indien. Bereits ist der Prospectus einer Eisenbahn von Calcutta nach Patna mit einer Zweigbahn nach Tschogda erschienen. Die Länge des Wegs beträgt 315, der Zweigbahn 100 englische Meilen, das Capital 4 Mill. Pfd. St. und man hofft die Meile für 4000 Pfd. herstellen zu können. (Indian News. 8 Mai.)

Assamthee. Eine Versammlung der Assamcompagnie am 3 Mai in London stellt hinsichtlich der Theegewinnung in Assam ein sehr günstiges Resultat in Aussicht, sehr im Widerspruch mit frühern Angaben; genaue Zahlen fehlen indeß. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 142.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Mai 1845.

Die bengalische Presse.

Die „Indian News" (Nr. 64 vom 8 Mai) entlehnen aus zwei indischen Missionszeitungen einige Nachrichten über diese Presse, die nicht ohne Interesse sind.

Das erste Blatt, welches in Bengali erschien, war der Samatschar Darpan, oder Spiegel der Nachrichten. Es begann im Jahre 1819, kann aber nicht eigentlich als indisches Erzeugniß gelten, da es von Missionären unter Beihülfe einiger Eingebornen angelegt wurde, um auf die Eingebornen einzuwirken. Sein fremder Ursprung ergibt sich auch schon aus dem Umstand, daß es nicht immer in der reinsten Bengalisprache geschrieben ist. Das erste eigentlich von Eingebornen geschriebene Blatt war der Samatschar Tschandrika, oder das Mondlicht der Neuigkeiten. Es erscheint in Quart, vier bis acht Seiten stark, die großentheils mit Ankündigungen und Localnachrichten angefüllt werden, den Ueberrest nehmen Artikel ein, welche im Geiste des orthodoxen Hinduglaubens abgefaßt sind, denn der Herausgeber ist eines der bedeutendsten Mitglieder der Dharma Sabha oder orthodoxen Hindugesellschaft; der Styl soll nachlässig, oft fehlerhaft seyn, aber voll eigenthümlicher bengalischer Ausdrücke. Das Blatt erscheint zweimal die Woche und kostet monatlich eine Rupie.

Kurz nachdem dieß Blatt erschienen war, wurde die Presse freigegeben, und nun traten mehrere Mitbewerber auf den Schauplatz. Das größte und wohlfeilste dieser Blätter ist der Sambad Purnatschandraday, oder Vollmond der Nachrichten, von einem jungen Hindubeamten geleitet. Das Blatt hat eine große Verbreitung und theilt eine Menge nützlicher Nachrichten mit. Der Styl ist aber zu gezwungen, oft dunkel und incorrect. Nach dem Urtheil der Missionäre ist er diesen nicht sehr günstig gestimmt, zeigt sich aber höflich und billig gegen sie. Das beste Blatt, sowohl in äußerer Ausstattung als dem Inhalt nach, ist das Bhaskar, oder die Sonne. Die Stelle des leitenden Artikels vertritt gewöhnlich ein Sittenspruch, der in orientalischer Weise durch eine meist fingirte Erzählung erläutert ist. Dieser streng moralische Theil ist meistens gut, oft vortrefflich; der Styl besser als der von allen andern Blättern, und obgleich nicht frei von Fehlern, kann man ihn doch als die beste Bengali-Prosa ansehen, da er weder ans Gemeine streift, noch die Dunkelheit einer ans Sanscrit streifenden Redeweise affectirt. Der Herausgeber ist ein Bramine, ausnehmend darauf bedacht, die Denkungs- und Sinnesart seiner Landsleute zu heben, weßhalb er oft die stärkste Satyre und die strengste Zurechtweisung gegen die Laster und Thorheiten seiner Landsleute anwendet. Die Missionäre lassen ihm als einem redlichen, uneigennützigen Mann Gerechtigkeit widerfahren, meinen aber doch, er sey in letzter Zeit etwas mehr Hindu und darum minder liberal — dieß Wort im umfassendsten Sinne genommen — geworden. So schildern ihn wenigstens der Christian Observer und der Christian Herald. An den Bhaskar müssen wir noch den Rasaradsch anreihen, ein sehr sarkastisches, beißendes Blatt von demselben Manne, der auch den Bhaskar herausgibt.

Wir kommen jetzt nicht zu einer bessern, wohl aber zu einer merkwürdigern Classe von Blättern. Der Probakhar war anfangs eines der vorzüglichern Journale; seine frühern Nummern enthielten viele gute und beißende Satyren so wie moralische Abhandlungen, welche in der unter dem Namen Tattwabodhini Sabha bekannten Gesellschaft, von welcher gleich mehr die Rede seyn wird, vorgelesen wurden. In neuerer Zeit ist dieß Blatt von sehr ungleicher Behandlung, indem es manchmal sehr gewandte und scharfsinnige Artikel enthält, dagegen aber auch sehr stümperhafte Arbeiten von Schülern der Calcutta-Seminarien. Auffallend muß es erscheinen und wird in den Missionsjournalen mit viel Bitterkeit bemerkt, daß es einen sehr feindseligen Ton gegen das Christenthum einhalte, einen Ton, der sehr ins Boshafte, Unedle und selbst Unanständige streife, während es zugleich den schlechtesten Leidenschaften der schlechtesten Classen schmeichle. Man läßt ihm indeß die Gerechtigkeit widerfahren, daß es meist sehr kräftig und ganz im Geiste, wenn auch nicht immer nach der Grammatik der Bengali-Sprache geschrieben sey; damit reimt sich freilich der Vorwurf schlecht, daß es oft einen ziemlich englisirten Styl habe.

Tattwabodhinipatrika, der „Vorsprecher der geistigen Kenntniß“ ist das Organ der Brahma-Sabha-Gesellschaft, d. h. die Anhänger Rammohun Roys; das Blatt, welches in monatlichen Heften bengalisch und englisch erscheint, wurde wahrscheinlich gegründet, weil der Probakhar, in welchem man die Aufsätze früher mittheilte, den Führern dieser Gesellschaft nicht mehr zusagte. Rammohun Roy suchte bekanntlich die indische Religion zu vergeistigen, und das Ergebniß war, wie die Missionäre meinen, eine Art Theophilanthropie, ein materialistischer Pantheismus, unfähig aufs Volk zu wirken. Was diese Gesellschaft nicht in den indischen Quellen finde, das nehme sie, ohne es zu sagen, aus dem Christenthum, und rede ganz die Sprache europäischer Moralphilosophie, die in der Hinduliteratur bisher völlig unbekannt gewesen. Die Schüler Rammohun Roys sind augenscheinlich Eklektiker, nehmen das Gute wo sie es finden, scheuen sich aber das Vorurtheil des Volks gegen das Christenthum anzugreifen. Diese Stimmung muß im Wachsen seyn, denn ein neues Blatt, der Sarbbarasarandschini, zu deutsch „der Empfindungsvolle,“ ein Wochenblatt, hat einen sehr herben Ton gegen das Christenthum und die Missionäre angestimmt, über den sich die letztern sehr beklagen, obgleich sie dem Blatt sonst gute Artikel über moralische Gegenstände nicht absprechen.

Thawanan, der Zauberer.

Südabyssinische Wundersage.

(Fortsetzung.)

Wochen und Monde waren seit dem Verschwinden des glänzenden Thawanan, des einstigen Lieblings des mächtigen Beherrschers von Schoa, verstrichen. In einem Tage von seiner Gunsthöhe gestürzt und des einen Auges vor der spottenden Menge beraubt, war das unschuldige Opfer brüderlicher Liebe und neidischer Ränke allein und zu Fuße durch das Schloßthor fortgewandert; ein Tausend Ritter hatten am Morgen noch seinem leisesten Befehle gehorsamt, doch nicht Einer begleitete ihn in der Stunde des Mißgeschicks, und gemieden, wie ein verfluchtes Ding, vom thierisch rohen Pöbel zog er in düsterem Schweigen dem heimischen Herde in den Wiesenfluren des Tschaka zu. Allein die grausamen Diener der Zwingherrschaft waren schneller gewesen als seine kummerschweren Schritte. Nur ein Aschenhaufen zeugte von der Stätte seiner jüngst noch blühenden Wohnung, und eine einsame, traurig unter dem Schutt und Graus meckernde Ziege war alles, was von seinen einst zahlreichen Besitzthümern überblieb.

Von einem Nachbarn erfuhr er den Hergang. Des Königs Aferotsch*) waren schon seit dem frühesten Morgen geschäftig gewesen, und nichts von dem Werke der Zerstörung verschont geblieben. Die Rinder- und Schafheerden des in Ungnade gefallenen Edeln waren jetzt auf den königlichen Weiden, und seine Angehörigen und Blutsfreunde, seine Leibeigenen und Knechte in dem Haushalt des Oberherrschers. Betäubt von der Schreckenskunde entfernte sich Thawanan, nur von der Ziege begleitet, unbeachtet von dem Schauplatze trostloser Verödung, und sein Name selbst war eine Zeitlang vergessen im Lande.

Gegen Ende des Jahres kamen seltsame Gerüchte vom Schloß aus in Umlauf. Ungesehene Hände holten die erlesensten Speisen weg — der klarste Meth wurde ausgeleert, ehe er zur wartenden Lippe gelangte, und sonst tausenderlei Spuk in der großen Tafelhalle getrieben. Das wiederaufgefüllte Trinkhorn wurde unberührt mit aller Gewalt zu Boden geworfen, und der leckere Bissen vom gierig geöffneten Munde auf die den Estrich bestreuenden Binsen versetzt. Der hohe Herr selbst blieb keineswegs von der garstigen Plackerei verschont, und täglich wurde sein Gaumen um die gewohnten Leckereien betrogen. Ehe der gewählte Bissen an seiner Bestimmung anlangte, war allemal schon die gröbste Kost dafür hineingesteckt; ja einmal wurde gar, zum Entsetzen der versammelten Höflinge, ein blutiger Thierschweif in die eben zum Verkosten eines im königlichen Frauenhause zubereiteten Gerichts sich aufthuenden herrscherlichen Kinnbacken geschoben, während dazu ein lautes Gelächter an der Balkendecke des Bankettsaals hinscholl, das dem Ohr des Monarchen wie einst das lustige Lachen seines verstoßenen Günstlings klang.

Geistliche Hülfe ward gesucht, manch' heiliges Buch abgelesen, geweihtes Wasser in Menge auf die Wände gespritzt, aber alles umsonst. Thüren wurden dreifach verschlossen und verriegelt und Wachen vor jede Oeffnung hingepflanzt, doch immer ohne den mindesten Nachlaß ging die Koboldsplage fort. In der Hofburg herrschte nichts als Schrecken und Verwirrung, und dem König wurde das Leben mehr und mehr zur unerträglichen Bürde.

Fürchterliche Stimmen tönten nun nächtlicher Weile durch die einsamen Gemächer und Erscheinungen suchten die königlichen Schlummerzeiten heim. Die Nachtsängerschaar**) wurde verdreifacht, allein die kräftigen Lungen von dreißig gesundheitstrotzenden Pfaffen, welche das königliche Schlafgemach umgaben, und ihre Stimmen zu einer noch rasenderen Tonhöhe, als je zuvor in Schoa erhört worden, anstrengten, verscheuchten den zudringlichen Kobold nicht. Auf seinem Lager sich herumwerfend, sank der ruhelose Monarch müde nur in Schlaf, um von Gespenstern und bösen Träumen abgehetzt zu werden, in denen der verstümmelte Thawanan allemal als der Hauptquälgeist erschien.

Monate lang dauerte der qualvolle Spuk ohne Unterbrechung fort, am hohen Osterfeste aber nahm der abgeplagte und erschöpfte Negus seinen gewohnten Sitz in der großen Halle seiner Vorfahren ein. Die Tafel bog sich und ächzte einmal wieder unter der Last von Speise und Trank. Das heilige Fest hatte Häuptlinge und Edle bewogen, einigermaßen

*) Liktoren, Trabanten. D. Ueb.

**) Die ganze Nacht durch muß, nach altem Brauche, abwechselnd eine Anzahl eigens angestellter geistlicher Sänger Psalmen und dergleichen am königlichen Schlafgemach singen. D. Ueb.

die Furchtempfindungen zu überwinden, welche sie letzter Zeit der königlichen Tafel ganz entfremdet hatten; allein Freude leuchtete nicht aus dem gedrückten Auge — Lust und Fröhlichkeit tanzten nicht auf der Zunge der Gäste, und kaum ein leises Geflüster unterbrach die Stille, welche unter der schreckensbangen Tischgesellschaft herrschte.

Die gewöhnlichen höllischen Streiche und Quälereien wurden heute ausschließlich an dem königlichen Tische getrieben, vor dem der Monarch in einem erhöhten Alcoven und von Leibknaben und Trabanten umgeben in seiner gewohnten Machtherrlichkeit, aber in der unbehaglichsten Stimmung, auf der Alga*) hingelagert saß. Fast zum Wahnsinn durch das Treiben des unsichtbaren Peinigers aufgestachelt, war er der allgemeine Augenpunkt geworden, als urplötzlich noch eine Gestalt am Tische erschien, welche die eine Hand in ein irdenes Gefäß von seltsamer Arbeit einstemmte, und die andere in trotziger Herausforderung gegen den Thron hoch emporreckte.

„Der verlorne Thawanan!“ schrie die Menge; „er hat seine Seele dem Teufel versetzt,“ und Schwerter blitzten aus der Scheide, wie der Männer Herzen vor Muth pochten beim Anblick der Gefahr in greifbarer Gestalt. Aber hoch über das Getümmel erscholl des Allgebieters Stimme: „Zurück, Kinder, zurück! Wir selbst wollen's mit dem Undankbaren abmachen. Tod, aber ein recht langsamer, qualvoller, soll dessen Theil seyn, welcher da sein Spiel treibt mit der Lust des Königs!“

Es war in der That Thawanan, der dem Dräublick der Majestät Trotz bot; aber wie verändert gegen den sanften, schönen Liebling von ehedem! Weiß wie das Gefieder des Rasa**) floß ihm das aufgelöste Haar in seidenen Locken über die gebeugte Schulter und in den tiefen Furchen der bleichen Wange war finstere Rache eingegraben. Sein einzelnes Auge glühte von mehr als menschlichem Ausdruck, und ein in die kabalistischen Figuren der Zauberkunst geflochtenes schimmerndes Goldnetz schirmte das andere verstümmelte Sehwerkzeug. In seiner geringschätzigen Stellung verharrend warf er erst einen sengenden Schnellblick über das Gedränge des Hofvolks und sprach dann den Fürsten in verachtenden Hohnworten an: „Falscher Herrscher, bereue zur Zeit, denn der schnöde getretene Wurm kehrt sich wider seinen Zerstörer. Stolzer Sproß des Stammes Salomons***) — der Witz deines hochberühmten Ahnen ist matt im Vergleich mit der Weisheit des Geringsten der Schüler Warobals. Trotz biet' ich deinen Häschern und dir!“

Bei diesen Worten durchschnitt Thawanan die Luft und verschwand im Nu aus den schauenden Blicken des verdutzten und wieder kleinmüthig gewordenen Hofes.

*) Thronstuhl, oder vielmehr Lager, Sopha. D. Ueb.

**) Der sogenannte kapische Kegelschnabel, eine Sperlingsart, die nur in dem Reichstheil Ifat sich findet. Sein Gefieder ist sehr zart und seidenartig. D. Ueb.

***) Die regierende Linie Schoa's leitet bekanntlich ihre Abstammung von Salomo durch einen Sohn der Königin von Saba ab. D. Ueb.

Die Wasser des geheimnißvollen Gefäßes zischten und wallten einen kurzen Augenblick. Eine dunkle, erstickende Dampfwolke schoß hoch auf, und eine dicke, rothe, den Tisch bestreuende Aschenkruste blieb als einziges Gedenkzeichen des unwillkommenen Zauberbesuchs nach. Aufs neue erfaßte verzagendes Bangen die Herzen der Dienstmannen, und während düstere Stille im Saale waltete, erklang der frohlockende Gesang des Quälers unter Tönen einer wilden Musik:

„Tief, tief in dem Grunde der blauen Fluth,
Dem kalten Nebelhimmel entrückt,
Vom gehaßten Menschenaug' nicht erblickt,
Thawanan in Freiheit, in Freiheit ruht!“

Der Wütherich fühlte sein Herz verzagen vor den gefürchteten Mächten, die wider ihn gerüstet standen, und zu einer Handlung später Gerechtigkeit sich entschließend, ließ er den herabgewürdigten und zu Sklaven gemachten Angehörigen Thawanans die Freiheit wiedergeben und dem verarmten Geschlecht die eingezogenen Ländereien verdreifacht zurückstellen. Allein die Thüre des königlichen Frauenzwingers*) erschloß sich für die schöne Tochter des Hauses Thawanan nicht, und noch immer schrie die Wehklage der gefangenen Maid um Abhülfe. Die Verfolgungen hörten dessen ungeachtet eine Zeitlang auf, und die Menschen athmeten wieder freier, je mehr ihr Hoffen, daß der Geist des Rächers beschwichtigt sey, Boden gewann.

(Schluß folgt.)

*) Die christlichen Beherrscher Schoa's halten sich, neben der rechtmäßigen Gemahlin, eine Menge Kebsweiber. D. U.

Monsieur Très-exact.

Der Zeitungsabonnent, der am Morgen ganz ruhig sein Journal verschluckt, hat in der Regel keinen Begriff, wie viele Leben, namentlich in großen Städten, wie London und Paris, sich für ihn opfern, und wie viele Leute zu dem gemeinsamen Werke beitragen, was namentlich bei den Morgenjournalen, die also in der Nacht fertig gemacht werden müssen, keine kleine Sache ist. Unter den Mitarbeitern der Journale in Paris findet sich eine eigenthümliche Figur, der Neuigkeitssucher (coureur de nouvelles). Dieß Geschäft ist namentlich in den Händen eines gewissen Mallet, den man in der Presse Monsieur Très-exact nennt. Mallet ist der einzige Neuigkeitsträger, der den Schiffbruch der Publicität, wie sie im 18ten Jahrhundert bestand und an deren Stelle der Journalismus getreten ist, überlebt hat. Mallet steht vor Tagesanbruch auf und durchzieht Paris in allen Richtungen, von Norden nach Süden, von Osten nach Westen, man findet ihn in den Salons und auf den Straßen, er verkehrt mit dem Handwerker und dem Staatsmann, weiß die Tagsgeschichte Ludwig Philipps und Hrn. Guizots auf die Minute hin, kurz er erfährt alles, was jeden Tag Interessantes in Paris vorgeht: Heurathen, Begräbnisse, Bankette, Unglücksfälle, Selbstmorde, Mordthaten, Bureaugerüchte, blutige Schlägereien, Duelle, Chronik der vornehmen Welt, militärische Bewegungen, artistische, literarische, dramatische Neuigkeiten, Mallet weiß alles und vergißt nichts, jeden Tag bringt er selbst den Journalen seine autographirte

Correspondenz, die unfehlbar mit den Worten schließt: très-exact. — Mallet; daher vermuthlich sein Name. Ohne ihn wären die Pariser Journale unvollständig, fast unmöglich, und doch ist sein Name dem Publicum kaum bekannt. (Voleur vom 5 Mai.)

Bilder aus Mexico.

Queretaro. Guadalaxara. See von Chapala.

(Fortsetzung.)

Wir hatten den Entschluß gefaßt, weiter zu reisen und Guadalaxara, eine in mancher Beziehung höchst interessante Stadt, zu besuchen. Bei Zapotlan schoß ich eine Menge Gorbillos, Vögel, die viel Aehnlichkeit mit den Rebhühnern haben, eben so wohlschmeckend und doppelt so groß sind. Wir fanden die herrlichste, üppigste Vegetation; mit freudigem Staunen sahen wir das dunkle Laub der Chirimoya mit dem Hellgrün des Zuckerrohrs und dem Goldgelb der Orangen; wir genossen Zapotes und andere herrliche, lang entbehrte Früchte, und am folgenden Morgen packten wir Orangen ein zur Erquickung auf der Reise.

Zwei Stunden nordöstlich von Zapotlan gingen wir über die Calderonbrücke, wo während der Umwälzungskämpfe Hidalgo unglücklich war und Calleja seinen Titel errang. Die Brücke ist auf der einen Seite leicht, auf der andern schwieriger zu vertheidigen. Auf den benachbarten Hügeln stehen eine Menge Kreuze; hier war das Gefecht am heftigsten. Die im innern Mexico ausgebrochene Insurrection haben vorzüglich Geistliche geleitet, wie Hidalgo, Morelos und andere. Nach dem Tode seines Freundes Hidalgo (27 Julius 1811) trat Don Juan Morelos an die Spitze der Insurgenten und begeisterte sie durch seine Beredsamkeit zu dem hartnäckigsten Widerstande. Wie ein Prophet ertheilte er Befehle, die pünktlich befolgt wurden.

Wir erreichten die schöne freundliche Stadt Tepatitlan; sie liegt auf einem mit Cypressen bewachsenen Hügel, an dessen Fuße sich ein Flüßchen durch das Thal windet. Tepatitlan, eine alte Stadt der Azteken, ist der Hauptort eines sehr fruchtbaren Districts; es wird hier viel Mais und Gerste gebaut, und sehr bedeutend ist die Zucht der Pferde und des Hornviehs. Ich schoß eine Menge Hasen und Wachteln, so daß wir ein köstliches Mahl hatten; wir nahmen es bei der milden Witterung unter freiem Himmel ein und saßen bis spät in die Nacht zusammen in traulicher Unterhaltung.

Am nächsten Morgen gingen wir über den Larma oder Rio grande de Santjago; der Fluß, der in der Regenzeit sehr anschwillt, ist hier ziemlich breit; gewöhnlich ist sein Bett größtentheils trocken. Deßhalb und weil das Bergwasser in der Regenzeit große Felsstücke mit sich reißt, ist es schwer, den Fluß schiffbar zu machen. Dieß wünschen viele als das einzige Mittel, das Bario und das stille Meer zu verbinden, was allerdings sehr vortheilhaft seyn würde.

Ich ließ meine Gesellschaft voraus, beschäftigte mich mit Entenschießen und hätte dieß vielleicht, vertieft in Waidmannslust, den ganzen Morgen fortgesetzt, wenn nicht ein Brief von Hrn. Ritchie, einem sehr angesehenen englischen Kaufmann zu Guadalaxara, der uns Wohnung in seinem Hause angeboten hatte, mir geboten hätte zu eilen. Ich fand hier eine zahlreiche Gesellschaft, von der ich sehr freundschaftlich empfangen wurde.

Der Staat Jalisco oder Guadalaxara fängt etwas westwärts von Aguas calientes an und erstreckt sich bis an das stille Meer. Der Staat ist in acht Kantone getheilt und steht unter der unmittelbaren Aufsicht der Föderation. Die Bevölkerung mag sich jetzt auf eine Million Seelen belaufen; man zählt an 700 Pueblos und Haciendas. Die Hauptstadt Guadalaxara behauptet mit einer Bevölkerung von 56,000 Einwohnern den zweiten Rang unter den Städten des mexicanischen Staatenbundes. Die Straßen sind düster und einsam, da die Einwohner meistens in ihren Häusern beschäftigt sind. Man findet hier gute Hufschmiede, Zimmerleute, Goldschmiede und Hutmacher, und vorzüglich versteht man Leder zu bearbeiten. In den benachbarten Dörfern San Pedro und Tenala werden schöne irdene Geschirre verfertigt. Rebozos und Tapolos, Zeuge von gestreiftem Zitz, die gewöhnliche Tracht der untern Volksclassen, werden hier in Menge verfertigt; auch mit wollenen Decken, Seilerarbeiten und Bijouteriewaaren treibt Guadalaxara einen nicht unbeträchtlichen Handel.

Jalisco ist derjenige Staat, in welchem sich republicanische Ideen am meisten ausgebildet haben; aber seine Kämpfe gegen die alten Formen haben ihm viel geschadet. Die Preßfreiheit artete in unbändige Zügellosigkeit aus, und der Wunsch, den Einfluß der Geistlichkeit zu beschränken, verleitete den sonst sehr wackern und kenntnißreichen Gouverneur Don P. Sanchez zu einem Streit, in welchem er als der Sachwalter des Atheismus erschien. Wie zu Durango mußte auch hier das Staatsministerium als oberste Verwaltungsbehörde eingreifen, um schlimme Folgen zu verhindern. Nach dem siebenten Artikel der Constitution von Jalisco zog der Staat alle Kirchengüter ein und wollte die Versorgung der Geistlichen übernehmen. Diese leisteten aber hartnäckigen Widerstand und bedrohten den Congreß und den Landpfleger mit dem Bann. Die Sache kam vor den allgemeinen Congreß des Staatenbundes, und dieser entschied dahin, daß die geistlichen Staatsdiener nicht zum Eidschwur auf ein neues Gesetzbuch gezwungen werden könnten, wenn die Bedingungen ihnen so nachtheilig seyen. Daher wurde die Constitution ohne den siebenten Artikel — der jedoch gedruckt ist — beschworen und die Neuerungen unterblieben vor der Hand, aber der böse Geist der Zwietracht war zwischen der geistlichen und weltlichen Macht aufgeregt worden und dauert jetzt noch fort. Der Statthalter Don P. Sanchez starb im Bann, weil er an der Herausgabe einer freisinnigen, gegen den Clerus gerichteten Schrift Theil gehabt hatte, und seinen Nachfolger im Amte, Don Antonio Cumplido, soll dasselbe Urtheil getroffen haben. Obgleich der Einfluß der Kirche jetzt schnell abzunehmen scheint, hat sie doch noch viel Macht über die Gemüther des Volks und kann die Ruhe des Landes leicht gefährden.

Die Hauptstadt Guadalaxara hat viele schöne Häuser, fünfzehn öffentliche Plätze und eine Menge Kirchen und Klöster; von letztern sind manche säcularisirt und in Volksschulen verwandelt worden, welche unter Aufsicht weltlicher Behörden stehen. Wer nicht lesen kann, hat kein Stimmrecht an den Wahltagen. An der Hochschule von Guadalaxara werden Vorlesungen gehalten über theologische und philosophische Wissenschaften, über Anatomie und Therapie, über die Wissenschaft des Bergbaues und über neuere Sprachen. Den neuesten Berichten zufolge soll nun auch eine juristische Facultät in Wirksamkeit treten.

Der Markt von Guadalaxara ist jederzeit mit Lebensmitteln aller Art reichlich versehen; die reizende, von duftenden Gebüschen und Bäumen eingefaßte Alameda ist sehr besucht, und man hat die beste Gelegenheit, die schöne Welt kennen zu lernen.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 143.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Mai 1845.

Lazo und Bolas.

Es ist von diesen beiden Werkzeugen, welcher sich die Gauchos in den Laplata-Provinzen und noch viele andere Stämme Amerika's bedienen, sehr oft die Rede gewesen; wir erinnern uns aber nicht eine genaue Beschreibung derselben gelesen zu haben, und fügen deßhalb eine solche aus Darwins Reise*) hier an.

Der erstere besteht aus einem sehr starken aber dünnen wohlgeflochtenen Strange von ungegerbter Haut. Das eine Ende ist an den breiten Gurt befestigt, der die verwickelten Theile des Recado oder des in den Pampas gebrauchten Sattels zusammenhält; das andere endigt in einen kleinen Ring von Eisen oder Messing, wodurch eine Schlinge gebildet werden kann. Wenn der Gaucho den Lazo gebrauchen will, so behält er einen kleinen Knäuel in der Hand, welche den Zaum hält, mit der andern faßt er die sehr große offene Schlinge, welche gewöhnlich acht Fuß im Durchmesser hat. Diese wirbelt er um seinen Kopf herum, und hält durch die kunstfertige Bewegung seines Handgelenks die Schlinge offen, dann schleudert er sie und läßt sie auf jeden beliebigen Platz fallen. Wird der Lazo nicht gebraucht, so wird er in einem kleinen Knäuel an dem hinteren Theile des Recado befestigt. Die Bolas oder Schleuderbälle sind von zweierlei Art: die einfachste, welche hauptsächlich zum Fangen von Straußen gebraucht wird, besteht aus zwei runden mit Leder bedeckten Steinen, welche durch einen dünnen geflochtenen und ungefähr acht Fuß langen Riemen verbunden sind. Die andere Art unterscheidet sich nur dadurch, daß sie drei Bälle hat, die vermittelst des Riemens in einem gemeinsamen Mittelpunkte vereinigt sind. Der Gaucho hält den kleinsten von den dreien in seiner Hand, wirbelt die beiden andern mehrmals um seinen Kopf, zielt dann und schickt sie, wie eine Kettenkugel, wirbelnd durch die Luft. Sobald die Bälle irgend einen Gegenstand treffen, so winden sie sich um ihn herum, kreuzen sich und werden fest verwickelt. Die Größe und das Gewicht dieser Bälle ist verschieden, je nach dem Zweck, für den sie gemacht sind; sind sie von Stein, wenn auch nicht so groß, als ein dicker Apfel, so werden sie doch mit solcher Kraft geworfen, daß sie zuweilen selbst das Bein eines Pferdes zerbrechen. Ich habe sie von Holz und so groß wie eine weiße Rübe gesehen, um diese Thiere ohne Verletzung zu fangen. Bisweilen sind sie von Eisen, und diese können am weitesten geworfen werden. Die Hauptschwierigkeit in dem Gebrauche des Lazo oder der Bolas besteht darin, so gut zu reiten, daß man in vollem Lauf und während man sich plötzlich wendet, sie stetig um den Kopf herumwirbeln und doch zielen kann; zu Fuß würde jedermann bald die Kunst lernen. Als ich eines Tages zu meinem Vergnügen galoppirte und die Bälle um meinen Kopf herumwirbelte, so traf der freie durch Zufall einen Strauch, und da seine drehende Bewegung auf diese Weise gehemmt wurde, fiel er augenblicklich auf die Erde und verwickelte sich, wie durch einen Zauber, um das Hinterbein meines Pferdes. Der andere Ball wurde dann aus meiner Hand geschnellt und das Pferd war richtig gefangen. Glücklicherweise war es ein altes erfahrenes Thier, sonst würde es wahrscheinlich so lange getreten haben, bis es sich niedergeworfen hätte. Die Gauchos wollten sich todt lachen, sie schrien, daß sie alle Thierarten, aber nie zuvor einen Mann sich selbst hätten fangen sehen.

*) Uebersetzt von Dr. Dieffenbach. Braunschweig, bei Vieweg.

Thawanan, der Zauberer.

Südabyssinische Wundersage.

(Schluß.)

Bei der Verkündigung des jährlichen Kriegszugs *) strömten die Heerbefehlshaber und Edeln des Landes noch einmal nach der Hauptstadt. Um die schwarzen Zelte ihrer Anführer schwärmend verbreiteten sich Schaaren um Schaaren über Berg und Thal, und auf den höchsten Bergen Anko's hatte sich das Amharaheer in all' seiner wilden Kriegspracht

*) Zu bestimmter Zeit im Jahre machen die Schoaer Monarchen einen Heerzug zur Bekriegung der heidnischen Galla, die dann mit Mord, Brand und Raub zur Botmäßigkeit gebracht werden sollen. D. U.

gesammelt. Aber schlimme Vorbedeutungen und unheilweissagende Zeichen wurden fort und fort beobachtet. Hunde heulten unablässig die liebe lange Nacht durch. Aus jedem Busch, den ganzen Tag, krächzte der Neuntödter, und der Lerchenhabicht putzte, dem vorbeiziehenden Reiter den Rücken zukehrend, sein ernstfarbiges Gefieder auf dem Steine, ohne — als Bürgschaft des Siegs und Erfolgs — seine weiße Brust auch nur flüchtig ersehen zu lassen.

Der starre Herrscher achtete dieser Vorzeichen kommenden Uebels nicht, und am Vorabend des beabsichtigten Aufbruchs waren die Hallen der Hofburg dicht gedrängt von der ganzen Ritterschaft Ifats. Lärmende Lustigkeit führte den Vorsitz am Schmaus- und Trinkfest, wie aber das letzte Horn alten Meths auf das Erliegen des Gallafeindes geleert war, erhob sich ein furchtbares Geschrei aus dem innern, umschlossenen Raume, und Schaaren Verschnittener, auf deren verwelkten Gesichtern der allertiefste Schauder sich malte, kamen von allen Seiten her ins Gemach gestürzt. Am Fuße des Thrones sich niederwerfend, schrien sie das Unheil aus, das wie ein Blitzschlag auf die bislang unbesudelte Ehre der Nation herabgefahren war. „Er hat die Alten und Häßlichen dahintengelassen,“ schluchzten die zitternden Wächter, „aber ach! die Reizenden und Schönen des Frauenzwingers — sie sind alle davon auf den Fittichen des Abendwindes!“

König und Edle eilten hinaus in den Hofraum, und jede Hütte, die die Zinne der Hauptstadt krönte, ergoß ihre Insassen, das wundersame Schauspiel anzustarren. Hoch ober dem lustigen Scheitel des Berges schwebte eine rosige Wolke, erleuchtet von den letzten glorreichen Strahlen der Abendsonne, und befrachtet mit einer Ladung von höherer Schätzung, denn das feine Gold Kordofans. Amharas holdeste Töchter offenbarten sich der unheiligen Schau der gaffenden Volksmenge, und kein neidischer Schleier verhüllte ihre erstaunlichen Reize. Alle waren von dem Wirbelwind im einfachen Anzug des Werkeltagsberufs wolkenan entrafft worden, und wie ihre hellen lachenden Stimmen „aus hoher Luft“ erklangen, trugen sie dem grimmig erbosten Monarchen die bittere Wahrheit zu, daß die schönen Gefangenen ihrer gegenwärtigen Sklaverei als einer glücklichen Erlösung vom Riegel des Frauenzwingerthors und von der Ruthe des mürrischen, alten Eunuchen sich erfreuten.

Entehrt in den Augen seiner Unterthanen und das bitter schmerzende Gefühl des Verlustes von Gegenständen im Herzen, die diesem immer noch werth waren, stampfte und tobte der Zwingherr in unbezähmbarer Wuth. Der Schlag der Negarit *) und die Stimme des öffentlichen Ausrufers verkündigten sofort das Aufgeben des vorgehabten Kriegszugs, und in den tiefsten Unmuth versenkt zog sich Asfa Wusen in sein innerstes Gemach zurück, um in Einsamkeit über sein unerhörtes Unglück zu brüten.

Der nächste Morgen sah die Statthalter und ihre Aufgebote nach ihren verschiedenen Amtssitzen und Heimaten sich zerstreuen; ehe aber die Abendschatten über dem tiefen Thal des Airara zur Nacht sich dunkelten, sprengte ein athemloser Eilbote durch die Schloßthore mit der unverhofften aber willkommenen Kunde, daß die entführten Bewohnerinnen des königlichen Frauenhauses unbehütet in dem hohen Farren- und Heidekraut des nahen Gebirgsabhangs ruhend aufgefunden worden seyen.

Da erstrahlten wieder in gelbschwarzem Glanze die ledernen Gesichter der verschrumpften Eunuchen. Dreihundert Maulthiere *) wurden ohne Aufenthalt zur Heimbringung der verlaufenen Schäflein in ihren Pferch abgeschickt, und um Mitternacht wurden die wohlvermummten Fräulein, die in dichtgedrängter Schaar und wohl bewacht den jähen Schloßberg heraufzogen, unter dem tollsten Jubel der Begleiter wieder in ihre gewohnten Käfige in der Hofburg gesteckt.

Allein die schöne Schwester Thawanans war nicht von der Zahl und auch nicht die entfernteste Spur von ihrem Schicksal oder gegenwärtigen Zustand zu erlangen. Wohl war eine kleine Rolle, versiegelt und an den Beherrscher Schoa's überschrieben, gefunden worden, indem ein riesengroßer Glühwurm, der an einem einzigen gelben Haar am Umschlag festgebunden war, hell im Nachtdüster her geleuchtet und die Aufmerksamkeit ganz besonders auf das gelenkt hatte, was, wie zu vermuthen stand, den gewünschten Aufschluß geben mochte.

Die Neugier des Königs überkam am Ende die vorsichtigen Bedenklichkeiten der Geistlichkeit, welche die ungesäumte Vernichtung des Sendschreibens angerathen hatte. Wie das Wachs unter den hastzitternden Fingern des Monarchen zerbröckelte, erschütterte ein Donnerschlag das Schloß bis in seine Grundvesten, während ein Schwall schwarzen Staubs, der aus dem Pergament auf den Tisch quoll, allmählich wie zu einer vom grimmigen Feuerwind umgewirbelten sengendheißen Sandsäule sich gestaltete. In wirren Kreisen um den Tisch jagend bäumte sie sich endlich hoch und starr, gerade vor dem König, auf. Ein prickelnder Geruch erfüllte das Gemach und dem knisternden Laut des verzehrenden Elements folgte das Erscheinen des gefürchteten Peinigers.

„Ich bin noch einmal gekommen, Herrscher mit dem harten Herzen, die noch unabgetragene Schuld zu bezahlen, und versehrt wie der schwergeschädigte Thawanan — mag fortan deine Seele einiges Mitleidsgefühl für deine Mitmenschen hegen. Höre dein Urtheil. Kein Erbarmen ward mir gezeigt, und keines soll dir gereicht werden. Dein Sohn **) soll, nach kurzer Schreckensherrschaft, von der Hand eines leibeigenen Knechtes fallen und sterbend den Urheber seines

---

*) Trommel, Pauke. D. U.

*) Auch der jetzt regierende Monarch hat eine gleich große Zahl Favoritinnen. D. U.

**) Wusen Seggед, der sich gegen seinen Vater auflehnte, von diesem mit eigner Hand in einer großen Schlacht verwundet, gefangen genommen, und nachher während der ganzen noch übrigen Regierungszeit Asfa Wusens eingesperrt gehalten wurde. D. Red.

Daseyns verfluchen; und deines Sohns Sohn *) soll auf seinem entstellten Angesicht das Brandmal der Grausamkeit seines Ahns tragen. Mein Antlitz sollst du nie wieder sehen: Geist der Flamme vollbringe dein Werk!" Ein heller Aufblitz schoß mitten aus der dunkeln drohenden Säule, und bläufelte sich nach dem Gesicht des Königs hin, während ein ekelhaft betäubender Schwefeldampf das Gemach erfüllte; der Schwarzkünstler aber verschwand in dem dicken Rauche.

Auf Stunden in eine todtenartige Erstarrung versetzt, wurde Asfa Wusen aus seinem Todesschlafe nur wieder erweckt, um den Verlust seines linken Auges zu bejammern, das durch die Berührung der heißen Flamme in der Höhle ausgeröstet war. **) — —

Während der Herrschaft seines Enkels Sahela Selassi — da wohnte in einer moosbewachsenen Höhle in den Tiefen des Mantek-Waldes ein Einsiedler von weitberühmter Heiligkeit. Vater Peter war allgemein gefürchtet und geliebt. Woher er Speise oder Nahrung bekam, war jedermann ein Räthsel, denn um Almosen bat er nie. Die Haut des Agazin ***) bildete sein bescheiden Gewand, und ein roher Ledergurt umschloß seine Lenden. Seine Geheimmittel und Amulette schlugen — man wußte kein Beispiel vom Gegentheil — stets ein, und seine Rede war nicht wie anderer Menschenkinder. Tagtäglich sammelte sich eine Menge Leute um seine Höhle im Felsen, um auf ihren Knien den Segen des Waldbruders zu empfangen; noch keiner hatte je die Celle betreten und wenige hatten Lust, mit einbrechender Nacht an ihr vorbeizugehen. Gestöhne und Geschrei wie Eines in Todespein mischten sich dann mit dem Blasen des Mitternachtswindes, und oft ward der scharfe sausende Laut der Geißel, die den nackten Leib zerriß, unter kläglichen Gebeten um Erlösung vom bösen Feinde gehört.

An einem lieblichen Maienmorgen, da die Rosen und der Jasmin die thauige Luft durchdufteten, und die wilden Blumen in buntem Schmelz über die grüne Wiese aufsproßten, und die Vögel lustig im grünen Gelaub des tiefen Waldes sangen, kamen die Landleute wie sie pflegten, um den Worten vergangener Zeiten zu lauschen und den Segen des strengen Siedlers zu empfangen. Allein der gewohnte Sitz am Höhleneingang war leer, und da auf die lauter erhobene Stimme des Fragers keine Antwort erfolgte, so wagten sich die Herzhaftesten in die dunkle Kluft selbst hinein. Seltsam bemalte Pergamentrollen und Reliquien waren in den Winkeln und moderigen Tiefen der naßkalten Grotte verstreut; der ehrwürdige Einsiedler selbst aber lag in friedlichem Schlummer — des Todes — auf einem Lager harter Steine ausgestreckt, und bald verbreitete sich die Mähre durchs Land, daß der — nun hinweggegangene — heilige Vater Peter niemand anders war, als der gefürchtete Zauberer Thawanan, der solcherweise durch eine halbhundertjährige unausgesetzte Buße seine ingrimmige That der Glaubensabtrünnigkeit gesühnt hatte.

*) Sahela Selassi, der jetzt regierende Monarch Schoa's, der — zwölf Jahre alt — seinem nach dem Tode Asfa Wusens zur Herrschaft gelangten, aber nach nur fünfthalbjähriger Regierung von der Mörderhand eines Sklaven gefallenen Vater auf dem Throne folgte, und bekanntlich an einem Auge blind ist. D. Ueb.

**) Asfa Wusen herrschte $33\frac{1}{2}$ Jahre. In den letzten 15 Jahren seiner Regierung war er ganz blind. Das Volk glaubt noch steif und fest, daß er sein eines Auge auf die erzählte Art durch Thawanans Zauberkünste verloren habe, das andere aber ihm bald danach durch eines der von Thawanan entführt gewesenen königlichen Kebsweiber, die mit dem Zauberer sich eingelassen hatte, weggehext worden sey. D. Ueb.

***) Eine Antilopenart. D. Ueb.

Wintervorräthe der Sioux.

(Aus Farnhams: Travels in the Western Prairies.)

Die Sioux, welche an den großen Seen und westlich von diesen, so wie nördlich vom Missouri-Fluß hausen, begreifen ungefähr 28.000 Seelen, und leben von Büffelfleisch und den wilden Früchten der Wälder. Das erstere ist für den Winter auf folgende Art bereitet: die magern Stücke des Büffels werden in dünne Streifen geschnitten und über einem langsamen Feuer in der Sonne oder dem Frost ausgesetzt getrocknet, fein gestoßen, mit einem gehörigen Quantum wilder Beeren und einer gleichen Masse Fett oder Mark während des Kochens zusammengemischt und dann in Säcke von frischen Fellen fest eingenäht oder dicht in Weidenkörbe gepackt. Dieser „Pemican," wie sie es nennen, hält sich mehrere Jahre.

Sie benutzen auch sehr stark den wilden Reis avena fatua, der am St. Petersfluß und zwischen den Seen und Quellen des „rothen Flusses vom Winnipeg," wie in andern Theilen ihres Landes im Ueberfluß gedeiht. Er wächst im Wasser von vier zu sieben Fuß tief und verlangt schlammigen Boden; die Pflanze steigt von vier zu acht Fuß über die Oberfläche des Wassers, ist voller Glieder oder Knoten und an Farbe und Gehalt der Binse ähnlich, während der obere Theil derselben und die Samenbüschel dem Hafer gleichen. Zu diesen sonderbaren Getreidefeldern kommen nun im Sommer in ungeheuern Zügen die wilden Gänse und Enten, um sich ihre Nahrung zu holen. Damit diese aber nicht alles verwüsten und verzehren, binden die Indianer, wenn der Samen anfängt milchig zu werden, so viel sie fassen können gerade unter den Samenbüscheln zusammen und verhindern jene dadurch, die einzelnen Halme zu sich herunterzuziehen.

Um den reifen Reis einzusammeln fahren die Indianer mit besonders dazu hergerichteten Canoes, die inwendig mit Decken ausgelegt sind, zwischen ihm herum, biegen die vollen Büschel über ihre leichten Fahrzeuge und schlagen mit Stöcken die Körner heraus, und so ergiebig soll diese Ernte seyn, daß mir gesagt wurde, eine nur etwas behende „Squaw" (indianische Frau) könne ihr Canoe in sehr kurzer Zeit mit dem Getreide füllen. Nachdem es gesammelt ist, wird es getrocknet und in Fellen oder Körben zum Gebrauch aufbewahrt. Diese Pflanze findet sich nicht südlicher als Illinois, nicht östlicher als die Bay von Sandusky und fast so weit nördlich als Hudson-Bay, wo besonders die Flüsse und Seen des Landes der Chippeway jährlich Millionen von Busheln *) hervorbringen sollen, der so nahrhaft wie der in den Carolinas gezogene Reis ist.

*) Ein Bushel Weizen wiegt etwa 60 Pfund.

Bilder aus Mexico.

Queretaro. Guadalaxara. See von Chapala.

(Schluß.)

Guadalaxara gehört zu den schönsten Städten Amerika's, denn es hat breite schnurgerade Straßen, zahlreiche große Plätze, viele von einer Wasserleitung gespeiste Springbrunnen und große elegant gebaute Häuser. Die große Kathedrale hat zwei Glockenthürme, ist aber bizarr gebaut, im Innern reich verziert, besonders mit herrlichen Gemälden von den besten Meistern der spanischen Schule; Murillo und Velasquez haben dem reichen Domcapitel Arbeiten geliefert. Ueberdieß ist die Kathedrale mit vielen goldenen und silbernen Lampen geschmückt. Die Kirche des heiligen Franciscus ist vielleicht eben so prachtvoll als der Dom und weit regelmäßiger gebaut; das Franciscanerkloster, zu welchem sie gehört, umschließt außer ihr noch vier andere Kirchen. Das vormalige Collegium der Jesuiten ist jetzt das Universitätsgebäude. Unter dem Obergericht von Guadalaxara stehen die Staaten Jalisco und Zacatecas.

Der Rio Grande, auch Santjago genannt, ist einer der bedeutendsten Ströme der Conföderation. Ueber seine Quellen wissen wir noch nichts Sicheres. Betrachtet man den Lerma als den Hauptarm, so hat er seinen Ursprung in der Umgegend von Mexico, am Fuße des Nevado de Toluca. Er fließt durch die Staaten Mexico, Mechoacan und Guanaxuato, durchströmt den ganzen Staat Jalisco von einem Ende bis zum andern und fällt mit drei Mündungen in das große Weltmeer. In vielen Handbüchern der Geographie und auf den meisten Karten ist Guadalaxara an seine Ufer verlegt; er fließt aber vier Meilen nordwestlich von dieser Stadt. Der Lauf dieses Stromes ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerth; etwa sieben Meilen von Guadalaxara bildet er herrliche Wasserfälle mit wildromantischen Umgebungen; an manchen Stellen hat der Abgrund eine Tiefe von 1200 Fuß. Der herrliche See von Chapala steht mit dem Rio Grande in Verbindung. Die kleine Insel Mescala leistete den Spaniern einen fünf Jahre langen Widerstand; gegenwärtig ist sie ein Bagno für Galeerensklaven.

Die den See von Chapala begränzenden Berge sind steil und öde; auf einem derselben erblickt man die malerischen Ruinen eines Karthäuserklosters. Mitten in dem See liegt als Ruhepunkt für das Auge die Insel Mescala. Sie war von 1811 bis 1813 von den Indianern der umliegenden Dörfer, die sich unter der Führung und Leitung ihrer Pfarrer für die Independenten erklärt hatten und sich hier tapfer hielten und vertheidigten, gegen General Cruz militärisch besetzt. Diese kühnen Indianer waren mit vielen Kähnen versehen, machten wiederholte Ausfälle auf das feste Land, nahmen einzelne königliche Detaschements weg und kamen stets glücklich, mit Proviant beladen, auf die Insel zurück. Erst im Jahre 1814 gelang es den Spaniern, die Indianer durch Hunger zur Capitulation zu zwingen. Von den Booten, die zu diesem Zweck gebaut worden waren, ist eines noch gut erhalten und wir bedienten uns desselben zu einer Spazierfahrt auf dem See. Bei dieser Gelegenheit schoß ich eine Menge Wasservögel, die der See in großer Zahl nährt. Die Insel wird jetzt als Staatsgefängniß benutzt.

Während unsere Pferde zu Lande nach San Pedro gingen, eilten wir auf dem See dahin, um Mescala besser sehen zu können, wo wir gern gelandet wären. San Pedro liegt auf einem steilen Berg, der den See vom Thal von Ocotlan trennt, durch welches der Rio Grande strömt. Die Aussicht von der Spitze des Berges, der La Coronilla heißt, gleicht der, die man von den Bergen über Vevay auf den Genfersee hat.

Unser indianischer Führer überlief in der Ebene unsere Pferde, obgleich diese trabten. Ocotlan liegt am südlichen Ufer des Rio Grande, der hier sehr breit und reißend ist. Wir saßen in einem Kahn, den ein Mann mit einer Stange regierte; jeder hielt ein Pferd an einem Strick; Sattel und Zeug lagen im Kahn; unser Diener blieb am Ufer, um die Pferde zu treiben, die das am Abend kalt gewordene Wasser scheuten; in der Mitte nahmen sie verschiedene Richtungen und hätten den Kahn fast umgeworfen. Ebenso hatte es am Morgen viel Mühe gemacht, die Maulthiere mit dem Gepäck über den Strom zu bringen.

Maulthiere zu zähmen wird Engländern sehr schwer, und auch deßhalb sind mexicanische Diener auf Reisen vorzuziehen. In Ocotlan kehrten wir nicht ein, sondern ritten noch bis zu der Hacienda San Oledris, wo ein Freund für eine gute Wohnung gesorgt hatte. Am nächsten Morgen reisten wir nach La Barca, der Gränzstadt zwischen Jalisco und Mechoacan. Ich schoß hier auf einem großen Sumpfe westlich von La Barca Wasservögel verschiedener Art, wilde Enten, Gänse, Schwäne, Rohrdommeln und Reiher. In der Begierde, einige größere Vögel zu schießen, hatte ich mich mit Hülfe eines Reisbündels über die Canäle gewagt, und als ich, mit einigen Enten und Gänsen beladen, zurückkehren wollte, war die Strömung gewachsen, mein Reisbündel sank tief und ich mußte einen großen Umweg nehmen, so daß ich erst sehr spät zu La Barca ankam.

Bei Tanguato wird die Gestalt der Berge mannichfaltiger, die Vegetation üppiger; in den kleinen netten Hütten wohnen reinliche, artige Menschen; die benachbarten dichten Wälder wimmeln von Hirschen, Rehen und anderem Wild. Oestlich von Tanguato ist ein schöner See; die vielen kleinen Inseln, die seine Fläche schmücken, sind mit Pappeln, Cypressen und Akazien bewachsen und gewähren einen lieblichen, wahrhaft idyllischen Anblick. Vögel aller Art nisteten hier und an den Ufern weiden große Viehheerden. So spiegelhell ist der See und so frischgrün der Rasenteppich, daß wir uns in die Schweiz versetzt glaubten. In einer kleinen Hütte nahmen wir ein Frühstück; die hübsche Indianerin, der sie gehörte, bewirthete uns und unsere zwei Diener mit Tortillas, Eiern, Frijoles und etwas Fleisch für vier Realen. Sie war sehr gesprächig und erzählte uns, daß die Einrichtung ihres Hauswesens vier Dollars und die Trauung zweiundzwanzig gekostet habe, und daß ihr Mann dieß bezahlt habe, daß er aber dem hochwürdigen Pater noch die Taufgebühren für ein Kind schuldig sey und sich bemühe, diese Schuld abzutragen. Wir gaben ihr noch einige Realen, um dieß zu befördern und verließen sie hoch erfreut über unsern Besuch; auch uns hatte dieses einfache, artige Weib viele Freude gemacht.

Der Reisende Reguly. Dieser gelehrte Ungar reist bekanntlich unter den finnischen Stämmen umher, um die Verwandtschaft des magyarischen Stammes mit denselben so vollständig wie möglich aus den Sprachen nachzuweisen. Nach einer Mittheilung des Akademikers Bär hat derselbe, nachdem er die Sprache und Lebensweise der Wogulen aufs genaueste studirt, sich zu den Ostjäken von Beresow auf den Weg gemacht. Er fuhr den Karafluß hinab bis ins karische Meer, besuchte den nördlichsten Theil des Urals, wohin bis jetzt noch kein Reisender gedrungen, und kehrte im November vorigen Jahres nach Beresow zurück. (Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. März.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 144.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Mai 1845.

Die Jesuiten in Frankreich.

Man hat den Jesuiten wahrlich mit dem gegen sie erhobenen Geschrei, mit den alten Reminiscenzen und Beschuldigungen keinen geringen Dienst geleistet. Indem man geistlos die alten Klagen gegen sie wieder auffrischte, hat man das Publicum ermüdet, und gerade dadurch die Festsetzung der Jesuiten, welche man hindern wollte oder zu wollen schien, gefördert. Auf Michelet und Quinet kam Dupin mit seinem berühmten Handbuche des kirchlichen Rechts in Frankreich, welches bald von den Bischöfen lebhaft angegriffen und von der römischen Inquisition verdammt wurde. Es handelt sich bei der Frage über Dupins Buch hauptsächlich darum: gelten noch die alten politischen Gesetze des Landes, oder sind sie durch die Charte von 1830, welche allgemeine Duldung vorschreibt, thatsächlich aufgehoben. Dieß mag eine strittige Rechtsfrage seyn, welche wir keineswegs entscheiden wollen, charakteristisch ist es aber, daß bei der ersten Interpellation über die Jesuiten der Justizminister sich nicht auf diese strittige Rechtsfrage einließ, sondern sich auf die Opportunität berief, ob man das Gesetz ausführen solle oder nicht. Er gab also den Satz zu, daß die alten Gesetze gegen die Jesuiten noch rechtskräftig seyen, und bestritt nur die Rathsamkeit, sie in Ausübung zu bringen. Wir sind nun freilich gleichfalls der Ansicht, daß ein Austreiben der Jesuiten ganz unfruchtbar seyn würde, da sie, zu einer Thüre hinausgetrieben, alsbald zur andern wieder hereinkommen würden; wenn aber ein Justizminister eine Erklärung dahin abgibt, daß man die Gesetze ausführen werde, wenn man dieß für nothwendig und passend erachte, so hat man das Recht eine solche Erklärung äußerst auffallend zu finden. Noch viel auffallender aber muß es seyn, wenn nach einer solennen Discussion eine bedeutende Mehrheit der Kammer, worin eine große Anzahl Juristen sitzt und auch hauptsächlich das Wort führt, dasselbe Urtheil fällt und die Ausführung oder Nichtausführung der Gesetze in die Willkür der Regierung gibt. So hat jetzt der Jesuitenorden, was er bisher nicht hatte, eine quasilegale Existenz in Frankreich; es ist eine offenkundige, officiell bekannte Thatsache, daß er da ist, die Gesetze gegen ihn, welche man als noch rechtskräftig anerkennt, sollen aber vorerst keine Anwendung erhalten. Ihre Existenz hat also zum mindesten jetzt force de chose jugée, wie man in Frankreich sich auszudrücken pflegt.

Dieß Resultat dürfte billig jeden in Erstaunen setzen, welcher sich erinnert, wie voll die französische Revolution den Mund gegen Priester und Priesterherrschaft genommen, und wie sie die Allgewalt des Staats auch in kirchlichen Angelegenheiten behauptet hat. Von der großen Majorität der Kammer, welche durch ihr Votum den Jesuiten eine quasilegale Existenz gab, hat gewiß nicht der zehnte Theil ein religiöses Interesse an dieser Bestimmung, und die meisten würden, wenn es nach ihres Herzens Neigung ginge, nicht nur die Jesuiten, sondern alle Geistlichen, welche nicht, wie der Cardinal Maury, dem Polizeistaat die Schleppe nachtragen wollen, aus dem Lande jagen; nur sehr wenige sind überhaupt kirchlich gesinnt, und sie betrachten also die ganze Sache als eine politische Angelegenheit, welche je nach Convenienz behandelt wird, in der Meinung, man könne sich später, wenn es nöthig sey, der Jesuiten immer wieder entledigen. Thiers, der sich durch seine Interpellation, von welcher man fast den Sturz der Jesuiten prophezeite, gewiß den Dank derselben erworben hat, mußte wohl zu seiner Handlungsweise gewichtige Gründe haben, eben so wie bei der Befestigung von Paris, wo man mit seiner Popularität erreichte, was man mit Guizots Unpopularität schwerlich erreicht hätte. Das etwas laute Auftreten der Jesuiten in neuerer Zeit und einige mißliebige Eröffnungen bei Processen machten es nothwendig, der noch von ältern Zeiten her in diesem Punkte sehr empfindlichen öffentlichen Meinung eine gewisse Genugthuung zu geben, aber diese Genugthuung durfte nicht so weit gehen, daß sie die Verbindung der Regierung mit den Jesuiten irgend bloßstellte. Diesen Dienst hat Thiers der Regierung geleistet, und dafür auch nicht officiell, aber halb officiell durch das Journal des Débats seine gebührende Anerkennung erhalten.

Daß die Regierung den Jesuiten nicht zu Leibe gehen will, und ihren Grund hat ihnen nicht zu Leibe gehen zu

wollen, geht aus dem ganzen Verlauf der Sache hervor, und gewährt uns eine Einsicht in die Verbindung mit diesen Vorkämpfern der Kirche, wie solche schon in früherer Zeit sich durch die Jesuiten gestaltet hat, und immer mehr sich gestalten will. Wir erinnern hier nicht bloß an die Erklärung des Protestanten Guizot, daß Frankreich sich an die Spitze der katholischen Welt stellen müsse, die Sache liegt viel tiefer und ihre Erklärung ist nur in der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte zu suchen; wenn man will, kann man selbst noch auf die Zeit zurückgehen, wo die Päpste vor den deutschen Kaisern und der ghibellinischen Partei in Italien Schutz in Avignon suchten; schon damals bestand ein Bündniß zwischen den Päpsten und den französischen Königen gegen die deutsche Kaisermacht, und dieß Bündniß, wenn auch durch Karl V eine Zeitlang beseitigt, tritt doch seit der deutschen Reformation stärker als je auf. Die Jesuiten hatten von Anfang an die Mission, die Reform zu bekämpfen und wo möglich die alte Einheit der Kirche herzustellen; in Deutschland zerriß die Reformation die bereits stark erschütterte Reichseinheit, und drohte selbst in Frankreich die Staatseinheit zu zerstören. Ein Bündniß der Jesuiten mit der französischen Regierung, um einerseits in Frankreich die Reformation niederzuhalten, andrerseits in Deutschland vollends jede Spur von Einheit zu zerstören, lag also sehr nahe, und diese Bestrebungen zeigten sich schon offen genug unter den ersten Nachfolgern Franz I, traten aber am deutlichsten unter Richelieu und Mazarin auf, wo man die Protestanten in Frankreich aufs grausamste niederdrückte, zum deutlichsten Beweis aber, daß es sich nur um einen ganz weltlichen Zweck handelte, die Protestanten Deutschlands unterstützte, weil man durch sie den schwachen Rest der Kaisermacht vollends zu vernichten dachte. Wie viel Antheil mögen nicht Jesuiten und Franzosen an den damaligen zahlreichen Schriften über „deutsche Freiheit," d. h. die gänzliche Zerreißung der Reichseinheit gehabt haben? Für den Dienst, welchen die Jesuiten hierin der französischen Regierung geleistet, erhielten sie ihren Lohn in der gänzlichen Unterdrückung auch der noch übrigen friedlichen, keineswegs mehr die Staatseinheit, wohl aber die Kircheneinheit gefährdenden Protestanten, durch die Aufhebung des Edicts von Nantes mit allen seinen Folgen bis nahe an die französische Revolution.

Aber im Laufe der Zeit veraltete ihr Verdienst um die französische Politik; die weltlichen Interessen hatten im allgemeinen das Uebergewicht in Europa erhalten, die höhern Stände waren religiös verflacht, nur in den untern herrschte noch die Geistlichkeit, namentlich die Jesuiten. Aber die Demokratie schlief noch, man hatte kaum eine Ahnung der kommenden Stürme, und die französische Regierung glaubte der geistlichen Hülfe entbehren zu können. Jetzt wurden die Jesuiten mit ihrem zum Theil sehr großen Einfluß aufs Volk lästig und die Verfolgungen begannen, denn nicht bloß die Gerichte, sondern auch die theologischen Facultäten fühlten sich durch den herrschsüchtigen Geist der Jesuiten verletzt; von 1588 bis 1761 zählt man nicht weniger als 40 Fälle auf, wo die theologischen Facultäten von Paris, Poitiers, Bourges, Rheims u. s. w. ihren strengen Tadel gegen die Jesuiten aussprechen; in derselben Zeit haben Bischöfe und Erzbischöfe noch viel zahlreicher ihr Verdammungsurtheil ausgesprochen, abgesehen von den Fällen, wo einzelne Städte sie auswiesen. Man fühlte das Bedürfniß ihrer Thätigkeit zur Unterdrückung der Protestanten nicht mehr so dringend, darum fanden sie auch nicht mehr den gleichen Schutz von oben herab, und eben darum finden wir im Laufe des vorigen Jahrhunderts die zahlreichen Schritte der französischen Parlamente gegen den Orden, bis er endlich nicht bloß in Frankreich, sondern fast aus allen Staaten Europa's ausgetrieben, und vom Papst um des Friedens willen *) aufgehoben wurde. Der weltliche, aller Religion baare Geist brach endlich in der Revolution durch und schüttete das Kind mit dem Bade aus, d. h. man warf die Religion mit ihren Auswüchsen hinweg, und die unvermeidliche Reaction gegen diesen Materialismus führte auch folgerecht die Jesuiten wieder herbei, als der Lärm der Revolutionen und Schlachten verstummt war. Die französische Revolution und Napoleon hatten mit weltlichen Mitteln das Ziel, welches die französische Regierung in den letzten 300 Jahren verfolgt hatte, die gänzliche Vernichtung Deutschlands als einige Macht, zu Ende geführt. Doch bahnte schon Napoleon aus rein weltlichen Zwecken der geistlichen Macht wieder den Weg: der Papst sollte der Patriarch des Westens werden, in Paris seinen Sitz haben, und durch seinen geistlichen Einfluß die weltliche Macht des occidentalischen Kaisers stützen. Aber dieser Knechtsrolle fügte sich die abendländische Kirche nicht; dazu lag in ihr zu viel Lebenskraft, zu viel Gefühl ihrer Würde; sie sträubte sich und während dieses Kampfes fiel Napoleon, durch äußere Feinde besiegt. Jetzt trat die Kirche in eigenem Namen auf, noch schwach und hülfsbedürftig gegenüber dem durch Kriege verwilderten Europa, und darum glaubte sie nicht besseres thun zu können, als ihre alten Vorkämpfer, die Jesuiten, wieder feierlich ins Leben zu rufen.

Frankreichs Macht war für eine Zeitlang wenigstens gebeugt, und seine Regierung, im Innern nicht sehr fest, suchte fremde Hülfe. Ein Geist des Unglaubens hatte wesentlich zur Revolution beigetragen, das Erste war also das Bestreben, die Religion, deren Altäre schon Napoleon wieder aufgerichtet hatte, möglichst zu stärken. Dagegen ließ sich nichts einwenden: die Revolution mit ihrer Kirchenzerstörung war über einen großen Theil des französischen Volks ziemlich spurlos dahin gefahren; wie ein Orkan die hohen Bäume niedermäht, und die niedern Stauden und das biegsame Rohr verschont, so hatte sie die überreichen Erzbisthümer und Bisthümer, die fetten Abteien und Stifter hinweggefegt, aber die kleinen Kirchen, der gläubige Sinn der Menge war geblieben. Darauf wurde fortgebaut trotz des Murrens der revolutionären Partei und der Bonapartisten, welche in guter alter Weise noch der Kirche als einer Beihülfe der Polizei sich bedienen wollten. Aber seit im Jahre 1821 die republicanische Partei

*) Ganganelli hatte erklärt, mit diesem Orden könne weder in der Kirche noch im Staate Frieden herrschen.

in Frankreich erlegen war, *) und die Regierung sich etwas fester im Sattel fühlte, wuchs der Muth zu weitern Unternehmungen. Die Regierung fühlte wohl die eigentliche Schwäche ihrer Stellung, welche darin lag, daß die königliche Familie, wie die damalige Phrase lautete, mit der Bagage der Fremden ins Land gekommen war, und ehe man nicht diese empfindliche Seite der Franzosen beschwichtigen konnte, war kein dauernder Friede zu hoffen; um diese aber zu beschwichtigen, mußte man den krankhaften Eroberungsgelüsten des Volks schmeicheln und, es koste was es wolle, die Rheingränze wieder erobern. Dieser Stand der Dinge gab der damaligen französischen Politik ihre Richtung, welche noch jetzt mit unwandelbarer Consequenz befolgt wird. Gegen Deutschland, um die geliebte Rheinprovinz wieder zu gewinnen, ließ sich im Augenblick nichts Directes unternehmen, man mußte zuerst den Rücken und die Flanke frei haben, und die revolutionären Bewegungen in Spanien und Italien unterdrücken, da sie mit dem allgemeinen Impuls, welchen die Revolution und Napoleon den romanischen Völkern gegeben hatten, zusammenhingen und auf Frankreich rückwirken konnten. Darum geschah trotz des Geschreies in der französischen Kammer und in den Journalen nichts, um die Unterdrückung der italienischen Revolutionen durch Oesterreich zu hindern, und in Spanien übernahm Frankreich die Rolle selbst. Sie war ein gefahrvoller Wurf, denn es handelte sich um die Frage, ob die französische Regierung ein Heer besitze, auf welches sie sich verlassen könne. Der Erfolg rechtfertigte den Entschluß, die Armee erwies sich folgsam, die spanische Revolution wurde unterdrückt, Frankreich gab der kirchlichen Partei dadurch eine Gewährleistung seiner Macht, und von nun an sehen wir es mit größerer Sicherheit auftreten, und ihre Blicke nach Belgien und dem Rhein wenden.

(Fortsetzung folgt.)

Singhapura.

Erster Artikel: Menangkabu und die Malayen. — Indische Cultur und Religion unter den Malayen. — Die malayische Niederlassung in Singhapura und Malaca. — Der Islam unter den Malayen. — Die Stellung der Engländer und Holländer. — Sir Stamford Raffles. — Natürliche Beschaffenheit Singhapura's. — Chinesen und Malayen. — Schnelles Aufblühen der Pflanzstadt. — Die Bevölkerung. — Sagobereitung. — Die Dschonk. — Goldstaub. — Die Chinesen und ihre Sprache.

(Aus der noch ungedruckten Reise Prof. Neumanns.)

Nach einer neuern malayisch-mohammedanischen Erdbeschreibung waren auf Erden ursprünglich drei Reiche: das Reich von Rum, die römische Monarchie; das Reich von Tschin, China, und das Reich Menangkabu auf Pulomas oder der goldenen Insel, in der Folgezeit nach einer großen Ameise (Semut heißt Ameise und raya groß) Semutraya oder Sumatra genannt. Menangkabu, fügen die mohammedanisch-malayischen Annalen hinzu, sey von einem der Nachkommen Alexanders des Großen gegründet und bevölkert worden. Nach dieser Wiege des weitverbreiteten Volkes unter dem Winde, wie sich die Malayen selber nennen, blicken heutigen Tags noch mit Ehrfurcht die Bewohner aller Inseln und Länder des östlichen Meeres; zu Menangkabu entsprossen die Regierungsformen, die Sukus oder Stammeintheilungen und die bürgerliche wie die peinliche Gesetzgebung des Volks. Aus welchem Grunde aber diese Abtheilung der großen polynesischen Völkerfamilie Malayu heißt und was das Wort bedeutet, das wird wohl niemals mit Sicherheit ausgemittelt werden können.

Auf dem ganzen Inselgürtel, der sich von dem amerikanischen Süden über den stillen Ocean durch das indische Meer bis nach Madagascar hinzieht, lebt eine Menschenfamilie, deren Sprache in den Wurzeln wie in den grammatischen Formen und Gesetzen der Wortfolge ein unwidersprechliches Zeugniß ablegt für die ursprüngliche Verwandtschaft aller der so verschieden benannten Bewohner dieser ganzen großen Inselwelt. Die Papua oder orientalischen Neger bilden allein eine Ausnahme; sie sind sowohl durch äußerliche Gestalt wie durch ihre geistigen Anlagen und Sprachen von der übrigen Bevölkerung Oceaniens durchaus verschieden. Ob nun aber alle diese großen und kleinen, bald regelmäßig, bald auch im wunderlichen Zickzack geformten Inselgruppen die winzigen Reste eines großen untergegangenen Continents sind; ob sie nach und nach im Laufe der Jahrhunderte entstanden und durch Zufall oder Absicht von einem Stammlande aus sämmtlich angebaut und bevölkert wurden, — wer der Spätergeborenen möchte dieß entscheiden wollen? Es schweigen hierüber alle geschichtlichen Denkmäler; ja selbst in sehr späten Jahrhunderten fehlen uns hier noch alle historischen Zeugnisse. Denn die Völkerfamilie, welche wir nach dem bekanntesten Zweige derselben die malayische oder auch nach ihren mannichfachen Wohnplätzen die polynesische nennen, hat niemals einen jener großartigen Menschen hervorgebracht, welche es verstanden, ganzen Massen ein eigenthümliches selbständiges Leben für alle Zeiten einzuhauchen, die ein reges geistiges und politisches Leben hervorrufen und in solcher Weise die große Cultur- und Bildungskette der Menschheit mit einem neuen Gliede bereichern. Religion und Cultur im höhern Verstande sind den zahlreichen Stämmen der weiten Inselwelt von außen her gekommen; und selbst diese großen eingeführten Güter wurden mit solcher Lauheit empfangen, sie wurden so mit den vorhandenen rohen Sitten und Gewohnheiten vermischt und verderbt, daß sie hier alle erhebende, den Menschen umgestaltende Kraft verloren haben und beinahe spurlos an den wilden Leidenschaften des ungezügelten Volks vorübergingen.

Die Bewohner aller der malayischen Inseln lebten, bevor ihnen von Indien Religion und Cultur geworden sind, in einem Zustande, ähnlich dem, in welchem in neuern Zeiten verwandte Stämme auf den Sandwichinseln und in Neuholland gefunden wurden. Die Eingeborenen innerhalb der Insel Sumatra, zwischen den Inseln von Palembang und Siak, waren jedoch so glücklich, so wie die von Dschawa, Bali und vieler andern Inseln des östlichen Meeres, bereits in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung durch Hindu der Coromandelküste, namentlich aus der Landschaft Kalinga, Religion und Gesittung zu erhalten. Indische Schrift, Sprache, Literatur und Kunst verbreiteten sich nun über mehrere Stämme der Polynesier-Familie, deren Reste heutigen Tags noch allenthalben erkannt und leicht von den ursprünglich

---

*) Bei der damaligen Verschwörung soll, wie man behauptet, General Foy zum Consul bestimmt gewesen seyn.

einheimischen Sitten und dem neueingeführten Mohammedanismus geschieden werden können. Es erhob sich jetzt die malayisch-indische Metropole Menangkabu, deren Herrschaft sich über die ganze große Insel Sumatra ausdehnte. Von hier aus gingen in der Folgezeit Colonien nach der gegenüberliegenden, nur dünn bewohnten Halbinsel, die jetzt gleich wie Unteritalien nach den einwandernden Griechen Großgriechenland, von den colonisirenden Malayen Tanah Malayu, Malayenland, genannt wurde. Die Gründung Singhapurs wird aber in den mythischen Jahrbüchern der Malayen ausführlich und zwar in folgender Weise berichtet.

„Radschah Sangsapurba, ein Nachkomme Sekanders Sulkarnein, *) stieg herab auf den Berg Sagantang, Maha Meru, und ward durch einstimmige Wahl aller Großen von Menangkabu zum Herrn des Landes erhoben. In dieser Zeit war der Radschah von Bintang ein gewaltiger Herr; er führte zuerst die königlichen Trommeln ein, — eine Sitte, welche von allen Fürsten unter dem Winde, d. h. von allen Regenten des malayischen Volks, nachgeahmt wurde. Der Radschah ging gegen das Ende seiner Tage nach Siam und die Königin regierte an seiner Stelle. Weise regierte die Königin Paramisuri. Ihre Tochter, Wan Sei Bini geheißen, war außerordentlich schön, wie keine andere jemals unter dem Winde; sie heurathete den Sohn des Radschah von Menangkabu, Sang Nila Utama. Der Vater gab ihm eine königliche Krone, deren Gold vor der Menge Perlen, Diamanten und Gemmen nicht gesehen werden konnte, so auch das königliche Siegel Gampa. Sang Nila Utama ward Radschah von Bintang und lebte daselbst eine geraume Zeit in beglückender Liebe zu seinem Weibe Wan Sei Bini. Eines Tags überfiel den Radschah eine Sehnsucht, sich auf Tanjong Battam, — einer kleinen Insel Singhapura gegenüber, zu ergötzen. Er wollte die junge Gemahlin mitnehmen und fragte um Erlaubniß bei seiner Schwiegermutter Paramisuri. Was habt ihr nöthig, sagte die Königin Mutter, nach Battam zu gehen, um euch zu ergötzen, dort wo es weder Elennthiere noch Wildschweine und Rehe gibt, wo man weder mannichfache Seefische noch Seeblumen an den Felsen findet; hier im Garten zu Bintang wachsen ja Blumen und Früchte in Menge. Sagt, was ihr wollt, Königin, entgegnete der Radschah, ich habe mir genug in Bintang, ich habe alle Bäche der Insel bis zum Ueberdrusse gesehen, und gebt ihr mir nicht die Erlaubniß, Tanjong Battam, das ein gar schönes Land seyn soll, zu besuchen, so möchte ich gleich lieber sterben sitzend, sterben stehend, sterben in jeglicher Weise. Was bedarf es des Sterbens, erwiederte Königin Paramisuri, gehet hin und vergnüget euch! Hierauf bestieg Sang Nila Utama und seine Gemahlin ein Fahrzeug von drei Masten, — es war eine Cajüte und ein Lager mit Mosquitovorhängen darinnen, — und sie fuhren dahin nach Battam, begleitet von einer Menge Praus, welche das Küchengeräthe und Nahrungsmittel mancherlei Art enthielten. Wie sie fröhlich landeten, wie sie auf dem Sande sich ergötzten, wie sie Seeblumen pflückten auf den Felsen war gar lustig anzusehen. Unter einer Aloë saß die Fürstin, umgeben von den hochgestellten Frauen ihres Hofes und blickte vergnüglich auf das Treiben ihres Gefolges. Die einen sammelten Austern, die andern allerlei Kräuter zu einem Salat; diese schmückten sich mit Blumen, jene liefen einander nach scherzend und spielend. Mehrere verwickelten sich zur allgemeinen Belustigung im Gestrüppe, fielen nieder und sprangen schnell wieder auf die Beine. Sang Nila Utama ging mit den Seinen auf die Jagd und Wild gab es in Menge. Ein Reh sprang auf, Nila Utama durchbohrte den Rücken des Wildes, das dessen ungeachtet noch davon rannte, und ihm nach der Radschah von Bintang, bis er es eingeholt und ganz erlegt. Sang Nila Utama erreichte auf dem Wege einen Stein von großer Höhe, stieg hinauf und sah das jenseitige Ufer mit Sandbänken, weiß wie Baumwolle. *) Was sind dieß für Sandbänke, weiß wie Baumwolle, fragte er seinen Begleiter Indra Bhupala? Das sind die Sandbänke des großen Landes Tamasak, antwortete dieser. Der Fürst machte nun den Getreuen den Vorschlag, dieses Land zu besuchen, und sogleich gingen sie alle insgesammt zu Schiffe. Unterwegs überfiel sie ein Sturm. Alles, selbst die goldene, mit den kostbarsten Edelsteinen, Perlen und Diamanten besetzte Krone wurde über Bord geworfen und dann erst landeten sie glücklich an der Mündung des Flusses Tamasak. Hier sahen sie alsbald ein sehr schönes, schnell dahin eilendes Wild, dessen Körper röthlicher Farbe, dessen Kopf schwarz und die Brust weiß war wie Baumwolle. Obgleich nicht größer wie ein Ziegenbock, war es doch außerordentlich stark. Das Thier die Masse Volks erblickend lief ins Land hinein und verschwand. Was ist das für ein Thier, fragte Nila Utama? Einer aus der Begleitung antwortete: dieses Thier gleiche ganz und gar dem Singha oder Löwen, wie er in den Geschichten alter Zeiten beschrieben wird. Das ist sicherlich ein trefflicher Ort, der solch ein muthiges und mächtiges Thier ernährt. Der Radschah befahl hierauf dem Indra Bhupala hinzueilen zu seiner Schwiegermutter und ihr zu verkünden: Sang Nila Utama kehrt nicht mehr zurück. „Wenn sie ihn liebe," ließ der Fürst ihr sagen, „so möge sie Volk, Elephanten und Pferde senden, damit er in dem Lande Tamasak eine Niederlassung gründen könne." — „Sehr gut," sagte die Königin, als sie die Botschaft vernommen hatte, „wo immer mein Sohn leben will, ist mir recht." Sie schickte Volk, Elephanten und Pferde, und Sang Nila Utama bewohnte das Land Tamasak, nannte es, so wie die neue Niederlassung nach dem wundervollen Thier Singhapura, Löwenstadt. In den folgenden Jahrhunderten ward Utama von dem Sänger Bath besungen, der ihm die Ehrenbenennung Sri Tribuana beilegte. Das Land Singhapura ist sehr groß, es wird von unzähligen Kaufleuten aus allen Weltgegenden besucht und seine Häfen sind voller Menschen. **)

(Fortsetzung folgt.)

Brossets Untersuchungen georgischer Schriften in Moskau. Brosset erhielt Erlaubniß das alte Archiv der auswärtigen Angelegenheiten in Moskau zu durchsuchen und fand hier 16 Gesandtschaftsberichte und 514 verschiedene Actenstücke, welche besonders die Zeit von 1596 bis 1650 und von 1721 bis 1724 umfassen. Sie sollen die neuere Geschichte Georgiens in einem ganz neuen Lichte erscheinen lassen. (Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. März.)

---

*) Dieß arabische Wort bedeutet einen, der zwei Hörner hat, ist der gewöhnliche Beiname Alexanders des Großen in den orientalischen Geschichtbüchern und deutet sichtlich auf den Sohn Jupiter Ammons. A. d. R.

*) Diese Schilderung ist ganz naturgetreu. Die Ufer der Insel Singhapura glänzen in der Ferne wie der weißeste baumwollene Turban eines Hindu. So sah ich an einem herrlichen Tage die jenseitigen Ufer der Insel am 20 August 1830.

**) Ptolomäus kannte dieses berühmte Emporium und nannte es Sabana — vielleicht eine aus Singhapura verderbte Benennung. Er setzt es mit Recht an die südlichste Spitze des goldenen Chersones oder der malayischen Halbinsel. Nach Mannert (V, 183) müßte unter Sabana Dschonkselan (Junkseilon) verstanden werden, was der Lage nach, wie wir sie bei Ptolomäus angegeben finden, durchaus unstatthaft ist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 145.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Mai 1845.

Dörfer und Dorfleute in Neugranada.

(Nach J. P. Hamilton.)

Sie haben ihre Jahrmärkte so gut wie das Landvolk in Europa; ein ganzes oder ein halbes Semester freuen sie sich darauf, und wenn er naht der große Tag der Freude, legen sie ihre schönsten Sonntagskleider zurecht. Am Vorabend herrscht großes Leben im Dorfe; die meisten Häuser sind mit Guirlanden, Blumentöpfen und farbigen Lampen geschmückt. Der Hr. Alcalde und zwei Mitglieder des Gemeinderaths, alle drei in imponirender Amtstracht, gehen im Dorfe herum und verkünden, daß man mit Ehren fröhlich seyn dürfe, daß aber jeder Exceß Strafe zur Folge haben würde. Allenthalben sieht man Männer und Frauen in ihren Festkleidern, und in den wohlhabenden Dörfern wird drei Abende hinter einander getanzt. Ein Lieblingstanz des Volkes ist durch das Lascive seiner Stellungen und Bewegungen etwas anstößig; er wird von einem Manne und einer Frau getanzt: die letztere thut anfangs spröde und schüchtern, sucht zu entfliehen und wird von dem Manne verfolgt, zuletzt aber werden sie mit einander vertraut. Wollüstiges Verlangen spricht sich in diesem Tanze noch unverhüllter aus, als in dem altspanischen Fandango.

Die Frauen und Töchter wohlhabender Landleute tragen um den Hals goldene Ketten mit Kreuzen und in den Ohren große goldene Ringe; an hohen Festtagen erscheinen sie in seidenen Gewändern von brauner, blauer und schwarzer Farbe, die jungen Mädchen sieht man des Sonntags mit Blumen in den zierlich geflochtenen Haaren, und die weißen Röcke, buntfarbigen Mieder kleiden sie sehr schön. Die muntern Knaben haben ihre kleinen Schleudern mit getrockneten Thonkugeln, um Aras und andere Papapaien zu tödten, wenn sie Verheerungen in den Plantagen anrichten.

In den Dörfern am Magdalenenflusse gewahrt man Menschen von der mannichfaltigsten Farbenzeichnung: Neger, Indianer, Mulatten, Zambos und Creolen. Die Bewohner dieser Dörfer sind großentheils Fischer; zum Trocknen in der Sonne hängen an Stricken aufgereiht eine große Menge von Fischen in jedem dieser Dörfer, und man versieht damit die tiefer im Lande liegenden Ortschaften. Ein munterer, heißblütiger Schlag sind diese Dorfleute am Magdalena, etwas leichtsinnig und den Hazardspielen leidenschaftlich ergeben. Dieser verderblichen Leidenschaft sollte die columbische Geistlichkeit mit aller Energie entgegenarbeiten.

Zwischen den Goahiras und den kleinen Budenbesitzern und Krämern in den Dörfern bei Santa Marta findet ein beträchtlicher Handelsverkehr statt, wobei erstere Maulesel, Schafe, Perlen, Farbholz und Häute gegen Rum, Munition und Spielzeug vertauschen. Auch mit der Stadt Rio de la Hacha und den umliegenden Dörfern steht dieser schöne, kräftige Indianerstamm in Handelsverbindung. Einen Caziken dieser Goahiras sah ich in dem Dorfe Cienaga; er zeichnete sich durch einen aus einem Jaguarfell gemachten kriegerischen Kopfschmuck aus. Diese indianische Völkerschaft, deren kriegsfähige Männer mit Feuergewehren, Speeren, Bogen und vergifteten Pfeilen versehen sind, wurde von den Spaniern niemals unterworfen.

Ganz in der Frühe, ehe die Dorfleute in die Maisfelder, in die Cacaoplantagen und an die übrigen Feldarbeiten gehen, hören sie in der nächsten Kirche oder Capelle eine Messe. Nicht nur in den Städten, sondern auch in vielen größern Dorfschaften von Neugranada gibt es kirchliche Genossenschaften und geistliche Verbrüderungen, welche die Obliegenheit übernommen haben, während der Passionswoche gewisse Heiligenbilder in Procession herumzutragen. Diese Umzüge werden sehr glänzend gehalten und manche verursachen große Kosten; die Figuren, welche dabei erscheinen, sind phantastisch gekleidet oder haben das Gesicht verhüllt. In Columbien, in Mexico hat die Pfarrgeistlichkeit, wie in Altspanien, großen Einfluß auf das Landvolk, welches den Hrn. Pfarrer für ein Orakel hält. In der Regel leben die Landgeistlichen mit den Dorfleuten auf einem Fuße, der beiden Theilen Ehre macht. Sie sind die Rathgeber, Helfer und Vermittler bei Zwistigkeiten und trösten sie in Krankheiten und auf dem Sterbebette; diese Landgeistlichen haben keine Sinecuren, sondern häufig einen sehr mühevollen Beruf; sie suchen mit Erfolg

Verbrechen zu verhüten, und ihnen bleibt in vielen Fällen die Leitung der untern Classen anvertraut. Wie in der Mancha, wie in Castilien, wie in Calabrien sieht auch hier der Reisende den Hrn. Pfarrer bei den Dorfleuten sitzen, um mit ihnen zu plaudern von der großen Politik des Tages, oder von den kleinen Ereignissen des von den Cordilleren umschlossenen Pfarrdorfes. Die Sittlichkeit der Frauen aus den untern Volksclassen wird häufig durch die Ermahnungen dieser würdigen Landgeistlichen aufrecht erhalten. An den Sonntagen während der Erntezeit, wo der Verlust eines Tages von großer Wichtigkeit ist, gestatten die Pfarrer auf dem Lande das Arbeiten. Um vier Uhr in der Frühe wird dann die Messe gehalten und die Dorfleute sind verpflichtet derselben beizuwohnen, ehe sie ihre Arbeiten beginnen. Der Pfarrer im Dorfe Soledad sagte mir, daß er einige Meilen zurückzulegen habe, wenn er alle seine Pfarrkinder begrüßen und mit den Tröstungen der Religion erquicken wolle. Alle die Haciendas, die Sie auf Ihrer Bergreise gesehen haben, sagte er zu mir, alle die Höfe und Weiler in den Cordilleren gehören zu meiner Gemeinde. Im Innern von Neugranada kommt dieser Fall sehr häufig vor.

Die Jesuiten in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Hier war durch den Wiener Frieden eine große Veränderung vorgegangen, denn diese beiden Länder waren protestantischen Regierungen übergeben worden, und dieß waren nun die Orte, wo das alte Bündniß der Jesuiten mit der französischen Regierung sich kräftig erweisen sollte. In beiden Ländern herrschte Abneigung gegen die neuen Regierungen, und diese Abneigung zu nähren, war der Auftrag, dem die Jesuitenpartei im Interesse der Kirche und Frankreichs sich unterzog, und den das Verfahren der beiden Regierungen nur allzu gut beförderte, denn ihr sichtliches Bestreben ging dahin, diese Länder auf dem Wege des Unterrichts ihren protestantischen Unterthanen möglichst schnell zu nähern, und dazu kam noch in den Rheinlanden das Bestreben einerseits die werthgewordene Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerichte zu untergraben, andrerseits durch Beförderung von Ehen preußischer Beamten mit Töchtern des Landes und Erziehung der Kinder im Protestantismus sich allmählich, wie 80 Jahre früher in Schlesien, eine starke protestantische Partei zu schaffen. *) Dieß verletzte viele eifrige Katholiken und gewährte den Jesuiten einen willkommenen Anhaltspunkt. Das unkluge Verfahren der niederländischen Regierung gegen den Erzbischof von Mecheln gab den ersten Anstoß, die Gründung des philosophischen Collegiums in Löwen und die Austreibung der Frères ignorantins aus Namur den zweiten; die beiden letztern Schritte riefen die seitdem so viel besprochene Frage über die Freiheit des Unterrichts ins Daseyn. Die niederländische Regierung befand sich in übler Lage: sie hatte die französisch-liberale Partei, welche nur die Wiederherstellung des großen französischen Reichs im Auge hatte, schon ihres Ursprungs wegen gegen sich und eben so die geistliche Partei, welche sich in einen aristokratischen und einen demokratischen Theil schied, der aristokratische Theil hatte seinen Sitz mehr in Lüttich; der demokratische in Flandern, und die protestantische Tendenz der Regierung verhinderte das Aufkommen einer eigentlichen flamändischen Partei im Gegensatz gegen die französische. *) So entstand die Verbindung der französisch liberalen Partei Belgiens mit der geistlichen, deren Führer mit den Leitern der geistlichen Bewegung in Frankreich fortdauernd in Verbindung standen. Die Revolution ward von beiden Theilen, der liberalen und der Jesuiten-Partei, gemeinsam vorbereitet, weil jeder Theil glaubte, daß seine Partei in Frankreich den Sieg davon tragen müsse. Hätte im J. 1830 Karl X und die Jesuitenpartei — welche gelegentlich bemerkt die Ordonnanzen als zu frühzeitig mißbilligt haben soll — in Frankreich den Sieg davon getragen, so wäre die von Frankreich aus geleitete kirchliche Aufregung in Belgien und den Rheinlanden unaufhaltsam fortgeschritten, und hätte bei der nächsten europäischen Erschütterung einen Anschluß an Frankreich zur wahrscheinlichen alsbaldigen Folge gehabt; diese Erschütterung scheint auch schon von Frankreich aus eingeleitet gewesen zu seyn, denn wenn der Zweck erreicht werden sollte, so mußte der Ausbruch zu einer Zeit erfolgen, wo eine junge Generation sich noch nicht ganz an das deutsche Regiment gewöhnt hatte.

Der Sieg der Revolutionspartei in Frankreich war ein vollkommenes hors d'œuvre, und warf die französische Politik auf Jahre zurück, denn sie brachte alle auswärtigen Plane der Regierung in gänzliche Unordnung: diese waren mit kluger Benutzung der Umstände auf den geistlichen Einfluß der Jesuiten und auf die sorgfältig unterhaltenen Verbindungen mit Italien und Spanien gebaut gewesen. Alles aber zerriß wie mit Einem Schlage. Die Anhänger der Jesuiten in Belgien wollten, durch den Streich verwirrt, in der kurzen Zwischenzeit, welche zwischen der französischen und belgischen Revolution verfloß, noch einlenken, aber es war zu spät, die Revolution brach auch dort aus, nahm vorerst den Umständen gemäß eine liberale Färbung an, wurde auch von der französischen Revolutionspartei eifrigst durch das in den Straßen von Paris aufgeraffte Gesindel unterstützt, aber als der Sturm vorüber war, trat die wahre Macht Belgiens, die geistliche, wieder auf den Vordergrund, und erhielt an Rechten und Freiheiten,

---

*) Die preußische Regierung trat damit auch in die Fußstapfen Napoleons, nur daß dieser gewaltsam verfuhr, und ohne weiteres die Verheurathung von Franzosen mit reichen Landestöchtern befahl, weßhalb zu jener Zeit viele Mädchen auf das rechte Rheinufer herüber geflüchtet wurden. Jenes Bestreben der preußischen Regierung, das keineswegs so abenteuerlich ist, als es aussieht, war die praktische Grundlage des neuerdings so hitzig besprochenen Streits über die gemischten Ehen.

*) Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß in neuester Zeit die vlämische Partei in Belgien ein liberal gehaltenes Blatt, Vlaemsch Belgie, nicht behaupten konnte, sondern daß ein streng kirchliches Blatt daraus hervorging.

was sie nur immer verlangen konnte. Dieß Ereigniß zeigte sich als äußerst wichtig in seinen Rückwirkungen auf die Stellung Frankreichs, denn nachdem die Geistlichkeit ihre Zwecke erreicht und ihre Unabhängigkeit von der weltlichen Gewalt festgestellt hatte, wurde die Jesuitenpartei vergleichsweise unmächtig; die Gründe, welche früher die Geistlichkeit an Frankreich geknüpft hatten, verschwanden mit der holländischen Regierung, und die natürliche Antipathie gegen den bonapartisch-liberalen Despotismus in Kirchensachen trat alsbald bei der belgischen Geistlichkeit wieder auf den Vordergrund.

Dieß ist eine für den Gang der Dinge in Frankreich entscheidende Wendung. Die 15jährige Herrschaft der alten Bourbonen hatte ihren politischen Einfluß auf die romanischen Völker und den Jesuitismus als ihren Bundesgenossen gegründet, und gegen Norden und Osten nur die Mittel zu künftigen Operationen angebahnt. Durch die Revolution trat Frankreich auf einmal mit den übrigen romanischen Völkern in Widerspruch, der Bund mit den Jesuiten hatte im Augenblick keinen Sinn mehr und somit auch keinen Bestand; gegen Deutschland hin hatte Frankreich die alte Besorgniß vor französischer Uebermacht gegen sich, und so stand die Regierung mit einemmal in Europa isolirt da. Dieß erklärt die schlecht verhehlte Schwäche derselben in den ersten Jahren und das Bedürfniß sich an England anzulehnen; wäre freilich ein Napoleon da gewesen, so hätte dieser durch das Aufflammen der Revolution und die Gährungen in Italien und Spanien begünstigt, vielleicht große augenblickliche Erfolge erlangen können, aber ein solcher Mann fehlte, und es siegte Ludwig Philipp mit seinem Plan, allmählich in die alte Bahn der ältern Linie seiner Dynastie wieder einzulenken. Mühsam war das Werk, aber man muß es gestehen, Ludwig Philipp hat es sehr weit gebracht: er hat die Antipathien in Italien großentheils besiegt, er hat Spanien seinem Einfluß unterworfen, alles dieß in Verbindung mit der kirchlichen Macht und deren eifrigsten Verfechtern, den Jesuiten. Auch in Belgien und am Rhein hat er sich versucht, und im letztern Lande hätte er im J. 1837 beinahe einen Bruch herbeigeführt; aber in Belgien will die Geistlichkeit zum mindesten eine Weile zusehen, ehe sie sich Frankreich in die Arme wirft, und am Rhein ist trotz aller Aufregung und trotz der Fehler der preußischen Regierung noch nichts entscheidendes erfolgt. Denn es kann auch nichts entscheidendes erfolgen, als bis in Belgien die Geistlichkeit entschlossen ist sich an Frankreich anzuschließen, wozu sie keine Veranlassung hat, ehe nicht die Kirche in Frankreich eine viel festere Stellung der weltlichen Macht gegenüber gewonnen hat.

Die kirchliche Aufregung welche gegenwärtig in den Rheinlanden von Wissenden und Unwissenden, d. h. von Leuten, die das Endziel kennen und die es nicht kennen, unterhalten wird, ist der Hebel, durch welchen man von Frankreich aus die Spaltung in Deutschland zu erhalten und zu mehren sucht, somit ein nothwendiges Glied in der Kette der machiavellistischen Politik Frankreichs gegen Deutschland. Wer an diesem Werk aus hinterlistiger, böser Absicht und wer aus wirklichem religiösen Antrieb arbeitet, das zu unterscheiden überlassen wir dem, der die Herzen und die Nieren prüft. Die Mittel, welche man bis jetzt von Deutschland aus diesem verderblichen Treiben entgegensetzt, sind nicht bloß unzureichend, sondern an sich schwach und aufs mildeste ausgesprochen gänzlich verfehlt, es ist aber nicht unseres Amtes, näher auf dieselben einzugehen, sondern wir wenden uns zu der Frage über die Kirchenfreiheit, die der mächtige Kampf angeregt hat, und zu der Stellung, in welche Frankreich durch sein Verhältniß zu den Jesuiten hinein gerathen ist.

(Fortsetzung folgt.

Dampfschifffahrt auf dem kaspischen Meere.

Nach einem von der Nordischen Biene vom 23 April mitgetheilten Schreiben eines moskauischen Kaufmanns nach Astrachan freut man sich in Moskau, diesem Mittelpunkt, von dem der russisch-asiatische Handel ausgeht, ungemein darüber, daß jetzt in Astrachan drei eiserne Dampfboote gebaut werden, welche außer dem Kreuzen auf dem kaspischen Meere auch die Passagiere und Kaufmannswaaren befördern sollen. Man verspricht sich von dieser Schifffahrt eine bedeutende Erweiterung des Handels nach Transkaukasien, Persien und Centralasien, denn bis jetzt noch will dieser russisch-asiatische Handel immer nicht recht gedeihen, und zieht mehr Geld aus dem Lande als er hereinbringt. Ein Haupthinderniß gegen erweiterten Handelsverkehr waren bis jetzt die Schwierigkeiten und Gefahren der Landcommunicationen in Transkaukasien, so wie die Unzuverlässigkeit der Schifffahrt auf dem kaspischen Meere, welches der Segelschifffahrt, namentlich einer noch in der Kindheit befindlichen, große Schwierigkeiten entgegensetzt, und den Kaufmann durch die auflaufenden Unkosten ruinirt.

Singhapura.

Erster Artikel: Menangkabu und die Malayen. — Indische Cultur und Religion unter den Malayen. — Die malayische Niederlassung in Singhapura und Malaca. — Der Islam unter den Malayen. — Die Stellung der Engländer und Holländer. — Sir Stamford Raffles. — Natürliche Beschaffenheit Singhapura's. — Chinesen und Malayen. — Schnelles Aufblühen der Pflanzstadt. — Die Bevölkerung. — Sagobereitung. — Die Dschonk. — Goldstaub. — Die Chinesen und ihre Sprache.

(Fortsetzung.)

„Nun geschah es, daß Madschapahit ein sehr mächtiges Reich ward auf Dschawa. Der Watara oder Batara *) von Madschapahit beherrschte nicht allein alle Gegenden des Landes Dschawa, auch alle Radschah der umliegenden Inseln waren seine Lehensleute. Der Ena hörte dann auch von Singhapura, daß es ein großes Land sey und hörte zugleich, der Radschah wolle sich nicht als sein Lehensmann bekennen. Dieß verdroß Dschawa gar sehr, und es kriegte lange und oft gegen Singhapura. Nun traf es sich, daß der Radschah Sekander Schah von Singhapura einen Staatsminister hatte, Sang Randschuna Tapa geheißen. Der Minister hatte eine außerordentlich schöne Tochter, welche der

*) Das Sanskritwort Awatara, Vater.

Radschah heftig liebte und als Gemahlin heimführte. Den andern Frauen des Fürsten war dieß gar nicht recht; sie verschworen sich gegen sie und klagten sie der Untreue an. Radschah Sekander Schah ergrimmte darob gar heftig und ließ die geliebte Gattin mit Pfählen durchstechen. Der Minister ward von der Schmach, welche seiner Tochter widerfahren, tief betroffen. „Ist es wahr, was man meine Tochter bezichtigt, so tödte man sie, wozu aber die Schmach?" Hierauf sandte er Boten nach Madschapahit mit einem Briefe: „Wenn der Watara von Madschapahit Singhapura erobern will, so komme er eilenden Fußes herbei — es herrscht Uneinigkeit in der Stadt." Dieser kam auch alsbald mit einer großen Menge Schiffe herbei, die 200,000 Dschawanen führten, und belagerte Singhapura. Der beleidigte Vater öffnete die Thore der Stadt; Dschawa drang ein; das Volk ward hingeschlachtet und das Blut floß in Strömen. Dieß soll sich im Jahre 1248 unserer Zeitrechnung zugetragen haben. Radschah Sekandar Schah entfloh, irrte einige Zeit auf der Halbinsel herum, unterjochte oder vertrieb die kraushaarigen schwarzen Eingebornen des Landes, die Samang (d. i. die Negritos oder orientalischen Neger), und gründete endlich 1252 n. Z. eine neue Niederlassung, welche nach dem in dieser Gegend zahlreich wachsenden Malaka-Baum *) Malaka genannt wurde. **) Malaka ward bald so mächtig, daß die meisten Fürsten der Halbinsel seine Oberherrlichkeit anerkennen mußten." So weit die einheimischen Jahrbücher des Volks.

Indische Religion und Cultur blieben bis zur Zeit, wo die Araber die indischen Gewässer häufig befuhren, herrschend auf allen Inseln des östlichen Archipelagus und so auch bei dem Volk der Malayen. Aber schon im 9ten und 10ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ward der Mohammedanismus auch in diesen Gegenden Asiens verbreitet; es waren die Bewohner der Landschaft Pase auf Sumatra die ersten Malayen, welche sich zum Islam bekannten. Von hier aus verbreitete er sich östlich und nördlich, nach Dschawa und dem vorzugsweise sogenannten Malayenlande. Radschah Kichil Besar, der dritte Nachfolger Iskanders, ging selbst gegen 1272 zur Lehre des Korans über, legte den Titel Radschah ab und nannte sich Sultan Muhammed. Muhammed herrschte während eines langen Zeitraums von 57 Jahren über Malaka, eine Stadt, welche im Laufe der Zeit der berühmteste Handelsplatz in diesen Gegenden der Erde wurde. Hier versammelten sich die Kaufleute des westlichen und östlichen Asiens: Araber, Hindu, Chinesen, Bugis und die andern halbbarbarischen Stämme des östlichen Archipelagus. Die Bevölkerung dieser wichtigen Metropole des Malayenlandes vermehrte sich ungemein; nach der Angabe der einheimischen Jahrbücher wohnten daselbst zu manchen Zeiten über 190,000 Seelen. ***)

Nach der Einnahme Malaka's durch die Portugiesen, im J. 1511, verminderte sich alsbald der Handel, so wie die Bevölkerung des Orts. Der Sultan des Landes, ebenfalls Muhammed genannt, war mit den angesehensten Männern seines Reichs nach Dschohor geflohen, welches er nun zum mächtigsten einheimischen Staat erhob auf der Halbinsel, so daß bald alle Fürstenthümer des Malayenlandes und der umliegenden Inseln sich zu einer Art Lehensabhängigkeit von Dschohor verpflichten mußten. Obgleich nun dieser Staat, so viel man weiß, niemals die Oberherrlichkeit der Portugiesen anerkannte, so behaupteten doch die Herren Malaka's immerdar, ihnen gebühre von Rechtswegen die Herrschaft über alle Länder der Malayen und demnach auch über Dschohor. In derselben Weise sprachen und handelten die Holländer, welche sich 1640 dieses Platzes bemächtigten und ihn bis zum Jahre 1795, wo er in die Hände der Engländer fiel, behaupteten. Ihnen gehöre, sagten die Holländer, alten Tractaten gemäß, die Herrschaft über alle Staaten der malayischen Halbinsel, kein anderes Volk habe das Recht, in diesen der Compagnie zinspflichtigen Ländern eine Niederlassung zu gründen, mit den Lehensträgern Hollands Verbindungen anzuknüpfen oder gar mit ihnen Tractate abzuschließen. Diese Ansprüche wurden jedoch von den Engländern niemals anerkannt; nach Gutdünken handelten sie, nach Gutdünken schlossen sie Bündnisse mit den verschiedenen Sultanen der malayischen Halbinsel. Und so geschah es auch, ungeachtet des Widerspruchs der Holländer bei Gelegenheit der Gründung Singhapura's als englische Pflanzstadt, im Jahre 1819.

Bei dem allgemeinen Frieden, namentlich durch die Convention abgeschlossen zu London am 13 August 1814, hat England den größten Theil der im Revolutionskriege eroberten Besitzungen Hollands im östlichen Asien diesem Staate wieder zurückgegeben: Dschawa, die Colonien auf der Halbinsel Malaka und Sumatra, so wie die Molukken und Celebes. Die englischen Kaufleute und Seefahrer, in deren Händen sich seit einem Jahrzehnt der Handel dieser Gegenden beinahe ausschließend befunden hatte, sahen jetzt natürlich die rivalisirenden Niederländer nur höchst ungern auf den Märkten und in den Häfen der östlichen Länder und Inseln Asiens. Sie beklagten sich in bittern Ausdrücken über die Undankbarkeit eines Volks, das in den Ländern, welche es bloß durch die Gnade Großbritanniens zurückerhalten habe, ihrem Handel alle möglichen Hindernisse in den Weg lege. Ja schien es doch, daß die Niederländer, indem sie alle einheimischen Staaten östlich der Straße Malaka unterwerfen und ihnen den Verkehr mit fremden Nationen untersagen, die Absicht hegten, die Einwohner Altenglands ganz und gar von dem Handel mit den Inseln des östlichen Archipelagus auszuschließen. Selbst dem Verkehr Großbritanniens und der englischen Besitzungen in Indien mit China, sagte man sich im Stillen, drohe Gefahr, wenn die Holländer in der Folgezeit sich der Sunda- und Malaka-Straßen bemächtigen und dann Bedingungen festsetzen könnten, unter welchen sie den seefahrenden Nationen geöffnet seyn sollten. Diese Verhältnisse möchten, namentlich in einem Kriege mit Frankreich oder Amerika, den Britten große Verlegenheiten bereiten, — man müsse also bei Zeiten diesen Gefahren begegnen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte von Tabaristan und Masanderan. Der fleißige Akademiker Dorn will diese von Seghir Eddin verfaßte und bis zum Jahre 1476 gehende Geschichte der südkaspischen Länder persisch und deutsch herausgeben. Der Professor der Petersburger Universität Charmoy hatte früher schon an einer Uebersetzung gearbeitet, aber nach seiner Abreise von Petersburg sie wieder aufgegeben. (Journal des Ministeriums der Volksaufklärung. März.)

*) Eine Species des Myrabolanum, Phyllanthus emblica R. Nellicamarum. H. Malab.

**) Malay Annals, Translated from the malay language by Leyden. London 1821. 40, folg. 86, 89. Diese Annalen oder die Sagen, worauf sie sich gründen, hat schon der chinesische Polyhistoriker Matuanlin im 13ten Jahrhundert gekannt und benutzt. Man ersieht dieß aus seinen Nachrichten über die malayischen Völker in seiner gründlichen Untersuchung über die literarischen Monumente, gemeinhin die Encyklopädie des Matuanlin genannt.

***) Malay Annals 323.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 146.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Mai 1845.

Madeira.

(Nach M. S. Ward.)

Auf Madeira verlebten wir vier köstliche Tage. Diese Insel bildet gleichsam einen Verbindungsring zwischen der alten und neuen Welt, und besitzt viele Eigenthümlichkeiten von beiden. Der Rebenvorhang, welcher sich über die ganze Oberfläche des Berges oberhalb Funchal erstreckt, und allmählich bis an den Fuß der Anhöhe hinansteigt, auf welcher das Kloster Nuestra Senhora de la Soledad liegt, ist Italiens oder Andalusiens würdig, während das Binnenland uns bald an die so häufig in Amerika vorkommenden vulcanischen Riesenmassen, bald an die herrlichen Gegenden in der Schweiz und in Tyrol erinnert. Dieß contrastirt wieder merkwürdig mit den geringern Schönheiten der Cultur in der Nähe der Stadt; die Seiten der hohen gepflasterten Straßen sind mit der japanischen Camellia bedeckt, welche üppig wild in den Gärten wächst, und die hellen weißen Häuser glänzen in der Sonne, mit Verandas geziert, welche ein großer Baum oder Bananenblätter vor den Strahlen derselben schützen. Das Ganze bildet eine Scene, die nicht so leicht aus dem Gedächtnisse schwindet.

Diese Insel ist eigentlich ein ausgebrannter Vulcan, der sich mit seiner höchsten Spitze 5000 Fuß über das Meer erhebt, und, von Regenströmen in tiefe Schluchten zerrissen, den Anblick eines aus mehreren einzelnen Theilen bestehenden Hochkegels darstellt, zwischen welchen tiefe Thäler sich herabziehen, in denen größere und kleinere Bäche strömen, die eine reichliche Bewässerung gewähren, und dadurch nebst dem herrlichen, einem immerwährenden Frühling gleichenden Klima eine große Fruchtbarkeit und eine äußerst üppige Vegetation des aus vulcanischer Erde bestehenden Bodens verursachen. Das ganze Jahr hindurch wachsen Blumen und Früchte. Das Hauptproduct, der Wein, ist rühmlich bekannt, und der Weinbau ist die Hauptbeschäftigung der Inselbewohner. Allenthalben, wo es nur der Boden gestattet, findet man herrliche Rebenpflanzungen, und man schätzt den jährlichen Ertrag auf 30,000 Pipen, oder etwa 90,000 Ohm, wovon die Hälfte ausgeführt wird. Die Weinberge sind meist Pachtgüter, werden aber stets nur auf ein Jahr verpachtet. Vier Zehntheile des reinen Ertrags gehören dem Pächter, vier andere dem Eigenthumsherrn, eines dem Könige und eines der Geistlichkeit.

Funchal hat eine angenehme Lage am Fuße hoher Gebirge und wird von einigen Forts vertheidigt, der Gouverneur und der Bischof residiren hier; die Stadt treibt ansehnlichen Handel und zählt über 20,000 Einwohner. Leider fehlt es der Stadt an einem Hafen, und die Rhede ist zuweilen sehr gefährlich. Den neuesten Nachrichten zufolge hat man nunmehr einen neuen guten Landungsplatz ausfindig gemacht. Sehr schön amphitheatralisch erhebt sich Funchal im Hintergrunde einer Bai auf der Südküste der Insel.

Die großen Waldungen, welche zur Zeit der Ankunft der Portugiesen diese Insel bedeckten, sind nicht mehr vorhanden; statt derselben findet man viele Kastanienhaine und Pomeranzenwäldchen, welche die ganze Atmosphäre mit den lieblichsten Düften erfüllen; Citronen, Aprikosen und Pfirsiche sind von vorzüglicher Güte. In den Gärten zieht man außer mancherlei Küchengewächsen auch Ananas und andere tropische Früchte. Getreide wird zwar gebaut, aber es reicht nicht hin für den Bedarf der Einwohner, weßhalb man das fehlende durch auswärtigen Weizen, durch Arumwurzeln, Pataten und Kastanien ersetzt.

Die Bevölkerung von Madeira beläuft sich auf 96,000 Seelen; die Bewohner sind meistens Abkömmlinge portugiesischer Colonisten, es finden sich aber auch Mulatten und Neger.

Die Jesuiten in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Man wird vielleicht sagen, daß bisher viel von französischen Verhältnissen und Intriguen und sehr wenig von den Jesuiten die Rede gewesen sey: wir verstehen aber unter Jesuiten hauptsächlich diejenigen, welche einerseits die religiösen Verhältnisse der verschiedenen Länder zu politischen Zwecken, und wiederum diese zu jenen benutzen; so kann es sehr fromme, glaubenseifrige Männer geben, die den Jesuitenrock tragen

und nichts weniger als Jesuiten sind, und umgekehrt Laien, welche in den dicksten Jesuitenrock eingenäht zu seyn verdienen, und doch nie etwas anders als den gewöhnlichen Frack, wo nicht gar Diplomatenuniform tragen. Der Orden hat sich einmal diesen fatalen Ruf gemacht, und es wird ihm schwer halten, solchen wieder loszuwerden. Wir haben es nach dem Obigen weit weniger mit dem Jesuitenorden, als mit dem seit 300 Jahren deutlich genug geoffenbarten Geist der französischen Regierung zu thun, die sich seit dieser Zeit mit einem wahren Machiavellismus der religiösen Wirren und Bewegungen Europa's bediente, um ihre weltlichen Zwecke zu verfolgen. Allein die Folgen dieses Verfahrens blieben nicht aus, und es wird uns eben nicht schwer werden zu zeigen, daß die französische Regierung, indem sie hergebrachter Weise wieder zu den alten Mitteln griff, ihr Ziel weit überschoß, und einen Zustand der Dinge, einen Kampf heraufbeschworen hat, welchen sie in kurzem nicht mehr zu meistern im Stande seyn dürfte. Dieß geht hervor aus der gänzlich veränderten Stellung des Jesuitenordens und der Kirche zu der neuen Staatsgesellschaft, eine Stellung, welche für die große innere Lebenskraft der abendländischen Kirche zeugt, von welcher wir — in dieser Beziehung aufgefaßt — die protestantischen Kirchen gar nicht trennen. Was Protestanten und Katholiken scheidet, ist im Wesentlichen nur das Primat des Papstes, freilich ein sehr wichtiger Punkt, was aber die Dogmen betrifft, so weichen die verschiedenen protestantischen Secten von einander eben so sehr als von der römischen Kirche ab, und manche Spaltung ist durch Theologengezänk, welches mehr den Worten als den Sachen galt, ganz nutzlos erweitert worden.

Als der Jesuitenorden auftrat, bestand der alte Staat noch, in welchem die Geistlichkeit als wesentlicher politischer Bestandtheil begriffen war; der große Besitz dieser Geistlichkeit und ihre politische Stellung waren durch die Reformation gefährdet, so rüstige Kämpen, wie die Jesuiten, mußten dieser also willkommen seyn. Hiezu kam das politische Bedürfniß der Könige von Frankreich, die Staatseinheit nach Innen und die politische Zersplitterung Deutschlands nach Außen *) aufrecht zu erhalten, und die Jesuiten benützten dieß zum Vortheil der Kircheneinheit, die sie zum Theil mit den verwerflichsten Mitteln zu befördern suchten. Es war die Zeit der trüben Gährung, worin der Staat und die Kirche von einander sich loszuscheiden suchten, was mit alleiniger Ausnahme Schottlands doch nirgends gelang. In England, Dänemark und Schweden wurde nur die Kirche etwas umgewandelt, blieb aber Staatskirche und unterdrückte die Andersgläubigen; in Spanien wurde mit Hülfe der Inquisition die Staats- **) und Kircheneinheit bewahrt, in Italien erhielten die Nähe Roms

*) Die Bedeutung dieses Strebens muß man nicht nach den Reminiscenzen aus der Revolution und dem Kaiserreich bemessen, wo Frankreich auf seiner höchsten Stufe und Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung war.

**) Diese war durch offene und geheime Anhänger der Mauren stärker gefährdet, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist.

und die alten Erinnerungen die Kircheneinheit aufrecht, Ungarn ward nur durch Oesterreichs starke Hand vom Untergang gerettet, und Polen mit seiner Adelsfreiheit zerfiel in sich selbst; in Deutschland aber kam das Bastardsystem auf, daß die Territorialhoheit auch die Kirchengewalt an sich riß. *) In Schottland wäre es im Wesentlichen ergangen wie in England und Schweden, aber Schottland verlor um diese Zeit seine eigenen Könige, und so flüchtete sich seine Nationalität in die „Kirk," wo das protestantische Princip die einzige angemessene Kirchenform in der Presbyterialverfassung fand. In Deutschland, wo die Landeshoheit bereits nach oben gegen die Kaisermacht, nach unten gegen die übrigen Stände zu sehr erstarkt war, entstand der abscheuliche Grundsatz: cujus est regio ejus est religio, unter dessen Herrschaft im Kleinen nicht weniger Gewaltthat und Grausamkeit geübt wurde, als in Frankreich im Großen durch die Jesuiten, deren damaliges Thun und Treiben durch ihre Stellung hinlänglich erklärt ist, so daß man gar nicht nöthig hat ein besonderes Jesuitensystem aufzubauen, um sie gehörig schwarz zu machen.

In dem Maaße aber, als weltlicher Geist und weltliche Bildung die Oberhand in Europa erhielten, und die niedern Classen durch ein verkehrtes Steuersystem fast allenthalben in einen Zustand versetzt wurden, daß sie nur noch für des Leibes Nahrung und Nothdurft Sinn hatten, löste sich allmählich die Bildung der höhern Classen und des Mittelstandes von der nationalen Bildung ab. Verhältnißmäßig auf einen kleinen Kreis beschränkt machte sie im 18ten Jahrhundert reißende Fortschritte und ließ die allgemeine Volksbildung so weit hinter sich zurück, daß die Mehrzahl der Gebildeten und noch mehr die Halbgebildeten das Volk als eine träge, keiner geistigen Entwicklung fähige Masse ansah und verachtete. Aber in dieser verachteten, mit des Lebens Noth kämpfenden Classe, in welcher eben in Folge dieser Noth auch der ehemalige Bildungstrieb erstarrt war, blieb der religiöse Geist, welcher den höhern und allmählich auch den Mittelclassen abhanden gekommen: in den protestantischen Ländern begann die Masse sich einer dunkeln, zum Theil finstern Gefühlsreligion hinzugeben, und der Pietismus erhob sich als Reaction gegen die Glaubensleere der höhern Stände. In den katholischen Ländern fingen die Jesuiten an sich der Masse zu bemächtigen, indem sie das weit einfachere Kirchenthum der ältern Zeit mit einem oft bis ins Läppische gehenden Formenwesen verschnörkelten; sie hatten vollkommen begriffen, daß das Volk, namentlich ein südliches Volk, durch sinnliche Zeichen auf der Bahn der Religiosität erhalten werden müsse, und je weniger sie im Laufe der Zeit von einer hochgebildeten, wahrhaft frommen Geistlichkeit Einspruch in ihr kirchliches Treiben zu befahren hatten, je mehr die gebildeten Laien von dem Kirchenthum überhaupt abfielen, desto mehr

*) Nur in Holland, das damals noch zum deutschen Reich gehörte, kam wegen der republicanischen Verfassung, doch nicht ohne gewaltige Stürme, ein freies Kirchenregiment auf, aber, wie die politischen Umstände es mit sich brachten, nicht ohne Bedrückung der Katholiken.

vervielfältigten sie die Formen bis ins Ueberschwängliche. Ihr Einfluß wuchs auf diese Weise immer mehr, ward allmählich in Neapel, in Spanien, in Portugal und selbst in Frankreich der Staatsgewalt gefährlich, und so fielen sie der damals ziemlich unbeschränkten weltlichen Macht zum Opfer, aber vielfach vom Volke bedauert, das an ihnen seine eifrigsten geistlichen Führer verlor.

Die Jesuiten hatten früher als die Revolutionäre die Macht der Demokratie erkannt und sie in nicht geringem Grade beherrscht: darum rief man sie auch, als die Demokratie im politischen Gebiete losgebrochen war, gegen sie zu Hülfe. Sie erstanden, wie sie sich dessen gerühmt hatten, gleich dem Phönix aus der Asche; sie sollten der Masse sich wiederum bemeistern, um mit ihr gegen die politischen Gelüste der höhern und Mittelclassen zu herrschen. Ihr Hauptaugenmerk war, wie schon oben bemerkt, Frankreich, von wo aus sie im Bunde mit der Regierung bald Fronte machen konnten gegen die alte Heimath der Reformation, gegen Deutschland, wo sie vor allem dahin strebten, daß nicht, durch die protestantischen Regierungen Preußens und Hollands gefördert, der Geist des Protestantismus in den Rheinlanden und in Belgien Wurzel fasse. Indeß konnten sie in Frankreich selbst nicht gleich unter eigenem Namen auftreten, die Restauration konnte den bestehenden Verordnungen gemäß ihre Existenz nicht gesetzlich machen, sondern ließ sie bloß, wie auch Thiers in seiner Rede bemerkt, factisch zu. Der etwas wunderliche Graf Montlosier trat im J. 1826 zuerst gegen sie auf, und erwirkte einen Beschluß des königl. Gerichtshofes zu Paris, demzufolge die Gesetze gegen die Jesuiten noch in ihrer Kraft beständen, deren Anwendung jedoch nur der „haute police du royaume“ zukomme. Montlosier begnügte sich nicht damit, und wandte sich nun an die Pairskammer, welche die Sache, „damit die Gesetze des Staats in Vollzug kämen“ an das Ministerium verwies. Aber die „haute police du royaume,“ welche auf die Entscheidung des k. Gerichtshofes von Paris unthätig geblieben war, verfügte auch auf den Beschluß der Pairskammer nichts, als daß sie den Jesuiten die Leitung der Seminarien abnahm. *) Man ersieht hieraus, daß der k. Gerichtshof zu Paris im J. 1826 und die Pairskammer im J. 1828 nicht im mindesten anders handelten als die Deputirtenkammer im J. 1845. Darüber, daß man die Jesuiten nach der Revolution vom J. 1830 bestehen ließ, weiß der kluge Hr. Thiers, obwohl wiederholt selbst im Ministerium, nichts weiteres anzugeben, als „man habe sie bestehen lassen, um nicht den Frieden der Kirche zu stören.“

(Schluß folgt.)

*) Die von der Pairskammer angestellte Untersuchung enthält merkwürdige Erklärungen der Bischöfe; durchliest man diese, so kann man alle die jetzt in den Journalen so heftig geführten Streitigkeiten über die Verbindung der Jesuiten und der Bischöfe vollkommen überschlagen, denn die letztern erklärten ohne Umschweife: wir haben die Jesuiten als Lehrer berufen, wir finden sie tauglich und nützlich und somit sollen sie bleiben.

Singhapura.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Sir Stamford Raffles, welcher während der Einnahme und Regierung Dschawa's durch die Engländer, so wie als Statthalter von Benculen oder des Forts Marlborough auf Sumatra sich so große Verdienste erworben hatte, erhielt deßhalb im Jahre 1815 von der indischen Regierung den Auftrag, sich mit den verschiedenen Sultanen oder Radschahs der malayischen Halbinsel und umliegenden Inseln in Verbindung zu setzen, um zu sehen, ob es nicht möglich wäre, für eine Summe Geldes oder lebenslängliche Pension eine in commercieller und politischer Beziehung gut gelegene Strecke Landes zu erhalten. Sir Stamford war, wie seine Abhandlungen in den Denkschriften der asiatischen Gesellschaft zu Bengalen und seine Geschichte Dschawa's beurkunden, ein großer Kenner der malayischen Sprache und Literatur, — ihm konnte demnach die Bedeutung Singhapura's in den frühern Jahrhunderten der malayischen Geschichte, so wie die dem Handel höchst günstige und in politischer Beziehung sehr vortheilhafte Lage dieser Insel nicht entgangen seyn. Mit dem Radschah von Dschohor und Singhapura hatte man sich bald über die Summe der Pension, die ihm jährlich für die Abtretung der Insel zu entrichten sey, verständigt, und am 26 Februar 1819 pflanzte Raffles die englische Flagge hier auf und nahm förmlich von der ganzen Insel im Namen Großbritanniens Besitz.

Der Radschah oder Sultan — eine Ehrenbenennung, welche seit der Einführung des Mohammedanismus gewöhnlich ist unter dem malayischen Volk; doch nennen sich mehrere der kleinen Herren immer noch bei dem ehemaligen unter den Malayen gebräuchlichen indischen Titel Radschah — hatte, wie ich in Singhapura von kundigen und glaubwürdigen Personen hörte, sein Eigenthum für eine jährliche Pension von 24,000 spanischen Piastern an England abgetreten. Unter Crawfurd, dem Nachfolger Raffles in der Verwaltung der neuen Pflanzstadt, so wollte einer der Kaufleute Singhapura's wissen, ward die Compagnie des Jahrgeldes los durch die einmal für allemal geleistete Bezahlung einer bedeutenden Summe, wovon die eine Hälfte der Sultan erhielt, die andere der Temagong oder Oberminister. Dieß scheint aber ungegründet. Der Sultan verblieb in Singhapura und hat wahrscheinlich bis ans Ende seines Lebens jährlich eine Summe Geldes von der Compagnie gezogen. Man wünschte von englischer Seite mehrmals, der ehemalige Gebieter möchte die Besitzung ganz und gar verlassen und sich auf eine der kleinen, größtentheils unbewohnten Inseln südöstlich von Singhapura zurückziehen; denn sowohl die einheimischen als die aus andern Ländern hieher kommenden Malayen blickten immer noch mit einer gewissen Verehrung zu dem vorigen Oberhaupt der Insel empor und leisteten ihm allerlei Frohndienste. Der Sultan fügte sich jedoch dem Wunsche der Colonialverwaltung nicht. „Er habe Singhapura abgetreten, nicht aber zugleich das Recht, hier wohnen zu dürfen; doch wolle er für nochmals 20,000 Dollars auch diesem Gesuche willfahren.“ Man hielt den alten Sultan nicht wichtig genug, um seine Entfernung durch solch eine bedeutende Summe zu erkaufen. Der ehemalige Gebieter Singhapura's verlebte nun, von einem zahlreichen Hofstaate, von Habschis und Bettlern umgeben, einige englische Meilen östlich von der europäischen Stadt in den ärmlichsten Verhältnissen den Rest seiner Tage. Er starb

am Anfange des Jahres 1836. Die ostindische Gesellschaft hielt es für angemessen, über alle diese Verhältnisse, so wie über die Pension, welche sie dem Sultan zahlte, das tiefste Stillschweigen zu beobachten. Deßhalb lauten die Angaben hierüber so abwechselnd bei den verschiedenen Schriftstellern.

Die Staatsregierung Großbritanniens konnte sich anfangs nicht dazu entschließen, die neue Niederlassung der Compagnie in Singhapura förmlich anzuerkennen; denn die Holländer behaupteten, wie wir sahen, keiner der malayischen Sultane könne ohne ihre Zustimmung irgend einen Vertrag mit einem fremden Staat abschließen. Ueberdieß behaupteten dasselbe die Siamesen, welchen auch in der That alle Staaten der Halbinsel seit geraumer Zeit jährlich einen goldenen oder silbernen Baum als Zeichen ihrer Tributpflichtigkeit übersenden. Drei Jahre vergingen bis die englische Staatsregierung durch die Wichtigkeit, welche der Handel in Singhapura damals schon erlangt hatte, hiezu bewogen, die neue Niederlassung öffentlich und förmlich anerkannte. Bis zu dem Zeitpunkte lag die ganze große Verantwortlichkeit der Unternehmung auf der indischen Regierung und besonders auf Raffles, dem Gouverneur von Benculen. Nun wurden aber (1822) die Unterhandlungen mit den Niederländern, die ihre Ansprüche geltend zu machen suchten, ernstlich betrieben, und haben auch endlich den Handels- und Tauschvertrag vom 17 März 1824 herbeigeführt. Durch den zwölften Artikel dieses Vertrags entsagt der König der Niederlande allen Widersprüchen, die wegen der Besitznahme Singhapura's erhoben wurden, verpflichtet sich zugleich, alle Besitzungen auf dem indischen Continent herauszugeben und mit keinem der einheimischen Fürsten der malayischen Halbinsel Bündnisse abzuschließen. Hingegen verspricht England weder südlich der Straße Singhapura's eine Niederlassung zu gründen, noch mit den einheimischen Fürsten der südlich gelegenen Länder und Inseln Verträge einzugehen. Auch seyen von nun an die Beamten der beiden Regierungen strengstens angewiesen, ohne ausdrückliche Vollmacht des betreffenden Staates auf keiner der Inseln in dem östlichen Meere neue Niederlassungen anzulegen oder mit den einheimischen Fürsten Bünde zu schließen, wodurch auf mittelbare oder unmittelbare Weise die Unterthanen des einen oder andern Reichs von dem Handel mit diesen einheimischen Staaten ausgeschlossen werden möchten. Alle vorhandenen Verträge der Art seyen als aufgehoben zu betrachten. *)

Die Insel Singhapura, an der Südostküste der Halbinsel Malaca gelegen und von ihr nur durch eine schmale Straße getrennt, erstreckt sich in ihrer größten Ausdehnung 27 englische Meilen in der Länge und 15 in der Breite; sie hat nach einer oberflächlichen Schätzung einen Umfang von 270 englischen Quadratmeilen. Auf der wellenförmigen Oberfläche des Landes ragen einige wenige Hügel von kaum 200 Fuß Höhe empor. Es ist ungegründet, daß der Bukit Tima oder Zinnhügel 1000 oder gar 1500 Fuß sich über die Meeresfläche erhebt. **) Von Metallen hat man bis jetzt bloß Eisen gefunden; wahrscheinlich wird man hier, wenn man emsig nachforscht, so wie auf den andern benachbarten Inseln auch Zinnminen entdecken. Die Insel ist beinahe durchgängig mit Bäumen, Gestrüpp und Gras überzogen und der Boden scheint allenthalben sehr fruchtbar zu seyn. Die betriebsamen chinesischen Ansiedler bebauen das Erdreich in der Nähe der europäischen Stadt, ziehen mancherlei Früchte und Gemüse, welche sie um theures Geld den Seefahrern und den Einheimischen, namentlich den Telinga und Malabaren, die sich einzig und allein vom Handel und Taglohn ernähren, verkaufen. Man versprach sich anfangs sehr viel von Anlegung der Gewürzplantagen; doch sind die Versuche, welche man bis jetzt gemacht hat, den mit Pfeffer allein ausgenommen, sämmtlich ungünstig ausgefallen. In den Pfefferpflanzungen wurden aber bereits in dem Jahre 1833 auf 1834 8 bis 10,000 Pikul geerntet. Auch die längs der südöstlichen Küste Singhapura's sich hinziehenden Pfeffer- und Gambiergärten werden von Chinesen bearbeitet. Dieses betriebsame Volk hat sich sogar schon im Innern der Insel, mehrere Meilen von der Handelsstadt entfernt, angesiedelt und das Land urbar gemacht, dessen Erträgnisse sie sehr vortheilhaft in Singhapura absetzen; denn es fehlt viel, daß hier bereits so viel Früchte und Gemüse gebaut, so viel Thiere gezogen würden, um die aus allen Weltgegenden herbeiströmenden Seefahrer und Kaufleute mit Nahrungsmitteln zu versehen. Man hört deßhalb häufig über Theuerung klagen. Eine Ziege kostet gewöhnlich 20 spanische Piaster und ein Pfund mageres Büffelfleisch zwischen 28 und 30 kr. unseres Geldes. Die Theuerung würde freilich bald verschwinden und die wundervolle Colonie sich dann noch schneller zu einer welthistorischen Bedeutung entwickeln, wenn die einheimische Bevölkerung ihre Lust zum Müßiggang überwinden und sich der Arbeit zuwenden möchte. Denn obgleich sich die Malayen, die sogenannten Orang darat oder Landmalayen im Innern der Halbinsel Malaca, auf Sumatra und an andern Orten mit dem Ackerbau beschäftigen und in ihrer Art ein betriebsames Leben führen; obgleich man unter den Nachodas *) wackere und bis auf einen gewissen Grad selbst ehrliche Leute findet, so kann man doch nicht läugnen, daß jetzt allen Stämmen dieses weitverbreiteten Volks ein beinahe unüberwindlicher Hang zur Faulheit und, eine Folge davon, zu Raub und Mord beiwohnt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Verletzungen durch Wagen in Paris. Der Voleur vom 10 Mai enthält eine Angabe der Anzahl Personen, welche in den Jahren 1834 bis 1840 durch Wagen verletzt oder getödtet wurden. Von den Todesfällen ist die niederste Zahl des Jahres 4, die höchste 19, und diese Angaben halten keine Regel ein, die Zahl der Verletzungen überhaupt aber ist in starkem Zunehmen; sie betrug im Jahre 1834 nur 134 und stieg bis zum Jahre 1840 auf 394.

Junge Perser zu Paris. Der Schah von Persien ahmt jetzt Mehemed Ali und den Sultan nach, und schickte fünf junge Perser unter Aufsicht eines Artillerieofficiers nach Paris, um dort europäische Kriegskunst zu studiren. (Voleur vom 15 Mai.)

*) Papers relative to the Execution of the treaty of 1824, by the Netherland Authorities in the East-Indies. Dem Hause der Gemeinen vorgelegt am 28 Mai 1840.

**) Earl, the Eastern Seas. London 1837, 347.

*) Die Classe der Nachodas, d. h. solcher Kaufleute, welche auf ihren eigenen Schiffen Handel treiben, ist unter den Malayen eine sehr ehrbare. Nachoda ist ein persisches Wort, das von den Malayen, so wie viele andere persische und arabische Wörter, nach ihrer Bekehrung zum Mohammedanismus angenommen wurde.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 147.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Mai 1845.

Die Jesuiten in Frankreich.

(Schluß.)

Wir wollen mit allen diesen Angaben durchaus nichts beweisen, als eine seit dem Jahr 1815 bestehende Connivenz nicht bloß der französischen Regierungen vor und nach der Revolution, sondern auch der höhern Staatsbehörden in Bezug auf das Daseyn der Jesuiten troz aller ganz deutlich gegen sie sprechenden Geseze. Niemand wird behaupten wollen, daß diese Einstimmigkeit aller höhern Behörden des Landes während der letzten dreißig Jahre eine bloß zufällige sey, und ebenso wenig wird jemand die Behauptung aufstellen können, daß die zahlreichen, während dieser Zeit aufgekommenen „liberalen" Ministerien die Jesuiten aus religiöser Neigung hätten bestehen lassen. Man hat somit ein Recht, die Jesuiten als eine nothwendige Springfeder in dem Räderwerke der gegenwärtigen französischen Politik zu betrachten. Dadurch haben sich aber auch die Jesuiten während der letzten dreißig Jahre in Frankreich so festgesetzt, daß alles Austreiben nichts mehr hilft, da man ihren Geist nicht austreiben kann,*) und eine solche Maaßregel, wenn sie ja ergriffen würde, könnte höchstens die Folge haben, daß einige Jesuiten, welche sich am lautesten gemacht, abgerufen würden und die andern vielleicht ihren Namen änderten. Darauf und auf nichts anderes scheint es denn auch mit der Interpellation, sowie mit Rossi's Sendung abgesehen gewesen zu seyn; die Jesuiten hatten sich etwas laut gemacht, und sollten nun eine ernste Mahnung erhalten, sich künftig vorsichtiger zu benehmen, damit nicht die „liberale" französische Regierung vor aller Welt als im offenen Bunde mit den Jesuiten erscheine.

*) Die wirkliche Klage von Thiers geht auch keineswegs gegen besondere Personen, noch weniger gegen die einzelnen offenkundig bestehenden Jesuitenhäuser, sondern gegen die Unbotmäßigkeit, welche die Bischöfe in großer Anzahl gegen die Staatsrathsbeschlüsse und die Geseze des Königreichs überhaupt kund geben, und er spricht deßhalb von einer „geheimen, versteckten Macht, welche die Bischöfe zu diesem gemeinsamen Widerstande antreibe und sie zu beherrschen suche" (S. Monit. Univ. p. 1168.)

Die Regierung und die Kammern Frankreichs täuschen sich aber ungemein, wenn sie glauben, daß die Jesuiten sich unabsichtlich laut gemacht hätten, denn es scheint ihnen jezt um eine mehr oder minder bestimmte Anerkennung zu thun; man braucht bloß die „Enquête" der Pairskammer von 1828 durchzulesen, und damit die berühmte Rede des Cardinals Pacca im Jahre 1843*) zu vergleichen, um sich zu überzeugen, daß kein Schritt der französischen Geistlichkeit und der Jesuiten aus Uebereilung geschah. In der ersten ist die Berufung der Jesuiten eingestanden und motivirt, in der zweiten Dupin und die Principien des Gallicanismus mit Namen aufgeführt und verdammt; der etwas späte, wahrscheinlich erheuchelte Eifer des kleinen Thiers, so wie der wirkliche des rechtsgelehrten Dupin sind gleich unnüz und machtlos gegen die Bestrebungen der französischen Geistlichkeit und den Eifer der Jesuiten. Wie tief diese bereits in die Geschicke Frankreichs eingreift, zeigt eine kleine, aber sehr merkliche Andeutung in der Rede von Thiers, worin er auf die Gefahren der Regentschaft anspielt, während welcher man sich eines so mächtigen Beistandes wie der Jesuiten nicht berauben dürfe.**) Dahin hat es also Frankreich, das in sich so geschlossene Frankreich, durch sein Bündniß mit den Jesuiten und durch die Benützung religiöser Triebfedern zu rein weltlichen Zwecken bereits gebracht, daß viele es rathsam finden, den Beistand der Jesuiten nicht mehr bloß nach außen, sondern nach innen für den Fall innerer Unruhen während der Regentschaftsperiode anzurufen — ein Stand der Dinge, über welchen man sich freilich bei der neuern Wendung, welche die Sache der katholischen Kirche genommen hat, nicht wundern darf.

Cardinal Pacca äußert sich in seiner schon erwähnten Rede in Bezug auf den Verlust der großen geistlichen Besitzthümer

*) Gehalten bei der feierlichen Eröffnung der Akademie der katholischen Religion.

**) Er braucht gegen das Ende seiner Rede den Ausdruck: il n'a pas manqué de conseillers, qui nous ont dit, que les opinions, que nous représentions devaient, en songeant à un avenir, peut-être prochain, ménager de grandes influences.

in Deutschland dahin: „Muß man darin ein Unglück für die Kirche sehen? Ich glaube nicht, sondern bin der Ansicht, daß die Bischöfe, jetzt des weltlichen Besitzthums, das allerdings zur Unterstützung der geistlichen Gewalt, wenn es dazu verwendet wurde, sehr nützlich seyn konnte, und eines Theils ihrer Reichthümer und ihrer Macht beraubt, der Stimme des Papstes folgsamer seyn werden, und daß keiner mehr die Bahn des stolzen und ehrgeizigen Patriarchen von Konstantinopel verfolgen, noch eine fast schismatische Unabhängigkeit erstreben wird. Bei der Ernennung der Dignitarien in den Kathedralcapiteln wird man vielleicht mehr Rücksicht auf das Verdienst als auf eine erlauchte Geburt legen; man wird nicht mehr nöthig haben staubige Archive zu durchsuchen, um neben den andern Eigenschaften des Candidaten auch sechzehn Ahnen herauszufinden, und da die kirchlichen Würden jetzt nicht mehr wie ehemals von überfließendem Reichthum umgeben sind, wird man auch nicht mehr, wie dieß früher öfters der Fall war, wenn irgend eine hohe Würde oder eine reiche Pfründe vacant wurde, Adelige herbeikommen sehen, die bisher keinen Posten, als etwa im Heere bekleidet hatten, und nun plötzlich Uniform und militärische Decorationen ablegen, um sich mit den kirchlichen Insignien zu bekleiden und mit einer reichen glänzenden Bischofsmütze ein Haupt zu schmücken, das wenige Jahre zuvor den Helm getragen hatte. Die ernsten Gedanken der Kirche beherrschten nicht immer die ehemaligen soldatischen Ansichten; man darf also hoffen, von jetzt an eine allerdings minder reiche, aber eine unterrichtetere und frömmere Geistlichkeit zu sehen." Man kann nicht deutlicher und bestimmter als es hier geschieht, die gemeine Ansicht widerlegen; daß Rom nichts gelernt und nichts vergessen habe. Die Stellung der Kirche zum Staat und zur Gesellschaft ist eine andere geworden, und dieß hat man in Rom vollkommen begriffen: es muß mit geistlichen und geistigen Mitteln wirken und diesen kann man nur mit denselben Mitteln entgegentreten. Wer Lust hat, kann das römische System mißbilligen, aber es ist durchaus thöricht, es als abgelebt und kraftlos zu bezeichnen. Ein neuer Geist hat es durchdrungen und es will sich in einer der neuen Staatsgesellschaft entsprechenden Weise neu gestalten.

Seine neueste Probe hat es abgelegt in Belgien, dem einzigen Lande, wo die Kirche bei freier Verfassung und freier Presse ihren Platz einnimmt und sich frei entfaltet. Von hier aus will man zuerst dieß System übertragen auf das durch so manche kirchliche Fäden damit zusammenhängende Frankreich, auf das Frankreich der Revolution, welche mit dem entschiedensten Haß gegen Adel und Geistlichkeit begonnen hat. Freiheit der Kirche von der Staatsgewalt, darum Mißbilligung der gallicanischen Grundsätze und entschiedener Widerstand gegen die Beschlüsse des Staatsraths, welcher in den sogenannten appels comme d'abus die bisherigen Vorrechte des Staats zu wahren sucht; Freiheit des Unterrichts, weil die Geistlichkeit durch ihren Einfluß den Unterricht der Mehrzahl des Volkes zu leiten hoffen kann, das sind die Wahlzeichen, die man jetzt aufpflanzt. Es ist ganz unvermeidlich, daß in Frankreich, wo die Revolution nur in gesellschaftlichen und juristischen Beziehungen, aber nicht in der Erziehung der Massen durchgedrungen ist, der jetzige Staat mit den kirchlichen Anforderungen in Conflict gerathe. Schon ist die Geistlichkeit in der Unterrichtsfrage so gut wie siegreich, denn Villemain ist durch die unablässigen Angriffe erschöpft abgetreten, und das Gesetz über den Secundärunterricht, welches den Anforderungen der Bischöfe Gränzen setzen sollte, jenes Gesetz, über welches Thiers seinen viel gerühmten Bericht gemacht hat, ist bei Seite gelegt, um so bald nicht wieder hervorgeholt zu werden; der Vertheidiger des Gallicanismus, d. h. der bisherigen Rechte des Staats über die Kirche, einer der ersten Magistrate des Landes, ist nicht nur durch den Erzbischof von Lyon und eine Anzahl anderer Bischöfe, sondern auch durch eine Entscheidung Roms verworfen worden.

Noch möchte eine Ausgleichung sich finden lassen, da — wie überhaupt alle menschlichen Dinge nicht nach schroffen Principien sich regeln — Rom die Geistlichen so wenig ganz von ihrem Lande, als die Geistlichkeit sich von Rom losreißen kann; aber die politisch kirchliche Partei, diejenige, welche wir oben als die eigentlich jesuitische bezeichnet, macht den Streit bitterer und unversöhnlicher; die Jesuiten haben Frankreich im Orient, in Italien, in Spanien, in Belgien und am Rhein Dienste geleistet, und verlangen jetzt, wie billig, ihren Lohn, eine offene Anerkennung, und diese ist ihnen in Folge der Interpellation von Thiers schon zur Hälfte zu Theil geworden. Aber die Regierung ist mit ihnen über die Angelegenheiten Spaniens in Conflict gerathen, weil sie, dem Princip ihrer Quasilegitimität gemäß, der Wiederherstellung der wirklichen Legitimität in Spanien sich widersetzte. Diese Quasilegitimität lastet wie ein Fluch auf der jetzigen Dynastie, denn im Süden und Westen ist das Princip der alten Legitimität und der Kirchengewalt noch immer lebendig, und die Jesuiten sind, namentlich seit dem Tode des Herzogs von Orleans, thätig genug, um der Regierung nöthigenfalls große Verlegenheiten zu bereiten, falls sie nicht ihre Forderungen erfüllt. Hier liegt die Erklärung des Worts von Thiers, daß man für möglich nahe Fälle einen großen Einfluß schonen müsse. Die Jesuiten werden jede Ausdehnung des Wahlrechts begünstigen, denn je ausgedehnter dieß ist, desto mehr hoffen sie Leute ihrer Ansichten in die Kammern und in die Regierung zu bringen. Ein neuer Föderalismus des Südens ist eine große Wahrscheinlichkeit geworden,*) und darum hat die Regierung in der Kammer ganz folgerichtig die Armirung von Paris auf die Berathung über die Jesuiten folgen lassen. Die Interpellation sollte eine Mahnung seyn, sich vorsichtiger und gemäßigter zu benehmen, die Armirung von Paris aber eine Hinweisung auf die wohlgerüstete Hauptstadt, welche keinen Feind im Innern zu scheuen brauche. So ist die Verbindung

*) Darum wirft das Journal des Débats (vom 13 April) mit solcher Bitterkeit den Jesuiten nachstehende Aeußerung des Paters Ravignan vor: „au besoin le nom de jésuite aurait la terrible puissance d'ameuter les passions populaires et peut-être de déchainer de nouveau les révolutions."

mit den Jesuiten der französischen Regierung allmählich selbst gefährlich geworden, denn Frankreich, so kräftig und energisch in materieller Hinsicht, ist geistig weit weniger geeignet als Deutschland, einem solchen Einfluß zu widerstehen.

Wir sagen dieß nicht, um die Sorglosen noch mehr einzuschläfern, denn der Geist confessioneller Zwietracht, den man als den Erisapfel hereingeworfen, ist in schnellem Wachsthum, aber Deutschland kann scheiden zwischen denen, welchen die Kirchenfreiheit ernst, und denen für welche sie nur ein Mittel ist. Wir können die Kirchenfreiheit ohne Schaden in unsern Schooß aufnehmen, und dieß Princip ist uns selbst nothwendig geworden, um der religiösen Verflachung entgegen zu arbeiten. Unser Kirchenregiment ist gegenwärtig fast allenthalben zu einer bureaukratischen Verwaltung herabgesunken, denn die protestantischen Kirchen haben zu ihrem Emporkommen den Schutz der weltlichen Macht ansuchen müssen, und die Religionsfreiheit ward zum Attribut der Landeshoheit; wenn gleich die neuere Zeit diese grasse Lehre von sich stieß und ihre Auswüchse abschnitt, so ist doch im wesentlichen die Kirche die Dienerin des Staats, und dieß Beispiel hat auch auf die katholischen Länder zurückgewirkt. Sollen in Deutschland Religion und Kirche wieder zu einem kräftigen Leben erwachen, so müssen die protestantischen Kirchen so gut eine Verjüngung erfahren, wie Cardinal Pacca sie bei der katholischen bezeichnet hat; sie müssen zurückkommen auf eine Presbyterialverfassung, auf einen Antheil der Laien am Kirchenwesen, statt salbungsvolle Reden über die Unkirchlichkeit unserer Zeit zu halten. Anfänge einer solchen Verjüngung sind auch bereits vorhanden, und auf diesen muß fortgebaut werden, wie die katholische Kirche selbst unablässig auf dem Grundsatz der Kirchenfreiheit fortbauen wird. Das System der Kirchenbevormundung ist schwach und haltlos geworden, und man wird sich entschließen müssen, entweder nach russischem System die Kirche als zweite große Polizeianstalt zu handhaben, oder ihr die Freiheit zu gewähren und dadurch ihre Kraft neu zu stählen. Dann erst, wenn die Kirche den gebildeten Ständen wieder näher gebracht worden, wird der Jesuitismus einer- und der Pietismus andererseits mehr in den Hintergrund treten. Denn wir trauen der abendländischen Kirche Kraft genug zu, daß sie den Jesuitismus, der den Papst zu einem Dalai Lama und das Christenthum zu einem in Formen erstarrten Buddhismus herabwürdigen will, so gut von sich weisen wird, wie die Knechtsrolle des Polizeidienstes, die ihr Napoleon angesonnen.

Singhapura.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Der jetzige Zustand der Gesittung des malayischen Volks gleicht zum Theil dem der Normänner im 8ten und 9ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. In der Heimath leben sie unter einer die Tage in Faulheit vergeudenden Aristokratie, welche ihre geringen Bedürfnisse durch die Frohndienste der Leibeigenen und Lehensleute erhält. Jeder Malaye, der erste Pangeran oder Adelige wie der geringste des Volks, ist mit einem spitzigen, zweischneidigen, gewöhnlich auch zackigen oder gewundenen Dolche bewaffnet, Kris genannt. Mit diesem Dolche rächt er auf der Stelle jede Beleidigung, jedes Schimpfwort durch einen nicht selten tödtlichen Stoß. Fehlt es an der Nothdurft des Lebens, so nehmen die Malayen die vergifteten Pfeile und die mörderischen Dolche zur Hand, befahren unter ihren Seekönigen die östlichen Meere, rauben und morden allenthalben, wo sie die stärkern sind. Diese Piraten, Orang laut, Seeleute genannt, sind die größte Plage für den Handel der einheimischen Bewohner des östlichen Archipelagus, deren kleine nicht zahlreich bemannten Prauen sie leicht überwältigen und gewöhnlich alles bis auf den letzten Mann ermorden. Das Aussehen dieser Malayen entspricht ganz ihrem furchtbaren grausamen Geschäft. Die dunkelbronzene Farbe des Körpers und Gesichts, die vom Kauen des Betels und des Siriblattes schwarzen Zähne und widerlich hellrothen Lippen, die weitgeöffneten Nasenlöcher, das lange klebrige, über die Schultern ungeordnet herabflatternde Haupthaar, das mürrische Gesicht und ihr undeutliches Gemurmel — es sind die Zähne immer mit dem Kauen der Arekanuß beschäftigt — gibt diesen Leuten ein wahrhaft schreckenerregendes, mörderisches Ansehen. Diese Seeleute sollen auch, nach dem Berichte derjenigen Europäer und Chinesen, welche Gelegenheit genug hatten sie ganz kennen zu lernen, unter sich ein unerfreuliches, trübseliges Leben führen. Man sähe sie, heißt es, niemals oder höchst selten lachen. Bis zu dem Jahre 1818 war Singhapura selbst solch ein Räubernest; es durfte sich dahin weder ein europäisches noch ein einheimisches Fahrzeug wagen. Die englische Fregatte Greyhound landete hier im Jahre 1810 und nahm den Räubern nach einem hartnäckigen Gefecht ein europäisches Schiff weg, das sie vor kurzem gekapert hatten.

Auf dieser Insel in der Mitte des Weges zwischen Calcutta und Canton, den zwei ersten Handelsstädten Asiens, legte nun Raffles seine neue Pflanzstadt (1° 17′ 22′ N. B. und 103° 51′ 55″ O. L. v. Gr.) an und ließ ihr den alten berühmten Namen Singhapura oder Löwenstadt. Es scheint weder Raffles noch Crawfurd bekannt gewesen zu seyn, daß bereits vor einem Jahrhundert ein Sultan von Dschohor die Insel Singhapura einem Engländer als Geschenk überlassen hatte. In dem Jahre 1703, erzählt Capitän Hamilton, landete ich auf meinem Wege nach China zu Dschohor. Ich besuchte den Sultan Abdullah Djalla, den ich von der Zeit her kannte, wo er noch nicht König war. Ich ward sehr gütig aufgenommen und er schenkte mir die Insel Singhapura. Ich bemerkte ihm, daß die Insel für einen Privatmann von keinem Gebrauch seyn könne, daß sie aber im Gegentheil ein passender Platz wäre für eine Gesellschaft, um daselbst eine Niederlassung zu gründen. Die Insel, setzt Hamilton hinzu, befindet sich im Mittelpunkt des Welthandels und hat gute Flüsse und sichere Ankerplätze, so passend gelegen, daß die verschiedensten Winde der Aus- und Einfuhr günstig sind. In den Wäldern ist ein Ueberfluß an Holz aller Art; man findet hier Maste für Schiffe so gut wie nur immer in Europa und allerlei anderes Bauholz.*)

Als Raffles die englische Flagge in Singhapura aufzog, befanden sich kaum 2 bis 300 Malayen auf der Insel, welche sich armselig von dem Fischfang und der Seeräuberei ernährten. Die neue Pflanzstadt ward alsbald (1819) zu einem Freihafen erklärt und die Bevölkerung

*) Hamilton, A new account of the East Indies. Edinburgh 1727. II, 98.

vermehrte sich auf eine wundervoll schnelle Weise. „Das schnelle Aufblühen dieses wichtigen Stapelplatzes," schreibt Raffles selbst (15 April 1820), „während des Jahres, wo er uns gehört, steht vielleicht einzig da in der Weltgeschichte. Als ich hier die brittische Flagge aufpflanzte, betrug die Bevölkerung kaum 200 Seelen; in den ersten drei Monaten kam sie auf 3000 und jetzt übersteigt sie bereits 10,000. In dem Verlauf der ersten zwei Monate landeten hier 173 Schiffe verschiedener Größe, vorzüglich von den umwohnenden benachbarten Völkern. Jetzt ist Singhapura bereits ein wichtiger Hafen und Handelsort in diesen Gegenden der Erde." Die Bugis, Malayen und namentlich die Chinesen kamen, sobald sie von der neuen Einrichtung hörten, in großer Anzahl herbei, um, ohne irgend einen Zoll zu entrichten, ihre einheimischen Waaren und die mannichfachen Erzeugnisse der östlichen Inseln gegen europäische Manufacte zu vertauschen. Denn es werden in Singhapura keinerlei Ausfuhr- oder Einfuhrzölle unter irgend einer Form erhoben. Man legte bloß zur Deckung der Verwaltungskosten auf Opium und auf geistige Getränke aller Art, auf die öffentlichen Spiele und Posten eine geringe Abgabe. Diese Abgaben reichten aber anfangs nicht aus, und die Compagnie erklärte sich in ihrem wohlverstandenen Interesse bereit jährlich eine bedeutende Summe zu den Verwaltungskosten — im Jahre 1829 mehr denn 100,000 Piaster — herzugeben. Dieß ist der Grund, warum in den letzten Zeiten die Verwaltung vereinfacht und das dabei verwendete Personal so viel als möglich verringert wurde.

In den ersten zwei Jahren nach der Gründung der Colonie wurden keine Verzeichnisse über die Aus- und Einfuhr der Waaren gehalten. Diese beginnen erst mit dem 1 Mai 1820. Wir ersehen nun hieraus, daß in den folgenden achtzehn Monaten, nämlich bis zum 31 October 1821, der Werth der Aus- und Einfuhr vermittelst europäischer Schiffe, chinesischer Dschonk, der Prauen der Malayen und Bugis bis auf fünf Millionen spanischer Piaster gestiegen war. In dem einzigen Monat November des Jahres 1821 kamen schon achtzehn verschiedene Schiffe in Singhapura an und sechzehn segelten von dannen. In dem Jahre 1823 passirten 424 europäische Schiffe die Straße von Malaca, die beinahe sämmtlich, sechs bis sieben holländische Kriegsschiffe ausgenommen, theils des Handels wegen, theils auch bloß um Erfrischungen und Lebensmittel einzunehmen, in Singhapura landeten. Aus den Hafenregistern ersieht man überdieß, daß von diesen Schiffen siebenundvierzig nach Hindustan segelten, zweiundvierzig nach Malaca und Penang, achtundvierzig nach China, neun nach England, vier nach Manilla, drei nach Siam, vier nach Tringanu und Kalankan, sechzehn nach Borneo, neunundzwanzig nach Dschawa, sechs nach Sumatra und eines nach Neusüdwales. Der Gehalt dieser Schiffe übersteigt 75,000 Tonnen. Von den chinesischen Provinzen Fokien und Kuang tong kamen in diesem Jahre bereits sechs Dschonk, die zusammen 3000 Tonnen betrugen. Es gingen Prauen und Dschonk von mehr denn 11,000 Tonnen Gehalt von hier ab; dreiundvierzig nach Siam allein, und nach Cochinchina siebenundzwanzig von 4000 Tonnen. Der ganze Gehalt der einheimischen Prauen ward auf 4500 Tonnen jährlich angeschlagen, so daß man im Ganzen den Handel der Colonie während des Jahres 1823 auf ungefähr 100,000 Tonnen berechnet. Der Werth dieses Handels kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Denn da, wie wir wissen, gar keine Zölle oder sonstigen Abgaben von den ein- und ausgeführten Waaren erhoben werden, so ist man bloß auf die Angaben der Capitäne beschränkt, welche aus diesem oder jenem Grunde ihr Kargo bald höher, bald niederer als der wirkliche Werth ansehen. Dessen ungeachtet glaubt man folgende Angaben verbürgen zu können. Ein- und Ausfuhr zusammen betrugen, in runden Summen genommen, in den Jahren:

Von	1822	—	1823	8,568,000	Dollars
—	1824	—	1825	13,519,000	—
—	1825	—	1826	12,127,000	—
—	1826	—	1827	13,287,000	—
—	1827	—	1828	13,650,000	—
—	1828	—	1829	16,770,000	—
—	1829	—	1830	17,770,000	—
—	1830	—	1831	16,690,000	—
—	1831	—	1832	—	—
—	1832	—	1833	15,676,000	—
—	1833	—	1834	16,758,000	—
—	1834	—	1835	13,195,000	—
—	1835	—	1836	12,836,000	—

In den folgenden Jahren hob sich der Werth des Handels bald auf mehr als das Doppelte, so daß er im Jahre 1840 — 1841 allein, Ausfuhr und Einfuhr zusammen, die bedeutende Summe von 28,071,614 betragen hat.

Die Parlamentsacte, wodurch der Handel mit China für frei erklärt wurde, wirkte anfangs nachtheilig auf den Verkehr mit Singhapura. Viele englische Kauffahrer, die früher Thee und andere chinesische Erzeugnisse in dem neuen Hafen holten, segelten nun geraden Wegs nach Canton, und die chinesischen Kaufherren konnten ihrerseits manche europäische Gegenstände eben so wohlfeil in der Heimath als in Singhapura einkaufen. Dieser augenblickliche Verlust ward aber bald durch einen ausgebreiteteren Handel mit Australien, der noch mit jedem Jahre zunimmt, reichlich ersetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Ein sonderbarer Spielproceß in Paris. Wir haben früher schon der Griechen in Paris (s. Nr. 118) erwähnt und ihrer häufigen Aufnahme in gute Häuser gedacht. Kürzlich wurde in einem vornehmen Hause des Quartiers Madelaine stark gespielt und zwei Leute verloren, der eine 15,000, der andere 20,000 Fr. Sie zahlten, ließen sich aber die Zahlung bescheinigen und stellten nun ihre Nachforschungen an. Bald ergab sich, daß sie ihr Geld an zwei bekannte, auch auf den Listen der Polizei bezeichnete Griechen verloren hatten, und jetzt wenden sie sich an die Gerichte und fordern Ersatz, nicht von den Griechen, die wahrscheinlich zahlungsunfähig sind, sondern von dem Herrn des Hauses, in welchem sie geplündert wurden. Man ist auf den Ausgang sehr gespannt. (Voleur vom 10 Mai.)

Die Heuschrecken und die Pest. Bekanntlich wird gegenwärtig die Regentschaft Algier von Heuschrecken verheert, und die Mauren sind sehr erschrocken, da ihrer Meinung nach der Einbruch der Heuschrecken ein gewisser Vorbote der Pest ist. (Ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 148.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Mai 1845.

Cincinnati.

(Von Fr. Gerstäcker.)

Cincinnati, „die Königin des Westens," wie sie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika allgemein genannt wird, liegt in der südwestlichen Ecke Ohio's, dessen schönste und bedeutendste Stadt sie ist. Erst seit einigen fünfzig Jahren entstanden (denn noch leben Männer, welche 1791 die erste Blockhütte dort bauen halfen), zählt sie jetzt schon an 60,000 Einwohner und hat im Westen dieselbe Bedeutung erlangt, deren sich New-Orleans im Süden und New-York im Osten rühmt. Da Ohio selbst schon seit etwa 25 Jahren besonders von deutschen Auswanderern angebaut wurde, so breitete sich auch Cincinnati immer mehr und mehr aus, vertheilte nicht allein von dort die den Missisippi und Ohio herauskommenden Fremden in dem Staat, sondern ward auch zum Mittelpunkt des Binnenhandels, der die Producte des Nordens, als Mais, Mehl, Whiskey, eingepöckeltes Schweinefleisch, getrocknete Früchte, Kartoffeln 2c., nach dem Süden versandte und dafür die Erzeugnisse der wärmern Landstriche, als Zucker, Baumwolle, Tabak, Seesalz, Kaffee und die übrigen Früchte der Tropenländer in Empfang nahm. Zur Erleichterung dieses Zweckes stand es nicht allein durch den Ohio, einen großen, schönen Strom mit dem Osten, sondern auch durch den westlichen Canal mit Buffalo und den nördlichen Seen, Erie, Michigan und Ontario in Verbindung, und gute, nach europäischer Art angelegte Chausseen zweigten sich durch das ganze Land. Durch die Erbauung eben dieser Wege und Canäle, wie durch die gesunde Lage des Ortes selbst, wurde eine sehr große Menge von Deutschen, meistens aus den ärmern Classen, veranlaßt die blühende Stadt aufzusuchen und sich in ihr oder wenigstens in der Nähe derselben eine Existenz zu gründen. Besonders strömten von Norddeutschland, Oldenburg und Hannover dem Eldorado des Westens Schiffsladungen voll Auswanderer zu. Die natürliche Folge aber war daß, wo so viele zusammentrafen, die den Platz nur in der Hoffnung aufgesucht hatten, nicht allein „Geld zu verdienen," sondern auch „reich zu werden," der größte Theil derselben sich getäuscht sehen und entweder unter nicht gerade glänzenden Verhältnissen ausharren, oder weiter westlich einen geeignetern Wirkungskreis suchen mußte.

Natürlich war ein solcher Zusammenfluß von Menschen, die meistentheils von allen Hülfsmitteln entblößt in Cincinnati eintrafen und nun, da sie ihre Hoffnungen nicht realisirt, sich selbst obdach- und hülfslos fanden, sehr wenig dazu geeignet den Amerikanern einen guten Begriff von Deutschen und durch diese von Deutschland selbst zu geben, daher denn auch wohl mancher, der mit dem schönen Glauben das fremde Land betritt, schon durch sein Vaterland allein, wenn nicht freundlich aufgenommen, doch geachtet zu werden, seinen Irrthum einsehen wird, wenn er findet, daß der Name „Dutchman" nicht bloß bei den niedern Classen ein Spott-, ja oft Schimpfname geworden. Das kann übrigens nur von den Städten gelten, wo sich die rohe Hefe des Volkes concentrirte, im Lande selbst ist der deutsche Landmann wegen seines eisernen, unermüdeten Fleißes geschätzt und geachtet, wie denn auch die deutschen Ansiedlungen in den nördlichen Staaten fast stets die bessern sind, und doch muß eben der Deutsche, selbst wenn er im alten Vaterlande den Ackerbau getrieben hat, in Amerika wieder von vorne zu lernen anfangen, indem nicht allein Boden und Erzeugnisse, sondern auch Ackergeräthschaften wie die in jenem Lande nöthigen Behandlungsarten der Felder ganz verschieden von den unsern sind. Da die Arbeit dort aber leichter, der Humus selbst, besonders in den westlichen Staaten so viel vorzüglicher als in den alten, seit langen Jahren angebauten Landstrichen ist, so unterzieht sich der Deutsche auch stets mit Lust und Liebe einer Lehrzeit, die einen so reichhaltigen Erfolg verspricht, und sieht seinen Fleiß und seine Ausdauer, welche letztere dem Amerikaner gänzlich fehlt, in kurzer Zeit durch blühende Felder und üppige Vegetation belohnt.

Der Amerikaner, d. h. der nördliche Amerikaner (denn der südliche Pflanzer in den Sklavenstaaten ist wieder ein ganz anderer Mensch), ist auch fleißig und arbeitet mit einer Schnelle und Gewandtheit, in der ihm der Ausländer vergebens gleichzukommen sucht, aber nur kurze Zeit hält er aus,

das Gleichförmige ermüdet ihn, eine schlechte Ernte macht ihn gegen sein Land mißtrauisch; er hört von fruchtbarerem, ergiebigerem Boden, von besserer Weide, üppigerer Vegetation und augenblicklich führt er den schnell entworfenen Plan aus. Gerade in dem Zeitpunkt, in welchem der ruhige Deutsche anfängt die Früchte seines Fleißes zu ernten, verkauft der Amerikaner den Platz, der seine Heimath war, packt sein bewegliches Eigenthum auf Karren und Wägen, treibt sein Vieh zusammen und zieht gen Westen.

Etwas aber ist, was so vielen, ja man könnte sagen fast allen Deutschen, den Anfang einer zu gründenden Existenz erschwert, die zu großen Erwartungen, mit denen sie gewöhnlich das neue Vaterland betreten. Durch Briefe oder Reisebeschreibungen von dem schnellen, fast fabelhaften Glückswechsel Einzelner in Kenntniß gesetzt, malt sich ihre Phantasie die dortigen Verhältnisse mit den buntesten, heitersten Farben aus; das Wenige, was von Noth und Sorgen, von getäuschten Erwartungen und vernichteten Hoffnungen zu ihnen herüberdringt, verliert durch die große Entfernung die scharfen, schroffen Conturen, wird gemildert oder tritt vielleicht ganz in den Schatten zurück; kein Wunder denn, daß Viele, nach kurzem Aufenthalt in Amerika, von dem sie oft nur eine der östlichen Städte gesehen haben, das erste, heimwärts segelnde Schiff benutzen, in ihr altes Vaterland zurückkehren, und nun nicht sich selbst, sondern das Land anklagen, das so war wie es einmal ist und nicht wie sie es sich dachten.

Von den Tausenden aber, die dort zurückbleiben und nur zu oft hiezu durch den Mangel an Mitteln die zweite Seefahrt zu bestreiten, gezwungen werden, sind doch auch, zur Ehre der Deutschen, recht Viele, die mit männlichem Muthe das ertragen, was ihnen ihr Schicksal oder sie vielmehr sich selbst aufgebürdet. Der englischen Sprache nicht mächtig oder wenigstens nicht vertraut genug damit, um ihre Geistesfähigkeiten geltend zu machen, sehen sie sich gezwungen zu Handarbeiten ihre Zuflucht zu nehmen, und daher kommt es, daß man oft an Canälen, Chausseen und Eisenbahnen, in Kohlengruben und auf Dampfbooten, Doctoren und Geistliche, Officiere und Kaufleute mit Hacken, Spaten oder Schürstange, mit Schiebkarren und Handtrage beschäftigt findet, ihr „tägliches Brod" zu verdienen. In Pennsylvanien hatten sich in frühern Jahren in einer der dortigen einträglichen Kohlengruben viele wissenschaftlich gebildete Männer zusammengefunden und duldeten, um die gewöhnliche Classe der Handarbeiter von ihrer Gesellschaft und Unterhaltung fern zu halten, keinen zwischen sich, der nicht lateinisch sprach oder wenigstens einige zu diesem Zweck an ihn gerichtete Fragen befriedigend beantworten konnte. Jene Grube hieß in damaliger Zeit „die lateinische Kohlengrube!"

Sehr natürlich findet sich am leichtesten jene Classe in die neuen Verhältnisse, die schon im alten Vaterlande durch harte Arbeit ihr Brod verdienen mußte, und nun in den Vereinigten Staaten einen etwas höhern Lohn so wie bessere Nahrung erhält und doch freier und selbstständiger dasteht. Diese Leute sammeln sich durch Fleiß und Sparsamkeit einige hundert Dollars, kaufen nachher entweder ein Stückchen Land oder gerathen in eine der größern Städte und beginnen hier ihre Carriere als „Schenkwirth und Gastgeber;" daher die ungeheure Menge dieser Trink- und Wirths-, oder sogenannten Boarding-Häuser, von denen man, besonders in Cincinnati, fast in jeder Straße einige findet, und die, ohne dem Reisenden oder Fremden die geringste Bequemlichkeit zu bieten, ihm eigentlich nur des Nachts in einem harten Bett ein Obdach gewähren und ihn dreimal des Tages zu bestimmten Stunden abfüttern.

Da diese Leute nun hauptsächlich auf deutsche Einwanderer angewiesen sind, die, der englischen Sprache nicht mächtig, durch das deutsche Wirthshausschild angezogen bei ihnen einkehren, so verlieren sie auch gar bald das Mitgefühl, das sie vielleicht noch für ihre Landsleute gehegt hatten; sie fragen nicht darnach was der Neuangekommene treibt, was er anzufangen gedenkt, sie wollen nur wissen ob er noch genug Eigenthum besitzt für die nächste Woche das „Boarding-Geld" pränumerando bezahlen zu können oder an dessen Statt wenigstens einen Koffer in Versatz zu geben vermag. Ueberhaupt irrt man sich in Deutschland gewaltig wenn man glaubt, der Deutsche freue sich im Ausland einen Landsmann zu finden. Im Anfang, ja, noch nicht an die fremdtönenden Laute gewöhnt, klingt die Muttersprache dem Ohre wie Musik, das verliert sich aber, man lernt durch einen langen Aufenthalt unter den Fremden mit deren Augen sehen, mit deren Gefühlen empfinden und legt nur zu oft mit den vaterländischen Sitten auch das Gefühl für die ab, die diesen noch anhängen. Nirgends zeigt sich aber diese Entfremdung unter Landsleuten stärker, als gerade in Cincinnati, wo der Parteigeist oft in die bittersten Feindseligkeiten ausartet, und doch sollten sich gerade hier die Deutschen durch Einigkeit und festes Zusammenhalten enger an einander anschließen, da ihnen in jener Stadt die arbeitende Classe der Amerikaner besonders gram ist, und in ihrer Art und Weise auch wohl nicht so ganz Unrecht hat, denn die das Land überströmenden Deutschen, von denen in jedem Jahre Tausende nach Cincinnati kamen, um dort Arbeit und Beschäftigung zu finden, waren zuletzt genöthigt, jedes Anerbieten, das sich ihnen darbot zu ergreifen, um nur Obdach und Nahrung zu erhalten und arbeiteten um einen Lohn, der ihnen zwar, noch mit den deutschen Preisen im Gedächtniß, hoch schien, in der That aber die bisher gegebenen „wages" oft auf ein Drittel herabsetzte. Statt also nun in der fremden, sie umgebenden Welt unter Leuten, von denen sie nicht geliebt werden, brüderlich bei einander zu stehen, spalten sie sich nicht allein in politischer, sondern auch in religiöser Hinsicht in vier Hauptparteien, die selbst wieder unter sich ihre eigenen Zwiste und Streitigkeiten haben.

Vor allen Dingen trennen sie sich in Katholiken und Protestanten, und Nord- und Süd- oder den dortigen Ausdrücken gemäß, „Hoch- und Plattdeutsche," die dann wieder als Whigs und Demokraten einander feindlich gegenüberstehen, wobei die Protestanten noch ihre besondere Malice als Lutheraner und Reformirte und Methodisten auf einander haben,

und sich aus diesen allen als letzter Kern ein Häufchen Rationalisten aussondert. Als Organe dieser verschiedenen Parteien dient den Katholiken der „Wahrheitsfreund," ein ächt ultramontanes Blatt, den Methodisten dagegen der „Christliche Apologete," der mit schwärmerischem Eifer seine Blitze gegen die Anhänger des Papstes, aber auch zu gleicher Zeit gegen die Protestanten schleudert, aus deren Mitte im Jahre 1840 „der Lichtfreund," dem Rationalismus Bahn brechend entstand, und nun die Zornausbrüche des Wahrheitsfreundes sowohl als des christlichen Apologeten auf sich concentrirte. Selten oder nie religiöse Gegenstände berührend, vertheidigte indessen das „Volksblatt" die Sache der Demokraten und warb mit regem Eifer für den demokratischen Präsidenten, bis nahe vor der Wahl die deutschen Whigs, von den amerikanischen dabei unterstützt, den „deutschen Amerikaner" herausgaben und augenblicklich als die erbittertsten Feinde des Volksblattes auftraten. Zu jener Zeit hatte also Cincinnati fünf sich einander feindlich gegenüberstehende deutsche Zeitungen, doch ging der „deutsche Amerikaner" nach der Wahl, die bekanntlich zu Gunsten des Whigpräsidenten, General William Harrison ausfiel, *) wieder ein, später wurde auch der „Lichtfreund" wegen Uebersiedlung des Redacteurs, Hrn. Eduard Mühls, nach Hermann in Missouri verlegt, dafür entstand aber, als Opposition des Volksblattes „der deutsche Republicaner."

Feinden sich aber in Cincinnati die Deutschen gar oft an und schimpfen und schmähen sie einander, so existiren doch wenigstens nicht jene Blutsauger unter ihnen, denen der eben von Deutschland Kommende in den Seestädten nur zu oft in die Hände fällt; ich selbst habe während eines sehr kurzen Aufenthalts in New-York mehrere Deutsche kennen gelernt, welche davon lebten, sich freundschaftlich an die in der fremden Stadt unbekannten Landsleute anzuschließen, bis sie entweder den letztmöglichen Cent aus ihnen herausgepreßt, oder von den wiederholt Getäuschten durchschaut und gemieden worden waren; in Cincinnati gehen sie offener und ehrlicher zu Werke, entweder mit der Feder oder — geht das nicht — mit dem Munde, denn der Deutsche hat gewöhnlich noch vom alten Vaterlande her eine Aversion gegen das „Zuschlagen."

Der später angelegte Theil Cincinnati's, welchen der westliche Canal von der eigentlichen Stadt und dem Ohiofluß trennt, ist größtentheils von Deutschen bewohnt und wird auch von den Amerikanern „Little Germany" genannt. Fast über jeder Thür hängen Schilde deutscher Wirthshäuser, Schuster, Schneider und anderer Handwerker, die, wenn sie auch wirklich dann und wann englisch geschrieben sind, den deutschen Meister doch stets verrathen. Besonders können sich die vaterländischen Schuster mit ihrem gemalten Stiefel in der Mitte und einem rothen Schuh an der einen, einem schwarzen Schuh an der andern Seite nimmermehr verläugnen, eben so wenig die Leute selbst mit ihren langen, blauen, schmalkragigen Röcken und den weißleinenen Taschen, mit dem hochausgeschweiften Hut und dem rothgeblümten Halstuch.

*) Die Schilderung fällt demnach nicht in die neueste Zeit. A. d. R.

Das Elend aber, welches leider so oft unter jenen armen Familien herrscht, die eben eingewandert, von allen Hülfsmitteln entblößt, in kleinen, nackten Kämmerchen mit großen Familien zusammengepreßt, hungern und frieren, und vergebens nach Arbeit und dem verheißenen hohen Lohn jammern, ist fürchterlich. Glücklich noch die, denen ein Freund oder Verwandter im Anfang das Nothwendigste reichte, da nur zu oft schon gerade jene Stadt und Staat verlassen mußten, um irgendwo anders oft ein Unterkommen zu suchen, die solch lockende, einladende Briefe, häufig nur um zu prahlen, in die Heimath schrieben; der ar e Einwanderer, welcher fest auf die versprochene Hülfe baute, sieht sich nachher in dem fremden Lande schutz- und freundlos, und ist nicht vermögend sich selbst, viel weniger seine zahlreiche Familie vor Mangel und Elend zu bewahren.

(Fortsetzung folgt.)

Singhapura.

Erster Artikel.

(Fortsetzung.)

Es steht wohl schwerlich, wie folgender Nachweis aus einem Jahre zeigt, irgend ein anderer Ort des alten oder neuen Continents mit so verschiedenen Ländern und Inseln in Verbindung als Singhapura.

Tabelle über die Einfuhr und Ausfuhr vom Jahre 1833—1834.

	Einfuhr.	Ausfuhr.
England	1,446,488	3,428,132 D.
Das übrige Europa	181,414	119,782 —
Südamerika	—	—
Mauritius, Cap und Neusüdwales	990	12,166 —
		944,358 —
Calcutta	1,265,441	167,002 —
Madras	370,550	206,207 —
Bombay	138,088	58,990 —
Penang	2,576	—
Rhio	127,724	127,641 —
Dschawa	923,458	714,509 —
Ceylon	19,625	12,835 —
Sumatra	176,682	206,641 —
Celebes	225,575	—
Die Sunda- und Malacastraßen	—	223,673 —
Bali	90,576	118,826 —
Borneo	272,391	260,977 —
Die Staaten auf der Ostseite der malayischen Halbinsel	381,528	392,668 —
Die Staaten auf der Westseite der malayischen Halbinsel	45,668	34,803 —
Siam	142,604	198,182 —
Cochinchina	58,105	77,164 —
Manilla	252,261	261,479 —
China	1,796,586	1,014,000 —
Die benachbarten Inseln und einheimischen Häfen	167,950	91,861 —
Gesammtsumme	8,086,275	8,671,896 D.

In dem Grade, in welchem sich der Handel vermehrte, stieg auch die Bevölkerung und der Werth des Landes, vorzüglich in der Nähe der europäischen Stadt, so daß schon gegen das Ende des Jahres 1822 ein bis dahin brachliegendes Stück Feld um 5000 spanische Piaster verkauft wurde. Wenn die seit mehrern Jahren begonnenen Straßen in das Innere der Insel vollendet, eine an verschiedenen Plätzen aufgestellte Besatzung allenthalben Ruhe und Sicherheit gewähren und manche andere drückende Maaßregeln in Betreff des Grundbesitzes beseitigt seyn werden, so wird auch ohne Zweifel der Preis des Bodens innerhalb des Landes bedeutend steigen. Die Regierung verlangte zwar anfangs auf die ersten 15 Jahre bloß einen Dollar Grundsteuer für den englischen Acker Landes, jedoch sollte diese Steuer in der Folge nach und nach so steigen, daß der Acker in einem Zeitraume von 45 Jahren 10 Dollars Grundzins zu zahlen hätte. Es fanden sich natürlich wenig Leute, die unter solchen erschwerenden Bedingungen einen größern Theil der 150,000 Morgen, welche die Insel ungefähr enthalten mag, in Pacht nehmen wollten. Da aber bei der jährlich steigenden Bevölkerung der Ackerbau immer wichtiger wird, so thaten sich die angesehensten Kaufherren Singhapura's, im Mai 1835, zusammen und gründeten eine Gesellschaft zur Beförderung der Agricultur, welche, wie verlautet, einen guten Fortgang hat. Ueberdieß hat die Regierung in den neuesten Zeiten den angesetzten Grundzins bedeutend ermäßigt.

Die Bevölkerung dieses Ortes ist so mannichfach, wie die Länder und Inseln, mit denen Verkehr stattfindet, und so verschieden als die Waaren sind, welche hier zu Markte gebracht werden. Die regelmäßige jährliche Zunahme und die Verschiedenheit der Einwohner Singhapura's erhellt aus folgendem. Die erste Volkszählung, welche von der Regierung vorgenommen wurde, ist vom Januar 1824. Damals betrug die Zahl der Einwohner 10,683, worunter 4580 Malayen, 3317 Chinesen, 1851 Bugis und Balinesen, 756 Indier u. s. w. und nur 74 Europäer. Im Jahre 1834 hatte die Bevölkerung schon die Zahl 26,329 erreicht, und jetzt (1845) wird sie sich wohl auf 45,000 Seelen belaufen, wovon die Chinesen die Hälfte ausmachen.

Die Chinesen bilden hier, wie auf den meisten Inseln Oceaniens und in den Reichen jenseits des Ganges, den fleißigsten, betriebsamsten und nach der einstimmigen Aussage der verschiedenen Völkerracen, welche in diesen Ländern und Inseln wohnen, auch den einsichtsvollsten und schlauesten Theil der Bevölkerung. Die Chinesen in Singhapura, deren große Anzahl noch jährlich durch neue Ansiedler vermehrt wird, kommen großentheils von Fokien und der malayischen Halbinsel, namentlich aus Malacca, dessen Handel in den letzten Jahrzehnten durch die Gründung der neuen Emporien auf Penang und Singhapura bedeutend abgenommen hat, nur sehr wenige Colonisten kommen aus dem Kreis Kuangtong. Die Auswanderer des Mittelreichs widmen sich nicht bloß dem Handel, wie die Hindu, sondern sie treiben, je nachdem ihr neues Vaterland Gelegenheit dazu darbietet, Gewerbe allerlei Art. Ich sah in Singhapura chinesische Schuster, Schneider, Hafner, Bartscheerer, Paraplui- und Parasolmacher, Zimmerleute, Apotheker und Schmiede. Dieses letztere Handwerk ist vorzüglich zahlreich besetzt; es sind deren mehr als hundert, welche Jahr aus Jahr ein mit der Verfertigung der Waffen, der Ackerbau- und anderer Geräthe für die einheimische Bevölkerung des östlichen Asiens beschäftigt sind. Auch die bedeutende Fabrication des Perlen- oder weißen Sago — Sago oder Sagu ist ein malayisches jetzt in alle Sprachen der civilisirten Völker übergegangenes Wort — ist einzig und allein in den Händen der Chinesen. So sehr sind diese nüchternen fleißigen Leute des Mittelreichs auch als Taglöhner geschätzt, daß man ihnen einen bedeutend höhern Lohn gibt als den Individuen anderer Nationen. Während der Chinese gewöhnlich acht Dollar Lohn des Monats erhält, empfängt der Hindu sechs und der Malaju bloß vier. In demselben Verhältniß erwirbt sich ein chinesischer Zimmermann oder Schreiner im Laufe eines Monats gewöhnlich zwölf, ein Hindu sieben und ein Malaju nur fünf Dollar.

Früher ward der Sago auch in Malaca fabricirt, jetzt wird beinahe aller ächter Sago, der in Europa, Asien und Amerika verzehrt wird, in Singhapura zubereitet. Es sind hier immerdar zehn bis zwölf Fabriken im Gange, worin, die Schreiner, welche die Kisten zum Einpacken verfertigen, nicht mitgerechnet, mehr denn zweihundert Chinesen arbeiten. Das rohe Sago- und Lamping-Mehl kommt aus Apong, eine Insel östlich der Brauerstraße gelegen, dann aus der Landschaft Mandha, zwischen den Flüssen Campar und Indradschini auf Sumatra und aus andern Theilen dieser fruchtbaren von den Holländern nur zum Theil unterworfenen Insel. Auch von Borneo wird Sago eingeführt, der aber nicht mehr geläutert werden kann, sondern wie er ist verzehrt wird. Bei der Reinigung des Sago verfahren die Chinesen auf folgende Weise. Sie öffnen die Lamping, nehmen das Sagomehl heraus, wobei sie sorgfältig die vegetabilischen Stoffe absondern, waschen es dann so lange mit Wasser, bis es weiß wird. Je frischer das Mehl ist, desto leichter geht die Reinigung von statten; die geringste Vermischung mit vegetabilischen Stoffen gibt dem Sago einige Monate später eine röthliche Farbe. Das schwärzliche Sagomehl von Borneo wird, wie es ist, einzig und allein nach Malaca und Penang verführt; der Perlensago geht nach allen Theilen der Erde, wie aus folgender Tabelle erhellt. Im Jahre 1833 — 1834 ward von Singhapura weißer Sago im Preise von zwei ein halb bis drei Dollar für den Pikul verschifft:

Nach England	17,030 Pikul
— Calcutta	1,700 —
— Bombay	970 —
— China und Manilla	300 —
— dem Cap	150 —
— Hamburg	1,870 —
— Amerika	300 —
— Madras	260 —
— Ceylon und verschiedenen Plätzen	520 —
	23,100 Pikul

Auch die Bereitung und Ausfuhr dieses verhältnißmäßig so neuen Nahrungsmittels hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Das Podimechan, welches gegenwärtig in dem Cosmorama von Regentstreet (London) ausgestellt ist, gleicht einigermaßen einer Draisine, wird von dem, der darin sitzt, selbst getrieben, und man glaubt, daß man vermittelst desselben ziemlich so schnell wie ein gewöhnlicher Eisenbahnzug vorwärts kommen kann. (Athenäum vom 10 Mai.)

Eismeister. Die neue Expedition unter Sir John Roß ist mit eigenen Eismeistern versehen, um das Schiff zwischen den schwimmenden Eisbänken und Eisbergen hindurchzusteuern. (Lit. Gaz. vom 10 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 149.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Mai 1845.

Die Rundthürme in Irland.

Es gibt kein Land in Europa, um dessen älteste Geschichte ein so fabelhaftes Gewand gezogen ist, wie Irland, und noch hat es keinem gelingen wollen, aus den „milesischen“ Mährchen das Körnchen Wahrheit herauszufinden. Unter den zahlreichen Denkmalen des Alterthums, mit welchen diese Insel fast bedeckt ist, stehen die räthselhaften Rundthürme oben an, und die Archäologen haben ihren Scharfsinn erschöpft, die Zeit ihrer Erbauung auch nur annähernd zu ergründen. Daß sie nicht aus der Zeit nach der anglonormannischen Eroberung stammen, ließ sich mit Leichtigkeit nachweisen, aber aus welcher frühern Zeit? das war die Frage. Was die Alterthumsforscher am meisten in Verlegenheit setzte war der Umstand, daß sie mit keinen celtischen Denkmälern übereinstimmten, und darum waren manche gar nicht abgeneigt, sie in eine fabelhaft frühe Zeit zu versetzen, und einen unmittelbaren Zusammenhang mit einigen dem Baalsdienst gewidmeten Gebäuden des Orients anzunehmen. Der skeptische Geist unserer Zeit ließ aber diese Annahme nicht lange bestehen, und die Thürme sind manchen andern Gebäuden in England, Schottland und den benachbarten Ländern im allgemeinen so ähnlich, daß man wohl annehmen muß, sie seyen von einem Volk gemeinsamer Abstammung aufgeführt. Seit einiger Zeit hat man, wie es scheint des unfruchtbaren Rathens müde, von der Sache abgelassen, jetzt ist aber ein Architekt von Profession, ein Hr. G. Wilkinson darüber gekommen, und dieser prosaische Kopf, dem der Ursprung der Thürme in den mythischen Zeiten des Baalsdienstes nicht sehr glaublich vorgekommen, hat eine andere Erklärung versucht, von welcher wir vorerst nichts sagen wollen, als daß sie vieles für sich hat.

Der Verfasser zählt im Ganzen 36 dieser Thürme auf, mehrere derselben aber wurden augenscheinlich nie vollendet, sondern nur bis zu einer gewissen Höhe fortgeführt und dann aufgegeben. Wenn die Thürme ganz vollendet wurden, hatten sie eine Höhe von 70—100 Fuß, ja einige scheinen 120 Fuß hoch gewesen zu seyn; ihr Umfang an der Grundmauer war 50 bis 60 Fuß, und an der meistens 8—12 Fuß über dem Boden angebrachten Thüre hatte der innere Raum 8—9 Fuß im Durchmesser. Die Mauern waren gewöhnlich 4 Fuß dick. Die noch ganz erhaltenen, namentlich der Thurm von Ardmore in der Grafschaft Waterford, haben ein konisches Dach, das den Bau abschließt.

Es ist bekannt, daß im 8ten und 9ten Jahrhundert Normannen lange Kriege mit den Iren führten und einen Theil der Insel eroberten; die unter Ossians Namen gesammelten Lieder lassen, wenn es sich auch nicht aus andern Quellen nachweisen ließe, hierüber keinen Zweifel übrig. Diesen aus dem eigentlichen Skandinavien gekommenen Normannen scheinen sich nun Normannen aus Frankreich angeschlossen zu haben, und der Verfasser ist der Ansicht, diese Rundthürme seyen normannische Bauwerke aus dem 9ten und 10ten Jahrhundert, denn anders ließe es sich nicht wohl erklären, warum diese Thürme mit allen denen auf dem Continent, welche aus gleicher oder früherer Zeit stammen, so ungemein viel Aehnlichkeit haben. Aehnliche Gebäude existiren auch in Pembroke Castle in Südwales, und diese „bieten eine solche Gleichförmigkeit mit den runden Thürmen Irlands dar, daß sich die Gleichheit des Ursprungs unläugbar daraus ergibt; dieß stimmt auch mit dem Charakter der Gebäude, welche in großer Zahl nach dem Fall des Römerreiches errichtet wurden, so sehr zusammen, daß man das Schloß in Pembroke Castle für eine Copie der irischen Rundthürme halten und beiden einen gemeinsamen Ursprung zuschreiben muß.“

Wenn diese Ansicht des skeptischen Herrn Architekten richtig ist, und es scheint allerdings viel dafür zu sprechen, so ist für die irische Geschichte und Alterthumskunde doch so ziemlich sicher errungen, daß man nicht auf eine vorceltische Epoche hinauskommen muß, eine Epoche, welche den alten Chronisten weit weniger Mühe als den neuen Archäologen und Geschichtsforschern gemacht zu haben scheint. Was den beschränkten Archäologen zu lösen nicht möglich war, das hat hier der mit der Geschichte der Baukunst bekannte Architekt ohne große Mühe gelöst, und dabei haben wir noch einen historischen Fund gemacht, indem diese Bauten zu beweisen

scheinen, daß die skandinavischen und französischen Normannen in jener Zeit viel einiger zusammengewirkt zu haben scheinen, als man gewöhnlich annimmt.

Cincinnati.

(Fortsetzung.)

Schwere und drückende Noth herrscht dann oft unter den armen Leuten, und dieß mag wohl auch die Ursache seyn, daß die wohlhabenderen Landsleute endlich abgestumpft gegen ein mit jedem Jahre wiederkehrendes Elend werden, dem sie doch nun einmal nicht abhelfen können. Durch diese übergroße Anzahl von arbeitsfähigen Männern verringert sich natürlich auch mehr und mehr der Lohn, den die dortigen Ansiedler in früheren Zeiten gezwungen waren zu geben, weil sie nicht Leute genug bekommen konnten. Im Jahre 1840 bezahlten die Farmer fünf bis sechs Dollar den Monat für einen kräftigen Mann, was, wenn man die dortigen Verhältnisse bedenkt, entsetzlich wenig ist, und dennoch boten sich ihnen viele, sehr viele an, welche nur um die Kost zu erhalten bei ihnen arbeiten wollten. Mit dem Kaufmannsstande ist es dasselbe, und am allerschlimmsten befinden sich Gelehrte, die, vielleicht mit tüchtigen Kenntnissen ausgestattet, geglaubt haben, dort verstanden oder anerkannt zu werden. Die armen Leute finden sich, besonders in Cincinnati, arg getäuscht.

Für die heimathliche Literatur sterben die Deutschen in Amerika ab. Die gebildeteren Classen lernen das Englische, und vernachlässigen schon aus dem Grunde die Muttersprache, da sie zu selten Gelegenheit bekommen deutsche Schriften zu erhalten; die arbeitenden Classen aber lesen einzig und allein Zeitungen, und nichts ist leichter, als eine solche Zeitung zu redigiren. Der Redacteur muß nur dann und wann einen Aufsatz schreiben, in welchem er aus Leibeskräften gegen die politische Opposition zu Felde zieht, dabei dürfen natürlich die Wörter „deutscher Freiheitssinn," „deutsche Treue und Biederkeit" u. s. w. nicht fehlen; um das Blatt nachher zu füllen, erscheint im Anfang irgend ein Gedicht, sey es von Goethe oder Schiller oder eigenes Fabricat, selbst eingesandte werden mit Dank angenommen, dann eine kleine Novelle oder Erzählung aus einer alten, vorsündfluthlichen Didascalia, hierauf einige englischen, oder ist es möglich auch deutschen Blättern entnommene Notizen, dann die Marktpreise und Ankündigungen, und die Nummer ist versehen. Honorar wird nie bezahlt.

Nun ist das Blatt freilich gedruckt, muß aber auch noch an die verschiedenen Subskribenten herumgetragen werden, und zu diesem Zwecke schließt der Redacteur einen Contract mit irgend einem Mann ab, dem er wenigstens die einzucassirenden Wochengelder anvertrauen kann, und der von jeder Zeitung, die er austrägt, etwas Bestimmtes per Woche erhält, dessen Vortheil es also neben dem Austragen auch ist, noch so viel neue Abonnenten als möglich zu seinen alten zu bekommen, indem sich durch eine Vermehrung des Absatzes auch sein Gehalt oder Einkommen vermehrt, wobei er für die täglichen Blätter an jedem Sonnabend, für die wöchentlichen jeden Monat das Geld eincassirt, weil überhaupt in Amerika nichtansässige Leute selten lange an einem Platze bleiben, und ein Verfolgen der Schuldner, da keine Controle weder über Fremde noch Reisende geführt wird, unmöglich ist.

Cincinnati selbst liegt am nördlichen Ufer des Ohio, der von Pittsburg aus, wo dieser durch den Zusammenfluß des Allegheny und Monongahela seinen Namen erhält, sich östlich nach einem Lauf von circa 1000 englischen Meilen in den Mississippi ergießt. — Es ist ein stattlicher Strom, dessen malerische Ufer ihm den Namen des „amerikanischen Rheines" gewonnen haben; bei Cincinnati mag er etwa eine englische Meile breit seyn und trägt im Winter und Frühjahr die größten Dampfboote, wird jedoch im Sommer und Herbst, nicht mehr durch die Bergströme der Allegheny-Gebirge genährt, an mehrern Stellen sehr seicht und die Schifffahrt hört dann für die größern Boote auf. Durch diesen „schönen Strom" aber (der indianische Name der Senecas ist Oh-ey-o oder der schöne Strom) erhielt Cincinnati seine Bedeutung und wuchs schnell zu einer der größten Städte der Union an; zwar versuchten Speculanten am gegenüberliegenden Ufer in Kentucky am Ausfluß des Licking, Oppositionsstädte zu erbauen, und New-Port wie Covington entstanden, Cincinnati aber überflügelte sie schnell und wurde die „Königin des Westens."

Die eigentliche Stadt, denn sie zählt außer dem Städtchen Mohawk noch mehrere Anbaue, liegt am Fuß einer Hügelreihe, die das Thal des kleinen Miami einschließt und hat mehrere Eisengießereien; dabei versorgt sie fast die ganzen Vereinigten Staaten mit geschnittenen eisernen Nägeln, die überall statt der geschmiedeten gebräuchlich sind. In und um Cincinnati befinden sich auch die bedeutendsten Brauereien und Whiskeybrennereien Amerika's, besonders aber Schlachthäuser, wie sie auf keinem zweiten Platz in der Welt existiren, denn von hier aus werden nicht allein die Vereinigten, sondern auch die südlich gelegenen Staaten, Texas und Mexico, mit eingepöckeltem Schweinefleisch versehen, das sogar bis nach Südamerika verschifft wird.

Nichts schildert den Charakter eines Menschen deutlicher als kleine Anekdoten und Angewohnheiten aus seinem Leben, eben so ist es mit einer Stadt, die man wohl am leichtesten durch kleinere Züge ihres innern Treibens und Verkehrs kennen lernt und von denen ich versuchen will dem Leser einige, wie sie mir noch frisch im Gedächtniß sind, mitzutheilen.

Der Markt.

Durch ganz Nordamerika haben die Marktplätze ein ziemlich ähnliches Aussehen, ein sogenanntes „Markthaus" bildet den Mittelpunkt und besteht aus einem auf einer doppelten Säulenreihe ruhenden Dach, unter dessen Schutz die Fleischhauer oder Metzger den innern Raum einnehmen; um diesen reihen sich die ein höheres Standgeld bezahlenden Gärtner an der Außenseite, aber ebenfalls noch unter dem Schutz des Vorbaues an. In Cincinnati sind drei solche Marktplätze:

der obere oder Flymarket, der mittlere und der untere Markt, wo Montag und Donnerstag auf dem ersten, Dienstag und Freitag auf dem zweiten und Mittwoch und Sonnabend auf dem dritten Markt gehalten wird. Dort prädominiren die Deutschen besonders, denn sie bilden nicht allein die Mehrzahl der Fleischer, sondern haben auch mit wenigen Ausnahmen den alleinigen Verkauf der Gartenfrüchte, und zwar schon aus dem Grund, weil der Amerikaner in dieser Hinsicht nun einmal ein Vorurtheil zu Gunsten der Deutschen hat, die, wie er glaubt, alle geborene Gärtner sind. Will ein Amerikaner im Frühjahr seinen Garten herstellen lassen, so ruft er den ersten besten Deutschen dazu und überträgt ihm die Arbeit, er frägt aber nie: „weißt du mit einem Garten umzugehen?" sondern denkt, das verstehe sich von selbst. Dabei haben unsere Landsleute das Monopol des Sauerkrautes, mit dem es ihnen wie den Creolen mit ihrem Lieblingsgericht Gumbo geht, es ist zum Spottnamen und zur Bezeichnung der Nation geworden, und nicht selten hört man unter den niedern Classen der Amerikaner, wenn jemand eine gemischte Versammlung bezeichnen will, den Ausdruck: „Es waren Amerikaner, Gumbos und Sauerkrauts dort."

Da übrigens die meisten der zu Markte Kommenden ihre Producte von meilenweit entfernten Farmen herbeischaffen, so lassen sie dieselben auf ihren kleinen, einspännigen, mit Leinwand überzogenen Fuhrwerken, und fahren diese auf beiden Seiten des Marktplatzes so auf, daß die Einkäufer an der Außenseite umhergehend den im Hintertheil des Wagens ausgelegten Inhalt sehen und prüfen können. Oft stehen Hunderte derselben in langer, die Straßen weit hinausreichender Reihe beisammen und geben dem Ganzen ein eigenthümliches Ansehen; was aber dem Europäer besonders auffällt, sind die Einkäufer selbst. Wie ich zum erstenmal auf einen amerikanischen Markt kam, traute ich meinen Augen kaum, als ich nicht allein anständige, sondern sogar elegant gekleidete Männer, oft in schwarzem Frack, mit Ringen an den Fingern, goldenen Uhrketten und blendend feiner Wäsche großmächtige Körbe am Arm tragend zu Markte gehen oder gar reiten sah; es war etwas unsern deutschen Sitten und Gebräuchen so ganz entgegengesetztes, daß ich nur mit vieler Mühe das Lachen verbeißen konnte. Nichts macht sich dann komischer, als wenn es zu regnen anfängt und der „Gentleman" den schon zur Vorsorge mitgenommenen Regenschirm aufspannt, dem kleinen Poney die Hacken in die Seiten setzt und mit kurzen Steigbügeln, daß die Knie fast den Sattelknopf berühren, zu Hause galoppirt.

Die Fleischer schmücken besonders bei feierlichen Gelegenheiten, als am 4 Julius, am Tage der Unabhängigkeitserklärung, an Washingtons Geburtstag, an verschiedenen Dank- oder Bußtagen rc., ihre Stände und das ausgeschlachtete Vieh auf das zierlichste, wobei sie etwas darin suchen, alle möglichen Fleischarten zum Verkauf auszustellen; daher findet man nicht selten bei einem einzelnen neben den gewöhnlichen Thierarten ganze Bären, Hirsche, Waschbären, Opossums und Eichhörnchen, die durch Blumenguirlanden auf das freundschaftlichste mit einander verbunden sind. Den Gemüseverkauf besorgen, wie schon gesagt, fast ausschließlich die Deutschen, denen auch die besten und einträglichsten Farmen in der Nähe von Cincinnati gehören, und von welchen sogar schon einige Weinberge angelegt und einen erträglich guten Wein gekeltert haben. Die Amerikaner schaffen hingegen mehr Käse, Eier, Butter und Geflügel zu Markt, während die farbige Bevölkerung von Cincinnati meistens gedörrtes Obst, Pfirsiche und Aepfel feil hält. Im Ganzen ist Cincinnati die billigste Stadt des Westens, und ein einzelner Mann kann mit 400 Dollars (1 Dollar 1 Thlr. 8 ggr.) das Jahr anständig leben.

(Fortsetzung folgt.)

Das arktische Meer und die nordwestliche Durchfahrt.

Unter diesem Titel hat sich Hr. Richard King, der standhafte Vertheidiger einer Landexpedition im Gegensatz gegen die abermals projectirte See-Expedition unter Sir John Roß, wiederholt vernehmen lassen (s. Athenäum vom 10 Mai) bei Gelegenheit einer Schrift des Hrn. Alexander Simpson, welcher seinem Bruder Thomas Simpson, dem bekannten arktischen Reisenden, der in einem Anfall von Raserei sein Leben geendet zu haben scheint, die Ehre vindicirt, die oder wenigstens eine nordwestliche Durchfahrt entdeckt zu haben. Dieß war bekanntlich durch die geographische Gesellschaft in London, so wie namentlich durch Sir John Barrow, dem etwas hartnäckigen Vertheidiger der See-Expeditionen, behauptet worden. Daß der Zweck damals nicht erreicht worden, daß man namentlich den „großen Golf, den die Eskimos unwandelbar als mit vielen Inseln bedeckt schildern," nicht erreicht hat, geht schon aus dem Umstande hervor, daß man jetzt abermals eine See-Expedition ausgerüstet hat. Alexander Simpson meint freilich selbst, der Raum zwischen den äußersten Punkten, welche Sir John Roß von Süden her und Thomas Simpson von Osten her erreicht hätten, sey nicht mehr als 60 engl. Meilen, aber dieß ist ein hinreichend weiter Zwischenraum, um noch manchen Möglichkeiten Platz zu lassen. Hr. Richard King ist noch immer der Ansicht, daß nur eine Landreise und zwar nach dem ursprünglichen Plane Hrn. Thomas Simpsons die Frage lösen werde.

Singhapura.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Vor der Gründung Singhapura's fand keine regelmäßige, von den Chinesen selbst unterhaltene Handelsverbindung statt zwischen irgend einer englischen Besitzung und dem Mittelreich. Jetzt kommen jährlich an fünfzehn bis achtzehn Dschonk aus verschiedenen Häfen der Provinzen Tsche kiang, Fokien und Kuang tong mit einem Gehalt von 3 bis 4000 Tonnen und einem Werth von ungefähr 250,000 Dollar nach Singhapura. Die Chinesen bedienen sich bei ihren Fahrten keiner Seekarten, sondern bloß einiger Bücher, worin die Segelrichtungen ziemlich genau verzeichnet sind. Sie verlassen gewöhnlich China im Anfang Januars zur Zeit, wo der Monsun sehr stark ist, und segeln zwanzig bis dreißig, manchmal auch vierzig Tage bis nach Singhapura. Zur Zeit der Südwestmonsun im Monat Julius kehren sie dann in ihr Vaterland zurück.

Das Kargo der Dschonk ist größtentheils auf die Bedürfnisse ihrer in Singhapura, in den umliegenden Ländern und Inseln angesiedelten Landsleute berechnet. Die Rückfracht besteht gewöhnlich aus den Erzeugnissen Australasiens — nur eine geringe Summe wird in englischen Manufacturwaaren angelegt. Es mögen auf diesem Wege jährlich europäische Fabricate von kaum 6 bis 7000 Dollar Werth ihren Weg nach dem Mittelreich finden. Auch bringen die Dschonk, im Durchschnitt gerechnet, jedes Jahr 2 bis 3000 Auswanderer, von denen die wenigsten aber in Singhapura selbst ein Unterkommen finden. Sie ziehen wenige Tage nach ihrer Ankunft in die verschiedenen Länder und Inseln des östlichen Asiens, wo sie entweder Freunde haben oder hoffen, am leichtesten Beschäftigung zu erhalten. Ein Theil richtet sein Augenmerk auf die Pfeffer- und Kaffeeplantagen zu Rhio, zu Tanjong-Pinang, auf Java und Pinang; ein anderer auf die Zinnminen der malayischen Halbinsel und ein dritter zieht nach Borneo, Sumatra und Celebes, um Goldstaub und Diamanten zu sammeln — Erzeugnisse, die dann theilweise wieder auf den Markt von Singhapura gebracht werden. So wurden in dem Jahre 1829 aus diesen Ländern von Pahang und Kalantan auf der Ostküste der malayischen Halbinsel nicht weniger als 8103 Bunkal Goldstaub in Singhapura eingeführt. Ein Bunkal enthält 832 Gran Troygewicht. Von der Westküste Borneo's allein kommen jährlich, im Durchschnitt gerechnet, 3800 Unzen Gold nach Singhapura, welches jedoch kaum der zehnte Theil des Ertrags der reichhaltigen Goldminen dieser Insel seyn soll. Ueberhaupt wird, was wenig bekannt zu seyn scheint, in den östlich vom Ganges gelegenen Ländern und Inseln viel Gold und Silber gewonnen, das auf verschiedenen Canälen am Ende sämmtlich nach Indien wandert, wo es in der Münze zu Calcutta ausgemünzt wird, wie die amtlich bekannt gemachten Listen der Einfuhr von edeln Metallen, welche beinahe sämmtlich von den östlichen Inseln und China kommen, hinlänglich beurkunden. *)

Sobald ein Chinese den Boden eines fremden Landes betritt, bemüht er sich die Sprache des hier einheimischen oder herrschenden Volks zu erlernen; auch bringt er es gewöhnlich durch unermüdlichen Fleiß in einigen Monaten dahin, sich nothdürftig verständlich zu machen. Alle Chinesen in Singhapura verstehen Malayisch, und viele sprechen das Englische zum Verwundern geläufig. Ein Emigrant aus der Provinz Fokien, mit dem ich eine chinesische Conversation anzuknüpfen suchte, fragte mich, da er mein Chinesisch nur mit Mühe verstehen konnte, in sehr gutem Englisch: Ob ich nicht auch ein Schüler des Doto Molison (Dr. Morrison) sey? „Ich selbst," setzte er in einem ernstlichen, feierlichen Tone hinzu, „verdanke ihm alles, was ich bin; er unterrichtete mich ein Jahr lang im Lesen, Schreiben und englisch Sprechen, — was ich bin und was ich habe, verdanke ich diesem großen Doctor." Man wundere sich nicht, daß dieser Chinese in den wenigen chinesischen Sätzen, die ich hervorzubringen vermochte, nur mit Mühe den Sinn herausfinden konnte. Es weichen nämlich die Dialekte der einzelnen Kreise des chinesischen Reichs so sehr von einander ab und sind im Ganzen so sehr von der allgemeinen Sprache der Gebildeten verschieden, daß Leute des einen Kreises sich in dem andern kaum verständlich machen können. Ja so groß ist diese Verschiedenheit, daß die Beamten, welche vom Norden nach dem Süden versetzt werden, bei öffentlichen gerichtlichen Verhandlungen eines Dolmetschers bedürfen, der ihnen den Dialekt des gemeinen Mannes in die Mandarinsprache, d. h. in das Hochchinesische, übersetzt. Der Dialekt der chinesischen Colonisten in Singhapura, welche, wie bereits bemerkt wurde, beinahe sämmtlich aus der Provinz Fokien kamen und kommen, weicht aber noch mehr von der allgemeinen Landessprache ab, als die andern mannichfachen Idiome des chinesischen Reichs. Nicht bloß, daß die auch in ihren Sitten eigenthümlichen Bewohner des Kreises die Schriftzeichen auf eine besondere, von der unter Gelehrten angenommenen Regel höchst abweichende Weise aussprechen; sie haben auch noch eine Menge Wörter und Schriftzeichen, welche man vergebens in der Sprache und Schrift der allgemein unter den Gebildeten gangbaren Sprache suchen würde. Die christlichen Sendboten, welche auf das gemeine Volk in den verschiedenen Theilen des Reichs wirken wollten, fanden es deßhalb schon in den frühesten Zeiten unumgänglich nothwendig, eigene Wörterbücher und Grammatiken über diese verschiedenen Dialekte, vorzüglich aber über den so abweichenden der Provinz Fokien, auszuarbeiten. In den neuesten Zeiten hat der gelehrte Missionär Medhurst ein neues Wörterbuch dieses Dialekts zusammengetragen und dem Druck übergeben. Um mir einen deutlichen Begriff von einigen chinesischen Dialekten zu verschaffen, bat ich den gelehrten evangelischen Sendboten Tomlin in Singhapura, der jetzt nach langer Abwesenheit nach Europa zurückgekehrt ist, mir eine Seite Chinesisch auf dreierlei verschiedene Weise vorzulesen: nach der allgemein herrschenden Aussprache, nach dem Dialekt von Kuang tong und dem in Fokien, die der wackere Mann so geläufig wie seine Muttersprache spricht. Die Sprachweise der Fokien-Leute ist so hart und rauh, hat so viele Gurgel- und Zischlaute, daß wenn ich sie bloß zufällig vernommen, niemals geahnt hätte, dieß sey eine leibliche Schwester der eintönigen, sanften und milden Sprache der Blume der Mitte.

*) Vergl. Prinseps Useful Tables. Calcutta 1834. I, 37. 59.

Miscellen.

Sterblichkeit der englischen Truppen in den Colonien. In der statistischen Gesellschaft zu London las ein Militärarzt, Namens Balfour, eine Abhandlung über die Mittel, in den verschiedenen Colonien Truppen in guter Gesundheit zu erhalten. Dieser Abhandlung waren nachstehende Angaben über die Sterblichkeit unter 1000 Mann in den verschiedenen Colonien angehängt: Neusüdwales 14,1; Cap 15,5; Neuschottland und Neubraunschweig 18; Malta 18,7; Canada 20; Gibraltar 22,1; jonische Inseln 28,3; Mauritius 30,5; Bermuden 32,3; St. Helena 35; Tenasserim-Provinzen 50; Präsidentschaft Madras 52; Präsidentschaft Bombay 55; Ceylon 57,2; Präsidentschaft Bengalen 63; Inseln unter und über dem Wind (Westindien) 85; Jamaica 143; Bahamas 200; Sierra Leone 488. (Athenäum vom 10 Mai.)

Das Athenäum über die Sterblichkeit in Nordamerika. Bei Gelegenheit eines statistischen Werkes von G. P. Putnam bemerkt dieß Blatt (10 Mai): „Sterblichkeitslisten finden nicht leicht ihren Weg über das Meer, und doch können nur sie einen ungefähren Begriff über die mittlere Lebensdauer in Amerika geben. Bei einer Vergleichung zwischen der Lebensdauer in Amerika und in England wird wohl, vielen eingezogenen Erkundigungen nach, das Verhältniß sehr zum Nachtheil des erstern ausfallen. Wenn wir nicht in starkem Irrthum sind, so möchten wohl die Engländer in einer gegebenen Anzahl Jahre doppelt so viele gesunde Tage haben als die Amerikaner; einige Districte sind ohne Vergleich besser als andere, aber die besten halten kaum einen Vergleich mit den schlechtesten in England aus." Das Athenäum spricht sich sonst, was hier wohl zu bemerken ist, nicht leicht unbedachtsam aus.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 150.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Mai 1845.

Ein Besuch des Ararat.

(Nach einem Schreiben Spasski-Antonowoffs aus Redutkaleh vom 5/17 Oct. 1844. Vaterländische Memoiren, Januar.)

Von der Zeit an, wo am Ende Junius 1840 nach Tiflis eine umständliche Nachricht gelangte von dem furchtbaren Erdbeben, welches einen Theil des Ararats über das unglückliche Dorf Achury herabgestürzt hatte, brannte ich vor Begierde noch einmal den Ararat zu besuchen, doch nicht früher als im Jahre 1843 konnte ich diesen lange gehegten Wunsch zur Ausführung bringen. Am 31 August verließ ich Tiflis, und am 12 Sept. befand ich mich in der Nähe der Trümmer des Ararat und des Dorfes Achury. Ich hatte mir vorgenommen gleich meine Bemerkungen darüber niederzuschreiben, aber das Schicksal verschlug mich wider meinen Willen nach den Ufern des schwarzen Meeres, und jetzt erst gerade zehn Jahre nach meinem ersten Besuch des Ararat *) bin ich im Stande, etwas näheres über meinen Ausflug zu berichten.

Ich verließ Tiflis bei Nacht und durchzog bei Nacht das ganze verbrannte Thal zwischen den Bergen von Tiflis und Bortschali; beim Uebergang über die Algetka betrachtete ich die Trümmer der alten, sogenannten römischen Brücke, die mir in der Nacht noch viel bedeutender und größer vorkamen, und erreichte am Morgen die Brücke über den Chram. Hier stiegen wir in die zwischen den mittlern Bogen unterhalb der Brücke angebrachte Kammer hinab, und besuchten das innerhalb der Brückenbefestigungen am Ufer erbaute Karawanserai, das ich, wie jene Kammer, in ziemlich gutem Zustande fand. Ehe man nach dem Dorfe Pipis gelangt, sieht man links vom Wege einen ungeheuren, einzeln stehenden Fels, der wie eine natürliche Pyramide hervorragt, und bei den Armeniern Gawar-Sin, der wunderbare Fels, heißt. An diesem erblickt man eine Menge Thüren und fensterartige Oeffnungen, in denen ehemals Einsiedler hausten, oder wohin die friedlichen Eingebornen bei feindlichen Einfällen sich flüchteten. Der Fluß Chram bildet die alte Gränze Armeniens, jetzt aber die der sogenannten moslemitischen Provinzen, welche zu den Kreisen von Tiflis und Alexandropol gehören. Am Flusse Chram beginnt auch das Labyrinth der Berge von Bortschali, Bambak und Schuragel, die man sämmtlich zum System des Allahgös (Alages) rechnen kann. Jetzt besteht die hiesige Bevölkerung mehr aus Tataren, doch besitzen Armenier noch etwa die Hälfte der brauchbaren Ländereien; eine Menge Flecken und Dörfer und noch mehr die Trümmer der alten armenischen Kirchen und Festungen, so wie zwei Klöster, Achpat und Sanain, zeigen, daß Armenier hier die alten Einwohner waren. Hier hört man kein grusinisches Wort, man sieht kein karthlisches Gesicht, und Kenner versicherten mich, daß hier auch noch jetzt die beste armenische Mundart gesprochen werde.

Die Straße nach Eriwan und Alexandropol geht durch ein Tiefthal nach dem Dorfe Delischan, wo sie sich scheidet, westlich nach Alexandropol, südlich nach Eriwan; die Straße nach der letztern Stadt ist sehr gut angelegt, läuft an dem Bette des Akstapha hin, und bildet an manchen Stellen eine vortreffliche Chaussee. Dieser Weg wurde in den Jahren 1834 und 1835 unter General Rosen angelegt. Nahe an der Station Istibulach ist eine Cisterne erbaut, aus der ein vortreffliches Bergquellwasser in drei Brunnen sich ergießt. Eine ausgehauene Inschrift besagt, daß die umwohnenden Eingebornen diese Cisterne zum Andenken und aus Dankbarkeit für die Erbauung der Straße angelegt hätten. Von Pipis nach Delischan bietet der Weg, oder richtiger gesagt die Thalschlucht, die prachtvollsten Landschaften dar. Höhe mit Gras, Buschwerk und Bäumen verbrämte und umwundene Felsen stellen wundersame Tempel, Altäre und Wohnungen der Berggeister dar.

Von Delischan nach Alexandropol führt der Weg bald in waldlose Berge. Der Boden hebt sich allmählich, und das Grün wird ärmlicher und bleicher; plötzlich aber zeigte sich uns in dem Morgennebel eine völlig russische Landschaft. Sand und Thon wandelte sich in Schwarzerde um, die bewaldeten Steilfelsen in mäßige, mit verdorrtem Grase bedeckte Höhen, der rasche Bach in ein ruhig dahin fließendes Gewässer

*) Diese Reiseschilderung erschien in einer besondern Schrift zu Moskau im Jahre 1839.

mit sumpfigen, von Maulwurfshaufen bedeckten Ufern. Bald erschienen denn auch russische Bauern mit Bärten, russische Blockhütten, zum Theil vom Rauche geschwärzt, junge Mädchen und Knaben trieben das Vieh ins Feld, Leute mit Sichel, Rechen und Sense zogen zur Arbeit und arbeiteten ganz in russischer Weise. Es ist dieß eine neue Ansiedlung, die Leute haben sich aber noch nicht recht eingewöhnt.

Wir fuhren an der ehemaligen persischen Gränze hin längs dem Flusse Bambak, und nahe an dem Dorfe Saral sahen wir ein pyramidenförmiges Grabdenkmal von schwarzen behauenen vulcanischen Steinen, traten näher, fanden aber keine Inschrift. Wer liegt hier begraben? fragte ich meinen alten armenischen Postillon. „Der schwarze (Kara) Major," sagte er; dann begann der alte Mann mit besonderer Lebhaftigkeit auf die umliegenden Berge und Thäler hinzuweisen, und erzählte, alles dieß sey mit unzähligen Schaaren Kisilbaschen (Perser) besetzt gewesen, der russische schwarze Major habe sich mit einer kleinen Anzahl Soldaten von allen Seiten eingeschlossen, lange geschlagen und alle Feinde besiegt, da er aber keine Kanonen gehabt, so sey er mit allen seinen Gefährten auf dieser Stelle gefallen. Dieß ist das Grab des Major Montresor.

Lange Zeit stiegen wir bald auf, bald abwärts über kahle Berge und durch ausgedörrte tiefe Thäler, im allgemeinen aber war die Gegend hoch. Endlich kamen wir auf eine sehr weite Hochebene, die auf allen Seiten von niedern Bergen umgeben war, hinter denen etwas höher als die andern der mit Schneestreifen bezeichnete Allahgös hervorragte. Auf dieser Ebene hauste ein ungestümmer Wind, der ganze Wolken dichten Staubes emportrieb; auch ist auf der ganzen Fläche kein Baum, kein Busch, und das Grün der Pflanzen ist fast ausgebrannt, nur in der Ferne zeigten sich einige schwache Spuren menschlicher Wohnungen; dieß war Alexandropol, das sich aber bei näherm Betracht besser darstellte, als ich anfangs glaubte. Freilich trägt es alle Hauptmerkmale asiatischer Städte: krumme dunkle Straßen, Unreinlichkeit und Unbequemlichkeit der Wohnungen, es zeigt aber einigen Anschein von Wohlstand, und hat ein vortreffliches Baumaterial, nämlich einen Stein, der ungemein leicht bricht und an der Luft hart wird. Aus diesem Stein sind viele Häuser und Läden nach europäischer Manier aufgebaut. Eine besondere Merkwürdigkeit in Alexandropol ist die dasige, in ihren Haupttheilen fast vollkommen beendigte, nach allen Regeln der neuesten Fortification angelegte Festung. Alle Wälle, oder besser gesagt Mauern, denn sie sind mit Stein bekleidet, unterirdische Gänge, Gewölbe u. s. w. bestehen aus demselben Stein. Die Festungskirche gilt gleichfalls, in Asien wenigstens, für ein ausgezeichnetes Gebäude, und sie, so wie die Veste selbst und die aus Quadersteinen aufgeführte Brücke von Wchet kann man als die einzigen Denkmäler der russischen Herrschaft jenseits des Kaukasus betrachten.

In Alexandropol ist das Klima kühl, gesund und selbst rauh. Korn und alle nördlichen Gewächse gedeihen vortrefflich auf der ganzen Ebene, aber an Wald und Gärten fehlt es, deshalb ist im Herbst alles kahl und die Umgebungen flößen Traurigkeit ein, so daß ich mich nicht freiwillig entschließen könnte hier zu leben, obgleich alle Lebensbedürfnisse, Holz ausgenommen, sehr wohlfeil sind. Früchte und andere zartere Gewächse läßt man in Menge aus dem Kreise von Eriwan kommen, Holz aber liefert größtentheils das Paschalik Kars. Außer dem Arpatschai, der nur eine halbe Werst von der Festung entfernt ist, hat die Umgegend keine Flüsse, sondern nur zwei kleine Bäche, aber Wasser findet sich allenthalben in geringer Tiefe. Die Winde sind heftig, der Regen fällt in Menge und sehr oft starker Hagel. Die mittlere Temperatur steigt nicht höher als in den mittlern Gouvernements von Rußland, indeß können nach der allgemeinen Angabe der Einwohner keine Bäume gedeihen, und man findet auch nur einige Cytisusbäume in den Schluchten der Bäche. In dem Garten des griechischen Geistlichen traf ich einige Aepfel- und Kirschenbäume, aber sie waren klein, erst seit einigen Jahren gepflanzt, und wurden im Winter mit besonderer Sorgfalt gepflegt. Alte Leute behaupten, diese Bäume würden bald verkommen oder im Winter erfrieren. Die Erfahrung muß zeigen, ob der Mangel an Gärten zu Alexandropol im Klima oder in der Abneigung der Einwohner gegen die damit verbundene Arbeit seinen Grund hat. Indeß ist die ganze Ansiedlung von Alexandropol noch sehr jung, und man muß bemerken, daß auch in den benachbarten türkischen Gränzdörfern keine Bäume und nichts Grünes sich findet, weßhalb sie mehr einem Trümmerhaufen, als menschlichen Wohnungen gleichen. In diesem District zeigt sich im Sommer Morgens nicht nur auf den wenigen Bäumen, sondern auch auf dem Gras und dem bloßen Boden eine Feuchtigkeit, ähnlich einem sehr starken Thau, welche sich verdichtet und in einen Zuckerstoff umwandelt; die Einwohner nennen sie Manna.

Von Alexandropol aus reisten wir der Gränze entlang südlich und südöstlich nach dem Ararat. Zwei Tage lang zogen wir am Ufer des Arpatschai fort, und je weiter wir kamen desto mehr senkte sich der Boden; 40 Werste von Alexandropol übernachteten wir in dem armenischen Dorfe Kisilkilisi (die schöne Kirche) mitten unter furchtbaren Schluchten und schwarzen Steilfelsen, zwischen denen in tiefem Abgrund der sonst so ruhige und stille Arpatschai dahin tobt. Die schöne Kirche trägt die Spuren hohen Alterthums, und eine Inschrift besagt, daß sie im Jahre 436 der armenischen Zeitrechnung erbaut worden sey; doch ist die Architektur der griechischen ziemlich ähnlich, wie sich aus der runden Kuppel ergibt, denn die Kirchen von rein armenischer Bauart haben einen spitz zugehenden durchbrochenen Aufsatz. *) Ueber das hohe Alter von Kisil Kilisi darf man sich nicht wundern, da wir uns jetzt den Trümmern der armenischen Hauptstadt Ani näherten.

(Schluß folgt.)

*) Phonar, wörtlich eine Laterne.

Cincinnati.

(Fortsetzung.)

Boardinghäuser.

Das Wort „boarding-house“ ist fast das erste, welches der Einwanderer in Amerika lernt — er muß ein Obdach und Nahrung haben, und dieß alles findet er für einen verhältnißmäßig billigen Preis in solchen Kost- oder Boardinghäusern. Ich rede hier nicht von den besser eingerichteten Wirthschaften und Hotels, die dem Reisenden alle möglichen Bequemlichkeiten bieten, und von denen, in Cincinnati besonders, eine große Anzahl existirt, sondern von den Häusern, in welchen der Fremde, dessen financielle Umstände ihm nicht erlauben sechs, acht, ja zwölf Dollar die Woche für Kostgeld zu bezahlen, einkehrt, und wo er, wie der deutsch-amerikanische Ausdruck ist, „boardet!“

Diese Anstalten werden fast ausschließlich von Deutschen gehalten, sind sich im Ganzen ziemlich ähnlich, und wir wollen dem Leser eines dieser „Kaffeehäuser,“ wie sie sich fast alle nennen, näher vorführen. Es ist ein schmales, zweistöckiges, grün angestrichenes Brettergebäude, das, selbst etwas windschief, zwischen zwei große Backsteinhäuser hineingepreßt, scheinbar von diesen aufrecht gehalten wird. Ein breites Glasfenster zeigt drei über einander angebrachte Reihen von Flaschen mit Liqueur oder wenigstens einer liqueurfarbigen Flüssigkeit gefüllt, zwischen denen, um den sonst etwas zu leeren Raum auszufüllen, einzelne Citronen liegen, während in der unteren Reihe mehrere Glasgefäße mit Candiszucker und anderen Näschereien prangen. Ueber der mit einer rothen Gardine verhangenen Thür steht auf einem grünlackirten Schild mit grellrothen Buchstaben, daß die Augen kaum das Verschwimmen der Farben ertragen können, „Battle of Bunkershill Coffee house,“ und darunter „Deutsches Kosthaus von N.N.“

Doch wir wollen hineingehen und das Innere des Heiligthums betrachten. Es ist ein kleines, wahrscheinlich früher zum Vorsaal bestimmt gewesenes Zimmer, das jetzt aber zur Schenkstube benutzt wird und zugleich das Entrée des Hauses bildet. Rechts sind bis zur Decke hinauf Rahmen angebracht, die mit Flaschen, Caraffen, Gläsern, Apfelsinen und Zuckerwerk ausgeschmückt, die eine Wand verdecken, während Thür und Fenster die zweite einnimmt, und riesenhafte Zettel, Ankündigungen von Seiltänzern und Kunstreitern, mit Abbildungen der merkwürdigen Sachen, welche diese auszuführen gedenken, die andern beiden überziehen. Besonders hervorstechend zeigt sich noch, gerade am mittelsten Rahmen befestigt, ein kleines Schild, auf dem mit größtmöglichen Buchstaben die Worte „No credit!“ „Kein Credit!“ zu lesen sind, und mit dem eine zweite unter Glas und Rahmen gebrachte Tafel correspondirt, durch welche dem Eintretenden in zierlichen Versen kund gethan wird, daß der Eigenthümer seine Weine und Liqueure, seine Flaschen und Gläser, ferner Hausrente und Taxen **bezahlen** müsse, und deßwegen unendlich bedaure, seinen geehrten Gästen unter keiner Bedingung borgen zu können. Eine Art Ladentisch trennt den Ausschenker oder „Barkeeper“ von den Gästen, zu deren Bequemlichkeit nur eine kurze, grünlackirte Gartenbank an der gegenüberstehenden Wand angebracht ist, die aber für den Augenblick leider nicht benutzt werden kann, da ein Irländer, der ein wenig zu schwer geladen, langgestreckt darauf liegt.

„Wer tractirt?“ ruft jetzt der Barkeeper, welcher sich schon fast eine Viertelstunde lang die Anwesenden ungeduldig betrachtete. „Wer tractirt? Boy's — ihr steht ja so trocken da, wie die Pulverfässer — wollen wir d'rum würfeln?“ Er hat bei den letzten Worten einen kleinen Lederbecher unter dem Ladentisch vorgeholt und schüttelt denselben ein wenig; der Klang wirkt wie bezaubernd, alle treten hinzu, und die drei niedrigsten Würfe müssen den Trunk à Person mit einem Picayune (6¼ Cent. oder 2 gGr.) bezahlen. Obgleich der Barkeeper selbst mitspielt, so ist es doch eher zu erwarten, daß der niedrigste Wurf leicht einen der Gäste, von denen sechse gegenwärtig sind, als ihn treffen wird, und schon auf solche Art und Weise verdienen die Wirthe manchen Dollar. Jetzt öffnet sich aber die Thür, und ein anständig gekleideter Mann tritt herein und erkundigt sich bei dem Ausschenker, ob er hier eine oder mehrere Wochen „boarden“ könne. Dieser beschaut ihn zuerst sehr aufmerksam vom Kopf bis zum Fuß, und frägt ihn dann vor allen Dingen, „ob er Gepäck bei sich habe?“

„Nichts als dieses!“ antwortet der Fremde, und zeigt auf ein kleines, in ein rothseidenes Schnupftuch eingeschlagenes Päckchen.

„Hm,“ sagt der Ausschenker, „dann müssen Sie pränumerando bezahlen, ich kann Ihnen nicht helfen!“

„Und wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich das nicht werde,“ entgegnet pikirt der Fremde.

„Oh well!“ sagt der Ausschenker, keineswegs dadurch außer Fassung gebracht, „dann ist alles in Richtigkeit.“

„Und der Preis?“ frägt der Fremde.

„Drei Dollar die Woche!“

Der Mann bezahlt und bittet den Barkeeper nun, ihm sein Zimmer zu zeigen; dieser steigt mit ihm eine kleine, schmale Treppe hinauf, öffnet die sich fast an der obersten Stufe befindende Thür, und weist den Ebengekommenen hinein.

Es ist ein ziemlich großer Raum, der die ganze Breite des Hauses einnimmt, mit drei Fenstern und einem gewaltigen Kamin an der Seite, das Ganze hat aber ein unfreundlich kaltes Aussehen, denn in dem Kamin liegen Stiefeln, Stöcke, Hutschachteln, Pfeifen rc. rc., und beweisen zur Genüge, wie wenig von dieser Seite auf ein gutes, erquickendes Feuer zu hoffen sey. Des Fremden, den Raum schnell durchfliegende Augen zählen fünfzehn zweischläfrige Betten, die eines neben dem andern an den Wänden hin und in der Mitte stehen, und eine ziemlich zahlreiche Schlafgenossenschaft versprechen. Nur ein Tisch und etwa acht oder neun Stühle dienen dem Worte „Mobilien“ zur Entschuldigung, und die umherhängenden verschiedenartigen Kleidungsstücke sind nicht

gerade geeignet, dem Ganzen ein freundlicheres Aussehen zu geben.

„Und hier soll ich schlafen?" fragt mit gerade nicht freudiger Ueberraschung der Fremde.

„Ja!" ist die Antwort — „in diesem Bette hier, mit einem Amerikaner — es ist ein ganz ordentlicher Mann!"

„Und kann ich kein Bett für mich allein bekommen?"

„Unmöglich, wir haben jetzt kaum Platz für unsere Gäste — alle Boardinghäuser sind überfüllt."

Noch steht der Fremde unschlüssig am Eingang, er weiß aber, daß wenn er auch zu einem andern Hause gehen wollte, sich die Verhältnisse ziemlich gleich bleiben, wirft sein Päckchen auf das ihm angewiesene Bett und — ist eingezogen.

„Haben Sie denn wohl einen ruhigen Platz, wo ich einen Brief schreiben könnte?" frägt er jetzt nochmals den Barkeeper, der eben im Begriff ist die steile Treppe wieder hinunter zu klettern.

„Unten im Zimmer, wo die übrigen sind!" sagt dieser, „das ist der einzige Platz im ganzen Haus." In jenes Zimmer führt er jetzt seinen Gast und zeigt ihm in der einen Ecke einen Tisch, an welchem eben ein freundlicher Oldenburger emsig beschäftigt ist zu dem morgenden Sonntag seine Stiefeln zu wichsen.

„Du mußt damit hinausgehen!" fährt er diesen an, „das gehört sich nicht in die Stube! wir sind nicht mehr auf dem Schiffe!" Schweigend räumt der also Abgefertigte seinen Platz ein und der Fremde sieht sich vergebens nach irgend einem Gegenstand um, mit welchem er den staubigen Tisch abwischen könne!

„Warten Sie, ich will Ihnen etwas bringen," sagt der Barkeeper und geht in das Schenkzimmer zurück; unterdessen hat jener aber vollkommen Zeit den Raum zu betrachten, in welchem er sich jetzt befindet. Es ist ein geräumiges Zimmer mit einem großen, gußeisernen Gestell in der Mitte, das ein Mittelding zwischen Ofen und Kamin zu seyn scheint, denn es hat wohl die Gestalt des erstern, entspricht aber ganz dem Zweck des letztern, da es die Hitze nicht erst durch Röhren, sondern gleich durch die warm im Rost sichtbaren Kohlen verbreitet. Um dieses haben sich in allen möglichen Stellungen und Lagen die verschiedenen Gäste des „Kaffeehauses zur Schlacht am Bunkers Hill" versammelt, und befinden sich alle in einer sehr heitern Stimmung, lachen und erzählen und machen einen Lärm, daß die Gläser auf dem zweiten Tische zittern. Einige, die im Anfang gekommen seyn mochten, hatten noch Stühle gefunden, die später Eintreffenden schon mit zwei grünlackirten Holzbänken, denen ähnlich, die in der Schenkstube standen, vorlieb nehmen müssen, und die letzten konnten einzig und allein stehend an der Gesellschaft und zu gleicher Zeit am Ofen Theil nehmen. Unser Gast war gezwungen sich auf irgend eine Art einen Stuhl zu verschaffen, und mit den Sitten solcher Häuser schon ziemlich vertraut, blieb er einige Minuten am Feuer, bis einer der Sitzenden aufstand, welchem er dann ohne weitere Umstände den kaum verlassenen Stuhl entführte und an seinen Tisch trug. Diesen mußte er übrigens, da der Barkeeper nicht wiederkehrte, mit seinem eigenen Taschentuche abstäuben.

Jetzt klingelt es plötzlich im nächsten Zimmer, und der lang ersehnte Ruf „supper! supper!" (Abendessen) übertönt und erstickt bald den frühern Lärm; alles strömt in das Speisezimmer und der Barkeeper trägt den Davondrängenden die zurückgelassenen Stühle nach, da an der Table d'hote noch einige fehlen. Eine lange Tafel steht dort gedeckt, an welcher etwa 30 Personen Raum haben und die mit mehrern Fleischarten, Kartoffeln, Eiern, Butter und Käse besetzt ist. Jeder Gast findet neben seinem Teller eine eingeschenkte Tasse Thee, die er, wenn geleert, bloß empor zu heben braucht, um sie augenblicklich wieder von einem jungen Mädchen, das die Aufwartung besorgt, gefüllt zu bekommen; doch sieht es der Wirth nicht gern, wenn das öfter als zweimal geschieht. Das Essen ist gut und schmackhaft zubereitet, und nach der Mahlzeit, von der jeder, sobald er fertig ist, aufsteht, ohne sich weiter mit Wort oder Blick um seinen Nebenmann zu bekümmern, versammeln sich die Gäste wieder um den kaum verlassenen Ofen, an welchem jene jetzt die besten Plätze einnehmen, die am schnellsten essen konnten. Die Gesellschaft ist übrigens keineswegs uninteressant, denn nicht allein verschiedene Nationen, sondern auch verschiedene Stände treffen sich hier, und die gebildetere Classe der Deutschen, als Advocaten, Aerzte, Theologen, Kaufleute ꝛc., die größtentheils wenigstens für den Augenblick noch gezwungen waren eine ihren frühern Beschäftigungen gerade nicht entsprechende Arbeit zu übernehmen, um ehrlich und ordentlich in der neuen Welt durchzukommen, findet sich bald zusammen und verplaudert die langen Abende.

Die Zeit des Schlafengehens naht aber jetzt, und hie und da schleichen einzelne mit abgebrannten Lichtenden in der Hand die Treppe hinauf, denen die übrigen ebenfalls bald folgen und ermüdet das harte Lager suchen, welches nur aus einer Seegras-Matratze und zwei oder drei wollenen Decken besteht. Die Lichter verlöschen nach und nach, und sobald sich die einzelnen Paare und Bettgenossenschaften verständigt haben, ob sie „doppelt-Adler„ - oder „löffelartig" liegen wollen, herrscht für wenige Minuten tiefes Schweigen, das aber bald einem von allen Seiten hertönenden Schnarchen weicht, bei dem sich der daran nicht Gewöhnte oft stundenlang unruhig auf seinem Lager umherwälzt.

Es existiren übrigens auch mehrere amerikanische Boarding-Houses in Cincinnati, wo der Gast für 5 Dollars per Woche eine reinlichere und freundlichere Umgebung hat, das Unangehme des mit mehrern Zusammenschlafens findet sich in den meisten.

(Schluß folgt.)

Marmorbrüche in Frankreich. Das Studium der Alterthümer hat in Frankreich eine sehr bedeutende Industrie hervorgerufen; man hat in den Schriften der Alten aufgefunden, daß die Römer zu Neris (Allier), in den Pyrenäen, in den Alpen, im Jura bedeutende Marmorbrüche gehabt hatten. Neuere Nachsuchungen haben zur Entdeckung großer Marmorbrüche zu Noyers (Yonne) geführt. (Echo du Monde Savant vom 4 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 151.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Mai 1845.

Cincinnati.

(Schluß.)

Money-Brokers.

Die Geldwechsler spielen in allen Städten Amerika's eine bedeutende Rolle, denn wo solch' unzählige Banken und Tausende von verschiedenen Banknoten und Münzsorten circuliren, ist es unbedingt nöthig Leute zu haben, welche nicht allein die ächten von den nachgemachten unterscheiden können, sondern auch den Reisenden mit den für ihn brauchbarsten Münzsorten oder Tresorscheinen versehen.

Hunderte von Banken streuen jährlich ihre Noten unter die Bevölkerung der Vereinigten Staaten aus; viele bestehen fort und lösen später das ausgegebene Papiergeld wieder mit Silber ein, die meisten aber machen bankerott oder thun wenigstens was gleichbedeutend ist: sie nehmen nicht einmal mehr ihr eigenes Geld für den vollen Werth an, so daß es 20, 30, ja bei dem Mississippi-, Arkansas-, Atchafalaya- und Texas-Geld schon bis zu 70 und 80 Procent gefallen ist.*) Am schlimmsten stehen sich bei diesem fortwährenden Schwanken des Geldcurses die armen Leute, die Arbeiter und Tagelöhner, welche am Ende des Monats ihre paar Thaler in irgend einem Papiergeld ausbezahlt bekommen, das, wie ihnen der Booker sagt, „gut" ist — und wofür sie auch ihre Bedürfnisse an Kleidern und Schuhwerk kaufen können, morgen aber vielleicht schon heißt es — „die und die Bank hat ihre Zahlungen eingestellt." Niemand nimmt die Noten mehr zu dem vollen Werth, und der Mann, welcher sich schwer und hart für die wenigen Dollars geplagt hat, verliert noch 15 bis 20 Procent daran, während die Bank von ihren eigenen Noten, so viel sie bekommen kann, schnell zu dem gefallenen Preis aufkauft und nach ein paar Monaten, nach deren Verlauf sie sich wieder für zahlungsfähig erklärt, Tausende verdient hat. Ein fürchterlicher Mißbrauch wird mit diesem Papierwesen getrieben, und daneben existirt fast keine Bank, von der nicht Verfälschungen circuliren, zu deren Entdeckung wöchentlich Broschüren ausgegeben werden, welche die Namen der sogenannten „counterfeits" und den Werth der verfälschten Noten angeben. Auch hier ist es wieder der Arme, welcher durch diese den meisten Schaden leidet, da er die ächten selten von den unächten zu unterscheiden vermag.

Das wenige Silber und Gold hat übrigens durch die ganze Union denselben Werth und dasselbe Gepräge, wenn auch hie und da andere Namen, nur ist Cincinnati die westlichste Stadt, in welcher Kupfergeld circulirt (Cents, hundert auf einen Dollar); schon in Louisville 150 Meilen westlich, kennt man als kleinste Münzsorte nur Picayunes oder half dimes ($6^1/_4$ und 5 Centstücke), die von dort an einen andern Werth haben, und mit denen gegen die aus den östlichen Staaten ein bedeutender Handel getrieben wird, indem die half dimes dort, selbst noch theilweise in Cincinnati, nur 5 Cent gelten, und weiter den Ohio hinunter und am ganzen Mississippi für $6^1/_4$ angenommen werden.

Die Broker haben ihre kleinen, zierlich ausgeputzten Locale, gewöhnlich an Straßenecken, um recht in die Augen zu fallen, und suchen etwas darin, durch in den Fenstern ausgelegte Pakete Banknoten und kleine Haufen von Goldstücken die Augen der Vorübergehenden auf sich zu ziehen.

Auctionen.

In einem Lande, wo so viel und so großartig speculirt wird, wie in Amerika, ist es eine sehr natürliche Folge, daß sich auch Tausende in ihren Erwartungen und Hoffnungen betrogen finden, deren Eigenthum und Waaren dann den Weg in die zahlreichen, durch die ganze Stadt zerstreuten Auctionslocale findet, und hier auf eine oft unglaubliche Art unter dem Werth verschleudert wird.

Eine kleine hellrothe Fahne, über der Thüre aufgesteckt, zeigt am Tage den Ort an, wo Abends mit dem Glockenschlag sieben der Ausverkauf beginnen wird, und Kauflustige oder Neugierige treiben sich, einander ablösend, fortwährend vor und in diesen Localen herum, um die am Abend vorkommenden Waaren zu betrachten und zu prüfen; mit einbrechender

*) Dieß bezieht sich auf die Jahre 1839 und 1840, seitdem ist es bekanntlich wesentlich anders geworden. A. d. R.

Dämmerung jedoch, wo die blutrothe Flagge übersehen werden könnte, stellt sich irgend ein Mann oder Knabe, sehr häufig ein besonders hiezu gemietheter Neger, mit einer Handglocke vor das Auctionslocal, und läutet pausenlos auf eine ohrenzerreißende Art, um die Bevölkerung von Cincinnati darauf aufmerksam zu machen, daß die Versteigerung bald beginnen werde. Es sind wohl zwölf bis fünfzehn verschiedene Auctionen an jedem Abend, und hier kaufen besonders die umherziehenden Krämer ihre Waaren ein, mit denen sie später die Farmer im Innern des Landes beglücken.

Der Auctionator steht auf einer von dem Platz, welchen die Käufer einnehmen, getrennten hohen Bühne, die es ihm möglich macht alle zu sehen, wie von allen gesehen zu werden, und die zu versteigernden Gegenstände werden ihm durch einen zweiten von innen hinaufgereicht. Von dem Mittelpunkt dieser Bühne aus läuft ein schmaler, langer Tisch bis fast zur Thüre hin, um auf diesem vorkommende Ausschnittwaaren aufzurollen und die Kauflustigen besehen zu lassen. Die Waaren selbst sind übrigens sehr gemischter Art — Tuche und Steingut, Bijouterien und Glaswaaren, Kattune und Bücher, eiserne Geräthschaften und Porcellan, Schuhe und Hüte, Weine, Liqueure und eingemachte Früchte und Austern, alles wird wild durcheinander feil geboten, wobei sich der Auctionator durch eine fast fabelhafte Zungenfertigkeit auszeichnet, mit welcher er das ausbietende und aufmunternde going, going, going, going, ruft, daß das Ohr dem Klange kaum zu folgen vermag, bis ein entscheidendes „gone!“ den Bietenden entweder erschreckt oder erfreut. Allerdings hat man öfters die Gelegenheit, auf diesen Auctionen Waaren zu einem Spottpreis einzukaufen, im Ganzen ist es aber doch sehr gefährlich, denn entweder wird der mit den Gebräuchen nicht Bekannte angeführt, oder kauft, durch den anscheinend billigen Preis bestochen, eine Masse von Sachen, die er mit gutem Gelde bezahlen muß und nachher nicht gebrauchen kann.

Kleiderläden

sind in Amerika, wo alles so zauberhaft schnell geht und die Menschen sich fast stets unterwegs befinden, unentbehrlich — wie hätte der Amerikaner Zeit sich einen Rock anmessen und nachher machen zu lassen. Oft Hunderte von Meilen verreisend, nimmt er gewöhnlich als einziges Gepäck ein kleines Felleisen mit, in welchem er ein Hemd und mehrere reine Vorhemdchen und Kragen führt, das ist das einzige was er waschen läßt, alles übrige wird, sobald getragen oder zerrissen, neu angeschafft. Kleiderläden, in denen man jedes zum Anzug Nöthige antrifft, findet man daher auch in jeder Stadt und besonders gleich an den Dampfboot-Landungen in großer Anzahl, die fast alle, sey es nun im Norden oder Süden, New-York oder New-Orleans, St. Louis, Cincinnati, Buffalo oder Charlestown, von deutschen Juden gehalten werden. Wie die Yankees den fast alleinigen Uhrenhandel an sich gerissen haben, so verhält es sich mit den Israeliten und Kleiderläden, in keiner Stadt aber mehr als in Cincinnati, das gewissermaßen den Mittelpunkt bildet, von welchem sie sich in die ganzen westlichen Staaten zerstreuen, um als wandernde Krämer mit Tragekasten oder Lastpferd ihre Waaren feilzubieten, oder auch in der Stadt selbst bleiben und am Werft wie in den Hauptstraßen vor ihren Läden förmlich auf die Vorbeigehenden lauern. Gnade Gott dem armen Teufel, der mit etwas schäbigen Kleidern und einem sehnsüchtigen Blick auf die zur Schau ausgehängten Anzüge vorüber geht, er ist unrettbar verloren; der Verkäufer, ein auf das eleganteste angezogener Jüngling, der nie deutsch spricht, außer da wo er sieht daß der, mit dem er es zu thun hat, auch kein Wort englisch versteht, stürzt auf ihn zu, faßt ihn um die Taille, und zieht ihn unter den zärtlichsten Vorwürfen, daß „so ein hübscher Mensch solch abgerissenes Zeug trage,“ in den Laden; hat dieser dann noch hinlänglich baares Geld, und sey es nur genug um ein Taschentuch zu kaufen bei sich, so kommt er selten ohne irgend einen aufgedrungenen Artikel fort. Freilich laufen diese Ladenjünglinge auch manchmal der unrechten Person in den Weg und ernten Grobheiten oder gar Ohrfeigen für ihre Zudringlichkeit; was thut's aber, sie leiden ja für die heilige Sache, und der nächste Vorüberwandernde entgeht darum seinem Schicksal doch nicht.

Durch die in den Zuchthäusern gefertigten Schuhe und Kleidungsstücke, wie durch den geringen, wahrhaft grausamen Preis, welchen arme Nähmädchen für eine Tagesarbeit bekommen, sind Kleidungsstücke, was nicht Seide oder Tuch ist, erstaunlich billig geworden, so daß man jetzt selbst in New-Orleans ein baumwollenes Hemd mit leinenem Vorhemd und Kragen für Einen Dollar kauft, ebenso recht gut aussehende Schuhe und Beinkleider, Jacken und Westen für Einen Dollar das Stück. Wie nachlässig übrigens diese Sachen gefertigt sind, kann man sich denken; es soll aber alles schnell gehen, die Dauer und Solidität der Arbeit kommt nicht in Betracht. So z. B. kündigte eine Wäscherin (Mulattin) vor mehreren Jahren in Cincinnati, in Mainstreet, durch ihr Aushängeschild an, daß sie jedes ihr anvertraute Kleidungsstück „in einer Stunde wasche und trockne;“ auf welche Art der Stoff dabei behandelt wurde, läßt sich denken.

Ein Besuch des Ararat.

(Schluß.)

Am 8 September, schon eine Stunde vor Tag erreichten wir den Kosackenposten von Ani, dem gegenüber auf dem rechten Ufer des Arpatschai, also auf der türkischen Seite, die Trümmer von Ani liegen. Kaum stieg die Sonne empor über den Allahgös, so stand ich schon auf dem flachen Dache des Postens mit einer Fernröhre, und betrachtete die jetzt verödete, einst von Leben rauschende Stadt. Ich zählte sieben Kirchen und zwei Moscheen; im Halbkreis gegen den Arpatschai hin umgab die Stadt eine Mauer, deren Trümmer so wie die der Karawanserais, der Thore u. s. w. noch sehr sichtbar waren. In der Umgegend waren die Trümmer einiger Kirchen zerstreut, die vielleicht in Vorstädten standen. Die Geschichte Ani's ist sehr dunkel und verworren. Ani war die

Hauptstadt der letzten Vicekönige oder Regenten Armeniens unter persischer und türkischer Hoheit, aber wie und wodurch sie verödete, konnte ich nicht herausbringen. Hinter den Trümmern dehnte sich ein türkisches Dorf aus. Das ist alles was ich bemerkte. Zwanzig Werste von Ani traf ich gleichfalls mächtige Trümmer einer armenischen Kirche, die im J. 6025 nach Erschaffung der Welt (nach armenischer Zählung) erbaut war. Einst mögen Wohnungen um die Kirche her gestanden haben, jetzt war aber alles bis auf die letzte Spur verschwunden. Alle hiesigen Trümmer sind aus behauenen Steinen von vulcanischer Art.

Sobald wir auf gleiche Linie mit dem links von uns liegen gebliebenen Allahgös gekommen waren, bog sich die Gränze von Süden gegen Osten, wir stiegen nach der Ebene des Arares hinab, die Hitze wurde fühlbarer und in den Strahlen der Morgensonne erkannte ich bald den Ararat. Indeß mußten wir wiederum hinabsteigen nach dem Bette des Arpatschai, und sahen nichts mehr als die schwärzlichen Mauern der steilen Felsenufer, den blauen Streif Himmel über uns und den schäumenden Fluß zu unsern Füßen. Die Straße oder vielmehr der Pfad zwischen den glühenden Steinen war so mühsam, daß wir in drei Stunden nur mit Mühe 6 Werste zurücklegten; das ist fast unglaublich, aber dennoch wahr, denn die Pferde, wenn sie den Fuß aufhoben, schauten sich lange um, wo sie ihn wieder hinsetzen sollten um nicht auszugleiten und ihn nicht zu verletzen. Nach diesem mühseligen Weg langten wir endlich, erschöpft durch Anstrengung und Hitze in dem Städtchen Hadschi Beiram an, welches nicht weit von der Einmündung des Arpatschai in den Arares liegt. Das Grün der Aprikosengärten, welche durch die aus dem Arpatschai abgeleiteten Canäle reichlich bewässert sind, und die Reis- und Kornfelder auf dem gegenüberliegenden Ufer belebten die Landschaft und machten einen erfreulichen Eindruck auf uns nach der tödtlichen Einförmigkeit der anfangs kalten, dann heißen Wüste. In Hadschi Beiram ist eine kleine steinerne Veste; die Gränze überschreitet hier den Arpatschai, und geht auf das rechte anfangs flache, dann hügelige Ufer hinüber nach dem Kamm der nächsten Berge, aus denen der wasserreiche Arares hervorkommt. Hadschi Beiram ist jetzt nur von Tataren bewohnt, aber der große armenische Kirchhof beweist, daß ursprünglich auch hier Armenier wohnten.

Von Hadschi Beiram zogen wir geraden Wegs nach Kulpa quer durch die Araresebene, die indeß hier noch schmal ist, denn, wie schon bemerkt, bricht der Arares aus den Bergen hervor, die sich von Kars her erstrecken und das Verbindungsglied zwischen dem Taurus und Ararat bilden; sie sind waldlos und ausgebrannt, wie der Ararat und Allahgös selbst und führen den Namen der Masis-Berge, wie denn auch die Armenier den Ararat bekanntlich Masis nennen. Hadschi Beiram liegt in dem Winkel zwischen dem Arpatschai und Arares, Kulpa aber 15 Werste davon und 7 vom Arares entfernt. Wiederum kamen wir in ein Labyrinth von Bergen und Hügeln, so daß wir den Salzberg von Kulpa nicht gleich auffanden, endlich aber stand neben einem kleinen Bach eine graue Masse vor uns, die aus Dammerde, Thon und Salz in verschiedenen Schichten zusammengesetzt war; in der Ferne schien es ein mit Thon und Erde bedeckter Schneeberg. An seinem südlichen Fuße liegt das nur von Armeniern bewohnte Städtchen Kulpa, dessen Umgebungen abermals nur eine ärmliche Vegetation darbieten. Die Salzschachte beginnen erst in einer bedeutenden Höhe des Berges und gehen nach der Neigung der Schichten, welche unter einem ziemlich scharfen Winkel gegen den Horizont geneigt sind, ins Innere des Berges hinein. Das Salz wird in länglichen Vierecken ausgegraben, und im Schacht selbst sind die Wände und die geneigte Decke außerordentlich rein und durchsichtig. Während der Arbeit erhebt sich im Schacht ein feiner Salzstaub, der nach den Angaben des Inspectors der Salzwerke den Augen sehr wohlthätig seyn soll. Der Salzberg erstreckt sich 3 Werste weit von Nordosten nach Südwesten, die Schachte sind von Süden her eingeschlagen und die Masse scheint unerschöpflich zu seyn. Einige Schachte hat man des Wassers wegen verlassen, und einer derselben, der größte, ist eingestürzt. Die Arbeit wird von denselben Leuten und auf dieselbe kunstlose Weise betrieben, wie unter der persischen Regierung.

Von Kulpa wandten wir uns gegen Süden, wieder in die Berge hinein, um uns der Gränzlinie zu nähern. Der Weg verschwand wiederum, und wir kletterten mühsam über Felsenpfade fort. Wenn man von Eriwan oder Alexandropol nach der Araresebene kommt, so erscheinen die auf beiden Seiten des Arares hinstreichenden Höhen ganz unbedeutend; kommt man aber in dieselben hinein, so findet sich, daß sie gar nicht so unbedeutend sind, denn auf vielen Kämmen liegt Schnee das ganze Jahr hindurch, und wir fanden im September noch alten Schnee. In den Thälern und Bergebenen ist die Vegetation, Holz ausgenommen, sehr kräftig.

Die Nacht vom 9 auf den 10 Sept. brachten wir in dem tatarischen Bergdorfe Sytschanly bei einem schiitischen Mulla zu, erreichten am 10 das Dorf Igdyr, und am Morgen des 11 brachen wir nach dem Thal von Achury auf. Die Schwüle der Ebene wurde uns nach der kühlen Bergluft sehr lästig, und da wir von Südwesten herkamen, das Thal von Achury aber auf der Nordseite des großen Ararat liegt, so mußten wir das weit in die Arares-Ebene vorspringende „steinerne Vorgebirge“ (Tasch burun) umgehen, das aus spitzigen Steinen und unzugänglichen vulcanischen Felsen besteht, zwischen denen kein Busch und nicht einmal ein Gräschen sich findet. Als wir dieß Vorgebirge umgangen hatten, gelangten wir nach einem Kosakenposten in der Nähe des Dorfs Kara Kugon, eines elenden Bergnestes, das jedoch auf einer Ebene in ziemlich sumpfigem Boden liegt. Hier entspringt das Schwarzwasser (Karasu), und von hier entdeckten wir auch die Lavaströme, welche das Jahrhunderte alte Dorf Argyri zerstört hatten. Wir gingen auf einer Brücke über den Karasu, übernachteten in einem Kosakenposten, und am 12 Morgens machten wir uns nach Achury, oder vielmehr nach dem Orte, wo das unglückliche Dorf gestanden hatte, auf den Weg. Die Entfernung betrug 15 Werste. Anfangs kamen wir über eine dünne

Schichte vertrockneten Thons, aber allmählich wurde diese Schichte*) dichter, so daß die Gebüsche mehr und mehr damit überzogen waren, und endlich fingen Steine sich zu zeigen an. Bei weiterem Vorwärtsgehen wurden die Steine immer dichter und größer, und gingen endlich in ungeheure Massen über. Die Morgensonne beleuchtete hell dieß Gemälde der Zerstörung: wir befanden uns mitten in einem kaum bemerklichen Rest eines Weingartens; die alten Reben waren zerbrochen und geknickt, und die jungen Schößlinge trieben aus der Wurzel zwischen den dicken Thonmassen heraus. Allmählich sahen wir auch Mauertrümmer und andere Ueberreste. Langsam zogen wir vorwärts, und oft blieb ich stehen, um mich umzuschauen und die Oertlichkeit wieder zu erkennen — umsonst, die furchtbare Zerstörung hatte alles so verändert, daß ich anfangs gar nichts als das tiefe Thal und den Berg wieder erkennen konnte, und selbst die äußere Form dieser beiden war nicht mehr dieselbe. Aus dem steilen, perpendiculären Berge über der ehemaligen Capelle des h. Jacob war eine abschüssige Seite mit einigen Schneestrichen geworden, während sonst an diesem Orte der Schnee auf der Höhe in der Art abgeschnitten war, daß man die Eis- und Schneeschichten zählen konnte. Der flache Theil des Thals war in einen Schutthaufen mit Hügeln, Felsen und Schluchten umgewandelt, und der Bach, welcher sonst durch das Dorf geflossen war, toste jetzt in einem tiefen Schlunde. Nach langem und mühsamem Suchen fanden wir endlich die Wege auf dem linken Abhange des Thals, wo ehemals der Dorfkirchhof gewesen war. Bald stießen wir auch auf tiefe Gruben, die Arbeit von Kurden, welche von oben her einen Eingang in die verschütteten Gebäude gesucht hatten, um das bei den wohlhabenden Armeniern des Dorfs vorhandene Geld herauszuholen. Indeß waren nur wenige in dieser Weise geöffnet worden, denn an andern Stellen waren die Häuser bergehoch verschüttet.

Mit unsäglicher Mühe arbeiteten wir uns weiter vorwärts, und meiner Berechnung nach waren wir zwei Werste weit über Achury hinausgekommen nach dem Gregoriuskloster hin, wo die gelehrte Expedition Parrots im Jahre 1829 eine Zeitlang ihre Residenz aufgeschlagen hatte, und in gleicher Entfernung von uns blieb die alte Capelle von St. Jacob am Ende des ehemaligen Thals, das, wie schon gesagt, gänzlich verändert war. Der senkrechte Abhang des Ararat war zu einer mäßig abschüssigen Neigungsfläche geworden; wo die Capelle und das Kloster standen, da waren jetzt Schutthaufen und Anhöhen, aber nicht eine Spur, daß die Stelle ehemals bewohnt gewesen. Und doch befand sich im Kloster eine ziemlich ansehnliche Kirche, und auch die im Dorfe war von Stein, beide sehr hoch, mit durchbrochenen, spitzzulaufenden Kuppeln.

Lange saßen wir da in der furchtbaren Zerstörungsscene, starrten den Berg an und warfen Fragen auf, die niemand uns lösen konnte. Als wir endlich aufbrachen, wählten wir die andere, nämlich die linke Seite des Thals. Je weiter wir hinabkamen nach dem Karasu hin, desto breiter wurde der Schlammfluß auf dem flachen Abhang, und endlich theilte er sich in drei Arme. Von diesen erreichte der rechte wegen der geringern Entfernung und des stärkern Abhangs schneller den Karasu, dämmte ihn und machte auf eine Zeitlang den Fluß zum See; die beiden andern breiteten sich allmählich in der weiten Ebene aus, und erreichten in ihrer festen Masse den Fluß nicht. Die Strecke, welche diese Schlammmasse durchlief, war, wenn wir den Karasu als Grundlinie annehmen, über 20 Werste.

Ich hörte viele Erzählungen und las viele Beschreibungen dieses Erdbebens, keine hat mich aber so befriedigt, als die eines Kosaken der uns begleitete. Er befand sich mit seinem Unterofficier am 20 Junius (2 Jul.) 1840 zu Achury gegen Abend in der Schenke. Als er diese auf einen Augenblick verließ, hörte er in der Tiefe des Thales ein Gekrach und bemerkte eine furchtbare Staubsäule; er eilt in die Schenke zurück und sagt zu seinem Unterofficier: „Der Berg macht Musik und der Staub steigt auf, das ist kein gutes Zeichen!" — „Du bist von Sinnen," antwortete dieser, in demselben Augenblick aber fühlt er, daß alles wankt, sie eilen hinaus, schwingen sich auf die Pferde und jagen spornstreichs davon; das Vieh aber lief mit Gebrüll ihnen entgegen und aufs Dorf zu. Als sie etwa eine Virrtelstunde lang eilig davon gesprengt waren, blickten sie um. Schwarze Nacht hatte sich auf dem Dorfe Achury gelagert und bedeckte bald auch sie selbst, so daß sie die ganze Strecke bis zu ihrem Posten in tiefer Dunkelheit zurücklegten, die ohne alle Dämmerung an die Stelle des hellen Tages getreten war. Bereits konnten sie nur noch mit Mühe über den ausgetretenen Karasu setzen. Am folgenden Tage vermochte man nur aus der Ferne an der Stelle von Achury und tiefer unten ungeheure Massen von Felsen, Schnee und Eis zu erblicken, aber ein näheres Herankommen machten theils die fortwährenden Erderschütterungen, theils die Schlammströme unmöglich. Nur Eine Frau aus dem Dorfe Achury, die sich eben auf dem Kirchhofe befand, und zehn abwesende Männer blieben von der ganzen über Tausend Seelen betragenden Einwohnerschaft am Leben.

*) Der Verfasser nennt sie Lava, was aber wenigstens nach unserem Sprachgebrauch nicht richtig ist, auch erklärt er selbst das Wort, indem er „Thonergießung oder Lava" sagt. A. d. U.

Miscellen.

Anwendung der Schraube auf die gewöhnliche Locomotive. Ein amerikanischer Correspondent des Mining Journal zeigt an, daß man auf eine sehr sinnreiche Weise das Princip der Schraube auf die gewöhnliche Locomotive angewendet habe. Da vermittelst dieses neuen Systems, wie man behauptet, die steilsten Anstiege überwunden werden können, selbst mit den stärksten Ladungen, so kann dasselbe, wenn es vervollkommnet wird, von der höchsten Wichtigkeit werden. (Echo du Monde Savant vom 11 Mai.)

Statue für Nikolaus Poussin. Die Stadt Eure errichtet gegenwärtig dem Andenken dieses Malers eine Statue, und eine Gesellschaft dieser Stadt hat für das beste Gedicht über das Thema: Nikolaus Poussin und sein Denkmal, einen Preis von einer goldenen Medaille 300 Fr. an Werth ausgesetzt. (Voleur vom 20 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 152.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Junius 1845.

Die neuesten Bewegungen des Gräcoslavismus.

Hr. Cyprien Robert, der Erzvater dieser neuen Lehre, welche über den Orient das Heil verbreiten und die Frage lösen soll, welche den Diplomaten so viele, sehr begreifliche Stoßseufzer entlockt, hat unserem unmaaßgeblichen Bedenken nach allerlei curiose Verpuppungen und Verwandlungen erlebt, die wir, in der Naturgeschichte sehr wenig bewandert, nicht nach ihren tiefer liegenden Gründen, sondern ganz prosaisch nach ihren äußern Erscheinungen einigermaßen ans Licht zu ziehen uns bemühen wollen. Die Sache lohnt sich der Mühe, besonders seit Hr. Cyprien Robert seine mit jedem Schritt merkwürdiger werdenden Lucubrationen in dem neuesten Hefte der Revue des deux Mondes (Nr. vom 15 Mai 1845) auf ein sehr praktisches Gebiet, nämlich auf die erneuten Gränzstreitigkeiten zwischen der Türkei und Griechenland, und die sichtbaren Bemühungen einer griechischen Partei die Gränzen Griechenlands mit Waffengewalt zu erweitern, zu übertragen anfängt. Wir wollen hier die längst entschiedene, jetzt gänzlich unfruchtbare Frage, ob man nicht im J. 1830 die Gränzen des griechischen Reichs aus Nachgiebigkeit gegen die Eifersucht Englands etwas gar zu enge gesteckt hat, völlig unberührt lassen, da die gegenwärtigen Bestrebungen viel weiter reichen, als man damals auch nur mit der geringsten Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg hätte ansprechen können. Die mannichfachen in Epirus und Thessalien seitdem aufgetauchten Bewegungen beweisen zur Genüge, daß in diesen Völkern ein unruhiger Drang steckt, den man indeß wohl kaum bloß dem türkischen Joch zuschreiben darf, und wer mit der Fackel der Geschichte und Erfahrung uns dieß Labyrinth aufhellen wollte, — Urquhart hat in seinem Geiste des Orients nur einen Schimmer hineingeworfen — dem würde die europäische Lesewelt, und zwar keineswegs bloß die müßige, verdienten Dank zollen. Hat Hr. Cyprien Robert diesen Dank verdient? Das wollen wir in den nachstehenden Blättern besprechen.

Bekanntlich trat er zuerst in der Revue des deux Mondes (Jahrgang 1842) mit seinen Artikeln über die griechisch-slawische Welt auf, und da diese einen ungewöhnlichen Anklang fanden, so gab er im folgenden Jahre seine bekannte Schrift: Les Slaves de la Turquie heraus. Er hatte Recht, den alten Titel nicht beibehalten zu haben, denn das Buch handelte fast nur von den Slawen, war in Bezug auf diese auch sehr unterrichtend, und namentlich scheinen die neuen Revolutionen Bosniens und Serbiens ein Hauptgegenstand seiner Forschungen gewesen zu seyn. Diese sind denn auch die Glanzpartie seines Werkes, während die Mittheilungen über die Albanesen ziemlich mittelmäßig und ungenügend erscheinen. Im nächsten Jahre (1844) begann er wiederum in der Revue des deux Mondes (1 Nov.) seinen Artikel über die griechisch-slawische Welt, wobei er sich bereits in die rein slawische verstieg, und allerlei metapolitische Ideen über die gesellschaftlichen und geistigen Verschiedenheiten des Occidents und Orients, zu welchem er allmählich alle slawischen Völker rechnet, auskramte; endlich hat er dieß Thema in einem spätern Artikel (1 Febr. 1845) über das constitutionelle System und das despotische Regiment in Osteuropa weiter ausgearbeitet. Den vorläufigen Schluß seiner Arbeiten bildet die oben erwähnte Mittheilung (15 Mai 1845) „über die Rolle der europäischen Diplomatie in der türkisch-griechischen Gränzfrage." Wir sind nun keineswegs gemeint die ganze wunderbare Ideen- und Gedankenfülle, welche Hr. Cyprien Robert in diesen Aufsätzen entfaltet, kritisch durchzugehen, sondern halten uns nur an den einen Punkt, der hinsichtlich Griechenlands seinen Hauptgedanken ausdrückt: die Griechen sind in dem ganzen osmanischen Reiche das eigentlich gesittete und geistige Volk, welches die trägen Massen der übrigen mit seiner geistigen Thätigkeit durchdringt und emporhebt. Diese Einwirkung kann nicht ermangeln politische Folgen, d. h. Veränderungen des Besitzstandes, hervorzurufen, da man durch die Protokolle Griechenland in Gränzen eingesperrt hat, in denen es sich nicht entfalten kann, sondern verkümmern muß. Albanien, Bosnien, Serbien, Bulgarien sollen von der Pforte unabhängige Fürstenthümer werden, aber mit der Pforte verbunden bleiben, und einen neuen Föderativstaat bilden, dessen belebendes Princip Griechenland wäre.

Es ist eben nicht sehr schwer die Behauptung hinsichtlich des geistigen Uebergewichts der Griechen und der ihnen daraus zufließenden moralischen Berechtigung zur geistigen Leitung der Slawenstämme in ziemlich enge Gränzen zurückzuführen. In einem Zustande, wie der des türkischen Reiches, zu welchem moralisch Griechenland noch gehört, gibt es nur drei Dinge, welche Einfluß und Ansehen geben: der Reichthum, der Krieg und die Kirche. Der griechische Reichthum ist aber jetzt, einige auswärtige Häuser abgerechnet, nicht sehr bedeutend, und im Krieg sind die neuern Griechen nie sonderliche Helden gewesen, wenn man nicht die theilweise gräcisirten Albanesen in Griechenland und an seinen Gränzen hinzurechnen will; die öffentliche Meinung in der Türkei betrachtet aber diese immer noch mehr als Albanesen denn als Griechen. Es bleibt also im Wesentlichen nur die Kirche, und dieß ist gerade, so viel auch Hr. Cyprien Robert darauf baut, einer der schwächsten Punkte. Von allen Völkern Europa's, welche von den Türken unterjocht wurden, zeigten sich die Griechen als die geschmeidigsten und unterwürfigsten, weßhalb man denn auch sie größtentheils als Werkzeuge der Unterjochung benützte. Das darf in keiner Weise verwundern, wenn man den wahren Stand der Dinge im griechischen Reich kurz vor seiner Eroberung erwägt. Die slawischen Völker und Albanesen waren damals gefährlichere Feinde als die Türken, denn die letztern machten längere Zeit nur Raubzüge, die erstern besetzten das Land und verdrängten die Griechen aus demselben. Erst lange nachdem die Slawen und Albanesen erlegen waren, fand man es nöthig, dem griechischen Schattenreiche vollends ein Ende zu machen, und benützte dann die griechischen Staatseinrichtungen, um die Völker in Unterwürfigkeit zu halten: der griechische Patriarch wurde das geistliche Haupt aller griechischen Christen, auch der Bulgaren, die geraume Zeit einen eigenen Patriarchen gehabt hatten, und diese Patriarchen, die selbst ihre Stelle von den türkischen Machthabern erkauften, verkauften auch wieder im schändlichsten Simonismus die Bisthümer, die Bischöfe wieder die Pfarreien, und die Pfarrer schoren endlich ihre Heerden auf eine mitleidlose Weise. So ist in den Slawenländern die griechische Geistlichkeit verhaßt als das Werkzeug der Unterdrückung, und die griechische Kirche müßte noch manche Phasen durchlaufen, ehe sie der moralische Vereinigungspunkt für diese Völker werden könnte.

Aus leicht begreiflichen Gründen thut man alles mögliche, um die Einheit der griechischen Kirche aufrecht zu erhalten. Rußland hat die türkische Regierung seit zehn Jahren dahin gebracht, jeden Proselytismus zu verbieten und zu bestrafen, und die griechische Regierung hat dieß Verbot in ihre Constitution aufgenommen, aber manche Mitglieder der Laienpriesterschaft haben auf den Universitäten des Occidents studirt, und in dieser erhebt sich eine Reaction gegen den langen Mißbrauch der Kirchengewalt; die neueste Aenderung im Patriarchat ist wahrscheinlich trotz der russischen Bemühungen vor sich gegangen, weil der Skandal zu auffallend geworden war. Die serbische Kirche hat bereits dem Patriarchen erklärt, daß sie ihm keinen Tribut mehr senden werde, und in Bulgarien werden die Klagen gegen die Bischöfe, welche sämmtlich Griechen sind und sehr selten auch nur die Sprache des Volkes reden, das ihrer geistigen Führung untergeben ist, immer lauter, — kurz der griechischen Kirche droht, trotz aller Gegenbemühungen, in nicht sehr ferner Zukunft ein bedeutender Sturm, denn in den Herzen kocht der Groll gegen die Geistlichen, welche ihre Heerde als geistliche Raias behandeln, wie von den Türken als leibliche behandelt werden, und damit möchte sich denn wohl ein Haupteinfluß der Griechen auf die slawischen Völker auf sehr enge Gränzen beschränken.

Wenn aber dieß Mittel nicht ausreicht, um die gerühmte Einheit der gräcoslawischen Welt herbeizuführen, mit was für Mitteln soll sie denn erreicht werden? Es bleibt noch immer wahr, was unterrichtete Leute so oft gesagt haben: von allen das türkische Reich bewohnenden Völkern ist keines im Stande eine Suprematie über die andere zu gewinnen, und darum werden wohl die Türken, welche das Heft noch in den Händen haben, und durch die Religion mit allen Interessen der herrschenden Classe verbunden sind, trotz aller Tiraden sich behaupten, wofern sie nicht durch fremde Gewalt aus irgend einem ihrer Besitzthümer geworfen werden. Es ist früher schon auseinandergesetzt worden, was die beliebte Ansicht bedeutet, Bosnien, Bulgarien, Macedonien als halb oder ganz unabhängige Fürstenthümer zu constituiren; um dieß zu erreichen, muß man nicht bloß die türkische Regierungsgewalt aus dem Lande treiben, man muß auch die ganze herrschende Classe verjagen oder vernichten. Wir haben im vorigen Jahre (s. Nr. 319, 320) Cyprien Roberts Ansichten über die Stellung der Griechen im türkischen Reich mitgetheilt. Nach diesen sollte Thessalien, Epirus und ein Theil Macedoniens mit dem Königreich Griechenland vereinigt werden, Bosnien und Bulgarien, eben so wie Serbien und die Moldowlachei unabhängige Fürstenthümer werden, und nur Thracien und Anatolien dem türkischen Reiche eigenthümlich verbleiben. Alle diese, das türkische Reich mit eingeschlossen, sollten aber Verbündete Griechenlands seyn und die gemeinsamen Maaßregeln in einer Art Panhellenium berathen werden.

Man kann in der That nicht abgeschmackter faseln, und es fragt sich nur, ob in der schönrednerischen Faselei nicht auch, wie in den Reden der Wahnsinnigen einiger Sinn liegt. Vielleicht finden wir denselben in einigen Sätzen, welche wir dem Aufsatz über das Benehmen der europäischen Diplomatie in der Frage der türkisch-griechischen Gränzen entheben. „Auf mehreren Inseln des Archipels und in den Provinzen Epirus, Thessalien und Macedonien, waren die Griechen schon vor der Thronbesteigung des Königs frei; sie wollen es wieder werden und versäumen keine Gelegenheit, die Krise, welche sie mit dem Königreich vereinigen muß, zu beschleunigen. Ihre Aufstände von 1840 und 1841 wichen nur vor den Kanonen der englischen Fregatten und den einstimmigen Drohungen der europäischen Mächte. Seitdem hat die Bewegung in diesen Ländern keinen Augenblick aufgehört, und dieß sollte endlich die europäische Diplomatie über die Unmöglichkeit aufklären, das absurde Regierungssystem der Osmanlis länger aufrecht zu

erhalten. Die Bevölkerung von Epirus und Thessalien wirft sich eifrigst in die geheimen Gesellschaften, welche so geschickt und so stark organisirt sind, daß man umsonst versuchen würde sie zu unterdrücken. Alle diese Gesellschaften, die nur Eine ausmachen, weil sie nur Einen Zweck haben, verbergen an unbekannten Orten die Munition und die Geldmittel, welche bei den letzten Aufständen fehlten. Bis nach Rumelien hinein bereitet sich die Jugend zum Kampf, und schwört insgeheim den Mönchen, welche als die Missionäre der heiligen Hetairie auftreten, auf den ersten Ruf in Bereitschaft zu seyn. Die Bewegungen der Klephten, dieser Vorläufer jeder griechischen Guerilla, vermehren sich auf den Gränzen, und die Sympathie für diese flüchtigen Räuber ist so groß, daß die Dorfbewohner sie um die Wette den Verfolgungen des türkischen Nizam und der Polizei Athens entziehen. Die große Unpopularität, welche sich an diese Verfolgungen knüpft, hat sogar das Ministerium Koletti's bewogen, alle diese Klephtenbanden, welche ihre Engpässe verlassen und friedlich in ihre Dörfer zurückkehren wollen, vollständig zu amnestiren. Nur neun Häuptlinge haben von dieser Amnestie Gebrauch gemacht, die andern zeigen nur noch mehr Kühnheit in ihren Planen gegen die ottomanische Gränze."

(Fortsetzung folgt.)

Reisebriefe aus Spanien.

VII.

Jerez de la Frontera, 25 Febr. 1845.

Wie Du siehst, befinde ich mich in einem der berühmtesten Weinorte der Welt. Wie ich dahin gekommen bin, will ich Dir in Folgendem mittheilen. Vor acht Tagen verließ ich Cadiz, um nach Chiclana zu gehen, das vier Meilen von Cadiz auf dem Festlande liegt. Der Weg dahin über die ganze Landenge und die Isla de Leon bietet fortwährend die großartigste Aussicht über die Bay und den atlantischen Ocean dar. Bei weitem der größte Theil der Isla de Leon, so wie die Ufer der Bay von Puerto de Santa Maria, wo ich mich früher neun Tage aufgehalten habe, bis Chiclana bestehen aus Marismas, d. h. aus einem Lagunenlande, das von Morästen, Canälen und Teichen wimmelt und mit niedrigem Gestrüpp von Salzpflanzen bedeckt ist. So schmutzig dieses Land aussieht, das zu betreten ziemlich gefährlich ist, so bedeutenden Gewinn wirft es ab, indem man die Lagunen und Canäle als natürliche Salinen benutzt, welche das schönste Salz durch bloßes Abdampfen des Wassers in ungeheurer Menge geben. Ueberall liegen kolossale pyramidenförmige Haufen von Salz, was einen ganz eigenthümlichen Anblick gewährt.

Das Centrum der Insel erhebt sich etwa 100' über die Meeresfläche und besteht aus blätterigem Gyps, über dem ein rothes Gestein liegt, das ich nicht kenne. Hier breitet sich die schön gebaute Stadt San Fernando aus, wo sich die Marineschule befindet. Schlechtes regnerisches Wetter verhinderte mich, das nahebei gelegene Arsenal la Caraca zu besuchen, welches ungeheure Werften enthält. Auch liegt daselbst ein großes Linienschiff von 96 Kanonen vor Anker, das einzige, welches Spanien gegenwärtig besitzt. — Chiclana ist eine ebenfalls freundliche, sehr hügelig gelegene Stadt von etwa 10,000 Einwohnern, gut gebaut, aber abscheulich gepflastert. In früherer Zeit, als Spanien noch im Besitz von Amerika und Cadiz die reichste Handelsstadt der Welt war, wurde es im Frühling von den reichen Gaditanos sehr stark besucht. Dieser glücklichen Epoche hat es seine schönen Häuser, Promenaden und eleganten Gärten zu verdanken. Gegenwärtig finden sich hier nur im Sommer der heilkräftigen Schwefelquellen wegen, die es besitzt, zahlreiche Badegäste ein.

Die Küste von San Fernando bis Rota und Sanlucar ist sehr sandig und beinahe ununterbrochen von ausgedehnten Piniengehölzen bedeckt, die sich auch nach Osten hin in Menge vorfinden. In Chiclana blieb ich zwei Tage und drang alsdann ins Innere der Provinz von Cadiz ein. Dieser ganze Theil Andalusiens ist ein Hügelland, welches im Osten von den steil emporsteigenden Gebirgsketten von Gazules, Ubrique und Grazalema begränzt und im Norden durch hohe Hügelketten von der Provinz Sevilla getrennt wird. Es besteht fast ausschließlich aus gelbem Sandstein, nur hie und da von andern Felsarten unterbrochen. So befindet sich z. B. einige Meilen nördlich von Chiclana ein kegelförmiger Berg, wenn ich nicht irre aus Dolomit, welcher bedeutende Mühlsteinbrüche enthält, der Cerro Barneco, von dessen Gipfel man eine weite Aussicht über das umliegende Land genießt.

Gegen Abend kam ich in die alte Herzogsstadt Medina-Sidonia, die am Abhange eines Sandsteinberges, welcher das ganze umliegende Hügelland beherrscht, sehr hoch liegt. Man könnte Medina-Sidonia mit Stolpen in Sachsen vergleichen, nur daß der Berg höher und steiler und die Stadt bedeutend größer ist, denn sie zählt wenigstens 15,000 Einwohner. Die Straßen steigen alle sehr steil empor, so daß die obersten Häuser gewiß um einige hundert Fuß höher stehen als die am tiefsten gelegenen. Im obersten Theil des leidlich gut gebauten Ortes erhebt sich die Hauptkirche oder Kathedrale, eine einfache, halb gothische Kirche mit schönem gothischen Thurm, sonst aber nicht von Bedeutung. Auf dem höchsten Gipfel des Berges liegen die Ruinen der alten Burg, von denen man eine ungeheure Aussicht über die ganze Provinz, die Bay von Cadiz und das atlantische Meer hat, während im Osten die erwähnten hohen Gebirge die Aussicht begränzen. Diese Aussicht würde schöner seyn, wäre das umliegende Hügelland besser bebaut und einigermaßen bevölkert. So aber sieht man nichts als völlig sterile, bloß mit niedrigem schwarzgrünem Gebüsch bedeckte Hügel und nur hie und da ein einsames Gehöft, was der Gegend einen öden, fast unheimlich zu nennenden Charakter verleiht. Ueberhaupt gehört Südandalusien zu den am wenigsten bevölkerten Theilen Spaniens. Halbe, ja ganze Tage reist man, ohne ein Dorf, ja oft ohne ein Haus zu sehen oder nur zu treffen, denn es gibt keine kleinen Ortschaften, sondern nur größere Städte, die 5 bis 6 Meilen von einander entfernt liegen und durch schreckliche Wege, die man Straßen zu nennen beliebt, verbunden sind. Diese Straßen stehen bloß auf den Landkarten, in der Wirklichkeit sind sie weiter nichts als eine Reihe von Schlammlöchern. Beklagt man sich über diese über alle Beschreibung schlechten Wege, von denen man in Deutschland gar keinen Begriff hat, so antworten die Bewohner mit ächt spanischer Indolenz: „Sind unsere Vorfahren so viele Jahrhunderte hier fortgekommen, so werden wir auch noch auf diesen Wegen fortkommen," und dabei bleibt's.

Nach eintägigem Aufenthalt in Medina begab ich mich fünf Meilen weiter nach der im Centrum der Provinz gelegenen Stadt Arcos. Dasselbe einförmige Hügelland, an einigen Stellen von Gehölzen aus Kork-

eichen, seltsame, aber nicht eben schön zu nennende Bäume, unterbrochen, geleitet dahin. Leider fiel des Nachmittags heftiges und andauerndes Regenwetter ein, welches die ohnehin schlechten Wege noch grundloser machte. Doch folgte noch ein schöner Abend, der Arcos in der herrlichsten Beleuchtung erscheinen ließ. Diese Stadt, ebenfalls gegen 20,000 Seelen enthaltend, hat eine bewunderungswürdige Lage. Sie liegt nämlich auf und an dem Abhange eines ziemlich großen und steilen Sandsteinberges, der nach dem Flusse Guadalete zu in mächtigen senkrechten Felswänden abstürzt. Gerade auf dem höchsten Punkte der Stadt befindet sich der Platz nebst der Kathedrale, einer schönen gothischen Kirche. Von dem Platze, welcher nach dem Felsenabhange zu von einem eisernen Staketenzaun geschlossen wird, überblickt das Auge das freundliche, gut bebaute Flußthal und einen großen Theil des umliegenden Landes. Ich habe kaum eine Stadt gesehen, die eine so pittoreske Ansicht darbietet wie Arcos. — Es war bereits Nacht, als ich völlig durchnäßt daselbst ankam. Meine Zeit gestattete mir keinen langen Aufenthalt; schon am andern Morgen mußte ich wieder aufbrechen, um noch bei Zeiten Jerez zu erreichen, dessen Entfernung von Arcos auf vier Meilen angegeben wird. Der Weg dahin ist etwas ermüdend, da die Gegend vor uns ein wellenförmiges Terrain ohne alle Abwechselung bildet. Nur die im Rücken liegenden in ungemein grotesken Formen emporsteigenden Gebirge von Grazalema und Ronda entschädigen einigermaßen durch malerische Ansichten. Je näher man Jerez kommt, desto besser bebaut zeigt sich die Gegend. Gute Wege, eine Menge zum Theil eleganter Landhäuser verkünden die Nähe einer civilisirten Stadt. Jerez selbst nimmt sich, obwohl es eine große Menge Thürme hat, nicht besonders aus, da es sehr eben liegt. Nach West und Süd umschließen es niedrige, sanft ansteigende Hügelketten in weitem Kreise, die berühmten Weinberge, die mehr Wein erzeugen als zu verkaufen möglich ist.

Jerez ist nächst Cadiz die schönste und civilisirteste Stadt Andalusiens. Sie wird fortwährend vergrößert und verschönert und mag gegenwärtig einige 30,000 Einwohner zählen. Ungeheure Bodegas oder Weinmagazine befinden sich an allen Eingängen zur Stadt. Die Straßen sind zum Theil sehr breit, gut gepflastert und mit breiten Marmortrottoirs versehen. Schöne, oft palastähnliche Gebäude geben ihnen ein großstädtisches Ansehen. Gute, freilich theure Gasthöfe, Cafés und elegante Kaufläden verrathen den Luxus und Reichthum der Bevölkerung. Einige schöne Promenaden und viele Kirchen gereichen Jerez zum besondern Schmuck. Die Kathedrale, im reinsten korinthischen Styl erbaut, und die gothische Michaeliskirche verdienen besonders erwähnt zu werden.

VIII.

Cadiz, am 3 März 1845.

Gestern kehrte ich von meiner Reise ins Innere der Provinz von Cadiz zurück, auf welcher ich von schlechtem Wetter und mancherlei andern Unannehmlichkeiten vielfach zu leiden gehabt habe, mit deren Ergebnissen ich jedoch leidlich zufrieden seyn kann. Der letzte Tag der Reise, der gestrige, war der schlechteste von allen und einer der übelsten Tage, die ich bisher in Spanien erlebte. Früh sieben Uhr reiste ich mit der Diligence von Jerez ab. Es war vortreffliches Wetter, nur wehte ein heftiger Ostwind. Schon nach acht Uhr kam ich in Puerto de Santa Maria an, von wo ich um neun mit dem Dampfschiff nach Cadiz überfahren wollte. Allein auf der See stürmte es heftig und selbst die Bay war so stark aufgeregt, daß der Capitän erklärte, er könne nicht wagen die Anker zu lichten. Alle Passagiere entschlossen sich nun, nach der zwei spanische Meilen entfernten Stadt Puerto Real aufzubrechen, um sich dort, im hintersten Winkel der Bay, wo die See immer ruhig ist, auf einem Segelboot nach Cadiz überfahren zu lassen. Da das Wetter schön war und ich gern nach Cadiz zurück wollte, so entschloß ich mich ebenfalls dazu und ritt in Begleitung eines Franzosen und einer Dame aus Jerez auf einem Esel, da kein anderes Thier zu haben war, nach Puerto Real. Wir waren aber kaum eine halbe Stunde unterwegs, als es furchtbar zu gießen anfing und nicht mehr aufhörte, so daß wir bereits bis auf die Haut durchnäßt in Puerto Real ankamen. Dabei wehte ein so heftiger und kalter Wind, daß wir kaum die Glieder rühren konnten. Zu guter Letzt erklärten die Bootsleute in Puerto Real, daß sie eine Ueberfahrt nach Cadiz nicht wagen könnten, da die See zu hoch gehe. Es goß in Strömen, Gelegenheit, die Reise zu Land fortzusetzen, war nicht vorhanden und in Puerto Real mochten wir allesammt nicht bleiben, da schlechtes Volk dort haust und es fast gar keine Herbergen gibt. So entschlossen wir uns denn nach einigem Zaudern, auf einem Boot nach dem Kriegshafen Carraca überzufahren, wozu sich die Fischer erboten. Das Boot war gut, aber sehr klein und der Wind conträr, so daß wir zu dieser kaum halbstündigen Strecke über anderthalb Stunden Zeit brauchten, und die See ging selbst hier so hoch, daß nicht nur das Boot fortwährend auf der Seite lag und mit der Segelstange ins Wasser tauchte, sondern auch die Wellen ununterbrochen über das Fahrzeug wegschlugen, weßhalb wir so gut wie im Wasser saßen. Endlich bei einer plötzlichen Wendung des Bootes ergriff es ein so heftiger Windstoß, daß ein Tau riß, das Segel hoch in die Luft und mir dann gerade auf den Kopf schleuderte. Zwar blieb ich unbeschädigt, allein mein Hut ward total zerschlagen und außerdem riß der Stoß mir noch ein Paquet mit Wäsche, Büchern und andere Utensilien über Bord, wovon einiges verloren ging. Gefahr war übrigens keine vorhanden, denn das Boot war sehr stark gebaut. Endlich erreichten wir Carraca, wo ich dann bei dieser Gelegenheit das Arsenal und das daselbst liegende bereits erwähnte Kriegsschiff zu sehen bekam. Ein Cabriolet brachte uns unter fortwährendem Regen nach San Fernando, von wo ich mit der Diligence nach Cadiz zurückfuhr.

Miscellen.

Neue Art eiserne Häuser zu bauen. Ein Hr. Pickett hat kürzlich der Gesellschaft der Künste zu London ein neues System des Baues eiserner Häuser mitgetheilt. Nach demselben sollen die Mauern aus Platten von gegossenem Eisen bestehen, die einen gewissen Zwischenraum zwischen sich lassen, und durch Bolzen und Randumschläge aneinander befestigt werden. Solche Häuser sollen länger dauern, nicht feucht seyn und sehr schnell aufgerichtet werden können. (Echo du Monde Savant vom 13 Mai.)

Höhe über dem Meere von Algier an. General Marey rechnet in einem Bericht von Algier an die Höhe annähernd folgendermaßen: die Mitidschah 150 Metres, kleine Wüste unterer Theil 600 Metres, hohe Plateaux 800 Metres; große Wüste, unterer Theil des Mzi bis zum See Melguig 0 Metres (!), gegen Laghuat 600 Metres; hohe Plateaux 850 Metres, See Zarj 700 Metres. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 6 und Umschlag zum Monat Mai.)

Nr. 153.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Junius 1845.

Die deutschen Communalgarden in Cincinnati.

Bei festlichen Gelegenheiten hört der durch die Straßen Wandernde plötzlich kriegerische Musik, die er, ist er ein Deutscher, augenblicklich als vaterländisch erkennt, er eilt dem Klange zu und kommt gerade zur rechten Zeit zu sehen, wie ein Musikchor von acht bis zehn Mann in Uniform um eine Straßenecke biegt, hinter diesem folgen zwei Trommelschläger, dann zwei Officiere, neben einer prachtvoll gestickten Fahne mit Leyer und Schwert und Eichenlaub; neben dem Zuge wieder der „Captain“ in prächtiger Uniform, ziemlich preußisch, mit gewaltigen Epaulettes, einem mit Perlmutter ausgelegten Bronzesäbel und hohem Federbusch und dahinter — von einem oder zwei Sergeanten angeführt — eilf Gemeine. Obgleich nun diese gänzliche „Abwesenheit der Hauptsache“ im allgemeinen etwas störend wirkt, denn man sieht sich unwillkürlich um, ob die Soldaten nicht noch zurück sind und augenblicklich nachfolgen müssen, so machen die Compagnien im Ganzen Lärm genug die Einwohner an die Fenster zu locken, und das scheint doch überhaupt bei der Errichtung der Bataillone der Hauptzweck gewesen zu seyn, denn da sich nach angenommenen Grundsätzen in Amerika alle Menschen gleich sind, so glaubt natürlich auch ein jeder dasselbe Recht zur Capitänsstelle zu haben, und will nicht die Muskete schleppen wo er mit dem Säbel paradieren könnte. Im J. 1840 existirten zwei verschiedene Corps. Die „Lafayette-Garde,“ blau mit rothen Aufschlägen, unter der Anführung des Capitain Rödter, der damals das Volksblatt redigirte, war noch die zahlreichste und zählte einige 20 oder 30 Soldaten, hielt sich auch ziemlich ordentlich; die „Jäger“ hingegen, als „Opposition“ der Lafayette-Garde, standen mit diesen auf gespanntem Fuße. Damals zählten die Jäger, wenn ich nicht irre, 18 Mann (später kaum die Hälfte), und hatten Hrn. Apotheker Backhaus zum Capitän gewählt, was dieser auch durch eine äußerst glänzende Uniform und mehrmaliges „Tractiren“ der ganzen Mannschaft zu würdigen wußte. Nach kurzer Zeit aber erhob sich unter den Kriegern ein Geist der Unzufriedenheit, was Hr. Capitän Backhaus wohl selbst durch sein Betragen, das imponirend seyn sollte, herbeigeführt hatte, und der Plan wurde gemacht einen andern an seiner Statt (einen damaligen Lieutenant) zum Hauptmann auszurufen, und den alten nicht mehr beachtend mit jenem im Triumph abzuziehen. Eine Schwierigkeit stellte sich aber dieser ganzen Sache entgegen, es war das Erlangen der Fahne, die nach jeder Parade der Sorgfalt des Hauptmanns wieder übergeben und in dessen Hause aufbewahrt wurde. Dieser mußten sie sich vor allen Dingen bemeistern und es wurde der Plan gemacht, nach dem nächsten Exerciren den Capitän wie gewöhnlich an sein Haus zurückzubegleiten und die Fahne dann, anstatt sie abzuliefern, mit klingendem Spiel und im Triumph zu entführen.

Der Plan war gut, aber der Verräther wachte; der Fahnenträger selbst hielt es mit dem Capitän, und steckte diesem die ganze Verschwörung, bedeutete ihn aber zugleich, daß er selbst weiter nichts bei der Sache thun könne, aber willens sey, wenn er Unterstützung fände, das ihm anvertraute Palladium wie gewöhnlich an seinen gehörigen Platz zurückzutragen.

Capitän Backhaus wollte im Anfang an die Großmuth der Lafayette-Garde appelliren, um unter dem Schutz ihrer Bajonnette das Heiligthum zu sichern; er wußte aber recht gut, daß dieser, wenn sie es erführe, die Sache selbst Spaß machen, und keiner aus ihrer Mitte eine Hand zu seiner Vertheidigung aufheben würde; daher ward, nach langem Deliberiren, durch den Muth und die Kampflust eines jungen v. Lochhausen, der sich damals gerade in Cincinnati aufhielt, ein anderer, kühnerer Plan ersonnen. v. Lochhausen, der gar nicht zur Compagnie gehörte, erbot sich nämlich an diesem Tage als Freiwilliger mit zu exerciren (Uniformen waren genug da) und Abends, wenn die Fahne abgeliefert werden sollte und die Aufrührer Miene machen würden ihre schändliche Absicht auszuführen, ganz allein mit gewaffneter Hand — den Rückzug zu decken. Der Capitän war augenblicklich damit einverstanden, noch dazu, da er in seinem eigenen Hause, vor dessen Thür die Sache auf jeden Fall entschieden werden mußte, auf die Unterstützung einiger kräftigen Arme rechnen konnte, und eine Uniform ward herbeigeschafft.

Am Morgen des verhängnißvollen Tages aber erschien die

Compagnie und holte, bei dem kriegerischen Schalle der Trompeten und unter dem Wirbeln der beiden Trommeln den Hauptmann und die Fahne ab. Spät am Nachmittag kehrten sie wieder zurück, und als der Capitän vor seiner Thüre ausgetreten war, als der Augenblick kam, an welchem der Fähndrich, von den beiden Officieren begleitet, jenem folgen sollte, commandirte einer der beiden „rechtsum kehrt, marsch!" und schon heben sämmtliche Gemeine den linken Fuß in die Höhe, um dem Befehl Folge zu leisten, als der Träger aus der Reihe trat, und v. Lochhausen, das kurze Seitengewehr aus der Scheide reißend, zwischen ihn und die, augenblicklich wieder Front machenden Krieger sprang; ehe sich diese aber wegen dem unverhofften Anblick einer bloßen Klinge fassen konnten, verschwand der Capitän mit Fahne und Fahnenträger in der Apotheke, und der Provisor, ebenfalls ein Deutscher, Namens Vogel, eine starke, kräftige Gestalt, erschien statt diesen mit einer eisernen Mörserkeule unter dem Arm und freundlich lächelnden Angesichts in der Thür. Die Compagnie bemerkte zu ihrem Schrecken, daß nach einem amerikanischen Sprüchwort „ihr Brod auf der falschen Seite gebuttert" sey, und von dem Hohngelächter der Menge, die sich indessen gesammelt und den Zusammenhang leicht begriffen hatte, verfolgt, marschirte sie, keineswegs in der größten Ordnung, Mainstreet hinunter. Dem Fahnenträger und v. Lochhausen aber ward als Lohn ihrer Treue und Tapferkeit von des Capitäns eigenen Händen (Vogel behielt die Mörserkeule unter dem Arm) ein selbst fabricirter spanischer Bitter gereicht. Ich verließ kurz darauf Cincinnati, erfuhr aber später, daß der Capitän seine Hand von der undankbaren Compagnie ab- und sich selbst von dem Kriegswesen zurückgezogen habe.

Diese selbst erwählten Officiere werden übrigens von dem Commandanten Ohio's bestätigt und behalten, wenn ein Krieg ausbrechen sollte, ihren Rang bei.

Die neuesten Bewegungen des Gräcoslavismus.

(Fortsetzung.)

Diese Thatsache einer die sämmtlichen Südprovinzen der europäischen Türkei beunruhigenden Gährung wird, abgesehen von den türkischen Truppensendungen,*) von allen Seiten her bestätigt. Eine ähnliche Aufregung hatte im Jahre 1820, von Ali Pascha von Janina geleitet, in den Provinzen Epirus, Thessalien, Macedonien bis nach Rumelien hinein geherrscht; im Jahre 1830 war es in Folge des Aufstandes der albanesischen Häuptlinge derselbe Fall, und der damalige Großwesir, Reschid Mehemed Pascha, sah sich, wie uns Urquhart umständlich berichtet, durch den fast verzweiflungsvollen Zustand des türkischen Reichs, das, kaum aus dem verderblichen Kriege mit Rußland hervorgegangen, sich von Süden her durch Mehemed Ali, von Westen durch die Vereinigung der albanesischen Häuptlinge bedroht sah, fast genöthigt, durch den Streich von Monastir die albanesischen Häuptlinge auf hinterlistige Weise aus dem Wege zu räumen. Aber in Albanien und Epirus dauerte, auch nach diesen Gräuelthaten und trotz des Verlustes der Häupter, die Gährung fort, und eine neue Verschwörung ward in den Jahren 1835 und 1836 angesponnen, basirte sich aber jetzt auf die Mitwirkung des neuen Königreichs Griechenland, und erlosch bald wieder, als dieß nicht gerathen fand, sich in eine so weit aussehende und den Absichten der europäischen Mächte, namentlich Englands, schnurstracks zuwiderlaufende Unternehmung einzulassen. Da entstand, um die Mitwirkung der griechischen Regierung zu ertrotzen, der Bund der Philorthodoxen, eine neue Auflage der Hetairie, und Schriften verbreiteten sich im Orient, welche den Sturz des türkischen Reichs auf das Jahr 1840 weissagten.

Ueber diesen Stand der Dinge berichtet uns Hr. Cyprien Robert (Revue des deux Mondes 15 Mai p. 799) folgendes: „Die mächtige Gesellschaft der Philorthodoxen, vor welcher die griechische Regierung mehr als einmal weichen mußte, zählt unter ihren Häuptern Leute von zu unbestreitbarer Vaterlandsliebe und einem allzu aufgeklärten Liberalismus, als daß man ihre Entstehung allein den russischen Intriguen zuschreiben und annehmen könnte, man wolle nichts als die russische Herrschaft. Allerdings haben sie die geheime Unterstützung Rußlands für sich, weil sie durch Aufregung der Türkei und Griechenlands zugleich verhindern wollen, daß das sinkende Reich der Osmanlis sich wieder befestige und das Königthum in Athen sich demüthig auf seine jetzigen Gränzen beschränke. Die Gesellschaft der Philorthodoxen will sich des russischen Beistandes nur bedienen zur Ausführung ihres eigenen Plans. Frankreich und England können deßhalb, wenn sie zusammenwirken, leicht alle Intriguen Rußlands unter den Griechen vereiteln."

Wohin die Bestrebungen der Philorthodoxen zielten, setzt uns Hr. Cyprien Robert gleich darauf auseinander: „Der berühmte Vertrag des Jahres 1840, welcher Frankreich vom Rath der europäischen Mächte ausschloß, weckte nun in den Hellenen die Hoffnung, das französische Cabinet werde den Muth haben in der Isolirung zu bleiben, sie rechneten auf seinen zum mindesten stillschweigenden Beistand, und zögerten nicht den Krieg aufs neue zu beginnen. Die flüchtigen Cretenser verließen Athen und landeten, geführt von ihrem Landsmann Chaeretis, an den Küsten von Creta, das ihrem Ruf durch einen allgemeinen Aufstand antwortete. Ein Thessalier aus den Bergen von Volo in griechischem Dienste, der Oberst Valenhas, zog mit seiner Palikarenschaar nach Thessalien und brachte den Rajas Waffen und Munition; ein rumeliotischer

---

*) Diese sind nicht nothwendig ein Beweis dafür; als man im J. 1842 Truppen nach Syrien bedurfte, und die Albanesen sich nicht dahin anwerben lassen wollten, fingirte der bekannte Izzet Mehemed Pascha einen angeblichen Zug gegen Griechenland, der den Albanesen sehr willkommen gewesen wäre, denn der Kriegsdienst in Griechenland war ihnen von jeher eine willkommene Gelegenheit Geld zu verdienen. So erwähnt Urquhart, daß sie während des griechischen Freiheitskampfes mehrmals der Sache ein Ende hätten machen, und namentlich Misolonghi viel früher einnehmen können, wenn sie nicht die reichlich fließende Geldquelle sich hätten offen halten wollen; sie nannten Misolonghi ihren Saraf (Bankier).

Capitain, der junge Karatasso, sammelte im Peloponnes ein Hundert tapferer Männer, schiffte sich mit ihnen nach Macedonien ein, und landete am Isthmus, der den Berg Athos mit dem festen Lande verbindet. In dieser Stellung, welche für einen, der sich aufs Meer stützt, leicht zu vertheidigen ist, sammelte er bald 10,000 macedonische Palikaren um sich. Zugleich erhoben sich die Bulgaren in noch weit größerer Anzahl und insgeheim von Serbien unterstützt. Es wäre in den Provinzen Epirus, Thessalien und Macedonien um die türkische Herrschaft geschehen gewesen, wenn die großen Mächte die Hellenen hätten machen lassen. Aber von allen Cabinetten Europa's schien nur noch das französische für Griechenland zu seyn; verzweiflungsvoll wandten sich die Griechen von den russischen und englischen Diplomaten ab, und dachten nur noch an Frankreich. Vom October 1841 an sprachen die maltesischen Journale von der enthusiastischen (fougueuse) Sympathie, womit die Peloponnesier von allen Seiten herbeieilten, und den französischen Matrosen die Hände schüttelten, als der Admiral Hugon vor Nauplia Anker geworfen hatte. Die athenischen Blätter ergossen sich dem Vertrag von 1840 gegenüber in prächtigen Lobreden auf Frankreich, und sahen für ihr Land nur noch ein einziges Bündniß voraus, das mit der großen Nation gegen England und Rußland, welche ohne Zwang niemals Hellas sich vergrößern lassen würden. Vergebens antwortete der Hof auf das Kriegsgeschrei des Volks, man müsse warten, die Bestimmung der Gränzen des Königreichs sey eine europäische Frage, deren Lösung nur den großen Mächten zustehe, und diese würden als oberste Schiedsrichter des Orients und Occidents früh oder spät den Hellenen Gerechtigkeit erzeigen. Diese durch die Thatsachen nicht unterstützten Gründe verfehlten ihre Wirkung auf die Einbildungskraft des Volks, welches sich so sehr erhitzte, daß es eine Zeitlang schien, der Hof sey selbst fortgerissen und bereit, seine Flotte den Cretensen zu Hülfe zu senden. So standen die Sachen, als das französische Cabinet seine Rückkehr in den Rath Europa's durch die formelle Desavouirung der hellenischen Aufregung bezeichnen zu müssen glaubte, um die Gunst Englands wieder zu gewinnen. Alsbald erließ die anglorussische Diplomatie, welche nur dieß Signal erwartet hatte, ihren Bannfluch gegen die rebellischen Rajas. Englische Fregatten blokirten Creta und die Häupter der Insurgenten mußten sich an Bord der brittischen Schiffe begeben, und ihr Vaterland den Moslems zur Beute überlassen. Ein gleiches Loos traf Karatasso am Berg Athos und Valenzas in Thessalien; beide mußten heimlich nach Griechenland zurück, aber es war eine offenkundige Thatsache, daß ohne die Dazwischenkunft der Mächte im Jahre 1841 die Türkei sich genöthigt gesehen hätte, die alten Provinzen, welche vor Kapodistrias einen Theil des griechischen Gebiets ausgemacht hatten, wieder an Griechenland abzutreten."

Hr. Cyprien Robert springt ziemlich leicht über die Revolution vom 3/15 September hinüber, verhehlt aber nicht, daß die Philorthodoxen erkannt hätten, wie die unabhängige Stellung der Regierung sich mit ihren Planen durchaus nicht vertrage, und daß sie von dieser selbst unterstützt seyn müßten, wenn ein Schlag mit einiger Aussicht auf Erfolg sollte geführt werden können.*) War es den Schutzmächten wirklich um Ruhe und Frieden im Orient zu thun, so ist ganz unbegreiflich, wie sie durch ihre Maaßregeln die Finanznoth der Regierung verschlimmern, und dadurch den Ausbruch der Revolution beschleunigen konnten, denn sobald die Regierungsgewalt vernichtet war, hatten die Philorthodoxen die Gewalt in der Hand, welcher Fraction sie immer angehören mochten; darum bemerkt auch Hr. C. Robert (a. a. O. S. 503): „man überzeugt sich, daß die Dynastie, so wie der Staat sich nicht befestigen können, als wenn sie allen nationalen Anforderungen gehorchen, und von diesen ist die dringendste die Vergrößerung des Landes durch die Hinzufügung der Provinzen Epirus, Thessalien und Macedonien." Daraus geht sehr deutlich hervor, daß keineswegs ein angebliches Streben nach constitutioneller Freiheit, sondern die Bewegungen der Philorthodoxen die Revolution herbeigeführt haben; ob die Regierung im Innern anders hätte handeln sollen und können, wird dadurch eine ziemlich müßige Frage, denn sobald sie entschlossen war, an den Verträgen mit den Mächten zu halten, konnte sie diese Partei niemals befriedigen, und hatte sich auch ihren Haß schon in den Jahren 1836 und 1841 in reichlichem Maaße zugezogen. Bis zum Jahre 1843 hat die griechische Regierung durch ihr Festhalten an den Verträgen den Zweck der Errichtung des Königreichs erfüllt, von da an hört sie auf diesem Zweck zu entsprechen, und die innere Erschütterung, welche das türkische Reich seit 30 Jahren immer rascher seinem Untergang entgegenführt, nimmt wieder ihren Anfang. Darum hat auch Hr. Cyprien Robert, längere Zeit harmloser Tourist und Beobachter, sich in einen Politicus umgewandelt, und an die Stelle metapolitischer Betrachtungen über die Zustände der gräcoslavischen Welt sind die in ächt französischer Phraseologie zugeschnittenen Ansichten und Wünsche über den Einfluß der „großen Nation" und ihre Verbindung mit den Hellenen getreten.

In Einem Punkte sind wir mit Hrn. Cyprien Robert und andern Philhellenen par excellence vollkommen einverstanden, daß die seit 30 Jahren fortschreitende Bewegung der westlichen Provinzen der Türkei, wenn auch von außen her gestachelt, doch im wesentlichen eine innere und zwar, wie sich von selbst versteht, eine christliche sey, hervorgegangen aus dem Haß gegen den Druck der Moslems. Wenn man einen Beweis dafür will, so darf man nur zurückdenken an Ali Pascha von Janina, der lange Zeit mit Griechen und gräcisirten christlichen Albanesen in engster Verbindung stand, und selbst das

*) Die griechische Regierung mußte Valenzas, Karatasso und Chairetis verhaften lassen, um dem verletzten Völkerrechte Genugthuung zu verschaffen, worüber sich denn Hr. Cyprien Robert also vernehmen läßt: „So genöthigt gegen die Edelsten unter seinen Kindern zu wüthen, wandte die griechische Nationalität während der Jahre 1842 und 1843 ihre ganze Energie auf die Reform ihrer gesellschaftlichen Ordnung, als auf das einzige Mittel, welches ihr blieb, im Innern eine patriotische Regierung zu erhalten, deren Mitwirkung später dem Lande gestatten würde, gegen außen zu reagiren."

Gerücht verbreiten ließ, er wolle unter dem Namen Alexander zum Christenthum übertreten; aber ob gerade die Griechen, oder wie man alterthümelnd sie wiederum nennt, die Hellenen, die Hauptmacht damals bildeten oder künftig bilden werden, das ist sehr die Frage. Dem sey indeß wie ihm wolle, eine Untersuchung darüber ist vorerst ganz unnütz, denn die Lage der Dinge gibt der gegenwärtigen griechischen Regierung die Leitung der Angelegenheiten in die Hand, und darum wird die Bewegung eine griechische getauft.

Man hat sich neulich an einem andern Orte große Mühe gegeben, die jetzige griechische Regierung und namentlich ihr Haupt von allem Antheil an dem Philorthodoxismus, d. h. an der großen christlichen Bewegung gegen die Türkenherrschaft völlig rein zu waschen; wir wollen dagegen mit Hrn. Cyprien Robert als Geleitsmann den Gegenbeweis zu führen suchen, woraus denn hervorgeht, daß die griechische Regierung nicht ohne guten Grund einen Mann wie Kolettis möglichst lange aus Griechenland entfernt hielt, und ihn nur zurückrief, weil ihm alle Widerstandskraft durch die Revolution vom 3/15 September gebrochen, und Kolettis, wenn die Behauptung der Verträge mit den Schutzmächten nicht mehr durchzuführen war, noch am ehesten vermochte Ordnung in das Chaos zu bringen. Dabei lassen wir die Frage unerledigt, ob Kolettis schiebt oder geschoben wird, ob er aus freiwilligem Entschluß oder durch die Umstände genöthigt seine gegenwärtige Bahn eingeschlagen hat, denn das Resultat ist in beiden Fällen ziemlich dasselbe. Welcher Ansicht C. Robert, der eine Stimme in der Sache hat, über den gegenwärtigen Stand der Dinge ist, das gibt er mit den Worten zu erkennen: „Die Pforte ist der Freundschaftsversicherungen des griechischen Cabinets müde, da sie doch an seinem wirklichen Verfahren nichts ändern."

(Fortsetzung folgt.)

Die Milderung der Quarantänemaaßregeln in Frankreich.

Die Pest hat seit mehr als drei Jahrhunderten einen wesentlichen Antheil an der Absperrung der moslemitischen Länder von den europäischen gehabt, und eine Geschichte des Quarantänewesens, welche freilich sich nicht bloß auf die sanatorischen Maaßregeln beschränken dürfte, sondern auch die moralischen Folgen der Absperrung umfassen müßte, wäre in mancher Beziehung ein höchst wichtiges und interessantes Werk. Unserer Zeit scheint es vorbehalten, in den Ansichten über die Quarantänemaaßregeln eine große Umgestaltung hervorzubringen und wenn bis jetzt noch die Vorsicht überwiegt, so darf man doch wohl behaupten, daß diejenigen die Sache etwas zu leicht nehmen, welche alle Quarantänen als unnützen Plunder zum Hause hinauswerfen möchten. Der Einbruch der wirklichen Pest noch im J. 1837 in Odessa beweist, daß die Befürchtungen noch keineswegs so ungegründet sind, als manche sie darstellen wollen. Indeß führt der täglich mannichfaltiger werdende Verkehr mit den islamitischen Völkern auch fortwährend zu Erleichterungen in den bisherigen strengen Vorschriften hinsichtlich der Quarantäne, und so bringt denn der Moniteur universel (vom 22 Mai) eine wesentliche Modification der bisherigen Verordnungen. Eine Ordonnanz vom 17 Februar 1841 hatte die Quarantäne für die Schiffe aus Algier aufgehoben, jetzt soll dasselbe für die Schiffe aus Marocco und Tunis stattfinden, und die aus dem letztern Land kommenden Schiffe nur einer einfachen Beobachtungsquarantäne von fünf Tagen unterworfen seyn. An beiden Orten bilden die europäischen Consuln ein Sicherheitscomité und schicken jedes pestverdächtige Schiff nach Mahon oder Malta, um dort Quarantäne abzuhalten; nur die Rücksicht auf die noch ziemlich strengen Maaßregeln in Italien scheint die französische Regierung abgehalten zu haben, auch diese Beobachtungsquarantäne noch bedeutend abzukürzen, wo nicht gar abzuschaffen. Diese Bestimmungen sollen bleiben so lange die Quarantäneanstalten dieser Länder unter der Aufsicht europäischer Consuln stehen. Für Griechenland und die jonischen Inseln wird die Quarantäne gleichfalls völlig abgeschafft, „da seit langen Jahren der Gesundheitszustand Griechenlands vortrefflich war, und in diesem Lande, so wie auf den jonischen Inseln eine kräftig eingerichtete Quarantäneorganisation besteht, um alle erforderliche Sicherheit darzubieten." In dem Bericht des Handelsministers an den König heißt es: „Diese verschiedenen Maaßregeln bieten meiner Ansicht nach keine Gefahr für die öffentliche Gesundheit dar; sie beruhen auf wissenschaftlich erwogenen Thatsachen und auf dem billigen Vertrauen, welches das System von Vorsichtsmaaßregeln in den betreffenden Ländern einflößen muß. Sie können keine gegründete Furcht erwecken, weder von Seite der Bevölkerungen im Süden von Frankreich, noch von Seite der andern Mittelmeerstaaten, welche unsere Vorsicht in dieser Angelegenheit hinreichend kennen." Es werden ohne Zweifel von Seite Frankreichs Schritte geschehen, um auch die italienischen Staaten zu ähnlichen Erleichterungen zu bewegen, hauptsächlich wegen der Verbindung der Dampfschiffe, die auf ihren regelmäßigen Fahrten nach Malta und Konstantinopel auch Livorno, Civiti vecchia und Neapel berühren.

Miscellen.

Eine merkwürdige griechische Antiquität von Syrien. Hr. Moore, der englische Consul in Beirut, schickte an das brittische Museum einen schönen marmornen Sarkophag, auf welchem ein Kampf mit den Amazonen in so hohem Relief abgebildet ist, daß viele Figuren fast Statuen sind. Man bemerkte, daß die rechte Brust der Amazonen voll entwickelt, die linke gedrückt ist, ganz der gewöhnlichen Tradition entgegen, daß sie sich die erstere abgeschnitten oder abgebrannt hätten. Ihre Kriegswaffen waren Wurfspeere und Streitäxte; die männlichen Kämpfer sind theils nackt, theils bekleidet. Centauren und ein Dattelbaum sind abgebildet, so wie viele Thiere, wie Wölfe, Eber u. s. w. Hr. Moore berichtet, der Sarkophag gehöre der besten Zeit der griechischen Kunst an, die Köpfe seyen augenscheinlich Porträts mit breiten Naslöchern von scythischem Charakter, zwei Figuren sind in Stellungen, die der Graballegorie auf der Portlandvase gleichen. Die Amazonen tragen phrygische Mützen, werden im Kampf besiegt und liegen theils todt, theils verwundet in allen Richtungen umher. Im Hintergrund sind nubische Sklaven, welche Pferde halten. Wie der Sarkophag nach Syrien kam, ist ein Räthsel, denn daß er aus Griechenland stammt, beweist der Umstand, daß er aus parischem Marmor ist. (Lit. Gaz. vom 17 Mai.)

Zeitungen in Konstantinopel. Es erscheinen gegenwärtig sieben Journale: zwei türkische, drei französische, ein griechisches und ein armenisches. (Voleur vom 20 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 6.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Samstag 31 Mai 1845.

[47] In Unterzeichnetem erschien so eben:

Lieder der Sehnsucht

nach den Alpen,

von

J. L. Pyrker.

8. Pracht-Velinpapier. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Die Freunde und Verehrer der Muse des Sängers der Tunisias und Rudolphias erhalten in dieser aufs schönste ausgestatteten kleinen Liedersammlung eine gewiß höchst willkommene Spende. Sie enthält in zwanzig Gedichten, welche größtentheils wahre Lieder und zur Composition trefflich geeignet sind, die Erinnerungen des Hrn. Verfassers an die schönen Stunden, die er in den Alpen verlebte, namentlich geben sie ein so treues Bild der Gebirgswelt, daß jeder, der die friedliche Erhabenheit der Berge kennt, die Sehnsucht nach ihnen mit dem Dichter theilen muß. Die heiligen Freuden des Alpengängers, der sehnsüchtige Eindruck der Alpenauffahrt, das Liebeleben der Aelpler, das eigenthümliche Fest der Alpenheimfahrt, die lockende Gefahr der Alpenjagd, die großartigen Naturschauspiele des Sonnen-Auf- und Untergangs im Gebirge, der Mondbeleuchtung u. s. w. sind mit inniger Wärme und prunkloser, volksthümlicher Wahrheit geschildert.

Stuttgat und Tübingen, April 1845. — J. G. Cotta'scher Verlag.

[48]

Kosmos von Alexander v. Humboldt.

So eben erschien in Unterzeichnetem und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:



Entwurf einer physischen Weltbeschreibung

von

Alexander v. Humboldt.

Erster Band.

gr. 8. Velinp. brosch. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Der gefeierte Name des Autors überhebt uns jeder lobpreisenden Anzeige des vorstehenden Werkes, worüber ein ausführlicher Prospectus vor wenigen Wochen in das Publicum gebracht wurde. Wir beschränken uns also darauf, den Inhalt dieses ersten Bandes anzugeben, und bemerken nur, daß er ein für sich abgeschlossenes Ganze bildet, und durch die Anschaffung desselben die Abnahme der beiden noch folgenden Bände nicht bedingt ist.

Inhalt des ersten Bandes:

Einleitende Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und die Ergründung der Weltgesetze. — Begränzung und wissenschaftliche Behandlung der physischen Weltbeschreibung. — Ein allgemeines Naturgemälde als Uebersicht der Erscheinungen im Kosmos.

Stuttgart und Tübingen, Mai 1845. — J. G. Cotta'scher Verlag.

[49] So eben versandten wir an alle Buchhandlungen:

Römische Topographie in Leipzig.

Ein Anhang zur

Beschreibung der Stadt Rom

von

L. Urlichs.

Gr. 8. geheftet. Preis 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr.

Die Angriffe des Hrn. Professor Becker in Leipzig gegen die Beschreibung von Rom werden in dieser Schrift beleuchtet, und

der Mangel an Gründlichkeit seiner Kritik nachgewiesen. Es bildet diese Schrift aber keineswegs eine reine Controverse, sondern gibt auch dem Alterthumsforscher neue Aufschlüsse über die ewige Stadt.

Stuttgart und Tübingen, im April 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[50] In Unterzeichnetem ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen und löblichen Postämter bezogen werden

Das Zollvereinsblatt,

ein Centralblatt für alle Interessen des Handels und der Schifffahrt, der Industrie und des Ackerbaues, der Handelspolitik und der National-Unternehmungen Deutschlands und insbesondere des deutschen Zollvereins, so wie überhaupt für die Discussion aller die National-Oekonomie und die materiellen Interessen Deutschlands betreffenden Fragen.

Herausgegeben

von **Dr. Fr. List.**

Preis des Jahrgangs 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

Inhalt. Nr. 16. Luginsland: Die Versammlung der Industriellen in Berlin, Hr. v. Rönne, englische Intriguen. Neuestes über die Beschlüsse der Versammlung der Industriellen in Berlin. Preisbewerbung für den Flachsbau in Württemberg. Die wichtigsten Fragen bei Einführung eines Differentialzollsystems im Zollverein. — Die Noth der deutschen Eisenproduction. — Erklärung in Betreff der Runkelrübenzucker-Fabrication. — Unsere Ansichten über Hollands Verhältniß zu Deutschland.

Inhalt. Nr. 17. Luginsland: Stimmen für und gegen die eingeleiteten Reformen im Zollverein. Hamburg und der Zoll-Verein. Die württembergische Abgeordnetenkammer über nationale Handelsgesetzgebung. Der Handelsvertrag mit Nord-Amerika. Daniel Webster über den Zollverein. — Die wichtigsten Fragen bei Einführung eines Differentialzollsystems im Zollverein. — Der preußische Berg- und Hüttenbetrieb im Jahre 1843. — Miscelle.

Inhalt. Nr. 18. Luginsland: Die österreichische Industrie und die bevorstehende Ausstellung in Wien. Die Leipziger Versammlung der Industriellen. Englands Capitalreichthum. Erklärung an den Rheinischen Beobachter. — Die wichtigsten Fragen bei Einführung eines Differentialzollsystems im Zollverein. — Unsere Ansichten über Hollands Verhältniß zu Deutschland. — Die rheinischen Provincialstände über die Fortschritte auf dem Gebiet der Industrie und des Handels.

Inhalt. Nr. 19. Luginsland: Die Eisenbahnen an der Nordwestgränze Deutschlands. Noch einmal über die Versammlung in Berlin. Der rheinische Landtag über die deutsche Eisenproduction. — Die wichtigsten Fragen bei Einführung eines Differentialzollsystems im Zollverein. — Der Plan einer Industrie-Bank für das Königreich Hannover. — Ein weiterer Beschluß des rheinischen Landtags. — Die Dauerhaftigkeit des Maschinenpapiers.

Inhalt. Nr. 20. Luginsland: Die Erwartungen vom nahen Zollcongreß. Eine Nationalbank in Berlin. Hamburgs neue Opposition gegen den Zollanschluß. Die Uebergangsabgabe von Wein im Zollverein. — Mohls gewerbswissenschaftliche Ergebnisse einer Reise in Frankreich. — Die hannover'sche Glasfabrication. — Hamburg und Triest.

In das Abonnement kann jedes Vierteljahr für den Rest des Jahres eingetreten werden.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[51] Die **sechste, verbesserte und vermehrte Auflage** von dem

Lehrbuch für Jäger

und für die, welche es werden wollen,

von

Dr. G. L. Hartig,

königl. preuß. Staatsrath und Ober-Landforstmeister 2c.

Herausgegeben

von **Dr. Th. Hartig,**

Forstrath und Professor.

2 Bände mit Holzschnitten und Tabellen.

Gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr. od. 4 Rthlr. 8 gGr.

hat so eben die Presse verlassen.

In allen Zweigen der Naturkunde hat sich der Standpunkt der Wissenschaft wesentlich verändert, weßhalb eine Umarbeitung dieses Werkes nöthig war. Das Ganze desselben zerfällt in sechs Haupttheile:

Die Jagd-Kunstsprache — die Naturgeschichte der Jagdthiere — die Wildzucht — der Wildschutz — die Wildjagd — und die Wildbenutzung.

Sechs Auflagen sprechen für die anerkannte Brauchbarkeit dieses Buches, und wir haben mit dieser Anzeige nicht die Aufgabe ein längst bekanntes vortreffliches Buch zu empfehlen, sondern nur die Pflicht zu erfüllen, auf eine neue Auflage desselben aufmerksam zu machen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

[52] **Johannes von Müllers Weltgeschichte in Schillerformat.**

In unterzeichnetem Verlage ist so eben erschienen:

Vierundzwanzig Bücher
Allgemeiner Geschichten,
besonders der
europäischen Menschheit,
von
Johannes v. Müller.
Taschen-Ausgabe. 4 Bände.

Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Diese neue Ausgabe eines unübertroffenen Geschichtswerkes ist aus dem Grunde veranstaltet worden, daß auch dem minder Bemittelten die Anschaffung eines Buches ermöglicht werde, welches allein schon dem Verfasser den Namen des „deutschen Tacitus" erworben haben würde, wären auch seine übrigen unsterblichen Werke nicht geschaffen worden.

Wir ergreifen diese Gelegenheit die Freunde der Werke Johannes v. Müllers darauf aufmerksam zu machen, daß

die sämmtlichen Werke
von J. v. Müller,
Taschen-Ausgabe in 40 Bänden.

Preis 12 fl. oder 7 Rthlr.

fortwährend durch alle Buchhandlungen bezogen werden können.

Stuttgart und Tübingen, April 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[53] In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gesammelte Gedichte
von
Alexander Graf von Württemberg.
8. Velinpapier. Broschirt. Preis 3 fl. od. 2 Thlr.

Inhalt: Lieder eines Soldaten im Frieden. Meinen verehrten Herren Cameraden bei dem achten deutschen Armeecorps zugeeignet. — Bilder vom Plattensee. — Traumbilder. — Waldbilder. — Bilder aus den Alpen. — Lieder des Sturmes. — Vermischte Gedichte.

Neben reicher Phantasie, Geist und Tiefe des Gemüthes, tragen diese Dichtungen des kürzlich verstorbenen Herrn Grafen **Alexander von Württemberg** das Gepräge ächt deutscher Vaterlandsliebe, edler Ritterlichkeit und schöner fester Freundestreue. Aus allen aber tönt, wie aus den Saiten einer Aeolsharfe, frischer, gesunder Laut der Natur. Durch sie schließt sich ein edler Sprosse des württembergischen Regentenstammes den Koryphäen der vaterländischen Sänger an und mahnt an die schönen Zeiten der ritterlichen Minnesänger Schwabens.

Jedem Freunde des Vaterlandes und der Poesie werden daher diese Dichtungen eine erfreuliche, willkommene Erscheinung seyn.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[54] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Militär-Karte von Deutschland
in 25 Blättern,
auf dem topographischen Bureau des königl. bayerischen Generalstabes entworfen
von Anton Klein.

Blatt Nr. 10.

Die darauf vorkommenden Hauptorte sind: **Breslau, Glogau, Kalisz, Liegnitz, Oppeln, Posen.**

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

[55] In unterzeichnetem Verlag ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aus den

gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen

einer Reise in Frankreich

von

Moriz Mohl,

königlich württembergischem Obersteuerrath.

Mit 148 Holzschnitten.

Gr. 8. Preis 3 fl.

Einer der geistvollsten und kenntnißreichsten Schriftsteller im Fache der National-Oekonomie, ein Mann, dem das Wohl [...] Vaterlandes vor allem am Herzen liegt, hat in diesem Buche Erfahrungen niedergelegt, welche er auf mehrjährigen Reise[n im] Ausland über Gewerbsverhältnisse gesammelt hat. Wir hören von unsern Gewerbtreibenden mehr als je die Klage über M[angel] an Absatz, Concurrenz des Auslandes, schlechte Preise u. s. w.

Vorliegendes Werk gibt die Gründe hiefür genau an und theilt die Mittel zu deren Beseitigung mit. Es ist nicht sowoh[l für] den National-Oekonomen, für den Theoretiker, für den Gelehrten, als hauptsächlich für den Mann von Fach geschrieben. Es [wird] ihm der Weg zur Fortbildung gezeigt und ihm die Bahn angewiesen, auf der er zu immer weiterer Vollkommenheit gel[angen] kann, wenn er sich auf der Höhe der Zeit erhalten, wenn er die Kundschaft des immer mehr fordernden Publicums [nicht] verscherzen will.

Die württembergische Staatsregierung im wohlverstandenen Interesse der Gewerbtreibenden hat es für wichtig genug era[chtet,] den Hrn. Verfasser mit Ankauf von Mustern ausländischer Gewerbserzeugnisse zu beauftragen, und es sind von derselben [die] Erwerbungen in Tabletterie-Geflecht und Wollewaaren so vertheilt worden, daß die betreffenden Industriezweige an diesen M[ustern] eine treffliche Schule machen können.

Das Werk des Hrn. Obersteuerraths Mohl gibt die ausführlichsten Beschreibungen und Anweisungen zur Verfert[igung] der Waaren obenbezeichneter Art, und erläuternde Holzschnitte im Text zeigen aufs deutlichste, was durch Worte nicht vera[nschau]licht werden kann.

Der Gewerbfleiß mehrerer Gegenden des Auslandes wird mit dem unsrer Gewerbsorte verglichen, die Ursachen der ge[gen]tigen Ueberlegenheit Frankreichs im Tabletterie-Gewerbe nachgewiesen, die Art des Betriebs im Auslande, der Wohlstand der Arbe[iter,] Art des Absatzes genau bekannt gegeben. Man findet Anweisungen über die Technik der Fabrication, über Bezugsquellen und [Preise] der Urstoffe in Elfenbein, Perlmutter, Bein, Horn, Holz, Metall, Glas, Schildkrot; dann werden die verschiedenen Gegen[stände] dieser Gewerbe aufgeführt und beschrieben, endlich aus allem Angeführten der Schluß gezogen, daß sich dieser Industriezwei[g] in Süddeutschland aufs zweckmäßigste entwickeln und steigern lasse.

Hiezu werden ausführlich alle Mittel angegeben und gezeigt, daß durch Unterricht, technische Hülfsmittel, Geschmack und [Kennt]nisse bei dem anerkannten Fleiß unsrer Arbeiter das schönste und lohnendste Resultat zu erreichen sey.

Aber nicht allein dieser weit ausgedehnte Gewerbszweig der Tabletterie-Waaren ist es der dem Hrn. Verfasser zu Beob[achtun]gen im Interesse seiner Landsleute diente, auch die Schaf- und Baumwollenverarbeitung in ihrem ganzen Umfange [ist] genauer Prüfung im Auslande unterworfen, und macht in seinem Buche die Resultate aufs zweckmäßigste und verständlichste b[ekannt.] Die unermeßliche Ausdehnung der französischen und englischen Fabrication von Wollmusselinen, Merinos, Thibets, Bom[basins,] Creps-Rachels und all der verschiedennamigen Stoffe der Producte der Strumpfwirkerei, der Bandweberei, mit denen das [Ausland] alljährlich unsre Märkte überschwemmt, ist wie der Hr. Verfasser nachweist, nur die Schuld unserer eigenen Unthätigkeit. D[iese zu] heben, die richtigen Wege und Hülfsmittel zu finden, darüber werden unsre Industriellen in diesem Buche ausführlich [belehrt.] Kein Mann von Fach, keiner dem das Wohl unserer arbeitenden Classen am Herzen liegt, wird dieses Werk unbefriedigt [aus der] Hand legen; er wird finden daß wir in unserm Süddeutschland, in unsern Händen Mittel genug haben der einreißenden [Armuth] zu steuern, daß in weiser geordneter Benützung dieser Mittel der Grund zum sittlichen und wirthschaftlichen Glücke des [Landes] gegeben ist, und daß der beste Auswanderungsplan zurückbleibt hinter der lohnenden Beschäftigung einer der thätigsten un[d nütz]lichsten Classen der Bevölkerung.

Stuttgart, im März 1845. J. G. Cotta'scher Verl[ag.]

---

[56] In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte

der Eroberung von Mexico,

mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez.

Von **William H. Prescott.**

Aus dem Englischen übersetzt.

Zwei Bände. Mit zwei lithographirten Tafeln.

Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Im Jahre 1843 erschien bei mir von Prescott durch denselben Uebersetzer:

Geschichte Ferdinands und Isabella's der Katholischen von Spanien. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 6 Thlr.

Leipzig, im März 1845. F. A. Brockhaus.

---

[57] In Unterzeichnetem erschien so e[ben und] wurde an alle Buchhandlungen vers[andt:]

In

Sachen der Kir[che.]

Neujahrsbetrachtung

von

Wolfgang Menzel.

gr. 8. brosch. Preis 24 kr. oder [...]

Die außerordentliche Nachfrage n[ach der] im Menzel'schen Litteraturblatt er[schienenen] Abhandlung war die Veranlassun[g zu dem be]sonderen Abdruck derselben. Gewi[ß ist nicht] zu läugnen, daß mit dieser Schrift e[in wichtiger] Beitrag zur Verständigung in Sa[chen der] Kirche und zu gegenseitiger Anerke[nnung] der Confessionen gegeben ist.

J. G. Cotta'scher

Nr. 154.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

unde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Junius 1845.

Jalapa und seine Umgebungen.

(Nach Th. Glennie.)

nser Weg führte uns durch Maisfelder und Gärten voll nen und Chirimoyas. In einer herrlichen Lage, mitten chtbaren Gefilden, wo alle Fruchtbäume der alten und Welt gedeihen, entfaltete sich vor unsern Blicken Jalapa, während der heißen Jahreszeit die meisten reichen ute aus Veracruz wohnen; Jalapa liegt 3000 Fuß über eresfläche in einem herrlichen Klima. Hier wird die te Jalapwurzel gebaut, welche ein so wohlthätiges mittel gibt; es ist die Wurzel einer Schmarozerpflanze pheuähnlichen Blättern und einer rothen Blüthe, welche or der Sonne scheut und nur des Nachts sich öffnet. meisten Gärten um Jalapa sind mit Aloehecken umgeben viele Landhäuser unter duftenden Blüthen und Blumen egraben.

ie Franciscaner besitzen hier ein großes, reiches Kloster efassen sich auch mit dem Volksunterricht, indem sie die d von Jalapa in die Schule nehmen, was ihnen zur gereicht; sie sind in dieser Hinsicht den Wünschen der anischen Regierung bereitwillig entgegengekommen. Ihre enthält viele goldene und silberne Kostbarkeiten, aber einige treffliche Gemälde von altspanischen Meistern, von ta, Morillo und Velasquez. Viele Häuser in Jalapa mit Heiligenbildern geschmückt.

s ist unmöglich, die Schönheit der Gegend um Jalapa Worten zu schildern; es liegt inmitten der herrlichsten, deren die Welt sich rühmen kann. Nichts ist bewun- ürdiger als der Pic von Orizaba, wenn der dichte schleier, der ihn zuweilen während des Tages umgibt, trahlen der glorreich sinkenden Sonne weicht. Einen Sonnenuntergang und einen solchen Berg findet man den Tropenländern, wo alles gigantisch ist. Indiani- rfer liegen zerstreut in dieser reichen Gegend, und erfordert es nur wenig Anstrengung von Seiten der chen, um ihren Unterhalt aus dem überaus fruchtbaren zu gewinnen. Die Zwischenräume sind ausgefüllt von ungeheuren Waldungen, reich an jeder Art von Bauholz, aber nur selten besucht, ausgenommen von den Indianern zur Erntezeit der Vanille; sie werden von Bächen und Flüssen bewässert, die von dem Abhange der Cordilleren kommen. Es sind viele Anzeichen einer weit stärkern Bevölkerung zur Zeit der ersten Eroberung Mexico's vorhanden, da man Ruinen von Städten und Festungswerken entdeckt hat, welche nur sehr zahlreiche Stämme erbaut haben konnten; aber wie alles was mit der indianischen Race in Verbindung steht, ist auch ihre Geschichte in Dunkel gehüllt und es haben sich nur spärliche, mündliche Ueberlieferungen erhalten.

Jalapa verdankt die außerordentliche Milde seines Klima der Eigenthümlichkeit seiner Lage; die Stadt liegt auf einer kleinen Platform, gerade auf der Höhe, auf welcher die über dem Meere hangenden Wolken die Cordillera berühren, weßhalb eine beständige Feuchtigkeit stattfindet, welche der Luft etwas balsamisches und der gesammten Vegetation eine entzückende Frische mittheilt. Die Gegend von Jalapa gilt in ganz Mexico als ein Eden; auch finden sich unter den hiesigen indianischen und creolischen Frauen große Schönheiten.

Die hiesige Messe ist noch immer stark besucht, denn Jalapa ist Stapelplatz zwischen Mexico und Veracruz; die Zahl der Einwohner wird auf 15,000 Seelen angegeben.

Ich besuchte auch die benachbarten Städte Orizava und Cordova, die wegen ihrer ungeheuren Tabaksplantagen mit Recht berühmt sind; aus ihnen zog die spanische Regierung einen jährlichen Gewinn von 20 Mill. Franken. Sodann stattete ich Perote einen Besuch ab; dieser Ort ist wichtig wegen seiner Citadelle, und es befindet sich hier eine Militärschule; der Professor der Mathematik an dieser Anstalt ist ein Schotte, und ich hatte das Vergnügen, diesen ehrenwerthen, in Perote sehr geschätzten Mann kennen zu lernen. In der Nähe liegt ein hoher Berg, der unter dem Namen „Koffer von Perote" bekannt ist, weil er die Form einer Kiste oder eines Koffers hat.

Von Perote ritt ich nach Guazacualco an der Mündung des gleichnamigen Flusses; der Hafen, der die Mündung desselben bildet, gilt für den besten Flußhafen am mexicanischen

Meerbusen, Neuorleans nicht ausgenommen. Die Colonie von Deutschen, Schweizern und Franzosen, welche von der mexicanischen Regierung hier angesiedelt wurde, hatte ein schlechtes Gedeihen und besteht nicht mehr.

Wir verließen Jalapa bei wolkenlosem Himmel; ehe wir aber auf halbem Wege nach Las Vegas waren, erhob sich auf der Küste ein Nordwind und wir fanden uns augenblicklich in Wolken eingehüllt, die sowohl dem äußern Anschein wie der Wirkung nach einem schottischen Novembernebel gleichkamen. Unsere Mäntel reichten nicht hin, uns vor der schneidenden Kälte zu schützen, und es blieb uns nichts übrig als rasch fortzureiten wo der Weg es erlaubte; wir erreichten unser Nachtquartier nicht ohne gänzlich durchnäßt zu seyn. Der Wechsel in der Landschaft war in jeder Hinsicht dem in der Atmosphäre ganz ähnlich. Früh verloren wir die reizenden Gärten von Jalapa aus dem Gesichte, und obgleich Hecken mit Chirimoya bepflanzt sich eine Meile von der Stadt erstrecken, so wichen sie doch bald Pflanzen von stämmigerem Wuchse; diese machten wiederum allmählich der mexicanischen Eiche Platz und zuletzt sogar der Fichte, welche während der letzten Meilen einsam vorherrschte. Die leichten Bambushütten der Indianer, die hübsch und pittoresk aussahen, wurden durch festere Gebäude ersetzt, die sich besser für das Klima paßten aber keine Ansprüche auf Schönheit machten. Sie schienen mir viel Aehnlichkeit mit den Häusern in Schweden, vorzüglich in Dalekarlien zu haben, welche aus unbehauenen, roh befestigten Eichenstämmen errichtet und mit zwölf Fuß hohen Zäunen umgeben sind, um das Vieh vor den Wölfen zu schützen.

Die neuesten Bewegungen des Gräcoslavismus.

(Fortsetzung.)

Wenn man noch einen Zweifel hegen könnte, zu welchen Zwecken die Revolution unternommen wurde, so dürfte man nur den Umstand anführen, daß im ersten Congreß nach der Revolution vom 3/15 Sept. 1843 Deputirte aus Epirus, Thessalien und Macedonien ihren Sitz nehmen wollten, und daß sich hierüber der wirre hartnäckige Streit über die Autochthonen und Heterochthonen, über die Griechen innerhalb und außerhalb der jetzigen Gränzen Griechenlands entspann. Es bedurfte eines drohenden Befehls der europäischen Mächte, um diese Deputirten, deren Zulassung ein offenbarer, der Pforte hingeworfener Fehdehandschuh gewesen wäre, zu entfernen. Statt dieses quasilegalen Taschenspielerstücks hat man jetzt einerseits zu immer offenern Aufreizungen der Rajas in den türkischen Provinzen gegriffen, andrerseits hat man das Recht der Dynastie auf den Thron in einigen athenischen Journalen offen bestritten; so sagt Cyprien Robert bei Gelegenheit der österreichischen Note gegen die Uebergriffe der Philorthodoxenpartei geradezu: „Die Journale Athens haben die Gefälligkeiten ihres Cabinets für Oesterreich energisch gebrandmarkt; sie sind so weit gegangen, darin eine Rückkehr zu den absolutistischen Ideen der bayerischen Dynastie zu sehen. Sofort haben sie ohne Umschweife die Frage gestellt zwischen dem Interesse ihres Vaterlandes, welches der Vergrößerung bedarf, und dem Interesse der Dynastie, welche keine Macht vor den Kopf stoßen will.“ Hier ist, damit man sich ja über den Zweck nicht täuschen könne, aber doch um den Gedankenlosen Sand in die Augen zu streuen, das Festhalten an den Verträgen, denen Griechenland sein Daseyn verdankt, und die absolutistischen Ideen der bayerischen Regierung auf Eine Linie gestellt oder vielmehr das eine für das andere gesetzt.

Maurokordatos, der Phanariote, und daher mit der europäischen Diplomatie vertraut, hat eine sehr unglückliche Rolle gespielt. Er wollte um jeden Preis verhindern, daß nicht eine Kammer zusammentrete, welche zu ungeschminkt die Sache des Aufstandes in den türkischen Provinzen fördere. Aber diesen Zweck, welchen er nicht offen und geradezu erreichen konnte, suchte er mit allerlei Schlichen und Kniffen und Gewaltthaten zu erreichen, beherrschte die Wahlen auf eine höchst unkluge, schreiende Weise, und gab dadurch seinen Gegnern das Heft in die Hand. Seitdem hat Kolettis alles eingeleitet, um einen Einbruch in die Länder der Türkei kräftigst zu fördern. Cyprien Robert, enthusiastisch für einen solchen Plan eingenommen, findet die zu diesem Ende ergriffenen Maaßregeln vortrefflich. „Unter den rein administrativen Maaßregeln,“ sagt er, „welche bestimmt sind die politische Centralisation der Regierungsgewalt zu unterstützen, muß man den Plan einer Territorialeintheilung von Hellas, ähnlich der französischen Eintheilung nach Departements, erwähnen: man hat die Absicht, die von der bayerischen Regierung aufgehobenen zehn Nomarchien, wie sie unter Kapodistrias bestanden, wieder herzustellen, und sie durch Generalgouverneure verwalten zu lassen, denen die 49 Eparchen unterworfen wären. Eine andere Reform, welche gleichfalls bestimmt ist die Verwaltung zu vereinfachen und zu beschleunigen, besteht in der Abschaffung der Verpachtung der Steuern, welche von dem Ministerium der Kammer vorgeschlagen wurde. Um vortheilhaft zu seyn, müßte diese Reform zugleich von einer gänzlichen Aufhebung der Naturalleistungen begleitet seyn, aber dieß System ist allenthalben unentbehrlich, wo das Geld noch selten und theuer ist. Man kann also zweifeln, ob die Annahme der directen Erhebung die Einnahmen des Staates auch wirklich vermehren werde; sie wird nur den Vortheil haben, die Erhebung vollständiger in den Händen der Beamten zu concentriren. Was können die Absichten des athenischen Cabinets bei dieser Handlungsweise seyn? Wir können keine andere finden, als die, zu einer möglichst starken politischen Centralisation zu gelangen, um der Nation zu erlauben, gegen außen zu wirken, ohne Gefahr zu laufen, sich im Innern aufzulösen.“ Was nun den Zustand der Gränze betrifft, so bemerkt Hr. C. Robert weiter: „Der türkische Diwan glaubte an das Ministerium Kolettis die bittersten Vorwürfe richten zu müssen. Zahlreiche Noten wurden gewechselt und die Polemik hat sich bis auf die Journale der beiden Länder erstreckt. Die Pforte beschuldigt den griechischen Staat, insgeheim die Palikarenbewegung im Epirus und Thessalien zu begünstigen. Das

athenische Cabinet seinerseits sucht zu beweisen, daß man den Klephtenbanden den Heiligenschimmer des Patriotismus, womit die Menge sie umgibt, nicht nehmen kann, als indem man ihnen durch eine Amnestie jedes Mittel entzieht sich als Opfer der Tyrannei hinzustellen; indem diese Truppen auf solche Weise ihre moralische Macht verlieren, werden sie sich zerstreuen, und die Anarchie an den Gränzen aufhören. So scheinbar auch diese Gründe sind, so beweisen sie doch jedenfalls die Unmöglichkeit, worin sich die Regierung befindet, den Aufschwung der freien Griechen zu Gunsten ihrer Rajabrüder zu hemmen.... Die Pforte ist aber der freundschaftlichen Versicherungen des griechischen Cabinets, welche an seinem eigentlichen Benehmen nichts änderten, müde geworden; um ihren Grimm zu zeigen, hat sie die Gelegenheit ergriffen, welche die Paschas von Rumelien ihr verschafften, indem sie der aus Griechenland gekommenen Emissäre, welche die Dörfer durchzogen und die Freiwilligen für den bevorstehenden Feldzug der Hellenen gegen den Halbmond sammelten, sich bemächtigten. Unter dem Vorwand, daß in dem Futter der Kleider dieser Verschworenen in Athen gedruckte Proclamationen und Journalartikel sich gefunden hätten, hat die Pforte allen in Griechenland gedruckten Schriften den Eingang in ihre Staaten verboten. Bis hieher war die Pforte in ihrem Recht, aber da sie sich unmächtig fühlte mit eigener Kraft die Unterdrückung der griechischen Provinzen länger aufrecht zu erhalten, hat sie sich an die Schutzstaaten mit einer Note gewandt, worin sie alle Intriguen des athenischen Cabinets zu entschleiern unternimmt."

Fügen wir diesen Auszügen noch hinzu, daß Hr. Cyprien Robert mit dürren Worten sagt, Frankreich sey die einzige Macht, welche kein der Vergrößerung der Griechen widerstrebendes Interesse habe, und es dürfe in Griechenland nur dasjenige stützen, was national sey, nämlich die Erweiterung der Gränzen; bemerken wir endlich noch, daß Duvergier de Hauranne's Mittheilungen über Griechenland ganz denselben Gang wie die von Cyprien Robert verfolgen, wenn auch in anderer Weise, dann möchte es wohl keinem Zweifel unterliegen, von wem hauptsächlich diese Bewegung ausgeht. Cyprien Roberts Schilderung ist vielfach mit den Phrasen durchspickt, welche vor etlichen und zwanzig Jahren die Gemüther aufregten, die aber ihre Macht, seit man über die Griechen nüchtern geworden ist, sehr verloren haben. Wenn er sagt: „Hat auch Griechenland die anglorussische Coalition gegen sich, so bleibt ihm wenigstens Frankreich befreundet, und die Größe des Kampfes, welche die Seele erhebt, wird nicht ermangeln, neue Cimone, Miltiadesse und Epaminondasse hervorzurufen," so zuckt man darüber nur noch die Achseln. Betrachtet man die Angelegenheiten Griechenlands aus dem obigen Gesichtspunkt, so klären sich eine Menge Verhältnisse auf; man sieht, warum Sir Ed. Lyons Hrn. Maurokordatos unterstützt, man begreift die Besorgnisse Sir Stratford Cannings, die unwilligen Aeußerungen Sir R. Peels über Hrn. Duvergier, das Bestreben Frankreichs, England zur Mitwirkung zu vermögen, und man versteht, weßhalb ein Journal „die Vereinigung" (Ἑνωσις) in Athen gegründet worden, um ein Bündniß zwischen Maurokordatos und Kolettis herbeizuführen, und dadurch die allgemeine Uebereinstimmung aller Griechen hinsichtlich der Gränzerweiterungen vor den Augen Europa's glänzen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Singhapura.

Zweiter Artikel: Die evangelischen Sendboten; Charakter der malayischen Sprache; die siamesische Literatur; Natur der indochinesischen Sprachen; Schulen in Singhapura; das Christenthum in Asien; Sitten und Lebensweise der Chinesen; die Bugis und ihr Handel; Handel mit Siam, Cochinchina und Sumatra; das Geschwornengericht; die Bildungsanstalten.

Ich wurde von den Missionären, die ich alsbald nach meiner Ankunft in Singhapura besuchte, sehr freundlich und zuvorkommend aufgenommen. Ich athmete frei auf, als ich nach so langer langer Zeit endlich einmal wieder Menschen fand, die für das Höhere einen Sinn und das Herz auf dem rechten Fleck hatten. Es waren zu meiner Zeit zwei evangelische Sendboten in Singhapura — die HH. Thomsen und Tomlin. Thomsen, den ich schon als trefflichen Gehülfen des edeln Sir Stamford kannte *) und auf den ich mich schon im voraus gefreut hatte, ist ein geborner Deutscher aus Holstein; er lebt und wirkt an dreißig Jahre in den östlichen Ländern Asiens. Er versteht Malayisch und die meisten andern Sprachen, oder richtiger, Dialekte des Malayischen auf dem östlichen Archipelagus. Zur Zeit meines Aufenthalts in Singhapura war Thomsen mit der Revision der malayischen Uebersetzung des neuen Testamentes beschäftigt, die auf Kosten der Bibelgesellschaft zu Singhapura in der Missionspresse erschienen ist. **) Die frühere Uebersetzung der malayischen Bibel, wird behauptet, enthielte zu viele arabische Wörter und Sätze, welche dem gemeinen Mann ganz unverständlich wären. Es gehe deßhalb, sagte Thomsen, sein Bestreben dahin, wo möglich allenthalben an die Stelle dieser seit der Bekehrung des Volks zur Lehre Mohammeds von den Hadschis aufgenommenen Fremdlinge einheimische Ausdrücke zu setzen; doch sey leider das malayische Idiom zu arm für die Bezeichnung übersinnlicher Vorstellungen und abstracter Begriffe. An sinnlichen Ausdrücken hingegen, an Wörtern, die sich auf Greifen, Schlagen und Tragen beziehen, haben die Malayen einen großen Ueberfluß. So haben sie z. B. ein besonderes Wort für Tragen auf der Schulter (Pikul), ***) auf dem Kopfe (Dschundschung), auf dem Arme (Dokung), unter dem Arme (Kepêt, in Bugis Kalepel) und auf der Hand (Tatang, in Bugis Tetengi). Wie im Chinesischen und vielen andern Sprachen des östlichen und Mittelasiens, werden auch in dem Malayischen die grammatischen Kategorien des Raumes und der Zeit, werden Declination und Conjugation nicht an dem Wortstamm selbst, sondern durch besondere Wörter und

*) Memoir of the life and public services of Sir Thomas Stamford Raffles. By his widow. London 1830. 4. 533, 536.

**) The new Testament in Malay, revised edition. Singapore 1831. 2 Bde. 8.

***) Hievon stammt das Gewicht, Pikul oder die Tracht genannt, von 133⅓ Pfund Troy, welches jetzt in allen Ländern des östlichen Asiens im Gebrauch ist.

Säße bezeichnet. Die Gesetze der Wortfolge, welche, wie man sich leicht denken kann, in allen diesen Sprachen von der größten Wichtigkeit ist, sind aber in diesen beiden Sprachen, im Chinesischen und Malayischen, durchaus verschieden. Während in der ersten Sprache alles Beziehende demjenigen, worauf es sich bezieht, alles Bestimmende dem, was bestimmt werden soll, vorangeht, so findet in der zweiten das Gegentheil statt. Im Malayischen geht in der gewöhnlichen Construction das Hauptwort vorher und das Bestimmende, Modificirende folgt hernach. Wasser heißt im Malayischen Ejer; Seewasser Ejer laut; Regenwasser Ejer hujan; Flußwasser Ejer sungei; so Benua China, Tana Java, das Land China, das Land Java u. s. w. Dasselbe Gesetz der Wortfolge findet sich in den verwandten Sprachen und Dialekten der Inseln des östlichen Archipelagus und Australiens, in dem Idiome der Bugis, der Tonga-Inseln und auf Taheiti. Thomsen hat sich, zum eigenen Gebrauche, in vielen Sprachen des östlichen Asiens und Oceaniens Vocabulare zusammengetragen, wovon auch drei, das Malayische, Bugis und Siamesische, in der Missionspresse zu Singhapura im Druck erschienen sind.

Der Missionär Tomlin beschäftigte sich vorzüglich mit dem Chinesischen. Ueberdieß haben in den letzten Jahren die Sprachen der Halbinsel jenseits des Ganges und unter diesen das Siamesische oder die Thaisprache die Aufmerksamkeit dieses gelehrten, leider aber kränklichen Mannes auf sich gezogen. Tomlin machte Ende des Jahres 1829 mit unserem deutschen Landsmann, dem Sendboten Gutzlaff, eine Missionsreise nach Bankok, der Hauptstadt Siams, die er auch in einem eigenen zu Singhapura erschienenen Büchlein beschrieben hat. Er verehrte mir diesen lehrreichen Reisebericht, so wie seine Beschreibung der Insel Bali, welche er in Begleitung Medhursts besuchte und mehrere andere in den Zeitungen Malaca's und Singhapura's erschienene Reisenotizen. Tomlin besitzt eine große Sammlung siamesischer Handschriften, die er großentheils untersucht oder wenigstens durchgangen hat. „Von eigentlich historischen Werken," sagte der Sendbote, „habe ich weder in meiner eigenen siamesischen Bibliothek, noch in der Gartenstadt — dieß ist die Bedeutung des Wortes Bankok — einige auffinden können. Die ganze zahlreiche Literatur des Volks scheint bloß in Romanen, in buddhistischen Legenden und metaphysischen Werken dieser Religion zu bestehen. Es findet sich in den geistigen Erzeugnissen dieses Volks, wie der Buddhisten überhaupt, eine wunderliche Mischung oder Verwirrung der wirklichen Wesen mit den bloß in der Phantasie wurzelnden Gestalten jenseitiger Welten. Die siamesischen Romane lassen Helden auftreten mit übernatürlicher Kraft ausgerüstet, in Gesellschaft von Dämonen und untergeordneten Göttern, von Riesen und Zwergen. Hier findet man glückselige in allen Herrlichkeiten der Erde prangende Reiche, worin fromme, Buddha ergebene Könige thronen, die lange vergebens harren und hoffen, bis ihnen würdige Thronerben geboren werden. Sie senden inbrünstige Gebete zum Herrn der Wesen, Gautama, empor, und siehe! Söhne werden ihnen geboren, hervorragend über alle ihre Zeitgenossen, durch die mannichfachsten Vollkommenheiten des Körpers und des Geistes. Zu Jünglingen emporgereift wandern die einen nach Lanca (Ceylon), die andern nach Magadha, um sich in der heiligen Sprache Buddha's auszubilden. Noch andere unternehmen allerlei das Seelenheil fördernde Abenteuer. Undurchdringliche Wälder werden gewaltigen Schrittes durchmessen; sie bewähren sich im Kampfe mit Riesen und Dämonen, mit Tigern und Löwen; sie strafen das Laster und retten die Unschuld aus dem Verderben; sie beherrschen die Sinne und speisen die Armen. Endlich führt ihnen die Gottheit auf diesen ihren Wegen die entzückendsten, tugendhaftesten weiblichen Geschöpfe entgegen. Sie geleiten sie im Triumphe heim zu den um das Loos der tapfern Recken tiefbekümmerten Eltern, zu dem um das Wohlergehen der trefflichen Königssöhne nicht minder besorgten Volke. Bald nach der Rückkehr des Helden stirbt der königliche Vater und der Sohn regiert jetzt lange Zeit in Ruhe und Eintracht die glücklichen Länder. Dieß ist der Inhalt der meisten Romane des siamesischen Volks. Alle Sprachen der Völker jenseits des Ganges sind übrigens innig mit dem chinesischen Idiome verwandt; sie haben nur theilweise, wie z. B. das Birmanische, durch die Einführung der Lautschrift und durch die Aufnahme einer Menge vielsylbiger Paliwörter äußerlich eine andere Gestalt erhalten. Es läßt sich jedoch sowohl in Betreff der Masse der Wörter und ihrer mannichfachen Betonung, wie in der Bildung und Stellung der Wörter zu einander die ursprüngliche Verwandtschaft nicht verkennen. Ja so wie manches in den mangelhaften Fragmenten der hebräischen Sprache ohne Kenntniß der reichen arabischen Schwester unverständlich bleibt, so könnte man auch ohne eine Kenntniß des Chinesischen manche Eigenheiten der indo-chinesischen Sprachen gar nicht verstehen, und im Ganzen keine Einsicht in die Natur dieser Idiome erlangen. Die Missionäre haben eine Menge siamesischer Typen gießen lassen. Gutzlaff hat nicht bloß das neue Testament mit Hülfe einiger Eingebornen ins Siamesische übersetzt, sondern auch ein Wörterbuch und eine Grammatik dieser Sprache ausgearbeitet, die bei weitem vollständiger seyn soll als die des Capitän Low. Zu dem Druck dieser Werke wurden schon zu der Zeit, als ich mich in Singhapura befand, Vorkehrungen getroffen. Doch ist seitdem, so viel mir bekannt, nichts von Gutzlaff in dieser Beziehung erschienen, als die Bemerkungen über die siamesische Sprache in den Denkwürdigkeiten der asiatischen Gesellschaft zu London.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Die Jesuiten in den Laplatastaaten. Es scheint die Jesuiten nähern sich wieder dem Schauplatz ihrer alten Arbeiten; sie haben in der Nähe von Buenos-Ayres eine Colonie gegründet, welche Pachthöfe, Schulen, ein Bußhaus und eine Stuterei enthält und vortrefflich gedeihen soll. Sie sind geschützt von Rosas und sehr beliebt bei den Gauchos, deren Kinder sie nicht bloß im Lesen und Schreiben, sondern auch im Ackerbau unterrichten. (Voleur vom 20 Mai.)

Neue eiserne Dampfboote. Am 23 April wurden zu Liverpool zwei eiserne Dampfboote, eines für den König von Preußen, das zweite für den Kaiser von Rußland, ins Wasser gelassen. Beide sind von gleicher Größe und nach demselben Plan gebaut: ihre Länge beträgt 185 Fuß, ihre Breite 29, ihre Tiefe 17½. Ihre Trächtigkeit ist 749 Tonnen. Bei einem nach dem Schauspiel gegebenen Gastmahl setzte der Erbauer, Hr. Vernon, die Schwierigkeiten auseinander, welche bei dem Bau eiserner Dampfschiffe zu überwinden gewesen seyen, und bemerkte, daß viele früher gebaute Dampfboote aus Mangel an dem nöthigen Zusammenwirken theoretischer und praktischer Kenntnisse ziemlich mittelmäßig seyen. Alles stehende Tauwerk besteht an den beiden genannten Dampfbooten aus Metallstricken. (Mining Journal vom 26 April.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 155.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Junius 1845.

Die neuesten Bewegungen des Gräcoslavismus.

(Schluß.)

Vergebens würde man sich bemühen Zusammenhang und Consequenz in die gräcoslawischen Ideen Hrn. Cyprien Roberts zu bringen, und wir heben darum nur Einen innern Widerspruch und Eine grandiose Thorheit hervor. Dieser innere Widerspruch besteht darin, daß Hr. C. Robert gleich in seiner ersten Mittheilung über die gräcoslawische Welt fünf wesentlich geschiedene Theile aufführt, nämlich Griechen, Albanesen, Bulgaren, Serbier (mit Einschluß der Bosnier, Croaten, Montenegriner) und Moldowlachen, von denen er nicht ganz mit Unrecht behauptet, „sie seyen so natürlich von einander geschieden, daß nie eine Gewalt sie verschmelzen konnte noch je wird verschmelzen können." Dennoch behauptet er unter allen diesen Völkern eine innere Einheit, die sie nothwendig zusammenführen müsse, und diese Vereinigten Gräcoslawischen Staaten sollen unter Leitung des gesittetsten und gebildetsten Volks, der Griechen, stehen. Was aber ans Burleske streift, ist der Umstand, daß er annimmt, die Türken würden die Sache ziemlich gutmüthig geschehen lassen, und sich dann in ihrem letzten Zufluchtsort, in Thracien und Konstantinopel vereinigen, und als sechster Bestandtheil mit diesen abgefallenen Theilen einen ewigen Bund schließen. Man hat schon lange den Deutschen vorgeworfen, daß sie politische Träumer seyen, aber so abgeschmackt hat es wohl noch keinem geträumt, und zu verwundern ist an der Sache nur, daß ein Schimmer davon auch in den Artikeln des griechischen Moniteur *) durchblickt, wo man mit Bezugnahme darauf, daß „Griechenland die Aufgabe habe die hellenischen Racen (d. h. doch wohl die Gräcoslawen) aufzuklären und sittlich zu machen, der Pforte nicht etwa eine vorübergehende Allianz zu einem bestimmten Zweck, sondern einen dauernden Bund vorschlägt, wodurch sich beide, die Pforte und das Cabinet von Athen an die Spitze der orientalischen Bewegung stellen würden." Diese Sprache ist allzu thöricht, als daß man sie anders wie heuchlerisch finden könnte.

*) Siehe das Blatt vom 20 April.

Um den Werth und das Gewicht der Griechen in der Waagschale des Orients zu bemessen, darf man nur an die neuere Geschichte des türkischen Reiches mahnen. Ehe die sogenannte griechische Revolution ausbrach, waren der griechische Phanar und das griechische Patriarchat ein sehr bedeutender Zweig der türkischen Verwaltung. Phanarioten herrschten in der Moldau und Walachei unter denselben Bedingungen, wie die griechischen Bischöfe in sämmtlichen Provinzen, d. h. sie kauften ihre Fürstenschaft von der Pforte, und erholten sich dann an den Unterthanen, um ihre Kosten und den möglichsten Gewinn dazu herauszuschlagen. Dieß Aussaugungssystem hatte gerade, als die Griechen unter Ypsilanti in der Moldau eindrangen, einen Aufstand des Landvolkes unter dem unglücklichen Theodor Wladimiresko zur Folge gehabt, und man kann sich deßhalb leicht vorstellen, welche Aufnahme die griechischen Freiheitsproclamationen an die „Daken" auf die Menge machen mußten, und wie wenig die Anhänger Ypsilanti's auf eine Mitwirkung zählen konnten. Auch war die Folge dieses Aufstandes, daß die griechische Verwaltung dieser Provinzen einging, wie denn überhaupt, da der ganze Aufstand nicht ohne Vorwissen und wenigstens theilweise Unterstützung des Phanar in Konstantinopel stattfinden konnte, diese Partei großentheils damals gesprengt wurde, da die Pforte, über ihren Verrath erbittert, einen Theil derselben hinrichten ließ, einen andern verbannte. Der Aufstand hatte im Namen eines imaginären griechischen Reiches begonnen, und endete vorerst mit einer wesentlichen Schwächung des griechischen Einflusses in einem großen Theil des türkischen Reiches, denn der Einfluß der Phanarioten war von der türkischen Herrschaft, nicht aus eigener Kraft entlehnt, und mußte also fallen, so wie der Herrscher mißtrauisch wurde.

Nun begann der Aufstand im eigentlichen Griechenland, und jedermann weiß jetzt, daß dieser, nur zum geringsten Theil von eigentlichen Griechen gefochten, sich ohne den Beistand der europäischen Mächte nicht hätte behaupten können, sondern unter dem Schwert der Türken erlegen wäre. Diese Einmischung Europa's wirkt noch jetzt nach, da man Ehrenhalber den neuen Staat nicht mehr fallen lassen kann, und darauf

fußt sich die Bewegungspartei in Griechenland. Wir erinnern hier an eine Stelle der Vorrede zu Fallmerayers zweitem Band der Geschichte Morea's, wo es heißt: „Die Revolution hat nur eine Pause gemacht, sie steckt noch in allen Gemüthern, und kann und wird nur mit Erringung einer materiell breiteren und volksthümlichen Grundlage ihr natürliches Ziel erreichen." Europa kann nicht mehr zurück, somit haben die Griechen einen Rückhalt und drängen vorwärts. Die alte orientalische Frage mit allen ihren Verwicklungen ist also wieder da, und in keiner Weise abzusehen wie sie enden soll.

Daß die Bewegung im türkischen Reich unter den christlichen Bewohnern ursprünglich von Rußland ausging, und von Rußland noch jetzt unterhalten wird, das bezweifelt gewiß niemand mehr, wohl aber findet die Behauptung, daß sich in Griechenland bereits ein starker Kern gebildet habe, welcher selbstständig zu handeln im Stande sey, starke Zweifler, wiewohl wir keineswegs in Abrede stellen wollen, daß viele dahin arbeiten. Aber mit dem Hellenenthum wird man dieß nicht erreichen in einem Lande, wovon drei Viertheile Albanesen sind und wenigstens die Hälfte nicht einmal griechisch spricht, so laut auch die Stimmführer in den Journalen sich vernehmen lassen. Cyprien Robert spricht von einer in Griechenland herrschenden Slavophobie, indem „der gerechte Schrecken vor Rußland sie so verwirrt habe, daß sie in jedem Slaven nur einen Verbündeten des Zaren sehen;" diese Slavophobie habe „der Mehrzahl der Griechen sich bemächtigt," und Cyprien Robert zieht daraus mit großem Leidwesen den Schluß, „daß die gräcoslavische Eintracht, die große Nothwendigkeit des Orients, sich nicht so bald realisiren werde." Wir können in dieser sogenannten Slavophobie durchaus nichts sehen, als den alten unvertilgbaren Stammeshaß der Albanesen gegen die Slaven, ein Stammeshaß, der durch die Geschichte nur allzusehr gerechtfertigt ist.

Die Slaven aber vergelten den Albanesen und Griechen diesen Haß reichlich; daß der kriegerische Theil der Albanesen, welcher sehr häufig den Slaven gegenübersteht und als ihre Zuchtruthe gebraucht wird, bei den letztern der Gegenstand des bittersten Hasses ist, versteht sich von selbst, aber auch gegen die eigentlichen Griechen hegt der Slave einen instinctartigen Haß im Herzen. Ein Lazarist, der Hrn. C. R. hauptsächlich vom Standpunkt als katholischer Missionär bekämpft,*) äußert sich über diesen Punkt folgendermaßen. „Die Lust der Griechen nach der Herrschaft gibt ihnen noch nicht die Fähigkeit, und bestände diese auch, so werden die andern Racen nicht, wie Hr. C. Robert meint, sie gelten lassen. Weit entfernt davon besteht bei allen eine entschiedene Abneigung, die bei manchen selbst bis zum Haß geht. Dieß gilt namentlich von den slawischen Racen, den Serben, Bulgaren und Bosniern, die man als geneigt schildert, nicht bloß mit den Griechen zu fraternisiren, sondern ihnen selbst den Vorrang und die Regierungsgewalt einzuräumen, während von den einen die Bande der geistlichen Abhängigkeit, die sie an Konstantinopel knüpften, zerrissen worden, und die andern eifrig darnach streben, dasselbe Joch abzuschütteln. Die griechische Kirche preßt diese Bevölkerungen aus, indem sie ihre besondern Kirchen wie eben so viele Lehen verwaltet, von denen das Geld erhoben wird, wovon die stolze Nichtsthuerei ihrer Bischöfe sich nährt, und die Bestechungen der Pfortenbeamten bestritten werden. Darum sieht man die Bischöfe fast jedes Jahr unter dem einen oder dem andern Vorwand eine Rundreise durch ihre Diöcesen machen, und zurückkehren wie ein Proconsul, beladen mit Schmach und mit Raub. Die Unverschämtheit dieser Räuber besteht namentlich darin, daß sie ihren unwissenden Schafen wiederholen, diese Nebensteuer sey der von der Pforte für die Erhaltung des christlichen Cultus geforderte Tribut."

Es ist geradezu thöricht, bei den Slawen eine Vorneigung für dieß griechische Erpressungssystem vorauszusehen, und die Pforte selbst fängt an einzusehen, welche Ruthe sie sich durch dieß Patriarchat auf den Rücken gebunden hat; wenn es je noch dazu kommt, daß sie sich zu einiger Selbstständigkeit ermannt, so wird sie die Macht dieses Patriarchats brechen, wie sie die Macht des Phanar gebrochen hat. Der Phanar, der Patriarch und der Berg Athos sind die drei Punkte, um welche sich die Intriguen Rußlands drehen: von hier gehen sie aus in alle Provinzen des Reichs, und die eigentlichen Griechen, nicht die tapfern Schkypetaren, sind zu russischen Werkzeugen ausersehen, um die Herrschaft Rußlands über die ganze Halbinsel auszubreiten. In dieser Beziehung äußert sich der oben erwähnte Artikel vollkommen richtig dahin: „Was die griechischen Rajas in der Türkei betrifft, so sind sie keineswegs nöthig, um freie slawische Staaten zu gründen. Ihre Herrschsucht, verbunden mit ihrem eingewurzelten Sklavensinn, würde sie zu einem fremdartigen und auflösenden Element, oder mindestens zu einem Gegenstand der Verlegenheit machen. Die Slawen sind hinreichend stark und zahlreich, um sich selbst zu genügen, und jung genug, um eine sociale Einheit zu gründen, ohne daß man ihnen dieß decrepite Blut einzuflößen brauchte. Das russische System allein sucht sie auf und schiebt sie vor, um seine Eroberungsplane zu begünstigen. Da die innere Gährung der slawischen Racen ihm Besorgnisse einflößt, so hofft man ihr brausendes Blut durch das Gegengewicht der schmiegsamern griechischen Natur zu besänftigen, und durch den religiösen Einfluß, über den die Griechen gebieten, eine Herrschaft zu begründen. Jeder slawischen Bewegung welche frei ist von diesem Beisatz, wird durch die russische Politik wirksam entgegengearbeitet. Man braucht bloß Serbien anzuführen, dem man seinen Unabhängigkeitsgeist und die Neigung zum Occident, die es durch die Annahme des Code Napoleon gezeigt hat, nicht verzeihen kann."

So steht es um den slawischen Volksgeist an der Donau, und dieser muß, wenn man ihn gegen die Pforte aufreizt, nothwendig auch mehr und mehr gegen die Herrschaftsmittel, welche die Pforte angewandt hat, sich erheben. Rußland war und ist bestrebt, diese Herrschaftsmittel, welche der Pforte gedient haben, auf ihre Seite herüber zu ziehen, in der Ansicht dadurch die Masse der unterworfenen Völker nach sich zu ziehen;

*) S. Revue de l'Orient. Januar, Februar und April 1845.

aber man mag die Pforte sich so schwach denken als man will: vor den Intriguen des Phanar und der griechischen Geistlichkeit, insofern diese nicht durch den Aufstand der Völker gestützt sind, erliegt sie noch nicht, und wenn man die Völker zum Aufstand bringt, so wachen Kräfte auf, welche man nicht, wie der Gott Aeolus, wieder in den Sack zurückbeschwören kann.

Unter solchen Umständen ist von einer „gräcoslawischen" Bewegung nicht das Mindeste zu erwarten, die meisten Albanesen würden sich sehr gerne gegen Griechenland anwerben lassen, die moslemitische Bevölkerung Macedoniens und Bosniens würde um ihrer Selbsterhaltung willen alle Kräfte gegen einen solchen Versuch aufbieten, Serbien, ohnehin durch die Albanesen nach und nach aus Obermacedonien verdrängt, würde schwerlich griechischen Emissären zum Kampfe folgen, und die einzige Aussicht, die Türken wirklich in eine verzweiflungsvolle Verlegenheit zu bringen, wäre ein von außen her unterstützter Aufstand der Bulgaren gegen ihre türkischen Grundherren. Aber ein solcher Aufstand müßte besser geleitet seyn als der von 1841, sonst würde er wie damals im Blut ertränkt, und dann der Aufstand der Griechen in Macedonien wohl auch niedergeschlagen. Die Lage dieser Länder ist allerdings eine höchst traurige, wir sind aber vollkommen überzeugt, daß eine „hellenische" Bewegung durchaus ohne Macht und Erfolg seyn, daß sie vielmehr nur, was auch Hr. Cyprien Robert sagen mag, den „Kreis der griechischen Misère erweitern" könnte. So lange nicht eine europäische Macht einschreitet und die Länder bis an den Golf von Saloniki besetzt, ist Ruhe dort nicht zu hoffen.

Ueberschwemmung durch den Indus.

Im Anfang des Jahres 1841 fing der Indus an zu fallen, und dieß Fallen dauerte über zwei Monate fort, so daß oberhalb Attock das Flußbett ganz trocken wurde. Auf einmal aber kam, ohne die geringste vorherige Anzeige, eine ungeheure Wassermasse aus Norden heran und riß alles mit sich fort. Die Stadt Attock wurde mit Hunderten ihrer Einwohner vernichtet, und die Gewalt der Strömung war so groß, daß selbst Kanonen mit fortgerissen wurden. Die Ueberschwemmung dauerte sechs Wochen und brachte viele Leichen herab, die, wie man glaubte, aus Klein-Tibet kamen. Die angloindische Regierung schickte einen Hrn. Jameson, um die Ursachen dieses Naturereignisses zu untersuchen, ins Pendschab, dieser konnte aber wegen des unruhigen Zustandes des Landes den Ort, wo, wie man vermuthete, der Strom gesperrt worden war, bis auf 150 englische Meilen nicht erreichen. Als der bekannte Dr. Falconer in Klein-Tibet war, erfuhr er von Achmed Schah, daß periodische Ueberschwemmungen vorkämen in Folge von Eisanhäufungen, aber die dießmalige Ueberschwemmung hatte nach Hrn. Jamesons Ansicht eine andere Ursache, nämlich einen in Folge eines Erdbebens erfolgten Landschlipf oberhalb Tschingli, der den Fluß gestaut und einen ungeheuern See gebildet hatte, dessen Wände jedoch weder fest, noch dick genug waren, um dem Andringen des Wassers auf die Länge zu widerstehen. (Asiatic Journal. Mai 1845.)

Singhapura.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Vorzügliche höchst lobenswerthe Sorgfalt verwenden die Missionäre auf die Begründung neuer und auf die Beaufsichtigung der vorhandenen Schulen. Seit einem Jahrzehnt bestehen hier schon auf Kosten einiger frommen Gesellschaften verschiedene Schulen, worin die Jugend aller Nationen unentgeltlichen Unterricht erhält: die sogenannte Freischule, die fünf chinesischen Schulen, wovon drei für Knaben und zwei für Mädchen bestimmt sind, und die malayische Schule. In der Freischule wird ausschließend englisch Lesen und Schreiben gelehrt. Sie zählt gewöhnlich vierzig bis fünfzig Schüler aus der wunderlichen Mischung der Bevölkerung Singhapura's. Man findet in dieser Schule nebeneinander Chinesen, Portugiesen, Indobritten und Malayen. Das Englische wird vermittelst der Sprache der Eingebornen des Landes, des Malayischen, erklärt. Die chinesischen Schulen sind zur Bequemlichkeit der Eltern, welche ihre Kinder dahin senden wollen, an verschiedenen Gegenden der Stadt errichtet worden. Die blühendste darunter und die am zahlreichsten besuchte ist die chinesische Knabenschule, worin nach dem Fokien-Dialekte gelehrt wird; sie wird von einem Eingebornen der Provinz geleitet, der eine jährliche Besoldung von 115 Dollars erhält. Es folgt dann die zweite Knabenschule, worin nach dem Kuang tong-Dialekte gelehrt wird; am unbedeutendsten ist die chinesische Knabenschule jenseits des Flusses, in der Malayen-Stadt, Campong*) Glam genannt. Diesen beiden Schulen stehen Lehrer aus der Provinz Kuang tong vor, wovon der eine 92 und der andere 60 Dollar jährlicher Besoldung erhält. Am wenigsten sind die Missionäre mit den Malayen zufrieden. „Diese Menschenrace," sagen sie, „ist die faulste und unthätigste, die uns jemals vorgekommen ist. Des guten Beispiels ungeachtet, welches ihnen Chinesen, Hindu und Europäer geben, ermangelt sie doch alles Ehrgeizes, alles Strebens aus ihrem verwilderten Zustande sich herauszuwinden. Nichts kann sie dazu bewegen, wir wollen nicht sagen in der Religion, sondern sogar im häuslichen oder bürgerlichen Leben, irgend eine Veränderung vorzunehmen. Der letzte Resident in Singhapura, welcher 40 Jahre unter den Malayen gelebt, der sich immerdar als ihr Freund und Wohlthäter gezeigt, und ihre Sprache, ihre Sitten und Gewohnheiten wie der erste des Volks inne hatte, ließ mehrmals die angesehensten Männer der malayischen Gemeinde zu sich rufen und stellte ihnen vor, welch einen Schatz sie ihren Kindern mittheilen würden, wenn sie ihnen im Lesen und Schreiben Unterricht geben ließen; er beschwor sie, die Gelegenheit, welche ihnen jetzt geboten werde, nicht muthwillig von sich stoßen zu wollen. — aber auch die Ermahnungen aus diesem Munde wirkten nur auf kurze Zeit. Die Kinder gingen einige Wochen lang in die Schule und blieben dann weg, ohne irgend einen Grund des Ausbleibens anzugeben." Vielleicht mögen die Bestrebungen der Missionäre, unter der Hand einige jugendliche Herzen für das Christenthum zu gewinnen, auch etwas dazu beitragen, die mohammedanischen Malayen zu bewegen, ihre Kinder wieder aus der Schule zu nehmen. Sie wollen sie nicht den Verführungen der Ungläubigen bloßstellen. Denn wie sollten die Malayen nicht wissen, daß das Lernen in den Schulen nur als Mittel zur Proselyten-

*) Campong ist ein malayisches Wort und heißt so viel als Umzäumung. So heißt auch ein durch eine Umzäumung oder Pallisaden befestigter Ort Campong.

macherei benutzt wird? Und welch ein Vertrauen können sie überhaupt zu einem Volk haben, das die Seemacht des Hauptes der Gläubigen bei Navarino vernichtete, ein Vorfall, der nach der eigenen Aussage der Missionäre einen gewaltigen Eindruck hervorbrachte bei allen malayischen Bekennern des Islam.

Ich machte es mir auf meinen verschiedenen Reisen in Asien und Europa zur Aufgabe, allenthalben die Schulen und die übrigen Bildungsanstalten des Ortes zu besuchen. Hr. Thomsen begleitete mich in die Freischule und hatte die Güte, die Kinder in meiner Gegenwart zu unterrichten. Thomsen spricht das Malayische wie ein Eingeborner; die Sprache mit ihren hellklingenden Vocalen hörte sich lieblich an in dem Munde der Kleinen. Es war rührend anzusehen, wie die Jugend China's, des Malayenlandes und Hindustans sich abmühte, das unklare Gezwitsch und Gelispel der Engländer nachzuahmen. Kein anderes Schauspiel legt ein so schlagendes Zeugniß ab von dem großen politischen Uebergewicht Großbritanniens, von der gebieterischen Stellung Europa's in den östlichen Meeren, als die englischen Schulen in Hindustan, auf den Inseln des östlichen Archipelagus und in China. Hr. Tomlin war so freundlich mich zu den chinesischen Schulen zu begleiten. Die Schulen für die aus dem Kreis Kuang tong Uebergesiedelten waren, was mir sehr leid that, geschlossen. In der Fokien-Knabenschule fanden wir gerade den Schulmeister mit einer Anzahl Knaben beschäftigt, die ihre Lection aufsagten. Der Schulmeister selbst, aus diesem Kreise stammend, ein heiterer Greis mit weißem Haupt- und Barthaar, empfing uns mit einem freundlichen Lächeln und wollte alsbald mit mir ein Gespräch in seinem Dialekt beginnen; er sprach weder Englisch noch die allgemeine Sprache der Gebildeten im Mittelreich, und mir war es unmöglich, auch nur eine Phrase seines Dialekts zu verstehen. Nun nahm er das Schulbuch zur Hand und ließ die Knaben ihre Lection aufsagen. Ich fand hier das einem bekannten chinesischen Original nachgeahmte Buch der drei Worte von Medhurst als Schulbuch eingeführt, welches einen kurzen Abriß der Geschichte der Schöpfung, der Sündfluth und der Erlösung des Menschengeschlechts enthält. Es heißt Buch der drei Worte, weil immer je drei Worte oder Charaktere einen Satz bilden; das Original sammt einer deutschen Uebersetzung und vielen Erläuterungen ist in meinem Lehrsaal des Mittelreichs enthalten. Die Chinesen sind im Ganzen genommen allem Fanatismus fremd, und deßhalb gar nicht abgeneigt, Bücher christlichen Inhalts ihren Kindern in die Hände zu geben. Die Knaben sagen oder besser sangen ihre Lection ziemlich geläufig her und ich beschenkte einen jeden mit einigen kleinen Kupfermünzen, Peisa genannt, wovon vierundsechzig auf die gewöhnliche Rupie oder Silbermünze gehen. Die Unterrichtsmethode ist in diesen chinesischen Schulen sehr einfach. Die Kinder bekommen in den Schulstunden eine Anzahl Charaktere auf; wer sie zuerst fehlerlos hersagen kann, geht auch zuerst nach Hause. Als Hr. Tomlin anderer Geschäfte wegen sich wegbegeben mußte, lud mich der Vorsteher der Schule dringend ein, da zu bleiben und mit ihm eine Tasse Thee zu trinken. Es ward mir hier ein so trefflicher Thee vorgesetzt, wie sonst nirgendwo, weder früher noch später. Es gibt nämlich, wie ich später von dem Theeschmecker der ostindischen Compagnie, Hrn. Rewes in Canton, erfuhr — die Stelle eines Teatasters oder Theeschmeckers ist eine sehr einträgliche — gewisse Gattungen starken, wohlschmeckenden Thees, den die Chinesen nur in kleiner Quantität anbauen und niemals verkaufen, sondern nur zum eigenen Gebrauch bei feierlichen Gelegenheiten verwenden. Mit solch einem Thee bewirthete mich der würdige Fokien-Schulmeister in Singhapura. Den folgenden Tag führte mich Hr. Tomlin in die Mädchenschulen, welchen seine eigene Gemahlin und eine gewisse Miß Martin vorstanden, welche die Kleinen im chinesisch Lesen und Schreiben, im Nähen und Stricken Unterricht ertheilen. Wir kamen zur Zeit als Miß Martin Schule hielt. Diese Lehrerin des Chinesischen war damals eine jugendliche Person von 18 bis 20 Jahren; sie, die Tochter eines Arztes, hat sich seit vielen Jahren aus Neigung mit dem Chinesischen beschäftigt, und soll auch große Fertigkeit in der Sprache des Mittelreichs, vorzüglich nach dem Fokien-Dialekt, erlangt haben. Es waren in diesen Schulen ungefähr 25 bis 30 Mädchen in einem Alter von 8 bis 10 Jahren, die in meiner Gegenwart ihre Lection in dem Buche der drei Worte laut hersagten und dabei einen gräulichen Lärm machten. Die chinesischen Mädchenschulen zu Singhapura und Malaca sind höchst wahrscheinlich die einzigen auf Erden; denn in China selbst gibt es keine öffentlichen Mädchenschulen, so wenig wie in den übrigen Theilen Asiens. Die wohlhabenden Chinesen lassen ihren Töchtern durch Lehrerinnen, die ins Haus kommen, den nothwendigen Unterricht ertheilen.

Die protestantischen Missionäre machen es sich überdieß zur Pflicht, die Dschonk und Prauen verschiedener Nationen, welche in Singhapura einlaufen, zu besuchen, um hier fromme Tractätlein und einzelne Theile der heiligen Schrift zu vertheilen. Der Capitän oder irgend eine andere Person, welche das Geschäft übernehmen will, erhält noch überdieß einen Pack Bücher mit, um sie in der Heimath zu vertheilen. Daß man auf diese Weise hier jährlich eine große Anzahl Bände los wird, ist leicht begreiflich. Das eine oder andere Büchlein mag auch wirklich in gute Hände fallen — große Früchte hat aber bis jetzt dieser Theil des Missionswerkes noch nicht getragen. Dieß ist mir in Singhapura selbst recht klar geworden. Ich fand hier bei mehrern Chinesen, die ich besuchte, einzelne Theile der heiligen Schrift, die sie mir gleich bei meinem Eintreten in den Laden oder in ihr Wohnzimmer zeigten. Sie frugen mich gewöhnlich, ob ich dieß lesen könne? Sie selbst schienen kein besonderes Interesse an dem Inhalt zu nehmen und die Bücher mehr als Curiositäten zu betrachten. Doch muß ich zur Steuer der Wahrheit hinzufügen, daß ein Chinese in meiner Gegenwart einen Band der heiligen Schrift aufschlug und die Worte des Jeremias: „Zion streckt ihre Hände aus und ist doch niemand, der sie tröste," im ächt protestantischen Kirchenstyl vorgetragen hat. In meiner Seele stieg schnell wie ein Blitz der Gedanke auf, von wie vielen Zungen diese israelitischen Klagelieder bereits gesprochen und wie viele Gemüther sie schon bewegt haben. Ich ward von einer tiefen Rührung ergriffen und konnte mich kaum der Thränen enthalten. „Sehen Sie," sprach der Chinese selbstzufrieden, „dieß habe ich im Collegium zu Malaca gelernt."

(Fortsetzung folgt.)

Englische Speculation im nördlichen Frankreich. Man kauft gegenwärtig alle im Pas de Calais und in Französisch-Flandern gelegten Eier auf, um sie nach London zu schicken. Ebenso haben englische Speculanten alle alten dürren Aepfel in den Kellern von Lille und bei den Höckerinnen aufgekauft und mit Dampf nach London geschickt. Damit noch nicht zufrieden, sind mehrere Engländer zu Eperlecques bei St. Omer angekommen und haben im Anfang dieses Monats (Mai) in dieser Gemeinde und in der ganzen Nachbarschaft Käufe für eine bedeutende Menge Kirschen abgeschlossen, die noch nicht einmal in der Blüthe waren. (Voleur vom 25 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 156.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Junius 1845.

Die Backwoodsmen Nord-Amerika's.

(Von Fr. Gerstäcker.)

Unter Backwoodsmen versteht der Amerikaner jene Menschenclasse, welche die Wälder des westlichen Mississippiufers und von hier aus das ganze Innere des Landes bewohnt, denn die Bürger von Indiana, Illinois, Kentucky und Tenessee haben schon seit mehreren Jahren aufgehört zu den „Hinterwäldlern" gezählt zu werden.

Verschiedene Arten von diesen werden nun wieder mit den bezeichnenderen Namen von „Pioneers" und „Squatters" belegt, haben aber in ihrer ganzen Lebensart so viel Eigenthümliches, so viel, was unsern Begriffen von bürgerlichem Leben ganz entgegengesetzt ist, daß es gewiß für manchen interessant seyn wird, etwas Genaueres und Bestimmteres von ihnen zu erfahren, und ich will sie hier schildern, wie mich ein jahrelanger Aufenthalt in ihrer Mitte sie kennen und lieb gewinnen lehrte.

Cooper zeigte uns in seinem Hawkeye und Lederstrumpf einen Backwoodsman, es ist aber einer der östlichen Staaten, und wenn er auch mit dem Squatter des fernen Westens Aehnlichkeit hat, so sind es doch im Ganzen zwei sehr verschiedene Menschengattungen.

Der wirkliche „Jäger" kommt in den Vereinigten Staaten nur noch selten vor, er ist in die Felsengebirge gescheucht, denn das Wild wird schon zu selten, um einen Mann wie früher Sommer und Winter ohne große Anstrengung zu ernähren. Der jetzige Backwoodsman, wenn er auch wirklich im Winter jagt, bebaut doch im Sommer sein kleines Feld, um sowohl für sich und seine Familie, wie für sein Pferd und einige Schweine Mais und Kürbisse zu ziehen, und sehr viele leben in jenen ungeheuren Waldungen, die nur ihre Büchse auf die Schulter nehmen, wenn die Hunde in der Nähe des Hauses eine wilde Katze oder einen Fuchs gestellt haben.

Wenige der jetzigen Bewohner von Missouri und Arkansas sind dort geboren, fast alle wanderten aus den östlicher gelegenen Staaten, aus Virginien, Alabama, Carolina ꝛc. aus, um in dem noch jungfräulichen Urwald einen fruchtbareren Boden, bessere Weide und mehr Wild zu finden, als in dem stärker bevölkerten Osten.

Der Backwoodsman, wenn im Ausziehen begriffen, hat gewöhnlich all sein Eigenthum auf einem oder zwei kleinen Wägen bei sich, die von kräftigen Stieren gezogen langsam über die rauhen Waldwege dahin rollen, während seine Frau und Kinder, auf kleinen indianischen Poneys reitend, die wenigen Melkkühe und Zuchtschweine treiben, die er zu seinem neuen Uebersiedelungsort mitzunehmen gedenkt. Findet er einen seinen Wünschen angemessenen Platz, so schlägt er sein Lager auf; in den mit Leintüchern bedeckten Wägen wird eine Schlafstelle für die Frauen bereitet, und die Männer liegen Nachts unter schnell errichteten Rindendächern. Jetzt zeigt aber der Amerikaner wie er arbeiten kann wenn er will oder vielmehr muß, und unter den Streichen seiner Art fallen die gewaltigen Riesen des Waldes; bald steht eine kleine Blockhütte aufgerichtet da, Bretter zum Bedecken derselben werden gespalten, ein Fußboden aus mit der Art behauenen Scheiten gelegt und die Heimath des Squatters oder Pioneers ist fertig. Hat er im ersten Jahre Zeit, so errichtet er auch noch ein Lehmkamin, sonst kann das bis zum nächsten oder gar zweiten Winter, im Fall er dann noch dort wohnen sollte, liegen bleiben.

Die Frauen und Kinder haben jetzt ein Obdach, und mit regem Eifer geht er nun an das „Land klar machen," was auf folgende Weise geschieht: alle Bäume zu fällen ist unmöglich, die Stämme würden wenigstens so dicht den Boden bedecken, daß an gar kein Bearbeiten desselben zu denken wäre, die größern Stämme werden also nur vor allen Dingen „getödtet," d. h. rund herum mit der Art eingehauen, daß die Verbindung der Rinde aufhört, wodurch sie absterben, dann die kleinern Bäume bis zu einem Fuß im Durchmesser umgehauen, kurz geschlagen und auf Haufen gerollt, damit sie später leichter verbrannt werden können; die Wurzeln des Buschwerks muß die Radehacke ausroden, Fencestangen werden aus den gefällten Bäumen von etwa 10 bis 11 Fuß Länge

gespalten, mit diesen eine Zickzack-Umzäunung, ungefähr 7 Fuß hoch gelegt und die „Farm" ist fertig. Bis zum Frühjahr müssen alle diese Holzhaufen (Log- und Brushheaps) verbrannt seyn, daß der Pflug hindurch kann und der Boden empfängt die erste Saat.

Der Mais und die Schweine die er zieht, mit der Milch und Butter, die ihm seine Kühe geben, nebst einem gelegentlichen wilden Truthahn und Hirsch, oder, ist er Jäger, einem Bär, machen die Nahrung des Backwoodsman aus, wobei er sich höchstens noch in dem nächsten Städtchen oder Kramladen etwas Kaffee, und will er luxuriös leben, Zucker eintauscht; dabei lebt er glücklich und zufrieden, wenn er Morgens seine Tasse Kaffee mit Maisbrod und gebratenem Speck hat, Mittags die nämlichen Nahrungsmittel mit einem Glas Buttermilch statt des Kaffee's hinuntersphült und Abends das Frühstück wiederholt. Das Zeug was er trägt, wenn es nicht selbstgegerbtes Leder ist, spinnt und webt seine Frau, die Schuhe die er braucht, verfertigt er selber, und weitere Bedürfnisse kennt er nicht.

In frühern Zeiten waren die Pioniere fortwährend den Einfällen der Indianer ausgesetzt, welche ganze Familien tödteten und scalpirten und ihre friedlichen Hütten anzündeten; das hat aber in neuerer Zeit ziemlich nachgelassen und solche Vorfälle gehören jetzt zu den Seltenheiten, denn die rothen Kinder der Wildniß sind zurückgetrieben, ihre Kraft ist gebrochen; der Backwoodsman lebt daher mit der ganzen Welt in Frieden, denn da sich auch nur selten eine Zeitung in die abgelegene Gegend, die er bewohnt, verliert, erfährt er wenig von der Außenwelt, und das Wenige meistens immer drei Monate zu spät; dennoch ist er Politiker und interessirt sich allerdings für die Wahlen und die Majorität der westlichen Squatter ist stets demokratisch gewesen; sie verlangen dafür aber auch, daß der Präsident ihr „preemtion right" (das Recht der ersten Ansiedlung) schützt, den Preis des Landes ($1\frac{1}{4}$ Dollar per Acker) wo möglich noch verringert, wenigstens nicht erhöht und ihr Land nicht zu zeitig vermessen läßt, da sie es sonst zu bald bezahlen müssen.

Dieß „preemption right" ist für den armen Mann ein herrliches Gesetz, denn es erlaubt einem jeden, selbst wenn er nicht die geringsten Mittel dazu hat, ein gewisses Stück Land in Besitz zu nehmen und zu bebauen, bis es vom Staat vermessen und zum Verkauf ausgeboten wird; aber auch dann bleibt ihm das Recht des Erstkaufs und er kann es, selbst wenn ein anderer 50 Dollars für den Acker bieten sollte, um den Congreß-Preis von $1\frac{1}{4}$ Dollar erstehen, muß es nun aber auch bezahlen, sonst büßt er sein Recht ein. Ein preemption right gewinnt er aber auf irgend ein Stück Land, wenn er sich daselbst eine Hütte baut, eine Fence aufrichtet und dort eine Zeitlang wohnt, wonach er eine Section oder 160 Acker erstehen kann; ist nun in seiner Nachbarschaft nicht so viel gutes Ackerland auf einem Fleck, so ist er nicht verpflichtet, 160 Acker zu kaufen, sondern kann zuerst 80 nehmen, und ist er ganz arm oder besitzt er noch kein eigenes Land, so darf er sogar bis auf 40 heruntergehen, aber nur in diesem Falle. Oft kann der Squatter, der in den fernen Westen zieht, Jahre lang ein Stück Land bebauen ehe es vermessen wird, und er braucht in dieser Zeit nicht einmal Taxen zu bezahlen, die Kopftaxe, die einen Dollar beträgt, ausgenommen.

Von frühester Kindheit an Entbehrungen gewöhnt, mäßig erzogen und abgehärtet wie ein Indianer, da er das weichliche Leben der Städter kaum aus Erzählungen kennt, ist dem Backwoodsman der Wald die Welt und er kann sich eine Existenz ohne ihn gar nicht denken. Er bebaut Land, aber nur so viel als er nothwendig für Brod und etwas Futter haben muß, sein Hauptnahrungszweig ist die Viehzucht und bald umgeben seine kleine Farm zahlreiche Heerden, die keiner andern Pflege bedürfen, als dann und wann einmal eine Handvoll Salz in der Nähe des Hauses hingestreut zu bekommen, daß sie sich nicht ganz von dem Platz entwöhnen. Um aber Heerden zu halten bedarf der Backwoodsman Raum, und rücken ihm die Nachbarn zu nahe heran, d. h. kommen sie in fünf bis sechs Meilen von seiner Farm, so wird's ihm unheimlich; deren Heerden vermischen sich mit den seinigen, er sieht Abends oft fremde Kühe an seinen Fencen stehen, das immergrüne Rohr der Niederungen, das beste Viehfutter, fängt an gelichtet zu werden; er hört andere Büchsen als seine eigene im Wald, und der Platz, den er bis jetzt als seine Heimath betrachtete, scheint ihm nicht mehr wohnlich zu seyn. Er äußert aber gegen die Frau noch nichts davon, hat ja auch noch nicht einmal einen Käufer für sein „Improvement;" da kommt eines Tages ein Europäer aus dem Osten, gewöhnlich ein Deutscher, oft ein Irländer oder Franzose, der sich „an der Gränze der Civilisation" niederlassen will; der Amerikaner hört seine Frage nach einem Stückchen Land in der Nähe „auf welchem schon ein Häuschen steht," bietet seine Farm, seine Wohnung, die 4 bis 5 Acker urbargemachtes Land mit der es umgebenden starken und guten Fence für 50 Dollars an, wird Handels einig und zieht schon nach 14 Tagen mit Frau und Kind, wie er vor kaum zwei Jahren gekommen, weiter, um sich aufs neue auf einem weniger bevölkerten Landstrich niederzulassen. Der Amerikaner des Westen hat dabei durch jahrelange Uebung eine fast unglaubliche Fertigkeit im Gebrauche der Axt erlangt, da er schon als Kind, wenn er sie kaum zu heben vermochte, das Feuerholz für den täglichen Bedarf hauen mußte, und der tägliche Bedarf eines solchen westlichen Kamines ist gerade nicht gering; die Axt ist ihm aber auch von der Zeit an das einzige Handwerkzeug, mit ihr zimmert er sich sein Haus und zäunt sein Feld ein, schäftet sich seinen Pflug und baut Schleifen und Wägen, bei denen er selbst die Räder mit der Axt zurecht haut und führt sie dabei mit solch sicherer Hand, daß man bei einem gefällten Baume oft näher hinzutreten muß, um sich zu überzeugen, daß der Stamm von einander gehauen und nicht gesägt ist.

So viel und schnell der Backwoodsman nun aber auch zu Zeiten arbeiten kann, besonders wenn ihm das Feuer auf den Nägeln brennt, so sehr liebt er es auch wieder, nachher eine Zeitlang Ruhe zu haben, und streicht oft, von seinen Hunden

gefolgt, die Büchse auf der Schulter, wochenlang im Walde umher; größtentheils jagt er übrigens zu Pferde und hat gegen Fußwanderungen eine Aversion; da er aber seine Pferde nicht füttert, sondern sie sich frei im Walde ihr Futter selber suchen läßt, so sind diese auch, wenn er eines von ihnen gerade benutzen will, selten bei der Hand, lieber rennt er aber fünf Meilen im Walde herum bis er sie findet, ehe er — ohne zu jagen — eine Meile marschirt. Besonders hinderlich ist dieses ewige Pferdesuchen im Frühjahr beim Pflügen, wo die klugen Thiere auch schon wissen, daß sie, wenn aufgefunden, arbeiten müssen und um durch die Glocke, die sie am Halse tragen nicht verrathen zu werden, ruhig und unbeweglich stehen bleiben; natürlich versäumt der Mann dabei die schönsten Morgenstunden, er ändert's aber nicht; wenn ihm sein Arbeitsgaul denselben Streich auch zwanzigmal gespielt hat, läßt er ihn zum einundzwanzigstenmal Abends doch wieder laufen, um am nächsten Morgen dasselbe Spiel aufs neue zu beginnen.

In seinem ganzen Betragen ist er scheinbar kalt und theilnahmlos, und obgleich er die Seinen gewiß treu und wahr liebt, läßt er sich's doch nicht merken und benimmt sich gegen sie so gleichgültig wie gegen Fremde: geht er fort, so sagt er selten ein trockenes „good bye," kehrt er nach wochen-, mondenlanger Abwesenheit zurück, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß er sich erst um sein Pferd als um seine Familie bekümmert, und vielleicht ruhig und ohne ein Wort zu sprechen sein Abendbrod verzehrt, ehe er sich erkundigt, wie es ihnen in der Zeit gegangen ist.

So einfach und mäßig er übrigens lebt, so herrschen doch in dem neuen, zum erstenmal aufgerissenen Lande zwischen den Sümpfen der Niederungen den größten Theil des Jahres böse Krankheiten, besonders das kalte Fieber, und schwächen und entnerven die kräftigen Ansiedler; dazu sind Aerzte, reisende Quacksalber ausgenommen, gar nicht zu bekommen, und der Backwoodsman ist schon hierdurch auf sich selbst und seine eigenen Heilmethoden angewiesen. Wäre er nun aber in dieser Hinsicht, wie in tausend anderen Fällen, dem Beispiel seines rothen Vorgängers, des Indianers, gefolgt, und hätte sich an die heilkräftigen Kräuter und Wurzeln des Waldes gehalten, so würde er dadurch seinen Körper stark und gesund erhalten haben, so aber ist die einzige Medicin, deren er sich bedient, Calomel, und nicht allein Erwachsene gebrauchen dieses Mittel, sondern selbst dem Säugling wird es schon bei dem unbedeutendsten Unwohlseyn eingegeben. Der Amerikaner führt sogar dieses Universalmittel nicht selten auf der Jagd bei sich, um im Nothfall sogleich damit versehen zu seyn. Die Wirkung bleibt dabei nicht aus, schwache Augen, hohle Zähne und mürbe Knochen sind die natürlichen Folgen, und ich weiß einen Fall, wo ein sonst kräftiger, starker Mann im Boxen seinen Gegner mit der Faust vor die Stirn stieß, und sich selbst den rechten Armknochen über dem Handgelenk abbrach.

(Schluß folgt.)

The Asiatic Journal.

Dieß jetzt nahezu 30 Jahre alte vielfach wichtige und interessante Journal ist seinem Erlöschen nahe. Es hat mit der Mainummer dieses Jahres eine neue „vierte" Serie in sehr verminderter Gestalt begonnen, und erklärt selbst im Eingang, daß der verminderte Absatz die Kosten eines Monatsheftes nicht mehr decken. Dieß ist in mannichfacher Beziehung zu beklagen, da ohnehin mehrere Versuche, ein rivalisirendes Journal zu begründen, nach kurzen Anstrengungen untergegangen sind, und das „Asiatic Journal" somit einzeln dasteht. Es ist kaum zu zweifeln, daß der Landweg über Aegypten und die beschleunigte Communication mit Indien dieß Journal getödtet habe. So lange man bloß ums Cap der guten Hoffnung herum correspondirte, konnte es jeden Monat seine gesammelten literarischen, historischen, politischen und mercantilischen Nachrichten bringen, gewiß von keinem andern überboten zu seyn. Die Mannichfaltigkeit der Abonnenten hielt das Journal. Nach der beschleunigten Communication über Aegypten mußte es sich theilen, die politischen und Handelsnachrichten in einem besondern Heft gleich nach Eintreffen der englischen Post mittheilen — dieß ist Allens Indian Mail — und die literarischen und historischen Arbeiten in dem gewöhnlichen Heft zur Oeffentlichkeit bringen. Jetzt theilten sich aber auch die Abonnenten. Wir wissen nicht, ob Allens Indian Mail sich hält und die Concurrenz mit den Indian News aushält, aber das eigentliche Asiatic Journal siecht hin und neigt sich zum Grabe. Dieß ist in der That sehr zu bedauern, Allens Indian Mail und die Indian News sind fast nur politisch und commerciell, literarische und historische Mittheilungen kommen nur selten, und doch liefert Asien einen so unendlich reichen Stoff. Wir wollen keineswegs behaupten, daß das Asiatic Journal seiner Aufgabe vollkommen gewachsen gewesen sey, aber es war das einzige und es spricht in der That nicht sonderlich für das englische Publicum, daß ein solches Journal nicht reicher ausgestattet ist und besser sich hält. Die Journale der asiatischen Gesellschaften in London, Bombay und Calcutta füllen die Lücke nicht aus, sie sind zu gelehrt und darum nothwendig nur für einen kleinen Kreis wissenschaftlicher Männer bestimmt, ein Journal aber, welches die Bedürfnisse der gebildeten, nicht gerade mercantilen oder gelehrten Welt befriedigt, fehlt durchaus.

Singhapura.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Obgleich nun die Missionäre auf alle Weise dem Reiche des Satans entgegenzuarbeiten suchen, obgleich sie sich zu allen Geschäften des Lebens, um ihren letzten Endzweck zu erreichen, hergeben, so sind doch bis jetzt, nach ihrer eigenen Aussage, die Resultate ihrer Bemühungen äußerst entmuthigend. Dessen ungeachtet wird aber niemand, dem die Civilisation am Herzen liegt, wünschen können, daß die evangelischen Sendboten in ihren lobenswerthen Bestrebungen erkalten möchten. Alle Religionen und Confessionen, die aus dem fruchtreichen Boden des Judenthums emporblühten, haben den Begriff des Ausschließenden und Alleinseligmachenden, welcher der Offenbarung Mosis zu Grunde liegt, entweder ganz oder theilweise in sich aufgenommen. Das Missions- und Bekehrungsgeschäft ist deßhalb diesen Religionen, vermöge ihres Princips, unumgänglich vonnöthen. Im Gegentheil hiezu ist die Meinung der übrigen Völker der Erde, alter und neuer Zeit, der

Griechen und Römer, der Aegyptier, Perser, Hindu und Chinesen, daß jeder in demjenigen Glauben, in welchem er geboren ward, selig werden könne. Daher ihre große Gleichgültigkeit in religiösen Dingen und die Schwierigkeit, sie von dem Alleinseligmachenden irgend eines Glaubens zu überzeugen. Der Protestantismus, ein Sohn der Wissenschaft, kann niemals, ohne sich selbst untreu zu werden, von der majestätischen Mutter sich lossagen; deßhalb ist der protestantische Missionär aller Secten eben sowohl ein Sendbote der europäischen Cultur und Civilisation, wie der christlichen Religion. Aber gerade dieses Streben der Missionäre, die Bevölkerung Asiens und Oceaniens zur Menschenwürde emporzurichten, ist es, was den europäischen Schachergeist nicht selten höchlich empört und die bekannten ungünstigen Urtheile über die Sendboten hervorruft. „Schlechte Kerle und Betrüger," hörte ich mehrmals solche Leute in ihrem Unmuthe ausrufen, „schlechte Kerle und Betrüger sind alle Missionäre; sie wollen bloß Reichthümer erwerben. Sollen wohl in der That alle diese Schwarzen so klug und einsichtsvoll werden, wie wir selber es sind. Wenn wir Indien und unsere andern Besitzungen in Asien und Amerika verlieren, so sind bloß diese Handelsleute des Christenthums schuld daran." Man wisse, daß dieselben Individuen, welche solches den Missionären nachsagen, sich gleich darauf mit ihrer List und Verschlagenheit brüsten und erzählen, wie sie diesen übervortheilten und jenen anführten, wie sie hier den Schmuggelhandel glücklich betrieben und dort einen gewissenlosen Mauthner bestochen haben, und man hat ein getreues Bild der gemeinen Krämer- und Schacherzunft Großbritanniens, die sich, wie Thomas Moore sagt, vom Curs unterhält, während sie den Simplon besteigt und dessen Höhe verwünscht. Im Gegentheil sind die Missionäre, dieß sey zur Steuer der Wahrheit hier gesagt, gewöhnlich Männer, welche dem europäischen Namen in den andern Welttheilen Ehre machen, und in fernen Niederlassungen nicht selten die einzigen wissenschaftlichen Männer, an die sich ein lernbegieriger Reisender, um über dieß oder jenes Auskunft zu erhalten, wenden kann.

Man täusche sich aber nicht. Weder China noch Indien werden ohne ein Wunder, auf welches, da es außerhalb aller menschlichen Berechnungen liegt, wir nicht zählen können, jemals durch friedliche Missionäre zum Christenthum bekehrt werden. Alle Völker, deren Geist und Gemüth, wie dieß bei den Hindu und Chinesen der Fall ist, durch ein altes seit Jahrtausenden bestehendes Cultursystem ein eigenthümliches Gepräge erhalten haben, werden, wie die Geschichte zeigt, niemals durch friedliche Mittel bewogen, sich in Masse einem andern Cultursystem zu unterwerfen. Ganz andere Verhältnisse finden aber bei den Bewohnern Oceaniens statt, insoweit sie nämlich noch nicht zum Mohammedanismus bekehrt wurden, wo keine seit undenklichen Zeiten wurzelnden Ideen, wo keine scharf umgränzten bürgerlichen und religiösen Einrichtungen sich den neuerungsüchtigen Bestrebungen entgegenstemmen. Bei keinem andern Volk der Erde herrscht aber solch eine unerschütterliche Anhänglichkeit an das Vaterland, an die angestammten Begriffe, Sitten und Gewohnheiten als bei den Chinesen. Die chinesischen Obstler, so wie die Krämer, die auf den Straßen Singhapura's offen Markt halten, haben bald ein Compendium der chinesischen Geschichte und Geographie, bald den Kalender des laufenden Jahres oder einen Band der zahlreichen Romane und Mährchen des Mittelreichs vor sich liegen, worin sie in den unbeschäftigten Augenblicken lesen. Mögen sie auch schon seit 20 bis 30 Jahren vom Vaterlande entfernt seyn, so leben sie doch in jeder Beziehung mit der Heimath fort und werden ihr niemals entfremdet; sie bedienen sich in ihren Kaufmannsbüchern, in bürgerlichen Contracten und öffentlichen Bekanntmachungen bloß der chinesischen Zeitrechnung und datiren nach dem Ehrentitel der Himmelssöhne des Mittelreichs. Sie stehen überdieß unter eigenen von ihnen selbst gewählten Obern, welche den einheimischen Regierungen für das ruhige Betragen ihrer Landsleute und die richtige Bezahlung der Kopfsteuer, wo eine solche erhoben wird, verantwortlich sind. Diese Obern werden von den Chinesen bloß Ko oder Ako genannt — ein im Chinesischen aus der tatarischen Sprachfamilie aufgenommenes Wort, welches älterer Bruder bedeutet — bei den Europäern heißen sie gewöhnlich Capitäne der Chinesen. In dem Hause des Vorstehers der Fokien-Colonie in Singhapura, so wie in allen andern Häusern, die ich besuchte, fand ich die bekannten hölzernen Tafeln zur Ehre der Vorfahren aufgestellt, vor welchen der Chinese bei besondern Gelegenheiten opfert und seine Andacht verrichtet, wenn er in Nöthen die vergötterten Ahnen zur Hülfe anruft, bei glücklichen Ereignissen hingegen Dankgebete zu ihnen emporsendet. Der Geist des Menschen, sagen die Chinesen, ist nirgendwo; er kann nicht gesehen, er kann mit den Sinnen nicht erfaßt werden. Es wird ihm aber ein besonderer Ort und Gegenstand geheiligt, daß der pflichtergebene Sohn einen Punkt habe, worauf er seine Aufmerksamkeit, wohin er seine Andacht wenden könne. Von Holz wird die Tafel verfertigt, weil dieses, wie der Mensch selbst, einen Anfang und ein Ende hat. In diese hölzerne Tafel wird der Name, Beiname und Titel des Verstorbenen, so wie der Sterbetag, der Monat und das Jahr des Todes eingegraben. Auf mehrern solcher Tafeln fand ich die Worte Ta ye kong, die ehrwürdigen Ahnen; in ihrer Nähe waren gewöhnliche ungemein große papierne Laternen aufgehängt, mit Drachen und drachenartig geformten Charakteren verziert. An den Thüren der sehr engen und dunkeln Werkstätten und Läden waren Goldblättchen angeklebt, worauf in kolossaler Schrift die Worte langes Leben, Glück u. s. w. zu lesen waren. Auch fand ich mehreremale einige Chinesen an dem Tempel der Königin Erde — ein sehr unbedeutendes Gebäude in der Nähe der Brücke — versammelt.

Vergebens sah ich mich in Singhapura nach chinesischen Frauen um; ich konnte keine zu sehen bekommen. Auch gibt es deren in der That, da das weibliche Geschlecht gewöhnlich nicht auswandert, sehr wenige unter den chinesischen Ansiedlern, sowohl in den südöstlichen Ländern und Inseln Asiens, wie jenseits der Wüste Gobi. Die Colonisten heurathen die Töchter des Landes, erziehen aber ihre Kinder ganz in den Sitten und Gewohnheiten des Mittelreichs, so daß wenig oder gar kein Unterschied stattfindet zwischen den eigentlichen Chinesen und den aus Chinesen, aus malayischen, siamesischen und tatarischen Weibern entstandenen Mischlingsracen. Es ist wahr, allenthalben, wo Chinesen hinkommen, befördern sie den Handel, die Gewerbe und den Ackerbau; sie vermehren sich aber in solch einem Grade und halten so fest zusammen, daß sie, wenn nicht, wie auf Java und den Philippinen, Maaßregeln dagegen ergriffen werden, im Laufe der Zeit leicht die Selbstständigkeit des einheimischen Volks gefährden können. Wir erinnern bloß an die Geschichte Formosa's, an das, was bereits in Siam geschehen, wo sich ein Chinese zur Herrschaft emporgeschwungen hatte, und an den jetzigen Zustand der Westküste der Insel Borneo's.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 157.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Junius 1845.

Das himjaritische Alphabet.

Wir haben schon vor einiger Zeit die Ansichten Hrn. Birds über diesen Gegenstand erwähnt (s. Nr. 60), finden aber jetzt eine umständlichere Mittheilung in dem Asiatic Journal (Mai 1845) und sehen uns dadurch veranlaßt, wieder darauf zurückzukommen, weil Hr. Bird den Zusammenhang dieser Schrift mit mehreren anderen nachweist und Bemerkungen einstreut, welche für die alte Ethnographie nicht ohne Interesse sind.

Das phönicische, hebräische und syrische Alphabet besteht aus 22 Buchstaben, die von Rechts nach Links geschrieben werden; die himjaritischen Inschriften aber, welche man an der Küste von Südarabien fand, zeigen ein Alphabet von 25, wo nicht 26 Buchstaben, die gleich dem Ghiz- oder neuäthiopischen Alphabet von Links nach Rechts geschrieben werden. Die Anordnung ist vom hebräischen und phönicischen Alphabet verschieden, aber ein Blick auf die alphabetische Tabelle macht es auch dem Ungelehrtesten deutlich, daß die Namen von 22 Buchstaben im Neuäthiopischen, welche in den Zügen nicht bloß den himjaritischen Inschriften Arabiens, sondern auch den äthiopischen von Axum und Tigre entsprechen, keineswegs von den Namen und der Bedeutung der 22 phönicischen und hebräischen Buchstaben abweichen. In einigen Inschriften, welche von den HH. Hulton und Smith in der Nähe der Beduinenstadt Dhis, nur vier Stunden von Ras Scherma, abgeschrieben wurden, haben sogar die Buchstaben ihre ursprüngliche phönicische Form beibehalten. An dem semitischen Ursprung des Alphabets kann also nicht der mindeste Zweifel seyn, und es war vermuthlich der hebräischen Schrift nachgebildet, wie sie vom zweiten Jahrhundert vor Chr. bis zum siebenten nach Chr. unter den Juden üblich war.

Den himjaritischen Inschriften scheinen, wie den palmyrenischen, die Vocalzeichen gänzlich zu fehlen; alle Buchstaben sind in den früheren semitischen Alphabeten bloß Consonanten,*) dieselben wurden aber später als Vocalzeichen benutzt, wie man aus den himjaritischen Inschriften in Vergleichung mit den entsprechenden arabischen Worten sieht. Die Syrier hatten anfangs nur drei*) Vocale, wie die Araber, in dem Maaße aber als sie mit dem Griechischen vertrauter wurden und aus dem Griechischen übersetzten, nahmen sie, um alle griechischen Eigennamen auszudrücken, die fünf griechischen Vocale an, und vermehrten die Zahl derselben bis auf sieben, welche Zahl auch bei den Aethiopiern sich findet, da die himjaritische Schrift nach Axum übergetragen worden war. Die Ansicht also, daß die Juden die Vocalzeichen durch die Bekanntschaft mit dem Griechischen lernten, und in Folge dieses drei ihrer Buchstaben hiezu verwendeten,**) wie dasselbe später im unpunktirten Syrischen und jetzt noch im Arabischen geschieht, stimmt so sehr mit der Wahrheit und dem Gebrauch in den himjaritischen Inschriften Südarabiens zusammen, daß man sich bald überzeugt, daß die Himjariten, während sie ihr Alphabet von den Juden erhielten, die vier weitern Zeichen (nämlich ζ, η, π und ψ) aus dem Griechischen entlehnten. Damit stimmt auch der Umstand zusammen, daß die Himjariten und Aethiopier gewisse Figuren aus dem numerischen System des griechischen Alphabets als Zahlzeichen benützen.

Sind diese Ansichten über den Ursprung des himjaritischen und äthiopischen Alphabets richtig, so müssen die himjaritischen Inschriften von Links nach Rechts gelesen werden, wie das neuere Aethiopische und man muß die diacritischen Zeichen anwenden, wie sie von den nestorianischen Christen in die syrische Schrift eingeführt wurden. Die äthiopischen Inschriften auf der Rückseite der griechischen Tafel zu Axum, wie sie in Salts Abys-

*) Auch Aleph, Wau und Jod, welche in den punktirten Texten der Bibel quiescirende heißen.

*) So viel wir wissen, eigentlich nur zwei. A. d. U.

**) Merkwürdig ist es, daß schon auf den Münzen der Maccabäer das Wau erst durch hinzugefügte Punkte eine Bedeutung erhält; dieß zeigt sich auch auf der pehlwi-baktrischen Inschrift von Schah Baz Ghari (s. Nr. 40) welche, wie sich deutlich nachweisen läßt, eine Verwandtschaft mit der Pehlwi-Schrift auf den persischen Denkmälern von Nakschi Rustam, Nakschi Redscheb u. s. w. hat, und auch mit den Buchstaben der palmyrenischen Inschriften eng zusammenhängt; die älteste dieser letztern reicht bekanntlich nicht über das Jahr 135 der christlichen Zeitrechnung hinauf.

finischer Reise mitgetheilt worden, ist genau in denselben Charakteren wie die himjaritische Schrift in Südarabien, liest sich von Links nach Rechts, und berichtet, daß Johann, Bischof von Aethiopien, die Sabäer von Hazramaa am Nil im Christenthum unterrichtet habe. Es ist dieß derselbe Johann, der unter Kaiser Justin im Jahre 521 nach Aethiopien geschickt wurde, um dort in Verbindung mit mehrern Missionären die Angelegenheiten der Christen zu ordnen. Dieß und andere Umstände machen es wahrscheinlich, daß die himjaritischen Inschriften in Südarabien vergleichungsweise neuern Ursprungs sind und höchstens etwa 200 Jahre über die christliche Zeitrechnung hinaufreichen.

Masudi bemerkt in seinen „goldenen Wiesen," daß die Nachkommen Kathans oder Joktans in Südarabien der Suryani, d. h. der syrischen Sprache sich bedient hätten, ehe die verschiedenen Dialekte sich zum jetzigen Arabisch verschmolzen. Philostorgus erzählt, daß Syrier in der Nähe des äthiopischen Meeres gewohnt, und auch Strabo bemerkt, daß nach dem indischen Ocean hin Colonien von Sidoniern, Syriern u. s. w. geblüht hätten. Erwägt man alle diese Umstände, und bemerkt man noch zuletzt, daß das Kreuz auf den meisten Inschriften des südlichen Arabiens vortritt, namentlich auf der Inschrift unterhalb Hisn Ghorab, so kann man über den neuern und christlichen Charakter derselben kaum in Zweifel seyn.

Die Backwoodsmen Nord-Amerika's.

(Schluß.)

Der Backwoodsman ist gewöhnlich ein ausgezeichneter Schütze und führt stets die lange Büchse, weil er, wie er sagt, die kurzen Stutzen nicht ruhig halten kann, setzt die Kugel mit dem abgeschnittenen Theil nach unten auf und wischt den Lauf, wenn ihm irgend die Zeit dazu bleibt, nach jedem Schuß aus. Gewöhnlich ist er auch etwas Büchsenschmied und kann sich sein Feuerschloß, zu dem er mehr Vertrauen hat, als zu den Percussionsgewehren, wenn nicht eine bedeutende Reparatur daran nöthig ist, selbst wieder in Stand setzen, wie er auch so ziemlich in alle übrigen Handwerke hineinpfuscht. Aber gerade dieses Hineinfinden in alle Arbeiten, in alle Lebensverhältnisse macht ihn auch allein unabhängig und frei, da er sich das, was er braucht, selbst verschaffen kann. Merkwürdig, und nicht vom Indianer übertroffen, ist sein Ortssinn, womit er nicht nur schon früher besuchte Plätze mitten im dichten Walde wieder auffindet, sondern auch, nach der bloßen Beschreibung eines anderen meilenweit entfernte Bäche, selbst Bäume und Felsstücke erreicht und erkennt.

Ein Jäger hatte etwa sieben Meilen von dem Platze entfernt, wo wir uns damals aufhielten, im vorhergehenden Jahr sein Taschenmesser bei einem am Morgen früh verlassenen Lagerplatz liegen gelassen, und bat meinen Begleiter, da er hörte wir beabsichtigten in jener Gegend zu jagen, ihm das Messer mitzubringen.

„Und wo liegt es?" frug dieser. Die Beschreibung, welche der Jäger gab, war folgende.

„Wenn ihr mit diesem Bach, der hier fließt, hinauf bis zu seinen Quellen geht, so kommt ihr auf den Bergrücken, der die Wasser unseres Flusses von denen der „left hand fork" scheidet — dort haltet ihr euch westlich — immer auf dem Gipfel hin, bis zu da, wo ihr an einen alten Hurricane (ein Ort, wo ein früherer Orcan die Bäume niedergerissen hat) kommt; ihr könnt nicht bequem hindurch, wenigstens nicht mit dem Pferde, unten also daran hinwegreitend, d. h. südlich davon, kommt ihr zu einem Bach, der im Anfang einer südwestlichen Richtung zu folgen scheint, sich aber dann ganz links abwendet, dem folgt ihr bis zu der Stelle, wo ich am vorigen Jahre den Wald anzündete. Der Bach macht dort um die Spitze eines flachen Hügels eine plötzliche Biegung, und ein paar hundert Schritte weiter hin werdet ihr schon die Stelle finden, wo wir die Lagerstangen abhieben, um die Decken aufzuspannen. Das Lager selbst war unter einer vom Blitz getroffenen Rotheiche — dort muß auch das Messer liegen."

Noch an demselben Abend erreichten wir nach dieser Beschreibung den Platz, welchen mein Jagdgefährte augenblicklich als den bezeichneten erkannte, und fanden das Verlorne.

Der Backwoodsman ist gastfreundlich und nimmt für Nachtherberge und Bewirthung kein Geld, d. h. wenn er nicht an irgend einer belebten Straße wohnt; ist das aber der Fall, und liegt sein Haus z. B. an einem der durch den Staat ausgebauenen Wege, die größere Städte mit einander verbinden, oder gar an der „Texasroad" durch Arkansas, welche fortwährend Auswanderer passiren, dann erwacht der Speculationsgeist in ihm — er schafft einige Fremdenbetten an und läßt sich gewöhnlich einen Dollar für Mann und Pferd bezahlen; doch nimmt er das auch nur von Reisenden; seine Nachbarn sind ihm immer willkommen. Das Wort „Nachbar" wird übrigens, besonders in Arkansas und Texas, in einer etwas weitläufigen Beziehung gebraucht. Ich erinnere mich, daß sich ein Mann, Namens Behrens, einst bitter beklagte, von seinen „nächsten Nachbarn" so vernachlässigt zu seyn, und das ihm nächste Haus lag 20 Meilen von dem seinigen entfernt.

Der Backwoodsman kennt aber jeden Menschen auf fünfzig Meilen im Umkreis, und nichts ist ihm daher unwahrscheinlicher, unglaublicher, als von einem Europäer erzählen zu hören, er habe jahrelang in ein und demselben Hause gewohnt und die Leute nicht kennen gelernt, welche ihre Zimmer über oder unter ihm hatten.

Die Anlegung von Schulen ist natürlich in jenen wilden Wäldern mit sehr vielen Schwierigkeiten verknüpft und nur da, wo die Ansiedlungen schon so dicht sind, um nach einem Mittelpunkt in einer Entfernung von fünf Meilen etwa achtzehn bis zwanzig Kinder zusammenzubringen, erbauen die „Nachbarn" eine gewöhnliche Blockhütte, engagiren irgend einen Durchreisenden, der mehr als sie versteht, zum Schullehrer, und schicken ihre Kinder Morgens mit einem kleinen Blechtopf, in dem sich ihr Mittagsessen befindet, zu Pferde in das Schulgebäude, von dem sie Abends wieder zurückkeh-

ren. Der Schullehrer wohnt dann abwechselnd und wochenweis bei den verschiedenen Eltern der Kinder. Tausende werden aber natürlich dabei aufgezogen, die gar keinen Unterricht genießen, und bei einer Bevölkerung von 14,000,000 freien, weißen Menschen, unter denen sich 7,000,000 von und über zwanzig Jahren befinden, sind unter diesen letztern 549,693, welche weder schreiben noch lesen können, und ihre Namen wie die Ritter in uralten Zeiten mit einem + bezeichnen.

Wozu bedarf aber auch der Backwoodsman der Schreibekunst — höchstens um seinen Namen unter einen Wechsel zu setzen, wenn ihm einer der Yankee-Uhrenhändler, welche die abgelegensten Rodungen mit ihren kleinen Wägen aufsuchen, eine seiner Holzuhren aufgeschwatzt hat; Briefe schreibt er doch nicht, Contracte werden auch nicht ausgestellt und wenn er Axt und Büchse richtig zu führen vermag, ist er in jenen Wäldern der rechte Mann.

Es sind übrigens gutmüthige, freundliche Menschen, die, wenn sie auch das Messer an der Seite tragen, doch selten aus freien Stücken einen Fremden beleidigen und sich gar sehr verschieden von den rauflustigen, renommirenden Kentuckiern oder den Mississippi-Bootsleuten zeigen; beleidigt hält aber der Backwoodsman weder Stahl noch Blei lange zurück, und so treu er auch mit dem Freunde Noth und Gefahren theilt, so rachsüchtig ist er später gegen den Feind.

Daß es übrigens in den wilden Waldstrecken des noch wenig bewohnten Arkansas auch viel sehr schlechtes Volk gibt, was dann eben diesen ehrenvollen Namen trägt, und größtentheils nur von Raub und Pferdediebstahl lebt, ist gewiß, in neuerer Zeit jedoch haben sich die Bürger der westlichen Staaten eifrig bemüht, den schlechten Ruf, in welche jene Buben ganz Arkansas brachten, durch ihre Bestrafung und Vertreibung zu vernichten; jenes Gesindel ist schon jetzt größtentheils nach Texas getrieben, und nicht länger werden sie den ehrenwerthen Namen der Backwoodsmen schänden.

Singhapura.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Das Heimathland der Bugis ist die sonderbar geformte oder zerrissene Insel Celebes, welche deßhalb von den Malayen Negri *) Orang Bugis, das Land der Bugisleute, heißt, wo sie in der Gegend des Golfs von Boni zahlreich wohnen. Die Bugis sind unter sich selbst wieder in eine Menge verschiedener Stämme getheilt, wovon der Wadschistamm oder richtiger die Tuwadschi sowohl die tapfersten Krieger als die unternehmendsten Kaufleute liefern. Die ursprüngliche Heimath der Tuwadschi liegt in der Mitte der Insel Celebes an dem nördlichen Ufer des großen Süßwassersees, Tapara-Karadscha, der ungefähr fünf deutsche Meilen breit ist. Aus diesem See ergießt sich ein Fluß, der in die Bucht von Boni fällt und für Boote von zwanzig Tonnen Last schiffbar ist. In diesem Lande nun, unter diesen Phöniciern der östlichen Meere, treibt alles Handel, Fürsten und Gemeine, Männer und Frauen. Sie besuchen alle Häfen und Inseln Australiens; sie führen die Erzeugnisse des östlichen Archipelagus auf die asiatischen Märkte und bringen die europäischen Waaren aus den englischen Colonien nach Gegenden, wo niemals ein Europäer gesehen wurde. Wo immer in den neuesten Zeiten die Engländer und Nordamerikaner hinkamen, allenthalben fanden sie bereits die Bugis als Handelsleute sowohl auf dem festen Lande, wie auf den Inseln des östlichen Meeres. So in Neuguinea, so an den unwirthbaren Nordküsten Neuhollands. Von Sambas, Pontianak, Mompawa und andern Häfen der Nordwestküsten Borneo's bringen sie Goldstaub, Vogelnester, Sago, Schildkröten, Kampher, Rattans und allerlei andere Gattungen kostbaren Holzes, wofür sie dann Opium, Eisenwaaren, Salz, Tabak und verschiedene europäische Waaren als Rückfracht nehmen. Borneo ist reicher an edeln Metallen, denn irgend eine andere Insel der östlichen Meere. Obgleich, wie es heißt, kaum ein Zehntheil des Ertrags der Minen nach Singhapura gebracht wird, so beträgt doch, wie oben bereits gezeigt wurde, die Einfuhr des Goldstaubes dieser Insel in Singhapura 4900 Unzen Troygewicht. Im Laufe des Jahres kommen von den verschiedenen Gegenden Borneo's, von Celebes, von Bali, Lambok und Sumbawa ungefähr 180 Prauen in Singhapura an, deren Einfuhr im Jahre 1829 — 30 auf 1,019,408 Sicca Rupinen und die Ausfuhr auf 1,168,698 sich belaufen hatte. So wie die Malayen, haben auch die Bugis in den frühern Jahrhunderten Cultur und Schrift von der südöstlichen Küste Hindustans erhalten; letztere haben sie auch, im Gegensatz zu den Malayen, nach der Bekehrung zum Mohammedanismus beibehalten. Ein großer Theil der indischen Volksliteratur, die Puranas und epischen Gedichte, wurden in die Bugissprache übersetzt — Uebersetzungen, die sich heutigen Tags noch in den Bibliotheken im Innern Borneo's und Celebes, so wie vielfache Ruinen indischer Gebäude und Tempel vorfinden sollen. Die Malayen sehen auf die Bugis, wie zu einem befreundeten, aber in der Scala der Cultur höher stehenden Volksstamm empor.

Siam ist eines der reichsten gesegnetsten Länder der Erde. Der Theebaum wächst hier in gleicher Fülle, wie in China; aber der Siamese, dem Müßiggang und der Faulheit ergeben, achtet nicht darauf und läßt ihn verkommen; Maulbeerbäume und Seidenwürmer gibt es hier in Menge, aber der Siamese kümmert sich nicht darum und zieht es vor, in buddhistischer Selbstbetrachtung sein Leben zu vergeuden, als dem mühsamen Geschäft der Seidenzucht obzuliegen. Unter diesen moralischen und sittlichen Verhältnissen der Eingebornen des Landes mußte der Handel nothwendig in die Hände der betriebsamen chinesischen Colonisten und ihrer Nachkommen fallen. Die dreißig bis sechsunddreißig Dschonk, welche mit einem Gehalt von nahe an fünftausend Tonnen jährlich von Siam nach Singhapura kommen, sind durchgängig das Eigenthum der eingewanderten Chinesen und auch von Chinesen bemannt. Sie bringen neben andern geringfügigern Artikeln großentheils Zucker, der in den siamesischen Ländern vortrefflich gedeiht, Reis und Salz, und nehmen dafür englische und indische Manufacturwaaren als Rückfracht. Dasselbe gilt von dem Handel Cochinchina's und Cambodscha's, der ebenfalls großentheils in den Händen der, aus der Provinz Kuang tong, in diesen Reichen angesiedelten Chinesen sich befindet. Dieser Handel ist aber bei weitem nicht so bedeutend wie der mit Siam. Es mögen wohl im Durchschnitt jährlich bloß dreißig kleine Dschonk aus Cochinchina und Cambodscha nach Singhapura kom-

*) Das Wort Negri der Malayen kommt von dem indischen Nagari, welches eine Stadt oder auch Land bedeutet.

men mit einem Gehalt von ungefähr 2000 Tonnen. Auf Sumatra sind nur wenige Chinesen angesiedelt; der Handel dieser großen Insel verblieb deßhalb in den Händen der einheimischen Bevölkerung; so namentlich in dem alten malayischen Staat Campar, auf der Ostküste der Insel gelegen, zwischen den Flüssen Siak und Dancer. Die Malayen von Campar führen einen bedeutenden Handel mit dem Binnenlande Sumatra's und mit Singhapura. Die Einwohner des innern Landes bringen Kaffee, Cassia und andere Producte nach Campar und vertauschen sie daselbst mit europäischen und indischen Manufacturwaaren, welche die Nakodah in ihren Praauen von Singhapura holen.

Wie oft dachte ich nicht auf meinen einsamen Wanderungen in der Stadt Singhapura und deren Umgegend an den trefflichen, für Religion und Wissenschaft gleichbegeisterten Stamford Raffles! Leider wurden alle seine auf diese Angelpunkte der Menschheit hinzielenden Plane nach der Entfernung des ausgezeichneten Mannes von Singhapura in der ersten Hälfte des Jahres 1824, von seinem Nachfolger, wie es scheint, absichtlich untergraben und zerstört. Es war die Willensmeinung des hochsinnigen Gründers der Niederlassung, daß Singhapura nicht bloß der vorzüglichste Stapelplatz für den Handel mit dem östlichen Archipelagus werde, sondern es sollte auch ein Lichtpunkt seyn, wovon europäische Civilisation und christliche Religion ausströme über alle Länder und Völker des östlichen Asiens. „Wahr ist's, Malayen und Chinesen bilden beinahe die einzige Bevölkerung meines neuen kleinen Staates," sagte Raffles, „aber weder die malayische noch die chinesische Gesetzgebung entspricht unsern Begriffen von Menschlichkeit und Gerechtigkeit. Der Chinese kennt keinen Unterschied zwischen Mord und Todschlag; Blut fordert er für Blut; gleich bestraft er den unschuldigen Zufall und die mit Vorbedacht verübte That: der Malaye aber, findet er seinen Dieb innerhalb vierundzwanzig Stunden, so kann er ihn tödten gemäß den Verordnungen seines Radscha. Es trete wenigstens hier, auf diesem kleinen Punkt der Erde, das Recht an die Stelle willkürlicher Meinungen und nationeller Vorurtheile. Die neue Niederlassung erhielt nun im ächt mittelalterlichen Sinn des Wortes eine Charte, worin aber, was im Mittelalter niemals der Fall war, die Grundsätze des Rechtes und die daraus fließenden gerichtlichen Bestimmungen in der Weise bestimmt wurden, daß Gesetz und Moral sich niemals widersprechen mögen. Die Sklaverei ward gesetzlich abgeschafft und die vorhandenen Sklaven wurden für frei erklärt; kein Gläubiger sollte auch ferners seinen Schuldner zum Hörigen machen können. Es ist nämlich eine Sitte der Malayen und Bugis, daß wenn einer seinen Gläubiger nicht befriedigen kann, wenn weder Blutsfreunde noch Bekannte für ihn einstehen, oder auch die Kinder eines Verstorbenen nicht so viel Vermögen vorfinden, um die Schulden ihres Vaters zu bezahlen, so werden diese sämmtlich Schuldsklaven, welche von ihrem Herrn, dem Gläubiger, bloß Kleidung und Nahrung erhalten, und so lange umsonst für ihn arbeiten müssen, bis sie im Stande sind ihre Schulden abzutragen. Der Schuldsklave steht zwar viel höher als der wirkliche Sklave, welcher sich seine Freiheit ohne den guten Willen seines Herrn niemals erkaufen kann; er kann aber, wenn er faul ist und seinem Herrn zur Last fällt, nach dreimaliger vergeblicher Warnung zu dem Stand eines wirklichen Sklaven herabsinken. Das geschworne Gericht wurde eingeführt, damit, wie Raffles sagte, die Rechtsbegriffe im Laufe der Zeit in dem Herzen der Bevölkerung Wurzel schlagen. Die Verwaltung und Besorgung ihrer innern Angelegenheiten ward aber den Gemeinden der verschiedenen Völker in selbstständiger Weise frei überlassen. Gleich in dem Jahre 1820 wählte Raffles selbst aus den unbescholtenen Einwohnern die zwölf angesehensten und einflußreichsten Männer, von welchen bei vorkommenden gerichtlichen Fällen neben den Europäern mehrere als Geschworne zugezogen werden und zugleich die Stelle eines Stadtrathes einnehmen sollten. Zwei derselben dienten auch als beständige Beisitzer bei allen unbedeutenden polizeilichen und gerichtlichen Verhandlungen. Es ward dann eine Liste aller ehrenwerthen Einwohner Singhapura's angefertigt, aus welcher in dem folgenden Jahre der Resident die Nachfolger der abgehenden Zwölfe wählen möchte. Spiele und Hahnengefechte wurden verboten und die privilegirten Opiumrauchstuben aufgehoben, damit durch Entfernung dieser Ursachen des Müßiggangs, der vielfachen Unordnungen und blutigen Händel, der körperlichen und geistigen Verkrüppelung, die chinesische und malayische Bevölkerung zur Arbeitsamkeit und Ordnung, zur Menschenwürde emporgerichtet würde. Alle diese weisen Verordnungen wurden jedoch von Crawfurd, dem auf Raffles folgenden Residenten in Singhapura, aufgehoben. Vergebens daß die ganze Versammlung der zu Geschwornen befähigten ehrenwerthen Männer, mit ihrem Recorder an der Spitze, gegen diesen aus Gehässigkeit und einer elenden Finanzerei wegen herbeigeführten Umsturz der Anordnungen des Gründers feierlich protestirte, Crawfurd war nicht zu bewegen die Verwaltung in dem Sinn seines edeln Vorgängers zu führen. Die Besitzer der Spielhäuser und Opiumrauchstuben erhielten nun für eine gewisse Summe, welche an die Regierung entrichtet wurde, die Erlaubniß, ihr elendes Handwerk von neuem zu beginnen, und auch die Schuldsklaverei kam alsbald wieder auf — ein Name, womit später der größte Mißbrauch getrieben wurde. Es geschah nämlich, daß unter der Form von Schuldsklaven ein förmlicher Menschenhandel sich organisirte, wogegen dann, nachdem der Mißbrauch zu schreiend wurde, am 9 März 1830 ein Verbot der Regierung erfolgte.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Amerikanische Eisenproduction. Die Amerikaner, welche so viel wie möglich auf der Bahn der materiellen Interessen die Engländer zu überflügeln suchen, treiben allmählich die Eisenproduction sehr hoch. Nach dem Worcester Journal betrug die Masse des im vorigen Jahre fabricirten Eisens 500,000 Tonnen, und man schätzt, daß die Masse dieses Jahr viel größer seyn wird. In zehn Jahren wird die Menge des fabricirten Eisens wohl eine Million Tonnen betragen, wenn nicht allenfalls in England die Preise sehr tief gehen.

Eisenproduction in Schottland. Nach dem Glasgow Herald vom 20 Mai werden in Schottland allein gegenwärtig 400 bis 420,000 Tonnen Roheisen gefertigt, und zehn neue Oefen werden gegenwärtig gebaut.

Die irische Gesellschaft in London, deren Hauptzweck ist, den Religionsunterricht unter den Irländern in ihrer eigenen Sprache zu fördern, hielt am 15 Mai ihre Jahressitzung, woraus sich ergab, daß 674 Schulen mit 14,472 Schülern nur in irischer Sprache gehalten werden. Die Einnahme der Gesellschaft betrug 4862, die Ausgabe 4655 Pfd. (Shipping Gazette vom 16 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 158.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Junius 1845.

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

Erster Brief.

San Jago de Cuba, 17 März 1845.

Heute früh hier angekommen, benutze ich die heiße Zeit des Tages, um alsbald einen Brief an Euch anzufangen. Wir sind endlich einmal wieder unter civilisirten Menschen, nachdem wir eine wahrhaft schauderhafte Reise auf einem spanischen Dampfschiff überstanden haben. Glaubt nur nicht, daß ich die Beschreibung meiner gelegentlichen Schmerzen übertreibe; es ist eine bittere Wahrheit, und die nähere Schilderung dieser letzten wird Euch belehren, daß dieselbe nicht nur nicht übertrieben ist, sondern den kühnsten Flug einer menschlichen Phantasie bei weitem überschreitet. Am 12 d. verließen wir Batabano, ein Städtchen an der Südküste, welches gerade Habana gegenüberliegt und durch eine Eisenbahn mit dieser Stadt verbunden ist. Das Dampfschiff, welches spottweise den stolzen Namen „El Cisne" (der Schwan) führt, verdient eher die Benennung des allerniedrigsten Wasservogels in der ganzen Zoologie; es ist eines der Boote, welches in den Vereinigten Staaten ausgedient hat, und nun den Spaniern verkauft ist, welche zu dumm sind Dampfschiffe zu bauen, vollkommen dumm genug aber, sich mit solcher Waare betrügen zu lassen. In diesem Kasten fuhren wir von Batabano mit 110 Passagieren, also vollkommen überladen, ab. Nun ist Cuba freilich nicht so klein, als es auf unsern Generalkarten von Amerika aussieht; es ist an Flächeninhalt größer als Bayern, und enorm lang; bedenkt aber, daß wir volle fünf Tage zur Reise hieher brauchten, so ist das wirklich mehr als man einer menschlichen Geduld (die spanischen Creolen sind, wie ich zu beweisen versucht wäre, keine Menschen) zumuthen darf. Daß das Schiff gereinigt, die Betten gemacht, oder überhaupt auf Reinlichkeit die geringste Sorgfalt verwendet worden wäre, haben wir nicht erlebt; vier Waschbecken und zwei Handtücher genügten zur Reinigung der ganzen Gesellschaft; das Mittagessen wurde in einer Art servirt, die zu ekelhaft war, als daß ich es erzählen dürfte; es genügt zu sagen, daß das Tischtuch nach einer mäßigen Berechnung drei bis vier Seereisen gemacht hatte, seit es gewaschen worden war, und daß die Speisen mit den unerläßlichen Ingrediengien spanischer Küche — Schmutz, Oel und Knoblauch — gebührend gewürzt waren. Reinlichkeit ist auf allen Schiffen der Welt unerläßliche Bedingung, und so nöthig auf der See, aber daß Gott erbarme! — Wir waren Gottlob so glücklich gewesen eine Privatcajüte zu erhalten, die wir selbst reinlich halten konnten; leider verfolgte mich auch hier das Mißgeschick, indem das eindringende Seewasser mein schönes, englisches Portefeuille, das ich in Frankfurt gekauft hatte, fast ruinirte. Seekrank waren wir nicht, nur den ersten Tag etwas unwohl, während die Gesellschaft um uns unter den Schlägen des Feindes haufenweis niedersank.

Man landet unterwegs an einigen Plätzen, die aber uninteressant genug sind. In Cienfuegos brachten wir Abend und Nacht bei einem Landsmann zu, der uns mit großer Gastfreundschaft aufnahm. Man fing indeß in meinem Bett eine kolossale Spinne, deren Biß sehr schmerzhaft seyn soll; das ist das liebe tropische Klima! Cienfuegos ist ein ganz junger, rühriger Platz, der nach zwanzigjähriger Existenz schon 2 bis 3000 Einwohner zählt. Von hier bis Trinidad und eigentlich die ganze Küste bis San Jago herunter ist die Gegend, welche man vom Schiffe übersieht, sehr romantisch, kolossale, kühne, vulcanische Bergformen, die schroff aus dem Meere wohl bis zu einer Höhe von 3 bis 4000 Fuß aufsteigen. Es fiel mir an dieser Stelle zum erstenmal die Structur Westindiens auf, das offenbar ein einziges großes bogenförmiges Felsenriff ist. Die Westseite Cuba's von Habana an scheint bloß aufgeschwemmt, aber weiter nach dem Ende der Insel erheben sich wieder hohe Berge. In Santa Cruz, unsrer dritten Station, hatten wir ein Ereigniß, welches zeigt, daß die Schildbürger offenbar höher stehen als die Creolen. Unser Brodvorrath war zu Ende, und wir gedachten uns dort neu zu versehen; da fand sich's aber, daß man den Bäcker wegen Schmuggelns eingesteckt und seinen ganzen Mehlvorrath confiscirt hatte.

Nun zu San Jago. Wenn irgend ein Platz auf meiner ganzen Reise mich überrascht und meine Erwartungen über-

troffen hat, so ist es dieser, wir glauben nie etwas Schöneres gesehen zu haben. Ich werde den Besuch San Jago's jedem, der mich um Rath fragt, dringend anempfehlen; der bloße Anblick der Gegend ist die unerträgliche Reise hieher von Habana werth. Ein großer kesselförmiger Hafen, ganz geschlossen und etwa eine kleine halbe Stunde im Durchmesser ist rings von hohen vulcanischen Gebirgen umgeben, welche nach der See zu sich in Hügel der verschiedensten Höhe und Form abdachen; auf einem dieser Hügel liegt die Stadt, die obgleich 50,000 Einwohner zählend, sich sehr dorfartig ländlich ausnimmt. Die Häuser meist einstöckig, wegen der Erdbeben, mit Verandas und Galerien, die Straßen so steil, daß sie kaum den Gebrauch von Wagen zulassen; aber am Ende jeder dieser geraden Straßen erblickt man wieder die herrlichste Fernsicht auf das grüne, wohl bewaldete Gebirge, die letzten Häuser liegen ganz im Grünen, und was für ein Grün ist es! Palmen gibt es nur wenige, man vermißt sie aber nicht. Die Plaza de Armas, der Paradeplatz, der in keiner dieser spanischen Städte fehlt, ist ganz von den üppigsten Blumenbeeten bedeckt, an der einen Seite steht die Kathedrale, freilich ein geschmackloses Gebäude, auf der andern die soi-disant Paläste der Großen, nicht großartig, aber allerliebst durch bunte Farben- und Bogengänge. Alles ist so wohnlich und heiter; alle Häuser sind noch von gestern (Palmsonntag) her mit frischen Palmzweigen geziert. Das ist der oberflächliche Eindruck dieses kleinen Paradieses, morgen oder übermorgen mehr.

San Jago steht wohl kaum auf euern Karten. Es liegt unter dem 20° n. Br. gerade in der Mitte der schmalen, eigentlichen Südküste Cuba's; es ist der heißeste Ort der Insel. Wir sind einlogirt bei einer guten alten Frau, einer Französin von farbigem Blut, in einem kleinen Wonsenhäuschen. Eine kleine ausgewählte Tischgesellschaft, lauter Franzosen, große Reinlichkeit, und alles so niedlich und heimisch. Ich schreibe unter der Veranda mit der Aussicht auf den kleinen, reinlichen, blumenreichen Hof, welche mir leider die gute alte Wonse so eben mit einem Tuch verhängt, damit die Luft mich nicht schädige. — Cuba (so heißt San Jago de Cuba abgekürzt) wimmelt von französischen Creolen, die bei der Revolution auf dem ganz nahen Hayti sich hieher gezogen haben. Sie sind wie überall in der Welt und gute Gesellschafter. Beiläufig gesagt pflegt man hier den Katzen die Ohren abzuschneiden, weil sie dann nicht vom Hause weglaufen; man will wissen, daß der Regen in den offenen Ohren ihnen so unangenehm ist, daß sie vorziehen zu Hause zu bleiben. Eine schöne naturhistorische Aphorisme!

In den letzten Tagen meines Aufenthalts in Habana bekam ich zufällig ein Manuscript in die Hände, welches seiner richtigen Angaben wegen mir sehr gerühmt wurde. Es enthält Folgendes über den Tabaksbau auf Cuba. Die folgenden Auszüge werden Euch interessiren:

Die Hauptgegend des Tabaksbaues ist die sogenannte Vuelta Abajo, im weitern Sinn die ganze westliche Strecke der Insel von Habana an, im engen Sinn ein District von ungefähr 20 Leguas (Stunden) im Quadrat, welcher etwa 20 Leguas von Habana beginnt. Dort befinden sich die berühmten Pflanzungen, die besten in den Niederungen der Flüsse; bei zunehmendem Bedarf wird aber aller irgend geeignete Boden dazu benutzt. Daß der Bedarf die Production übertrifft, geht daraus hervor, daß nur die Hauptfabriken im Stande sind, sich aus der Vuelta Abajo zu versehen; diese haben dann schon zur Erhaltung ihres Rufs feste Kunden unter den Pflanzern, und es soll für den fremden Käufer fast unmöglich seyn sich Vuelta-Abajo-Tabak zu verschaffen, wenn er nicht mit dem schlechtesten vorlieb nehmen will. Die jährliche Ernte beträgt in den letzten Jahren durchschnittlich 120,000 Ballen von 120 bis 140 Pfd. jeder; 1844 war eine schlechte Ernte der Qualität und Quantität nach, auch die diesjährige Ernte soll sehr gering seyn. Gewöhnlich kommt der Tabak im März zu Markte, und wird von den Käufern meist im Ganzen, ohne vorherige Sortirung übernommen; die Fabrikanten unterscheiden aber sodann fünf Classen nach der Größe und Feinheit des Blattes, von denen die erste die ganz feinen und schweren Cigarren gibt, die letzte aber nur zum Füllen verwendet wird. Die übrigen Tabake von dem mittlern und südöstlichen Theil der Insel werden in weniger Classen getheilt und sind geringer.

Die ganze Production der Insel beträgt etwa 400,000 Ballen jährlich, zu einem ungefähren Preis von 7 bis 8 Mill., und etwa 60—70,000 Menschen werden zum Bau des Tabaks im Ganzen verwendet; doch sollen die Tabakspflanzungen selten groß seyn und mehr als 60 bis 70 Neger enthalten, während die kleinsten mit wenigen Negern von der geringern landbautreibenden Classe bestellt werden.

Man darf annehmen, daß auf Cuba täglich 5 Millionen Cigarren geraucht werden, was auf jeden Einwohner ohne Unterschied des Alters 5 Cigarren beträgt; die jährliche Summe ist also 1825 Mill. Cigarren = 228,125 Ballen. Diese ungeheure Summe ist durch die Vergleichung mit der ganzen Production und Exportation nicht unwahrscheinlich und entspricht dem starken Verbrauch an Cigarren, an dem jedes Alter und Geschlecht Theil nimmt. Es gibt viele Leute in Havana, die täglich 35—40 Cigarren rauchen, und ich selbst, obgleich ein schwacher Raucher, habe mich mehr als einmal durch die allgemeine Sitte verleiten lassen, etwa 20 zu consumiren.

Die ganze Exportation beträgt etwa 100,000 Ballen und 200 Mill. Cigarren, wovon etwa 160 Millionen Cigarren und 15,000 Ballen auf die Vuelta Abajo kommen; es soll aber auch viel geschmuggelt werden, und so kommt die oben genannte Summe des Verbrauchs auf Cuba nahe heraus.

Der Tabak wird vom Pflanzer, nachdem er getrocknet ist, mit Wasser, worin Tabak eingeweicht ist, eingespritzt, und die richtige Mischung wird als ein Geheimniß betrachtet, darauf wird er verpackt und zum Verkauf gebracht. Die Fabrikanten verarbeiten wo möglich immer zweijährigen Tabak, und er wird vor dem Drehen nur leicht mit Wasser genetzt; man sollte daher denken, daß auswärts von Havanatabak gemachte

Cigarren den ächten vollkommen gleichkommen könnten, was vielfach, namentlich von Cigarrenfabrikanten behauptet wird; jedenfalls ist das Vorurtheil für Havanacigarren und gegen auswärts gemachte so groß, daß die Concurrenz sehr mißlich erscheint. Ich erwähne beiläufig, daß es ein großer Irrthum ist zu glauben, daß die verschiedenen Farben durch Beize hervorgebracht werden; sämmtliche Cigarren desselben Namens, z. B. Regalias, Medias Regalias, Comunes ꝛc. werden aus dem Vorrath des geeigneten Tabaks gedreht und dann erst nach der Farbe ausgesucht. Die dunkeln, Colorados, (Brown) werden fast nur von den Spaniern consumirt, da sie fürwahr sonst kein Mensch rauchen kann. Die Preise sind ungefähr folgende: sogenannte Comunes, von der gewöhnlichen Form kosten 10—15 Doll. per 1000, je nach der Qualität, man hat aber auch wohlfeilere; die Cigarren von besonderer Form, schönem Tabak und sorgfältiger Arbeit 20—22 D., die Regalias, wozu der beste Tabak genommen wird, und welche für den regelmäßigen Handel die theuersten sind, 26 bis 30 D., doch habe ich Regalias zu 40 D. gesehen und geraucht, welche sich aber nur durch Größe und Gestalt auszeichneten. Die Preise gehen aber bis 60, ja 80 D., und wohl überhaupt so weit, als jemand sie bezahlen mag, dann sind sie in schönen Kästchen enthalten, oder wohl gar mit Goldschaum umwickelt. Fabriken von berühmten Namen erhöhen diese Preise willkürlich, eben so sind die oben genannten Preise etwas höher als in andern Jahren, weil die Ernte schlecht war. Einer Erwähnung verdienen noch die sogenannten Vegeros „Bauern," welche auf den Pflanzungen gemacht werden und bisher meist bloß zu Geschenken an die Fabrikanten verwendet wurden. Sie sind schlecht gewickelt, aber von den allerschönsten Blättern; sie wurden früher fast mit Gold aufgewogen und es knüpften sich an ihre Entstehung so abenteuerliche als abgeschmackte Fabeln. In neuester Zeit werden sie von den Pflanzern zum Verkauf gebracht, ja sogar in Havana fabricirt; sie sind in Palmblätter gewickelt, und das Aeußere ist roh genug, ihr Geschmack aber köstlich.

Auf der Exportation von Tabak liegt ein kleiner Ausgangszoll von 5 Real per Ballen und eben so viel auf das Tausend Cigarren.

(Fortsetzung folgt.)

Der historische Congreß in Frankreich.

Der eilfte historische Congreß in Frankreich ist am 1 Junius eröffnet worden und sollte sich wie gewöhnlich mit einigen zum voraus bekannt gemachten Fragen beschäftigen, die auch dießmal wiederum großentheils so umfassender Art sind, daß sie unmöglich mit irgend einer Aussicht auf Gründlichkeit besprochen werden können und weit eher zu Preisfragen taugen; so gleich die erste: es soll der Charakter der verschiedenen von den neuen Völkern gegründeten Colonien bestimmt werden. Wer diese Aufgabe genügend löst, verdient allerdings einen Preis, nur möchte das Ziel wohl etwas allzu weit gesteckt seyn. Eine andere historische Frage, eine Geschichte des römischen Senats von seiner Gründung bis zum Sturze des Reichs zu geben, ist gleichfalls eine Aufgabe, welche wohl die Gränzen fast einer Preisschrift ebenfalls überschreitet. Verständiger sind die Fragen in dem Gebiet der Literatur und Sprache. Es soll der Einfluß der italienischen und spanischen Literatur auf die französische und drittens der Einfluß der germanischen Sprache auf die romanische geschildert werden. Die letztgenannte Aufgabe ist darum von besonderem Interesse, weil sie zeigt, wie sehr allmählich die Franzosen an der Erforschung dieser Periode, welche die Wiege des französischen Volks ist, einen Antheil nehmen. Darauf deutet auch die Aufgabe der dritten Classe hin, wo eine der zehn Fragen die Vergleichung der merovingischen, burgundischen und westgothischen Gesetze betrifft, und eine andere den Einfluß der Völkerwanderungen im 4ten und 5ten Jahrhundert auf den socialen und intellectuellen Zustand Europa's. Es zeigt sich aus allem, daß sich in Frankreich mehr und mehr ein richtigerer Sinn für Geschichte regt, wenn gleich die Besprechung so weitläufiger, tiefgehender Fragen nur in Geschwätz ausarten kann.

Singhapura.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Raffles ertheilte allen Einwohnern seiner Niederlassung gleiche Rechte; in Singhapura wußte man nichts von den indisch-englischen Verordnungen gegen die Halbkaste, d. h. gegen die von einheimischen Müttern durch Vermischung mit Europäern entstandene, sehr zahlreiche und intelligente Bevölkerung im neuen Hindustan. Jeder ist frei, und frei im vollen Sinn des Wortes, nach dem ungeschmälerten Begriff der englischen Verfassung und Gesetzgebung. Es konnte nicht fehlen daß diese kühne Verpflanzung des brittischen Bürgerthums in die Nähe des ganz nach andern Principien regierten Indiens Raffles eine feindliche Partei in Bengalen und in der Heimath erregte, die ihn für einen Schwärmer und gefährlichen Menschen erklärte. Letzteres mochte in der That nicht ganz ungegründet seyn. Wird wohl der Eingeborne und Mischling des benachbarten Indiens nicht wünschen, seinem Bruder in Singhapura gleichgestellt zu werden, und könnte er nicht, sobald ihm Gelegenheit dazu wird, alles aufbieten, die vorenthaltenen Rechte ungestüm zu verlangen und mit Gewalt an sich zu reißen? Natürlich ist es, daß man, die Verhältnisse von diesem Standpunkt aus betrachtet, mit den Bestrebungen des menschenfreundlichen Mannes von englischer Seite nicht zufrieden seyn konnte. Man ließ alle Projecte, alle im Sinn der Religion und Civilisation bereits begonnenen Unternehmungen fallen, welche einstens der englischen Herrschaft in Indien Gefahr bringen und jetzt schon allerlei Ausgaben oder doch wenigstens financielle Beschränkungen herbeiführen könnten. Der botanische Garten, den Raffles angelegt hatte, ward vernachlässigt und verwilderte. Ich sah ihn zu einem Weideplatz umgeschaffen, von den gigantischen Blättern des üppigen Gesträuches beschattet.

Es sollte in Singhapura nach dem Sinn seines Schöpfers eine Bildungsanstalt emporragen, worin neben den europäischen Wissenschaften die mannichfachen Sprachen des östlichen Asiens und Oceaniens gelehrt und vermittelst derselben, wie von einem Brennpunkt aus, Religion und Wissenschaft über Asien und Oceanien verbreitet werden.

Raffles hatte, um diesen Zweck zu erreichen, bereits seit längerer Zeit mit dem berühmten Sendboten Dr. Morrison Unterhandlungen angeknüpft. Dr. Robert Morrison war nämlich, gleichwie Raffles, während seines ganzen Lebens darauf bedacht, Religion und europäische Cultur unter den Völkern des östlichen Asiens zu verbreiten. Es war seit den ersten Zeiten seines Aufenthalts in China ein Lieblingsplan Morrisons, zu diesem Endzweck ein großes Institut zu errichten, aber erst im Jahre 1818 war er im Stande diese Idee seines Lebens ausführen zu können. Von der Londoner Missionsgesellschaft und von mehreren andern seiner zahlreichen Freunde, namentlich von dem trefflichen Sir George Staunton unterstützt, gründete Morrison in diesem Jahre das anglo-chinesische Collegium zu Malaca, wozu er selbst, außer einem jährlichen Beitrag von hundert Pfund, tausend Pfund Sterling als Stiftungscapital gegeben hatte. „Der Zweck dieses Institutes," sagt der edle Gründer in der Einleitung zu dem Studienplan und den Gesetzen, die er selbst für die Anstalt entworfen hat, „der Zweck des Institutes ist doppelter Art: es soll dadurch einerseits den Europäern und Amerikanern die chinesische Sprache und Literatur, andrerseits aber den Chinesen und allen Nationen jenseits des Ganges, welche chinesisch lesen, die europäische Literatur und Wissenschaft, namentlich aber die englische Sprache, zugänglich gemacht werden. Die Sprachen und Literaturen der indo-chinesischen Nationen, so wie das Malayische sind zwar in dem Studienplan mit aufgenommen, werden aber nur als untergeordnete Gegenstände des Unterrichts betrachtet. Das anglo-chinesische Collegium fand bald sowohl von Individuen als von Corporationen, namentlich von der ostindischen Compagnie, welche jährlich 1200 Dollar dazu beisteuert, bedeutende Unterstützung und erfreute sich eines guten Fortgangs. Eine große Anzahl Chinesen erhielt hier jährlich unentgeltlichen Unterricht in der englischen Sprache und in den Anfangsgründen der europäischen Wissenschaften, namentlich der Geographie, Geschichte, Moral und christlichen Theologie. Auch wurden hier in der zum Collegium gehörigen englisch-chinesischen Druckerei Werke zu Tage gefördert, wodurch unsere Kenntniß des östlichen Asiens vielfach erweitert wurde. Wir bemerken bloß Milne's heiliges Edict; seine Geschichte der ersten zehn Jahre der protestantischen Mission im östlichen Asien; Prémars ausführliches Lehrgebäude der chinesischen Sprache und die Zeitschrift Indo-chinesischer Sammler genannt. Ueberdieß gingen aus der Missionspresse zu Malaca chinesische Werke, namentlich die vollständige Uebersetzung der heiligen Schriften, Broschüren und Flugblätter christlichen Inhalts in Masse hervor, welche nach allen Seiten hin im Lande der Mitte und auf den Inseln des östlichen Asiens verbreitet wurden. Allein in dem Jahre 1835 erschienen daselbst 54,728 Tractate geistlichen und andern Inhalts; überdieß 11,970 Bände der heiligen Schrift alten und neuen Testaments in chinesischer Sprache. Der ehrwürdige Begründer dieser Anstalt besuchte sie mehrmals von Macao aus, und gab von Jahr zu Jahr in einem eigenen Bericht Rechenschaft über die Verwendung der eingegangenen Gelder und über das Gedeihen der Anstalt. Gewöhnlich ward diesem Bericht, nach einer alten Sitte der deutschen und schottischen Gymnasien und Universitäten, eine auf China bezügliche wissenschaftliche Untersuchung oder Abhandlung hinzugefügt, worin der gelehrte Missionär immer seine ausgebreitete Kenntniß der verschiedenen chinesischen Zustände bewährte. Der Auszug aus den gesammelten Satzungen der regierenden Dynastie, welcher sich hinter dem siebenten Bericht über das englisch-chinesische Collegium vom Jahre 1829 befindet, ist wohl die lehrreichste dieser Gelegenheitsschriften.

Im Jahre 1822 machte Morrison eine Inspectionsreise nach Malaca, landete zu Singhapura und trat mit Raffles in Verbindung, um hier ein neues Collegium ähnlicher Art wie das indo-chinesische zu begründen. Diese Anstalt sollte aber, nach dem Wunsche Sir Stamfords, auf einer breitern Basis errichtet werden. Raffles wünschte, daß in seiner Niederlassung in den vorzüglichsten europäischen Sprachen und Wissenschaften, daß in dem Chinesischen, Arabischen, Malayischen, Javanischen, Balinesischen, so wie in allen andern Idiomen Oceaniens und der Halbinsel jenseits des Ganges Unterricht ertheilt werden möchte. Am 1 April 1823 wurde zu diesem Endzweck in Singhapura eine Versammlung zusammengerufen, wobei Raffles präsidirte; dem neuen Institut wurden 100 Acker Landes, das Eigenthum der englischen Nation, angewiesen, so wie 50 Acker für Dr. Morrison selbst, wenn es ihm genehm seyn sollte, in Zukunft seinen Wohnsitz nach Singhapura zu verlegen. Morrison dachte nämlich daran, in Bälde die Anstalt zu Malaca mit der Singhapura's zu vereinigen und dann selbst in eigener Person die Oberleitung derselben zu übernehmen. Die eröffnete Privatsubscription führte zu bedeutenden Ergebnissen. Morrison unterzeichnete wieder 1000 Pfund und Raffles legte am 4 August 1823 den Grundstein zu dem großartigen Gebäude der Singhapura-Anstalt. Dieses im italienischen Geschmack errichtete Gebäude war schon ziemlich weit vorgerückt, als der Begründer der Pflanzstadt abgerufen wurde und Hr. Crawfurd an seine Stelle trat, um, wie es schien, jeden Samen des Edeln, den die hochherzige Seele Raffles' in reichlichem Maaße hier ausgestreut hatte, in der Geburt zu ersticken. Der Bau der Singhapura-Anstalt wurde alsbald eingestellt. Man ließ das Gebäude absichtlich in Ruinen zerfallen, die jetzt vom Meere her gesehen, an dessen Ufer die Anstalt sich erhob, die Aufmerksamkeit eines jeden nach dem Freihafen segelnden Fremden auf sich ziehen und einen melancholischen Anblick gewähren. Der Unkundige begreift nicht, wie und warum man in einer solchen neuen Niederlassung ein steinernes, großartig gedachtes und in einem so schönen Styl aufgeführtes Gebäude hat in Schutt und Trümmer zerfallen lassen können. Crawfurds Name wird, wovon sich Schreiber dieses mehrmals überzeugen konnte, von niemand in Singhapura mit Liebe und Achtung erwähnt, während Raffles hoch und unvergeßlich dasteht im Andenken der Bewohner dieser blühenden Colonie. Bereits im Jahre 1834 traten auch die Kaufleute Singhapura's zusammen, um dem Begründer ihres Handels und Reichthums ein würdiges Denkmal zu setzen. Welch ein anderes, herrlicheres Monument könnte aber wohl dem edeln Mann gesetzt werden, als die Verwirklichung seiner großartigen Idee, als die Vollendung der Singhapura-Anstalt, zur Verbreitung der europäischen Civilisation und des Christenthums unter der Bevölkerung Oceaniens und der Halbinsel jenseits des Ganges! Es würde diese Anstalt sicherlich für beide Zwecke erfolgreich wirken, denn es hat die Erfahrung gelehrt, wie oben bereits angedeutet wurde, daß die Bevölkerung Oceaniens, deren Geist und Gemüth noch nicht in einer seit Jahrtausenden bestehenden, religiösen und bürgerlichen Verfassung ein besonderes Gepräge erhalten hat, leichter der europäischen Bildung und dem Christenthum entgegengeführt werden kann, als der in seiner Denk- und Fühlweise versteinerte Hindu und Chinese.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 159.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Junius 1845.

Die buddhistische Büchersammlung in Nepal.

Die voluminöse Sammlung buddhistischer Schriften, welche in dem nördlich von Indien gelegenen Staate Nepal aufbewahrt wird, ist erst seit einigen Jahrzehnten durch den englischen Minister-Residenten daselbst, Hodgson, bekannt und Abschriften derselben nach London, Paris und Calcutta geschickt worden. Die Wichtigkeit derselben ist um so größer, weil in dieser Sammlung die Sanskritorginale erhalten sind, von denen in Tibet und China bloß Uebersetzungen existiren. Ueber den Inhalt dieser merkwürdigen Schriften hat der gelehrte Pariser Orientalist Eugene Burnouf eben in einem eigenen gelehrten Werke nähern Aufschluß gegeben und dadurch nicht bloß die Kenntniß eines bisher ganz unerforschten Theiles der indischen Literatur, sondern auch höchst wichtige Nachweisungen über die Entstehung und Geschichte dieser in so vielen Beziehungen höchst wichtigen buddhistischen Religion gegeben.

Es ist bekanntlich eine ausgemachte Sache, daß der Buddhismus in Indien entstanden und ausgebildet worden ist, wiewohl er gerade nur außer Indien sich erhalten hat. Nur Baudenkmale und Inschriften zeugen noch von seinem frühern Daseyn in Indien und den angränzenden Ländern, die Brahmanen haben ihn spurlos ausgerottet, aus Gründen, die sich aus der Natur des Buddhismus unschwer begreifen, indem derselbe unzweideutig darauf hinarbeitete, das Kastenwesen und das ganze darauf gebaute Staatssystem umzugestalten oder zu stürzen. Eben so ist es gewiß, daß nicht wie von manchen behauptet worden war, der Buddhismus vor dem Brahmanismus dagewesen war, sondern umgekehrt. Die Zahl der buddhistischen Schriften ist sehr groß, muß aber noch weit bedeutender gewesen seyn, wenn wir den Angaben der Nepalesen Glauben beimessen. Die nepalesischen Buddhisten behaupten nämlich, die Anzahl ihrer heiligen Schriften habe sich früher auf 80,000 belaufen. So unwahrscheinlich dieß auch klingt, so ist es doch auch nicht geradezu für unmöglich zu halten, da die Buddhisten neben sehr ausführlichen Werken auch sehr kleine besitzen, ja auch solche, die nur aus einer Sylbe bestehen. Etwas Gewisses haben wir jedoch auch nicht für diese Behauptung, die jetzt vorhandenen Schriften werden gewöhnlich in drei Theile getheilt und zwar nach Maaßgabe ihres Inhalts. Diese Eintheilung in drei Theile, die man gewöhnlich die drei Pitakas nennt, ist alt, wenn auch nicht von dem Stifter der buddhistischen Religion selbst, wie die Buddhisten behaupten möchten.

Die erste dieser drei Abtheilungen heißt Sutrapitaka, weil sie die Sutras enthält, welche von Sakya oder Sakyamuni, dem Religionsstifter selbst herrühren sollen. Die buddhistischen Sutras sind ganz verschieden von den brahmanischen gleichen Namens, Erzählungen, wie sich Sakya an diesem oder jenem Orte mit seinen Schülern aufgehalten habe, warum und aus welchem Grunde und bei welcher Gelegenheit Sakya über diesen oder jenen Gegenstand befragt worden sey. Sakya ergeht sich darauf in meist moralischen Lehren, worüber alle Zuhörer höchlich erfreut sind. Die Sutras sind der wichtigste Theil der buddhistischen Literatur, und wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß sich in diesem Theile viele erst später geschriebene Schriften befinden, so läßt sich doch auch nicht läugnen, daß darunter gerade die ältesten und wichtigsten sich befinden. Was alt und was nicht alt sey, ist ziemlich leicht zu scheiden; meist haben die späteren Werke ziemlich lange Einschiebsel in Versen, die das wiederholen, was kurz zuvor in Prosa erzählt worden ist. Andere enthalten Prophezeiungen auf Personen, die erst nach Sakya gelebt haben, und müssen deßwegen später angesetzt werden.

Die Brahmanen haben, wie bekannt, keine Geschichtsbücher geschrieben, vielmehr die Geschichte selbst da wo sie hervortreten wollte, mythologisirt und verdunkelt, so daß nur sehr wenige historis Notizen aus ihren Werken entnommen werden können. Ueber das Alter ihrer Institutionen, Kastenwesen u. dgl. haben sie uns vollends gar nichts erhalten. Um so mehr sind wir den Buddhisten Dank schuldig, daß sie uns doch einige Anhaltspunkte geben. Schon Sakya's Todesjahr ist ein solcher, wir können dieses doch mit einiger Sicherheit bestimmen. Freilich haben die Buddhisten so wenig wie die

übrigen Indier Geschichtswerke oder auch nur Chroniken, und dieß ist auch gar nicht zu verwundern, da sie sich keine eigenthümliche Form in der Literatur geschaffen, sondern bloß die Formen der Brahmanen angeeignet haben. Indeß gibt doch die buddhistische Literatur mehr Ausbeute als die brahmanische. Erst nach dem Auftreten des Buddhismus in Indien finden wir dort für die Geschichte Indiens wichtige Inschriften, unter denen die des buddhistischen Königs Asoka in Girnar, Dhauli und Delhi die interessantesten sind. Aber auch die Schriften der Buddhisten geben mehr historische Aufschlüsse als die der Brahmanen; denn wenn sie auch die Wissenschaft der Geschichte nicht selbst gepflegt haben, so sind sie ihr doch auch nicht geradezu feindlich gesinnt, wie die Brahmanen, und sie haben historische Notizen, wo solche einfließen mußten, nicht absichtlich verwischt. So ist es schon ein dankenswerther Umstand, daß sie die Namen von Königen nennen, unter welchen das eine oder andere Ereigniß eingetreten ist. So sind auch die Sutras eine wahre Fundgrube, nicht allein für Buddhismus, sondern für indische Geschichte überhaupt, indem sie den ganzen Zustand Indiens darstellen, wie er sich beim Auftreten ihres Religionsstifters gestaltet hatte; man sieht, daß die ganze indische Gesellschaft schon ganz dieselbe Verfassung und ihre eigenthümlichen Staatseinrichtungen hat, wie in späterer Zeit. Das Göttersystem ist das nämliche, wenn auch manche einzelne brahmanische Gottheit oder ihr Cultus erst später hervortritt. Die Kasteneintheilung war schon da. In dieser Gesellschaft und in diesen Verhältnissen trat der Stifter des Buddhismus mit seiner Lehre auf. Nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Buddhisten war sein Familienname Sakya, der Name Buddha (der Erleuchtete), mit dem wir ihn zu nennen pflegen, ist ein bloßer Titel, den er mit mehreren Vorgängern und noch zu erwartenden Nachfolgern gemein hat. Frühe schon scheint sich Sakya, wie auch einige andere fromme Personen seiner Kaste dem beschaulichen Leben hingegeben zu haben. Durch Predigten, eine Lehrart, die vor ihm gar nicht in Indien vorgekommen zu seyn scheint, so wie durch den Umstand daß er jeden ohne Rücksicht auf die Kaste zu sich heranzog, erlangte er bald einen ungeheuern Zulauf. Dieß weckte bald die Eifersucht der Brahmanen, die damals wie jetzt vielfach von den Wohlthaten der Reichern lebten, und welchen dadurch manche Vortheile entgehen mußten. Vielfach mag auch die Indignation über die Anmaßung der Brahmanen dazu mitgewirkt haben, daß Uebertritte zum Buddhismus stattfanden, wenigstens berichten uns die Buddhisten ausdrücklich von dem berühmtesten und mächtigsten ihrer Anhänger, dem Könige Asoka, daß er aus Unwillen über die Anmaßung der Brahmanen zum Buddhismus übergetreten sey. Die Macht des Buddhismus wuchs sehr schnell, und wie groß sie im vierten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung dort war, das wissen wir am besten aus der Reisebeschreibung eines chinesischen Buddhisten Fa-hian, welche von dem berühmten Sinologen A. Remusat in Paris bekannt gemacht worden ist. Keine bedeutende Stadt war ohne mehrere große Klöster, am Indus und in den angränzenden Ländern war der Buddhismus die herrschende Religion. Es brauchte sich diese Macht des Buddhismus nur noch wenig zu vergrößern und die ganze indische Staatseinrichtung und mit ihr das Brahmanenthum war gestürzt. So wurde denn die Ausrottung dieser von den Brahmanen lange schon angefeindeten Religion beschlossen und ausgeführt, eine Maaßregel, die nur gegen diese Religion von den gegen Secten sonst duldsamen Brahmanen ausgeführt wurde. Erleichtert mag ihnen die Sache noch durch das Sinken des Buddhismus geworden seyn, wenigstens finden wir in spätern Schriften der Brahmanen die Buddhisten nur als gemeine und verächtliche Menschen erwähnt, die sich auch zu den nichtswürdigsten Diensten hergeben. In frühern brahmanischen Schriften ist dieß ganz anders, dort wird sogar der Uebertritt zum Buddhismus ohne alle spöttischen Nebenbemerkungen erwähnt.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

(Fortsetzung.)

18 März.

Wir warten auf das englische Dampfboot, welches von Jamaica hieher kommt und dorthin zurückgeht; es muß jeden Augenblick hier ankommen und bleibt dann nur etwa einen Tag hier liegen. Unterdeß machen wir es uns hier so gemüthlich in der kleinen Wousenwirthschaft als nur möglich. Unsere Alte ist ein unvergleichliches Cabinetsstück, schwatzt einen fast zu Tode, und ist voll von übergütigen Sorgfalten, die gelegentlich lästig werden können. Gestern habe ich hier ein Gericht essen müssen, vor welchem die lieben Heiligen jeden behüten mögen: Eingeweide vom Rindvieh! Es half nichts, und sie behauptete obendrein, diese köstliche Speise werde nirgends so gut zubereitet als bei ihr, was wohl seyn mag, denn sie führt eine treffliche Küche. So eben ist sie von ihrem Mittagschläfchen erwacht, welchem ein kleiner Neger mit einem Fliegenwedel als Schutzengel assistirt; ein anderer kleiner Gnom bringt ihr jetzt ihre Tabaksdose und ein Stöckchen von wahrscheinlich wohlriechendem Holz, das sie fortwährend wie eine Cigarre im Munde führt. Jetzt watschelt sie mit einer Reitpeitsche herum und nickt uns freundlich zu, wahrscheinlich werden wir aber gleich eine Execution erleben. Die gute alte Frau ist mit ihren 73 Jahren übel dran: sie klagte uns gestern ihre Noth, wie ihr die Kräfte fehlen, um das Neger-Regiment zu führen. Neulich wollte sie eine Negerin prügeln, die Execution griff sie aber so an, daß im nächsten Augenblick die Delinquentin selbst die andern Negerinnen herbeirufen und Madame zu Bett bringen mußte. Seitdem scheint sie sich aufs unfreiwillige Tanzen gelegt zu haben. Gestern riefen mich die andern mit großem Gelächter heraus, da stand ein armer Negerjunge von etwa acht Jahren bitterlich weinend und wie ein Rasender auf- und abhüpfend. Unser wüthendes Gelächter und unsere Bitten setzten indeß der Strafe bald ein Ziel. Für uns wäre eine solche Strafe

teuflisch, aber die starken Nerven eines Negers empfinden freilich nichts dabei, als die Ermüdung.

Sie ist von farbigem Blut, indeß vollkommen weiß, und nur ihre Gesichtsbildung verräth etwas ihr Blut; daß eine solche an geistigen Eigenschaften den Weißen ganz gleichkommt, ist kein Zweifel, da indeß in diesen Ländern eine scharfe Abgränzung unbedingt nöthig ist, so rechnet sie sich selbst mit großer Bonhommie zu den Schwarzen; so sagte sie uns heute früh, als wir uns mit unserm leidenschaftlichen Arzt über gesellschaftliche Verhältnisse stritten: „Je ne sais pas comment pensent les Blancs en cela."

Noch ein Histörchen vom Doctor. Nichts glich seiner Wuth, als wir in Manzanillo das Glas Eis mit einem halben Dollar zahlen mußten; er erwähnte eines Falls, wo der französische Consul in Cuba 4 Kriegsbriggs vor die Stadt gelegt und die Spanier geängstigt hatte, bis sie zu Kreuze krochen. Er schien nicht übel Lust zu haben auch dieses Piratennest mit der Heeresmacht der französischen Flotte zu überziehen und in den Grund zu schießen, und nur mit großer Noth konnten wir das Städtchen vor seiner Wuth retten, wofür uns billig eine Bürgerkrone zu Theil werden sollte.

Unsere Alte ist sehr devot. Jeden Morgen wandert sie mit Tagesanbruch in die Messe, wohin ihr der kleine Neger mit einem Armensünderstühlchen und einem Teppich nachzieht. In ihrem Zimmer hängen wohl über 30 Heiligenbilder, alles ist bekreuzt und mit Zettelchen beklebt; an unserer Thüre steht ein kleiner Zettel mit der Inschrift:

Alleluja!
Ora pro nobis!

Offenbar ein neuer Heiliger.

Es ist sehr heiß, im Augenblick 25° im Schatten; man wartet schon lange schmerzlich auf Regen, der dem Tabak nachhelfen und den Kaffee zur Blüthe bringen sollte. Im vorigen Jahre hatte man eine schreckliche Dürre von December bis Mai, und jetzt ist's nicht viel besser. Meine Correspondenz gedeiht dabei desto besser; in den Mittagsstunden muß man nothgedrungen zu Hause bleiben, und da habe ich reichlich Zeit zum Schreiben.

19 März. (Hitze + 26° R.)

Morgen verlassen wir, so Gott will, die Insel Cuba und das spanische Wesen, also bestelle ich schnell mein Haus und füge noch einiges zu, was charakteristisch ist. — Die Spanier sind im allgemeinen nicht bigott (sagte mir doch gestern die Alte, daß ihr Geistlicher sie belehrt hätte, unsere Religion wäre nicht viel von der ihrigen verschieden, eine Concession, die ein italienischer oder —scher Pfaff nicht machen würde); indeß ist die katholische Religion die einzig geduldete auf Cuba, und jeder Fremde hat bei seiner Ansässigmachung das Zeugniß beizubringen, daß er ein guter Christ sey. Die Menge von Protestanten in Habana, namentlich Deutschen, zeigt schon, wie nachsichtig man mit der Sache ist; die Behörden, denen ihre Höflichkeit gegen die Fremden überhaupt zum Ruhm gereicht, sehen gewaltig durch die Finger. Ein Bekannter von mir verlangte das Zeugniß seiner Rechtgläubigkeit vom Geistlichen des Orts, an dem er wohnte, gegen das Geschenk von ein Paar neuen Stiefeln; gewöhnlich bringt man einige Bekannte (oft auch Protestanten und Landsleute natürlich) herbei, welche statuiren, daß sie den Rubricaten seit acht Jahren kennen und wissen, daß er ein guter katholischer Christ sey. Dieß wird einfach bestätigt, und im Protokoll als „beschworen" niedergeschrieben. — Ich möchte mich zu so etwas nicht hergeben, es ist aber factisch, daß es in Habana täglich geschieht.

Cuba ist ein Ort, der von Erdbeben häufig heimgesucht worden ist, wie überhaupt die ganze Gegend einen entschieden vulcanischen Charakter hat. Im Jahre 1818 und 1825 wurde es stark beschädigt; auch das letzte große Erdbeben auf Hayti hat man hier gespürt, behauptet aber, daß seit der Eröffnung der Kupferminen, 4 Leguas von hier, die Gefahr der Erdbeben verschwunden sey. — ??? — Wahr ist es, daß in neuester Zeit die Leute anfangen zweistöckige Häuser zu bauen, was sie früher nicht wagten.

Wir machten heute früh einen Ausflug zu Pferde in die bergige Umgebung der Stadt; es bleibt wahr, daß wir keine schönere Gegend gesehen haben. Beschreiben läßt sich so etwas freilich nicht. Hernach sahen wir die Stadt noch von der Wasserseite, als wir nach dem Steamer Trent fuhren, unsere Betten zu engagiren. Wäre es in einem civilisirten Lande, es gäbe keine schönere Wohnung als an der Bai von Cuba. Denke Dir, daß ich heute sogar wilde Passionsblumen im Walde gefunden habe!

Kingston, Jamaica, 22 März.
(Hitze + 25° R. Mitten in der Nacht + 20¼° R.)

Seit gestern früh sind wir hier; ein prachtvolles englisches Dampfboot, von dem Ihr die nähere Beschreibung in meinem nächsten Brief erhalten werdet, da mir noch einige Data fehlen, brachte uns in 24 Stunden angenehm und sicher herüber. Es ist eines der größten Dampfboote, die je auf dem Ocean geschwommen sind, nur von der Great Britain übertroffen, welche in diesem Frühling ihre erste Reise machen soll. Die Ausfahrt aus dem Hafen, welche wir in der Nacht unserer Ankunft nicht hatten bewundern können, schließt sich der nächsten Umgebung von San Jago würdig an; zwischen hohen, grünen Bergen fährt man eine Stunde lang in einem engen Canal, bis man den Moro, das Hafencastell, erblickt, welches auf einem steilen Felsen hervorragt und die schmale Einfahrt beherrscht. Noch lange behält man die hohen Berge im Auge, bis sie in den Wolken, die ihre Spitzen fortwährend umlagern, verschwinden. Als wir am nächsten Morgen (nach westindischer Weise sehr früh) aufstanden, waren wir schon in der Nähe Jamaica's, dessen Küste wieder denselben Anblick bietet wie Cuba, nur sind die Berge noch höher und steiler. Nach einem langen Umweg um die Ostseite der Insel und einige Sandbänke gelangt man zuerst nach Port Royal, einem kleinen Hafenörtchen, auf einer äußerst niedrigen Sandbank liegend, aber durch zahlreiche Palmen geziert. Es war früher der Hauptort von Jamaica, wurde aber durch ein Erdbeben zerstört und vom Wasser verschlungen. Seitdem baute

man sich am Ende der Bai in dem gesicherten Hafen an, und das ist jetzt Kingston, ein so eigenthümlicher Ort, wie wir nur einen gesehen. Die Häuser scheinen gerade aus dem Wasser herauszuwachsen, alle niedrig, meist von Holz, die Straßen eng und mit fußtiefem Staub bedeckt, dabei eine furchtbare Hitze. Im obern Theil der Stadt findet man hübsche Häuser von Backstein, ansehnliche Kirchen und einen schönen Paradeplatz. Die nächste Umgebung ist äußerst flach, jedoch nicht unangenehm, indem man sehr besorgt gewesen ist, Bäume bei den Wohnungen anzupflanzen. Kaum eine Stunde hinter der Stadt beginnen aber die Berge in einer Höhe von 6 bis 8000 Fuß; dort liegen auch die Landhäuser, welche sehr schön seyn sollen; für unsern gegenwärtigen Aufenthalt haben wir ein englisches Boarding-House bezogen, welches nach einer schönen Dattelpalme, die davor steht, den stolzen Namen „Date Tree Hall" führt. Uebermorgen verlassen wir Jamaica wieder, um uns mit demselben Steamer nach Jacmel auf St. Domingo einzuschiffen.

Jetzt fängt unsere Reise an interessant zu werden. Jeder Schritt bringt Neues von dem ausgesuchtesten Interesse. Wir sind mit Empfehlungen an die Gewaltigen in Port-au-Prince reichlich versehen, und können uns einen sehr merkwürdigen, seltsamen Aufenthalt ausmalen. — Unsere Inseltour führt uns über Jamaica zurück, wo wir dann bessere Gelegenheit haben werden uns umzusehen, und uns namentlich über Negerverhältnisse zu informiren.

(Schluß folgt.)

Reisebriefe aus Spanien.

IX.

Gibraltar, 10 April 1845.

Unter abscheulichem Regenwetter, das bereits fast zwei volle Wochen ununterbrochen angehalten hatte, verließ ich am 18 März Cadiz, fuhr nach Chiclana, wo mein Diener mich erwartete, und wendete, da das Wetter sich gegen Abend einigermaßen aufhellte, den Rest des Tages noch zu einer Excursion an. Am folgenden Morgen brach ich zu Fuß nach Algeciras auf. Die Wege waren trotz der heftigen Regengüsse leidlich, da der Boden sehr sandig ist; auch das Wetter schien besser werden zu wollen. Allein schon eine halbe Stunde nach unserem Aufbruch begann es von neuem zu regnen und hörte bis gegen Abend nicht wieder auf. Dazu wehte ein ziemlich heftiger und schneidend kalter Ostwind, der uns das Fortkommen nicht wenig erschwerte. Die Gegend ist völlig menschenleer, öde, meist von Pinienwäldern bedeckt, die sich, unterbrochen von niedrigem Gestrüpp, über weite unbebaute Hochebenen hinziehen. Für den Botaniker dagegen ist sie von höchstem Interesse und liefert überaus reiche Ausbeute. Ich sammelte an diesem einzigen Tage über dreißig Pflanzenarten in mehr als tausend Exemplaren. Mein Aufzug dabei war lustig genug, indem ich mit umgeschlagenem Mantel und aufgespanntem Regenschirm die Schätze der Pflanzenwelt zu holen mich bemühte. Leider fehlte es auch nicht an Widerwärtigkeiten. Es ging nämlich, als ich in dichtem Gehölz unter entsetzlichem Gießen eben mit Sammeln beschäftigt war, mein Pferd durch, zersprengte die Tragriemen und warf die Körbe ab, so daß Papier, Pflanzen, Wäsche u. dgl. nach allen Himmelsgegenden auseinanderflogen und wir nicht wenig Mühe hatten, die verstreuten Sachen bei dem heftigen Winde wieder zusammen zu lesen und das glücklich eingefangene Pferd von neuem damit zu beladen. Eine halbe Stunde später verirrte ich mich total, indem ich, mit Sammeln beschäftigt, nicht auf den Weg geachtet hatte und Vicente auf einem andern eine weite Strecke voraus war. Wohl eine Stunde blieben wir getrennt, da wir uns gerade in einem Walde befanden. Alles Rufen blieb des heftigen Windes wegen fruchtlos, und meine Pistolen waren dermaßen naß geworden, daß sie fortwährend versagten. Gott weiß, wenn wir uns wieder zusammengefunden hätten, wäre nicht plötzlich Vicente's Hund zu mir gekommen. Dieser bedeutete mich durch Bellen und Zerren an den Kleidern, daß ich ihm folgen möge, und brachte mich so nach Verlauf einer Viertelstunde glücklich zu seinem Herrn.

Gegen Abend erreichten wir, bis auf die Haut durchnäßt, Conil, ein elendes, dicht am Meere auf dem Abhange eines Hügels liegendes Städtchen, wo ich jedoch wider alles Erwarten eine gute, fast elegant zu nennende Posada traf, in der es sogar einen Spiegel gab, was in spanischen Posadas eine Seltenheit ist. Mit diesem Tage hörte denn endlich auch das Regenwetter auf, und am nächsten Morgen, dem Gründonnerstag, war kein Wölkchen an dem im südlichsten Dunkelblau prangenden Himmel zu erblicken.

Da ich das Cap Trafalgar besuchen wollte, so gingen wir einige Stunden am Strande hin, der ganz flach und sehr sandig ist. Nicht weit von Conil sahen wir das Wrack einer englischen Brigg liegen, die vor einigen Wochen hier gescheitert war, deren Mannschaft sich jedoch gerettet hatte. Die Fischer der Umgegend hatten aus den Segeln mehrere Hütten errichtet, Anker und Taue gerettet und auf einer aufgepflanzten Segelstange wehte die von den Wogen zerfetzte englische Flagge. — Das Cap Trafalgar stellt eine in die See vorspringende niedrige felsige Landzunge dar, welche die Fortsetzung der Altos de Meca, eines nahe an der Küste sich erhebenden tafelförmigen Sandsteinberges, ist. Von hier bog ich landeinwärts und wanderte durch ein schön grünes, aber sehr schmutziges Hügelland nach dem hoch auf dem Gipfel und den Abhängen eines nach Osten steil abfallenden Berges gelegenen Bejer, einer Stadt von bedeutender Größe, die jedoch sehr schlecht gebaut ist. Hier brachte ich die Nacht in einer jämmerlichen Posada zu, deren Zimmer sämmtlich ohne Fenster waren und mehr Höhlen als menschlichen Wohnungen glichen. Auffallend an diesem Orte war mir die seltsame Tracht der Frauen, die außerdem nur noch in Tarifa üblich ist, sonst aber nirgends mehr in Spanien getroffen wird. Die Frauen tragen nämlich sämmtlich lange schwarze Kleider und darüber eine Art Blouse von gleichem Stoff und gleicher Farbe, welche vom Gürtel an den ganzen Obertheil des Körpers verhüllt, über den Kopf zusammengeschlagen wird und das Gesicht dergestalt verbirgt, daß man bloß die Augen sieht. Offenbar ist diese seltsame Tracht ein Ueberbleibsel aus der Maurenzeit, denn die Kleidung der Mauren unterscheidet sich fast bloß durch ihre weiße Farbe von jener der Frauen in Bijer und Tarifa.

(Fortsetzung folgt.)

Der Volney Preis wurde dieß Jahr in einer öffentlichen Versammlung der fünf Akademien Frankreichs unter Vorsitz Halevy's dem deutschen Werke des Professor Pott über den asiatischen Ursprung und die Sprache der Zigeuner zuerkannt. Die Goldmedaille soll das nächste Jahr dem besten Werke über vergleichende Philosophie zuertheilt werden. (Fr. Bl.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 160.



Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Junius 1845.

Das Geldwesen in England.

Peels Bankmaaßregeln im vorigen und in diesem Jahre haben die alte, so oft besprochene Frage über die „Currency" wieder in allen Tiefen aufgerüttelt. Die gänzliche Veränderung, welche im Vermögensstande der Privaten und des Staats daraus hervorgehen muß, konnte so erfahrnen Geldmännern nicht entgehen, und man sucht nun Abhülfe auf jede mögliche Weise. Wir vermessen uns nicht über die Möglichkeit und Ausführbarkeit dieser Mittel ein Urtheil zu fällen, und wollen nur, da die Sache demnächst in größerem Umfang besprochen werden muß, das factische Verhältniß so kurz als thunlich darzustellen suchen. Als die jetzigen Staatsschulden contrahirt und die Mehrzahl der jetzigen Steuern auferlegt wurde, stand der Weizen durchschnittlich auf 100 Sh. oder 5 Pfd. St. Die Zinsen der Staatsschuld, 30 Mill. Pfd., machten also damals 6 Mill. Quarter Weizen aus; hielte sich der Kornpreis, wie Sir R. Peel meinte, auf einem Durchschnittspreis von 56 Sh., so würden die 30 Mill. Pfd. 10⁵/₇ Mill. Quarter ausmachen. Seit acht Monaten steht das Getreide durchschnittlich auf 45 Sh., die 30 Mill. Pfd. sind also jetzt 13⅓ Mill. Quarter werth, und fallen, wie alle Umstände andeuten, die Korngesetze in einigen Jahren, so darf man als Durchschnittspreis 33 annehmen — ein Preis, den manche im Vergleich mit den Continentalpreisen zu niederig finden werden, der sich aber durch die mögliche Zufuhr aus Nordamerika und den Colonien leicht ergibt. Dann sind die 30 Mill. Zinsen der Staatsschuld 18 Mill. Quarter oder das Dreifache der ursprünglichen Summe werth. Erstreckt man diese Berechnung auf die gesammte jährliche Staatseinnahme, mit Hinzurechnung der Erhebungskosten mindestens 60 Mill., so ergibt sich, daß die Nation jetzt den Werth von 36 Mill. Quarter Weizen statt nach dem Geldverhältnisse vor 30 Jahren 12 Mill. Quarter zahlt. Dieß ist eine ungefähre Andeutung der in England vorgehenden Umwandlung der Vermögensverhältnisse: die Lasten drücken ohne Vergleich schwerer als vor 30 Jahren, und man muß sie jetzt wohl oder übel den Besitzenden aufladen.

Wir finden uns, wie gesagt, vorerst wenigstens durchaus nicht veranlaßt, auf dieß Thema näher einzugehen, sondern führen nur zwei Thatsachen an, welche beweisen, daß eine gänzliche Umwälzung des englischen, und in Folge dessen des gesammten Geldwesens erstrebt wird. Die erste Thatsache ist die, daß sich eine Gesellschaft unter dem Namen „Society for the Emancipation of Industry" gebildet hat, welche den jetzigen Bankmaaßregeln und der nach demselben Ziel strebenden Antikorngesetzliga gegenüber die allerdings sehr kitzliche Frage aufwirft: „wenn Gold als Waare dem allgemeinen Gesetz des Handels unterliegt, und also im Preis steigt oder fällt, wie kann man es, wenn der Staat Gold als Umlaufsmittel auswählt, als Münze den durch den Markt bedingten Schwankungen des Preises entziehen?" Man sieht leicht, daß diese Gesellschaft den Hauptgrund der großen Veränderungen berührt, die seit viertehalb Jahrhunderten im europäischen Staatswesen vorgegangen sind; ob aber das Mittel, welches man von verschiedenen Seiten her dagegen vorschlägt, ausführbar ist, wollen wir dahingestellt seyn lassen. Dieß Mittel bildet den zweiten Punkt, welchen wir berühren wollen: man schlägt nämlich vor, die Regierung soll Papiergeld bis zum Belauf der jährlichen Taxen, nicht mehr und nicht weniger, ausgeben; dieß soll zur Taxenzahlung dienen und nach dem Marktpreis in Gold umgewandelt werden können, so daß das Umlaufsmittel des Landes im Wesentlichen von den fremden Wechselcursen nicht berührt würde. Ob ein solches Staatsgeld neben dem Weltgeld sich behaupten könne, ist freilich eine große Frage.

Die buddhistische Büchersammlung in Nepal.

(Fortsetzung.)

Der zweite Theil der Sammlung, Vinaya genannt, enthält die Schriften, welche speciell vom Priester- oder Mönchsstande handeln, und gibt die Gesetze für denselben. Wichtig für uns ist zu erfahren, wie sich das Mönchthum im Buddhismus gebildet habe. Eigentlich — wenigstens im gewissen Sinne — ist es der ursprüngliche Zustand, denn anfänglich widmeten sich alle Schüler Sakya's so wie er selbst dem beschaulichen Leben, und waren unter sich wenig oder gar nicht

unterschieden. Erst als der Buddhismus aufgehört hatte bloßes Anachoretenleben zu seyn und eine Religion geworden war, wurde eine Trennung in Priester und Laien nöthig. Gesetze, welche die Aufnahme in den Priesterstand bedingten, scheinen im ersten Anfange nicht existirt zu haben, der Drang der Umstände mochte sie jedoch bald nöthig machen. Man verlangte, daß der Neueintretende ein freier, unabhängiger Mann sey, der gesund oder wenigstens nicht mit ansteckenden Krankheiten behaftet war. Für die Mönche wurden später noch mehr ins einzeln gehende Bestimmungen ausgearbeitet, besonders über ihr Verhalten mit Nonnen, über ihre Kleidung u. dgl. m.; das Buch in welchem dieselben enthalten sind, heißt Pratimokhsa, und ist dasselbe bei allen Buddhisten, sowohl den nördlichen als den südlichen.

Die Entstehung des buddhistischen Cultus und Mönchthums können wir uns aus den Schriften derselben gleichfalls sehr deutlich vergegenwärtigen. Sie haben sich, wie wir öfter gesagt haben, aus indischen Asceten zu einer selbstständigen Religion fortgebildet, gewiß anfangs ihnen selbst unbewußt. Der Haß der Brahmanen mußte ihnen bald nothwendig erscheinen lassen, eine Gemeinschaft zu bilden, um bei feindlichen Angriffen gefaßt zu seyn. Ein leichter Uebergang war bloß von einer ältern buddhistischen Secte nöthig, um die Klöster ins Leben zu rufen. Es war nämlich Gewohnheit des Stifters der Buddhareligion, den Sommer meist im Freien lehrend zuzubringen und seine Schüler bei sich zu behalten, während der Regenzeit aber zerstreuten sie sich, um bei frommen Laien einzukehren und diesen das Gesetz zu lehren. Aus diesen Aufenthaltsorten, die Viharas heißen, wurden nun feste Gebäude gemacht, die auch im Winter bewohnbar waren und so entstanden die Klöster. Mit der Einrichtung der Klöster war auch die Nothwendigkeit gegeben, eine bestimmte Ordnung im Innern derselben zu veranstalten. Man wählte dazu das Einfachste, der Rang der Mönche wurde nach dem Alter geordnet, der Aelteste war Vorsitzender. Dieß hinderte aber nicht, daß jeder durch seinen frommen Wandel sich besondere Verdienste erwerben konnte; doch trat nach buddhistischer Ansicht die Belohnung für dieselben erst im künftigen Leben ein. In demselben Grade einfach wie die ursprüngliche Klostereinrichtung, war auch der buddhistische Cultus. Ueberhaupt ist es an dem Buddhismus zu loben, daß er immer das rein Menschliche an seinem Religionsstifter festgehalten hat und sich nur selten und in seiner corruptesten Form, wie er in den spätesten Büchern dieser Sammlung existirt, zu den monströsen Vorstellungen herbeigelassen hat, womit die Brahmanen ihre Götter verunzieren. Zur Zeit als Sakya noch lebte, fand natürlich gar kein Cultus statt, er war der Lehrer, die übrigen Buddhisten seine Schüler; es ist aber leicht begreiflich, daß man nach seinem Tode eine besondere Ehrfurcht vor ihm hatte. Die erste Verehrung scheint die seines Bildes gewesen zu seyn, erst später machte man auch Bildsäulen. Bilder Sakya's sind nicht auf uns gekommen, dagegen Bildsäulen in Menge, welche theils in Indien selbst, dann aber auch besonders auf Java gefunden werden. Ueberall wird er rein als Mensch dargestellt und immer mit gekräuseltem Haar, was zu der ganz unbegründeten Vermuthung geführt hat, Sakya habe einer der untern Kasten angehört, wozu man in seinem Namen, welcher Scythe bedeuten sollte, noch eine besondere Bestätigung gefunden haben wollte. Mit diesem Dienste stand auch die Reliquienverehrung in Verbindung, die begreiflicherweise auch erst nach Sakya's Tode entstanden seyn kann. Man errichtete für die Reliquien jene bekannten Gebäude, welche gewöhnlich Stupas genannt werden, und die man noch jetzt in so großer Anzahl findet, die aber noch bei weitem zahlreicher vorhanden gewesen seyn müssen, wie man aus Fa-hians Reise durch Indien und aus dem Umstande schließen kann, daß der Sage nach der König Asoka allein 84,000 solcher Stupas gebaut haben soll. Man wird fragen, wie es möglich gewesen sey, alle diese Stupas mit Reliquien von Buddhas anzufüllen; dieß ist aber auch gar nicht der Fall gewesen, denn man errichtete auch sehr viele Kenotaphe, die dazu bestimmt waren Reliquien von den Buddhas aufzunehmen, welche erst noch erscheinen werden. Es ist leicht erklärlich, daß sich die Reliquienverehrung bald auch noch weiter ausdehnte, man verehrte nicht bloß die Reliquien Sakya's allein, sondern auch seiner vornehmsten Schüler, auch solchen Königen, welche sich besondere Verdienste um den Buddhismus erworben hatten, wurden Stupas gesetzt.

Wir kommen nun zu der dritten und zahlreichsten Classe unter den Schriften des nepalesischen Buddhismus, dem Abhidharma, in welchem die buddhistische Metaphysik enthalten ist. Es ist hier natürlich nicht der Ort ausführlich auf diese Lehren einzugehen, auch ist dieß gar nicht gut möglich, weil noch zu viele Schwierigkeiten in diesem Theile der buddhistischen Literatur aufzuhellen sind. Ein vollständig entwickeltes philosophisches System darf man auch in diesen Schriften gar nicht suchen, sie beschränken sich meist auf Untersuchungen über den Menschen und sein Verhältniß zur Welt, wobei die allgemeine indische Ansicht hervortritt, als sey die irdische Welt bloß etwas Scheinbares, wovon man sich durchaus zu befreien suchen müsse. Früh übrigens schon hat sich der Buddhismus in Secten getheilt, schon die indischen Philosophen, besonders der Vedantist Sankara bekämpft deren mehrere. Dieselben Secten, welche dieser gelehrte indische Philosoph kennt, kommen auch in den Schriften der tibetanischen und nepalesischen Buddhisten vor, und sie sind wahrscheinlich ziemlich alt. Sie heißen die Vaibhâshikas, Sautrantikas, Yogacharas und Madhyamikas. Wahrscheinlich jünger sind vier andere von Hodgson angegebene Secten, welche in keinem Buche von einiger Bedeutung vorkommen; noch mehr Secten geben die südlichen Buddhisten an. Dieses Sectenwesen erschwert übrigens das richtige Verständniß der buddhistischen Metaphysik gar sehr, denn jede Secte versteht die heiligen Schriften anders, und es kann sich nicht fehlen, daß dadurch für uns Europäer eine große Verwirrung entstehen muß.

(Schluß folgt.)

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

(Schluß.)

Ostermorgen, 23 März.

So verwende ich denn diesen schönen Tag zur Correspondenz mit Euch, sie ist mir eine wahre Erbauung und eine größere, als wir in den englischen Kirchen finden würden. Aus Abneigung gegen das englische Kirchenwesen und aus Furcht vor Hitze haben wir uns entschlossen zu Hause zu bleiben, was im Grunde ebenso gut ist. — Wetterwendisch wie ich bin, hat keine Zeit des Jahres einen so erhebenden Einfluß auf mich, wie die Osterzeit und die Zeit zwischen Ostern und Pfingsten, denn gewöhnlich fällt gerade in diese der schönere, reichere Theil des Frühlings. Dieses Jahr empfinden wir freilich nichts von einem Erwachen der Natur, es ist ja fortwährender Sommer und die glühende Hitze läßt die Schönheit der tropischen Welt nicht genießen.

Wir haben in Kingston eine deutsche Familie gefunden, die uns sehr zusagt und uns mit Aufmerksamkeiten überschüttet. Ueberhaupt ist Westindien durch eine Gastfreundlichkeit ausgezeichnet, die nicht genug anzuerkennen ist. Hier hat sie obendrein einen weit reelleren Anstrich, als die Artigkeiten der überhöflichen Spanier, die Dir alsbald ihr ganzes Haus zur Disposition stellen, aber eben darum nach der Regel, daß wer zu viel verspricht, nichts verspricht, sich gelegentlich auf die leere Höflichkeit beschränken.

Die Engländer sind, wie überall, höchst komisch in der Fremde. Natürlich ist Westindien nicht so von Touristen überschwemmt wie der Rhein, ihr Wesen verläugnet sich aber auch hier nicht. Selbst hier findet man ein Reisehandbuch, wie die berühmten Guides, in welchen sie die Schönheiten des Rheins, der Schweiz rc. nachzulesen und die Natur mit der gedruckten Beschreibung zu vergleichen pflegen, ob die erstere, d. h. die Natur, auch richtig ist. So bequem dieser West-India-Guide dem Reisenden ist, so enthält er doch nur für den Philister alle die Mittel, die Reise möglichst prosaisch, gedankenlos und mit Beibehaltung ihrer heimischen Lebensweise zu machen. Da findest Du die Angabe aller Wirthshäuser, aller Preise für Boote, Pferde und Wagen; wer diesem verdienstvollen Buche folgt, wird gewiß keine außerordentlichen Abenteuer haben, aber er wird auch vom Charakter des Landes nicht viel mehr sehen, als wenn er die ganze Zeit über von Danzig nach Stolpe und von Stolpe nach Danzig reiste. Eingewiegt in ihre Vorurtheile von der unerreichbaren Größe Old-Englands, helfen sie sich fort von einem englischen Boarding-House zum andern, essen nichts wie Plumpudding, Steaks, Turtle-Soup, trinken nichts wie Thee und ihre schweren Weine, verfolgen also die widersinnigste Lebensweise, welche man in Westindien verfolgen kann (was aber nichts thut, weil im West-India-Guide die Aerzte an jedem Orte verzeichnet stehen), ziehen sich in Tuchkleider an, als wenn sie in einem Londoner Nebel stäcken, und thun und denken überhaupt nichts, als was im Buche steht.

Als ich neulich in Angerona ein Heft der Allg. Ztg. vom Frühling 1844 durchblätterte, fand ich einen sehr prätentiösen Artikel, unterschrieben Dr. Carové, worin gegen die Sklaverei gedonnert und auseinandergesetzt wurde, daß der Ruin der englischen Pflanzungen in Westindien durchaus unerwiesen wäre (ein Factum, das beiläufig gesagt, in Amerika kein Mensch bezweifelt). Nun bekomme ich zufällig die Jamaica Times in die Hand, vom 22 März 1845, und lese darin den Anfang eines leitenden Artikels über die Folgen der Emancipation. Der materielle Punkt, um den sich derselbe dreht, ist die folgende Berechnung:

Die westindischen Pflanzungen (unter englischer Hoheit) waren werth, im Jahre 1833 . .	100	Mill. Pfd. St.
Hievon abgezogen der Betrag der 1836 gezahlten Entschädigung an die Sklavenbesitzer	17	— — —
Nominaller Werth	83	— — —
Wahrer Werth 1845 . . .	18	— — —
Ganzer Verlust für Westindien	65,000,000	— — —

„Das ist das allgemeine Resultat; die Ernten sind halb so groß, und die Kosten dreimal so groß wie früher.“ So sprechen die Zeitungen in Jamaica; ich dächte, das wäre Antwort genug für Hrn. Dr. Carové und andere weise Leute.

Als wir vorgestern sehr friedlich über die Straße gingen, lief uns ein Kerl nach, und ersuchte uns „in the Queens name“ ihm zu folgen. Sehr neugierig, in welcher Beziehung Ihre britannische Majestät unserer bedürfe und im Herzen wünschend, daß man uns auf dem heißen Wege wenigstens einen Regenschirm auf Staatskosten verabreichen möge, zogen wir nach einem Hause hin, wo uns die Ehre bereitet schien in einer Jury zu sitzen. Unsere Protestation, daß wir Deutsche und keine Unterthanen I. b. M. seyen, half nicht viel, da der hochbelobte Justice of Peace der Ansicht war, „that the British flag flies over Germany,“ welche Ansicht wir ihm mit einiger Mühe benahmen; nun sollte aber A.... als Hannoveraner daran, da es denn wirklich nur mit äußerster Anstrengung gelang, ihm beizubringen, daß Hannover seit diversen Jahren ein unabhängiges Königreich sey. Was wir eigentlich sollten, einen Mord oder wer weiß was constatiren und beurtheilen helfen, haben wir nicht erfahren. Wahrscheinlich machte sich das Schicksal das boshafte Vergnügen, mich für meinen alten Haß gegen Geschwornengerichte zu bestrafen. Da sieht man aber wieder, wie übel ein armer Deutscher dran ist, und wie wenig Geltung sein Vaterland hat.

Westindische Lebensweise. Tagesordnung. Aufstehen mit Sonnenaufgang. Eine Tasse Kaffee ohne Essen. Um 9 oder 10 Uhr ein consistentes Frühstück von Fleisch rc., hinterher Kaffee. Dann bleibt man zu Hause und schläft womöglich ein paar Stunden, was sehr anempfohlen wird, aber im Anfang sehr unangenehm ist. A.... ist Virtuos, ich habe es kaum drei- bis viermal gethan, und bin dann so duselig, daß ich den ganzen Tag nichts mehr tauge. Mittagsessen um 4 oder 5 Uhr. Dann nicht nach 10 Uhr zu Bette. Die eigentliche Zeit zu leben ist vor dem Frühstück und den

Abend. Man trinkt wenig pures Wasser, wo möglich mit Rothwein oder Branntwein, geistige Getränke aber gar nicht, da sie ungesund sind. Nach dem Mittagsessen wird nichts mehr genommen, was man auch leicht entbehren lernt.

Reisebriefe aus Spanien.

(Fortsetzung.)

So erbärmlich das Wirthshaus war, eine so treffliche Lage hatte es. Es steht nämlich am steilen Abhange des Berges, an dessen Fuß die Wellen des wilden Flusses Barbate an den jähen gelben Sandsteinfelsen zerschellen. Jenseits des romantischen Flußthales erhebt sich eine waldige Hügelkette, über welcher die blauen Gebirge von Algeciras und Alcala erscheinen; zur Linken sieht man Medina-Sidonia mit dem es umgebenden Hügellande, rechts verdeckt der hohe Bergkamm, an dessen nördlichem Vorsprunge Vejer liegt, das Meer. Den Grund des ziemlich weiten Flußthales füllen herrliche grüne Matten und Weizenfelder, unterbrochen von Oliven- und Orangenpflanzungen, zwischen deren dunkelm Laube hie und da die blendend weiße Mauer eines Cortijo hervorblickt.

Begünstigt von herrlichem Wetter trat ich am Charfreitag meine Weiterreise an und gelangte nach Ueberschreitung zweier von Korkeichen und Oelbäumen bewaldeten Hügelketten, immerfort mit der Aussicht auf die vorliegenden Gebirge, während zur Linken die große Laguna de la Janda, ein mehrere Meilen langer Landsee, blieb, in eine weite Ebene, die im Norden und Osten von den erwähnten Gebirgen halbkreisförmig umschlossen wird, während sie sich gegen Süden bis ans Meer erstreckt. Diese beinahe völlig unbebaute, wohl drei bis vier Stunden breite Hochebene glich von fern einem reizenden Garten, indem sie fast ganz von blühenden Asphodelen (einer schönen lilienartigen Pflanze) bedeckt war, verrieth sich aber dadurch schon von weitem als Sumpf. Ich hatte mich nicht getäuscht, denn dieser Weg war wirklich überaus schlammreich. Buchstäblich bis an die Knie im Koth versinkend, brauchten wir beinahe fünf Stunden, um uns durch diesen bodenlosen Morast durchzuarbeiten. Kaum hatten wir die Hälfte des Weges zurückgelegt, als mein schon durch die frühern Tage abgenutztes Schuhwerk in Stücken ging. Ich versuchte nothgedrungen barfuß weiter zu gehen, konnte es aber der vielen scharfen Steine halber, mit der Koth und Wasser reichlich vermengt waren, nicht lange aushalten, und war somit gezwungen, mir die Stücke meiner gewesenen Schuhe mit Bindfaden fest an die Füße zu binden!

Noch hatten wir das Ende der Ebene nicht erreicht, als die Sonne unterging, und es war bereits Nacht geworden, als wir nach Durchwatung eines durch die Regengüsse der letzten Tage angeschwollenen Küstenflusses, des Rio Salado, an den Fuß des Gebirges gelangten und in einen Wald von Korkeichen eintraten. Noch hörte der Koth nicht auf, denn die endlose Ebene zog sich sanft emporsteigend noch weit zwischen den sie allmählich immer enger umschließenden Bergen aufwärts. Endlich um 9 Uhr des Abends, tüchtig ermüdet und durchnäßt, erreichten wir ein elendes einsames Wirthshaus, venta sobre el barro genannt, welchen Namen es in der That und Wahrheit verdient (er bedeutet in wortgetreuer Uebersetzung: Wirthshaus auf dem Kothe), denn es ist auf allen Seiten von Koth und Schlamm umringt und selbst ein schmutziges D — loch.

Diese noble Herberge bestand aus einem niedrigen Schuppen, welcher durch Scheidewände in drei ungleiche Behältnisse abgetheilt war und durch in der Wand angebrachte unregelmäßige Löcher, welche die Stelle der Fenster vertreten sollten, am Tage spärlich erleuchtet wurde. Das mittlere kleinste Behältniß diente als Kaufladen, indem hier der Wirth Wein, Brod und Tabak — gerade auch nicht von bester Qualität — an die Durchreisenden verkaufte. Eines der beiden übrigen hatte die Familie des Wirths inne, und das dritte größte ward als Küche und Schlafgemach für Menschen und Vieh benutzt. In der einen Ecke dieser musterhaft romantischen Kneipe brannte ein mit nassem Holz unterhaltenes Feuer, das einen entsetzlichen dicken Rauch entwickelte, der in schwarzen Wolken sich unter dem Dach sammelte und nur langsam durch ein als Esse dienendes Loch hinauszog. Ueber dem Feuer hing ein Kessel, in welchem die gemeinschaftliche Mahlzeit, aus Kartoffeln, Saubohnen und Speck bestehend (andere Lebensmittel gab es nicht), bereitet wurde. Um dasselbe kauerten drei bis vier Carabineros oder Zollsoldaten in halber Uniform und einige zerlumpte schmutzige Kinder, um sich zu wärmen, denn es war bitter kalt. Den bei weitem größten Theil des düstern Gemaches nahmen Pferde und Esel, verschiedene Schweine, Hühner und anderes Gethier ein.

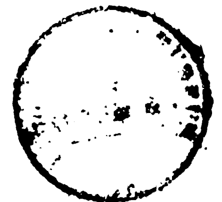
Nachdem ich in Gesellschaft der Carabineros die erwähnte räucherige und furchtbar gepfefferte Mahlzeit eingenommen hatte, begab ich mich zur Ruhe, konnte aber trotz der Ermüdung nur wenig schlafen. Ein Bett gab es natürlich nicht, statt dessen wurden mir einige schmutzige wollene Decken verabreicht, die man auf ebener Erde nahe am Feuer ausbreitete. Der einzige Luxusartikel in dieser Herberge war seltsamerweise — ein steingutenes Nachtgeschirr! Ich war froh, als nach einer unruhig verbrachten Nacht, in der mir verschiedenartiges Ungeziefer, das ich der Finsterniß halber nicht zu bestimmen wagte, wiederholt freundschaftliche Visiten machte, der Morgen endlich anbrach.

Leider hatte mein Pferd auf dem Schlammwege des vergangenen Tages ein Eisen verloren und sich den Fuß aufgelaufen, so daß ich genöthigt war, ein Thier zu miethen, um das mittlerweile sehr bedeutend angeschwollene Gepäck nach Algeciras zu bringen, denn der Weg durch das Gebirge ist ebenfalls entsetzlich. Glücklicherweise war auch an diesem Tage prächtiges Wetter und die Gegend äußerst interessant. Nach einigen Stunden Emporsteigens erreichten wir eine zweite Venta, von wo aus das Gebirge, Sierra de Palma genannt, dessen höchste Gipfel sich bis zu einer Höhe von 4000′ erheben mögen, ungemein romantisch wurde. Während alle übrigen Gebirge Spaniens, so weit ich sie kenne, völlig kahl sind, ist dieses Sandsteingebirge mit dem üppigsten und dichtesten Laubwalde bedeckt, den ich je gesehen habe. Mehr als hundertjährige verknorrte Korkeichen, vom Fuß bis zum Wipfel mit zierlichen Farrnkräutern und buntfarbigen, in langen Bärten herabhängenden Flechten, wie in den Urwäldern der Tropengegenden, bekleidet, bilden in Gesellschaft anderer immergrüner Eichenarten und wilder Oelbäume den Hauptbestandtheil des Waldes. Die Ufer der rauschenden Gebirgsbäche beschatten breitästige Lorbeerbäume mit ihrem wunderschönen immergrünen Blättern, eben in voller Blüthe stehend, so wie mächtige Sträucher der großen Alpenrose, die man bei uns häufig als Topfpflanze in den Gewächshäusern sieht, mit halbfußlangen immergrünen Blättern. Andere immergrüne Sträucher, wie Myrte, Laurestinus, Pistazien, Terebinthen u. s. f., bildeten das Unterholz dieses unbeschreiblich prachtvollen Waldes.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 161.



Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Junius 1845.

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

Zweiter Brief.

Port au Prince, Haiti, März 29 1845.
Hitze 26° R.

So kann ich denn endlich einmal einen Brief mit dem Ausruf anfangen, daß ich mich an einem recht vollkommen exotischen, wenig besuchten und wenig gekannten Ort befinde, unter den Negern in ihrer wahnsinnigen, gottverlassenen Republik. Meine Ungenügsamkeit, die auf meiner Reise von Tag zu Tage wächst, hatte sich die Erreichung dieses Punktes als ein Ziel gesetzt, das allein den ganzen Ausflug über diesen werth wäre, und ich muß gestehen, daß ich wirklich befriedigt bin. Laß mich nach der Ordnung verfahren und unsere Abreise von Jamaica beschreiben.

Es war der zweite Ostertag, den wir leider wie rechte Heiden auf der See zubrachten. Mittags um 12 Uhr gingen wir an Bord desselben Steamers Trent, der uns schon von San Jago herübergebracht hatte, ein prachtvolles Schiff, welches unverhältnißmäßig größer und schöner ist, als die Boston Steamer. Die Länge des Verdecks ist 254 Fuß, der Tonnengehalt 1900 und 400 Pferdekraft. Es unterscheidet sich von allen bisher von uns gesehenen Dampfschiffen dadurch, daß es zwei Decke, wie eine Fregatte hat, unten ist der Speisesaal, etwa doppelt so breit als die schönen Salons auf den rheinischen Dampfschiffen: oben die Schlafzimmer, deren jeder Passagier eines für sich allein hat — eine ungeheure Verbesserung. Wenn man auf diesem Koloß steht, der 16 bis 18 Fuß über das Wasser herausragt, so glaubt man kaum, daß die Gewalt der Wellen ihn erschüttern könnte; man wird aber gar bald eines Bessern belehrt und erkennt die Macht der Seekrankheit demüthig an. Nicht als ob wir nicht auch dießmal uns glänzend tapfer gehalten hätten, so daß einmal außer dem Capitän und uns nur ein anderer Passagier beim Essen erschien: aber am ersten Tage war es doch schwer, bei einer wirklich unruhigen See seinen Ruhm zu behaupten. Am 26sten mit Sonnenaufgang liefen wir in die Bay von Jacmel (an der Südküste) ein, welche sich gerade so wie die Küsten von Jamaica und dem südöstlichen Ende präsentirt und das Zusammengehören der ganzen Inselreihe darthut. Nach einem herzlichen Abschied von unserer wirklich liebenswürdigen Reisegesellschaft fuhren wir in einem Boote des Steamers die lange Bay hinauf bis an ein elendes Gerüst, eine Art Landungsplatz, auf welchem uns gleich zum Empfang eines der seltsamsten Schauspiele dieses widersinnigen Landes erwartete. Die ewige Angst der Haitier, daß einer ihrer duzendweis verjagten Kaiser, Könige und Präsidenten einen Landungsversuch machen möchte, war die Veranlassung, daß an der Landungstreppe ein Spalier von 10 bis 12 hiesigen Soldaten aufgestellt war, abgesehen von den zahlreichen Officieren, Zollbeamten, Hafenmeistern, welche alle in Uniform paradirten und sich mit so lächerlichem Hochmuth in ihren bunten Röcken brüsteten, daß eine unwiderstehliche Lachlust mich in ernstliche Gefahr brachte, mir den Volksunwillen zuzuziehen. Ein Heer von officiellen und nicht officiellen Fragern bestürmte uns nun um Neuigkeiten von unserer Reise, dem Dampfschiff von Jamaica ꝛc. zu erhalten; wir haben diese Bemerkung seitdem wiederholt gemacht, daß die saubere Bevölkerung Haiti's von einer wirklich besorgnißerregenden Neugier besessen ist. So schleppte man uns, nachdem man zuvor unsere Cigarrendosen par douce violence rein ausgeplündert, in eine Art Paßbureau, wo man uns Stühle anbot, und wo leider das Examen von neuem anging, da einer der Paßbeamten, ein (sehr heller) Farbiger, unter Napoleon die deutschen Kriege mitgemacht hatte und von jeder Stadt, die er in Deutschland gesehen, die neuesten Neuigkeiten wünschte.

Die Oeffnung des Zollhauses erwartend, saßen wir in unserm Asyl und betrachteten mit möglichster Muße das seltsame Bild vor uns. Zuvörderst die stehende Heeresmacht, welche eben abgelöst wurde, da man sich überzeugt hatte, daß kein verkleideter Exkaiser in uns steckte (wir waren die einzigen Passagiere, die für Jacmel bestimmt waren). Der Totaleindruck war ein höchst mannichfaltiger, da die gesegnete Liberté und Egalité wohl keinen strengen Dienst zuzulassen scheint; über die Grundfarben der Uniformen läßt sich einmal gar nichts bestimmen, denn theils waren sie so mit fremd-

artigem Stoff (was man Schmutz nennt) überzogen, theils so zerlumpt, daß ich dieselbe nicht ausfinden konnte. Ungeheuer rostige Flinten, Säbel oder Degen ad libitum, die Säbelkoppeln meist, statt um die Taille, um die Schulter geschnallt, mehr oder minder zerrissene Inexpressibles, aber beileibe keine Schuhe und Strümpfe. Eine ungeheure Mannichfaltigkeit in der Kopfbedeckung, und gerade diese war es, die den seltsamsten Effect machte, verbunden mit dem Anblick der darunter steckenden meist kohlschwarzen rohen und stupiden Gesichter. Der eine hatte eine Art Czako, mit großen rothen Troddeln verziert, während sein Nachbar zwar den Czako, nicht aber die Zierde jener Troddeln besaß; ein dritter hatte den eigentlichen Kopf des Czako's auf einen alten breitrandigen Strohhut befestigt, um der Hitze zu begegnen, ein anderer trug einen einfachen nicht eben neuen Filzhut, oder gar bloß eine aus einem bunten Tuch gemachte Nachtmütze. Der Officier dieser edlen Truppe zeichnete sich durch einen dreieckigen Hut von unsinniger Größe, darauf die roth und blaue Nationalkokarde, aus, so wie durch eine dicke goldene Epaulette auf der einen Schulter, im übrigen war er barfuß wie die andern, und war so eben mit einer wenig militärischen Haltung auf eine Bank niedergesunken, während seine Getreuen das Gewehr vor ihm präsentirten und dabei die Gewehre auf eine fast ängstliche Weise überall hin hielten, nur nicht gerade in die Höhe.

(Fortsetzung folgt.)

Die buddhistische Büchersammlung in Nepal.

(Schluß.)

Die obigen drei Theile der nepalesischen Sammlung enthalten die eigentlichen heiligen Schriften. Die Eintheilung ist wie gesagt alt und findet sich bei allen Buddhisten, der Inhalt ist in der Grundlage auch derselbe bei den südlichen Buddhisten; denn die nördlichen Buddhisten in Tibet und wahrscheinlich auch in China stimmen ganz mit denen in Nepal überein, da ihre Schriften vielfältig bloß Uebersetzungen der nepalesischen Sanskrittexte sind. Daß aber der nördliche und südliche Buddhismus nicht vollkommen zusammenstimmen, das hat höchst wahrscheinlich seinen Grund in der Redaction der Concilien. Nach der Tradition der Buddhisten haben drei solcher Concilien stattgefunden, das erste kurz nach Sakya's Tode, wo seine Aussprüche gesammelt wurden, und zwei spätere. Diese letzteren haben wahrscheinlich ihren Grund darin gehabt, daß die Lehre sich fortbildete, neue Schriften und Lehren zur Geltung kamen, welche der priesterlichen Sanction bedurften. Ueber das letzte Concil stimmen die Buddhisten des Südens nicht mit denen des Nordens überein, und wahrscheinlich liegen uns die nepalesischen Schriften nach der Redaction des letzten Concils vor. Zu bemerken ist auch noch, daß nach der Tradition der Singhalesen ihre heiligen Schriften noch lange mündlich auf Ceylon fortgelebt haben, ehe sie aufgeschrieben worden sind.

Bei einer so reichen, heiligen Literatur versteht es sich fast von selbst, daß dadurch eine Menge secundärer Schriften hervorgerufen wurde, wie dieß auch sowohl im Norden als im Süden der Fall gewesen ist. Ehe wir aber zu diesen Schriften übergehen, müssen wir noch einer ganzen Classe buddhistischer Schriften gedenken, welche den nördlichen Buddhisten eigen ist. Es ist die Classe der Tantras, welche eine Entwicklung des Buddhismus repräsentiren, aber eine sehr unerfreuliche. Während im reinen Buddhismus sehr achtungswerthe Principien vorwalten und besonders die Moral sehr ausgebildet ist, entsteht in den Tantras durch Vermischung mit dem Sivaismus ein neuer und sehr verderbter Buddhismus. Hier ist nicht mehr die Rede von Sittenreinheit, Reue über begangene Sünden u. dgl. Dieselben geben bloß Anleitung, wie man durch Anrufung fingirter, in den heiligen Schriften gar nicht vorkommender Götter Reichthum und Glück erlangen könne, wie man magische Kreise ziehen müsse u. dgl. mehr. Nur bisweilen wird man durch die hie und da vorkommenden Namen wirklich buddhistischer Gottheiten und Menschen noch daran erinnert, daß man wirklich ein buddhistisches Buch vor sich hat. Daß hie und da eine brauchbare Notiz vorkommt, kann nicht für den vielen Zeitverlust entschädigen, den man bei dem Durchlesen dieser sterilen und dabei sehr voluminösen Werke erleidet. Wenn man aber sagt, der Buddhismus sey in diesen Schriften untergegangen, so ist zwar richtig, daß diese bequeme Art des Buddhismus in der Praxis ziemlich um sich gegriffen hat, allein die eigentlich buddhistische Lehre ist davon ganz unberührt geblieben. Auch ist zu bemerken, daß die Gottheiten, welche in den Tantras vorkommen, bloß Reichthum und andere irdische Güter verleihen, nicht geistige. Uebrigens gewähren diese Bücher auch einen historischen Anhaltspunkt, da sich von ihnen bestimmt nachweisen läßt, daß sie nicht später als das 11te Jahrhundert unserer Zeitrechnung gesetzt werden dürfen.

Was nun die Schriften betrifft, die nicht für heilige gelten wollen, sondern ihre Verfasser nennen, so ist natürlich ihr Werth sehr verschieden. Für Europäer sind mehrere davon besonders wichtig, weil sie genaue Expositionen der Lehren enthalten, welche wir in den heiligen Schriften selbst vermissen. So ist vor allem der Commentar des Chandrakirti zu nennen über die Karikas (Aphorismen) des Nagarjuna, eines in der buddhistischen Welt sehr berühmten Denkers, der auch den südlichen Buddhisten unter dem Namen Nagasena bekannt geworden ist. Für uns können jedoch seine Lehren kein Gegenstand solcher Achtung werden, wie für den Buddhisten, wenn er gleich als eine consequente aber unsinnige Entwicklung des Buddhismus unser Interesse erregt. Die gewöhnliche und gewiß ursprünglichere Form der buddhistischen Metaphysik nimmt zwar an, daß die ganze sichtbare Welt bloß Schein sey, sie setzt aber doch wenigstens etwas Wirkliches, das menschliche Individuum selbst, welches zwar durch eine Reihe von Ursachen und deren Wirkungen mit dieser nicht wirklichen Welt verkettet worden ist, in dessen Macht es aber steht, sich von diesem Zustande zu befreien. Nagarjuna und seine Schule halten aber auch das Individuum nicht einmal für wirklich; sie nehmen also gar nichts wirkliches an und

verlieren dadurch allen festen Boden unter ihren Füßen. Wichtig für uns ist auch ein anderes dieser Bücher, Abhidharma-Koça genannt, nebst dem dazu gehörenden Commentar. Der Verfasser des Buches, Vasubandhu, ist sonst nicht bekannt, steht aber bei den Buddhisten des Nordens in so hohem Ansehen, daß sie behaupten, sein Wissen sey fast dem eines Buddha gleichgekommen. Der Commentator heißt Yaçomitra, und zeichnet sich durch eine gründliche indische Gelehrsamkeit aus; er ist bewandert in der Philosophie und Grammatik der Brahmanen, so wie in den Ansichten seiner Glaubensgenossen selbst in dem weit entfernten Ceylon; gegen die von seinen religiösen Ansichten abweichenden Buddhisten tritt er polemisch auf. Für uns vertritt das Buch, welches sich über die verschiedensten Fragen auf dem Gebiet des Buddhismus verbreitet, gewissermaßen die Stelle einer Encyklopädie.

Dieß ist der Inhalt dieser großen buddhistischen Büchersammlung, wenigstens in ihren Grundzügen. Lange wird es freilich noch dauern, ehe diese ungeheure Sammlung im Einzelnen erforscht ist, und der Gewinn, den man aus dieser großen Masse von Schriften schöpfen wird, dürfte keineswegs unermeßlich seyn. Am wünschenswerthesten ist es vor der Hand, daß die andere wohl ebenso große Sammlung der südlichen Buddhisten einer ähnlichen Prüfung unterworfen werden möchte, als wie die nepalesische, und es ist auch Hoffnung vorhanden, daß derselbe Pariser Gelehrte sich dieser Arbeit unterziehen werde. Im Ganzen wird sich ausweisen, daß die beiden großen buddhistischen Schulen in den Grundlagen wesentlich dieselben sind, und daß wenn einmal die Kritik in beiden Sammlungen die spätern Schriften ausgeschieden hat, der Hauptunterschied in der Anordnung besteht, nicht in der Lehre. Die alte Eintheilung in die drei Pitakas ist auch dort die gewöhnliche, selbst die Unterabtheilungen haben sich wieder vorgefunden. Ebenso ist auch die Literatur, welche sich auf buddhistische Religionslehre bezieht, sehr zahlreich. Obenan zu setzen sind die Commentare über sämmtliche heilige Schriften von einem buddhistischen Mönche, Buddhaghosa, dessen Werk sich gegenwärtig in Ceylon und Hinterindien einer gleichen Verehrung erfreut, wie die heiligen Schriften selbst und diese auch verdient, indem es zum Verständniß derselben unentbehrlich ist. Ebenso sind dort Legendensammlungen, unter diesen ist eine große, Rasavahini genannt, besonders zu beachten, da ein Theil der in ihr enthaltenen Erzählungen noch in Indien selbst geschrieben worden ist, dann der Mahavanso, von welchem ein Theil gedruckt vorliegt, ein wichtiges, historisches Werk, das die Geschichte Ceylons bis zur Ankunft der Holländer herabführt und durch seine Aufschlüsse über die Geschichte Indiens auch für diese höchst wichtig geworden ist. Alle die genannten Werke sind in Pali geschrieben, einer alten, heiligen Sprache des Buddhismus, deren Kenntniß sich mit ihm auch nach Hinterindien verbreitet hat und die in den südlichen buddhistischen Ländern ebenso geschrieben wird, wie in Europa die lateinische Sprache. Es existirt aber außer diesen Werken in Pali noch eine beträchtliche Anzahl buddhistischer Schriften in singhalesischer, barmanischer und siamesischer Sprache, die bis jetzt aus Mangel an Sprachkenntniß noch von keinem Gelehrten untersucht worden sind, wiewohl sich zweifelsohne manches Schätzbare darunter befindet. Wir nennen hier nur ein Beispiel, den Stupa-vansa, der in singhalesischer Sprache geschrieben ist, und eine Beschreibung sämmtlicher Stupas in Indien und den angränzenden Ländern enthalten soll. Die Wichtigkeit dieses Werkes in unserer Zeit, wo die Stupas mehr als Ein historisches Interesse erwecken, bedarf wohl keiner weiteren Bemerkung. Spiegel.

Reisebriefe aus Spanien.

(Schluß.)

Nach mehrstündigem Steigen kamen wir auf den breiten, kahlen, nur von niedrigem Gebüsch bedeckten Sattel des Gebirgs und bei einer Wendung des Weges erblickte ich nach langer Zeit wieder den azurblauen Spiegel des mittelländischen Meeres, so wie den Felsen von Gibraltar und einen Theil des Golfs. Von neuem traten wir in den Wald ein und stiegen, an der Seite eines tiefen Grundes hingehend, allmählich am Gebirge hinab, bis wir auf einen felsigen Vorsprung gelangten, Plaza alta genannt, von wo der Saumpfad in unzähligen Schneckenwindungen nach dem Hügellande von Algeciras hinabsteigt, und wo man zugleich eine reizende Aussicht über den zu Füßen liegenden Golf von Gibraltar, dessen schroffer Felsen gerade gegenüber sich emporthürmt, genießt. Die Gluthstrahlen der untergehenden Sonne übergossen mit Purpur die zackigen Kalkfelsen Gibraltars und die schneebedeckten, in grandiosen Formen zur Linken emporsteigenden Berge der Serrania de Ronda. Eine feierliche Stille lagerte über dem freundlichen den Golf umgebenden Hügellande, aus welchem die Thürme und Häuser von Algeciras erglänzten, die nur durch den Kanonendonner eines die stolze Veste der Engländer salutirenden Kriegsschiffes unterbrochen wurde. Links sah man in die weiten grünen Flußthäler des Rio Palmones und Guadaranque, welche im Hintergrunde des Golfs ausmünden, zur Rechten entzog die Fortsetzung der Sierra uns den Anblick der Meerenge und des nahen Afrika.

Es war bereits tiefe Nacht, als wir in Algeciras ankamen, einer freundlichen, belebten, doch nicht sehr großen Stadt, wo ich eine gute Posada fand. Der Kanonendonner der Batterien von Gibraltar, welcher die Auferstehung des Heilandes verkündigte, erweckte mich am Ostermorgen, und ich hoffte bereits am folgenden Tage hinübergehen zu können, hätte dieß nicht das Ausbleiben meines Gepäckes, das ich dem Capitän eines Schooners übergeben hatte, verhindert. — Meinen sechstägigen Aufenthalt in Algeciras benutzte ich bei leidlichem Wetter zu täglichen Ausflügen in die Umgegend und die benachbarte Sierra de Palma, ein in allen ihren Theilen überaus wildes Gebirge. Unter andern bestieg ich einen ihrer höchsten Gipfel, den Cerro Comadre, südlich von der Stadt gelegen, der eine zauberhafte Aussicht darbietet. Außer dem Golf und den Gebirgen von Ronda überblickt man von ihm aus die ganze Meerenge nebst der gegenüberliegenden Küste von Afrika von der Bay von Tanger bis weit über den kühn ins Meer vorspringenden Felsen von Ceuta hinaus. Gerade gegenüber fällt der wenigstens 5000' hohe glockenförmig gestaltete Gibbil Musa steil ins Meer hinab, während über den Küstengebirgen die hohen tief mit Schnee bedeckten Kegelberge des Atlas in der sonnigsten Beleuchtung glänzten, und im

fernen Osten auf der andern Seite des Meeres die schneeigen Kuppen der Sierra Nevada schimmerten!

Sonnabend nach Ostern ging ich nach Gibraltar hinüber, wohin täglich eine Schaluppe absegelt. Um in Gibraltar aufgenommen zu werden, ist es nöthig, daß man sich einen Erlaubnißschein von der spanischen Militärbehörde löst, welcher 18 Realen (über einen Thaler Courant) kostet. Wegen widrigen Windes waren wir genöthigt zu laviren, und kamen so erst nach fünf Stunden in Gibraltar an, was unglaublich scheint, da die Breite des Golfs kaum mehr als zwei Stunden beträgt. Kein Fremder wird daselbst eingelassen, wenn nicht ein Bewohner der Stadt für ihn Bürgschaft leistet. Dieß ist jedoch eine reine Formalität, denn es hält gar nicht schwer einen Bürgen zu finden. Die Juden pflegen gewöhnlich die verlangte Bürgschaft gegen eine Entschädigung zu leisten. Ich wartete daher am Waterport eine Viertelstunde, bis ein Mann kam, der sich für 12 Realen erbot, Bürgschaft für mich auf einen Monat zu leisten, worauf ich von dem englischen Polizeiinspector am Thore den Erlaubnißschein erhielt, in die Stadt gehen zu dürfen und auf der Polizei die ganze Angelegenheit gleich selbst ins Reine brachte. Die englischen Behörden sind übrigens sehr höflich und expediren alles gratis. Nach dem Paß wird man gar nicht gefragt, ja sie nehmen ihn nicht einmal an, da derselbe bei der Abreise aus Gibraltar bloß vom Consul des Landes, dem man angehört, und außerdem noch vom spanischen Generalconsul, der für das Visa einen Speciesthaler nimmt, visirt wird.

Ich hielt mich sechs Tage in Gibraltar auf, da dieser anscheinend dürre Kalkfelsen eine ausgezeichnete Vegetation hat und dabei so weitläufig ist, daß man ihn nicht mit einmaligem Besuch abthun kann. Leider konnte ich gerade die interessantesten Pflanzen nur in geringer Menge sammeln, da sie an den furchtbar steilen, fast senkrechten Felswänden des Ostabhanges wachsen und hier nur mit größer Lebensgefahr Fuß zu fassen wäre, wenn man sich an Stricken hinabließe. An diesem Abhange führt ein einziger Weg abwärts, eine in den Felsen gesprengte Treppe, auf der man bis zu einer nahe am Meere befindlichen Batterie gehen kann. Nur diesen Weg konnte ich für meine Zwecke betreten. Von dieser Batterie geleitet ein Pfad bis zur Punta de Europa, welcher von zwei in die Felsen gebrochenen Galerien gebildet wird. Hier auf dem äußersten südlichsten Vorsprunge erhebt sich der Leuchtthurm, von furchtbaren Batterien umringt. Die berühmten Felsenbatterien befinden sich auf und in dem nördlichen Abhange des Felsens und sind weniger nützlich als merkwürdig. Auf dem höchsten Gipfel des Felsens hat man noch eine Batterie von 36Pfündern angelegt, der ein ungeheurer Mörser beigefügt ist. Von dem Signalhause, das auf der mittlern Kuppe des Felsens steht und dessen Wächter, ein englischer Sergeant, Porter und Chesterkäse an die Besuchenden verkauft und ein Fremdenbuch hält, hat man eine wundervolle Aussicht. Auch kann man von hier aus die Affen beobachten, welche am Ostabhange des Felsens leben, der einzige Punkt in Europa, wo sich Affen aufhalten. Ihrer habhaft zu werden ist aber unmöglich, da schwere Strafe darauf steht, einen zu entwenden oder zu schießen.

Gibraltar ist nicht viel größer als die innere Stadt Leipzig, aber außerordentlich belebt. Die Häuser sind durchgängig in nordischem Styl gebaut, mit hohen Dächern, hellen Fenstern und grünen Jalousien, ohne Balcons, die Zimmer sind gedielt, nach unserer Art meublirt und mit all den vielen kleinen Bequemlichkeiten versehen, die man bei uns zu heiterem Lebensgenuß für unentbehrlich hält. Außerdem herrscht in Gassen, Wegen und Häusern eine wohlthuende Reinlichkeit und Nettigkeit, von der man in Spanien nichts weiß. Kurz man fühlt sich ganz heimisch, ganz deutsch. — Ich wohne hier in einem spanischen Gasthause, da die englischen Hôtels gar zu theuer sind, doch macht dieß keinen Unterschied, weil alles auf englischen Fuß eingerichtet ist. Aus meinem nett meublirten Zimmer habe ich die Aussicht auf die am kolossalen Felsenberge steil emporsteigende Stadt und auf die über derselben emporragenden zackigen Felsen des Gipfels, welche von Bergschotten in ihrer brillanten und phantastischen Uniform bewacht werden.

Außer den Festungswerken sind in Gibraltar am sehenswerthesten die herrlichen Promenaden, die Engländer haben durch unsäglichen Fleiß und Kostenaufwand aus diesem dürren Kalkfelsen ein zauberisches Paradies zu machen gewußt. Bis zur halben Höhe des Berges sind die lieblichsten Gärten und Spaziergänge angelegt, indem man Erde dahin geschafft und ebene Plätze in den Felsen gesprengt hat. Bis auf den Gipfel kann man allenfalls fahren. Von der Stadt aus bis zur Punta de Europa hören Parkanlagen und elegante ländliche Villas, von kleinen geschmackvollen Gärtchen umringt, nicht auf, und bei jedem Schritt eröffnen sich die malerischsten Aussichten über den majestätischen Golf, die gegenüberliegenden hohen Gebirge von Algeciras und die nahe Küste von Afrika. Alles ist so nett gehalten, als sey es eben erst angelegt, und dabei sieht man keine Polizei, selbst keine Militärwachen. Ueberall kann man sich vollkommen frei bewegen, Festungswerke, Kanonen u. dgl. genau besichtigen, ohne daß man sich einer herben Zurückweisung auszusetzen befürchten dürfte. Und dabei dieses bunte Menschengewühl, aus allen Nationen der Welt zusammengewürfelt! Namentlich verleihen die vielen Juden und Mauren in ihrer alten orientalischen Nationaltracht dieser in ihrer Art einzigen Stadt einen ganz eigenthümlichen Charakter.

Wie weit Spanien in jeder Beziehung hinter andern Völkern Europa's zurückgeblieben ist, fühlt man erst dann recht lebhaft, wenn man einen Punkt betritt, der alle Segnungen der Civilisation in vollem Maaße genießt. So geht es mir, seit ich in Gibraltar bin. Die Spanier hätten hier ein Muster vor Augen, könnten an diesem dürren Kalkfelsen, den die Engländer in einen blühenden Garten umgestaltet haben, sehen, wenn sie überhaupt sehen wollten, was sich aus ihrem herrlichen Lande machen ließ. Allein das fällt ihnen nicht ein, und kaum eine halbe Stunde von Gibraltar befindet man sich schon wieder tief drin in der Uncultur. Ich achte und liebe die spanische Nation, aber ihre Indolenz ist empörend.

Lunds Ansicht über die Bevölkerung Amerika's. Dr. Lund, der in Brasilien mehrere hundert Kalkhöhlen mit Knochen untersuchte, fand in sechsen derselben Menschenknochen, die größtentheils sehr alt schienen, selten aber waren sie mit Thierknochen verbunden, so daß man eine Zeit auch nur annähernd nicht bestimmen kann, indeß schließt er aus seinen Beobachtungen im allgemeinen, 1) daß die Bevölkerung von Südamerika in sehr alte Zeit, wahrscheinlich selbst in die geologische Periode hinaufreicht, da mehrere Thierarten seit der Erscheinung der Menschen in dieser Hemisphäre verschwunden zu seyn scheinen. 2) Daß die Menschenrace dieses Welttheils in den ältesten Zeiten im allgemeinen Typus derjenigen glich, welche die Europäer daselbst fanden. (Verhandlungen der französischen Akademie vom 12 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 162.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Junius 1845.

Die Bäder der Pyrenäen.

(Branchu souvenirs d'un Touriste.)

Das Thal von Bagneres gehört mit zu dem Reizendsten, was die Natur hervorgebracht hat. Die herrlich bebauten, mit unzähligen kleinen freundlichen Häusern besäeten Hügel am Ufer des Adour erheben sich zu immer höhern Bergen, welchen der hohe Pic du Midi im Hintergrunde sich anschließt. Durch eine Allee, nach der berühmten Maintenon benannt, welche hier mehrere Jahre zubrachte, gelangt man in das Thal von Campan, in welchem das alte Kloster Medons den ersten interessanten Punkt bildet. Hinter dem Dorfe Esponne wird die Gegend wildromantisch und von den Felshöhen stürzen sich schäumende Bergwasser. In dem Dorfe selbst versammeln sich jedes Jahr am ersten Mai die Gemsjäger und halten mit ihren Mädchen einen fröhlichen Tanz. Vor fünfzig Jahren gab es auch noch Steinböcke im Departement der obern Pyrenäen, und die alten Waidmänner wissen mit Behagen davon zu erzählen.

Hohe Felsen und dichte Fichtenwälder umgeben die alte Priorei St. Paul, unter welcher der Adour in dunkler Tiefe rauscht; der hohe Mont Aigu schließt die Scene. Reich an überraschenden Naturschönheiten sind diese frischen Berggegenden, bewohnt von biedern, braven Landleuten, von friedlichen Hirten, von kühnen Jägern. Ich besuchte die Dörfer St. Marie und Grip, den Paß von Tourmalet und die durch die Poesie verewigte Grotte von Campan.

Unter den heilsamen warmen Quellen, an denen die Pyrenäen so reich sind, nehmen die von Bagneres de Bigorre einen vorzüglichen Rang ein; sie gehören zu den besuchtesten Frankreichs, denn nicht allein der Kranke sucht hier Linderung seiner Leiden, auch dem Gesunden winkt vielseitiger Lebensgenuß und eine erhabene, in den mannichfachsten Abwechslungen stets neue Reize darbietende Natur. Bagneres hat zweiunddreißig Mineralquellen und man badet vom Mai bis zum October; gewöhnlich wird des Morgens gebadet und getrunken, um den übrigen Theil des Tages frei zu seyn. Kränkliche Personen bedienen sich der Portechaisen, um sich vor Erkältungen zu bewahren, wenn sie nicht in Häusern wohnen, in denen selbst die Bäder genommen werden können. Da Bagneres hauptsächlich von den Badegästen lebt, so ist auch in Beziehung auf Wohnung, Tafel, Vergnügungen und Unterhaltung hier alle mögliche Auswahl zu treffen, so wie es dem Geschmack und der Börse jedes Einzelnen zusagt. Die größten, schönsten und theuersten Wohnungen finden sich auf der Promenade des Coustous und auf den Plätzen d'Uzer und aux Grains.

In einem öden, von hohen Bergen umschlossenen Thal, in welchem der reißende Bastan strömt, befinden sich bei dem kleinen, nur in den Sommermonaten bewohnten Dörfchen Barrèges, eine halbe Stunde von dem Städtchen Luz, die berühmten Heilquellen, an denen jährlich Tausende von Leidenden Linderung suchen, und die vornehmlich bei syphilitischen Uebeln, bei Wunden, Krankheiten der Leber, der Milz und Haut von heilsamer Wirkung sind.

Es gibt drei verschiedene Quellen in Barrèges, von denen die eine heiß, die zweite warm und die dritte lau ist; die Bestandtheile sind fast übereinstimmend, doch ordnet der Arzt an, welche Quelle der Kranke brauchen soll.

Barrèges besteht nur aus einer einzigen Straße, die lang und schmal an den Ufern des rauschenden Bastan hinführt.

Für zerstreuende Lustbarkeiten, für Vergnügungen ist fast gar nicht gesorgt, da nur wirklich Kranke hieher kommen, ja selbst Bequemlichkeiten fehlen; ein Speisewirth aus Luz hält Table d'Hote und ein Kaffeehaus, von Brettern zusammengeschlagen, ist fast der einzige Ort, wo man sich versammelt. Nur während der Badezeit, die vom Mai bis in den September währt, ist Barrèges bewohnt. Während des Winters zerstreuen sich die Einwohner in dem Thale von Barrèges, welches außer dem Städtchen Luz siebzehn Dörfer enthält, und alles mit sich nehmend lassen sie bloß die kahlen Wände zurück, über welche sich der Schnee, oft hoch über das Dach hinaus, emporwölbt.

Das öde Felsthal des Bastan führt an den Fuß des hohen Tourmalet. In den Thälern von Héas und Estaubé entfalten düstere Felspartien und tiefe Schluchten mit blu-

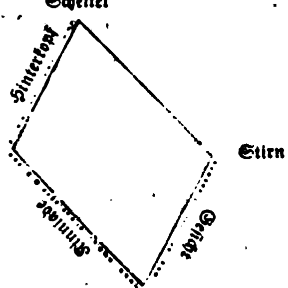
migen Wiesen und bewaldeten Höhen in romantischem Wechsel bei jedem Schritte neue überraschende Naturschönheiten.

Die Bäder von Cauterets liegen in einem einsamen romantischen Thale, zwölf Stunden von Tarbes, von wo aus man über Pierresitte auf einer prächtigen, mit bewundernswürdiger Kühnheit über Abgründe geführten Kunststraße zu diesen berühmten Heilquellen gelangt. Die enge Schlucht von Cauterets durchrauscht ein Bergstrom, welcher einige schöne Wasserfälle bildet. Von hohen Bergen eingeschlossen bietet dieses Thal keine so schauerliche Wildniß, keine so chaotische Zerstörung, wie das von Barreges; es ist durchschnitten von grünen Waldstreifen und Wiesen, auf denen zahlreiche Heerden Nahrung finden, und wo hie und da eine trauliche Hirtenwohnung zwischen Fichten und Tannen hervorragt. Das Dorf Cauterets selbst ist ein recht freundlicher Ort, woselbst während der Saison reges Leben herrscht. Die Heilquellen befinden sich in einiger Entfernung von dem Dorfe, wo man links nach der Vignemale steigt, rechts nach dem Lac de Gaube; auf kleinen, geschmeidigen navarresischen Pferden, die offenbar aus der maurischen Zeit stammen, reitet man nach der spanischen Gränze. Der Weg zum See von Gaube führt oben im Gebirge am Pont d'Espagne vorüber — eine berühmte oder berüchtigte Schmugglerpassage, so daß die Hütte am See auch als Cigarrenladen aufgesucht ist. Der so hochliegende See, von starren Felsen eingeschlossen, ist lichtgrün, tief und von heftigen Windstößen bewegt. Ein Stein am Ufer erzählt den Untergang eines englischen Liebespaares in diesen einsamen Wassern. Wollgräser suchende Kühe hängen an den steilen Bergwänden. Man reitet an schwindelnden Abhängen bis Gavarny und ist dann am Ende von Frankreich.

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

(Fortsetzung.)

Wir zogen uns nach der Wohnung eines farbigen Kaufmanns, der einen deutschen Associé hat, zurück, und erlangten in der Weise des Landes bei ihm eine gastfreie Aufnahme. Unser Wunsch wäre nun gewesen, uns in der Hitze des Tages auszuruhen und zu Hause bleiben zu können; schon war aber ein neuer Quälgeist erschienen, der uns arme, wilde, fremde Thiere dem Platzcommandanten und dem commandirenden General vorzeigen sollte und uns hiezu mit vielen Bücklingen einlud. Der General Geffrad, ein junger Mann, von heller Farbe, ist wirklich ein ganz leidlicher Mensch. Er hat sich in einer der letzten Revolutionen stark ausgezeichnet, und besitzt wie man sagt, großen Einfluß und Anhang. Er sprach nicht wie die meisten Eingebornen ein unverständliches kreolisches Kauderwelsch, sondern ein reines Französisch, welche Sprache ihm dann sehr zu Hülfe kam, um ihn wirklich sehr artig und höflich erscheinen zu lassen. Er beeilte sich in einigen rosenfarb gehaltenen Bemerkungen uns von dem glücklichen Zustande des Landes zu unterrichten und die täglichen Revolutionen, welche in einem jungen Staat etwas natürliches seyen, zu entschuldigen, und darauf sagte man sich gegenseitig viel Verbindliches und wir empfahlen uns. Es amusirte mich sehr, wie dieser hochstehende und von seiner Umgebung mit großer Ehrfurcht behandelte Mann sich vor uns Weißen verlegen fühlte, was trotz seiner wirklich vielen Tournure nicht zu verkennen war. Gerade er, als halbweißer und verhältnißmäßig sehr Gebildeter, fühlte sich mehr genirt als der alte, brutale Oberst, zu dem wir nun hinaufzogen, und der ein kohlschwarzer Neger war. Sein Kopf, dessen „Outlines" ich mir durch die beigefügte Zeichnung deutlicher Euch zu vergegenwärtigen erlaube, erregte wieder einen kleinen Lachkrampf, den ich möglichst bekämpfte. Man hat uns um unsere Pässe, welche ein Subalterner dem alten Commandanten, der sehr behaglich und wie es schien mit seiner Persönlichkeit vollkommen zufrieden dasaß, überreichte, bis eine Handbewegung des Alten ihn belehrte, daß er mit solchen Dingen, wie Lesen, nicht behelligt zu seyn wünschte. Diese Bewegung des Abscheues galt zunächst A.....s deutschem Paß, denn als man ausfand, daß der meinige französisch ausgestellt war, konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, sich denselben von seinem Schreiber zu zweienmalen laut und vernehmlich vorlesen zu lassen. Wir waren von halbverbissenem Lachen zu sehr angegriffen, als daß wir nicht die Audienz möglichst abgekürzt hätten und ins Freie eilten, wo der erste beste lächerliche oder nicht lächerliche Gegenstand zum Object unsrer bösen Lachlust wurde. Was für baucherschütternde Scenen haben wir erleben müssen!



Jacmel, ein elender Hafenort von kaum 4000 Einwohnern, liegt äußerst hübsch am Abhang hoher Berge, welche sich zu beiden Seiten des Orts weit ins Meer erstrecken, und so eine lange, verhältnißmäßig schmale Bay bilden. Die ganze Umgebung ist fruchtbar und reich bewachsen; in französischen Zeiten soll sie schön angebaut gewesen seyn, die jetzige Bevölkerung ist aber zu träge für Arbeit, die weiter geht als das Bedürfniß von der Hand zum Munde. — Der Hafen ist durch einige Castelle beschützt, die seit der Revolution zerfallen, dennoch von den Behörden mit eifersüchtiger Angst bewacht werden. Die Place d'armes, ein elender Schutthaufen, ist durch eine herrliche Aussicht auf die tiefer liegende Stadt und die Umgebung bemerkenswerth; auf ihr sahen und hörten wir Abends den Zapfenstreich, abermals eine grelle, militärische Carrikatur.

Als wir am nächsten Morgen gegen halb 4 Uhr aufstanden, um alsbald die Reise nach Port au Prince anzutreten,

hörten wir in einem Nachbarhause Musik, Gesang und mißtönende Stimmen extravaganter Fröhlichkeit, die uns schon den Abend und die Nacht hindurch gestört hatten. Wir denken es ist eine Hochzeit und ergeben uns darein: als wir aber an dem Hause vorbeikommen, sahen wir durch die offene Hausthür eine geschmückte Leiche stehen und die tiefbetrübten Verwandten unter der Veranda zechen und jubiliren. Diese würdige Weise der Trauer hatten sie die ganze Nacht hindurch getrieben.

Unsere Karawane bestand aus A.... zu Maulthier, sage ein $3\frac{1}{2}$ Fuß hohes Maulthier, mir zu Pferd, einem Maulthier und Eselchen als Träger der Bagage und einem haitischen Soldaten in seltsamem Aufzug. Hin und wieder wurde ein Vagabund aufgegriffen, der das Eselchen treiben mußte, und diese ganze Reise von $1\frac{1}{2}$ Tagen wurde mit einem Aufwand von etwa 50 Gulden gemacht, so wohlfeil ist das Leben hier. Als die Sonne allmählich die Spitzen, dann die niedern Theile der Berge und endlich auch die Thäler, die wir durchwanderten, erhellte, fanden wir uns zu unserer großen Freude in der üppigsten tropischen Gegend, die wir je gesehen. Unser Weg ging theils den Gebirgsbächen entlang, theils kreuzte er dieselben, blieb aber den größten Theil dieses Tages in der tiefen und zugleich üppigsten Region. Die schönsten Bäume mit reichen Schlingpflanzen geziert, die jetzt schon anfangen die schönsten und seltensten Blüthen zu entwickeln, ein Heer von Kolibris, kleinen Papagayen, Schmetterlingen, waren die Zierde dieser Tour, die wir in der Morgenfrische genugsam genießen konnten. Einzelne Hütten und daneben ihre mit Bananen bepflanzten Felder erhöhten den Reiz und die Mannichfaltigkeit; wir selbst kehrten in einem Häuschen ein, das von Kienspänen oder wenigstens ähnlichem Holz förmlich geflochten war, und einen gewaltig luftigen Aufenthalt bot. Wir erquickten uns an einigem mitgenommenen Speisevorrath und an dem, was unsere freundlichen Wirthe, eine Negerfamilie, beischleppten. Diese Leute leben auf der unendlich fruchtbaren Insel ein so bequemes Leben, daß diese Leichtigkeit des Unterhalts allein das Bestehen dieser Negerrepublik erklärlich macht. Haus und Hausgeräthe ist aus den unmittelbaren Erzeugnissen des Waldes alsbald hergerichtet, Kleidung kommt fast nicht in Betracht, und wer könnte endlich in einer solchen Gegend verhungern? Der Boden ist so fett, daß er alles willig trägt, was auf ihn gesäet wird; ist er erschöpft, so wird ein anderes Stück Land gerodet und wieder so verfahren. Wer daneben noch ein Stück Kaffeeland hat, für welches nichts gethan wird, als daß man die Schoten zu gehöriger Zeit sammelt, ist ein reicher Mann; das Zuckerrohr wird 12 bis 15 Fuß hoch, während die Felder auf den wohlbearbeiteten Cuba-Pflanzungen vielleicht 4 bis 5′ (ohne die Blätter) stehen.

Bis zum späten Nachmittag durchzogen wir diese Schluchten, denn zum Thal sind sie oft zu enge; dann endlich fängt man an zu steigen, sehr allmählich bis an den Fuß des Hauptberges, an welchem sich der Weg sehr steil hinauf windet. Ein europäisches Pferd, selbst kaum ein Schweizer Bergpferd, würde schwerlich das leisten, was unsere elend aussehenden Thiere, die obendrein auf ebener Erde fortwährend stolperten. Bald hatten wir die reiche Gegend tief unter uns; neben der Königspalme, welche überhaupt sehr zäh zu seyn scheint, steht eine Kieferart, kümmerlich genug, und man ist in eine ganz andere Region versetzt; die fast empfindliche Kühle, welche hinzu kommt, läßt es sehr wahrscheinlich finden, daß dieser Paß (der wohl nie genau gemessen worden) 4000 bis 5000 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Tief unten erblickt man die See in einer entzückenden Fernsicht; die Hütten in den Schluchten erinnern an Schweizer Landschaften.

(Fortsetzung folgt.)

Singhapura.

Dritter Artikel: Stadt und Hafen; die Indobritten; die einheimischen Christen; ein Hadschi; der Portugis-Padri; die Armenier; der Thermometerstand; die persischen Juden; die Kuli; die englischen Krämer; „Tschao"; die Gasthäuser; die Engländer in Asien; die Wettspiele und Zeitungen; die Zukunft Singhapura's.

Es gibt in Singhapura außer dem Gefängnisse und der Wohnung des Residenten keine bemerkungswerthen Gebäude. Das letztere Gebäude ward, gleich nach der Ankunft der Engländer, nordöstlich der Stadt auf einem Hügel errichtet, von wo aus man eine herrliche Aussicht genießt auf die Stadt und die Rhede. Hier befindet sich an einer hohen Stange emporflatternd die Flagge Großbritanniens, von einem Piquet indischer Soldaten bewacht, deren zweihundert in Singhapura liegen, welche wie gewöhnlich von englischen Officieren befehligt werden. Es waren dieß die ersten Sipahis, die ich sah; ihre Haltung war vortrefflich und sie sahen sämmtlich sehr gut aus. Ein Corporal ging mit dem Stock in der Hand gravitätisch vor mir vorüber und grüßte mich auf militärische Weise, indem er mit der linken Hand die Kappe berührte. Ich war erstaunt über diese Artigkeit, erkundigte mich deßhalb bei einigen Kaufleuten und erfuhr, daß die Sipahi — das Wort Sipahi ist persisch und heißt Krieger — angewiesen sind, jeden gut gekleideten Europäer mit dem militärischen Gruße zu empfangen. Von diesem Hügel herab nimmt sich die längs der weit ins Land eindringenden Bucht erbaute, einem großen italienischen Dorfe gleichende Stadt vortrefflich aus. Aus der Masse der Häuser reichen einige Privatwohnungen hervor, welche mit ihrer grünen Umzäunung den italienischen Villen gleichen auf dem Wege von Treviso nach Venedig. Im Vordergrunde der Stadt erstreckt sich die majestätisch ruhige große Bucht, wo zur Zeit meines Aufenthalts mehr denn vierzig große und kleinere Schiffe der verschiedenen Nationen Asiens und Europa's vor Anker lagen. Die Nordamerikaner waren damals noch von dem Besuche Singhapura's ausgeschlossen; man wußte einen Artikel des Handelstractates zwischen England und den Vereinigten Staaten so zu deuten, daß man hiezu die volle Befugniß hatte. Ein Jahr später ward auch diese letzte Beschränkung aufgehoben und die Amerikaner haben nun in Singhapura, so wie alle andern Nationen der Erde, freien Zutritt. Es besuchten in den letzten Jahren so viele nordamerikanische Schiffe den Hafen, daß die Regierung von Washington es vonnöthen erachtete, hier ein Consulat zu errichten.

Sehr niedlich fand ich das zur Capelle eingerichtete Haus, worin alle Sonn- und Feiertage von eigens dazu bestellten Geistlichen in englischer Sprache Gottesdienst gehalten wird. Ich sah hier während eines sonntäglichen Gottesdienstes ungefähr achtzig Personen männlichen und weiblichen Geschlechts versammelt — Engländer und Indobritten. Die gebornen Engländer nennen diese an Anzahl, Macht und Reichthum täglich wachsende Volksclasse Hindustans Leute der Halbkaste — eine Benennung, welche ihre mit Furcht vermischte Geringschätzung dieses Theils der Bevölkerung hinlänglich beurkundet. Dessen ungeachtet wird diese Halbkaste, so wie vor kurzem die Creolen und Mischlinge des spanischen Amerika's in Zukunft sich höchst wahrscheinlich zu Herren Indiens emporschwingen. Der Engländer mißhandelt die Indobritten, wie der stolze Bramane die die Ordnung des Manustaates umstoßenden Mischlingskasten der Hindu, und mehr wie diese blickt der Indobritte von Haß und Eifersucht bewegt zu seinen selbstsüchtigen Gebietern empor. Die Mischlings- und unterdrückten Kasten Indiens sind durch religiöse Scheu und althergebrachte Gewohnheit niedergehalten. Keines von beiden findet aber bei den Indobritten statt; es rollt in ihnen freies englisches Blut und die Zeit wird diese gefährliche Saat von Drachenzähnen zur Reife bringen. Es kam mir sonderbar vor, sowohl hier in der englischen Kirche als in der katholischen Capelle, die ich ebenfalls besuchte, keine einheimischen indischen Christen zu finden, deren doch, wie ich wußte, sich hier mehrere aufhalten. Mein Cicerone von Madras, der mich mehrere Tage auf meinen Wanderungen in Singhapura begleitete, gab mir hierüber einen unerwarteten Aufschluß. Nach einer Angabe des französischen Missionärs Dubois sollen sich jetzt in ganz Indien nicht mehr als 600,000 Christen befinden — wovon nur 40,000 den verschiedenen protestantischen Missionen angehören. Alle übrigen bekennen sich zur katholischen Kirche und sind großentheils die Nachkommen der zur Zeit der portugiesischen oder französischen Herrschaft in Malabar und der Coromandelküste bekehrten Hindu, welche jetzt von Italien und Portugal, von Frankreich und Irland ihre geistlichen Oberhirten erhalten. Mein Cicerone stammte von solchen einheimischen Christen aus Madras. Ach, sagte dieser arme Mann im Laufe des Gespräches seufzend, hier in Singhapura ist es erschrecklich theuer; ich brauche für mich allein wöchentlich 4 Rupien, ungefähr 5 fl. 24 kr., während ich in Madras mit einem Phanam, oder eigentlich Panam, wovon nach der Rechnung der Compagnie zwölf auf die Arcot Rupie gehen, also ungefähr sieben Kreuzer unseres Geldes auf den Tag, recht gut auskomme. Freilich, fügte er gemüthlich berichtigend hinzu, verdiene ich hier auch viel mehr — man erhält gewöhnlich eine und eine halbe Rupie, etwas über zwei Gulden, Taglohn. Es bleibt mir also immer noch etwas übrig — ich könnte aber viel mehr ersparen, wenn es hier so wohlfeil wäre wie in Madras. Des Sonntags fragte ich den Mann, ob er nicht in die Kirche gehe? Ach, gab er mir zur Antwort, was soll ein armer Mann in der Kirche machen? Das Kirchengehen ist nur für reiche Leute, die sonst weiter nichts zu thun haben. Ein armer Mann muß suchen, etwas zu verdienen. Wenn ich so unglücklich bin, einen Tag keine Arbeit zu bekommen, so gehe ich auf und ab, und sehe mich um, ob ich nicht irgend einen Fremden zum Herumführen bekomme; ich kenne alle Plätze und habe schon viele Fremde herumgeführt. Und dann merken sie, ich gehöre nicht zum englischen Christenthum, sondern zu dem schwarzen Portugis-Padri. Auf dem Wege zu dem Padri stießen wir auf einen blinden Araber, der auf die Weise, wie gewöhnlich Buddha abgebildet wird, dasaß und zwei dicke große Rosenkränze in den Händen hielt. Mein vielkundiger Begleiter konnte mir über diesen Mann kein Wörtlein sagen — er hatte ihn, wie er behauptete, noch niemals gesehen. Ich durchbrach die Reihen, den das andächtige oder neugierige Volk um den alten, ehrwürdigen Greis bildete, und fand einen freundlich und vergnügt aussehenden Bettler, der vortreffliche Geschäfte zu machen schien. Auch ich zollte ihm meinen Tribut in einer Handvoll kleiner Kupfermünzen, wovon vierundsechzig auf eine Rupie gehen. Ich blieb einige Zeit bei diesem interessanten Mann stehen, mit dem ich leider aus Mangel an Sprachkenntniß keine Unterhaltung anknüpfen konnte, und bemerkte alsbald, daß er der Liebling der ganzen mohammedanischen Bevölkerung Singhapura's ist. Es ging niemand vorüber, der nicht einige Worte mit ihm wechselte, und bevor er weiter ging nicht ein kleines Geschenk zurückgelassen hätte, worauf der Hadschi, ein solcher war er höchst wahrscheinlich, alsbald in einer Art Recitativ das Lob Allahs, Allah Allahu u. s. w. anstimmte. Solche arabische Landläufer findet man, seitdem die Malayen zur Lehre des Korans bekehrt wurden, mehrere unter diesem Volke. Sie leben von der Frömmigkeit der Gläubigen und werden in allen malayischen Landen hochgeachtet. So ist es ja aus den malayischen Geschichten hinlänglich bekannt, daß diese Fremdlinge sich manchmal sogar zu den ersten Stellen im Staate emporgeschwungen haben, und daß sie die Gebieter wurden über Land und Leute. Die malayischen Mullahs selbst sind gewöhnlich sehr unwissend, und verstehen weder den Koran noch die täglichen, in arabischer Sprache abgefaßten Gebete.

Der Padri war auffallend klein und schwarz, so daß ich ihn anfänglich für einen Mulatten hielt; dabei hatte er aber ein sehr kluges Gesicht, das zwei schlau und forschend umherblickende Augen belebten. Ich machte mich diesem katholischen Geistlichen, so gut es eben gehen mochte, vermittelst des Lateinischen verständlich; er sagte mir unter anderm, er sey erst vor fünf Jahren von Manilla hieher gesandt worden, um die pfarramtlichen Geschäfte bei der katholischen Bevölkerung zu besorgen. Alle Tage früh Morgens um acht Uhr lese er Messe, wozu auch ich höflichst eingeladen wurde; höchst wahrscheinlich glaubte der gute Mann, weil ich ihn und die katholische Kirche besuchte, müßte ich auch katholisch seyn. Mein Begleiter, der weder lesen noch schreiben konnte, blickte mit gränzenloser Ehrfurcht zu seinem Padri empor und er wußte mir auf dem Rückwege Wunderdinge von der Macht seines Geistlichen zu erzählen. Mit diesem Geistlichen traf ich am folgenden Tage bei dem Armenier Zacharias — Zacharias und der Portugiese Almeida sind wohl die reichsten Kaufleute des Orts — zusammen und fand ihn in seinem Betragen gegen mich ganz verändert. Er beantwortete kaum die Fragen, die ich an ihn richtete. Vielleicht hatte er unterdessen erfahren, zu welcher Confession ich gehöre, und hielt mich wohl gar für einen protestantischen Missionär, der ihn bloß ausspioniren wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Ertrag der Silberminen in Spanien. Nach einem officiellen Bericht der Generaldirection der Minen in Spanien ergab das in dem Monat April dieses Jahres aus den verschiedenen jetzt bearbeiteten Minen herausgeschaffte Silbererz 17,493 Mark. (Moniteur industriel vom 1 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 163.



Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Junius 1845.

Apure und Barinas. *)

Die ebenste, niedrigste und am wenigsten bewaldete Provinz des Freistaates Venezuela, die eigentliche Region der Heerden, welche dort fast ganz ohne Aufsicht des Menschen leben, ist Apure. Die Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Einwohner, und Ausfuhrartikel sind nur die Producte derselben, und namentlich Maulthiere. Im allgemeinen ist das Klima dieser Provinz gesund, nur der den Ueberschwemmungen des Orinoko ausgesetzte Theil derselben ist Wechselfiebern unterworfen. Die sehr dünn bevölkerte Provinz zerfällt in vier nach ihren Hauptorten benannte Kantone. San Fernando de Apure, eine Mission der südspanischen Capuciner, wurde erst vor etwa 50 Jahren zum Rang einer Stadt erhoben; früher bestand sie aus wenigen Rohrhütten, welche ein großes in der Mitte des Fleckens aufgerichtetes Kreuz umgaben. Ihrer für den Handel ausnehmend günstigen Lage an einem schiffbaren Flusse, nahe an der Mündung der Portuguesa, eines der wichtigsten Flüsse der Provinz Barinas, hatte sie es zu verdanken, daß sie sich bald beträchtlich erweiterte und zu einer wohlgebauten Stadt mit einer Bevölkerung von beinahe 6000 Seelen heranwuchs. San Fernando ist in neuerer Zeit zweimal abgebrannt, einmal im Unabhängigkeitskriege, angezündet von den Patrioten, und wiederum im Jahre 1836 durch eine räuberische Faction. Beidemale ist sie ihrer sehr vortheilhaften Lage wegen schnell wieder aufgebaut worden; gegenwärtig enthält sie jedoch wahrscheinlich nicht über 3000 Einwohner. In der Umgegend trifft man Ansiedlungen unabhängiger Indier, die sich mit Gartencultur und Viehzucht beschäftigen.

Südlich von Apure liegt die Provinz Barinas mit ihren großen, fruchtbaren Ebenen, die von zahlreichen Flüssen durchströmt sind, deren Ufer entlang sich zum Ackerbau trefflich geeignete Vegas ausbreiten. Auf den duftenden Hügeln und in den Ebenen erheben sich majestätische Palmen, und baumartige Farrenkräuter erregen die Bewunderung des europäischen Reisenden. Auch eine Menge von Cactusgattungen gewahrt man, deren Stiele großen Candelabern gleichen. In den dichten Hainen, welche bis an die Ufer der Flüsse reichen, hausen Affen und Papageyen, deren Racen kaum zu übersehen sind; Pisangvögel, Wandertauben, azurblaue Quitquits, Agamis und andere eigenthümliche Vögel beleben die Landschaft.

Auch zum Verkehr liegt die Provinz Barinas vortheilhaft, da sie im Süden von dem Rio Apure begränzt wird und eine bedeutende Anzahl der Flüsse ihres Territoriums, wie die Portuguesa, der Bocono, der Guanare, der Suripa, der Santo Domingo schiffbar ist. Die Einwohner beschäftigen sich mit Ackerbau und Viehzucht. Der Hauptverkehr der Provinz ist der mit Angostura vermittelst des Apure und des Orinoko. Hauptausfuhrartikel bilden Cacao, Kaffee, Zucker und Tabak. Die Provinz zerfällt in acht Kantone. Die Hauptstadt Barinas oder Varinas, wie man sonst gewöhnlich schrieb, liegt in einer Ebene in der Nähe des Santo Domingoflusses; sie hob sich schnell zu einer Bevölkerung von etwa 12,000 Seelen, allein während des Unabhängigkeitskrieges litt sie außerordentlich, wurde von spanischen Truppen geplündert und in Brand gesteckt, und erst gegenwärtig hat sie sich wieder aus ihren Ruinen erhoben. Sie vergrößert sich rasch und wird in ihrer für den Handelsverkehr so vortheilhaften Lage und als Hauptstadt einer durch die Natur so begünstigten Provinz, wie die von Barinas, immer mehr an Bedeutung zunehmen. Barinas ist auf den europäischen Märkten durch seinen schönen Tabak berühmt, obgleich der von Cumanacoa ihn noch übertrifft.

Der Tabaksbau in Venezuela ist, obwohl er gegenwärtig schon große Bedeutung erlangt hat, doch noch großer Ausdehnung und Verbesserung fähig, denn die Republik, deren Tabak ungleich besser als der beste virginische ist, und nur dem von Cuba und vom Rio Negro an Güte nachsteht, könnte den ganzen Tabaksbedarf Europa's befriedigen. Gegenwärtig finden sich die besten Tabakspflanzungen des Landes bei Cumanacoa, Tibura, Guanape, Orituco, Tapatapa, Guaruto, Upata, La Grita, Bailadores und in Barinas, und obgleich der von

*) Codazzi Geografia de Venezuela. Paris 1842.

Cumanacoa der vorzüglichste ist, so wird doch bis jetzt fast nur der von Varinas ausgeführt. Erst seit dem Jahre 1832 ist in Venezuela durch Aufhebung der von der spanischen Regierung eingeführten Tabakspacht (Estanco) von Seiten des Congresses der Tabaksbau freigegeben. Die jährliche Tabaksernte von Venezuela kann man zu vier Millionen Pfund annehmen, und die Production wird noch bedeutender werden, wenn erst die feinern Sorten des venezuelischen Tabaks in Europa mehr bekannt seyn werden.

Mit der Provinzialhauptstadt Varinas wetteifert die Stadt Guanare an Bedeutung durch ihre günstige Lage und in der Wohlhabenheit ihrer Bewohner, deren Hauptbeschäftigung Viehzucht ist; über Coro und Puerto Cabello führen sie viele Ochsen und Maulthiere aus. Eine der bedeutendsten Handelsstädte am Apure ist Nutrias, gleichfalls zur Provinz Varinas gehörig, als deren Haupthafen es angesehen werden kann.

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

(Fortsetzung.)

Mit sinkender Sonne näherten wir uns unserm Nachtquartier am andern Abhang des Berges; vor uns lag nun die berühmte Bai von Port au Prince, von der wir indeß nur die äußere Hälfte übersahen; die Stadt selbst sollten wir erst am nächsten Tage erblicken. Nach einer starken Tour, während der wir über zwölf Stunden zu Pferde zugebracht hatten, langten wir — doch etwas ermüdet — in einer Negerhütte an, die den Namen „La belle Fortune" führt, und von einem jungen, sehr rohen, aber gutmüthigen Paar Schwarzer bewohnt wurde. Ein Abendessen aus den einfachsten Elementen bestehend, Eier, Bananen und Yamswurzel, ohne Brod, aber reinlich bereitet und aufgetragen, war unseren Ansprüchen reichlich genug, wir gedachten des Schmutzes auf Cuba und stellten Vergleichungen an, die den Spaniern eben nicht zur Ehre gereichten.

Wir haben später erfahren, daß der Reisende in einer solchen Lage vollkommen sicher ist, daß das Negervolk von Kleinigkeiten zwar stiehlt, was es haben kann, aber einen bedeutenden Diebstahl oder gar Raub nie unternimmt. Jedenfalls hatten wir unsere Gewehre in Stand gesetzt, und diese nebst unsern vortrefflichen sechsläufigen Pistolen gaben uns genügende Sicherheit gegen viermal so viel Schwarze. Bei alledem stand uns die kindische Neugier gar nicht an, mit der sie unsere Waffen, unsere Koffer, Messer, Ringe betrachteten. Es ist zudem anerkannt, daß sie eine unwiderstehliche Sucht nach glänzenden Dingen haben und sie stehlen wo sie können. Wir waren indeß zu gut bewaffnet, um die geringste Sorge für unsere Selbsterhaltung fühlen zu müssen, und hatten so unsern Spaß an unserer abenteuerlichen Lage. Recht lachen mußten wir, als sie anfingen A.....s Ring zu bewundern, und dieser ihnen mit sehr glücklicher Geistesgegenwart erwiederte, er sey so fest an seinem Finger, daß er ihn nicht heruntermachen könne. — Die Leute räumten uns ihr Schlafgemach ein, wo wir, unsere Mordwaffen zur Hand, eine sehr ruhige und erquickende Nacht genossen, um am nächsten Morgen um fünf Uhr wieder zur Reise bereit zu seyn.

Unsere weitere Tour ging in der Ebene auf ein Dörfchen, Graitier, zu, wo wir zu frühstücken beabsichtigten. Ehe wir aber dieses Ziel erreichten, schallte uns plötzlich aus einem Bauwerk, welches etwas geringer als eine Hundehütte aussah, ein militärischer Zuruf entgegen; da war ein Feldposten, durch einige zusammengestellte Flinten angedeutet, sichtbar, zunächst aber ein Soldat, der auf dem Bauch ausgestreckt, aber das Gewehr zur Hand, Schildwache lag, und daneben sitzend der Officier in sehr tiefem Negligée, nur durch seinen Dreimaster erkennbar. Da gab es einige Paßumständlichkeiten, welche sich bei einem der nächsten Wachtposten mit Variationen wiederholten. Dießmal war es ein größerer Trupp und der Officier saß auf einer Hangematte, seine Beine in der Luft hin und her wiegend, wie ich glaube um uns zu zeigen, daß er Stiefeln anhatte, und er besaß zu unserem Erstaunen wirklich welche. Da ergab sich nun eine große Schwierigkeit; ich muß vorausschicken, daß die haitische Polizei, an Weisheit unsern deutschen Spürhünden der Volkswohlfahrt vergleichbar, eingesehen hat, wie schwer es sey von einem Menschen ein Signalement zu geben, und deßhalb ihre descriptive Thätigkeit den Thieren zugewandt hat, da denn die Reisepferde an Farbe, Brand und Abzeichen genau beschrieben und im Paß angemerkt werden. Wir Unglücklichen aber hatten unterwegs ein armes kleines Eselein gemiethet, um das Gepäck besser zu vertheilen; dieser arme Dulder lag halbtodt auf der Erde an unserem Haltpunkt, gewiß ein Indicium, daß er nichts gegen die Wohlfahrt der Republik Haiti beabsichtigte; es gab aber dennoch einen wüthenden Zank zwischen unserm Soldaten und dem Officier, welcher ohne sonderlichen Respect zwischen Vorgesetzten und Untergebenen geführt wurde; der Officier wandte sich von Zeit zu Zeit an seine Soldaten, welche den Chor machten und sein Verfahren billigten. So ging es hin und her, einmal mit lautem Gelächter, dann mit heftigem Zorn, bis endlich der Bann gelöst und wir entlassen wurden.

Graitier, abermals ein Garnisonplatz, ist an der Abdachung der Berge zur Bai gelegen. Sehr romantisch nahm sich ein riesenhafter, weithin schattender Feigenbaum (?) aus, der den Soldaten statt eines großen Zeltes diente. Neue Verhöre, Umständlichkeiten und Complimente mit den schwarzen Officieren; neuer Verdacht, daß wir haitische Exkaiser oder deren Emissäre wären. — Von da an geht es immer am Seeufer weiter, trotz des erfrischenden Windes eine heiße Tour; Nachmittags drei Uhr erblickten wir endlich aus dem Gebüsch heraustretend die Stadt Port au Prince in ihrer ganzen Pracht. Wir sahen sie mit einem hübschen Dörfchen und einigen Mangobäumen und ihrem dichten Laub im Vordergrund, gerade in ihrer glücklichsten Beleuchtung; hinten die majestätische Bergreihe, dazwischen ein ebeneres Terrain, und auf dem Vordergrund desselben, ganz von der See umgeben, die Stadt, deren weißliche Gebäude sich in dem blauen Wasser,

das sie einfaßte, gar schön ausnahmen. Sie scheint von dieser Seite auf einer Landzunge zu liegen, und wir mußten zu Pferd einen Umweg um die Bucht machen, ein reichlich belohnender Aufenthalt, denn wir kamen nun durch die allerüppigste, mit Landhäusern und Gärten gezierte Partie der Gegend. Dieser Reichthum der Natur war uns neu und nie gesehen; schöne Berggegenden haben wir in allerletzter Zeit so viele gesehen, daß ich kein recht unparteiisches Urtheil darüber habe; bei alledem ist es ein wirklich grandioser Anblick, der mir das vergegenwärtigte, was ich über Neapel gehört und gelesen habe. Unser Einzug in die Stadt nahm leider ein bißchen von dieser Illusion weg; es ist ein ganz vernachlässigter, wenn auch gut angelegter Platz, welcher unter den Händen der Weißen ein Paradies gewesen seyn muß.

1 April 1845, Hitze sehr constant um Mittag + 26° R., Mitternacht 21 — 22° R.

Port au Prince, oder wie es seit einer der letzten Revolutionen heißt, Port Republicain, ist im Innern ein elender Ort. Trotz seiner geraden Straßen und der äußerst romantischen Lage, entbehrt es jedes Anstrichs von Wohnlichkeit und Ordnung. Die Stadt war zu den französischen Zeiten wohl gepflastert, die Häuser aus der alten Zeit die stehen geblieben sind, meist steinerne mit Bogengängen, sind stattlich genug, besonders schön aber sollte das Gouvernementsgebäude werden, welches im höchsten Theil der Stadt gelegen, den ganzen Platz und den Hafen beherrschen würde; ein großer, terrassenartiger Platz mit Springbrunnen ꝛc. geziert, liegt davor, aber alles vollkommen verwildert, das noch unvollendete Gebäude wurde bei der Revolution dem Boden gleichgemacht; das Pflaster wurde mit der Zeit aufgerissen oder so vernachlässigt, daß es wahrhaft halsbrechend ist, des Abends in den Straßen zu gehen. Die jetzigen Häuser sind von Holz oder Backsteinen, die Mehrzahl einstöckig und selbst die bessern mit Schindeln gedeckt. Die Stadt ist von einem Kranze von Forts umgeben, welche sämmtlich aus der französischen Zeit und gräulich vernachläßigt sind. Der Hafen ist ohne irgend einen Damm, Quai oder etwas der Art; das Ganze trägt überhaupt den Charakter, daß alle Cultur, wo sie etwa vorhanden ist, von den ehemaligen Besitzern übernommen, und so lange von den jetzigen Herren geduldet wird, als sie nicht von selbst über den Haufen fällt.

In die Geschichte Hayti's habe ich mich mit Eifer vertieft, sie ist ein Gewirre von Despotie, Anarchie, Pöbelherrschaft, Soldatenwillkür, aus dem man kaum klug wird. Nach König Christophs Tode, der den Norden der Insel beherrschte, vereinigte Boyer die ganze Insel unter seiner Präsidentur, die er 25 Jahre hindurch mit Glück und Erfolg führte. Daß er so lange die Ruhe erhalten, ist gewiß viel für dieses Land. Ein verfassungswidriger Schritt, den er 1843 wagte, rief die Revolution von Herard, dit Riviere, hervor, eine militärische aber unblutige Umwälzung, in deren Folge Boyer abdankte und sich freiwillig nach Jamaica zurückzog, wo er noch lebt. Noch im Weggehen prophezeite er seinen undankbaren Mitbürgern eine neue Revolution in Jahresfrist, welche auch wirklich eintraf. Riviere, welcher seine sehr liberale Verfassung beschworen hatte, ließ dieselbe alsbald durch das Heer für ungültig erklären und herrschte unumschränkt, bis im vorigen Jahre die Revolution Guerriers, des jetzigen Präsidenten, auch ihn verjagte. Gegenwärtig ist die Regierungsform Dictatur, ohne Kammern, bloß mit den Ministern und einem Conseil d'état, den der Präsident wählt; die Regierung (aus Boyer-Männern zusammengesetzt) besitzt aber das Vertrauen des Volks; Guerrier selbst, ein schon hochbetagter Mann, war der tüchtigste und charaktervollste General im Heere Christophs, dessen Despotie er allein sich entgegen zu stellen wagte. Wie lange die Herrlichkeit dauern wird, weiß man nicht; im Augenblick ist man in gewaltiger Angst vor den Rivieristen, täglich werden Proclamationen verlesen, erst gestern hörten wir, wie an allen Straßenecken neun junge Leute aus den soi-disant höchsten Familien für vogelfrei erklärt wurden.

Eine zweite Verwicklung ist noch die Unabhängigkeitserklärung der östlichen, sonst spanischen Hälfte der Insel als Republique Dominicaine, mit der Hauptstadt Santo Domingo; sie riß sich unter Riviere los und hat sich als ganz unabhängig hingestellt, Angriffe von hier aus wurden kräftig zurückgeschlagen. Ein Besucher dieser Republik sagte mir, daß dieselbe den Weißen weniger abgeneigt ist als die hiesige, so wie daß sie — wenn auch vergebens — sich unter das Protectorat einer fremden Macht zu stellen wünscht.

(Schluß folgt.)

Singhapura.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Zu den angenehmsten Erinnerungen aus den Tagen meines Aufenthalts in Singhapura gehört der Umgang, den ich hier mit den armenischen Handelsleuten gepflogen habe. Meine Kenntniß der armenischen Sprache war mir bei dieser Gelegenheit von großem Nutzen. Anfangs glaubte man mir nicht, daß ich armenisch verstände. Ich mußte mich einer Prüfung unterwerfen, in der ich, wie es schien, so ziemlich bestanden bin, denn von nun an waren alle Armenier Singhapura's meine besten Freunde. Die Häresien, welche sich im 5ten und 6ten Jahrhundert im Lande der Söhne Haiks erhoben, die Bedrückungen der Sassaniden von Osten und der Griechen von Westen her mögen zuerst die Auswanderung aus dem Vaterlande Großarmenien veranlaßt haben. Die Armenier finden sich schon sehr früh in Indien. Diejenigen Familien des Volks, welche heutigen Tags in den östlich vom Indus gelegenen Reichen leben, stammen aus Dschulfa, Schiras und andern Städten des seit Jahrhunderten zerrütteten persischen Reichs. Der betriebsame armenische Kaufmann war in diesem unglücklichen Lande weder seines Erwerbs noch seines Lebens sicher, und wanderte in diejenigen Staaten des Ostens, wo anstatt der Willkür der Großen Gesetze herrschen. Die Vorstadt Ispahans; Dschulfa, welche zu den Zeiten des Nadir Schah mehr denn zwölftausend armenische Familien zählte, enthält jetzt kaum einige hundert Seelen dieses Volks. Ueber die Anzahl der Armenier in Indien und in den Ländern jenseits des Ganges lauten die Nachrichten natürlicherweise sehr verschieden; denn da sich die Armenier bloß mit dem Handel beschäftigen und des Erwerbs wegen hin

und her ziehen in allen Ländern Asiens, so wechselt die Bevölkerung beständig. Es befanden sich in Singhapura zur Zeit meines Aufenthalts bloß sechsundzwanzig Individuen dieses Volks männlichen und weiblichen Geschlechts. Dieser geringen Anzahl ungeachtet hatten sie doch eine Capelle, wo der Gottesdienst von einem haikanischen Geistlichen aus Calcutta besorgt wurde. Ich wollte diesen Geistlichen besuchen, man sagte mir aber, er sey krank und könne niemand sehen. Der Mann kann, wie mir gesagt wurde, das Klima nicht vertragen; denn obgleich der Thermometer auch in den heißesten Tagen zwischen 80 und 88 Graden sich hält und selten auf 92 sich erhebt, so hat die Luft doch etwas äußerst Ermattendes und Aussaugendes. Die Nächte gleichen beinahe den Tagen, kaum daß der Thermometer einen Unterschied von 8 bis 10 Graden Fahrenheit anzeigt, und diese Jahr aus Jahr ein anhaltende Hitze ertödtet bei dem an einen solchen hohen Temperaturstand nicht Gewöhnten alle Lebens- und Geisteskraft. Ein junger armenischer Kaufmann aus Madras von ungewöhnlicher Einsicht und großem Wissensdrang begleitete mich einen ganzen Tag lang auf meinen Spaziergängen in und um Singhapura. Er erzählte mir, was er von seinen Landsleuten in Asien wußte, und ich war zu meiner und seiner Freude im Stande, ihm über die Mechitaristen in Venedig, wo ich mich der armenischen Sprache und Literatur wegen früher einige Zeit aufgehalten hatte, genügende Auskunft zu ertheilen. Er sprach mir viel von den armenischen Erziehungsanstalten zu Calcutta, an deren Spitze Avdall steht, dem auch die armenische Literatur manches verdankt, und von den Druckereien, welche dieses betrieb- und bildsame Volk in den verschiedenen Städten Asiens errichtet hat. Ich habe alle haikanischen Bücher, die ich auftreiben konnte, sagte der liebenswürdige junge Mann, angekauft, und besitze auch die Drucke der Mechitaristen von Venedig, die in Indien sehr theuer sind. Aber dieß alles hilft mir wenig. Ich verstehe unsere alte Schriftsprache nicht genug, um sie mit Geläufigkeit lesen zu können. Wissen Sie was, kommen Sie mit mir, nehmen Sie sie mit, nehmen Sie meine ganze armenische Bibliothek, Ihnen kann sie von Nutzen seyn, ich will sie einpacken lassen und sämmtliche Bücher für Sie auf den Sir David Scott senden. Ich wollte und konnte von diesem großmüthigen Anerbieten in seinem ganzen Umfange keinen Gebrauch machen. Ich will Ihre Bibliothek, antwortete ich, durchsehen, sollte ich einige in Indien gedruckte, für Geschichte und Geographie wichtige Werke darunter finden, so werde ich sie mir von Ihnen ausbitten, oder besser, Ihnen dafür europäische Bücher, deren ich eine schöne Anzahl bei mir habe, überlassen. Und so geschah es auch. Leider fand ich für meine Zwecke wenig Brauchbares unter dem asiatisch-theologischen Wust. Das Wichtigste war eine kurze Chronik der armenischen Könige in Kilikien während der Zeiten der Kreuzzüge, von Wahram, dem Secretär König Leo's III (1269 bis 1289), die ich auch auf meiner Heimfahrt ins Englische übersetzt und alsbald nach meiner Ankunft in London unter der Aegide des orientalischen Uebersetzungsfond herausgegeben habe. Mit gerührtem Herzen nahm ich am letzten Tage meines Aufenthalts Abschied von diesem edeln Mann — und siehe einige Stunden vor der Abfahrt kam ein Boot an das Schiff, und brachte einen Gruß von meinem armenischen Freunde nebst einem Kistchen, dessen Inhalt er mir zum Andenken übersende. Ich öffnete es und fand darin zwanzig verschiedene in Indien gedruckte Werke, worunter einige von großer Seltenheit. Die jüngern Armenier kleiden sich wie die Europäer; unter den ältern männlichen Personen — von den Frauen habe ich keine gesehen — bemerkte ich aber die Art Nationaltracht, welche die Armenier in Rußland und Persien tragen. Das Haupt bedeckte eine hohe Sammetkappe; die schneeweiße baumwollene Jacke reicht kaum bis zu den Lenden, wo sie mit einem ledernen Gürtel zusammengehalten wird. Es waren durchaus heitere, schlau und pfiffig umherblickende Gesichter. Auch einige persische Juden fand ich in diesem Weltemporium des Ostens und betrachtete sie, wie man sich leicht denken kann, mit großem Interesse. Es waren schöne Leute mit den ausgeprägtesten orientalischen Physiognomien und blendend weiß. Ihre Kleidung ist die persische. In ihren Manieren gleichen sie vollkommen den abendländischen Juden; dieselbe Beweglichkeit des Körpers und Gesichts, dasselbe lärmende, unstäte Wesen. Mit angespannter Aufmerksamkeit beobachtete ich unter anderm einen Juden, der auf offener Straße mit einigen Hindu von der Coromandelküste Wechselgeschäfte machte. Da war ein Treiben und Wackeln, ein Händeschütteln und Kopfwerfen, ein Hin- und Herlaufen, wie man dieß an den jüdischen Viehhändlern in Deutschland und namentlich in Franken an jedem Markttage sehen kann. Die ruhigen Hindu lachten häufig laut auf über die wunderliche Beweglichkeit des Mannes. Am Ende wurden die Parteien doch, wie ich bemerkte, des Handels einig, worauf der jüdische Wechsler eine vergnügliche heitere Miene machte und den Hindu ihr Geld ruhig und aufmerksam vorzählte.

Die Fährleute, Bedienten, Ausläufer und ein großer Theil der im Taglohn arbeitenden Bevölkerung Singhapura's, so wie der andern Länder und Inseln Asiens kommen von Coromandel oder besser Cholomandala, d. h. aus dem Lande der Cholodynastie und werden deßhalb gemeinhin Chuli oder Kuli genannt — ein Wort, welches im östlichen Asien in der Bedeutung eines Lohnbedienten oder Ausläufers genommen wird, gleich wie der Name Schweizer in Europa einen Lohnsoldaten oder Thürsteher bedeutet. Auch die Einwohner des Landes Kaling oder Kalinga, heutigen Tags die nördlichen Circars geheißen, werden im weitern Sinn des Worts Chuli genannt; doch unterscheiden die Malayen die Einwohner der einen Landstrecke genau von der andern; die der erstern heißen sie Chuli, die der andern Orang Kling oder Kalingleute. Die Bewohner dieser südöstlichen Küstenlande Indiens unterhielten sicherlich seit dem Beginn unserer Zeitrechnung, vielleicht auch schon viel früher, einen regelmäßigen Verkehr mit allen Ländern jenseits des Ganges, so wie mit vielen Inseln des östlichen Archipelagus. Sie verbreiteten indische Sprache, Religion und Cultur nach Java, Bali, Sumatra, so wie in den andern Ländern des malayischen und Bugis-Volks, und betrieben zu gleicher Zeit, wie die Lombarden im mittelalterlichen Europa, allenthalben Handels- und Wechselgeschäfte. Sie haben an mehrern Straßenecken Singhapura's ihre Wechselbänke aufgeschlagen und eine Straße des Orts heißt nach ihnen die Klingstraße. Ich bemerkte, daß einer dieser Wechsler mit großer Emsigkeit schreibe, näherte mich ihm und sah tamulische Charaktere. Auf meine Frage, in welcher Sprache er schreibe, antwortete er, in der Klingsprache.

(Fortsetzung folgt.)

Bevölkerung von Untercanada. Die neuesten canadischen Blätter geben die Bevölkerung dieser Provinz auf 693,649 Seelen an, darunter 518,565 französischen, 85,075 brittischen Ursprungs, der Rest Eingewanderte, darunter 44,000 Irländer, und 12,000 aus den Vereinigten Staaten. Die katholische Religion zählt 571,714 Anhänger, die englische Kirche nur 43,674, die schottische 26,725, der Rest gehört den einzelnen Secten an. (Shipping Gazette vom 30 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 164.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Junius 1845.

Die vierfüßigen Thiere in Siam.

Die Revue de l'Orient vom 1 Mai d. J. enthält eine Mittheilung von einem kurz nach seiner Ernennung zum Bischof von Corea verstorbenen Missionär, Namens Bruguière. Daß derselbe keine wissentliche Unwahrheit schrieb, ist gewiß, wie es aber mit seinen naturhistorischen Kenntnissen bestellt gewesen, ist eine andere Frage. Indeß ist es immerhin interessant, die Nachrichten eines solchen Mannes, die nicht ganz aus der Luft gegriffen seyn können, einem größern Kreise mitzutheilen, und wir machen hier gleich zum voraus darauf aufmerksam, daß die Beschreibung, welche er von dem in den Wäldern von Siam angeblich vorhandenen Einhorn gibt, sehr genau mit der Schilderung zusammentrifft, welche Fresnel in Folge seiner Forschungen über das afrikanische Einhorn mittheilt (s. Nr. 137 vom vorigen Jahr). Anderes was Hr. Bruguiere mittheilt, klingt noch fabelhafter, man wird sich aber wohl hüten dürfen, es geradezu ohne Prüfung zu verwerfen.

„Merkwürdige Vierfüßler bevölkern die Wälder von Siam. Unter den Affen jeder Form und Größe ist einer, der sich auf den Hinterpfoten aufrichtet und fast wie ein Mensch geht, aber die Kniekehlen sind ihm wie gelähmt, so daß er seine Beine schleppt und sich nur schwer wieder aufrichtet, wenn er gefallen ist. Es ist wahrscheinlich der Orang-Utang. Auf der Seite nach Tonkin hin findet man einen sehr gefährlichen Affen: wenn er einen Menschen in den Wäldern trifft, so faßt er ihn an den Armen, lacht ziemlich lang aus Leibeskräften und erwürgt dann den unglücklichen Wanderer. Wenn man die Wälder durchwandern muß, so nimmt man zwei Bambusstöcke mit sich und sobald der Affe erscheint, steckt man die Arme hinein. Der Affe faßt wie gewöhnlich die Arme des Wanderers oder vielmehr den Bambus, der sie deckt; letzterer zieht aber sachte die Arme heraus ohne daß der Affe es bemerkt, und stößt ihn mit dem Dolche nieder. Dieß ist nicht schwer, weil das Thier die Augen schließt, wenn es lacht. Eine andere Art Affen kann beinahe nicht gehen, weil ihre Beine zu schwach sind, dagegen springt er von einem Baum zum andern mit wunderbarer Gelenkigkeit, und hält sich dabei mit den Vorderfüßen. Ich habe einen solchen auch auf Java gesehen.

Seit einigen Jahren ist in Siam ein sonst ganz unbekanntes Thier erschienen von der Größe eines Stiers, aber mit einem Affenkopf und einem großen, langen Schweif; Hals und Obertheil der Schultern sind roth, der übrige Körper schwarz. Einer unserer Christen tödtete eines dieser Thiere vor etlichen Jahren. Wo es erscheint, verlassen alle andern Thiere die Gegend, so lang es in der Nähe ist. Sein Geschrei, das dem Brüllen eines Löwen gleicht, macht den Tiger erzittern. In der Nähe von Tschantibon soll kürzlich eines erschienen seyn; man glaubt, das Thier stamme aus China. — Außerdem findet man noch in den Wäldern die Gazelle, die wilde Ziege, den wilden Stier, den Büffel und zwei Arten Bären, einen schwarzen der ziemlich feige ist und vor dem Menschen flieht, und einen röthlichen von der Größe eines Kalbes, der sehr gefährlich seyn soll. Zu diesen Thieren kommen noch Wildschweine, Rhinocerosse und Einhörner. Nach dem Kopf eines dieser letztern Thiere zu schließen, das von Jägern nach Pinang gebracht wurde, ist es weit dicker als ein Ochs, das Horn sitzt auf der Stirn und ist nach aufwärts gerichtet. Dieß Thier läuft immer in gerader Linie, indem die Steifheit des Halses und des ganzen Körpers ihm nicht gestattet sich seitwärts zu wenden; es kann sogar, wenn es im Laufe ist, nur schwer anhalten, mit seinem Horn stößt es Bäume von mittlerer Größe um, die es im Laufe hemmen. Hörner, Zähne, Blut und Herz gelten für heilkräftig und werden sehr theuer bezahlt.

Siam ist dasjenige Land, wo sich die Elephanten in der größten Anzahl finden, und zwar von der größten Art, von 9 bis 13 Fuß Höhe. Eben so findet sich des Elephanten größter Feind, der Tiger, von denen der Verfasser dreierlei Arten unterscheidet, unter welchen aber zwei wahrscheinlich zu andern Thieren des Katzengeschlechts gehören; nur die größte Art, Sua-crong genannt, welche roth, weiß, gelb und schwarz gestreift ist, scheint ein eigentlicher Tiger zu seyn.

Außer dem spricht der Verfasser noch von einer Rattenart, welche so groß als eine Katze seyn soll, die sich aber zähmen und zum Fangen der Hausratten abrichten lassen.

Briefe aus Westindien von C. Gr. G.

(Schluß.)

Die Weißen sind hier nur geduldet, stehen aber im allgemeinen in großem Ansehen; politische Furchtsamkeit scheint überhaupt ein Nationalzug zu seyn, und so haben sie gewaltige Angst vor dem Unwillen fremder Mächte; die Franzosen sind gehaßt und gefürchtet, die Spanier kommen gar nicht herüber, so wie denn alle Verbindung zwischen Cuba und Hayti aufgehoben und die Schifffahrt von beiden Regierungen völlig untersagt ist. Engländer und Deutsche stehen dagegen in gutem Ansehen. Kein Weißer kann Bürger seyn oder ein Amt bekleiden; für den Aufenthalt hier bezahlen sie eine Kopfsteuer von 100 hiesigen Thalern (etwa 100 fl.) jährlich. Die ganze weiße Bevölkerung Hayti's beträgt vielleicht nicht 100 Köpfe, von denen 40 bis 80 in Port au Prince leben, unter diesen wohl zwei Drittel und mehr Deutsche. Man hat wohl gethan bei den fortwährenden Unruhen die Sicherheit der Weißen durch ostentiöses Auftreten der Consuln zu befestigen; die europäischen Consulatflaggen wehen ihnen gewaltig nah vor der Nase, und das Häuschen Ausländer findet in Fällen der Noth einen sichern Zufluchtsort in ihren Häusern.

Ihr müßt nicht erschrecken, wenn ich Euch sage, daß wir hier im Augenblick voll Aufruhr, Bürgerkrieg und Revolution sind. Der Kluge hört's nicht gern, allein es hat hier für den Fremden nicht die geringste Noth. Ich schreibe es nur, damit die Nachrichten von der bevorstehenden Invasion Riviere's, welche wahrscheinlich mit demselben Steamer bei Euch ankommen werden, Euch nicht beunruhigen. Zudem wird dieser Brief, wenn er auch hier oder in Jacmel zur Post gegeben wird, Euch stillschweigend unsere Ankunft in St. Thomas melden, wohin wir mit demselben gehen werden.

Die Sache ist folgende: vor wenig Tagen schickte die Regierung von Jamaica ein kleines Kriegsschiff hieher, um die Regierung von einem Plane Riviere's, hier zu landen, zu benachrichtigen, da die Gesetze ihnen keine directe Einschreitung gestatten. Nach diesem Berichte war Riviere im Begriff sich in Kingston einzuschiffen, und (wahrscheinlich nach einem verabredeten Plan) an einem der südwestlichen Hafenplätze seine Getreuen zu versammeln, und Guerrier über den Haufen zu werfen. Obgleich letzterer auf Riviere's Kopf einen Preis gesetzt, denselben für vogelfrei erklärt und zahlreiche Verhaftungen vorgenommen hat, so wie auch starke Truppenmassen hier concentrirt und Boote zur Küstenbewachung ausgesandt sind, läßt sich doch kein sicherer Ausgang prophezeien. Nach dem was man hier redet und schwatzt, scheint alles davon abzuhängen, wie Riviere's Sympathien hier sind. Natürlich kann er sich auf die mitgebrachten Leute allein nicht verlassen, hat er aber das Volk für sich, so steht seine Sache gut; das Militär soll hier so wankelmüthig seyn, daß es eben so gut gleich überlaufen als Guerrier treu bleiben mag; Riviere hat aber, wie man sagt, eine große Partei unter dem niedern Volk, bei dem er wegen seiner Leutseligkeit — sit venia verbo — beliebt ist, ferner unter den Weibern, die bei seiner Vertreibung geheult und gewehklagt haben sollen. Dagegen hat sich jetzt die Regierung der Häupter seiner Partei bemächtigt, und es scheint, daß niemand seine Haut zu Markt tragen will.

Ich schließe meinen Brief mit einigen noch ungeordneten und aphoristischen Bemerkungen über das Land. — Die Regierung ist in einer ganz unbegreiflichen Unordnung und Zerrüttung: man hat seit der letzten Revolution vergessen eine Constitution zu machen, und so beschränkt sich alles organische Wirken der Staatsgewalt auf die Soldatenposten, welche ziemlich dicht gesäet sind, und Polizei (das nothdürftigste Erforderniß); Verwaltungsbeamte gibt es seit Riviere's Umsturz der Constitution von 1843 gar nicht, höchstens nominell auf den obersten Posten. Das Monströseste von allem ist aber die totale Abwesenheit directer Steuern, ein Ding, welches man gar nicht aufs Tapet bringen dürfte, wenn man nicht eine augenblickliche Revolution erzeugen wollte; denn der gemeine Mann auf dem Lande lebt, wie oben bemerkt, von der Hand in den Mund, und kann keine Abgaben ersparen, so wenig als er Pacht bezahlt, wenn er ein Grundstück u. s. w. unter letzterem Rechtstitel besitzt. Ich verdanke einem jungen (fast weißen) Eingebornen wirklich ergötzliche Beispiele von dieser komischen Insolvenz; wer nicht bezahlen *will*, bezahlt nicht, weil es keine Execution zu geben scheint, und der Private den Weg der Gerichte scheut, bei dem nichts herauskommt als Kosten. Die ganze Einnahme ruht somit auf den Zöllen für Ein- und Ausfuhr und den Lasten, welche auf die Weißen gelegt sind; der Staatsschatz ist dabei kläglich beschaffen, und die jährlichen Entschädigungszahlungen an Frankreich nehmen ihn doppelt hart mit. Ungeheure Summen sind von vielen der früheren Gewalthaber zusammengescharrt und theils von ihren Nachfolgern gestohlen, theils — wie es mit Toussaint Louverture, des Romanhelden, Schatz von 10 Millionen geschehen — so wohl vergraben, daß sie niemand wiederfinden kann. — Nebenbei ist das Land und die Einzelnen steinarm, Industrie und Handel (was wir Handel nennen) existiren kaum, die Häuser zerfallen und häufige Erdbeben und Feuersbrünste, Plünderungen und Revolutionen tragen auch das Ihrige bei.

Die Moralität dieses von den philanthropischen Engländern so hoch gepriesenen blühenden Freistaats ist so tief gesunken, als man nur erwarten kann. — Bei einem so rohen Volke erwartete ich wenigstens eine, wenn auch sehr sinnliche, im schlechten Sinn katholische Religiosität, und verglich es mir im Stillen etwa mit Neapel — aber — die Stadt enthält für ihre 22,000 Einwohner nur Eine kleine Kirche (eine oder zwei Capellen von Secten oder Missionen abgerechnet), in welchen man höchstens eine Anzahl Weiber findet. Die Männer, zumal die jungen, stehen draußen unter der breiten Veranda und gucken zum Fenster hinein, nicht aus Andacht,

sondern um die Gesichter der Schönen zu bewundern, kaum daß sie den Hut abnehmen, sie schwatzen, lachen, ignoriren den Gottesdienst, und daß die andern von innen herausgucken, ist der Welt Lauf. Ich selbst habe den fashionablen Sonntagmorgen-Spaziergang, welcher ein nicht eben lobenswürdiger Gebrauch auch der jungen Deutschen ist, mitgemacht, und kann als Augenzeuge reden. Vor der offenen Kirche ist der große Markt für tägliche Lebensbedürfnisse, welcher nie mehr besucht ist als am Sonntag, und am Sonntag während der Kirche habe ich erlebt, daß ein Regiment mit klingendem Spiel vorbei über den genannten Platz zog, um wo möglich etwas zu der allgemeinen Entwürdigung beizutragen. Ein Bekannter von uns hat am letzten Charfreitag mit angehört, wie in der Kirche das Stabat mater aufgeführt wurde, und das Volk in der Veranda es nachsang, nicht aus Andacht, sondern zum Spaß oder Spott, wie man will.

Es ist factisch, daß der Haytier die Kosten der Taufe und Copulation erspart, wenn es irgend angeht, nur fürs Begräbniß muß er ohne Gnade bezahlen; die Copulation steht ohnehin mit dem Volksgeist in Widerspruch: ein junger Mann, der Vermögen genug besitzt eine Frau zu ernähren, placirt (das ist der technische Ausdruck) ein Mädchen, und lebt mit demselben so lange es ihm beliebt; das ist ein durchaus respectirtes Verhältniß. Ein Deutscher n Jacmel sagte mir in Beziehung auf diesen Ort, daß jede Mutter ihr Kind zu einem solchen Verhältnisse hergeben würde. Ehe ist selten, vielleicht verschaffe ich mir noch eine positive statistische Notiz darüber, da man mir vor unsrer Abreise noch mehrere Bücher versprochen hat — es mag immerhin farbige Familien geben, die darin anders denken, sie sind aber Ausnahmen. Die allgemeine ungescheute Sprache, die täglich vor Augen stehenden Facta, die ganze Lebensweise, ihre Tänze 2c., alles das zeigt, daß die Unsittlichkeit ungeheuer ist.

Man sagt ferner vom Haytier, daß er empfangenes Gute und erlittenes Böse nie vergißt; ersteres ist der einzige positiv gute Zug, den ich von ihnen kenne, ihre Geschichte zeigt Niederträchtigkeit, Treulosigkeit, Grausamkeit und wenige oder keine edlen Züge, selbst die rohe Tugend der Tapferkeit scheint ihnen abzugehen; im Kriege ist kein Verlaß auf sie in irgend einer Hinsicht.

Der Export der Insel, welcher zu französischen Zeiten 180 Mill. Pf. Zucker und 80 Mill. Pf. Kaffee so wie Indigo und Cochenille betrug, ist jetzt auf 40 Mill. Pf. Kaffe „und etwas Tabak und Baumwolle gesunken, während Zucker sogar noch importirt wird. Und doch wächst das Zuckerrohr nirgends reicher als hier.

Ich erwähne noch eines komischen, abergläubischen Gebrauchs, welcher am Charfreitag stattfindet. So wie nämlich beim Abendgottesdienst der Pfarrer sein Buch zuklappt, erhebt die ganze Gemeinde ein wüthendes Gepolter mit Stöcken, Stühlen und Bänken, um den Teufel zum Tempel hinauszujagen, welcher Skandal sofort in allen Häusern wiederholt wird. Eben so hört man in diesen Tagen ein unaufhörliches Schießen, womit die Juden todtgeschossen werden sollen. Andere stopfen Wonsen aus, welche dann als Juden angesehen und gepeitscht werden.

Wir haben hier gute Gesellschaft gefunden, wohl zwölf artige, junge Deutsche (die Menge Lumpen, mit welchen wir keinen Umgang pflegen, nicht gerechnet), die sich uns sehr gastfrei erweisen. Da der Fremde sich hier sogar seine Provisionen auf dem Markt selbst kaufen muß, so ist es sehr erwünscht, in so einer Familie unterzukommen.

Zu meinen größten Schwelgereien gehört jetzt das Schaukeln in einer Hängematte, welches ich zwischen zwei Kokospalmen in unserm Garten mit großem Eifer ausübe. Von St. Thomas in unserm nächsten Briefe noch einige Nachträge über dieses Land, die ich erst ordnen muß.

Singhapura.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung.)

Diese Chuli und Kling sind die verachtetste Classe der Bevölkerung Singhapura's; sie sind zänkisch, faul, heimtückisch und lügenhaft — so wurden sie mir wenigstens von Kundigen geschildert. Ich für meine Person hatte übrigens an diesen indischen Fährleuten häufig meine Freude. Sie rudern nach einem gewissen Tact und singen dazu ein Fischerlied, wovon ich mich vergebens bemühte eine Uebersetzung zu erhalten. Der Refrain dieses Gesanges hieß immer Wa lien na, Wa lien na — Laute, die in scharfen Nasentönen mehr heraus gegrunzt als gesungen wurden. Während die Hindu mit einem Ernst und einem Eifer, als wenn dieß das wichtigste Geschäft ihres Lebens wäre, ihr Wa lien na hinsumsten, preßten die Matrosen eines mohammedanischen Schiffes von Maskat, das zufällig auf der Rhede lag, bei dem Aufziehen der Segel ihr Allah, Allahu, Allahu heraus und Jack krächzte bei dem Lichten des Ankers eines englischen Schiffes die Worte: Ro Ro Ro ast beaf.

Es ist unsäglich, mit welcher Verachtung die hochmüthigen Krämer Großbritanniens diese gutmüthigen, fleißigen, industriösen Geschöpfe Hindustans behandeln — ich war Augenzeuge von Scenen, die mich wahrhaft empörten. Ein Hindu-Fährmann stand vor der Thüre unserer großen Cajüte und wartete auf die Bescheinigung des Gutes, das er gebracht hatte. Ein junger Laffe von Midshipman kam aus der Cajüte fuhr den Mann barsch an und sagte: Nun du schwarzer Kerl, was stehst denn du immer da? Zugleich schlug er den armen Mann in den nackten Rücken und schleuderte ihn mitten auf das Verdeck hin, daß ich fürchtete, der Hindu möchte Hals und Beine brechen. Der wachhabende Officier bedeutete dem Jungen, daß der Mann auf die Bescheinigung der Rattan, die er so eben gebracht habe, warte; man möge ihn deßhalb in Ruhe lassen. Der Hindu erhob sich ruhig von seinem Sturze, stellte sich wieder auf seinen vorigen Platz, ohne auch nur eine Miene zu verändern, und das rohe Matrosenvolk lachte gewaltig über diesen absonderlichen Spaß. Um ihn für diese und andere ähnliche Mißhandlungen einigermaßen zu entschädigen, gab ich dem bis auf die Lenden nackten Fährmann ein Stück Zwieback und bedeutete ihm, daß es mir sehr leid thäte, ein Augenzeuge solches rohen unwürdigen Betragens seyn zu müssen. Der arme Chuli war erstaunt und überrascht über meine Güte, und niemals werde ich den Blick

vergessen, mit dem er mir dankte. Das unwissende Matrosen- und Krämervolk nennt alles, was nicht europäisch weiß ist, „schwarzer Kerl," und behandelt oder besser mißhandelt, wo es immer die Macht dazu hat, den Malayen, den Hindu und Neger auf eine und dieselbe ungebührliche Weise. Tschao soll im Bengali oder Hindustani „gehe fort" bedeuten. Nun ruft das Schiffsvolk allen Bewohnern des östlichen Asiens ohne Unterschied Tschao Tschao zu, und wenn die armen Leute dieses höchst wahrscheinlich corrumpirte Wort nicht verstehen und noch einige Minuten verweilen, so regnet es Stöße und Püffe auf ihre nackten Rücken. Mit einem gewissen wohlthuenden Gefühl der Rache sah ich später in China, daß hiesigen Landes den Engländern Gleiches mit Gleichem vergolten wird, und dieß im reichlichen Maaße. Wie aber der Malaye, der Bugis und andere weniger civilisirte Völker des östlichen Asiens und Oceaniens sich rächen, lehren die furchtbaren Grausamkeiten, welche Seeräuber verüben, sobald sie eines europäischen Schiffes Meister werden.

Es leben in Singhapura, wie man aus den Bevölkerungslisten ersieht, verhältnißmäßig nur wenige Europäer. Die zwei hiesigen hübschen Gasthäuser, ein englisches und ein französisches, würden auch unmöglich bestehen können, wenn nicht Jahr aus Jahr ein eine Anzahl Fremder aus Indien und den andern englischen Colonien im östlichen Asien der Gesundheit wegen sich hier aufhalten würden. Ich besuchte diese Hôtels, fand sie aber für meine financiellen Verhältnisse zu theuer, um daselbst mehrmals einzukehren. Eine Flasche englischen Porters, der schon etwas säuerlich schmeckte, kostete zwei Gulden unseres Geldes, und in demselben Verhältniß mußte ich die Portion Schinken bezahlen, die ich mir geben ließ. Der Besitzer des französischen Gasthofes kam erst vor einigen Jahren aus Lima, und ist ein artiger, in seiner Weise gebildeter Mann. In Lima, sagte er, ist es um vieles wärmer als hier in Singhapura; auch könne man dort bei weitem nicht so viel verdienen als hiesigen Landes. Er führte mich in seinem Hause herum und zeigte mir die ganze Einrichtung, welche ohne Uebertreibung derjenigen der Gasthäuser am Rhein an die Seite gestellt werden konnte. Im Stall standen einige hübsche Kühe und längs der Meeresküste weidete eine zahlreiche Heerde wild und feurig umherglotzender Buffalos, die das Eigenthum des Gastwirthes waren. Es that mir sehr leid, daß ich nicht im Stande war, bei dem artigen gesprächigen Mann einige Tage verweilen zu können; denn es schien ihm das Herz aufzugehen als er vernahm, ich gehöre nicht zu der stolzen englischen Nation, welche ihm, wie es schien, manche Beleidigungen und Zurücksetzungen zugefügt hatte.

Wenn sie des Tages Mühe und Lasten getragen, so beschäftigen sich die Engländer in Singhapura und andern Gegenden des östlichen Asiens, namentlich auch in Canton, zu ihrem Vergnügen mit Rudern kleiner, schnell wie ein Pfeil auf der Oberfläche des Wassers einhergleitenden Boote. Es werden Wetten gemacht und Preise ausgesetzt für denjenigen, welcher am schnellsten ein gewisses Ziel erreicht, und Wettkämpfe dieser Art, welche Geist und Körper zugleich erfrischen und erstarken, werden hiesigen Landes nicht weniger lebhaft besprochen als die Pferderennen und Boxerkämpfe in Altengland. In Singhapura nehmen bereits Chinesen und Malayen einen lebhaften Antheil an diesen Ruderkämpfen. Von Jugend auf gewohnt, daß alles öffentlich besprochen werde, kann der freisinnige Engländer nirgendwo auf Erden der Zeitungen und öffentlichen Verhandlungen aller gemeinsamen Angelegenheiten entbehren, und diesem gleichsam angebornen Sinn für Oeffentlichkeit haben wir großentheils die ganze Masse von Thatsachen und Nachrichten über alle Theile der Erde zu verdanken, die wir jetzt bereits besitzen. Die Chronik Singhapura's (Singapore Chronicle), welche im Jahre 1822 gegründet und monatlich zweimal vermittelst der Missionspresse im Druck ausgegeben wird, behauptet sich immer noch als das vorzüglichste Journal des östlichen Archipelagus. In der Hoffnung, meine Kenntniß der östlichen Länder zu erweitern oder zu berichtigen, besuchte ich auch den Herausgeber dieser Zeitschrift, fand mich aber in meinen Erwartungen sehr getäuscht. Der Mann war äußerst zurückhaltend oder wußte selbst nicht viel. Das holländische Regiment auf Java und in ihren Besitzungen auf den Molukken schilderte er mir mit den grellsten Farben. Neben der Chronik und ganz unabhängig davon wird auch noch ein Anzeigeblatt für den Handel ausgegeben, worin die Ankunft und Abfahrt der Schiffe, Einfuhr und Ausfuhr, Versteigerungen und Veränderungen der Firmas und Theilhaber der Handlungen verzeichnet sind. An der Spitze einer jeden Nummer dieses Commercial Register and Advertiser wird bemerkt, man rechne in Singhapura nach spanischen Piastern, die in hundert Theile getheilt werden; der Pikul habe 133⅓ Pfund schwer Gewicht und zerfalle in hundert Katti. Salz und Reis werden nach Koyang verkauft; ein Koyang habe beinahe vierzig Pikul oder 3581 Pfund schweres englisches Gewicht. Der bengalische Reis aber, Weizen und andere Früchte nach Saiken von zwei bengalischen Mand oder 164¼ Pfund schweren Gewichts. In diesem Anzeiger spiegelt sich vorzüglich die wundervolle Mischung und mannichfache Thätigkeit der Bevölkerung Singhapura's. Hier zeigt ein Chinese an, daß er bei dieser Handlung nicht mehr betheiligt sey; dort ein Malaye oder Bugis, daß er bald absegeln werde; hier macht ein Capitän bekannt, er fahre nach Canton, ein anderer, daß er nächstens nach Calcutta und London abgehe. Auch an Parteiungen und widerstreitenden Ansichten, die sich öffentlich geltend zu machen suchen, fehlt es nicht. Der eine schreibt über dieß oder jenes an den Herausgeber der Chronik und unterzeichnet „ihr Leser." Hierauf erscheint in dem nächsten Blatt eine Berichtigung von einem Amicus oder ein bitterer Angriff von einem Gladiator. In einer Nummer wird, so weit dieß die bis auf die Regierung des Generalgouverneurs Lord Bentinck bestandene Censur erlaubte, ein noch im Amte stehender oder bereits abgegangener Beamte angegriffen, und der Binder oder Detector, welcher den Verleumder zurückweist, läßt nicht lange auf sich warten. Die Form, in welcher alle diese Schreiben und Angriffe, diese Klagen und Vertheidigungen abgefaßt sind, die groben Beschuldigungen und mehr denn herbe Ausdrücke, welche mitunterlaufen, geben kein erfreuliches Bild von dem Bildungsgrade der englischen Gesellschaft auf den östlichen Inselgruppen. Ich wünschte ein vollständiges Exemplar der Singhapura Chronik und des Anzeigers anzukaufen — es waren aber, da hier niemand daran denkt die Zeitungen und Zeitschriften aufzubewahren, bloß noch die Nummern vom laufenden Jahre 1830 vorräthig.

(Schluß folgt.)

Verwerfung der atmosphärischen Eisenbahnen in England. In einer am 26 Mai abgehaltenen Zusammenkunft der parlamentarischen Eisenbahncommittee wurde die projectirte atmosphärische Eisenbahn von Newcastle nach Berwick verworfen und die gewöhnliche Eisenbahn angenommen, durch welche Entscheidung sich die Committee gegen das Princip der atmosphärischen Eisenbahnen aussprach. (Shipp. Gaz. vom 28 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.



Nr. 165.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Junius 1845.

Mexico im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

(Nach chinesischen Quellen von Karl Fr. Neumann.)

Kenntniß des Auslandes bei den Chinesen.

Sitte und Recht nach der überlieferten Weise zu erhalten im Lande, Sitte und Recht zu verbreiten außerhalb des Landes, so lautet die Vorschrift der Begründer des Mittelreiches wie der meisten Culturstaaten der Erde. Diese Verbreitung, fügten sie hinzu, geschähe aber nicht durch Ueberredungskünste eigener Sendboten, sie geschähe nicht durch die zwingende Gewalt bewaffneter Schaaren. Nur dann fände eine wahre Erneuerung statt, wenn sie, wie jedes andere gesunde organische Gewächs von Innen nach Außen dränge, wenn die umwohnenden Barbaren von der Tugend und Majestät des Himmelssohnes unwiderstehlich angezogen, ihrer Barbarei sich schämen, freiwillig dem Ebenbilde des himmlischen Vaters gehorchen und Menschen werden. Ein Volk solcher Geistesrichtung unternimmt, wie leicht begreiflich, keine Entdeckungsreisen und führt keine Eroberungskriege. Auch wüßte man während der viertausendjährigen Geschichte des östlichen Morgenlandes keinen einzigen hervorragenden Mann zu nennen, welcher, um sich oder andere zu bilden, eine Fahrt in fremde Länder unternommen hätte. Die Reise des Laotse nach dem Westen, von welcher er niemals heimkehrte noch heimkehren wollte, scheint ein absichtlich ersonnenes Mährchen, um seine Lehre von der ursprünglichen und unendlichen Weisheit mit dem westlichen Götterberg oder mit dem Buddhaismus in Verbindung zu bringen. Die Heerfahrten hingegen jenseits der von der Natur gesteckten Marken des chinesischen Reiches sind selbst aus dem Trieb der Selbsterhaltung hervorgegangen. Man mußte im mittlern wie im östlichen Asien, in Tübet wie am Irawaddy den Gefahren und Einfällen zuvorkommen, welche später die Freiheit des Mittellandes bedrohen könnten; man mußte Gesandte oder Kundschafter — nicht selten dasselbe in Europa wie in Asien — in diese und andere Gegenden senden, um über ihre Lage und Beschaffenheit, dann über die Zustände und Bestrebungen ihrer Bewohner Nachrichten zu erhalten, welche bei Kriegszügen und Unterhandlungen mit den Feinden des Reiches zur Richtschnur dienen könnten. Ueberdieß lockte das herrliche gesegnete Land der Mitte nicht bloß den beutegierigen Barbaren, sondern auch den gewinnsüchtigen Kaufmann; wurden doch einige Stoffe, wie Seide, Thee und ächter Rhabarber nur hier gefunden. Auch nimmt der Chinese, Regierung wie Volk, nach der Vorschrift seiner Weisen, den Fremden menschlich und zuvorkommend auf, so lange er unbedingt gehorcht oder auf andere Weise Achtung und Furcht erregt, und erwiedert seine nach östlicher Weise dargebrachten Geschenke mit weit köstlichern Gaben. Alle diese Entdeckungen und Erfahrungen, alle diese Nachrichten und Kundschaften auf diesen mannichfachen friedlichen und kriegerischen Wegen, von den nahen wie von den fernsten Völkern der Erde erlangt, werden gewöhnlich in den letzten Abtheilungen der Jahrbücher der eigenen Landesgeschichte eingetragen, deren vorzüglichsten Schatz, von unserm Standpunkte aus betrachtet, sie bilden.

Durch das Auftreten und die allmähliche Herrschaft des Buddhaismus in den Ländern des östlichen Asiens, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, wurden zum Theil die Schranken des Hochmuths und der Eitelkeit bei den Völkern des chinesischen Cultursystems gebrochen. Der an die göttliche Sendung des Königssohns von Kapilapura Glaubende mußte einen jeden Menschen für seinen Ebenbürtigen und Bruder erkennen; ja er mußte suchen — auch dieß hat der alte Buddhaismus wie beinahe alle andern Lehrsätze und Gebräuche mit dem jungen Christenthume gemein — daß die frohe Botschaft der Erlösung allen Völkern werde auf Erden, und zu diesem Ende, nach dem Vorbilde des Gottmenschen, alle nur erdenklichen Leiden und Mühseligkeiten übernehmen. Und so finden wir jetzt eine Anzahl buddhaistischer Mönche und Geistlichen aus Mittelasien und China, von Japan und Korea nach allen bekannten und unbekannten Gegenden der Erde ausziehen, entweder um über die fernen Glaubensgenossen Nachrichten einzuziehen oder die Lehre der heiligen Dreieinigkeit den Ungläubigen zu predigen. Die Reiseberichte

solcher Sendboten, deren wir einige vollständig besitzen, gehören, vom Standpunkte der Länder- und Völkerkunde aus betrachtet, zu dem Lehrreichsten und Wichtigsten der ganzen chinesischen Literatur. Ihnen sind auch zum großen Theil die Nachrichten entnommen, die wir über das nordöstliche Asien und die westlichen Küstenländer Amerika's mittheilen, aus Jahrhunderten, welche bis jetzt mit finsterer Nacht überdeckt waren.

Ihr System der Länder- und Völkerkunde.

Hochmuth und Eitelkeit sind der Grund, auf welchem die Chinesen so vieles und auch ihr eigenthümliches System der Länder- und Völkerkunde auferbaut haben. Rings um die Blume der Mitte, so wurden sie von allen ihren Weisen gelehrt, hausen rohe, ungeschlachte Völker, welche in Wahrheit Thiere sind, obgleich sie nach äußerlicher Form und Gestalt dem Menschengeschlechte angehören. Von diesem ihrem rohen thierischen Wesen erhielten sie allerlei Schimpfnamen, wurden Hunde, Schweine, Dämonen und Wilde genannt; dann nach den vier Richtungen in östliche und westliche, in nördliche und südliche Unholde unterschieden. Die wenigen Forscher und Geschichtschreiber des Westens, welche es der Mühe werth achteten, ihre Aufmerksamkeit dem brachliegenden Felde der Historie des östlichen und mittlern Asiens zuzuwenden, folgten unbedingt dieser beschränkten, auf bloßen geographischen Elementen beruhenden Völkerkunde der Chinesen. In dieser Weise geschah es, daß bald Stämme zu einem Ganzen geordnet wurden, welche niemals zusammengehörten, bald auch ein und dasselbe Volk in verschiedene Einheiten aufgelöst wurde. So namentlich bei der großen, zahlreichen Völkerfamilie der Tataren.

Einheit der Tataren und Amerikaner.

Tungusen, Mongolen und ein großer Theil der Türken bildeten ursprünglich, nach den wesentlichen Merkmalen der körperlichen Gestalt wie nach den Elementen ihrer Sprache, eine einzige Völkerfamilie, innig verwandt mit den Eskimo — die Skrälinger oder Zwerge der Normänner — und mit den Stämmen und Horden der neuen Welt. Dieß ist das feste unumstößliche Ergebniß sowohl der neueren Forschungen auf dem Gebiete der vergleichenden Anatomie und Physiologie, wie auf dem der vergleichenden Sprachkunde und Geschichte. Man wird allenthalben am Ende auf die Einheit hingewiesen. Es haben alle Amerikaner dieselben unterscheidenden Merkmale welche durchgängig an ihre Nachbarn jenseits der Beringstraße erinnern. Sie besitzen einen viereckigen oder runden Kopf, hohe Backenknochen, schwere Kinnbacken, große viereckige Augenhöhlen, eine niedere zurücktretende Stirne. Die Schädel der ältesten peruanischen Gräber zeigen dieselben Merkmale wie die Köpfe der nomadisirenden Indianer von Oregon und in Kalifornien. Es haben auch sämmtliche amerikanische Sprachen, wie Galatins ins Einzelne gehende Forschungen zeigen *), eine solche Ähnlichkeit, daß man, so verschieden auch der Wortreichthum seyn mag, zu einer gemeinschaftlichen Quelle zurückgeführt wird. Hiemit gelangen auch alle Untersuchungen über die Weise, wie Amerika bevölkert wurde, zu ihrem endlichen Schlusse. Seitdem die Erde bewohnbar wurde, hausten dieselben Völkerschaften in den beiden Erdtheilen, in Asien und Amerika. Diese rohe Masse ist nun im Laufe der Jahrhunderte durch einen verschiedenen Bildungsgang zu besonderen Stämmen und Völkern mit eigenthümlichem körperlichem Gepräge — eine Folge der höhern geistigen Richtung — und mannichfachen Sprachen herausgewachsen, welche aber immer noch, in Gestalt und Sprache, in Sitten und Gewohnheiten, Zeichen genug ihrer ursprünglichen Einheit an sich tragen. Diese Einheit spiegelt sich selbst in ihren Genealogien, den ältesten geschichtlichen Systemen aller Völker, welche nur einen Stammvater kennen, auf den Türken, Mongolen und Tungusen ihren Ursprung zurückleiten.*) Bei diesen tatarischen Horden findet ein ähnliches Verhältniß statt wie bei den deutschen Stämmen. Ostgothen und Westgothen, Ostphalen und Westphalen, Nordmänner und Südmänner gehören ja auch, ihrer verschiedenen Schicksale und Ausbildung ungeachtet, dem innern Wesen nach zu einem und demselben deutschen Volke.

Tungusen, östliche Barbaren.

Alle die zahlreichen tatarischen Stämme, welche den Nordosten des Mittelreiches herumziehend bewohnten, wurden von den civilisirten Südleuten Tonghu, östliche Rothe oder Wilde genannt, wovon unser Wort Tunguse, das später auf einen viel engern Kreis beschränkt wurde. Unter ihnen ragten bereits viele Jahrhunderte vor Tschinggis Chakan die Mongolen hervor, mit den etwas verschiedenen Namen der Wog oder Mog bezeichnet und in sieben Horden zerfallend, deren Wohnsitze von der Halbinsel Korea hoch hinauf im Norden über den Amurstrom bis zum östlichen Meere, d. h. zum Meerbusen von Anadir oder zur Beringsstraße reichten. Die in gerader Richtung nach Norden nomadisirenden Stämme hießen Peti, nördliche Wilde, und manche Horden wurden zu verschiedenen Zeiten bald zu den Tungusen bald zu den Peti gerechnet. In manchen Jahrhunderten ihrer Geschichte erlangten die Chinesen eine überraschend genaue Kenntniß von dem Nordostrand des asiatischen Continents, die sich sogar, wie aus ihren astronomischen und Naturbeobachtungen hervorgeht, bis zum fünfundsechzigsten Grade der Breite und selbst bis zum Eismeer erstreckte. **) So erzählen sie unter andern daß das Land eines Völkleins, Kolihan oder Chorchan geheißen, welches während der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts einigemal Gesandtschaften an den Hof nach Singan schickte, gar weit vom Mittelreich entfernt sey. Dieß Land läge am Nordmeer und noch höher hinauf im Norden; jenseits dieses Meeres sey der Tag so lange und die Nacht in dem Grade kurz daß die

*) Bär in den Beiträgen zur Kenntniß des russischen Reiches I. 279.

*) The Shajrat ul Atrak, or genealogical tree of the Turks and Tatars. Translated by Col. Miles. London 1838. Tung oder Tungus wird hier (25) als ein Sohn des Turk aufgeführt.

**) Gaubil, Observations Mathématiques. Paris 1732. II. 110.

Sonne untersinke und wiederaufgehe, bevor man einen Hammelsschlegel braten könne.*) Die Chinesen kennen die Lebensweise dieser Horden sehr genau und schildern sie uns in der Weise der heutigen Tschuktschi, Koljuschen, durch einen schlechten Witz gewöhnlich Koloschen genannt**), und anderer Stämme des nordöstlichen Asiens und nordwestlichen Amerika's. Sie hätten weder Ochsen, Schafe noch andere Hausthiere; mehrere Völklein bedienten sich anstatt ihrer der Hirsche, die hier sehr zahlreich wären. Die Hirsche, wovon die Rede, sind ohne Zweifel Rennthiere, welche auch von europäischen Seefahrern als hirschartige Thiere beschrieben werden.***) Vom Ackerbau wissen sie nichts, sondern nähren sich von der Jagd und dem Fischfange, dann von der Wurzel einer Pflanze, die häufig gefunden wird in diesen Gegenden. Ihre Wohnungen werden aus Reisern und Hölzern auferbaut, die Kleider hingegen aus den Federn der Vögel und den Häuten der wilden Thiere verfertigt. Die Todten legen sie in Särge und hängen sie an die Bäume innerhalb der Gebirge. Eine Eintheilung des Jahres nach verschiedenen Zeiten ist ihnen gänzlich unbekannt.****) Ebenso genau wie die im Norden kennen die Chinesen diejenigen Völklein, welche ihnen in gerader Richtung nach Osten wohnen.

(Fortsetzung folgt.

Ueber den Tarantelstich.

Ein Arzt, Namens Gazzo, der sich fünf Jahre lang zu Albisola in der Provinz Savona aufhielt, wo die Tarantel (aranea tarantula) sehr gewöhnlich ist, hat einige Bemerkungen über die aus dem Tarantelstich entspringende Krankheit (s. Echo du Monde Savant vom 15 Mai) bekannt gemacht. Die Krankheit findet, wenigstens so weit seine Erfahrung geht, nur in den Monaten Junius, Julius und August statt, was zu beweisen scheint, daß diese Spinne nur in der stärksten Sommerhitze giftig ist. Die Bauern auf dem Felde sind namentlich beim Mähen den Bissen dieses Thieres besonders ausgesetzt. Wenn man die Krankheit sich selbst überläßt, so steigt sie in den drei ersten Tagen so, daß sie den heftigsten Anfällen von Cholera oder Starrkrampf (tetanos) gleichkommt; von dem vierten Tage an nimmt sie ab, und endet stets glücklich am vierzehnten oder fünfzehnten Tage. Die immer auftretenden Symptome sind: beängstigter Athem, krampfhafter Husten, rauhe, schwache Stimme, Herzgespann, Brechreiz, Zusammenziehen der Bauchmuskeln, Unterdrückung der Ausleerungen, Krämpfe der obern und untern Glieder, eisige Kälte und ein zäher Schweiß über dem ganzen Körper, Brennen und heftige Schmerzen im gebissenen Theil. Gazzo sah kein Beispiel der oft erwähnten Leidenschaft für Musik und Tanz, die man gewöhnlich als Symptome und Heilmittel der Krankheit bezeichnet. Eine einzige Kranke, eine Frau von 32 Jahren, sagte ihm, sie hätte mitten unter den heftigsten Schmerzen, wenn sie den Klang der Glocken und die Gesänge der Landleute gehört habe, sich mit Gewalt zurückhalten müssen, um nicht zu tanzen, und sie hätte, ohne die Furcht für toll zu gelten, der Neigung nachgegeben, so sehr habe es ihr geschienen, als müßte das Tanzen sie erleichtern.

*) Matuanlin, Buch 348 Bl. 6.

**) Koljuschi oder Koljuki heißen die Pflöcke, welche diese Wilden in der Unterlippe tragen und daher erhielten sie ursprünglich ihren Namen. Sie wurden später von den hier herrschenden Russen nach dem französischen Worte Galloches genannt, anfangs bloß im Scherze. Im Laufe der Zeit verdrängte aber dieser Name den frühern der Koljuken, so daß sie jetzt allgemein Kaloschen genannt werden.

***) Forster, Schifffahrten im Norden. Frankfurt 1784. 388.

****) Matuanlin Buch 344 Bl. 18.

Singhapura.

Dritter Artikel.

(Schluß.)

Vor der Herrschaft Großbritanniens in den Ländern Asiens wußte man in diesem Welttheil nichts von Zeitungen im eigentlichen Sinn des Worts. Es mögen wohl Hofneuigkeiten und Erlasse der Fürsten durch vervielfältigte Abschriften oder auch durch den Druck, wie dieß namentlich in China und vielleicht auch in Tübet der Fall war, über ein ganzes Reich verbreitet worden seyn; aber eine freisinnige Besprechung der innern Angelegenheiten der Bevölkerung, der Interessen des Staates und seiner Beziehungen nach außen hat in diesen Gegenden der Erde niemals vorher stattgefunden. Wie wäre dieß unter dem despotischen Regiment der östlichen Fürsten, unter den nicht minder despotischen der Portugiesen, Spanier und Holländer der frühern Jahrhunderte möglich oder auch nur denkbar gewesen! England hingegen ist von dem Weltgeiste dazu berufen, die Nationen der Erde zur Freiheit emporzurichten — in Amerika hat es seinen Auftrag schon erfüllt und auch in Asien beginnen bereits die Symptome dieses Entwicklungsprocesses, woran sicherlich die jährlich sich vermehrende Masse der Zeitungen und Zeitschriften, welche theils in der englischen, theils in den einheimischen Sprachen der verschiedenen Länder und Provinzen erscheinen, einen vorzüglichen Antheil haben. Noch im Jahre 1814 kam in ganz Bengalen bloß eine einzige Zeitung in englischer Sprache heraus, die Regierungszeitung Calcutta's; im Jahre 1820 waren neben dem officiellen Blatt schon vier andere Zeitungen vorhanden: der Harkaru oder Bote von Bengalen; die indische, die Calcuttaer Zeitung und überdieß mehrere monatlich erscheinende Zeitschriften. Unter der trefflichen Regierung des menschenfreundlichen Lord William Bentinck (vom 4 Julius 1828 bis 20 März 1835), dessen Name mit den Freiheitsbestrebungen der Völker verschiedener Zonen innig verwoben ist, ward in ganz Indien und in allen von Indien aus regierten östlichen Inseln die Censur abgeschafft und die Presse nahm nun einen außerordentlichen Aufschwung. Es erscheinen jetzt (1845) zu Calcutta allein in englischer Sprache siebenunddreißig verschiedene periodische Blätter und Schriften, wovon acht täglich, drei dreimal wöchentlich, zehn einmal in der Woche, sechs monatlich, vier alle drei Monate, andere jährlich als Taschenbücher, Wegweiser u. s. w. sechs. Der bengalische Bote, der jährlich achtzig Rupien kostet, ist das verbreitetste unter den täglichen Blättern; er soll nahe an zweitausend Abonnenten zählen. Hr. Smith, der Herausgeber und Eigenthümer dieses Blattes, hat sich durch diese Unternehmung ein großes Vermögen erworben. In der persischen Sprache, in Bengali und Hindustani erscheinen theils zwei, drei oder einmal wöchentlich vierzehn verschiedene Zeitungen, welche sich gegenseitig, da ein Theil derselben sehr orthodoxen, ein anderer liberalen Gesinnungen huldigt, immerdar bekämpfen. Diese in den Sprachen des Landes geschriebenen Journale werden theils von gebornen Christen

und bekehrten Hindu, theils von Anhängern des Bramanismus und Mohammedanismus herausgegeben. Den bekannten Methodisten-Missionären zu Serampore, welche sich in so mannichfacher Weise um die Bevölkerung und Literatur Indiens verdient machten, muß auch dieß große Verdienst, die einheimische Presse hervorgerufen zu haben, zuerkannt werden. Der, wenn wir nicht irren, zuerst im Jahre 1818 zu Serampore in bengalischer Sprache erschienene Samachan Darpan oder Spiegel der Neuigkeiten hat bald mehrere Nachahmer und Genossen gefunden. Es folgte ihm unter andern (1822) die Samachan Tschandrika oder der Mond der Neuigkeiten, von einem orthodoxen Hindu redigirt, welcher es sich zur Aufgabe setzte, dem Einflusse des christlichen Spiegels entgegen zu arbeiten. Bald strebte eine jede Gesinnung, eine jede Provinz durch ein öffentliches Blatt repräsentirt zu seyn; es entstanden nach und nach in allen bedeutenden Städten Indiens, auf den Inseln des östlichen Archipelagus und in China, Journale und Zeitschriften im Sinne des Christenthums und Hinduismus, des Islam und Parsismus. Selbst der Deismus, eine Art reformirten Bramanenthums nach der Weise des Maharadscha Rammahun Roy, hat seine Vertreter gefunden. Jetzt schon zählt man vierzehn in den einheimischen Sprachen und Dialekten Indiens geschriebene Zeitungen, die theils täglich, theils bloß wöchentlich erscheinen, denen sich noch immer neue Rivalen zugesellen. In Madras und Bombay kommen in englischer Sprache zwanzig periodische Blätter und Journale heraus, überdieß vier im Persischen und Maharatti. Auch in den andern bedeutendern Städten Indiens und der Halbinsel jenseits des Ganges, so weit sie unter der englischen Herrschaft steht, wie in Mulmain und Malaca, werden theils in englischer, theils in den einheimischen Sprachen periodische Blätter herausgegeben, wie der Beobachter von Mirut, die Zeitung von Delhi, die Provincialzeitung (Mofussil Akbar) u. s. w. Die amerikanischen Missionäre haben vor kurzem selbst eine Zeitung in birmanischer Sprache begonnen. In der Georgsstadt der Insel (Pulo) Pinang oder Prince of Wales erscheint ebenfalls seit mehrern Jahren eine Regierungszeitung. Neusüdwales und Vandiemensland erfreuen sich zusammen schon zehn verschiedener periodischen Blätter in englischer Sprache, die theils mehrmals, theils bloß einmal wöchentlich ausgegeben werden. Seit dem Jahre 1830 erscheint zu Sydney jährlich auch ein Almanach, der uns schon höchst lehrreiche, zur genauen Kenntniß Oceaniens unentbehrliche Abhandlungen gebracht hat. In den übrigen Sprachen Europa's gibt es in diesen östlichen Gegenden Asiens nur zwei Zeitschriften, die sich beide bloß mit den innern Handelsangelegenheiten der Colonien beschäftigen, und demnach nur ein beschränktes, kaufmännisches Interesse haben, nämlich das Nederlandisch-indisch Handelsblad von Batavia, welches seit 1827 zweimal monatlich und das Registro Mercantil de Manila, welches seit 1823 einmal monatlich ausgegeben wird. Zu Batavia erscheint überdieß seit einigen Jahren ein Archiv für das niederländische Indien und von Zeit zu Zeit einzelne Bände der Abhandlungen der batavischen Gesellschaft. Von den englischen Zeitungen und periodischen Schriften, welche in Canton erscheinen, so wie von der einheimischen chinesischen Presse werden wir später ausführlich sprechen.

Während des Kriegs der Engländer gegen China fühlte man erst recht die Wichtigkeit Singhapura's auch in politischer Beziehung. Es landeten hier alle Kriegs- und Transportschiffe, welche nach dem chinesischen Meere segelten, was eine Vermehrung des Verkehrs im außerordentlichen Maaßstabe zur Folge hatte. Lebensmittel allerlei Art gingen reißend ab und zwar um hohe Preise, die dann eine vortreffliche Rückwirkung äußerten auf den Anbau des Landes und auf die Betriebsamkeit seiner Bewohner. Man befürchtete anfangs, die Eröffnung der nördlichen chinesischen Häfen vermöge des Friedens zu Nanking, dann die Besitznahme und Colonisirung der Insel Hongkong möchte den Handelsverkehr mit Singhapura beeinträchtigen. Die chinesischen Handelsschiffe würden jetzt, so hieß es, wohl schwerlich mehr nach so weiter Ferne segeln, da sie in der Nähe, zu Schanghai und Futschen, in Hongkong und Canton ihre Waaren in beliebiger Weise umsetzen und jede gewünschte Rückfracht haben könnten. Die kundigern Kaufleute Singhapura's haben diese Befürchtungen niemals getheilt. Der Handel der Dschonk war von jeher vorzüglich auf die zahlreiche Colonie der Landsleute berechnet — ein Verkehr, der natürlich mit der Umgestaltung der östlichen Verhältnisse in gar keinem Zusammenhange steht. Es mögen jetzt vielleicht nur noch mehrere Dschonk kommen, um an diesem internationalen Tauschhandel Antheil zu nehmen. Die Eröffnung des chinesischen Reichs, die Vermehrung seines Handels und des Handelsverkehrs im östlichen Asien und auf den verschiedenen Inselgruppen Oceaniens überhaupt wird aber im Gegentheil nur noch ein schnelleres Wachsthum dieser im Mittelpunkt liegenden großartigen Schöpfung des edeln Sir Stamford zur Folge haben. Möge dieses Wachsthum, möge diese Blüthe Singhapura's nicht bloß auf commercielle und gewerbliche Kreise beschränkt bleiben. Möge Singhapura, nach dem Sinne seines menschenfreundlichen religiösen Begründers, auch in eben dem Maaße ein Mittelpunkt werden zur Verbreitung der europäischen Cultur und Aufklärung, zur Verherrlichung der westlichen Wissenschaften und eines reinen evangelischen Christenthums.

Miscellen.

Nordamerikanische Marine. Nach dem officiellen nordamerikanischen Blatt, Washington Union vom 13 Mai, besteht die nordamerikanische Marine aus 10 Linienschiffen, 12 Fregatten ersten und 2 Fregatten zweiten Ranges, 17 Sloops erster und 6 zweiter Classe, 8 Briggs, 8 Schooners, 8 Dampfschiffen und 4 Lastschiffen. Von den Linienschiffen ist nur eines, Pennsylvanie, von 120 Kanonen, alle andern von 74, aber auf 90 gebohrt. Ebenso ist von den Fregatten erster Classe nur Eine von 54 Kanonen, die andern alle nur von 44 Kanonen, aber sie können auch 64 aufnehmen, und haben 600 Mann Besatzung. Die Naval and Military Gazette vom 10 Mai berichtet, daß der größte Theil der Bemannung aus alten englischen Linienschiffmatrosen bestehe, worunter viele vortreffliche Kanoniere seyen, hofft aber, daß die meisten im Fall eines Kriegs unter die Flagge ihres Landes zurückkehren würden.

Die französische Marine. Nach der Naval and Military Gazette vom 26 April besteht die französische Flotte aus 45 Linienschiffen und 52 Fregatten, nämlich 6 Linienschiffe zu 120, 14 zu 100, 12 zu 90, 8 zu 86 und 5 zu 80 Kanonen. Die Fregatten sind im Verhältniß gegen früher ungewöhnlich schwer: es finden sich nämlich 16 Fregatten von 60, 3 von 58, 5 von 52, 17 von 50 und 11 von 46 Kanonen. Bemerkenswerth ist, daß die Engländer noch immer keine schwereren Fregatten als zu 50 Kanonen haben, und daß somit 24 französische Fregatten den englischen überlegen sind. Die wenigen Linienschiffe von 80, welche Frankreich noch besitzt, werden, sobald sie ausgedient haben, durch 90 Kanonenschiffe ersetzt, und ebenso die Fregatten von 46 Kanonen durch andere von 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 166.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Junius 1845.

Die Bemannung der Schiffe in England.

Es ist gewissermaßen als Axiom angenommen, daß England sämmtlichen andern Seemächten zusammengenommen zur See überlegen ist. Das mag bis zu einem gewissen Grade wahr seyn, wenn der Fall denkbar wäre, daß man jeder Macht und namentlich England selbst Zeit verstattete, alle Kräfte zusammen zu ziehen, aber wie es im Landkrieg nicht darauf ankommt, wer am meisten Soldaten hat, sondern wer die größte Zahl tüchtiger Soldaten am eben nothwendigen Punkte zusammenbringt, so ist es auch im Seekriege, und hier doppelt, da England bei seinen weitläufigen Besitzungen sehr viele Punkte zu schützen hat. Die unterrichtetsten Journale, namentlich die Militärjournale, wiederhallen von Klagen über die Schwierigkeiten der Bemannung von Schiffen und erklären es geradezu für unmöglich, eine Flotte von 10 bis 15 Linienschiffen in einem dringenden Falle in wenigen Wochen zu bemannen. Die Sache stellt sich für England noch weit ernsthafter, seit durch Dampfschiffe und Eisenbahnen ihre beste Matrosenschule mit jedem Tage mehr herabgebracht wird. Der frühere Küstenhandel, welcher durch eine Anzahl kleiner Schiffe, sogenannter Smacks, getrieben wurde, und die besten, an alles Unwetter gewöhnten Matrosen lieferte, ist durch die Dampfschifffahrt so gut wie gänzlich unterdrückt, und jetzt kommt die Reihe auch an den Kohlenhandel, der früher eine Menge Matrosen erzog, die gleich den Matrosen der Küstenschiffe jeden Augenblick im Fall der Noth zur Verfügung standen; dieß ändert sich gleichfalls, indem die Eisenbahnen jetzt die Kohlen zu einem halben Penny die Tonne per Meile durch das innere Land nach den Küstenpunkten versenden. Nimmt man dazu, daß zwischen 40 bis 50,000 englische Matrosen in amerikanischen Diensten stehen, und daß von diesen wohl kaum die Hälfte im Fall eines Kriegs in den englischen Dienst zurückkehrt, so gestaltet sich die Frage für England sehr ernsthaft.

Bisher war es Sitte, die Matrosen, wenn ein Schiff von einer Kreuzfahrt zurückkam, auszubezahlen und zu entlassen, wo sie dann oft zu Vagabunden wurden; indeß konnte man sie doch nöthigenfalls durch das Pressen wieder bekommen. Jetzt ist das Pressen so in Verruf gekommen, daß man es nur im äußersten Nothfalle, und auch dann nur an einzelnen Punkten wieder in Ausübung wird bringen können, besonders da wegen der Abnahme der Küstenschifffahrt und des Kohlentransports zur See das Pressen nicht mehr so ergiebig ausfallen dürfte, wie früher. Somit muß man sich denn außer den fortwährend im Dienste befindlichen 30,000 Mann entschließen, eine jeder Zeit verfügbare Truppe zu unterhalten, ganz gegen den Geist der bisherigen Institutionen Englands. Die Maaßregeln Frankreichs mit seiner „Inscription maritime" und der Geist der demokratischen Institutionen Amerika's wirken immer stärker auf England ein, und widerwillig muß man sich entschließen, den bisher beliebten Stand der Sache in England zu ändern, wenn man nicht hinter diesen beiden Mächten zurückbleiben will. Frankreich ist durch seine Inscription maritime in den Stand gesetzt, stets über eine sehr bedeutende Anzahl Matrosen zu verfügen, und unterhält vollständige Schiffsmannschaften zu Lande (sogenannte équipages à terre), so daß es in wenigen Tagen 12 bis 16 Linienschiffe und Fregatten in See stechen lassen kann, was England mit seinen jetzigen Einrichtungen zu thun nicht im Stande ist. Darum dringt man darauf ähnliche „équipages à terre" zu errichten, freilich nach englischem Schnitt, nicht mit einer in England unausführbaren Marine-Inscription,*) sondern indem man den Leuten dauernde Vortheile bietet.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß die besten Seeleute den Dienst auf der Kriegsflotte nicht lieben und nicht darein treten wollen. Die Gründe liegen nicht sehr weit, aber die Engländer sind nicht sehr geneigt sie zuzugestehen: es ist hauptsächlich der aristokratische Hochmuth, mit dem man sie behandelt. Die Naval and Military Gazette (vom 19 April) sagt bloß: „es ist rathsam so viel als möglich der Wande-

*) Obgleich man auch davon nicht sehr weit entfernt ist, denn Sir Ch. Napier schlug vor, alle Matrosenlehrlinge, deren jedes Schiff als Schule für künftige Matrosen eine verhältnißmäßige Anzahl halten muß, nach überstandener Lehrzeit zu einem drei bis vierjährigen Dienst auf der Kriegsflotte zu verpflichten.

rung unserer besten Seeleute nach Amerika Einhalt zu thun; diese Auswanderung entspringt, wir sind es überzeugt, mehr aus einer moralischen Ursache, als aus irgend einem besondern Vortheil durch höhern Sold in einem Lande, wo das Leben um so viel theurer ist." Diese moralische Ursache wird nicht näher bezeichnet, ist aber an andern Orten deutlich genug angegeben, und da dieß Uebel aus dem englischen Dienst nicht so leicht auszurotten seyn möchte, so muß es künftig durch Gold aufgewogen werden. Man will darum nicht bloß den Küstenwachtdienst als Pflanzschule und Sammelort für Matrosen benützen, sondern die tauglichsten Matrosen auffordern, sich auf Lebenslang zum königlichen Dienst zu verpflichten, wogegen ihnen dann nicht bloß Pensionen am Ende ihres Lebens, sondern auch fortdauernde Vortheile zu Theil werden sollen, selbst wenn sie nicht gerade im Dienste sind; demnach soll diese Verpflichtung zum Kriegsdienste sie nicht hindern auf Handelsschiffen Dienste zu nehmen, wenn der Staat ihrer nicht gerade bedarf. Der Zweck ist, dadurch dem Staat die Dienste der ausgezeichnetsten Matrosen für alle vorkommenden Fälle zu sichern.

Mexico im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Die Gränzen des chinesischen Culturstaates reichten bereits unter dem Herrscherhause der Tscheu, zu den Zeiten Davids und Salomons, bis zum östlichen Meere; es waren die zahlreichen Inselgruppen des stillen Oceans im Reiche bekannt und des Handels wegen besucht. Die Bewohner dieser Inseln schickten ihrerseits Gesandte an den Hof, welche im Annalenbuche verzeichnete Geschenke darbrachten. Auch trifft es sich nicht selten, daß China einen Theil seiner überflüssigen oder unzufriedenen Bevölkerung nach diesen wenig oder gar nicht bewohnten Inseln entsendet, so nach Japan, nach den Lieu-kieu und Formosa, worüber wir ausdrückliche geschichtliche Zeugnisse besitzen. Der Stamm der Ainos oder Jebis, von Japan nach Kamtschatka, über die kurilischen und die aleutischen Inseln bis hoch hinauf im Norden sich erstreckend, wo er an die verwandten Eskimo stößt, mußte diesen wenig behaarten Ansiedlern und Kaufleuten seines starken Haarwuchses wegen besonders auffallen. Sie nannten sie deßhalb Marschin, nach der japanischen Aussprache der chinesischen Schriftzeichen, Mosin, haarichte Leute, oder auch wegen der vielen Seekrebse, welche das Meer in diesen Gegenden an das Ufer wirft,*) Hia i, nach japanischer Aussprache Jeso, d. h. Krebsbarbaren. Weil aber die Ainos, gleich wie die Bewohner der Südseeinseln und andere Barbaren, die Sitte haben sich allerlei Figuren in die Haut einzuschneiden, so wurden sie auch Wen-schin, gezeichnete Leute, von den Chinesen genannt. Im Laufe der Zeit sind ihnen noch einige andere Namen beigelegt worden; wer aber mit der Natur dieser Gegenden und ihrer Bewohner bekannt ist, erkennt alsbald, daß die so verschiedenen Namen und Nachrichten sich auf denselben Menschenstamm der Ainos beziehen. Einen großen Theil der in den Jahrbüchern des Mittelreiches enthaltenen Berichte über die nordöstlichen und südöstlichen Inseln und Völker haben wir den wiederholten Gesandtschaften zu verdanken, welche in frühern Zeiten zwischen China und Japan hin und hergingen, wobei, vermöge der wiederholten Ueberlieferung, freilich manches Mährchenhafte, in dem aber immer einige Wahrheit enthalten ist, mit unterlaufen mochte: So erkennt man in dem nach südlicher Richtung weit von Japan entfernten Lande der Tschu-schu oder Zwerge, welche schwarzen Körpers, nackt und häßlich sind, Fremde morden und verzehren, mit leichter Mühe die Bewohner von Neu-Guinea oder Papuanien.*)

*) Beschreibung der kurilischen und aleutischen Inseln. Aus dem Russischen. Ulm 1792. S. 16.

*) Matuanlin Buch 327 Bl. 37.

Die Ainos werden zuerst in dem mit wunderlichen Sagen reich geschmückten „Buche über die Berge und Meere" aus dem dritten oder zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, unter dem Namen haarichte Leute erwähnt. Sie wohnen, heißt es, im östlichen Meere und sind über den ganzen Körper mit Haaren bewachsen.**) Einige dieser Leute kamen (659) in Begleitung einer japanischen Gesandtschaft nach dem Mittelreiche; sie werden in den Jahrbüchern der Tang Krebsbarbaren genannt und dann die Bemerkung hinzugefügt, sie hätten lange Bärte und wohnten nordöstlich von Japan. Pfeile, Bogen und Hirschhäute legten sie, wie die Chroniken berichten, als Geschenke an dem *Throne nieder.****) Dieß waren Bewohner Jeso's, welche Insel kurz vorher (658) von den Japanern unterworfen und zinspflichtig gemacht wurde. Der Bericht der japanischen Gesandtschaft in den einheimischen Jahrbüchern dieses Ostreiches ist aber viel ausführlicher und lehrreicher. Die Fragen des Himmelssohnes der Tang und die Antworten der japanischen Gesandten, wird erzählt, hätten in folgender Weise gelautet.

Der Herrscher der Tang. Befindet sich der himmlische Selbstherrscher in steter Ruhe?

Die Gesandten. Himmel und Erde vereinigen ihre Gaben und es erfolgt von selbst beständige Ruhe.

Der Herrscher der Tang. Sind die Beamten des Reiches gut gestellt?

Die Gesandten. Es wird ihnen die Gnade des himmlischen Herrschers und sie stehen sich gut.

Der Herrscher der Tang. Herrscht Ruhe im Innern?

Die Gesandten. Die Regierung steht im Einklange mit Himmel und Erde; die Völker haben keine Sorge.

**) Schan-hai-king, angeführt in der Histoire des trois royaumes traduite par Titsingh. (Klaproth hat nach seiner Weise die Uebersetzung für die seinige ausgegeben.) Paris 1832. 213.

***) Tang-schu oder Jahrbücher der Tang, Buch 220 Bl. 18 v. Matuanlin Buch 326 Bl. 23 v., wo der Bericht wie gewöhnlich verstümmelt ist. Titsing, Annales des empereurs du Japon. Paris 1834. 52. Es ist dieß eine merkwürdige Uebereinstimmung der chinesischen und japanischen Jahrbücher.

Der Herrscher der Tang. Wo liegt das Land dieses Jeso?

Die Gesandten. Im Nordosten.

Der Herrscher der Tang. Wie viele Arten gibt es?

Die Gesandten. Drei, die fernsten nennen wir Tsugaru, die nähern Ara, die nächsten Niki. Zu den letzten gehören die hier stehenden. Sie erscheinen jährlich mit ihrem Tribut am Hofe unseres Reiches.

Der Herrscher der Tang. Liefert jenes Land Getreide?

Die Gesandten. Nein; die Bewohner leben von Fleisch.

Der Herrscher der Tang. Haben sie Häuser?

Die Gesandten. Nein, sie halten sich in den Gebirgen unter Baumstämmen auf. *)

Seit diesen Jahren des siebenten Jahrhunderts wurden von den benachbarten Culturreichen mehrere Kriegszüge gegen diese nördlichen Gränzbarbaren unternommen und zum großen Theil mit gutem Erfolg. Die Bewohner Jesos erhoben sich aber nach einiger Zeit gewöhnlich wieder, jagten die japanischen Besatzungen aus dem Lande und ergaben sich von neuem der wilden Freiheit, gleich wie ihre Stammverwandten auf den benachbarten Inseln. Selbst jetzt noch beherrschen die Japaner bloß einen kleinen Theil dieser, wie wir von verschiedener Seite her wissen, an Goldminen so reichen Insel. Jeso führte leicht zur Bekanntschaft mit Kamtschatka, welches uns auch, ungefähr zu derselben Zeit, wie die nachfolgende Darstellung zeigt, in ausführlicher Weise geschildert wird.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nipponki, d. h. Jahrbücher Japans von 661 vor bis 696 nach Chr. G., welche im J. 720 u. Z. zusammengetragen wurden. Sie umfassen 30 Bände in 8. Die von Hoffmann übersetzte Stelle findet sich Bd. 26. 9. in Siebolds Archiv für Japan. VIII. 130.

Fragmente aus Südfrankreich.

(Aus den Tagebüchern eines Touristen.)

Wenn man die großen, nervigen, blondhaarigen Bergbewohner der Cevennen herabkommen sieht nach Toulouse, nach Montpellier, nach Nismes unter die kleinen dunkelhaarigen Leute von Languedoc, so gemahnen sie lebhaft an die Westgothen, die mehrere Jahrhunderte hier gehaust haben. In diesen Bergen fanden sich die hartnäckigsten Albigenser, die verwegensten Hugenotten!

Toulouse mit seinen achtzig Kirchen nannte sich im Mittelalter „Rom an der Garonne“ und seine Prälaten waren von katholischem Stolze erfüllt. Die Festungswerke sind geschleift; durch eine heitere Vorstadt, durch eine röthliche Bogenpforte rollt man auf die Garonnebrücke und in die Stadt, einst so berühmt wegen ihrer Troubadours, wegen ihrer Minnespiele! Toulouse liegt in einem seichten Becken, das ringsum mäßige Höhen beherrschen; sie waren das Schlachtfeld zwischen Soult und Wellington. Im Mittelalter Sitz eigener Grafen und berühmt durch die hier gestiftete erste literarische Akademie, später Sitz eines eigenen Parlaments, war Toulouse bis zur Revolution die Hauptstadt des gesammten Languedoc; gegenwärtig aber ist es die des Departements der obern Garonne und wird von diesem Flusse in zwei ungleiche durch eine schöne Brücke miteinander verbundene Theile geschieden, die eigentliche Stadt und die Vorstadt St. Cyprien. Die Kathedrale St. Etienne ist unvollendet und ihr schönes Chor mit dem Schiff in keinem Verhältniß. Von ihrer Kanzel wurden zwei Kreuzzüge gepredigt, einer von dem heiligen Bernhard gegen die Saracenen, der andere von dem heiligen Dominicus gegen die Reformirten in den Cevennen, gegen die Albigenser. In der Dominicanerkirche zeigt man das einfache Grabmal des großen Scholastikers Thomas von Aquino. Unter den sehenswerthen öffentlichen Gebäuden nimmt das ungeheure Rathhaus, Capitol genannt, den ersten Platz ein. Dieses merkwürdige Stadthaus von Toulouse ist jedoch nicht hoch genug für die Ansprüche, welche seine vielen Theile und seine Façade machen. Sehenswerth ist in demselben die Marmorstatue der schönen Clementia Isaura, die sich zu Ende des 14ten Jahrhunderts um die Blumenspiele so verdient machte. Sie ist mit einem Kranze dargestellt und mit einem Blumengürtel. Sodann zeigt man forschenden Reisenden fünfzehn Folianten auf Pergament mit alten Malereien — die Annalen der glorreichen Stadt Toulouse; sie wurden ergiebig benutzt von den fleißigen Compilatoren der Geschichte des Languedoc.

Herrlich ist die von Mansard gebaute Garonnebrücke; ein Thor in Gestalt eines Triumphbogens bildet den Zugang zu ihr. Die Promenaden in und um Toulouse sind sehr schön; sie stoßen an ungeheure Getreidefelder. Der berühmte Canal du Midi von Riquet, der das atlantische und das Mittelmeer verbindet, beginnt hier bei Toulouse. Leider ist die Garonne nicht immer tief genug, um dieses großartige Unternehmen auch in großer Art ergiebig zu machen und man sinnt bereits auf neue Hülfsmittel. Die Wasserverbindungen kosten Frankreich ungeheure Summen!

Wir fuhren durch die duftenden Baumgänge von Carcassonne, an plätschernden, mondbeglänzten Springbrunnen vorüber; wir rollten hinab in die Weinfelder von Narbonne. Wer will sich Weintrauben schneiden? rief der Conducteur; der Wagen hielt, zehn bis zwölf Passagiere gingen links und rechts in die Rebenfelder und schnitten sich die Hüte voll blauer Trauben; so wohlfeil ist hier die Gottesgabe, so reichlich wächst sie, daß nicht der Besitzer noch sonst jemand ein solches Attentat beachtet, noch weniger ein Aergerniß daran nimmt.

Der erzbischöfliche Palast von Narbonne hat ganz das Ansehen einer alten Festung. Die Kathedrale ist nicht vollendet; ihr Schiff ist sehr schön und das Chor prachtvoll; einige merkwürdige Grabmäler zeigt man und römische Antiquitäten die Menge. Narbonne ist dermalen kein lebhafter Ort; die tiefe Lage der Stadt und der meist umwölkte Himmel haben auf das Klima einen nachtheiligen Einfluß. Mit Getreide, Wein, Oel und Honig treiben die Einwohner einigen Handel. Die von hohen Bergen umgebene tiefliegende Stadt ist häufigen Gewittern ausgesetzt, weßhalb es bei Bachaumont heißt:

> Dans cette ville de Narbonne
> Toujours il pleut, toujours il tonne!

Beziers und die übrigen alten Römerstädte im Languedoc bieten jetzt wenig Interesse; noch jetzt wie zu Plinius Zeiten liegen sie an die zwölftausend Schritte vom Meere, wie der Römer beschreibt, man sieht das Meer nicht, und geht man hinaus bis an den Strand, so sieht man es auch noch nicht; es ist durch Untiefen, Landspitzen, Teiche

und Dünen dergestalt verplittert, daß es nicht mehr wie Meer erscheint. Der berühmte narbonnensische Handel der Römerzeit hat sich ganz nach Marseille geworfen, und nur das Städtchen Cette unterhalb Montpellier rafft seit einiger Zeit auch für diese Küste etwas von dem verlornen Handel zusammen. Eine Eisenbahn führt nach Cette hinaus, und es ist interessant, mit dieser dämonischen Kraft wie ins Meer hinein geschleudert zu werden, denn der Weg führt zum Theil schmale Landzungen entlang, an dreimastigen Schiffen vorüber, wie unmittelbar ins Meer hinein. Viel Wein wird immer noch von Cette aus versandt, wozu die Fässer aus Kastanienholz gemacht werden, welches die nahen Cevennen in Menge liefern; sonst beschäftigen sich die Einwohner mit Küstenschifffahrt und Fischerei. Eine herrliche Aussicht des Meeres gewährt der Leuchtthurm.

In einer der reizendsten und fruchtbarsten Gegenden des Languedoc, die schon von den Römern zu einer Colonie auserkoren wurde, liegt Beziers, wo Riquet, der Schöpfer des Canal du Midi, das Licht der Welt erblickte. Täglich geht eine Wasserpost auf dem Canal nach Toulouse. Wenn auch das Aeußere nicht besonders einladend ist, so hat der Reisende darin doch alle Bequemlichkeiten, und ist im Stande die verschiedenen Mundarten von Südfrankreich und die Sitten und Bräuche der Bewohner desselben kennen zu lernen. Dem Augustus und seiner Tochter Livia hatten hier römische Krieger einen herrlichen Tempel erbaut. In den Glaubenskriegen des 16ten Jahrhunderts hat Beziers viel gelitten. Mit Handschuhen, seidenen Strümpfen und Tüchern wird hier ein ziemlich lebhafter Handel getrieben. Die wahrhaft entzückende Lage der Stadt hat das Sprüchwort entstehen lassen: wenn Gott die Erde bewohnen wollte, würde er Beziers zum Aufenthalt wählen! Die reizenden Umgebungen, in denen treffliche Muscatweine und andere Südfrüchte reifen, sind es werth, daß man ihnen einige Tage widmet.

Sechs zierlich gebaute Thore führen ins Innere von Montauban, weiland eine Hochschule und ein Hauptwaffenplatz der Hugenotten. Auf einer reizenden Anhöhe, die eine der schönsten und fruchtbarsten Ebenen beherrscht, liegt die mit Mauern umgebene, solid gebaute Stadt, die der Tarn in drei Theile scheidet. Montauban treibt ansehnlichen Handel mit Wein, Getreide, Leinen und Leder; auch fabricirt man hier Seidenzeuge, Fayence und Töpferwaaren. Die Aussicht sowohl nach den Pyrenäen als nach den Alpen, welche man bei hellem Wetter erblicken kann, ist entzückend. Dem Feudalrecht der ersten Nacht (jus primae noctis, prélibation) verdankt die Stadt Montauban ihre Entstehung im 12ten Jahrhundert; die Unterthanen des Abtes von St. Theodard wollten sich diesem schimpflichen Rechte nicht unterwerfen, packten ihre Habe zusammen, zogen von dannen und baten den Grafen von Toulouse um einen Zufluchtsort; ein solcher ward ihnen, wo jetzt Montauban liegt, angewiesen.

In Alby besuchte ich die Kirche der heiligen Cäcilie, den erzbischöflichen Palast, das Präfecturgebäude, das Hôtel St. Jacques und die reizende Promenade Lice. Von dieser Stadt haben die Albigenser ihren Namen; hier ward das Concilium gehalten, welches ihre Ausrottung beschloß. Eine Stunde von der Stadt bildet der Tarn einen schönen Wasserfall. Ein sehr geschätzter Wein wächst in der herrlich angebauten Gegend.

Unter den Provençalinnen stehen die Frauen von Arles mit ihren herrlichen Augen obenan; auch wissen sie sich wunderschön zu kleiden. Die Lage von Arles auf einem Kalksteinhügel, der von der einen Seite schroff abfällt, ist sehr reizend. Die engen winkeligen Straßen werden interessant durch herrliche römische und gothische Alterthümer; unter den Tempeln war einer der Aphrodite geweiht. Auch sieht man einige beachtenswerthe Bauwerke der neuern Zeit; die Façade des von Mansard erbauten Stadthauses gefiel mir sehr; viel Schönes bieten die Umgebungen von Arles; unter den lieblichen Promenaden ist der Cours die besuchteste.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise um den Kaukasus von Fréderic Dubois de Montpéreux.

Endlich ist der fünfte und letzte Theil dieses Werks erschienen. Hr. Dubois reiste an Bord eines kaiserlich russischen Schiffs aus dem großen russischen Kriegshafen von Sebastopol ab und besuchte nacheinander die verschiedenen von den Russen längs des kaukasischen Uferstrichs zwischen Anapa und der Mündung des Phasis besetzten Punkte. Sodann landete er zu Redut Kale, erforschte einen großen Theil von Mingrelien, Imeretien und Guriel, und reiste dann nach Tiflis, das er zu seinem Hauptquartier machte, von wo er bedeutende Excursionen nach dem russischen Armenien bis zum Fuße des Ararat unternahm. Von Tiflis aus schlug Hr. Dubois die Centralstraße des Kaukasus durch die berühmte Schlucht von Dariel ein, besuchte die Osseten, ein christliches Volk, das mitten unter den Bergvölkern isolirt dasteht und dem Reisenden Gelegenheit zu einer langen ethnographischen Discussion lieferte. Nach seiner Ankunft auf dem Nordabhang des Kaukasus zu Piätigorsk, wo die berühmten Heilbäder sind, schlug Hr. Dubois die Kubanstraße ein und begab sich ohne Aufenthalt nach der Krim. Seine Studien über dieß letztere Land bilden einen der interessantesten Theile des Werks, denn Hr. Dubois hat eine Menge wissenschaftlicher, historischer und archäologischer Bemerkungen darüber mitgetheilt, auf dem so viele Völker einander gefolgt sind.

Dieß ist die Reise, welche Hr. Dubois zurücklegte, und wer diese fernen Länder, die noch jetzt der Schauplatz eines höchst erbitterten Kampfes sind, auch nur in geringem Umfang kennt, der muß den Muth und die Ausdauer des gelehrten Reisenden bewundern. Zu bedauern ist nur, daß Hr. Dubois ausschließlich mit der Geschichte und Geographie alter Zeiten und mit bloß malerischen und wissenschaftlichen Darstellungen beschäftigt, uns nichts über den moralischen und politischen Einfluß der russischen Regierung, noch über die Lage dieser Länder überhaupt berichtet hat. Allerdings sind die ethnographischen und historischen Forschungen von großem Interesse, sie würden aber noch weit mehr gewinnen, wenn der Verfasser die jetzigen Verhältnisse genauer ins Auge gefaßt und die Vergangenheit der kaukasischen Völker an die Gegenwart angeknüpft hätte. Dubois wollte aber ausschließlich Geschichtschreiber der alten Zeit, Geolog und Antiquar seyn.

Statistische Notizen über Algier. Man schätzt die ar[illegible]bische Bevölkerung auf mehr als 4 Mill. Seelen, und diese Masse wi[illegible] durch europäische Colonisten, die sich seit drei Jahren verdreifacht habe[illegible] noch fortdauernd vermehrt. Algerien hat jetzt bereits 3000 Kilome[illegible] Straßen, und statt einzuführen wird es bald Wolle, Leder, Sei[illegible] Korn, Baumwolle und vielleicht Oelsamen ausführen. Die Steue[illegible] betragen 16 Mill. (Moniteur industriel vom 5 Junius.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 167.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Junius 1845.

Einfälle der Madecassen in die Comorn-Inseln.

(Nach dem Annuaire des voyages et de la Geogr. 1845.)

Die Fürsten und der Adel der Comorn-Inseln sind arabischen Ursprungs, aber die Sicherheit, welche die Lage dieser Inseln ihnen gewährte, machte sie allmählich schwach und feig. Im Jahre 1785 wurde Benjowsky die unschuldige Ursache, daß die Madecassen von da an jährliche Einfälle in die reichen Inseln machten; als er nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Europa nach Madagascar zurückgekehrt war, und sich eben anschickte, das Schiff, das ihn hingebracht hatte, ausladen zu lassen, lichtete dieses die Anker und entfernte sich heimlich. Benjowsky schickte ein Boot, das mit zwei Europäern und mehrern Madecassen bemannt war, mit einem Schreiben an den Sultan von Anjouan, und bat diesen Fürsten das Schiff, falls es dort lande, anhalten zu lassen; der Brief langte dort an, aber zu spät, das Schiff hatte bereits wieder die Anker gelichtet. Die Madecassen theilten nach ihrer Rückkehr ihren Landsleuten mit, daß sie auf Anjouan große Reichthümer gesehen hätten, und die Leichtigkeit der Schifffahrt bewog die Häuptlinge der Madecassen eine Unternehmung dahin zu versuchen. Der Wind begünstigte diese, und die Comorn wurden nun die jährliche Beute einer Räuberhorde, der sie nicht zu widerstehen vermochten. Diese Expeditionen dauerten bis zum J. 1816 fort, wo eine Expedition von 250 Booten und 6250 Mann theils durch Sturm, theils durch den Gouverneur der portugiesischen Besitzungen gänzlich vernichtet wurde. Um dieselbe Zeit erlitt auch eine andere Expedition durch die Araber der Insel Zanzibar eine Niederlage. Im J. 1817 machte ein Vertrag, den die Engländer mit Radama, dem bekannten König der Hovas, abschlossen, diesen Expeditionen so ziemlich ein En[illegible].

Die Haupturheber dieser Raubzüge waren die Malaten, — ein aus Mulatten verdorbenes Wort — die von ehemaligen europäischen Seeräubern abstammten und sich im Norden von Madagascar niedergelassen hatten. Da sie auch die Inseln Querimbe und Oibo anfielen, so reizten sie die Portugiesen gegen sich auf, und dieß hemmte zum Theil die Raubzüge. Indeß hatten sie später eine interessante Folge. Als Radama im Jahre 1828 gestorben war, mußte ein Hova-Häuptling, der Ansprüche auf den Thron machte, sich flüchten und verband sich mit einem durch Radama entthronten Fürsten der Sakkalava, Namens Andrian-Suli; beide vereint überfielen den Archipel und die schwache eingeborne Race der Comorn wurde das Opfer. Indeß fühlte sich Andrian-Suli doch in seiner neuen Besitzung, gehaßt von seinen Unterthanen, nicht sehr behaglich und verkaufte die Insel Mayotte an die Franzosen, die nun einen Stützpunkt ihrer Plane im indischen Ocean daraus machen.

Mexico im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Kamtschatka zu den Zeiten der Tang.

„Lien-kuei, oder Huig-goei, wie die Kamtschadalen heutigen Tags noch ihre Landsleute am penschinischen Meerbusen nennen, *) wird uns in den Jahrbüchern des Mittelreichs erzählt, „ist von der Hauptstadt fünfzehntausend solcher chinesischer Meilen entfernt, wovon nach der Messung des berühmten Astronomen Ihan zu den Zeiten der Tang ungefähr 338 auf einen unserer Grade gehen.“ **)

Nun liegt Singan im Kreise Schensi, die Hauptstadt des

*) Steller, Beschreibung von dem Lande Kamtschatka. Leipzig 1734, 3. Die Worte zwischen Anführungszeichen sind wörtlich aus den Jahrbüchern der Tang übersetzt (Tang-schu, Buch 220 Bl. 19 v), alles andere ist zur Erklärung, großentheils aus Stellen, hinzugefügt. Mit den Jahrbüchern der Tang wurde noch der Artikel des Matuanli (Buch 347 Bl. 5) verglichen, der zwar augenscheinlich aus dem Tangschu entlehnt ist, aber in besserer Ordnung sich befindet und manches Eigene enthält, weßhalb ich ihn bei meiner Bearbeitung zu Grunde gelegt habe. Die Zusammenschreiber der Encyklopädie des Kang-hi (Juen-kien-lui-han) begnügten sich (Buch 241 Bl. 19), wie auch sonst so häufig, die Stelle aus Matuanlin abzuschreiben.

**) Die chinesischen Grade sind etwas kleiner als unsere geographischen.

Mittelreiches während der Regierung des Herrscherhauses der Tang, 34° 15′ 34″ n. Br. und 106° 34′ 0″ ö. L. von Paris, Peter- und Paulshafen hingegen nach Preuß 53° 0′ 59″ n. Br. und 153° 19′ 56″ östl. L. von Paris — Entfernungen, welche die Nachrichten der chinesischen Jahrbücher auf eine überraschende Weise bestätigen und über die Identität Kamtschatka's mit Lieu-kuei keinen Zweifel mehr gestatten. Denn man wird es wohl hinreichend finden, wenn solche allgemeine Schätzungen, die von halbbarbarischen Schiffern oder von den barbarischen Einwohnern herrühren mögen, bei so großen Entfernungen auf zwei bis drei Grade mit den astronomischen Ergebnissen übereinstimmen.

„Dieß Land liegt gerade nordöstlich vom schwarzen Flusse oder schwarzen Drachenflusse und den Moko, von welchen man in 15 Tagen dahin segelt, wie auch gewöhnlich die Moko zu thun pflegen."

Es sind dieß, wie bereits angedeutet wurde, ohne Zweifel die Mongolen, welche in frühern Jahrhunderten und noch zu den Zeiten der Tang im Süden bis Korea und im Norden bis jenseits des Amur reichten; die westlichen Gränzen des Volkes sind unbekannt. Im Osten hingegen wohnten sie, wie ausdrücklich in unsern Quellen bemerkt wird, bis zum Meere, d. h. zum stillen Ocean, von wo aus sie leicht auf die Inseln und das feste Land Amerika's übersetzen konnten. Daß dieß geschehen ist, scheint aus der Aehnlichkeit der körperlichen Formen und der Verwandtschaft der mongolischen Sprache mit den Idiomen einiger indianischen Völklein hervorzugehen. Die Entfernung von Ochotzk nach der gegenüberliegenden Halbinsel beträgt ungefähr 150 deutsche Meilen, und die einheimischen Völklein brauchen in der That 10 bis 14 Tage, um diesen Weg zu Wasser zurückzulegen.

„Lieu-kuei liegt nördlich vom Nordmeere, von welchem es auf drei Seiten umgeben wird. Im Norden gränzt die Halbinsel an das Land der Jetschay oder Tschuktschi, *) doch lassen sich die Gränzen nicht genau bestimmen. Man hat von Kamtschatka aus einen Monat zu gehen, bis man zu diesen Jetschay kommt; jenseits derselben ist aber das Land unbekannt, auch ist niemals von ihnen eine Gesandtschaft nach dem Mittelreiche gekommen. Es gibt hier weder befestigte Plätze noch offene Orte; die Leute wohnen zerstreut herum auf den Inseln des Meeres und an den Ufern längs der Flüsse und Seen, deren Fische sie einsalzen und aufbewahren."

Auch Steller versichert uns, daß die Wohnungen der Itälmen, d. h. der Eingebornen Kamtschatka's, an Flüssen, an den Binnenseen und bei der Mündung kleiner Flüsse gefunden werden, vorzüglich in solchen Gegenden, die mit Wäldern und Gebüsch versehen sind. Fische sind in unglaublicher Menge und zahlreichen Gattungen vorhanden; sie werden, um während des langen Winters für Menschen und Vieh als Nahrung zu dienen, auf mannichfache Weise zubereitet, namentlich aber eingesalzen. *) Auch die weiter gen Nordosten wohnenden Stämme ernähren sich beinahe durchgängig von Fischen, wovon sie ja auch den Namen Eskimantik oder Eskimo d. h. rohe Fische Essende erhalten haben. **)

„Ihre Wohnungen bestehen in Höhlen, die sie ziemlich tief in die Erde graben und dann ringsum mit unbehauenen dicken Holzplanken auslegen."

Dieß ist jedoch nur von den Winterwohnungen zu verstehen; die Sommerwohnungen stehen in der Luft und sind wie unsere Taubenhäuser auf Pfählen erbaut. Es graben die Itälmen die Erde drei bis fünf Fuß tief aus in der Form eines länglichen Quadrats, so geräumig als es ihre Familie erfordert. Die ausgegrabene Erde werfen sie zwei Fuß breit auf allen Seiten vor dem Rande der Grube um dieselbe herum. Alsdann hauen sie soviel gespaltene Rinden oder Weidenstöcke in der Länge von fünf bis sechs Schuh, und schagen einen hart bei dem andern an die Wände der Grube herum in die Erde, so daß sie oben alle einerlei Höhe behalten. Zwischen diese Stöcke und die Erde legen sie immer dürres Stroh, daß die Erde nicht durchfalle, noch die in der Wohnung aufbehaltenen Waaren von der unmittelbaren Berührung schimmlig oder rostig werden. Jetzt lassen sie ein Gesims von Erde ringsherum einen Schuh breit, legen große Balken darauf ins Gevierte, die sie von außen wieder mit Pfählen und Stöcken in die Erde verrammeln, daß sie nicht auswärts weichen können. Alsdann setzen sie vier oben wie Gabeln ausgehauene Pfeiler, so hoch als sie die Jurte in der Mitte haben wollen; auf diese legen sie wieder ins Gevierte, wie ein Rost, vier Balken und befestigen sie mit Riemen an den Pfeilern, auf welche sie von allen Seiten die Dachsparren anlegen. Zwischen diese Dachsparren legen sie dünnere Stangen und auf diese quer kleine Hölzer statt der Platten dicht aneinander. Dieses ganze hölzerne Dach belegen sie einen halben Schuh hoch mit Stroh, schütten darauf die ausgegrabene Erde und treten sie mit den Füßen fest. In die Mitte der Höhle machen sie den Feuerherd zwischen vier dünnen Pfeilern, die oben und an der einen Seite mit zwei Pfeilern den Eingang befestigen, welcher neben dem Feuerherd ist und zugleich das Rauchloch abgibt, durch welches der Rauch auszieht. Dem Feuerherd gegenüber machen sie einen Canal, acht Schuh, ja bis zu zwei Faden lang, je nachdem die Wohnung groß und lang ist, der außerhalb der Wohnung fortgeht, bei dem Feueranmachen aufgedeckt, und wenn dasselbe ausgebrannt, zugemacht wird. Sie richten sich mit dem Zugloch nach keiner gewissen Gegend, sondern sehen nur zu daß es allezeit gegen den Fluß gerichtet sey. Der Wind kann allenthalben frei hinein stoßen, und damit solches desto mehr geschehe, stellen sie den Deckel vom Zugloch als einen Schirm dem Winde gegenüber, daß er sich

---

*) Im Tangschu ist ein Schreibfehler; anstatt Pe-hai, Nordmeer, steht dort Schao-hai, kleines Meer. Die richtige Lesart findet sich in den beiden angeführten Encyklopädien. Je-tschay-kuo, Reich, hier wohl passender Land, der Jetschay, steht ebenfalls bloß in den Encyklopädien. Die übermüthigen Chinesen lieben es, die Namen der Fremden mit Zeichen zu schreiben, welche auf Schimpf und Schmach zielen. So heißt Lieu-kuei die durchlaufenden Teufel, und Je-tschay des Teufels Begleiter.

*) Steller 169. 210. 211.

**) Mithridates III. 3. 425.

daran stoßen und stärker hineinziehen muß. Wenn man in die Wohnung kommen will, muß man nothwendig durch das Rauchloch auf eine Leiter oder einen Baum, worin Fußtritte gehauen, steigen. So schwer dieß einem Europäer vorkommt, besonders wenn Feuer brennt und man vor Rauch ersticken möchte, so leicht ist es dem Itälmen. Die kleinen Kinder kriechen meistens durch den Zugcanal, welcher zugleich den Schrank für das Küchen- und Tafelgeschirr abgibt. Inwendig in der Wohnung werden überall Hölzer ins Quadrat gelegt, zwischen welchen Jeder seine Schlafstelle und Zimmer hat.

„Das Klima ist wegen der vielen Nebel und des starken Schnees sehr rauh und kalt. Alles geht in Häuten von Thieren gekleidet, welche sie auf der Jagd erlegen. Doch verfertigen sie auch aus Hundshaaren und allerlei Gräsern eine Gattung von Zeug, die zu Kleidern verwendet wird. Im Winter dienen ihnen die Häute der Schweine und Rennthiere zur Kleidung, im Sommer die der Fische. Hunde haben sie in Menge."

Wir wissen jetzt daß in dem Klima Kamtschatka's eine auffallende Verschiedenheit stattfindet; Bezirke, die nur in einer geringen Entfernung von einander liegen, haben in denselben Jahreszeiten eine ganz verschiedene Witterung. Der Süden der Halbinsel ist im Allgemeinen wegen der Nähe des Meeres trüber, feuchter und länger den furchtbaren Sturmwinden ausgesetzt; je weiter man aber zur penschinischen Bucht nach Norden emporsteigt, desto gelinder sind die Winde im Winter und desto weniger Regen fällt im Sommer. Der Nebel ist aber nirgendwo häufiger und dichter als auf Kamtschatka; auch fällt wohl in keinem Lande auf Erden tieferer Schnee als zwischen dem 51ten und 54ten Grade der Halbinsel. Deßhalb bedürfen die Bewohner der warmen Kleidung aus Seehund- und Rennthierfellen; auch die der Hunde, Murmelthiere und Jebraschken werden zu diesem Endzwecke zubereitet. Die Weiber trocknen Nesseln und andere Gräser, schleißen sie und spinnen mühsam ein Garn daraus, das zu einer Art Leinwand verarbeitet, ebenfalls zu allerlei Kleidungsstücken dient. *) Rennthiere, schwarze Bären, Wölfe, Füchse und andere vierfüßige wilde Thiere gibt es hier in Menge; sie werden auf mancherlei, mitunter höchst sinnreiche Weise gefangen, wovon auch bereits die Chinesen gehört haben. An zahmen Thieren findet man bloß Hunde, welche in vielen Beziehungen den Kamtschadalen unentbehrlich sind; sie werden an Schlitten gespannt und dienen an der Stelle unserer Pferde und Esel. Ja die Hunde sind hiesigen Landes so stark, daß sie mehr aushalten als unsere Lastthiere. Ihre Felle und Haare werden zu Kleidern verarbeitet, so daß sie ihnen auch die Schafe, deren keine vorhanden sind, und ihre Wolle ersetzen. Es ist ein Irrthum des chinesischen Berichterstatters, wenn er von Schweinen auf Kamtschatka spricht; sie würden hier zwar sehr gut gedeihen, man hatte aber zu Stellers Zeit noch keine dahin verpflanzt. **) Heutigen Tags noch kleiden sich mehrere den Mandschu nordöstlich wohnende Stämme in Fischhäute, weßhalb sie auch von den Chinesen Jupi, Fischhäute, genannt werden. Sie, gleich wie die Chedschen, gehören zu den Aleuten.

„Die Leute haben keine regelmäßige Verfassung; sie wissen nichts von Beamten und Vorgesetzten. Ist ein Räuber im Lande, so werden alle Bewohner zusammengerufen, um ihn zu richten. Man weiß nichts von der Eintheilung und der Folge der vier Jahreszeiten. Ihre Bogen sind ungefähr vier Fuß groß und ihre Pfeile gleichen denen des Mittelreiches. Aus Knochen und Steinen verfertigen sie eine Art musikalischer Instrumente; sie lieben Singen und Tanzen. Ihre Todten legen sie in große Baumstämme und beklagen sie drei Jahre lang, ohne übrigens eine besondere Trauerkleidung zu tragen. Im Jahre 1640, zur Zeit der Regierung des zweiten Himmelssohnes der Tang, ist die erste und letzte tributbringende Gesandtschaft aus dem Lande Lieu-kuei nach dem Mittelreiche gekommen."

Vor der Eroberung des Landes durch die Russen lebten die Kamtschadalen in einer Art Gemeinschaft, wie wir sie bei allen rohen Völklein, namentlich auch bei den Germanen finden. Jeder rächte die Unbill, welche ihm widerfuhr, und bediente sich hiezu der Waffen, die in Bogen, Pfeilen und Spießen von Knochen bestanden. In Kriegsläuften wählten sie einen Anführer, dessen Macht mit dem Kriege zu Ende ging. Wurde gestohlen und man konnte den Dieb nicht ermitteln, so riefen die Aeltesten das Volk zusammen, wo dann jeder ermahnt wurde den Thäter anzugeben. Blieb auch dieß ohne Erfolg, so wurde durch schamanische Zauberkünste Tod und Verderben auf das Haupt des Bösewichts herabbeschworen. Das ganze Sonnenjahr theilen die Itälmen in zwei Theile, wovon der eine Sommer und der andere Winter genannt wird. Eine Tag- und Wocheneintheilung ist dem Kamtschadalen unbekannt, auch können die meisten nicht über vierzig zählen. Den größten Theil der Zeit verbringen sie mit Musik und Tanz, mit Gesang und lustigen Erzählungen. Ihre Gesänge und Melodien, wovon Steller einige mittheilt, klingen lieblich und angenehm. Wenn man die Cantaten des großen Orlando Lasso ansieht — sagt dieser treffliche in Rußland geopferte Mann, dem ich in der Darstellung der Sitten und Gebräuche der Kamtschadalen durchgängig folge — womit er den König von Frankreich nach der Pariser Bluthochzeit ergötzte, so erscheinen sie, was die Annehmlichkeit betrifft, viel schlechter als die Arien der Itälmen, welche sie nicht nur einstimmig singen, sondern auch einander mit Mittelstimmen zu secundiren wissen. Der chinesische Bericht über die Leichenbestattung und die dreijährige Trauer des Volkes ist aber durchaus unbegründet; wenigstens hat zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Russen nichts Aehnliches mehr stattgefunden. Die Kranken wurden, wenn sie unrettbar schienen, bei noch lebendigem Leibe den Hunden überlassen, und von einer Klage über den Tod der Eltern und andern Anverwandten war nur selten die Rede. Möglich ist es, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß sich seit dem siebenten Jahrhundert in dieser Beziehung auf

**) Steller 304. 317. 318.

*) Steller 140.

Kamtschatka manches verändert oder verschlimmert habe. — Die Wohnsitze der Wen-schin oder „Gezeichneten Leute," müssen, wenn wir der Angabe in Betreff ihrer Entfernung von Japan Glauben schenken dürfen, östlich von Kamtschatka und innerhalb der aleutischen Inselgruppe zu suchen seyn. „Das Land der Wen-schin," heißt es in den Jahrbüchern der südlichen Dynastien,*) „ist in nordöstlicher Richtung ungefähr 7000 chinesische Meilen oder gegen 20 unserer geographischen Grade von Japan entfernt," — eine Richtung und Entfernung, die uns mitten in die aleutische Inselgruppe versetzt. Man begreift nicht, wie Deguignes diese gezeichneten Leute auf Jeso suchen und finden konnte. **)

„Die Körper dieser Leute enthalten allerlei Figuren, wie Thiere und dergleichen. Auf der Stirne haben sie drei Linien: die großen und geraden bezeichnen die Edeln, die kleinen und krummen die Gemeinen des Volkes."

Die Aleuten schnitten, wie man weiß, bevor sie zum Christenthume bekehrt wurden, nicht bloß verschiedene Figuren in den Körper, sondern sie durchbohrten auch den Nasenknorpel und trugen einen quer durchgesteckten Stift darin, woran sie an Festtagen Glaskorallen hingen; die Weiber durchbohrten zu diesem Endzwecke das ganze Ohr ringsum. Außerdem machten sie sich auch in die Unterlippe Einschnitte, um darin knöcherne oder steinerne Nadeln zu tragen, welche ungefähr zwei Zoll lang waren.

Tahan, Aliaska.

Zu den Zeiten des Herrscherhauses der Leang — in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung — hörten die Chinesen von einem Lande, das 5000 ihrer Meilen östlich der Gezeichneten Leute auf den aleutischen Inseln läge und nannten es Ta-han oder Groß-China. Die Richtung und Entfernung führen uns zur großen Halbinsel Aliaska. Wahrscheinlich nannte man das Land deßhalb Groß-China, weil von dem großen Continent, der sich jenseits der Halbinsel hinzieht, Nachricht erschollen war im Mittelreiche. So hätten ja auch, wie die Sage lautet, aus demselben Grunde die in frühern Jahrhunderten, lange vor Colon nach Amerika verschlagenen Irländer die neu entdeckten Gegenden Groß-Irland genannt.***) Man berichtet uns, die Ta-han glichen im Ganzen, in Sitten und Gewohnheiten, den Gezeichneten Leuten, beide Völker sprächen aber durchaus verschiedene Sprachen. Auch führten die Ta-han keine Waffen und wußten nichts von Krieg und Streit. ****)

*) Nansse, d. h. Geschichten der südlichen Dynastien, Buch 79 Bl. 5. Derselbe Artikel findet sich auch im Leang-schu, d. h. in den Jahrbüchern der Leang, Buch 54 Bl. 19, und bei Matuanlin, Buch 327 Bl. 2.

**) Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-lettres. XXVIII. 506. Es ist dieß nicht der einzige Fehler, den sich der sonst so treffliche Mann in der angeführten Abhandlung zu Schulden kommen ließ.

***) Münchener Gel. Anzeigen VIII. 634. Es soll das Land der beiden Carolinas bis zur Südspitze von Florida gewesen seyn.

****) Leangschu und Matuanlin a. a. O.

Jenseits der Tahan lernten die Chinesen, am Ausgange des fünften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, ein Land kennen, das bereits Deguignes auf dem nordwestlichen amerikanischen Continent suchte. Die Vermuthung des scharfsinnigen, gelehrten Mannes ist der Hauptsache nach vollkommen gegründet; ja wir sind jetzt sogar in den Stand gesetzt, das Reich Amerika's genau bestimmen zu können, auf welches sich die Nachrichten der Chinesen beziehen. Die eifrigen Nachforschungen über die untergegangene Cultur und ihre noch vorhandenen Trümmer in der neuen Welt haben in unsern Tagen zu Ergebnissen geführt, wovon die Forscher des 18ten Jahrhunderts keine Ahnung haben konnten. Wir wollen nun zuvörderst den Bericht der Chinesen über das ferne Land im Osten nach einer wörtlichen Uebersetzung vollständig mittheilen und dann die Erläuterungen, so viel als thunlich zu einem Ganzen geordnet, nachfolgen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Fragmente aus Südfrankreich.

(Schluß.)

Unweit Arles ist die von der Rhone gebildete Insel Camargue; sie ist beträchtlich lang und sehr fruchtbar, besonders reich an herrlichen Viehweiden, wo zahllose Pferde und Rinder das ganze Jahr frei herumlaufen; ein Fest mit Tanz und Gesang und Eierkuchen findet statt, wenn den Thieren mit einem glühenden Eisen der Name des Eigenthümers eingebrannt wird.

Die Provençalen haben ihren eigenthümlichen *altromanischen Dialekt*, der bekanntlich studirt seyn will; einen Franzosen aus der Gegend von Orleans oder Rouen versteht man hier kaum, so verschieden sind die Mundarten. Der Provençale ist heftig, leidenschaftlich, unbeständig, übrigens brav, emsig und arbeitsam. Die niedern Classen zeichnen sich durch eine derbe untersetzte Statur, markirte Gesichtszüge, besonders aber durch wilde blitzende Augen aus. Sie lieben das Vergnügen über alles, und man findet in der Provence mancherlei noch aus der Römerzeit und dem Mittelalter überkommene höchst interessante und beachtenswerthe Volkslustbarkeiten. Die Provençalen sind fleißige Landleute, unerschrockene Fischer und Schiffer, thätige Kaufleute und geschickte Manufacturisten.

Am Abhang eines anmuthigen Hügels erbaut und ganz von Blumengärten umgeben; gewährt Grasse dem Reisenden einen sehr angenehmen und freundlichen Anblick. Im Freien überwintert hier das Zuckerrohr; die köstlichen Parfumerien, die man hier bereitet, werden durch ganz Europa versandt; das edelste Obst gedeiht unter diesem südlichen Himmel. In der Nähe sind ergiebige Marmor- und Alabasterbrüche.

Beaucaire gegenüber, in einer herrlichen Gegend, unter dem mildesten Himmel liegt Tarascon mit seinem schönen alten Schlosse, woselbst die Grafen von Provence residirten, umgeben von kampf- und sangeslustigen Vasallen; in diesen epheuumrankten Höfen und Burghallen wurden Turniere und Minnespiele gehalten; ritterliche Troubadours haben hier geschwärmt und aus den Händen der Damen den schönsten Dank und Siegespreis empfangen. Von seinen Zinnen gewährt dieses mittelalterliche Grafenschloß eine genußreiche Aussicht über die Rhone bis zu ihrer Mündung.

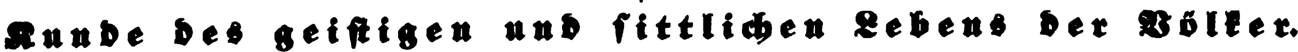
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 168.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für



Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Junius 1845.

Mexico im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Das Reich Fusang (Mexico).

„Während der Regierung der Dynastie Tsi, in dem ersten Jahre der Jahresbenennung Ewiger Ursprung (499 n. Z.), kam ein buddhaistischer Geistlicher aus diesem Reiche, welcher mit seinem Klosternamen Hoei-schin, d. h. Allgemeines Mitleiden, hieß, nach King-tscheu — ein alter Name *) für den jetzigen Kreis Hukuang und einige benachbarte Districte — welcher erzählte: Fusang ist ungefähr 20,000 chinesische Meilen von Tahan in östlicher Richtung entfernt, das Land liegt östlich vom Mittelreiche. Es wachsen hier viele Fusang-Bäume, deren Blätter der Dryandra Cordifolia **) gleichen, die Sprossen hingegen denen des Bambusbaumes, welche von den Bewohnern des Landes gegessen werden. ***) Die Frucht gleicht der Form nach einer Birne, ist aber roth. Aus der Rinde bereitet man eine Art Linnen, welche zu Kleidern verwendet wird; auch eine Gattung geblümten Zeugs ****) wird daraus verfertigt. Die Häuser werden aus hölzernen Balken gemacht; befestigte Orte und gemauerte Plätze kennt man nicht."

Schrift und bürgerliche Ordnung.

„Es gibt Schriftzeichen hiesigen Landes, und aus der Rinde des Fusang bereitet man ein Papier. Die Leute haben keine Waffen und führen auch keine Kriege; es besteht aber in der Anordnung des Reiches ein südliches und ein nördliches Gefängniß. Die geringern Verbrecher werden in das südliche, die größern in das nördliche eingesperrt, so daß die, welche begnadigt werden können, in den südlichen Zwinger kommen, die hingegen, bei welchen dieß nicht der Fall ist, in den nördlichen. Die hier auf Lebenszeit eingesperrten Männer und Frauen dürfen sich verheurathen; die Knaben dieser Ehen werden, acht Jahre alt, Sklaven, die Mädchen erst nachdem sie das neunte zurückgelegt haben. Wenn ein angesehener Mann sich ein Verbrechen zu Schulden kommen läßt, so wird eine große Reichsversammlung abgehalten, welche in Gegenwart des Verbrechers — der in einer Grube Platz nehmen muß — ein Festgelage hält; sie bestreuen ihn da mit Asche und nehmen von ihm Abschied, gleich wie von einem Sterbenden. Gehört das Verbrechen zum niedern Grade, so wird bloß die Person bestraft; gehört es zum höhern, so trifft die Strafe Kinder und Kindeskinder. Bei dem höchsten Grade hingegen reicht die Strafe bis zur siebenten Generation."

Der König und die Edeln.

„Der Name des Königs lautet Jchi, die Edeln erster Classe heißen Tuiln, die zweiter Classe kleine Tuiln und die der dritten Na-to-scha. Geht der Fürst des Landes aus, so wird er von Trommeln und Hörnern begleitet. Die Farbe seiner Kleider ist verschieden in den verschiedenen Jahren: in den zwei ersten des zehnjährigen Cyclus ist sie blau, in den zwei andern roth; in den folgenden gelb, in den beiden hernach weiß und in den zwei letzten schwarz."

Sitten und Gebräuche.

„Die Ochsen haben so große Hörner, daß sie bis zehn Schäffel enthalten; man bedient sich derselben zum Aufbe-

---

*) King-tsche ist die sechste der neun Provinzen, welche in der Steuerrolle des Ju (die den sechsten der erhaltenen Abschnitte des Annalenbuches einnimmt) beschrieben werden. Sie reichte von der Nordseite des Berges King, woher der Name, bis südlich des Berges Hong. Vergl. Kongingta, den berühmten Ausleger der King aus den Zeiten der Tang, zur erwähnten Stelle des Annalenbuches.

**) In dem Leang-schu ist hier, wie so häufig in chinesischen Texten, ein Schreibfehler; anstatt des Charakters Tong (4233 Bas.), welcher Kupfer bedeutet, wonach übersetzt werden müßte, „deren Blätter dem Kupfer gleichen, was sicherlich irrig ist.

***) Dieß ist auch in China mit den Bambusknospen der Fall, weßhalb sie Sun (7449 B.), d. h. „die Knospen der ersten zehn Tage" heißen. Sind nämlich zehn Tage vorüber, so werden sie ungenießbar.

****) Die Jahrbücher der Leang haben eine Variante; anstatt des Charakters Kin (11492 B.), „gestickte Seide," hier natürlich gestickter oder geblümter Stoff im allgemeinen, steht dort Mien (7916 Bas.), welches feine Seide bedeutet.

wahren von allerlei Gegenständen. Pferde, Ochsen und Hirsche werden auch an Wagen gespannt. Man zieht hier die Hirsche auf, wie im Mittelreiche das Rindvieh, und aus der Milch der Hirschkühe macht man Butter. Die rothen Birnen des Fusangbaumes halten sich das ganze Jahr hindurch. Man hat überdieß viele Aepfel und Schilfrohr; aus letzterm werden Matten verfertigt. Eisen findet sich keines in diesem Lande, wohl aber Kupfer; Gold und Silber werden nicht geschätzt und dienen nicht als Tauschmittel auf den Märkten.

„Heurathen werden in folgender Weise geschlossen: der Mann baut sich vor der Thüre des Hauses, worin die Ersehnte wohnt, eine Hütte und begießt und reinigt des Morgens wie des Abends den Boden. Ist ein Jahr verflossen und das Mädchen willigt nicht ein, so verläßt er sie; willigt sie ein, so wird die Heurath vollzogen. Die Heurathsgebräuche gleichen im Ganzen denen des Mittelreiches. Wenn die Eltern sterben, so fasten sie sieben Tage; bei dem Tode des Großvaters von väterlicher oder mütterlicher Seite fünf Tage, bei dem der ältern und jüngern Geschwister, der Onkel und Tanten drei Tage lang. Sie sitzen dann von Früh bis Abend vor der Darstellung des Geistes im Gebete versunken; doch haben sie keine Trauerkleider. Der seinem verstorbenen Vater nachfolgende König befaßt sich nicht während der nächsten drei Jahre mit den Geschäften des Reiches.

„Vor Alters war die Lebensweise dieses Volkes nicht nach dem Gesetze Buddhas. Nun traf es sich aber, daß im zweiten Jahre der Jahresbenennung „Großes Licht" der Song (458 n. Z.), fünf Bettelmönche aus dem Reiche Kipin nach diesem Lande zogen, dort die Religion Buddhas verbreiteten, seine heiligen Schriften und Abbildungen. Sie unterrichteten die Leute in den Normen des Mönchslebens und veränderten so die Sitten des Volkes."

Amazonen.

Derselbe buddhaistische Geistliche, welchem wir den Bericht über das Land Fusang verdanken, erzählt auch von einem Weiberreiche. Es läge dieses Land ungefähr tausend chinesische Meilen östlich von Fusang, wäre von weißen Leuten bewohnt, mit sehr behaarten Körpern. *) Die ganze Erzählung enthält aber so viel Fabelhaftes, daß sie es nicht verdient mitgetheilt zu werden. Nichtsdestoweniger bleibt es denkwürdig, daß seit den ältesten Zeiten alle großen Culturvölker, welche uns schriftliche Nachrichten hinterlassen haben, von einem Weiberreiche sprechen, das, je weiter man den Nordosten der Erde kennen lernte und es natürlich hier nicht fand, immer weiter gerückt wurde, bis diese herrschenden Weiber endlich nach Amerika verpflanzt wurden. Es bedarf wohl jetzt kaum der Bemerkung, daß es niemals solch ein Weiberreich gegeben hat. Wohl aber mögen die Frauen hie und da bei manchen Stämmen besondere Wohnplätze gehabt, vielleicht gar abgesondert auf einer Insel gelebt haben, wo sie von Zeit zu Zeit von den Männern Besuch erhielten. Die Araber, und namentlich Edrisi, sprechen von solch einer Einrichtung; *) doch dachten sie sich ihr Weiberreich in einer ganz andern Weltrichtung. Die Kenntniß der Araber und Perser von dem Osten und Nordosten der Erde erstreckt sich nur bis Japan und die östlichen Gestadelandschaften des chinesischen Reiches. Oestlich von Japan, erklärt Abulfeda ausdrücklich, sey die Erde unbewohnt.

*) Die Berichte finden sich in den Nan-sse, Buch 79 Bl. 5. Leang-schu Buch 54 Bl. 49, dann daraus und zwar viel richtiger in der Encyklopädie des Matuanlin, Buch 327 a. A.

Kophene, Balutschistan.

Das Land westlich des Indus, welches wir heutigen Tags unter dem Namen Afghanistan und Balutschistan kennen, ward, bald nach dem Tode des indischen Reformators Buddha, zu seiner das Kastenwesen sprengenden und auf dem Grunde allgemeiner Menschenliebe erbauten Lehre bekehrt. Es führt in den Nachrichten der chinesischen Buddhaisten den Namen Kipin, welcher auch unter der Form von Kophen, Kophes und Kophante als die Bezeichnung einiger Flüsse und Städte in Gedrosia und Arachosia bei den Alten erscheint. **) Hier hatte bereits das dritte Oberhaupt der Religion des Königssohns von Kapilapura seinen Sitz aufgeschlagen. ***) Sie behauptete sich auch hiesigen Landes, wie aus den zahlreichen Monumenten und Ruinen hervorgeht, in großer Blüthe bis zum siebenten und achten Jahrhundert, wo die glaubensvollen Moslim mit Feuer und Schwert die Lehre ihres Propheten verkündeten. Nach dieser heiligen Metropole pilgerten viele fromme Mönche Mittelasiens und der östlichen Reiche, denn von Kophene aus verbreitete sich die Religion Buddhas über viele Gegenden der Erde und, wie man sieht, selbst nach dem nördlichen Amerika, namentlich nach Mexico.

Wie diese Länder von den Einheimischen genannt werden, erfahren wir nicht, wie auch sonst so selten, selbst bei neuen Entdeckungen. Wir wissen nur, daß sie von dem chinesischen buddhaistischen Sendboten, nach einem im östlichen Asien und auch hier häufig vorkommenden Baum, ****) oder vielleicht auch, was wahrscheinlicher ist, nach einer ähnlichen Pflanze, mit dem Namen Fusang belegt wurden. Denn es ist eine der menschlichen Natur angeborne Neigung, das Land nach seltenen hervorragenden Erzeugnissen zu benennen. Auch die Normänner, welche ungefähr fünfhundert Jahre nach dem buddhaistischen Geistlichen die Nordküste Amerika's entdeckten, haben sie in ähnlicher Weise nach dem in großen Massen hier wildwachsenden Weinstocke Winaland genannt. Wegen der großen Entfernung Fusangs sind später keine Sendboten mehr dahin gekommen. Doch ist das Andenken an dieses mit so vielen Einzelnheiten beschriebene Land niemals dem Gedächtnisse der Buddhaisten und chinesischen Alterthumsforscher entschwunden. Die einen erwähnen es häufig in ihren Werken und haben es sogar in

*) Edrisi II. 433 ed. Jaubert.

**) Mannert, Geographie der Griechen und Römer V. Abtheilung II. 19. 20. 53 und 55.

***) Siehe die Geschichte des Buddhaismus, welche den Titel führt Tschi jue lu, d. h. der indische Wegweiser III. 5 v.

****) Loureiro, Flora Cochinchinensis. Berolini 1793. II. 510.

Karten bildlich dargestellt; *) und die andern werden in ihrer gedankenlosen wiederkäuenden Weise nicht müde, alle Angaben, welche wir mitgetheilt haben, zu wiederholen. Auch haben sich später die mythischen Geographen und Dichter dieser Kunde, gleichwie dieß im Westen mit der des Priesters Johannes der Fall war, bemächtigt und sie in mancherlei Weise ausgesponnen. Die lieblichen oder abenteuerlichen Phantasiegebilde über den Baum und das Land Fusang werden aber bei den unbefangenen Forschern der Wahrheit der geschichtlichen Ueberlieferung so wenig Abbruch thun, wie die reichen Sagenkreise von Alexander und Karl dem Großen den historischen Werken des Arrian und Eginhard.

Die Entfernung des Landes von Tahan oder Aliaska, welche sich nach den bereits erwähnten Bestimmungen auf sieben bis achtundfünfzig Grade beläuft, führt uns nothwendig an die Nordwestküsten Mexico's oder Neuspaniens, in die Gegend von San Blas und den angränzenden Marken. Nicht minder zeigen die andern Einzelnheiten des budhaistisch-chinesischen Berichtes auf diese Gegenden der Erde. Es ist aber nothwendig, bevor dieses in den Einrichtungen der Azteken nachgewiesen wird, eine Schwierigkeit zu beseitigen, welche sonst die ganze Beweisführung zu nichte machen könnte.

Aelteste Geschichte Mexico's.

Die Nachrichten unseres Reisenden gehen in Zeiten zurück, die weiter hinaufreichen als alle die schwankenden, auf unsicherer Hieroglyphendeutung beruhenden Sagen der Azteken. Eine Thatsache steht aber festgegründet auf diesem wankenden Boden des alten Amerika. Die aufeinander folgenden barbarischen Stämme der Eroberer zogen immer vom Norden herab nach Süden, mordeten, verjagten und knechteten die früheren Einsassen und bildeten im Laufe der Zeit immer wieder ein neues bürgerliches und Staatsleben aus, seinem Wesen nach auf dem Musterbilde des zertrümmerten Reiches, welches seinerseits in dem Verlaufe einiger Jahrhunderte von andern Barbaren erschüttert wurde. Diese späteren Eroberungszüge in der neuen Welt dürfen aber so wenig wie die der deutschen und anderer Stämme in der alten, als die erste Colonisation betrachtet werden.

Die Ruinen von Mitla und Palenque.

Die namenlosen Trümmer, welche man nach den nahen Orten Mitla und Palenque nannte — es liegt der letzte Ort in der Provinz Tzendales, auf der Gränze der Intendanzen von Ciudad Real und Yucatan — werden von enthusiastischen Kennern auf mehrere Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung hinaufgesetzt; urtheils- und kenntnißlose Schwärmer wollten hier sogar die Heimath aller geistigen Bildung, und so auch des Buddhaismus, entdeckt haben. **) Die Tolteken — ein Wort, das Baukünstler bedeutet — erscheinen gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts; eines ihrer litterarischen Erzeugnisse, „das göttliche Buch" genannt, hatte sich nach einer unverbürgten Sage selbst bis auf die Zeiten der Spanier erhalten. *) Die Azteken hingegen kamen erst nach Anahuak oder dem Lande nahe am Wasser während der Regierung des Kaisers Friedrich II. **) Die wilden Eroberer traten anfänglich, gleichwie alle Stämme zur Zeit der großen europäischen Völkerwanderung ebenfalls der vorhandenen Religion und der einheimischen Cultur feindlich entgegen; sie konnten aber in der Folge, als sich ihnen das Bedürfniß eines geregelten Staates aufdrang, den neuen Aufbau nur auf den vorhandenen Ruinen errichten. Dieß mag in geistiger wie in materieller Beziehung gelten. Wir dürfen uns also der Einrichtungen, Sitten und Gebräuche der Azteken zur Erläuterung der früheren Völkerzustände in diesen Ländern bedienen. Hat doch bereits der gelehrteste Geschichtschreiber Neuspaniens, in Uebereinstimmung mit den Ergebnissen der neuesten Forschungen, bei aller Verschiedenheit im Einzelnen auch die ursprüngliche Verwandtschaft der mannichfachen Sprachen Mexico's erkannt. ***)

(Fortsetzung folgt.)

Besuch bei einem Gutsbesitzer im Caucathal.

(Aus Hamiltons Erinnerungen an Columbien.)

Ich war mit meinem Maulthier in einen tiefen Morast gerathen, wo mir zuletzt keine andere Wahl übrig blieb, als abzuspringen und mit meinen Stiefeln im Koth zu waten, in welchem ich fast versank, indessen mein Secretär, die Bedienten und Maulthiertreiber sich daran ergötzten zuzusehen, wie ihr Herr und das Maulthier das Sprüchwort aufführten: Je mehr man arbeitet, um aus dem Schlamm zu kommen, desto tiefer sinkt man hinein! Endlich gelang es den columbischen Arrieros mich sammt Stiefeln und Sporen aus dem Schlamm herauszuziehen, und auch das Maulthier arbeitete sich, nachdem es um eine beträchtliche Last leichter geworden war, wieder aus der Tiefe hervor, in die es versunken war. Während wir uns mühsam aus diesen Schlammlöchern herausarbeiteten, kam uns Hr. Arboleda mit einem Geistlichen entgegen und bat uns, nachdem er uns freundschaftlich begrüßt und bewillkommt hatte, einige Tage bei ihm auf seinem Landgute Capio, welches eine Meile von dem Dorfe Killacho liegt, zuzubringen. Er entschuldigte sich hierauf wegen des schlechten Zustandes der Wege in seinem Gebiete, die, während er sich im Bürgerkriege auswärts aufgehalten habe und seine Besitzungen von den Spaniern geplündert worden, so wie alles andere in Verfall gerathen seyen.

---

*) Fa kiai ngan litu, d. h. Sichere Tabellen der Religion. I. 2 v.

**) Antiquités Mexicaines II. 73. Transact. of the Amer. Antiq. Society II. Prescott, History of the conquest of Mexico. Paris 1844. III. 253. Es ist diese Geschichte der Eroberung Mexico's ein Werk, ebenso ausgezeichnet durch gründliche Gelehrsamkeit und kritischen Tact wie durch einfache, ächt geschichtliche Darstellung. Unsere Uebergründlichen, welche auch jetzt noch nicht begreifen wollen, daß die Form die Seele des Stoffes bildet, und unsere rückgängigen Parteimänner, die auf Nordamerika wie auf ein bloß industrielles oder gar lasterhaftes Land herabsehen, könnten hier, wenn es ihnen, namentlich den letzteren, um Wahrheit zu thun wäre, gar Vieles lernen.

*) Prescott I. 67.

**) Die chronologischen Angaben der verschiedenen Schriftsteller widersprechen sich: die des gelehrten Clavigero scheinen immer noch die zuverlässigsten. Prescott I. 11.

***) Clavigero, Storia antica del Messico I. 153.

Nicht weit von Capio zeigte uns Hr. Arboleda eine Reihe rother Lehmhügel, aus deren Erde die Sklaven Goldstaub waschen. Zugleich erbot er sich, wenn es uns angenehm wäre, am folgenden Tage mit uns dahin zu reiten und uns mit dem Verfahren bei dem Goldwaschen bekannt zu machen. Auf unserer weitern Reise durch das Thal Cauca sahen wir noch viele solche goldstaubhaltige Lehmhügel, die sich einige Stunden weit zu unserer Rechten hinzogen. Hr. Arboleda sagte uns, er halte auf seinen Gütern im Thal Cauca und in der Provinz Choco an tausend Sklaven, deren hauptsächliches Geschäft es sey, Goldstaub zu waschen.

Nach unserer Ankunft in Capio wurden wir der Señora Arboleda vorgestellt, einer schönen gebildeten jungen Dame, welche die Tochter des Münzdirectors Piombo in Popayan und eine Nichte des spanischen Generals Grafen Odonnel war. Sie konnte sich nicht enthalten zu lächeln als sie mich so mit Koth beschmutzt vor sich stehen sah, und bemerkte, einem Engländer müßte das Reisen auf so schlechten Wegen besonders ungewohnt vorkommen, da sie in ihrem Vaterlande so schöne Landstraßen hätten.

Nachdem wir uns wieder rein und ordentlich angezogen hatten, ließen wir uns an einer reichbesetzten Tafel zum Mittagessen nieder, bei welchem alle Gerichte auf massivem Silber und chinesischem Porcellan aufgetragen wurden. Hier vergaßen wir bei Hrn. Arboleda's trefflichen altspanischen Weinen bald unsere ausgestandenen Abenteuer oder machten sie vielmehr zum Gegenstand unserer Belustigung.

Hr. Arboleda und seine Gemahlin besaßen vielseitige Kenntnisse; der erstere war mir schon in Popayan als ein Mann von vorzüglicher Bildung und großer Belesenheit geschildert worden. In einem Saal, welchen er sein Studirzimmer zu nennen pflegte, hatte er eine ansehnliche Bibliothek, in welcher sich französische, englische, italienische und spanische Werke befanden. Einen großen Theil derselben hatte er kürzlich in Lima gekauft, wohin er mit seinem Vetter J. Mosquera von der columbischen Regierung in diplomatischen Angelegenheiten geschickt worden war.

So lange der sattsam bekannte spanische General Don Pablo Morillo Herr in diesen Gegenden war, hatte Arboleda und seine Gemahlin viel Ungemach erdulden müssen. Zwei Jahre lang hatten sie sich, nicht weit von ihren Gütern in der Provinz Choco, in Wäldern und Höhlen verborgen und waren in dieser Lage zum Theil von treugesinnten Sklaven erhalten worden, woraus man zugleich ersieht, daß sie gute Herren gewesen seyn mußten.

Hr. Arboleda war einmal von den Spaniern gefangen und nach Bogota gebracht worden, wo man ihn zu Morillo führte, dessen erste Frage war: Sind Sie ein Rechtsgelehrter? Als Arboleda dieselbe verneint hatte, fuhr jener fort: Das ist Ihr Glück, sonst wären Sie binnen vierundzwanzig Stunden ohne Gnade erschossen worden, denn das verwünschte Advocatenvolk ist allein an allem Aufruhr schuld, und wenn Sie gleich eine Nichte des Generals Odonnel zur Frau haben, es würde Sie nicht gerettet haben, wenn Sie ein Rechtsgelehrter wären!

Vor dem Bürgerkriege wurden auf diesem Landgute zehntausend Stück Rindvieh gehalten, von denen jedes acht Dollars werth war; die Spanier verlangten zuweilen Kriegslieferungen von einigen hundert Stück auf einmal, und wenn der Verwalter Einwendungen machte, wurden ihm zur Strafe für seine Widersetzlichkeit hundert Stockhiebe aufgezählt. Hr. Arboleda versicherte, daß vor den Unruhen in dem Thal Cauca über eine Million Stück Rindvieh aufgezogen und gemästet worden seyen. Nun nach beendigtem Bürgerkriege wollen wir, rief Arboleda aus, dem Landbau und der Viehzucht wieder unsere ganze Aufmerksamkeit zuwenden, auf daß unser schönes Caucathal von Milch und Honig triefe.

Als ich in mein Schlafzimmer trat, erstaunte ich über die Nettigkeit, mit der ich hier alles angeordnet fand, und über die Pracht einer Toilette, wie man sie wohl in Europa in vornehmen Häusern zu treffen gewohnt ist, aber gewiß nicht leicht in dem zwar schönen, jedoch entlegenen Thal Cauca erwartet hätte. Die Betten waren vortrefflich und ihre Vorhänge mit künstlichen Blumen verziert. Auf dem Nachttische fand ich kölnisches Wasser, Windsorseife, Macassaröl, crème d'amandes ameres, Zahnbürsten. Ich ruhte in meinem prachtvollen Bett vortrefflich und wurde, als ich des Morgens erwachte, von einem Bedienten benachrichtigt, daß ein kaltes Bad für mich bereit stehe. Alles was ich um mich sah und hörte schien mir wie ein Zauber, und ich kam mir vor wie ein Held in den arabischen Nächten, der aus elenden Herbergen und nach schlechter Kost auf einmal in einen Palast versetzt wird. Die ganze Einrichtung, die alles übertraf, was ich in dieser Art bisher in Columbien gesehen hatte, gab mir einen sehr vortheilhaften Begriff von Señora Arboleda's gutem Geschmack.

Nach dem Frühstück schlug uns unser liebenswürdiger Wirth vor einen Ritt nach den Bergen zu machen, wo wir das Verfahren bei dem Goldwaschen mit ansehen sollten. Als wir daselbst angekommen waren, trafen wir etwa zwanzig Negerinnen in reinlichen, weißen und mit Blau verzierten Röcken und großen Strohhüten an, die an einem kleinen Flusse eifrig damit beschäftigt waren die goldhaltige Erde in Bateas oder hölzernen Näpfen zu waschen, während ihnen die Neger dieselbe zutrugen. Hr. Arboleda erklärte uns, wie die Neger die erdigen und steinigen Theile von dem Goldstaub scheiden, wobei das Verfahren sehr einfach ist. Die Neger, welche durch viele Erfahrung die Fertigkeit erlangt haben, sogleich die Erde ausfindig zu machen, welche die meisten Goldtheilchen enthält, graben dieselbe zuerst aus und zerbröckeln sie in kleine Stücke. Hierauf wird sie in einem längs dem Hügel gegrabenen Canal geschwemmt, wodurch die leichtern Theile vom Wasser, welches man immer in einer gleichmäßigen Strömung erhält, weggeführt werden, während das Gold durch sein Gewicht zu Boden sinkt. Hierauf werden die gröbern Steine von den Frauen herausgelesen.

(Schluß folgt.)

Artesische Brunnen in der Oase Tuggurt. Am 21 Mai kam eine Deputation des Scheich von Tuggurt nach Constantine, um die Versicherung seiner Unterwerfung zu erneuern und einen Tribut von 20,000 Fr. zu überbringen. Auf ihr Begehren und nach den von ihnen gelieferten Angaben über die Art, im Wadi Righ artesische Brunnen zu bohren, hat die Administrativ-Commission 6000 Fr. ausgesetzt, um die Oase Tuggurt mit einem Sondirungsapparat zu versorgen. Die mit dem Graben von artesischen Brunnen in Tuggurt beschäftigten Arbeiter sollen nach Constantine kommen, um mit dem französischen Apparat Sondirungen anstellen zu lernen. (Algérie vom 6 Junius.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 169.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Junius 1845.



Der neue Vertrag zwischen England und Frankreich über den Sklavenhandel.

Man hat in Frankreich selbst, zum Theil widerwillig, anerkannt, daß dieser neue Vertrag zu Gunsten Frankreichs eine wesentliche Verbesserung sey, und das Durchsuchungsrecht wenn auch nicht völlig abschaffe, doch suspendire und dessen völlige Abschaffung in Aussicht stelle. Die hinkenden Boten, d. h. die mißliebigen Bemerkungen, vom Constitutionnel vorerst nur vorsichtig ausgehoben, werden in nicht sehr langer Zeit nachfolgen, und es wird sich herausstellen, daß die angebliche Nachgiebigkeit Englands theils nothgedrungen, theils wohl berechnet und der eigentliche Zweck dennoch erreicht werden wird. Dieser Zweck ist hier nicht die Abschaffung des Sklavenhandels, sondern das englische Seerecht und die Stellung Englands zu Nordamerika. Wir wollen hier keineswegs die Frage aufs neue erläutern, ob die Bewachung der afrikanischen Küste den anfänglich wahren und später nur vorgeschützten Zweck der Unterdrückung des Sklavenhandels wirklich erreiche. In England sind alle Kundigen so ziemlich darüber einverstanden, daß dieß nicht der Fall sey, und Hr. Hutt hat auf den 24 d. Monats die Motion angekündigt: „daß das seit 1814 von Großbritannien zur Unterdrückung des Sklavenhandels eingeschlagene Verfahren von schweren Geldausgaben und bedeutendem Verlust an Menschenleben begleitet gewesen, und daß es die Abscheulichkeiten des Sklaventransports (middle passage) und die Ausdehnung des Sklavenhandels nicht vermindert habe." Wir führen diese Motion nur an, um zu zeigen, wie in England selbst eine große Anzahl aufgeklärter, dem Sklavenhandel keineswegs günstiger Männer denkt, und wie sie darauf hinarbeiten, ein für diesen Zweck ziemlich nutzloses System abzuschaffen. Aber England ist durch sein früheres Verfahren gebunden, und kann wegen der damit verbundenen Behauptung seines Seerechts nicht vor aller Welt erklären, daß es bisher einem Scheinbild nachgejagt sey. Es handelt sich also darum, wie man allmählich einlenke, und die herbe, unter dem Deckmantel der Unterdrückung des Sklavenhandels betriebene Ausübung des Seerechts, das nach und nach die unabhängigen Seemächte sämmtlich gegen England in Harnisch brachte, ermäßige. Dieß ist um so dringender geworden, seit Nordamerika um keinen Preis in das Durchsuchungsrecht willigte. Was man Nordamerika nicht abzwingen konnte, durfte man auch gegen Frankreich nicht lange mehr in Ausführung bringen, um so weniger als dieß den Vertrag vom J. 1841 nicht ratificirt hatte. *) Wer den Gang dieser Angelegenheiten in England selbst verfolgt, konnte ohne Mühe einsehen, daß man das bisher befolgte System, das immer mehr zum Nachtheil Englands ausschlug, aufzugeben beabsichtigte. Was somit die Franzosen als eine Concession ansehen, die provisorische Aufgebung des Durchsuchungsrechts, das lag durchaus in dem englischen Plan, da das alte System sich durch die Weigerung Nordamerika's nicht mehr durchführen ließ.

Damit wollen wir keineswegs behaupten, daß die französische Regierung sich habe hinters Licht führen lassen, im Gegentheil wird sie diese Concession nach ihrem wahren Werthe zu schätzen wissen, und sich selbst vor den Folgen, welche dieser Vertrag für ihren Handel an der afrikanischen Küste haben könnte, bewahren. Die Aufstellung des Kreuzgeschwaders soll von dem grünen Vorgebirge an bis zu 16° 30′ S. B. stattfinden. Frankreich hat aber an dieser ganzen afrikanischen Küste — Senegambien ausgenommen — keine Handelsinteressen, es wird die Bewachung der senegambischen Küste sich selbst vindiciren, und zu der Bewachung der eigentlichen Nester des Sklavenhandels, nämlich des Golfs von Benin und der Congoküste nur seinen Beitrag liefern. Schiffe fremder Flaggen sind also wie bisher denselben Plackereien ausgesetzt, und man

*) Es zeigt sich hiebei auch wie cavalièrement England die großen Landmächte behandelt: man schließt mit Oesterreich, Preußen, Rußland und Frankreich einen Vertrag zur Unterdrückung des Sklavenhandels, um mit dieser „Gesammterklärung Europa's" den trotzigen Nordamerikanern entgegen zu treten. Als diese sich nicht darum kümmern, und Frankreich die Ratification verweigert, schließt man in derselben Sache mit Nordamerika und jetzt auch mit Frankreich andere Verträge, ohne sich um die Landmächte weiter zu kümmern, die nur als Parade hatten dienen sollen.

wird ihnen den Handel an diesen Küsten, auch den legitimsten, gehörig zu verleiden wissen. Dieß führt uns auf den Haupt-, ja auf den allein wichtigen Punkt des ganzen Vertrags, nämlich den achten Artikel.

In diesem ist ausgesprochen, daß die französischen und englischen Kreuzer die Schiffe anhalten können, um sich zu vergewissern, ob sie ihre Flaggen mit Recht führen, und nicht zur Deckung eines unerlaubten Handels oder des Seeraubs eine fremde Flagge aufgezogen haben. Frankreich hat diesen Punkt zugestanden, welchen Nordamerika, wohl wissend, wozu man dieß Recht gebrauchen kann, standhaft verweigerte, und hat sich dadurch mit Nordamerika in Opposition gesetzt. Es liegen die officiellen Erklärungen Tylers vor, worin er auseinandersetzt, warum die Vereinigten Staaten nicht zugeben könnten, daß ein engliches Schiff ein nordamerikanisches anhalte, sey es auch nur um sich zu versichern, ob es seine Flagge mit Recht führe. Dadurch sichert sich Nordamerika seinen ungehinderten Handel mit der afrikanischen Küste, einen Handel, der in starkem Steigen begriffen ist. Halten die englischen Kreuzer ein Schiff, das unter nordamerikanischer Flagge segelt, an, so thun sie es auf ihre Gefahr: ist das Schiff ein Sklavenhändler und braucht es die Flagge der Vereinigten Staaten nur zum Deckmantel, so werden die Vereinigten Staaten sich um ein solches Schiff nicht kümmern; ist das Schiff aber wirklich ein amerikanisches, was sich in den meisten Fällen sehr leicht zum voraus erkennen läßt, so wird Nordamerika seine Reclamationen erheben. In dieser Beziehung hat also Frankreich seine Politik von der nordamerikanischen, die ihm bisher als Vorbild in der Frage über das Seerecht der Neutralen diente, getrennt, und ist den Vereinigten Staaten fast feindlich gegenüber getreten, denn es leidet keinen Zweifel, daß England mit diesem Vertrag in der Hand Nordamerika aufs neue drängen wird, seine Schiffe gleichfalls diesem Recht der Verification der Flagge zu unterwerfen.

Der Grund, weßhalb Frankreich sich von Nordamerika getrennt hat, ist wohl nicht weit zu suchen. Der amerikanische Tarif ist den Franzosen so gut wie den Engländern ein Dorn im Auge; setzen nun die Engländer die Unabhängigkeit von Texas durch, so muß der Tarif geändert und das ganze Handels- und Finanzsystem der Vereinigten Staaten umgewandelt werden. Dazu sind diese auf keine Weise geneigt, und daraus erklärt sich denn ihr Bestreben mit Deutschland in eine engere Handelsverbindung zu kommen, und den Hafen von Antwerpen zu ihrem großen Depot zu machen, weßhalb Einleitungen zu einer Dampfschifffahrtsverbindung mit Antwerpen getroffen werden; so lange freilich Belgien hinsichtlich jedes seiner Schritte in London und Paris anfragt, und an Deutschland nur einen schwachen Anhaltspunkt findet, so lange die Hansestädte außer dem Zollverband sind, können diese Bestrebungen Nordamerika's, so vortheilhaft sie auch für Deutschland werden könnten, nur eine geringe Folge haben. Der vorliegende Vertrag zwischen England und Frankreich ist somit vorerst zwar gegen Nordamerika, in zweiter Linie aber gegen die wachsende Handelsbedeutung Deutschlands gerichtet, und wenn dieses sich nicht zur frühern Nullität hinabdrücken lassen will, so muß es den Zollverein durch alle in seiner Macht stehenden Mittel an die Nordsee ausdehnen, und es muß Belgien fester an sich ziehen, um seinen Wohlstand und seinen Handel sicherer zu begründen. Fata volentem ducunt, nolentem trahunt.

Mexico im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

(Fortsetzung.)

Buddhaismus.

Die pyramidalisch-symbolische Form der wundervollen Denkmäler des alten Mexico scheint aber in der That mit den religiösen Gebäuden der Buddhaisten einige äußerliche Aehnlichkeit zu haben. Es dienten die Pyramiden der alten Bewohner dieses Landes, wie die der Aegyptier und Buddhaisten zu Begräbnissen; aber weder ihre Bauart noch ihre Verzierungen, nach den Zeichnungen Castañeda's in den mexicanischen Alterthümern zu urtheilen, weisen auf indische Symbole, wenn man ihre acht Ringe oder Stockwerke nicht als solche gelten lassen will. Es heißt nämlich in einer buddhistischen Legende, die Ueberreste Schakia's seyen nach ihrer Verbrennung in acht metallene Gefäße gesammelt und über diesen eben so viele heilige Gebäude errichtet worden *) Herrschte auch einstens der Buddhaismus in Mittelamerika, so wird es sicherlich nicht die reine Religion Schakia's gewesen seyn, wie wir sie heutigen Tags noch in Nepal, Tübet und andern Ländern Asiens vorfinden, sondern bloß eine auf dem Fundamente dieser Lehre dem neuen Lande angepaßte Glaubensform. Denn die Sendboten Schakiamunis waren eine Art Jesuiten, welche ihren Cultus und ihre Dogmen, um ihnen leichteren Eingang zu verschaffen, auf den vorhandenen Sitten und Gebräuchen erbauten oder mit ihnen schlau vermischten. Die Mythe von der Geburt des furchtbaren aztekischen Kriegergottes ist vielleicht noch ein verblichener Rest der ehemals hier blühenden indischen Religion. Gleichwie Schakia, ward auch Huitzilopotschli auf wundervolle Weise erzeugt. Auch seine Mutter sah einen in der Luft schwebenden Ballen, freilich von glänzenden Federn, steckte ihn in den Busen, ward schwanger und gebar den furchtbaren Sohn, welcher gleich bei der Geburt in seiner Rechten einen Speer hatte, in seiner Linken einen Schild und auf dem Haupte einen wallenden Busch grüner Federn**). Juan de Grijalva, der Neffe des Velasquez, war so erstaunt über die, Alles was man auf den Inseln sah, überragende Civilisation des festen Landes, namentlich über die prachtvollen regelmäßigen Gebäude, daß er (1578) die Halbinsel Yucatan deßhalb Neuspanien nannte — ein Name der in der Folgezeit eine viel größere Ausdehnung erlangte. ***)

---

*) Asiatic Researches XVI. 316.

**) Clavigero II. 19.

***) Prescott I. 143.

Fusang, Maguey, Agave americana.

Man weiß daß die Flora der nordwestlichen Gegenden Amerika's innig verwandt ist mit der China's, Japans und der andern Länder des östlichen Morgenlandes. Man könnte demnach annehmen, es hätten sich ehemals die Fusangbäume auch in Amerika in Menge gefunden, sie wären aber später durch schlechte Wirthschaft ausgestorben. Die Tabakspflanze und das indische Korn sind ja ebenfalls in China eben so einheimisch wie in der neuen Welt. Viel wahrscheinlicher scheint es jedoch, daß der Reisende, wie auch sonst nicht selten geschah und geschieht, eine neue ihm unbekannte Pflanze, welche in Mexico von so mannichfachem Gebrauch ist wie der Fusang im östlichen Asien, mit diesem Namen bezeichnete. Es ist dieß die große mexicanische Aloë, Agave americana, von den Eingebornen Maguey genannt, welche in pyramidalischen Blumenbüscheln über den dunkeln Blätterkranz hervorragend, in so großer Menge auf den Ebenen Neuspaniens gefunden wird. Aus ihren zerstampften Blättern wird heutigen Tages noch, wie zu den Zeiten des blühenden Reiches der Azteken, ein festes Papier gemacht, aus welchem die wenigen, der Wildheit und dem Fanatismus der Spanier entgangenen Manuscripte in Hieroglyphenschrift, wovon wohl der buddhaistische Sendbote spricht, bestehen. Der hervorquellende Saft wird zu einem berauschenden Getränke gebräut, das auch jetzt noch sehr beliebt ist. Die steifen, großen Blätter dienen als feste Dächer über den niedern Hütten und aus ihren Fasern verfertigt man allerlei Fäden, Stricke und rohe Zeuge. Gekocht, bilden die Wurzeln ein schmackhaftes Gericht; ihre Spitzen dienen zu Nadeln und Haften. Diese wundervolle Pflanze reicht also Speise und Trank, Kleidungsstoffe und Schreibzeug, ja sie befriedigt in dem Grade alle Bedürfnisse des Mexicaners, daß manche Kenner des Landes und seiner Bewohner überzeugt sind, erst müsse die Maguey ausgerottet werden, bevor der Faulheit und dem Müßiggange des Volkes, Laster welche jeder Cultur und höheren Menschlichkeit entgegentreten, gesteuert werden könnte. *)

Metalle und Geld.

Der Gebrauch des Eisens, welches sich zwar häufig in Neuspanien findet, war, wie unser Reisender richtig bemerkt, nicht bekannt; Kupfer und Erz vertraten damals in diesen, wie ehemals auch in andern Gegenden der Erde seine Stelle. Man verfertigte aber, nach einer Angabe des Antonio de Herrera, ein doppeltes, ein hartes und weiches Kupfer, wovon das erste zu Hacken, scharfen Instrumenten und zu Werkzeugen des Ackerbaues verwendet wurde, das andere hingegen zu Gefäßen und allerlei Hausgeräthe. Auch verstanden es die Einwohner Silber-, Zinn- und Bleiminen zu bearbeiten; aber weder Silber noch Gold, das man auf der Oberfläche der Erde oder in dem Rinnsal der Flüsse fand, galten als gewöhnliches Tauschmittel. Diese Metalle waren auch sonst nicht besonders geschätzt im Lande. Zinnstücke in der Form

*) Prescott I. 63. 87.

eines gewöhnlichen Hammers und Cacaosäcke mit einer bestimmten Anzahl von Körnern gingen als gemeine Münze. „Glückliches Geld," ruft Peter Martyr aus, „welches vor Geiz bewahrt, das man weder aufbewahren noch vergraben kann." *)

Gesetze und Sitten der Azteken.

Die Gesetze der Azteken waren sehr streng, doch findet man jetzt in den wenigen Bruchstücken, welche sich in den hieroglyphischen Gemälden erhielten, keine Spuren der Anordnungen im Lande Fusang. Wohl aber stand auch Montezuma ein Erbadel zur Seite, der ebenfalls in verschiedene Rangclassen zerfiel, über welche die Schriftsteller widersprechende Angaben enthalten. Zurita spricht von vier Ordnungen der Häuptlinge, welche keine Abgaben bezahlten und sich auch anderer Privilegien erfreuten. **)

Die Weise zu freien gleicht der, welche heutigen Tages noch in Kamtschatka vorkommt. Von den Trauerceremonien der Azteken erhielten wir keine Kunde, doch hatten ihre Könige besondere Paläste, worin sie die Trauerzeit um die nächsten Verwandten zubrachten.***) Bei den Festlichkeiten der Götter ertönten Trommeln und Hörner; sie mögen also auch die Begleiter der Könige, als Repräsentanten der Gottheit, gewesen seyn. †) Die Azteken rechneten nach einem Zeitraum von 52 Jahren und haben bekanntlich die Umlaufszeit der Erde um die Sonne sehr genau gekannt. Der zehnjährige Cyclus in unserm Berichte mag eine Unterabtheilung des 52jährigen gewesen oder auch zu einer selbstständigen Rechnung gebraucht worden seyn, wie dieß bei dem zehnjährigen Cyclus der Chinesen der Fall ist, dessen Bezeichnungen Stämme heißen. Merkwürdig ist, daß Mongolen und Mandschu diese Stämme mit Wörtern belegen, welche Farben bedeuten, was vielleicht in Zusammenhang steht mit den fürstlichen Kleidern verschiedener Farben in den verschiedenen Jahren des Cyclus zu Fusang. ††) So heißen bei diesen tatarischen Völkern die zwei ersten Jahre des zehnjährigen Zeitkreises grün und grünlich, die zwei andern roth und röthlich, die zwei folgenden gelb und gelblich, die zwei hernach weiß und weißlich und endlich die beiden letzten schwarz und schwärzlich. Es scheint unmöglich, diesen Cyclus der Azteken mit denen der asiatischen Völker, welche durchgängig nach Zeiträumen von sechzig Jahren rechnen, in irgend eine Verbindung zu bringen.

(Schluß folgt.)

Die Yuracares.

(Nach Alcide d'Orbigny. Annuaire des Voyages. 1845.)

Die Yuracares wohnen am Fuße der letzten Widerlager der östlichen Cordilleren von Santa Cruz bis im Nordosten von Cochabamba

*) Prescott I. 92.
**) Prescott I. 18.
***) Mithridates III. 33.
†) Bernal Diaz, Hist. de la Conquista 152. 153. Prescott III. 87. 97.
††) Gaubil, Observations mathematiques. Paris 1732. II. 135.

auf einem Strich von 29 bis 30 Lieues Breite und 75 Lieues Länge zwischen dem 66 und 69° W. L. von Paris und 15 bis 18° S. B. Sie leben, etwa 1800 an der Zahl, — denn wegen des häufigen Kindermordes vermehrt sich ihre Zahl nicht, — in den schönsten Wäldern der Welt. Alles zeigt bei ihnen Stärke und Gewandtheit an, und ihr stolzer Gang stimmt vortrefflich zu ihrem Charakter. Die Frauen sind hübsch, oft stärker noch als die Männer, aber ihre Gesichter sind mehr abgerundet. Der Charakter der Yuracares bildet die ärgste Vereinigung von Fehlern, welche bei einem abergläubischen und unwissenden Menschen die allerunbeschränkteste Freiheit, die nicht einmal durch einen Tadel der Eltern gemindert ist, nur immer erzeugen kann. Sie sind stets auf der Wanderung, wohnen niemals mehr als drei oder vier Jahre an Einem Ort, obwohl sie Ackerbau treiben, und verehren eine Gottheit so wenig als die Eltern. Sie glauben, daß alles sich von selbst gemacht habe, und daß sie keinem Schöpfer dafür Dank schuldig seyen. Sie glauben durchaus an keine Vergeltung, aber doch an ein Leben nach dem Tode, das sich aber, wie bei den alten Hebräern und Griechen, auf ein Scheinleben beschränkt.

Besuch bei einem Gutsbesitzer im Caucathal.

(Schluß.)

Der Canal, welchen wir sahen, war in eine weiche Steinmasse gegraben, die man Pena nennt; die Seiten und den Boden desselben hatte man sorgfältig geebnet, damit der Goldstaub nirgends in Ritzen und Vertiefungen stecken bleibe. Sind die leichtern Erdtheilchen vom Wasser weggeschwemmt und die Steine herausgelesen, so bleiben außer dem Goldstaub noch kleine Steinchen, einiger Sand und Eisentheilchen im Canal zurück. Diese Masse wird in große hölzerne Gefäße gethan, woraus sie die Negerinnen zu kleinen Theilen in ihre hölzernen Näpfe nehmen und durch geschicktes Umherschütteln auf der Oberfläche des Wassers ihre Bestandtheile so sondern, daß zuletzt nur Goldstaub mit feinem Sande vermischt in den Töpfen zurückbleibt. Da der Sand zu schwer ist, um durch bloßes Wasser rein weggespült zu werden, so bewerkstelligt man die Sonderung vermittelst eines Decocts aus einer Pflanze, welche gewöhnlich in den Gegenden wächst, wo man den Goldstaub findet, auf folgende Weise. Man schüttet den mit Sand vermischten Goldstaub in eine Haut und hält diese in etwas schräger Richtung über ein Gefäß; dann gießt man über denselben allmählich das Decoct, das allen Sand in das Gefäß schwemmt, so daß nur reines Gold in der Haut zurückbleibt, welches hierauf getrocknet und von einer Negerin in Papierdüten gethan wird. Dieß ist das Verfahren, welches ich in Arboleda's Goldwäschereien mit ansah.

Eine Negerin überreichte mir eine Düte voll Goldstaub und zu gleicher Zeit riefen alle Sklaven zu wiederholtenmalen: viva el Señor Arboleda! Ihr gütiger Herr schenkte ihnen eine Handvoll Silberstücke und auch von mir empfingen sie ein angemessenes Geschenk. Alle diese Sklaven arbeiteten in den Goldwäschereien vier Tage in der Woche für Hrn. Arboleda und zwei Tage für sich. Jeder verheurathete Mann hatte eine Hütte und ein kleines Grundstück zum Anbauen, wofür er keine Abgabe bezahlte.

Die Sklaven schienen mir unter diesem Herrn ein recht zufriedenes angenehmes Leben zu führen, und ein glücklicheres Loos zu haben als die dienende Volksclasse in vielen Ländern Europa's. Männer und Frauen hatten ein gesundes Ansehen und unter den jüngern waren einige hübsche muntere Mädchen von sehr gutem Wuchse. Des Abends nach vollbrachtem Tagwerk musiciren und tanzen sie. Vor meinem Besuche bei Hrn. Arboleda hatte ich mir den Zustand der Neger, die zu diesen Arbeiten gebraucht werden, weit trauriger vorgestellt. Zwar sind die Neger viel der Sonnenhitze ausgesetzt, doch an diese ist der Afrikaner gewöhnt, und befindet sich wohl bei einer Arbeit, über welcher eine europäische Natur bald zu Grunde gehen würde. St. Vincenz ist der Schutzpatron dieser Goldwäscherei; an seinem Namenstage halten die Neger ein fröhliches Mahl, welches gewöhnlich durch die Anwesenheit ihres menschenfreundlichen Gutsherrn gewürzt und verherrlicht wird.

Hr. Arboleda hatte einen sehr hübschen Garten mit Beeten voll mannichfaltiger Blumen und Gewächse, unter denen sich auch einige kleine Cypressenbäume befanden, die er aus Peru mitgebracht hatte.

Die zu Capio gehörigen Ländereien hatten sieben Leguas im Umfang, und Hr. Arboleda versicherte, daß es im Caucathal noch größere Güter gebe. Bei dem Ausbruche des Bürgerkriegs waren die Sklaven in diesem Thal und in der Provinz Choco auf Seite der Spanier; nachdem aber der Congreß die Emancipationsacte angenommen hatte, ergriffen sie die Partei der Patrioten.

Ein jüngerer Bruder von Hrn. Arboleda, welcher sich in England aufhielt, um unsere Sprache und Literatur, unsere Sitten und Einrichtungen kennen zu lernen, mußte seiner Gesundheit wegen bald wieder nach Columbien zurückkehren. Ich machte in Bogota seine Bekanntschaft.

Arboleda's Vater hatte nicht weit von Popayan eine Wollenmanufactur angelegt; sobald dieß der spanische Vicekönig erfuhr, gab er Befehl dieselbe zu zerstören; keinem Colonisten war es während der spanischen Herrschaft erlaubt, eine Fabrik zu errichten; man sollte alles aus dem Mutterlande beziehen, alle Waaren aus Altspanien kommen lassen.

Die schöne Hacienda Mondomo, die an einem lieblichen Abhang liegt, an dessen Fuß sich ein kleiner klarer Fluß hinschlängelt, der sich drei Stunden von hier in den Cauca ergießt, war von Hrn. Arboleda kurz vor unserem Besuche von ihm angekauft worden. Ich sah hier zwei allerliebste kleine Papagaien, die auf der Brust hellblau, am Kopf roth, auf dem Rücken vortrefflich grün und nicht größer als ein Sperling sind. Ich hatte große Lust sie zu kaufen und mitzunehmen, aber die Leute sagten mir, sie seyen sehr wild (muy bravos) und ließen sich nicht im Käfig halten. Bei dieser Hacienda zählte ich über dreißig Hütten, in denen die Labradores wohnen, und eine kleine Kirche ist auch dabei.

Wir empfahlen uns Hrn. Arboleda und Gemahlin, nachdem wir zwei Tage sehr vergnügt in ihrer Gesellschaft zugebracht hatten. Hr. Arboleda ersuchte mich, eine Karte vom Caucathal, die er selbst entworfen hatte, als Geschenk anzunehmen. Er begleitete uns noch eine Stunde weit und gab uns dann einen Führer mit, der uns durch Pässe geleiten mußte, die den Bewohnern der Umgegend allein bekannt sind.

Ersatzmittel für das Eisen. Man hat genug Stoffe, welche das Silber nachahmen und ersetzen sollen, aber bis jetzt noch keinen für das Eisen. Die Lit. Gaz. vom 31 Mai meldet alles Ernstes aus Amerika, daß man daselbst eine Composition erfunden habe, die alle Eigenschaften des Eisens besitze und um den halben Preis geliefert werden könne.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 170.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für



Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Junius 1845.

Die neuorientalische Kirche.

Konstantinopel ... Mai 1845.

Die neue kirchliche Bewegung schreitet unaufhaltsam vorwärts. Wie in den byzantinischen Zeiten das Patriarchat seine Herrschaft über ganz Vorderasien und Rußland auszubreiten suchte, gestützt auf die weltliche Macht der byzantinischen Kaiser, so sucht jetzt der heilige Synodus Rußlands seine Herrschaft auszubreiten, gestützt auf die weltliche Macht des russischen Reichs, und das immer stärker hervortretende Bestreben ist, alle kirchlichen Würden mit Griechen und Anhängern Rußlands zu besetzen, namentlich in den slawischen Provinzen. So sind die Erzbischöfe von Schumla, Sofia und Dram in Bulgarien lauter Griechen aus der Insel Andros, und den bulgarischen Priestern läßt man höchstens die untern Stellen. Ein großer Theil dieser Bischöfe und Erzbischöfe sind nicht mehr Unterthanen der Pforte, sondern durch reichlich vertheilte Pässe russificirt; ja sie machen sich sogar aus ihrer Eigenschaft als Fremde ein Verdienst in den Augen der Rajas. So hat der Erzbischof von Ephesus seinen Bruder Petro unter russischen Schutz gestellt, und der Erzbischof von Nicomedien hat mehrere aus dem Königreich Griechenland gebürtige Geistliche bei sich, um sie gelegentlich zu höhern Stellen zu befördern. Man sprach vor einigen Jahren davon, daß die moldowlachische Geistlichkeit, ja sogar die bulgarische, sich unter die russische Synode gestellt habe, doch scheint man es nicht gerathen gefunden zu haben, solche Schritte öffentlich zu thun, arbeitet aber mit um so größerm Eifer dahin, die Hauptposten mit ergebenen Leuten zu besetzen, damit, wenn der öffentliche Schritt geschehen soll, dieser so wenig wie möglich officiellen Widerspruch finde. Ein merkwürdiges Beispiel bietet das Patriarchat von Jerusalem, das bei den Griechen in hohem Ansehen steht; seit geraumer Zeit wartete man auf den Tod des 80jährigen Patriarchen Athanasios, der endlich auch vor mehrern Monaten hier verschied. Jetzt soll an seine Stelle der Bischof vom Berg Tabor kommen, der seine Erziehung in einem Seminar zu St. Petersburg erhalten hat. Indeß hat die Pforte Einsprache gethan, so daß der griechische Patriarch vorerst wenigstens nicht allein zu entscheiden wagt, und sich an die Synode von Jerusalem gewendet hat.

Nicht minder wichtig als diese Bewegungen der griechischen Kirche sind die der armenischen, die man allmählich mit der ersteren identificiren will. Der armenische Patriarch hat sich dem von Etschmiatzin, welcher seit längerer Zeit schon seine Unterwerfung unter den allerheiligsten Synodus von Petersburg erklärt hat, unterworfen, und in der Liturgie wird des letzteren Name als Oberhaupt der armenischen Kirche aufgeführt; hiemit nicht zufrieden, hat der Patriarch Mattheos auch eine Veränderung vorgenommen, die, so unbedeutend sie aussieht, nicht ohne Wichtigkeit ist: er hat den Geistlichen befohlen, daß sie die Haare ebenso wie den Bart wachsen lassen sollen, um sie dadurch der russischen Geistlichkeit und den Gebräuchen der griechischen Kirche näher zu bringen. Die Pforte ist freilich darüber etwas stutzig geworden, hat den Patriarchen Mattheos abgesetzt und an seine Stelle ist der Erzbischof von Cycikus, Namens Cyrillus Méfétius, getreten; die Pforte wird aber schwerlich bei dem Tausche viel gewonnen haben.

Mit alledem soll eine neue orientalische Kirche, gebaut auf die Vereinigung der griechischen und armenischen, gegründet werden, und die Sache findet auch bei dem Einfluß Rußlands in den höheren Kreisen der kirchlichen Welt keinen sonderlichen Anstand; ob aber weitere Zwecke damit erreicht werden, ist sehr zu bezweifeln, denn die Masse der Armenier hat eine sehr entschiedene Abneigung gegen die griechische Kirche, und es bedarf der Zwangsmittel, um die Vereinigung durchzusetzen. So erklärt es sich, weßhalb Rußland im Jahr 1834 in der Türkei, eben so wie in Griechenland und in Persien, den Proselytismus durch die weltliche Macht verpönen ließ, und die Patriarchen bedienen sich jetzt der ihnen unklugerweise zugestandenen bürgerlichen Gewalt, um diejenigen Glieder der Heerde, welche sich verlaufen wollen, mit Gewalt zurückzuhalten. So hat man z. B. die in Tokat vorgefallene Gräuelthat an einem zum Katholicismus übergetretenen Armenier nicht, wie geschehen, auf die

Rechnung des türkischen Pascha, sondern auf die des armenischen Patriarchen zu setzen. *)

Es fragt sich nun, wie weit wird die Pforte gehen in der Ausführung der ihr seit zehn Jahren auferlegten Maßregel der Bestrafung des Proselytismus. Daß die verständigen Türken den Nachtheil dieser Maßregel erkennen, leidet keinen Zweifel und ließe sich auch aus der Antwort entnehmen, welche Schekib Effendi vor kurzem bei einem ähnlichen Mißbrauch der patriarchalischen Polizeigewalt dem armenischen Patriarchen gegeben haben soll, „daß die fragliche Verordnung mit ihrem Urheber eingescharrt werden sollte." Dieß bezieht sich auf eine im Jahr 1827 durch den Patriarchen Kases Arutiun, den ärgsten Verfolger der katholischen Armenier, mit schwerem Geld erwirkte Erlaubniß, widerspänstige Armenier einsperren zu dürfen. Es geht hieraus ziemlich deutlich hervor, daß die türkische Regierung, so weit sie es wagt, den Bestrebungen des armenischen Patriarchen keinen Vorschub thun will, und sollte die Verordnung gegen den Proselytismus zurückgenommen werden, so möchte es mit der nicht unirten armenischen Kirche ziemlich schlecht stehen. Denn abgesehen davon, daß die unirte Geistlichkeit weit die unterrichtetere ist, wird die alte Abneigung gegen die griechische Kirche das Ihrige dazu beitragen, den Abfall zu fördern.

So enthält die neuorientalische Kirche von der armenischen Seite her einen Keim des Verderbens, aber auch die griechische ist nicht im Steigen. Kürzlich mußte der griechische Patriarch, Germanos, von seinem Patriarchensitz zurücktreten, weil er die habsüchtigen Anforderungen zweier Epitropen, d. h. Laienvorsteher der Kirche, welche ihn zum Patriarchensitz befördert hatten, nicht mehr befriedigen konnte. Das ist nun der fünfte noch am Leben befindliche Expatriarch. Die Habsucht der griechischen Laien, welche durch ihr Geld und ihren Einfluß die Wahl der Patriarchen leiten, nöthigt die Ernannten ihre Schafe bis auf das Blut zu scheeren, und eben dadurch ihren Einfluß immer mehr zu untergraben. Bei dieser Stellung ist es leicht begreiflich, weßhalb die hohe griechische Geistlichkeit sich allem Unterricht der Laien möglichst widersetzt, um ihre Herrschaft desto sicherer zu behaupten.

Mexico im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

(Schluß.)

Hausthiere.

Die Azteken hatten keine Zug- und Lastthiere; Pferde wurden bekanntlich in der ganzen neuen Welt nicht gefunden. Der Bericht des chinesischen Reisenden findet also auf die spätere mexicanische Monarchie keine Anwendung. Zwei Gattungen wilder Ochsen mit großen Hörnern zogen vor der Ankunft der Spanier heerdenweise in den Ebenen am Fluß del Norte herum; *) sie mochten von den frühern Bewohnern gezähmt und als Hausthiere gebraucht worden seyn. Auch hat man Hirschgeweihe unter den Ruinen mexicanischer Gebäude gefunden, und Montezuma zeigte den Spaniern solche ungeheure Geweihe als Seltenheiten. **) Es ist möglich, daß die Hirsche früher von Neucalifornien und andern Gegenden Nordamerika's aus, wo sie jetzt noch in großen Heerden herumziehen, weiter hinab nach den mittlern Gegenden reichten. Einem Bewohner China's mochte es gar seltsam vorkommen, daß man aus der Milch der Hirschkühe Butter bereitet, weil dieß ehemals, wie heutigen Tages noch, selten vorkommt im Mittelreiche. Wie die Bewohner Tschusans sahen, daß die englischen Matrosen Ziegen molken, konnten sich auch die alten ernsten Männer des Lachens nicht enthalten. Uebrigens kann auch ein dem Pferde ähnliches Thier von dem reisenden Chinesen mit dem Charakter Ma oder Pferd bezeichnet worden seyn — Verwechslungen gleicher Art finden nicht selten statt im Laufe der Geschichte. So hat man die Namen vieler Thiere der alten Welt auf solche in der neuen übertragen, welche ganz verschiedenen Gattungen angehören. Die östlichen Gränzen des asiatischen Continentes sind wie bekannt auch die Gränzen des Heimathlandes der Pferde; es scheint sogar, daß sie erst im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung von Korea aus in Japan eingeführt wurden. ***) Mag nun aber der Irrthum in Betreff der amerikanischen Pferde aus dieser oder jener Quelle geflossen seyn, der unbefangene umsichtige Forscher wird dadurch nicht bewogen werden, die ganze Nachricht über Fusang-Mexico für ein eitles Mährchen zu erklären. Mir scheint diese Beschreibung der westlichen *Küstenländer* Amerika's in den Jahrbüchern der Chinesen wenigstens eben so zuverlässig, wie die Berichte über die Entdeckung östlicher Striche der neuen Welt in den isländischen Sagas.

Chinesen und Japanen zu Kamtschatka und auf der Hawaiigruppe.

Zur Unterstützung der Annahme einer ehemaligen, wenn auch zufälligen Verbindung China's und Japans mit den Inseln zwischen Asien und Amerika und den Westküsten dieses Erdtheiles können noch eine Anzahl Thatsachen aus neuern Zeiten angeführt werden. Wenn die Chinesen und Japaner, welchen vermöge ihrer Bekanntschaft mit dem Compaß seit den ältesten Zeiten ihrer Geschichte dieß nicht besonders schwer fallen konnte, auch absichtlich keine Seefahrten nach Amerika unternommen haben, so geschah es doch und geschieht selbst jetzt noch, daß Schiffer des östlichen Asiens, Chinesen und Japaner, gleich wie Russen von Ochotzk und Kamtschatka †) nach

*) Darunter ist wohl der Vorfall gemeint, dessen die Allgemeine Zeitung in der Nummer vom 20 Mai erwähnt. A. d. R.

*) Humboldt, Neuspanien III. 138.

**) Id. II. 243.

***) Nipponki, d. h. Jahrbücher Japans, a. a. O. unter dem Jahre 284. Es kamen in diesem Jahre Pferde aus Korea, doch wird nicht ausdrücklich bemerkt, daß sie die ersten in Japan waren.

†) Eine Nachricht über ein russisches Schiff, welches 1761 nach Californien verschlagen wurde, steht in den Reisen einiger Missionäre der Gesellschaft Jesu in Amerika, herausgegeben von Murr. Nürnberg 1785. 337.

den Inseln und Küsten der neuen Welt verschlagen werden. Es hörten die frühesten spanischen Reisenden und Entdecker von fremden Kaufleuten, welche auf den nordwestlichen Küsten Amerika's gelandet hätten; man will sogar Bruchstücke chinesischer Schiffe gesehen haben.*) So wissen wir, daß eine japanische Dschonk durch Zufall einen großen Continent im Osten entdeckte, daselbst überwinterte und dann glücklich nach der Heimath zurückkehrte. Die Japaner hatten bemerkt, daß sich das Land weiter nach Nordwesten erstreckt.**) Sie mochten in den Gegenden Californiens den Winter zugebracht und die Küsten höher hinauf im Norden mit der Halbinsel Aliaska entdeckt haben.

Ein anderes japanisches Schiff scheiterte gegen Ende des Jahres 1832 auf Oahu, einer der Inseln der Sandwichs-Gruppe, wovon der „Hawaiische Zuschauer" folgende ausführliche Nachricht enthält. „Dieß japanische Schiff hatte neun Mann an Bord, die von einer der südlichen Inseln des östlichen Reiches Fische nach Jeddo bringen wollten. Ein Sturm jagte sie in die offene See, wo sie zehn bis eilf Monate herumgetrieben wurden, bis sie endlich (December 1832) in dem Hafen Waiala der Insel Oahu landeten. Das Schiff ging zu Grunde, die Mannschaft wurde aber wohlbehalten nach Honolulu gebracht, wo sie achtzehn Monate verweilte und dann auf ihr Verlangen nach Kamtschatka übersiedelte, hoffend sich von hier aus heimlich in ihr Vaterland einzuschleichen." Denn die grausam-barbarische Regierung Japans hat bekanntlich, noch immer eingedenk der schlimmen Ränke portugiesischer Jesuiten und aus Furcht vor den heimlichen Anschlägen der benachbarten Russen, selbst ihren eigenen, unglücklichen schiffbrüchigen Unterthanen die Rückkehr in die Heimath untersagt. „Als die Bewohner der Hawai," so fährt der Zuschauer fort, „diese Fremdlinge sahen, ihnen so ähnlich in äußerlicher Gestalt, in manchen Sitten und Gewohnheiten, erstaunten sie sehr und erklärten einstimmig: Es ist jetzt keinem Zweifel mehr unterworfen, wir kamen aus Asien." ***)

Ein anderes Beispiel von einem japanischen Schiffe in Amerika und von der rücksichtslosen eisernen Politik der Dairi ist folgendes. Während des Winters 1833/34 litt eine Dschonk aus Japan auf der Nordwestküste Amerika's, in der Nähe der Königin-Charlotte-Insel Schiffbruch; die zahlreiche, durch Hungersnoth geschwächte Mannschaft ward bis auf zwei Personen von den Eingebornen ermordet. Die Handelsgesellschaft der Hudsonsbay nahm sich dieser Unglücklichen an, sandte sie (1834) nach England, von wo aus sie nach Macao befördert wurden.****) Man betrachtete dieß für ein glückliches Ereigniß, hoffend die japanische Regierung würde sich für die menschliche Behandlung ihrer Unterthanen sehr dankbar zeigen und vielleicht gar ihren Bann gegen alle Fremden aufheben. Vergebens. Das Schiff, welches den Gebietern des östlichen Reiches ihre Unterthanen zurückbringen und nebenbei die Lehre des Evangeliums — Karl Gützlaff war an Bord — in Japan verbreiten wollte, ward mit Kanonenkugeln empfangen und mußte unverrichteter Dinge die Küsten des unwirthbaren Landes verlassen. Alle diese verschiedenen Thatsachen zeigen hinlänglich, daß eine Fahrt der Völker des chinesischen Cultursystems nach Amerika und den benachbarten Inseln zu den nicht seltenen Ereignissen gehört. Auch mochten andererseits die Bewohner dieser Eilande in ihren schwächlichen Booten von Zeit zu Zeit, zufällig oder mit Absicht, auf dem asiatischen Continente gelandet seyn. Es ist bewunderungswürdig, sagt der Jesuit Hieronymus d'Angelis, der erste Europäer, welcher (1618) Jeso besuchte,*) wie kühn diese Leute und wie erfahren sie in der Schifffahrt sind. In ihren gebrechlichen Fahrzeugen unternehmen sie Seereisen von zwei bis drei Monaten, und soviel auf dem Meere auch umkommen mögen, immer finden sich neue Abenteurer, welche dasselbe kühne Wagstück unternehmen.

Die Zukunft des östlichen Asiens.

Der Hochmuth und die Barbarei der zahlreichen Völkerschaften an den Rändern Asiens und Amerika's, sowie auch der in der Mitte liegenden Inselgruppen, gestatteten aber bis auf den heutigen Tag keine dauernde, in geistiger wie in commercieller Beziehung, ersprießliche Verbindung zwischen den Bewohnern der alten und neuen Welt. Unsere Zeit, welche bereits so viele Zwinger öffnete, die man vergebens wieder verschließen möchte, wird auch die Fesseln der Reiche im östlichen Morgenlande sprengen und den großen Theil der hier gefangen sitzenden Menschheit einer freien Weltbewegung zurückgeben. Ist dieß — der Anfang ward bereits gemacht — in vollem Maße geschehen, dann erst wird eine regelmäßige ununterbrochene Verbindung zwischen dem Osten und dem Westen der Erde beginnen.

*) Torquemada Mon. Ind. III. 7. Acosta, Hist. nat. Amer. III. 12.

**) Kämpfer, Geschichte von Japan. Lemgo 1777. I. 82.

***) Hawaian Spectator I. 296., angeführt in Belchers Voyage round the world. London 1843 I. 304. Jarves, History of the Sandwich Islands. London 1843, 27. Nach einer Ueberlieferung der Inselbewohner wären mehrere solche Schiffe vor der Ankunft der Weißen auf Hawaii gescheitert.

****) Washington Irving, Rocky Mountains II. 240.

*) P. Dan. Bartoli, Dell'Historia della Compagnia di Giesu. In Roma 1640. V. 71. D'Angelis hatte selbst eine Karte von Jeso entworfen.

Montreal.

(Nach Th. Glennie.)

Der Anblick dieser Stadt überraschte mich auf die angenehmste Weise. Sie ist auf einer Insel erbaut, welche dreißig Meilen Länge hat und ganz nahe bei dem Berge gelegen, von welchem sie den Namen führt. Alle Häuser sind von Sandsteinen erbaut; die Festigkeit dieser Gebäude und die Reinlichkeit, welche überall herrscht, schmeicheln dem Auge des Wanderers, der lange Zeit nichts als unbedeutende, schlechtgebaute Ortschaften sah. In Montreal sind die Dächer der Häuser größtentheils mit verziertem Eisenblech überzogen, und wenn man von den benachbarten Höhen aus die Stadt überblickt, glaubt man, die Gebäude seyen mit Spiegelglas überdeckt. In der obern Stadt sind schöne, freundliche Straßen, und die öffentlichen Gebäude sind einfach,

dauerhaft und in gutem Geschmack angelegt; einige sehr elegant gebaute, reichen Kaufleuten gehörige Landhäuser befinden sich in den Vorstädten. Die Bewohner sind sehr gastfreundlich und die Reichen unter denselben wissen das Zierliche und Behagliche sehr wohl miteinander zu verbinden.

Die Bevölkerung dieser sehr interessanten Stadt beläuft sich auf 33,000 Seelen; Franzosen bilden die Mehrzahl, die Beamten jedoch bestehen größtentheils aus Engländern. Die hiesige Tracht hat manches Eigenthümliche und erinnert an frühere Zeiten. Die Männer tragen, wie die Spanier, rothe Schärpen um den Leib und blaue oder braune Westen. Die Schuhe haben viel Aehnlichkeit mit jener Fußbekleidung, welche die Indianer aus einem Stück einer ungegerbten Thierhaut sich zu machen verstehen. Die Eingebornen von Montreal und Quebec unterscheiden sich durch die Farben der Kopfbedeckung; die einen tragen blaue, die andern rothe Mützen.

Die Mehrzahl der Einwohner bekennt sich zur katholischen Religion; die Hauptkirche macht dem guten Geschmack des Baumeisters Ehre; sie ist von einem blaugrauen Stein erbaut, und scheint so massiv zu seyn, daß sie alle Kirchen der Vereinigten Staaten überdauern kann. Dieses imposante Gebäude ist im gothischen Styl aufgeführt; im Innern könnte jedoch die Lichtvertheilung besser seyn. Uebrigens gehört diese neue Kathedrale zu Nordamerika's größten Kirchen und kann über 10,000 Menschen fassen.

Auf dem Markt steht Nelsons Monument, eine hübsche dorische Säule von dreißig Fuß Höhe, mit einer Statue des Seehelden. Es gibt in Montreal eine naturhistorische Gesellschaft, die Denkwürdigkeiten herausgibt und eine ansehnliche Bibliothek besitzt; ein mechanisches Institut mit einem Museum; Gesellschaften für Ackerbau, Gartenbau und für Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter dem Volk. Die periodische Presse ist hier thätiger als in irgend einer andern Stadt des brittischen Amerika; es erscheinen hier nicht weniger als zwölf Zeitungen, zum Theil in englischer, zum Theil in französischer Sprache.

Es gibt mehrere Klöster in Montreal; das der grauen Schwestern besuchte ich in Gesellschaft eines der reichsten Kaufleute; das Gebäude ist weitläufig und scheint bequem eingerichtet zu seyn; vierundzwanzig Schwestern nebst einer Priorin bewohnen dasselbe. Die bedeutenden Einkünfte dieser Anstalt werden größtentheils auf Werke der Wohlthätigkeit verwendet; ich habe einige Waisenkinder gesehen, welche darin erzogen werden; ein sehr zweckmäßig eingerichtetes Hospital für Wahnsinnige ist mit dem Kloster verbunden. Ich sah mehrere der gutmüthigen Nonnen, es waren blasse, magere Gestalten; ihr Gang war langsam und geräuschlos, als fürchteten sie, die Kranken, welche sie pflegen, im Schlummer zu stören. Ihre Kleidung besteht aus einem langen grauen Gewande von leichtem Tuch, einer Haube von Musselin, einer schwarzen Capuze und einer weißen Schärpe; wie bei allen Nonnen fehlen nicht Kreuz und Rosenkranz.

Die Erzählung meines Begleiters vermehrte noch den Antheil, den ich ohnehin an dieser frommen Stiftung nahm. Er sagte, ich kann dieses Haus nicht betreten, ohne von der lebhaftesten Dankbarkeit durchdrungen zu werden. Vor 35 Jahren bin ich als ein armer Knabe in diese Stadt gekommen und hatte keine Unterstützung anzusprechen. Auf der weiten Erde war niemand, an den ich mich hätte wenden können. Bald nach meiner Ankunft wurde ich krank und war nahe daran Hungers zu sterben. Die Vorsehung führte mich in dieses Haus; ich wurde während einer langen Krankheit verpflegt, sodann hinreichend ernährt und so lange mit allem Nöthigen unterstützt, bis ich im Stande war, mich wieder durch meiner Hände Arbeit zu ernähren. Seitdem habe ich Glück in der Welt gehabt und bin wohlhabend geworden. So oft ich aber an diesem Kloster vorbeigehe, segne ich stets mit dankbarem Gemüthe die wohlthätigen Bewohnerinnen dieser vortrefflichen Anstalt!

Zwischen Montreal und Quebec besteht eine sehr lebhafte Dampfschifffahrt; man fährt den Ottawah und St. Lorenz hinauf und unterhält in dieser Weise die zahlreichen Handelsverbindungen beider Städte mit den höher im Lande liegenden Ortschaften. Diesem lebhaften Handel und den Colonisten, die sich deßhalb hieher zogen, verdankt Montreal sein rasches Aufblühen; es ist noch immer der bedeutendste Platz in Amerika für den Handel mit Pelzwerk. Diese hübsche Stadt, in der ich mich fünf Tage aufhielt und höchst interessante Bekanntschaften machte, ist die bedeutendste Handelsstadt, welche die Britten auf dem amerikanischen Festlande besitzen. Das benachbarte große Dorf La Chine war lange Zeit der Hauptpunkt, von welchem die mit Waaren beladenen Fahrzeuge ausliefen, welche die Nordwestcompagnie den Ottawah hinaufschickte und die in den weiten Einöden des Innern gegen Pelzwerk umgesetzt wurden; dieser Handel hat übrigens noch jetzt seinen Fortgang.

Miscellen.

Eine interessante Sammlung altirischer Manuscripte soll sich im Besitz zweier englischen Buchhändler (Hodges und Smith) befinden. Nach einem Bericht der antiquarischen Committee der k. irischen Akademie besteht dieselbe aus 227 Bänden, welche über 3000 besondere, im Index mit Namen benannte Schriften und gegen 4000 kleinere Stücke enthalten sollen. Das Velin-Manuscript, bekannt unter dem Namen Leabhar-na-Huidhre, ist das älteste, denn seine Compilation fällt in das Ende des 11ten oder den Anfang des 12ten Jahrhunderts. Welche Wichtigkeit man schon in früherer Zeit diesem Buch zuschrieb, kann man aus dem Umstand ersehen, daß die Belagerung von Sligo unter O'Donnell im Jahre 1470 hauptsächlich zu dem Zweck unternommen wurde, dieß Buch sowohl als das Leabhar Gearr (das kurze Buch) von den O'Connors wieder zu gewinnen, denen man es zur Auslösung zweier bedeutenden Gefangenen übergeben hatte. Das hinsichtlich des Alters zunächst kommende Stück ist eine vor dem Ende des 14ten Jahrhunderts gefertigte Abschrift des alten Wörterbuchs, bekannt unter dem Namen „Cormacs Glossary." Cormac lebte im 9ten Jahrhundert, und das Werk zeigt Bekanntschaft mit der irischen, lateinischen, griechischen, angelsächsischen, dänischen und wallisischen Sprache; auch sind darin einige Wörter aus der verlorenen Sprache der Pikten enthalten. Dieß mag hinreichen, um die Wichtigkeit dieser Büchersammlung zu bezeichnen. (Lit. Gaz. vom 31 Mai.)

Medaillen der geographischen Gesellschaft in England. Am 26 Mai fand der fünfzehnte Jahrestag dieser Gesellschaft statt. Nachdem die neuen Vorstände der Gesellschaft gewählt worden waren, schritt man zur Austheilung der Medaillen. Die erste wurde dem Hrn. Leopold v. Buch für Prof. Ritter in Berlin eingehändigt, die zweite erhielt Dr. C. T. Beke, der bekannte abyssinische Reisende, welcher in neuerer Zeit am weitesten gegen Südwesten in diesem Lande vorgedrungen ist. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 171.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20. Junius 1845.

Mangup Kale.

(Nach einer Mittheilung von Madame Hommaire de Hell in dem Annuaire des Voyages 1844. *)

Karoles, ein tatarisches, mitten in den Bergen der Krim verlorenes Dorf, ist einer der köstlichsten Orte, welche man in diesem schönen, an malerischen Lagen so reichen Taurien finden kann. Obgleich es nicht der Südküste angehört, und somit keine Seeansicht hat, so hat Karoles doch einen äusserst romantischen Reiz, der ihm jährlich zahlreiche Besuche zuführt, theils durch die Nähe von Mangup Kale, theils durch seinen Wasserreichthum, und die Berge welche in der Tiefe des Thals eine wie von Schießscharten durchlöcherte Mauer so darstellen, als hätte die Natur sich bemüht in ihren Spielen troß der großartigsten Verhältnisse die Werke der Kunst nachzuahmen: endlich gehört auch Karoles einer tatarischen Fürstin, Adil Bey, deren Schönheit, so wenig sie auch sichtbar wird, mehr als einen Dichter begeistert hat. Ehe ich von Sympheropol abreiste, versah ich mich mit einem Schreiben des Gouverneurs an die Fürstin, um eine Zusammenkunft mit ihr zu erlangen, auf welche ich einen hohen Werth setzte, denn ich wollte sehen, ob die Schönheit dieser tatarischen Dame und ihrer Töchter auch wirklich ihren Ruf verdiente. Indeß war troß meines Empfehlungsschreibens die Zulassung in den Palast sehr zweifelhaft, und viele russische Damen hatten vergebens gesucht in denselben einzudringen, denn die Fürstin Adil Bey war, troß dem, daß sie die edelste Gastfreundschaft ausübte, keineswegs sehr geneigt, die Neugierde ihrer Gäste zu befriedigen.

Obwohl Mohammeds Gesetz in Bezug auf die Einschließung der Frauen bei den Tataren der Krim weit minder als unter den Türken in Konstantinopel beobachtet wird, überschreiten doch die reichen Frauen selten den Umkreis ihrer Wohnung, und wenn sie solche verlassen, so geschieht es nur streng verschleiert. Sobald die Fürstin von unserer Ankunft benachrichtigt war, ließ sie das Fremdenhaus einrichten, um uns mit all dem Pomp zu empfangen, den die Orientalen bei den geringsten Angelegenheiten gerne entfalten. Eine doppelte Reihe Diener befand sich im Augenblick, wo wir anlangten, im Vorhof. Einer der ältesten und am reichsten gekleideten führte uns in einen nach orientalischer Weise eingerichteten Saal, dessen frische Malereien und große Diwans von rother Seide uns an die reizenden Zimmer im Palast der Chane zu Bagtschi Sarai erinnerten. Der Sohn der Fürstin, ein reizendes Kind von 12 Jahren, das sehr gut russisch spricht, stellte sich alsbald zu unserer Verfügung, und erbot sich selbst unsere Befehle den Dienern zu übersetzen und darüber zu wachen, daß uns nichts fehle. Ich übergab ihm meinen Brief, den er alsbald seiner Mutter überbrachte und zu meinem Erstaunen schon nach einigen Minuten mir ankündigte, daß die Fürstin, sobald sie angekleidet sey, mich empfangen werde. Ich zählte, wie man sich denken kann, die Minuten bis ein Beamter gefolgt von einer alten, verschleierten Frau mich abholte, um mich in den geheimnißvollen Palast zu führen, von dem ich bis jetzt nichts als die hohe Einschließungsmauer gesehen hatte.

Mein Gemahl suchte, wie wir dieß zuvor verabredet hatten, uns zu folgen und durchschritt, da man uns kein Hinderniß entgegensetzte, ohne weiteres die kleine Thüre, die in den Park führte, ging durch diesen hindurch, erstieg keck eine an den Palast stoßende Terrasse, und befand sich endlich mit uns in einem kleinen Saale, welcher einen Theil der inneren Zimmer der Fürstin auszumachen schien. Kein Fremder, mit Ausnahme des Grafen Woronzow, war je in den Palast gedrungen, die Ausnahme, welche die Fürstin zu Gunsten meines Gemahls machte, war somit eben so schmeichelhaft als unerwartet, und mußte ihn hoffen lassen, daß sich ihre Gefälligkeit nicht hierauf beschränken würde. Diese Täuschung verschwand aber bald. Nachdem man uns Eiswasser und Confituren vorgesetzt und Pfeifen gerricht hatte, ergriff der Sklave, der uns in den Palast geleitet hatte, meinen Gemahl an der Hand und führte ihn mit einer sehr bezeichnenden Schnelligkeit hinaus. Kaum waren sie verschwunden, so öffnete sich eine kleine Thür

*) Diese Dame begleitete ihren Gemahl auf einer zu geognostischen Zwecken in Südrußland unternommenen Reise.

im Hintergrunde des Zimmers und es trat eine Frau von blendender Schönheit und in einem sehr reichen Anzuge heraus. Sie kam auf mich zu, faßte mich an den Händen, küßte mich auf beide Wangen und setzte sich unter tausend Freundschaftsbezengungen an meiner Seite nieder. Sie hatte nach orientalischer Sitte stark Roth aufgelegt, ihre Augenbrauen waren schwarz gefärbt und gingen am untern Theile der Stirne in einander über, was ihrem Gesicht etwas Strenges gab, übrigens mit der Würde ihrer Bewegungen sehr in Einklang stand. Sie schien es ungemein zu bedauern, daß sie sich nicht verständlich zu machen verstand.

Wir betrachteten uns über eine Viertelstunde sehr aufmerksam, und wechselten nur hie und da einige russische Worte, um das Ansehen zu haben, als sagten wir uns etwas. Endlich aber, aus Furcht indiscret zu seyn, stand ich auf, um mich zu verabschieden, sie hielt mich aber mit einer sehr anmuthigen Bewegung zurück, sprach mit großer Lebhaftigkeit die Worte aus: pastai, pastai (warten Sie, warten Sie) und klatschte dann wiederholt in die Hände. Dieß allen Orientalen gemeinsame Zeichen die Diener herbeizurufen, führte alsbald ein junges Mädchen herein, welches den Befehl erhielt, die Flügelthüren zu öffnen. Kaum hatte ich Zeit mich zu besinnen was sie mir noch aufgespart habe, als eine glänzende Erscheinung mich stumm vor Staunen und Bewunderung machte. Es waren ihre drei Töchter, eine so schön und anmuthig wie die andere. Zwei derselben trugen Tunikas von rothem Brokat, vorn mit großen Goldtressen besetzt und offen, so daß man die Kaschmirkleider darunter hervorsah, deren sehr enge Aermel mit Goldspangen besetzt waren; die Tunika der jüngsten, aus himmelblauem Brokat, hatte silberne Verzierungen. Dieß war der einzige Unterschied zwischen der Toilette der Schwestern. Alle hatten prächtige schwarze Haare, die in zahllosen Locken unter einem Faß von Silberfiligran hervorsahen, das wie ein Diadem auf ihrer weißen Stirne saß; die Füße waren in goldgestickte Pantoffeln und weit am Knöchel geschlossene Beinkleider gehüllt.

Ich habe nie eine so blendende Haut, so lange Wimpern und eine so zarte Jugendfrische gesehen. Die auf den schönen Zügen dieser jungen Mädchen ausgebreitete Ruhe war nie durch einen profanen Blick getrübt worden. Bis jetzt hatte nur der Blick ihrer Mutter ihnen gesagt, wie schön sie seyen, und dieser Gedanke gab ihnen in meinen Augen einen unaussprechlichen Reiz. Nicht in unserm Europa, wo die Mädchen, täglich den Blicken der Menge ausgesetzt, so bald sich der Coquetterie hingeben, darf man ein solches Schönheitsbild suchen; denn hier ändern sich durch die lebhaften Eindrücke die Züge allzu schnell, als daß die Blicke des Künstlers den himmlischen Reiz der Reinheit und kindlichen Unwissenheit finden könnten, der mich beim Anblick dieser jungen Mädchen so lebhaft rührte. Nachdem sie mich umarmt hatten, zogen sie sich in die Tiefe des Saals zurück, wo sie aufrecht stehen blieben in der den Orientalinnen eigenthümlichen Stellung, deren Anmuth keine Frau in Europa erreicht. Ein Dutzend in weißen Mousselin gehüllte Sklavinnen drängte sich in einer Mischung von Neugier und Achtung an die Thüre, und ihre Physiognomien, welche von dem dunkeln Grunde abstachen, vermehrten noch das Malerische der Scene. Dieser schöne Traum dauerte nahezu eine Stunde. Als die Fürstin mich zum Weggehen entschlossen sah, machte sie mir ein Zeichen, noch den Garten zu besuchen. Ich dankte ihr im Herzen lebhaft für die neue Aufmerksamkeit, zog es aber doch vor, zu meinem Gemahl zu gehen, um diesem Bericht zu erstatten über einen Besuch, der alle meine Erwartungen weit übertreffen hatte.

(Schluß folgt.)

Fahrt auf dem St. Lorenzstrom.

(Nach Th. Glennie.)

Wir konnten eine prächtige Landschaft übersehen. Gegen Abend kamen wir in jene Gegend des Stromes, welche man die Tausend Inseln nennt; die Sonne ging gerade unter und wir genossen einen erhabenen Anblick. Diese Eilande sind von der verschiedensten Größe; einige haben kaum 30 Quadratfuß, andere eine Quadratmeile Oberfläche; sie sollten der Unschuld und dem Frieden zur Zufluchtstätte dienen. Unsere erste Tagfahrt endigte zu Prescott, wo wir zu Nacht essen, schlafen und frühstücken sollten. Ich war aber so glücklich, eine Abtheilung des 71sten Regiments anzutreffen, welche bestimmt war, auf Schiffen von Montreal auf dem St. Lorenz abwärts zu fahren. Die Officiere waren so höflich mich einzuladen, die Reise mit ihnen zu machen, und ich benützte diese Gefälligkeit mit dem größten Vergnügen. Die Abtheilung bestand aus fünfzig Mann und drei Officieren; sämmtliche Mannschaft war auf vier Schiffe vertheilt, und das für die Officiere bestimmte war mit einem Zelte überspannt. Wir fuhren um 10 Uhr Morgens ab; die Schiffsleute bestanden aus Einwohnern von Untercanada und konnten nur gebrochen englisch sprechen; es waren muntere, lustige, zu allen Scherzen und Ergötzlichkeiten aufgelegte Leute, ächte Nachkommen altfranzösischer Väter; ihr Singen und Lachen hörte nicht auf, bis es ihnen der Schiffsmeister bei der Annäherung der Stromschnellen untersagte.

Diese Strömungen im St. Lorenz gehören zu den erhabensten Schauspielen der Natur. Eine bedeutende Verengung des Strombettes ist die Ursache dieser staunenerregenden Erscheinung. Der Strom stürzt sich in dieser Gegend durch eine Menge Inseln und über eine Unzahl von Felsen, um wieder die vorige Breite seines Bettes zu finden. Diese Hemmnisse verursachen ein furchtbares Geräusch, man muß gesunde Nerven haben, um diese Fahrt ohne Schrecken zu überstehen. Wenn man diese kochenden Wogen, diese brausenden Strömungen, diese dampfenden Schlünde betrachtet, die sich öffnen und wieder schließen, begreift man nicht, wie ein Schiff ohne zu scheitern abwärts kommen kann. Nur ein tüchtiger, erfahrener Steuermann kann dieses Wagstück unternehmen; von einer Bewegung zu viel oder zu wenig hängt das Leben der Reisenden ab. Sobald man sich diesen gefähr-

vollen Stellen nähert, herrscht im Schiffe das tiefste Schweigen; der Steuermann verläßt das Ruder nicht und jeder Matrose bleibt auf der ihm angewiesenen Stelle. Alle Augen sind auf den Steuermann gerichtet, der selten nöthig hat seine Befehle durch Worte zu ertheilen; seine Blicke, seine Winke werden errathen und auf der Stelle befolgt. Selten ereignen sich Unglücksfälle; die Gefahr reicht aber hin, die Reisenden in Spannung zu erhalten. Die Furcht, an einen Felsen geschleudert zu werden, beunruhigt zwar die Einbildungskraft — man sucht den Schrecken zu überwinden, man gewinnt Fassung, man wird immer ruhiger und siehe! die Gefahr ist glücklich überstanden.

Neun Meilen Länge hat die erste Stromschnelle; in zwanzig Minuten waren wir darüber weg; unser Schiff flog schneller als ein Vogel. An der zweiten, die man Big Pitch nennt, ist große Gefahr; hier theilt sich der fürchterlich brausende Strom in zwei Arme und schleudert seine Wasser mit solcher Gewalt an die Felsen, daß ungeheure Säulen von einem nassen Dunst in die Lüfte steigen. Die Wiedervereinigung der beiden Stromarme erfolgt mit einem donnerähnlichen Geräusch, und so weit man hinausschaut in die siedenden Gewässer ist der ganze Strom wie in Dampf und Wolken eingehüllt. Diese Wolken scheinen zu kochen in einem ungeheuren Kessel, von allen Seiten sieht man tausend Schlünde sich öffnen; erschütternd, Schrecken erregend ist dieser Wogenkampf. Der Strom beruhigt sich nur langsam wieder und noch lange bemerkt und spürt man den reißenden Lauf.

Während unserer Fahrt durch diese Strömungen wurde unser Schiff öfters von den Wellen bedeckt; wir passirten glücklich jede Gefahr und des wackern Steuermanns Lob und Ruhm ertönte aus aller Mund. Wir übernachteten in einem kleinen Dorfe; unsere Schiffleute, die doch den ganzen Tag über hart gearbeitet hatten, dachten an nichts weniger als an Ruhe, sondern tanzten als ächte Söhne Canada's mit den jungen Mädchen des Dorfes bis Tagesanbruch, bis zur Zeit unserer Abfahrt. Sie wurden ruhig und besonnen, als wir neue Strömungen erreichten.

Wir kamen auf unserer Fahrt über den See St. François; kein Lüftchen wehte und von Strömung ließ sich wenig spüren. Dieser See hat dreißig Meilen Länge und zehn Meilen Breite. Am Ende desselben erblickt man das Dorf St. Regis. Wir hielten, um zu frühstücken, eine halbe Stunde an einem Orte, den man den Abhang des Sees nennt. Gleich darauf überschifften wir pfeilschnell eine andere Stromschnelle. Einige Canäle, welche man in dieser Gegend angelegt hat, um die Verbindung zwischen den einzelnen Theilen dieses Landes zu erleichtern, dienen auch dazu, daß man die gefährlichen Stellen des Stroms vermeiden kann.

Die Ufer des St. Lorenz sind noch so wenig angebaut, daß die Spuren des menschlichen Fleißes der ursprünglichen majestätischen Schönheit der Wildniß keinen Abbruch thun. Dieser Strom gehört zu den schönsten der Erde; man kann sich bei einer Reise auf demselben nie über Einförmigkeit beklagen, nie wird man von langer Weile geplagt, denn man lebt und schwelgt in einem beständigen Wechsel der mannichfaltigsten Ansichten; herrliche Berge und Urwälder bekränzen den Strom auf beiden Seiten; der St. Lorenz hat keine Kindheit; gleich dem Stammvater Adam kömmt er als ausgewachsener Mann, als voller Strom auf die Welt; und indem er im Meere durch sein Einströmen eine weite Bai aushöhlt, endigt er seinen Lauf auf eine prächtige Weise.

Malacca, Singapore und die Malayen.

(Nach Dr. G. Finlayson.)

Die Gegend um Malacca ist meistentheils niedrig und die kleinen Thonhügel sind kaum eine Ausnahme von dieser Erscheinung. Die Mangofrucht, dieses kostbare Erzeugniß, mit Recht der Stolz des Orients, findet sich hier in der höchsten Vollkommenheit. Der Pisang, der Durian, der Champada und andere köstliche Baumfrüchte machen großentheils die Nahrungsmittel sowohl der Eingebornen als auch der Holländer aus; letztere können überhaupt als akklimatisirt betrachtet werden, indem sie die Nahrungsmittel und in gewisser Hinsicht auch die Sitten der Eingebornen angenommen haben. Die Küsten bieten einen großen Ueberfluß vortrefflicher Fische.

Etwa eine Meile landeinwärts wird die Gegend sumpfig und mit Wald bedeckt; auch hier ist der Boden ein dicker fester Thon, offenbar für den Anbau des Reises sehr günstig; auch fehlt es nicht an Wasser; dennoch bringt ungeachtet dieser Vortheile der Ort nicht einmal Reis genug für den eigenen Bedarf. Die Holländer, welche viel von der Fruchtbarkeit dieser Gegend zu rühmen wissen, schreiben diesen Umstand dem indolenten Charakter der Malayen zu, welche meistentheils an den Küsten der Halbinsel die Landbebauer ausmachen. Wahrscheinlichere Ursachen sind wohl der Mangel an rechter Aufmunterung und Förderung des Landbaues, üble Verwaltung und zum Theil auch sklavische Behandlung der Einwohner von Seite der Holländer. Welche aber auch von diesen die wahre Ursache sey, jede trägt mächtig dazu bei, die Cultur eines der kostbarsten Producte, trotz der günstigsten Umstände zu hemmen.

Während unseres Aufenthalts in Malacca war daselbst keine sonderliche commercielle Regsamkeit wahrzunehmen; in der großen Bay lagen nicht mehr als fünf Fahrzeuge; fast jedes dritte Haus war verschlossen; die Straßen waren einsam und menschenleer; selten nur zeigte sich ein in seiner Veranda faullenzender oder an seine Thüre träg sich hinlehnender Einwohner, und machte dadurch die Scene noch trister und schwermüthiger. Viele reiche Handelsherren waren auf ihre Landgüter im Innern verreist, woselbst sie große Pfeffer- und Zimmtplantagen haben; bedeutende Theile des innern Landes von Malacca sind mit unermeßlichen Urwäldern und Morästen bedeckt, in denen Tiger, Leoparden und wilde Schweine hausen.

In der Hauptstadt Malacca wohnen Malayen, Chinesen, Malabaren und Holländer; die Zahl der Bewohner soll sich auf fünfzehntausend belaufen. Jede wohlhabende Familie hält eine große Zahl von Sklaven, die meistens zu häuslichen Geschäften verwendet werden. Die holländische Familie, bei welcher wir wohnten, besaß deren über dreißig von jedem Alter und Geschlecht. Ihre Lage schien im Ganzen nicht sehr hart zu seyn; von den Haussklaven sind manche reich gekleidet, denn die vornehmen Kaufleute suchen einen Stolz darin, sie mit Gold, Seide und andern Kostbarkeiten zu schmücken; die Sklavinnen verwenden

alles, was sie erübrigen, auf Putz und Flitterstaat; unter ihnen bemerkte ich einige reizende, allerliebste Geschöpfe.

Während unseres hiesigen Aufenthalts bereicherte ich meine botanischen und zoologischen Sammlungen mit manchem sehr schätzbaren Exemplar. Malayen von den benachbarten Dörfern brachten mir einige seltene Vögel und Vogeleier, die ich ihnen abkaufte. Auch besuchten uns mehrere chinesische Kaufleute und ersuchten uns, ihre Waarenvorräthe in Augenschein zu nehmen und unsern Bedarf bei ihnen zu kaufen; die Chinesen haben auch auf diesem Platz sehr beträchtliche Magazine und machen in diversen Artikeln bedeutende Geschäfte.

Der Ursprung des Malayenvolks läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Im 13ten Jahrhundert finden wir Malayen auf der Halbinsel Malacca, wo sie die Stadt gleiches Namens erbauten und ein Reich stifteten, dessen Sultane durch Heurathen und Eroberungen dasselbe erweiterten. Sie unterwarfen sich einen Theil von Sumatra, wo schon früher Malayen gewohnt zu haben scheinen, ehe sie sich in Malacca niederließen; auch auf den übrigen Sundainseln, den Philippinen, den Molukken und einigen australischen Inselgruppen setzten sie sich fest; in Polynesien finden sich Malayenstämme, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politischen Verfassung die größte Aehnlichkeit mit den Malayen von Malacca haben. Sie bildeten vormals eine ansehnliche Nation, die in Asien eine glänzende Rolle spielte; sie trieben ausgebreiteten Handel mit zahlreichen eigenen Schiffen und schickten, wie weiland die Phönicier und Hellenen, Colonisten aus. Eine große Anzahl Schiffe aus China, Cochinchina, Siam und Hindustan belebte die Häfen der Malayen auf Malacca. Jetzt ist ihre Macht sehr herabgekommen; sie sind in verschiedene Stämme getheilt und ohne gemeinschaftliches Oberhaupt. Die Ursachen dieses Verfalls liegen zum Theil in dem Uebergewicht, welches die Europäer, insbesondere die Britten und Niederländer, in den indischen Gewässern erhalten haben, zum Theil in dem Lehnssystem der Malayen, wodurch die Nationalkraft getheilt und durch die zunehmende Macht der Vasallen Einigkeit und Gemeingeist unmöglich ward. Die großen Vasallen gehorchen dem Oberhaupt oder Sultan nur, wenn sie wollen, und haben wieder Untervasallen, die es gegen jene ebenso machen. Der größte Theil der Nation besteht aus Sklaven; ihre Herren sind die Oranglai oder der Adel, der unabhängig ist und seine Dienste demjenigen, der am besten zahlt, verkauft.

Selbst die durch die Umstände am meisten begünstigsten Malayenstämme haben bis jetzt nur wenig Fortschritte in der Civilisation gemacht, während die meisten auf das eifrigste den zügellosen Zustand eines wilden Lebens zu behaupten scheinen. Am meisten sind sie mit dem Seewesen beschäftigt, welches ihrem Unternehmungsgeist sehr zusagt. Dem Reisenden zeigen sie sich in den verschiedenen Niederlassungen von sehr verschiedenen Seiten. Von Natur eignen sie sich weniger zu Handelsgeschäften als die Chinesen und die Chulias oder andere Eingeborne Indiens, und deßwegen werden sie leicht von jenen aus dem Felde geschlagen, wenigstens auf den Stationen, die von Europäern besucht werden. Uebrigens sind sie, was auch ihre Volkslieder bezeugen, leidenschaftlich für das Seeleben eingenommen und ihre Hauptbeschäftigung ist Fischfang. Kühn und unternehmend in ihren Seefahrten, verachten sie die friedlichen Künste des civilisirten Lebens. Nachlässig, träge und sorglos in den Augenblicken der Ruhe, zeigen sie in der Stunde der Gefahr und der Unternehmung den vermessensten und unerschrockensten Muth. Weder die Freuden noch die Uebel des Lebens empfinden sie mit dem ruhigen Sinn und der Mäßigung anderer Menschen. Wild und grausam bei jeder ihrer Unternehmungen, versinken sie zur Zeit der Ruhe in eine schläfrige Trägheit, die fast der Apathie des Thieres gleicht.

Ihre Falschheit, ihre Tücke, ihre Treulosigkeit sind Folgen des gesellschaftlichen Zustandes, in welchem sie leben; einige ihrer Bräuche und Gewohnheiten empören die Menschheit. Ihre Gesetze hinsichtlich der Erlangung eines Rechts über das Eigenthum und die Person der zur See entweder durch Schiffbruch oder auf andere Weise in ihre Hände gefallenen Unglücklichen zeigen, daß sie eben so wenig mit der Muttermilch die Gefühle von Menschenliebe eingesogen haben, als die Caraiben oder die Buschmänner. Fast ihr ganzes Leben bringen sie auf dem Wasser zu, oft in jämmerlich kleinen Kähnen, in welchen sie sich kaum zur Ruhe ausstrecken können; einen Mann, seine Frau, zwei bis drei Kinder findet man gewöhnlich in diesen elenden Sampans; ihre Erhaltung hängt lediglich von dem glücklichen Erfolg ihres Fischfangs ab; sie haben alle die Sorglosigkeit hinsichtlich des kommenden Tages, welche das wilde uncultivirte Leben überhaupt charakterisirt; wenn sie ihre Mahlzeit gehalten haben, legen sie sich lässig in die Sonne oder in den dichten Schatten eines Manglebaumes, bis der Hunger sie von neuem in Thätigkeit setzt. Selten haben sie einige Lumpen Tuches, um sich vor der brennenden Mittagssonne zu schützen oder den schädlichen Thau der Nacht von sich abzuhalten; die in der Nähe der Hauptstadt sind allerdings in einem bessern behaglichern Zustande; die weiterhin an den Küsten hausenden sind meistens verwahrlost und haben nicht so viel ihre Blöße zu decken; es sind wilde Fischer, denen alle Milde, alle Freudigkeit und Behaglichkeit des Lebens fremd ist. In der Lenkung der Boote sind die Weiber eben so *geschickt als die Männer*; ihr ganzes Geräthe besteht in zwei Kochtöpfen, einem irdenen Wasserkrug und einer Matte, die ihnen als Dach gegen den Regen dient. In den zahlreichen Buchten, Bayen und Einfahrten, welche Malacca und Singapore umgeben, lebt eine Menge von malayischen Familien auf diese Weise; unaufhörlich schwärmen sie von Ort zu Ort, um den Fischfang zu betreiben; was sie über ihr augenblickliches Bedürfniß erhaschen und fangen, vertauschen sie an die fixirten Einwohner gegen Reis, Sago, Betel und Tuch. Auffallend ist die Aehnlichkeit eines solchen Lebens mit dem Leben der Völker, die allein durch die Jagd bestehen, wie die Botocuden und andere Bewohner der südamerikanischen Urwälder. Wie diese hält der Malaye fest an seiner Lebensweise, dem wilden Fischerleben; durch das Beispiel derer, die ihn umgeben, sieht er sich nicht veranlaßt, diese Lebensweise zu verlassen. So hartnäckig ist der Mensch im wilden Zustande und so langsam und unmerklich sind die Schritte seiner Erhebung!

(Schluß folgt.)

Punchs Mittel gegen Journaldiebstahl. Das Scherzblatt Punch wendet sich an die Herren von der Provincialpresse, welche ihr Journal mit der Schere machen, und richtet ihre Aufmerksamkeit auf das Gesetz, welches die Aneignung von Artikeln über 40 Schilling werth für sehr strafbar erklärt. Da alle Artikel von Punch bedeutend mehr als 40 Sch. werth sind, so ist es höchst verbrecherisch ganze Seiten aus seinem Journal zu stehlen, ohne auch nur seinen Namen zu nennen. Der Einfall ist, der Gesellschaft, welche sich die Verfolgung des Journaldiebstahls zum Zweck gesetzt hat, zu empfehlen, vielleicht ließe sich etwas daraus machen; freilich käme es auf die Schätzung der Artikel an.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 172.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Junius 1845.

Su-tschau-fu.

(Athen, 17 Mai. Nach den Mittheilungen des Botanikers Fortune.)

Wer mit China und mit der Geschichte des chinesischen Reiches bekannt ist, kennt auch den Namen der Stadt Su-tschau-fu. Wenn ein Fremder zu Macao, Canton oder irgend einer Stadt des südlichen China in einen Laden tritt, so wird man ihm gewiß alle, das Gewöhnliche übersteigende Waaren als aus Su-tschau-fu stammend bezeichnen, Gemälde, Schnitzwerk, feine Seidenwaaren, schöne Damen, alles kommt aus Su-tschau-fu, es ist des Chinesen irdisches Paradies, und man würde ihm nur schwer einreden, daß es noch eine andere eben so berühmte Stadt in der Welt gebe. Abgesehen von diesen Lockungen erfuhr ich auch durch die chinesischen Kunstgärtner zu Schanghai, daß diese Stadt herrliche Blumen- und Kunstgärten enthalte, aus denen sie alles oder fast alles bezögen. Ich war demnach sehr erpicht darauf, die einfältigen Gesetze des himmlischen Reiches zu übertreten und wo möglich diesen berühmten Ort zu erreichen. Nicht ohne Mühe bewog ich meine Führer mich dahin zu begleiten, indem ich ihnen versprach, die möglichste Sorge dafür zu tragen, daß ich nicht als Fremder erkannt würde, denn in diesem Falle wären die armen Bursche unbarmherzig geprügelt worden, abgesehen davon, daß ich nicht wußte was mir selbst begegnen konnte. Ich reiste also ab in chinesischem Costüm mit geschorenem Kopf und einem prächtigen Zopf. Obgleich Gesicht und Auge der Chinesen von denen eines Europäers bedeutend abweichen, so kann ein europäischer Reisender im Norden doch eher der Entdeckung entgehen, als im Süden, denn die Bewohner des nördlichen China nähern sich mehr den Europäern und auch unter ihnen selbst ist der Unterschied größer.

In China ist der Canal die große Straße und das Boot der Reisewagen, in dem man auch sehr bequem übernachten kann. Von Schanghai aus wendet sich der Canal nördlich und wir kamen an mehrern großen Orten und ummauerten Städten vorüber, unter denen sich Cading, an dessen Wällen wir die Nacht zubrachten, besonders auszeichnet. Indeß ist die Stadt sehr alt und Mauern und Wälle sind in Verfall; hier wird ein großer Theil der Schnitzarbeiten gefertigt, durch welche die nördlichen Chinesen so berühmt sind. Jenseits Cading wendet sich der Canal bald westlich, und wir erreichten eine zweite große Stadt, Namens Ta-tsang-tsen, ebenfalls befestigt, wie Cading und Schanghai. Eine große Menge alter Dschonken lagen auf dem Canal um die Mauern her, und wurden augenscheinlich als Wohnungen benutzt, da sie zu anderem Dienst nicht mehr taugten. Auch diese Stadt ist, wie Cading, in Verfall, wenn man nach dem Zustand der Häuser und Festungswerke urtheilen darf, aber eine ungeheure Bevölkerung drängt sich innerhalb derselben.

Wenn man sich Su-tschau-fu nähert, so sieht man, wie um Cading her, nur Ein unermeßliches Reisfeld, das eben (23 Junius) bepflanzt wurde. Eine Menge Frauen waren an den Wasserrädern beschäftigt, gewöhnlich drei oder vier an einem Rade, und diese hatten große, mindestens natürlich große Füße, ohne welche sie auch ihre Arbeit nicht hätten ausführen können. Indeß sind kleine Füße doch auch unter den niedern Classen ziemlich allgemein, denn unter den Hunderten von Frauen, die ich auf den Feldern arbeiten sah, bemerkte ich nur wenige, welche Füße von natürlicher Größe hatten.

Einige Meilen östlich von Su-tschau-fu kam ich in einen großen, schönen, vielleicht 12 bis 15 englische Meilen breiten See, durch welchen die Boote von Sing-kiang-fu sich der großen Handelsstadt näherten. Nachdem wir den See zurückgelegt, verengerte sich der Canal, Brücken waren zu passiren, Dörfer und kleine Städte lagen an den Ufern hin, kurz alles deutete die Nähe einer großen und wichtigen Stadt an. An einem köstlichen Sommerabend, den 23 Junius, näherte ich mich der berühmten Stadt. Der Mond war aufgegangen, bei leichtem Wind flog mein kleines Boot rasch dahin, die Zahl der Schiffe ward jetzt immer dichter, die Häuser gedrängter und größer, Laternen bewegten sich in großer Zahl auf den Brücken und längs den Canälen, und nach wenigen Minuten lagen wir mit mehrern hundert andern Booten sicher vor Anker unter den Mauern der berühmten Stadt. Mit dem ersten Grauen des Tages ließ ich mich von meinem

chinesischen Bedienten sorgfältig ankleiden, und schickte ihn dann aus um die Kunstgärten der Stadt aufzusuchen. Als er zurückgekehrt war, gingen wir mit einander hin, und ich machte einige Ankäufe, obwohl Zahl und Ausdehnung dieser Gärten bei weitem minder groß sind, als ich nach den Erzählungen meiner chinesischen Freunde in Schanghai vermuthet hatte. Zwergbäume fanden sich in großer Anzahl da, darunter einige sehr sonderbar und alt, zwei Eigenschaften, auf welche die Chinesen sehr großen Werth legen.

Die Stadt Su-tschau-fu gleicht im allgemeinen den Städten im Norden, ist aber augenscheinlich der Sitz des Luxus und Reichthums, und trägt nicht die Spuren von Verfall, wie z. B. Ningpo. Ein schöner Canal läuft parallel mit den Stadtmauern, und dient sowohl als Stadtgraben, wie als Handelsstraße. Wie zu Cading und Ta-tsang-tsen so findet sich auch hier eine bedeutende Anzahl Dschonken, die als Wohnhäuser dienen, und für ein Volk, das so gerne auf dem Wasser lebt, auch wohl taugen mögen. Der Canal wird durch Bogen in die Stadt geleitet, und verzweigt sich hier nach allen Seiten, ist bald schmal und schmutzig, und erweitert sich an andern Orten zu schönen Seen, so daß die Einwohner ihre Waaren aus den entlegensten Theilen des Landes zu Schiffe bis vor das Haus bringen können. Dschonken und Boote von jeder Größe fahren mit Segeln oder mit Rudern auf diesem schönen Canal, und der ganze Ort hat ein lebhaftes, blühendes Ansehen, was man an andern Orten China's, Canton und Schanghai ausgenommen, nicht leicht sieht. Mauern und Wälle gleichen denen von Ningpo sehr, sind aber vortrefflich erhalten. Die östliche Mauer, der ich bis ans Ende entlang fuhr, ist nicht mehr als eine Meile lang, die Nord- und Südmauer sind aber wahrscheinlich viel länger, so daß die Stadt ein Parallelogramm bildet. Der östliche Theil derselben, durch den ich herein kam, ist nichts weniger als schön, die Straßen sind eng und schmutzig und die Bevölkerung von der niedersten Classe, gegen Westen hin aber werden Gebäude und Straßen schöner, die Buden größer und alles zeigt an, daß dieß der reiche und aristokratische Theil der Stadt ist.

Die Thore sind gut von chinesischen Soldaten bewacht und alle Straßen und Gäßchen in Zwischenräumen mit Thoren versehen, welche Nachts um 9 oder 10 Uhr geschlossen werden. Die hiesigen Frauen gelten für die schönsten des Landes und scheinen auch nach dem, was ich sah, den Ruhm zu verdienen. Ihre Kleidung ist sehr reich, von zierlichem, elegantem Schnitt, und der einzige Fehler, den ich an ihnen finden konnte, ist ihre weiße und rothe Schminke, wahrscheinlich eine Schönheit in den Augen des Chinesen. Su-tschau-fu scheint das große Emporium der Centralprovinzen China's, wozu es auch durch seine Lage besonders paßt. Der Handel von Ningpo, Hang-tschu und Schanghai und vieler andern Städte im Süden, sowie von Tsching-Kiang-fu, Nanking und selbst Peking im Norden hat hier seinen Mittelpunkt, und alle diese Städte sind entweder durch den großen Canal, oder durch Hunderte von kleinen Canälen, welche sich über das ganze Reich verzweigen, mit Su-tschau-fu verbinden. Schanghai, das in Bezug auf Su-tschau-fu sehr günstig gelegen ist, wird ohne Zweifel mit der Zeit ein sehr wichtiger Handelsort für Europa und Amerika werden.

Mangup Kale.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen stiegen wir zu Pferde, um den Mangup Kale, einen im Lande berühmten Berg, von dem die Tataren nur mit Verehrung sprechen, zu ersteigen. Die Gothen gründeten hier im achten Jahrhundert eine große Stadt, die zuerst an die Genuesen, dann an die Tataren überging; durch ihre fast unbezwingliche Lage spielte sie eine wichtige Rolle in allen Revolutionen der Krim, und an ihren Namen knüpfen sich die glänzendsten Erinnerungen der Geschichte dieser Halbinsel. Während mindestens drei Stunden kletterten wir die kaum merklichen Pfade am Abhang des Berges empor, ohne recht zu begreifen, wie die Pferde so keck an den geneigten Flächen ohne allen Anhaltspunkt fortschreiten konnten; aber die Pferde der Krim haben eine unvergleichliche Gewandtheit. Der ganze Abhang des Berges ist mit Gräbern übersäet, deren hebräische, tatarische und italienische Inschriften beweisen, daß mehr als Ein Volk diesen jetzt verlassenen Boden betreten hat.

Endlich erreichten wir die breite, dreieckige Hochfläche, welche den Gipfel des Berges bildet, auf dem Mangup Kale erbaut war. Diese Fläche bietet jetzt nur noch ein eben so unfruchtbares als ödes, ganz mit Ruinen bedecktes Feld dar: zwei Seiten der Hochfläche fallen ganz steil ab, die dritte war durch eine, zum Theil noch stehende Veste vertheidigt. Auf einer Länge von mehrern tausend Schritten sieht man noch Ueberreste von Basteien und Mauern mit Schießscharten, wie man vermuthet, von den Genuesen gebaut. Alles auf diesem Berge trägt den Stempel der Großartigkeit und erweckt tiefe Trauer. Die Zerstörung hat hier seit langer Zeit ihren Sitz aufgeschlagen, und das Auge sieht nur Ruinen, Gräber und einen unangebauten Boden! Die einzigen lebenden Wesen, die den Ort nicht verlassen haben, sind Heerden tatarischer Pferde, die man hier den ganzen Sommer weiden läßt. Sie stillen ihren Durst aus einer großen Cisterne, die durch eine nie versiegende Quelle gespeist wird.

Die ganze Außenseite der Veste hat den Angriffen der Zeit widerstanden, und obwohl mit zahlreichen Rissen bedeckt und von Ruinen umgeben, doch ihren Posten behauptet; auch scheinen ihre hohen Mauern von Ferne gesehen, Mangup Kale noch immer zu vertheidigen. Im Innern der Citadelle, in einer Art Hof, dessen Mauern am Boden lagen, entdeckten wir zu unserm nicht geringen Erstaunen ein weites Lilienfeld, dessen balsamische Düfte und frische Farben gegen die Verödung umher Protest einzulegen schienen. Außer der Veste fanden wir noch einen Bau, den die Zeit großentheils verschont hatte: nach den umliegenden Gräbern und der Bauart zu schließen, war es eine alte, genuesische Kirche, deren Chor noch wohl erhalten war, und deren spitzbogige Fenster wenig gelitten hatten.

Die Ränder der Hochfläche waren an manchen Stellen so steil, daß man sich einige Schritte entfernt halten mußte, um nicht den Schwindel zu bekommen. Unsere Tataren belustigten sich damit, Felsblöcke ins Thal hinabrollen zu lassen. Diese sprangen von Fels zu Fels, rissen mächtige Steine, zerbrochene Bäume und eine ungeheure Menge Schutt mit hinab, was alles erst in sehr großer Entfernung vom Berg liegen blieb. Von der Höhe von Mangup Kale herab umfaßt das Auge einen ungeheuren Sehkreis mit den mannichfachsten Bildern: auf der einen Seite das Meer mit seinen Inseln, seinem Vorgebirge, seinen Schiffen, seinen zerrissenen Küsten, und Sebastopol, dessen höchste Punkte man bei hellem Wetter sehen kann; im Westen prächtige Obstwälder, Rebengelände und viele, von Bächen durchschnittene Prairien, die sich in der Richtung von Sympheropol in blauer Form verlieren; gerade unterhalb das Thal von Karoles, seine Wälder, seine Felsenmauer, seine zahlreichen Brunnen, sein Tatarendorf und endlich den Palast der Fürstin Adil Bey, dessen arabische Bauart sich zierlich hinter einem Pappelvorhang erhob.

Die Führer trieben uns sehr, wir möchten die in dem mit Fels ausgegrabene Höhle besuchen, welche ein kleines Labyrinth einem ziemlich schwierigen Eingang bildet, denn man muß mehrere Stufen hinabsteigen, die in einen über dem Abgrund hinausstehenden Felsvorsprung nur schwach eingehauen sind. Mit Hülfe unserer Tataren kam ich glücklich hinab, und fand mich in dem Labyrinth für meinen Muth zur Genüge belohnt Wir zählten ein Duzend zusammenhängende, nur durch unförmliche Pfeiler getrennte Kammern. Eine Unzahl Namen, darunter mehrere von Bekannten und Freunden waren in diese kreideartigen Säulen eingegraben. Ueber den Ursprung dieser unterirdischen Kammern konnten uns die Tataren keine genügende Auskunft geben. Haben sie Eremiten zum Aufenthalte gedient, die ihr Leben damit zubrachten, troglodytenartig den Fels auszuhöhlen, oder den Bewohnern von Mangup Kale als letzter Zufluchtsort gegen Feinde? Darüber gibt auch das sorgfältigste Studium der Geschichte der Krim keinen Aufschluß.

Die Annäherung der Nacht ließ uns wieder an unsere Pferde denken, welche inzwischen mit den Pferden der Wüste Bekanntschaft gemacht hatten. Unterwegs erzählten unsere Führer mehr als Eine merkwürdige Sage über Mangup Kale. Die einsame Lage des Berges, seine Ruinen und mannichfachen Erinnerungen geben ihm einen geheimnißvollen Reiz, der seines Eindruckes auf die dichterische Einbildungskraft der Tataren nicht verfehlen konnte.

Die Stellung der westindischen Pflanzer.

Es ist immer noch die alte Klage, daß die englischwestindischen Pflanzer aus Mangel an einer hinreichenden Anzahl ständiger Arbeiter jedes Jahr in ihrem Einkommen zurückgehen, und daß die Sklavenemancipation sie, wenigstens in den großen Colonien, Jamaica, Trinidad und Guiana so ziemlich zu Grunde gerichtet habe. Die Colon. Gaz. vom 7 Jun. sagt hierüber: „Die Nachrichten aus Westindien über die Zuckerernte sind, was Menge und Güte betrifft, sehr erfreulicher Art. Der Gesammtertrag wird dießmal dem, wie er vor der Emancipation gewöhnlich war, näher kommen als je. Das lautet ganz gut, aber wenn man fragt: um welchen Preis baut, schneidet und verarbeitet man diese Ernte? so wird man kaum Einen Grundeigenthümer nennen können, der von seinem Capital irgend einen Gewinn zieht. Ein junger, unternehmender Mann, Namens Price, hat durch unabläßige Anstrengung, durch wahre Sklavenarbeit aus seinen Gütern einen Ertrag herausgeschlagen, wie ihn etwa ein Pächter hat, aber wo bleibt da der Antheil des Grundeigenthümers? Durch die größtmögliche Anstrengung eines ungewöhnlich energischen Mannes schlägt man bei Pflanzungen, die sonst 15,000 Pfd. St. abwarfen, nur mit Mühe 1500 heraus. Alles dieß hat nur Einen Grund, den Mangel an einer hinreichenden Zahl ständiger Arbeiter." Diese Aussichten der westindischen Pflanzer, wenn auch etwas übertrieben, sind keineswegs geeignet, den Glauben an die Vorzüge der „freien Arbeit" in Amerika zu erhöhen, und in den französischen Colonien sucht man den Folgen einer Emancipation, deren Unvermeidlichkeit man einsieht, dadurch zu entgehen, daß man den Anbau des Zuckerrohrs jetzt schon, wo die Sklaverei rechtlich noch besteht, von der Fabrication des Zuckers trennt, und letztere mehr fabrikmäßig im Großen mit bezahlten ständigen Arbeitern nach den neuen verbesserten Methoden betreibt. Kürzlich ist bereits in Havre eine Ladung von 500 Faß Zucker, der in solchen Anstalten fabricirt war, angekommen, und der Courier du Havre bemerkt dazu in einem Schreiben: „Die solchergestalt centralisirte und von dem Bau des Zuckerrohrs getrennte Fabrication ist vielleicht der Rettungsanker in dem sonst unvermeidlichen Untergang, den das Mutterland den Colonien bereitet. Die Möglichkeit, das Grundeigenthum zu zerstückeln, würde eine der größten Schwierigkeiten lösen, welche die Colonien im Fall einer Emancipation zu befahren haben."

Malacca, Singapore und die Malayen.

(Schluß.)

Die in den nächsten Umgebungen von Malacca und Singapore angesiedelten Malayen haben einen Schritt aus diesem rohen Zustande herausgethan; diese haben feste Wohnsitze, tragen Kleider und bauen kleine Stücke Land; sie umgeben ihre Häuser und Hütten mit hölzernen Einzäunungen, um die wilden Schweine abzuhalten, ihre Felder zu verheeren; sie bauen Reis, Pisang, Yams, Betel, einiges Korn und einige Küchengewächse für den eigenen Bedarf. Sie besitzen nur wenige Kenntnisse in den mechanischen Künsten; als Holzfäller in den Wäldern, als Arbeiter bei dem Reinigen des Bodens für die Cultur werden sie von den Holländern häufig gebraucht; übrigens findet sich unter ihnen weder ein Zimmermann noch ein Maurer, kein Schneider, kein Schuster, kein Hufschmied. Im Innern von Sumatra sind die Malayen in einem weit besseren Zustande, dort leben sie von Ackerbau und Gewerben, während ihre Brüder in der Meerenge von Malacca auf der niedrigsten Culturstufe stehen.

Die Malayen sind ein von den Hindus, Birmanen und Siamesen verschiedenes Volk; sie sind stark, nervig, haben eine sehr dunkelbraune Farbe, langes glänzend schwarzes Haar, eine große platte Nase und große feurig glänzende Augen. Heftigkeit, die an Wuth gränzt, Un-

gezähmtheit, Raub- und Mordsucht charakterisiren die Malayen in Asien; jedoch die Stämme auf den Inseln der Südsee sind größtentheils sanfter, gutmüthig, gesellig, offen und redlich, und zeichnen sich durch die schönsten, regelmäßigsten Formen ihres Körpers aus. Die asiatischen Malayen, wohin die auf Malacca, Sumatra, Java, Borneo und Celebes, die Horaforen auf den Molukken, die Subanos auf Magindanao, die Tagalen und Pampangos auf Manilla, die Bissayer auf den kleinern Philippinen gehören, haben alle große Uebereinstimmung in ihrer körperlichen Bildung, in ihrer politischen Verfassung — einer Art von Lehnsystem — und in der ihnen eigenen rasenden Wuth und Grausamkeit. Sie bekennen sich meistens zur mohammedanischen Religion, lieben Schifffahrt, Kriege, Plünderung, Auswanderungen und überhaupt kühne Unternehmungen. Mehr für die unsinnigen Gesetze ihrer Ehre eingenommen, als für Gerechtigkeit und Menschlichkeit, sieht man, daß bei ihnen stets der Stärkere den Schwächern unterdrückt; ihre Friedensschlüsse und ihre Freundschaft dauern nur so lange, als der Eigennutz, der sie erzeugte, seine Rechnung dabei findet. Sie sind stets bewaffnet, in stetem Kriege unter sich oder damit beschäftigt, ihre Nachbarn zu plündern. Die rasende Wuth der Malayen hat die Europäer zu dem Gesetz genöthigt, welches jedem Schiffscapitän verbietet, einen Malayen als Matrosen zu nehmen, denn man hat gesehen, daß einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch so klein war, mit ihren Dolchen unversehens über die Schiffsmannschaft hergefallen sind und ehe man sich ihrer bemächtigen konnte, bereits mehrere getödtet hatten. Malayenschiffe, mit fünfundzwanzig Mann besetzt, greifen europäische Schiffe von vierzig Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die ersten Matrosen, die sie erreichen können. Alle freien Malayen lassen sich nie ohne Dolch sehen; die auf Sumatra und Manilla sind in Verfertigung der Waffen, besonders der Dolche, sehr geschickt. Der häufige Gebrauch des Opiums trägt vorzüglich zu ihrer an Wuth gränzenden Heftigkeit bei.

Auf der Insel Singapore am östlichen Ende der Meerenge von Malacca, bei den Trümmern der alten an der See gelegenen Hauptstadt der Malayen haben die Engländer nach dem mit dem Sultan abgeschlossenen Vertrage seit dem Jahre 1819 eine Factorei mit einem schönen Hafen, den sie zu einem Freihafen erklärt haben. Diese Insel zu einer Handelsansiedlung zu erwählen, war ein sehr glücklicher Gedanke, denn sie liegt auf dem geraden Wege von Bengalen nach China und in der zahlreichen Gruppe des östlichen Archipels; sie ist bereits der Mittelpunkt eines sehr bedeutenden Handels geworden, und wird besucht von Schiffen aus Hindustan, China, Cochinchina und Siam; sie gewährt zu allen Jahreszeiten einen sichern und zweckmäßigen Ankerplatz; die Unheil bringenden Stürme, die an den indischen Küsten wüthen, kennt man hier nicht; das ganze Jahr hindurch ist die Atmosphäre heiter und unbewegt, wie vielleicht an keinem andern Orte der Erde; die glatte Meeresfläche wird kaum vom Winde gekräuselt; wir glaubten an den Gestaden eines Landsees hinzufahren. Hier auf den klaren Meereswellen athmet man bereits den balsamischen Duft der Palmenwälder, womit die Insel Singapore gesegnet ist. Wenige Tage gehen hin, ohne daß Regen fiele, der stets die angenehme Folge hat, daß er die Temperatur kühlt und die Vegetation erfrischt. Ohne diese unaufhörliche Einwirkung der Feuchtigkeit würden diese Gegenden ein weniger reizendes Gemälde darbieten und das Klima würde dem menschlichen Aufenthalt weniger heilsam seyn.

Chinesische Ansiedler haben bei Singapore schöne Pflanzungen angelegt, die wir im blühendsten Zustande trafen. Sehenswerth sind die netten, saubern Küchen in den Wohnungen, und der Reisende, der das Wohlbehagen des chinesischen Colonisten beurtheilen will, muß ihn bei seinen Mahlzeiten sehen. Schweine, Enten, Gänse, die besten Fische, die seltensten Delicatessen werden um jeden Preis von dem Chinesen angeschafft. Sie fragen nur danach, ob eine animalische Speise rechte Nahrung gibt oder, wie Cobbett zu sagen pflegte, ob sie auch Fett an ihre Knochen legt. Indianische Vogelnester sind dem epicuräischen Gaumen der reichen chinesischen Handelsherren als üppigster Genuß vorbehalten; sie genießen aber auch die gallertartigen Seethiere, diverse Reptilien, Alligatoren und verschmähen Ratten, Affen und Hunde nicht; aber sie wollen nicht immer eingestehen, daß sie das Fleisch dieses geselligen, aber unsaubern Thieres zu essen geneigt sind. Die Masse der animalischen Speisen, die der Chinese genießt, möchte ungleich größer seyn, als irgendwo auf der ganzen Erde von jeder Art der arbeitenden Classen genossen wird.

Der hervorstechendste Zug im Charakter des chinesischen Colonisten ist Fleiß, die höchste und beste Eigenschaft, die er besitzt; er ist unermüdet thätig in der Verfolgung dessen, was er für seinen unmittelbaren und persönlichen Nutzen hält, und zeigt dabei einen Grad von Klugheit, von körperlicher Arbeit und Anstrengung, der allen andern Asiaten vollkommen fremd ist. Mit nervigen Armen schafft er vom Morgen bis zum Abend und ist einer großen und anhaltenden Anstrengung fähig; er will durch seine Arbeit nicht nur die Befriedigung seiner unmittelbaren Bedürfnisse erstreben, Ueberfluß und Ueppigkeit verlangt er als Lohn seiner Mühen.

Die bei Singapore hausenden Malayen befassen sich theils mit Feldbau, theils sind sie in den benachbarten Wäldern als Holzfäller beschäftigt. Die an der Küste verlegen sich auf den Fischfang und werden öfters auch als gewandte Lootsen von den chinesischen Dschunken in Anspruch genommen. Auch auf den Dugongfang gehen die Malayen aus. Ganz unähnlich dem arktischen Wallroß, scheint der Dugong gern einsam zu leben; dieses sanfte Thier nährt sich von Tang oder Felsengras, und das Fleisch wird wegen seines Wohlgeschmacks und seiner Zartheit dem besten Rindfleisch gleich geschätzt. Das Fell ist außerordentlich dick und stark; getrocknete Streifen davon können nicht von den Riemen unterschieden werden, die man aus dem Fell des Nilpferdes macht; zehn bis zwölf Fuß wird der Dugong lang.

Die Schöpfungen der Pflanzenwelt sind hier nicht minder zahlreich als auf den benachbarten wunderschönen Eilanden. Unsere botanischen Ausflüge in die nahen Thäler und Wälder bereicherten uns bald mit mehrern seltenen Pflanzen. Wir fingen bei dieser Gelegenheit ein Pteromys — ein allerliebstes fliegendes Eichhörnchen.

Fortschritte der Vereinigten Staaten in der Wollfabrication. Im Jahre 1810 verarbeiteten die Webstühle der Vereinigten Staaten 12 Mill. Pfd. Wolle, im Jahre 1830 60 Mill. Pfd., und jetzt rechnet man 100 Mill. Pfd. Die Zahl der Spindeln war im Jahre 1836 1,217,000, jetzt soll sie über 3 Mill. betragen. (Col. Gaz. vom 7 Jun.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 173.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Junius 1845.

Strzelecki's Ansicht von den Eingebornen in Australien.

Der Pole Strzelecki, dessen wir in frühern Jahrgängen unserer Zeitschrift als eines Erforschers von Australien gedacht, hat endlich, nachdem er sich fünf Jahre in Neusüdwales und Vandiemensland aufgehalten, seine „physische Beschreibung“ dieser Länder herausgegeben. Wir heben aus seinem Werke vorerst den für uns wichtigsten Gegenstand aus, nämlich seine Ansicht über die Ursachen, weßhalb die dortigen Eingebornen untergehen, und über die Art, wie man sie behandelt hat und behandeln sollte. Was den ersten Punkt betrifft, so spricht er eine äußerst merkwürdige, unseres Wissens bis jetzt in diesem Umfang nicht bekannte Ansicht aus, daß nämlich eingeborne Frauen, die mit Europäern Verkehr gehabt hatten, ihre eigene Race, wenn sie zu den Ihrigen zurückkehren, nicht mehr fortpflanzen. Er hält dieß für eine der Hauptursachen der Erlöschung der polynesischen und andern dunkeln Racen, zu denen der Verkehr mit Europäern gedrungen ist, und behauptet, es sey dieß ein unwandelbares Gesetz, das unter den Huronen, Seminolen und andern rothen Indianern, unter den Araucaniern, Südseeinsulanern und Neuseeländern eben sowohl als unter den Eingebornen von Neusüdwales und Vandiemensland sich durch die Erfahrung erwiesen habe. „Zu dieser directen, wenn auch geheimen Ursache der Abnahme der Ureinwohner,“ fährt der Verfasser fort, „kommen andere, die wenn auch indirect wirkend, die schlimmen Folgen derselben noch weit übersteigen, indem sie bei eingebornen Frauen selbst völlige Unfruchtbarkeit verursachen. Unter diesen bietet namentlich die Leucorrhöe, eine allgemeine, mit außerordentlicher Heftigkeit herrschende und von erschwerenden Symptomen begleitete Krankheit, das merkwürdigste Beispiel dar, nicht bloß weil manche Beobachter sie für secundäre Symptome und eine modificirte Elephantiasis nehmen könnten, sondern weil der Ursprung derselben unter den eingebornen Frauen genau von der Ankunft europäischer Frauen unter ihnen sich herschreibt.

„Indeß die Ursache der Abnahme und des Erlöschens der Ureinwohner in der neuen Welt mag seyn welche sie will, so ist es gewiß, daß menschliches Zuthun bis jetzt nicht vermocht hat die traurigen Folgen abzuwenden, und daß die Ertheilung der Ansiedlungserlaubniß an die eine Race thatsächlich das Todesurtheil der andern geworden ist. So haben, seit das Schicksal der Australasier das Mitgefühl des Publicums rege gemacht, in Neusüdwales weder die Bemühungen der Missionäre, noch die Verordnungen der Regierung und noch viel weniger der Schutz der aufgestellten „Protectoren“ irgend etwas Gutes bewirken können. Die Versuche, die Ureinwohner zu civilisiren und zum Christenthum zu bekehren — Versuche, von denen man die Erhaltung und Hebung der Race erwartete — haben gänzlich fehlgeschlagen, obwohl man gestehen muß, daß der eine Versuch wie der andere nicht mit dem den Anforderungen entsprechenden Geiste unternommen worden ist. Das ganze östliche Land (von Australien), einst dicht bevölkert, ist jetzt so gut wie gänzlich den Weißen überlassen mit Ausnahme einiger zerstreuten Familien an dem einen, und einiger Vagabunden an dem andern Orte; und diese einst so hochgemutheten, auf ihre Unabhängigkeit und Freiheit so eifersüchtigen Herren des Bodens werden jetzt mit Verachtung und Spott selbst von den niedrigsten Europäern behandelt, sind entmuthigt, verwirrt, scheu und mißtrauisch, verbergen nur schlecht ihren Zorn und ihre Rachlust, und schleppen abgehärmt und mit schmutzigen Lumpen bedeckt, mehr wie Gespenster der Vergangenheit als wie lebende Menschen ein trauriges Daseyn hin, um einem noch traurigern Loose zu verfallen.

„In Vandiemensland nahm das Drama ihrer Vernichtung eine andere Wendung. Im Laufe der Colonisation machten die Auswürflinge der europäischen Gesellschaft, welche die vorgeschobenen Posten tiefer innen im Lande inne hatten, und gewohnt waren jedes Recht, das ihre brutale Stärke mit Füßen treten konnte, mit Verachtung zu behandeln, fortwährend Eingriffe auf die Jagdplätze der Eingebornen, nahmen ihre Weiber weg, und gaben so Veranlassung zu dem furchtbaren System blutiger Angriffe und Wiedervergeltungen, das einen allgemeinen Aufstand der Weißen und Schwarzen zur Folge hatte, und im Jahre 1835 mit der Gefangennahme und Transpor-

tation der letztern nach Flinders Island endete; eine strenge, blutige, aber nothwendige Maaßregel, wenn die Regierung einer Reihe einzelner Mordthaten auf beiden Seiten ein Ende machen wollte. Zur Zeit der Deportation der Eingebornen im J. 1835 war ihre Zahl noch 210; als ich sie im J. 1842, sieben Jahre später, besuchte, fand ich nur noch vierundfünfzig, und während jede Familie im Innern von Neusüdwales, so lange sie noch nicht durch die Berührung mit Weißen angetastet ist, einen reichlichen Kindersegen aufweist, waren auf Flinders Island während acht Jahren nur 14 Kinder geboren worden. Bei all' den fehlgeschlagenen Planen, Bemühungen und Versuchen die einheimische Race zu bekehren, zu civilisiren und zu erhalten, bleibt noch eine der Liberalität der englischen Regierung würdige Maßregel übrig, nämlich auf die letzten Wünsche der Hingeschiedenen und auf die Stimme der wenigen Uebriggebliebenen zu hören, die sich also vernehmen läßt: „„Laßt uns bei unsern Sitten und Gewohnheiten, verbittert uns nicht die noch übrigen Tage, indem ihr uns zwingt uns den eurigen zu fügen; werft uns nicht Apathie für eine Civilisation vor, die nicht für uns bestimmt ist, und wenn ihr noch edelmüthig seyn könnt gegen die Besiegten, so schützt uns gegen den Hunger, der uns in der Verzweiflung dahin treibt die Heerden und ihre Hüter zu schlachten. Unsere Felder und Wälder, die einst uns Früchte und Fleisch in Fülle lieferten, geben uns nichts mehr, sie und ihre Erzeugnisse gehören euch. Ihr gedeiht auf unserm heimischen Boden und wir hungern.""

Dieser Stelle fügen wir noch eine zweite über denselben Gegenstand an, welche das Verhältniß der Weißen zu den Eingebornen nach seinen verschiedenen Phasen schildert und aller Beachtung werth ist. „Seit die Ureinwohner durch das Gesetz oder vielmehr durch eine Sophistik des Gesetzes als unrechtmäßige Besitzer des Landes, das sie nicht selbst anbauen, erklärt wurden, hat man den Australier ipso facto als eine Art thierischen Eindringlings betrachtet, und in den Verhandlungen, die mit der Besitznahme Neuhollands durch die Engländer endeten, hat man ihm so wenig eine Stimme gelassen als dem Känguru. Im Laufe der Colonisation jedoch machten einige menschliche Beobachter die Entdeckung, daß er doch etwas über den rohen Thier stehe, und erhoben deßhalb ihre Stimme zu seinen Gunsten mit solcher Wirksamkeit, daß das Publicum des Mutterlandes, von gänzlicher Gleichgültigkeit auf einmal zu unbegränzter Zärtlichkeit und Sorgfalt übergehend, ihn alsbald an den Wohlthaten des Christenthums und der Civilisation theilnehmen lassen wollte. Der Antheil der ihm zufiel, war freilich nicht der Löwentheil, denn man bot ihm das Christenthum entblößt von seiner Liebe, und die Civilisation enthielt keine Anerkennung seiner Eigenthumsrechte. Darum stieß er auch beides von sich und floh in den „„Busch,"" von wo aus er durch den Hunger gedrängt über die Heerden, welche seine Jagdgründe füllten, herfiel und sie heimlich oder mit Gewalt fortführte. Blutige Kämpfe zwischen ihm und den Hirten waren die Folge. Das öffentliche Geschrei gegen diese Unbilden gelangte endlich nach England, man zog aber nur diejenigen in Betracht, welche gegen die Eingebornen gerichtet waren, ohne die Umstände, welche die Wiedervergeltung hervorriefen, zu berücksichtigen. So entstand unter den Auspicien einer reinen Philanthropie eine neue Gesellschaft, um der mangelhaften Wirksamkeit der Missionen aufzuhelfen, und „„Protectoren"" wurden ausgesendet, um die Sache der Ureinwohner zu führen. Dieß verwickelte aber nur noch die Sache. Die Ankunft der Protectoren unter den jetzt unruhigen, aufgeregten und rachvollen Ureinwohnern steigerte ihre Keckheit so sehr, daß im Anfang des Jahres 1843 eine neue „„Association zum Schutz der Weißen"" sich bildete.

„Obwohl nach Ansicht des Verfassers den Ureinwohnern der neuen Welt, wo immer der Europäer vorrückt, das Todesurtheil unauslöschlich auf die Stirn gedrückt ist, so ist er doch überzeugt, daß dieß Urtheil der Ureinwohner überhaupt, und der Australier insbesondere, verzögert und minder schmerzlich hätte gemacht werden können, wenn die Regierung selbst die Initiative ergriffen und die Sache nicht Privatgesellschaften überlassen hätte. Die Frage über die Leitung der australischen Eingebornen war nicht bloß eine religiöse oder philanthropische, sondern auch eine politische, und hätte gleich von vornherein durch die Regierung allein entschieden werden sollen. Hätte man ihn als besiegt erklärt, so hätte er es begriffen, und dieß würde ihn über seine Stellung zu den Weißen aufgeklärt haben, in die er sich jetzt nicht zu finden weiß; man hätte den Zusammenhang der Stämme, die in sich selbst alle Elemente zur Regulirung ihrer innern Verhältnisse besaßen, erhalten und fördern, man hätte ihn in allen seinen *Verhältnissen zu den* Weißen als unmündig erklären sollen, bis der rohe Instinct seiner Race durch Christenthum und Civilisation bewältigt gewesen wäre; hätte man ihm zugleich noch an besonderen Tagen in der Woche zu seinem Unterhalt Brod und Fleisch geliefert, so würde eine solche Behandlung alle Anforderungen seines politischen und physischen Lebens befriedigt, den Missionären sicherlich mit der Zeit ein leichtes Feld für ihren Antheil an dem großen Werk eröffnet haben, und die blutigen Kämpfe, die nur durch ein unkluges Verfahren veranlaßt wurden, wären vermieden worden. Wie die Sache stand, untergrub die Lehre der Missionäre die Grundlagen ihrer bisherigen Regierungsform und deren Auflösung erfolgte. Die Stimme des Christenthums ward unwirksam gemacht durch die bürgerliche Zerrüttung, und die Verkünder desselben sahen sich, weil ihre eigene Sicherheit bedroht war, genöthigt, die Gewalt an sich zu reißen. In einigen Fällen, wie auf den Sandwich-, den Freundschafts-, den Gesellschafts- und den Gambier-Inseln, fiel ihnen diese von selbst in die Hände, in andern, wie auf Neuseeland, in Neusüdwales und Vandiemensland stießen sie auf Widerspruch. In beiden Fällen brandmarkte man das Benehmen der Missionäre als eine Usurpation, würdig der alten Jesuiten, ein Vorwurf, der eben so ungerecht als bitter war, und den man mit mehr Recht denjenigen im Mutterlande machen konnte, welche das Werk der Wiedergeburt der Ureinwohner am unrechten Ende anfingen, denn seit dem ersten Dämmern der Menschengeschichte ist die bürgerliche Einrichtung der Gesellschaft dem religiösen

und moralischen Unterricht vorangegangen. In Neusüdwales sah sich die Colonialregierung unter dem Einfluß bloß bürgerlicher Verhältnisse endlich genöthigt, Verordnungen für die Ureinwohner zu erlassen, aber diese späte und verworrene Gesetzgebung hat nur die alten Bande, welche das Verhalten der Eingebornen regelte, noch mehr zerrissen. Die letzte Verordnung, welche sie als brittische Unterthanen erklärte, führte nur dazu, sie gesetzlich dem englischen Criminalrecht zu unterwerfen, und vermehrte nur die Zahl der Widersprüche. Diese Naturalisation schließt sie aus von dem Recht in einer Jury zu sitzen oder als Zeugen aufzutreten, verhängt eine höchst verworrene Rechtsverwaltung über sie, und alles dieß zusammengenommen hat aus den Ureinwohnern Australiens ein wahres Unding gemacht, das, um in ihrer eigenen Sprache zu reden, „weder schwarz noch weiß ist."

Die Payaguas.

(Stevenson travels in South America.)

Am linken Ufer des Paraguaystromes und auf den Inseln, welche derselbe bildet, hausen die Payaguas, ein wilder Fischerstamm. Die Männer verfertigen aus gehöhlten Baumstämmen ihre äußerst leichten Kähne, die sie mit großer Gewandtheit zu führen verstehen. Die Frauen flechten Matten und Netze und machen aus Thonerde Näpfe, die sie mit denselben Farben, mit welchen sie sich tatowiren, bemalen. Die Payaguas ernähren sich vom Fischfang und von den Handarbeiten, die sie gelegentlich für die Creolen verrichten. Zum Fischfang bedienen sie sich zuweilen der Angel, mehrentheils aber begeben sich ihrer zwei in einem Kahne an eine Stelle, wo das Wasser langsam fließt; der eine führt das Ruder, der andere steht vorn im Kahne, und erlegt von da aus die Fische mit einer Lanze, oder mit einem Wurfspieße, oder mit Pfeilen, womit sie sehr gut umzugehen wissen.

Sie halten viel auf Reinlichkeit; Männer und Frauen baden sich häufig; wenn aber ihre Wohnung und der Platz umher schmutzig geworden, sind sie nicht auf das Reinigen derselben bedacht, sondern sie ziehen weiter, um eine andere Wohnung zu errichten. Der wandernde Payagua nimmt dann seine ganze Familie und seine ganze Habe in seinen Kahn, und läßt die Hunde, deren er immer einige besitzt, nebenher schwimmen; diese Thiere nähren sich von Fischen und schwimmen sehr gut.

Sie haben nur dunkle Begriffe von zwei höhern Wesen, einem wohlwollenden und einem feindselig gesinnten. Bei dem Nahen eines Sturmes hört man sie auf ihren großen Porongos Lärm machen, um das Ungewitter zu beschwören. Ihr Priester ist zugleich ihr Arzt, den sie jedoch zuweilen tödten, wenn ihm mehr als zehn Kranke gestorben sind. Sie wissen nichts von Gesetzen; ihrem Kaziken gehorchen sie nur bei ihren Festen; wenn er nicht arbeitet, hat er auch nichts zu essen; es ist lediglich ein Ehrenamt, das mit keiner Abgabe, keinem Tribut von Seiten des Stammes verknüpft ist.

Ihre durchbohrte Unterlippe schmücken sie mit Glaskorallen — ein Brauch, der bei einigen Indianerstämmen am Rio de la Plata ebenfalls vorkommt. Das erste Durchbohren der Unterlippe bei einem Kinde ist für sie ein großes Fest, wie bei den Juden und Moslims die Beschneidung.

Ihre Namen sind gewöhnlich Namen von Thieren in guaranischer Sprache; es mag jedoch wohl der Fall seyn, daß sie sich untereinander in ihrer eigenen Sprache anders heißen. Sie sind ein sehr listiges, schlaues Volk und lassen nicht leicht eine Gelegenheit vorüber, wo sie einen Weißen hintergehen können. Männer, Weiber und Kinder schwimmen trefflich und sind vorzügliche Taucher. Sie wissen die Lanze nicht nur zum Fischfang, sondern auch gegen den Kaiman sehr gut zu führen; wenn sich im Strome viele Kaimans zeigen, kommt, wenn der Vollmond am Himmel glänzt, ein Priester an das Gestade, um durch Beschwörungsformeln die Ungethüme zu bannen; das Uebrige thun die Payaguas mit Lanzen und Pfeilen.

Sonora und Sinaloa.

(Nach Th. Glennie.)

Das schöne Thal von Oposura, reich an Getreide und Obst, ist etwa dreißig Stunden lang und eine bis vier breit. Die Bevölkerung besteht theils aus Weißen, welche das Blut ihrer baskischen Ahnen in völliger Reinheit bewahrt haben, theils aus Indianern vom Opatastamm, die im Oberlande von Sonora fast zwei Drittel der Einwohner ausmachen. Sie leben in Städten und Dörfern, sind vollkommen civilisirt und kleiden sich nach Art der Weißen, mit denen sie stets gemeinsame Sache gegen ihre Landsleute, die Apaches, machen; das Vertrauen, das man in sie setzt, ist so groß, daß sie von der Regierung selbst mit Feuergewehren versehen werden und besondere Landwehrcompagnien unter ihren eigenen Häuptlingen formiren. Unter diesen Indianern werden die Schmiede, Zimmerleute und andere Handwerker, so wie auch die Bergleute gefunden und sie sind somit recht nützliche Glieder der Gesellschaft. Auch versehen sie die Haciendas mit einem kräftigen Schlage von Handarbeitern, von denen viele Tausende über die Thäler von Sonora und Sinaloa verbreitet sind; sie kommen auch ziemlich zahlreich nach der Stadt Arispe und in die Minendistricte von Nacosari. Diese Leute vom Stamm Opata haben sich auch um den Landbau sehr verdient gemacht; auf herrlichen Feldern, die sie selbst urbar gemacht haben, bauen sie Weizen, Mais und Gerste und widmen auch der Maulthierzucht viele Sorgfalt. In den lieblichen Thälern von Arispe wächst Zuckerrohr und es reifen daselbst auch köstliche Weintrauben, Feigen, Pflaumen und andere Obstarten.

Die Apaches sind ein unabhängiges muthiges Volk, aller Art von civilisirtem Leben abgeneigt, treffliche Reiter, geübt im Gebrauche der Lanze und gefürchtete Bogenschützen. Sie haben keine Feuergewehre und sind zum Glück zu weit von den Gränzen der Vereinigten Staaten von Nordamerika entfernt, um sich einen Vorrath davon durch Vermittlung der die Civilisation in den Wildnissen vorbereitenden herumschweifenden Krämer zu verschaffen, wie dieß bei den an den Gränzen von Texas wohnenden Comanchen der Fall war. Die Apaches begehren wenig mehr als den ungestörten Besitz ihrer Jagdgebiete, in welchen sie beständig von den Spaniern beunruhigt wurden, und da die mexicanischen Creolen in der That zehnmal so viel Land besitzen, als sie

nur wünschen können, so ist eine Unterbrechung des gegenwärtigen unter beiden bestehenden guten Vernehmens nicht wohl zu befürchten.

Im südlichen Theil des Staates ist Rosario die erste Minenstadt von Bedeutung, zugleich Depot für den über zwanzig Stunden entfernten Hafen von Mazatlan. Rosario enthält eine Bevölkerung von 8000 Einwohnern. Viele mit dem ostindischen Handel in Verbindung stehende Kaufleute haben ihren Wohnsitz in Rosario, woselbst Klima und Wasser besser sind als in der unmittelbaren Nachbarschaft des Hafens; während der heißen Jahreszeit sieht man hier nur wenige Menschen. Obgleich als Hafenort an Wichtigkeit immer mehr zunehmend, besteht Mazatlan bloß aus Hütten, die aus Matten, Häuten und Palmblättern gemacht sind.

Ein prachtvoller, sehr geräumiger Hafen ist Guaymas; er kann zweihundert Schiffe aufnehmen und ist durch die Hügel, die ihn umgeben, gegen alle Winde geschützt. Die Stadt selbst ist erst nach der Revolution entstanden und enthält gegenwärtig 7000 Einwohner; in den belebten Straßen sieht man einige geschmackvoll gebaute Häuser. Als ich hier war, lagen achtunddreißig Schiffe im Hafen von Guaymas; früher als die Regierung von Sonora noch im Stande der Unschuld sich befand und von Zollhäusern nichts wußte, wurden alle Ladungen zollfrei eingeführt. Jene goldene Zeit ist vorüber!

Die Einfuhr besteht in chinesischen, ostindischen und europäischen Manufacturwaaren, Papier, raffinirtem Zucker, Cacao, Kaffee und Thee; die Ausfuhr in Weizen, feinem Mehl, Rindfleisch, Thierhäuten, Kupfer, Silber und Gold. Die Hitze ist im Sommer sehr groß, aber die Stadt dennoch gesund, und man kennt hier weder das schwarze Erbrechen (vomito) noch die Cholera. Der größte Uebelstand für die Einwohner ist der Mangel an Wasser, welches aus drei Meilen landeinwärts gelegenen Brunnen herbeigeschafft werden muß.

Von Mazatlan bis Guaymas ist die Schifffahrt weder gefährlich noch gefährlich; zwar gibt es auf der Küste von Sonora manche Untiefen, aber die von Altcalifornien ist sicher und hat dicht am Ufer tiefes Wasser, und die verschiedenen im Golf befindlichen Inseln ragen alle hoch aus demselben hervor und sind in beträchtlicher Entfernung sichtbar. Man kann daher mit Grund annehmen, daß sobald die Bevölkerung Sonora's zugenommen hat, was nach meinem Dafürhalten in kurzem der Fall seyn muß, der Hafen von Guaymas der Hauptstapelplatz für den Handel auf der Westküste von Neuspanien werden wird, indem es als Hafen vorzüglicher als Mazatlan und San Blas ist und leichter zugänglich als Acapulco für Schiffe aus Calcutta und China, welche wegen des Vorherrschens eigener Winde im stillen Ocean selten südlicher als Guaymas an der mexicanischen Küste landen und oft nordwärts bis zum Cap Mendocino oder San Francisco steuern.

Man findet im Golf Perlen in großem Ueberfluß; meistens sind sie klein und diese sind in Mexico so gewöhnlich, daß sie von den ärmsten Classen getragen werden. Califotnien hat aber auch Perlen von der schönsten Art, und ich kenne keine Gegend in der Welt, woselbst es schönere Halsgeschmeide gäbe als in Neuspanien. Mein Freund Don Pedro Escalante besitzt eine ihm kürzlich aus Sonora zugeschickte Auster, die eine einzige noch nicht völlig von der Schale getrennte, aber in allen ihren Theilen vollkommene Perle enthält, die größer ist als ich irgend sonstwo eine gesehen zu haben mich erinnern kann. Es war vor einigen Jahren eine Gesellschaft zusammengetreten, um die Perlenlager im Golf von Californien zu erforschen, und man schickte zwei mit Taucherglocken und allen übrigen Geräthschaften, die man zu dieser Fischerei für nöthig glaubte, versehene Fahrzeuge um das Cap Horn herum. Die Leitung der Unternehmung war einem englischen Officier anvertraut, welchem es nach vielen Bemühungen gelang, eine billige Uebereinkunft mit der mexicanischen Regierung auf die Theilung des Gewinnes abzuschließen, worauf er nach seiner Ankunft in Guaymas an die Ausführung des Plans ging. Unglücklicherweise ergab es sich aber nur zu bald, daß die Taucherglocken wegen der Hitze und des felsigen Grundes nicht bis zur Tiefe brauchbar waren, in welche sich die eingebornen Taucher zu wagen pflegen, und eine einzige Perle war das Resultat dieser ersten Kreuzfahrt, die sechs Wochen gedauert hatte; nach einem zweiten ebenso vergeblichen Versuche wurde die ganze Idee als völlig unausführbar aufgegeben. In dieser Hinsicht kann übrigens den mit der Leitung beauftragten Herrn kein Tadel treffen, der Fehler lag vielmehr darin, daß man vorher die Localität nicht gehörig untersucht hatte, und dieses Mißlingen kann als ein neuer Beweis gelten, wie gefährlich es mit der Anwendung neuer Theorien auf der entgegengesetzten Halbkugel aussieht, wo jedes Versehen in der ersten Anlage üble Folgen und großen Verlust so leicht nach sich ziehen kann.

Von Guaymas führt der Weg nach dem Innern von Sonora durch Petic, eine Stadt mit 8000 Einwohnern, die in einer Ebene in der Nähe des Zusammenflusses des Dolores und der Sonora, 36 Stunden von der Küste, liegt. Das Land dazwischen ist eben und wasserlos, indem die auf der Cordillera entspringenden Flüsse in dem Sande zwischen Petic und dem Golf sich verlieren; übrigens ist es mit Heerden von Hornvieh und Rehen bedeckt und gelegentlich von Indianern vom Seresstamm bewohnt, von deren verrätherischem Charakter merkwürdige Beispiele erzählt werden. Petic ist der Stapelplatz für den Handel von Obersonora mit dem Golf. Seine Einwohner, unter denen sich einige Ausländer befinden, sind wohlhabend und im Ueberflusse mit allen Lebensbedürfnissen versehen, da die Umgegend wegen ihrer Fruchtbarkeit mit Recht berühmt ist.

Vierzehn Stunden westlich von Petic liegt die Stadt San Miguel de Horcasitas an dem Flusse Dolores. Nördlich von *derselben* zeigen sich die ersten Verzweigungen der Sierra Madre, welche *einen* Ueberfluß an Silber-, Gold- und Kupferminen enthalten. Eine Ader des letztgenannten Metalls wird von einem Kaufmann in Petic bearbeitet, dem der Centner Erz auf vier Dollars zu stehen kommt, welchen er dann in Guaymas, wohin er ihn auf seinen eigenen Maulthieren schaffen läßt, um vierzehn Dollars verkauft; zu diesem Preise wird das Erz für den Markt in China aufgekauft, woselbst das Kupfer von Sonora wegen seines reichen Gehalts an Gold in hohem Werthe steht. (Schluß folgt.)

Miscellen.

Heidnische Restauration. Zu Vienne im Isèredepartement wird gegenwärtig der alte Tempel des Augustus und der Livia, welche das Mittelalter in eine Kirche unter dem Namen Notre Dame de la Vie umgewandelt hatte, wieder hergestellt. (Voleur vom 10 Jun.)

Gasbeleuchtung in Spanien. Diese verbreitet sich rasch: die Städte Cadix, Xerez, Bilbao, Malaga, Saragossa und Girona sollen demnächst dem Beispiel von Barcelona und Valencia folgen, die zuerst die Gasbeleuchtung einführten. Sonderbarerweise scheint Madrid allein dem alten System der Oelbeleuchtung treu bleiben zu wollen. (ibid.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 174.



Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Junius 1845.

Eisenbahn-Literatur in England.

(Revue britannique. April 1845.)

Nicht bloß in den geschichtlichen Verhältnissen, in den Gewohnheiten des materiellen Lebens, in dem Verkehr des Handels u. s. w. haben die Eisenbahnen bereits eine Revolution hervorgebracht; indem dieß neue System von Ortsveränderung sich über England der Länge und Breite nach ausdehnte, hat es auch eine neue, eine besondere Literatur erschaffen, die ihre Dichter und technischen Schriftsteller, ihre Bücher, ihre Broschüren, ihre Revuen, Journale, kurz eine Literatur hat, die wie alle andern sich in verschiedene Zweige, in eine ernsthafte und eine frivole, in eine wissenschaftliche und unterhaltende theilt, bald nur Ziffern und Tabellen enthält, bald ihre eigene Industrie entwickelt, sich an Capitalisten, Speculanten, Projectenmacher, Nationalökonomen und Utilitarier wendet, bald an die Schwätzer in den Salons, an die Damen und die müßigen Köpfe, die man mehr unterhalten als unterrichten muß. Eine der neuesten Nummern von Chambers Edinburgh Journal liefert über diese Eisenbahn-Literatur eine Art raisonnirenden Katalog, welcher beweist, daß sie auch schon ihre Bibliographen, so gut wie ihren Buchhändler hat.

Unter den nützlichen Büchern, welche durchaus nur für die Eisenbahnen geschrieben wurden, muß man vorerst die Guides de Voyageurs aufzählen, welche die alten Reisekarten, Postbücher u. s. w. ersetzten, in denen so manche Gesellschaftsgelehrte ihre geographische und topographische Gelehrsamkeit, ihre malerischen Beschreibungen, ihre Erzählungen und Anekdoten schöpften, die sie von dem oder jenem Gasthofsbesitzer an Ort und Stelle vernommen haben wollten. Ach! diese mit so schönen Bildern und so gut illuminirten Karten versehenen Bücher, diese Rivalen der Almanachs, sie haben sich überlebt, und liegen nun auf den Schränken der Büchertrödler. Ein kleines Taschenbuch, das nur einen Shilling kostet, Bradshaws Railway Guide, hat sie alle verdunkelt. In dieser lakonischen Anzeige sind mehr Zahlen als Worte, jede Seite ist eine Tabelle, auf der aber gut gestochene Karten nicht gespart sind. Diese Tabellen enthalten die Entfernungen von einem Einsteigeplatz zum andern, die Stunden der Abfahrt und Ankunft bei jeder Station, die directen und indirecten Reisewege, endlich den Preis der Plätze von jedem einzelnen Theil so gut, wie von der ganzen Entfernung.

Das Bewundernswerthe an der neuen Reisemethode ist die mathematische Genauigkeit in Abfahrt und Ankunft, eine Genauigkeit, welche ihren Einfluß auf die unzuverlässigsten Charaktere, auf die weichsten und unentschlossensten Temperamente üben muß. Nimmt man z. B. an, was doch in einer nicht sehr fernen Zukunft sich realisiren muß, daß alle Eisenbahnen vollständig ausgeführt sind: man ist in der Nähe von John o'Groats, dem entlegensten Punkte Schottlands, und erinnert sich, daß man mit einem Freund sprechen muß, der bei Lands End, dem fernsten Punkte von Cornwallis wohnt; man schreibt ihm, er möchte am nächsten Morgen um 10 Uhr ein Frühstück bereit halten, und um 10 Uhr genau trifft man zu Tisch bei ihm ein. Doch, wozu erst eine solche Annahme? Schon jetzt kann man sich Morgens noch zu Newcastle on Tyne befinden, bestellt sich auf den nächsten Tag das Mittagessen in dem vortrefflichen Hotel des Hrn. Wynn zu Falmouth, und reist einige Stunden nach dem Briefe ab, mit der Sicherheit 460 Meilen in einem Wagen zurückzulegen, dessen Bewegung so richtig regulirt ist, wie die Uhr in der Tasche. Und merken Sie wohl: vermittelst des kleinen Bandes von Bradshaw hat man alle Ausgaben der Reise im voraus so geregelt, daß man mit den Conducteuren, den Dienstboten u. s. w., denen man auch nicht das kleinste Geldstück geben darf, nicht den geringsten Streit zu haben braucht.

Das lilliputische Buch Bradshaws, das für monatlich neue Ausgaben stereotypirt ist, genügt vielleicht dem Wissensdurst noch nicht? Oh! zur Aushülfe gibt es noch eine ganze Reihe von Monats- und Wochenschriften, welche ausschließlich den Interessen der Eisenbahnen gewidmet sind, so das Railway Journal, die Railway Times, Railway Record, Railway Register, Irish Railway Gazette u. s. w. u. s. w. Alle diese Zeitschriften sind nicht nur von wissenschaftlich gebildeten, sondern auch von unabhängigen Leuten redigirt, zwei Eigen-

schaften, von denen die eine so wesentlich ist als die andere, denn ihre Meinung muß auf gründlichen Kenntnissen beruhen und ihr Charakter muß eine Garantie geben, denn welcher Journalredacteur ist mehr Versuchungen ausgesetzt? Wie viele Speculanten kommen nicht und bitten, daß man dieses oder jenes Eisenbahnproject begünstigen möge, so sehr es auch vielleicht eine Schwindelei, oder, wenn auch gut, doch in schlechten Händen ist! Indeß muß man gegen die Capitalisten wie gegen die Redacteure der Eisenbahnjournale gerecht seyn: die meisten Compagnien haben bisher sehr offen gehandelt, sie machen selbst den Stand ihrer Einnahmen wöchentlich bekannt, und man kann sich auf die „Official Railway Traffic Returns“ doppelt sicher verlassen; sie geben genau die Lage jeder Linie an, den Betrag des Baucapitals, die periodischen Ausgaben und die an die Actionnäre vertheilte Dividende. Mit Einem Wort, aus den Eisenbahnjournalen kann man den wahren Werth der Actien kennen lernen und seine Ankäufe darnach richten, ja man kann sagen, daß man nur auf Eisenbahnen sein Geld mit solcher Sicherheit verwenden kann.

Eine Eigenthümlichkeit zeichnet die Presse aus, welche sich ausschließlich mit den Eisenbahnen befaßt, die nämlich, daß sie ihr Geschäft treibt, als ob solche Dinge, wie Literatur, Politik, Theater u. s. w. gar nicht auf der Welt seyen. Ich nehme z. B. den Railway Record, der 24 sehr eng gedruckte Seiten enthält: vergebens sucht man hier etwas anders, als Nachrichten von bestehenden oder sich bildenden Compagnien, Berichte der Directionen an ihre Actionnäre, Klagen über den Dienst auf dieser oder jener Eisenbahn in Form von Briefen, die von unzufriedenen Reisenden unterzeichnet sind, Seiten voll Ankündigungen, die sich nur auf Eisenbahnen beziehen u. s. w. Der Leading- (Haupt) Artikel endlich ist noch eine Dissertation über Erfindungen und Vervollkommnungen hinsichtlich der Eisenbahnen und Locomotiven. Der Stoff fehlt freilich nicht, und der Beweis hiefür läßt sich führen. Die London Gazette, dieß Blatt, welches wie der Moniteur alle officiellen Documente einregistrirt, ist wider Willen ein Eisenbahnjournal geworden. Eine neue Parlamentsacte fordert, daß die London Gazette nicht bloß jeden Plan einer neuen Linie, sondern auch die Entscheidung der Regierungscommittee über ihre Nützlichkeit veröffentliche. Da nun in dieser Session nicht weniger als 248 Plane theils zu ganz neuen theils zu Zweigbahnen vorgelegt worden sind, so geschieht es nicht selten, daß die Einzelnheiten davon die ganze Nummer der London Gazette füllen.

Aber alle diese Massen gedruckten Papiers, welche das Eisenbahnwesen anhäuft, werden noch überboten von den ungeheuren blaueingebundenen Folianten (den bekannten blue books), welche den mit der Berichterstattung darüber beauftragten Redacteurs wie Pelion und Ossa übereinandergethürmt vorkommen, und doch bei manchen enthusiastischen Statistikern die lebhafteste Freude erzeugen. Jedesmal, wenn über die Nebenbuhlerschaft zweier Linien, oder auch nur über den Nutzen einer einzigen Linie sich ein Streit erhebt, wenden sich die Betheiligten an einen besonderen Ausschuß des Unterhauses. Diese Ausschüsse bestehen aus acht oder zehn Parlamentsgliedern, welche gehalten sind, die Angaben beider Theile zu hören, und ihre Entscheidung in Form eines Berichtes abzugeben. Oft geschieht es, daß ganze Wochen hingehen mit dem Abhören der Parteien und Zeugen, deren geringste Worte sorgfältig aufgeschrieben und gedruckt werden unter der famosen blauen Decke. Der Band oder die Bände wachsen noch durch einen Bericht des Ausschusses, durch Zusätze, Anhänge u. s. w. In der letzten Session saßen 40 — 50 solcher Ausschüsse und redigirten also 40 — 50 große Foliobände in blauem Einband, nebst verschiedenen Anhängseln und Zusätzen. Wenn jeder Band dieser Art nur 1250 Seiten hatte, — eine sehr mäßige Durchschnittszahl — so kann man nehmen, daß die Eisenbahnen in Einem Jahre 60 — 80,000 Folioseiten Druck ins Daseyn riefen.

Das ist aber noch weit nicht alles; dieselben Bände haben auch zu zahllosen Pamphleten und Broschüren für und gegen die Eisenbahnplane, die Berichte und Zeugenaussagen Veranlassung gegeben. Wer nach Vollendung der englischen Eisenbahnen eine vollständige Sammlung aller der großen und kleinen Schriften veranstalten wollte, die dadurch ins Leben gerufen wurden, der müßte ein Bibliothekgebäude haben, mindestens so groß als die königliche Bibliothek zu Paris oder das brittische Museum in London.

(Schluß folgt.)

Erdbeben in Europa.

(Revue de Paris. 7 Junius.)

Man würde sich sehr täuschen, wenn man glaubte, die Erdbeben seyen selten, denn es fallen ihrer eine Menge unbedeutender vor, auf welche niemand sonderlich achtet; man hat indessen Nachforschungen angestellt, und ziemlich genaue Listen der Erdbeben entworfen, welche in der neuern Zeit in Europa statt gefunden haben. Nach Alexis Perey, der sich mit dieser Art von Statistik befaßte, verspürte man im J. 1843 in Europa 75 Erdbeben, und die Erde zitterte während 113 Tagen. Auffallend muß es erscheinen, daß diese Phänomene, wenigstens in dem genannten Jahre, zahlreicher im Herbst und Winter waren als im Frühjahr und Sommer. Das Jahr 1844 war minder reich mit Erdbeben bedacht. Die Zahl der Tage, an welchen Stöße verspürt wurden, belief sich nur auf 76 *), und die Zahl der Erdbeben auf 50, also 25 weniger als im J. 1843. Während der sechs Monate des Winters und Herbsts zählte man 30, während Frühjahr und Sommer 20 Erdbeben. Unter den verschiedenen Ländern genießt Frankreich einer verhältnißmäßig ausgezeichneten Ruhe, was vermuthlich zur Zeit, wo die Vulcane der Auvergne noch thätig waren, nicht in diesem Maaße der Fall war, seit diese aber erloschen sind, hat Frankreich einen ziemlich festen Boden, auf dem man sich ohne alle Gefahr niederlassen kann. Doch ist

*) Hier möchten vielleicht die Erdbeben, welche Ragusa bedrohten, nicht in ihrem ganzen Umfang mit in Rechnung gezogen seyn.
A. d. R.



es nicht ganz frei: nicht blos die Pyrenäen und die Niederalpen bieten solche Erscheinungen dar, sondern in der Nacht vom 3 auf den 4 Junius 1844 wurde Poitiers erschreckt, und einer der Thürme der Kathedrale dem Einsturz nahe gebracht. Italien bietet, wie in allen Zeiten so auch noch jetzt, die größte Zahl von Erdbeben dar. Leider sind die Statistiken, die man darüber entwirft, ziemlich werthlos und können zu keinem sichern Resultat führen.

Die Vögel in Siam. *)

In den ungeheuren Wäldern finden sich eine Menge in Europa unbekannter Vögel, aber ihr Gesang ist weit unangenehmer, denn keiner derselben hat die melodische Stimme der Nachtigall oder der Grasmücke. Allenthalben hört man nur das scharfe, traurige, monotone Geschrei. Die merkwürdigsten Vögel sind die Pfauen, die Kackatus und andere Papageien aller Farben. Auch gibt es einen kleinen, nur zollgroßen Vogel von herrlichem Gefieder, halb roth, halb weiß mit einigen Nuancen vom Grün, wahrscheinlich eine Colibri-Art. In diesen Wäldern finden sich wilde Hähne und Hennen, deren Gekrächz, Gestalt und Federn den Haushähnen völlig gleichen; ich habe sie oft mitten in den Wäldern krähen hören. Um das Männchen zu fangen, stellt man nur an einem abgelegenen Orte einen Haushahn auf und spannt in der Nähe ein Netz aus. Der wilde Hahn läuft alsbald herbei, um den neuen Ankömmling zu bekämpfen, der im Gebüsch versteckte Jäger zieht das Netz an und der Hahn ist gefangen. Ich habe schwarze Schwäne gesehen, glaube aber nicht, daß sie in Siam zu Hause sind. Unter den durch ihre Größe merkwürdigen Vögeln zeichnet sich derjenige aus, den die Siamesen Noc-ariam nennen; wenn er aufrecht geht, ragt er um anderthalb Fuß über den Kopf eines gewöhnlichen Menschen hinaus. Seine Dicke ist verhältnißmäßig, sein Gefieder ist aschgrau, am Hals und am Rücken manchmal roth. Sein Kopf ist so groß als der eines Menschen, sein Schnabel zwei Fuß lang und kegelförmig. Manchmal fliegt er so hoch, daß man ihn nicht mehr sieht, aber sein scharfes durchdringendes Geschrei zeigt seine Anwesenheit an, selbst wenn die Höhe seines Fluges ihn dem Gesicht entzieht.(?) Dieser Vogel nährt sich nur von Körnern und Pflanzen, seine Eier gleichen denen des Strauß, er ist in Siam sehr gewöhnlich und flog mehrmal um unser Seminairgebäude herum. — Ein Raubvogel Noc-asum genannt, hat ein eigenthümliches Talent, um seine Bedürfnisse zu befriedigen; wenn seine Jagd nicht glücklich war, greift er den Geyer an, packt ihn an der Kehle und zwingt ihn die schon verschlungene Beute mit ihm zu theilen. Diesen seltsamen Kampf sieht man oft zu Bankok an dem Orte, wo man die Todten zerstückt. **)

*) Aus den schon erwähnten (s. Nr. 164) Mittheilungen des Missionairs Bruguière. Revue de l'Orient. Mai 1845.

**) Die Siamesen reißen, ehe sie ihre Todten verbrennen, das Fleisch ab, und werfen dieß den Raubvögeln hin.

Deutsche Auswanderer in Südaustralien.

Die englischen Blätter haben sich seit geraumer Zeit über die Saumseligkeit beklagt, mit der die Auswanderung englischer Arbeiter nach den verschiedenen Colonien Australiens, namentlich Südaustraliens, betrieben werde, und insbesondere ist man mit Vorwürfen gegen das Colonialministerium nicht sparsam gewesen. Indeß muß man dabei wohl bedenken, daß die Gründung der Colonie Südaustralien in die Zeit des ärgsten Colonieschwindels fiel, daß man die Gelder zur Gründung derselben zum Ankauf von Land zu unsinnig gesteigerten Preisen verwendete, daß das anfänglich so reichlich fließende Geld, das zur Herbeischaffung neuer Colonisten hätte verwendet werden sollen, zu kostbaren Bauten u. dgl. verwendet wurde, so daß es jetzt, besonders nach den stark gefallenen Preisen des Grundeigenthums, an Capital fehlt. Diese Verhältnisse entschuldigen die englische Regierung so ziemlich, aus den Angriffen gegen dieselbe ersehen wir aber den Stand der deutschen Ansiedlung daselbst, und entheben einige Stellen aus der Colonial Gazette vom 7 Junius. „Durch ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen, das aller Voraussicht spottet, erhielt die brittische Colonie Südaustralien den Hauptzuwachs ihrer Bevölkerung aus Deutschland. Ungefähr um diese Zeit vorigen Jahres fuhr der George Washington mit 200 Auswanderern aus Bremen ab; nach 106 Tagen Ueberfahrt legten sie an, und in vierzehn Tagen oder drei Wochen hatten sie alle Beschäftigung gefunden (und zwar bei ältern deutschen Colonisten, die sich dort niedergelassen). In Folge dieser günstigen Nachrichten ist am 21 April ein zweites Schiff mit 268 Auswanderern, worunter 156 Erwachsene und 16 zwischen 14 und 18 Jahren, abgegangen; darunter befanden sich mehrere nicht ganz unbemittelte Leute. So hat diese Colonie binnen zwei Jahren einen Zuwachs von 500 deutschen Auswanderern erhalten, und die Nachrichten, die man fortwährend erhält und die durch einsichtsvolle Leute aus den gebildeten Ständen bestätigt werden, haben den Rheder veranlaßt, alsbald nach Ankunft seines Schiffes solches neuerdings abzusenden, wozu auch schon Anmeldungen bei ihm eingelaufen seyn sollen."

Sonora und Sinaloa.

(Schluß.)

Von San Miguel de Horcasitas ist das an dem südlichen Ufer der Sonora gelegene Ures zwölf Stunden entfernt. Die Ebene südwärts von dieser Stadt ist eine der fruchtbarsten im ganzen Staate; nordwärts läuft der Weg an den Ufern der Sonora hin, die in ihrem Laufe von zwei steilen Bergrücken eingedämmt wird. Hie und da ist die Gegend wildromantisch; in allen Waldbächen und Flüssen wird Gold gefunden, allein nirgends so viel als in der Sonora, deren angränzende fast perpendiculäre Berge voll von Erzadern sind.

Das Niederland enthält die Städte Babiacora, Conche und Sonora nebst einer Menge von Haciendas und Ranchos. Diese ganze gesegnete Gegend ist reich an allen Arten von Erzeugnissen des Landbaues, indem außer Weizen, Mais und Gerste vorzügliches Zuckerrohr in den Thälern und sumpfigen Niederungen, wo die brütende Sonne eine feuchte Hitze entwickelt, aufwächst. Auch ist die Viehzucht von Bedeutung; Hornvieh, Maulthiere und Pferde finden sich im Ueberflusse und zu höchst mäßigen Preisen. Zu diesen Vortheilen kommt noch die Leichtigkeit

der Verbindung zu Wasser mit dem Hafen von Guaymas, der auch für die Minendistricte von Sonora immer bedeutender wird.

Cerro Gordo, San Pedro Nacofari und die Gruben von Cobriza, San Antonio und Dolores sind die ausgezeichnetsten Minen; sodann die von San Juan de Sonora auf einem acht Stunden nordwestlich von Oposura entfernten Berg, der in verschiedenen Richtungen von vierzehn Adern durchkreuzt wird. Alle diese Minendistricte waren früher ihres Reichthums wegen berühmt, aber in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verlassen worden in Folge des großen Apache-kriegs, in welchem die indianischen Stämme an der Gränze, durch die Feindseligkeiten der spanischen Truppen gereizt, einen so allgemeinen Angriff auf die nördlichen Provinzen machten, daß alle Etablissements aufgegeben werden mußten und kaum die Städte selbst mit Mühe und Noth erhalten werden konnten. Es bedurfte bedeutender Capitalien und anstrengender Arbeiten, um die Minendistricte wieder ergiebig zu machen. Gegenwärtig ist die Ausfuhr von Kupfer, Silberbarren und Goldkörnern nach Calcutta und Canton wieder sehr beträchtlich, und der Verkehr mit China und Ostindien in der That weit lebhafter als mit irgend einer der südlichen Provinzen von Mexico.

Die Einwohner, welche ungezwungen und einnehmend in ihrem Betragen, betriebsam, rechtlich und im höchsten Grade gastfreundschaftlich sind, werden bald die Vortheile würdigen lernen, welche sie ihrer günstigen Lage, ihrem blühenden Landbau, ihrer trefflichen Viehzucht und ihren mineralischen Schätzen verdanken. Von ihren ehemaligen Feinden, den Apaches und andern wilden Stämmen im Norden von Arispe und dem Presidio von Fonteras, haben sie nun nichts mehr zu befürchten, da die Feindschaft derselben immer nur gegen die europäischen Spanier gerichtet war, die ihrerseits sich genöthigt sahen, des Einflusses und der Vermittlung der Creolen sich zu bedienen, um die Einstellung der Feindseligkeiten zu erlangen.

Obgleich in keinem Theil des mexicanischen Staatenbundes so viele Creolenfamilien von reiner spanischer Abkunft vorhanden sind, so hat sich doch Sonora eben so entschieden wie die südlichen und innern Provinzen in der Sache der Unabhängigkeit gezeigt. Eine große Menge der jungen Männer, die sich im Jahre 1810 an die Armeen der Insurgenten anschlossen, waren aus dem Norden gebürtig und Söhne oder Verwandte der achtbarsten Gutsbesitzer; Victoria, einer der besten Generale des Bundesheeres, ist aus Tamasula gebürtig, woselbst seine Familie große Güter besitzt. Wenn es in Sonora und Sinaloa noch einige Orte gibt, woselbst andere Gefühle und Gesinnungen vorherrschen, so rührt dieß daher, weil sie in den Händen alter Spanier sind, die überall, wo sie sich in einiger Anzahl versammelt finden, eine isolirte politische Coterie bilden, deren Mißfallen an der gegenwärtigen Ordnung der Dinge eben so unverhohlen als unschädlich ist.

Der Weg von Arispe nach Villa del Fuerte, der Hauptstadt von Sinaloa, führt fast in schnurgerader Richtung gen Süden 120 Stunden weit. Die Hauptorte an dieser Straße sind Onabas an dem südlichen Ufer des Flusses Yagui und der berühmte Minendistrict Los Alamos, der zwischen den Flüssen Mayo und el Fuerte in einer dürren Ebene liegt, welche selbst mit den nöthigsten Lebensbedürfnissen aus dem Thal von Oposura versorgt werden muß.

Die Minen von Alamos liegen fast fünf Stunden nördlich von der Stadt. Sie gleichen denen von Catorce hinsichtlich der Beschaffenheit der Adern, welche ein sehr silberhaltiges Erz liefern. Die angesehensten Minenbesitzer sind vier Brüder aus der Familie Almada, von denen jeder ein Capital von einer halben Million Dollars besitzen soll; übrigens gibt es hier viele wohlhabende Kaufleute, und die Stadt, die ihren Ursprung den Minen verdankt, ist prächtig gebaut; sie enthält über 10,000 Einwohner.

Villa del Fuerte, des Staates Hauptstadt, liegt am Flusse Sinaloa, der sich in den Meerbusen von Californien ergießt. Die Stadt hat sich seit einigen Jahren sehr gehoben, und ist Sitz des Congresses und Gouverneurs, so wie eines Bischofs. Hier erscheint das „Echo von Sinaloa" und noch eine andere politische Zeitung. Das vormalige Dominicanerkloster, ein weitläufiges, prachtvolles Gebäude, wurde auf Befehl der Regierung in eine höhere Lehranstalt verwandelt.

Fast alle Bergschluchten, Bäche und Flüsse von Sinaloa enthalten Waschgold in dem aufgeschwemmten Lande; es sind Stücke gediegenen Goldes bis zu fünf Pfund vorgekommen. Doch werden diese Lavaderos oder Goldwäschereien nur selten benutzt, weil die Lebensmittel, die von weither in dieses nicht angebaute Land geschafft werden müssen und neuerdings die Einfälle eines unabhängigen Indianerstammes zwei außerordentliche Hindernisse sind. Auf der andern Seite, am rechten Ufer des Flusses Ascension, leben die Seris, ein sehr kriegerischer Stamm, welchem mehrere mexicanische Gelehrte, durch die Aehnlichkeit des Namens getäuscht, einen asiatischen Ursprung zugeschrieben haben.

Nordöstlich von Alamos liegt auf einer Abdachung der Sierra Madre nach dem Golf zu der Mineral von San Jose de Mulatos, im Jahre 1806 entdeckt. Bei dem Durchforschen der Schlucht fand man drei hohe Krusten, die in allen Richtungen durch kleine Fäden oder Adern einer weißlichen Erde durchzogen sind, die in großer Menge Gold enthalten. Zwei dieser Erzzüge werden in beträchtlichem Umfang ausgebeutet; die Goldadern durchlaufen jeden Theil des Felsens und das Gold von Mulatos ist fast rein.

Nordwestlich von Alamos, zwischen den Flüssen Yagui und Mayo, finden sich unübersehbare Ebenen, die von zahlreichen Indianerstämmen bewohnt werden, die sich zu den Einschränkungen eines civilisirten Lebens verstanden haben. Der Yaguistamm besitzt eine Anzahl von Dörfern an dem südlichen Ufer des gleichnamigen Flusses, deren jedes von wohlbebauten Gärten und Feldern umgeben ist; südlich vom Flusse Mayo bilden die Mayos allein eine Bevölkerung von 60,000 Seelen. Ihre Hauptstadt Santa Cruz hat 10,000 Einwohner. Sowohl die Yaguis als die Mayos sind gelehrig und betriebsam und versorgen die Minendistricte und Pachtungen mit Handarbeitern, so wie die Städte mit Handwerkern, von denen viele in ihren Gewerben recht geschickt sind.

Villa de Fuerte war ursprünglich ein Militärposten, den die Spanier bei ihrem Vorrücken gegen den Norden errichtet hatten. Seit der Vereinigung von Sonora mit Sinaloa ist es die Residenz des Gouverneurs, des obersten Gerichtshofes und anderer hohen Behörden. Die Lage dieser Stadt ist nicht besonders günstig, indem die Umgegend, der Nähe des Flusses ungeachtet, unfruchtbar und die Hitze im Sommer unerträglich ist. Die Terra caliente von Sinaloa erstreckt sich von hier bis zu den Gränzen von Guadalaxara.

Culiacan ist die älteste und am besten bevölkerte Stadt in Sinaloa; sie hat 11,000 Einwohner und die Gegend umher ist gut bewässert und ausnehmend ergiebig. Cosala, 35 Stunden südlich von Culiacan, ist die nächste Stadt von einiger Bedeutung an der Straße nach Jalisco. Sie verdankt ihre Wichtigkeit lediglich ihren Minen; die berühmteste heißt Nuestra Señora de Guadalupe.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 175.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Junius 1845.

Die Reisen des Venezianers Marco Polo,

übersetzt und commentirt von August Bürk, mit Zusätzen von K. F. Neumann.

Es ist wohl bekannt, daß der gute Marco Polo wie der alte Herodot erst nach und nach wieder zu Ehren kam; nachdem sein Buch mehrere Jahrhunderte hindurch Volksbuch gewesen war, ist es als wesentlich fabelhaft in Verachtung gefallen und höchstens seit 70 bis 80 Jahren fängt man an ihm die gebührende Rücksicht zu erweisen. Indeß seine Wahrhaftigkeit stellt sich erst seit dem kurzen Zeitraum von etwa 20 Jahren in ein glänzenderes Licht, seit nämlich die Resultate der orientalischen Studien und Reisen anfangen ihre Früchte zu tragen und den Horizont zu erweitern. Die Wunder am Hofe Kublai Chans sind uns jetzt durch historische Forschungen in die Nähe gerückt, und gehören nicht mehr ins Reich der Fabeln, die Irrlichterähnlichen Namen, wie Zipangu, klären sich auf, und Neumann hat wohl Recht, wenn er in einem seiner Zusätze hervorhebt, daß die Nachrichten des Lieutenant Wood über die Quelle des Orus die Wahrhaftigkeit Marco Polo's in ein neues und sehr glänzendes Licht gestellt haben. Man sollte freilich Marco Polo's Werk, um es ganz zu würdigen, mit Plan Carpin und Ruysbroeck, mit dem von Jaquet herausgegebenen Buch vom grossen Chan und den Sagen vom Priester Johannes, mit den Unterhandlungen der weltlichen Fürsten und den Bestrebungen der Päpste in Verbindung bringen, um das Maaß der Kenntnisse damaliger Zeit zu bestimmen. Indeß wird nach und nach Stück um Stück zur Erklärung Marco Polo's und der von ihm geschilderten Verhältnisse beigetragen, theils von denjenigen, welche die Controle über Marco Polo in den chinesischen Werken jener Zeit suchen, theils von den vielen Reisenden, die das Land vom Tigris bis an den Indus erforschen, und in neuerer Zeit selbst von den Russen, nicht bloß in der ihnen nahe liegenden Erforschung der mongolischen Schriften, sondern auch durch alterthümliche Untersuchungen mancherlei Art über den Aufenthalt der Mongolen in Rußland. Die Forschungen über das lange fabelhafte Volgar haben zu sichern Ergebnissen geführt, und neues wird wohl in kurzem folgen. *)

Der Glaube an die Wahrhaftigkeit Marco Polo's hat sich durch alles dieß allmählich festgestellt, und was noch nicht aufgehellt ist, gilt jetzt nicht mehr ohne weiteres als Fabel, sondern man sucht das Wahre vom Falschen zu sondern, und es mit unsern jetzigen geographischen und ethnographischen Kenntnissen in Einklang zu bringen. Marco Polo's Werk zerfällt in drei Bücher, von denen das erste seine Reiseerfahrungen und Beobachtungen über diejenigen Länder enthält, die von Westasien an bis hinauf zur Residenz Kublai Chans sich erstrecken, und die er auf seinen wiederholten Reisen verschiedenemal berührte; das zweite Buch enthält die Schilderung von Kublai Chans Hof, Reich und Staatsverwaltung, das dritte endlich umfaßt die Nachrichten über Japan, Indien und den indischen Archipel bis zu den Inseln Zanzibar und Socotra. Die Reisen umfassen also bei weitem mehr Länder, als in welche jetzt Europäern einzudringen gestattet ist. Wie viel neue Aufklärungen hat nicht die Geographie und selbst die Geschichte durch den Aufenthalt von Engländern in Afghanistan von Burnes' Reise an bis zur Verjagung der Engländer aus dem Lande, also während eines Zeitraums von kaum 12 Jahren gewonnen, darunter die oben schon erwähnte Rechtfertigung Marco Polo's in Bezug auf die Oxusquellen. Daraus läßt sich schließen, welche Aufklärungen bei weiterem Vordringen in Centralasien noch zu gewärtigen sind.

Marco Polo's Reisen wären völlig unmöglich gewesen, wenn nicht gerade damals der Mongolenstrom fast ganz Asien überschwemmt gehabt und das Reich doch noch in solcher Blüthe und Kraft bestanden hätte, daß Kublai's Name in Persien so gut als in der Tatarei und in China galt. Zudem war Kublai's Periode auch darum merkwürdig, weil dieser ausgezeichnete Mann, so wie auch mehrere andere hochstehende Glieder seiner Familie einer philosophischen Toleranz in Reli-

*) So enthält erst in ganz neuer Zeit das Journal des Minist. des Innern (Febr. bis April 1845) eine detaillirte Abhandlung über die Lage von Sarai, der alten Mongolenhauptstadt in Rußland, von Grigorieff. A. d. R.

gionssachen huldigte, wie sie zwar hie und da in asiatischen Reichen — man denke nur an die Chasarenherrschaft — auftaucht, sonst aber im Orient nicht zu finden ist; der Islam ist religiös und politisch unduldsam, die andern großen Staaten sind es wenigstens aus politischen Gründen. Damals war aber die chinesische Bildung gerade zur philosophischen Indifferenz durchgedrungen, und Kublai sowohl als Dschingischan waren mit chinesischer Bildung gesäugt, wenn gleich beide die Chinesen als Feiglinge verachteten. Das Verhältniß dieser Mongolenhäupter zu China war ein ähnliches, wie das Philipps von Macedonien und seines Sohnes Alexander zu Griechenland: griechische Bildung und griechische Strebnisse ergriffen die höhern Classen des benachbarten, fast barbarischen Macedoniens, und diese Vereinigung hoher Bildung mit roher Stärke erzeugte die wunderbaren Thaten jener Zeit: ohne griechische Bildung wären die Thaten Alexanders so wenig möglich gewesen, als das in sich zerrissene, zum Theil entnervte Griechenland je für sich allein den Zug nach Indien unternommen hatte. So impfte die Blüthe chinesischer Bildung dem kraftvollen Mongolenvolk ihre Gelüste ein und gab ihnen die Mittel, das Ungeheure auszuführen: die Mongolenfürsten, genährt mit chinesischer Bildung, kamen weiter als je die Chinesen unter ihren mächtigsten Herrschern, so wie aber der hohe Geist einzelner Häupter, wie Dschingischan, Kublai, später Timur und Baber fehlte, so brachen die ungefügen Reiche wieder auseinander, eben so gut, wie das Reich Alexanders des Großen. Marco Polo's Reisen fallen in die Zeit der größten Blüthe der Mongolenmacht, und gewähren darum eine Einsicht in die asiatischen Verhältnisse jener Zeit, wie kaum ein anderes Buch.

Ein solches Werk dem Verständniß der jetzigen Zeit näher zu bringen und dadurch überhaupt genießbar zu machen, ist um so schätzenswerther, als wohl der Stoß, den das chinesische Reich von Osten her durch die Engländer erlitten hat, ohne Zweifel sich im innern Asien, in dem uns so wenig bekannten Lande zwischen dem Himalaya und Altai vielleicht in wenig Jahren fühlbar machen wird, und gewaltige Umwälzungen, welche China in der Mitte des vorigen und im dritten Jahrzehent dieses Jahrhunderts nur mit Mühe verhinderte, schwerlich ausbleiben werden. Für die Kenntniß dieser Länder kann Marco Polo bis zu einem gewissen Grade noch immer als Führer dienen.

Eisenbahn-Literatur in England.

(Schluß.)

Die Eisenbahnen haben auch ihre historische Litteratur: obgleich die Locomotive noch nicht den Text zu einer langen Geschichte liefert, so suchen die Schatzgräber der Wissenschaft doch gerne die ursprüngliche Erfindung in eine ziemlich ferne Zeit zurück; seit mehr als zwei Jahrhunderten rollen in den Minen Englands die Kohlenwagen auf Holz- oder Eisenschienen fort. Der Kanzler Roger North schrieb im J. 1676: „Wenn ein Grundeigenthümer das Land zwischen einer Kohlengrube und einem Fluß besitzt, so verkauft er die Erlaubniß darüber hinzufahren so hoch, daß diese allein ihm von einer Ruthe Landes manchmal bis 20 Pf. St. einträgt. Der Kohlentransport geschieht dadurch, daß man von der Grube bis zum Fluß in gerader gleichlaufender Linie Holzschienen (rails) legt. Die Wagen sind mit vier kleinen auf diese Schienen passenden Rädern erbaut, und rollen so leicht, daß ein einziges Pferd mehr als 4 bis 5 Chauldrons *) ziehen kann".

Später setzte man in allen Kohlengruben Eisenschienen an die Stelle der Holzschienen, und im J. 1815 berechnete man, daß diese Eisenschienen bloß im Lande Wales mehr als 150 (engl.) Meilen ausmachten. Im J. 1815 aber war die Anwendung des Dampfes auf die Eisenbahnen noch eine Theorie. Als Hr. G. Stephenson die erste Locomotive baute, hielt man ihn, so wie alle diejenigen welche vor ihm daran gedacht hatten, für einen Narren, weil niemand glauben wollte, daß die glatten Räder eines Dampfwagens an den eben so glatten Schienen hinreichend festhalten würden, um eine Fortbewegung hervorzubringen. Man erklärte laut, die Wagen würden nicht anbeißen. G. Stephenson hielt aus, und erzählte seine ersten Versuche bei einem Gastmahl, das man ihm das vorige Jahr zu Newcastle gab, in folgender Weise: „Meine erste Locomotive wurde für die Minen von Killingworth und auf Kosten Lord Ravensworths gebaut; ja Lord Ravensworth war es, der zuerst dieß Zutrauen auf mich setzte; es ist dieß 32 Jahre her und wir nannten die Locomotive Mylord. Ich wagte die Behauptung, daß die Schnelligkeit einer solchen Maschine keine Gränzen kennen werde, aber einige unvollkommene Versuche schienen diese Behauptung so sehr Lügen zu strafen, daß noch im J. 1825 ein Schriftsteller, der sich für einen Anhänger der Locomotiven ausgab, über mich schrieb: „„Ferne sey es von mir behaupten zu wollen, daß die lächerlichen Prätentionen dieses Enthusiasten sich verwirklichen würden, und daß wir je Maschinen sehen werden, die 12, 16, 18 oder gar 20 Meilen in der Stunde laufen. Nichts würde der Annahme und Vervollkommnung dieser Erfindung mehr schaden, als ein solcher Unsinn."" Als ich im J. 1828 nach Liverpool ging, um den Plan zur Eisenbahn nach Manchester zu entwerfen, gab ich die Versicherung, daß meine Locomotive eine Schnelligkeit von mehr als 10 (engl.) Meilen in der Stunde ergeben werde, aber die Unternehmer dieser Bahn empfahlen mir, vor der Parlamentscommittee mit solchen Ansichten nicht herauszurücken, damit nicht die Unternehmung compromittirt würde. Ich mußte also so gut wie möglich meine Ansichten verbergen, und als ich mich der Committee gegenüber sah, fühlte ich mich so beängstigt, daß ich gern durch das kleinste Loch entschlüpft wäre. Es war mir unmöglich Worte zu finden, welche zugleich die ernsthafte Versammlung vor mir und mich selbst befriedigt hätten. Einer der Herren fragte mich, ob ich ein Fremder, ein anderer, ob ich nicht ein wenig närrisch sey. Ich versichere Sie, meine Herren, es gehörte eine gewisse Seelenstärke dazu, dieß Era-

---

*) Ein Chauldron damaliger Zeit wog 2000 Pf.

men und diese abstoßende Behandlung zu ertragen. Aber ich hatte diese Stärke, ich beharrte auf meinem Unsinn, und von einer Verbesserung zur andern ist es jetzt dahin gekommen, daß ich die weite Entfernung von London hieher in wenigen Stunden zurückgelegt habe". Dieser Ausdauer Hrn. Stephensons verdankt es also England, daß es jetzt von hundert Eisenbahnlinien durchzogen ist, auf denen man mit einer mittlern Schnelligkeit von 20 Meilen in der Stunde fährt.

Wenn von der Eisenbahn-Literatur die Rede ist, darf man auch nicht vergessen, mit wie vielen neuen Ausdrücken, mit wie viel neuen und malerischen Vergleichungen das Eisenbahnwesen bereits die gewöhnliche und die Dichtersprache bereichert hat! Als dramatisches Mittel für Theater und Romane ist die Locomotive gleichfalls eine wichtige Maschine: aus einem Waggon wird oft genug die erwartete oder unerwartete Person, der Mann des Schicksals, der Deus ex machina heraussteigen. Welches Hülfsmittel für Entführungen z. B. und vollends für die Schlußkatastrophe! Schon hat die Dubliner Monatsschrift: the Dublin University Magazine, eine Reihe Erzählungen unter dem Titel: Tales of the Trains, being some chapters of railroad romances (Erzählungen der Eisenbahnzüge, oder einige Capitel aus Eisenbahn-Romanen) veröffentlicht.

Zum Schlusse müssen wir noch einer wahrhaft freisinnigen literarischen Idee einiger englischen Eisenbahncompagnien erwähnen: sie wollten auch für die geistige Nahrung ihrer Angestellten sorgen, sie vergaßen nicht, daß es denkende Menschen sind, die sie unter ihrem Befehl haben, und daß namentlich die Bahnwächter während zwölf Stunden in Meilenzeiger umgewandelt sind, die nichts zu thun haben, als bei Annäherung jedes Zugs ein Fähnchen zu schwanken. Auf einigen Linien hat man eine Lesebibliothek für die Angestellten gegründet, die unter den Angestellten circulirt und denen, welche ihre Mußestunden benützen wollen, eine Unterhaltung gewährt.

Bilder aus dem innern Columbien.

Popayan und seine Umgebungen.

(Nach J. P. Hamilton.)

Obrist Ortega, der Gouverneur, hatte ein großes Haus für uns zum Quartier einrichten lassen, vor dem eine Ehrenwache aufgestellt war und in dessen Hofraume Musikanten spielten. Mein Quartier war dasselbe, welches General Bolivar bewohnt hatte, als er, um die zügellosen Banden in der Provinz Pasto zu bekämpfen, mit seinen Truppen durch Popayan marschirte. Den Besitzer des Hauses, einen reichen Creolen, hatte der columbische General Valdez auf den Verdacht, daß er die Sache der Spanier begünstige, hinrichten lassen. Dieser General Valdez muß nach mehrerem, was ich von ihm gehört habe zu urtheilen, ein arger Wütherich gewesen seyn, dem es noch dazu sehr an militärischen Kenntnissen fehlte.

Auf Befehl des Gouverneurs waren Vorräthe von Fleisch, Geflügel, Früchten, Brod, Wein und Gemüse für uns angeschafft worden, so daß es uns an nichts gebrach und wir uns dem frohen Genusse des olim meminisse juvabit in Bezug auf unsere ausgestandenen Mühseligkeiten ungestört hingeben konnten.

Begleitet von einigen Geistlichen und seinem Secretär, stattete mir Salvador Ximenez, Bischof von Popayan, einen Besuch ab. Ein sehr feiner, gewandter Mann war dieser Bischof; durch beständiges Leben in höhern Cirkeln hatte er sich die Gewandtheit des Umgangs erworben, durch welche man Menschen sogleich für sich einzunehmen vermag. Er erkundigte sich mit vieler Theilnahme, ob es uns an irgend etwas fehle, und da er bemerkte, daß wir keine Bettstellen hatten, besorgte er sogleich zwei für meinen Secretär und mich, die sehr bequem und mit Vorhängen versehen waren; auch schickte er uns ein Duzend Flaschen spanischen Wein nebst einer Menge von Früchten. Der Bischof, der aus Malaga gebürtig war und sich zur Zeit, als die spanische Nation im Kampfe gegen Napoleons Riesenmacht begriffen war, in Spanien befunden hatte, versicherte mich, daß er wegen des edelmüthigen Verhaltens der Engländer zur damaligen Zeit eine große Vorliebe für die ganze Nation bekommen habe. Nachdem er bei dem Abschiede noch das Verlangen geäußert uns während unseres Aufenthalts in Popayan recht oft zu sehen, und ich ihm versichert hatte, daß ich meinerseits ganz denselben Wunsch hege, trennten wir uns, indem ich ihm nach dortiger Landessitte die Hand küßte.

Der ganze Vormittag ging über den Besuchen hin, die wir von Staatsbeamten, Officieren und andern angesehenen Einwohnern Popayans erhielten. Unter diesen befanden sich Hr. Mosquera mit seinen beiden Söhnen, von denen ich den ältern schon in Bogota kennen gelernt hatte, wo er sich als Senator aufhielt, Hr. Hurtado, ein Bruder des columbischen Ministers, und Dr. Wallace, ein Engländer, der mit einer Columbierin verheurathet war und schon seit 20 Jahren in Popayan als Arzt practicirt hatte. Der Gouverneur empfing mich bei dem Besuche, den ich ihm abstattete, mit großer Höflichkeit und erkundigte sich sehr angelegentlich, ob in unserem Quartier alles nach unserer Bequemlichkeit eingerichtet sey. Er ersuchte mich, eine Roana, die zur Abhaltung des Regens mit einem Anstrich von Federharz versehen war, ein Jaguarfell und eine kleine, aber sehr genau gearbeitete Karte vom Thal Cauca als Geschenk von ihm anzunehmen.

Auf den folgenden Sonntag waren wir bei Hrn. J. Mosquera zu Gast geladen; der Bischof und die angesehensten Einwohner der Stadt befanden sich unter den Anwesenden. Die Mahlzeit war äußerst kostbar. Hr. Mosquera, der sich einige Monate in England aufgehalten hatte und für die brittische Nation sehr eingenommen war, suchte auch ihre Bräuche so viel als möglich nachzuahmen; so nahmen hier nach englischer Sitte der Wirth und seine Gemahlin den obersten und untersten Platz am Tische ein. Es wurden mehrere Sorten von vierzigjährigen spanischen Weinen getrunken, die mir aber nicht zusagten, weil sie zu schwer und süß waren. Der meiste Wein, der in dieser Provinz getrunken wird, kommt aus Chile, von wo er zu Schiffe nach Guayaquil gebracht und dann auf Maulthieren nach Popayan geschafft wird.

Die Familie Mosquera galt damals für die reichste weit und breit; sie besaß große Güter, mehrere Bergwerke und eine Menge von Negersklaven. Hr. J. Mosquera, der Senator, hatte seine Cousine gleiches Namens, eine sehr schöne, junge und gebildete Dame, geheurathet; sie besaß eine ansehnliche Bibliothek und pflegte viel Zeit auf Lectüre zu verwenden; ihr Wesen war anmuthsvoll, ihr Gespräch unterhaltend und geistreich. Señora Mosquera schickte uns am folgenden Tage eine

Menge eingemachter Früchte, deren Duft und Wohlgeschmack unsere gerechte Bewunderung erregten. Das Haus des Hrn. Mosquera ist in einem großartigen Styl gebaut und meublirt. Ich sah hier auch Gemälde von quitoischen Meistern, die in Copien von Werken der größten italienischen Künstler bestanden und wegen ihrer gelungenen Ausführung und der Schönheit ihres Colorits meine große Bewunderung erregten. Als Hr. Mosquera bemerkte, mit welchem Wohlgefallen ich sie betrachtete, bot er mir einige derselben im Ernst zum Geschenk an. Ich machte von seiner allzu großen Güte keinen Gebrauch machen, ersuchte ihn aber, an einen seiner Freunde in Quito zu schreiben und ihn zu bitten, mir ein halbes Duzend Gemälde von den besten dortigen Meistern zu verschaffen. Als ich Hrn. J. Mosquera später in Bogota wiedersah, sagte er mir, sein Freund habe ihm in Beziehung auf mein Gesuch geantwortet, die besten Meister seyen schnell nacheinander gestorben und die, welche ihnen an Geschicklichkeit am nächsten kämen, seyen verhaftet worden, weil sie aus Künstlerneid einen ihrer Genossen ermordet hätten. Ich bereute es nun, daß ich nicht wenigstens eines jener Gemälde angenommen hatte, um es in England als ein Probestück der Kunst creolischer Maler in Südamerika aufweisen zu können.

Während meines Aufenthalts in Popayan erhielt ich häufig Besuche von Hrn. Mosquera's Vater, einem muntern alten Mann von etlichen 70 Jahren, der wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften, besonders seiner menschenfreundlichen, edeln Gesinnungen, allgemein geachtet wurde, selbst die Spanier hatten seinen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren lassen, wiewohl sein Beutel deßhalb nicht von ihnen verschont worden war, denn Hr. Mosquera hatte den verschiedenen spanischen Officieren, die in Popayan lagen, gegen 50,000 Dollars an Kriegssteuern zahlen müssen.

Zwei Tage verwandten wir darauf, dem Bischof und allen hiesigen Standespersonen Besuche abzustatten. Mehrere Häuser in Popayan sind in der That sehr schön und ihre Vorderseiten in ächt griechischem Styl aufgeführt. Hr. J. Mosquera ließ gerade wieder ein neues mit außerordentlich schöner Façade bauen. Nichts fiel mir dabei so sehr auf, als daß die Häuser dieser entlegenen kleinen Stadt des Binnenlandes selbst die vorzüglichsten Wohngebäude Bogota's an Schönheit übertrafen. Da Popayan eigentlich nur zwei Classen von Einwohnern hat, nämlich einige sehr reiche angesehene Personen, zu denen auch der Bischof und die Geistlichkeit gehören, und der übrige Theil nur aus kleinen Krämern besteht, so sieht man auch außer den großen schönen Gebäuden der erstern nichts als niedrige Hütten mit Kramläden.

Popayan liegt in einer der herrlichsten Gegenden, die man sich nur denken kann, aber am Fuße der großen Vulcane von Purace und Sorata. Den schönsten Theil der Stadt bildet die Belemstraße; von den Häusern sind viele während des Kriegs verwüstet worden; auch Handel und Gewerbe litten in Folge desselben. Dennoch ist Popayan immer noch eine der bedeutendsten Städte in Columbien, auch als Stapelplatz zwischen Quito und Bogota. Geflügel, Früchte und Küchengewächse werden von den Indianern der benachbarten Gebirge in die Stadt gebracht und den Krämern geliefert, die diese Artikel wieder mit Gewinn an die Consumenten verkaufen. Die Indianer schaffen auch von den Spitzen des Purace in Zeit von einem oder anderthalb Tagen beträchtliche Massen Schnee in die Stadt, so daß man hier für geringe Preise Gefrornes aller Art kaufen kann. Von Leuten, die dergleichen Waaren auf den Straßen umhertragen, erhält man für fünf Pence ein beträchtliches Gefäß voll gefrorne Süßigkeiten. Die Chirimoya findet man nirgends besser als hier; an Geschmack gleicht sie einer Mischung von Erdbeeren, Zucker und Sahne; ein berühmter Reisender sagt, es lohne sich schon um der Chirimoya willen Popayan zu besuchen. Die Capmatos, welche ungefähr die Gestalt der Citrone und einen sehr lieblichen Geschmack haben, sind eine dieser Gegend eigenthümliche Frucht. Von dem Gouverneur und Señora Mosquera erhielten wir Aepfel, Orangen, große Erdbeeren, Feigen, die den spanischen völlig gleichkamen, und einen Granatapfel, der an Größe alle übertraf, die ich bisher gesehen hatte. Das Klima von Popayan eignet sich vortrefflich zum Gedeihen edler Fruchtarten.

Popayan wurde nicht weniger als sechzehnmal bald von den Spaniern, bald von den Columbiern eingenommen, und Freunde und Feinde scheinen es gleich stark geplündert zu haben. Die Stadt war für beide Parteien wegen ihrer Lage von großer Wichtigkeit, da durch sie die einzige Straße von Bogota nach Quito, Pasto und den südlichen Gebieten von Columbien geht; auch ist Popayan nur vier Tagereisen von dem schönen fruchtbaren Thal Cauca entfernt, woher der Feldherr, der es besetzt hatte, alle Lebensmittel für seine Armee ziehen konnte.

Der Bischof stattete uns einen Morgenbesuch ab und lud uns ein, den folgenden Tag in seinem etwa zwei Meilen von der Stadt entfernten Landhause zu Mittag zu speisen. Wir fanden uns am andern Tage, etwas vor drei Uhr, der gewöhnlichen Mittagszeit, in der Villa des Bischofs ein, der uns überall in derselben umherführte und uns eine schöne wohlgestaltete, etwa vierzigjährige Dame aus Pasto (ihr Name ist mir entfallen) als seine Haushälterin vorstellte. Ein Bischof wird hier von der mittlern und niedern Volksclasse wie ein höheres Wesen geehrt, und wer das Glück gehabt hat ihm die Hand zu küssen, meint dadurch schon eine Stufe im Himmel gewonnen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Welland Canal in Canada, der größte in der Welt, was seine Breite anbelangt, sollte am 13 Mai feierlich eingeweiht werden; er ist bekanntlich dazu bestimmt, die Schifffahrt von den Seen nach dem Lorenzstrom durch Umgehung der Fälle und Schnellen zu vermitteln. (Col. Gaz. vom 7 Jun.)

Eisenbahnen in Canada. Man macht sich doch jetzt auch in Canada ernstlich an die Arbeit: eine Eisenbahn von Toronto, der Hauptstadt Obercanada's, nach Port Sarnia am Huronsee soll demnächst in Angriff genommen werden. (ibid.)

Eisenbahnen in Demerara. Wie in Indien jetzt große Eisenbahnen hauptsächlich zur Verfuhr von Landeserzeugnissen erbaut werden sollen, so auch in Guiana von Georgetown nach Mahaica längs der Küste des Oceans. Dieser Weg wird etwa 13 englische Meilen lang seyn. Da das Land nur wenig bevölkert ist, so soll die Eisenbahn hauptsächlich nur dazu dienen, den Zucker, Kaffee und andere Erzeugnisse des Landes mit möglichst geringen Kosten nach Europa einzuschiffen. (Revue de Paris vom 12 Jun.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 176.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Junius 1845.



Mittheilungen über Neuseeland.

(Nach dem Werke: Adventures in New Zealand from 1839 bis 1844. By Edw. J. Wakefield.)

1. Colonisationsplane.

Neuseeland wurde im Jahre 1642 zuerst von Tasman entdeckt, aber erst im J. 1769 durch Cook genauer bekannt; dieser umschiffte die beiden Hauptinseln, gab der Straße, durch welche sie getrennt sind, seinen eigenen Namen, landete an verschiedenen Orten, und schlug eine regelmäßige Colonisation vor, die aber erst dann versucht wurde, als im Laufe der Zeit durch die Wallfischfänger die beiden Inseln vielfach besucht und ein Verkehr mit den Eingebornen angeknüpft wurde. Damals faßte der Geistliche Samuel Marsden, Caplan in Neusüdwales, den Plan an der Inselbay eine Mission der Church Missionary Society zu errichten. Im J. 1814 führte er denselben aus, und durch Vermittlung des Gouverneurs von Neusüdwales wurde Thomas Kendal als erster Missionär an der Inselbay angestellt und drei Eingeborene zu Magistraten ernannt. Im J. 1823 gründete Hr. Leigh, ein Missionär der wesleyanischen Gesellschaft, der schon in den Jahren 1819 und 1821 die Inselbay besucht hatte, in Verbindung mit den HH. White und Turner eine Station zu Wangaroa, nördlich von der Inselbay; hier hatten sie große Beschwerden, Gefahren und Entbehrungen unter den unruhigen Eingebornen zu erdulden und ihre Missionsbestrebungen hatten in den ersten vier Jahren sehr schwachen Fortgang.

Das Land wurde jetzt von mehrern Reisenden besucht, allmählich besser bekannt, und die Furcht vor der Wildheit der Eingebornen minderte sich. Dazu trug besonders der Besuch zweier Häuptlinge, Hongi und Waikato, bei, welche Hrn. Kendal im J. 1820 nach England begleiteten, und sich den Vorneigungen der Kreise, in die man sie einführte, so wohl anzupassen verstanden, daß sie für gute und sehr fromme Christen galten. Hongi und Waikato wurden auch als Neubekehrte bei der Universität Cambridge aufgeführt, und hier durch Hrn. Kendal mit Baron Thierry bekannt gemacht, dem sie die Hoffnung einflößten, in Neuseeland ein großes Gebiet und die Rechte eines Häuptlings zu erwerben. Hr. Kendal unternahm es als sein Agent zu diesem Zwecke aufzutreten und empfing 700 Pf. von ihm, um Land anzukaufen; in welcher Art dieß geschah, werden wir später hören.

Im J. 1825 bildete sich eine Gesellschaft in England, um eine Colonie auf Neuseeland zu gründen, Hr. Huskisson, damals Präsident des Handelsbureau's, billigte den Plan, aber die Ausführung wurde unfähigen Händen anvertraut und scheiterte, nachdem zu Hokianga und im Frith of the Thames einiges Land angekauft worden war. Die Uebertragung von Land als Privateigenthum war den Eingebornen bis zum J. 1814 ein noch ganz unbekannter Begriff: damals erschien Hr. Marsden unter ihnen mit einer zum voraus bis auf die Namen in Neusüdwales angefertigten Urkunde, unter welche mehrere Häuptlinge gegen eine unbedeutende Zahlung ihre Zeichen als Unterschrift setzten. Dieser Kauf wurde das Vorbild einer bedeutenden Anzahl anderer Landankäufe durch Europäer, welche von nun an theils aus den benachbarten Colonien, theils aus französischen, englischen und amerikanischen Schiffen sich hier niederließen; man bezeichnet jetzt diese Art Landkauf, wobei die kindische Unwissenheit der Wilden benützt wurde, mit dem Namen Landsharking. *) Obgleich den Eingebornen der europäische Begriff von Privatlandeigenthum völlig mangelte, und sie nicht recht wußten was sie thaten, so unterzeichneten sie doch sehr willig, da die europäischen Waaren sie ungemein reizten. Musketen und Pulver waren die Hauptartikel, und die beiden Neuseeländer, Hongi und Waikato, richteten auch während ihrer Anwesenheit in England ihre Hauptaufmerksamkeit auf den Erwerb von Waffen. Hongi war kaum mit Hrn. Kendal nach Neuseeland zurückgekehrt, als er seinen eigenen Stamm und seine Verbündeten mit den in England ihm geschenkten Waffen versah, die Maske christlicher Demuth alsbald abwarf und in seiner wahren Gestalt als ehrgeiziger, blutdürstiger Krieger auftrat. Seine

*) Von Shark, der Haifisch, daher Landshark, der Landhai; im Deutschen kann man aber kein verständliches Gattungswort daraus machen.

überlegenen Waffen gaben ihm einen ungeheuren Vortheil über die andern Stämme: außer einem blutigen Zug gegen Norden, der die wesleyanische Mission zu Wangaroa auf eine Zeitlang vernichtete, wandte er sich hauptsächlich gegen die mächtigen Waikatostämme auf der Westküste der Nordinsel und verjagte sie nach zweijährigem blutigen Kampf aus ihrem Sitze. Diese wandten sich, um eine andere Heimath zu suchen, gegen die schwächern Stämme im Süden, und so trieb immer einer den andern, bis die Häuptlinge Te Pehi und der in neuerer Zeit berüchtigt gewordene Rauperaha über die Cooksstraße nach der mittlern Insel übersetzten, und die dortigen Einwohner in ihrem Verheerungszuge nahezu vernichteten. Der Strom der Verheerung, zu welchem Hongi mit seinen Musketen den ersten Anstoß gab, breitete sich fast über die ganze Länge von Neuseeland aus.

In einer der furchtbarsten Mordscenen, wo Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied durch Verrath und Hinterlist grausam niedergemetzelt wurden, stand ein Elender, Namens Stewart, an der Seite Rauperahas'; er wurde später zu Sydney processirt, aber freigesprochen: hätte brittisches Recht in dem Lande wo die Unthaten verübt wurden, gegolten, so wäre er unfehlbar überführt und gehangen worden. Dieß ist nur Ein Beispiel unter vielen. Die unregelmäßige Ansiedlung von Europäern, die nun rasche Fortschritte machte, führte zu zahlreichen Verbrechen, welche kein Richter strafen konnte, und zu den wilden Mordscenen unter den Eingebornen kam noch die gänzliche Anarchie unter den europäischen Ansiedlern selbst. Ein solcher Zustand der Dinge erforderte Abhülfe. Im Jahr 1831 ging an König Wilhelm IV ein Schreiben ab, das mit den Namen oder Zeichen von dreizehn Häuptlingen aus der Umgegend der Inselbay versehen war, und worin es unter anderem heißt: „er möchte ihr Freund und der Schützer dieser Inseln werden, damit nicht die Unruhe anderer Stämme auch sie ergreife, und Fremde kommen und ihnen ihr Land wegnehmen." Das englische Ministerium beauftragte den Gouverneur von Neusüdwales, einen Beamten der brittischen Regierung nach der Inselbay zu senden. Dieß geschah in der Person eines Hrn. Busby, welchem der Gouverneur Sir Richard Bourke auftrug, „eine Conferenz mit den Häuptlingen abzuhalten unter Vermittlung der Missionäre, bei welchen er werde beglaubigt werden, und mit denen er über die Zwecke seiner Ernennung und der Maßregeln in Bezug auf die Verhandlung mit den Häuptlingen sich umständlich berathen solle." Und Hr. Busby versicherte seinerseits den Gouverneur, „wenn man nicht den Missionären einen bestimmten Antheil an der Verwaltung des Landes zuweise, so könne die brittische Regierung nicht erwarten, daß diese einflußreiche Körperschaft ihre Repräsentanten willig unterstützen werde." So war also Hr. Busby nicht bei den Eingebornen, sondern bei den Missionären accreditirt, bestimmte Functionen hatte er nicht, und seine Gewalt zur Unterdrückung von Verbrechen war nie mehr als nominell. Darum dauerten auch die Kriege unter den Eingebornen mit all dem durch die Feuerwaffen verstärkten mörderischen Charakter fort, Gewaltthaten wurden von den weißen Ansiedlern untereinander gegen die Eingebornen, sowie von diesen gegen die Ansiedler begangen, europäische Laster und Krankheiten verbreiteten sich unter der verminderten einheimischen Bevölkerung, und nach den Angaben aller Augenzeugen, die einsichtsvollsten und eifrigsten Missionäre miteingeschlossen, nahm die Zahl der Eingebornen sichtlich ab. So wurde endlich im Jahr 1835 ein zweiter Versuch gemacht, eine Art Regierungsgewalt in Neuseeland zu gründen.

Der obenerwähnte Baron Thierry hatte den Plan, den er zu Cambridge während des Besuches von Hongi und Herrn Kendal entworfen hatte, nicht aus dem Gesicht verloren. Von mehr als einem Orte in der Südsee her ließ er verkündigen, daß die Ankäufe, welche Hr. Kendal für ihn im Jahr 1822 gemacht habe, das Herrschaftsrecht über die Inseln unter sich begriffen habe, und daß es seine Absicht sey, baldmöglichst davon Besitz zu nehmen. In Frankreich war durch seine Bemühungen ein Antheil an dieser Sache vermittelst der Presse rege gemacht worden, und über die, wenn auch noch so schwache, Aussicht einer französischen Herrschaft erschreckt, verbanden sich jetzt die Missionäre mit dem besseren Theil der Ansiedler an der Inselbay, um eine nationale Gewalt in dem Lande aufzurichten; statt sich aber an die brittische Regierung zu wenden, vermochten sie 21 Häuptlinge der kleinen nördlichen Halbinsel, eine Urkunde zu unterzeichnen, worin sie die Unabhängigkeit von ganz Neuseeland als einer Nation erklärten, sich unter dem Titel „die Vereinten Stämme von Neuseeland" zu einem unabhängigen Staat bildeten, übereinkamen „zum Behuf der Entwerfung von Gesetzen über Rechtsverwaltung" in einem Congreß sich zu versammeln, und endlich die südlichen Stämme einluden, dem „Bund der Vereinigten Stämme" beizutreten. Es kann nicht der mindeste Zweifel obwalten, daß die Urkunde von den Missionären an der Inselbay verfaßt, und von den Häuptlingen mit eben so wenig Verständniß ihrer Bedeutung unterzeichnet war als die früheren, von den Sydney Advocaten entworfenen Urkunden über den Verkauf von Grundeigenthum. In der Unabhängigkeitserklärung hieß es: „alle souveräne Gewalt und Autorität innerhalb des Gebiets der vereinten Stämme von Neuseeland soll ganz und ausschließlich in den erblichen Häuptlingen und Stammeshäuptern in ihrer collectiven Eigenschaft beruhen, und diese erklären, daß sie keine legislative, von der ihrigen in ihrer Collectiveigenschaft getrennte Gewalt anerkennen, noch irgend Regierungshandlungen innerhalb des besagten Gebiets anders als durch die von ihnen angestellten Personen verrichten lassen werden, welche in Kraft der von ihnen im Congreß regelmäßig erlassenen Gesetze verfahren.

So wenig waren diese oder andere Häuptlinge Neuseelands geeignet eine solche Handlung, wie diese Urkunde besagte, in Vollzug zu setzen, daß ihre eigene Sprache sogar der wichtigsten Worte, welche deren Inhalt ausdrücken konnten, z. B. Unabhängigkeit, Oberherrlichkeit, Regierung u. s. w. völlig ermangelt; selbst der Name für das Land, über welches diese neue Autorität ausgedehnt werden sollte, fehlte gänzlich. Auf Andringen der Missionäre wurde jedoch dieß Puppenspiel von der englischen Regierung anerkannt, und der Capitän

eines Kriegsschiffs forderte die unterzeichnenden Häuptlinge auf, unter einer Anzahl von Flaggen diejenige auszuwählen, die sie als Zeichen ihrer Nationalunabhängigkeit aufpflanzen wollten. Die neue Regierung war so wesenlos, daß eine Zusammenkunft der verbündeten Häuptlinge gar nie statt fand, noch war der Bund oder die Unabhängigkeitserklärung, so wie die Nationalflagge, irgend einem der einheimischen Stämme jenseits der kleinen Halbinsel, die etwa den zwölften Theil des ganzen Landes bildet, bekannt. Indeß ergingen mehrere Vorstellungen an die brittische Regierung, welche die schlimmen Folgen einer fortdauernden Anarchie in Neuseeland auseinandersetzten. Die Großhändler von London, namentlich die im Südseehandel betheiligten Häuser vereinigten sich zu einer Eingabe an die Regierung. Eine Bittschrift der achtungswerthesten weißen Ansiedler in Neuseeland, mit Einschluß der Hauptmitglieder der Kirchenmission, ging nach England ab, in Folge irgend eines geheimen Einflusses im Colonialamte blieben jedoch alle diese Schritte unbeachtet, und es schien der feste Entschluß der Regierung, den Versuch einer eingebornen Republik unter Leitung der Missionäre ungestört seinen Gang gehen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Ueber den alten Hafen von Ostia.

In der Versammlung der Londoner Civilingenieure am 27 Mai wurde von Sir John Rennie ein Bericht über den alten Hafen von Ostia vorgelesen. Aus den übereinstimmenden Zeugnissen der alten classischen Schriftsteller ergibt sich, daß Ancus Martius (634 v. Ch.) Ostia gründete. Da die Lebensmittel der Hauptstadt auf dem Flusse zugeführt wurden, so war es von Wichtigkeit, nicht bloß die Schifffahrt auf dem Flusse zu verbessern, sondern auch für die Sicherheit der Flotte zu sorgen, die gewöhnlich auf der Rhede lag. Kaiser Claudius beschloß einen neuen, von dem Fluß unabhängigen, aber mit ihm in Verbindung stehenden Hafen zu bauen. Nach dem Plan, wie ihn Suetonius beschreibt und wie er in Cannias großem Werk über die Baukunst der Alten enthalten ist, bestand er aus einem großen, durch zwei künstliche, je 1900 Fuß in die See hineinragende Molos gebildeten äußern Hafen und umschloß etwa 130 englische Acres (etwa 576,000 Quadratmetres). Zwischen den beiden Enden dieser Molos lag ein dritter abgesonderter, theils zur Abwehr der einschlagenden Wellen, theils zum Behuf eines darauf erbauten Leuchtthurmes. Durch diesen dritten Molo entstanden zwei Eingänge in den Hafen, die im Fall eines Kriegs durch Ketten gesperrt werden konnten. Ein kleiner innerer Hafen umfaßte etwa 7 Acres und stand mit der Tiber selbst in Verbindung. Die Mauern der Molos waren auf Bogen erbaut, so daß die Strömung freien Eingang hatte, doch waren sie hinreichend fest, um dem Anwogen des Meeres zu widerstehen und den Schiffen einen ruhigen Ankerplatz zu verstatten. Dieß war sehr nothwendig, denn durch die geologischen Verhältnisse und die geographische Lage von Ostia rückt die Küste durch Landansetzung immer weiter vor, und es hat sich im Laufe von 2480 Jahren (d. h. seit Ancus Martius) ein Delta von etwa drei englischen Meilen, 600 Yards, gebildet. Alle Versuche, die Einfahrt in den Tiber zu verbessern, wurden durch diese Ablagerungen völlig vereitelt, und obwohl die Hafenbauten bei Ostia von den Römern selbst zu ihren größten Werken gezählt wurden, so mußten doch auch endlich die Häfen von Claudius und Trajan aufgegeben werden, und der Hafen von Centum Cellä oder Civita vecchia wurde an deren Stelle erbaut. Indeß sind die Werke bei Ostia in Plan und Ausführung so sinnreich, daß sie noch jetzt studirt zu werden verdienen.

Bilder aus dem innern Columbien.

Popayan und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Des Bischofs Familiendiener bewies, daß die Dame des Hauses, welche bei Tische neben mir saß, sich gut auf die spanische Kochkunst verstand. Cade und ich erwarben uns ihre Gunst durch das wiederholte Lob, welches wir den verschiedenen Gerichten angedeihen ließen, und der gute Appetit, mit dem wir sie verzehrten, bewies, daß es mit diesem Lobe aufrichtig gemeint war. Auch der alte Malaga, der bei Tische umhergereicht wurde, war vortrefflich, und fand an uns Liebhaber, die seine Güte zu würdigen wußten. Belustigend war es übrigens für mich wahrzunehmen, daß die Flasche nie völlig die Runde machte, sondern wenn sich Se. Hochwürden, der Secretär, der ein Spanier war, die Dame, Cade und ich bedient, immer wieder mit einer kurzen Schwenkung zu dem Bischof zurückkehrte. Die übrigen Tischgenossen hatten von dem kostbaren Wein nur den Genuß ihn mit lüsternem Auge anzusehen, denn der Bischof schien der Meinung zu seyn, daß dieser Nectar kein Getränk für gemeine Seelen sey.

Nach der Mahlzeit besuchten wir ein nur wenige hundert Schritte entlegenes Lusthaus, das der Bischof erst vor kurzem hatte bauen und mit vielem Geschmack einrichten lassen; dicht unter demselben rauscht ein schöner heller Bach vorbei und seine Umgebungen sind sehr freundlich und angenehm; das Ganze glich mit Einem Wort allem andern eher als einer Mönchszelle. In dem Zimmer des Pavillons war ein kleines Fensterchen angebracht, von dem man die Aussicht auf den Weg hatte, der von dem Landhause zu diesem Tempel der Liebe führt; durch das schlaue Lächeln, mit dem mich der Bischof auf dasselbe aufmerksam machte, schien er kaum etwas anderes sagen zu wollen als: „Sie sehen, Hr. Obrist, ich verstehe mich auf Kriegsmanöver so gut als Sie und lasse mich nie unvorbereitet vom Feinde überfallen!"

Das Landhaus des Bischofs war von ziemlich beträchtlicher Größe; die Zimmer im untersten Geschoß des einen Flügels hatte er jungen Menschen, welche die Schule zu Popayan besuchten, zur Wohnung eingeräumt. Der Bischof, dem das Gedeihen aller öffentlichen Anstalten aufrichtig am Herzen lag, hatte auch ansehnliche Ländereien bei seinem Landhause angekauft, die dazu bestimmt waren, nach seinem Tode ein Vermächtniß für die Schule in Popayan zu werden.

Er war, wie ich schon vorher erwähnt habe, aus Malaga in Altspanien gebürtig, hatte aber sein Vaterland schon früh verlassen und 20 Jahre die Priesterstelle in dem wegen seiner Silberbergwerke so berühmten Potosi in Oberperu bekleidet. Er kehrte dann wieder nach Spanien zurück und wurde als Canonicus an der Hauptkirche seiner Vaterstadt Malaga angestellt, welchem Amt er zu der Zeit vorstand, als Napoleon Spanien zu bekriegen anfing. Der Bischof zeigte sich bei dieser Gelegenheit als einen eifrigen Vaterlandsfreund und Gegner

der Franzosen, wiegelte durch Predigten und Ermahnungen das Volk gegen sie auf und trat selbst als Obrist in Kriegsdienste. Als Ferdinand wieder zum Besitz der Krone Spaniens gelangt war, erhielt er zur Belohnung für den Eifer, mit der er der Sache des Königs gedient hatte, das Bisthum Popayan, welches damals jährlich über 20,000 Dollars eintrug. Diesen hohen Posten bekleidete er, nachdem die heftigen Kämpfe zwischen Morillo's und Bolivars Heeren in Venezuela begonnen hatten, so lange als die Provinz Popayan noch im Besitz der Spanier war.

Den General Don Pablo Morillo, der sich im Kriege gegen die Franzosen ausgezeichnet, hatte Ferdinand VII mit 10,000 Mann nach Caracas gesandt, um die neu entstandene Republik Venezuela zu bekämpfen. Mit seiner Ankunft verschwand jede Hoffnung zur Aussöhnung. Grausamer und treuloser als Alba, Cortez und Pizarro, hat er die spanische Herrschaft an den Ufern des Orinoco nur verhaßter gemacht, so daß die zuletzt im Jahre 1817 von ihm im Namen Ferdinands angebotene Amnestie verworfen wurde. Unter ihm zeichneten sich der General Thomas Morales durch Tapferkeit und der Pater Torres, Inquisitor von Cartagena, durch sein furchtbares Unterdrückungssystem aus. Morillo's Angriff auf Margarita ward durch die muthvolle Vertheidigung der Einwohner gänzlich vereitelt; sein Versuch, den Insurgentengeneral Don Pablo Zaraza zum Abfall u bewegen, blieb ohne Erfolg. Morillo war ein erfahrner Feldherr, aber seine wilde Grausamkeit und Treulosigkeit machten jede Aussöhnung unmöglich.

Als die columbischen Waffen überall siegten, floh der Bischof von Popayan in die Provinz Pasto, deren Bewohner sich immer als die eifrigsten Gegner der Republicaner gezeigt hatten, focht an ihrer Spitze mit seinem gegenwärtigen Secretär, der ihm als Adjutant diente, in der einen Hand das Kreuz, in der andern das Schwert führend, zwei Jahre lang gegen die Columbier, und schleuderte von der Kanzel herab Bannflüche gegen alle, die es wagten bewaffnet gegen die Macht seines Königs aufzutreten. Der Krieg mit dieser Provinz Pasto zog sich wegen der großen und fast unübersteiglichen Hindernisse, welche der gebirgige Boden derselben dem eindringenden Feind entgegensetzt, sehr in die Länge, und die tapfern Pastucier vertheidigten sich so lange, bis ihr Land, das noch lange hernach einer Wüste glich, völlig verheert war. Pasto, die Hauptstadt der Provinz, wurde im Junius 1822 Bolivar übergeben, der nur mit Hülfe des Bischofs, dessen Einfluß bei diesem abergläubischen Volk alles vermochte, die hartnäckigen Einwohner zur Uebergabe bewegen konnte. Es kostete Bolivar übrigens viele Mühe, den Bischof für seine Sache zu gewinnen; er hatte mehrmals seinen Paß und die Erlaubniß zur Rückkehr nach Spanien verlangt.

Dieser interessante Bischof von Popayan war ein kleiner, aber proportionirt gebauter Mann, hatte ein gutmüthiges offenes Gesicht mit lebendigen Augen, und war in Gesellschaft als geborner Andalusier äußerst munter und voll scherzhafter Einfälle. Als ich in Popayan war, mochte er wohl bereits ein Sechziger seyn, ging aber noch immer mit der Behendigkeit eines jungen Mannes von 25 Jahren einher. Die Einwohner von Popayan nannten ihn einen hombre muy politico, und schätzten ihn mit Recht trotz aller Zweifel, die sie darein setzten, ob die patriotischen Gesinnungen, die er zu haben vorgab, und die republicanischen Grundsätze, die er predigte, aufrichtig gemeint waren, wegen der Klugheit, mit der er sich in die Verhältnisse gefügt und der Verdienste, die er sich durch Verwendung eines beträchtlichen Theil seines großen Einkommens auf gemeinnützige, Menschenwohl fördernd Zwecke erworben hat.

Der Secretär des Bischofs, der früher als Capitän in einem spanischen Dragonerregiment gedient hatte, war ein schöner, schlank und kräftig gewachsener junger Mann von höchstens 34 Jahren mit ein paar Schultern wie ein Lastträger. In Popayan galt er für einen großen Verehrer des weiblichen Geschlechts; wie dem auch seyn mag, zum Beichtvater meiner Familie hätte ich ihn nicht machen mögen. Er schien höchst unzufrieden mit der Einrichtung des neuen Freistaats zu seyn und sehnte sich sehr nach Spanien zurück, aber seine Anhänglichkeit an den Bischof hatte ihn vermocht zu bleiben.

Wir ritten sehr vergnügt von des Bischofs freundlicher Quinta zurück, und in der angenehmen Hoffnung, während unseres Aufenthalts in Popayan noch mehr vergnügte Tage in derselben zu verleben.

Begleitet vom Adjutanten des Gouverneurs und des Dr. Wallace's ältestem Sohn unternahmen wir eine Reise auf den Paramo und Vulcan Purace. Der älteste Hr. Mosquera hatte mir hiezu wegen der schlüpferigen Wege, die wir, wie er sagte, jetzt, wo die nasse Jahreszeit schon eingetreten sey, treffen würden, ein sehr gutes starkes Maulthier geliehen. Auf dem Wege nach dem indianischen Dorfe Purace kamen wir durch herrliche Berggegenden, an denen dieses Land überaus reich ist; zur Rechten gewährte uns ein tiefes enges Thal, durch welches der Rio Vinagre oder Essigfluß, der seinen Namen von dem essigähnlichen Geschmack seines Wassers hat, fließt, eine romantische Ansicht. Ungefähr auf dem halben Wege von Popayan nach Purace erblickten wir zur linken Seite nicht weit von uns in einer ringsumher von Bergen eingeschlossenen kleinen Ebene eine Hacienda, die Hrn. Manuel Mosquera, dem Vater, gehörte. Das Hauptgebäude, das nicht groß, mit Rohr gedeckt und weiß angestrichen war, hatte, wie die dazu gehörigen Hütten und Nebengebäude, ein sehr freundliches Ansehen, und die dabei liegenden regelmäßig eingetheilten und wohl umzäunten Felder gaben dieser columbischen Hacienda das Ansehn einer englischen Maierei. Die Beete waren nur klein, mit dem Spaten umgegraben und von den Indianern, die das Land bebauten, zum Theil mit Pataten bepflanzt.

Nicht weit vom Wege sahen wir ein Maisfeld, neben dem ein Indianer die Schlingen bewachte, die er dem grünen rothköpfigen Papagai, der sich hier in großer Menge aufhält und dem Getreide vielen Schaden zufügt, gestellt hatte. Als wir vorüber kamen, hatte er eben einen gefangen, den wir uns bringen ließen; da aber der Vogel sehr wild war und Freund Cade einen heftigen Biß in den Finger versetzte, mochten wir ihn nicht behalten, sondern ließen ihn dem Indianer als Braten zu seinem Abendessen. Die Schlingen, die aus Pferdehaaren gedreht sind, werden auf die Erde gelegt und in die Mitte als Lockspeise einige Maiskörner gestreut, so daß sich der Vogel gewöhnlich an den Beinen fängt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Keilinschriften von Bisitun. Das Athenäum vom 7 Jun. meldet nach den Bombay Times, daß die asiatische Gesellschaft zu Bombay Nachricht vom Major Rawlinson erhalten habe, der zufolge es ihm gelungen sey, die ganze Keilinschrift zu Bisitun zu übersetzen; sie soll interessante historische Nachrichten über die Feldzüge von Darius Hystaspes enthalten. Major Rawlinson will seine Uebersetzung von einer Denkschrift begleitet noch dieses Jahr in England herausgeben.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 177.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Junius 1845.

Der Sinai.

(Nach dem Englischen von James Green.)

Von Tor, einem kleinen Hafen am rothen Meere, begab ich mich nach dem Dorfe El Wadi, um von dort aus einen Ausflug nach den Bergen Dschebel Musa (Sinai) und Horeb zu machen. Im Dorfe El Wadi sind einige dreißig Familien des Araberstammes der Soelhe in Lehmhütten angesiedelt, welche von Dattelpalmgruppen beschattet werden. Da die Umgegend keine gute Viehweide darbietet, so war wohl die vornehmste Veranlassung zu dieser Ansiedelung der Nutzen, welcher den Bewohnern aus dem Verkauf des trefflichen Trinkwassers und einiger Lebensmittel an die im Hafen von Tor regelmäßig landenden Reisenden erwächst. Außerdem ziehen sie aus einer nahegelegenen großen Dattelpflanzung Gewinn, die zwar dem Kloster des Berges Sinai gehört, von deren Früchten aber diese Beduinen einen großen Theil in Anspruch nehmen, unter dem Vorwande, daß sie für deren Beschützung Sorge trügen. Die Art, wie dieselben mit den Klosterbrüdern den Ertrag der Dattelernte theilen, ist eigenthümlich. Wenn die reifen Früchte abgeschüttelt oder abgeschnitten werden, breitet man um den Baumstamm ein Tuch etwa so weit aus, als die Krone des Baumes reicht. Was nun von den herabfallenden Früchten auf das Tuch zu liegen kommt, gehört den Klosterbrüdern; alles dagegen, was über das Tuch hinausfällt, ist Eigenthum der Araber; da immer einer der letzteren es ist, der auf den Baum klettert, um die Datteln abzunehmen, so fallen natürlicherweise die meisten Früchte weit vom Baume.

Wir gelangten in einen engen Felsenpaß, in dessen Tiefe ein klarer Bach rieselt, den üppige Gruppen wilder Dattelpalmen beschatten. Diese Bäume werden hier nie durch künstliche Befruchtung nutzbringend gemacht, wie es denn überhaupt der freiheitliebende Beduine verschmäht, sich mit dieser gewiß einträglichen Cultur zu befassen. Wir schlugen unser Nachtlager an diesem Orte auf, der die in Arabien so seltenen Annehmlichkeiten, kühlen Schatten und reines fließendes Trinkwasser, mit einander vereinigt. Der brennend heiße Süd hatte die von uns durchwanderte Fläche mit drückenden Dünsten erfüllt, weßhalb nach des Tages Last und Hitze unser kühler, wahrhaft romantischer Lagerplatz für Menschen und Thiere doppelt wohlthuend wurde.

Von dem Hospitium der vierzig Märtyrer bis zu der auf der Spitze des Sinai stehenden Capelle braucht man eine starke Stunde; der Weg ist zwar ziemlich steil, aber nicht sehr beschwerlich. Der ganze Berg besteht aus verticalen Schichten eines feinkörnigen, grauen Granits; allenthalben sproßt zwischen den Felsstücken niederes Gesträuch hervor, den Ziegen eine beliebte Nahrung darbietend. Der Gipfel des Berges ist eine isolirte Kuppe mit einer schmalen abgeplatteten Stelle, auf welcher eine kleine christliche Capelle erbaut ist; nicht fern von dieser, aber etwas niederer, steht eine kleine Moschee und bei derselben befindet sich eine Cisterne mit trefflichem Wasser. Die christliche Capelle ist das Ziel der frommen Wanderungen und Pilgerfahrten der verschiedenen Glaubensbekenner; nach der Tradition steht sie auf dem Fleck, wo Moses von Jehova die steinernen Tafeln mit den zehn Geboten empfing.

Die Aussicht von der Bergspitze des Sinai wird im Osten, Süden und Westen durch höhere Gebirge beschränkt; nur nach Norden übersieht man weithin eine ausgedehnte Landschaft, deren gelbliche sandige Fläche von dunkeln Porphyrfelsen durchzogen wird, was durch den Contrast beider Bestandtheile einen ganz eigenthümlichen Anblick gewährt. Bei der Besteigung des Sinai in der schönen Frühjahrszeit, in welcher ich auf denselben gelangte, gewähren zwar die in Blüthe stehenden mannichfaltigen Alpenpflanzen, die in der Morgenkühle einen balsamischen Duft verbreiten, einen höchst angenehmen Genuß; allein der Anblick der ganzen Gegend ist ein sehr düsterer wegen der vorherrschenden, wild zerrissenen und starren Felsmassen, und des gänzlichen Mangels einer üppigen Alpenwiese oder eines herabstürzenden Gießbaches, wodurch die Berghöhen anderer Länder ein so romantisches Ansehen erhalten. Ueberhaupt hat das frischgrüne und kühlen Schatten spendende Buschwerk und die Gärten des Hospitiums im Thale, dessen alle Reisenden mit großem Enthusiasmus gedenken, nur deßhalb einen besonderen Reiz, weil es mit den ganz nackten Felsmassen der Umgegend so schroff contrastirt.

Die Bäume jener Gärten bestehen aus Oliven, Mandeln, Feigen, Birnen, Granatäpfeln, Limonen und schlanken Cypressen; die hier reifenden Früchte aller Obstarten sind vortrefflich. Der erquickende Schatten der duftenden Pflanzengruppen am murmelnden Bache ist selbst für die scheinbar abgestumpften Beduinen ein beliebter Vereinigungspunkt, bald zum Gespräch, bald zum Schlummer während der heißen Mittagsstunden.

Diese schönen, das Kloster beschattenden Baumgruppen werden im Sommer jeden Tag künstlich bewässert, damit die Früchte reifen. So oft sich Fremde zeigen, welche den Dschebel Musa besuchen wollen, finden sich die Beduinen zahlreich ein, um ihnen Ziegen, Datteln, Mandeln oder sonstige Sachen zu verkaufen.

Mittheilungen über Neuseeland.

1. Colonisationsplane.

(Schluß.)

Im Jahre 1836 legte eine Committee des Unterhauses ein Gemälde des Zustandes von Neuseeland dem Publicum in einer Form vor, die des Eindrucks nicht verfehlen konnte. In demselben Jahre untersuchte eine andere Committee die Verfügungen über die noch unangebauten Ländereien in den Colonien, und empfing zahlreiche Zeugenaussagen sowohl über die Tauglichkeit Neuseelands zu regelmäßigen Ansiedlungen, als über die traurigen Folgen einer ohne Ordnung und Gesetz fortschreitenden europäischen Ansiedlung. Im J. 1837 bildete sich unter dem Namen „New Zealand Association" eine Gesellschaft in London um die Regierung dahin zu vermögen, eine gesetzliche Autorität in den Inseln aufzustellen, und sie nach einem Plane zu colonisiren, welcher für die Eingebornen eben so vortheilhaft seyn würde als für die Ansiedler. Der Urheber des Plans und der Gründer der Gesellschaft war Hr. Edw. G. Wakefield, aber die Mitglieder der Association, deren Stellung im öffentlichen Leben dem Plane Vertrauen erwarb, und deren Anstrengungen Neuseeland von dem Schicksal, eine französische Strafcolonie zu werden, schützte, waren Männer, wie Francis Baring, Lord Durham u. s. w. Die Association arbeitete ihren Plan völlig aus, wandte sich aber, weil sie fürchtete, das Colonialamt möchte ihn im Keim ersticken, an Lord Melbourne selbst, um die Zustimmung der Executivgewalt zu erlangen, und sie glaubte auch von diesem sowohl als von Lord Howick, an den sie wegen der Einzelnheiten des Plans verwiesen wurde, so sehr unterstützt zu werden, daß sie sich veranlaßt fühlte, Auswanderer zu sammeln, um ihr Unternehmen ins Werk zu setzen.

Zu den Schritten, welche die Association that, gehörte auch daß sie sich an die Church Missionary Society wandte, um ein freundliches Verhältniß und ein thätiges Zusammenwirken einzuleiten. Der erste Schritt geschah durch eine Deputation an den sehr einflußreichen Secretär der Church Missionary Society, Hrn. Dandeson Coates, der ihnen aber ohne Umschweife erklärte, „er hege zwar durchaus keinen Zweifel an ihrer Achtungswürdigkeit und an der Reinheit ihrer Absichten, sey aber entschlossen ihr Vorhaben durch alle in seiner Gewalt stehenden Mittel zu vereiteln." Ein zweiter Schritt geschah durch ein Schreiben an den Ausschuß der Church Missionary Society, dessen Empfang aber nicht einmal angezeigt wurde. Hr. Coates trat jetzt offen und insgeheim gegen den Plan der Association auf, indem er in Form eines Briefes an Lord Glenelg ein Pamphlet herausgab, und ein zweites mit der Aufschrift „confidentiell" privatim aber in sehr weitem Umkreis verbreitete. Diese Schriften beschuldigten die Gesellschaft geradezu, daß sie durch habsüchtige Beweggründe geleitet seyen.

Als die Association sich nochmals an Lord Melbourne wenden mußte, um seine schließliche Zustimmung zu einer Bill zu erhalten, welche jetzt dem Parlament vorgelegt werden sollte, begab sich eine Deputation zu ihm; Lord Glenelg, der Colonialminister, war anwesend, und führte das Gespräch im Namen der Regierung: er tadelte eifrig alle früher von Lord Melbourne gebilligten Grundsätze der Association, und stellte vor allem jedes Recht der Krone in Abrede, irgend eine Autorität in Neuseeland auszuüben.*) Eine sonderbare Scene erfolgte, in welcher Lord Glenelg auf die Inconsequenz seines Benehmens aufmerksam gemacht wurde, und die auf den Billigkeitssinn des Premierministers einen solchen Eindruck machte, daß der Association alsbald die Anzeige gemacht wurde, wenn einige ihrer Mitglieder Lord Glenelg in der folgenden Woche ihre Aufwartung machen wollten, so würden sie günstiger empfangen werden.

Eine Anzahl Mitglieder begab sich aufs Colonialamt und wurde von Lord Glenelg empfangen, der sie benachrichtigte, daß neu eingelaufene Depeschen des Residenten in Neuseeland und des Commandanten eines dort kreuzenden Kriegsschiffs die Regierung bewogen hätten, ihre Einwürfe gegen die systematische und regelmäßige Colonisation der Inseln aufzugeben, dagegen sey die Regierung mit der von der Association zur Regelung der Ansiedlung vorgeschlagenen Versammlung von Commissären, die unter der Aufsicht des Colonialamts stehen, aber kein Privatinteresse an der Sache haben sollten, noch immer nicht einverstanden; sie wolle aber der Association einen königlichen Freibrief bewilligen ähnlich denen, unter welchen die englischen Colonien in Amerika im 16ten und 17ten Jahrhundert gegründet wurden; eine Bedingung dieses Freibriefs würde aber seyn, daß die Association ein Gesellschaftscapital gründe, vermittelst dessen das Unternehmen ausgeführt werden solle. Lord Durham lehnte das Anerbieten eines solchen Freibriefs ab, da die Mitglieder der Association ein für allemal öffentlich erklärt hätten, daß sie ihr Unternehmen als Nationalsache betrachten und keinerlei Geldspeculation damit verbinden wollten.

*) Diese unbegreifliche Aeußerung erklärt sich, sobald man weiß, daß Lord Glenelg selbst, so wie zwei seiner ersten Beamten im Colonialamt, Sir. G. Grey und Hr. Stephen, der vieljährige Unterstaatssecretär der Colonien, sämmtlich nicht bloß Mitglieder, sondern selbst Beamte der Church Missionary Society waren.
A. d. R.

Dabei blieb's vorerst. Im Anfang des Jahres 1838 untersuchte eine Committee des Unterhauses abermals den Stand der Dinge in Neuseeland, und sammelte eine Masse von Nachrichten, welche die frühern Angaben über den kläglichen Zustand der Inseln nur allzu sehr bestätigten, und die Nothwendigkeit darlegten, die Elemente der Unordnung dem Zwange des brittischen Gesetzes zu unterwerfen. Im Junius desselben Jahres brachte Hr. Fr. Baring die nach dem Plane der Association entworfene und nach den Vorschlägen Lord Melbourne's und Lord Howicks modificirte Bill ins Parlament, aber Lord Durham befand sich damals in Canada, die Minister widersetzten sich der Bill, und so wurde sie verworfen.

Indeß waren unter denen, welche sich zum Auswandern nach Neuseeland bereit erklärt hatten, mehrere Leute von Vermögen, und diese entschlossen sich, nachdem Hrn. Barings Bill verworfen war, Lord Glenelgs Anerbieten eines Freibriefs anzunehmen, und eine Geldcompagnie zu gründen. Allmählich, namentlich nach Lord Durhams Rückkehr aus Canada, traten ihr viele Mitglieder der ehemaligen Association bei, die voll Eifer für die Erreichung des großen nationalen Zwecks einer Colonisation Neuseelands endlich ihre Abneigung gegen die von Lord Glenelg gestellte Bedingung überwanden. So bildete sich die neuseeländische Landcompagnie. Aber die Regierung zeigte gegen diese eine noch größere Feindseligkeit als gegen die ursprüngliche Association, und es blieb nun nichts übrig als den Ansichten des Colonialamts sich zu fügen, Neuseeland als ein fremdes Land zu betrachten und in der bisher von der Regierung sanctionirten Weise Land anzukaufen und Ansiedlungen zu bilden.

Die neue Compagnie war somit gezwungen, statt von der Krone Land verwilligt zu erhalten, solches in der alten Weise durch Landsharking von den Wilden zu erwerben, aber sie beschloß dieß in einem Maaßstabe zu thun, daß sie mehr Land erhielte als sie auf Jahre hinaus brauchte, dasselbe systematisch an die Einwanderer zu veräußern, um mit einem Theil des Erlöses neue Einwanderer herbeizuziehen, und zugleich für den künftigen Unterhalt der Eingebornen Sorge zu tragen. Zu dem Ende wurde eine Expedition unter Leitung des Oberst William Wakefield ausgeschickt, der eine angemessene Stelle zur Anlage einer bedeutenden Colonie auswählen und von den Wilden ankaufen sollte.

Veränderung des Kalenders in Manilla.

Seit dem 1 Januar dieses Jahres ist der Kalender von Manilla geändert worden, indem man eine durch die frühern Seefahrer verursachte Unrichtigkeit ausmerzte: er war nämlich im Verhältniß zu den benachbarten Colonien von Macao und Batavia um einen Tag zurück. Die Erklärung dieses seltsamen Umstandes schreibt sich noch von Magellan her, welcher zuerst die Erfahrung machte daß, wenn man von Osten nach Westen die Welt umschifft, man durch das Fortrücken mit der Sonne einen Tag verliert, wie man bei einer Umseglung von West nach Ost einen Tag zu viel erhält. Magellan, der zuerst die Philippinen entdeckte, war auf dem Weg über die Südsee dahin gekommen. Da er nun seit seiner Abfahrt aus Spanien mehr als die Hälfte der Reise um die Welt zurückgelegt hatte, beachtete er nicht den Unterschied von 17 Stunden in der astronomischen Zeit, der durch den Unterschied der Längen hervorgebracht war. Seit dieser Zeit nun zählte man in Manilla einen Tag zu wenig. Um diese Verschiedenheit in der Angabe der Tage aufhören zu lassen, verordnete der Generalgouverneur der Philippinen in Uebereinstimmung mit dem Erzbischof, dießmal den 31 December im Kalender zu unterdrücken. Der Tag, der auf Montag den 30 December 1844 folgte, wurde demnach jetzt Mittwoch den 1 Januar 1845. (Constitut. 3 Jun.)

Bilder aus dem innern Columbien.

Popayan und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Um zwei Uhr erreichten wir das Dorf Purace, das auf einer kleinen Ebene liegt, die südöstlich von hohen Gebirgen begränzt wird. Hier nahmen wir ungestört Besitz von Francisco Figueros, des Priesters, Hause, der nach Coconuco, einem mehrere Stunden weit entlegenen indianischen Dorfe, gegangen war, um zwei gefährlich kranken Indianern mit geistigen Tröstungen beizustehen. Wir trafen in dem Hause zwei junge Damen, die er beauftragt hatte, während unseres Aufenthalts in Purace den Dienst bei uns zu versehen. Demzufolge trugen sie um drei Uhr ein gutes Mittagessen auf, welches wir uns, da wir auf dem langen Ritt in der Bergluft starken Appetit bekommen hatten, vortrefflich schmecken ließen.

Nach dem Mittagessen gingen wir mit den Damen, von denen die eine sehr hübsch war, nach dem Rio Vinagre, der etwa eine halbe Meile von Purace durch ein enges Thal in östlicher Richtung fließt, um das Wasser desselben zu kosten. Der Weg dahin war so steil und schlüpferig, daß wir Mühe hatten uns auf den Füßen zu erhalten; Cade und Wallace bemühten sich den Damen beizustehen. Das Wasser des Rio Vinagre ist vollkommen hell, aber sein Geschmack rechtfertigt den Namen, den man dem Flusse gegeben. Er ergießt sich vier Leguas östlich von Purace in den Caucafluß, in dem sich wegen des Essiggeschmacks, den er ihm mittheilt, bis auf mehrere Stunden weit unterhalb Popayan keine Fische aufhalten. Ungefähr eine Meile von Purace bildet der Fluß einen Wasserfall, der sich uns, das Thal etwas weiter aufwärts, sehr schön zeigte. Das Klima fanden wir in Purace, welches mehrere tausend Fuß höher als Popayan liegt und nur noch drei Leguas von dem mit Schnee bedeckten Paramo von Purace entfernt ist, schon verändert und besonders des Abends war die Luft sehr kalt.

Am folgenden Morgen um sechs Uhr bestiegen wir unsere Maulthiere und setzten in Begleitung eines indianischen Führers unsere Reise nach dem Paramo fort. Der Weg war furchtbar schlecht, und als wir noch nicht die Hälfte desselben zurückgelegt hatten, überfiel uns ein heftiger Regen, der den Bergpfad vollends so schlüpferig machte, daß uns unser Führer, nachdem wir mit Mühe noch eine halbe Legua aufwärts geritten waren, versicherte, wir könnten auf unsern Maulthieren nicht weiter kommen. Wir machten also, ungeachtet der Regen stromweise herabfiel, einen Versuch in unsern Courierstiefeln zu gehen, aber es war nicht möglich, und wir mußten endlich zu unserem großen Verdrusse, ohne den Paramo gesehen zu haben, nach Purace zurückkehren. Dieser Rückweg war äußerst beschwerlich; unsere Maulthiere

konnten kaum einige Schritte hintereinander sicher auftreten, und wir mußten meistentheils zu Fuße durch Schlamm und Koth waten. Der übrige Theil des Tages verging uns etwas langweilig in des Priesters Hause. Die Regengüsse, welche von heftigen Blitzen und Donnerschlägen, die hier, mitten in den Gebirgen, furchtbar widerhallten, begleitet waren, dauerten unaufhörlich fort, und leider war im Pfarrhause außer einer lateinischen Bibel und ein Paar theologischen Abhandlungen nicht einmal ein Buch aufzutreiben.

Der junge Wallace und Cade vertrieben sich indessen die Zeit sehr angenehm; der erstere spielte gut die spanische Guitarre, zu der sie mit des Priesters Nichten bis gegen zwei Uhr des Morgens tanzten, während die Indianer staunend umherstanden und zusahen. Die Zahl der Einwohner von Purace mag sich auf tausend belaufen und sie sind alle von ächtindianischer Abkunft. Die Hütten und Gärten im Dorfe sind nett und sauber, letztere mit Umzäunungen umgeben und regelmäßig abgetheilt; unstreitig war Purace das hübscheste indianische Dorf, das wir bisher gesehen hatten. Vieles Verdienst mochte bei seinem blühenden Zustande der Pfarrer haben, der sich das Wohl seiner kupferfarbigen Pfarrkinder redlich angelegen seyn ließ und sie nicht durch Gelderpressungen drückte. Auch die Kirche hat ein freundliches Aeußere. Die beiden Pfründen Purace und Coconuco tragen, die vielen Geschenke nicht mitgerechnet, welche die abergläubischen Indianer dem Priester beständig ins Haus bringen, jährlich ungefähr 800 Dollars ein, was in diesen abgelegenen Gebirgsorten ein ansehnliches Einkommen ist. In der Küche des Pfarrhauses liefen sehr viele Meerschweinchen umher und am letzten Tage unseres Aufenthalts wurde ein sehr fettes gebraten aufgetragen, das aber so ganz das Ansehen einer Ratte hatte, daß ich mich nicht überwinden konnte es zu kosten.

Auf unserem Wege nach Purace sahen wir öfters indianische Hütten auf Felsen und Abhängen liegen, die ganz unzugänglich zu seyn schienen; ihre Bewohner müssen Geschmack daran finden, an solchen düstern einsamen Orten zu leben. Diese Hütten sind klein, und da sie statt des Schornsteins nur eine geringe Oeffnung im Dache haben, häufig mit Rauch angefüllt. Zur Umzäunung ihrer Felder brauchen die Indianer den Lechero oder Milchbaum, der seinen Namen von einem milchfarbigen Saft hat, welcher an den Stellen, wo man einen Ast abbricht, hervorquillt und sehr scharf und beißend ist. Man nimmt zu den Zäunen sechs Fuß hohe Stöcke, die, wenn sie gepflanzt sind, Schößlinge treiben wie die Weiden; schneidet man diese häufig ab, so werden die Stämme sehr dick und bilden eine starke Hecke. Die Indianer bauen Weizen, Pataten, mehrere Arten von indianischem Korn, die Yucawurzel, aus deren Mehl ein guter Kuchen bereitet wird, und viele andere Küchengewächse. Auf den Gebirgen sind gute Weiden für Pferde, Maulthiere, Schafe und Ziegen, noch vorzüglicher sind sie aber in den Thälern. In diesen Cordilleras, wo das Klima kühl, das Wasser gut ist und die Sonne sieben Monate lang im Jahre an einem unbewölkten Himmel scheint, sind die Indianer in der Regel gesund und kräftig. Zur nassen Jahreszeit ist der Aufenthalt in den Gebirgen zwar unangenehm, aber die häufigen Regen befruchten den Boden von neuem, der dem Bebauer seine Mühe gewöhnlich durch reichliche Ernten vergilt. Der Indianer steht um drei Uhr des Morgens auf und arbeitet, nachdem er zum Frühstück einige gesottene Pataten, einen Maiskuchen und etwas Milch verzehrt, von vier Uhr bis zum Abend auf dem Felde, ohne etwas weiter zu sich zu nehmen und nur die Blätter des Coca oder Betel kauend, der ihnen denselben Genuß gewährt als unsern Matrosen der Tabak. Von Hunden, den treuen Gefährten der Menschen, sind sie große Liebhaber, und man sieht gewöhnlich mehrere bei ihren Hütten. Geflügel halten sie in großer Menge und in ihren Ställen mästen sie gewöhnlich einige Schweine. Ihr Wesen ist im Ganzen ernst und still, nur selten sieht man sie lachen; dabei sind sie sanft und gefällig und bezeigten sich gegen uns immer sehr dienstfertig. Die Indianer haben in der Regel schöne große Augen, in denen sehr viel Ausdruck liegt; unter den Frauen habe ich viele gesehen, die nicht nur hübsch, sondern mit allen Reizen der Natur reichlich ausgestattet waren.

Wir verließen Purace und erreichten in zwei Stunden das Landhaus des Obristen Mosquera, der ein Bruder des Senators und Gouverneur der Provinz Buenaventura ist, die vom stillen Weltmeer begränzt ist. Der Obrist empfing uns sehr liebreich und freundschaftlich und stellte uns seine Gemahlin und Schwester, zwei schöne junge Damen, vor. Die Quinta liegt etwa eine Meile von Coconuco in einem weiten Thal, das ihr Besitzer, der den Landbau mit Eifer betreibt, großentheils in urbares Land umgeschaffen hat. Als wir uns über einige steile Hügel, die mit den Dünen in Sussex viele Aehnlichkeit haben, dem Landhause näherten, sahen wir eine Heerde von etwa tausend Schafen, die, wie es in gebirgigen Gegenden gewöhnlich der Fall ist, klein waren und auf den Triften gesunde Kräuter zu ihrer Nahrung finden. Aus der Wolle dieser Schafe fertigen die Indianer grobe Tücher, Flanell und Roanes;*) ihr Fleisch, das wir an dem Tische des Obristen zu versuchen Gelegenheit hatten, hat ganz den angenehmen Geschmack des Wildprets.

Von Mosquera's Quinta aus besuchten wir einen merkwürdigen Quell mit siedend heißem Wasser. Der Weg war schlüpferig und über den kleinen Fluß Coconuco, der durch die letzten Regengüsse fast zu einem Strom angeschwollen war, hatten wir Mühe mit unsern Maulthieren, die er zuweilen fortzureißen drohte, zu kommen. Die Flußbetten sind gewöhnlich durch die vielen großen Steine und Felsstücke, die das Wasser zur Regenzeit von den Gebirgen abspült, sehr holperig und uneben. Die Indianer verunglücken oft bei dem Versuche durch die Bergströme zu schwimmen, denn alle Geschicklichkeit kann dem Schwimmer nichts helfen, wo das unaufhaltsam herabstürzende Wasser jeden Widerstand unmöglich macht. Die Oeffnung, aus welcher das heiße Wasser hervorquillt, hält ungefähr vier Fuß im Durchmesser; rings um den Rand derselben hat sich ein hellfarbiger Schwefel angesetzt, von dem wir einige Stücke abschlugen und mitnahmen. Das Wasser der Quelle braust, als ob es in einem Topfe kochte. Ich steckte meinen Finger hinein, verbrannte ihn aber dergestalt, daß ich keine Lust hatte den Versuch noch einmal zu machen. Ein Ei, welches Cade hineinlegte, war in Zeit von drei Minuten hart gesotten; setzt man von diesem Quellwasser an die Sonne, so verfliegt der Schwefel und es bleibt ein reines weißes Salz zurück. Diese merkwürdige Quelle befindet sich in einem engen Thal, dessen Seiten so steil sind, daß wir von den Maulthieren absteigen und so gut es gehen wollte hinabgleiten mußten.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Spanisch statt Rouennais, d. h. in Rouen gewöhnlich fabricirte Stoffe. A. d. R.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 178.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Junius 1845.

Archäologische Reise nach Ninive.

(Von Eug. Flandin. (Revue des deux mondes. 15 Junius.)

1. Assyrische Architektur.

Aegypten ist allenthalben durchforscht, und wir kennen Persepolis, aber die beiden von Gott verworfenen Städte Babylon und Ninive liegen bis jetzt noch begraben unter ihren Schutthaufen, und nur unverständliche Inschriften weisen auf die Spur derselben hin. Einige breite Erdaufwürfe zeigen allein die ehemalige Stelle der beiden Städte an, aber der gierige Reisende suchte immer noch: fand er ein Bruchstück von einer Keilinschrift, einen geweihten Onyx, einen Cylinder oder einen der Agatkegel, die den chaldäischen Priestern als symbolische Amulette dienten, so verließ er frohen Herzens den Boden, wo der Mede Cyaxares den Thron Sennaharibs in den Staub stürzte, wie den, wo Belsazar sein letztes Festmahl anordnete. Aber immer blieb zwischen Persien und Aegypten noch eine große Lücke auszufüllen: hier hatten mächtige Reiche lange Zeit geblüht, hier waren die großen Mittelpunkte einer uralten Civilisation, und ein dunkles Gerücht, das bis auf unsere Zeit durchgedrungen, sprach von mächtigen Bildnereien, in denen die Könige auf den Mauern von Prachtpalästen ihre Siege dargestellt hätten. Die Kunst war also bei diesen Völkern geübt worden, es hatte eine assyrische oder babylonische Sculptur gegeben, und diese Sculptur war verschwunden. Der archäologische Reisende forschte und forschte, fragte den Beduinen am Euphrat und den Kurden am Tigris was er von Ninive wisse. Lange umsonst.

An den Ufern des Tigris, in der Nähe von Mossul sollte endlich dieß große, so lange undurchdringliche Geheimniß der assyrischen Kunst enthüllt werden. Dieser auf dem rechten Ufer des Flusses gelegenen Stadt gegenüber erheben sich zwei ziemlich-umfangreiche Hügel, an welche sich die Enden einer ungeheuren, sehr dicken und noch immer sehr hohen Einschließungsmauer anreihen. Von diesen beiden Hügeln ist der eine künstlich, d. h. er trägt allenthalben die Spuren von Bauten, wie dieß auch seine ziemlich regelmäßige Form beweist; der andere, welcher natürlicher, felsiger Natur ist, zeigt gleichfalls an verschiedenen Stellen die Trümmer alten Mauerwerks unterhalb den Häusern eines arabischen Dorfes, welches noch jetzt den Namen Neiniveh oder Nebi-Junus (Prophet Jonas) führt, wegen eines mit Charakteren verzierten Steins, den die Moslems in einer kleinen zum Dorf gehörigen Moschee aus religiöser Verehrung aufbewahren. Der Fanatismus der Einwohner läßt die Besichtigung dieses Steins nicht zu, den sie für den Grabstein des Propheten ausgeben, und man kann deßhalb nicht einmal wissen, ob er assyrische Charaktere trägt. Hier also starb der Prophet, hier bedrohte Jonas die Niniviten mit der Rache des Himmels, hier war also auch das berühmte, so verdorbene und stolze, in seinem Haß so unversöhnliche, in seiner Rache so barbarische Ninive. Hier war der Boden, wo der Sohn des Belus die Stadt gründete, der er seinen Namen gab, und die er zur größten und schönsten aller Städte machen wollte.

Der Alterthumsforscher kann also das Grab des Jonas oder das Dorf Neiniveh als den Ausgangspunkt seiner Forschungen annehmen, und den Umfang, den die langen an die beiden Hügel anstoßenden Erdmauern umschreiten, als den Schauplatz seines Nachgrabens. Der fast flache und gleichartige Boden bietet keine Andeutung einer besonders interessanten Stelle dar, und man kann den Platz nach allen Richtungen durchlaufen, ohne auf etwas zu stoßen, das die Aufmerksamkeit auf sich zöge; aber der große künstliche Hügel, dessen offene spaltenreiche Seiten hie und da mehrere große, dicke Backsteine sehen lassen, bietet mehr Aussichten dar. Reisende und Alterthumsforscher haben zu verschiedenen Zeiten Nachgrabungen in dieser Ebene angestellt: alles bewies ihnen den Plan eines großen Gebäudes, einer Citadelle, eines Tempels oder Palastes, indeß war nichts Ganzes, nichts Vollständiges da, um Zeit und Art des Baues zu bestimmen. Niemand konnte etwas sicheres über den Charakter der assyrischen Kunst, über die Ausdehnung von Ninive angeben und alle Hoffnung schien verloren, als die französische Regierung einen Consul, Hrn. Botta, nach Mossul sandte. Diesem hatte das Schicksal die Ehre einer Entdeckung aufbewahrt, die der mangelnde Er-

folg so vieler Vorgänger kaum mehr hoffen ließ. Wie diese richtete er anfangs seine Forschungen auf den großen Hügel von Neiniveh, fand aber trotz vieler Mühe hier nichts als eine Masse mit Pech überzogener Backsteine, und Bruchstücke eines grauen gypsartigen Steins mit fast verlöschten Spuren von Sculptur, welche jedoch einen geschickten Meißel und einen eigenthümlichen antiken Charakter andeuteten. Unglücklicherweise war nichts vollständig, und es war unmöglich einen Plan oder irgend einen Bau in dem Chaos zerstörter Gebäude zu entdecken, die einst auf dieser Höhe gestanden hatten. Hier, wie an vielen andern Orten, scheint man später Steine fortgeführt und Backsteine weggerissen zu haben, sehr wahrscheinlich um zum Bau irgend einer neuen Stadt und neuer Häuser zu dienen.

Alle Reisenden, welche das Gebiet von Babylon erforschten — und ich kann die Sache selbst bezeugen — haben von der kleinen arabischen Stadt Hellah, die am Euphrat mitten unter den ungeheuren Ruinen der Belusstadt erbaut ist, nachgewiesen, daß sie ganz aus dem den alten Bauten entnommenen Material erbaut ist: die Mauern und das Pflaster der Höfe in den Häusern von Hellah zeigen auf ihrer Oberfläche eine Menge Keilinschriften, ein Beweis, daß die Backsteine aus den Ruinen von Babylon geholt wurden. Eben so, wenn man bemerkt, daß sämmtliche Häuser von Mossul aus Backsteinen erbaut wurden, die mit Platten eines gypsartigen Steines durchaus denen ähnlich, wie man sie bei den Nachgrabungen in Ninive findet, verkleidet sind, so erklärt man sich das Verschwinden der Steinblöcke leicht und man überzeugt sich, daß die prächtigen Paläste von Sardanapal oder Sennaharib zu den arabischen Bauten in Mossul und den umliegenden Dörfern das Material geliefert haben. Natürlich benützte das Volk der Umgegend die großen künstlichen Steinbrüche in den Hügeln, Mossul gegenüber, und in den ungeheuern am Tigris hinlaufenden Mauern. Dieß ist noch jetzt für die Einwohner eine unerschöpfliche Mine, und man sieht alle Tage Arbeiter beschäftigt, wie sie vorsichtig große, sehr wohl bearbeitete und vollkommen erhaltene Backsteine ausheben, die ihnen die Mühe ersparen, neue zu brennen; auch glauben sie, daß diejenigen, welche sie bereits ganz fertig und durch so viele Jahrhunderte erprobt finden, ihnen eine hinreichende Gewähr der Soliditát darbieten. Diesem Umstand muß man großentheils das allmähliche Ausflachen des Bodens von Ninive wie von Babylon zuschreiben, und darum waren auch die Nachforschungen, welche Hr. Botta zu Ninive anstellte, während eines ganzen Monats völlig unfruchtbar, bis er auf die bestimmte Bezeichnung eines anderen Punktes, die ihm ein Bauer gab, seine Arbeiten nach dem Dorfe Khorsabad, vier Stunden von Mossul, verlegte. Nicht ohne große Unruhe und bedeutende Zweifel in die Glaubwürdigkeit seines Führers, begab sich Hr. Botta nach diesem neuen, seinen Nachforschungen dargebotenen Ort, und obwohl er auf dem Wege dahin viele künstliche, mit Backsteintrümmern und Spuren von Bausteinen übersäete Hügel zu übersteigen hatte, wagte er doch noch immer nicht an den Erfolg seiner Forschung zu glauben; da er den Kenntnissen seines Führers in assyrischer Kunst mit Recht mißtraute, so fürchtete er, es möchte hier nichts aufgegraben seyn, als irgend ein neueres Mauerwerk oder eine alte, in armenischem Styl verstärkte Kirche. Wie oft sind nicht Alterthumsforschern unter so unwissenden Menschen, wie die Kurden und Araber sind, die grausamsten Täuschungen bereitet worden! Für einen Moslem fängt die Schöpfung mit der Hedschra an, und für einen kurdischen Hirten oder arabischen Kameltreiber sind die Jahre Jahrhunderte. Wie oft hat man mich in Persien oder Mesopotamien an eine alte Moscheemauer hingeführt, mit einem Eifer, als handle es sich um ein Thor von Theben, oder es war ein mit kufischen Inschriften geschmückter Stein, den man mir mit einer Selbstbefriedigung zeigte, als bedecke er die Gebeine des Erzvaters Noa.

So voll Zweifel, welche die Unwissenheit seiner Führer nur allzusehr rechtfertigte, kam Hr. Botta nach Khorsabad, einem von halbblütigen, mit Arabern durchkreuzten Kurden bewohnten Dorfe, das auf einer einzelnen Anhöhe liegt, welche um etwa 12 bis 15 Meters über die umliegende Ebene hervorragt. Lägen auch nicht Backsteinscherben und einige behauene Steine in der Mitte des Abhangs, so würde schon die einsame Lage des Hügels genugsam beweisen, daß er künstlich ist. Die Form desselben ist unregelmäßig, man erkennt aber bald einige Ecken, welche die Zeit, der Regen und das Hinüberwandern von Menschen und Heerden nicht verwischen konnten. Auf der leicht undulirten Höhe standen einige fünfzig Häuser von ziemlich ärmlichem Ansehen. Der Führer war stolz auf das Vertrauen, welches er einzuflößen glaubte, und das Hr. Botta selbst beim Anblick dieser mächtigen Erhöhung zu fühlen anfing, und der Mann, welcher über diesen Schätzen lange Zeit unbekümmert geschlafen und seine Pfeife geraucht hatte, war stolz darauf, etwas zeigen zu können, auf was die Europäer Werth legten. Auch bot er sich an, alsbald die Nachgrabungen in seinem eigenen Hause zu beginnen, und es nöthigenfalls niederzureißen, versteht sich gegen eine gebührende Entschädigung, ein Geschenk oder Bakschisch.

Nach einigen außerhalb angestellten Untersuchungen überzeugte man sich, daß die armselige Hütte selbst geopfert werden müsse, da sie die Stelle eines Palastes eingenommen zu haben schien. Als man die staubige Matte, die dem Araber als Bett diente, aufhob, erkannte man einige weißliche, durch das Reiben abgerundete Steine, die, nach der Gleichheit ihrer Form zu schließen, bearbeitet worden zu seyn schienen. Hiedurch aufgemuntert, schloß Hr. Botta mit dem Bauern alsbald eine Uebereinkunft ab, und erhielt für einige Piaster das Recht, seine Hütte gänzlich zu zerstören. Die geringe Festigkeit des Materials erleichterte die Operation, und bald war alles niedergerissen und bei Seite geschafft. Wenn die Wohnungen des Volks von Ninive auf dieselbe Weise erbaut waren, so begreift man leicht, daß Zeit und Menschen keiner großen Anstrengungen bedurften, um sie niederzureißen, und dieß erklärt, warum sich in der ungeheuern Ebene am Tigris, Mossul gegenüber, einige zerstreute Erhöhungen abgerechnet nur sehr wenig bedeutende Spuren finden.

Der Augenblick war also gekommen, das Glück zu versuchen und die Eingeweide der Erde zu befragen; der Boden ward somit aufgerissen, und sobald die obere, durch 25 Jahrhunderte verhärtete Rinde durchbrochen war, ließen sich die untern, weicheren Schichten leicht aufgraben und wegnehmen. Anfangs sprangen einige Steinsplitter, dann kamen größere Stücke, endlich ward das Eisen unmächtig gegen die großen Blöcke. Manchmal riß man sie mit Mühe heraus, oder mußte sie umgehen, rings herum die Erde aufgraben, und nun wuchs die Hoffnung im Verhältniß zu dem Widerstand, den die großen Blöcke entgegensetzten. Ein Bruchstück machte sich los: es war ein Kopf, ein prächtiger Kopf mit zartem, reinem Profil von antikem Charakter, mit einem unbekannten Kopfschmuck und einem langen, künstlich gelockten Bart; er deutete eine Sculptur von unbekanntem Style an, der sich jedoch dem von Persepolis näherte. Er hatte ein stark vortretendes Relief, und mußte einem Körper von mehr als drei Metres Höhe angehören. Das war mehr als eine bloße Andeutung, das war eine Entdeckung: der Stein war groß, er mußte noch mehrere Abbildungen enthalten, auch sah man noch den obern Theil anderer Blöcke, und es war nach der Ausdehnung des Hügels und der Form, die er oberhalb des angegriffenen Punktes darbot, anzunehmen, daß ihrer viele seyn möchten.

Indeß war man erst am Anfang der Nachgrabungen: man wußte kaum, wohin man die Arbeiten richten sollte; was war zu erwarten von diesem stummen, bisher gegen alle Beschwörungen des Alterthumsforschers so tauben Boden? Aber der Anfang schien günstig: man war mit dem ersten Spatenstich auf eine Masse von Steinblöcken gestoßen, die allerdings umgestürzt aber doch mit Sculpturen bedeckt waren. Man setzte die Arbeit fort und verfolgte den kleinen, eben geöffneten Graben. Von diesem Augenblick an schritt Botta fort von einer staunenswerthen Entdeckung zur andern. Alle Steine waren mit Sculpturen bedeckt, sie verkündeten eine Reihe von Basreliefs, und man entdeckte bald, daß man auf eine Mauer gestoßen sey, deren unterer, noch stehender Theil die Figuren vervollständige, deren erste Bruchstücke man so mühsam herausgeschafft hatte. Etwas weiter hin wandte sich die Mauer im rechten Winkel um, und dann noch einmal, man schloß auf ein Thor, und indem man auf der Seite eingrub, entdeckte man die andere Wandung. Die erste Mauer mußte also hier ihre Fortsetzung haben: man suchte und fand sie. Nachdem man dieselbe auf gleicher Länge, wie die erstere verfolgt hatte, stieß man wiederum auf einen rechten, dem ersten entsprechenden Winkel, und die Mauer setzte sich nun in einer neuen, der erstentdeckten parallellaufenden Richtung fort. Dieß war also ein Saal. Aber wohin führte das Thor, das man entdeckt hatte? An eine zweite, gleichfalls mit Sculpturen bedeckte Mauer. Man war also in gutem Zuge und fing an, von der Art und Einrichtung der alten Denkmäler, die man suchte, einen Begriff zu bekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Sturts Reise nach dem Darling.

Wir erhalten jetzt durch die Verhandlungen der geographischen Gesellschaft vom 9 Junius einige nähere Nachrichten über Sturts Reise, welche sehr vielversprechend ist, da er, mit dem Klima und den Bodenverhältnissen seit langer Zeit vertraut, mehr als irgend ein anderer zu leisten verspricht. Er begab sich von Adelaide (am Spencer Golf) aus nach dem Darling, will diesen Strom aufwärts ziehen, dann sich in einer noch nicht bestimmten Breite gegen Westen wenden und den nördlich von Adelaide gelegenen, noch nicht umgangenen Torrens-See zu umgehen suchen, ein Weg, auf dem man allerdings über die innern Landesverhältnisse mehreres Neue erfahren muß. Auf seiner bisherigen Reise, — der letzte Bericht ist von Williorara am Darling 18 October datirt, — schickte er einen seiner Begleiter nach einem nordwestlich gelegenen Berge, und dieser brachte die Nachricht zurück, daß von Westen gegen Osten weit hinauf sich Wasser erstrecke. Es ist sehr die Frage, ob dieß nicht eine Täuschung der Luftspiegelung sey, aber Sturt glaubt bis jetzt noch fest an das Daseyn eines großen Binnensees.

Bilder aus dem innern Columbien.

Popayan und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Als wir nach Hause zurückgekehrt waren, führte uns Obrist Mosquera zu einem Mann, der in gerader Linie von den Caziken abstammt, die, ehe die Spanier das Land eroberten, in Coconuco regierten. Es war ein schöner kräftiger Mann von etwa 40 Jahren mit einer gebogenen Nase und großen schwarzen Augen. Die Familie hatte seit der Eroberung beständig dieselbe Maierei bewohnt und steht noch immer bei den Indianern in großem Ansehen; auch der Obrist sagte vieles zum Lobe der alten indianischen Königsfamilie. Diese Abkömmlinge der Caziken erhielten den Titel Don und zahlten unter der spanischen Regierung keine Kopfsteuer.

In der Quinta des Obristen sahen wir auch einige Llamas, welche von den Indianern in Oberperu zum Tragen kleiner Lasten gebraucht werden und gleichsam die Kamele oder Dromedäre jenes Landes sind. Es waren sehr zahme hübsche Thiere, die sich besonders bei dem Gehen sehr stattlich trugen.

Unser Rückweg nach Popayan war nicht sehr angenehm, der Regen fiel fast ohne Aufhören stromweise herab und unsere Maulthiere stürzten einigemale auf den schlüpferigen Pfaden. Wir waren von Herzen froh, als wir wieder in Popayan einzogen.

Wir speisten bei dem Bischof, bei welchem wir alle angesehenen Beamten versammelt fanden. Die ausgesuchtesten Leckerbissen waren aufgetragen. Die Priester in den Städten und Dörfern des Bisthums beeifern sich den Bischof mit den kostbarsten Erzeugnissen zu beschenken, und da das Bisthum die Provinzen Popayan, Buenaventura, Choco und Antioquia in sich begreift, so ließ sich hier, zumal bei der gastfreien Denkweise des Bischofs, dem ungeachtet der vielen Geschenke die Mahlzeit noch theuer genug gekommen seyn mochte, eine große Auswahl von vorzüglichen Gerichten erwarten. Es wurden Fische und Früchte aus dem Thal Cauca aufgetragen, die ich früher noch nie gesehen hatte; dabei wurden des Bischofs alter Malaga und andere

spanische Weine fleißig umhergereicht, und machten bei dieser feierlichen Gelegenheit eine größere Runde im Kreise seiner Gäste als bei dem Mittagessen in dem Landhause. Gegen acht Uhr des Abends empfahlen wir uns unserem Wirthe, der alle seine Gäste vollkommen befriedigt und Hrn. Cade, wie er versicherte, so gut als noch kein anderer Bischof gefallen hatte. Sein Secretär, der ehemalige Capitän bei den spanischen Dragonern, gefiel mir immer mehr, je genauer ich mit ihm bekannt wurde; er war scherzhaft und voll witziger Einfälle und trank uns, da er merkte, daß die Engländer den Wein lieben, fleißig zu, wobei er durch das Beispiel, mit dem er uns voranging, bewies, daß auch er von Enthaltsamkeit und Fasten nicht viel halte.

Der Palast des Bischofs ist nicht groß, aber gut meublirt und in jeder Weise comfortabel eingerichtet. Während der Bischof an der Spitze der Pastucier für Spanien focht, hatte er durch Plünderung viel gelitten. Die Privatcapelle des Bischofs ist nicht mit prunkhaft vergoldeten Heiligen und geschmacklosen Gemälden überladen, sondern ganz einfach gehalten. In dem untern Stockwerke des bischöflichen Palastes waren zwei Flügel zu einer Knabenschule eingerichtet; dieser widmete der Bischof einen großen Theil seiner Zeit und ließ sich die Beförderung der Studien in derselben sehr angelegen seyn.

Wir besuchten in Popayan auch die Münze und sahen das ganze Verfahren bei dem Prägen des Geldes mit an, welches noch ganz das alte seit der Eroberung des Landes herkömmliche war. Die Regierung hatte aber die Absicht in Popayan und Bogota eine neue Art zu münzen einzuführen und ließ gerade damals ein neues Gebäude dazu errichten.

Als wir eines Morgens einen angesehenen Kaufmann besuchten, trafen wir zu unserer großen Verwunderung seinen Bruder auf einem schönen Fortepiano von Broadwood spielen, welches, wie er sagte, das einzige in der Stadt war und 1200 Dollars gekostet hatte. Es war von England nach Guayaquil geschickt und dann auf einem Küstenfahrzeuge nach Buenaventura gebracht worden, wo es Sklaven über die Gebirge nach Popayan geschafft hatten. Der Kaufmann war aus Chili und hatte sich wegen seiner Frau, die aus Popayan gebürtig war, hier niedergelassen.

Wir waren nun zu Popayan vollkommen auf die Regenzeit eingerichtet. Der Regen kam gewöhnlich des Nachmittags und dauerte bis zu Tagesanbruch, dann schien die Sonne aufs herrlichste an dem ganz wolkenlosen Himmel, die Natur hatte ein verjüngtes frisches Ansehen und es gewährte uns großen Genuß, vor dem Frühstück einen Spaziergang in der Morgenluft zu machen, die mit den Wohlgerüchen von tausend Sträuchern und Pflanzen angefüllt war, welche auf den dicht neben der Stadt liegenden Hügeln in reicher Fülle wachsen.

Ein wohlriechendes Harz, welches aus einem Baume schwitzt, findet man bei Popayan und Timara. Die Indianer sammeln diesen Storax und verkaufen ihn gut an die Apotheker und praktischen Aerzte. Die Nonnen in Popayan bilden aus der weichen Masse dieses Harzes sehr künstlich und mit vielem Geschmack allerlei Vögel und andere Thiere; auch verfertigen sie aus Musselin und Muscheln schöne Blumen, von welchen letztern ich einige von vorzüglicher Schönheit kaufte.

Die Bewohner der benachbarten Provinz Pasto fertigen hölzerne Näpfe, bemalen sie mit Thieren und Blumen, überziehen sie mit Lack und bringen sie auf den Markt von Popayan, woselbst diese sehr sauber und künstlich gearbeiteten Waaren aus Pasto recht gesucht sind.

Eines Morgens besuchte mich der Bischof und sagte mir, daß er der Aebtissin des Karmeliterklosters einen Besuch machen wolle; der Garten bei diesem Kloster, in welchem sich schöne große Orangenbäume befänden, sey wohl sehenswerth, und wenn ich ihm Gesellschaft leisten wollte, würde es ihm sehr angenehm seyn. Hierauf sagte er lächelnd zu Hrn. Cade, daß es sich wegen seines jugendlichen Alters nicht wohl für ihn schicken würde, ein Nonnenkloster zu besuchen, das einem so strengen Orden angehörte.

Als wir an die Klosterpforte gekommen waren, ließ der Bischof die Aebtissin rufen und sagte ihr durch eine Oeffnung, wer er sey, und daß er wünsche mir den Klostergarten zu zeigen, worauf diese, um die Thüre zu öffnen, zwei Schlüssel kommen ließ, die zu verschiedenen Schlössern paßten und von denen sie den einen, den andern eine der ältesten Nonnen in Verwahrung hatte. In dem Augenblick, wo die Pforte geöffnet wurde, ertönte das Geläute einer kleinen Glocke, auf welches Zeichen sich alle Nonnen in ihre Zellen begeben mußten, damit sie, wie es die Regel ihres Ordens erfordert, von niemanden gesehen würden. Auch die Aebtissin begab sich sogleich weg und ließ mich mit dem Bischof allein. Wir gingen in dem Garten umher, der ein sehr nettes und freundliches Ansehen hat; um denselben laufen Alleen von großen Orangenbäumen, unter denen in gewissen Zwischenräumen Bänke für die Nonnen angebracht sind, die wohl oft auf denselben ihren melancholischen Gedanken nachhängen und vielleicht auch das Gelübde bereuen mochten, welches sie verpflichtete, ihr ganzes Leben unter den schweren Büßungen zuzubringen, die ihnen die Gesetze des Karmeliterordens auferlegten. Die Beete waren voll schöner Blumen, mit deren Wartung sich die Nonnen beschäftigen. Aus dem Garten gingen wir in das Speisezimmer, wo ein Tisch gedeckt war, auf dem nichts weiter lag als einige Stücke schwarzes Brod und an dem einen Ende desselben ein Todtenkopf. Vielleicht würde es gut seyn bei einigen unserer Volksfeste auch solche Schädel an die Enden der Tische zu legen, mancher könnte dadurch abgehalten werden, sich die dritte Portion Schildkrötensuppe geben zu lassen, aus Furcht es möchte ein Schlagfluß seine vollen blühenden Wangen in kurzem eben so unscheinbar machen als die jenes Todtengerippes. Der Bischof bedauerte, daß er mir nicht das ganze Kloster zeigen könnte, da es außer ihm und einem Arzt, der die Nonnen, wenn sie krank sind, besuchte, keinem Mann erlaubt sey, das Innere desselben zu betreten.

Als wir uns wieder aus dem Kloster entfernen wollten, kam die Aebtissin, um sich uns zu empfehlen. Sie zog bei dem Abschied ihren schwarzen Schleier etwas zurück, um dem Bischof die Hand zu küssen, wodurch ich ihr Gesicht zu sehen bekam, welches, nach seinen regelmäßigen Zügen und dem hellen Blick des Auges zu urtheilen, einst schön gewesen seyn mußte; jetzt mochte sie etwa 50 Jahre alt seyn. Der Bischof sagte mir nachher, daß sie aus einer der angesehensten Familien in Calli stamme, sich aber seit 20 Jahren in diesem Kloster aufhielte und eine wegen ihres frommen, edeln Charakters sehr achtbare Person sey.

(Schluß folgt.)

Schwedens Handelsflotte besteht jetzt aus 1087 Fahrzeugen von 69,027 Lasten (etwa 200,000 Tonnen); sie hat seit 1843 um 91 Schiffe und 2163 Lasten zugenommen. Auch bessert sich der Bau: im Jahre 1837 hatte sie nur 43 gekupferte Schiffe, in diesem Jahr bereits 103. (Aftonbl. 7 Jun.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 179.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Junius 1845.

Die englischen Colonien.

Die Schafzüchter in Neusüdwales.

Eine thörichte Verordnung des Jahres 1829 wirkt noch immer sehr nachtheilig auf die Entwicklung dieses Landes ein, und man scheint sich noch nicht entschließen zu können davon abzugehen. Damals hegte man die Absicht die Bevölkerung des Landes mehr zusammenzuhalten und verbot deßwegen die Landkäufe außerhalb der eigentlichen Gränzen der Provinz. Indeß ging es mit dieser Verordnung, wie es mit so manchen andern geht, die gegen die Natur der Dinge streiten: die sehr guten Ländereien innerhalb der Provinz waren bald verkauft, und die sich mehrenden Heerdenbesitzer fanden in den engen Gränzen keinen Raum mehr, und führten ihre Heerden darüber hinaus; statt nun von dem unmächtig gewordenen Gesetz abzugehen, sah man durch die Finger, ließ die Heerdenbesitzer für eine gewisse Strecke Land, die sie für die Weide ihres Viehes bedurften, 10 Pf. St. bezahlen, und die Zahl dieser Stationen im Innern breitete sich immer mehr aus. Jetzt sind es gegen 15,000, bewohnt von wenigstens 10,000 freien Menschen, und beweidet von 3 Mill. Schafen, einer halben Million Rindvieh und 15 bis 20,000 Pferden. Diese Heerdenbesitzer liefern bei weitem den größten Theil der ausführbaren Waaren der Colonie, müssen aber dafür sehr starke Abgaben zahlen, denn außer den obigen 10 Pf., die sie für die Weideerlaubniß zahlen, müssen sie 1 Penny für jedes Schaf und 3 Pence für jedes größere Stück Vieh zahlen, ohne daß sie deßhalb von der Regierung den geringsten Schutz genössen, denn diese, sonst so darauf bedacht die Ansiedler und Eingebornen von einander fern zu halten, hat durch die Erlaubniß, die Heerden in das weite Gebiet des Darling und der in diesen sich mündenden Flüsse zu treiben, die Conflicte zwischen Europäern und Eingebornen unvermeidlich gemacht, und nicht einmal für die Ordnung unter den Europäern selbst ist Sorge getragen.

Allerdings hat die Regierung eine Polizei aufgestellt, aber diese ist theils gänzlich unmächtig auf dem weiten Gebiet, theils drückend und willkürlich: man mußte die Magistrate — hier die Gränzcommissäre — mit sehr großen Vollmachten ausrüsten, weil sie sonst gänzlich machtlos gewesen wäre, allein diese Macht führte bei vielen zu schändlichen Bedrückungen, weil der Heerdenbesitzer sein Anrecht auf das von ihm beweidete Land durch die geringste Widersetzlichkeit gegen die Gränzbeamten verwirkt. So ist er völlig in ihre Hände gegeben, und muß sich ihren willkürlichen Forderungen bei Strafe völligen Ruins unterwerfen, eine um so schimpflichere Unterordnung, da die meisten der großen Heerdenbesitzer Männer von Erziehung aus guten Familien sind, und die Polizei der Gränzbeamten großentheils aus ehemaligen Verbrechern besteht. Man kann sich also leicht denken, welcher Geist diese Bevölkerung gegen die Regierung beseelt, die ihnen das Recht des freien Engländers, von seinesgleichen gerichtet zu werden, verweigert und sie allen Erpressungen der Beamten aussetzt.

Der Grundfehler liegt darin, daß man die „Stationen," wie man diese Aufenthaltsorte der großen Heerdenbesitzer nennt, nicht an diese verkaufen will, und ihnen zu dem Ende gegen andere Mitbewerber ein Vorkaufsrecht zu einem bestimmten Preis gibt. Wäre dieß der Fall, so würden diese großentheils reichen Heerdenbesitzer bessere Häuser bauen, mehr Land urbar machen und sich verheurathen, was sie jetzt größtentheils nicht thun. Auf solche Weise würde dieser wichtige Theil der Bevölkerung mehr an den Boden gebunden und seines umherschweifenden Lebens entwöhnt, er würde durch die Heurathen mehr ans bürgerliche Leben gefesselt, bei der allgemeinen Sicherheit betheiligt und aufgemuntert, an der Errichtung von Schulen, an dem Bau von Straßen u. s. w. Theil zu nehmen, was jetzt durchaus nicht der Fall ist. Man begreift nicht, weßhalb die englische Regierung diese nothwendigen Bedingungen einer festen, bürgerlichen Ordnung von sich weist, obgleich man schon seit Jahren darauf dringt, daß sie in dem Verhältniß dieser so gut wie rechtlosen und doch mächtigen und einflußreichen Leute eine Aenderung treffe. Die Strafe für diese Vernachlässigung dürfte indeß nicht ausbleiben. Aus dem ehelosen Leben dieser „Squatters," wie man diese Leute nennt, muß eine Bevölkerung von Bastarden hervorgehen, die in Rohheit aufgewachsen und im Besitz großer Mittel für die

Colonialregierung eine Ursache großer Verlegenheit werden muß, um so mehr, als bekanntlich die englische Race dort allmählich eine andere wird, und die Erzeugnisse eines dem Wendekreis nahen Landstrichs nothwendig eine gänzliche Veränderung in Sitten und Lebensverhältnissen nach und nach hervorrufen müssen.

Archäologische Reise nach Ninive.

1. Assyrische Architektur.

(Fortsetzung.)

Die ersten Schritte, welche man in den Ausgrabungen that, waren sehr unsicher gewesen: man tappte hin und her, da man nicht wußte wo man angreifen sollte; mehrmals ging man fehl, und mußte die Richtung wieder ändern. Was ich hier berichte, war die Arbeit von mehr als einem Monat: der Boden war hart, die Arbeiter ungeübt, die Hand, die sie leitete, selbst unsicher. Sobald man freilich an der Mauer war, durfte man dieser nur folgen, bis sie aufhörte. Sie hörte aber nicht auf, und jeder Spatenstich, jeder Korb voll Erde, den man wegschaffte, ließ die Fortsetzung erkennen.

Hr. Botta arbeitete so fast sechs Monate fort, und hatte bereits 140 Metres an Basreliefs bloßgelegt, allerdings etwas beschädigt, aber doch zum Erstaunen gut erhalten, wenn man die Zeit erwägt, in welche sie hinaufreichten, und die langandauernde Verschüttung. Alle diese Sculpturen waren in Charakter und Ausführung gleichartig und von Keilinschriften in bedeutender Zahl begleitet. Die erste Periode der Entdeckung, weit glücklicher als der Consul gehofft, hatte Ergebnisse geliefert, welche in künstlerischer Hinsicht von hohem Interesse waren. Indeß ließ sich über die archäologische Wichtigkeit dieser Ruinen nichts bestimmen, als bis man zu einem großen Ganzen, zu mehr Mannichfaltigkeit in den Gegenständen, somit zu mehr Nachweisungen gelangt war, und namentlich bis man die begleitenden Inschriften lesen konnte. Diese Entdeckung weckte eine dreifache Streitfrage, deren Lösung äußerst schwierig schien: an welchen Bau, an welche Stadt, an welches Zeitalter knüpften sich diese Denkmale, welchen Fürsten mußte man sie zuschreiben? Waren sie persisch oder medisch, so lag ihre Wichtigkeit darin, daß sie die Ansichten über eine bereits bekannte Civilisation vervollständigten, aber sie lehrten nichts Neues. Waren sie aber assyrisch und stiegen sie in die Zeit Ninive's hinauf, so war dieß eine ganze Welt neuer Ideen und geschichtlicher Angaben in chronologischer wie in künstlerischer Beziehung, und sie füllten gerade eine Lücke aus, welche bisher alle Alterthumsforscher zur Verzweiflung gebracht hatte. Man mußte also irgend eine Andeutung, bestimmte Zeichen zu entdecken, und durch eine Reihe von Beobachtungen zu ermitteln suchen, welches der wahrscheinliche Name dieser Gebäude sey, von denen man jetzt einen kleinen Theil entdeckt hatte.

Um diesen Zweck desto sicherer zu erreichen, mußten die Nachgrabungen weiter verfolgt werden, aber Hr. Botta allein konnte eine so große Operation nicht fortsetzen, denn er konnte nicht voraussehen, wohin sie ihn führen und ob er nicht den ganzen Umfang des Hügels aufzugraben haben würde. Das war eine lange, mühselige und sehr kostspielige Arbeit, und dann handelte es sich nicht mehr bloß darum, eine Reihe von Basreliefs aufzugraben, man mußte auch, wenn die Wissenschaft einen Vortheil daraus ziehen sollte, sie mit ihrem Charakter und ihrem Styl abzeichnen, und da man einmal nach 25 Jahrhunderten so glücklich gewesen war solche wieder zu entdecken, sie nun auch für immer unvergänglich machen. So sehr auch Hr. Botta durch hohe Einsichten und Fähigkeiten in den Stand gesetzt war, sich mit sehr verschiedenerlei Gegenständen zu beschäftigen, so besaß er doch nicht alle Kenntnisse, welche diese große Arbeit erforderte, und überdieß hätten ihn auch seine Arbeiten als Consul daran verhindert. Er faßte also den besten Entschluß, den ihm der uneigennützige Wunsch, den Vortheil einer so wichtigen Entdeckung seinem Vaterlande zuzuwenden, einflößen konnte, und zeichnete das was er bisher zu Tage gefördert hatte, mit der nöthigen Genauigkeit ab, um einen vollständigen Begriff von dem Charakter und dem Styl dieser Sculpturen zu geben; auch copirte er einige Linien der räthselhaften Hieroglyphen, und schickte alles nach Paris an die Akademie der Inschriften, mit der Bitte seiner Entdeckung einige Aufmerksamkeit zu schenken, und wenn man sie für wichtig genug halte, den betreffenden Ministern vorzulegen, damit diese die Mittel zur Fortsetzung der Nachforschungen bewilligten.

Die Akademie nahm das lebhafteste Interesse an diesen Entdeckungen, und empfahl sie den Ministern des Innern und des öffentlichen Unterrichts so dringend, daß diese beschlossen, reichlich zu dem Werke beizusteuern und einen Mann vom Fach für die graphischen Arbeiten hinzusenden. Die Reisen, die ich früher im Orient, namentlich in Persien gemacht hatte, wo ich beauftragt gewesen war die Sculpturen der Achämeniden und der Sasanidenperiode zu studiren, lenkten die Aufmerksamkeit abermals auf mich, und mir ward der Auftrag, mich nach Mossul zu begeben und die Arbeiten unter Botta's Leitung fortzusetzen. Nicht ohne Schwierigkeit ließ sich die abergläubische und habsüchtige Pforte, welche in den Ruinen bedeutende Schätze witterte, bewegen, die nöthigen Fermans auszustellen; endlich aber setzte doch der französische Botschafter, Baron Burqueney, die Sache durch und die Arbeiten konnten wieder aufgenommen und fortgesetzt werden, ohne daß der Pascha oder die Einwohner je den mindesten Widerstand entgegen setzten.

Wir haben oben bemerkt, daß der Ort, wo Botta seine interessanten Entdeckungen machte und seine Nachgrabungen begann, ein Dorf Namens Khorsabad war, etwa 4 Stunden von Mossul auf dem linken Ufer der Tigris gelegen, aber ziemlich weit vom Fluß entfernt auf einem künstlichen Hügel, der sich 15 — 16 Metres über die unermeßliche Ebene erhob, welche im Norden und Osten durch die Berge von Kurdistan, im Süden und Westen durch den glühenden Sand der Wüste begränzt ist. Das Dorf bestand aus 50 oder 60 Häusern mit etwa 150 Einwohnern, deren Entfernung unerläßlich wurde.

Sie auszukaufen war um so leichter, als die Einwohner schon lange gewünscht hatten sich in der Ebene niederzulassen, um dadurch ihren Frauen das ermüdende Heraufschaffen des Wassers zu erleichtern. Der Boden gehört der Hauptmoschee von Arbil, dem alten Arbela, welches zwei Tagreisen von Mossul entfernt ist. Der Vorsteher der Moschee willigte gegen die Erlegung von einigen hundert Piastern mit Vergnügen ein, den Boden, der ihnen nachher doch blieb, durchwühlen zu lassen, der Cadi setzte gegen einige Piaster die Urkunde auf, und nun, Meister des Bodens, konnten wir, der Consul und ich, die Erforschung der assyrischen Alterthümer bis in ihre verborgensten Tiefen fortsetzen. Der Pascha Mohammed machte uns zwar noch allerlei Schwierigkeiten, indem er hartnäckig die elende Erdhütte, in der ich meine Wohnung aufschlug, für ein Kaleh (Schloß) erklärte, in welchem die ausgegrabenen Schätze verwahrt werden sollten; glücklicherweise aber starb er während der Verhandlungen darüber, und wir konnten uns somit ungehindert an die Arbeit machen.

Meine erste Sorge war, die Gestaltung des Hügels genau zu untersuchen, ihn zu messen, um einen Begriff von der Ausdehnung der darunter versteckten Gebäude zu haben und mich von ihrem ursprünglichem Umfang zu versichern. Ich fand, daß die Höhe, welche deutliche Spuren von Bauten in ihrem Innern barg, noch ein ziemlich regelmäßiges Parallelogramm bildete, von 300 Metern Länge und etwa 150 Metres Breite, was eine Oberfläche von 45,000 □ Metres gab. Freilich war es ungewiß, ob diese ungeheure Fläche allenthalben Ruinen und zwar interessante Ruinen berge. Gleich beim ersten Anblick schien mir dieß nicht der Fall zu seyn: die Oberfläche war sehr unregelmäßig, und namentlich auf der Seite, wo Hr. Botta angegriffen hatte, waren sehr merkliche konische Erhebungen, welche auf noch stehende Gebäude deuteten, während an andern Orten der Boden sehr nieder und gesenkt war, sich der Höhe der Ebene näherte, und somit wenig Aussicht gab, stehende oder auch nur umgestürzte Mauern zu finden.

Ich habe schon früher bemerkt, wie Botta eine der Ecken des Gebäudes entdeckt hatte. Seine ersten Nachgrabungen waren genau an demjenigen Ende des Hügels begonnen worden, der die günstigste Aussicht bot, nämlich im höchsten Theile. Aus dem, was Botta an das Institut geschrieben hatte, ging hervor, daß er vier Säle und einen bedeutenden Theil der äußern Façade bloßgelegt hatte, und ich nahm die Arbeit gerade da auf, wo er sie gelassen hatte; die Gelder, welche wir von der Regierung zur Verfügung erhalten, und wovon schon ein Theil für die Entschädigungen ausgegeben werden mußte, machten Sparsamkeit nothwendig, und wir setzten deßhalb vorerst die Arbeit mit wenigen Händen fort, aber die Ader, welche Botta angeschlagen hatte, erwies sich bald so reich, daß wir schnell die Gewißheit erlangten, eine große Anzahl anderer Säle und eine ungeheure Menge Sculpturen zu finden. Somit waren wir genöthigt mehr Arbeiter anzustellen, ihre Zahl stieg bald auf 200, und ein besonderer Umstand kam uns dabei zu Hülfe. Kurz zuvor waren die Nestorianer im Gebirg, die sogenannten Tiaris, von den umwohnenden Kurden und Türken angegriffen und theils niedergemetzelt, theils gefangen genommen und nach Mossul gebracht worden; die französische Regierung hatte sich ihrer angenommen und ihnen eine kleine Unterstützung ausgesetzt, welche sie jedoch kaum vor dem Hunger schützte; wir wählten aus diesen fleißigen kräftigen Menschen eine Anzahl tüchtiger Arbeiter aus, deren wir auch sehr nöthig hatten, denn die Tiefe der Grube und die Festigkeit des Bodens machten eine anstrengende Arbeit von sechs Monaten nothwendig, bei welcher, da sie im Sommer geschah und der mörderische Wind der Wüste uns befiel, viele erkrankten und mehrere starben.

Nach sechs Monaten angestrengter Arbeit waren die Ueberreste eines ungeheuren Palastes, 15 aneinanderstoßende Säle, die zusammen eine Oberfläche von 22,000 Quadratmetres einnahmen, bloßgelegt. Indeß ist dieß nur ein Theil eines unermeßlichen alten Palastes, denn die entfernten Trümmer, die ich auffand, sind eben so viele Andeutungen, aus denen man sich einen ungefähren Begriff von der Größe des ganzen Baues machen kann; aber es ist unmöglich aus dem, was noch übrig ist, einen vollständigen Plan dieses Gebäudes zu entwerfen oder auch nur den Umkreis desselben zu zeichnen, denn angenommen, der jetzige Hügel sey, was sehr wahrscheinlich ist, die Grundmauer eines Palastes gewesen, der die ganze Oberfläche deckte, so würde noch mehr als die Hälfte fehlen. Nur die Länge des Gebäudes läßt sich mit Sicherheit bestimmen: ich fand wirklich ein einzelnes zerstörtes Thor, 150 Metres von der Stelle, wo die letzten aufgegrabenen Gebäude standen, das Ganze war also 300 Metres lang und 150 breit. Was ist aus dem Fehlenden geworden? Das läßt sich unmöglich sagen, aber nach allen Beobachtungen, die ich machen konnte, glaube ich den Beweis erlangt zu haben, daß eine große Menge Steine fortgeschafft, daß andere, an welchen die Sculpturen bereits ausgelöscht waren, gleichfalls fortgeschafft werden sollten, und daß die Materialien eines großen Theils dieser Denkmäler zur Errichtung späterer Gebäude an einem andern Orte dienten. Was die vorhandenen Façaden und Säle betrifft, so sind sie nicht gleich gut erhalten, und bieten sehr bedauernswerthe Lücken dar. Ich habe die Nachgrabungen von dem Punkte an, wo Botta sie gelassen hatte, fortgesetzt, und indem ich die Einschnitte nach dem Mittelpunkte des Hügels hin verfolgte, fand ich neun erhaltene Säle, deren vier Mauern noch aufrecht standen, von sechs andern war ein Theil gefallen, und je mehr ich mich dem Mittelpunkt näherte, desto mehr waren die Façaden unterbrochen und hatten Lücken zwischen sich, wo gewiß einst andere Säle sich befanden; da aber alle Materialien fortgeschafft waren, so ist es durchaus unmöglich den Plan anders als nach Analogie des noch Erhaltenen zu entwerfen.

Obgleich man in den noch stehenden Sälen und Façaden einige Unregelmäßigkeiten nachweisen kann, so muß man nach einer aufmerksamen Untersuchung doch anerkennen, daß der Bau symmetrisch angelegt war, indem die Mauern sich in rechten Winkeln schnitten und gleiche Länge hatten; eben so waren die Thore angebracht und die Sculpturen wiederholten

sich öfters in verkehrter und symmetrischer Ordnung. Die meisten Säle, unter denen einige 30 bis 35 Metres Länge haben, stehen durch mehrere Thüren mit einander in Verbindung; es gibt aber auch Säle, zu denen man nur gelangt, wenn man mehrere andere durchwandert hat, und die keinen andern Ausgang haben; sie sind von geringer Größe und waren vermuthlich zu Privatwohnungen aufbehalten, obwohl durchaus nichts besonderes mit Gewißheit andeutet, was wohl ihre Bestimmung seyn mochte.

(Schluß folgt.)

Bilder aus dem innern Columbien.

Popayan und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Dieses Kloster war vor dem Ausbruche des Bürgerkriegs sehr reich an Ländereien, Bergwerken und Capitalien gewesen. Ein spanischer Gouverneur schaffte aus diesem Kloster 20,000 Dollars nach Quito, von welchen es nie das geringste zurückbekam. Alle Freitage geißeln sich die Karmelitrinnen, und durch die schlechte Kost, von der sie leben, und ihr häufiges Fasten wird die Gesundheit der meisten geschwächt, wiewohl doch einige von ihnen ein hohes Alter erreicht haben. Sie sind schwarz gekleidet und wegen des beständigen Geläutes im Kloster sollte man meinen, daß sie Tag und Nacht beteten. Als ich Hrn. Mosquera erzählte, daß ich in dem Klostergarten gewesen sey, wunderte er sich sehr und erkannte darin einen großen Beweis von des Bischofs wohlwollenden Gesinnungen gegen mich, da er sich nicht besinnen könnte, daß außer diesem und dem Arzt irgend einem Mann der Zutritt in das Kloster verstattet worden sey.

Wir besuchten am folgenden Morgen den Dr. Wallace, welchen wir damit beschäftigt fanden, ein Pferd zu betrachten, das ein Indianer von seinem Maierhofe, wo es auf die Weide getrieben worden war, gebracht hatte. Als einen Beweis der Treue dieses Indianers erzählte der Doctor folgende Geschichte. Als die Spanier Popayan besetzt hatten, erfuhren sie, daß Dr. Wallace ihm ein gutes Pferd ins Futter gegeben habe. Dieses wünschten sie für ihre Cavallerie zu haben und schickten einen Unterofficier und einige Soldaten mit dem Auftrag ab, es zu holen. Nachdem diese die ganze Maierei durchsucht hatten, ohne ein Pferd zu finden, gingen sie zu dem Indianer und beschuldigten ihn, er habe das Pferd versteckt. Da er dieß läugnete, banden sie ihn an einen Baum und gaben ihm hundert Stockhiebe, um ihn zum Geständnisse zu zwingen, aber er beharrte bei seiner ersten Aussage und sie mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Der treue Indianer, der wohl vermuthet hatte, die Spanier würden wegen des Pferdes Nachsuchung bei ihm thun, hatte es den Tag über in einer Höhle im Walde verborgen gehalten und es nur des Nachts auf die Weide getrieben. So war es ihm glücklich gelungen, die Spanier zu täuschen und dem Doctor sein Pferd zu erhalten, das er ihm, nachdem jene Popayan geräumt hatten, unversehrt wieder zustellte. Nach dieser Erzählung konnten wir uns nicht enthalten, unsere Börsen zu ziehen und dem wackern Indianer eine kleine Belohnung in die Hand zu drücken. Der Indianer war ein kräftiger Mann, aus dessen Gesicht Geradheit und Ehrlichkeit hervorleuchteten; er hatte eine Frau und zwei Kinder und seine Maierei verschaffte ihm ein gutes Einkommen.

Die Indianer sind sehr treu im Dienste, sobald sie sich einmal an eine Familie gewöhnt haben. Dr. Wallace hatte ein indianisches Mädchen, das ihm 17 Jahre gedient und große Liebe zu seinen Kindern hatte. Sie war etwas corpulent geworden, hatte aber sonst völlig die indianische Physiognomie und Gesichtsfarbe. Ich ließ sie von einem aus Popayan selbst gebürtigen Künstler in ihrem indianischen Festanzuge abmalen. Das Bild gerieth gut und glich dem Mädchen vollkommen. Wir mußten dabei das Talent des Künstlers um so mehr bewundern, da er das Malen ohne Unterricht, ganz durch eigene Uebung, erlernt hatte.

Ich wünschte sehr einen jungen Indianer zu bekommen, um ihn als Bedienten mit nach England zu nehmen, und sowohl Obrist Mosquera als der Pfarrer von Purace bemühten sich sehr, mir zu diesem Zweck behülflich zu seyn. Es gelang ihnen auch einen vater- und mutterlosen Knaben von sieben Jahren, der bei seinem Großvater wohnte, ausfindig zu machen, und Obrist Mosquera brachte ihn nach dem Dorfe Coconuco, um ihn von da zu mir nach Popayan zu schicken. Aber noch ehe dieß geschehen konnte, entlief der Knabe in das Gebirge und ließ sich nicht wiedersehen. Die Indianer sind an das freie Umherschweifen in ihren Wäldern zu sehr gewöhnt, als daß sie sich leicht mit dem gebundenen Leben in der Stadt befreunden könnten.

Popayan liegt dicht an den Cordilleren, von welchen aus eine schöne Ebene sich eröffnet. Zwei kleine Flüsse, der Molino und der Egido, bespülen das Stadtgebiet und ergießen sich dann in den schönen Caucafluß. Das Klima in Popayan ist vortrefflich, und nie weder durch zu große Hitze noch Kälte belästigend. Die periodischen Regen fallen in den Monaten April, Mai, October und November; aber auch zu dieser Zeit sind die Morgen schön; der Regen kommt selten vor zwei oder drei Uhr des Nachmittags und hält dann die Nacht hindurch an. An keinem Orte der Welt kann das Toben der Gewitter schrecklicher seyn als in Popayan zur Regenzeit. Der Schall des Donners bricht sich an den benachbarten Anden und sein Echo hallt furchtbar von Berg zu Berg. Die Blitze, die sich dabei unaufhörlich durchkreuzen, sind hier äußerst gefährlich, und selten vergeht ein Jahr, in welchem sie nicht einige Einwohner erschlagen. Dieses Schicksal hatte auch eine Aebtissin des Karmeliterklosters; Dr. Wallace, der damals zu Hülfe gerufen wurde, fand sie schon todt. Der Doctor sagte mir, die Menge von Metalltheilen in den Gebirgen trage viel dazu bei, die elektrische Materie herbeizuziehen.

Die Paramos von Purano und Coltana, die nicht weit von Popayan liegen, gewähren dem Auge einen erhabenen Anblick; des Morgens sieht man auch die Gebirge von Chiequio, die sich weit nach Westen hin erstrecken. Ungefähr eine Stunde nördlich von der Stadt geht über den Cauca eine schöne Brücke, die ein reicher Spanier, der in Popayan sein Glück als Apotheker gemacht hatte, ganz auf eigene Kosten erbauen ließ. Dafür bedang er sich von der Regierung die Erlaubniß aus ein Brückengeld zu erheben.

Das Thal Cauca liefert der Stadt Popayan Zucker, Reis, Chocolade, und die Indianer aus den benachbarten Gebirgen bringen Blumen, Pataten, Mais, Pisang, Küchengewächse auf den Markt. Auch mit den südlichen Provinzen, besonders mit Quito, steht Popayan in commercieller Verbindung. Von Pasto kommt viel Vieh, und während des Bürgerkriegs waren aus dieser Provinz zur Strafe für ihre hartnäckige Widersetzlichkeit gegen die columbische Regierung über 10,000 Stück Rindvieh in das Thal Cauca getrieben worden.

(Schluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 180.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Junius 1845.

Die Staaten von Centralamerika.

In diesen Ländern, aus welchen so wenig klare Nachrichten zu uns dringen, sind in neuerer Zeit wieder Unruhen vorgefallen, die, so unvollständig bis jetzt noch die Mittheilungen sind, doch eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, nicht wegen einer etwaigen politischen Wichtigkeit, sondern in ethnographischer Beziehung, denn es sind augenscheinlich die stark widerstrebenden Elemente der Bevölkerung, welche sich dort bekämpfen. Wir müssen in dieser Beziehung auf eine frühere Mittheilung vom Jahre 1841 (die Indianer in Centralamerika Nr. 165 f., 171 ff.) uns beziehen. Dort sind die Bevölkerungsverhältnisse des Landes, so weit sie irgend bekannt sind, geschildert, und ebenso die Umstände, durch welche Carrera, ein Ladino, d. h. ein Mischling von Weißen und Indianern, zum Oberhaupt des Staats sich emporschwang. Er ist ein roher, unwissender, aber kraftvoller Mensch, der sich nur durch seine Verbindung mit der aristokratisch-kirchlichen Partei behaupten konnte. Diesen letzten Ausdruck muß man aber nicht so verstehen, als ob diese gerade ihn gehalten und gehoben hätte, sondern er war an der Spitze seiner Indier, die ihn jubelnd el rey de los Indios nannten, Herr in dem Staate Guatimala, war jedoch in seiner Rohheit nicht im Stande die Regierung zu führen, was deßhalb die Priesterpartei an seiner Statt, aber nur in seinem Namen that. Bemerkenswerth ist es, daß er sich seit dem Jahre 1838 gehalten hat; Morazan, der ehemalige von den liberalen Creolen gewählte Präsident, wurde bekanntlich als er ins Land zurückkehrte, um seiner Partei wieder das Uebergewicht zu verschaffen, geschlagen und erschossen. Seitdem herrschte Carrera ohne Widerspruch, endlich aber hat sich eine neue Partei gegen ihn aufgemacht. Aus welchen Elementen diese besteht, wissen wir nicht, doch läßt sich ohne Mühe errathen, daß es die Creolenpartei ist. Wahrscheinlich hat diese in der Seeprovinz San Salvador das Uebergewicht, und ist, wie einst Morazan, von dieser aus ins Innere nach der Provinz Guatimala angedrungen. Wenn wir einer Nachricht im Univers (vom 12 Junius) trauen dürfen, so fanden verschiedene Gefechte statt, aber Carrera blieb Sieger.

Dieß Ergebniß scheint unzweifelhaft und ist jedenfalls das Bedeutsamste von der ganzen Nachricht. Jetzt hören wir auch, daß ein gewisser Montespan in Nicaragua eingedrungen sey, und dort furchtbar gehaust habe; wahrscheinlich war dieser Angriff gegen die Ladinos und Indianer daselbst gerichtet, welche seit Carrera's Herrschaft das Uebergewicht im Lande haben, *) und man will, wenn es gelänge, hier die Gewalt an sich reißen, allmählich die andern Staaten wieder unterwerfen und endlich auf den Sitz der neuen indianischen Macht, auf Guatimala losgehen, welches 450,000 Indianer zählt, die seit Carrera's Erhebung ihre alte Unterwürfigkeit abgelegt haben, und in Verbindung mit den 150,000 Ladinos die 100,000 Weiße leicht darniederhalten, denn für einige dieser sehr zum Heldenthum neigenden Indianer ist nicht einmal die Kirche ein Zaum, so daß sie höchstens leitend, aber nicht herrschend auftreten kann. So viel ungefähr läßt sich aus den abgerissenen Nachrichten entnehmen: sie beweisen die fortwährende Macht der Indianer in Guatimala, von denen man zu der Zeit, wo Stephens im Lande war, eine allgemeine Niedermetzlung aller Weißen fürchtete. Diese scheint nicht eingetreten zu seyn, da ein solches Ereigniß jedenfalls nach Europa gedrungen wäre, allein sie scheinen sich die Sicherheit nur dadurch zu erkaufen, daß sie sich möglichst still verhalten. Zuverlässige Nachrichten über die dortigen Bewegungen werden wir wahrscheinlich erst durch die Jesuiten erhalten, welche, wie früher erwähnt, (s. Jahrg. 1844. Nr. 296) allmählich ihre Missionsarbeiten im spanischen Amerika wieder aufnehmen wollen.

Archäologische Reise nach Ninive.

1. Assyrische Architektur.

(Schluß.)

Was war nun dieß für ein Gebäude? Das ist die erste Frage, die man sich macht. Nach der Zahl der Säle zu schließen war es höchst wahrscheinlich ein Palast, die Wohnung

*) Die Provinz Nicaragua hat nach Galindo 120,000 Indianer, 110,000 Weiße und 120,000 Ladinos oder Mischlinge.

eines der Beherrscher von Ninive. Ein Tempel oder eine Nekropole kann es nicht gewesen seyn, denn um letztere Annahme wahrscheinlich zu machen, und die Aehnlichkeit dieses Denkmals mit den Styl von Aegypten und Indien nachzuweisen, müßte man in den unermeßlichen auf einander folgenden Sälen eine Reihe von Basreliefs sehen, welche verschiedene Könige mit Costümen und Attributen aus verschiedenen Epochen darstellen. Die Idee eines Tempels wird schon durch die Zahl der Säle und ihre Eintheilung durchaus unwahrscheinlich gemacht, muß aber ganz aufgegeben werden, wenn man auf einer Seite der Plattform, auf der die Gebäude sich erheben, die Spur eines kleinen von der übrigen Masse getrennten Bauwerkes bemerkt, das auf eine andere Art mit besondern Steinen von einer schwarzen sehr harten Basaltart aufgeführt ist, und auf welchem ausschließlich mystische und symbolische Personen, wie Götter und deren Diener abgebildet sind. Ich glaube hier die Stelle eines Altars erkannt zu haben, und man sieht auch wirklich am Fuße des Hügels deren zwei, welche nach der Richtung zu schließen, welche sie beim Hinabrollen von der Terrasse genommen haben, von dieser Stelle weggerissen worden zu seyn scheinen.

Der ganze in dieser Weise vertheilte Bau ruhte auf einer Plattform, die allen Beobachtungen zufolge aus rohen Backsteinen erbaut war, und durch eine aus wohl behauenen und zusammengefügten, sämmtlich gleich großen Steinen aufgeführte Mauer gestützt war. Auf dieser Terrasse, welche 12 bis 13 Metres hoch die Ebene überragt, erhoben sich die Mauern des Palastes. Die angenommene Bauart ist äußerst einfach. Aehnlich der in Babylon, von welcher die Geschichte uns die Beschreibung aufbewahrt hat, besteht sie aus plumpen 3—6 Metres dicken Mauern von rohen, das heißt bloß an der Sonne getrockneten und gehärteten Backsteinen, die flach auf einander gelegt und durch ein wenig Koth verbunden waren. Dieser anscheinend so wenig feste Kitt ist genügend, und dieß erklärt sich daraus, weil der rohe Backstein leicht sich mit dem Kothe verbindet. Obgleich Pech häufig angewandt wurde, wie dieß die zahlreichen Schichten beweisen die man auffindet, so scheinen doch diejenigen, welche den Bau des Palastes leiteten, dessen Anwendung in diesen Massen nicht für nöthig gehalten zu haben, oder der Vorrath davon scheint trotz dem, was Diodor über die Unerschöpflichkeit dieser Quelle sagt, nicht hingereicht zu haben, um bei allen diesen rohen Backsteinen verwendet zu werden. Diese mehrere Metres dicken Mauern wurden nun mit Platten von einem gypsartigen, harten und graulichen Marmor verkleidet, der im Lande selbst sich findet, und dessen ungeheure Bänke im Feld offen zu Tage anstehen. Diese Platten haben 4 Metres Höhe, gewöhnlich $2^1/_2$ Metres Breite und 0,20 Metres (etwa 6 Zoll) Dicke; sie sind ein Metre tief in den Boden eingegraben und hier stark mit Asphalt befestigt. Eine der auffallenden Eigenthümlichkeiten der Bauart besteht darin, daß alle Mauerecken der Säle, ohne irgend eine Ausnahme, aus einem einzigen, nach dem Winkelmaaß behauenen Block bestehen, wodurch die Solidität und die Regelmäßigkeit der Ecken so wie die unwandelbare parallele Richtung der Mauern gesichert wird. Die Verkleidung im Innern der Säle ist durchaus drei Metres hoch. Auf einer fortlaufenden horizontalen Linie, die sich deutlich durch eine kleine Schichte von einem röthlichen Stoff bezeichnet ist, konnte man erkennen, daß die Mauer von Backsteinen noch um eine Metre darüber hinausreichte, aber um 0,20 Metre, die Dicke der Marmorplatten, zurückstand. Ueber diesen Platten lief wahrscheinlich ein Fries von gebrannten, mit Schmelz bedeckten Backsteinen herum, auf dem man noch verschiedene Zierrathen, unter anderem eine Einsatzrose oder entfaltete Lotosblume deutlich unterscheiden kann. Was diese Vermuthung zu bestätigen scheint, ist die Menge von Bruchstücken emaillirter Backsteine, die man an dem Boden findet, und die nirgends anders wohin passen, als oberhalb der Marmorplatten, da sonst hier die rohe Backsteinmauer heraussehen würde.

Bis jetzt hat man nur die dicken Mauern der Säle, die gleichförmig in einer Höhe von 4 Metres endigen; nun läßt es sich aber durchaus nicht annehmen, daß diese ungeheuren Säle, die bis zu 35 Metres Länge hatten, nicht höher sollten gewesen seyn. Betrachtet man auf der andern Seite die ungeheure Dicke der Mauern, an denen man nicht die mindeste Spur von Fenstern sieht, so muß man annehmen, daß das Licht von oben herein fiel, und diese Annahme ist um so unerläßlicher, da Fenster nur diejenigen Säle hätten erhellen können, welche sich gegen die Façaden öffneten, aber nicht die zwischen den andern eingeschlossenen Säle. Dieß ist die schwierigste Frage, die man hinsichtlich des Baues dieser Prachtgebäude zu lösen hat. Man kann sich die Bedachung dieser Säle nur in dreierlei Art denken, entweder mit flacher Decke, oder mit Sparrwerk, (en chevron) oder im Bogen. Welcher Art nun auch die Bedachung gewesen seyn mag, so muß ich voraus bemerken, daß sie nicht von Stein gewesen seyn kann, weil man nirgends die mindeste Spur davon findet. Ich komme [illegible] an die Besprechung der drei möglichen Bedachungsarten.

Wenn die Bedachung flach war, so mußte sie entweder aus langen Balken bestehen, die sich auf die beiden parallelen Mauern stützten, oder sie bestand aus mehreren kurzen Stücken, die auf Pfeilern von Holz oder Stein ruhten. Das erste ist nicht wohl anzunehmen, denn da die Säle bis zu 9 Metres breit waren, so hätte man volle zehn Metres lange Balken anwenden müssen; und es ist sehr zweifelhaft, ob sie die nöthige Stärke gehabt hätten, das Gewicht der darüberliegenden, eine Terrasse bildenden Materialien zu tragen; auch sind die Bäume des Landes nicht der Art, daß man leicht 10 Metres lange, hinreichend starke Balken daraus fertigen könnte. Man hätte zwar aus dem südlichen Mesopotamien Palmstämme herschaffen können, aber diese taugen nur wenn man sie aufrecht stellt, horizontal gelegt brechen sie leicht. Was die zweite Annahme betrifft, welche hölzerne oder steinerne Pfeiler voraussetzt, so habe ich den geräumigsten der Säle völlig aufräumen lassen und gefunden, daß solche Pfeiler nie vorhanden waren, denn nicht nur fanden sich keine Steintrümmer, sondern auch keine Kohlen, die doch, wenn das Feuer die Holz zerstört hätte, sicherlich sich hätten finden müssen, wie sich un

auch in der Nähe der Thore wirklich halbverbrannte Balken fanden. — Dadurch fällt auch die Annahme eines Daches mit Sparrwerk von selbst. Es bleibt also nur die Bogenform übrig, eine Annahme die freilich schwer zu beweisen, aber meiner Ansicht nach die wahrscheinlichste ist.

Man kann unmöglich annehmen, daß die Säle oben offen geblieben seyen, oder nur mit Zeltdecken bedeckt gewesen waren, wie man dieß bei Persepolis vermuthet hat. Unter einem Himmel, wie das südliche Persien, wo selten Regen fällt, konnte man nöthigenfalls ein solides Dach entbehren, obgleich die Sache keineswegs bewiesen ist; der gleiche Fall ist aber nicht bei Ninive anzunehmen, da diese Stadt nur einige Stunden von den armenischen Gebirgen entfernt ist, wo Regen und Schnee in Masse fallen und den Winter sehr feucht machen. Schon Quatremère de Quincy bemerkt, daß die Aegyptier, obwohl sich in ihren erhaltenen Denkmälern kein eigentliches Gewölbe findet, doch wohl die Kunst, Bogen zu sprengen, verstanden hätten; die Griechen kannten sie, wie sich aus der Schatzkammer des Minias zu Orchomenos und dem Grab des Atreus zu Mycene ergiebt, in sehr alter Zeit, und es ist also kein Grund vorhanden, diese Kunst den Assyrern geradezu abzusprechen. Allerdings kann man keinen geschichtlichen Beweis führen, obwohl Diodor und Herodot von den hängenden Gärten der Semiramis sprechen, ein Name, den man ihnen bloß gab, weil sie auf ungeheuren Pfeilern ruhten, die oben durch gewölbte Arcaden verbunden waren; wenn man aber den Mangel an Holz und Stein erwägt, und die Nothwendigkeiten, dieselben durch Kunst zu ersetzen, was den Menschen zu allen Zeiten erfindsam gemacht hat, so wird man wohl sich denken können, daß die Babylonier im Herzen von Mesopotamien, an den Ufern des Euphrat, in einem von Steinen und Bauholz ganz entblößten Lande wohl sich ein Mittel ausdenken konnten, um ihre Backsteinbauart auch auf der Bedachung ihrer großen Bauten anzuwenden; wenn aber die Babylonier Gewölbe anwandten, so ist unzweifelhaft, daß auch die Niniviten sich derselben bedienten. Der bedeutendste Einwurf, den man machen könnte, daß diese Völker wahrscheinlich die zu Gewölben nöthige Behauung der Steine, welche allerdings bedeutende architektonische Kenntnisse voraussetzte, nicht gekannt hätten, fällt von selbst, da ich schon bemerkte, daß ich keine Steine fand, die zu irgend einer Decke hätten dienen können. Ich glaube vielmehr daß, wenn die Niniviten Gewölbe bauten, so bauten sie solche aus Backsteinen, und wenn die nöthige Festigkeit mit solchem Material schwer zu erreichen ist, so erfordert solche Bauart auch weniger architektonische Kenntnisse.

Auf der anderen Seite, wenn man die Schilderungen gewisser Bauten in Indien betrachtet, so erkennt man das Daseyn von Wölbungen und selbst von Kuppeln in einer Zeit, welche über die Erbauung von Ninive hinaufzureichen scheint, z. B. in den Grotten von Kennery auf der Insel Salsette. Zu Theben im Tempel des Ammon Rha, den man ins Jahr 1736 v. Chr. versetzt, sieht man noch ein auf Sockeln ruhendes Gewölbe, wie die in Ninive gewesen seyn können, und aufgeklärte Reisende, wie Champollion, vermuthen, daß der Palast von Rhamses gewölbt gewesen sey. Ein Vorurtheil, welches namentlich gegen das Alterthum des Gewölbes kämpft, liegt darin, daß man alle alte Baukunst von Aegypten ableiten will, von den Troglodytenvölkern, die in unterirdischen Räumen wohnten; aber wir wissen ja auch, daß die ältesten Völker Indiens in ungeheuren Höhlen hausten, die sie mit dem Meißel verschönerten, und zum Theil in unterirdische Paläste und Tempel umwandelten, deren sämmtliche Mauern mit emblematischen Figuren bedeckt waren. Der obere Theil dieser Hypogäen war durch Säulen und Pfeiler gestützt, auf denen Stiere oder Löwen standen, während man am Eingang in Hautrelief ausgehauene Elephanten oder Stiere erblickte. Die Aegyptier bauten, nachdem sie aus ihren, mit granitnen Königen und Göttern überladenen Grotten heraus waren, die ungeheuren Paläste von Theben, den Tempel von Denderah und die Propyläen von Karnak. In diesen Palästen und Tempeln waren die aus langen und breiten Steinen bestehenden Decken durch eine große Menge Säulen gestützt, deren Capitäle, eben so wie die Karnieße an den Mauern, die umgebogenen Zweige von Dattelpalmen nachahmten. Vergleicht man die ägyptischen Monumente mit den Palästen von Persepolis oder den Gräbern der Achämeniden, so erkennt man, daß diese eine Nachahmung der unterirdischen Bauten von Indien oder Aegypten sind, man bemerkt eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Mauern und Säulen der Säle von Tschehel-Minar mit den ägyptischen Pylonen und ihren umgebogenen Palmzweigen oder mit den indischen Pfeilern, welche in die bizarren Bilder einer launenhaften Einbildungskraft auslaufen. Man kann daher nicht sagen, daß die alten Denkmäler Persiens eher eine Nachahmung der ägyptischen als der indischen seyen.

Diese Abschweifung schien mir nöthig um zu beweisen, daß die assyrische Kunst, welche drei oder vier Jahrhunderte älter ist, als die persische unter Xerxes und Darius, noch eher von den alleraltesten Denkmalen Indiens und Aegyptens entlehnen konnte. Man kann also nicht geradezu behaupten, daß die Denkmale Westasiens mehr denen Aegyptens als denen Indiens gleichen. Das bei Mossul bloßgelegte Gebäude schien mir eine richtige, wahre, schön ausgeführte Nachahmung der Speos von Ibsambol oder Elephanta; und wenn ich der symbolischen Stiere gedenke, welche die großen Thore von Khorsabad bewachen, und an die Elephanten von Carli oder an den Stier Nandi mahnen, so möchte ich glauben, die assyrische Kunst habe mehr Verwandtschaft mit den Denkmalen Indiens als mit denen Aegyptens. Doch um auf den Bogen zurückzukommen, so ist die große Frage, ob die Assyrier ihn selbst erfanden oder ihn entlehnten. Erwägt man, daß in Indien die Topen gewölbt waren und in Kuppeln endigten, und daß Champollion einen aus rohen Backsteinen aufgeführten Bogen in Theben sah, so muß man zugestehen, daß Bogen schon bekannt waren, ehe die Bauten zu Khorsabad aufgeführt wurden, und daß die Assyrier diese Methode also entlehnen konnten. Das alles aber sind nur Wahrscheinlichkeitsbeweise, wichtiger ist, daß ich durchaus nichts fand, was auf eine flache

Decke aus Stein oder Holz, noch was auf ein Sparrendach deuten konnte, während die Schuttmasse, die ich aus dem größten Saale herausschaffen ließ, eine Menge Backsteintrümmer enthielt, die nur einem Gewölb angehört haben konnten. Hiezu kommt noch ein besonderer Umstand, nämlich eine große Anzahl Backsteine, die in rechten Winkeln ausgerieft waren. Diese ausgerieften Backsteine sollten wahrscheinlich über einander hingelegt werden, um die Strebebögen zu bilden, die sich nachher in der arabischen Baukunst vervollkommneten, und zu den zierlichen Vorsprüngen wurden, wie man sie in den Moscheen von Isfahan und Cairo bemerkt. Man kannte also zu Ninive das Uebereinanderlegen von Backsteinen, von denen immer einer über den andern hervorstand, wie im Tempel des Ammon Rha zu Theben. Von da zum einfachen Bogen ist nur ein Schritt.

Noch eine Bemerkung läßt vermuthen, daß die Paläste von Ninive in Bogenform gedeckt wären, nämlich die ungeheure Masse Schutt, welche das Innere der Säle füllte und die sich fast nur durch das Einbrechen der Gewölbe, zu denen eine ungeheure Menge Backsteine nöthig waren, erklären läßt. Es fanden sich Backsteine von 0,45 Metres Breite, die kaum zu etwas anderm als zum Gewölbe gehört haben können, denn zu den Friesen konnten sie nicht dienen, da die Marmorplatten, auf denen sie auffaßen, nur 0,20 Metres Breite hatten, und sich überdieß auch schmale Backsteine fanden, die ihrer Größe nach vollkommen oberhalb der Verkleidung hinpaßten. Ich schließe mit der Bemerkung, daß ich nicht einsehe, warum ein Volk, das die Backsteine mit so viel Kunst anzuwenden, mit Schmelz und Zeichnungen aller Art zu bedecken, Metalle zu schmelzen, das Eisen zu verarbeiten und Steine mit einer bewundernswerthen Kunst zu behauen verstand, nicht auch sinnreich genug gewesen seyn sollte, um Bogengewölbe mit Backsteinen zu bauen, und warum man diese Ehre den Persern z. B. lassen will, bei denen die Kunst schon im Verfall war, und die von der Zeit an, in welche man ihre Bogenbauten hinaufsetzt uns nur rohe Gebäude hinterlassen haben. Unbekannt kann der Bogen den Niniviten nicht gewesen seyn, denn auf allen Basreliefs von Khorsabad, welche die Erstürmung von Vesten darstellen, ist auch nicht Eine, die nicht gewölbte Thore hätte; wenn aber Thore so gebaut wurden, so ist kein Grund, die Möglichkeit ganzer Bedachungen nach demselben System zu läugnen.

Bilder aus dem innern Columbien.

Popayan und seine Umgebungen.

(Schluß.)

Wie an den Gestaden des Magdalenenstromes ist man auch hier in Popayan geplagt von den Niguas oder Sandflöhen, die sich unter den Nägeln der Zehen eingraben; diese tückischen Insecten sind sehr lästig. Wöchentlich mußte ein junger Halbindianer, Namens Joaquin, der eine große Geschicklichkeit besaß, sie mit Hülfe einer Nadel unter den Nägeln hervorzuziehen, einigemale unsere Füße untersuchen. An einem heftigen Jucken wird man es bald gewahr, daß der Sandfloh die Haut durchfressen hat, und betrachtet man die Stelle genau, so erscheint er als ein kleines weißes Pünktchen unter dem Nagel. Ihn ganz aus seiner Höhle hervorzuziehen ist kein leichtes Geschäft, doch unserem Joaquin, der sich gegenwärtig bei mir in England befindet, mißlang es selten. Er hat dann, von seinen Eiern umgeben, das Ansehen einer kleinen Perle. In die Wunde reibt man Tabaksasche, worauf sie in einigen Tagen wieder zuheilt. Läßt man dieses lästige Insect in der Zehe stecken, so wächst es zu einer beträchtlichen Größe an und verursacht Entzündungen, ja häufig den Brand. Mehrere Soldaten in Morillo's Heere, die das Herausziehen der Niguas vernachlässigten, sollen an solchen Brandwunden gestorben, andere genöthigt gewesen seyn, sich die Füße amputiren zu lassen. Die Niguas sind so klein, daß man sie nicht bemerkt, wenn sie an den Strümpfen sitzen.

Bei dem Dr. Wallace sah ich mehrere Stücke ausgehöhltes Rohr voll Federharz, das noch flüssig war und wie Rahm aussah, obwohl die Farbe etwas dunkler war. Die Indianer bringen diesen Saft, der aus einem Baum gezapft wird, welcher in den benachbarten Wäldern wächst, häufig nach Popayan. Die Ruanas und andere Kleidungsstücke werden mit dieser Substanz bestrichen und gewähren dann sichern Schutz gegen allen Regen.

Auf einem Spaziergange in der Nähe von Popayan hätte ich fast auf eine dunkelfarbige, lange, dünne Schlange getreten, die in einem schmalen Fußpfade lag und schlief. Ich bemerkte sie nicht eher als in dem Augenblick, wo ich im Begriff war sie mit dem Fuß zu berühren, den ich sogleich erschrocken zurückzog und wegeilte. Da ich keine Waffen bei mir hatte, hielt ich es für das rathsamste, sie nicht in ihrer Ruhe zu stören, sondern vermied sie mit einem Umwege und freute mich der Gefahr so glücklich entgangen zu seyn. *Wer in Südamerika* durch Wälder, Ebenen und Savannen geht, sollte immer auf seiner Hut seyn und genau auf den Weg sehen.

Freund Cade war mit einigen Bekannten aus Popayan auf die Jagd gegangen. Sie waren so glücklich drei Stück Wild zu *erlegen* und ein Duzend Rebhühner zu schießen. In einer Malerei *hielten* sie dann eine fröhliche Mahlzeit. Ein Neger that auf dieser *Jagd* einen meisterhaften Schuß. Er schoß vom Pferde herab einem Rehbock, der in vollem Laufe an ihm vorüber jagte, die Kugel gerade durch den Kopf; das Thier sprang hoch in die Luft und fiel auf der Stelle todt nieder.

Es kommen beständig sehr viele Indianer mit ihren Familien nach Popayan, wo sie den großen Gutsbesitzern ihre Dienste anbieten. Diese schicken sie als Taglöhner auf ihre Landgüter, wo sie gegen mäßigen Lohn einige Monate lang auf den Feldern arbeiten. Wenn sie sich etwas verdient haben, kehren sie zu ihren Hütten im Gebirge zurück.

Ein Riesenskelett. Im twer'schen Gouvernement wurden in dem eingerissenen sandigen Ufer des Twerez nach den Frühjahrsregen von 1843 Gebeine von ungewöhnlicher Größe entdeckt, die irgend einem vorsündfluthlichen Riesen angehört haben müssen. Leider wurde der Schädel, der nach der Angabe der Bauern, die das Gerippe fanden, völlig einem Menschenschädel glich, ans Ufer geworfen und neuerdings mit Sand bedeckt, so daß man ihn trotz des sorgfältigsten Suchens nicht mehr finden konnte. Der Kreisarzt, Dr. Zensberg — dem Namen nach also ein Deutscher — hat eine Beschreibung von den Knochen entworfen. (Nordische Biene vom 30 Mai.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 181.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Junius 1845.

Die Passatwinde.

United Service Magazine. Junius.)

Wer einmal den Ocean nach Amerika durchschifft hat, erinnert sich mit Vergnügen des Zeitpunktes, wo das Schiff nach der unangenehmen Fahrt durch die Bay von Biscaya und die sogenannten Roß-Breiten endlich in das Gebiet der Passatwinde tritt, wo ein frischer Nordost die Segel schwellt und das Schiff munter dahinfliegt. Dieser günstige Wind ist von großer Wichtigkeit für den Seefahrer, und die Aufmerksamkeit wissenschaftlicher Männer ist jetzt emsig beschäftigt, diesen bis jetzt noch so unvollkommenen Zweig der nautischen Kenntnisse zu größerer Vollkommenheit zu bringen; darum sollten unsere Seemänner auch genauer die Strömungen und Winde, ihre Stärke und Richtung nebst allen begleitenden Umständen aufzeichnen, denn ohne zahlreich gesammelte Thatsachen ist nicht zu hoffen, daß so bald die Grundlagen einer zureichenden Erklärung der Luftströmungen werden gelegt werden.

Die Passatwinde kommen in allen offenen Meeren auf beiden Seiten des Aequators bis 30° nördlich und südlich von demselben vor, obwohl veränderliche Winde bis 28° von der Linie in die östlichen Theile des Oceans hineinwehen. Die Passatwinde des atlantischen Oceans waren wohl den neuen Seemännern bis auf Columbus unbekannt, von jener Zeit an aber wird die Fahrt nach Amerika in der Region der Passatwinde und die Rückfahrt in der Region der veränderlichen Winde etwas ganz Gewöhnliches. Indeß scheint Galilei der erste gewesen zu seyn, der das Phänomen zu erklären suchte, indem er den Satz aufstellte, daß der Umschwung der Erde um ihre Axe, und der Umstand, daß die Atmosphäre an dieser Bewegung zwar Theil nehme, aber derselben nicht mit der gleichen Schnelligkeit wie die dichten Theile folgen könne, eine Bewegung in der Luft erzeugten, welche dem Umschwung der Erde entgegengesetzt sey. Etwa 76 Jahre später trat Dr. Martin Lister mit der curiosen Ansicht auf, daß die täglichen, fortdauernden Ausdünstungen des Seetangs (im Sargassomeer zwischen 18° und 36° N. B.) diesen Luftzug größtentheils erzeugten. Wir erwähnen diese Ansicht bloß um ihrer Curiosität willen, und gehen sogleich auf Capitän Halley über, der im J. 1686 seinen historischen Bericht über Passatwinde und Monsuns in Nr. 183 der Philosophical Transactions herausgab. Seine zwei entschiedensten Sätze gegen Galilei waren, daß gerade in der Nähe des Aequators, wo der tägliche Umschwung der Erde am stärksten ist, kein Passatwind existire, und daß diese unter dem Einfluß der Jahreszeiten stünden, zwei Umstände, die nicht statt finden könnten, wenn diese Winde wirklich die Folge des Umschwungs der Erde wären. Halley's Theorie beruht auf dem wohlbekannten Grundsatz, daß Wind nur eine Luftströmung, d. h. ein Theil der Atmosphäre in mehr oder minder schneller Bewegung, und daß ihre Hauptursache eine partielle Verdünnung der Luft durch Hitze ist. Denn wenn die Luft erhitzt wird, ist sie specifisch leichter und muß aufsteigen; die minder verdünnte oder kältere Luft drängt sich dann an ihre Stelle, um das Gleichgewicht herzustellen, und so bildet sich die Luftströmung, welche Wind heißt. Aus diesen allgemeinen Grundsätzen leitete nun der sinnreiche Romme seine Ansichten über die großen Bewegungen der Atmosphäre ab, Bewegungen, welche theils aus der Anziehungskraft der Sonne, theils aus ihrer Hitze entspringen; die erste erzeugt die Windströmung von Ost nach West in Folge des Umschwungs der Erde um ihre Axe, die zweite die Strömung von Norden her nach dem Aequator, und dieser letztere Wind muß den erstern modificiren.

Die Passatwinde neigen deßhalb in ihrer Richtung und ihren Gränzen gegen die Sonne oder den Ort der größten Verdünnung, d. h. der Südostpassat nähert sich im Sommer, wo die Sonne dem nördlichen Wendekreis nahe kommt, mehr von Süden her dem Aequator, und umgekehrt der Nordostpassat im Winter, wobei ersterer an manchen Stellen sogar den Aequator überschreitet. Im Sommer ist der Passatwind südlich von der Linie mehr Südost, und nördlich von der Linie mehr Ost, während im Winter der Passatwind nördlich der Linie mehr Nordost, und der Passat im Süden mehr Ostwind wird. Im Winter ist der Nordostpassat, im Sommer der Südostpassat stärker, und umgekehrt. Der Nähe des afrikanischen Landes und seiner Temperatur ist es wohl zuzuschreiben,

daß näher an Afrika die Passatwinde mehr süd- und nordöstlich, weiter gegen Westen mehr völlig östlich werden. In der Nähe der Continente wehen sie gar nicht, sondern sind gewöhnlich durch einen Seestrich davon geschieden, in welchen periodische oder veranderliche Winde vorherrschen; auch sind sie überhaupt in dem östlichen Theile des atlantischen Meeres minder stark und beständig, als im westlichen. Die Gegend, wo die Passatwinde vorkommen, zeichnen sich durch eine fast fortdauernde Heiterkeit und schönes Wetter aus. Obgleich der Nordost- und Südostpassat in schräger Richtung gegen einander wehen, so treffen sie doch nicht zusammen, sondern sind durch einen Seestrich getrennt, wo häufig Windstillen herrschen, aber auch veränderliche leichte Winde, meist Westwinde vorkommen. Diese Region der Meeresstillen zeichnet sich aus durch eine dicke, neblige Luft und häufige aber kurze Regengüsse, die von Donner und Blitz begleitet sind.

Jeder, der in der Region der Passatwinde war, muß beobachtet haben, daß die Wolken in den höhern Regionen in einer dem untern Wind entgegengesetzten Richtung ziehen. Halley erklärt dieß in folgender Weise: „wenn die Luft am Aequator und denjenigen Theilen der Tropen, denen die Sonne sich nähert, durch die Hitze verdünnt und durch die kältere Luft gepreßt wird, so steigt sie auf, breitet sich oben aus und bildet eine Strömung und eine Richtung, die der untern Strömung der kältern Luft entgegengesetzt ist, so daß ein Nordostwind unten von einem Südostwind oben und umgekehrt begleitet ist.“ Nach diesem Grundsatz der Statik erhebt sich die erhitzte und verdünnte Luft über den dichten Theil der Atmosphäre, und wenn sie zu einer gewissen Höhe aufgestiegen ist, wird sie durch die kalte Luft verdichtet, kann aber an ihre frühere Stelle nicht mehr zurückkehren, da diese anderswoher durch eine kältere Luft ersetzt ist, und fließt nun gegen die Pole oder vielmehr nach denjenigen Gegenden, von denen die kältere Luft nach den durch die Hitze verdünnten Strichen gekommen ist. Die sich ausbreitende obere Luft nimmt eine den Passatwinden entgegengesetzte Richtung, nämlich gegen Nordwest; so finden sich innerhalb der Gränzen der Passatwinde zwei Strömungen, von denen die untere nördlich vom Aequator südwestlich, südlich vom Aequator nordwestlich geht, die oberen aber in entgegengesetzter Richtung. Es wird eine Art atmosphärischen Kreislaufes unterhalten, welcher für die Erhaltung des thierischen Lebens nothwendig ist. Die Wirklichkeit dieser entgegengesetzten Luftströmung war nur aus der Theorie und dem Zug der Wolken geschlossen worden, aber einen entscheidendern Beweis erhielt man im Jahr 1812 bei dem furchtbaren Ausbruch der Morne Souffriere auf St. Vincent, indem eine bedeutende Menge Asche und andere vulcanische Stoffe auf Barbados niederfiel, welche Insel völlig windwärts liegt. Der Vorfall erregte großes Erstaunen, da der Passatwind in diesen Gegenden so heftig weht, daß Schiffe, die von St. Vincent nach Barbados bestimmt sind, einen großen Umweg machen müssen, um den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen; es ist augenscheinlich, daß die vulcanischen Stoffe durch den Auswurf so hoch geschleudert wurden, daß sie die Gegenströmung erreichten, die von Westen nach Osten geht. So bemerkt auch Capitän Glaß in seiner Geschichte der Canarien, daß während der Passatwinde auf den höchsten Punkten dieser Inseln ein fortdauernder Westwind wehe, und zwar mit bedeutender Stärke; auch Humboldt fand auf dem Pik von Teneriffa einen starken Südwestwind, während alle andern Theile der Insel dem Passatwind ausgesetzt waren.

Bei der größten südlichen Abweichung der Sonne im December und Januar ist die Nordgränze des nordöstlichen Passatwindes ungefähr unter 25° N. B., während er in der entgegengesetzten Jahreszeit vom Junius bis September bis auf 32° N. B. sich ausdehnt. So finden wir also einen Seestrich von sieben Breitegraden, welcher abwechselnd den Passatwinden und den veränderlichen Winden unterliegt, und gerade in der Mitte dieses Striches liegen die Canarien, die sämmtlich sechs Monate des Jahres innerhalb und sechs Monate außerhalb der Passatwinde sich befinden. L. v. Buch hat in seiner Beschreibung dieser Inseln einen Bericht über die Art gegeben, wie der Passatwind mit dem Fortrücken der Sonne in der nördlichen Hemisphäre zugleich gegen Nordosten vorrückt, und umgekehrt, wie er zurückweicht, wenn die Sonne wieder den Aequator nach Süden hin überschritten hat; daher macht er auch die Bemerkung, daß der Südwestwind, welcher stets in den höheren Regionen der Atmosphäre oberhalb der Passatwinde weht, nicht, wie man nach seiner Richtung erwarten sollte, im Süden zuerst auftritt, sondern in Madeira, und von da allmählich nach Teneriffa und den andern Canarien vorrückt. Wie nun dieser Südwestwind von Norden nach Süden vorwärts rückt, so steigt er auch allmählich von den höhern zu den niedrigeren Regionen und auf die Ebenen herab. Auf Teneriffa findet dieß im October statt, wo der Südwestwind auf allen 6000 Fuß hohen Bergen weht: gewöhnlich verfließt eine Woche, manchmal mehrere Wochen, ehe derselbe auf den Meeresspiegel herabsteigt.

Oft ist zwischen den Passatwinden und den entgegengesetzten Winden in hohen Breiten ein Zwischenspiel von Ruhe; dieß ist indeß nicht immer der Fall, denn wenn der Passatwind an seinen Gränzen stark gegen Osten sich biegt, so wechselt er häufig nur allmählich ohne einen Zwischenraum von Stille. Eine Windstille herrscht gewöhnlich auch in einem gewissen Raum zwischen zwei vorherrschenden und in entgegengesetzten Richtungen blasenden Winden, wie z. B. zwischen dem Passatwind und dem Westwind an der afrikanischen Küste. Innerhalb der Gränzen des Passatwindes ist eine völlige Windstille gewöhnlich der Vorläufer eines Sturmes und sollte stets als ein Warnzeichen betrachtet werden, denn es ist bekannt, daß das Zusammenstoßen des Passatwindes und der veränderlichen Winde in den tropischen Gegenden Windstillen und Stürme erzeugt. Aber es ist eine sehr schwierige meteorologische Aufgabe, diese Ursachen und Wirkungen durch ihre zahlreichen Wechsel hindurch zu verfolgen.

Die Gränzen des Passatwindes am Aequator zwischen den Meridianen von 18° und 26° v. Gr. wechseln nach den Schiffs-

büchern von mehr als 400 englischen und französischen Seefahrern selbst in denselben Monaten des nämlichen Jahres sehr bedeutend, und Capitän Horsburgh hat diesen Wechsel in eine sehr interessante Tabelle gebracht, aus der sich jedoch im allgemeinen nur so viel entnehmen läßt, daß der Nordostpassat in den Monaten Januar bis Mai sich bis auf drei, ja auf zwei Grad dem Aequator nähert, in den sieben folgenden Monaten aber viel weiter sich davon entfernt hält, im Monat August selbst bis 15°. Dagegen überschreitet der Südostpassat die Linie mindestens um einen halben Grad, etwa die Monate April, Mai und Junius ausgenommen, wo er bloß die Linie erreicht, öfters aber auch bis 5° N. B., so daß man 2° bis 3° N. B. als seine mittlere Nordgränze ansehen kann, während die mittlere Südgränze des Nordostpassat auf 8° N. B. anzunehmen ist, so daß der Südostpassat weit in das eigentliche Gebiet des Nordostpassats hineingreift. Auch ist zu bemerken, daß der Raum zwischen den Gränzen der beiden Passatwinde vom Junius bis October am größten, von da bis April am schmalsten ist. In diesem Zwischenraum veränderlicher Winde herrschen die Südwinde vor, namentlich wenn die Sonne in ihrer größten nördlichen Abweichung ist. Ostindienfahrer können deßhalb in dieser Jahreszeit die Heimreise schneller als die Hinreise machen, was überhaupt, wenn auch in geringerem Grade, zu allen Zeiten der Fall ist. Aber Windstillen und veränderliche Winde trifft man in diesem Raum zu allen Zeiten des Jahres, doch dauern die ersten, welche mehr in der Nähe des Nordostpassats vorkommen, selten lange. Auf diese Windstillen folgen oft plötzliche Windstöße, gegen welche man sehr auf der Hut seyn darf, da sie manchmal von Wirbelwinden begleitet sind.

Das ist es ungefähr, was wir bis jetzt über die Passatwinde wissen, doch fällt es in die Augen, daß eine Menge der vorkommenden Erscheinungen noch keineswegs genügend erklärt sind.

Reisebriefe aus Spanien.

X.

Malaga, den 14 Mai 1845.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Malaga verließ ich am 24 April gegen Mittag die belebte Hafenstadt, um die alpenartige über 8000 Fuß hohe Sierra de Yunquera, die höchste Gebirgskette der weitläufigen Serrania de Ronda zu besteigen, deren Gipfel noch von ausgedehnten Schneefeldern bedeckt waren. Das Wetter, früher kühl und regnerisch — in Cadiz hielt das Regenwetter ununterbrochen vom 28 Februar bis zum 19 März an — hatte sich aufgeklärt und wurde alsbald prachtvoll, aber freilich auch sehr heiß. Der Thermometer zeigte täglich 25 bis 30° R. im Schatten. Dennoch fühlte ich mich durchaus nicht genirt von dieser ungewöhnlichen Hitze, und zog wohlgemuth mit meinem Packpferde an Vicente's Seite durch die hohen blühenden Weizen- und Gerstenfelder, welche sich bis an die erste Hügelreihe der Serrania erstrecken. Bald verlor ich das blau schimmernde Meer aus den Augen, ward aber dafür durch den ununterbrochenen Anblick der malerischen Sierra de Mijas, einem hohen Dolomitgebirge, entschädigt, das sich zur Linken erhebt. Das Land ist, wie fast überall in Spanien, wenig bevölkert. Wir brauchten über vier Stunden, ehe wir den ersten bewohnten größern Ort, das Städtchen Cartama, erreichten, dem zu Häupten die Ruinen der durch ihre hartnäckige Vertheidigung berühmten maurischen Burg gleiches Namens sich erheben. Am linken Ufer des Rio Guadalhorce steigt der Weg aufwärts in die Gebirge. Dieser Fluß trennt die Serrania de Ronda von den Gebirgen, welche die Vega von Granada umschließen, und war jetzt von den häufigen Regengüssen dergestalt angeschwollen, daß ihn mein Pferd nur mit Mühe passiren konnte. Brücken, als Luxusartikel der Civilisation, sind in Spanien nicht beliebt. Man will die Schönheit der Natur nicht verderben.

Eine halbe Meile weiter aufwärts liegen das Dorf Pizarra und diesem gegenüber auf einem Hügel das Städtchen Alora, die einzigen Ortschaften, die man erblickt. Abends nach acht Uhr bei völliger Finsterniß erreichten wir das ungemein romantisch gelegene Dorf Alozaina. Es liegt am Fuße der schroffen Sierra Prieta, einem der vielen Aeste der Serrania. Hier war ich genöthigt, nach einem eben so spärlich als schmutzig zubereiteten Abendimbiß auf dem Heu- oder richtiger Strohboden zu schlafen, da es in der Posada kein Zimmer gab, indem dieselbe bloß mittelst einer Decke in ein oberes und unteres Behältniß zerfiel. Die mir verabreichten Betten starrten von Schmutz, Wanzen und noch schlimmerem Ungeziefer, so daß ich das bloße Stroh vorzog, wo ich aber wieder eine Anzahl Ratten zur Gesellschaft hatte.

Ein um so besseres Nachtquartier fand ich in Yunquera. Dieses freundliche und lebhafte Städtchen liegt am östlichen Fuß der schroff emporsteigenden Sierra in einem weiten kesselförmigen Thal. Hier wohnte ich in dem gastfreien Hause eines Arztes, an den ich empfohlen war und der mich schon im vorigen Winter bei meiner Durchreise nach Sevilla freundlichst aufgenommen hatte. Dieser zuvorkommende Mann führte mich ungeachtet der drückenden Hitze selbst nach einer großen Spinnfabrik, welche in einem der romantischsten Thäler der Sierra eine halbe Stunde von der Stadt liegt und einem Apotheker, Freund des Arztes, gehört. Von hier kletterten wir zusammen an dem wild brausenden Rio grande empor bis zu seinem Ursprunge, dem Nacimiento del rio grande, einer Quelle, wie es deren wenige in der Welt geben wird. Das gewaltige Thal endigt nämlich plötzlich mit einer hohen senkrechten Felswand, über die ein kleiner Bach in malerischem Fall herabstürzt. Links von diesem befindet sich eine geräumige Höhle im Kalkfelsen, beschattet von alten verknorrten Feigenbäumen, aus welcher unmittelbar der Fluß, hier an seinem Ursprunge bereits so groß wie etwa die Kirnitsch beim Kuhstall in der sächsischen Schweiz, hervortritt. Dabei hat diese ungeheure Quelle noch zwei Merkwürdigkeiten, eine, daß man durchaus nichts quellen sieht, obgleich das Bassin nicht tief und der Boden mit feinem Sand bedeckt ist, und die zweite, daß der Fluß bei Westwind schnell und bedeutend an Wassermasse zunimmt, bei Ostwind dagegen nicht, was die Sage des Volks, diese wunderbare Quelle stünde mit dem Meere in Verbindung, nicht unwahrscheinlich macht.

Begleitet von einem fröhlichen Führer, schickte ich mich am folgenden Tage zu einer Excursion nach dem Convento de las Nieves an, ein Kloster, das einige Meilen nördlich von der Stadt tief im Gebirge äußerst romantisch liegt. Vom Kloster aus bestieg ich den steilen Picarro, einen hohen Kalkberg, von dessen Gipfel man die Gebirge von Granada und die Ebene des Guadalquivir überblickt. Zahllose Thäler kreuzend, kam ich an dem Tajo del fraile (dem Mönchsfelsen), einem

seltsam gestalteten Kalkfelsen, vorüber, wieder nach Yunquera zurück. Die beiden nächsten Tage bestimmte ich zu einer grossen Expedition in das eigentliche Hochgebirge. Zu diesem Behufe miethete ich einen tüchtigen ortskundigen Führer. Außer diesem begleitete mich noch der Führer vom vorigen Tage, welcher zu seinem eigenen Vergnügen mitging. Mein Pferd ward mit Papier und den nöthigen Lebensmitteln bepackt und Vicente's Obhut anvertraut. Der lustige Führer vom vorigen Tage, seines Zeichens ein Schuster und allgemein unter dem Namen Maestro Lata (Meister Blech) oder el Farolero (der Laternenmann) bekannt, weil er das Geschäft des Laternenanzündens über sich hatte, außerdem seines Witzes und namentlich seiner Aufschneidereien wegen berühmt, diente besonders dazu, uns zu amusiren. Allerdings hatte er mir versprochen, da er sich rühmte, ein außerordentlicher Jäger zu seyn, mir Vögel und Gemsen und Gott weiß was alles zu schießen, verschoß mir aber bloß mein Pulver und Blei, ohne auch nur ein einziges Gethier zu erlegen.

Alle mit Feuergewehr wohl bewaffnet, brach die Karawane früh um sieben Uhr auf. Nach mehrstündigem Emporsteigen in dem Barranco Bacamon erreichten wir einen nach oben zu kesselförmig endenden Grund, el Concon genannt, dessen rechte Thalwand nach Osten zu mit dem Tajo de la Caina, einer schauerlichen Felsenmarmorpartie, endet. Diese trennt das Thal von der Canada la perra, einer felsigen Schlucht, durch welche wir den Kamm des Gebirgs, welchen grüne Alpenwiesen bedecken, erstiegen; von hier aus erklomm ich einen der Gipfel des Gebirgs, den Peñon de los enamorados (Felsen der Verliebten), einen über 6000' hohen Punkt, und begab mich dann allein, bloß von dem Führer begleitet, nach der Hoya del Tejo, einem mitten in Schneefeldern liegenden Felsenkessel. Von diesem an seltenen Pflanzen reichen Punkte führte mich mein Begleiter über einsame hohe Kämme und Felsen nach Pilar de Tolox, einem krystallhellen Wasserbassin, das leicht gegen 7000' über der Meeresfläche liegen mag. Es breitet sich in der Tiefe eines niedrigen Thales aus, das die genannten Höhen von dem höchsten Gipfel des Gebirgs, der majestätischen Plazoleta, trennt. Hier trafen wir wieder mit Lata und Vicente zusammen und suchten uns einen überhängenden Marmorfelsen zum Nachtquartier aus.

Der ganze obere Theil des Gebirgs ist stellenweise mit Wäldern oder doch wenigstens mit Bäumen bedeckt, welche aus zwei diesem Gebirge eigenthümlichen Arten, der Alpeneiche (quercus alpestris) und der andalusischen Fichte (Abies Pinsapo Boiss.) bestehen. — Während meine Begleiter beschäftigt waren Brennholz zu sammeln und Abendbrod und Nachtlager zu besorgen, bestieg ich, von unserem Hunde begleitet, die gegenüberliegende 8000' hohe Plazoleta, deren Felsengipfel ich nach Dreiviertelstunden erreichte. Die Aussicht von diesem eine breite Platte (daher der Name) bildenden Bergriesen ist unermeßlich. Zur Rechten und Linken öffnen sich grausige, von düstern Fichten erfüllte Abgründe; im Westen erblickt man den Felsen von Gibraltar, den Golf, die Gebirge von San Roque und Algeciras, die ganze Meerenge, die afrikanische Küste und darüber die schneebedeckten Gipfel des Atlas; — weiter nach Westen zu sieht man die Gränzgebirge der Provinz von Cadiz und nach Norden die weiten Ebenen von Sevilla; im Süden begränzt der blaue Spiegel des Meeres, über die zackigen Gebirge von Estepona, Marbella und Mijas, emporglänzend, den Horizont, während im Osten das Labyrinth der gewaltigen Gebirge von Granada, alle überragend, die einer weißen Wolke vergleichbare jetzt im Schein der Abendsonne rosenroth gefärbte Sierra Nevada, sich vor dem staunenden Auge ausbreitete.

Nachdem ich den Sonnenuntergang abgewartet hatte, stieg ich wieder hinab zu meinen Gefährten. Hier loderte bereits ein helles Feuer zwischen einem mächtigen Marmorblock und einem morschen, umgestürzten, gewaltigen Stamm eines Pinsapo. In einer Schlucht unter dem überhängenden Felsen war das Nachtlager für mich, bestehend aus dem Sattel meines Pferdes, aufgeschlagen, und an der andern Seite des Bivouacs fraß das Pferd ruhig seine Gerste. Nach eingenommener Abendmahlzeit, aus gebratenem Ziegenfleisch, Salat und Orangen bestehend, suchte ich, dießmal tüchtig müde, mein Lager, um das sich meine drei Begleiter, in ihre braunen Mäntel gehüllt, die Flinte im Arm, lagerten, um etwa beutelustige Wölfe, die nicht selten seyn sollen, von uns abzuhalten. Die Nacht war ganz still, der Himmel prachtvoll gestirnt und die Luft durchaus warm, aber ich war zu aufgeregt, um schlafen zu können. Die von den lodernden Flammen des Wachtfeuers grell beleuchteten Marmorfelsen und Fichten, über deren düstern Wipfel die Pyramide der Plazoleta sich scharf am hellen Nachthimmel abzeichnete, die abenteuerliche Form des ganzen Bivouacs, die bewaffneten Spanier um mich — dieß alles gab ein Bild, um das mich jeder Genremaler beneidet haben würde. — Auch meine Begleiter floh der Schlaf, und so vertrieben wir uns die Zeit theils mit Cigarrenrauchen, theils mit den lügenhaften Erzählungen, welche Lata in großer Menge vorräthig hatte, theils mit den Volkssagen und Romanzen, welche der zweite Führer Miguel bereitwillig zum Besten gab. Nach Mitternacht ging der Mond auf und übergoß die ganze Gegend mit seinem zauberhaften Silberlicht, eine neue, überraschende Beleuchtung!

Am folgenden Morgen brachen wir zeitig auf und drangen im Thal abwärts nach Westen vor. Ich bestieg einen dritten Gipfel, den hohen Peñon Alcazava, und wandte mich dann nördlich nach dem Puerto de las tres cruzes (dem Paß der drei Kreuze). Ein Thal voll üppiger Vegetation führte uns an einen hohen Bergkamm, den wir überstiegen, nochmals den Felsen der Verliebten berührend, worauf wir in die Angusturas de los corales hinabstiegen, um Yunquera wieder zu erreichen. Seit meinem Aufenthalt in der Sierra Nevada habe ich keine so interessante und romantische Excursion gemacht.

Miscellen.

Australischer Indigo. Hr. Sturt fand auf seiner neuesten Reise nach dem Darlingfluß einheimischen wilden Indigo, der eine Höhe von 3 Fuß erreicht. (Athenäum vom 14 Jun.)

Geologischer Unterricht in Indien. Nach dem Englishman vom 14 April ist beschlossen an dem Agra Collegium ein Museum für Oryktognosie einzurichten und einen Unterricht in Geologie, namentlich für ökonomische Zwecke, damit zu verbinden.

Seltsame Geldspeculation. Seit einiger Zeit werden die Kupfermünzen von Wilhelm IV sorgsam zusammengekauft, wie man sagt von Juden; es ist eine anerkannte Thatsache, daß seit zwei Monaten diese Münzen in Westminster dermaßen gesucht sind, daß sie jetzt das Doppelte ihres gesetzlichen Werthes kosten. Die Manie hat sich auch weiter verbreitet, und man gibt jetzt zwei Penny für ein Pfennigstück. Es soll Gold darin enthalten seyn. (Examiner vom 14 Jun.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. — Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Intelligenzblatt Nr. 7 und Umschlag zum Monat Junius.)

№ 7.

Intelligenz-Blatt zum Ausland.

Montag 30 Junius 1845.

[58]

Dante Alighieri's Schriften

sind jetzt **vollständig** bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen, und einzeln unter folgenden Titeln zu beziehen:

Die göttliche Komödie. Uebersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer. Vierte,** sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Planen der Hölle, des Fegfeuers und Paradieses, und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

☞ Die zu diesem Werke gehörigen Kupferbeilagen werden besonders für 16 Ngr. erlassen.

Lyrische Gedichte. Uebersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer** und **K. Witte. Zweite,** vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das neue Leben. Uebersetzt und erläutert von **K. Förster.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von **K. L. Kannegießer.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

---

[59] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Skizzen aus dem Leben und der Natur.

Vermischte Schriften

von **H. Hauff.**

Zwei Bände.

Gr. 8. Broschirt. Preis 6 fl. 27 kr. oder 4 Rthlr.

Nachdem der Verfasser seit einer Reihe von Jahren im Morgenblatt, dessen Redacteur er ist, und in andern Zeitschriften Aufsätze verschiedenen Inhalts anonym niedergelegt, hat er sich entschlossen eine Auswahl derselben in einer Sammlung dem Publicum vorzulegen. Die beiden Bände enthalten Erzählungen, Satiren, heitere Kritiken unserer gesellschaftlichen und litterarischen Zustände und populäre Naturbetrachtungen. — Der Inhalt des ersten Bandes ist folgender: 1) Madelon. 2) Postdiluvianische Kritik. 3) Indiscretion. 4) Vom Theater. 5) Rheinfahrt. 6) Vom Mond. 7) Gedanken über die natürliche Verschiedenheit und die Urzeit des Menschengeschlechts. 8) Miß Djeck. Zur Geschichte des Elephanten. 9) Die große Wasserschlange.

Der **zweite** Band enthält: Die kleine Stadt und der Jahrmarkt. Litterarische Grillen: 1) Das Jahr 1740. 2) Schalksnarren. 3) Der deutsche und der französische Feuilletonist. 4) Ueber deutsche Dramatik, besonders über das Lustspiel. 5) Der Holzschnitt als typographischer Schmuck. — Die Bajaderen. — Vom Geisterglauben. — Geologische Briefe: 1. Das Verhältniß der Geologie zu unserer Zeit. 2. Orientirung. 3. Aeltere Ansichten. 4. Werner. 5. James Hutton. Leopold von Buch. 6. Elie de Beaumont. 7. Neueste Beobachtungen.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[60] In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sprech- und Sprachschule,

ein Lesebuch für die deutsche Jugend zur Beförderung ihres Sprachvermögens.

Von Dr. **W. Lange,**

Oberprediger zu Burg.

Dritte verbesserte Auflage.

Gr. 8. Velinpap. Preis 48 kr. od. 12 gGr.

Für die Vortrefflichkeit dieses Buches spricht die Zahl seiner Auflagen, und der niedrige Preis hat bei seiner Brauchbarkeit die Einführung in sehr vielen Lehranstalten zur Folge gehabt.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[61] Bei gegenwärtiger Reise-Saison erlauben wir uns auf nachstehende Handbücher wiederholt aufmerksam zu machen:

Der Bodensee

nebst dem Rheinthal

von St. Luziensteig bis Rheinegg,

von **Gustav Schwab.**

Zweite, verm. und verbesserte Auflage.

Mit 2 Stahlstichen u. 2 Karten.

8. Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 6 gr.

Die Brauchbarkeit dieses Handbuchs ist durch den vollständigen Verschluß der ersten Auflage bewährt worden. Der Verfasser hat es nun durch sorgfältige Durchsicht, Umarbeitung ganzer Artikel, wie z. B. des Abschnittes über die Dampfschifffahrt, über die Flora des Bodensees, über die denselben betreffenden Kunstwerke, und durch sehr bedeutende Zusätze in topographischer Beziehung noch praktischer, so wie durch die Trennung in zwei Abtheilungen für den Bedarf des Reisenden, namentlich des Fußwanderers, zweckmäßiger einzurichten unternommen, und die unterzeichnete Verlagshandlung hat das Aeußere des Werkes durch Druck und Papier und zwei von Meisterhand gezeichnete und in Stahl gestochene Ansichten, so wie durch zwei vortreffliche Karten vom Bodensee und vom Rheinthale aufs einladendste ausgestattet.

Taschenbuch auf Reisen durch Württemberg, mit einem Anhang über die besuchten Bäder Württembergs, einem Ortsregister und zwei lithographirten Abbildungen, und auf Verlangen mit einer Karte von Württemberg. 12. Preis brosch. mit Karte 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gGr., ohne Karte 1 fl. 24 kr. oder 20 gGr.

Ein Handbuch das wie dieses ganz Württemberg umfaßt, das der Reisende unterwegs zu Rathe ziehen kann, um sich mit den Schönheiten, Merkwürdigkeiten, den verschiedenen Entfernungen der einzelnen Orte, so wie mit den besuchtern Straßen und deren Richtung und Verbindung mit der Schweiz und den andern Nachbarländern bekannt zu machen, wird gewiß vielen willkommen seyn, vor allen andern denjenigen welche die vaterländischen Bäder besuchen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[62] In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte

von **Franz Kugler.**

8. Velinpapier in Umschlag brosch. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[65] In unterzeichnetem Verlag ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Aus den

gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen

einer Reise in Frankreich

von

Moriz Mohl,

königlich württembergischem Obersteuerrath.

Mit 148 Holzschnitten.

Gr. 8. Preis 3 fl.

Einer der geistvollsten und kenntnißreichsten Schriftsteller im Fache der National-Oekonomie, ein Mann, idem das Wohl seines Vaterlandes vor allem am Herzen liegt, hat in diesem Buche Erfahrungen niedergelegt, welche er auf mehrjährigen Reisen im Ausland über Gewerbsverhältnisse gesammelt hat. Wir hören von unsern Gewerbtreibenden mehr als je die Klage über Mangel an Absatz, Concurrenz des Auslandes, schlechte Preise u. s. w.

Vorliegendes Werk gibt die Gründe hiefür genau an und theilt die Mittel zu deren Beseitigung mit. Es ist nicht sowohl für den National-Oekonomen, für den Theoretiker, für den Gelehrten, als hauptsächlich für den Mann von Fach geschrieben. Es wird ihm der Weg zur Fortbildung gezeigt und ihm die Bahn angewiesen, auf der er zu immer weiterer Vollkommenheit gelangen kann, wenn er sich auf der Höhe der Zeit erhalten, wenn er die Kundschaft des immer mehr fordernden Publicums nicht verscherzen will.

Die württembergische Staatsregierung im wohlverstandenen Interesse der Gewerbtreibenden hat es für wichtig genug erachtet, den Hrn. Verfasser mit Ankauf von Mustern ausländischer Gewerbserzeugnisse zu beauftragen, und es sind von derselben diese Erwerbungen in Tabletterie-Geflecht und Wollewaaren so vertheilt worden, daß die betreffenden Industriezweige an diesen Mustern eine treffliche Schule machen können.

Das Werk des Hrn. Obersteuerraths Mohl gibt die ausführlichsten Beschreibungen und Anweisungen zur Verfertigung der Waaren obenbezeichneter Art, und erläuternde Holzschnitte im Text zeigen aufs deutlichste, was durch Worte nicht veranschaulicht werden kann.

Der Gewerbfleiß mehrerer Gegenden des Auslandes wird mit dem unsrer Gewerbsorte verglichen, die Ursachen der gegenwärtigen Ueberlegenheit Frankreichs im Tabletterie-Gewerbe nachgewiesen, die Art des Betriebs im Auslande, der Wohlstand der Arbeiter, die Art des Absatzes genau bekannt gegeben. Man findet Anweisungen über die Technik der Fabrication, über Bezugsquellen und Preise der Urstoffe in Elfenbein, Perlmutter, Bein, Horn, Holz, Metall, Glas, Schildkrot; dann werden die verschiedenen Gegenstände dieser Gewerbe aufgeführt und beschrieben, endlich aus allem Angeführten der Schluß gezogen, daß sich dieser Industriezweig auch in Süddeutschland aufs zweckmäßigste entwickeln und steigern lasse.

Hiezu werden ausführlich alle Mittel angegeben und gezeigt, daß durch Unterricht, technische Hülfsmittel, Geschmack und Kenntnisse bei dem anerkannten Fleiß unsrer Arbeiter das schönste und lohnendste Resultat zu erreichen sey.

Aber nicht allein dieser weit ausgedehnte Gewerbszweig der Tabletterie-Waaren ist es der dem Hrn. Verfasser zu Beobachtungen im Interesse seiner Landsleute diente, auch die Schaf- und Baumwollenverarbeitung in ihrem ganzen Umfange hat er genauer Prüfung im Auslande unterworfen, und macht in seinem Buche die Resultate aufs zweckmäßigste und verständlichste bekannt. Die unermeßliche Ausdehnung der französischen und englischen Fabrication von Wollmusselinen, Merinos, Thibets, Bombasines, Creps-Rachels und all der verschiedennamigen Stoffe der Producte der Strumpfwirkerei, der Bandweberei, mit denen das Ausland alljährlich unsre Märkte überschwemmt, ist wie der Hr. Verfasser nachweist, nur die Schuld unsrer eigenen Unthätigkeit. Diese zu heben, die richtigen Wege und Hülfsmittel zu finden, darüber werden unsre Industriellen in diesem Buche ausführlich belehrt. Kein Mann von Fach, keiner dem das Wohl unserer arbeitenden Classen am Herzen liegt, wird dieses Werk unbefriedigt aus der Hand legen; er wird finden daß wir in unserm Süddeutschland, in unsern Händen Mittel genug haben der einreißenden Armuth zu steuern, daß in weiser geordneter Benützung dieser Mittel der Grund zum sittlichen und wirthschaftlichen Glücke des Landes gegeben ist, und daß der beste Auswanderungsplan zurückbleibt hinter der lohnenden Beschäftigung einer der thätigsten und nützlichsten Classen der Bevölkerung.

Stuttgart, im März 1845. J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[66] In Unterzeichnetem erschien so eben:

Lieder der Sehnsucht

nach den Alpen,

von

J. L. Pyrker.

8. Pracht-Velinpapier. Preis 1 fl. oder 16 gGr.

Die Freunde und Verehrer der Muse des Sängers der Tunisias und Rudolphias erhalten in dieser aufs schönste ausgestatteten kleinen Liedersammlung eine gewiß höchst willkommene Spende. Sie enthält in zwanzig Gedichten, welche größtentheils wahre Lieder und zur Composition trefflich geeignet sind, die Erinnerungen des Hrn. Verfassers an die schönen Stunden, die er in den Alpen verlebte, namentlich geben sie ein so treues Bild der Gebirgswelt, daß jeder, der die friedliche Erhabenheit der Berge kennt, die Sehnsucht nach ihnen mit dem Dichter theilen muß. Die heiligen Freuden des Alpengängers, der sehnsüchtige Eindruck der Alpenauffahrt, das Liebeleben der Aelpler, das eigenthümliche Fest der Alpenheimfahrt, die lockende Gefahr der

Alpenjagd, die großartigen Naturschauspiele des Sonnen-Auf- und Unterganges im Gebirge, der Mondbeleuchtung u. s. w. sind mit inniger Wärme und prunkloser, volksthümlicher Wahrheit geschildert.

Stuttgart und Tübingen, April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[67] Im Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. G. v. Herders ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Bande,
mit dem Bildniß des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.
Preis broschirt 14 fl. oder 8 Rthlr.
Hübsch cartonnirt 14 fl. 36 kr. oder 8 Rthlr. 8 gGr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Herders Leben. — Gedichte. — Der Cid. — Legenden. — Dramatische Stücke und Dichtungen. — Stimmen der Völker in Liedern. — Geist der ebräischen Poesie. — Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. — Ideen zur Geschichte der Menschheit. — Adrastea. — Briefe zur Beförderung der Humanität. — Sophron. — Christliche Reden und Homilien. — Homilien über das Leben Jesu.

Außerdem sind noch zu haben.

J. G. v. Herders sämmtliche Werke in Taschen-Format. 60 Bändchen. Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Ebendieselben einzeln:

I. Religion und Theologie. 18 Bdchn. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gGr.
II. Litteratur und Kunst. 20 Bdchn. Preis 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gGr.
III. Philosophie und Geschichte. 22 Bdchn. Preis 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gGr.

Einzelne Bändchen aus diesen Abtheilungen werden für 24 kr. oder 6 gGr. abgegeben.

— — **Der Cid.** Nach spanischen Romanzen. Neue unveränderte Ausgabe. 16. Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

— — — — Illustrirte Ausgabe mit 70 Holzschnitten. Nach Zeichnungen von E. Neureuther. Zweite Auflage. Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

— — **Gedichte.** Herausgegeben von J. G. Müller. Neue Ausgabe. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gGr.

— — **Christliche Reden und Homilien.** Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr.

— — **Sophron.** Gesammelte Schulreden. Herausgegeben von J. G. Müller. 16. Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

M. Caroline v. Herder, Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders. Herausgegeben von J. G. Müller. 3 Theile. 16. Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gGr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

[68] Die sechste, verbesserte und vermehrte Auflage von dem

Lehrbuch für Jäger
und für die, welche es werden wollen,

von

Dr. G. L. Hartig,
Königl. preuß. Staatsrath und Ober-Landforstmeister ꝛc.,
Herausgegeben
von Dr. Th. Hartig,
Forstrath und Professor.

2 Bände mit Holzschnitten und Tabellen.
Gr. 8. Preis 7 fl. 30 kr. od. 4 Rthlr. 8 gGr.

hat so eben die Presse verlassen.

In allen Zweigen der Naturkunde hat sich der Standpunkt der Wissenschaft wesentlich verändert, weßhalb eine Umarbeitung dieses Werkes nöthig war. Das Ganze desselben zerfällt in sechs Haupttheile:

Die Jagd-Kunstsprache — die Naturgeschichte der Jagdthiere — die Wildzucht — der Wildschutz — Wildjagd — und die Wildbenutzung.

Sechs Auflagen sprechen für die anerkannte Brauchbarkeit dieses Buches, und wir haben mit dieser Anzeige nicht die Aufgabe ein längst bekanntes vortreffliches Buch zu empfehlen, sondern nur die Pflicht zu erfüllen, auf eine neue Auflage desselben aufmerksam zu machen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1845.

J. G. Cotta'scher Verlag.

